

Alexandre Dumas Die Valois Romane



Die Valois-Romane	
I.	Die Königin Margot
II.	Die Dame von Monsereau
III.	Die Fünf und Vierzig



Marguerite de Valois

Königin Margot **(Marguerite de Valois)**

Von

Alexandre Dumas.

in Zusammenarbeit mit Auguste Maquet

Aus dem französischen
von
August Zoller



Stuttgart.
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.
1845.

Liste der handelnden Personen Periode 1572 - 1575.	
Karl IX.	König von Frankreich
Heinrich, Herzog d'Anjou, Granz, Hezog d'Alencon	seine Brüder
Catharine de Médicis	Die Königinmutter
Elisabeth	Königin zu Karl IX.
Henri de Bourbon	König von Navara, später Heinrich IV.
Marguerithe de Valois	seine Frau
Prinzessin Claude, Herzogin von Lorraine	Schwester von Marguerite
Marie Touchet	Mätresse von Karl IX.
Karl	ihr kleiner Sohn, später Herzog d'Angoulême
Heinrich von Lorraine	Herzog von Guise
Herzogin von Nevers	seine Schwägerin
Baron von Sauve	
Madame von Sauve	seine Frau, Hofdame von Catharina Médicis
Madelon	die alte Krankenschwester von Karl IX.
Graf Joseph Hyacinthe Boniface de Lerac de la Mole	ein Hugenotte, der geliebte von Marguerite de Valois
Graf Annibal de Coconnas	ein Katholik, der Geliebte der Herzogin von Nevers
Maître Carbouche	Henker der Propstei Paris

Liste der handelnden Personen Periode 1572 - 1575.	
Franz de Louviers-Maurevei	des Königs Killer
Maître René Florentine	Parfümeur der Königinmutter
Ambroise Paré	Chirurg
M. de Nancy	Kapitän der Garde von Catherina de Médicis
Maître la Hurière	ein katholischer Grundherr der belle Étoile
Gregoire	sein Diener
Madame La Hurière	
M. de Besme	ein deutscher Offizier, zugehörig zum Herzog von Guise
Orthon	Page von Heinrich von Navara
M. de Beaulieu	Gouverneur von Vincennes
Kapitän Castro	von des Königs Garde
Bischof von Krakau, der pfälzische Lasco	Botschafter von Polen
Admiral de Coligny, Prinz de Condé, M. de Téligny, M. de Mouy de Saint-Phale, M. de Sancourt, M. de Barthélmy, Lambert Mercandon, Olivier sein Sohn, Madame de Mercandon	Hugenotten
Der Generalstaatsanwalt	
President des Gerichts von Vincennes	
Urkundsbeamter des Gerichts	
Mazille	ein Arzt

Inhaltsverzeichnis

Königin Margot (Marguerite de Valois)

Einleitung.

Erstes bis viertes Bändchen.

I. Das Latein von Herrn von Guise.

II. Das Gemach der Königin von Navarra.

III. Ein königlicher Dichter.

IV. Der Abend des 24. August 1572.

V. Vom Louvre insbesondere und von der Tugend im Allgemeinen.

VI. Die bezahlte Schuld.

VII. Die Nacht des 25. August 1572.

VIII. Die Geschlachteten.

IX. Die Schlächter.

X. Tod, Messe oder Bastille.

XI. Der Weißdorn des Cimetière des Innocens.

XII. Vertrauliche Mitteilung.

XIII. Wie es Schlüssel gibt, welche Türen öffnen, für die sie nicht bestimmt sind.

XIV. Zweite Hochzeitsnacht.

XV. Der Frauen Wille ist Gottes Wille.

XVI. Der Körper eines toten Feindes riecht immer gut.

XVII. Der Zunftgenosse von Meister Ambroise Paré.

XVIII. Die Geister.

XIX. Die Wohnung von Meister René, dem Parfumeur der Königin Mutter.

XX. Die schwarzen Hühner.

XXI. Die Wohnung von Frau von Sauves.

Fünftes bis achttes Bändchen.

I. Sire, Ihr werdet König sein.

II. Ein Neubekehrter.

III. Die Rue Tizon und die Rue Cloche-Percée.

IV. Der Kirschrote Mantel.

V. Margarita.

VI. Die Hand Gottes.

- VII. Der Brief von Rom.
 - VIII. Der Aufbruch.
 - IX. Maurevel.
 - X. Die Jagd.
 - XI. Brüderschaft.
 - XII. Die Dankbarkeit von König Karl IX.
 - XIII. Gott lenkt.
 - XIV. Die Macht der Könige.
 - XV. Anagramm.
 - XVI. Die Rückkehr in den Louvre.
 - XVII. Die Verhöre.
 - XVIII. Rachepläne.
 - XIX. Die Atriden.
 - XX. Das Horoskop.
 - XXI. Geständnisse.
 - XXII. Die Gesandten.
 - XXIII. Orestes und Pylades.
 - XXIV. Orthon.
 - XXV. Das Gasthaus zum Schönen Gestirn.
 - XXVI. Von Mouy Saint-Phale.
 - XXVII. Zwei Köpfe für eine Krone.
- Neuntes bis zwölftes Bändchen.
- I. Das Jagdbuch.
 - II. Die Beize.
 - III. Der Pavillon von Franz I.
 - IV. Die Nachforschungen.
 - V. Actäon.
 - VI. Der Wald von Vincennes.
 - VII. Die Wachsfigur.
 - VIII. Der unsichtbaren Schilde.
 - IX. Die Richter.
 - X. Der spanische Bock.
 - XI. Die Kapelle.
 - XII. Der Platz Saint Jean-en-Grève.
 - XIII. Der Turm des Drillhauses.
 - XIV. Der Blutschweiß.
 - XV. Die Plattform des Turmes von Vincennes.
 - XVI. Die Regentschaft.

XVII. Der König ist tot: es lebe der König!

XVIII. Epilog.

Fußnoten

Einleitung.

Die Reihe der Romane, in denen Dumas die Höfe der späteren Valois-Könige Karl IX. und Heinrich III. behandelt hat — eine Reihe, von der »La Reine Margot« oder »Marguerite de Valois« chronologisch gesehen die erste ist —, beschreibt die wichtigsten Ereignisse dieser Periode mit so großer Genauigkeit, dass man mit Fug und Recht sagen kann, dass derjenige, der diese große Trilogie liest, die französische Geschichte studiert, wenn er sich nicht sogar darauf vorbereitet, sie zu schreiben.

Vom Tod Heinrichs II. über die Regierungszeiten der drei Söhne dieses unglücklichen Monarchen, — das dem kränklichen und unglücklichen François II., dem grausamen, fast wahnsinnigen Karl IX. und dem verweichlichten, unentschlossenen und feigen Heinrich III, — war die einzige durchdringende Persönlichkeit in Frankreich die von Katharina von Medici; und da ihr Haß und ihre Furcht vor Heinrich von Navarra die Triebfeder ihrer Politik war, seit sein Charakter sich so entwickelt hatte, daß er sich von den anderen Fürsten der Bourbonen, die alle Anhänger der reformierten Religion waren, unterschied. Dumas hat diesen Hass und diese Furcht zum Thema genommen, auf dem er drei Romane aufgebaut hat, die an intensivem Interesse und an der Kraft, zu unterhalten und zu amüsieren, mit allen konkurrieren, die jemals aus seiner Feder kamen.

Wenn der Befehl für das blutige Werk am St. Bartholomäus-Tag 1572 von den Lippen Karls ausging, war es der Geist der Königinmutter, der ihn veranlasste, und der Wille der Königinmutter, der ihn aus diesen Lippen erzwang. Die große Anzahl von Hugenotten, die in den Straßen von Paris in Verfolgung dieses Befehls massakriert wurden, wurden erbarmungslos und rücksichtslos in der Hoffnung geopfert, dass in dem allgemeinen Gemetzel der König von Navarra mit seinen Mitreligiösen aus dem Weg geräumt werden würde.

Die Ermordung von Gaspard de Coligny, dem tapferen Admiral, dessen Verdienste für Frankreich so groß waren, kann niemals aufhören, ein Ereignis von traurigem Interesse für alle Liebhaber der religiösen Freiheit zu sein; und die lebhafteste Beschreibung der

üblen Tat, die auf den folgenden Seiten zu finden ist, erhält zusätzliches Interesse durch die Tatsache, dass die Rolle, die Coconnas darin zugewiesen wurde, wirklich von ihm ausgeführt wurde.

M. De Crue hat kürzlich in Paris ein Buch mit dem Titel »Ze Parti des Politiques au lendemain de la Saint-Barthélemy« veröffentlicht, das den Untertitel »Za Molle et Coconat« trägt, was in jedem Fall die authentischere Rechtschreibung zu sein scheint.

Aus den Forschungen von M. de Crue geht hervor, dass unsere beiden Helden noch wichtigere Persönlichkeiten waren, als sie von Dumas dargestellt werden. Die Partei der Politiques nahm eine Art Mittelstellung zwischen den Katholiken und den Hugenotten ein; sie wurde ursprünglich von den Montmorencys angeführt, und nach ihnen von Francois, Duc d'Alencon. La Molle, der als ausschweifend, fromm und sehr abergläubisch beschrieben wird, wurde der Vertraute von d'Alencon; und es wird gesagt, dass Karl IX., der seinen Bruder verabscheute, zweimal den Befehl gab, La Molle zu erwürgen; und dass er selbst eines Tages mit dem Duc de Guise und anderen Herren in einem Gang des Louvre zu diesem Zweck wartete. La Molle wurde nur deshalb gerettet, weil er das Zimmer der Königin von Navarra betrat und nicht das von d'Alencon.

Annibal Coconat (oder Coconata) soll von M. De Crue als Mitarbeiter von La Molle genommen worden sein, um ihm den persönlichen Mut zu geben, an dem es ihm mangelte. Beide waren Geheimagenten Spaniens, dessen Macht unter Philipp II. immer fleißig die religiösen Unruhen in Frankreich schürte. Karl IX. wird zitiert, der sich über Coconat folgendermaßen geäußert hat: »Coconat war ein tapferer Herr, aber er war verrucht; er war einer der verruchtesten Männer, die in meinem Königreich lebten. Ich erinnere mich, ihn unter anderem sagen gehört zu haben, als er sich seiner Rolle in der Bartholomäusnacht rühmte, dass er dreißig Hugenotten aus den Händen des Volkes gekauft habe, um die Genugtuung zu haben, sie nach seinem eigenen Vergnügen zu töten, was darin bestand, sie zuerst mit dem Versprechen, ihr Leben zu retten, dazu zu bringen, ihrer Religion abzuschwören; nachdem dies geschehen war, tötete er sie mit seinem Poniard grausam mit mehreren Schnitten.«

Dieser Monarch, der über solche »Bosheit« und »Grausamkeit« entsetzt war, ist derselbe, der bei der gleichen Gelegenheit am Fenster des Louvre stand und mit seiner Arkebus auf vorbeigehende Hugenotten schoss.

1574 wurde ein Plan geschmiedet (von La Molle ?), der vorsah, dass d'Alencon mit dem König von Navarra, Turenne und Coconat aus Paris fliehen und sich an die Spitze aller Unzufriedenen des Königreichs stellen sollte, in der Erwartung, dass Ludwig von Nassau und seine Armee ihn unterstützen würden, ebenso wie England, Deutschland und die Niederlande. Die Spione der Königinmutter kamen dem Komplott jedoch auf die Spur. D'Alencon und der König von Navarra wurden im Louvre gefangen gehalten, während La Molle und Coconat verhaftet wurden. Ersterer wurde als Kopf der Verschwörung angesehen, Coconat lediglich als Instrument. Beide wurden auf die Folter gespannt. Nachdem La Molle lange geschwiegen hatte, denunzierte er schließlich Turenne, Coconat, Bouillon, Condé und andere als seine Komplizen, nannte aber den Namen d'Alencon nicht. Coconat hingegen sprach unter der Folter von D'Alencon und Montmorency.

La Molle war der Geliebte der Königin von Navarra; die Herzogin von Nevers war eine von Coconats vielen Mätressen. Marguerite plädierte für La Molle's Begnadigung, konnte aber nur das Versprechen erhalten, dass er nicht öffentlich hingerichtet werden sollte; aber die Vorbereitungen wurden beschleunigt, und bevor der Befehl eintraf, wurden beide auf der Place de Greve enthauptet.

Brautéme sagt, dass Marguerite und die Duchesse de Nevers die Leichen heimlich ausgraben und in der Kapelle Saint-Martin am Montmartre begraben ließen. Es wurde auch gesagt, dass sie die Köpfe ihrer Liebhaber einbalsamiert aufbewahrten.

Ein Dichter der damaligen Zeit verfasste dieses Epigramm für La Molle: »Mollis vita fuit, mollior interitus.«

Diese kurze Skizze der Ergebnisse der historischen Forschung wird es dem Leser ermöglichen, selbst zu beurteilen, wie genau sich Dumas an die Fakten gehalten hat.

Die Geschichte hat viel über Marguerite de Valois, die Königin von Navarra, gesagt — über ihre verhängnisvolle Schönheit und

ihren noch verhängnisvolleren Leichtsinn, um es mit keinem härteren Namen zu nennen. Dumas hat sie uns hier sicherlich in einem so günstigen Licht dargestellt, wie es die bekannten Fakten ihres Lebens und Charakters hergeben. Unser eigener Historiker, Motley, hat ein Wort über sie verloren, als er die Geschichte der kurzen Erfahrung ihres Bruders Francois als Generalgouverneur der Niederlande erzählte. Ihre Beziehungen zu diesem Bruder wurden sehr streng kommentiert; sie begleitete ihn in die Niederlande, wo sie der Liste derer, die ihr Charme verführt hatte, viele Namen hinzufügte — insbesondere den von Don John von Österreich, dem Helden von Lepanto.

»Es wäre in der Tat schwierig, sich eine Geschichte vorzustellen, die anders als interessant wäre und in deren Mittelpunkt oder in einer der Hauptfiguren der joviale, unbekümmerte, fesselnde, liebenswerte, aber auch gerissene und berechnende Henri de Bourbon, König von Navarra, später Henri IV. von Frankreich, stehen sollte. Immer präsent, ein fröhliches und spöttisches Gespenst in den Köpfen von Catherine de Médicis und ihre kinderlosen Söhne, unbeständig in der Liebe und in der Religion, aber immer männlich und tapfer, großzügig und treu, der Sohn von Jeanne d'Albret ist der wahre Held der Valois-Romane.

Erstes bis viertes Bändchen.

I.

Das Latein von Herrn von Guise.

Am Montag, dem achtzehnten Tage des Augusts 1572 fand ein großes Fest im Louvre statt.

Die gewöhnlich dunkeln Fenster des alten königlichen Wohngebäudes waren hell erleuchtet; die in der Regel so einsamen benachbarten Straßen und Plätze waren, seitdem es in Saint-Germain-l'Auxerrois neun Uhr geschlagen hatte, gedrängt voll von Menschen. Dieser lärmende, drohende Volkszusammenlauf glich in der Dunkelheit einem düsteren, bewegten Meere, dessen Wellen sich geräuschvoll von einer Stelle zur andern drängen. Dieses Meer schlug auf dem Quai ausgebreitet, von wo es durch die Rue des Fossés-Saint-Germain und durch die Rue de Lastruce ausmündete, mit seinem Strome den Fuß der Mauern des Louvre und mit seinem Gegenstrome die des Hotel Bourbon.

Es lag trotz des königlichen Festes und vielleicht sogar gerade wegen des königlichen Festes etwas Bedrohliches in diesem Volke; denn es vermutete nicht, daß die Feierlichkeit, der es als Zuschauer beiwohnte, nur das Vorspiel zu einem auf acht Tage verschobenen Feste sein sollte, bei welchem es eingeladen werden und sich von ganzem Herzen ergötzen würde.

Der Hof feierte die Hochzeit von Frau Margarethe von Valois, der Tochter Heinrich II. und der Schwester von König Karl IX. mit Heinrich von Bourbon, König von Navarra. Der Kardinal von Bourbon hatte wirklich am Morgen die zwei Verlobten mit dem bei den Hochzeiten der Töchter von Frankreich üblichen Zeremoniell auf einem an der Pforte von Notre-Dame aufgeschlagenen Schaugerüste vermählt.

Jedermann staunte über diese Heirat, welche einigen klarer Sehenden viel Stoff zum Nachdenken gab. Man konnte nicht recht die Annäherung der zwei Parteien begreifen, die sich so gehässig

einander gegenüberstanden, wie es in diesem Augenblick bei der protestantischen und der katholischen Partei der Fall war. Man fragte sich, wie der junge Prinz von Condé dem Herzog von Anjou, dem Bruder des Königs, den Tod seines in Jarnac von Montesquiou ermordeten Vaters vergeben könnte. Man fragte sich, wie der junge Herzog von Guise Coligny den Tod seines in Orléans von Potrot de Méré ermordeten Vaters vergeben könnte. Mehr noch: Johanna von Navarra, die mutige Gemahlin des schwachen Anton von Bourbon, welche ihren Sohn Heinrich zu der königlichen Hochzeit, die seiner harrte, geführt hatte, war vor zwei Monaten gestorben und es hatten sich seltsame Gerüchte über diesen plötzlichen Tod verbreitet. Überall sagte man ganz leise und an einigen Orten ganz laut, sie hätte ein furchtbares Geheimnis entdeckt und Catharina von Medicis hätte dieselbe, die Enthüllung dieses Geheimnisses befürchtend, mit wohlriechenden Handschuhen vergiftet, welche von einem gewissen René, einem in solchen Dingen sehr geschickten Landsmann von ihr, gefertigt worden wären. Dieses Gerücht hatte sich um so mehr verbreitet und gekräftigt, als nach dem Tode der großen Königin auf die Bitte ihres Sohnes zwei Ärzte, worunter der berühmte Ambroise Paré, bevollmächtigt worden waren, den Leib zu öffnen und zu untersuchen, nicht aber das Gehirn. Da man nun aber Johanna von Navarra durch den Geruch vergiftet hatte, so konnte nur das Gehirn, der einzige von der Sektion ausgeschlossene Teil des Körpers, die Spuren des Verbrechens bieten. Wir sagen Verbrechen, denn Niemand zweifelte daran, das ein solches begangen worden war.

Das war noch nicht Alles. Der König Karl hatte bei dieser Heirat, welche nicht nur den Frieden seines Reiches wiederherstellte, sondern auch die vornehmsten Hugenotten seines Landes nach Paris zog, eine Beharrlichkeit an den Tag gelegt, die man Halsstarrigkeit nennen konnte. Da die zwei Verlobten eines Teils der katholischen Religion, andern Teils der reformierten angehörten, so war man genötigt gewesen, sich wegen der Dispensation an Gregor XIII. zu wenden, der damals den päpstlichen Stuhl in Rom inne hatte. Die Dispensation blieb lange aus und diese Zögerung beunruhigte die verstorbene Königin von Navarra ungemein. Sie drückte eines Tags gegen Karl IX. die

Befürchtung aus, die Dispensation könnte gar nicht kommen, worauf dieser antwortete:

»Seid unbesorgt, meine gute Tante, ich ehre Euch mehr, als den Papst, und liebe meine Schwester mehr, als ich ihn fürchte. Ich bin kein Hugenott, aber ich bin auch kein Dummkopf, und wenn der Herr Papst eine Albernheit begeht, so nehme ich Margot selbst bei der Hand und führe sie mitten im Gottesdienste an den Traualtar.«

Diese Worte verbreiteten sich vom Louvre aus in die Stadt und gaben, während sie die Hugenotten sehr erfreuten, den Katholiken viel zu denken, denn, diese fragten sich, ob der König sie ganz einfach verriete oder ob er irgend eine Komödie spielte, welche an einem schönen Morgen oder an einem schönen Abend ihre unerwartete Entwicklung fände.

Besonders dem Admiral Coligny gegenüber, welcher seit fünf bis sechs Jahren einen erbitterten Krieg gegen den König führte, erschien das Benehmen von Karl IX. ganz unerklärlich. Nachdem er einen Preis von hundert und fünfzig tausend Goldtalern auf seinen Kopf gesetzt hatte, schwor der König nur bei ihm, nannte ihn seinen Vater und erklärte ganz laut, er würde ihm allein die Führung des Krieges anvertrauen, so daß selbst Catharina von Medicis, welche bis dahin die Handlungen, den Willen und sogar die Wunsche des jungen Prinzen beherrscht hatte, sich zu beunruhigen schien, und zwar nicht ohne Grund, denn in einem Augenblick des Ergusses sagte Karl IX. zu dem Admiral in Beziehung auf den flandrischen Krieg:

»Mein Vater, es ist hierbei noch Eines, worauf man wohl Acht haben muß: die Königin, meine Mutter, welche ihre Nase in Alles stecken will, wie Ihr wißt, weiß nichts von dieser Unternehmung. Halten wir sie so geheim, daß sie nicht ein Bisschen davon erfährt, denn bei ihrem unruhigen, zänkischen Kopfe würde sie uns Alles verderben.«

So weise und erfahren nun auch Coligny war, so konnte er doch ein solches Vertrauen nicht gänzlich geheim halten, und obgleich er mit großem Argwohn nach Paris kam, obgleich bei seinem Abgange von Chatillon eine Bäuerin sich ihm zu Füßen warf und ausrief: »Oh, Herr und Meister! geht nicht nach Paris, denn wenn Ihr dahin geht, werdet Ihr dort sterben, Ihr und Alle, die mit Euch

gehen,« erlosch doch dieser Verdacht allmählich in seinem Innern und in dem von Téligny, seinem Schwiegersohne, welchem der König ebenfalls große Freundschaft bezeigte, denn er nannte ihn seinen Bruder, wie er den Admiral seinen Vater nannte, und duzte ihn, wie er dies gegen seine besten Freunde tat.

Abgesehen von einigen mürrischen und mißtrauischen Geistern, waren die Hugenotten also völlig beruhigt. Der Tod der Königin galt als eine Folge von Seitenstechen, und die weiten Säle des Louvre waren voll von allen den braven Protestanten, denen die Heirat ihres jungen Führers Heinrich eine unerwartete Rückkehr zum Glück verhieß. Der Admiral Coligny, Larochefoucault, der Prinz von Condé, Sohn, Téligny, kurz alle die Häupter der Partei triumphierten, als sie im Louvre allmächtig und in Paris so willkommen diejenigen sahen, welche drei Monate vorher der König Karl und die Königin Catharina an Galgen, höher als die der Mörder, hatten hängen lassen wollen. Nur den Marschall von Montmorency suchte man vergebens unter seinen Brüdern, denn kein Versprechen hatte ihn verführen, kein Schein hatte ihn täuschen können, und er blieb zurückgezogen in seinem Schlosse Ile-Adam, wobei er sich mit dem Schmerze entschuldigte, den ihm der Tod seines Vaters, des Groß-Connetable Anne von Montmorency, verursachte, welcher in der Schlacht von Saint-Denis durch einen Pistolenschuß von Robert Stuart getötet worden war. Da aber diese Begebenheit sich vor mehr als zwei Jahren ereignet hatte und sein gefühlsvolles Wesen in jener Zeit eine sehr wenig modische Tugend war, so glaubte man von dieser übermäßig ausgedehnten Trauer nur das, was man glauben wollte.

Übrigens gab Jedermann dem Marschall von Montmorency Unrecht; der König, die Königin, der Herzog von Anjou und der Herzog von Alençon machten vortrefflich die Honneurs des königlichen Festes.

Der Herzog von Anjou empfing die Hugenotten selbst mit wohlverdienten Komplimenten über die zwei Schlachten von Jarnac und Moncontour, die er vor seinem achtzehnten Jahre gewonnen hatte, in dieser Beziehung also frühreifer, als Cäsar und Alexander, mit welchen man ihn verglich, indem man, wohl verstanden, die Sieger von Issus und Pharsalus unter ihn stellte.

Der Herzog von Alençon schaute Alles mit seinem schmeichelnden, falschen Auge an. Die Königin Catharina strahlte vor Freude, und beglückwünschte, überströmend von Höflichkeiten, Heinrich von Condé zu seiner Vermählung mit Maria von Kleve. Die Herren von Guise selbst lächelten den furchtbaren Feinden ihres Hauses zu, und der Herzog von Mayenne plauderte mit Herrn von Tavannes und dem Admiral über den nahe bevorstehenden Krieg, den ihn an Philipp II. zu erklären er mehr als je im Sinne hatte.

Mitten unter diesen Gruppen ging, das Haupt leicht gebeugt, das Ohr, für jedes Wort offen, ein junger Mensch von etwa neunzehn Jahren mit seinem Auge, schwarzen, kurz geschnittenen Haaren, dicken Augenbrauen, mit adlerartig gebogener Nase, mit schlaudem Lächeln und kaum erst sprießendem Barte hin und her. Dieser junge Mensch, welcher sich nur erst in dem Gefechte von Arnay-le-Duc durch seinen Mut bemerkbar gemacht hatte und Komplimente über Komplimente erhielt, war der viel geliebte Zögling von Coligny und der Held des Tages. Drei Monate vorher, das heißt, zu der Zeit, wo seine Mutter noch lebte, hatte man ihn den Prinzen von Bearn genannt. Jetzt nannte man ihn den König von Navarra in Erwartung der Epoche, wo man ihn Heinrich IV. nennen würde.

Zuweilen zog eine düstere, rasche Wolke über seine Stirne hin. Ohne Zweifel erinnerte er sich, daß seine Mutter vor kaum zwei Monaten gestorben war, und er zweifelte weniger als irgend Jemand daran, daß sie den Tod durch Gift erlitten hatte. Aber die Wolke war vorübergehend und verschwand wie ein schwebender Schatten; denn diejenigen, welche mit ihm sprachen, die ihn beglückwünschten, die sich an ihn drängten, waren dieselben Menschen, welche die mutige Johanna von Albret ermordet hatten.

Einige Schritte von dem König von Navarra sprach beinahe eben so gedankenvoll, beinahe eben so bekümmert, als der erstere freudig und offen zu sein heuchelte, der junge Herzog von Guise mit Téligny. Glücklicher als der Bearner hatte sein Ruf mit zweiundzwanzig Jahren beinahe den seines Vaters, des großen Franz von Guise, erreicht. Es war ein schmucker Herr von hohem Wachse, mit stolzem Blicke, und begabt mit jener natürlichen

Majestät, welche die Leute sagen machte, wenn er vorüberging, neben ihm erschienen die übrigen Prinzen wie Pöbel. So jung er auch war, so sahen doch die Katholiken in ihm das Haupt ihrer Partei, wie die Hugenotten das Haupt der ihrigen in dem jungen Heinrich von Navarra erblickten, dessen Porträt wir so eben entworfen haben. Anfangs führte er den Titel eines Prinzen von Joinville, und er verrichtete seine erste Waffentat bei der Belagerung von Orléans unter seinem Vater, der in seinen Armen starb und ihm den Admiral Coligny als seinen Mörder bezeichnete. Da leistete der junge Herzog, wie Hannibal, einen feierlichen Eid, die Ermordung seines Vaters an dem Admiral und seiner Familie zu rächen und seine Religionsangehörigen zu verfolgen, wobei er Gott gelobte, ihr Würgengel auf Erden zu sein bis zu dem Tage, wo der letzte Ketzler ausgerottet wäre. Nicht ohne ein tiefes Erstaunen sah man diesen seinem Worte gewöhnlich so treuen Prinzen denjenigen; welche er für seine ewige Feinde zu halten geschworen hatte, die Hand reichen und vertraulich mit dem Schwiegersohne des Mannes sprechen, dessen Tod er seinem sterbenden Vater gelobt hatte.

Aber wie gesagt, dieser Tag war ein Tag der Verwunderung. Mit der Kenntnis der Zukunft, welche leider den Menschen fehlt, mit der Fähigkeit, in den Herzen zu lesen, die zum Glücke nur Gott gehört, hätte der bevorzugte Beobachter, der diesem Feste beizuwohnen im Stande gewesen wäre, gewiß eines der seltsamsten Schauspiele genossen, welche die Jahrbücher der traurigen menschlichen Komödie liefern. Aber dieser Beobachter, welcher aus der inneren Galerie des Louvre nicht zu finden war, fuhr auf der Strafe fort, mit seinen flammenden Augen zu betrachten, mit seiner drohenden Stimme zu murren. Dieser Beobachter war das Volk, das mit seinem wunderbar geschärften Instinkte die Schatten seiner unversöhnlichen Feinde tanzen sah und ihre Eindrücke so genau übersetzte, als es der Neugierige vor den Fenstern eines hermetisch verschlossenen Ballsaales tun kann. Die Musik berauscht und beherrscht den Tänzer, während der Neugierige nur die Bewegung sieht und über die Drahtpuppe lacht, welche sich ohne allen Grund gebärdet; denn der Neugierige hört die Musik nicht.

Die Scheine, welche den Augen der Pariser mitten in der Nacht

hinzogen, waren die Zukunft beleuchtende Blitze ihres Hasses.

Und dennoch war im Innern fortwährend Alles lachend, und es durchlief sogar ein Gemurmeln, süßer und freundlicher als je, in diesem Augenblicke den ganzen Louvre. Die junge Braut, nachdem sie ihre Staatsgewänder, den Schleppmantel und ihren langen Schleier abgelegt hatte, kehrte in den Ballsaal zurück, begleitet von der schönen Herzogin von Nevers, ihrer besten Freundin, und geführt von ihrem Bruder, Karl IX., der sie seinen vornehmsten Gästen vorstellte.

Diese Braut war die Tochter von Heinrich II., es war die Perle der Krone von Frankreich, es war Margarethe von Valois, welche der König Karl IX. In seiner zärtlichen Zuneigung für sie nie anders, als »meine Schwester Margot« nannte.

Gewiß war nie ein Empfang, so schmeichelhaft er auch sein mochte, besser verdient gewesen, als der welchen man in diesem Augenblick der neuen Königin von Navarra bereitete. Margarethe zählte zu dieser Zeit kaum Zwanzig Jahre und war bereits der Gegenstand der Lobeserhebungen aller Dichter, welche sie die Einen mit Aurora, die Andern mit Cythere verglichen. Es war in der Tat die Schönheit ohne Gleichen dieses Hofes, wo Catharina von Medicis, um ihre Sirenen daraus zu machen, die schönsten Frauen versammelt hatte, welche man finden konnte. Sie hatte schwarze Haare, einen glänzenden Teint, ein wollüstiges, von langen Wimpern verschleiertes Auge, einen frischroten, feinen Mund, einen zierlichen Hals, eine reiche, geschmeidige Taille und einen in dem Atlasschuh sich verlierenden Kinderfuß. Die Franzosen, welche sie besaßen, waren stolz darauf, auf ihrem Boden eine so herrliche Blume blühen zu sehen, und die Fremden, welche nach Frankreich kamen, kehrten verblendet von ihrer Schönheit, wenn sie dieselbe nur gesehen hatten, im höchste Maße erstaunt über ihr Wissen, wenn sie mit ihr gesprochen hatten, zurück. Margarethe war nicht nur die schönste, sondern auch die gebildetste und gelehrteste Frau ihrer Zeit, und man führt das Wort eines gelehrten Italieners an, der ihr vorgestellt wurde und nachdem er eine Stunde lang in italienischer, spanischer und lateinischer Sprache mit ihr geplaudert hatte, als er sie verließ, in seiner Begeisterung von ihr sagte: den Hof sehen, ohne Margarethe zu sehen, heißt weder

Frankreich noch den Hof sehen.

Es fehlte nicht an Reden für Karl IX. und die Königin zu Navarra. Man weiß, in welchem Masse die Hugenotten Redner waren. Viele Anspielungen auf die Vergangenheit, viele Fragen in Beziehung auf die Zukunft wurden mitten unter diesen Reden an den König gerichtet; aber auf alle diese Anspielungen antwortete er mit seinen bleichen Lippen und seinem verschmitzten Lächeln:

»Indem ich meine Schwester Margot Heinrich von Navarra gebe, gebe ich sie allen Protestanten des Königreiches.«

Dieses Wort beruhigte die Einen und machte die Andern lächeln; denn es war wirklich doppelsinnig. Der eine Sinn war väterlich und Karl IX. wollte mit gutem Gewissen seinen Geist nicht damit belästigen; der andere war verletzend für die Neuvermählte, für ihren Gemahl und sogar für denjenigen, welcher ihn aussprach; denn er erinnerte an einige dumpfe skandalöse Gerüchte, mit denen die Chronik des Hofes den Hochzeitrock von Margarete von Valois zu beflecken Mittel gefunden hatte.

Herr von Guise plauderte indessen wie gesagt mit Téligny; aber er schenkte der Unterhaltung keine so beharrliche Aufmerksamkeit, daß er nicht zuweilen umgewendet hatte, um einen Blick auf die Gruppe von Damen zu werfen, in deren Mitte die Königin von Navarra glänzte. Wenn der Blick der Prinzessin dem des jungen Herzogs begegnete, so schien Wolke die reizende Stirne zu verdunkeln, um welche Sterne von Diamanten eine zitternde Glorie bildeten und irgend ein unbestimmter Plan drang aus ihrer ungeduldigen, bewegten Haltung hervor.

Die Prinzessin Claudia, die ältere Schwester von Margarethe, welche einige Jahre vorher den Herzog von Lothringen geheiratet hatte, bemerkte diese Unruhe und näherte sich ihr, um nach der Ursache zu fragen, als Jedermann vor der Königin Mutter, welche auf den Arm des jungen Prinzen von Condé gestützt, herbeikam, zurückwich, und die Prinzessin sich ferne von ihrer Schwester gedrängt sah. Es herrschte nun eine allgemeine Bewegung, welche der Herzog von Guise benutzte, um sich Frau von Nevers, seiner Schwägerin, und folglich auch Margarethe zu nähern. Die Herzogin von Lothringen, welche die Königin nicht aus dem Auge verlor, sah, statt der Wolke, die sie auf ihrer Stirne

wahrgenommen hatte, eine glühende Flamme über ihre Wangen hinziehen. Der Herzog kam indessen immer näher, und als er nur noch zwei Schritte von Margarethe entfernt war, wandte sich diese, welche ihn mehr zu fühlen als zu sehen schien, nach ihm um, wobei sie sich unendlich anstrebte, um ihrem Gesichte die Ruhe der Sorglosigkeit zu geben.

Der Herzog verbeugte sich nun ehrfurchtsvoll, und während er sich verbeugte, murmelte er mit halber Stimme:

»**Ipse attuli.**«

Was bedeutete:

»Ich habe es selbst gebracht.«

Margarethe gab dem jungen Herzog seine Begrüßung zurück und ließ aufstehend die Antwort fallen:

»**Noctu pro more.**«

»Das heißt:«

»Diese Nacht wie gewöhnlich.«

Durch den ungeheuren gefältelten Kragen der Prinzessin wie in einem Sprachrohre aufgefangen, wurden diese Worte nur von der Person gehört, an welche man sie richtete. So kurz aber auch diese Zwiesprache gewesen war, so umfaßte er doch ohne Zweifel Alles, was die zwei jungen Leute sich zu sagen hatten; denn nach dem Austausch von zwei Worten gegen drei trennten sie sich, Margarethe die Stirne träumerischer und der Herzog die Stirne strahlender, als ehe sie sich genähert hatten. Diese kleine Szene fand statt, ohne daß der Mann, der am Meisten dabei beteiligt war, im Geringsten darauf aufmerksam zu sein schien; denn der König von Navarra hatte seinerseits nur ein Auge für eine einzige Person, welche um sich her einen eben so zahlreichen Hof versammelte, als Margarethe von Valois. Diese Person war die schöne Frau von Sauves.

Charlotte von Beaune-Semblançay, Enkelin des unglücklichen Semblançay und Frau von Simon von Fizes, Baron von Sauves, war eine von den Hofdamen von Catharina von Medicis und eine der furchtbarsten Gehilfinnen dieser Königin, welche ihren Feinden den Liebestrank eingoß, wenn sie ihnen nicht das florentinische Gift einflößen konnte. Eine kleine Blonde, abwechselnd sprühend von Lebhaftigkeit oder schmachmend von

Schwermut, stets bereit zur Liebe und zur Intrige, zu diesen zwei großen Beschäftigungen, welche seit fünfzig Jahren den Hof der drei auf einander folgenden Könige einnahmen, eine Frau in der vollen Bedeutung des Wortes und in dem vollen Zauber der Sache, von rein schmachtenden oder in Flammen glänzenden blauen Auge bis zu den zierlichen, in ihren Sammetschuhen wohlgebogenen, kleinen Füßen, hatte sich Frau von Sauves seit einigen Monaten aller Fähigkeiten und Kräfte des Königs von Navarra bemächtigt, der um diese Zeit auf der Liebeslaufbahn wie auf der politischen Laufbahn debutirte, so daß Margarethe von Valois, eine königliche, prachtvolle Schönheit, in dem Herzen ihres Gatten nicht einmal mehr Bewunderung gefunden hatte; und worüber sich Jedermann wunderte, selbst Catharina von Medicis, diese Seele voll finsterner Geheimnisse, hatte, während sie ihren Heiratsplan zwischen ihrer Tochter und dem König von Navarra verfolgte, nicht aufgehört, die Liebe des letzteren zu Frau von Sauves zu begünstigen. Aber trotz dieser mächtigen Hilfe und trotz der leichten Sitten der Zeit, hatte die schöne Charlotte bis jetzt Widerstand geleistet, und aus diesem unbekanntem, unglaublichen Widerstande, aus diesem Widerstande, welcher noch viel unerhörter erschien, als die Schönheit und der Geist der Widerstehenden, war in dem Herzen des Bearners eine Leidenschaft entstanden, welche, da sie sich nicht befriedigen konnte, sich auf sich selbst zurückwarf und in dem Herzen des jungen Königs die Schüchternheit, den Stolz und sogar jene halb philosophische, halb der Trägheit entspringende Sorglosigkeit verschlang, welche den Grund seines Charakters bildete.

Frau von Sauves war wohl seit einigen Minuten in den Saal eingetreten. Mag es nun Trotz, mag es Schmerz gewesen sein sie war Anfangs entschlossen, dem Triumphe ihrer Nebenbuhlerin nicht beizuwohnen, und ließ unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit ihren Gatten, der seit fünf Jahren Staatssekretär war, allein nach dem Louvre gehen. Als aber Catharina von Medicis den Baron von Sauves ohne seine Gemahlin erscheinen sah, fragte sie nach den Ursachen, welche ihre viel geliebte Charlotte entfernt hielten, und da sie erfuhr, es wäre nur eine leichte Unpäßlichkeit, schrieb sie ihr ein paar Worte, denen die junge Frau zu gehorchen sich beeilte. Anfangs ganz betrübt über

ihre Abwesenheit, atmete Heinrich indessen doch freier, als er Herrn von Sauves allein eintreten sah. In dem Augenblick aber, wo er, keineswegs dieser Erscheinung gewärtig, seufzend sich dem liebenswürdigen Geschöpfe zu nähern im Begriffe war, das er, wenn nicht zu lieben, doch wenigstens als Gemahlin zu behandeln verdammt sein sollte, sah er am Ende der Galerie Frau von Sauves auftauchen. Nun blieb er an seinen Platz genagelt, die Augen starr nach der Circe gerichtet, die ihn mit einem magischen Bande an sich fesselte, und statt seinen Gang in seiner Gemahlin fortzusetzen, schritt er mit einem zögern, das mehr dem Staunen als der Furcht zuzuschreiben war, auf Frau von Sauves zu.

Die Höflinge, als sie sahen, daß der König von Navarra, dessen entzündbares Herz man bereits kannte, sich der schönen Charlotte näherte, hatten nicht den Mut, sich ihrem Zusammenkommen zu widersetzen, und entfernten sich gefällig, so daß in demselben Augenblicke, wo Margarethe von Valois und Herr von Guise die von uns erwähnten lateinischen Worte wechselten, Heinrich, bei Frau von Sauves angelangt, mit dieser in sehr verständlichem, obwohl mit gascognischem Accente bestreutem, Französisch ein minder geheimnisvolles Gespräch anknüpfte.

»Ah, mein Herz,« sagte er zu ihr, »Ihr kommt in dem Augenblick, wo man mir mitteilte, Ihr wäret krank, wo ich jede Hoffnung verlor, Euch zu sehen.«

»Sollte mich Eure Majestät glauben machen wollen,« antwortete Frau von Sauves, »der Verlust dieser Hoffnung hätte sie viel gekostet?«

»Bei Blut, ich glaube wohl,« versetzte der Bearer. »Wisst Ihr nicht, daß Ihr meine Sonne bei Tag und mein Stern bei Nacht seid? In der Tat, ich währte mich in der tiefsten Finsternis, als Ihr so eben erschieht und Alles beleuchtet.«

»Dann spiele ich Euch einen schlimmen Streich, Sire.«

»Was wollt Ihr damit sagen, mein Herz?« fragte Heinrich.

»Ich will damit sagen, daß man, wenn man Herr der schönsten Frau von Frankreich ist, nur Eines wünschen kann: es möge das Licht verschwinden, um der Dunkelheit Platz zu machen, denn in

der Dunkelheit erwartet uns das Glück.«

»Dieses Glück, Schlimme, liegt, wie Ihr wohl wißt, in den Händen einer einzigen Person, und diese Person lacht und spottet über den armen Heinrich!«

»Oh,« versetzte die Baronin, »ich hätte im Gegenteil geglaubt, es wäre diese Person, welche dem König von Navarra zum Gelächter und Spotte diene.«

Heinrich erschrak über diese feindselige Haltung und dennoch bedachte er, daß sie Trotz verriet und daß der Trotz nur die Maske der Liebe ist.

»Ja der Tat, liebe Charlotte,« sagte er, »Ihr macht mir da einen ungerechten Vorwurf, und ich begreife nicht, wie ein so schöner Mund zugleich so grausam sein kann. Glaubt Ihr denn, ich heirate? O nein, Ventre-saint-gris! nicht ich!«

»Ich, vielleicht,« versetzte die Baronin spitzig, wenn die Stimme der Frau, die uns liebt und uns zum Vorwurfe macht, daß wir sie nicht lieben, spitzig erscheinen kann.

»Habt Ihr mit Euren schönen Augen nicht weiter gesehen, Baronin? Nein, es ist nicht Heinrich von Navarra, welcher Margarethe von Valois heiratet.«

»Und wer ist es denn sonst?«

»Ei, Bei Gott! es ist die reformierte Religion, welche den Papst heiratet und nichts Anderes!«

»Nein, nein, Monseigneur, ich lasse mich nicht durch Eure Wortspiele hintergehen. Eure Majestät liebt Frau Margarethe, und Gott soll mich behüten, daß ich Euch dies zum Vorwurfe mache. Sie ist schön genug, um geliebt zu werden.«

Heinrich dachte einen Augenblick nach, und während er nachdachte zog ein feines Lächeln die Winkel seiner Lippen etwas in die Höhe.

»Baronin,« sagte er, »Ihr sucht Streit mit mir, wie es scheint, und seid doch nicht berechtigt dazu. Laßt hören, was habt Ihr getan, um mich von der Vermählung mit Frau Margarethe abzuhalten. Nichts. Ihr laßt mich im Gegenteil verzweifeln.«

»Und dafür bestrafte mich Monseigneur.«

»Wie so?«

»Allerdings, da Ihr heute eine Andere heiratet.«

»Ah, ich heirate, weil Ihr mich nicht liebt.«

»Wenn ich Euch geliebt hätte, Sire, müsste ich also in einer Stunde sterben.«

»In einer Stunde, was wollt Ihr damit sagen? Und welchen Tod würdet Ihr sterben?«

»Den Tod der Eifersucht, denn in einer Stunde wird die Königin von Navarra ihre Frauen und Eure Majestät ihre Herren wegschicken.«

»Ist das wirklich der Gedanke, der Euch beschäftigt, mein Herz?«

»Das sage ich nicht; ich sage nur, wenn ich Euch liebte, würde mich dieser Gedanke furchtbar beunruhigen.«

»Nun wohl,« rief Heinrich voll Freude, als er dieses Geständnis, das erste, welches er empfing, hörte, »wenn nun der König von Navarra die Herren seines Hofes diesen Abend nicht wegschickte? . . . «

»Sire,« sagte Frau von Sauves und schaute dabei den König mit einem Erstaunen an, welches diesmal nicht geheuchelt war, »Ihr sprecht da unmögliche und besonders unglaubliche Dinge.«

»Was soll ich tun, damit Ihr sie glaubt?«

»Ihr müßtet mir den Beweis geben, und diesen Beweis könnt Ihr nicht geben.«

»Allerdings, Baronin, allerdings. Bei dem heiligen Heinrich! ich werde ihn Euch im Gegenteil geben!« rief der König, die junge Frau mit einem liebeglühenden Blicke verzehrend.

»Oh, Eure Majestät,« murmelte die schöne Charlotte, die Stirne und die Augen senkend . . . »ich begreife nicht . . . nein, nein, ihr könnt dem Glücke, das Eurer harret, unmöglich entgehen . . . «

»Es gibt vier Heinrich in diesem Saale, meine Angebetete,« versetzte der König, »Heinrich von Frankreich, Heinrich von Condé, Heinrich von Guise; aber es gibt nur einen Heinrich von Navarra.«

»Nun?«

»Nun wenn Ihr diesen Heinrich von Navarra die ganze Nacht bei Euch hättet?«

»Diese ganze Nacht?«

»Ja, werdet Ihr dann überzeugt sein, daß er bei keiner Andern ist?«

»Ah! wenn Ihr das tut, Sire?« rief die Dame von Sauve.

»Bei meinem adeligen Worte, ich tue es!«

Frau von Sauves schlug ihre von wollüstigen Versprechungen feuchten Augen auf und lächelte dem König zu, dessen Herz sich mit berauscher Freude füllte.

»Lasst hören,« versetzte Heinrich, »was werdet Ihr dann sagen?«

»Oh, dann werde ich sagen,« antwortete Charlotte, »ich sei wirklich von Eurer Majestät geliebt.«

»Ventre-saint-gris! Ihr müßt es sagen, denn es ist so, Baronin!«

»Aber was ist zu tun?« murmelte Frau von Sauves.

»Ah, bei Gott, Baronin, Ihr müßt nothwendig in Eurer Umgebung irgend eine Kammerfrau, irgend eine Zofe haben, auf die Ihr Euch verlassen könnt.«

»Oh, ich habe Dariole, die mir sehr ergeben ist, die sich für mich in Stücke zuschneiden ließe, ein wahrer Schatz!«

»Bei Gott, Baronin, sagt dieser Zofe, ich werde ihr Glück machen, wenn ich einmal König von Frankreich bin, wie mir die Astrologen weissagen.«

Charlotte lächelte, denn schon zu dieser Zeit war der gascognische Ruf des Bearners in Beziehung auf Versprechungen gegründet.

»Nun?« sagte sie, »was verlangt Ihr von Dariole?«

»Sehr wenig für sie, Alles für mich.«

»Laßt hören.«

»Eure Gemach liegt über dem meinigen?«

»Ja.«

Sie warte an der Türe. Ich klopfe dreimal an, sie wird öffnen, und Ihr habt den Beweis, den ich Euch anbot.«

Frau von Sauves schwieg ein paar Sekunden; dann, als ob sie um sich her geschaut hätte, um nicht gehört zu werden, heftete sie einen Moment ihre Augen auf die Gruppe, welche bei der Königin Mutter weilte; aber so kurz dieser Moment auch war, so genügte er doch das Catharina und ihre Kammerdame einen Blick

austauschten.

»Oh, wenn ich wollte,« sagte Frau von Sauves, mit einem Sirenentone, der das Wachs in den Ohren von Ulysses schmelzen gemacht hatte, »wenn ich Eure Majestät auf einer Lüge ertappen wollte . . . «

»Versucht es, mein Herz. versucht es . . . «

»Ah, meiner Treue! ich bekämpfe die Lust dazu.«

»Seht Euch besiegt; die Frauen sind nie stärker, als nach ihrer Niederlage.«

»Sire, ich nehme Euer Versprechen für Dariole an, . . . am Tage, wo Ihr König von Frankreich werdet . . . «

Heinrich stieß einen Freudenschrei aus.

Dieser Schrei entschlüpfte dem Munde des Bearners gerade in dem Augenblick, wo die Königin von Navarra dem Herzog von Guise antwortete.

Noctu pro more— diese Nacht wie gewöhnlich.

Heinrich entfernte sich nun von Frau von Sauves, so glücklich als der Herzog von Guise war, da er sich von Margarethe von Valois entfernte.

Eine Stunde nach dieser Doppelszene zogen sich der König Karl und die Königin Mutter in ihre Gemächer zurück. Sogleich fingen die Säle an sich zu leeren, die Galerien ließen die Base ihrer Marmorsäulen erschauen, der Admiral und der Prinz von Condé wurden von vierhundert hugenottischen Edelleuten mitten durch die bei ihrer Erscheinung murrende Menge geführt. Heinrich von Guise entfernte sich ebenfalls mit den lothringischen Herren und den Katholiken, geleitet von dem Freudengeschrei und dem Beifallklatschen des Volkes.

Was Margarethe von Valois, Heinrich von Navarra und Frau von Sauves betrifft, so weiß man, daß sie im Louvre selbst blieben.

II.

Das Gemach der Königin von Navarra.

Der Herzog von Guise führte seine Schwägerin die Herzogin von Nevers, in ihr Hotel zurück, das in der Rue du Chaume, der Rue de Brac gegenüber, lag, und ging, nachdem er sie ihren Frauen übergeben hatte, in seine Wohnung, um die Kleider zu wechseln, einen Nachtmantel anzuziehen und sich mit einem von den kurzen, spitzigen Dolchen zu bewaffnen, die man ein Edelmannswort nannte und die ohne den Degen getragen wurden. Im Augenblicke aber, wo er den Dolch von dem Tische nahm, auf welchem er lag, erblickte er ein kleines Billett, das zwischen der Klinge und der Scheide stack.

Er öffnete es und las, wie folgt:

»Ich hoffe, daß Herr von Guise diese Nacht nicht in den Louvre zurückkehren wird, oder wenn er zurückkehrt, daß er wenigstens so vorsichtig sein wird, sich mit einem guten Panzerhemde und einem guten Schwerte zu bewaffnen.«

»Ah! Ah!« sprach der Herzog, sich gegen seinen Kammerdiener umwendend, »das ist eine seltsame Warnung, Meister Robin. Mache mir doch das Vergnügen, mir zu sagen, welche Personen während meiner Abwesenheit hier eingedrungen sind?«

»Eine einzige, Monseigneur.«

»Welche?«

»Herr du Gast.«

»In der Tat, ich glaubte seine Handschrift zu erkennen. Weißt Du gewiß, das du Gast hierher gekommen ist? hast Du ihn gesehen?«

»Ich habe mehr getan, Monseigneur, ich habe mit ihm gesprochen.«

»Gut, ich werde seinen Rat befolgen. Meine Jacke und meinen Degen.«

An ein solches Kleiderwechseln gewöhnt, brachte der Kammerdiener das Eine und das Andere. Der Herzog legte nun

seine Jacke an, welche aus so geschmeidigen Kettengliedern bestand, das das Stahlgewebe kaum dicker war, als Sammet; dann streifte er darüber eine Hose und ein grau und silbernes Wamms, was seine Lieblingsfarbe war, zog lange Stiefeln an, welche bis an die Mitte seiner Lenden gingen, setzte ein schwarzes Sammetbaret ohne Federn und Edelsteine auf, hüllte sich in einen Mantel von düsterer Farbe, steckte einen Dolch in den Gürtel, gab seinen Degen in die Hände eines Pagen, der einzigen Eskorte, von der er sich wollte begleiten lassen, und schlug den Weg nach dem Louvre ein. Als er aus dem Hotel trat, kündigte der Wächter von Saint-Germain-l'Auxerrois ein Uhr Morgens an.

So weit die Stunde auch vorgerückt war und so wenig Sicherheit man damals auf den Straßen hatte, so begegnete dem abenteuerlichen Prinzen aus dem Wege doch kein Unfall, und er gelangte wohlbehalten vor die kolossale Masse des alten Louvre, der sich, nachdem alle seine Lichter allmählich erloschen waren, furchtbar in seinem Schweigen und in seiner Dunkelheit erhob.

Vor dem königlichen Schlosse breitete sich ein tiefer Graben ans, auf den die meisten Zimmer der im Palaste wohnenden Prinzen gingen. Die Gemächer von Margarethe lagen im ersten Stocke.

Dieser, wenn kein Graben da gewesen wäre, zugängliche, erste Stock war in Folge der Verschanzung beinahe dreißig Fuß hoch und folglich außer dem Bereiche der Liebenden und der Diebe, was den Herrn Herzog von Guise nicht abhielt, mutig in den Graben hinabzusteigen.

In demselben Augenblick hörte man das Geräusch eines Fensters, das im Erdgeschosse geöffnet wurde.

Dieses Fenster war vergittert, aber es erschien eine Hand, hob eine zum Voraus losgemachte Stange aus und ließ durch diese Öffnung eine seidene Schlinge herabhängen.

»Seid Ihr es, Gillonne?« sagte der Herzog mit leiser Stimme.

»Ja,« antwortete eine Weiberstimme noch leiser.

»Und Margarethe?« -

»Sie erwartet Euch.«

»Gut.«



Nachdem der Prinz das Schwert an seinen Gürtel geschnallt hatte, stieg unfallfrei auf.

Bei diesen Worten machte der Herzog seinem Pagen ein Zeichen; er öffnete seinen Mantel und entrollte eine kleine Strickleiter. Der Prinz knüpfte eines von den Enden der Leiter an die herabhängende Schlinge. Gillonne zog die Leiter an sich, befestigte sie und der Prinz fing an, nachdem er seinen Degen, an den Gürtel geschnallt hatte, hinaufzusteigen, und erreichte die

Höhe ohne einen Unfall. Hinter ihm wurde die Stange wieder an ihren Platz gebracht, das Fenster schloß sich und der Page, nachdem er seinen Herrn friedlich hatte in den Louvre schlüpfen sehen, zu dessen Fenstern er ihm wohl mehr als zwanzigmal auf dieselbe Weise gefolgt war, legte sich, in seinen Mantel gehüllt, auf den Boden des Grabens und in den Schatten der Mauer.

Es war eine finstere Nacht und einige Tropfen fielen lau und breit aus der mit Schwefel und elektrischem Stoffe beladenen Wolke.

Der Herzog von Guise folgte der Führerin, welche nichts Geringeres war, als die Tochter von Jacob von Matignon Marschall von Frankreich! Sie war die innige Vertraute von Margarethe, welche kein Geheimnis vor ihr hatte, und man behauptete, unter der Zahl der Mysterien, welche ihre unbestechliche Treue verschloß, wären so furchtbare, daß diese sie nötigten auch die andern zu bewahren.

Es war weder in den unteren Zimmern noch in den Gängen ein Licht geblieben; nur von Zeit zu Zeit beleuchtete ein bleicher Blitz die düsteren Gemächer mit einem bläulichen Reflexe, der sogleich wieder verwand.

Beständig von seiner Führerin geleitet, die ihn an der Land hielt, erreichte der Herzog endlich eine in der tiefe einer Mauer angebrachte Wendeltreppe, die sich durch eine geheime, unsichtbare Türe in das Vorgemach der Wohnung von Margarethe öffnete.

Das Vorgemach war wie die Säle unten, wie die Korridors, wie die Treppen, in tiefe Finsternis gehüllt.

In diesem Vorgemache angelangt, blieb Gillonne stille stehen.

»Habt Ihr mitgebracht, was die Königin zu haben wünscht?« fragte sie mit leiser Stimme.

»Ja,« antwortete der Herzog von Guise, »aber ich werde es nur Ihrer Majestät selbst zustellen.«

»Kommt also, und zwar ohne einen Augenblick zu verlieren,« sprach nun mitten in der Dunkelheit eine Stimme, die den Herzog beben machte, denn er erkannte darin die von Margarethe.

Und zu gleicher Zeit öffnete sich eine Portiére von veilchenblauem, mit goldenen Lilien bestreutem Sammet. Der

Herzog erblickte im Schatten die Königin selbst, welche ihm in ihrer Ungeduld entgegengegangen war.

»Hier bin ich, Madame,« sprach der Herzog. Und er schlüpfte rasch auf die andere Seite der Portiére welche hinter ihm herabfiel.

Nun war es an Margarethe von Valois, dem Prinzen in der ihm übrigens wohl bekannten Wohnung als Führerin zu dienen, während Gillonne, welche an der Türe geblieben war, den Finger an ihren Mund legend, ihre königliche Gebieterin beruhigt hatte.

Margarethe führte den Herzog, als hätte sie seine eifersüchtige Unruhe erraten, bis in ihr Schlafgemach. Hier blieb sie stille stehen.

»Nun!« sagte sie zu ihm, »seid Ihr zufrieden, Herzog?«

»Zufrieden, Madame?« fragte dieser, »ich bitte Euch worüber?«

»Über diesen Beweis, den ich Euch gebe,« versetzte Margarethe mit einem leichten Ausdrücke des Ärgers, »daß ich einem Manne angehöre, der an dem Abend seiner Verheiratung, ja sogar in der Hochzeitnacht sich so wenig aus mir macht, daß er nicht einmal gekommen ist, um mir für die Ehre zu danken, die ich ihm erwies, nicht daß ich ihn wählte, sondern das ich ihn zum Gemahl annahm.«

»Oh! Madame,« versetzte der Herzog traurig, »seid unbesorgt, er wird noch kommen, besonders wenn Ihr es wünscht.«

»Und Ihr sagt dies, Heinrich,« rief Margarethe, »Ihr, der Ihr unter Allen gerade das Gegenteil von dem wißt, was Ihr sagt! Hätte ich den Wunsch, den Ihr bei mir voraussetzt, würde ich Euch dann gebeten haben, in den Louvre zu kommen?«

»Ihr habt mich gebeten, in den Louvre zukommen, Margarethe, weil Ihr jede Spur unserer Vergangenheit zu tilgen wünscht, und weil diese Vergangenheit nicht nur in meinem Herzen, sondern auch in diesem silbernen Kistchen lebte, das ich Euch überbringe.«

»Heinrich, soll ich Euch etwas sagen?« versetzte Margarethe, und schaute den Herzog dabei fest an. »Ihr macht nicht mehr die Wirkung eines Prinzen, sondern die eines Schülers auf mich. Ich leugnen, daß ich Euch geliebt habe! Ich eine Flamme ersticken wollen, welche vielleicht sterben wird, deren Reflex aber nie stirbt!

Denn die Liebschaften von Personen meines Ranges beleuchten und verzehren oft ihre ganze Epoche; nein, nein, mein Herzog! Ihr könnt die Briefe Eurer Margarethe und das Kistchen, das sie Euch gegeben hat, behalten. Von allen Briefen, welche dieses Kistchen enthält, verlangt sie nur einen einzigen, und zwar nur, weil dieser Brief eben so gefährlich für Euch, als für sie ist.«

»Alles gehört Euch,« sprach der Herzog, »nehmt also den heraus, welchen Ihr vernichten wollt.«

Margarethe durchwühlte rasch das offene Kistchen und nahm, einen nach dem andern, ein Dutzend Briefe heraus, deren Adresse sie zu beschauen sich begnügte, als ob bei der Ansicht dieser Adressen allein ihr Gedächtnis sie an den Inhalt der Briefe erinnerte; aber an das Ende ihrer Forschung gelangt, schaute sie den Herzog an und sagte erbleichend.

»Mein Herr, der Brief, den ich suche, ist nicht hier; solltet Ihr ihn zufällig verloren haben? denn daß er abgeliefert worden ist . . . «

»Welchen Brief sucht Ihr, Madame?«

»Denjenigen, in welchem ich Euch schrieb, Ihr solltet Euch sogleich verheiraten.«

»Um Eure Untreue zu entschuldigen.«

Margarethe zuckte die Achseln.

»Nein, sondern um Euch das Leben zu retten. Derjenige, in welchem ich Euch sagte, daß der König unsere Liebe und meine Bemühungen, Eure zukünftige Verbindung mit der Infantin von Portugal abubrechen, wahrnehmend, seinen Bruder, den Bastard von Angoulème habe kommen lassen und, ihm zwei Schwerter zeigend, gesagt habe: »Mit diesem töte heute Abend Heinrich von Guise oder ich töte Dich morgen mit Jenem.« Dieser Brief, wo ist er?«

»Hier,« antwortete der Herzog und zog ihn aus seiner Brust hervor.

Margarete riß ihn beinahe seinen Händen, öffnete ihn rasch. versicherte sich, daß es wirklich der geforderte war, stieß ein Freudengeschrei aus und näherte ihn der Kerze. Die Flamme teilte sich sogleich dem Papier mit, das in einem Augenblick von dem Feuer verzehrt war. Dann, als hätte Margarethe gefürchtet, man könnte den unklugen Rat sogar in der Asche suchen, zertrat

sie diese unter ihren Füßen. Der Herzog von Guise folgte während dieser ganzen fieberhaften Geschäftigkeit seiner Geliebten mit den Augen.

»Nun, Margarethe,« sprach er, als sie damit zu Ende war, »seid Ihr jetzt zufrieden?«

»Ja, denn da Ihr nun die Prinzessin von Porcian geheiratet habt, so wird mir mein Bruder Eure Liebe verzeihen, während er mir die Enthüllung eines Geheimnisses wie dieses, das ich in meiner Schwäche vor Euch zu verbergen nicht die Kraft hatte, nie verzeihen hätte.«

»Das ist wahr,« sprach der Herzog von Guise, »zu jener Zeit liebte Ihr mich.«

»Ich liebe Euch noch, Heinrich, ich liebe Euch noch eben so sehr, und vielleicht mehr als je.«

»Ihr . . . «

»Ja, ich, denn mehr als je bedarf ich heute eines aufrichtigen und ergebenen Freundes. Als Königin habe ich keinen Thron, als Frau keinen Gatten.«

Der Prinz schüttelte traurig den Kopf.

»Aber wenn ich Euch sage, wenn ich Euch wiederhole, daß mein Gatte mich nicht nur nicht liebt, sondern daß er mich haßt, daß er mich verachtet . . . Überdies scheint mir Eure Anwesenheit in dem Zimmer, wo er sein sollte, ein vollgültiger Beweis für diesen Haß und diese Verachtung zu sein.«

»Es ist noch nicht spät, Madame, und der König von Navarra brauchte Zeit, um seine Edelleute zu entlassen. Ist er noch nicht gekommen, so wird er doch bald erscheinen.«

»Und ich sage Euch,« rief Margarethe mit wachsendem Ärger, »ich sage Euch, daß er nicht kommen wird.«

»Madame!« rief Gillonne, die Türe öffnend und die Portiére aufhebend, »Madame, der König von Navarra verläßt sein Gemach.«

»Oh! ich wußte es wohl, daß er kommen würde,« sprach der Herzog von Guise.

»Heinrich,« sagte Margarethe mit kurzem Tone, und den Herzog bei der Hand ergreifend, »Heinrich, Ihr sollt sehen, ob ich eine Frau von Wort bin und ob man auf das, was ich einmal

gesprochen habe, bauen kann. Heinrich, tretet in dieses Kabinett.«

»Madame, laßt mich gehen, wenn es noch Zeit ist, denn bedenkt, daß ich bei dem ersten Zeichen von Liebe, das er Euch gibt, dieses Kabinett verlasse . . . und dann, wehe ihm!«

»Ihr seid ein Narr; geht hinein, geht hinein, sage ich Euch, ich stehe für Alles.«

Und sie stieß den Herzog in das Kabinett.

Es war die höchste Zeit. Kaum war die Türe hinter dem Prinzen geschlossen, als der König von Navarra, begleitet von zwei Pagen, welche acht rosenfarbige Kerzen auf zwei Kandelabern trugen, lächelnd auf der Schwelle des Gemaches erschien.

Margarethe verbarg ihre Unruhe unter einer tiefen Verbeugung.

»Ihr seid noch nicht zu Bette?« fragte der Bearner mit seinem offenen, heiteren Gesichte. »Habt Ihr mich zufällig erwartet?«

»Nein, Herr,« antwortete Margarethe, »denn noch gestern sagtet Ihr mir, Ihr wüßtet wohl, unsere Heirat wäre nur eine politische Verbindung, und Ihr würdet mir nie Zwang antun.«

»Ganz gut; das ist aber kein Grund, daß wir nicht ein wenig miteinander plaudern sollten. Gillonne, schließt die Türe und laßt uns allein.«

Margarethe stand auf und streckte die Hand aus, als wollte sie den Pagen befehlen, zu bleiben.

»Soll ich Eure Frauen rufen?« fragte der König. »Ich werde es tun, wenn Ihr es wünscht, obgleich es mir in Beziehung auf die Dinge, welche ich Euch zu sagen habe, lieber wäre, wenn wir unter vier Augen blieben.«

Und der König von Navarra ging auf das Kabinett zu.

»Nein,« rief Margarethe, ihm ungestüm entgegentretend, »nein, es ist unnötig, ich bin bereit, Euch zu hören.«

Der Bearner wußte, was er wissen wollte; er warf einen raschen, scharfen Blick nach dem Kabinett, als hätte er, trotz des Vorhanges, der es bedeckte, seine düsterste Tiefe durchdringen wollen; dann aber sprach er, seine Blicke wieder auf seine vor Schrecken bleiche Gemahlin zurücklenkend:

»Wenn Ihr so wollt, plaudern wir einen Augenblick.«

»Wie es Euerer Majestät gefällig ist,« antwortete die junge

Frau, auf den Stuhl, den ihr Gemahl ihr bezeichnete, mehr zurückfallend, als sich setzend.

Der Bearner setzte sich neben sie.

»Madame,« fuhr er fort, »was auch viele Leute sagen mochten, unsere Heirat ist eine gute Heirat. Ich bin gut für Euch und Ihr seid gut für mich.«

»Aber, . . . « sprach Margarethe erschrocken.

»Wir müssen also,« fuhr der König von Navarra fort, ohne daß er das Zögern von Margarethe zu bemerken schien, »wir müssen als gute Verbündete gegen einander handeln, da wir heute vor Gott einen Bund und beschworen haben. Ist das nicht auch Eure Meinung?«

»Allerdings.«

»Ich weiß, Madame, wie groß Euer Scharfsinn ist; ich weiß, wie der Boden des Hofes von gefährlichen Abgründen durchzogen ist; nun aber bin ich jung, und habe, obgleich ich nie einem Menschen Böses zufügte, eine Menge von Feinden. Zu welchem Lager muß ich diejenige rechnen, Madame, welche meinen Namen führt und mir vor dem Altare Ergebenheit geschworen hat?«

»Oh! Herr, könntet Ihr denken . . . «

»Ich denke nichts, Madame, ich hoffe und will mich versichern, daß meine Hoffnung gegründet ist. Unsere Heirat ist offenbar nur ein Vorwand oder eine Falle.«

Margarethe bebte, dieser Gedanke hatte sich auch vielleicht in ihrem Geiste geregt.

»Sprecht nun, welches von Beiden ist es?« fuhr Heinrich von Navarra fort. »Der König haßt mich, der Herzog von Anjou haßt mich, der Herzog von Alençon haßt mich, Catharina von Medicis haßte meine Mutter zu sehr, um mich nicht auch zu hassen.«

»Oh! Herr, was sagt Ihr?«

»Die Wahrheit, Madame,« versetzte der König, »und damit man nicht glauben möchte, ich wäre blind in Beziehung auf die Ermordung von Herrn von Mouy und die Vergiftung meiner Mutter, wünschte ich wohl, es wäre Jemand hier, der mich hören könnte.«

»Oh! Herr,« rief Margarethe lebhaft und mit der ruhigsten, lächelndsten Miene, die sie anzunehmen vermochte, »Ihr wißt, daß Niemand außer Euch und mir hier ist.«

»Das ist es gerade, warum ich mich gehen lasse, das ist es, warum ich Euch zu sagen wage, daß ich weder der Thor der Schmeicheleien des Hauses Frankreich, noch der des Hauses Lothringen bin.«

»Sire! Sire!« rief Margarethe.

»Nun, was gibt es denn?« fragte Heinrich lächelnd.

»Was es gibt? . . . Solche Gespräche sind gefährlich.«

»Wenn man allein ist, nicht,« versetzte der König. »Ich sagte Euch also . . . «

Margarethe war sichtbar auf der Folter; sie hätte gern ein Wort auf den Lippen des Königs zurückgehalten, aber Heinrich fuhr mit seiner scheinbaren Gutmütigkeit fort.

»Ich sagte Euch also, ich wäre von allen Seiten bedroht, bedroht von dem König, bedroht von dem Herzog von Alençon, bedroht von dem Herzog von Anjou bedroht von der Königin Mutter, bedroht von dem Herzog von Guise, bedroht von dem Kardinal von Lothringen, kurz bedroht von aller Welt. Man fühlt das instinkartig, Ihr wißt es, Madame. Gegen alle diese Drohungen, welche bald Angriffe werden müssen, kann ich mich nur mit Eurer Hilfe verteidigen; denn Ihr seid geliebt von allen Personen, die mich verwünschen.«

»Ich!« sprach Margarethe.

»Ja, Ihr,« versetzte Heinrich mit dem gutmütigsten Tone, »ja, Ihr seid geliebt von König Karl; Ihr seid geliebt (er legte einen besonderen Nachdruck auf dieses Wort) von dem Herzog von Alençon; Ihr seid geliebt von der Königin Catharina; Ihr seid geliebt von dem Herzog von Guise.«

»Mein Herr!« murmelte Margarethe.

»Nun, darf man sich denn wundern, daß Ihr von aller Welt geliebt seid? Diejenigen, welche ich Euch nannte, sind Eure Brüder oder Eure Verwandten. Seine Brüder und Verwandten lieben heißt nach dem Sinne Gottes leben.«

»Aber worauf zielt Ihr denn am Ende ab?« versetzte Margarethe.

»Hört: wenn Ihr Euch, ich sage nicht zu meiner Freundin, sondern zu meiner Verbündeten macht, kann ich Allen Trotz bieten, während ich, wenn Ihr Euch zu meiner Feindin macht, im

Gegenteil verloren bin.«

»Oh! Eure Feindin, nie Herr,« rief Margarethe.

»Meine Freundin, ebenfalls nie? . . . «

»Vielleicht.«

»Und meine Verbündete?«

»Gewiß.«

Und Margarethe wandte sich um und reichte dem König die Hand.

Heinrich nahm sie, küßte sie höflich und sprach, die Hand seiner Gemahlin mehr in einem Verlangen zu forschen, als durch ein Gefühl der Zärtlichkeit in der seinigen behaltend:

»Wohl, ich glaube Euch und nehme Euch als Verbündete an. Man hat uns verheiratet, ohne daß wir uns kannten, ohne daß wir uns liebten; man hat uns verheiratet, ohne uns um unsere Meinung zu fragen. Wir sind uns daher als Mann und Frau nichts schuldig. Ihr seht, Madame, daß ich Euren Wünschen entgegenkomme und daß ich heute bestätige, was ich Euch gestern sagte. Aber wir schließen freiwillig eine Verbindung, zu der uns Niemand zwingt. Wir verbinden uns, wie sich zwei redliche Herzen, die sich gegenseitig Schutz schuldig sind, verbinden; so versteht Ihr doch die Sache?«

»Ja, Herr,« erwiderte Margarethe und suchte ihre Hand zurückzuziehen.

»Nun wohl!« sprach der Bearner, die Augen beständig auf die Türe des Kabinetts geheftet, »da unbeschränkte Offenherzigkeit die erste Probe einer freien, redlichen Verbindung ist, so will ich Euch in allen seinen Einzelheiten den Plan mitteilen, den ich entworfen habe, um alle diese Feindseligkeiten siegreich zu bekämpfen.«

»Herr« . . . murmelte Margarethe, ihre Augen unwillkürlich ebenfalls nach dem Kabinett wendend, während der Bearner, da er seine List gelungen sah, in den Bart lachte.

»Hört also, was ich tun will,« fuhr er fort, indem er sich den Anschein gab, als bemerkte er die Unruhe der jungen Frau gar nicht, »ich will . . . «

»Herr,« rief Margarethe aufstehend und den König beim Arme fassend, »erlaubt, daß ich Atem schöpfe die Aufregung, die Hitze,

ich erstickte . . . «

Margarethe war wirklich bleich und zitterte, als ob sie zu Boden sinken wollte.

Heinrich eilte auf ein in gehöriger Entfernung liegendes Fenster zu und öffnete es. Dieses Fenster ging auf den Fluß.

Margarethe folgte ihm.

»Stille! Stille! Sire! aus Schonung für Euch,« murmelte sie.

»Ei! Madame«, versetzte der Bearner, auf seine Weise lächelnd, »habt Ihr mir nicht gesagt, wir wären allein.«

»Ja, Herr, wißt Ihr aber nicht, daß man mittelst eines durch die Decke oder durch eine Wand geschenehen Rohres Alles hören kann?«

»Gut, Madame, gut,« sprach lebhaft und ganz leise der Bearner. »Ihr liebt mich nicht, aber Ihr seid eine redliche Frau.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß Ihr, wenn Ihr fähig wäret, mich zu verraten, mich hättet fortfahren lassen, da ich mich allein verriet. Ihr habt mich zurückgehalten. Ich weiß nun, daß Jemand hier verborgen ist, daß Ihr eine ungetreue Gattin, aber eine getreue Verbündete seid, und für diesen Augenblick,« fügte der Bearner lächelnd bei, »bedarf ich offenherzig gestanden, mehr der Treue in der Politik, als in der Liebe.«

»Sire,« murmelte Margarethe ganz verwirrt.

»Gut, gut, wir sprechen von Allem dem später, wenn wir uns einander besser kennen werden,« sagte Heinrich.

Dann zuckte er die Achseln und fuhr fort:

»Atmet Ihr jetzt freier, Madame?«

»Ja, Sire, ja,« murmelte Margarethe.

»In diesem Fall,« verfehle der Bearner, »will ich Euch nicht länger belästigen. Ich war Euch nur meine Achtungsbezeugung und ein freundschaftliches Zuvorkommen schuldig. Wollt Beides, wie ich es biete, von gutem Herzen annehmen. Legt Euch nieder, und gute Nacht.«

Margarethe schlug zu ihrem Gemahl ein Auge, glänzend von Dankbarkeit auf, reichte ihm ebenfalls die Hand und sprach:

»Es ist abgemacht.«

»Politisches Bündnis frei und redlich?« fragte Heinrich.

»Frei und redlich.«

Dann ging der Bearer nach der Türe, mit dem Blicke Margarethe wie bezaubert nach sich ziehend. Als der Vorhang zwischen ihnen und dem Schlafgemache niedergefallen war, sprach Heinrich rasch und mit leiser Stimme:

»Ich danke, Margarethe, ich danke! Ihr seid eine wahre Tochter von Frankreich. Ich scheidet ruhig. In Ermangelung Eurer Liebe wird mir wenigstens Eure Freundschaft nicht entgehen. Ich zähle auf Euch, wie ihr auf mich zählen könnt. Gott befohlen, Madame!«

Und Heinrich küßte die Hand seiner Frau, während er dieselbe sanft drückte. Dann kehrte er mit schnellem Schritte in seine Wohnung zurück. Im Korridor aber sagte er zu sich selbst:

»Wer Teufel ist bei ihr? ist es der König ist es der Herzog von Alençon? ist es der Herzog von Guise? ist es ein Bruder? ist es ein Liebhaber? ist es das Eine und das Andere? In der Tat, es tut mir jetzt beinahe leid, daß ich mir von der Baronin die Zusammenkunft erbeten habe. Da aber mein Wort verpfändet ist, und Dariole mich erwartet . . . gleich viel; . . . ich fürchte, sie wird ein wenig dadurch verlieren, daß ich durch das Schlafgemach meiner Gemahlin gegangen bin, denn Ventre-saint-gris! diese Margot, wie sie mein Schwager, Karl IX. nennt, ist ein bewunderungswürdiges Geschöpf.«

Mit einem Schritte, in dem sich ein leichtes Zögern verriet, stieg Heinrich von Navarra die Treppe hinauf, welche zu den Gemächern von Frau von Sauves führte.

Margarethe war ihm mit den Augen gefolgt, bis er verschwand, und dann in ihr Zimmer zurückgekehrt.

Sie fand den Herzog an der Türe des Kabinetts. Dieser Anblick verursachte ihr beinahe einen Gewissensbiß.

Der Herzog war ernst, und seine gefaltete Stirne deutete bittere Gedanken an.

»Margarethe ist heute neutral,« sprach er, »Margarethe wird in acht Tagen feindselig sein.«

»Ihr, Ihr habt gehört?« versetzte Margarethe.

»Was sollte ich in dem Kabinett tun?«

»Und Ihr findet, daß ich mich anders benommen habe, als sich

die Königin von Navarra benehmen mußte?«

»Nein, aber anders, als sich die Geliebte des Herzogs von Guise zu benehmen hatte.«

»Mein Herr,« antwortete die Königin, »ich kann meinen Gemahl nicht lieben, aber Niemand ist berechtigt, von mir zu verlangen, daß ich ihn verrate. Sprecht ehrlich, würdet Ihr die Geheimnisse der Prinzessin von Porcian, Euerer Gemahlin, verraten?«

»Gut, gut, Madame,« versetzte der Herzog, den Kopf schüttelnd. »Ich sehe, daß ihr mich nicht mehr liebt, wie in den Tagen, wo Ihr mir erzählet, was der König gegen mich und die Meinigen anzettelte.«

»Der König war der Starke, und Ihr wart die Schwachen. Heinrich ist der Schwache und ihr seid die Starken. Ich spiele immer dieselbe Rolle, wie Ihr seht.«

»Nur geht Ihr von einem Lager in das andere über.«

»Das ist ein Recht, welches ich erlangte, indem ich Euch das Leben rettete.«

»Wohl, Madame, und da man, wenn man sich trennt, unter Liebenden Alles das zurückgibt, was man sich zuvor geschenkt hat, so werde ich Euch ebenfalls das Leben retten, und wir sind quitt.«

Und der Herzog verbeugte sich und ging ab, ohne daß Margarethe auch nur eine Gebärde machte, um ihn zurückzuhalten.

Im Vorzimmer fand er Gillonne, die ihn bis in das Zimmer des Erdgeschosses führte, und in dem Graben seinen Pagen, mit welchem er in das Hotel Guise zurückkehrte.

Während dieser Zeit stellte sich Margarethe, in Träume versunken, an ihr Fenster.

»Welch eine Hochzeitnacht!« murmelte sie, »der Gemahl flieht mich und der Geliebte verläßt mich!«

In diesem Augenblick ging auf der andern Seite des Grabens ein von der Tour de Bois zurückkehrender Schüler, die Faust auf der Hüfte, vorüber und sang:

Pourquoi doncques quand je veux
Ou mordre tes beaux cheveux,
Ou baiser ta bouche aimée,

Ou toucher à ton beau sein,
Contrefais-tu la nonnain
Dedans un cloître enfermée?

Pourquoi gardes-tu tes yeux
Et ton sein délicieux,
Ton front, ta lèvre jumelle?
En veux-tu baiser Plutou,
Là-bas après que Caron,
T'aura mise en sa nacelle?

Après ton dernier trépas,
Belle, tu n'auras là-bas
Qu'une bouchette blêmie;
Et quand, mort, je te verrai,
Aux ombres je n'avouerai
Que jadis tu fus ma mie!

Doncques tandis que tu vis,
Change, maîtresse, d'avis,
Et ne m'épargne ta bouche
Car au jour ou tu mourras
Lors tu te repentiras
De m'avoir été farouche.¹

Margarethe hörte schwermütig lächelnd auf diesen Gesang. Als aber die Stimme des Schülers sich in der Ferne verloren hatte, schloß sie das Fenster wieder und rief Gillonne, um sich auskleiden zu lassen.

III.

Ein königlicher Dichter.

Der andere Tag und die darauf folgenden vergingen in Festen, Schauspielen und Turnieren. Dieselbe Vermischung unter den zwei Parteien dauerte fort. Es fanden Liebkosungen und zärtliche Freundschaftsbeteuerungen statt, daß auch der wütendste Hugenotte den Kopf verlieren mußte. Man sah den Vater Cotton mit dem Baron von Courtaumer zu Mittag speisen und schweigen, den Herzog von Guise mit dem Prinzen von Condé eine Lustpartie auf der Seine machen. Der König schien sich von seiner gewöhnlichen Schwermut geschieden zu haben und konnte seinen Schwager Heinrich nicht mehr entbehren. Die Königin Mutter endlich war so lustig und so mit Stickereien, Juwelen und Helmzierden beschäftigt, daß sie darüber den Schlaf verlor.

Etwas verweichlicht durch dieses neue Capua fingen die Hugenotten an, sich wieder in seidene Wämser zu kleiden, Devisen aufzustellen und vor gewissen Balcons zu paradieren, als ob sie Katholiken gewesen wären. Von allen Seiten bemerkte man eine Reaktion zu Gunsten der reformierten Religion, daß man hätte glauben sollen, der ganze Hof wolle protestantisch werden. Der Admiral selbst ließ sich, trotz seiner Erfahrung wie die Andern täuschen, und sein Kopf war so sehr eingenommen, daß er eines Abends zwei Stunden lang seinen Zahnstocher zu gebrauchen vergaß, eine Beschäftigung der er sich gewöhnlich von zwei Uhr Mittags, wo er sein Mittagsbrot endigte, bis acht Uhr Abends, d. h. bis zu dem Augenblick überließ, wo er sich zu Tische setzte, um zu Nacht zu speisen.

An dem Abend, an welchem der Admiral sich dieses unglaubliche Vergessen seiner Gewohnheiten zu Schulden kommen ließ, hatte Karl IX. Heinrich von Navarra und den Herzog von Guise zum Goûter² eingeladen; als dieses vorüber war, ging er mit ihnen in sein Zimmer und erklärte ihnen den geistreichen Mechanismus einer Wolfsfalle, die er selbst erfunden hatte, als er plötzlich, sich selbst unterbrechend, fragte:

»Kommt der Herr Admiral diesen Abend nicht? wer hat ihn heute gesehen? wer kann mir Kunde von ihm geben?«

»Ich,« sagte der Herzog von Navarra, »falls Eure Majestät um seine Gesundheit besorgt wäre, könnte ich sie beruhigen, denn ich habe ihn diesen Morgen um sechs Uhr und diesen Abend um sieben Uhr gesehen.«

»Ah, ah!« sprach der König, dessen einen Moment zerstreute Augen mit durchdringender Neugierde auf einem Schwager ruhten, »Ihr steht für einen jungen Mann sehr frühe auf, Heinrich.«

»Ja, Sire,« antwortete der König von Bearn, »ich wollte mich bei dem Kardinal, der Alles weiß, erkundigen, ob einige Edelleute, die ich erwarte; noch nicht auf dem Wege wären.«

»Noch mehr Edelleute? Ihr hattet achthundert an Eurem Hochzeitsfeste, und jeden Tag kommen neue hinzu. Wollt Ihr uns denn überschwemmen?« sprach Karl lächelnd.

Der Herzog von Guise faltete die Stirne.

»Sire,« versetzte der Bearner,« man spricht von einem Unternehmen gegen Flandern, und ich sammle um mich her alle diejenigen meines Landes und der Umgegend, von welchen ich glaube, sie könnten Eurer Majestät nützlich sein.«

Der Herzog erinnerte sich des angeblichen Planes, von dem der Bearner mit Margarethe an ihrem Hochzeitstage gesprochen hatte, und horchte aufmerksam.

»Gut, gut,« antwortete der König, »je mehr Ihr habt, desto zufriedener sind wir. Bringt sie, bringt sie, Heinrich! Aber was für Edelleute sind es, tapfere, wie ich hoffe?«

»Ich weiß nicht, Sire, ob meine Edelleute je so viel wert sein werden, als die Eurer Maßstab die des Herzogs von Anjou oder die des Herrn von Guise. Aber ich kenne sie und weiß, daß sie ihr Möglichstes tun werden.«

»Erwartet Ihr noch viele?«

»Noch zehn bis zwölf.«

»Sie heißen?«

»Sire, ihre Namen entgehen mir, und mit Ausnahme von einem derselben, der mir von Téliigny als ein vollkommener Edelmann empfohlen ist und de La Mole heißt, wüßte ich nicht zu sagen . . . «

»De La Mole? ist es nicht ein Lerac de La Mole?« versetzte der König, welcher in der genealogischen Wissenschaft sehr bewundert war. »Ein Provençal?«

»Ganz richtig, Sire. Ihr seht, ich rekrutiere sogar bis in die Provence.«

»Und ich,« sprach der Herzog von Guise mit einem spöttischen Lächeln, »ich gehe noch weiter, als Seine Majestät der König von Navarra, denn ich hole selbst in Piemont alle sichere Katholiken, die ich finden kann.«

»Katholiken oder Hugenotten,« unterbrach ihn der König »mir liegt wenig daran, wenn sie nur tapfer sind.«

Um diese Worte zu sagen, welche in seinem Geiste Hugenotten und Katholiken vermischten, hatte der König eine so gleichgültige Miene angenommen, daß der Herzog von Guise darüber erstaunt war.

»Eure Majestät beschäftigt sich mit uns Flamändern,« sagte der Admiral, dem von dem König seit einigen Tagen die Gunst, unangemeldet einzutreten, bewilligt worden war, und der die letzten Worte Seiner Majestät bei seinem Eintritt gehört hatte.

»Ah, hier ist mein Vater, der Admiral,« rief Karl IX., die Arme öffnend. »Man spricht vom Krieg, von Edelleuten, von Tapferen, und er kommt. Wo der Magnet ist, dahin dreht sich das Eisen. Mein Schwager von Navarra und mein Vetter von Guise erwarten Verstärkungen für Eure Armee. Hiervon ist die Rede.«

»Und diese Verstärkungen kommen,« sagte der Admiral.

»Habt Ihr Nachricht, Herr?« fragte der Bearer.

»Ja, mein Sohn, und besonders von Herrn de La Mole; er war gestern in Orléans und wird morgen oder übermorgen in Paris sein.«

»Teufel, der Herr Admiral ist also ein Nekromant, daß er so weiß, was in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Meilen vorgeht? Ich meinerseits möchte wohl mit derselben Sicherheit wissen, was vor Orléans geschehen wird oder geschehen ist.«

Coligny blieb unempfindlich für diesen blutigen Stich des Herzogs von Guise, welcher offenbar auf den Tod von Franz von Guise, seinem Vater, anspielte, der vor Orléans von Poltrot de Mère ermordet worden war, nicht ohne daß man den Admiral im

Verdacht hatte, er habe zu dem Verbrechen geraten.

»Mein Herr,« versetzte er kalt und würdevoll, ich bin Nekromant, so oft ich bestimmt wissen will, was von wesentlichem Interesse für meine Angelegenheiten oder für die des Königs ist. Mein Eilbote ist vor einer Stunde von Orléans angekommen und hat mit der Post zweiunddreißig Lieues in einem Tage zurückgelegt. Herr de La Mole, welcher mit seinem Pferde reist, macht nur zehn des Tags, und wird erst am vierundzwanzigsten ankommen. Das ist die ganze Magie.«

»Bravo, mein Vater, gut geantwortet,« sagte Karl IX. »Zeigt diesen jungen Leuten, daß zugleich die Weisheit und das Alter Eure Haupthaare und Euren Bart gebleicht haben. Wir wollen sie auch fortschicken, daß sie von ihren Turnieren und Liebschaften plaudern, und beisammen bleiben, um von unsern Kriegen zu sprechen. Geht, meine Herren, ich habe mit dem Admiral zu reden.«

Die zwei Jungen Männer entfernten sich; der König von Navarra zuerst und der Herzog von Guise hernach; vor der Türe aber ging jeder nach einer kalten Verbeugung auf einer andern Seite ab.

Coligny folgte ihnen mit den Augen, nicht ohne eine gewisse Unruhe, denn er sah nie diese zwei eingewurzelten Leidenschaften des Hasses sich nähern, ohne daß irgend ein neuer Blitz daraus hervordrang. Karl IX. begriff, was in seinem Innern vorging, trat auf ihn zu, legte seinen Arm auf den des Admirals und sprach:

»Seid ruhig, mein Vater, ich bin da, um Jeden im Gehorsam und in der Achtung zu erhalten. Ich bin in Wahrheit König, seitdem meine Mutter nicht mehr Königin ist, und sie ist nicht mehr Königin, seitdem Coligny mein Vater ist.«

»Ah, Sire,« sprach der Admiral, »die Königin Catharina . . . «

»Ist eine Händelstifterin, mit ihr ist kein Friede möglich. Diese italienischen Katholiken sind wütende Menschen, die von nichts wissen wollen, als von Ausrottung. Ich im Gegenteil will nicht nur Frieden stiften, sondern auch denen von Eurer Religion Macht verleihen. Die Andern sind zu leichtsinnig, mein Vater, sie skandalisieren mich durch ihre Liebschaften und durch ihren

ungeordneten Lebenswandel. Soll ich offen mit Dir sprechen?« fuhr Karl IX., seine Treuherzigkeit verdoppelnd, fort. »Ich mißtraue meiner ganzen Umgebung, mit Ausnahme meiner neuen Freunde. Der Ehrgeiz von Tavannes ist mir verdächtig. Vieilleville liebt nur den guten Wein, und wäre im Stande, seinen König um ein Faß Malvasier zu verraten. Montmorency kümmert sich nur um die Jagd und bringt seine Zeit zwischen seinen Hunden und seinen Falken hin. Der Graf von Retz ist Spanier, die Guisen sind Lothringer. Gott soll mir vergeben, aber ich glaube, es gibt in Frankreich keine wahre Franzosen, außer mir, meinem Schwager von Navarra und Dir. Doch ich bin an den Thron gefesselt und kann die Heere nicht befehligen. Man läßt mich kaum nach meinem Wohlgefallen in Saint Germain und in Rambouillet jagen. Mein Schwager von Navarra ist zu jung und hat zu wenig Erfahrung. Überdies scheint er mir in allen Stücken seinem Vater Anton ähnlich, den die Weiber stets verdorben haben. Nur Du, mein Vater, Du bist zugleich tapfer, wie Julius Cäsar, und weise wie Plato. Auch weiß ich in der Tat nicht, was ich tun soll: Dich als Rat hier behalten oder Dich als General abschieken. Wenn Du mir rätst, wer wird befehligen? Wenn Du befehligst, wer wird mir raten?«

»Sire,« antwortete Coligny, »man muß zuerst siegen, der Rat wird nach dem Siege kommen.«

»Das ist Deine Ansicht, mein Vater? Wohl, es sei. Es soll nach Deiner Meinung verfahren werden. Du wirst Montag nach Flandern, und ich werde nach Amboise abreisen.«

»Eure Majestät verläßt Paris?«

»Ja. Ich bin alles dieses Geräusches, aller dieser Feste müde. Ich bin kein Mann der Tätigkeit, ich bin ein Träumer. Ich war nicht geboren, um ein König, sondern um ein Dichter zu werden. Du bildest eine Art von Rat, welcher regieren wird, während Du im Felde bist, und wenn sich meine Mutter nicht darein mischt, wird Alles gut gehen. Ich habe bereits Ronsard eingeladen, mich dort zu besuchen, und dann werden wir Beide ferne vom Geräusche der Welt, fern von den Bösen, unter unsern großen Bäumen, am Ufer des Flusses, beim Gemurmeln der Bäche von göttlichen Dingen sprechen . . . es ist dies die einzige Entschädigung, die es da es auf Erden für menschliche Dinge gibt. Doch halt, höre die

Verse, durch welche ich ihn einlade, ich habe sie diesen Morgen gemacht.«

Coligny lächelte, Karl IX. fuhr mit seiner Hand über seine gelbe, elfenbeinglatte Stirne, und sprach mit einem gewissen, nach dem Takte abgemessenen, Gesange folgende Verse:

Ronsard, je connais bien que si tu ne me voies,
Tu oublies soudain de ton grand roi la voix;
Mais pour ton souvenir, pense que je n'oublie
Continuer toujours d'apprendre en poésie,
Et pour ce j'ai voulu t'envoyer cet esprit.

Donc ne t'amuse plus aux soins de ton ménage,
Maintenant n'est plus temps de faire jardinage;
Il faut suivre ton roi, qui t'aime par sus tous,
Pour les vers, qui de toi coulent braves et doux,
Et crois, si tu ne viens me voir à Amboise,
Qu'entre nous adviendra un bien grand noise.³

»Bravo, Sire, bravo!« rief Coligny, »ich verstehe mich besser auf den Krieg, als auf die Dichtkunst, aber es scheint mir, diese Verse sind soviel wert, als die besten von Ronsard, Dorat, und selbst von Herrn Michel de l'Hospital, dem Kanzler von Frankreich.«

»Ah, mein Vater, wie sprichst Du so wahr, denn siehst Du, der Titel eines Dichters ist derjenige, nach welchem ich vor allen andern trachte.«

»Sire,« versetzte Coligny, »ich wußte wohl, daß Eure Majestät mit den Musen sich unterhielt; aber ich wußte nicht, daß sie ihren ersten Rat daraus machte.«

»Nach Dir, mein Vater, nach Dir, und damit ich nicht in meiner Verbindung mit ihnen gestört werde, will ich Dich an die Spitze aller Angelegenheiten stellen. Höre also: ich muß in diesem Augenblick ein neues Madrigal beantworten, das mir mein großer und lieber Dichter zugeschickt hat. Ich kann Dir also zu dieser Stunde nicht alle Papiere geben, welche erforderlich sind, um Dich über die große Frage, die uns, Philipp II. und mich, trennt, auf das Laufende zu setzen. Überdies liegt eine Art von Feldzugsplan vor, den meine Minister gemacht haben. Ich werde Dir Alles suchen und morgen früh übergeben.«

»Um welche Stunde, Sire?«

»Um zehn Uhr. Und wenn ich zufällig mit Versen beschäftigt und in meinem Arbeitskabinett eingeschlossen wäre, so würdest Du dennoch hier eintreten und alle Papiere, die Du auf dem Tische in diesem roten Portefeuille verwahrt fändest, mitnehmen. Die Farbe des Portefeuille ist so ausfallend, daß Du Dich nicht täuschen kannst. Ich schreibe nun an Ronsard.«

»Gott befohlen, Sire.«

»Gott befohlen, mein Vater.«

»Eure Hand?«

»Was sagst Du, meine Hand? In meine Arme, an mein Herz, das ist Dein Platz. Oh, mein alter Krieger, komm!«

Und Karl IX. zog Coligny, der sich verbeugte, an sich und drückte seine Lippen auf die weißen Haare des Admirals.«

Der Admiral entfernte sich, eine Träne trocknend.

Karl IX. folgte ihm mit den Augen, so lange er ihn sehen konnte, horchte, so lange er ihn hören konnte.

Dann, als er nichts mehr sah und nichts mehr hörte, ließ er sein bleiches Haupt, wie dies seine Gewohnheit war, auf seine Schulter fallen und ging langsam von dem Zimmer, in welchem er sich befand, in sein Waffenkabinett.

Dieses Kabinett war der Lieblingsaufenthalt des Königs. Hier nahm er seine Fechtstunden bei Pompée, seine Lektionen in der Dichtkunst bei Ronsard. Es fanden sich hier die schönsten Verteidigungs- und Angriffswaffen in großer Auswahl vereinigt. Alle Wände waren mit Streitäxten, Schilden, Piken, Hellebarden, Pistolen und Musketen tapeziert, und an demselben Tage hatte ihm ein berühmter Waffenschmied eine Büchse gebracht, auf welcher in Silber folgende vier Verse incrustirt waren, die der königliche Dichter selbst verfaßt hatte:

Pour maintenir la foy,
Je suis belle et fidèle;
Aux suis Aux ennemis du roy Je suis belle et cruelle.⁴

Karl IX. trat also, wie gesagt, in dieses Kabinett ein, und nachdem er die Haupttüre verschlossen hatte, hob er eine Tapete empor, welche einen Gang markierte, der nach einem kleinen Gemache führte, wo eine Frau, vor einem Betpulte kniend, ihr Gebet verrichtete.

Da sich diese Bewegung langsam bewerkstelligt hatte und die Tritte des Königs, durch den Teppich gedämpft, nicht stärker schallten, als die eines Gespenstes, so hörte die kniende Frau nichts, wandte sich nicht um und fuhr fort zu beten. Karl blieb einen Augenblick in Gedanken versunken und anschauend stille stehen.

Es war eine Frau von vierunddreißig bis fünfunddreißig Jahren, deren kräftige Schönheit noch mehr durch die Tracht der Bäuerinnen aus der Gegend von Caux hervorgehoben wurde. Sie trug die hohe Haube, welche während der Regierung von Isabeau von Bayern am Hofe von Frankreich so sehr in der Mode gewesen war, und ihr rotes Mieder war ganz mit Gold gestickt, wie es gegenwärtig die Mieder der Landleute von Nettuno und Sora sind. Das Gemach, welches sie seit beinahe zwanzig Jahren bewohnte, stieß an das Schlafzimmer des Königs und bot ein seltsames Gemisch von Eleganz und bäuerlichem Aussehen. Der Palast hatte sich ungefähr in gleichen Teilen an der Hütte abgefärbt, wie die Hütte an dem Palaste, so daß dieses Gemach etwa die Mitte zwischen der Einfachheit der Dorfbewohnerin und dem Luxus der vornehmen Dame hielt. Der Betpult, an welchem sie kniete, war wirklich von vortrefflich geschnitztem Eichenholz und mit Sammet bedeckt, den man mit reichen goldenen Fransen besetzt hatte, während die Bibel, denn diese Frau gehörte der reformierten Religion an, während die Bibel, aus der sie ihre Gebete las, eines von den alten halb zerrissenen Büchern war, wie man sie in den ärmsten Häusern trifft.

Alles Übrige war nach Maßgabe dieses Betpultes und dieser Bibel.

»He, Madelon!« sagte der König.

Die kniende Frau schaute bei dem Tone dieser vertrauten Stimme lächelnd empor und stand auf.

»Ah, Du bist es, mein Sohn,« sagte sie.

»Ja, Amme, komm hierher.«

Karl IX. ließ den Türvorhang niederfallen und setzte sich auf den Arm eines Lehnstuhles.

Die Amme trat zu ihm.

»Was willst Du von mir, Charlot?« fragte sie.

Die Amme näherte sich ihm mit einer Vertraulichkeit, die von der mütterlichen Zärtlichkeit herrühren mochte, welche die Frau für das Kind faßt, das sie gestillt hat, der jedoch die Pamphlete jener Zeit eine unendlich weniger reine Quelle geben.

»Hier bin ich,« sagte sie, »sprich!«

»Ist der Mann, den ich habe rufen lassen, hier?«

»Seit einer halben Stunde.«

Karl stand auf, näherte sich dem Fenster, schaute, ob Niemand auf der Lauer wäre, trat an die Türe, spitzte das Ohr, um sich zu versichern, daß Niemand horchte, schüttelte den Staub von seinen Waffentrophäen, liebte einen großen Windhund, der ihm Schritt für Schritt folgte, stehen blieb, wenn sein Herr stille stand, wieder ging, wenn sein Herr sich in Bewegung setzte, und sagte sodann, zu der Amme zurückkehrend:

»Es ist gut, Amme, laß ihn eintreten.«

Die gute Frau entfernte sich durch denselben Gang, durch den sie eingetreten war, während der König sich auf einen Tisch stützte, auf welchem Waffen aller Art lagen.

Kaum hatte er diese Stellung genommen, als der Türvorhang sich abermals hob und der Erwartete eintrat.

Es war ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit grauem, schielendem Auge, mit einer nachteulenartig gebogenen Nase, mit hervorspringenden Backenknochen. Sein Gesicht suchte Ehrfurcht auszudrücken, lieferte aber nur ein heuchlerisches Lächeln auf seinen durch die Furcht gebleichten Lippen.

Karl streckte sachte hinter sich eine Hand aus, welche zu dem Kolben einer Pistole von neuer Erfindung gelangte, die mit Hilfe eines mit einem stählernen Rade in Berührung gebrachten Steines losging, statt daß man hier vorher eine Lunte gebraucht hätte, und schaute mit seinem matten Auge die neue Person an, welche wir so eben in die Szene gebracht haben. Während dieser Prüfung piff er mit merkwürdiger Richtigkeit und Melodie eines von seinen Lieblingsjagdliedern.

Nach einigen Sekunden, in denen sich das Gesicht des Fremden immer mehr entfärbte, sagte der König zu ihm:

»Ihr seid es, den man Franz von Louviers-Maurevel nennt?«

»Ja, Sire.«

»Kommandant der Petardirer?«

»Ja, Sire.«

»Ich wollte Euch sehen.«

Maurevel verbeugte sich.

»Ihr wißt,« fuhr Karl, auf jedes Wort einen besonderen Nachdruck legend, fort, »Ihr wißt, das ich alle meine Untertanen gleichmäßig liebe.«

»Ich weiß,« stammelte Maurevel, »daß Eure Majestät der Vater seines Volkes ist.«

»Und daß Hugenotten und Katholiken gleichmäßig meine Kinder sind.«

Maurevel blieb stumm, nur wurde das Zittern, welches seinen Körper schüttelte, dem durchdringenden Blicke des Königs sichtbar, obgleich derjenige, zu welchem er sprach, beinahe im Schatten verborgen war.

Maurevel fiel auf die Knie.

»Sire,« stammelte er, »glaubt mir . . . «

»Ich glaube,« fuhr Karl IX. fort, Maurevel immer fester mit einem Blicke anschauend, der, Anfangs glasig, nach und nach beinahe flammend wurde, »ich glaube, daß ihr in Moncontour große Lust hattet, den Herrn Admiral, der sich so eben von hier entfernt, zu töten; ich glaube, daß ihr Euren Streich verfehlet und dann zum Heere des Herzogs von Anjou, unseres Bruders, übergingt; ich glaube endlich, daß Ihr sodann zum zweiten Male zu dem Prinzen übergegangen seid und Dienste in der Compagnie von Herrn Mouy von Saint-Phale genommen habt.«

»Oh, Sire!«

»Ein braver picardischer Edelmann.«

»Sire, Sire!« rief Maurevel, »beugt mich nicht so sehr nieder.«

»Es war ein würdiger Offizier,« fuhr Karl IX. fort, und allmählich trat ein Ausdruck beinahe wilder Grausamkeit auf seinem Gesichte hervor, »ein braver Offizier, der Euch wie einen Sohn aufnahm, Euch Wohnung, Kleidung, Nahrung gab.«

Maurevel entschlüpfte ein Seufzer der Verzweiflung.

»Ihr nanntet ihn, glaube ich, Euren Vater,« sprach der König unbarmherzig, »und eine zarte Freundschaft verband Euch mit

dem jungen Mouy, seinem Sohne.«

Immer noch aus den Knien beugte sich Maurevel mehr und mehr unter der Macht des Wortes von Karl IX., welcher unempfindlich und einer Statue ähnlich, deren Lippen allein mit Leben begabt sind, aufrecht stand.

»Sprecht,« fuhr der König fort, »solltet Ihr nicht zehntausend Taler von Herrn von Guise bekommen, wenn Ihr den Admiral töten würdet?«

Ganz bestürzt schlug der Mörder mit der Stirne auf den Boden.

»Was den Herrn von Mouy, Euren guten Vater, betrifft so begleitetet Ihr ihn eines Tags, als er gegen Chevreux rekognoszierte. Er ließ seine Peitsche fallen und stieg ab, um sie aufzuheben. Ihr wart allein mit ihm, nahmt eine Pistole aus Euren Polstern, und während er sich blickte, drücktet Ihr auf ihn ab. Als Ihr saht, daß er tot war, denn Ihr tötetet ihn mit dem Schusse, ergrifft Ihr die Flucht auf dem Pferde, das er Euch geschenkt hatte.«

Und als Maurevel bei dieser Anklage, die in allen einzelnen Umständen der Wahrheit entsprach, stumm blieb, fing Karl IX. wieder an, mit derselben Richtigkeit und demselben Wohlklang sein Lieblingsjagdlied zu pfeifen.

»He, Meister Mörder,« sprach er sodann, »wißt Ihr, daß ich große Lust habe, Euch hängen zu lassen?«

»Oh, Majestät!« rief Maurevel.

»Der junge Mouy hat mich noch darum gebeten, und ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte, denn in der Tat, seine Bitte ist sehr gerecht.«

Maurevel faltete die Hände.

»Um so gerechter, als ich, wie Ihr sagtet, der Vater des Volkes bin, und die Hugenotten nun, da ich mich mit denselben ausgesöhnt habe, eben so gut zu meinen Kindern gehören, als die Katholiken.«

»Sire,« sprach Maurevel völlig entmutigt, »mein Leben ist in Euren Händen, macht damit, was Ihr wollt.«

»Ihr habt Recht, ich würde keinen Liar dafür geben.«

»Aber, Sire,« sagte der Mörder, »gibt es kein Mittel, mein Verbrechen abzukaufen?«

»Ich kenne keines. Wenn ich jedoch an Eurer Stelle wäre, was Gott sei Dank nicht der Fall ist . . . «

»Nun, Sire, wenn Ihr an meiner Stelle wäret,« antwortete Maurevel, dessen Blick an den Lippen von Karl hing.

»Ich glaube, ich würde mich aus der ganzen Geschichte zu ziehen wissen,« fuhr der König fort.

Maurevel erhob sich auf ein Knie und auf eine Hand und heftete seine Augen auf Karl, um sich zu versichern, daß er nicht spottete.

»Ich liebe allerdings den jungen Mouy ungemein,« fuhr der König fort, »aber ich liebe auch meinen Vetter von Guise gar sehr, und wenn er von mir das Leben eines Menschen forderte, dessen Tod ein Anderer verlangen würde, so wäre ich in großer Verlegenheit. In Betreff guter Politik wie guter Religion müßte ich tun, was mein Vetter von Guise von mir verlangen würde, denn von Mouy erscheint, ein so mutiger Kapitän er auch ist, doch nur als ein kleiner Kamerad im Vergleich mit dem Prinzen von Lothringen.«

Während dieser Worte erhob sich Maurevel langsam und wie ein Mensch, der zum Leben zurückkehrt.

»Das Wichtige für Euch wäre also in der verzweiflungsvollen Lage, in welcher Ihr Euch befindet, daß Ihr die Gunst meines Veters von Guise zu gewinnen suchen würdet, und in dieser Hinsicht erinnere ich mich einer Sache, die er mir gestern erzählte.«

Maurevel näherte sich einen Schritt.

›Denkt Euch, Sire,‹ sagte er zu mir, ›das jeden Morgen um zehn Uhr mein Todfeind, von dem Louvre zurückkehrend, durch die Straße Saint-Germain-l'Auxerrois kommt. Ich sehe ihn von einem Fenster des Erdgeschosses aus. Es ist das Fenster der Wohnung, meines ehemaligen Lehrers, des Kanonikus Peter Pille. Ich sehe also jeden Morgen meinen Feind und bitte den Teufel, ihn in die Eingeweide der Erde hinabzuziehen.‹ Sagt, Meister Maurevel, wenn Ihr der Teufel wäret, das würde meinem Vetter von Guise vielleicht Freude machen?‹

Maurevel nahm sein höhnisches Lächeln wieder an und seinen von Schrecken bleichen Lippen entfielen die Worte:

»Sire, ich habe aber nicht die Gewalt, die Erde öffnen.«

»Ihr habt sie, wenn ich mich recht erinnere, dem Mouy geöffnet. Ihr werdet mir hernach sagen, daß es mit der Pistole geschah. Habt Ihr sie nicht mehr, diese Pistole?«

»Verzeiht, Sire,« versetzte der Räuber, »aber ich schieße beinahe noch besser mit der Büchse, als mit der Pistole.«

»Oh!« rief Karl IX., gleichviel, Pistole oder Büchse. Ich bin überzeugt, mein Vetter von Guise wird nicht sehr häkelig bei der Wahl des Mittels sein.«

»Aber ich müßte ein Gewehr haben,« versetzte Maurevel, »auf dessen Genauigkeit ich mich verlassen könnte, denn ich hätte vielleicht von ferne zu schießen.«

»Ich habe zehn Büchsen in diesem Gemache,« versetzte Karl IX., »mit denen ich einen Goldtaler auf hundertfünfzig Schritte treffe. Wollt Ihr eine versuchen?«

»Oh! Sire, mit dem größten Vergnügen,« rief Maurevel, auf die Büchse zuschreitend, welche in einer Ecke stand und an demselben Morgen Karl IX. gebracht worden war.

»Nicht diese,« sagte der König, »nicht diese, denn ich habe sie mir selbst vorbehalten. Ich werde in den nächsten Tagen eine große Jagd haben, wo sie mir hoffentlich von Nutzen ist. Aber Ihr könnt jede andere wählen.«

»Und der Feind, Sire, wer ist es?« fragte der Mörder.

»Weiß ich es?« antwortete der König, den Elenden mit seinem verächtlichen Blicke niederschmetternd.

»Ich werde also Herrn von Guise fragen,« stammelte Maurevel.

Der König zuckte die Achseln und erwiderte:

»Fragt nicht, Herr von Guise würde nicht antworten. Verantwortet man dergleichen Dinge? Es ist die Sache derjenigen, welche nicht gehängt werden wollen, sie zu erraten.«

»Aber woran soll ich ihn erkennen?«

»Ich habe Euch bereits gesagt, er käme jeden Morgen um zehn Uhr an dem Fenster des Kanonikus vorüber.«

»Es gehen viele Leute vor diesem Fenster vorüber. Wollte Eure Majestät nur die Gnade haben, mir irgend ein Zeichen anzugeben.«

»Oh, das ist sehr leicht. Morgen zum Beispiel wird er ein Portefeuille von rotem Maroquin unter dem Arme haben.«

»Sire, es genügt.«

»Ihr habt immer noch das Pferd, das Euch Herr von Mouy geschenkt hat, und das so gut läuft?«

»Sire, ich habe ein vortreffliches Barberroß.«

»Oh! ich bin nicht bange um Euch; nur ist es gut, wenn Ihr wißt, daß das Kloster eine Hinterpfote hat.«

»Ich danke, Sire; betet zu Gott für mich.«

»Er, tausend Teufel, betet lieber zu dem Höllischen, denn ohne seinen Schutz könnt Ihr dem Strange nicht entgehen.«

»Gott befohlen, Sire.«

»Gott befohlen. Doch halt, Herr von Maurevel, Ihr wißt, daß es, wenn man aus irgend eine Art vor übermorgen um zehn Uhr von Euch sprechen hört, oder wenn man nachher nicht von Euch hört, im Louvre eine Oubliette⁵ gibt.«

Und Karl IX. fing wieder an, ruhig und richtiger als je seine Lieblingsmelodie zu pfeifen.

IV.

Der Abend des 24. August 1572.

Unser Leser hat wohl nicht vergessen, daß in dem vorhergehenden Kapitel von einem Edelmann Namens de La Mole die Rede war, welcher mit einer gewissen Ungeduld von Heinrich von Navarra erwartet wurde. Dieser Edelmann ritt, wie es der Admiral vorhergesagt hatte, durch die Porte Saint-Marcel gegen Abend am 24. August 1572 in Paris ein und ließ, einen verächtlichen Blick auf die zahlreichen Wirtshäuser werfend, welche zu seiner Rechten und zu seiner Linken ihre malerischen Schilder ausstreckten, sein völlig dampfendes Pferd bis in das Herz der Stadt dringen, wo er, nachdem er über die Place Maubert, über den Petit-Pont, über den Pont Notre-Dame und die Quais hingezogen war, am Ende der Rue de Bresec anhielt, aus der man seitdem die Rue de l'Arbre-Sec gemacht hat, ein Name, den wir zur Erleichterung der Leser beibehalten wollen.



Hier ist ein Gasthaus, das Gutes verspricht.

Der Name gefiel ihm ohne Zweifel, denn er ritt hinein, und da zu seiner Linken ein prachtvolles, an seiner Stange knarrendes Schild von Eisenblech seine Aufmerksamkeit erregte, so machte er einen zweiten Halt und las die Worte: »Zum schönen Gestirne,« welche unter ein Gemälde geschrieben waren, welches das anlockendste Bildnis für einen ausgehungerten Reisenden darstellte. Es war ein gebratenes Huhn, das mitten an einem schwarzen Himmel schwebte, während ein Mensch in

einem roten Mantel nach diesem Gestirne einer neuen Art seine Arme und seine Börse ausstreckte.

»Das ist ein Wirtshaus, das sich gut ankündigt,« sprach der Edelmann zu sich selbst, »und der Wirt muß, bei meiner Seele, ein kluger Bursche sein. Ich habe immer sagen hören, die Rue de l'Arbre-Sec wäre ein Quartier des Louvre, und wenn diese Anstalt nur einigermaßen dem Schilde entspricht, so werde ich mich hier vortrefflich befinden.«

Während der Ankömmling sich diesen Monolog zum Besten gab, hielt ein Anderer, der durch das entgegengesetzte Ende der Straße, das heißt durch die Rue Saint-Honoré eingeritten war, ebenfalls an und beschaute mit einer gewissen Begeisterung das Schild des schönen Gestirnes. Derjenige, welchen wir kennen, oder wenigstens dem Namen nach kennen, ritt einen Schimmel von spanischer Race und trug ein schwarzes, mit Schmelz verziertes Wamms. Sein Mantel war von dunkelveilchenblauem Sammet, er hatte schwarze lederne Stiefel, ein Schwert mit ziseliertem eisernem Griffe und einen Dolch ähnlicher Art. Gehen wir von seiner Tracht zu seinem Gesichte über, so bemerken wir: es war ein Mann von vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, von dunkler Gesichtsfarbe, mit blauen Augen, zartem Schnurrbarte, und glänzenden Zähnen, welche, wenn er seinen Mund zu einem seinen, schwermütigen Lächeln öffnete, sein Antlitz zu erleuchten schienen.

Der zweite Reisende bildete einen völligen Kontrast mit dem ersten. Unter seinem Hute mit der aufgeschlagenen Krämpe erschienen reiche, krause, mehr rote als blonde Haare. Unter diesem Hute glänzte auch ein graues Auge, das bei dem geringsten Anlasse in so heftige Flammen geriet, daß man es dann hätte für schwarz halten sollen. Das Übrige des Gesichtes bestand aus einem rosenfarbigen Teint, aus einer dünnen Lippe, über der ein falber Schnurrbart hervorstand, und aus bewunderungswürdigen Zähnen. Er war im Ganzen mit seiner weißen Haut, mit seinem hohen Wuchse und seinen breiten Schultern ein sehr schöner Reiter in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, und seit einer Stunde, da er die Nase nach allen Fenstern emporhob, unter dem Vorwande, Wirtshaus schilder zu suchen, hatten ihn die Frauen viel angeschaut. Was die Männer

betrifft, welche vielleicht Anfangs sich geneigt fühlten, zu lachen, als sie seinen Mantel, seine knappen Hosen und seine Stiefeln von altertümlicher Form erblickten, so verwandelten sie dieses angefangene Lachen in einen artigen Gruß bei der Prüfung dieser Physiognomie, welche in einer Minute zehnerlei verschiedene Ausdrücke annahm, abgesehen von dem wohlwollenden Ausdrucke, welcher stets das Gesicht des verlegenen Provinzbewohners charakterisiert.

Er war es, der sich zuerst an den andern Edelmann wandte, welcher, wie gesagt, ebenfalls das Schild des Gasthofes zum schönen Gestirne betrachtete.

»Mordi, Herr!« sprach er, mit einem furchtbaren Gebirgsaccente, in welchem man den Piemontesen unter hundert Fremden erkennen würde, »ist man hier nicht in der Nähe des Louvre? Jedenfalls glaube ich, daß Ihr denselben Geschmack habt, wie ich, und das ist schmeichelhaft für meine Herrlichkeit.«

»Mein Herr,« antwortete der Andere mit einem Provençalischen Accente, der dem piemontesischen Accente des Ersten in keiner Beziehung nachgab, »ich glaube in der Tat, dieser Gasthof liegt in der Nähe des Louvre. Übrigens frage ich mich noch, ob ich die Ehre haben werde, Eurer Meinung zu sein. Ich gehe mit mir zu Rate.«

»Ihr seid nicht entschlossen, mein Herr? das Haus ist doch gewiß einladend. Dann habe ich mich durch Eure Gegenwart anlocken lassen. Gesteht wenigstens, daß das Gemälde sehr hübsch ist.«

»Oh! allerdings, aber das ist es gerade, was mich an der Wirklichkeit zweifeln läßt. Paris ist voll von Betrügnern, wie man mir sagt, und man betrügt mit einem Schilde eben so gut, wie mit irgend etwas Anderem.«

»Bei Gott, mein Herr,« versetzte der Piemontese, »ich bekümmere mich nicht viel um Betrügereien, und wenn der Wirt mir einen Vogel liefert, der minder gut geröstet ist, als der seines Schildes, so stecke ich ihn selbst an den Spieß und verlasse ihn nicht eher, als bis ihn das Feuer gehörig abgebräunt hat.«

»Ihr bestimmt mich vollends,« sprach der Provençal lachend, »Ich bitte Euch, zeigt mir den Weg, mein Herr.«

»Oh! mein Herr, bei meiner Seele, das werde ich nicht tun, denn ich bin nur Euer untertäniger Diener, der Graf Annibal von Coonnas.«

»Und ich, mein Herr, ich bin nur der Graf Joseph Boniface Lerac de La Mole und ganz zu Euren Diensten.«

»Dann nehmen wir uns beim Arme, mein Herr, und treten mit einander ein.«

Das Resultat dieses ausgleichenden Vorschlages war, daß die zwei jungen Leute, welche nun von ihren Pferden stiegen und die Zügel in die Hände eines Hausknechtes warfen, sich beim Arme nahmen und sich nach der Türe des Gasthofes wandten, auf dessen Schwelle der Wirt stand. Aber gegen die Gewohnheit solcher Leute schien der würdige Eigentümer dieses Hauses den Ankömmlingen keine Aufmerksamkeit zu schenken; er war ganz vertieft in ein Gespräch mit einem großen trockenen, gelben Burschen, der in einem zunderfarbigen Mantel stack, wie die Eule in ihren Federn.

Die zwei Edelleute waren so nahe zu dem Wirte und zu dem Menschen in dem zunderfarbigen Mantel gekommen, mit dem er sprach, daß Coonnas, ärgerlich über das geringe Gewicht, welches man auf ihn und seinen Gefährten legte, den Wirt beim Ärmel faßte. Dieser schien plötzlich zu erwachen und beurlaubte den Andern mit einem: »Auf Wiedersehen! Kommt bald und haltet mich besonders beständig auf dem Laufenden.«

»He, Mensch!« sprach Coonnas, »seht Ihr nicht, daß man mit Euch zu tun hat?«

»Ah, ich bitte um Vergebung, meine Herren,« versetzte der Wirt, »ich sah Euch nicht.«

»Ei, Mordi! Ihr müßtet uns sehen, und nun, da Ihr uns gesehen habt, so sagt Herr Graf, statt ganz kurz mein Herr zu sagen, wenn es Euch gefällig ist.«

La Mole hielt sich zurück und ließ Coonnas sprechen, der die ganze Sache auf sich genommen zu haben schien. An seiner gerunzelten Stirne konnte man jedoch leicht sehen, daß er bereit war, ihm im geeigneten Augenblicke zu Hilfe zu kommen.

»Nun, was wünscht Ihr, Herr Graf?« fragte der Wirt mit dem ruhigsten Tone.

»Das ist schon besser, nicht wahr?« sagte Coconnas, sich gegen La Mole umwendend, der mit dem Kopfe ein bestätigendes Zeichen machte. »Der Herr Graf und ich wünschen, angelockt durch Euer Schild, Abendbrot und Nachtlager in Eurem Gasthofs zu finden.«

»Meine Herren, ich bin in Verzweiflung, aber ich habe nur noch ein Zimmer, und ich befürchte, es wird Euch nicht zusagen.«

»Meiner Treue, desto besser,« sprach La Mole, »dann wohnen wir anderswo.«

»Nein, nein, ich wohne hier,« sagte Coconnas, »mein Pferd ist abgerieben, ich nehme also das Zimmer, da Ihr es nicht wollt.«

»Ah, das ist etwas Anderes,« sprach der Wirt, stets mit demselben unverschämten Phlegma, »wenn Ihr nur Einer seid, so kann ich Euch gar nicht aufnehmen.«

»Mord und Todt,« rief Coconnas, »bei meiner Treue, das ist ein lustiges Tier. So eben waren wir zu Zwei zu viel, nun sind wir als Einer zu wenig. Du willst uns also nicht beherbergen, Bursche?«

»Meine Herren, da Ihr die Sache in diesem Tone aufnehmt, so will ich Euch offenherzig antworten.«

»Antworte, aber geschwinde!«

»Nun, ich wünsche nicht die Ehre zu haben, Euch zu beherbergen.«

»Warum?« fragte Coconnas vor Zorn erbleichend.

»Weil Ihr keine Lackeien habt und mir dieß für ein volles Herrenzimmer zwei leere Lackeienzimmer machen würde. Wenn ich Euch nun das Herrenzimmer gebe, so laufe ich Gefahr, die andern nicht zu vermieten.«

»Herr de La Mole«, sprach Coconnas, sich umwendend, »kommt es Euch nicht auch vor, wir sollten diesen Burschen zusammenhauen.«

»Das ist tunlich,« sprach La Mole und schickte sich, wie sein Gefährte an, den Wirt mit Peitschenhieben zu bearbeiten.

Aber trotz dieser doppelten Demonstration, welche von Seiten der zwei, wie es schien, entschlossenen Edelleute nichts sehr Beruhigendes hatte, geriet der Wirt nicht aus der Fassung und begnügte sich, einen Schritt zurückzuweichen, um in seinem Hause zu sein.

»Man sieht,« sagte er spöttisch lachend, »daß diese Herren aus der Provinz kommen. In Paris ist die Mode, die Wirte zu mißhandeln, welche ihre Zimmer nicht vermieten wollen, abgekommen. Man haut die vornehmen Herren zusammen, und nicht die Bürger, und wenn Ihr zu sehr schreit, so rufe ich meine Nachbarn, und Ihr werdet mit Hieben bearbeitet, was eine zweier Edelleute ganz unwürdige Behandlung ist.«

»Mord und Teufel! er verspottet uns!« rief Coconnas ganz außer sich.

»Gregor, meine Büchse!« sprach der Wirt zu seinem Knechte, mit demselben Tone, als wenn er gesagt hätte: Einen Stuhl für diese Herren!

»Tod und Teufel!« brüllte Coconnas, sein Schwert ziehend, »macht Euch doch ein wenig warm, Herr de La Mole!«

»Nein, wenn es Euch gefällig ist, nein, denn während wir uns warm machen, wird das Abendbrot kalt.«

»Wie Ihr findet . . . « rief Coconnas.

»Ich finde, daß der Herr vom Schönen Gestirne Recht hat. Nur weiß er seine Reisenden nicht gut zu fassen, besonders wenn es Edelleute sind. Statt auf eine grobe Weise zu uns zu sagen: »Meine Herren, ich will nichts von Euch,« hätte er höflich zu uns sagen sollen: »Meine Herren, tretet ein!« mit dem Vorbehalte, auf seine Rechnung zu sehen: *Herrenzimmer so viel, Lackeienzimmer so viel*, in Betracht, daß wir, wenn wir keine Lackeien haben, doch solche zu nehmen gedenken.«

»Hiernach schob La Mole den Wirt, welcher schon seine Hand nach der Büchse ausstreckte, sachte auf die Seite, ließ Coconnas vorbeigehen und trat hinter ihm in das Haus.«

»Gleichviel,« sprach Coconnas, »es fällt mir sehr schwer, meinen Degen wieder in die Scheide zu stecken, ehe ich mich versichert habe, daß er so gut sticht, als die Spicknadel dieses Burschen.«

»Geduld, mein lieber Gefährte,« sagte La Mole, »alle Gasthöfe sind voll von Edelleuten, welche durch die Hochzeitfeste oder durch den nahe bevorstehenden flandrischen Feldzug nach Paris gezogen werden. Wir würden kein anderes Quartier mehr finden, und vielleicht ist es in Paris Gewohnheit, die ankommenden

Fremden so zu empfangen.«

»Wie geduldig seid Ihr doch, Herr de La Mole,« murmelte Coconnas, vor Wut seinen roten Schnurrbart drehend und den Wirt mit den Augen anblitzend, »aber der Schurke soll sich in Acht nehmen. Wenn seine Küche schlecht, wenn sein Bett hart, wenn sein Wein nicht drei Jahre auf Flaschen gezogen, wenn sein Aufwärter nicht geschmeidig ist, wie ein Rohr . . . «

»Bah, bah, mein Herr,« sagte der Wirt, das Messer von seinem Gürtel an einem Stahle wetzend, »beruhigt Euch, Ihr seid im Schlaraffenland.«

Dann murmelte er ganz leise und den Kopf schüttelnd:

»Das ist ein Hugenott. Die Schufte sind so unverschämt seit der Verheiratung ihres Bearners mit Mademoiselle Margot.«

Mit einem Lächeln, das seine Gäste beben gemacht haben würde, wenn sie es gesehen hatten, fügte er bei:

»Ah! das müßte doch lustig sein, wenn mir Hugenotten in die Hände gefallen wären, und wenn . . . «

»Werden wir zu Nacht speisen?« fragte Coconnas mit zornigem Tone, die Beiseitereden des Wirtes unterbrechend.

»Wie es Euch gefällt, mein Herr,« antwortete dieser, ohne Zweifel durch seinen letzten Gedanken besänftigt.

»Es ist uns gefällig, und zwar bald,« antwortete Coconnas.

Dann sich gegen La Mole umwendend, fragte er:

»Ei, sagt mir doch, mein Herr Graf, ist Euch Paris zufällig als eine heitere Stadt vorgekommen?«

»Meiner Treue, nein,« sprach La Mole, »es scheint mir, ich habe nur verwilderte oder zurückstoßende Gesichter gesehen. Vielleicht haben die Pariser Furcht vor dem Sturme. Seht, wie schwarz der Himmel und wie schwer die Luft ist!«

»Sagt mir, Graf, Ihr sucht den Louvre, nicht wahr?«

»Und Ihr ebenfalls, glaube ich, Herr von Coconnas.«

»Gut, wenn Ihr wollt, so suchen wir ihn mit einander.«

»Ei, ist es nicht ein wenig zu spät, um auszugehen?« sprach La Mole.

»Spät oder nicht, ich muß ausgehen. Meine Befehle sind genau. So schnell als möglich nach Paris kommen und sogleich

nach der Ankunft den Herzog von Guise aufsuchen.«

Bei dem Namen des Herzogs von Guise näherte sich der Wirt sehr aufmerksam.

»Es scheint mir, dieser Schuft behorcht uns,« sagte Coconnas, der als Piemontese sehr streitsüchtig war und dem Herrn des schönen Gestirnes die unhöfliche Weise, wie er seine Reisenden empfing, nicht verzeihen konnte.

»Ja, meine Herren, ich horche,« sagte dieser, die Hand an seiner Mütze legend, »aber um Euch zu dienen. Ich höre von dem großen Herzog von Guise sprechen und eile. Womit kann ich Euch dienen, meine gnädigen Herren?«

»Ah, ah, dieser Name ist magisch, wie es scheint; denn aus dem Unverschämten ist ein Untertäniger geworden. Mordi! Meister, Meister . . . wie heißt Du?«

»Meister La Hurière,« antwortete der Wirt, sich verbeugend.

»Nun wohl, Meister La Hurière, glaubst Du vielleicht, mein Arm sei minder schwer, als der des Herrn Herzogs von Guise, der das Vorrecht hat, Dich so höflich zu machen.«

»Nein, mein Herr Graf, aber er ist minder lang,« versetzte La Hurière. »Überdies muß ich Euch sagen, daß dieser große Heinrich der Abgott von uns Parisern ist.«

»Welcher Heinrich?« fragte La Mole.

»Es scheint mir, es gibt nur einen,« versetzte der Wirt.

»Und das ist?«

»Heinrich von Guise.«

»Um Vergebung, mein Freund, es gibt noch einen Andern, von dem ich Euch nichts Böses zu sagen bitte; dieß ist Heinrich von Navarra, abgesehen von Heinrich von Condé, der auch sein Verdienst hat.«

»Diese kenne ich nicht,« erwiderte der Wirt.

»Ja, aber ich kenne sie,« sprach La Mole, »und da ich an den König von Navarra adressiert bin, so bitte ich Euch, in meiner Gegenwart nicht über ihn zu schmähen.«

Der Wirt beschränkte sich darauf, ohne Herrn de La Mole zu antworten, leicht seine Mütze zu berühren, und sagte sodann fortwährend mit freundlichen Augen gegen Coconnas:

»Der gnädige Herr wird also mit dem großen Herzog von Guise sprechen? Der gnädige Herr ist ein sehr glücklicher Mann und kommt ohne Zweifel wegen . . . «

»Warum?« fragte Coconnas.

»Wegen des Festes,« antwortete der Wirt mit einem sonderbaren Lächeln.

»Wegen der Feste solltet Ihr sagen, denn Paris überströmt von Festen, wie ich gehört habe. Man spricht wenigstens nur von Bällen, von Gelagen, von Ringelrennen. Belustigt man sich nicht ungemein in Paris?«

»Mäßig, gnädiger Herr, wenigstens bis jetzt,« antwortete der Wirt, »aber man wird sich belustigen, wie ich hoffe.«

»Die Hochzeit Seiner Majestät des Königs von Navarra zieht doch viele Menschen in diese Stadt,« sprach La Mole.

»Viele Hugenotten, ja Herr,« erwiderte La Hurière mit rauem Tone. Dann sich fassend sprach er:

»Ah, um Vergebung, die Herren sind vielleicht von dieser Religion?«

»Ich von dieser Religion!« rief Coconnas, »ich bin ein Katholik wie unser heiliger Vater, der Papst.«

La Hurière wandte sich gegen La Mole um, als wollte er ihn fragen; aber entweder begriff dieser seinen Blick nicht oder er hielt es nicht für geeignet zu antworten.

»Wenn Ihr Seine Majestät den König von Navarra nicht kennt, Meister La Hurière, so kennt Ihr doch vielleicht den Herrn Admiral. Ich hörte, der Herr Admiral genösse einige Gunst bei Hofe, und da ich ihm empfohlen bin, so wünsche ich, wenn seine Adresse Euch nicht den Mund schindet, zu wissen, wo er wohnt.«

»*Er wohnte* in der Rue de Béthisy, mein Herr, hier rechts,« antwortete der Wirt mit einer inneren Freude, die zu einer äußern zu werden sich nicht erwehren konnte.

»Wie? er wohnte?« fragte La Mole, »ist er denn ausgezogen?«

»Ja, wenigstens aus dieser Welt.«,

»Was soll das heißen?« riefen gleichzeitig die zwei Edelleute.
»Der Admiral ist aus dieser Welt gezogen?«

»Wie, Herr von Coconnas,« fuhr der Wirt mit einem boshaften Lächeln fort, »Ihr gehört zu den Anhängern von Guise, und wißt

dies nicht?«

»Was denn?«

»Daß der Admiral, als er vorgestern auf der Place Saint-Germain-l'Auxerrois vor dem Hause des Kanonikus Peter Pille vorüberging, einen Büchschuß bekommen hat?«

»Und er ist tot!« rief La Mole.

»Nein, der Schuß hat ihm nur den Arm zerschmettert und zwei Finger abgeschlagen, aber man hofft, die Kugeln werden vergiftet gewesen sein.«

»Wie, Schurke! man hofft!« rief La Mole.

»Man glaubt, will ich sagen,« versetzte der Wirt. »Streiten wir uns nicht über ein Wort, ich habe mich nur versprochen.«

Und Meister La Hurière wandte La Mole den Rücken zu und streckte gegen Coconnas auf die hämischste Weise die Zunge heraus, diese Gebärde mit einem Blicke des Einverständnisses begleitend.

»In der Tat!« sagte Coconnas strahlend.

»In der Tat!« murmelte La Mole mit schmerzlichem Erstaunen.

»Es ist, wie ich Euch zu sagen die Ehre habe,« antwortete der Wirt.

»Dann gehe ich, ohne einen Augenblick zu verlieren, in den Louvre. Werde ich wohl den König Heinrich dort finden?«

»Es ist wahrscheinlich, da er daselbst wohnt.«

»Und ich gehe auch in den Louvre,« sagte Coconnas, »ei, werde ich den Herzog von Guise wohl dort finden.«

»Es ist wahrscheinlich, ich habe ihn vorhin mit seinen zweihundert Edelleuten vorüber reiten sehen.«

»Dann kommt, Herr von Coconnas,« sprach La Mole.

»Ich folge Euch, mein Herr,« sagte Coconnas.

»Aber Euer Abendbrot, meine gnädigen Herrn?« sagte Meister La Hurière.

»Ah,« erwiderte La Mole, »ich speise vielleicht bei dem König von Navarra zu Nacht.«

»Und ich bei dem Herzog von Guise.«

»Und ich,« sprach der Wirt, nachdem er den zwei Edelleuten, welche den Weg nach den Louvre einschlugen, mit den Augen

gefolgt war, »ich will meine Pickelhaube putzen, meine Büchse mit Zündkraut versehen und meine Partisane schleifen.«

V.

Vom Louvre insbesondere und von der Tugend im Allgemeinen.

Von der ersten Person, die ihnen begegnete, unterrichtet, gingen die zwei Edelleute durch die Rue d'Averon, durch die Rue des Fossés-Saint-Germain-l'Auxerrois und befanden sich bald vor dem Louvre, dessen Türme sich mit den ersten Schatten des Abends zu vermischen anfangen.

»Was habt Ihr denn?« fragte Coconnas La Mole, der bei dem Anblicke des alten Schlosses stehen blieb und mit einer gewissen Achtung diese Zugbrücken, diese schmalen Fenster und diese spitzigen Türme, welche plötzlich vor seine Augen traten, betrachtete.

»Meiner Treu, ich weiß es nicht, das Herz schlägt mir. Ich bin doch nicht übermäßig furchtsam, aber ich weiß nicht, warum mir dieser Palast so düster, ich möchte sagen, so furchtbar erscheint.«

»Und ich,« sagte Coconnas, »ich weiß nicht, wie mir geschieht, aber ich bin von einer besonderen Heiterkeit. Mein Aussehen ist ein wenig vernachlässigt,« fuhr er, mit den Augen seine Reisekleider überlaufend, fort. »Bah! Man erscheint in Reitertracht. Dann schärften mir auch meine Befehle Eile ein. Ich werde also willkommen sein, da ich pünktlich gehorcht habe.«

Und die zwei jungen Edelleute setzten ihren Weg fort, jeder bewegt von den Gefühlen, die er ausgedrückt hatte.

Es war starke Wache im Louvre; alle Posten schienen verdoppelt. Unsere jungen Leute waren also Anfangs sehr in Verlegenheit. Aber Coconnas, welcher bemerkt hatte, daß der Name des Herzogs von Guise eine Art von Talisman bei den Parisern war, näherte sich einer Wache, berief sich auf diesen allmächtigen Namen und fragte, ob er nicht in den Louvre gelangen könnte.

Dieser Name schien seine gewöhnliche Wirkung auf den Soldaten hervorzubringen. Er fragte jedoch Coconnas, ob er die

Parole hatte.

Coconnas war genötigt, zu gestehen, er wüßte sie nicht.

»Dann geht zurück, Herr,« sagte der Soldat.

Ein Mensch, der mit dem Offizier des Postens plauderte und während seines Plauderns gehört hatte, wie Coconnas in den Louvre eingelassen zu werden verlangte, unterbrach in diesem Augenblick sein Gespräch, kam zu ihm und sagte in dem sonderbarsten Jargon der Welt:

»Was wollt Ihr von Herrn von Guise?«

»Ich will mit ihm sprechen,« antwortete Coconnas lächelnd.

»Unmöglich, der Herzog ist bei dem König.«

»Ich habe aber einen Avisbrief, worin ich beauftragt bin, nach Paris zu kommen.«

»Ah, Ihr habt einen Avisbrief?«

»Ja, und ich komme von sehr ferne her.«

»Ah, Ihr kommt von sehr ferne her?«

»Ich komme von Piemont.«

»Gut, gut, das ist etwas Anderes. Und Ihr heißt?«

»Graf Annibal von Coconnas.«

»Gut, gut, gebt den Brief, Herr Annibal, gebt ihn.«

»Das ist auf mein Wort ein sehr artiger Mann,« sagte La Mole, mit sich selbst sprechend. »Könnte ich nicht einen ähnlichen finden, der mich zu dem König von Navarra führen würde?«

»Gebt doch den Brief,« fuhr der deutsche Edelmann, die Hand nach dem zögernden Coconnas ausstreckend, fort.

»Mordi!« versetzte der Piemontese mißtrauisch wie ein halber Italiener, »ich weiß nicht, ob ich soll. Ich habe nicht die Ehre, Euch zu kennen, mein Herr.«

Ich bin Pesme und gehöre dem Herzog von Guise.«

»Pesme,« murmelte Coconnas, »ich kenne diesen Namen nicht.«

»Es ist Herr von Besme, gnädiger Herr,« sagte die Wache. »Die Aussprache täuscht Euch. Gebt den Brief dem Herrn; ich stehe gut dafür.«

»Ah, Herr von Besme!« rief Coconnas, »ich glaube wohl, daß ich diesen Namen kenne. Hier ist der Brief mit dem größten

Vergnügen. Entschuldigt mein Zögern, aber man muß sich so benehmen, wenn man treu sein will.«

»Gut, gut,« sprach Besme, »es bedarf keiner Entschuldigung.«

»Meiner Treue, Herr,« sagte La Mole, sich ebenfalls nähernd. »wolltet Ihr wohl, da Ihr so höflich seid, meinen Brief übernehmen, wie Ihr es mit dem meines Gefährten getan habt?«

»Wie heißt Ihr?«

»Graf Lerac de La Mole.«

»Graf Lerac de La Mole?«

»Ja.«

»Ich kenne diesen Namen nicht.«

»Es ist ganz einfach, daß ich Euch nicht bekannt bin, mein Herr, denn ich bin ein Fremder und komme, wie der Graf von Coconnas, von sehr ferne her.«

»Und woher kommt Ihr?«

»Aus der Provence.«

Ebenfalls mit einem Briefe?«

»Ja.«

»Für Herrn von Guise?«

»Nein, für Seine Majestät den König von Navarra.«

»Ich gehöre nicht dem König von Navarra,« - sprach von Besme mit plötzlich eintretender Kälte, »ich kann also Euren Brief nicht übernehmen.«

Und La Mole den Rücken zuwendend, ging er in den Louvre und machte Coconnas ein Zeichen, ihm zu folgen.

La Mole blieb allein.

In diesem Augenblicke ritt durch das mit dem Thore, durch welches Coconnas und Besme gegangen waren, parallel liegende Thor eine Truppe von ungefähr hundert Mann heraus.

»Ah! Ah!« sagte die Schildwache zu ihrem Kameraden, »das ist von Mouy mit seinen Hugenotten. Sie strahlen in der Tat. Der König wird ihnen den Tod des Mörders des Admirals versprochen haben, und da es der Mensch ist, der den Vater von Mouy getötet hat, so wird der Sohn mit einem Steine zwei Schläge tun.«

»Um Vergebung,« versetzte La Mole, sich an den Soldaten wendend, »habt Ihr nicht gesagt, mein Braver, dieser Offizier wäre

Herr von Mouy?«

»Ja, mein Herr.«

»Und diejenigen, welche ihn begleiteten, wären . . . «

»Parpaillots⁶. Das habe ich gesagt.«

»Ich danke,« sagte La Mole, ohne daß es schien, als bemerkte er den verächtlichen Ausdruck, dessen sich die Schildwache bediente, »mehr wollte ich nicht wissen.«

Und sich gegen den Führer der Reitertruppe wendend, sagte er zu diesem:

»Mein Herr, ich erfahre, Ihr seid Herr von Mouy.«

»Ja, mein Herr,« antwortete der Offizier mit höflichem Tone.

»Euer unter den Anhängern der Religion so wohl bekannter Name macht mich so kühn, mich an Euch zu wenden und Euch um einen Dienst zu bitten.«

»Um welchen, mein Herr? Doch vor Allem, mit wem habe ich zu sprechen die Ehre?«

»Mit dem Grafen Lerac de La Mole.«

Die zwei jungen Leute begrüßten sich.

»Ich höre, mein Herr,« sagte Mouy.

»Mein Herr, ich komme von Aix und bin der Überbringer eines Briefes von Herrn d'Aunac, dem Gouverneur der Provence. Dieser Brief ist an den König von Navarra gerichtet und enthält wichtige, dringende Nachrichten. Wie kann ich denselben dem König zustellen Wie kann ich in den Louvre gelangen?«

»Nichts leichter, als in den Louvre zu gelangen,« versetzte von Mouy, »nur glaube ich, der König von Navarra wird zu dieser Stunde zu sehr beschäftigt sein, um Euch zu empfangen. Doch gleichviel, wenn Ihr mir folgen wollt, so führe ich Euch bis zu seinem Gemach. Das Übrige ist Eure Sache.«

»Tausend Dank!«

»Kommt, Herr,« sprach von Mouy.

Von Mouy stieg vom Pferde, warf den Zügel seinem Lakaien zu, ging nach der Pforte, gab sich der Schildwache zu erkennen, führte La Mole in das Schloß und sagte, die Türe der Wohnung des Königs öffnend:

»Tretet ein, mein Herr, und erkundigt Euch.«

Und sich vor La Mole verbeugend, entfernte er sich.

»Als La Mole allein war, schaute er um sich her. Das Vorzimmer war leer, aber eine von den inneren Türen offen. Er machte einige Schritte und befand sich in einem Gange. Er klopfte und rief, ohne daß Jemand antwortete. Es herrschte die tiefste Stille in diesem Teile des Louvre.«

»Wer sprach mir denn von einer so strengen Etiquette?« dachte er. »Man kommt und geht in diesem Palast, wie auf einem öffentlichen Platze.«

Und er rief abermals, aber ohne bessern Erfolg, als das erste Mal.

»Gehen wir vorwärts,« dachte er.

Und er schritt durch den Gang, welcher immer finsterer wurde.

Plötzlich öffnete sich eine Türe, und es erschienen zwei Pagen, welche Fackeln trugen und damit eine Frau von imposanter Gestalt, von majestätischer Haltung und besonders von einer bewunderungswürdigen Schönheit beleuchteten.

Es fiel das volle Licht auf La Mole, welcher unbeweglich stehen blieb.

Die Frau blieb ebenfalls stehen und fragte den jungen Mann mit einer Stimme, welche wie eine kostbare Musik in seinen Ohren klang:

»Was wollt Ihr, mein Herr?«

»Ah! Madame,« erwiderte La Mole, die Augen niederschlagend, »ich bitte Euch, entschuldigt mich, ich verlasse so eben Herrn von Mouy, der die Güte gehabt hat, mich hierher zu führen, und ich suchte den König von Navarra.«

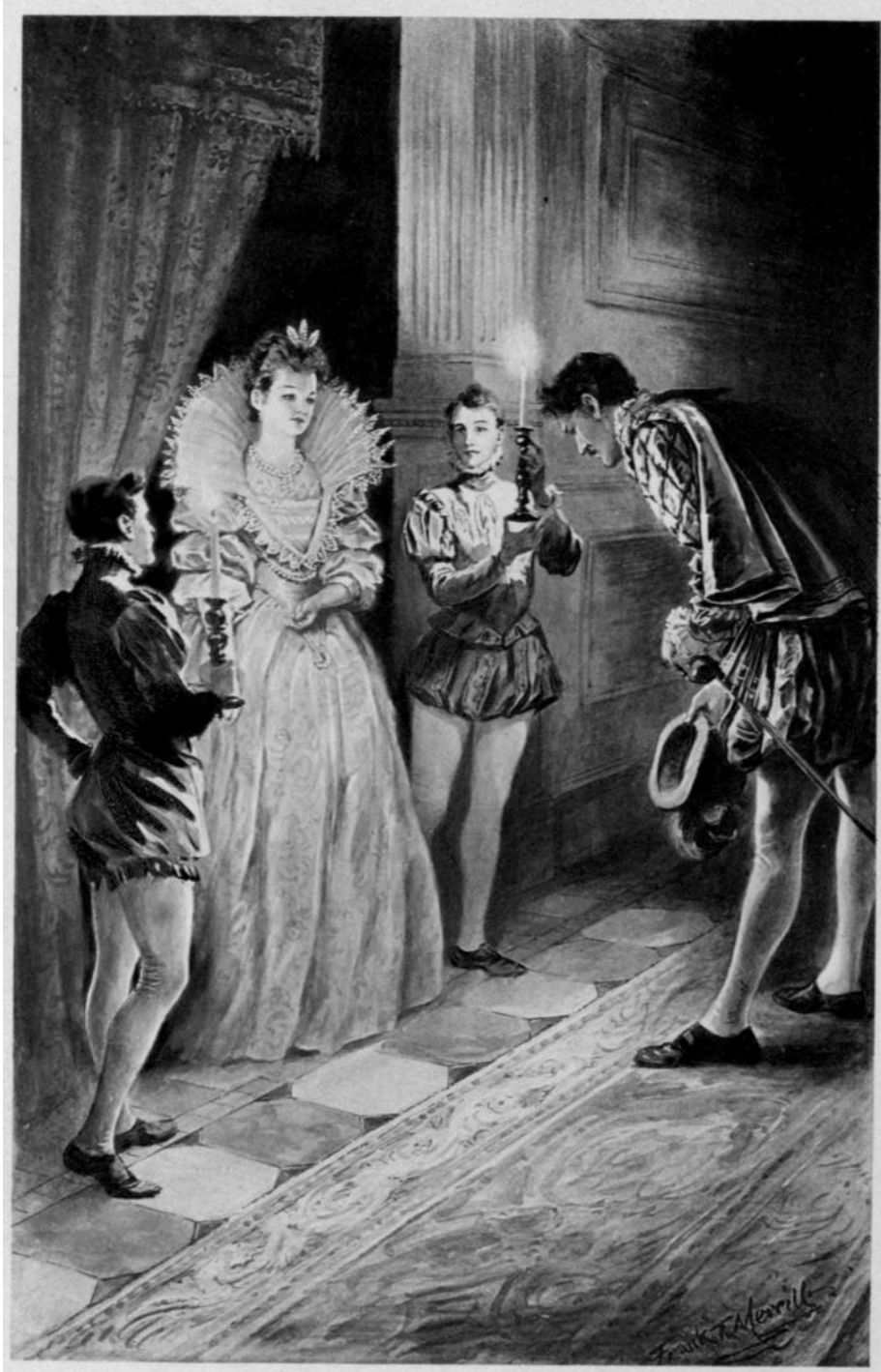
»Seine Majestät ist nicht hier, mein Herr; der König ist, glaube ich, bei seinem Schwager. Aber könntet Ihr in seiner Abwesenheit nicht der Königin sagen . . . ?«

»Allerdings, Madame,« versetzte La Mole, »wenn irgend Jemand sich herablassen wollte, mich zu ihr zu führen.«

»Ihr steht vor ihr.«

»Wie?« rief La Mole.

»Ich bin die Königin von Navarra,« sagte Margarethe.



»Was wollen Sie, Sir? fragte sie.«

La Mole machte eine so ungestüme Bewegung des Erstaunens und Schreckens, daß die Königin lächelte.

»Sprecht geschwinde, mein Herr,« sagte sie, »denn man erwartet mich bei der Königin Mutter.«

»Oh! Madame, wenn Ihr sogleich erwartet werdet, so erlaubt mir, mich zu entfernen, denn es wäre mir in diesem Augenblick unmöglich, mit Euch zu sprechen. Ich bin nicht im Stande, zwei

Gedanken zusammenzufassen; Euer Anblick hat mich geblendet. Ich denke nicht mehr, ich bewundere.«

Margarethe ging voll Anmut und Güte auf den schönen jungen Mann zu, der, ohne es zu wissen, als vollendeter Höfling gehandelt hatte, und sagte:

»Beruhigt Euch, mein Herr, ich werde warten, und man wird auf mich warten.«

»Oh! vergebt, Madame, wenn ich Eure Majestät von Anfang nicht mit aller Achtung begrüßt habe, welche sie von einem ihrer untertänigsten Diener anzusprechen befugt ist.«

»Ihr hieltet mich wohl für eine von meinen Frauen?« fuhr Margarethe fort.

»Nein, Madame, sondern für den Schatten der schonen Diana von Poitiers. Man sagt mir, sie erscheine zuweilen im Louvre.«

»Mein Herr,« versetzte Margarethe, »ich habe nicht bange, daß Ihr Euer Glück bei Hofe machen werdet. Ihr hattet einen Brief für den König, wie Ihr sagtet? das war unnötig. Doch gleich viel, wo ist er? Ich werde ihm denselben zustellen. Doch eilt, ich bitte Euch.«

In einem Augenblick schob La Mole die Nesteln seines Wammses auf die Seite und zog aus seiner Brust den in einem seidenen Umschlage verwahrten Brief hervor.

Die Königin nahm den Brief und betrachtete die Schrift.

»Seid Ihr nicht Herr de La Mole?« sagte sie.

»Ja, Madame. Oh, mein Gott, sollte ich das Glück haben, Euerer Majestät dem Namen nach bekannt zu sein?«

»Ich habe Euren Namen von dem König, meinem Gemahl, und von meinem Bruder, dem Herzog von Alençon, aussprechen hören. Ich weiß, daß man Euch erwartet.«

Und sie steckte in ihren von Stickereien und Diamanten starrenden Leib den Brief, der aus dem Busen des jungen Mannes kam und von der Wärme seiner Brust noch lau war.

La Mole folgte gierig mit den Augen jeder Bewegung von Margarethe.

»Mein Herr,« sprach die Königin, »geht nun in die untere Galerie hinab und wartet, bis Jemand von dem König von Navarra oder dem Herzog von Alençon, kommt. Einer von meinen Pagen

wird Euch führen.«

Nach diesen Worten setzte die Königin ihren Weg fort. La Mole drückte sich an die Wand, aber der Gang war so eng und der Wulst der Königin von Navarra so breit, das ihr seidenes Gewand das Kleid des jungen Mannes streifte, während ein starker Wohlgeruch sich auf der Stelle verbreitete, wo sie vorübergekommen war.

La Mole bebte am ganzen Leibe und suchte einen Ruhepunkt an der Mauer, da er fühlte, daß er dem Niederfallen nahe war.

»Kommt, Herr,« sagte der Page, welcher den Auftrag hatte, La Mole in die untere Galerie zu führen.

»Oh, ja, ja!« rief La Mole ganz berauscht, denn da ihm der junge Mann den Weg andeutete, auf welchem sich Margarethe entfernt hatte, so hoffte er, rasch gehend, sie noch einmal zu sehen.

Als er oben an die Treppe gelangte, erblickte er sie wirklich im unteren Stockwerke, und da Margarethe, sei es aus Zufall, sei es, weil das Geräusch seiner Schritte bis zu ihr drang, den Kopf emporhob, so konnte er sie noch einmal sehen.

»Oh!« sprach er, dem Pagen folgend, »das ist keine Sterbliche, das ist eine Göttin, und, wie Virgilius Maro sagt:

Et vera incessu patuit dea.

»Nun?« fragte der junge Page.

»Hier bin ich,« erwiderte La Mole, »verzeiht, hier bin ich.«

Der Page schritt voran, ging einen Stock hinunter, öffnete eine erste Türe, dann eine zweite, und sagte auf der Schwelle stille stehend:

»Hier ist der Ort, wo Ihr warten sollt.«

La Mole trat in die Galerie, deren Türe sich hinter ihm schloß.

Es war Niemand in der Galerie, außer einem Herrn, der auf und ab ging und ebenfalls zu warten schien.

Schon fing der Abend an, breite Schatten von den Gewölben herabfallen zu lassen, und obgleich die zwei Männer kaum zwanzig Schritte von einander entfernt waren, so konnten sie doch ihre Gesichter nicht erkennen. La Mole näherte sich.

»Gott vergebe mir!« murmelte er, als er nur noch ein paar

Schritte von den Andern entfernt war, »ich finde den Herrn Grafen von Coconnas wieder hier.«

Bei dem Geräusch seiner Schritte hatte sich der Piemontese bereits umgekehrt, und er schaute ihn mit demselben Erstaunen an, mit welchem er selbst angeschaut wurde.

»Mordi!« rief er, »es ist Herr de La Mole, oder der Teufel soll mich holen. Was mache ich denn da? ich schwöre wie der König; bah! es scheint, der König schwört noch ganz anders, als ich, und zwar sogar in den Kirchen. Wir sind also hier im Louvre?«

»Wie Ihr seht; Herr von Besme hat Euch eingeführt?«

»Ja, es ist ein vortrefflicher Deutscher, dieser Herr von Besme . . . Und wer hat Euch zum Führer gedient?«

»Herr von Mouy. Ich sagte Euch, die Hugenotten ständen nicht mehr so schlecht bei Hofe. Habt Ihr Herrn von Guise getroffen?«

»Nein noch nicht . . . Und Ihr, habt Ihr Audienz bei dem König von Navarra erhalten?«

»Nein, aber es kann nicht mehr lange dauern. Man hat mich hierher geführt und hier warten heißen.«

»Ihr werdet sehen, es handelt sich um ein großes Abendbrot, und wir sitzen, beim Schmause neben einander. Welch ein sonderbarer Zufall! Seit zwei Stunden vereinigt uns das Schicksal. Aber was habt Ihr? Ihr scheint in Gedanken vertieft?«

»Ich?« versetzte la Mole bebend, denn er blieb immer noch wie geblendet von der Erscheinung, die er gesehen hatte, »nein, der Ort, an dem wir uns treffen, gibt in meinem Innern zu einer Menge von Betrachtungen Anlaß.«

»Zu philosophischen, nicht wahr? das ist gerade wie bei mir. Als Ihr eintratet, kamen mir alle Ermahnungen meines Lehrers in den Kopf. Kennt Ihr den Plutarch, Herr Graf?«

»Wie?« erwiderte La Mole lächelnd, »das ist einer von meinen Lieblingsschriftstellern.«

»Gut,« fuhr Coconnas mit ernstem Tone fort, »dieser große Mann hat sich, wie es mir scheint, nicht getäuscht, wenn er die Gaben der Natur mit balsamischen Pflanzen von unvergänglichem Wohlgeruche und von mächtiger Wirksamkeit für die Heilung von Wunden vergleicht.«

»Versteht Ihr Griechisch, Herr von Coconnas?« sprach La Mole,

seinen Gefährten fest anschauend.

»Nein, aber mein Lehrer verstand es, und er empfahl mir sehr, wenn ich am Hofe wäre, über die Tugend zu reden. ›Das hat ein gutes Aussehen,‹ sagte er. Ich bin auch in dieser Hinsicht gepanzert, darauf mache ich Euch aufmerksam. Doch, sprecht, habt Ihr Hunger?«

»Nein.«

»Es kam mir aber vor, als ob es Euch sehr nach dem gebratenen Vogel im Schönen Gestirne gelüstete; ich sterbe vor Hunger.«

»Wohl, Herr von Coconnas, da habt Ihr eine Gelegenheit, Eure Argumente über die Tugend zu benützen und Eure Bewunderung für Plutarch zu beweisen, denn dieser große Schriftsteller sagt irgendwo: Es ist gut, die Seele an den Schmerz und den Magen an den Hunger zu gewöhnen.«

»Ah! Ihr versteht also Griechisch?« rief Coconnas erstaunt.

»Gewiß!« antwortete La Mole, »mein Lehrer hat mir darin Unterricht gegeben.«

»Mordi, Graf, dann ist Euer Glück gesichert; Ihr macht Verse mit König Karl IX., und sprecht Griechisch mit der Königin Margarethe.«

»Abgesehen davon,« fügte La Mole lächelnd bei, »daß ich mit dem König von Navarra Gascognisch sprechen kann.«

In diesem Augenblick wurde die Türe der Galerie, welche nach der Wohnung des Königs führte, geöffnet; es ertönte ein Tritt, man sah in der Dunkelheit einen Schatten sich nahen. Dieser Schatten wurde ein Körper. Dieser Körper war der von Herrn von Besme.

Er schaute den zwei jungen Männern in das Gesicht, um den seinigen zu erkennen, und bedeutete Coconnas durch ein Zeichen, er möge ihm folgen.

Coconnas grüßte La Mole mit der Hand.

Von Besme führte Coconnas an das Ende der Galerie, öffnete eine Türe und befand sich mit ihm auf der ersten Stufe einer Treppe.

Hier angelangt, blieb er stille stehen, schaute rings um sich her, dann aufwärts, dann abwärts und sagte endlich:

»Herr von Coconnas, wo wohnt Ihr?«

»Im Gasthofe zum Schönen Gestirne.«

»Gut, gut, in der Rue de l'Arbre-Sec, zwei Schritte von hier. Begeht Euch schnell in Euren Gasthof und diese Nacht . . . «

Er schaute abermals um sich her.

»Nun, diese Nacht?« fragte Coconnas.

»Diese Nacht kommt mit einem weißen Kreuze an Eurem Hute wieder hierher. Das Losungswort ist *Guise*. Stille, reinen Mund gehalten.«

»Um welche Stunde soll ich kommen?«

»Sobald Ihr die Sturmglocke hört.«

»Gut, ich werde hier sein.«

Und sich vor Herrn von Besme verbeugend, entfernte er sich, ganz leise sich fragend:

»Was Teufels will er damit sagen, und warum soll die Sturmglocke ertönen? Gleichviel, ich bleibe bei meiner Meinung, es ist ein vortrefflicher Deutscher, dieser Herr von Besme. Soll ich auf den Grafen de La Mole warten? Meiner Treue, nein; er wird wahrscheinlich mit dem König von Navarra zu Nacht speisen.«

Und Coconnas wandte sich nach der Rue de l'Arbre-Sec, wohin ihn das Schild zum Schönen Gestirne wie eine Geliebte zog.

Während dieser Zeit öffnete sich eine Türe der Galerie, welche mit den Gemächern des Königs von Navarra in Verbindung stand, und ein Page trat auf Herrn de La Mole zu.

»Ihr seid wohl der Graf de La Mole'?« sagte er.

»Ich bin es.«

»Wo wohnt Ihr?«

»Im Schönen Gestirne.«

»Gut, das ist vor dem Thor des Louvre. Hört: . . . Seine Majestät läßt Euch sagen, sie könne Euch in diesem Augenblicke nicht empfangen, werde Euch aber vielleicht in dieser Nacht holen lassen. Habt Ihr morgen früh keine Nachricht von dem König, so kommt jedenfalls in den Louvre.«

»Wenn mir aber die Schildwache den Eintritt verweigert?«

»Ah! Ihr habt Recht . . . Das Losungswort ist *Navarra*; sagt dieses Wort und alle Türen werden sich vor Euch öffnen.«

»Ich danke.«

»Wartet, Herr, ich habe Befehl, Euch bis an die Pforte zurückzuführen, man befürchtet, Ihr könntet Euch im Louvre verirren.«

»Wie steht es mit Coconnas?« sagte La Mole zu sich selbst, als er sich außerhalb des Palastes befand. »Oh! er wird ohne Zweifel bei dem Herzog von Guise zum Abendbrot geblieben sein.«

Als er aber wieder bei Meister La Hurière eintrat, war das erste Gesicht, welches unser Mann erblickte, das von Coconnas, der vor einem riesigen Speckpfannekuchen saß.

»Oh! Oh!« rief Coconnas laut lachend, »Ihr habt eben so wenig bei dem König von Navarra zu Mittag, als ich bei dem Herzog von Guise zu Nacht gespeist.«

»Meiner Treu, nein.«

»Und der Hunger ist Euch gekommen?«

»Ich glaube ja.«

»Trotz Plutarch?«

»Herr Graf,« erwiderte La Mole lachend, »Plutarch sagt an einer andern Stelle: derjenige, welcher hat, muß mit dem, welcher nicht hat, teilen. Wollt Ihr Plutarch zu Liebe Euren Pfannekuchen mit mir teilen? Wir sprechen, während wir essen, von der Tugend.«

»Oh! meiner Treue, nein,« versetzte Coconnas, »das ist gut im Louvre, wenn man behorcht zu werden befürchtet und der Magen leer ist. Setzt Euch hierher und eßt mit mir.«

»Hört Graf, ich sehe, daß uns das Schicksal offenbar unzertrennlich macht. Schlaft Ihr hier?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich auch nicht.«

»In jedem Falle weiß ich wohl, wo ich die Nacht zubringen werde.«

»Wo?«

»Wo Ihr sie selbst zubringt; das ist unfehlbar.«

Und Beide fingen an zu lachen und machten sodann dem Pfannekuchen des Meister La Hurière alle Ehre.

VI.

Die bezahlte Schuld.

Will der Leser nun wissen, warum Herr de La Mole nicht vom König, warum Herr von Coconnas nicht von Herrn von Guise empfangen wurde, und warum endlich Beide statt im Louvre Fasanen, Feldhühner und Rehbraten zu speisen, im Gasthause zum Schönen Gestirne einen Speckpfannekuchen verzehrten, so muß er mit uns in den alten Palast der Könige zurückkehren und der Königin Margarethe von Navarra folgen, welche La Mole am Eingange der Galerie aus dem Auge verloren hatte.

Als sie die Treppe hinabstieg, war der Herzog Heinrich von Guise, den sie seit ihrer Hochzeitnacht nicht gesehen hatte, in dem Kabinett des Königs. An dieser Treppe, welche Margarethe hinabstieg, war ein Ausgang. An dem Kabinett, in welchem sich Herr von Guise befand, war eine Türe; diese Türe und dieser Ausgang führten nun beide in einen Korridor, und dieser Korridor führte in die Gemächer der Königin Mutter, Catharina von Medicis.

Catharina von Medicis war allein. Sie saß an einem Tische, den Ellenbogen auf ein halb geöffnetes Gebetbuch gelehnt, den Kopf auf ihre Hand gestützt, welche immer noch merkwürdig schön war, was sie den kosmetischen Mitteln des Florentiners René zu danken hatte, welcher die doppelte Stelle eines Parfumeurs und eines Giftmischers der Königin Mutter inne hatte.

Die Witwe von Heinrich II. trug die Trauerkleider, welche sie seit dem Tode ihres Gemahls nicht abgelegt hatte. Es war zu dieser Zeit eine Frau von zweiundfünfzig bis dreiundfünfzig Jahren, welche durch eine Rundung voll Frische noch Züge ihrer ersten Schönheit bewahrte. Ihr Gemach war wie ihr Gewand das einer Witwe. Alles hatte einen düsteren Charakter: Stoffe, Wände, Meubles. Nur sah man über einem Prachthimmel, welcher einen königlichen Stuhl bedeckte, auf dem in diesem Augenblick das Lieblingswindspiel der Königin lag, das ihr Schwiegersohn, Heinrich von Navarra, ihr geschenkt, und dem man den mythologischen Namen Phöbe gegeben, einen gemalten Regenbogen, umgeben von der Devise: *Er bringt das Licht und die*

Heiterkeit, welche von Franz I. herrührte.

Plötzlich und in dem Augenblick, wo die Königin Mutter tief in einen Gedanken versunken war, welcher auf ihre mit Karmin gemalten Lippen ein langsames, zögerndes Lächeln brachte, öffnete ein Mann die Türe, hob den Vorhang, zeigte sein bleiches Gesicht und sprach:

»Alles geht schlecht.«

Catharina schaute empor und erkannte den Herzog von Guise.

»Wie, Alles geht schlecht?« erwiderte die Königin. »Was wollt Ihr damit sagen, Heinrich?«

»Ich will damit sagen, daß der König mehr als je von seinen verdammten Hugenotten umgarnt ist, und daß wir, wenn wir seine Erlaubnis abwarten, um das große Unternehmen auszuführen, lange Zeit oder sogar ewig warten werden.«

»Was ist denn geschehen?« fragte Catharina mit dem ruhigen Gesichte, das bei ihr Gewohnheit war, dem sie jedoch bei Gelegenheit die entgegengesetzten Ausdrücke zu geben vermochte.

»Zum zwanzigsten Mal habe ich an Seine Majestät die Frage gestellt, ob man fortwährend die trotzigen Reden und Drohungen ertragen würde, die sich seit der Verwundung ihres Admirals die Herren jener Religion erlauben.«

»Und was antwortete mein Sohn?« fragte Catharina.

»Er antwortete mir: ›Herr Herzog, Ihr müßt bei dem Volke in Verdacht stehen, der Urheber des an meinem zweiten Vater, dem Herrn Admiral, begangenen Mordversuches zu sein. Vertheidigt Euch, wie es Euch beliebt. Ich, was mich betrifft, werde mich wohl selbst verteidigen, wenn man mich beleidigt.‹ Und hiernach wandte er mir den Rücken zu, um seinen Hunden Abendbrot zu geben.«

»Und Ihr suchtet ihn nicht zurückzuhalten?«

Allerdings; aber er antwortete mir mit dem Euch bekannten Tone, und mich mit einem Blicke anschauend, der nur ihm eigentümlich ist: ›Herr Herzog, meine Hunde haben Hunger, und sie sind keine Menschen, daß ich sie warten lassen könnte,‹ wonach ich hierher eilte, um Euch hiervon in Kenntniss zu setzen.«

»Und Ihr habt wohl daran gethan,« sprach die Königin Mutter.

»Aber was ist zu beschließen?«

»Man muß einen letzten Versuch machen.«

»Und wer wird dies tun?«

»Ich! Ist der König allein?«

»Nein, Herr von Tavannes ist bei ihm.«

»Erwartet mich hier, oder vielmehr folgt mir von ferne.«

Catharina stand sogleich auf und ging nach dem Zimmer, in welchem sich die Lieblingshunde des Königs auf türkischen Teppichen und Sammetkissen befanden. Auf Stangen, welche in der Wand befestigt waren, saßen einige Falken und ein kleiner Buntspecht, mit welchem Karl IX. zuweilen kleine Vögel in dem Garten des alten Louvre und in dem der Tuilerien, die man zu bauen anfang, beizte.

Auf dem Wege hatte sich die Königin Mutter ein bleiches, angstvolles Gesicht geordnet, über welches eine letzte oder vielmehr eine erste Träne rollte.

Sie nähert sich geräuschlos Karl IX., der seinen Hunden in gleiche Teile geschnittene Stücke Kuchen gab.

»Mein Sohn,« sprach Catharina mit einem so gut gespielten Zittern der Stimme, daß der König bebte.

»Was habt Ihr, Madame?« fragte Karl, sich rasch umwendend.

»Mein Sohn,« antwortete Catharina, »ich bitte Euch um Erlaubnis, mich in eines Eurer Schlösser, gleichviel in welches, zurückzuziehen, wenn es nur weit von Paris entfernt ist.«

»Und warum dies, Madame?« fragte Karl IX. auf seine Mutter sein glasiges Auge heftend, das bei gewissen Gelegenheiten so durchdringend wurde.

»Weil mir jeden Tag neue Beleidigungen von den Leuten der Religion⁷ widerfahren, weil ich noch heute Euch von den Protestanten sogar im Louvre habe bedrohen hören und weil ich solchen Schauspielen nicht beiwohnen will.«

»Aber, meine Mutter,« erwiderte Karl IX. mit einem Ausdrucke voll Überzeugung, »man wollte ihnen ihren Admiral töten. Ein heilloser Meuchler hatte diesen armen Leuten bereits ihren braven Herrn von Mouy ermordet. Bei Gott, meine Mutter, es muß doch eine Gerechtigkeit in einem Königreiche geben.«

»Oh! seid unbesorgt, mein Sohn, die Gerechtigkeit wird ihnen

nicht entgehen, denn wenn Ihr sie verweigert, so nehmen sie sich dieselbe auf ihre Weise: an Herrn von Guise heute, an mir morgen, an Euch später.«

»Oh! Madame,« sprach Karl IX., indem er zum ersten Male in seinem Tone einen Ausdruck des Zweifels durchdringen ließ, »Ihr glaubt?«

»Ei, mein Sohn,« versetzte Catharina, sich ganz der Heftigkeit ihrer Sinnesart überlassend, »seht Ihr nicht, daß es sich nicht mehr um den Tod von Herrn Franz von Guise oder um den des Admirals, um die protestantische Religion oder um die katholische handelt, sondern ganz einfach darum, an die Stelle des Sohnes von Heinrich II. jenen Anton von Bourbon zu setzen.«

»Ruhig, ruhig, meine Mutter, Ihr verfallt wieder in Eure gewöhnlichen Übertreibungen.«

»Was ist Eure Willensmeinung, mein Sohn?«

»Zu warten, meine Mutter, zu warten. Die ganze menschliche Weisheit liegt in diesem einzigen Worte. Der Größte, der Stärkste und der Geschickteste besonders ist derjenige, welcher zu warten versteht.«

»Wartet also, ich werde nicht warten.«

Hiernach machte Catharina eine Verbeugung, ging auf die Türe zu und schickte sich an, nach Ihrer Wohnung zurückzukehren.

Karl IX. hielt sie zurück und fragte:

»Was soll ich denn tun, meine Mutter, denn ich bin vor Allem gerecht und wünschte, daß Jedermann mit mir zufrieden wäre.«

»Catharina näherte sich und sprach zu Tavanness, der den Buntspecht des Königs streichelte:

»Kommt. Herr Graf, und sagt dem König, was er Eurer Ansicht nach zu tun hat.«

»Eure Majestät erlaubt mir?« sagte der Graf.

»Sprich, Tavanness, sprich.«

»Was tut Eure Majestät, wenn auf der Jagd der verwundete Eber auf sie zukommt?«

»Gottes Tod, Herr, ich erwarte ihn festen Fußes und durchbohre ihm die Kehle mit meiner Schweinsfeder.«

»Einzig und allein um ihn zu verhindern, Euch zu schaden,«

fügte Catharina bei.

»Und um mich zu belustigen,« sagte der König mit einem Lächeln, das den bis zur Wildheit getriebenen Mut andeutete. »Aber es würde mich nicht belustigen, meine Untertanen zu töten, und die Hugenotten sind im Ganzen meine Untertanen, so gut wie die Katholiken.«

»Sire,« versetzte Catharina, »dann werden es die Hugenotten, Eure Untertanen, machen wie der Eber, dem man nicht die Schweinsfeder in die Kehle stößt; sie werden den Thron aufreißen.«

»Bah! Ihr meint, Madame?« sagte Karl IX. mit einer Miene, als schenkte er den Weissagungen seiner Mutter keinen großen Glauben.

»Habt Ihr heute Herrn von Mouy und die Seinigen nicht gesehen?«

»Ja, ich habe sie gesehen, denn sie verlassen mich so eben. Aber Herr von Mouy verlangte nichts von mir, was nicht gerecht wäre. Er forderte den Tod des Mörders seines Vaters und den des Mörders des Admirals. Haben wir Herrn von Montgomery nicht für den Tod meines Vaters und Eures Gemahls bestraft, obgleich dieser Tod nur ein Zufall war?«

»Es ist gut, Sire,« versetzte Catharina gereizt, »sprechen wir nicht mehr davon. Eure Majestät steht unter dem Schutze Gottes, der ihr Kraft, Weisheit und Vertrauen gibt. Ich aber, eine arme Frau, welche Gott ohne Zweifel ihrer Sünden wegen verläßt, ich fürchte und weiche.«

Und hiernach grüßte Catharina zum zweiten Male und entfernte sich, indem sie dem Herzog von Guise, welcher mittlerweile eingetreten war, durch ein Zeichen bedeutete, er möge an ihrer Stelle bleiben, um einen letzten Versuch zu machen.

Karl IX. folgte seiner Mutter mit den Augen, diesmal aber ohne sie zurückzurufen; dann schmeichelte er seinen Hunden und piff dabei eine Jagdmelodie.

Plötzlich unterbrach er sich und sagte:

»Meine Mutter ist ein königlicher Geist. Wir sollen mit Vorbedacht ein paar Dutzende Hugenotten töten, weil sie Gerechtigkeit von uns verlangt haben! Sind Sie denn im Ganzen

nicht in ihrem Rechte?«

»Ein paar Dutzende?« murmelte der Herzog von Guise.

»Ah, Ihr seid da, mein Herr?« sagte der König, welcher sich stellte, als bemerkte er ihn jetzt erst. »Ja, ein paar Dutzende; ein schöner Abgang. Aber wenn Jemand käme und zu mir sagte: »Ihr sollt von allen Euren Feinden auf einmal befreit werden und morgen wird nicht ein Einziger mehr übrig sein, um Euch den Tod der Andern vorzuwerfen, dann sage ich nicht nein . . . «

»Nun, Sire?«

»Tavannes,« sprach der König abbrechend, »Ihr ermüdet Margot; setzt sie wieder auf die Stange. Es ist kein Grund für alle Welt, sie zu liebkosen, weil sie den Namen meiner Schwester, der Königin Margot, führt.«

Tavannes setzte den Specht auf die Stange und belustigte sich damit, einem Windhunde die Ohren hin und her zu rollen.

»Aber, Sire, wenn man Eurer Majestät sagte: ›Sire, Eure Majestät wird morgen von allen ihren Feinden befreit sein?‹

»Und durch welches Heiligen Vermittlung würde man dieses große Wunder verrichten?«

»Wir haben heute den 24. August; es wäre also durch die Vermittlung des heiligen Bartholomäus.«

»Ein schöner Heiliger, der sich bei lebendigem Leibe schinden ließ,« sagte der König.

»Desto besser! je mehr er gelitten hat, desto mehr muß er Grimm gegen seine Henker bewahrt haben.«

»Und Ihr, mein Vetter,« sprach der König, »Ihr mit Eurem hübschen, kleinen Degen mit dem goldenen Griffe werdet von jetzt bis morgen zehntausend Hugenotten töten? Oh, oh, meiner Treue, Ihr seid sehr lustig, Herr von Guise.«

Und der König brach in ein Gelächter aus, aber in ein so falsches, daß es das Echo des Zimmers in einem düsteren Tone wiederholte.

»Sire, ein Wort, ein einziges Wort,« fuhr der Herzog, unwillkürlich bebend bei dem Geräusche dieses Gelächters, das nichts Menschliches hatte, fort, »ein Zeichen, und Alles ist bereit. Ich habe die Schweizer, ich habe elfhundert Edelleute, ich habe die Chevauxlegers, ich habe die Bürger. Eure Majestät hat ihre

Garden, ihre Freunde, ihren katholischen Adel. Wir sind Zwanzig gegen Einen.«

»Nun, wenn Ihr so stark seid, mein Vetter, warum des Teufels kommt Ihr und schreit mir mit Allem dem die Ohren voll. Handelt ohne mich . . . « Und der König wandte sich nach seinen Hunden um.

Da hob sich der Türvorhang, Catharina erschien wieder und sagte zu dem Herzog:

»Alles geht gut. Seid beharrlich, er wird nachgeben.«

Und der Türvorhang fiel wieder vor Catharina herab, ohne daß Karl IX. sie sah, oder er stellte sich wenigstens, als sähe er sie nicht.

»Aber ich muß doch wissen,« sprach der Herzog von Guise, »ob ich, wenn ich tue, wie ich wünsche, Euerer Majestät zu Gefallen bin?«

»In der Tat, mein Vetter Heinrich, Ihr setzt mir das Messer an die Kehle, aber ich werde widerstehen. Gottes Tod! bin ich denn nicht der König?«

»Nein, noch nicht, Sire; doch, wenn Ihr wollt, seid Ihr es morgen.«

»Ah, man würde also den König von Navarra, den Prinzen von Condé . . . in meinem Louvre töten, ah! . . . «

Dann fügte er mit kaum verständlichem Tone bei:

»Außen sage ich nichts.«

»Sire!« rief der Herzog, »Sie gehen diesen Abend aus, um mit dem Herzog von Alençon, Eurem Bruder, einen Schmaus zu halten.«

»Tavannes,« sprach der König mit bewunderungswürdig gespielter Ungeduld, »siehst Du nicht, daß Du meinen Hund plagst. Komm, Actäon, komm!«

Und Karl IX. entfernte sich, ohne mehr hören zu wollen, und ließ Tavannes und den Herzog von Guise in beinahe eben so großer Ungewißheit als zuvor zurück.

Es spielte indes eine Szene anderer Art bei Catharina, welche, nachdem sie dem Herzog den Rat Stand zu halten, gegeben hatte, in ihr Gemach zurückkehrte, wo sie die Personen versammelt fand, welche gewöhnlich ihrem Schlafengehen

beiwohnten.

Bei ihrer Rückkehr hatte Catharina ein eben so lachendes Gesicht, als es bei ihrem Abgange entstellt gewesen war. Sie entließ nach und nach mit ihrer freundlichsten Miene ihre Frauen und ihre Höflinge. Es blieb bald Niemand mehr bei ihr, als Madame Margarethe, welche auf einem Tabouret an dem geöffneten Fenster sitzend in ihre Gedanken versunken den Himmel anschaute.

Zwei- oder dreimal öffnete die Königin Mutter, als sie mit ihrer Tochter allein war, den Mund, um zu sprechen; aber jedes Mal drängte ein finsterer Gedanke die Worte, welche aus ihrem Munde kommen sollten, in die Tiefe der Brust zurück.

Mittlerweile öffnete sich der Türvorhang und Heinrich von Navarra erschien.

Das Windspiel, welches auf dem Thronstuhle schlief, sprang auf und lief auf ihn zu.

»Ihr hier, mein Sohn,« sagte Catharina bebend, speist ihr im Louvre zu Nacht?«

»Nein, Madame,« antwortete Heinrich, »wir schwärmen diese Nacht mit den Herren Alençon und Condé in der Stadt umher. Ich glaubte sie hier, Euch den Hof machend, zu finden.«

Catharina lächelte und erwiderte:

»Geht, meine Herren, geht. Die Männer sind doch sehr glücklich, so umherlaufen zu können. Nicht wahr, meine Tochter?«

»Das ist wahr,« antwortete Margarethe, »die Freiheit ist eine so schöne, so süße Sache!«

»Wollt Ihr damit sagen, ich halte die Eurige gefesselt?« sprach Heinrich, sich vor seiner Gemahlin verbeugend.

»Nein, mein Herr, ich beklage auch nicht mich, sondern die Lage der Frauen im Allgemeinen.«

»Ihr werdet vielleicht den Herrn Admiral sehen, mein Sohn,« sagte Catharina.

»Ja, vielleicht.«

»Geht dahin; das ist ein gutes Beispiel und Ihr gebt mir morgen Nachricht von ihm.«

»Ich gehe dahin, Madame, da Ihr diesen Schritt billigt.«

»Ich,« sagte Catharina, »ich billige nichts . . . Aber wer ist da? Seht nach.«

Heinrich machte einen Schritt nach der Türe, um die Befehle von Catharina zu vollziehen; aber in demselben Augenblick hob sich der Vorhang, und Frau von Sauves zeigte ihren blonden Kopf.

»Madame,« sagte sie, »es ist René, der Parfumeur, den Eure Majestät hat rufen lassen.«

Catharina warf einen Blick, rasch wie der Blitz, auf Heinrich von Navarra. Der junge Prinz errötete leicht und erleichte dann auf eine furchtbare Weise. Man hatte wirklich den Namen des Mörders seiner Mutter genannt. Er fühlte, daß sein Gesicht die Bewegung in seinem Innern verriet und stützte sich auf das Fenstergesimse.

Das Windspiel stieß einen Seufzer aus.

In demselben Augenblick traten zwei Personen ein, die eine gemeldet, die andere hatte nicht nötig, gemeldet zu werden. Die erste war René, der Parfumeur, der sich Catharina mit der ganzen kriechenden Höflichkeit florentinischer Diener näherte. Er hielt ein Kistchen in der Hand, das er öffnete, und man sah alle Fächer mit Pulvern und Fläschchen gefüllt.

Die zweite war die Herzogin von Lothringen, die ältere Schwester von Margarethe; sie trat durch eine kleine verborgene Türe, welche nach dem Kabinett des Königs ging, ganz bleich und zitternd ein. In der Hoffnung, von Catharina, welche mit Frau von Sauves den Inhalt des von René überbrachten Kistchens untersuchte, nicht bemerkt zu werden, wollte sie sich neben Margarethe niedersetzen, bei der der König von Navarra stand, die Hand an der Stirne, wie ein Mensch, der sich an einem Blendwerk zu erholen sucht.

In diesem Augenblick kehrte sich Catharina um und sagte zu Margarethe:

»Meine Tochter, Ihr könnt Euch in Eure Gemächer zurückziehen. Mein Sohn,« fügte sie bei, »Ihr könnt Euch in der Stadt belustigen.«

Margarethe stand auf und Heinrich wandte sich halb um.

Die Herzogin von Lothringen ergriff Margarethe bei der Hand

und sprach leise und rasch zu ihr:

»Meine Schwester, im Namen des Herrn von Guise, der Euch rettet, wie Ihr ihn gerettet habt, entfernt Euch nicht von hier, geht nicht in Eure Wohnung.«

»He, was sagt Ihr da, Claude?« fragte Catharina, sich umwendend.

»Nichts, meine Mutter.«

»Ihr habt leise mit Margarethe gesprochen.«

»Um ihr gute Nacht und tausend schöne Dinge von der Herzogin von Nevers zu sagen.«

»Wo ist diese schöne Herzogin?«

»Bei ihrem Schwager, dem Herrn von Guise.«

Catharina schaute die zwei Frauen mit ihrem argwöhnischen Auge an, runzelte die Stirne und sagte:

»Komm hierher, Claude.«

Claude gehorchte. Catharina nahm sie bei der Hand.

»Was habt Ihr mit ihr gesprochen, Indiscrete,« murmelte sie und drückte ihre Tochter am Handgelenk, daß sie hätte schreien mögen.

»Madame,« sprach Heinrich zu seiner Gemahlin, (ohne zu hören, hatte er doch nicht das Geringste von der Pantomime der Königin und der beiden Schwestern verloren), »Madame, werdet Ihr mir die Ehre erzeigen, mir Eure Hand zum Kusse zu reichen?«

Margarethe reichte ihm eine zitternde Hand.

»Was hat sie Euch gesagt,« murmelte Heinrich, sich bückend, um seine Lippen dieser Hand zu nähern.

»Ich solle nicht von hinnen gehen; im Namen des Himmels, geht auch nicht aus.«

Es war nur ein Blitz, aber beim Schimmer dieses Blitzes, so rasch er auch war, erriet Heinrich ein ganzes Komplott.

»Das ist noch nicht Alles,« sagte Margarethe, »hier ist ein Brief, den ein Provençalischer Edelmann überbracht hat.«

»Herr de La Mole?«

»Ja.«

»Ich danke,« sprach Heinrich, nahm den Brief und steckte ihn in sein Wamms, und an seiner Gemahlin vorüber gehend, legte er

seine Hand auf die Schulter des Florentiners und sagte:

»Nun, Meister René, wie gehen Eure Handelsgeschäfte?«

»Ziemlich gut, Monseigneur, ziemlich gut,« antwortete der Giftmischer mit seinem treulosen Lächeln.

»Ich glaube es wohl,« versetzte Heinrich, »wenn man, wie Ihr, Lieferant aller gekrönten Häupter Frankreichs und des Auslandes ist.«

»Mit Ausnahme des Königs von Navarra,« antwortete der Florentiner in frechem Tone.

»Ventre-saint-gris!« sprach Heinrich, »Meister René, Ihr habt Recht. Und doch hat mir meine Mutter, welche auch bei Euch kaufte, sterbend Meister René empfohlen. Besucht mich morgen oder übermorgen in meiner Wohnung und bringt Eure besten Parfumerien mit.«

»Dies wird nicht übel sein«, sprach Catharina lächelnd, »denn man sagt . . . «

»Ich habe einen feinen Geruch?« versetzte Heinrich lachend, »wer hat Euch das gesagt, meine Mutter? Margot etwa?«

»Nein, mein Sohn,« erwiderte Catharina, »Frau von Sauves.«

In diesem Augenblick brach die Frau Herzogin von Lothringen, welche sich trotz aller Anstrengung nicht mehr halten konnte, in ein Schluchzen aus.

Heinrich wandte sich nicht einmal um.

»Meine Schwester!« rief Margarethe, auf Claude zueilend, »was habt Ihr?«

»Nichts,« sagte Catharina, sich zwischen die zwei jungen Frauen stellend, »nichts, sie hat das nervöse Fieber, das ihr Mazille mit Aromen zu behandeln empfiehlt.«

Und sie drückte abermals und noch kräftiger als das erste Mal ihre ältere Tochter am Arme und sagte dann, sich gegen die jüngere umwendend:

»Margot, habt Ihr nicht gehört, daß ich Euch bereits aufforderte, Euch zurückzuziehen? Wenn das nicht genügt, so befehle ich es Euch.«

»Verzeiht, Madame,« erwiderte Margarethe bleich und zitternd. »Ich wünsche Eurer Majestät eine gute Nacht.«

»Und ich hoffe, Euer Wunsch wird erfüllt werden. Gute Nacht, gute Nacht!«

Margarethe entfernte sich wankend und vergebens bemüht, einem Blicke ihres Gemahls zu begegnen, der sich nicht einmal nach ihr umdrehte.

Es herrschte ein kurzes Stillschweigen, während dessen Catharina die Augen auf die Herzogin von Lothringen geheftet hielt, welche ihrerseits, ohne zu sprechen, die Hände gefaltet, ihre Mutter anschaute.

Heinrich wandte der Szene den Rücken zu, aber er sah sie dennoch in einem Spiegel, indes er sich den Anschein gab, als kräuselte er einen Schnurrbart mit einer Pommade, die ihm René überreicht hatte.

»Und Ihr, Heinrich?« sagte Catharina, »geht Ihr noch aus?«

»Ah, ja, das ist wahr!« rief der König von Navarra, »ah bei meiner Treue, ich vergaß, daß der Herzog von Alençon und der Prinz von Condé mich erwarten. Diese bewunderungswürdigen Wohlgerüche berauschen mich und berauben mich, wie es scheint, des Gedächtnisses. Auf Wiedersehen, Madame.«

»Auf Wiedersehen! Morgen gebt Ihr mir Nachricht von dem Admiral, nicht wahr?«

»Ich werde nicht ermangeln. Nun, Phöbe, was gibt es?«

»Phöbe!« sagte die Königin Mutter ungeduldig.

»Ruft sie zu Euch, Madame,« sprach der Bearner, »denn sie will mich nicht gehen lassen.«

Die Königin Mutter stand auf, nahm die kleine Hündin beim Halsbande und hielt sie zurück, während Heinrich sich entfernte, das Gesicht so ruhig und lachend, als hätte er keine Ahnung gehabt, daß er Gefahr lief, ermordet zu werden.

Von Catharina von Medicis wieder losgelassen, lief ihm die kleine Hündin nach, um ihn einzuholen, aber sie konnte nur ihre längliche Schnauze, ein trauriges, langes Geheul ausstoßend, unter der Tapete durchstrecken.

»Nun, Charlotte,« sagte Catharina zu Frau von Sauves, »nun hole mir die Herren von Guise und Tavannes, welche in meinem Betzimmer sind, und komme dann mit ihnen zurück, um der Herzogin von Lothringen welche an ihren Vapeurs leidet,

Gesellschaft zu leisten.«



VII.

Die Nacht des 25. August 1572.

Als La Mole und Coconnas ihr mageres Abendbrot verzehrt hatten, denn das Geflügel des Wirtshauses zum schönen Gestirne war nur auf dem Schilde sichtbar, setzte sich Coconnas in seinem Stuhle fest, streckte die Beine aus, stützte den Ellenbogen auf den Tisch und fragte, ein letztes Glas Wein schlürfend:

»Geht Ihr sogleich schlafen, Herr de La Mole?«

»Meiner Treu ich habe große Lust, denn es ist möglich, daß man mich in der Nacht weckt.«

»Mich auch,« sagte Coconnas, »aber statt uns niederzulegen und diejenigen, welche uns holen werden, warten zu lassen, würden wir, wie es mir scheint, besser daran tun, Karten zu verlangen und zu spielen. Man würde uns dann ganz vorbereitet finden.«

»Gerne wollte ich Euren Vorschlag annehmen, mein Herr, aber um zu spielen habe ich wenig Geld. Ich besitze kaum hundert Goldtaler in meinem Felleisen, das ist mein ganzer Schatz, und damit soll ich mein Glück machen?«

»Hundert Goldtaler!« rief Coconnas, »und Ihr beklagt Euch. Mordi, mein Herr, ich habe nur sechs.«

»Geht doch,« versetzte La Mole, »ich habe Euch Eure Börse ziehen sehen, die mir nicht nur sehr rund, sondern man dürfte wohl sagen, aufgeschwollen vorkam.«

»Oh, ja,« sagte Coconnas, »das ist, um eine alte Schuld zu tilgen, welche ich an einen Freund meines Vaters zu bezahlen habe, der mir, wie Ihr, ein wenig Hugenotte zu sein scheint. Es sind hundert Rosenobles,« fuhr Coconnas, an seine Tasche klopfend, fort. »Diese hundert Rosenobles aber gehören Meister Mercandon. Was mein Erbgut betrifft, so beschränkt es sich, wie ich Euch sagte, auf sechs Taler.«

»Wie sollen wir dann spielen?«

»Gerade deshalb wollte ich spielen. Überdies ist mir ein

Gedanke gekommen.«

»Laßt hören.«

»Wir kommen Beide in derselben Absicht nach Paris?«

»Ja.«

Wir haben Beide einen mächtigen Beschützer?«

»Ja.«

»Nun, es ist mir der Gedanke gekommen, wir wollen zuerst um unser Geld und dann um die erste Gunstbezeugung spielen, die uns entweder vom Hofe oder von unserer Geliebten zufließt.«

»In der Tat, das ist sehr geistreich,« sagte La Mole lächelnd, »aber ich gestehe, ich bin nicht genug Spieler, um mein ganzes Leben auf eine Karte oder auf einen Wurf zu setzen; denn die erste Gunst, die Euch und mir zukommt, wird ohne Zweifel einen mächtigen Einfluß auf unser ganzes Leben haben.«

»Lassen wir also die erste Gunstbezeugung des Hofes und spielen wir um die erste Gunst unserer Geliebten.«

»Dagegen sehe ich nur einen Einwurf,« sagte La Mole.

»Welchen?«

»Ich habe keine Geliebte.«

»Ich auch nicht, aber ich gedenke ungesäumt eine zu haben. Man ist Gott sei Dank nicht so beschaffen, daß es einem an Frauen fehlen sollte.«

»Es wird Euch auch, wie Ihr sagt, nicht daran fehlen, Herr von Coconnas. Da ich aber nicht dasselbe Zutrauen zu meinem Liebesgestirne habe, so hieße es Euch bestehen, wollte ich meinen Einsatz dem Eurigen entgegenstellen. Spielen wir also bis zu Euren sechs Talern. Verliert Ihr sie unglücklicher Weise und wollt das Spiel fortsetzen, wohl, Ihr seid Edelmann und Euer Wort ist Goldes wert.«

»Gut,« rief Coconnas, »das heiße ich sprechen. Ihr habt Recht, mein Herr, das Wort eines Edelmannes ist Goldes wert, besonders wenn dieser Edelmann Kredit bei Hofe hat. Glaubt mir, ich hätte nicht recht den Mut, gegen Euch um die erste Gunst zu spielen, die ich bekommen sollte.«

»Ihr habt Recht, Ihr könntet sie verlieren, aber ich könnte sie nicht gewinnen; denn da ich dem König von Navarra gehöre, so kann ich nichts von dem Herrn Herzog von Guise empfangen.«

»Ah, Parpaillot,« murmelte der Wirt, seine alte Pickelhaube putzend, »ich hatte es Dir doch angerochen.«

Und er unterbrach sich, um das Zeichen des Kreuzes zu machen.

»Ah, entschieden,« versetzte Coconnas, die Karten mischend, die ihm der Kellner gebracht hatte. »Ihr seid also . . . «

»Was?«

»Von der Religion.«.

»Ich?«

»Ja, Ihr!«

»Wohl, setzt, ich sei es,« sprach La Mole lächelnd. »Habt Ihr etwas gegen uns?«

»Oh Gott sei Dank! nein, das ist mir ganz gleichgültig Ich hasse das Hugenottenthum im höchsten Maße, aber ich verabscheue die Hugenotten nicht, und dann ist dies auch Mode.«

»Ja,« versetzte La Mole lachend, »ein Beweis hierfür ist der Büchenschuß nach dem Admiral. Wollen wir um Büchenschüsse spielen?«

»Wie es Euch beliebt,« sagte Coconnas. »Wenn ich einmal spiele, ist es mir gleichgültig um was.«

»Spielen wir also,« sagte La Mole, seine Karten zusammenfassend und in seiner Hand ordnend.

»Ja, spielt, und spielt mit Vertrauen; denn sollte ich auch hundert Goldtaler wie die Eurigen verlieren, so hätte ich doch morgen Mittel, sie zu bezahlen.«

»Das Glück wird Euch also im Schlafe kommen?«

»Nein, ich werde es aufsuchen.«

»Wo dies? Sagt es mir, ich gehe mit Euch.«

»Im Louvre.«

»Ihr kehrt diese Nacht dahin zurück?«

»Ja, ich habe diese Nacht eine Privataudienz bei dem Herzog von Guise.«

Seitdem Coconnas davon sprach, daß er sein Glück im Louvre suchen wolle, hatte La Hurière das Putzen seiner Pickelhaube unterbrochen und sich hinter den Stuhl von La Mole gestellt, so daß ihn nur Coconnas sehen konnte, und von da aus machte er

ihm Zeichen, die der Piemontese, ganz in sein Gespräch und in das Spiel vertieft, nicht bemerkte.

»Das ist doch wunderbar,« sprach La Mole, »und Ihr hattet Recht, wenn Ihr sagtet, wir wären unter einem Gestirne geboren. Ich habe diese Nacht auch ein Rendezvous im Louvre, aber nicht mit dem Herzog von Guise, sondern mit dem König von Navarra.«

»Habt Ihr ein Losungswort?«

»Ja.«

»Ein Versammlungszeichen?«

»Nein.«

»Nun, ich habe eines. Mein Losungswort ist . . . «

Bei diesen Worten des Piemontesen machte La Hurière eine so ausdrucksvolle Gebärde, gerade in dem Augenblick, wo der schwatzhafte Edelmann den Kopf emporhob daß Coconnas mehr versteinert durch diese Gebärde, als durch den Coup, durch den er gerade drei Taler verlor, inne hielt. Als La Mole das Erstaunen wahrnahm, das auf dem Gesichte seines Partners ausgeprägt war, wandte er sich um, aber er sah nichts Anderes, als seinen Wirt, die Arme gekreuzt und die Pickelhaube auf dem Kopfe, die er ihn einen Augenblick vorher hatte putzen sehen.

Coconnas schaute den Wirt und seinen Gefährten an, denn er konnte die Gebärden von Meister La Hurière nicht begreifen.

La Hurière sah, daß er ihm zu Hilfe kommen mußte und sagte rasch:

»Ich liebe das Spiel auch ungemein, und da ich mich näherte, um den Coup zu sehen, auf den Ihr verloren habt, so nahm der gnädige Herr ohne Zweifel meine kriegerische Kopfbedeckung wahr, und das setzte ihn wohl bei einem armen Bürgersmann in Erstaunen.«

»Ein guter Kerl!« rief La Mole, in ein Lachen ausbrechend.

»Ei, mein Herr,« versetzte La Hurière mit bewundernswürdig gespielter Gutmütigkeit und mit einer Schulterbewegung voll des Gefühls- einer untergeordneten Stellung, »wir sind keine Tapfere und haben nicht das feine Wesen. Es taugt für brave Edelleute, wie Ihr seid, goldene Helme und schöne Schwerter glänzen zu lassen, und wenn wir nur unsere Wache pünktlich beziehen . . . «

»Ah! Ah!« sprach La Mole, die Karten mischend, »Ihr bezieht

Eure Wache?»

»Ei, mein Gott, ja, Herr Graf, ich bin Sergent einer Compagnie der Bürgermiliz.«

Nach diesen Worten zog sich La Hurière, während La Mole mit dem Ausgeben der Karten beschäftigt war, einen Finger auf seine Lippen legend, um dem mehr als je verblüfften Coconnas Stillschweigen zu empfehlen, zurück.

Diese Vorsichtsmaßregel war ohne Zweifel die Ursache, daß er den zweiten Coup eben so rasch verlor, als er den ersten verloren hatte.

»Nun,« sagte La Mole, »das macht gerade Eure sechs Taler. Wollt Ihr Revanche auf Euer zukünftiges Glücks.«

»Gerne,« erwiderte Coconnas, »gerne.«

»Aber ehe Ihr Euch weiter einlaßt, . . . sagtet Ihr mir nicht, Ihr hattet Rendezvous mit Herrn von Guise?«

Coconnas wandte seine Blicke nach der Küche und sah die großen Augen von La Hurière, welche dasselbe Zeichen wiederholten.

»Ja,« antwortete er, »aber es ist noch nicht die Stunde. Sprechen wir übrigens ein wenig von Euch, Herr de La Mole.«

»Ich glaube, wir würden besser daran tun, vom Spiel zu sprechen, Herr von Coconnas, denn wenn ich mich nicht sehr täusche, bin ich im Zuge, abermals sechs Taler zu gewinnen.«

»Mordi, das ist wahr! Man sagte mir immer, die Hugenotten hätten Glück im Spiele. Der Teufel soll mich holen, ich habe Lust, ein Hugenott zu werden.«

Die Augen von La Hurière funkelten wie zwei Kohlen; aber ganz in sein Spiel vertieft, gewahrte sie Coconnas nicht.

»Tut das, Graf, tut das,« versetzte La Mole, »und obgleich die Art und Weise, wie Euch der Beruf hierzu gekommen ist, sonderbar erscheint, so werdet Ihr doch unter uns willkommen sein.«

Coconnas kratzte sich hinter dem Ohre und erwiderte:

»Wenn ich gewiß wüßte, daß Euer Glück davon herrührt, so wollte ich wohl, . . . denn am Ende halte ich keine zu große Stücke auf die Messe, und seit der König selbst nicht viel darauf hält . . . «

»Und dann ist es eine so schöne, eine so einfache Religion,« sprach La Mole.

»Auch ist sie in der Mode,« sagte Coconnas, »und sie bringt offenbar Glück im Spiele; denn der Teufel soll mich holen, es gibt nur Asse für Euch, und ich beobachte Euch doch, seitdem wir die Karten in den Händen haben. Ihr spielt offenes Spiel, Ihr betrügt nicht . . . das muß von der Religion herkommen.«

»Ihr seid mir weitere sechs Taler schuldig,« sprach ruhig La Mole.

»Ah, wie Ihr mich in Versuchung führt,« versetzte Coconnas, »und wenn ich diese Nacht mit Herrn von Guise nicht zufrieden bin . . . «

»Nun?«

»So bitte ich Euch, morgen mich dem König von Navarra vorzustellen, und seid unbesorgt, werde ich einmal Hugenott, so bin ich es mehr als Luther, Calvin, Melanchthon und alle Reformatoren der Erde.«

»Stille,« sagte La Mole, »Ihr geratet in Zerwürfnis mit unserem Wirte.«

»Oh! das ist wahr,« sprach Coconnas, seine Augen wieder nach der Küche wendend. »Doch nein, er hört uns nicht, er ist in diesem Augenblick zu sehr beschäftigt.«

»Was macht er denn?« fragte La Mole, der ihn von seinem Platze aus nicht sehen konnte.

»Er plaudert mit . . . der Teufel soll mich holen, er ist es!«

»Wer?«

»Der Nachtvogel, mit dem er schon bei unserer Ankunft sprach, der Mann mit dem gelben Wamms und dem zunderfarbigen Mantel. Alle Teufel, mit welchem Feuer spricht er. Ei! sagt mir doch, Meister La Hurière, treibt Ihr zufällig Politik?«

Diesmal aber war die Antwort von Meister La Hurière eine so kräftige, so gebieterische Gebärde, das Coconnas, trotz seiner Liebe für das gemalte Kartenpapier aufstand und auf ihn zuging.

»Was habt Ihr denn?« fragte La Mole.

»Ihr verlangt Wein, gnädiger Herr,« sprach La Hurière, Coconnas rasch bei der Hand ergreifend, »man wird Euch geben. Gregor, Wein für diese Herren!«

Dann flüsterte er ihm in das Ohr:

»Stille, stille, wenn Euch Euer Leben lieb ist, und entlaßt Euren Gefährten.«

La Hurière war so bleich, der gelbe Mann sah so finster aus, daß Coconnas schauerte, er wandte sich gegen La Mole um und sagte zu diesem:

»Mein lieber Herr de La Mole, ich bitte Euch mich zu entschuldigen, ich verliere hinter einander fünfzig Taler. Ich bin im Unglück und muß befürchten, mich in Verlegenheit zu setzen.«

»Sehr gut, mein Herr, sehr gut,« sagte La Mole, »ganz nach Eurem Belieben. Überdies bedaure ich es nicht, mich einen Augenblick auf mein Bett werfen zu können. Meister La Hurière . . . «

»Herr Graf?«

»Wenn man kommt, um mich auf Befehl des Königs von Navarra zu holen, so weckt mich; ich bleibe angekleidet, und bin folglich sogleich bereit.«

»Gerade wie ich,« sprach Coconnas, »um Seine Hoheit nicht einen Augenblick warten zu lassen, will ich das Zeichen bereiten. Meister La Hurière, gebt mir eine Schere und weißes Papier.«

»Gregor!« rief La Hurière, »weißes Papier, um einen Brief zu schreiben, und eine Schere, um den Umschlag zu schneiden.«

»Ah, ganz entschieden geht hier etwas Außerordentliches vor,« sagte der Piemontese zu sich selbst.

»Gute Nacht, Herr von Coconnas,« sprach La Mole, »und Ihr, mein Wirt, erweist mir die Freundschaft, mir den Weg zu zeigen.«

Und La Mole verschwand, von La Hurière gefolgt auf der Wendeltreppe.

Nun ergriff der geheimnisvolle Mann Coconnas ebenfalls beim Arme, zog ihn zurück und sagte rasch zu ihm:

»Mein Herr, es fehlte nicht viel, so offenbartet Ihr hundertmal ein Geheimnis, von welchem das Schicksal des Königreiches abhängt. Gott fügte es, daß Euer Mund zu rechter Zeit geschlossen wurde. Ein Wort mehr und ich hätte Euch mit einem Büchschusse niedergestreckt. Nun sind wir allein.«

»Aber wer seid Ihr denn, daß Ihr in diesem gebieterischen Tone mit mir sprecht?«

»Habt Ihr zufällig von Herrn von Maurevel reden hören?«
»Dem Mörder des Admirals?«
»Und des Kapitän von Mouy.«
»Allerdings.«
»Ich bin der Herr von Maurevel.«
»Oh, oh!« rief Coconnas.
»Hört mich.«
»Mordi! Ich glaube wohl, daß ich Euch höre.«
»Stille,« flüsterte Herr von Maurevel, den Finger an den Mund legend.

Coconnas horchte aufmerksam.

Man hörte in diesem Augenblick den Wirt die Türe eines Zimmers, dann die Türe der Hausflur schließen und Riegel vorschieben, und sah ihn dann eiligst zurückkehren.

Er bot Maurevel einen Stuhl, nahm einen dritten für sich und sagte:

»Alles ist wohl verschlossen, Herr von Maurevel, Ihr könnt nun sprechen.«

Es schlug elf Uhr auf Saint-Germain-l'Auxerrois. Maurevel zählte einen Schlag nach dem andern, wie er vibrierend und düster in der Nacht ertönte, und als der letzte im Raume verklungen war, sagte er zu Coconnas, der im höchsten Maße erstaunt die Vorsichtsmaßregeln betrachtete, welche die zwei Männer nahmen:

»Mein Herr, seid Ihr ein guter Katholik?«

»Ich glaube wohl,« antwortete Coconnas.

»Mein Herr, seid Ihr dem König ergeben?« fuhr Maurevel fort.

»Mit Leib und Seele. Ich glaube sogar, daß Ihr mich beleidigt, indem Ihr eine solche Frage an mich richtet.«

»Wir werden darüber keinen Streit bekommen, Ihr folgt uns nur.«

»Wohin?«

»Gleichviel. Laßt Euch führen, es handelt sich um Euer Glück und vielleicht um Euer Leben.«

»Ich sage Euch, mein Herr, daß ich um Mitternacht im Louvre zu tun habe.«

»Gerade dahin gehen wir.«

»Herr von Guise erwartet mich daselbst.«

»Uns auch.«

»Aber ich habe ein besonderes Losungswort,« fuhr Coconnas fort, etwas gedemütigt dadurch, daß er die Ehre seiner Audienz mit dem Herrn von Maurevel und mit Meister La Hurière teilen sollte.

»Wir auch.«

»Aber ich habe ein Erkennungszeichen.«

Maurevel lächelte, zog unter seinem Wamms eine Handvoll Kreuze von weißem Stoffe hervor, gab eines La Hurière, eines Coconnas und nahm eines für sich selbst. La Hurière befestigte das seinige an seine Pickelhaube, Maurevel band sein Kreuz an seinen Hut.

»Oho!« sprach Coconnas ganz verwundert, »das Losungswort, das Rendezvous, das Erkennungszeichen, das war also für die ganze Welt.«

»Ja, mein Herr, das heißt, für alle gute Katholiken.«

»Es ist ein Fest im Louvre, ein königliches Bankett, nicht wahr?« rief Coconnas, »und man will diese Hunde von Hugenotten ausschließen. Gut, gut, vortrefflich! Sie brüsten sich schon lange genug dort!«

»Ja, ja, es gibt ein Fest im Louvre,« sagte Maurevel, »ein königliches Bankett, und die Hugenotten sind dazu eingeladen . . . Noch mehr, sie werden die Helden des Festes sein, sie werden das Bankett bezahlen, und wenn Ihr von den Unsern sein wollt, so fangen wir damit an, daß wir ihren Hauptkämpen, ihren Gideon, dazu einluden.«

»Den Herrn Admiral!« rief Coconnas.

»Ja, den alten Gaspard, den ich wie ein Dummkopf gefehlt habe, obgleich ich mit der Büchse des Königs auf ihn schoß.«

»Darum, gnädiger Herr, putzte ich meine Pickelhaube, schliff ich mein Schwert und wetzte ich mein Messer,« sprach mit einem scharfen Tone der in einen Krieger verwandelte Meister La Hurière.

Bei diesen Worten bebte Coconnas und wurde sehr bleich, denn er fing an zu begreifen.

»Wie! in der Tat?« rief er. »Dieses Fest, dieses Bankett . . . ist . . . man will . . . «

»Ihr habt sehr lange gebraucht, um zu erraten,« versetzte Maurevel, »und man sieht wohl, daß Ihr der Unverschämtheit dieser Ketzer nicht müde seid, wie wir.«

»Und Ihr nehmt es auf Euch, zu dem Admiral zu gehen, und zu . . . «

Maurevel lächelte, zog Coconnas an ein Fenster sprach:

»Schaut, seht Ihr auf dem kleinen Platz am Ende der Straße, hinter der Kirche die Truppe, welche sich schweigend, in der Dunkelheit aufstellt?«

»Ja.«

»Die Leute, welche diese Truppe bilden, haben, wie Meister La Hurière, Ihr und ich, ein Kreuz am Hute.«

»Nun?«

»Nun, diese Menschen sind eine Compagnie Schweizer von den kleinen Cantonen, befehligt von Toquenaut. Ihr wißt, daß die Herren von den kleinen Cantonen treue Anhänger des Königs sind.«

»Oh, oh!« rief Coconnas.

»Seht Ihr die Reitertruppe über den Quai kommen? erkennt Ihr den Führer?«

»Wie soll ich ihn erkennen?« sagte Coconnas schauernd, »ich bin erst seit diesem Abend in Paris.«

»Er ist es, mit dem Ihr diese Nacht Rendezvous im Louvre habt. Er erwartet Euch.«

»Der Herzog von Guise?«

»Er selbst. Diejenigen, welche ihn begleiten, sind Marcel, der Exprevot der Kaufleute, und Charon, der gegenwärtige Prevot. Diese zwei bringen ihre Bürgercompagnieen auf die Beine, und dort kommt eben der Kapitän des Quartiers in die Straße. Schaut wohl, was er macht!«

»Er klopft an jede Türe. Aber was ist denn an den Türen, an die er klopft?«

»Ein weißes Kreuz, junger Mann, ein Kreuz, dem ähnlich, welches wir an unsern Hüten haben. Früher überließ man Gott die

Sorge, die Seinigen zu unterscheiden; heut' zu Tage sind wir höflicher und ersparen ihm diese Mühe.«

»Aber jedes Haus, an das er klopft, öffnet sich, und aus jeder Türe kommen bewaffnete Bürger hervor.«

»Er wird an das unsere klopfen, wie an die andern, und wir werden ebenfalls kommen.«

»Alle diese Leute sind auf den Beinen, um einen alten Hugenotten zu töten!« sagte Coconnas. »Bei Gott das ist schmachvoll, das ist ein Geschäft für Erdroßler und nicht für Soldaten.«

»Junger Mann,« sprach Maurevel, »wenn Euch die Alten widerstreben, so könnt ihr Junge nehmen. Es werden sich welche für jeden Geschmack finden. Verachtet Ihr den Dolch, so könnt Ihr Euch des Degens bedienen, denn die Hugenotten sind nicht die Leute, welche sich erwürgen lassen, ohne sich zu verteidigen. Und Ihr wißt, die Hugenotten haben, Alt oder Jung, ein zähes Leben.«

»Man wird sie also insgesamt umbringen?« rief Coconnas.

»Insgesamt.«

»Auf Befehl des Königs?«

»Des Königs und des Herrn von Guise.«

»Und wann dies?«

»Sobald Ihr die Glocke in Saint-Germain-l'Auxerrois läuten hört.«

»Ah! deshalb sagte mir also der lebenswürdige Deutsche, der bei Herrn von Guise ist . . . wie heißt er doch?«

»Herr von Besme.«

»Richtig. Deshalb sagte mir also Herr von Besme, ich solle beim ersten Tone der Sturmglocke herbeieilen.«

»Ihr habt Herrn von Besme gesehen?«

»Ich habe ihn gesehen und mit ihm gesprochen.«

»Wo dies?«

»Im Louvre. Er führte mich ein, er gab mir das Losungswort, er . . . «

»Seht doch!«

»Mordi! er ist es selbst.«

»Wollt Ihr ihn sprechen?«

»Bei meiner Seele! es wäre mir nicht unangenehm.«

Maurevel öffnete rasch das Fenster. Besme kam wirklich mit etwa zwanzig Mann vorüber.

»Guise und Lothringen,« sagte Maurevel.

Besme wandte sich um; er begriff, daß es ihm galt und näherte sich.

»Ah! Ihr seid es, Herr von Maurevel?«

»Ja, ich bin es; was sucht Ihr?«

»Ich suche das Gasthaus zum Schönen Gestirne, um einen gewissen Herrn von Coconnas in Kenntniss zu setzen.«

»Hier bin ich, Herr von Besme,« sprach der junge Mann.

»Ah! gut, gut, seid Ihr bereit?«

»Ja, was soll ich tun?«

»Was Euch Herr von Maurevel sagt; das ist ein guter Katholik.«

»Hört Ihr?« versetzte Maurevel.

»Ja,« antwortete Coconnas, »aber Ihr, Herr von Besme, wohin geht Ihr?«

»Ich?« rief Besme lachend.

»Ja, Ihr.«

»Ich will dem Admiral ein Wörtchen sagen.«

»Sagt ihm zwei, wenn es sein muß,« sprach Maurevel, »und wenn er sich vom ersten erhebt, so macht, daß er wenigstens nicht vom zweiten aufsteht.«

»Seid unbesorgt, Herr von Maurevel, seid unbesorgt, und dressiert mir den jungen Menschen da gut.«

»Ja, ja, habt nicht bange. Die Coconnas sind gute Leithunde, und Art läßt nicht von Art.«

»Adieu!«

»Geht!«

»Und Ihr.«

»Beginnt immerhin die Jagd, wir kommen schon zum Jägerrechte.«

Von Besme entfernte sich, und Maurevel schloß das Fenster.

»Ihr hört es, junger Mann,« sprach Maurevel, »wenn Ihr irgend

einen Privatfeind habt, sollte er auch nicht ganz Hugenott sein, setzt ihn immerhin auf die Liste, er wird mit den andern durchgehen.«

Immer mehr erstaunt über Alles, was er hörte und sah, betrachtete Coconnas abwechselnd den Wirt, welcher furchtbare Stellungen annahm, und Maurevel, der ganz ruhig ein Papier aus seiner Tasche zog.

»Hier ist meine Liste,« sagte er. »Dreihundert. Möchte diese Nacht jeder Katholik den zehnten Teil von dem Geschäfte verrichten, das ich verrichte, und morgen wäre kein einziger Ketzler mehr im Königreich.«

»Stille,« sprach La Hurière.

»Was gibt es?« sagten gleichzeitig Coconnas und Maurevel.

Man hörte den ersten Schlag der Sturmglocke in Saint-Germain-l'Auxerrois.

»Das Signal!« rief Maurevel. »Die Stunde ist also vorgerückt. Es sollte erst um Mitternacht sein, wie man mir sagte . . . Desto besser! Wenn es sich um die Ehre Gottes und des Königs handelt, sind die Uhren mehr wert, welche vorgehen, als die, welche nachgehen.«

Man hörte wirklich das düstere Läuten der Kirchenglocke. Bald ertönte ein erster Schuß und beinahe in demselben Augenblicke erleuchtete der Glanz mehrerer Fackeln wie ein Blitz die Rue de l'Arbre-Sec.

Coconnas fuhr mit seiner schweißfeuchten Hand über die Stirne.

»Man hat angefangen,« rief Maurevel, »vorwärts!«

»Einen Augenblick,« sprach der Wirt, »ehe wir in das Feld ziehen, versichern wir uns des Quartiers, wie man im Kriege sagt. Man soll nicht meine Frau und meine Kinder erwürgen, während ich außen bin. Es ist ein Hugenott hier.«

»Herr de La Mole!« rief Coconnas aufspringend.

»Ja, der Parpailot hat sich in den Rachen des Wolfes gestürzt.«

»Wie,« sagte Coconnas, »Ihr wollt Euren Gast angreifen?«

»Für ihn besonders habe ich meinen Degen geschliffen.«

»Oho!« rief der Piemontese, die Stirne faltend.

»Ich habe nie etwas Anderes getötet, als meine Kaninchen, meine Enten und meine Hühner; ich weiß also nicht recht, wie ich mich zu benehmen habe, um einen Menschen zu töten. An diesem will ich mich nun einüben. Mache ich die Sache etwas linkisch, so ist doch wenigstens Niemand da, der über mich spotten kann.«

»Mordi! das ist hart,« entgegnete Coconnas. »Herr de La Mole ist mein Gefährte, Herr de La Mole hat mit mir zu Nacht gespeist, Herr de La Mole hat mit mir gespielt.«

»Ja, aber Herr de La Mole ist ein Ketzer!« sprach Maurevel, »Herr de La Mole ist verurteilt, und wenn wir ihn nicht töten, werden ihn Andere töten.«

»Abgesehen davon,« sagte der Wirt, »daß er Euch fünfzig Taler abgewonnen hat.«

»Das ist wahr,« erwiderte Coconnas, »aber auf eine redliche Weise.«

»Redlich oder nicht, Ihr müßt ihn doch immerhin bezahlen, während Ihr, wenn ich ihn töte, quitt seid.«

»Vorwärts, meine Herren, vorwärts!« rief Maurevel, »einen Büchenschuß, einen Degenstoß, einen Schlag mit dem Hammer, einen Schlag mit dem Feuerbock, einen Schlag, mit was Ihr wollt; aber endigen wir damit, wenn wir, wie wir es versprochen gaben, zu rechter Zeit kommen wollen, um dem Herrn von Guise bei dem Admiral zu helfen.«

Coconnas seufzte.

»Ich eile,« rief La Hurière, »wartet auf mich.«

»Mordi!« rief Coconnas, »er wird den armen Jungen leiden lassen und ihn vielleicht bestehlen.«

»Ich will dabei sein, um ihm im Falle der Not den Garaus zu machen und es zu verhindern, daß man sein Geld nimmt.«

Durch diesen glücklichen Gedanken bewogen, stieg Coconnas hinter La Hurière die Treppe hinauf. Bald hatte er ihn eingeholt, denn La Hurière verzögerte seine Schritte immer mehr, ohne Zweifel in Folge einer Betrachtung.

In dem Augenblick, wo er, beständig von Coconnas gefolgt, zur Tür gelangte, erschollen mehrere Schüsse auf der Straße. Sogleich hörte man La Mole von seinem Bette herabspringen und

den Boden unter seinen Tritten krachen.

»Teufel!« murmelte La Hurière etwas beunruhigt, »er ist, glaube ich, aufgewacht!«

»Es kommt mir so vor,« sagte Coconnas.«

»Und er wird sich verteidigen?«

»Er ist fähig dazu. Sagt doch, Meister La Hurière, es wäre drollig, wenn er Euch töten würde.«

»Hm, hm,« murmelte der Wirt.

Aber da er sich mit einer guten Büchse bewaffnet fühlte, beruhigte er sich wieder und schlug die Türe mit einem guten Fußstoße ein.

Man sah nun La Mole ohne Hut, aber ganz angekleidet, hinter seinem Bette verschanzt, seinen Degen zwischen den Zähnen und seine Pistolen in der Hand.

»Oho!« rief Coconnas, die Nasenlöcher wie ein wildes Tier ausreißend, das Blut riecht. »Die Sache wird interessant, Meister La Hurière, vorwärts! auf ihn.«

»Ah! man will mich ermorden, wie es scheint,« rief La Mole mit flammenden Augen, »und Du bist es, Elender!«

Meister La Hurière beantwortete diese Anrede nur, indem er seine Büchse senkte und auf den jungen Mann anschlug; aber La Mole, der diese drohende Bewegung gesehen, fiel in dem Augenblick, wo der Schuß losging, auf die Knie und die Kugel flog über seinem Kopfe hin.

»Herbei,« rief La Mole, »mir zu Hilfe, Herr von Coconnas.«

»Herbei, Herr von Maurevel, mir zu Hilfe!« rief La Hurière.

»Meiner Treue. Herr de La Mole,« sagte Coconnas, »ich kann in dieser Geschichte nicht mehr tun, als mich nicht gegen Euch stellen. Es scheint, man bringt diese Nacht die Hugenotten im Namen des Königs um.«

»Ah, Verräter, ah, Mörder! so geht es! wartet nur!«

Und La Mole zielte ebenfalls und drückte eine von seinen Pistolen ab. La Hurière, der ihn nicht aus dem Gesichte verlor, hatte Zeit, sich auf die Seite zu werfen. Aber Coconnas, welcher hierauf nicht gefaßt war, blieb aus seiner Stelle, und die Kugel streifte seine Schulter.

»Mordi!« rief er, mit den Zähnen knirschend, »das hat mich getroffen; nun ist es an uns Beiden, da Du es willst.«

Und er zog seinen Degen und stürzte auf La Mole los.

Wäre er allein gewesen, so hätte ihn La Mole ohne Zweifel erwartet; aber Coconnas hatte hinter sich den Meister La Hurière welcher seine Büchse wieder lud, abgesehen von Maurevel, der, um der Aufforderung des Wirtes zu folgen, mit großen Sprüngen die Treppe heraufeilte. La Mole warf sich deshalb in ein Kabinett und verriegelte die Türe hinter sich.

»Ah, Schelm!« rief Coconnas wütend und stieß mit dem Knopfe seines Raufdegens an die Türe. »Warte, warte! ich will Deinen Leib mit so vielen Degenstößen durchbohren, als Du mir diesen Abend Taler abgewonnen hast. Ah! ich komme, um es zu verhindern daß Du leidest, und Du belohnst mich dadurch, dass Du mir eine Kugel in die Schulter sendest. Warte Schurke, warte!«

Während dieser Zeit näherte sich La Hurière und zerschmetterte mit dem Kolben seiner Büchse die Türe.

Coconnas sprang in das Kabinett, aber er stieß mit der Nase an die Wand. Das Kabinett war leer und das Fenster offen.

»Er wird sich hinausgestürzt haben,« sagte der Wirt, »und da wir uns im vierten Stocke befinden, so ist er tot.«

»Oder er hat sich über das Dach des Nachbarhauses geflüchtet,« rief Coconnas, schwang sich auf das Fenstergesimse und schickte sich an, ihm auf diesem abschüssigen Terrain zu folgen.

Aber Maurevel und La Hurière eilten auf ihn zu und zogen ihn wieder in das Zimmer.

»Seid Ihr ein Narr!« riefen Beide gleichzeitig. »Wollt Ihr Euch töten?«

»Bah!« sagte Coconnas, »ich bin im Gebirge zu Hause und gewohnt, auf den Gletschern umherzulaufen. Überdies würde ich, wenn mich ein Mensch einmal beleidigt hat, mit ihm in den Himmel hinauf oder in die Hölle hinabsteigen. Laßt mich also gewähren.«

»Seid vernünftig,« sprach Maurevel, »entweder ist er tot, oder bereits ferne. Kommt mit uns, und wenn dieser Euch entgeht, so findet Ihr tausend Andere statt seiner.«

»Ihr habt Recht,« brüllte Coconnas. »Tod den Hugenotten! Ich muß mich rächen, und zwar je eher desto besser.«

Und alle Drei stürzten wie eine Lawine die Treppe hinab.

»Zu dem Admiral!« rief Maurevel.

»Zu dem Admiral!« wiederholte La Hurière.

»Zu dem Admiral also, da Ihr es wollt,« sagte Coconnas.

Und alle Drei eilten aus dem Gasthause zum Schönen Gestirn, das der Bewachung von Gregor und den andern Aufwärtern überlassen wurde, und wandten sich nach dem Hotel des Admirals, das in der Rue de Béthisy lag. Eine glänzende Flamme und der Lärmen von Büchenschüssen leiteten sie in dieser Richtung.

»Wer kommt da!« rief Coconnas, »ein Mensch ohne Wamms und ohne Schärpe.«

»Es ist Einer, der sich flüchtet,« sagte Maurevel.

»Das ist Eure Sache, da Ihr Büchsen habt,« rief Coconnas.

»Meiner Treue, nein,« sprach Maurevel, »ich behalte mein Pulver für besseres Wildpret.«

»An Euch also, La Hurière.«

»Wartet, wartet!« sprach der Wirt anschlagend.

»O ja, wartet!« rief Coconnas, »und mittlerweile wird er entfliehen.«

Und er eilte, den Unglücklichen zu verfolgen, den er bald eingeholt hatte, denn er war bereits verwundet; aber in dem Augenblick, wo er, um ihn nicht von hinten niederzustoßen, ihm zurief: »Drehe dich, drehe dich doch!« erscholl ein Schuß, eine Kugel zischte an dem Ohr von Coconnas vorüber, und der Flüchtling rollte zusammen, wie ein im raschen Laufe vom Blei des Jägers getroffener Hase.

Ein Triumphgeschrei ließ sich hinter Coconnas hören. Der Piemontese wandte sich um und sah La Hurière seine Waffe schwingen.

»Ah, diesmal habe ich wenigstens das Handgeld bekommen!« rief La Hurière.

»Ja, aber Ihr habt mich beinahe erschossen.«

»Nehmt Euch in Acht, gnädiger Herr,« schrie La Hurière.

Coconnas machte einen Sprung rückwärts. Der Verwundete hatte sich auf ein Knie erhoben und war, ganz vom Durst nach Rache hingerissen, in dem Augenblick wo die Warnung seines Wirtes den Piemontesen aufmerksam machte, im Begriff, Coconnas mit seinem Dolche zu durchbohren.

»Ah, Schlange!« rief Coconnas.

Und sich auf den Verwundeten werfend, stieß er gut dreimal seinen Degen bis an das Heft in die Brust.

»Und nun,« rief Coconnas, den Hugonotten dem Todeskampfe überlassend, »zu dem Admiral! zu dem Admiral!«

»Ah! ah! gnädiger Herr,« sprach Maurevel, »es scheint, Ihr beißt an.«

»Ei, meiner Treue, ja,« sagte Coconnas, »ich weiß nicht, ob es der Pulverdampf ist, was mich berauscht, oder ob es der Anblick des Blutes ist, was mich so sehr aufregt, aber, Mordi! ich finde Geschmack am Töten. Das ist nur ein Treibjagen auf Menschen. Bis jetzt habe ich Bären und Wölfe gejagt, aber bei meiner Ehre ein Treibjagen auf Menschen kommt mir lustiger vor.«

Und alle Drei setzten ihren Lauf wieder fort.

VIII.

Die Geschlachteten.

Das Hotel, welches der Admiral bewohnte, lag, wie gesagt, in der Rue de Béthisy. Es war ein großes Haus, das sich im Hintergrunde eines Hofes mit zwei rückwärts nach der Straße laufenden Flügeln erhob. Eine durch ein großes Thor und zwei kleine Gitter geöffnete Mauer bildete den Eingang zu diesem Hofe.

Als die drei Parteigänger von Guise das Ende der Rue Béthisy erreichten, welche die Fortsetzung der Rue des Fossès-Saint-Germain-l'Auxerrois bildet, sahen sie das Hotel von Schweizern, von Soldaten und bewaffneten Bürgern umgeben. Alle hielten in der rechten Hand entweder Schwerter, oder Pieken, oder Büchsen, und Einige in der Linken Fackeln, welche über diese Szene ein düsteres, schwankendes Licht verbreiteten, das, den Bewegungen der Träger folgend, sich über das Pflaster ausdehnte, an den Mauern hinstieg oder über diesem lebendigen Meere flammte, wo jede Waffe ihren Glanz von sich gab. Rings um das Hotel und in den Rues Tirechappe, Etienne und Bertin-Poirée erfüllte sich das furchtbare Werk. Man vernahm ein langes Geschrei, das Musketenfeuer rasselte und von Zeit zu Zeit sprang ein Unglücklicher, halbnackt, bleich, blutig, wie ein verfolgter Hirsch, in einem Lichtkreise, umher, worin sich eine Welt von Teufeln zu bewegen schien.

In einem Augenblick befanden sich Coconnas, Maurevel und La Hurière, durch ihre weißen Kreuze bezeichnet und von dem Willkommensgeschrei empfangen, im dicksten Haufen. Ohne Zweifel hätten sie nicht durchkommen können; aber Einige erkannten Maurevel und ließen ihm Platz machen, Coconnas und La Hurière schlüpfen ihm nach und allen Dreien gelang es, in den Hof zu dringen.

Mitten in diesem Hofe, dessen drei Thore man eingestoßen hatte, stand ein Mann, um welchen die Mörder achtungsvoll freien Raum ließen, gestützt auf einen entblößten Raufdegen und die Augen auf einen etwa fünfzehn Fuß hohen Balcon geheftet, der

sich vor dem Hauptfenster des Hotel ausdehnte. Dieser Mann stampfte ungeduldig mit dem FuÙe und wandte sich von Zeit zu Zeit, um diejenigen, welche sich zunächst bei ihm befanden, zu befragen.

»Noch nichts?« murmelte er, »Niemand . . . Er ist wohl gewarnt worden und entflohen. Was denkt Ihr davon, Du Gast?«

»Unmöglich, Monseigneur.«

»Warum? Habt Ihr nicht gesagt, einen Augenblick vor unserer Ankunft sei ein Mensch, den bloÙen Degen in der Hand und laufend, als ob er verfolgt würde, erschienen, habe an die Türe geklopft und es sei ihm geöffnet worden?«

»Ja, Monseigneur, aber beinahe in demselben Augenblick kam Herr von Besme; die Türen wurden eingestoÙen, das Hotel umzingelt. Der Mensch ist wohl hineingegangen, aber sicherlich nicht wieder herausgekommen.«

»Seht,« sagte Coconnas zu La Hurière, »wenn mich nicht Alles täuscht, ist dies Herr von Guise.«

»Er selbst, gnädiger Herr; ja, es ist der groÙe Heinrich von Guise in Person. Er wartet ohne Zweifel, bis der Admiral herauskommt, um ihm dasselbe zu tun, was der Admiral seinem Vater getan hat.

Jeder kommt an die Reihe, und, Gott sei Dank! heute ist sie an uns!«

»Holla, Besme! Holla!« rief der Herzog mit seiner mächtigen Stimme, »ist es denn noch nicht aus?«

Und mit der Spitze seines Schwertes lieÙ er in seiner Ungeduld Funken aus dem Pflaster springen.

In diesem Augenblick hörte man Geschrei in dem Hotel, dann Schüsse, dann eine groÙe Bewegung von FuÙen und ein Geräusch an einander gestoÙener Waffen, worauf ein abermaliges Schweigen folgte.

Der Herzog machte eine Bewegung, um in das Haus zu stürzen.

»Monseigneur, Monseigneur!« sagte Du Gast, sich ihm nähernd und ihn zurückhaltend, »Eure Würde befiehlt Euch, zu bleiben und zu warten.«

»Du hast Recht, ich danke, Du Gast, ich werde warten. Aber in

der Tat, ich sterbe vor Ungeduld und Unruhe. Ah! wenn er mir entginge!«

Plötzlich näherte sich der Lärm von Tritten . . . Die Scheiben des ersten Stockes wurden von Reflexen, denen einer Feuersbrunst ähnlich, beleuchtet. Das Fenster, nach welchem der Herzog so oft die Augen aufgeschlagen hatte, öffnete sich oder zersprang vielmehr in Stücke, und ein Mensch mit bleichem Gesichte und blutbeflecktem Kragen erschien auf dem Balcon.

»Besme!« rief der Herzog, »bist Du es endlich! Nun?«

»Hier, hier!« antwortete kalt der Deutsche, der sich bückte und sogleich wieder aufstehend, eine, wie es schien, beträchtliche Last emporhob.

»Aber die Andern,« sagte ungeduldig der Herzog, »wo sind die Andern?«

»Die Andern machen die Andern fertig.«

»Und Du, was hast Du getan?«

»Ich? Ihr sollt es sehen! Weicht ein wenig zurück . . . «

Der Herzog machte einen Schritt zurück.

In diesem Augenblick konnte man den Gegenstand unterscheiden, den Besme mit so großer Anstrengung an sich zog. Es war der Leichnam eines Greises. Er hob ihn über den Balcon, wiegte ihn einen Augenblick im leeren Raume und warf ihn zu den Füßen seines Herrn.

Das dumpfe Geräusch des Falles, die Blutwellen, welche aus dem Körper hervorsprangen und das Pflaster bespritzten, setzten sogar den Herzog in Schrecken. Aber dieses Gefühl dauerte nicht lange. Die Neugierde machte, daß jeder einige Schritte vorwärts ging, und eine Fackel zitterte über dem Opfer.

»Der Admiral!« riefen gleichzeitig zwanzig Stimmen, welche gleichzeitig auch wieder schwiegen.

»Ja, der Admiral,« sagte der Herzog, sich dem Leichname nähernd, um ihn mit stiller Freude zu betrachten.

»Der Admiral! der Admiral!« wiederholten mit halber Stimme alle Zeugen dieser furchtbaren Szene, drängten sich an einander und näherten sich schüchtern dem großen, niedergeschmetterten Greise.

»Ah, Du bist endlich hier, Gaspard,« sprach der Herzog von

Guise triumphierend.« »Du hast meinen Vater ermorden lassen, ich räche ihn.«

Und er wagte es, den Fuß aus den Leib des protestantischen Helden zu setzen; aber alsbald öffneten sich die Augen des Sterbenden mit großer Anstrengung, seine blutige, verstümmelte Hand zog sich zum letzten Male krampfhaft zusammen und der Admiral sprach, fortwährend unbeweglich, zu dem Ruchlosen mit einer Gräberstimme:

»Heinrich von Guise, Du wirst auch eines Tages den Fuß eines Mörders auf Deiner Brust fühlen. Ich habe Deinen Vater nicht getötet . . . Sei verflucht!«

Bleich und unwillkürlich zitternd, fühlte der Herzog, wie ein eisiger Schauer seinen ganzen Körper durchlief. Er fuhr mit der Hand über seine Stirne, als wollte er die unheilschwangere Vision verjagen. Als er die Hand aber wieder fallen ließ, als er es wagte, den Blick wieder auf den Admiral zu richten, waren seine Augen geschlossen, seine Hand wieder träg geworden, und es hatte sich ein schwarzer Blutstrom aus seinem Munde auf den weißen Bart ergossen, ein Strom, der unmittelbar auf die Worte gefolgt war, welche dieser Mund ausgesprochen hatte.

Der Herzog hob sein Schwert mit einer Gebärde verzweifelter Entschlossenheit in die Höhe.

»Nun, Monseigneur,« sagte Besme zu ihm, »seid Ihr zufrieden?«

»Ja, mein Braver, ja,« versetzte Heinrich, »denn Du hast gerächt . . . «

»Den Herzog Franz, nicht wahr?«

»Die Religion,« versetzte Heinrich mit dumpfer Stimme. »Und nun,« fuhr er fort, sich gegen die Schweizer, die Soldaten und die Bürger, welche den Hof und die Straße füllten, umwendend, »zum Werke, meine Freunde, zum Werke!«

»Ei, guten Morgen, Herr von Besme,« sagte Coconnas, sich mit einer Art von Bewunderung dem Deutschen nähernd, der, immer noch auf dem Balcon, ruhig seinen Degen trocknete.

»Ihr habt ihn also abgefertigt!« rief La Hurière begeistert. »Wie habt Ihr das gemacht, mein würdiger Herr?«

»Oh, ganz einfach, ganz einfach! Er hörte Lärmen, öffnete

seine Türe und ich stieß ihm meinen Degen in den Leib. Aber das ist noch nicht Alles. Ich glaube, Tégigny ist daran, ich höre schreien.«

Man vernahm wirklich in diesem Augenblick Angstgeschrei, welches von einer weiblichen Stimme ausgestoßen zu werden schien. Rötliche Reflexe beleuchteten einen von den zwei Flügeln. Man sah zwei Menschen, welche, verfolgt von einer ganzen Reihe von Mördern, flohen. Ein Büchschuß streckte den Einen nieder, der Andere fand auf seinem Wege ein offenes Fenster und sprang, ohne die Höhe zu messen, ohne sich um die Feinde zu bekümmern, welche ihn unten erwarteten, unerschrocken in den Hof.

»Tötet ihn, tötet ihn!« riefen die Mörder, als sie sahen, daß ihr Opfer entkommen sollte.

Der Mensch erhob sich nach seinem Degen greifend, der beim Falle seinen Händen entschlüpft war, nahm seinen Lauf mit gesenktem Haupte durch die Umstehenden, warf drei oder vier nieder und schoß, mitten unter dem Pistolenfeuer, mitten unter den Verwünschungen der Soldaten, welche wütend darüber waren, daß sie ihn verfehlt hatten, wie der Blitz an Coconnas vorüber, der ihn mit dem Dolche am Thore erwartete.

»Getroffen!« rief der Piemontese, ihm den Arm mit der seinen, spitzigen Klinge durchstoßend.

»Feiger!« antwortete der Flüchtling, seinem Feinde mit der Klinge seines Schwertes das Gesicht peitschend, da er nicht Raum genug hatte, ihm einen Stoß mit der Spitze beizubringen.

»Oh, tausend Teufel!« rief Coconnas, »es ist Herr de La Mole.«

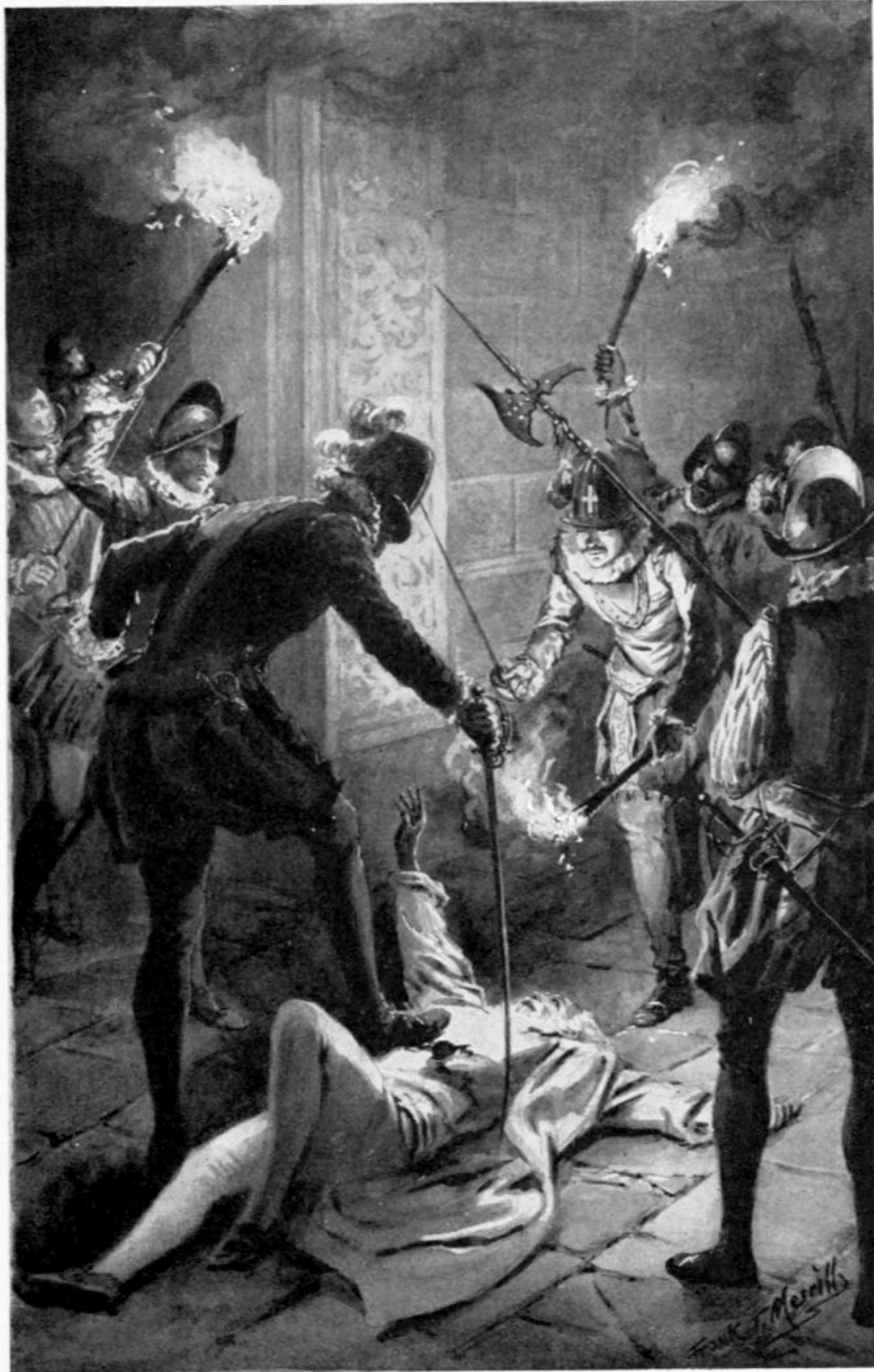
»Herr de La Mole!« wiederholten La Hurière und Maurevel.

»Er hat dem Admiral Nachricht gegeben,« riefen mehrere Soldaten.

»Tötet ihn, tötet ihn!« brüllte man von allen Seiten.

»Coconnas, La Hurière und zehn Soldaten stürzten La Mole nach, der mit Blut bedeckt und zu jener Stufe von Exaltation gelangt, welche der letzte Vorbehalt menschlicher Kraft ist, ohne einen andern, Führer als den Instinkt, durch die Straßen sprang. Die Tritte und das Geschrei seiner Feinde hinter ihm, spornten ihn an und schienen ihm Flügel zu leihen. Zuweilen piff eine Kugel an

seinem Ohre hin und verlieh seinem Lauf, statt ihn zu schwächen, eine neue, Geschwindigkeit. Es war kein Atmen mehr, was aus seiner Brust hervorkam, sondern ein dumpfes Röcheln; der Schweiß und das Blut tropften von seinen Haaren und flossen vermischt über sein Gesicht herab. Bald wurde sein Wamms zu eng für die Schläge seines Herzens, und er riß es auf; bald wurde sein Degen zu schwer für seine Hand, und er warf ihn von sich. Zuweilen kam es ihm vor, als entfernten sich die Tritte und als wäre er nahe daran, seinen Henkern zu entfliehen. Aber auf das Geschrei der letzteren verließen andere Mörder, die sich an seinem, Wege befanden und ihm näher waren, ihr blutiges Geschäft und liefen herbei. Plötzlich sah er den Fluß schweigsam an seiner Linien hinrollen. Es kam ihm vor, als fühlte er, wie der Hirsch, der vor Mattigkeit beinahe umsinkt, ein unbeschreibliches Vergnügen, sich hineinzustürzen, und nur die äußerste Kraft des Geistes vermochte ihn zurückzuhalten. Zu seiner Rechten war der Louvre, düster, unbeweglich, aber voll dumpfen, unseligen Geräusches. Auf der Zugbrücke eilten Helme, Panzer hin und her, welche in kalten Blitzen die Strahlen des Mondes wiedergaben. La Mole dachte an den König von Navarra, wie er an Coligny gedacht hatte. Es waren seine zwei einzigen Beschützer. Er raffte alle seine Kräfte zusammen, schaute den Himmel an und tat ganz leise das Gelübde, abzuschwören, wenn er der Metzelei entkommen würde, ließ durch einen Umweg die Meute, welche ihn verfolgte, etwa dreißig Schritte verlieren, lief gerade auf den Louvre zu, stürzte durch einander mit den Soldaten auf die Zugbrücke, erhielt einen Dolchstich, welcher an seinen Rippen hinglitt, und trotz des Geschreis: »*Tötet ihn, tötet ihn!*« das hinter ihm und um ihn her erscholl, trotz der angreifenden Stellung, welche die Schildwachen nahmen, schoß er wie ein Pfeil in den Hof, sprang in das Vorhaus, erreichte die Treppe, stieg zwei Stockwerke hinauf, erblickte eine Türe lehnte sich daran und klopfte mit Händen und, Füßen.



Ich habe nicht euren Vater getötet. Seid verflucht.

»Wer ist da?« flüsterte eine weibliche Stimme.

»Oh, mein Gott! mein Gott!« murmelte La Mole, »sie kommen . . . ich höre sie . . . sie sind da! . . . ich sehe sie . . . Ich bin es . . . ich! . . . «

»Wer seid Ihr?« versetzte die Stimme.

La Mole erinnerte sich des Losungswortes.

»Navarra! Navarra!« rief er.

Sogleich öffnete sich die Tür: ohne Gillonne zu sehen, ohne zu danken, drang La Mole in einen Vorplatz, eilte durch einen Korridor, durch ein paar Gemächer und gelangte endlich in ein Zimmer, das durch eine am Plafond hängende Lampe beleuchtet war.

Unter Vorhängen von Sammet mit goldenen Lilien, in einem Bette von geschnitztem Eichenholze, öffnete eine in ein Nachtgewand gehüllte Frau, auf ihren Arm gestützt, die vor Schrecken starren Augen.

La Mole stürzte auf sie zu und rief:

»Madame, man tötet mich, man erdrosselt meine Brüder, man will mich auch töten, auch erdrosseln! — Ah, Ihr seid die Königin . . . rettet mich!«

Und er sank, eine breite Blutspur auf dem Teppich zurücklassend, zu ihren Füßen.

Als die Königin von Navarra, welche sich, von der Herzogin von Lothringen gewarnt, völlig angekleidet in das Bett gelegt hatte, diesen bleichen, entstellten, vor ihr knienden Menschen sah, richtete sie sich erschrocken auf und rief, ihr Gesicht in den Händen verbergend, um Hilfe.

»Madame,« sprach La Mole und strengte sich an, um aufzustehen, »in des Himmels Namen, ruft nicht, wenn man Euch hört, bin ich verloren! Mörder verfolgen mich . . . sie stürzen hinter mir die Stufen herauf; . . . ich höre sie . . . hier sind sie! hier sind sie!«

»Zu Hilfe!« wiederholte die Königin von Navarra außer sich, »zu Hilfe!«

»Ah! Ihr habt mich getötet,« rief La Mole in Verzweiflung, »durch eine so süße Stimme, durch eine so schöne Hand sterben! Oh! das hätte ich für unmöglich gehalten!«

In demselben Augenblick öffnete sich die Türe, und eine Meute keuchender, wütender Menschen, das Gesicht von Blut und Pulver befleckt, Büchsen, Hellebarden und Schwerter in den Fäusten, stürzte in das Zimmer.

An ihrer Spitze war Coconnas. Seine roten Haare sträubten sich auf seinem Haupte, sein Auge war übermäßig erweitert, die Wange völlig gequetscht von dem Schwerte von La Mole, das

eine blutige Furche auf dem Fleische gezogen hatte. So entstellt, war der Piemontese furchtbar anzuschauen.

»Mordi!« rief er, »hier ist er! hier ist er! Diesmal soll er uns nicht entkommen!«

De La Mole suchte eine Waffe um sich her und fand keine. Er warf seine Augen auf die Königin und sah das tiefste Mitleid auf ihrem Antlitz ausgeprägt. Da begriff er, daß sie allein ihn retten konnte, stürzte auf sie zu und umschlang sie mit seinen Armen.

Coconnas machte drei Schritte vorwärts, stieß die Spitze seines langen Degens abermals in die Schulter seines Feindes, und einige Tropfen warmen, frischroten Blutes besprengten wie Tau die weißen, duftenden Tücher von Margarethe.

Margarethe sah das Blut fließen, sie fühlte das Beben des mit dem ihrigen verschlungenen Körpers und warf sich mit ihm in den Raum hinter dem Bette. Es war die höchste Zeit. Der völligen Erschöpfung seiner Kräfte nahe, fühlte sich de La Mole unfähig, irgend eine Bewegung zu machen. Er legte sein leichenblasses Haupt auf die Schulter der jungen Frau und seine krampfhaft zusammengezogenen Finger klammerten sich ihn zerreißend, an dem feinen gestickten Batist an, der mit einer Gazewelle den Körper von Margarethe bedeckte.

»Oh! Madame,« murmelte er mit sterbender Stimme, »rettet mich!«

Das war Alles, was er sagen konnte. Sein von einer Wolke, der Nacht des Todes ähnlich, verschleiertes Auge verdunkelte sich, der schwere Kopf fiel zurück, seine Arme erschlafften, seine Hüften beugten sich, und er glitt, die Königin mit sich ziehend, auf den Boden in sein eigenes Blut.

In diesem Augenblick streckte Coconnas, durch das Geschrei begeistert, durch den Geruch des Blutes berauscht, außer sich durch den wütenden Lauf, den er gemacht hatte, den Arm nach dem königlichen Alkoven aus. Noch einen Augenblick und sein Degen durchdrang das Herz von La Mole und vielleicht zugleich das von Margarethe.

Bei dem Anblick dieses entblößten Eisens und vielleicht mehr noch bei dem dieser rohen Frechheit erhob sich die Tochter der Könige in ihrer ganzen Höhe und stieß einen Schrei so von

Schrecken, Entrüstung und Wut aus, daß der Piemontese, durch ein unbekanntes Gefühl versteinert, innehielt. Hätte diese Szene nur unter denselben handelnden Personen fortgedauert, so würde allerdings dieses Gefühl wie ein Morgenschnee unter der Frühlingssonne hingschmolzen sein.

Aber plötzlich stürzte durch eine in der Wand verborgene Türe ein junger Mensch von sechzehn bis siebzehn Jahren, schwarz gekleidet, bleich, die Haare in Unordnung, herein.

»Warte, meine Schwester, warte, hier bin ich!«

»Franz! Franz! zu Hilfe!« sprach Margarethe.

»Der Herzog von Alençon,« murmelte La Hurière, seine Büchse senkend.

»Mordi! ein Sohn von Frankreich!« brummte Coconnas, einen Schritt zurückweichend.

Der Herzog von Alençon warf einen Blick um sich her. Er sah Margarethe, die Haare aufgelöst, schöner als je, an die Mauer gelehnt, von Männern umgeben, Wut in den Augen, Schweiß auf der Stirne, Schaum an dem Munde.

»Elende!« rief er.

»Rettet mich, mein Bruder!« sprach Margarethe erschöpft, »sie wollen mich ermorden!«

Eine Flamme zog über das bleiche Antlitz des Herzogs hin.

Obgleich er ohne Waffen war, ging er doch, ohne Zweifel unterstützt durch das Bewußtsein seines Ranges, mit geballten Fäusten auf Coconnas und seine Gefährten los, welche erschrocken vor den Blitzen, die aus seinen Augen hervorsprangen, zurückwichen.

»Werdet Ihr auch einen Sohn von Frankreich töten?« sprach er.

Dann, da sie immer mehr zurückwichen:

»Oho! mein Kapitän der Garden, kommt hierher, und man hänge mir alle diese Schurken!«

Mehr erschrocken bei dem Anblicke dieses unbewaffneten jungen Menschen, als er es wohl bei einer Compagnie von Lanzknechten gewesen wäre, hatte Coconnas bereits die Türe erreicht. La Hurière eilte mit Hirschläufen die Treppe hinab. Die Soldaten drängten sich und warfen sich in den Flur nieder, um so schnell als möglich zu entfliehen. Sie fanden die Türe zu eng im

Vergleiche mit ihrem großen Verlangen, außen zu sein.

Mittlerweile hatte Margarethe instinktiv ihre Damastdecke auf den jungen Mann geworfen und sich von ihm entfernt.

Als der letzte Mörder verschwunden war, wandte sich der Herzog von Alençon um.

»Meine Schwester!« rief er, als er Margarethe ganz mit Blut besprengt sah, »solltest Du verwundet sein?«

Und er stürzte auf seine Schwester mit einer Unruhe zu, die seiner Zärtlichkeit Ehre gemacht hätte, hätte man seine Zärtlichkeit nicht beschuldigt, sie wäre größer, als sie sich für einen Bruder gezieme.

»Nein,« sagte sie, »ich glaube nicht, oder wenn ich es bin, so bin ich es nur leicht.«

»Aber dieses Blut,« versetzte der Herzog, mit seinen zitternden Händen über den ganzen Körper von Margarethe hinstreifend, »dieses Blut, woher kommt es?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete die junge Frau, »einer von den Elenden hat Hand an mich gelegt; vielleicht war er verwundet.«

»Hand an meine Schwester gelegt!« rief der Herzog. »Oh! wenn Du mir ihn nur mit dem Finger gezeigt hättest, wenn Du mir gesagt hättest, welcher es war, wenn ich wüßte, wo ich ihn finden sollte! . . . «

»Stille!« sprach Margarethe.

»Und warum dies?« sagte Franz.

»Weil, wenn man Euch zu dieser Stunde in meinem Zimmer sehen würde . . . «

»Kann ein Bruder nicht seine Schwester besuchen, Margarethe?«

Die Königin heftete auf den Herzog von Alençon einen so starren und dabei so drohenden Blick, daß der junge Mensch zurückwich.

»Ja, ja, Margarethe, Du hast Recht,« sagte er, »ich begeben mich in meine Wohnung. Aber Du kannst nicht diese ganze furchtbare Nacht allein bleiben. Soll ich Gillonne rufen?«

»Nein, nein, Niemand, gehe Franz, gehe auf dem Wege zurück, auf dem Du gekommen bist.«

Der junge Prinz gehorchte, und kaum war er verschwunden, als Margarethe, einen Seufzer vernehmend, der hinter ihrem Bette hervorkam, nach der Türe des geheimen Ganges lief und dann nach der andern Türe eilte, die sie ebenfalls und zwar in dem Augenblick verschloß, wo ein Haufen von Bogenschützen und Soldaten, welche andere im Louvre wohnende Hugenotten verfolgten, wie ein Orkan am äußersten Ende des Korridors vorüberbrauste.

Nachdem sie aufmerksam um sich hergeschaut hatte um zu sehen, ob sie auch gewiß allein wäre, kehrte sie nach dem Platze hinter ihrem Bette zurück, hob die Damastdecke auf, welche den Körper von La Mole den Blicken des Herzogs von Alençon entzogen hatte, schleppte mit aller Anstrengung die träge Masse in das Zimmer, setzte sich, als sie sah, das der Unglückliche noch atmete, nieder, legte sein Haupt auf ihren Schooß und sprengte ihm Wasser in das Gesicht, um ihn wiederzubeleben.

Jetzt erst, als das Wasser den Schleier von Staub, Pulver und Blut entfernt hatte, der das Antlitz des Verwundeten bedeckte, erkannte Margarethe in ihm den schönen Edelmann, der voll Leben und Hoffnung drei oder vier Stunden vorher sie um ihren Schutz bei dem König von Navarra gebeten und den, sie selbst in Träume versenkend, geblendet von ihrer Schönheit verlassen hatte.

Margarethe stieß einen Schrei des Schreckens aus, denn was sie jetzt für den Verwundeten fühlte, war nicht mehr Mitleid allein, es war Teilnahme. Der Verwundete war für sie in der Tat nicht mehr ein einfacher Fremder, es war ein Bekannter. Unter ihrer Hand erschien das schöne Antlitz von La Mole bald völlig wieder, aber bleich und vom Schmerze verzogen. Mit einem tödlichen Schauer und beinahe eben so bleich als er selbst, legte sie die Hand auf sein Herz; sein Herz schlug noch. Dann streckte sie die Hand nach einem Riechfläschchen aus, das auf einem nahen Tische lag, und, ließ ihn davon einatmen.

La Mole öffnete die Augen.

»Oh, mein Gott!« murmelte er, »wo bin ich?«

»Gerettet! beruhigt Euch, gerettet!« sprach Margarethe.

La Mole wandte mühsam seinen Blick nach der Königin,

verschlang sie einen Moment mit den Augen und stammelte:

»Oh! wie schön seid Ihr!«

Und wie geblendet schloß er alsbald die Augen abermals und seufzte.

Margarethe stieß einen leichten Schrei aus, der junge Mann erbleichte, wenn es möglich war, noch mehr, und sie glaubte einen Augenblick, dieser Seufzer wäre der letzte gewesen.

»Oh mein Gott! mein Gott!« sprach sie, »habe Mitleid mit ihm.«

Zur selben Zeit klopfte man heftig an die Flurtüre.

Margarethe stand, La Mole unter den Schultern haltend, halb auf.

»Wer ist da?« rief sie.

»Madame, Madame, ich bin es!« rief eine Frauenstimme, »ich, die Herzogin von Nevers.«

»Henriette!« rief Margarethe, »oh, dabei ist keine Gefahr! Es ist eine Freundin, hört Ihr, mein Herr?«

La Mole strengte alle seine Kräfte an und erhob sich auf ein Knie.

»Versucht es, Euch zu halten, während ich öffne,« sagte die Königin.

La Mole stützte seine Hand auf den Boden, und es gelang ihm, im Gleichgewicht zu bleiben. Margarethe machte einen Schritt nach der Türe, aber sie blieb plötzlich, bebend vor Schrecken, stille stehen.

»Ach, Du bist nicht allein?« rief sie, das Geräusch von Waffen vernehmend.

»Nein, ich werde von zwölf Wachen geleitet, die mir mein Schwager Herr von Guise, gelassen hat.«

»Herr von Guise!« murmelte La Mole, »oh! der Mörder! der Mörder!«

»Stille!« sagte Margarethe, »nicht ein Wort!«

Und sie schaute rings um sich her, um zu sehen, wo sie ihn verbergen könnte.

»Einen Degen, einen Dolch!« murmelte La Mole.

»Um Euch zu verteidigen? Vergeblich! Habt ihr nicht gehört? sie sind zu zwölf, und Ihr seid allein.«

»Nicht um mich zu verteidigen, sondern um nicht, lebendig in ihre Hände zu fallen.«

»Nein, nein,« sprach Margarethe, »nein, ich werde Euch retten. Ah! Dieses Kabinett, kommt, kommt!«

La Mole strengte sich noch einmal an und schleppte sich, unterstützt von Margarethe, bis in das Kabinett. Margarethe schloß die Türe hinter ihm, steckte den Schlüssel in ihre Tasche und flüsterte ihm durch das Täfelwerk zu: »Keinen Schrei, keine Klage, keinen Seufzer, und Ihr seid gerettet!«

Dann einen Nachtmantel über die Schultern werfend öffnete sie ihrer Freundin, die sich in ihre Arme stürzte.

»Ah,« sagte sie, »es ist Euch nichts begegnet, nicht wahr, Madame?«

»Nein,« sprach Margarethe und zog den Mantel fest zusammen, daß man die Blutflecken, mit denen ihr Gewand besprengt war, nicht sehen konnte.

»Desto besser; aber da mir der Herr Herzog von Guise zwölf Wachen, um mich nach seinem Hotel zurückzuführen, gegeben hat, und da ich keines so großen Geleites bedarf, so überlasse ich sechs davon Eurer Majestät. Sechs Wachen des Herzogs von Guise sind in dieser Nacht mehr wert, als ein ganzes Regiment Garden des Königs.«

Margarethe wagte es nicht, dieses Anerbieten auszuschlagen. Sie ließ die sechs Mann in dem Flur sich aufstellen, und umarmte dankend die Herzogin von Nevers, welche mit den andern sechs Wachen nach dem Hotel des Herzogs von Guise zurückkehrte, das sie in Abwesenheit ihres Gemahls bewohnte.

IX.

Die Schlächter.

Coconnas war nicht entflohen, er hatte seinen Rückzug genommen. La Hurière war nicht entflohen, er war weggelaufen. Der Eine war auf die Weise des Tigers, der Andere auf die des Wolfes verschwunden. So kam es, daß La Hurière sich bereits auf der Place Saint-Germain-l'Auxerrois befand, als Coconnas erst den Louvre verließ.

Als La Hurière sich mit seiner Büchse allein sah, mitten unter den Menschen, welche vorüberliefen, unter den Kugeln, welche pfffen, und den Leichnamen, die teils ganz, teils in Stücken zu den Fenstern herausfielen, fing er an Furcht zu bekommen, und suchte kluger Weise nach seinem Gasthofs zurückzukehren. Als er aber durch die Rue d'Averon in die Rue de l'Arbre-Sec ausmündete, fiel er in eine Truppe von Schweizern und Chevauxlegers, welche unter dem Befehle von Maurevel standen.

»Nun!« rief dieser, der sich selbst den Namen Totschläger des Königs gegeben hatte, »Ihr seid schon fertig, Ihr kehrt zurück, Herr Wirt? Was Teufels habt Ihr mit unserem piemontesischen Edelmann gemacht? Es wird ihm doch kein Unglück widerfahren sein? Das wäre Schade, denn er ging gut an das Werk.«

»Ich denke nicht,« versetzte La Hurière, »ich hoffe, er wird uns wieder einholen!«

»Woher kommt Ihr?«

»Aus dem Louvre, wo man uns, wie ich bekennen muß, ziemlich hart empfangen hat.«

»Wer dies?«

»Der Herr Herzog von Alençon. Ist er nicht bei der Sache?«

»Monseigneur, der Herr Herzog von Alençon ist bei nichts, was ihn nicht persönlich berührt; schlägt ihm vor, seine zwei älteren Brüder als Hugenotten zu behandeln, und er wird dabei sein, vorausgesetzt, daß sich die Sache abmachen läßt, ohne daß er dadurch gefährdet wird. Aber geht Ihr nicht mit diesen braven Leuten, Meister La Hurière?«

»Wohin gehen sie?«

»Oh, mein Gott! in die Rue Montorgueil; es wohnt dort einer meiner Bekannten, ein hugenottischer Geistlicher; er hat eine Frau und sechs Kinder. Diese Ketzer zeugen ungeheuer. Das wird interessant sein.«

»Und Ihr, wohin geht Ihr?«

»Oh! ich, ich gehe einer Privat-Angelegenheit nach.«

»Geht nicht ohne mich,« sprach eine Stimme, welche Maurevel beben machte. »Ihr kennt die guten Orte und ich will dabei sein.«

»Ah! das ist unser Piemontese,« sagte Maurevel.

»Es ist Herr von Coconnas,« versetzte La Hurière. »Ich glaubte, Ihr würdet mir folgen.«

»Pest! dazu reißt Ihr zu schnell aus; und dann habe ich mich ein wenig von der geraden Linie abgewendet, um ein abscheuliches Kind, das: »Nieder die Papisten! Es lebe der Admiral!« rief, in den Fluß zu werfen. Leider muß ich glauben, daß der Bursche zu schwimmen verstand. Wenn man diese elenden Parpaillots ersäufen will, so muß man sie wohl in das Wasser werfen, wie die Katzen, ehe sie hell sehen.«

»Ah! Ihr sagt, Ihr kommt vom Louvre. Euer Hugenott hatte sich dahin geflüchtet?« fragte Maurevel.

»Mein Gott, ja.«

»Ich habe ihm eine Pistolenkugel im Augenblick, wo er seinen Degen im Hofe des Admirals aufhob, zugesandt, aber ich weiß nicht, wie es kam, ich fehlte ihn.«

»Ich habe ihn nicht gefehlt,« sagte Coconnas, »ich stieß ihm meinen Degen in die Rippen, daß die Klinge fünf Zoll lang von der Spitze an feucht war. Auch sah ich ihn in die Arme von Frau von Margarethe fallen, eine schöne Frau, bei Gott! Doch ich gestehe, es würde mir nicht leid tun, wenn ich wüßte, er wäre tot. Dieser Bursche sieht aus, als hätte er einen sehr zanksüchtigen Charakter, und als wäre er fähig, mir sein ganzes Leben hindurch zu grollen. Aber sagtet Ihr nicht, Ihr würdet irgendwohin gehen?«

»Es liegt Euch also daran, mit mir zu kommen?«

»Es liegt mir daran, nicht auf dieser Stelle zu bleiben. Ich habe erst drei oder vier getötet, und wenn ich mich erkälte, tut mir meine Schulter weh. Vorwärts, vorwärts!«

»Kapitän,« sagte Maurevel zu dem Anführer der Truppe, »gebt mir drei Mann, und fertigt Euren Geistlichen mit dem Reste ab.«

Drei Schweizer trennten sich von den Übrigen und stießen zu Maurevel. Die zwei Truppen marschierten jedoch neben einander bis zu der Höhe der Rue Tirechappe. Hier schlugen die Chevauxlegers und die Schweizer den Weg nach der Rue de la Tonnellerie ein, während Maurevel, Coconnas, La Hurière und die drei Mann der Rue de la Ferronnerie folgten und durch die Rue Trousse-Vache in die Rue Saint-Avoye zogen.

»Aber wohin des Teufels führt Ihr uns?« sprach Coconnas, den dieser weite Marsch ohne ein Ziel zu langweilen anfang

»Ich führe Euch zu einem zugleich glänzenden und nützlichen Unternehmen; nach dem Admiral, nach Tégigny, nach den hugenottischen Prinzen konnte ich Euch nichts Besseres anbieten. Habt also Geduld! Unser Geschäft ist in der Rue du Chaume, und wir sind in einem Augenblick dort.«

»Sagt mir,« fragte Coconnas, »ist die Rue du Chaume nicht in der Nähe des Temple?«

»Ja; warum?«

»Es wohnt dort ein alter Gläubiger unserer Familie, ein gewisser Lambert Mercandon, an den ich von meinem Vater hundert Rosenobles zu bezahlen beauftragt bin, welche ich zu diesem Behufe in meiner Tasche habe.«

»Wohl,« sagte Maurevel, »es ist eine schöne Gelegenheit, Euch Eurer Schuld zu entledigen.«

»Wie dies?«

»Heute ist der Tag, an dem man seine alten Rechnungen ordnet. Ist Euer Mercandon ein Hugenott?«

»Oh, oh!« rief Coconnas, »ich verstehe, er muß es sein.«

»Stille, wir sind an Ort und Stelle.«

»Wem gehört dieses große Hotel mit dem Pavillon auf die Straße?«

»Es ist das Hotel Guise.«

»In der Tat,« sprach Coconnas, »ich mußte nothwendig hierher kommen, da ich unter der Patronschaft des großen Heinrich in Paris erscheine. Aber Mordi! in diesem Quartier ist Alles sehr ruhig, mein Lieber. Wenn man nicht zuweilen das Geräusch eines

Büchschusses hören würde, müßte man glauben, man wäre in der Provinz. Der Teufel solle mich holen, alle Welt schläft.«

Das Hotel Guise schien in der Tat so ruhig, als in gewöhnlichen Zeiten. Alle Fenster waren geschlossen, und ein einziges Licht glänzte hinter dem Laden an dem Hauptfenster des Pavillon, der die Aufmerksamkeit von Coonnas bei seinem Eintritt in die Straße auf sich gezogen hatte.

Etwas jenseits des Hotel Guise, das heißt an der Ecke der Rue du Petit-Chantier und der des Quatre-Fils, hielt Maurevel stille.

»Hier ist die Wohnung desjenigen, welchen wir suchen.«

»Das heißt die Wohnung desjenigen, welche Ihr sucht,« sprach La Hurière.

»Insofern Ihr mich begleitet, suchen wir ihn.«

»Wie! dieses Haus, das einen so guten Schlaf zu schlafen scheint?«

»Allerdings. Ihr, La Hurière, benützt das ehrliche Gesicht, das Euch die Natur irrthümlicher Weise verliehen habt, und klopft an dieses Haus. Gebt Eure Büchse Herrn von Coonnas; er schießt schon eine Stunde darnach. Werdet Ihr eingelassen, so fragt Ihr nach dem Herrn von Mouy.«

»Ah! Ah!« sprach Coonnas, »ich begreife, Ihr habt auch einen Gläubiger im Quartiere des Temple, wie es scheint:

»So ist es,« fuhr Maurevel fort. »Ihr geht also, den Hugenotten spielend, hinauf, Ihr unterrichtet Herrn von Mouy von dem, was vorfällt. Er ist brav, er wird herunterkommen.«

»Und ist er einmal herunter?« fragte La Hurière.

»Ist er herunter, so bitte ich ihn, seinen Degen mit dem meinigen zu messen.«

»Bei meiner Seele, das ist ein braver Edelmann,« sprach Coonnas, »und ich denke genau dasselbe mit Lambert Mercandon zu tun. Ist er zu alt, um es anzunehmen, so geschieht es mit einem von seinen Söhnen oder seinen Neffen.«

La Hurière klopfte ohne Widerrede an die Türe. Bei seinen in der Stille der Nacht widerhallenden Schlägen öffneten sich die Türen des Hotel Guise, und es kamen einige Köpfe durch die Öffnungen hervor. Man sah nun, daß das Hotel nach Art der Zitadellen ruhig war, das heißt, weil man es mit Soldaten gefüllt

hatte.

Diese Köpfe zogen sich beinahe in demselben Augenblick zurück, denn sie errieten ohne Zweifel, um was es sich handelte.

»Er wohnt also hier, Euer Herr von Mouy?« sprach Coconnas auf das Haus deutend, an welches La Hurière zu klopfen fortfuhr.

»Nein, es ist die Wohnung seiner Geliebten.«

»Mordi! welche Höflichkeit erzeigt Ihr ihm da! Ihr bietet ihm Gelegenheit, den Degen unter den Augen seiner Schönen zu ziehen. Wir werden Kampfrichter sein. Es wäre mir indessen lieber, wenn ich mich selbst schlagen könnte; meine Schulter brennt mich.«

»Und Euer Gesicht,« fragte Maurevel, »es ist ebenfalls stark beschädigt?«

Coconnas stieß eine Art von dumpfem Knurren aus und erwiderte:

»Beim Teufel! ich hoffe, er ist tot, sonst würde ich wohl in den Louvre zurückkehren, um ihm den Garaus zu machen.«

La Hurière klopfte immer fort.

Bald öffnete sich ein Fenster des ersten Stockwerkes, und es erschien auf dem Balcon ein Mensch mit einer Nachtmütze, in Unterhosen und ohne Waffen.

»Wer ist da?« rief dieser Mensch.

Maurevel machte seinen Schweizern ein Zeichen. Sie zogen sich in einen Winkel zurück, während sich Coconnas an die Mauer druckte.

»Ah, Herr von Mouy,« sprach der Wirt mit seinem einfältigen Tone, »seid Ihr es?«

»Ja, ich bin es, was wollt Ihr?«

»Er ist es,« murmelte Maurevel, vor Freude zitternd.

»Ei, Herr,« fuhr La Hurière fort, »wißt Ihr nicht, was vorgeht? Man erwürgt den Herrn Admiral, man ermordet Eure Religionsgenossen. Eilt ihnen zu Hilfe!«

»Ah!« rief von Mouy, »ich vermutete, daß für diese Nacht etwas angezettelt würde und hätte meine braven Kameraden nicht verlassen sollen. Ich komme, mein Freund, ich komme, wartet auf mich.«

Und ohne das Fenster wieder zu schließen, durch welches das Geschrei einer erschrockenen Frau und zarte Bitten drangen, suchte Herr von Mouy sein Wamms, seinen Mantel und seine Waffen.

»Er kommt herab! er kommt herab!« murmelte Maurevel, bleich vor Freude. »Aufgepasst, Ihr Anderen!« flüsterte er den Schweizern zu. Dann nahm er die Büchse aus den Händen von Coonnas, blies auf die Lunte, um sich zu versichern, daß sie gut brannte, und sagte zu dem Wirte, der sich zu der Truppe zurückgezogen hatte: »Nimm Deine Büchse wieder!«

»Mordi!« rief Coonnas, »der Mond tritt aus einer Wolke hervor, um Zeuge dieses schönen Zweikampfes zu sein. Ich gäbe viel, wenn Herr Lambert Mercandon hier wäre und Herrn von Mouy als Sekundant diene.«

»Wartet, wartet,« sprach Maurevel, »Herr von Mouy ist für sich allein so viel wert, als zehn Männer, und wir sechs werden vielleicht genug zu tun haben, um uns seiner zu entledigen. Rückt vor,« fuhr Maurevel fort, und machte den Schweizern ein Zeichen, an die Türe zu schleichen, um ihn niederzuschlagen, wenn er herauskommen würde.

»Oho!« sagte Coonnas, diese Vorbereitungen betrachtend, »es scheint, die Sache wird nicht ganz so vor sich gehen, wie ich erwartete.«

Bereits hörte man das Geräusch des Balkens den Mouy zurückzog. Die Schweizer hatten ihr Versteck verlassen, um ihren Platz an der Türe einzunehmen. Maurevel und La Hurière rückten auf der Fußspitze vor, während Coonnas in einem Überreste adeligen Gefühls an seiner Stelle blieb, als die junge Frau, an die man nicht mehr dachte, ebenfalls auf dem Balcon erschien und, die Schweizer, Maurevel und La Hurière erblickend, ein furchtbares Geschrei ausstieß.

Von Mouy, der die Türe halb geöffnet hatte, hielt inne.

»Komm' wieder herauf, komm' herauf!« rief die junge Frau, »ich sehe Schwerter glänzen, ich sehe die Lunte einer Büchse schimmern: es ist ein Hinterhalt!«

»Oho!« versetzte die Stimme des jungen Mannes brummend, »wir wollen ein wenig nachsehen, was dies zu bedeuten hat.«

Und er schloß die Türe wieder, schob den Balken ein, stieß den Riegel vor und stieg hinauf.

Die Schlachtordnung von Maurevel wurde verändert, als er sah, daß Mouy nicht herauskommen wurde. Die Schweizer stellten sich auf der andern Seite der Straße auf und La Hurière wartete, seine Büchse in der Faust, bis der Feind wieder am Fenster erschien. Er wartete nicht lange. Von Mouy rückte, vor, zwei Pistolen von so achtungswerter Länge in den Händen, daß La Hurière, der bereits auf ihn anschlug, plötzlich bedachte, die Kugeln des Hugenotten hätten nicht mehr Weg zu machen, um die Straße zu erreichen, als seine Kugel, um auf den Balcon zu gelangen.

»Allerdings,« sagte er zu sich selbst, »kann ich diesen Herrn töten; dieser Herr kann zugleich aber auch mich töten.«

Da nun Meister La Hurière, ein Wirt seines Standes, nur unter gewissen Umständen Soldat war, so bestimmte ihn diese Betrachtung, sich zurückzuziehen und Schutz in der Ecke der Rue de Brac zu suchen, die so weit entfernt war, daß er einige Mühe gehabt hätte, von hier aus, besonders bei Nacht, die Linie zu finden, welche seine Kugel verfolgen mußte, um zu Herrn von Mouy zu gelangen.

Von Mouy warf einen Blick um sich her und ging, sich deckend wie ein Mensch, der sich zu einem Duell anschickt, vor. Als er aber sah, daß nichts kam, rief er:

»He! Herr Ratgeber! es scheint, Ihr habt Eure Büchse an meiner Türe vergessen. Hier bin ich, was wollt Ihr von mir?«

»Ah, ah!« sprach Coconnas zu sich selbst, »das ist ein Braver!«

»Nun!« fuhr Mouy fort, »Freunde oder Feinde, wer Ihr auch sein möget, seht Ihr nicht, daß ich warte?«

La Hurière beobachtete ein Stillschweigen, Maurevel antwortete nicht, und die drei Schweizer verhielten sich ruhig.

Coconnas wartete einen Augenblick; als er aber sah, daß Niemand das von La Hurière angefangene und von Mouy fortgesetzte Gespräch unterhielt, verließ er seinen Posten, ging bis mitten in die Straße, nahm seinen Hut in die Hand und sagte:

»Mein Herr, wir sind nicht eines Mordes wegen hier, wie Ihr glauben dürft, sondern eines Zweikampfes wegen. Ich begleite

einen von Euren Feinden, der mit Euch zu tun haben möchte, um auf mutige Weise einen alten Streit zu endigen. Ei, Mordi! kommt doch hervor, Herr von Maurevel, statt den Rücken zu wenden. Der Herr nimmt es an.«

»Maurevell!« rief von Mouy, »Maurevel, der Mörder meines Vaters! Maurevel, der Totschläger des Königs! Ha, bei Gott, ja, ich nehme es an!«

Und auf Maurevel anschlagend, der an das Hotel Guise klopfen wollte, um Verstärkung zu holen, durchbohrte er seinen Hut mit einer Kugel.

Bei dem Lärmen des Schusses, bei dem Geschrei von Maurevel kamen die Wachen, welche die Herzogin von Nevers zurückgeführt hatten, begleitet von einigen Edelleuten, denen ihre Pagen folgten, heraus und rückten nach dem Hause der Geliebten des jungen von Mouy vor.

Ein zweiter Pistolenschuß, mitten unter die Truppe abgefeuert, streckte den Soldaten, der sich zunächst bei Maurevel befand, tot nieder, wonach sich von Mouy, da er keine Waffen oder wenigstens nur unnütze Waffen hatte, insofern seine Pistolen abgefeuert und seine Gegner außerhalb des Bereiches seines Degens waren, hinter der Galerie des Balcon verbarg.

Indessen öffneten sich da und dort die Fenster in der Umgegend, und schlossen sich wieder oder wurden, je nach dem friedlichen oder kriegerischen Geiste der Bewohner, mit Musketen und Büchsen besetzt.

»Mir zu Hilfe, mein braver Mercandon!« rief von Mouy mit einem Zeichen gegen einen bereits alten Mann, der aus einem Fenster, das sich dem Hotel Guise gegenüber geöffnet hatte, in dieser Verwirrung etwas zu sehen suchte.

»Ihr fordert Hilfe, Herr von Mouy?« rief der Greis. »Will man an Euch?«

»An mich, an Euch, an alle Protestanten; seht hier den Beweis.«

In der Tat sah von Mouy in diesem Augenblick, wie die Büchse von La Hurière sich gegen ihn richtete. Der Schuß ging los, aber der junge Mann hatte Zeit sich zu bücken, und die Kugel durchbrach eine Scheibe über seinem Haupte.

»Mercandon!« rief Coonnas, der beim Anblicke dieses Kampfes vor Vergnügen bebte und seinen Gläubiger vergessen hatte, aber durch die Anrede von Mouy wieder an ihn erinnert wurde, »Mercandon, Rue du Chaume, ja, so ist es! Ah, hier wohnt er! das ist gut. Wir werden es jeder mit unserem Manne zu tun haben.«

Und während die Leute des Hotel Guise die Türen des Hauses einstießen, worin von Mouy sich befand, während Maurevel, eine Fackel in der Hand, das Haus in Brand zu stecken trachtete, während, sobald die Türen eingestoßen waren, sich ein furchtbarer Kampf mit einem einzelnen Menschen entspann, der mit jedem Pistolenschusse, mit jedem Degenstiche seinen Feind niederstreckte, suchte Coonnas mit Hilfe eines Pflastersteines die Türe von Mercandon einzustoßen, der, ohne sich um diese vereinzelt Anstrengung zu bekümmern, aus Kräften mit der Büchse aus seinem Fenster schoß.

Da war plötzlich dieses ganze verlassene, dunkle Quartier taghell beleuchtet und wie das Innere eines Ameisenhaufens bevölkert; denn aus dem Hotel Montmorency machten sechs bis acht hugenottische Edelleute mit Ihren Dienern und Freunden einen wütenden Angriff und begannen, unterstützt durch das Feuern aus den Fenstern die Leute von Maurevel und die des Hotel Guise zurückzudrängen, welche sich endlich mit dem Rücken an das Hotel lehnten, aus dem sie hervorgekommen waren.

Coonnas, dem es noch nicht gelungen war, die Türe von Mercandon einzustoßen, obgleich er aus Leibeskräften daran arbeitete, wurde mitten in seinem ungestümen Treiben überfallen. Er lehnte sich nun an die Mauer, nahm den Degen in die Hand und begann nicht nur sich zu verteidigen, sondern auch mit so furchtbarem Geschrei anzugreifen, daß er das ganze Gemenge beherrschte. Er fuchtelte rechts und links, schlug Freund und Feind, bis sich ein weiter leerer Raum um ihn her gebildet hatte. Je öfter sein Degen eine Brust durchbohrte, je mehr das warme Blut seine Hände und sein Gesicht bespritzte, desto mehr gewann er, die Augen erweitert, die Nasenlöcher geöffnet, die Zähne zusammengepreßt, verlorenes Terrain, desto näher kam er dem belagerten Hause.

Nach einem furchtbaren Kampfe auf der Treppe und in der Flur verließ von Mouy sein Haus als wahrer Held. Mitten unter dem Gefechte schrie er unablässig: »Herbei, Maurevel! Maurevel, wo bist Du?« wobei er ihn mit den beleidigendsten Beinamen überhäufte. Er erschien endlich auf der Straße, mit einem Arme seine halb nackte und beinahe ohnmächtige Geliebte unterstützend und einen Dolch zwischen den Zähnen haltend. Flammend durch die umdrehende Bewegung, die er ihm gab, zog sein Degen weiße oder rote Kreise, je nachdem der Mond die Klinge versilberte oder eine Fackel die blutige Nässe glänzen machte. Maurevel war entflohen. La Hurière von Mouy bis zu Coconnas zurückgedrängt, der ihn nicht erkannte und mit der Degenspitze empfang, bat auf zwei Seiten um Gnade. In diesem Augenblick gewahrte ihn Mercandon und erkannte in ihm an seiner weißen Schärpe einen Schlächter. Der Schuß ging los. La Hurière stieß einen Schrei aus, streckte die Arme von sich, ließ seine Büchse fallen und stürzte, nachdem er es versucht hatte, die Mauer zu erreichen, um sich an irgend Etwas zu halten, mit dem Gesichte auf die Erde.

Von Mouy benützte diesen Umstand, warf sich in die Rue du Paradis und verschwand.

Die Hugenotten hatten so kräftigen Widerstand geleistet, daß die Leute aus dem Hotel Guise in dieses zurückgedrängt worden waren und die Thore des Hotel wieder verschlossen hatten, aus Furcht, belagert und im eigenen Hause gefaßt zu werden.

Berauscht von Blut und Lärmen, zu dem Zustande der Exaltation gelangt, wo sich, besonders bei den Südländern, der Mut in Wahnsinn verwandelt, hatte Coconnas nichts gesehen, nichts gehört. Er bemerkte nur, daß seine Ohren minder stark klangen, daß seine Hände und sein Gesicht ein wenig trockneten, und seine Degenspitze senkend sah er nichts mehr in seiner Nähe, als einen ausgestreckten Menschen, dessen Gesicht in eine rote Lache getaucht war, und rings umher brennende Häuser.

Es war ein kurzer Waffenstillstand, denn in dem Augenblick, wo er sich dem Menschen nähern wollte, in welchem er La Hurière zu erkennen glaubte, öffnete sich die Türe des Hauses, die er vergebens mit Pflastersteinen aufzubrechen gesucht hatte, und

der alte Mercandon stürzte, gefolgt von seinem Sohne und zwei Neffen, auf den Piemontesen los, der damit beschäftigt war, wieder etwas Atem zu schöpfen.

»Hier ist er, hier ist er!« riefen Alle einstimmig.

Coonnas befand sich mitten in der Straße und machte, befürchtend, er könnte von diesen vier Menschen, die ihn zu gleicher Zeit angriffen, umzingelt werden, mit der Kraft von einer der Gemen, die er so oft in den Gebirgen verfolgt hatte, einen Sprung rückwärts, und lehnte sich an die Mauer des Hotel Guise. Sobald er einmal hinsichtlich eines Überfalls beruhigt war, nahm er seine Fechterstellung und wurde wieder Spötter.

»Ah, ah! Vater Mercandon,« sagte er, »Ihr erkennt mich nicht?«

»Ah, Elender!« rief der alte Hugenott, »ich erkenne Dich im Gegenteil ganz wohl. Du trachtest mir nach dem Leben, mir, dem Freunde, dem Gefährten Deines Vaters!«

»Und seinem Gläubiger, nicht wahr?«

»Ja, seinem Gläubiger, da Du es sagst.«

»Wohl, gerade deshalb,« antwortete Coonnas. »Ich will seine Rechnungen in Ordnung bringen.«

»Packt ihn, bindet ihn!« rief der Greis den jungen Leuten zu, welche ihn begleiteten und bei seinem rufe gegen die Mauer losstürzten.

»Einen Augenblick,« sagte Coonnas lachend, »um die Leute zu verhaften, braucht Ihr einen Verhaftsbefehl, und Ihr habt es versäumt, einen solchen vom Prevot zu fordern.«

Bei diesen Worten kreuzte er sein Schwert mit demjenigen von den jungen Leuten, welcher ihm am nächsten war, und hieb ihm bei dem ersten Losmachen der Klinge die Handwurzel ab.

Der Unglückliche wich brüllend zurück.

»Einer,« sprach Coonnas.

In diesem Augenblicke öffnete sich ächzend das Fenster, unter welchem Coonnas Zuflucht gesucht hatte; Coonnas machte einen Sprung, denn er befürchtete einen Angriff von dieser Seite, aber statt eines Feindes erblickte er eine Frau; statt der mörderischen Waffe, die er zu bekämpfen sich anschickte, war es ein Strauß, der zu seinen Füßen fiel.

»Halt! eine Frau,« sagte er.

Er grüßte die Dame mit seinem Degen und bückte sich, um den Strauß aufzuheben.

»Nehmt Euch in Acht braver Katholik nehmt Euch in Acht!« rief die Dame.

Coconnas erhob sich, aber nicht so schnell, daß nicht der Dolch des zweiten Neffen seinen Mantel geschlitzt und die andere Schulter gestreift hätte.

Die Dame stieß einen durchdringenden Schrei aus.

Coconnas dankte ihr, beruhigte sie mit einer Gebärde und warf sich auf den ersten Neffen, der gegen ihn auslegte; aber bei dem zweiten Stoße glitt sein Hinterfuß im Blute aus. Coconnas stürzte mit der Geschwindigkeit einer Tigerkatze auf ihn los und durchbohrte ihm die Brust mit seinem Degen.

»Gut, gut, braver Kavalier!« rief die Dame des, Hotel Guise, »gut, ich schicke Euch Hilfe.«

»Es ist nicht der Mühe wert, Euch deshalb zu belästigen, Madame,« rief Coconnas. »Schaut viel mehr bis zum Ende zu, wenn Euch die Sache interessiert, und Ihr werdet sehen, wie der Graf Annibal von Coconnas die Hugenotten in Ordnung bringt.«

In diesem Augenblick schoß der Sohn des alten Mercandon eine Pistole auf Coconnas ab, und dieser fiel auf ein Knie. Die Dame am Fenster stieß einen Schrei aus; aber Coconnas erhob sich wieder, er war nur niedergekniet, um die Kugel zu vermeiden, welche zwei Fuß von der schönen Zuschauerin in die Mauer drang.

Beinahe zu derselben Zeit vernahm man aus der Wohnung von Mercandon ein Geschrei der Wut, und eine alte Frau, welche in Coconnas an seinem Kreuze und an seiner weißen Schärpe einen Katholiken erkannte, schleuderte einen Blumentopf nach ihm, der ihn über dem Knie traf.

»Gut!« rief Coconnas, »die Eine wirft mir die Blumen, die Andere die Töpfe zu! Wenn das so fortgeht, wird man die Häuser zerstören.«

»Ich danke, meine Mutter, ich danke!« rief der junge Mann.

»Geh, Frau, geh,« sprach der alte Mercandon, »aber gib wohl auf uns Acht.«

»Wartet, Herr von Coconnas, wartet,« sagte die. junge Dame

vom Hotel Guise, »ich will nach den Fenstern schießen lassen.«

»Oh! das ist eine Hölle von Frauen, von denen die Einen für mich, die Andern gegen mich sind,« sagte Coconnas, »machen wir der Sache ein Ende.«

Die Szene hatte sich in der Tat sehr verändert und nahte sich offenbar ihrer Entwicklung Coconnas gegenüber, der allerdings verwundet, aber in der ganzen Kraft seiner vierundzwanzig Jahre stand, an die Waffen gewöhnt und durch die drei bis vier Schrammen, die er erhalten hatte, mehr gereizt, als geschwächt war, blieben nur noch Mercandon und sein Sohn, Mercandon, ein Greis von sechzig bis siebzig Jahren, sein Sohn, ein Kind von sechzehn bis achtzehn Jahren. Bleich, blond, schwächlich, hatte der Letztere seine entladene und folglich unnütz gewordene Pistole weggeworfen und handhabte zitternd einen Degen, welcher halb so lang war, als der des Piemontesen. Nur mit einem Dolche und einer leeren Büchse bewaffnet, rief der Vater um Hilfe. Eine alte Frau, an einem Fenster, der Mutter des jungen Mannes gegenüber, hielt ein Stück Marmor in der Hand. Einerseits durch die Drohungen, andererseits durch die Ermutigungen aufgereizt, stolz durch seinen doppelten Sieg, berauscht durch Pulver und Blut, beleuchtet von dem Widerscheine eines in Flammen stehenden Hauses, begeistert durch den Gedanken, daß er unter den Augen einer Frau kämpfte, deren Schönheit ihm so erhaben gedünkt hatte, als ihm ihr Rang unbestreitbar vorkam, fühlte Coconnas seine Kräfte sich verdoppeln, und als er sah, daß der junge Mensch zögerte, kreuzte er auf dessen kleinem Degen sein furchtbares, blutiges Schwert. Zwei Stöße genügten, um es ihm aus der Hand zu schlagen. Mercandon suchte nun Coconnas zurückzustoßen, damit das aus dem Fenster geschleuderte Wurfgeschloß ihn sicherer erreichen würde. Aber um den doppelten Angriff des alten Mercandon, der ihn mit seinem Dolche zu durchbohren versuchte, und der Mutter des jungen Menschen, welche ihm mit dem Stein, den sie in der Hand hielt, den Kopf zu zerschmettern trachtete, zu vereiteln, ergriff Coconnas seinen Gegner mit dem Arme um den Leib, hielt ihn gegen alle Stöße und Würfe wie einen Schild vor und erstickte ihn beinahe in seinem herculischen Drucke.

»Zu Hilfe! zu Hilfe!« rief der junge Mensch, »er drückt mir die

Brust ein. Zu Hilfe! zu Hilfe!«

Und seine Stimme fing an sich in einem gepreßten, dumpfen Röcheln zu verlieren.

Jetzt hörte Mercandon auf zu drohen, und er flehte.

»Gnade, Gnade!« sagte er, »Herr von Coconnas, Gnade, es ist mein einziges Kind!«

»Es ist mein Sohn! es ist mein Sohn!« rief die Mutter, »die Hoffnung unseres Alters. Tötet ihn nicht, Herr, tötet ihn nicht!«

»Ah, wahrlich,« rief Coconnas, in ein Gelächter ausbrechend, »ich soll ihn nicht töten! Und was wollte er mir denn tun mit seinem Degen und seiner Pistole?«

»Mein Herr,« fuhr Mercandon die Hände faltend, fort, »ich habe in meinem Hause den von Eurem Vater unterschriebenen Schuldschein ich stelle ihn Euch zurück; ich habe zehntausend Goldtaler, ich gebe sie Euch; ich habe die Juwelen unserer Familie, sie sollen Euch gehören; aber tötet ihn nicht, tötet ihn nicht.«

»Und ich, ich habe meine Liebe,« sprach mit halber Stimme die Frau im Hotel Guise, »ich verspreche sie Euch.«

Coconnas überlegte eine Sekunde und fragte dann rasch den jungen Menschen:

»Seid Ihr Hugenott?«

»Ich bin es,« murmelte das Kind.

»Dann müßt Ihr sterben,« antwortete Coconnas, die Stirne faltend, und näherte der Brust seines Gegners das scharfe, spitzige Schwert.

»Sterben!« rief der Greis, »mein armes Kind sterben.«

Und ein Mutterschrei erscholl so voll tiefen Schmerzes, daß er für einen Augenblick den wilden Entschluß des Piemontesen erschütterte.

»Oh, Frau Herzogin!« rief der Vater, sich nach dem Fenster des Hotel Guise wendend, »sprecht für uns, und jeden Morgen und jeden Abend soll Euer Name in unsern Gebeten genannt werden.«

»Dann bekehre er sich,« versetzte die Dame im Hotel Guise.

»Ich bin Protestant,« sagte das Kind.

»Stirb also,« sprach Coconnas, seinen Degen erhebend, »stirb also, da Du das Leben nicht willst, das Dir dieser schöne Mund anbot.«

Mercandon und seine Frau sahen die furchtbare Klinge wie einen Blitz über dem Haupte ihres Sohnes schimmern.

»Mein Sohn, mein Olivier,« heulte die Mutter, »schwöre ab, schwöre ab!«

»Schwöre ab, schwöre ab, liebes Kind,« sagte der Vater, sich zu den Füßen von Coconnas wälzend. »Laß uns nicht allein auf Erden!«

»Schwört all mit einander ab,« rief Coconnas, »für ein Credo drei Seelen und ein Leben!«

»Ich will es wohl tun,« erwiderte der Junge Mensch.

»Wir wollen es tun,« riefen Mercandon und seine Frau.

»Dann auf die Knie!« sprach Coconnas, »und Dein Sohn wiederhole Wort für Wort das Gebet, das ich ihm vorsprechen werde.«

Der Vater gehorchte zuerst.

»Ich bin bereit,« sagte das Kind und kniete ebenfalls nieder.

Coconnas fing nun an, ihm lateinisch die Worte des credo vorzusprechen. Aber mag es Zufall, mag es Berechnung gewesen sein, der junge Olivier hatte sich in der Nähe der Stelle niedergekniet, wohin sein Degen geflogen war. Kaum sah er diese Waffe im Bereiche seiner Hand, als er, ohne daß er die Worte von Coconnas zu wiederholen aufhörte, den Arm ausstreckte, um sie zu ergreifen. Coconnas bemerkte die Bewegung, er gab sich jedoch den Anschein, als gewahrte er nichts. In dem Augenblicke aber, wo der junge Mensch mit den Fingerspitzen den Griff der Waffe berührte, stürzte er auf ihn zu, warf ihn nieder, rief: »He, Verräter!« und bohrte ihm seinen Degen in die Kehle.

Der junge Mensch stieß einen Schrei aus, erhob sich krampfhaft auf ein Knie und fiel dann tot nieder.

»Ah, Henker!« brüllte Mercandon, »Du ermordest uns, um uns die hundert Rosenobles zu stehlen, die Du uns schuldig bist . . . «

»Meiner Treue, nein,« sagte Coconnas, »Zum Beweise . . . «

Und bei diesen Worten warf Coconnas dem Greise die Börse zu Füßen, die ihm sein Vater bei seiner Abreise gegeben hatte, um

seine Schuld bei seinem Gläubiger zu bezahlen.

»Und zum Beweise,« fuhr er fort, »Ist hier Dein Geld!«

»Und Du Deinen Todt!« schrie die Mutter aus dem Fenster.«

»Nehmt Euch in Acht, Herr von Coconnas, nehmt Euch in Ach!« rief die Dame im Hotel Guise.

Aber ehe Coconnas den Kopf drehen konnte, um diesen Rat zu befolgen oder um der Drohung zu entgehen, durchschnitt pfeifend eine gewichtige Waffe die Luft, fiel platt auf den Hut des Piemontesen, zerbrach ihm seinen Degen in der Hand und streckte ihn betäubt auf den Boden nieder, ohne daß er den doppelten Schrei der Freude und des Jammers, der sich von der Rechten zur Linken antwortete, nicht vernehmen konnte.

Mercandon stürzte sogleich, den Dolch in der Hand, über den ohnmächtigen Coconnas, aber in diesem Augenblick öffnete sich die Türe des Hotel Guise, und der Greis entfloh, als er die Partisanen und Schwerter glänzen sah, während diejenige, welche er Frau Herzogin genannt hatte, schön in einer furchtbaren Schönheit bei dem Schimmer des Brandes, glänzend von Diamanten und Edelsteinen, sich halb aus dem Fenster legte, um den Neuankommenden, den Arm gegen Coconnas ausgestreckt, zuzurufen:

»Dort, dort! mir gegenüber! Ein Edelmann in einem roten Wamms. Dieser . . . ja, ja, dieser . . . «

X.

Tod, Messe oder Bastille.

Margarethe hatte, wie gesagt, ihre Türe wieder verschlossen und war in ihr Zimmer zurückgekehrt. Als sie aber ganz zitternd eintrat, erblickte sie Gillonne, welche voll Schrecken nach der Türe des Kabinetts geneigt, die auf dem Bette, auf den Meubles und auf dem Teppich verbreiteten Blutspuren betrachtete.

»Oh, Madame,« rief sie, die Königin gewahrend, »oh, Madame! er ist also tot!«

»Stille, Gillonne,« sprach Margarethe mit dem Tone, der die höchste Wichtigkeit des Befehles andeutet.

Gillonne schwieg.

Margarethe zog nun aus ihrer Tasche einen kleinen vergoldeten Schlüssel hervor, öffnete die Türe des Kabinetts und zeigte mit dem Finger Gillonne den jungen Mann.

La Mole war es gelungen, sich zu erheben und dem Fenster zu nähern. Ein kleiner Dolch, wie ihn zu jener Zeit die Frauen trugen, fand sich unter seiner Hand; der junge Edelmann ergriff ihn, als er die Türe öffnen hörte.

»Fürchtet nichts, mein Herr,« sprach Margarethe, »denn bei meiner Seele, Ihr seid in Sicherheit.«

La Mole sank auf seine Knie nieder und rief:

»Oh! Madame, Ihr seid für mich mehr als eine Königin, Ihr seid eine Gottheit.«

»Bewegt Euch nicht so sehr, mein Herr!« rief Margarethe, »Euer Blut fließt noch. Oh! schau, Gillonne, wie bleich er ist! Sprecht, wo seid Ihr verwundet?«

»Madame,« sprach La Mole, indem er auf Hauptpunkten den durch seinen ganzen Körper irrenden Schmerz festzustellen suchte, »ich glaube, ich habe einen Dolchstich in die Schulter und einen andern in die Brust bekommen. Bei den übrigen Wunden ist es nicht der Mühe wert, daß man sich damit beschäftigt.«

»Wir werden es sehen,« sprach Margarethe. »Gillonne, bringe mein Kistchen mit den Balsamen.«

Gillonne gehorchte und kehrte, in einer Hand das Kistchen, in der andern ein Wassergeschirr von Vermeil und feine holländische Leinwand haltend, zurück.

»Hilf mir ihn aufheben, Gillonne,« sagte die Königin Margarethe, »denn sich selbst erhebend, hat der Unglückliche seine Kräfte vollends verloren.«

»Aber, Madame,« sprach La Mole, »ich bin ganz verwirrt, ich kann in der Tat nicht dulden . . . «

»Mein Herr, Ihr werdet wohl zugeben, daß ich Euch verbinde,« sagte Margarethe: »wenn wir Euch retten können, wäre es ein Verbrechen, Euch sterben zu lassen.«

»Oh!« rief La Mole, »ich will lieber sterben, als sehen, wie Ihr, die Königin, Euch mit einem unwürdigen Blute, wie das meinige, die Hände befleckt . . . Oh, nie! Nie!« . . .

Und er wich ehrfurchtsvoll zurück.

»Euer Blut, Herr,« versetzte lächelnd Gillonne, »ei! Ihr habt nach Belieben bereits das Bett und das Zimmer Ihrer Majestät damit befleckt.«

Margarethe schlug ihren Mantel über ihrem ganz mit roten Flecken besprengten Battistgewande zusammen. Diese Gebärde voll weiblicher Schamhaftigkeit erinnerte La Mole daran, daß er die so beneidete, so schöne, so geliebte Königin, in seinen Armen gehalten, an seine Brust gedrückt hatte, und bei dieser Erinnerung färbte eine flüchtige Röte seine bleichen Wangen.

»Madame,« stammelte er, »könnt Ihr mich nicht der Sorge eines Wundarztes überlassen?«

»Eines katholischen Wundarztes, nicht wahr?« fragte die Königin mit einem Ausdrücke, den er verstand und der ihn beben machte.

»Wißt Ihr denn nicht,« fuhr die Königin mit einer Stimme und einem Lächeln voll unsäglicher Weichheit fort, »daß wir Töchter von Frankreich bei unserer Erziehung den Wert der Pflanzen kennen und die Balsame bereiten lernen? denn es ist in jeder Zeit unsere Pflicht als Frauen und als Königinnen gewesen, die Schmerzen zu lindern. Wir kommen auch den besten Wundärzten der Welt gleich, wenigstens wie uns unsere Schmeichler sagen. Ist Euch mein Ruf in dieser Hinsicht nicht zu Ohren gekommen?

Auf, Gillonne, an das Werk!«

La Mole wollte es noch einmal versuchen, zu widerstehen, er wiederholte, er würde lieber sterben, als der Königin diese Arbeit verursachen, welche mit dem Mitleid anfangen und mit dem Ekel endigen könnte. Dieser Kampf diente nur dazu, seine Kräfte vollends zu erschöpfen. Er wankte, schloß die Augen und ließ seinen Kopf zum zweiten Male ohnmächtig zurückfallen.

Da nahm Margarethe den Dolch, den er aus den Händen hatte fallen lassen, und durchschnitt rasch das Schnürband, das sein Wamms schloss, während Gillonne mit einer andern Klinge die Ärmel von La Mole auftrennte oder vielmehr aufschnitt.

Gillonne stillte mit einem in frisches Wasser getauchten Stücke Leinwand das aus der Schulter und der Brust des jungen Mannes hervordringende Blut, während Margarethe mit einer goldenen Nadel mit abgerundeter Spitze die Wunden mit aller Zartheit und Geschicklichkeit sondierte, welche Meister Ambroise Paré bei einer solchen Veranlassung hätte entwickeln können.

Die der Schulter war tief; die der Brust war an den Rippen abgeglitten und durchzog nur das Fleisch, keine von beiden drang in die Höhlen der natürlichen Feste, welche das Herz und die Lungen beschützt.

»Schmerzliche, aber nicht tödliche Wunde, **accerimum humeri vulnus, non autem lethale**,« murmelte die schöne und gelehrte Chirurgin, »gib mir den Balsam und bereite Charpie, Gillonne.«

Gillonne, der die Königin diesen neuen Befehl erteilte, hatte bereits die Brust des jungen Mannes getrocknet und gesalbt. Dasselbe tat sie auch mit seinen nach einer antiken Zeichnung geformten Arme, mit seinen anmutig zurückgeworfenen Schultern, mit seinem von dicken Locken beschattetem Halse, der mehr einer Statue von parischem Marmor, als dem verstümmelten Körper eines verscheidenden Menschen anzugehören schien.

»Armer junger Mann!«, murmelte Gillonne, nicht sowohl ihr Werk, als denjenigen betrachtend, welcher Gegenstand desselben gewesen war.

»Nicht wahr, er ist schön?« sagte Margarethe mit einer ganz königlichen Offenherzigkeit.

»Ja, Madame. Aber es scheint mir, daß wir ihm statt ihn so auf

dem Boden liegen zu lassen, aufheben und auf das Ruhebett legen sollten, an das er nur angelehnt ist.«

»Ja, Du hast Recht,« sprach Margarethe.

Und die zwei Frauen beugten sich, hoben mit vereinigten Kräften La Mole auf und legten ihn auf einen großen Sopha mit geschnitzter Rücklehne, welcher vor dem Fenster stand, das sie halb öffneten, um ihm Luft zu geben.

Die Bewegung weckte La Mole, er stieß einen Seufzer aus und begann, die Augen wieder öffnend, das unsägliche Wohlbehagen zu fühlen, das alle Empfindungen des Verwundeten begleitet, wenn er bei seiner Rückkehr zum Leben die Frische statt der verzehrenden Flamme und die Balsamdüfte statt des lauen, häßlichen Blutgeruches wiederfindet.

Er murmelte einige Worte ohne Folge, welche Margarethe mit einem Lächeln und den Finger auf den Mund legend beantwortete.

In diesem Augenblicke erscholl das Geräusch mehrerer Schläge an eine Türe.

»Man klopft an den geheimen Gang,« sagte Margarethe.

»Wer kann denn kommen, Madame?« fragte Gillonne erschrocken.

»Ich will nachsehen,« sagte Margarethe. »Bleibe Du bei ihm und verlaß ihn nicht einen Augenblick.«

Margarethe kehrte in ihr Zimmer zurück, schloß die Türe des Kabinetts und öffnete die des Ganges, der zu dem König und zu der Königin Mutter führte.

»Frau von Sauves!« rief sie, lebhaft zurückweichend und mit einem Ausdrücke, der, wenn nicht dem Schrecken, doch wenigstens dem Hasse glich, so wahr ist es, daß eine Frau nie einer andern Frau vergibt, wenn sie ihr selbst einen Mann, den sie nicht liebt, entführt. »Frau von Sauves!«

»Ja, Eure Majestät,« sprach diese, die Hände faltend.

»Ihr hier!« fuhr Margarethe immer mehr erstaunt, aber auch immer mehr gebieterisch fort.

Charlotte fiel auf die Knie.

»Madame,« sagte sie, »verzeiht mir; ich erkenne, Madame, in welchem Grade ich schuldig gegen Euch bin, aber wenn Ihr

wüßtet, . . . der Fehler ist nicht ganz allein mir zuzuschreiben . . . und ein ausdrücklicher Befehl der Königin Mutter . . . «

»Steht auf,« sprach Margarethe, »Und da ich nicht denken kann, Ihr seid in der Hoffnung gekommen, Euch mir gegenüber zu rechtfertigen, so sagt mir, warum Ihr gekommen seid.«

»Ich bin, gekommen, Madame,« erwiderte Charlotte, immer noch auf den Knien und mit einem beinahe irren Blicke, »ich bin gekommen, um Euch zu fragen, ob er nicht hier wäre?«

»Hier? wer? Von wem spricht Ihr, Madame . . . denn in der Tat, ich begreife Euch nicht.«

»Von dem König!«

»Von dem König? Ihr verfolgt ihn bis zu mir! Ihr wißt doch wohl, daß er nicht hierher kommt!«

»Ah! Madame,« fuhr Frau von Sauves fort, ohne auf alle diese Angriffe zu antworten, und ohne daß es schien, als fühlte sie dieselben, »oh! wollte Gott, er wäre hier!«

»Und warum dies?«

»Ei! mein Gott, weil man die Hugenotten erwürgt und der König von Navarra das Haupt der Hugenotten ist!«

»Oh,« rief Margarethe, Frau von Sauves bei der Hand ergreifend und sie zum Aufstehen nötigend, »oh, ich hatte es vergessen. Überdies glaubte ich nicht, es könnte ein König dieselbe Gefahr laufen, wie andere Menschen.«

»Noch mehr, Madame, noch tausendmal mehr!« rief Charlotte.

»In der Tat, die Herzogin von Lothringen warnte mich. Ich bat ihn, nicht auszugehen. Sollte er doch ausgegangen sein?«

»Nein, nein, er ist im Louvre; aber man findet ihn nicht. Und ist er nicht hier . . . «

»Er ist nicht hier.«

»Oh!« rief Frau von Sauves mit einem Ausbruche des Schmerzens, »dann ist es um ihn geschehen, denn die Königin Mutter hat seinen Tod geschworen.«

»Seinen Tod! Oh, Ihr erschreckt mich,« sprach Margarethe, »unmöglich!«

»Madame,« versetzte Frau von Sauves mit der Energie, welche

nur die Leidenschaft allein verleiht, »ich sage Euch, man weiß nicht, wo der König von Navarra ist.«

»Und die Königin Mutter, wo ist sie?«

»Die Königin Mutter schickte mich ab, um Herrn von Guise und Herrn von Tavannes zu holen, welche beide in ihrem Betzimmer waren; dann entließ sie mich. Ich ging hierauf, verzeiht mir, Madame, in meine Wohnung zurück, und erwartete wie gewöhnlich . . . «

»Meinen Gemahl, nicht wahr?« sagte Margarethe.

»Er ist nicht gekommen, Madame. Da suchte ich überall, da fragte ich Jedermann nach ihm. Ein einziger Soldat antwortete mir, er glaube ihn mitten unter Wachen gesehen zu haben, die ihn mit bloßem Degen einige Zeit, ehe die Metzelei begann, begleiteten, und die Metzelei hat bereits vor einer Stunde begonnen.«

»Ich danke Euch, Madame,« sprach Margarethe, »ich danke Euch, obgleich das Gefühl, das Euch bei Eurer Handlung antreibt, vielleicht eine neue Beleidigung für mich ist.«

»Oh! dann vergebt mir, Madame,« erwiderte sie, »und ich kehre stärker durch Eure Verzeihung zurück, denn ich wage es nicht, Euch auch nur von ferne zu folgen.«

Margarethe reichte ihr die Hand und sprach:

»Ich will die Königin Catharina aufsuchen, kehrt in Eure Wohnung zurück. Der König von Navarra steht unter meinem Schutze. Ich habe ihm ein Bündnis versprochen und werde meinem Versprechen treu sein.«

»Aber wenn Ihr nicht bis zur Königin Mutter dringen könntet Madame?«

»Dann wende ich mich an meinen Bruder Karl, und ihn werde ich wohl sprechen.«

»Geht, geht, Madame,« sagte Charlotte, Margarethen den Weg frei lassend, »und Gott geleite Eure Majestät.«

Margarethe eilte durch den Gang, aber am Ende desselben angelangt, wandte sie sich um, um sich in versichern, daß Frau von Sauves nicht zurückblieb. Frau von Sauves folgte ihr.

Die Königin von Navarra sah sie gegen die Treppe gehen, welche nach ihrer Wohnung führte, und setzte ihren Weg nach

den Gemächern der Königin fort.

Alles war verändert. Statt der Menge eifriger Höflinge, welche gewöhnlich vor der Königin, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, ihre Reihen öffnete, traf Margarethe nur Garden mit geröteten Partisanen und blutbefleckten Kleidern oder Edelleute mit von Pulver geschwärzten Gesichtern und zerrissenen Mänteln, Träger von Befehlen und Depeschen. Die Einen kamen, die Andern gingen, und dieses Hin- und Herlaufen bildete ein furchtbares, ungeheures Gewimmel in den Galerien.

Margarethe ging nichtsdestoweniger vorwärts und gelangte bis an das Vorgemach der Königin Mutter; aber dieses Vorgemach war von zwei Reihen von Soldaten bewacht, welche nur diejenigen durchließen, die ein gewisses Losungswort hatten. Margarethe versuchte es vergebens, die lebendige Schranke zu durchdringen; sie sah wiederholt die Türe sich öffnen und schließen, und bei jeder Öffnung erblickte sie Catharina, verjüngt durch die Tätigkeit, als ob sie erst zwanzig Jahre alt wäre, schreibend, Briefe empfangend, diese entsiegelnd, Befehle erteilend, an Diesen ein Wort, an Jenen ein Lächeln richtend, und die Menschen, denen sie am Freundlichsten zulächelte, waren die am meisten mit Staub und Blut Befleckten.

Mitten unter dem den Louvre durchbrausenden Tumult hörte man von der Straße aus immer rascher sich wiederholende Flintenschüsse.

»Nie werde ich bis zu ihr gelangen,« sagte Margarethe zu sich selbst, nachdem sie drei vergebliche Versuche bei den Hellebardirern gemacht hatte.

In diesem Augenblick kam Herr von Guise vorüber; er hatte der Königin den Tod des Admirals gemeldet und kehrte zu der Schlächterei zurück.

»Oh, Heinrich!« rief Margarethe, »wo ist der König von Navarra?«

Der Herzog schaute sie mit erstauntem Lächeln an, verbeugte sich und ging, ohne zu antworten, mit seinen Wachen ab.

Margarethe lief auf einen Kapitän zu, der gerade den Louvre verlassen wollte und ehe er abging seine Soldaten die Büchsen laden ließ.

»Der König von Navarra,« fragte sie, »mein Herr, wo ist der König von Navarra?«

»Ich weiß es nicht, Madame,« antwortete dieser, »ich gehöre nicht zu den Wachen Seiner Majestät.«

»Ah, mein lieber René,« rief Margarethe, den Parfumeur von Catharina erkennend, »Ihr seid es? Ihr kommt von meiner Mutter. Wißt Ihr, was aus meinem Gemahl geworden ist?«

»Seine Majestät der König von Navarra ist nicht mein Freund, Madame, Ihr müßt Euch dessen wohl erinnern. Man sagt sogar,« fügte er mit einer Mine bei, die mehr einem Grinsen, als einem Lächeln glich, »man sagt sogar, er wage es, mich zu beschuldigen, ich habe in Gemeinschaft mit Frau Catharina seine Mutter ermordet.«

»Nein! Nein!« rief Margarethe, »glaubt das nicht, mein guter René.«

»Oh, mir liegt nicht viel daran,« sagte der Parfumeur, »weder der König von Navarra noch die Seinigen sind in diesem Augenblick mehr zu befürchten.«

Und er drehte Margarethe den Rücken zu.

»Oh, Herr von Tavannes, Herr von Tavannes!« rief Margarethe, »ein Wort, ich bitte ein einziges Wort.«

Tavannes blieb stille stehen.

»Wo ist Heinrich von Navarra?« fragte Margarethe.

»Meiner Treue!« sagte er ganz laut, »ich glaube, er läuft mit den Herren von Alençon und Condé in der Stadt umher.«

Dann fügte er so leise, daß Margarethe kaum es hören konnte, bei:

»Schöne Majestät, wenn Ihr denjenigen sehen wollt, für dessen Platz ich mein Leben geben würde, so klopft an das Waffenkabinett des Königs.«

»Oh! ich danke, Tavannes,« sprach Margarethe, welche von Allein dem, was Tavannes sagte, nur die Hauptandeutung gehört hatte, »ich danke und gehe dahin!«

Und sie lief weg und murmelte:

»Oh! nach dem, was ich ihm versprochen habe, nach der Art, wie er sich gegen mich benommen hat, als dieser undankbare Heinrich im Kabinett war, kann ich ihn nicht sterben lassen.«

Und sie klopfte an die Türe der Gemächer des Königs; aber sie waren innen von zwei Compagnien Garden besetzt.

»Man darf nicht zu dem König herein,« sagte der Offizier, rasch vorschreitend.

»Aber ich!« sprach Margarethe.

»Der Befehl ist allgemein.«

»Ich, die Königin von Navarra! ich, seine Schwester!«

»Der Befehl läßt keine Ausnahme zu, Madame. Empfangt also meine Entschuldigung.«

Und der Offizier schloß die Türe wieder.

»Oh, er ist verloren!« rief Margarethe, in höchstem Maße beunruhigt durch den Anblick aller dieser finsternen Gesichter, die, wenn sie auch nicht Rache schnaubten, doch wenigstens Unbeugsamkeit ausdrückten. »Ja, ja, ich begreife Alles . . . man hat sich meiner als einer Lockspeise bedient; ich bin die Falle, in der man die Hugenotten fängt und erwürgt . . . Oh! ich werde hineinkommen, und sollte ich mich töten lassen!«

Und Margarethe lief wie eine Tolle durch die Gänge und Galerien, als sie plötzlich an, einer kleinen Türe vorüberkommend, ein sanftes, düsteres, eintöniges Lied hörte. Es war ein calvinistischer Psalm, den, eine zitternde Stimme in einem anstoßenden Zimmer sang.

»Die Amme des Königs, meines Bruders, die gute Madelon, ist da!« rief Margarethe und schlug sich plötzlich von einem Gedanken erleuchtet, an die Stirne, »sie ist da . . . Gott der Christen, hilf mir!«

Und Margarethe klopfte voll Hoffnung sachte an die kleine Türe.

Nach dem Rate, den ihm Margarethe gegeben, nach seinem Gespräche mit René, nach seinem Abgange von der Königin Mutter, dem sich wie ein guter Genius die arme kleine Phöbe hatte widersetzen wollen, begegnete Heinrich von Navarra einigen katholischen Edelleuten, die unter dem Vorwande, ihm das Ehrengelichte zu geben, denselben in seine Wohnung zurückführten, wo etwa zwanzig Hugenotten seiner warteten, welche sich bei dem jungen Prinzen versammelt hatten, und einmal versammelt, ihn nicht mehr verlassen wollten, so gewaltig lastete das Vorgefühl dieser unseligen Nacht seit ein paar

Stunden über dem Louvre. Sie blieben also, ohne daß man sie zu stören versuchte. Bei dem ersten Schläge der Glocke von Saint-Germain-l'Auxerrois, welche in allen Herzen wie ein Totengeläute klang, trat Tavannes ein und meldete Heinrich mitten unter dem tiefen Stillschweigen, der König Karl IX. wolle ihn sprechen.

Es war kein Widerstand zu versuchen; auch dachte Niemand hieran. Man hörte die Plafonds und die Galerien des Louvre unter den Füßen der Soldaten krachen, welche, beinahe zweitausend an der Zahl, sowohl in den Höfen, als in den Gemächern versammelt waren. Nachdem Heinrich von seinen Freunden, die er nicht wiedersehen sollte, Abschied genommen hatte, folgte er Tavannes, der ihn in eine an die Wohnung des Königs stoßende kleine Gallerte führte, wo er ihn allein, ohne Waffen und das Herz voll jeglichen Mißtrauens zurück ließ.

Der König zählte so, Minute für Minute, zwei tödliche Stunden, horchte mit wachsendem Schrecken auf den Klang der Sturmglocke und auf das Gerassel der Büchenschüsse, sah durch eine Glastüre beim Schimmer des Brandes, beim Flammen der Fackeln die Flüchtlinge und die Schlächter vorüberziehen, ohne daß er das Mordgeschrei und Schmerzgeheul begriff, ohne daß er, wie genau er auch Karl IX., die Königin Mutter und den Herzog von Guise kannte, das furchtbare Drama ahnen konnte, das in diesem Augenblick in Erfüllung ging.

Heinrich besaß nicht den physischen Mut; er besaß etwas Besseres, die moralische Kraft. Die Gefahr fürchtend, bot er ihr lächelnd Trotz; aber der Gefahr der Schlacht, der Gefahr in freier Luft, am hellen Tage, der Gefahr vor Aller Augen, begleitet von der Harmonie der Trompeten und der dumpfen, vibrierenden Stimme der Trommel . . . Hier aber war er ohne Waffen, allein, eingeschlossen, verloren in einer Halbdunkelheit, welche kaum genügte, den Feind, der sich bis zu ihm schleichen konnte, und das Eisen zu sehen, das ihn zu durchbohren vermochte. Diese zwei Stunden waren also für ihn vielleicht die grausamsten seines Lebens. Während des stärksten Lärmens, und als Heinrich zu begreifen anfang, daß es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um eine organisierte Niedermetzung handelte, holte ein Kapitän den Prinzen und führte ihn durch einen Korridor nach den Zimmern des Königs. Bei ihrer Annäherung öffnete sich die Türe, hinter

ihnen schloß sich die Türe wieder, Alles, als ob es durch einen Zauber geschähe. Dann führte der Kapitän Heinrich bei Karl IX. ein, der sich in seinem Waffenkabinett befand.

Als sie eintraten, saß der König in einem großen Lehnstuhle. Seine beiden Hände lagen auf den zwei Armen des Stuhles, sein Kopf fiel auf die Brust herab. Bei dem Geräusch, das die Eintretenden machten, hob Karl seine Stirne empor, über welche Heinrich den Schweiß in großen Tropfen fließen sah.

»Guten Abend, Henriot,« sagte der junge König mit hartem Tone. »Ihr, La Chastre, laßt uns allein!«

Der Kapitän gehorchte.

Es herrschte einen Augenblick düsteres Stillschweigen.

Während dieses Augenblicks schaute Heinrich unruhig um sich her und sah, daß er allein war.

Karl IX. stand plötzlich auf.

»Bei Gott!« sagte er, mit einer raschen Gebärde, seine blonden Haare zurückstreichend und zugleich seine Stirne trocknend, »Ihr seid froh, Euch bei mir zu sehen, nicht wahr Henriot?«

»Allerdings, Sire,« antwortete der König von Navarra. »Ich fühle mich immer glücklich, wenn ich mich bei Eurer Majestät befinde.«

Ihr seid zufriedener, als wenn Ihr da unten wäret, wie?« versetzte Karl IX., mehr seine eigenen Gedanken verfolgend, als das Kompliment von Heinrich erwidernnd.«

»Sire, ich begreife nicht,« sagte Heinrich.

»Schaut und Ihr werdet begreifen.«

Mit einer raschen Bewegung ging oder vielmehr sprang Karl IX. nach dem Fenster. Und seinen immer mehr erschrockenen Schwager nach sich ziehend, zeigte er diesem die furchtbare Silhouette der Mörder, welche auf einem Schiffe die Opfer, die man ihnen jeden Augenblick brachte, erdrosselten oder ersäuften.

»Aber, in des Himmels Namens!« rief Heinrich ganz bleich, »was geht denn in dieser Nacht vor?«

»In dieser Nacht, mein Herr,« sprach Karl IX., »befreit man mich von allen Hugenotten. Seht Ihr dort unten, über dem Hotel Bourbon, jenen Rauch und jene Flamme? Jener Rauch und jene Flamme rühren von dem brennenden Hause des Admirals her. Seht Ihr jenen Körper, den gute Katholiken auf einem zerrissenen

Strohsacke umherschleppen? Es ist der Leichnam des Schwiegersohnes Eures Admirals, der Leichnam Eures Freundes Téligny.«

»Oh, was soll das bedeuten!« rief der König von Navarra, vergeblich an seiner Seite den Griff seines Dolches suchend und zugleich vor Scham und Zorn zitternd, denn er fühlte, daß man ihn verspottete und bedrohte.

»Das soll bedeuten,« rief Karl IX. wütend, ohne Übergang und auf eine furchtbare Weise erbleichend, »das bedeutet, daß ich keine Hugenotten mehr um mich haben will, versteht Ihr, Heinrich? Bin ich der König? bin ich der Herr?«

»Aber Eure Majestät . . . «

»Meine Majestät tötet und schlachtet zu dieser Stunde Alles, was nicht katholisch ist; das ist mein Vergnügen. Seid Ihr Katholik?« rief Karl, dessen wachsender Zorn unablässig stieg, wie eine furchtbare Flut.

»Sire,« sagte Heinrich, »erinnert Euch Eurer Worte: was liegt mir an der Religion irgend eines Menschen, wenn er mir nur gut dient.«

»Ah, ah, ah!« rief Karl, in ein finsternes Lachen ausbrechend. »Ich soll mich meiner Worte erinnern, meinst Du, Heinrich? **Verba volant**, wie meine Schwester Margot sagt. Und schau',« fügte er mit dem Finger nach der Stadt deutend bei, »hatten mir alle diese nicht auch gut gedient? Waren sie nicht brav im Kampfe, weise im Rate, stets ergeben? Alle waren nützliche Untertanen, aber Hugenotten, und ich will nur Katholiken.«

Heinrich blieb stumm.

»Begreift Ihr mich jetzt, Henriot?« rief Karl IX.

»Ich habe begriffen, Sire.«

»Nun?«

»Nun, Sire, ich sehe nicht ein, warum der König von Navarra das tun sollte, was so viele Edelleute oder arme Menschen nicht getan haben; denn wenn diese Unglücklichen am Ende alle sterben, so geschieht es auch, weil man ihnen das vorgeschlagen haben wird, was Eure Majestät mir vorschlägt, und weil sie sich geweigert haben, wie ich mich weigere.«

Karl faßte den jungen Prinzen beim Arme und sprach, einen

Blick auf ihn heftend, dessen Mattheit sich allmählich in einen wilden Glanz verwandelte:

»Ah! - Du glaubst, ich habe mir die Mühe genommen, denjenigen, welche man da unten erwürgt, die Messe anzubieten?«

»Sire,« versetzte Heinrich, seinen Arm losmachend, »werdet Ihr nicht in der Religion Eurer Väter sterben?«

»Ja, bei Gott, und Du?«

»Nun, ich auch, Sire.«

Karl stieß ein Gebrülle der Wut aus und ergriff mit zitternder Hand seine auf einem Tische liegende Büchse. An die Wand gelehnt, den Angstschweiß auf der Stirne, aber in Folge der Selbstbeherrschung, die ihn nie verließ, scheinbar ruhig folgte Heinrich allen Bewegungen des furchtbaren Monarchen mit der gierigen Starrheit des durch die Schlange bezauberten Vogels.

Karl spannte seine Büchse, stampfte mit blinder Wut auf den Boden und rief, Heinrich durch das Spiegeln seiner unseligen Waffe blendend: »Willst Du die Messe?«

Heinrich blieb stumm.

Karl erschütterte die Gewölbe des Louvre mit dem furchtbarsten Schwur, der je über die Lippen eines Menschen gekommen ist, und wurde bleich wie eine Leiche.

»Tod, Messe oder Bastille!« rief er, auf den König von Navarra anschlagend.

»Oh, Sire!« rief Heinrich, »werdet Ihr mich töten, mich, Euren Schwager?«

Heinrich hatte mit dem unvergleichlichen Geiste, der eine der mächtigsten Fähigkeiten seiner Organisation war, die Antwort umgangen, welche Karl IX. von ihm verlangte; denn fiel diese Antwort verneinend aus, so war Heinrich ohne allen Zweifel tot.

Wie nach den letzten Paroxysmen der Wut sich unmittelbar der Anfang der Gegenwirkung einfindet, so wiederholte Karl IX. die Frage nicht, die er an den Prinzen von Navarra gerichtet hatte, und nach einem Augenblick des Zögerns, während dessen er ein dumpfes Schnauben hören ließ, wandte er sich nach dem offenen Fenster um und legte auf einen Menschen an, der auf dem entgegengesetzten Quai lief.

»Ich muß irgend Jemand töten,« rief Karl IX. totenbleich, und abdrückend schmetterte er den laufenden Menschen nieder.

Heinrich stieß einen Seufzer aus.

Und von einem gräßlichen Eifer belebt, lud Karl ohne Unterlaß seine Büchse, feuerte sie ab und stieß einen Freudenschrei aus, so oft der Schuß getroffen hatte.

»Es ist um mich geschehen,« sagte der König von Navarra zu sich selbst. »Findet er Niemand mehr zu töten, so tötet er mich.«

»Nun,« sprach plötzlich eine Stimme hinter dem Fürsten, »ist es geschehen?«

Es war Catharina von Medicis, welche während des letzten Abfeuerns des Gewehres, ohne gehört zu werden, eintrat.

»Nein, tausend Donner der Hölle!« brüllte Karl, seine Büchse in das Zimmer werfend, »nein, der Hartnäckige will nicht.«

Catharina antwortete nicht. Sie wandte langsam ihren Blick nach der Seite des Zimmers, wo Heinrich so unbeweglich stand, wie eine von den Figuren der Tapete, an die er sich lehnte. Dann richtete sie auf Karl ein Auge, das sagen wollte:

»Nun, warum lebt er?«

»Er lebt . . . er lebt . . . « murmelte Karl IX., der diesen Blick vollkommen begriff und, wie man sieht, ohne Zögern beantwortete, »er lebt . . . weil er . . . mein Verwandter ist.«

Catharina lächelte.

Heinrich sah dieses Lächeln und erkannte, daß es hauptsächlich Catharina war, die er zu bekämpfen hatte.

»Madame,« sagte er zu ihr, »ich sehe wohl, Alles kommt von Euch her, und nichts von meinem Schwager Karl. Ihr hattet den Gedanken, mich in diese Falle zu locken, Ihr gedachtet aus Eurer Tochter die Lockspeise zu machen, die uns Alle verderben sollte, Ihr trenntet mich von meiner Gattin, damit sie nicht die Unannehmlichkeit hätte, mich unter ihren Augen töten zu sehen.«

»Ja, aber das wird nicht geschehen!« rief eine andere keuchende, leidenschaftliche Stimme, welche, von Heinrich sogleich erkannt, Karl IX. vor Erstaunen und Catharina vor Wut beben machte.

»Margarethe!« rief Heinrich.

»Margot!« sagte Karl IX.

»Meine Tochter!« murmelte Catharina.

»Mein Herr,« sprach Margarethe zu Heinrich, »Eure letzten Worte klagten mich an, und Ihr hattet zugleich Recht und Unrecht; Recht, denn in der Tat, ich bin das Werkzeug, dessen man sich bediente, um Euch Alle in das Verderben zu stürzen; Unrecht, denn ich wußte nicht, daß Ihr Eurem Untergange entgegengeht. Ich selbst, mein Herr, so wie Ihr mich seht, verdanke das Leben dem Zufall, vielleicht der Vergessenheit meiner Mutter; aber sobald ich Eurer Gefahr inne wurde, erinnerte ich mich meiner Pflicht. Die Pflicht einer Frau aber ist: das Schicksal ihres Gatten zu teilen. Verbannt man Euch, mein Herr, so folge ich Euch in die Verbannung; kerkert man Euch ein, so mache ich mich zur Gefangenen; tötet man Euch, so sterbe ich.«

Und sie reichte ihrem Gemahl eine Hand, welche Heinrich, wenn nicht mit Liebe, doch wenigstens mit Dankbarkeit ergriff.

»Oh! meine arme Margot,« sprach Karl IX., »Du würdest viel besser daran tun, ihm zu sagen er sollte Katholik werden.«

»Sire,« antwortete Margarethe mit der ihr so eigenen natürlichen Würde, »Sire, glaubt mir, verlangt Euch selbst zu Liebe keine Feigheit von einem Prinzen Eures Hauses.«

Catharina schleuderte einen bezeichnenden Blick auf Karl.

»Mein Bruder,« rief Margarethe, welche eben so gut als Karl IX. die furchtbare Pantomime von Catharina begriff, »mein Bruder, bedenkt, Ihr habt meinen Gatten aus ihm gemacht.«

Zwischen den gebieterischen Blick von Catharina und den flehenden von Margarethe, wie zwischen zwei entgegengesetzte Principe, gestellt, blieb Karl IX. einen Augenblick unentschieden; endlich aber trug Oromas⁸ den Sieg davon.

»In der Tat, Madame,« sagte er, sich an das Ohr von Catharina neigend, »Margot hat Recht, und Henriot ist mein Schwager.«

»Ja,« antwortete Catharina, sich ebenfalls dem Ohre ihres Sohnes nähernd, »aber wenn er es nicht wäre!«

XI.

Der Weißdorn des Cimetière des Innocens.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, suchte Margarethe vergebens das Wort zu erraten, das Catharina von Medicis ganz leise zu Karl IX. gesagt und das den furchtbaren Rat über Leben und Tod, der in diesem Augenblick gehalten wurde, kurz abgebrochen hatte.

Ein Teil des Morgens wurde von ihr dazu angewendet, La Mole zu pflegen, ein anderer, um die Lösung des Rätsels zu suchen, das ihr Geist zu begreifen sich weigerte.

Der König von Navarra wurde im Louvre gefangen gehalten. Man verfolgte die Hugenotten mehr als je; auf die furchtbare Nacht erschien ein Tag noch abscheulichen Gemetzels. Es war nicht mehr die Sturmglocke, welche von den Türmen ertönte, es waren **Te Deum**, und die freudigen Metallklänge, welche mitten unter Mord und Brand ertönten, erschienen vielleicht noch trauriger, als es das Totengeläute in der Dunkelheit der vorhergehenden Nacht gewesen war. Und das war noch nicht Alles; es hatte sich etwas Seltsames ereignet: ein Weißdorn der im Frühjahre geblüht und wie gewöhnlich im Monat Juni seinen wohlriechenden Schmuck verloren hatte, trieb während der Nacht wieder Blüten, und die Katholiken, die in diesem Ereignis ein Wunder sahen und durch die Verbreitung dieses Wunders Gott zu ihrem Schuldgenossen machten, zogen in Procession, Kreuz und Banner voraus, nach dem Cimetière des Innocens⁹ wo dieser Weißdorn blühte.

Diese scheinbare Beipflichtung des Himmels zu der Schlächtereie verdoppelte den Eifer der Mörder. Und während die Stadt in jeder Straße, in jedem Gäßchen, auf jedem Platze eine Szene der Verwüstung zu bieten fortfuhr, hatte der Louvre bereits als gemeinschaftliches Grab für alle Protestanten gedient, welche sich im Augenblicke des Signals darin eingeschlossen fanden. Der König von Navarra, der Prinz von Condé und La Mole allein waren am Leben geblieben.

Über La Mole beruhigt, dessen Wunden, wie sie am Tage vorher gesagt, gefährlich, aber nicht tödlich waren, beschäftigte

sich Margarethe nur noch mit Einem, damit, ihrem Gemahl, welcher fortwährend bedroht war, das Leben zu retten. Ohne Zweifel war das erste Gefühl, das sich der Gattin bemächtigt hatte, ein Gefühl redlichen Mitleids, für einen Mann, dem sie, wie der Bearner selbst sagte, wenn sie ihn nicht liebte, doch wenigstens einen Bund versprochen hatte; aber in Folge dieses Gefühles ergriff ein anderes, minder reines, das Herz der Königin.

Margarethe war ehrgeizig; Margarethe hatte beinahe die Gewißheit eines Königreiches in ihrer Vermählung mit Heinrich von Bourbon gesehen. Navarra, auf der einen Seite von Frankreich, aus der andern von Spanien gezerzt, welche Fetzen für Fetzen endlich die Hälfte seines Gebietes weggerissen hatten, konnte, wenn Heinrich von Bourbon die Hoffnungen verwirklichte, die sein Mut bei den seltenen Gelegenheiten erregt hatte, wo es ihm sein Schwert zu ziehen vergönnt gewesen war, ein wahres Königreich mit den Hugenotten als Untertanen werden. Mit ihrem so scharfen und erhabenem Geiste hatte Margarethe Alles dies in der Ferne gesehen und berechnet. Verlor sie Heinrich, so verlor sie nicht nur einen Gemahl, sondern auch einen Thron.

Sie war gerade in diese Betrachtungen versunken, als sie an der Türe des geheimen Ganges klopfen hörte; sie bebte, denn es kamen nur drei Personen durch diese Türe: der König, die Königin Mutter und der Herzog von Alençon. Sie öffnete halb die Türe des Kabinetts, empfahl mit dem Finger Gillonne und La Mole Stillschweigen und schloß dem Besuche auf.

Dieser Besuch war der Herzog von Alençon.

Der junge Mann war am Tage vorher verschwunden. Einen Augenblick war Margarethe Willens gewesen, ihn um seine Vermittlung zu Gunsten des Königs von Navarra zu bitten; aber ein furchtbarer Gedanke hatte sie zurückgehalten Die Heirat war gegen sein Gutheißen geschlossen worden. Franz haßte Heinrich, und hatte die Neutralität für den Bearner nur in der Überzeugung beobachtet, Heinrich und seine Gemahlin wären einander fremd geblieben. Ein Zeichen der Teilnahme von Margarethe, ihrem Gatten gegeben, konnte folglich, statt ihn zu beseitigen, einen von den drei Dolchen, von denen er bedroht war, seiner Brust näher bringen.

Margarethe bebte deshalb, als sie den jungen Prinzen gewahr

wurde, mehr als sie bei dem Anblick von Karl IX. oder der Königin Mutter gebebt hätte. Wenn man ihn sah, hätte man nicht glauben sollen, es ginge etwas Ungewöhnliches in der Stadt oder im Louvre vor: er war mit seiner gewöhnlichen Eleganz gekleidet. Seine Kleider und seine Wäsche strömten die Wohlgerüche aus, welche Karl IX. verachtete, von denen aber der Herzog von Anjou und er beständig Gebrauch machten. Nur ein geübtes Auge, wie das von Margarethe, konnte bemerken, daß er trotz seiner ungewöhnlichen Blässe und trotz des leichten Zitterns, welches das Ende seiner so schönen und frauenartigen gepflegten Hände bewegte, in seinem Innersten ein freudiges Gefühl verschloß.

Sein Eintritt war wie sonst. Er näherte sich seiner Schwester, um sie zu küssen. Aber statt ihm die Wangen zu reichen, wie sie es Karl IX. oder dem Herzog von Anjou getan haben würde, verbeugte sie sich und bot ihm die Stirne.

Der Herzog stieß einen Seufzer aus und drückte seine erbleichenden Lippen auf die Stirne, welche ihm Margarethe darbot.

Dann setzte er sich und fing an seiner Schwester blutige Geschichten von der Nacht zu erzählen: den langsamen und furchtbaren Tod des Admirals, den raschen Tod von Téliigny, der von einer Kugel durchbohrt in demselben Augenblick seinen Geist ausgehaucht hatte. Er hielt inne, sprach sachte, gefiel sich in den grauenhaften Einzelheiten dieser Nacht mit der ihm und seinen Brüdern eigentümlichen Blutgier.

Als er endlich Alles gesagt hatte, schwieg er.

»Nicht wahr, mein Bruder, nicht allein, um mir dies zu erzählen, besucht Ihr mich?« fragte Margarethe.

Der Herzog von Alençon lächelte.

»Ihr habt mir noch etwas Anderes mitzuteilen?«

»Nein,« antwortete der Herzog, »ich warte.«

»Worauf wartet Ihr?«

»Habt Ihr mir nicht gesagt, heuere, vielgeliebte Margarethe,« sprach der Herzog seinen Stuhl dem seiner Schwester nähernd, »diese Heirat mit dem König von Navarra werde wider Euren Willen vollzogen?«

»Ja, allerdings. Ich kannte den Prinzen von Bearn nicht, als

man mir ihn zum Gemahl vorschlug.«

»Und habt Ihr mir nicht, seitdem Ihr ihn kennt, bestätigt, daß Ihr keine Liebe für ihn fühltet?«

»Ich sagte es Euch allerdings.«

»War es nicht Eure Meinung, diese Heirat würde Euer Unglück machen?«

»Mein lieber Franz,« sprach Margarethe, »wenn eine Heirat nicht die höchste Glückseligkeit ist, so ist sie beinahe immer der tiefste Schmerz.«

»Nun, meine liebe Margarethe, wie ich Euch sagte, ich erwarte . . . «

»Was erwartet Ihr? spricht.«

»Daß Ihr mir Eure Freude kundgebt.«

»Worüber soll ich mich freuen?«

»Über die unerwartete Gelegenheit, die sich Euch bietet, Eure Freiheit wieder zu erlangen.«

»Meine Freiheit!« versetzte Margarethe, welche den Prinzen nötigen wollte, seinen Gedanken bis zum Schlusse auszusprechen.

»Allerdings, Eure Freiheit; Ihr sollt von dem König von Navarra geschieden werden.«

»Geschieden?« sagte Margarethe, die Augen auf den jungen Prinzen heftend.

Der Herzog von Alençon suchte den Blick seiner Schwester auszuhalten, aber bald wandten sich seine Augen verlegen von ihr ab.

»Geschieden?« wiederholte Margarethe, »wie so, mein Bruder? Es wäre mir sehr lieb, wenn Ihr mich in den Stand setzen, die Frage gründlich in Betracht ziehen zu können. Wie gedenkt man uns zu scheiden?«

»Heinrich ist ein Hugenott,« murmelte der Herzog.

»Allerdings, aber er hatte kein Geheimnis aus seiner Religion gemacht, und man wußte dies, als man uns verheiratete.«

»Ja, aber seit Eurer Verheiratung, meine Schwester,« sagte der Herzog, dessen Antlitz unwillkürlich einen Strahl der Freude beleuchtete, »was hat Heinrich getan.«

»Das wißt Ihr besser, als irgend Jemand, Franz, da er seine Tage beinahe immer in Eurer Gesellschaft bald auf der Jagd, bald beim Maillespiele, bald beim Ballschlagen zugebracht hat.«

»Ja, seine Tage allerdings,« versetzte der Herzog, »seine Tage, aber eine Nächte?«

Margarethe schwieg und es war an ihr, die Augen niederzuschlagen.

»Seine Nächte?« fuhr der Herzog von Alençon fort, »seine Nächte?«

»Nun?« fragte Margarethe, welche wohl fühlte, daß sie etwas antworten mußte.

»Nun, er brachte sie bei Frau von Sauves zu.«

»Woher wißt Ihr dies?« rief Margarethe.

»Ich weiß es, weil ich ein Interesse dabei hatte, es zu erfahren,« antwortete der junge Prinz erbleichend, und die Stickerei an seinem Ärmel zerknitternd.

Margarethe fing an, das zu begreifen, was Catharina ganz leise zu Karl IX. gesagt hatte; aber sie stellte sich, als bliebe sie in ihrer Unwissenheit.

»Warum sagt Ihr mir das, mein Bruder?« erwiderte sie mit einer vortrefflich gespielten schwermütigen Miene. »Etwa um mich daran zu erinnern, daß Niemand mich liebt und an mir hängt eben so wenig die Menschen, welche die Natur mir als Beschützer verliehen hat, als derjenige, welchen die Kirche mir zum Gemahl gab?«

»Ihr seid ungerecht,« sprach lebhaft der Herzog von Alençon, und rückte seinen Stuhl noch näher zu Feind seiner Schwester, »ich liebe Euch und beschütze Euch.«

»Mein Bruder,« sagte Margarethe ihn fest anschauend, »Ihr habt mir etwas im Auftrage der Königin Mutter zu sagen?«

»Ich! Ihr täuscht Euch, meine Schwester, das ich schwöre ich. Was bringt Euch zu diesem Glauben?«

»Zu diesem Glauben bringt mich der Umstand, daß Ihr die Freundschaft, die Euch mit meinem Gemahle verband, abbrecht, daß Ihr die Sache des Königs von Navarra verlaßt.«

»Die Sache des Königs von Navarra?« versetzte der Herzog von Alençon ganz verblüfft.

»Ja, allerdings. Hört, Franz, sprechen wir offenherzig. Ihr habt zwanzigmal zugestanden, Ihr könntet Euch nicht Einer ohne den Andern erheben, ja nicht einmal aufrecht erhalten. Dieses Bündnis . . . «

»Ist unmöglich geworden, meine Schwester,« unterbrach sie der Herzog von Alençon.

»Und warum dies?«

»Weil der König Absichten mit Eurem Gatten hat. Ich bitte um Vergebung: wenn ich sage, Euer Gemahl, täusche ich mich; mit Heinrich von Navarra, sollte ich sagen. Unsere Mutter hat Alles erraten. Ich verband mich mit den Hugenotten, weil ich sie in Gunst glaubte; nun aber tötet man die Hugenotten, und in acht Tagen werden keine fünfzig mehr, im ganzen Königreich übrig bleiben. Ich reichte die Hand dem König von Navarra, weil er . . . Euer Gatte war. Nun aber ist er nicht mehr Euer Gatte. Was habt Ihr hierzu zu sagen? Ihr, die Ihr nicht nur die schönste Frau von Frankreich, sondern auch der stärkste Kopf des Landes seid.«

»Ich habe zu sagen,« versetzte Margarethe, »daß ich unsern Bruder Karl kenne. Gestern sah ich ihn, in einem von den Wutanfällen, von denen jeder sein Leben um zehn Jahre abkürzt. Ich habe zu sagen, daß sich diese Zufälle leider jetzt sehr häufig wiederholen, weshalb unser Bruder Karl aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr lange leben wird. Ich habe zu sagen, daß der König von Polen so eben gestorben ist und daß man viel davon spricht, an seiner Stelle einen Prinzen des Hauses Frankreich zu wählen. Ich habe endlich zu sagen, daß es, wenn die Umstände sich so darstellen, nicht der geeignete Augenblick ist, Verbündete zu verlassen, welche zur Stunde des Kampfes uns mit der Mitwirkung eines Volkes und mit der Hilfe eines Königreiches unterstützen können.«

»Und Ihr,« rief der Herzog, »habt Ihr nicht einen noch viel größeren Verrat an mir geübt, indem Ihr einen Fremden Eurem Bruder vorzogt!«

»Erklärt Euch, Franz, worin und wie habe ich Euch verraten?«

»Ihr habt gestern von dem König das Leben von Heinrich von Navarra erbeten.«

»Nun?« fragte Margarethe mit geheuchelter Naivität.

Der Herzog stand rasch auf, ging zweimal mit verwirrter Miene im Zimmer umher und nahm dann wieder die Hand von Margarethe.

Diese Hand war starr und eisig.

»Gott befohlen, meine Schwester,« sagte der Prinz, »Ihr wolltet mich nicht verstehen. Schreibt nur Euch selbst die Schuld wegen alles Unglücks zu, das geschehen dürfte.«

Margarethe erbleichte, blieb aber unbeweglich auf ihrer Stelle. Sie sah den Herzog von Alençon weggehen, ohne daß sie ein Zeichen machte, um ihn zurückzuhalten. Kaum hatte sie ihn aber im Korridor aus dem Gesichte verloren, als er wieder zurückkam.

»Hört, Margarethe,« sagte er, »ich habe vergessen, Euch Eines zu sagen. Morgen zu dieser Stunde ist der König von Navarra tot.«

Margarethe stieß einen Schrei aus; denn der Gedanke, daß sie das Werkzeug eines Mordes war, verursachte ihr einen Schrecken, den sie nicht überwinden konnte.

»Und Ihr werdet diesen Tod nicht verhindern?« sagte sie, »Ihr werdet Euren besten, Euren treuesten Verbündeten nicht retten?«

»Seit gestern ist mein Verbündeter nicht mehr der König von Navarra.«

»Und wer ist es denn?«

»Der Herzog von Guise. Die Hugenotten zerstörend, hat man Herrn von Guise zum König der Katholiken gemacht.«

»Und der Sohn von Heinrich II. erkennt einen Herzog von Lothringen als seinen König an?«

»Ihr habt heute Euren schlimmen Tag, Margarethe, und begreift nichts.«

»Ich gestehe, daß ich vergebens in Euren Gedanken zu lesen suche.«

»Meine Schwester, Ihr seid von eben so gutem Hause, als die Frau Prinzessin von Porcian. Von Guise ist nicht unsterblicher, als der König von Navarra. Nun wohl, Margarethe, setzt drei Dinge, drei durchaus mögliche Dinge: erstens, daß Monsieur zum König von Polen gewählt wird; zweitens, daß Ihr mich liebt, wie ich Euch liebe; nun, ich bin König von Frankreich, und Ihr . . . und

Ihr . . . seid Königin der Katholiken.«

Margarethe verbarg ihr Haupt in ihren Händen, geblendet von der Tiefe der Pläne dieses Jünglings, dem Niemand am Hofe einen Geist zuzuschreiben wagte.

»Aber,« fragte sie nach einem Augenblick des Stillschweigens, »Ihr seid also nicht eifersüchtig auf den Herzog von Guise, wie auf den König von Navarra?«

»Was geschehen ist, ist geschehen,« sprach der Herzog von Alençon mit dumpfer Stimme, »und wenn ich Grund gehabt habe, auf den Herzog von Guise eifersüchtig zu sein, nun wohl, so bin ich es gewesen.«

»Nur ein Umstand könnte das Gelingen dieses Planes scheitern machen, mein Bruder,« sprach Margarethe aufstehend.

»Welcher?«

»Der, daß ich Herrn von Guise nicht mehr liebe.«

»Und wen liebt Ihr denn?«

»Niemand.«

Der Herzog von Alençon schaute Margarethe mit dem Erstaunen eines Menschen an, der seinerseits nicht mehr begreift, und verließ das Gemach, einen Seufzer ausstoßend und mit seiner eisigen Hand seine Stirne pressend, die zu zerspringen drohte.

Margarethe blieb allein und in Gedanken versunken. Die Lage der Dinge fing an klar und scharf sich vor ihre Augen zu stellen. Der König hatte die Bartholomäusnacht machen lassen. Die Königin Catharina und der Herzog von Guise hatten sie gemacht. Der Herzog von Guise und der Herzog von Alençon verbanden sich, um so viel als möglich Nutzen aus den Verhältnissen zu ziehen. Der Tod des Königs von Navarra war eine natürliche Folge dieser großen Katastrophe. War der König von Navarra tot, so bemächtigte man sich seines Reiches. Margarethe blieb dann Witwe, ohne Thron, ohne Macht und ohne andere Aussicht, als ein Kloster, wo ihr nicht einmal der traurige Schmerz zu Teil geworden wäre, einen Gemahl zu beweinen, der nie ihr Gatte gewesen war.

So weit kam sie in ihren Gedanken, als die Königin Catharina sie fragen ließ, ob sie nicht mit dem ganzen Hofe eine Pilgerfahrt

nach dem Weißdorn des Cimetière des Innocens machen wollte.

Der erste Gedanke von Margarethe war, eine Teilnahme an dieser Cavalcade auszuschlagen; aber sie bedachte, daß sie dabei vielleicht Gelegenheit finden würde, etwas Neues über das Schicksal des Königs von Navarra zu erfahren, und dies entschied. Sie ließ also antworten: wenn man ein Pferd für sie bereit halten wollte, so würde sie sehr gerne Ihre Majestäten nach dem Cimetière des Innocens begleiten.

Fünf Minuten nachher meldete ihr ein Page, wenn sie herabkommen wollte, würde sich der Zug in Marsch setzen. Margarethe machte mit der Hand Gillonne ein Zeichen, um ihr den Verwundeten zu empfehlen, und stieg hinab.

Der König, die Königin Mutter, Tavannes und die vornehmsten Katholiken waren bereits zu Pferde. Margarethe warf einen raschen Blick auf die Gruppe, welche aus ungefähr zwanzig Personen bestand. Der König von Navarra war nicht dabei, wohl aber Frau von Sauves. Sie wechselte einen Blick mit ihr, und Margarethe begriff, daß die Geliebte ihres Gemahls ihr etwas zu sagen hatte.

Man begab sich auf den Weg und erreichte die Rue Saint-Honoré durch die Rue de Lastruce. Bei dem Anblick des Königs, der Königin Catharina und der katholischen Häupter scharte sich das Volk zusammen, folgte dem Zuge wie eine steigende Woge und rief: »Es lebe der König! Es lebe die Messe! Tod den Hugenotten!«

Dieses Geschrei wurde begleitet von dem Schwingen geröteter Schwerter und rauchender Büchsen, welche andeuteten, wie viel jeder Teil an dem finsternen Ereignisse genommen hatte, das in Erfüllung gegangen war.

Als man zu der Höhe der Rue des Prouvelles gelangte, begegnete man Menschen, welche einen Leichnam ohne Kopf schleppten; es war der des Admirals. Diese Menschen waren im Begriff, ihn in Montfaucon an den Füßen aufzuhängen.

Man ritt in den Cimetière des Innocens durch das Thor hinein, das sich der Rue des Chapes gegenüber öffnete. Von dem Besuche des Königs und der Königin Mutter in Kenntnis gesetzt, erwarteten die Geistlichen Ihre Majestäten, um sie anzureden.

Frau von Sauves benützte den Augenblick, wo Catharina auf die Rede hörte, die man an sie hielt, um sich der Königin von Navarra zu nähern und sie um Erlaubnis zu bitten, ihr die Hand küssen zu dürfen. Margarethe streckte den Arm nach ihr aus. Frau von Sauves näherte ihre Lippen der Hand der Königin und schob ihr, während sie dieselbe küßte, ein kleines zusammengerolltes Papier in den Ärmel.

So rasch und so heimlich auch Frau von Sauves sich zurückgezogen hatte, so war es doch Catharina nicht entgangen. Sie wandte sich in dem Augenblicke um, wo ihre Ehrendame die Hand der Königin küßte.

Die zwei Frauen sahen diesen Blick, der wie ein Blitz zu ihnen drang, aber sie verrieten keine Bewegung. Frau von Sauves entfernte sich nun von Margarethe und nahm ihren Platz wieder bei Catharina ein.

Als diese die Rede, die man an sie hielt, beantwortet hatte, machte sie mit dem Finger und lächelnd der Königin von Navarra ein Zeichen, sich ihr zu nähern.

Margarethe gehorchte.

»Ei! meine Tochter,« sagte die Königin Mutter, in ihrem italienischen Patois, »Ihr habt also große Freundschaft mit Frau von Sauve?«

Margarethe lächelte und antwortete, ihrem schönen Gesichte den bittersten Ausdruck verleihend, den sie finden konnte.

»Ja, meine Mutter, die Schlange ist gekommen, um mich in die Hand zu beißen.«

»Oh, oh,« sprach Catharina lächelnd, »Ihr seid, glaube ich, eifersüchtig.«

»Ihr täuscht Euch, Madame,« versetzte Margarethe, »ich bin nicht mehr eifersüchtig auf den König von Navarra, als der König von Navarra in mich verliebt ist. Nur weiß ich meine Freunde von meinen Feinden zu unterscheiden. Ich liebe den, welcher mich liebt, und hasse den, welcher mich haßt. Wäre ich ohne dieses Eure Tochter, Madame?«

Catharina lächelte auf eine Weise, aus der Margarethe verstehen konnte, daß, wenn sie irgend einen Verdacht gehabt hatte, dieser Verdacht verschwunden war.

In diesem Augenblick zogen überdies neue Pilger die Aufmerksamkeit der erhabenen Versammlung an.

Der Herzog von Guise erschien, begleitet von einer Truppe von einem neuen Blutbade noch völlig erhitzter Edelleute. Sie eskortierten eine reich ausgeschmückte Sänfte, welche vor dem Könige anhielt.

»Die Herzogin von Nevers!« rief Karl IX »Sie komme herbei, um die Komplimente in Empfang zu nehmen . . . diese schöne, feste, Katholikin. Was hat man mir doch gesagt, meine Base? Ihr habet von Eurem Fenster auf Hugenotten gebürscht, und sogar einen mit einem Steinwurfe getötet?«

Die Herzogin von Nevers errötete im höchsten Maße und sagte mit leiser Stimme, vor dem König niederkniend:

»Sire, es ist im Gegenteil ein verwundeter Katholik, den ich aufzunehmen das Glück gehabt habe.«

»Gut, gut, meine Base. Es gibt zwei Arten mir zu dienen, die eine besteht darin, daß man meine Feinde ausrottet, die andere, daß man meinen Freunden Hilfe gewährt. Man tut, was man tun kann, und ich bin überzeugt, daß Ihr, wenn Ihr mehr vermocht hättet, es getan haben würdet.«

Während dieser Zeit schrie das Volk, als es das zwischen dem Hause Lothringen und Karl IX. herrschende gute Einverständnis sah, aus vollem Halse: »Es lebe der König! Es lebe der Herzog von Guise! Es lebe die Messe!«

»Kommt Ihr mit uns in den Louvre zurück, Henriette?« sagte die Königin Mutter zu der schönen Herzogin.

Margarethe berührte ihre Freundin mit dem Ellenbogen. Diese verstand das Zeichen und antwortete: »Nein, Madame, wenn es Eure Majestät mir nicht befiehlt, denn ich habe in der Stadt mit Ihrer Majestät der Königin von Navarra zu tun.«

»Und was wollt Ihr mit einander machen?« fragte Catharina.

»Sehr seltene griechische Bücher sehen, welche man bei einem alten protestantischen Pfarrer gefunden, nach dem Turme Saint-Jarques-La-Boucherie gebracht hat,« antwortete Margarethe.

»Ihr würdet besser daran tun, die lebenden Hugenotten von dem Pont aux Moulins in die Seine werfen zu sehen,« sagte Karl

IX. »Das ist der Plan guter Franzosen.«

»Wir werden dahin gehen, wenn es Euerer Majestät gefällt,« antwortete die Herzogin von Nevers.

Catharina warf einen Blick des Misstrauens auf die zwei jungen Frauen; stets lauernd, deutete Margarethe denselben und schaute mit sehr ängstlicher Miene sich hin- und herdrehend, in großer Unruhe im Kreise umher.

Diese geheuchelte oder wahre Unruhe entging Catharina nicht.

»Was sucht Ihr?« sprach sie.

»Ich suche . . . ich sehe nicht mehr . . . «

»Wen sucht Ihr, wen seht Ihr nicht mehr?«

»Die Sauves,« antwortete Margarethe. »Sollte sie nach dem Louvre zurückgekehrt sein?«

»Sagte ich Dir nicht, Du wärest eifersüchtig,« flüsterte Catharina ihrer Tochter in das Ohr. »**O bestia!** . . . Vorwärts, Henriette,« fuhr sie, die Achseln zuckend fort, »bringt die Königin von Navarra weg.«

Margarethe stellte sich, als ob sie immer noch umherschaute, neigte sich dann an das Ohr ihrer Freundin und sagte zu ihr:

»Führe mich rasch von hinnen; ich habe Dir Dinge von der höchsten Wichtigkeit mitzuteilen.«

Die Herzogin verbeugte sich vor Karl IX. und vor Catharina und sprach dann zu der Königin von Navarra:

»Wird Eure Majestät die Gnade haben, in meine Sänfte zu steigen?«

»Gern; nur werdet Ihr genötigt sein, mich nach dem Louvre zurückzuführen.«

»Meine Sänfte, wie meine Leute, wie ich selbst,« antwortete die Herzogin, »stehen Euerer Majestät zu Befehl.«

Die Königin Margarethe stieg in die Sänfte, und auf ein Zeichen, das sie machte, folgte ihr die Herzogin von Nevers und nahm ehrfurchtsvoll auf dem Vordersitze Platz.

Catharina und ihre Edelleute kehrten auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren, nach dem Louvre zurück; nur sah man die Königin Mutter auf dem ganzen Zuge ohne Unterlaß dem König, diesem wiederholt Frau von Sauves bezeichnend, in das

Ohr sprechen.

Und so oft sie Frau von Sauves bezeichnete, lachte der König, wie Karl IX. lachte, das heißt mit einem Lachen unheilswangerer, als eine Drohung.

Sobald Margarethe fühlte, daß die Sänfte sich in Bewegung setzte, und das durchdringende Forschen von Catharina nicht mehr zu befürchten hatte, zog sie rasch aus ihrem Ärmel das Billett von Frau von Sauves hervor und las folgende Worte:

»Ich habe Befehl erhalten, dem König von Navarra diesen Abend zwei Schlüssel zuzustellen: der eine ist der des Zimmers, in welchem er eingeschlossen ist, der andere ist der des meinigen. Es ist mir eingeschärft, ihn von seinem Eintritte bei mir bis morgen früh um sechs Uhr zu behalten.«

»Eure Majestät überlege, Eure Majestät entscheide, Eure Majestät zähle mein Leben für nichts.«

»Es unterliegt keinem Zweifel mehr,« murmelte Margarethe, »die arme Frau ist das Werkzeug, dessen man sich bedienen will, um uns Alle zu Grunde zu richten. Aber wir wollen sehen, ob die Königin Margot, wie mich mein Bruder Karl nennt, sich so leicht zu einer Nonne machen läßt.«

»Von wem ist dieser Brief?« fragte die Herzogin von Nevers auf das Papier deutend, das Margarethe mit einer so großen Aufmerksamkeit gelesen und wieder gelesen hatte.

»Oh! Herzogin, ich habe Dir viele Dinge zu sagen,« antwortete Margarethe, das Papier in tausend und aber tausend Stücke zerreißend.

XII.

Vertrauliche Mitteilung.

»Vor Allem, wohin gehen wir?« fragte Margarethe, »nicht auf den Pont aux Moulins, denke ich; ich habe seit gestern genug solcher Schlächtereien gesehen, meine arme Henriette.«

»Ich nahm mir die Freiheit, Eure Majestät zu führen . . . «

»Zuerst und vor Allem bittet Dich meine Majestät, Ihre Majestät zu vergessen . . . Du führtest mich also . . . «

»Nach dem Hotel Guise, wenn Ihr nichts Anderes bestimmt.«

»Nein, nein, Henriette, gehen wir zu Dir. Der Herzog von Guise ist nicht dort? Dein Gatte ebenfalls nicht?«

»Oh, nein!« rief die Herzogin mit einer Freude, welche ihre schönen Augen funkeln machte, »nein! weder mein Schwager, noch mein Gemahl, noch irgend Jemand! Ich bin frei, frei wie die Luft, frei wie der Vogel, frei wie die Wolken . . . frei, meine Königin, hört Ihr? Begreift Ihr, welches Glück in dem Worte frei liegt? . . . Ich komme, ich gehe, ich befehle! Oh, arme Königin! Ihr seid nicht frei, Ihr; Ihr seufzt auch.«

»Du kommst, Du gehst, Du befiehlst! Dient Dir Deine Freiheit nur hierzu? Sprich, Du bist sehr heiter, nur wegen Deiner Freiheit allein?«

»Eure Majestät hat mir versprochen, die vertraulichen Mitteilungen zu eröffnen.«

»Abermals meine Majestät; höre, wir werden uns ärgern, Henriette. Hast Du unsere Übereinkunft vergessen?«

»Nein, Eure achtungsvolle Dienerin vor der Welt, Deine tolle Vertraute unter vier Augen. Ist es nicht so, Madame, ist es nicht so, Margarethe?«

»Ja, ja,« sagte Margarethe lächelnd.

»Weder Rivalitäten des Hauses, noch Treulosigkeiten der Liebe, Alles gut, Alles offenherzig; ein Offensiv- und Defensivbund, einzig und allein in der Absicht, das ephemere Wesen, Glück genannt, zu suchen und wenn wir es finden, im Fluge zu haschen.«

»Gut, meine Herzogin, so ist es, und um diesen Vertrag zu erneuern, küsse mich.«

Und die zwei reizenden Köpfe, der eine bleich und von Schwermut verschleiert, der andere rosig, blond und lachend, näherten sich anmutreich und vereinigten ihre Lippen, wie sie ihre Gedanken vereinigt hatten.

»Was gibt es also Neues?« fragte die Herzogin, einen gierigen Blick auf Margarethe heftend.

»Ist denn seit zwei Tagen nicht Alles neu?«

»Oh! ich spreche von der Liebe und nicht von der Politik. Wenn wir das Alter von Dame Catharina, einer Mutter, haben werden, so wollen wir Politik treiben. Aber wir zählen erst zwanzig Jahre, meine schöne Königin. Sprechen wir von etwas Anderem. Solltest Du wirklich ganz und gar verheiratet sein?«

»Mit wem?« sagte Margarethe lachend.

»Ah! Du beruhigst mich in der Tat.«

»Henriette, was Dich beruhigt, erschreckt mich. Herzogin ich muß verheiratet sein.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Ah, bah! wirklich? Arme Freundin! Ist es nothwendig?«

»Durchaus.«

»Mordi! wie einer von meinen Bekannten sagt, das ist sehr traurig.«

»Du kennst also Einen, der Mordi! Sagt?« fragte lachend Margarethe.

»Ja.«

»Und wer ist der Eine?«

»Du fragst mich immer, während es an Dir ist, zu sprechen. Vollende, und ich werde anfangen.«

»Zwei Worte, höre: Der König von Navarra ist verliebt und will nichts von mir. Ich bin nicht verliebt, aber ich will auch nichts von ihm. Indessen müssen wir, das Eine und das Andere, unsere Ansichten verändern oder wenigstens zwischen heute und morgen das Ansehen haben, als veränderten wir dieselben.«

»Nun wohl, so ändere Dich, und Du kannst überzeugt sein, daß

er sich auch ändern wird.«

»Gerade darin liegt die Unmöglichkeit, denn ich bin weniger als je geneigt, meine Gesinnung zu verändern.«

»Hoffentlich nur in Beziehung auf Deinen Gemahl.«

»Henriette, ich habe ein Bedenken.«

»Ein Bedenken, worüber?«

»Über die Religion. Machst Du einen Unterschied zwischen den Hugenotten und Katholiken?«

»In der Politik?«

»Ja.«

»Allerdings.«

»Aber in der Liebe?«

»Meine teure Freundin, wir Frauen sind solche Heidinnen, daß wir alle Sekten zulassen und mehrere Götter anerkennen.«

»In einem Einzigem nicht wahr?«

»Ja,« sprach die Herzogin mit einem von Heidentum funkelnden Blicke, »ja, denjenigen, welcher sich Eros, Cupido, Amor nennt, denjenigen, welcher einen Köcher, eine Binde und Flügel hat. Mordi! Es lebe die Frömmigkeit!«

»Du hast übrigens eine ausschließliche Manier, zu beten; Du wirfst den Hugenotten Steine auf den Kopf.«

»Ah, laß Dir sagen, Margarethe, wie die besten Gedanken, wie die schönsten Handlungen sich durch den Mund des Pöbels völlig travestieren.«

»Des Pöbels? Es scheint mir, mein Bruder Karl beglückwünschte Dich.«

»Dein Bruder, Karl, Margarethe, ist ein großer Jäger, der den ganzen Tag hindurch Waldhorn bläst, was ihn sehr mager macht . . . Ich verwerfe ihn also bis auf seine Komplimente. Übrigens habe ich Deinem Bruder Karl geantwortet . . . Hast Du meine Erwiderung nicht gehört?«

»Nein, Du sprachst so leise!«

»Desto besser, sonst hätte ich Dir nichts mehr Neues mitzuteilen. Nun das Ende Deiner Mitteilung, Margarethe? . . . «

»Ist, daß . . . daß . . . «

»Sprich doch!«

»Ist,« versetzte die Königin lachend, »daß ich mich einer Vertraulichkeit enthalten würde, wenn der Stein, von dem mein Bruder Karl sprach, geschichtlich wäre.«

»Gut,« rief Henriette, »Du hast einen Hugenotten gewählt. Sei unbesorgt: um Dein Gewissen zu beruhigen, verspreche ich Dir, bei der ersten Gelegenheit auch einen zu wählen.«

»Ah, es scheint, Du hast diesmal einen Katholiken genommen.«

»Mordi!« versetzte die Herzogin.

»Gut, gut, ich begreife.«

»Und wie ist unser Hugenott?«

»Ich habe ihn nicht gewählt; dieser junge Mensch ist mir nichts, und wird mir wahrscheinlich nie etwas sein.«

»Aber wie ist er denn? Das hindert Dich nicht, es mir zu sagen, denn Du weißt, wie neugierig ich bin.«

»Ein armer, junger Mann, schön, wie der Nisus von Benvenuto Cellini, . . . der sich in meine Gemächer geflüchtet hat.«

»Oho! Du hattest ihn nicht ein wenig berufen?«

»Armer Junge! Lache nicht zu sehr, Henriette; denn in diesem Augenblicke schwebt er vielleicht noch zwischen Leben und Tod.«

»Er ist also krank?«

»Er ist schwer verwundet.«

»Ein verwundeter Hugenott ist besonders in den Tagen, in denen wir uns befinden, sehr lästig; und was wirst Du mit dem Verwundeten machen?«

»Er ist in meinem Kabinett; ich verberge ihn und will ihn retten.«

»Er ist schön, er ist jung, er ist verwundet. Du verbirgst ihn in Deinem Kabinett? Du willst ihn retten? Dieser Hugenott wird sehr undankbar sein, wenn er nicht zu dankbar ist.«

»Ich fürchte, er ist das bereits mehr, als ich wünschte.«

»Und er interessiert Dich, dieser arme, junge Mann?«

»Nur aus Menschenfreundlichkeit.«

»Oh, die Menschenfreundlichkeit, meine arme Königin, ist stets gerade die Tugend, die uns Frauen zu Grunde richtet.«

»Ja, und Du begreifst, wie jeden Augenblick der König, der Herzog von Alençon, meine Mutter und sogar mein Gemahl, in meine Wohnung kommen können.«

»Du willst mich also bitten, Deinen kleinen Hugenotten zu behalten, so lange er krank ist, unter der Bedingung, Dir denselben zurückzugeben, wenn er genesen ein wird?«

»Lacherin!« sagte Margarethe, »nein, ich schwöre Dir, daß ich die Dinge nicht auf so ferne vorbereite. Nur wäre ich Dir in der Tat dankbar, wenn Du ein Mittel finden könntest, den armen Jungen zu verbergen, wenn Du das Leben erhalten könntest, das ich gerettet habe. Du bist frei im Hotel Guise, Du hast weder einen Schwager, noch einen Gemahl, der Dich bespählt oder Dir Zwang anlegt, und überdies hast Du hinter Deinem Zimmer, wo zu Deinem Glücke, meine liebe Henriette, Niemand einzutreten berechtigt ist, ein dem meinigen ähnliches großes Kabinett. Leihe mir dieses Kabinett für meinen Hugenotten, und wenn er geheilt ist, öffnest Du ihm den Käfig, und er fliegt aus.«

»Dagegen erhebt sich nur eine Schwierigkeit, liebe Königin, der Käfig ist besetzt.«

»Wie, Du hast also auch Einen gerettet?«

»Gerade das ist es, was ich Deinem Bruder antwortete.«

»Ah, ich begreife. Deshalb sprachst Du so leise, das ich Dich nicht hören konnte.«

»Höre, Margarethe, es ist eine bewunderungswürdige Geschichte, nicht minder schön, nicht minder poetisch, als die Deinige. Nachdem ich Dir sechs von meinen Wachen gelassen hatte, kehrte ich mit den sechs andern in das Hotel Guise zurück und sah dem Plündern und Brennen eines Hauses zu, das von dem Hotel meines Bruders nur durch die Rue des Quatre-Fils getrennt ist, als ich plötzlich Frauen schreien und Männer fluchen hörte. Ich gehe auf den Balcon vor und sehe zuerst ein Schwert, dessen Feuer ganz allein die Szene zu erleuchten schien. Ich bewundere dieses furchtbare Schwert: ich liebe die schönen Dinge! . . . Dann suche ich natürlich den Arm zu unterscheiden, der es in Bewegung setzt, und der Körper, dem dieser Arm gehört. Mitten unter dem Geschrei, unter den Streichen unterscheide ich endlich den Mann, und sehe . . . einen Helden, meine Königin, einen Telamonios Ajax; ich höre eine Stimme, eine Stentorstimme; ich begeistere mich und zittere am ganzen Leibe, bebe bei jedem Schlag, von dem er bedroht ist, bei jedem Streich, den er führt. Das war eine Gemütsbewegung von einer

Viertelstunde, meine Königin, wie ich sie nie gefühlt, wie ich sie nie nur möglich gehalten habe. Ich stand keuchend, starr, stumm, als plötzlich mein Held verschwand.«

»Wie dies?«

»Unter einem Steine, den ihm eine alte Frau zuschleuderte. Dann fand ich, wie Cyrus, meine Stimme wieder, und rief: Zu Hilfe! Herbei! zu Hilfe! Unsere Wachen erschienen, ergriffen ihn, hoben ihn auf und trugen ihn in das Zimmer, das Du für Deinen Schützling von mir verlangst.«

»Ach! ich begreife diese Geschichte um so mehr, teure Henriette, als sie beinahe die meinige ist.«

»Nur mit dem Unterschied, meine Königin, daß ich, meinem König und meiner Religion dienend, Herrn Annibal von Coconnas nicht wegzuschicken brauche.«

»Er nennt sich Annibal von Coconnas?« versetzte Margarethe, in ein Lachen ausbrechend.

»Nicht wahr, das ist ein furchtbarer Name?« sprach Henriette. »Nun wohl, derjenige, welcher ihn führt, ist desselben würdig. Mord! welch ein Kämpfe! und wie viel Blut hat er vergossen! Nimm Deine Maske vor, Königin, wir sind am Hotel.«

»Warum soll ich meine Maske vornehmen.«

»Weil ich Dir meinen Helden zeigen will.«

»Ist er schön?«

»Er kam mir während des Kampfes herrlich vor. Allerdings ereignete sich dies bei Nacht und beim Schimmer der Flammen. Ich gestehe, diesen Morgen beim Tageslichte schien er mir ein wenig zu verlieren. Doch glaube ich, Du wirst mit ihm zufrieden sein.«

»Mein Schützling ist also vom Hotel Guise zurückgewiesen? Das tut mir leid, denn es ist der letzte Ort, wo man einen Hugenotten suchen würde.«

»Keineswegs, ich lasse ihn diesen Abend hierher bringen. Man legt den Einen in den Winkel rechts, den andern in den Winkel links.«

»Aber wenn sie sich, der Eine als einen Protestanten, der Andere als einen Katholiken erkennen, werden sie sich verschlingen.«

»Oh! es ist keine Gefahr, Herr von Coconnas hat einen Hieb in das Gesicht bekommen, daß er beinahe nichts sehen kann. Dein Hugenott hat einen Stich in die Brust erhalten, daß er sich beinahe nicht zu rühren vermag. Und dann schärfst Du ihm ein, er solle völliges Stillschweigen in Beziehung auf die Religion beobachten, und Alles wird auf das Beste gehen.«

»Gut, es sei.«

»Treten wir ein. Das ist abgemacht!«

»Ich danke,« sagte Margarethe, ihrer Freundin die Hand drückend.

»Hier, Madame, werdet Ihr wieder Majestät,« sprach die Herzogin von Nevers, »erlaubt mir, Euch die Honneurs des Hotel Guise zu machen, wie sie der Königin von Navarra gemacht werden müssen.«

Und die Herzogin setzte, aus dem Wagen steigend, beinahe ein Knie auf die Erde, um Margarethe herauszuhelfen. Dann deutete sie mit der Hand auf die Türe des von zwei Schildwachen, welche die Büchse in der Faust hielten, bewachten Hotels, und folgte auf einige Schritte der Königin, welche majestätisch vor der Herzogin voranschritt, während diese ihre demütige Haltung beobachtete, so lange sie gesehen werden könnte. In Zimmer gelangt, schloß die Herzogin ihre Türe, rief rasch ihre sizilianische Kammerfrau und fragte in italienischer Sprache:

»Mica, wie geht es dem Herrn Grafen?«

»Immer besser,« antwortete diese.

»Und was macht er?«

»Er nimmt, glaube ich, in diesem Augenblicke etwas zu sich, Madame.«

»Schön,« sagte Margarethe, »die Wiederkehr des Appetits ist ein gutes Zeichen.«

»Oh! es ist wahr, ich vergaß, das Du eine Schülerin von Ambroise Paré bist. Gehe, Mica.«

»Du schickst sie weg?«

»Ja, damit sie Wache hält.«

Mica entfernte sich.

»Willst Du nun bei ihm eintreten.« sprach die Herzogin »oder soll ich ihn kommen lassen?«

»Weder das Eine, noch das Andere; ich wünschte ihn zu sehen, ohne gesehen zu werden.«

»Was ist Dir daran gelegen, da Du Deine Maske hast?«

»Er kann mich an meinen Haaren, an meinen Händen an meinen Juwelen erkennen.«

»Oh! wie klug ist doch meine schöne Königin seit ihrer Verheiratung.«

Margarethe lächelte.

»Ich sehe nur ein Mittel,« fuhr die Herzogin fort.

»Welches?«

»Du müßtest durch das Schlüsselloch schauen.«

»Es sei, führe mich.«

Die Herzogin nahm Margarethe bei der Hand, führte sie an eine Türe, über welche ein Vorhang herabfiel, beugte sich auf ein Knie und näherte ihr Auge der Öffnung, welche der fehlende Schlüssel ließ.

»Vortrefflich,« sagte sie, »er ist bei Tische und hat das Gesicht unserer Seite zugewendet. Komm.«

Die Königin Margarethe nahm den Platz ihrer Freundin ein und näherte ihr Auge ebenfalls dem Schlüsselloch. Coconnas saß, wie die Herzogin gesagt hatte, an einem ausgezeichnet bestellten Tische, welchem alle Ehre zu machen seine Wunden ihn nicht verhinderten.

»Ah, mein Gott!« rief Margarethe zurückweichend. »Was gibt es denn?« fragte die Herzogin erstaunt.

»Unmöglich! Nein! Ja! Oh, bei meiner Seele, er ist es!«

»Wer denn?«

»Stille,« sprach Margarethe sich erhebend und die Herzogin bei der Hand ergreifend. »Derjenige, welcher meinen Hugenotten töten wollte, der ihn bis in mein Zimmer, in meine Arme verfolgte. Oh! welches Glück, Henriette, daß er mich nicht erblickt hat.«

»Nun, da Du ihn bei der Arbeit gesehen, war er nicht schön?«

»Ich weiß nicht,« sagte Margarethe, »denn ich betrachtete den, welchen er verfolgte.«

»Und der, welchen er verfolgte, hieß?«

»Du wirst seinen Namen nicht vor ihm aussprechen?«

»Nein, ich gelobe es Dir.«

»Herr de La Mole.«

»Und wie findest Du ihn jetzt?«

»Herrn de la Mole?«

»Nein, Herrn von Coconnas.«

»Meiner Treue, ich gestehe, ich finde ihn . . . «

Sie hielt inne.

»Aha!« sprach die Herzogin, »ich sehe, Du grollst ihm noch wegen der Wunde, die er Deinem Hugenotten beigebracht hat.«

»Mir scheint es,« versetzte Margarethe lachend, »daß mein Hugenott ihm nichts schuldig ist, und daß der Hieb, den er ihm in's Gesicht versetzt hat . . . «

»Sie sind also quitt!, und wir können sie versöhnen. Schicke mir Deinen Verwundeten.«

»Nein, noch nicht, später.«

»Wann?«

»Sobald Du dem Deinigen ein anderes Zimmer geliehen haben wirst.«

»Welches denn?«

Margarethe schaute ihre Freundin lachend an, die sie nach kurzem Stillschweigen ebenfalls anschaute und laut lachte.

»Wohl, es sei,« sprach die Herzogin. »Freundschaft mehr als je.«

»Stets aufrichtige Freundschaft,« antwortete die Königin.

»Und das Lösungswort, das Erkennungszeichen, sollten wir des einen oder des andern bedürfen?«

»Der dreifache Name Deines dreifachen Gottes: *Eros, Cupido, Amor*.«

Und die zwei Frauen verließen sich, nachdem sie sich zum zweiten Male geküßt und zum zwanzigsten Male die Hand gedrückt hatten.

XIII.

Wie es Schlüssel gibt, welche Türen öffnen, für die sie nicht bestimmt sind.

Die Königin von Navarra fand, in den Louvre zurückkehrend, Gillonne in großer Aufregung. Frau von Sauves war in ihrer Abwesenheit erschienen und hatte den ihr von der Königin Mutter eingehändigten Schlüssel gebracht. Dieser Schlüssel war der des Zimmers, in welchem sich Heinrich eingeschlossen befand. Es unterlag keinem Zweifel, es war für die Königin zur Ausführung irgend eines Planes eine Notwendigkeit, daß der Bearner die Nacht bei Frau von Sauves zubrachte.

Margarethe nahm den Schlüssel und drehte ihn in den Händen hin und her. Sie ließ sich von den geringsten Worten von Frau von Sauves Bericht erstatten, wog sie Buchstabe für Buchstabe in ihrem Geiste ab und glaubte endlich den Plan von Catharina durchschaut zu haben.

Sie nahm eine Feder, Tinte und schrieb auf ein Papier:

*»Statt diesen Abend zu Frau von Sauves zu geben, kommt
zu der Königin von Navarra*

Margarethe.«

Dann rollte sie das Papier zusammen, steckte es in die Höhlung des Schlüssels und befahl Gillonne, diesen Schlüssel, sobald die Nacht gekommen wäre, unter der Türe des Gefangenen durchzustecken.

Als dieses Geschäft abgemacht war, dachte Margarethe an den armen Verwundeten, schloß alle Türen, trat in sein Kabinett, und fand zu ihrem großen Erstaunen La Mole wieder in seinem noch ganz zerrissenen und von Blut befleckten Kleide.

Als er sie erblickte, versuchte er es, aufzustehen; aber noch ganz wankend, vermochte er sich nicht aufrecht zu erhalten und fiel wieder auf das Canape zurück, aus welchem man ein Bett gemacht hatte.

»Aber was geht denn vor, mein Herr,« fragte Margarethe, »und warum befolgt Ihr so schlecht die Vorschriften Eures Arztes? Ich hatte Euch Ruhe empfohlen, und statt mir zu gehorchen, tut Ihr gerade das Gegenteil von dem, was ich gesagt habe.«

»Oh! Madame,« sprach Gillonne, »es ist durchaus nicht mein Fehler, ich habe den Herrn Grafen gebeten, ich habe ihn angefleht, diese Torheit nicht zu begehen; aber er erklärte mir, nichts würde ihn länger im Louvre zurückhalten.«

»Den Louvre verlassen!« sprach Margarethe und schaute erstaunt den jungen Mann an, der die Augen niederschlug, »das ist unmöglich. Ihr könnt nicht gehen; Ihr seid bleich und kraftlos; man sieht Eure Knie zittern. Diesen Morgen hat Eure Wunde an der Schulter noch geblutet.«

»Madame«, antwortete der junge Mann, »so sehr ich Euerer Majestät dankbar dafür bin, daß sie mir gestern Abend ein Asyl gegeben hat, eben so sehr flehe ich sie an, mir die Erlaubnis zu geben, heute von hinnen zu gehen.«

»Aber ich weiß nicht, wie ich einen so tollen Entschluß deuten soll?« sprach Margarethe verwundert. »Das ist schlimmer, als Undankbarkeit.«

»Oh, Madame!« rief La Mole, die Hände faltend, »glaubt mir, weit entfernt, undankbar zu sein, hegt mein Herz ein Gefühl der Dankbarkeit, das mein ganzes Leben hindurch dauern wird.«

»Dann wird es nicht lange dauern,« sprach Margarethe, bewegt durch diesen Ton, der keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Worte übrig ließ, »denn entweder werden sich Eure Wunden wieder öffnen, und Ihr sterbt am Blutverluste, oder man erkennt Euch als einen Hugenotten, und Ihr geht nicht hundert Schritt ohne daß man Euch den Garaus macht.«

»Dennoch muß ich den Louvre verlassen,« murmelte La Mole.

»Ihr müßt!« sagte Margarethe, ihn mit ihrem klaren, tiefen Blicke anschauend; dann leicht erbleichend, fügte sie bei: »Oh! ja, ich begreife. Um Vergebung, mein Herr: ohne Zweifel ist außerhalb des Louvre eine Person, welche Eure Abwesenheit in grausame Unruhe versetzt. Das ist ganz richtig, Herr de La Mole, es ist ganz natürlich, und ich sehe es wohl ein. Warum habt Ihr es mir nicht sogleich gesagt? oder vielmehr, warum habe ich nicht

selbst daran gedacht? Wenn man Gastfreundschaft übt, ist es eine Pflicht, die Neigungen seines Gastes zu beschützen, wie man seine Wunden verbindet, das Gemüt zu pflegen, wie man den Leib pflegt.«

»Oh! Madame, Ihr täuscht Euch sehr, ich bin beinahe allein in der Welt und ganz allein in Paris, wo mich Niemand kennt. Mein Mörder ist der erste Mann, den ich in dieser Stadt gesprochen habe, und Eure Majestät ist die erste Frau, die das Wort an mich gerichtet hat.«

»Warum wollt Ihr aber gehen?« sprach Margarethe erstaunt.

»Weil sich Eure Majestät in der vergangenen Nacht keine Ruhe gegönnt hat,« sprach La Mole, »und weil diese Nacht . . . «

Margarethe errötete.

»Gillonne,« sagte sie, »nun ist es Nacht, ich denke, es ist Zeit, daß Du den Schlüssel fortträgst.«

Gillonne lächelte und ging ab.

»Aber wenn Ihr allein, ohne Freunde in Paris seid, was werdet Ihr machen?« fragte Margarethe.

»Madame, ich werde bald Freunde haben; denn während ich verfolgt wurde, dachte ich an meine Mutter, welche eine Katholikin war. Es kam mir vor, als sähe ich sie vor mir her, ein Kreuz in der Hand, auf dem Wege nach dem Louvre laufen, und ich tat ein Gelübde, die Religion meiner Mutter wieder anzunehmen, wenn mir Gott das Leben erhalten würde. Gott hat mehr getan, als mir das Leben erhalten, Madame, er hat mir einen seiner Engeln geschickt, um es mich lieben zu lassen.«

»Aber Ihr könnt nicht gehen; ehe Ihr hundert Schritte gemacht nahe, werdet Ihr ohnmächtig niedersinken.«

»Madame, ich habe mich heute in diesem Kabinett versucht, ich gehe allerdings langsam und unter Schmerzen; aber komme ich nur bis auf den Platz vor dem Louvre, so mag geschehen was da will.«

Margarethe stützte ihren Kopf auf die Hand und dachte nach.

»Und der König von Navarra?« sagte sie mit Absicht, »Ihr sprecht mir nicht mehr von ihm? Verändert Ihr die Religion, so habt Ihr die Hoffnung verloren, in seinen Dienst zu treten.«

»Madame,« antwortete La Mole erbleichend, »Ihr berührt die

wahre Ursache meines Abganges . . . Ich weiß, daß der König von Navarra die größte Gefahr läuft und daß der ganze Kredit Eurer Majestät als Tochter von Frankreich kaum hinreichend sein wird, um sein Haupt zu retten.«

»Wie, mein Herr?« fragte Margarethe, »was wollt Ihr damit sagen und von welcher Gefahr sprecht Ihr?«

»Madame,« antwortete La Mole zögernd, »von dem Kabinett aus, in welchem ich mich befinde, hört man Alles.«

»Das ist wahr,« murmelte Margarethe für sich allein, »Herr von Guise hat es mir bereits gesagt.«

Dann fügte sie laut bei:

»Nun, was habt Ihr denn gehört?«

»Zuerst das Gespräch, das Eure Majestät diesen Morgen mit ihrem Bruder hatte.«

»Mit Franz?« rief Margarethe errötend.

»Mit dem Herzog von Alençon, ja, Madame. Dann nach Eurem Abgange das von Mademoiselle Gillonne mit Frau von Sauves.«

»Und es sind diese zwei Gespräche . . . «

»Ja, Madame. Seit kaum acht Tagen verheiratet, liebt Ihr Euren Gemahl. Euer Gemahl wird kommen, wie der Herzog von Alençon und Frau von Sauves gekommen sind. Er wird Euch seine Geheimnisse mitteilen. Nun, ich soll sie nicht hören; ich wäre indiskret, und ich kann nicht, ich soll nicht, und vor Allem ich will es nicht sein.«

Durch den Ton, mit welchem La Mole die letzten Worte aussprach, durch die Unruhe seiner Stimme, durch sein verlegenes Wesen wurde Margarethe wie durch eine plötzliche Offenbarung erleuchtet.

»Ah,« sagte sie, »Ihr habt von dem Kabinett aus Alles gehört, was bis jetzt in diesem Zimmer gesprochen worden ist?«

»Ja, Madame.«

Diese Worte wurden kaum geseufzt.

»Und Ihr wollt diese Nacht, diesen Abend von hier fort, um nicht mehr zu hören?«

»Sogleich, Madame, wenn Eure Majestät es mir zu erlauben die Gnade haben will.«

»Armes Kind!« sprach Margarethe mit einem seltsamen Tone zarten Mitleids.

Erstaunt über eine so weiche Antwort, während er eine ungestüme Erwiderung erwartete, hob La Mole das Haupt. Sein Blick begegnete dem von Margarethe und blieb wie durch eine magnetische Macht an dem durchsichtigen, tiefen Blicke der Königin geheftet.

»Ihr fühlt Euch also unfähig, ein Geheimnis zu bewahren, Herr de La Mole?« sprach mit sanftem Tone Margarethe, welche, über die Lehne ihres Stuhles geneigt, halb unter dem Schatten eines schweren Vorganges verborgen, sich des Glückes erfreute, rasch in dieser Seele zu lesen; während sie selbst undurchdringlich blieb.

»Madame,« sprach La Mole, »ich besitze eine elende Natur; ich mißtraue mir selbst, und das Glück eines Andern macht mir Schmerz.«

»Wessen Glück?« fragte Margarethe lächelnd, »ah ja, das Glück des Königs von Navarra. Armer Heinrich!«

»Ihr seht wohl, daß er glücklich ist Madame,« rief la Mole lebhaft.

»Glücklich? . . . «

»Ja, da Eure Majestät ihn beklagt.«

Die Königin zerknitterte die Seide ihrer Aumônière und riß die goldenen Fäden aus.

»Ihr weigert Euch also, den König von Navarra zu sehen?« sagte sie, »das ist abgemacht, das ist in Euch beschlossen?«

»Ich befürchte, Seine Majestät in diesem Augenblick zu belästigen.«

»Aber den Herzog von Alençon, meinen Bruder?«

»Oh, Madame!« rief La Mole, »den Herzog von Alençon, nein, nein! den Herrn Herzog von Alençon noch viel weniger, als den König von Navarra.«

»Warum?« fragte Margarete so bewegt, das sie beim Sprechen zitterte.

»Weil ich, obgleich bereits ein schlechter Hugenott, um ergebener Diener Seiner Majestät des Königs von Navarra zu sein, doch noch kein hinreichend guter Katholik bin, um zu den

Freunden von Herrn von Alençon und Herrn von Guise zu gehören.«

Diesmal schlug Margarethe die Augen nieder, und sie fühlte, wie der Schlag in der tiefsten Tiefe ihres Herzens arbeitete. Sie wußte nicht zu sagen, ob das Wort von La Mole für sie schmeichelhaft oder schmerzlich war.

In dieser Minute kehrte Gillonne zurück. Margarethe befragte sie mit einem Blicke. Die Antwort von Gillonne war, ebenfalls in einem Blicke enthalten, bejahend. Es war ihr gelungen, den Schlüssel dem König von Navarra zukommen zu lassen.

Margarethe richtete ihre Augen wieder auf La Mole, welcher unentschlossen, das Haupt auf die Brust geneigt und bleich wie ein Mensch, der zugleich am Körper und an der Seele leidet, vor ihr verharrete.

»Herr de La Mole ist stolz,« sagte sie, »und ich zögere, ihm einen Vorschlag zu machen, den er vielleicht von sich weisen wird.«

La Mole erhob sich, machte einen Schritt gegen die Königin und wollte sich vor ihr verbeugen, zum Zeichen, daß er zu ihren Befehlen stünde; aber ein tiefer, scharfer, brennender Schmerz preßte seinen Augen Tränen aus; er fühlte, daß er dem Fallen nahe war, und ergriff einen Vorhang, an welchem er sich hielt.

»Seht Ihr!« rief Margarethe, auf ihn zulaufend und ihn am Arme haltend, »seht Ihr, mein Herr, daß Ihr meiner noch bedürft!«

Ein kaum bemerkbares Zucken bewegte die Lippen von La Mole.

»Oh! ja,« murmelte er, »wie der Luft, die ich atme, wie des Tages, den ich sehe.«

In diesem Augenblicke erscholl ein dreimaliges Klopfen an der Türe von Margarethe.

»Hört Ihr, Madame?« sprach Gillonne erschrocken.

»Schon!« murmelte Margarethe.

»Sol! ich öffnen?«

»Warte; . . . es ist vielleicht der König von Navarra.«

»Oh! Madame,« rief La Mole, stark gemacht durch diese paar Worte, welche die Königin jedoch mit so leiser Stimme ausgesprochen hatte, daß sie hoffte, nur Gillonne würde sie

hören, »Madame, ich flehe Euch auf den Knien an, laßt mich fort; ja, tot oder lebendig! Habt Mitleid mit mir! Oh, Ihr antwortet nicht! Nun wohl, ich will sprechen, und wenn ich gesprochen habe, werdet Ihr mich hoffentlich forttragen.«

»Schweigt, Unglücklicher!« sagte Margarethe, der es einen unendlichen Zauber gewährte, die Vorwürfe des wägen Mannes zu hören, »schweigt doch!«

»Madame,« versetzte La Mole, welcher ohne Zweifel in dem Tone von Margarethe nicht die Strenge fand, die er erwartete, »Madame, ich wiederhole Euch, man hört Alles von diesem Kabinett aus. Oh! Laßt mich nicht eines Todes sterben, den die grausamsten Henker nicht erfinden dürften!«

»Stille, stille!« sagte Margarethe.

»Oh, Madame, Ihr seid unbarmherzig, Ihr wollt nichts hören; aber begreift doch, daß ich Euch . . . «

»Seid doch still, wenn ich Euch es sage,« unterbrach ihn Margarethe, und legte ihre warme duftende Hand auf den Mund des jungen Mannes, der sie zwischen seine zwei Hände nahm und an die Lippen drückte.

»Aber,« . . . murmelte La Mole.

»Aber schweigt doch, Kind; was für ein Rebell ist das, der nicht seiner Königin gehorchen will!«

Dann stürzte sie aus dem Kabinett, verschloß die Türe wieder, lehnte sich, mit ihrer zitternden Hand die Schläge ihres Herzens zurückdrängend, an die Wand und sagte:

»Öffne, Gillonne!«

Gillonne verließ das Zimmer und einen Augenblick nachher hob das feine, geistreiche, etwas unruhige Haupt des Königs von Navarra den Vorhang.

»Ihr habt mich gerufen, Madame?« sprach der König von Navarra zu Margarethe.

»Ja, mein Herr; Eure Majestät hat meinen Brief empfangen?«

»Ich gestehe, nicht ohne ein gewisses Erstaunen,« sprach Heinrich, mit einem bald verschwindenden Mißtrauen um sich herschauend.

»Und nicht ohne eine gewisse Unruhe, nicht wahr?« fügte Margarethe bei.

»Ich kann es nicht leugnen, Madame; jedoch völlig umgeben von erbitterten Feinden und von Freunden, welche vielleicht noch gefährlicher sind, als meine Feinde, erinnerte ich mich, das ich eines Abends in Euren Augen das Gefühl des Edelmutts strahlen sah, es war der Abend unserer Hochzeit; daß ich an einem andern Tage den Stern des Mutes darin glänzen sah, dieser andere Tag war gestern, war der für meinen Tod bestimmte Tag.«

»Nun wohl, mein Herr!« sprach Margarethe lächelnd, während Heinrich in der Tiefe ihres Herzens lesen zu wollen schien.

»Wohl, Madame, Alles dies bedenkend, sagte ich mir sogleich, als ich Euer Billett las, das mich zu Euch beschied: ohne Freunde, ein Gefangener, ein Entwaffneter, hat der König von Navarra nur ein Mittel, auf glänzende Weise zu sterben, einen Tod zu sterben, der in der Geschichte eingetragen wird, er muß verraten von seiner Gattin sterben, und ich bin gekommen . . . «

»Sire,« antwortete Margarethe, »Ihr werdet Eure Sprache ändern, wenn Ihr erfahrt, daß Alles, was in diesem Augenblicke geschieht, das Werk einer Person ist, welche Euch liebt . . . und welche Ihr liebt.«

Heinrich wich bei diesen Worten beinahe zurück und sein graues, durchdringendes Auge schaute unter den schwarzen Brauen hervor die Königin neugierig fragend an.

»Oh! beruhigt Euch, Sire,« versetzte die Königin lächelnd, »ich habe nicht die Anmaßung, zu glauben, diese Person sei ich.«

»Und dennoch, Madame, seid Ihr es, die mir diesen Schlüssel überschickt hat; diese Schrift ist die Eurige.«

»Diese Schrift ist die meinige, ich gestehe es; dieses Billett kommt von mir, ich leugne es nicht. Was aber diesen Schlüssel betrifft, so ist es etwas Anderes. Es genüge Euch, zu wissen, daß er durch die Hände von vier Frauen ging, ehe er bis zu Euch gelangte.«

»Von vier Frauen!« rief Heinrich verwundert.

»Ja, durch die Hände von vier Frauen,« sprach Margarethe: »durch die Hände der Königin Mutter, durch die Hände von Frau von Sauves, durch die Hände von Gillonne und durch die meinigen.«

Heinrich sann über dieses Rätsel nach.

»Sprechen wir nun vernünftig, mein Herr,« sagte Margarethe, »und sprechen wir vor Allem offenherzig. Ist es wahr, wie man heute allgemein behauptet, daß Eure Majestät abzuschwören einwilligt?«

»Dieses Gerücht ist unwahr, Madame, ich habe noch nicht eingewilligt.«

»Ihr seid jedoch entschlossen?«

»Das heißt, ich gehe mit mir zu Rate. Was wollt Ihr? wenn man zwanzig Jahre alt und ungefähr König ist, Ventre-saint-gris! da gibt es Dinge, welche wohl eine Messe wert sind.«

»Unter Anderem das Leben, nicht wahr?«

Heinrich konnte ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken.

»Ihr sagt mir nicht Alles, was Ihr denkt, Sire,« sprach Margarethe.

»Ich mache Vorbehalte gegen meine Verbündeten, Madame; denn Ihr wißt, wir sind bis jetzt nur Verbündete. Wäret Ihr zugleich meine Verbündete . . . und . . . «

»Und Eure Frau, nicht wahr, Sire?«

»Meine Treue, ja, und meine Frau.«

»Dann?«

»Dann wäre es vielleicht etwas Anderes, und ich würde am Ende darauf halten, König der Hugenotten zu bleiben, wie sie sagen . . . So aber muß ich mich mit dem Leben begnügen.«

Margarethe schaute Heinrich mit einer so seltsamer Miene an, daß sie den Verdacht eines minder feinen Geistes, als der des Königs von Navarra war, erweckt haben würde.

»Und seid Ihr wenigstens sicher, zum Resultate zu gelangen?« sprach sie.

»Beinahe,« erwiderte Heinrich, »Ihr wißt, Madame, daß man in dieser Welt keiner Sache völlig sicher ist.«

»Es ist wahr,« versetzte Margarethe, »Eure Majestät gibt so viel Mäßigung kund, offenbart so viel Uneigennützigkeit, daß sie, nachdem sie auf ihre Krone, auf ihre Religion Verzicht geleistet hat, wahrscheinlich, man hofft es wenigstens, auch auf ihre Verbindung mit einer Tochter von Frankreich Verzicht leisten wird.«

Diese Worte trugen eine so tiefe Bedeutung in sich, daß Heinrich unwillkürlich bebte, aber diese Bewegung überwindend, antwortete er mit Blitzesschnelligkeit:

»Wollt Euch erinnern, Madame, daß ich in diesem Augenblick nicht meinen freien Willen habe. Ich werde also das tun, was mir der König von Frankreich befiehlt. Würde man mich auch nur entfernt bei dieser Frage, wo es sich um nichts Geringeres, als um meinen Thron, um meine Ehre und um mein Leben handelt, zu Rate ziehen, so wollte ich lieber, als meine Zukunft auf die Rechte zu setzen, die mir unsere gezwungene Heirat verleiht, mich als Jäger in irgend einem Schlosse oder als Büssender in irgend einem Kloster vergraben.«

Diese in ihre Lage ergebene Ruhe, dieses Verzicht leisten auf die Dinge dieser Welt erschreckten Margarethe. Sie dachte, dieser Bruch der Heirat wäre vielleicht zwischen Karl IX., Catharina und dem König von Navarra verabredet. Warum sollte man sie auch nicht zur Bethörten oder zum Opfer nehmen, da sie die Schwester des Einen und die Tochter der Andern war? Die Erfahrung hatte sie gelehrt, das dies kein Grund war, auf welchen sie ihre Sicherheit bauen konnte. Der Ehrgeiz ergriff das Herz der jungen Frau, oder vielmehr die junge Königin stand zu hoch über den gewöhnlichen Schwächen, um sich zu einem Trotze der Eitelkeit hinreißen zu lassen: bei jeder, selbst bei einer mittelmäßigen Frau, wenn sie liebt, hat die Liebe keine solche Erbärmlichkeiten, denn die wahre Liebe ist auch ein Ehrgeiz.

»Eure Majestät,« sprach Margarethe mit einer gewissen spöttischen Verachtung, »hat, wie es mir scheint, kein großes Zutrauen zu dem Gestirne, das über dem Haupte jedes Königs strahlt.«

»Ah!« sagte Heinrich, »ich mag das meinige in diesem Augenblick immerhin suchen, ich kann es nicht sehen; denn es ist in dem Sturme verborgen, der zu dieser Stunde über mir tobt.«

»Und wenn der Hauch einer Frau diesen Sturm verwehte und dieses Gestirn so glänzend machte, als es je war?«

»Das wäre sehr schwierig,« entgegnete Heinrich.

»Leugnet Ihr das Dasein dieser Frau, mein Herr?«

»Nein, ich leugne ihre Macht.«

»Ihr wollt sagen, ihren Willen.«

»Ich habe gesagt ihre Macht, und wiederhole das Wort. Die Frau ist nur wirklich mächtig, wenn die Liebe und das Interesse in gleichem Grade bei ihr vereinigt sind. Herrscht in ihr nur eines von diesen zwei Gefühlen, so ist sie verwundbar, wie Achill. Auf die Liebe dieser Frau aber, wenn ich mich nicht täusche, kann ich nicht zählen.«

Margarethe schwieg.

»Hört!« fuhr Heinrich fort, »bei dem letzten Schläge der Glocke von Saint-Germain-l'Auxerrois mußtet Ihr an die Wiedererlangung Eurer Freiheit denken, die man verpfändet hatte, um die Anhänger meiner Partei zu vernichten. Ich mußte an die Rettung meines Lebens denken. Das war das Dringendste. Wir verlieren dabei Navarra, ich weiß es wohl; aber Navarra ist wenig im Vergleich mit der Freiheit, die Ihr wiedererlangt, um laut in Eurem Zimmer sprechen zu können, was Ihr nicht zu tun wagtet, während Ihr Jemand hattet, der Euch von diesem Kabinett aus hörte.«

Obgleich im höchsten Maße unruhig, konnte sich Margarethe doch eines Lächelns nicht enthalten. Der König von Navarra war bereits aufgestanden, um in seine Wohnung zurückzukehren, denn es hatte schon vor einiger Zeit elf Uhr geschlagen, und im Louvre schlief Alles oder schien wenigstens Alles zu schlafen.

Der König machte drei Schritte nach der Türe, dann plötzlich stille stehend, als ob er sich jetzt erst des Umstandes erinnerte, der ihn zu der Königin geführt hatte, sagte er:

»Doch, Madame, habt Ihr mir nicht gewisse Dinge mitzuteilen, oder wolltet Ihr mir nicht Gelegenheit bieten, Euch für die Frist zu danken, die mir Eure mutige Gegenwart in dem Waffenkabinett des Königs gegeben hat? In der Tat, Madame, es war Zeit; ich kann nicht leugnen, Ihr seid gerade im rechten Augenblick, um mir das Leben zu retten, wie die Gottheit des Altertums auf den Schauplatz herabgestiegen.«

»Unglücklicher!« rief Margarethe mit dumpfer Stimme, und ihren Gemahl beim Arm ergreifend. »Seht Ihr nicht, daß im Gegenteil nichts gerettet ist: weder Eure Freiheit, noch Eure Krone, noch Euer Leben? Blinder! Armer Wahnsinniger! Nicht

wahr, Ihr habt in meinem Briefe nichts Anderes gesehen, als ein Rendezvous? Ihr glaubtet, verletzt durch eure Kälte, verlange Margarethe eine Genugthuung!«

»Madame,« sprach Heinrich erstaunt, »ich gestehe . . . «

Margarethe zuckte die Achseln mit einem unbeschreibbaren Ausdrucke.

In denselben Augenblick ertönte ein seltsames Geräuschs wie ein eiliges Kratzen, an der kleinen geheimen Türe.

Margarethe zog den König nach der Seite dieser kleinen Türe.

»Hört,« sagte sie.

»Die Königin Mutter verläßt so eben ihre Gemächer,« flüsterte eine vor Schrecken bebende Stimme, in welcher Heinrich sogleich die von Frau von Sauves erkannte.

»Und wohin geht sie?« fragte Margarethe.

»Sie kommt zu Eurer Majestät.«

Das Rauschen eines seidenen Kleides bewies in derselben Sekunde, das sich Frau von Sauves in größter Eile wieder entfernte.

»Oh, oh!« rief Heinrich.

»Ich war es überzeugt,« sagte Margarethe.

»Und ich befürchtete es,« sprach Heinrich, »und zum Beweise, seht.«

Mit einer raschen Gebärde öffnete er sein schwarzes Sammetwamms und zeigte Margarethe auf seiner Brust ein seines Panzerhemd von Stahl und einen langen Mailänder Dolch, der sogleich in seiner Hand glänzte, wie eine Schlange in der Sonne.

»Es handelt sich wohl um Eisen und Panzer!« rief Margarethe. »Geht, Sire, geht, verbergt diesen Dolch. Es ist allerdings die Königin, aber die Königin ganz allein.«

»Doch . . . «

»Sie ist es, ich höre sie, stille!«

Und sich an das Ohr von Heinrich neigend, sagte sie ihm einige Worte mit leiser Stimme. Rasch zog sich Heinrich hinter die Bettvorhänge zurück.

Margarethe sprang mit der Lebendigkeit eines Panthers nach

dem Kabinett, wo La Mole bebend wartete, öffnete es, nahm ihn bei seiner Hand, drückte sie in der Dunkelheit und flüsterte ihm, so nahe zu ihm tretend, daß er ihren Hauch fühlte: »Stille, Stille!« zu.

Dann, in ihr Zimmer zurückkehrend und die Türe wieder verschließend löste sie ihren Kopfputz, durchschnitt mit ihrem Dolche alle Schnürbänder ihres Kleides und warf sich in ihr Bett.

Es war die höchste Zeit. Der Schlüssel drehte sich im Schlosse. Catharina hatte einen Passepartout für alle Türen des Louvre.

»Wer ist da?« rief Margarethe, während Catharina an der Türe eine Wache von vier Edelleuten aufstellte, welche sie begleitet hatten.

Und als wäre sie erschrocken über diesen ungestümen Einbruch in ihr Zimmer, schaute Margarethe in einem weißen Nachtmantel unter den Vorhängen hervor, sprang aus dem Bette und küßte, Catharina erkennend, mit einem Erstaunen, das zu gut gespielt war, als daß nicht die Florentinerin selbst dadurch hätte getäuscht werden müssen, ihrer Mutter die Hand.

XIV.

Zweite Hochzeitsnacht.

Die Königin Mutter ließ ihren Blick mit wunderbarer Raschheit umherlaufen. Sammetpantoffeln am Fuße des Bettes, auf den Stühlen zerstreute Kleider von Margarethe, ihre Dinge, welche sie trieb, um den Schlaf zu vertreiben, überzeugten Catharina, daß sie ihre Tochter wirklich aufgeweckt hatte.

Da lächelte sie wie eine Frau, der ihre Pläne gelungen sind, zog einen Stuhl an sich und sagte:

»Wir wollen uns sehen, Margarethe, und mit einander plaudern.«

»Madame, ich höre.«

»Es ist Zeit,« sprach Catharina, ihre Augen mit der den Leuten, welche nachdenken oder ihr Inneres auf das Strengste zu verbergen suchen, eigentümlichen Langsamkeit schließend, »es ist Zeit, meine Tochter, daß Ihr einseht, wie sehr Euer Bruder und ich bemüht sind, Euch glücklich zu machen.«

Der Eingang war erschreckend für Jemand, der Catharina kannte.

»Was will sie mir sagen?« dachte Margarethe.

»Euch verheiratend,« fuhr die Florentinerin fort, »haben wir einen von den politischen Akten vollzogen, welche oft durch wichtige Interessen von den Regierenden geheischt werden. Aber ich muß gestehen, mein armes Kind, wir glaubten nicht, daß der Widerwille des Königs von Navarra für Euch, die Ihr so jung, so schön und so verführerisch seid, bis auf diesen Grad hartnäckig bleiben wurde.«

Margarethe stand auf und machte, ihr Nachtgewand über einander schlagend, eine zeremoniöse Verbeugung vor ihrer Mutter.

»Ich erfahre erst diesen Abend,« sprach Catharina, »sonst würde ich Euch früher besucht haben, daß Euer Gemahl weit entfernt ist, die Rücksichten für Euch zu nehmen, die er nicht nur einer hübschen Frau, sondern auch einer Tochter von Frankreich

schuldig ist.«

Margarethe stieß einen Seufzer aus, und Catharina fuhr, ermutigt durch diese stumme Beipflichtung, fort:.

»Daß der König von Navarra öffentlich eine von meinen Frauen unterhält, daß er sie bis zum Skandal anbetet, daß er dieser Liebe wegen die Frau verachtet, die man ihm in Gnaden bewilligt hat, das ist ein Unglück, gegen welches wir keine Mittel haben, wir armen Allmächtigen! das jedoch der geringste Edelmann unseres Königreiches bestrafen würde, indem er seinen Eidam vorforderte oder durch seinen Sohn vorfordern ließe.«

Margarethe senkte das Haupt.

»Seit geraumer Zeit,« sprach Catharina, »sehe ich meine Tochter, an Euren geröteten Augen, an Euren bitteren Ausbrüchen gegen die Sauves, daß die Wunde Eures Herzens, trotz aller Eurer Anstrengungen, nicht fortwährend innerlich bluten kann.«

Margarethe bebte. Die Vorhänge hatten sich teils bewegt, aber Catharina bemerkte es zum Glücke nicht.

»Diese Wunde,« sagte sie, ihre liebevolle Zärtlichkeit verdoppelnd, »diese Wunde, mein Kind, zu heilen ist die Sache der Hand einer Mutter. Diejenigen, welche im Glauben, Euer Glück zu machen, Eure Heirat beschlossen und in ihrer Besorgtheit für Euch bemerken, daß Heinrich von Navarra jede Nacht sich im Zimmer täuscht, können es nicht dulden, daß ein Königinlein wie er alle Augenblicke eine Frau von Eurer Schönheit, von Eurem Range und von Eurem Verdienste durch die Verachtung Eurer Person und durch die Vernachlässigung seiner Nachkommenschaft verletzt; diejenigen endlich, welche sehen, daß dieser tolle, freche Kopf bei dem ersten Winde, den er für günstig hält, sich gegen unsere Familie wenden und Euch aus seinem Hause vertreiben wird, . . . haben sie nicht das Recht, Eure Zukunft, sie von der seinigen trennen, auf eine Eurer und Eurerer Lage würdigere Weise zu sichern?«

»Madame,« antwortete Margarethe, »trotz dieser Bemerkungen voll mütterlicher Liebe, die mich ehren und mit Freude erfüllen, erlaube ich mir, Eurer Majestät einzuwenden, daß der König von Navarra mein Gatte ist.«

Catharina machte eine Bewegung des Zorns, näherte sich

Margarethe und rief:

»Er, Euer Gatte! Genügt es, um Mann und Frau zu sein, daß die Kirche Euch gesegnet hat, und besteht die Einweihung der Ehe nur in der Einweihung des Priesters? Er, Euer Gatte! Ei, meine Tochter, wenn Ihr Frau von Sauves wäret, könntet Ihr mir diese Antwort geben. Aber gegen alle unsere Erwartung ist es, seitdem wir Heinrich von Navarra Euch seine Frau zu nennen bewilligt haben, eine Andere, der er diese Rechte schenkte, und sogar in diesem Augenblick . . . « sprach Catharina, die Stimme erhebend, »kommt, kommt mit mir, dieser Schlüssel öffnet die Wohnung von Frau von Sauves, und Ihr werdet sehen.«

»Oh! leiser, leiser, Madame, ich bitte,« versetzte Margarethe, »denn Ihr täuscht Euch nicht nur, sondern Ihr werdet auch . . . «

»Nun?«

»Ihr werdet meinen Gatten erwecken.«

Bei diesen Worten erhob sich Margarethe mit einer wahrhaft wollüstigen Grazie. Die kurzen Ärmel ihres halb geöffneten Nachtgewandes ließen ihren Arm von so reiner Form und ihre wahrhaft königliche Hand entblößt. Sie näherte sich mit einer Rosawachskerze dem Bette und deutete, den Vorhang auf die Seite schiebend, mit dem Finger auf das stolze Profil, auf die schwarzen Haare und den offenen Mund des Königs von Navarra, der in dem in Unordnung gebrachten Lager im ruhigsten, tiefsten Schläfe zu liegen schien.

Bleich, die Augen starr, den Körper zurückgebogen, als ob sich ein Abgrund vor ihren Schritten geöffnet hätte, stieß Catharina nicht einen Schrei, sondern ein dumpfes Brüllen aus.

»Ihr seht, Madame,« sprach Margarete, »Ihr seid schlecht unterrichtet.«

Catharina warf einen Blick auf Margarethe. Und dann einen zweiten auf Heinrich. Sie vereinigte in ihrem tätigen Geiste das Bild dieser bleichen, feuchten Stirne, die er von einem leichten dunkeln Kreise umgebenen Augen mit dem Lächeln von Margarethe, und biß sich in stiller Wut in die Lippen.

Margarethe gestattete ihrer Mutter, dieses Bild, das die Wirkung des Medusenhauptes auf sie machte, einen Augenblick zu betrachten. Dann ließ sie den Vorhang fallen, kehrte auf den

Fußspitzen zu Catharina zurück, setzte sich wieder auf ihren Stuhl und sprach:

»Ihr sagtet, Madame? . . . «

Die Florentinerin suchte eine Sekunde lang diese Naivetät der jungen Frau zu ergründen. Dann, als ob sich ihre scharfen Blicke auf der Ruhe von Margarethe abgestumpft hätten, erwiderte sie: »Nichts!« und verließ mit großen Schritten das Zimmer.

Sobald das Geräusch sich in der Tiefe des Flurs verloren hatte, öffnete sich der Bettvorhang abermals, und Heinrich kam, das Auge glänzend, den Atem gehemmt, die Hand zitternd, hervor und kniete vor Margarethe nieder. Er hatte nur seine Beinkleider und sein Panzerhemd an, so daß Margarethe, als sie ihn in diesem Costume erblickte, sich eines lauten Lachens, während sie ihm herzlich die Hand drückte, nicht enthalten konnte.

»Ah! Madame, ah! Margarethe, wie kann ich je meine Schuld an Euch bezahlen?«

Und er bedeckte ihre Hand mit Küssen, welche von da unmerklich zu den Armen der jungen Frau hinaufstiegen.

»Sire,« sagte sie, sachte zurückweichend, »vergeßt Ihr, daß zu dieser Stunde eine arme Frau, der Ihr das Leben zu verdanken habt, für Euch leidet und seufzt? Frau von Sauves,« fügte sie ganz leise bei, »hat Euch ihre Eifersucht zum Opfer gebracht, indem sie Euch zu mir schickte, und nachdem sie Euch ihre Eifersucht geopfert, opfert sie Euch vielleicht auch ihr Leben; denn Ihr wißt besser, als irgend Jemand, daß der Zorn meiner Mutter furchtbar ist.«

Heinrich bebte und machte aufstehend eine Bewegung, um sich zu entfernen.

»Doch ich bedenke und beruhige mich,« sprach Margarethe mit einer bewunderungswürdigen Coquetterie. »Der Schlüssel ist Euch ohne Andeutung gegeben worden, und man wird glauben, Ihr habet mir diesen Abend den Vorzug bewilligt.«

»Und ich bewillige ihn Euch, Margarethe; laßt Euch nur herbei, zu vergessen . . . «

»Leiser, Sire, leiser,« versetzte die Königin, die Worte parodierend, die sie zehn Minuten vorher an ihre Mutter gerichtet hatte. »Man hört Euch von dem Kabinett aus, und da ich noch

nicht ganz frei bin, Sire, so bitte ich Euch, weniger laut zu sprechen.«

»Oho!« sagte Heinrich halb lachend, halb verdüstert, »es ist richtig, ich vergaß, daß wahrscheinlich nicht ich dazu bestimmt bin, das Ende dieser interessanten Szene zu spielen. Dieses Kabinett . . . «

»Gehen wir hinein, Sire,« erwiderte Margarethe, »denn ich will die Ehre haben, Eurer Majestät einen braven Edelmann vorzustellen, der während der Metzerei verwundet wurde und bis in den Louvre drang, um Eure Majestät von der Gefahr, die sie lief, zu benachrichtigen.«

Die Königin ging nach der Türe zu. Heinrich folgte seiner Gemahlin. Die Türe öffnete sich, und Heinrich blieb ganz erstaunt stille stehen, als er in diesem von dem Schicksal für Überraschungen bestimmten Kabinett einen Mann erblickte.

Aber La Mole war noch mehr erstaunt, da er sich ganz unerwartet dem König von Navarra gegenüber befand. Heinrich warf Margarethe einen ironischen Blick zu, den diese vortrefflich aushielt.

»Sire,« sprach Margarethe, »ich muß befürchten, man könnte selbst in meiner Wohnung diesen Edelmann töten, der dem Dienste Eurer Majestät ergeben ist, und den ich unter Euren Schutz stelle.«

»Sire,« sagte nun der junge Mann, »ich bin Graf Lerac de La Mole, den Eure Majestät erwartete, und der Euch von dem armen Herrn von Téliigny, welcher an meiner Seite getötet wurde, empfohlen worden ist.«

»Ah! Ah!« rief Heinrich, »die Königin hat mir auch wirklich seinen Brief zugestellt; aber hattet Ihr nicht noch einen andern Brief von dem Herrn Gouverneur von Languedoc?«

»Ja, Sire, mit dem Auftrage, denselben sogleich bei meiner Ankunft Eurer Majestät zu übergeben.«

»Warum habt Ihr es nicht getan?«

»Sire, ich habe mich gestern Abend in den Louvre begeben; aber Eure Majestät war so beschäftigt, daß sie mich nicht empfangen konnte.«

»Das ist wahr,« sprach der König, »aber warum habt Ihr mir den

Brief nicht auf eine andere Weise zukommen lassen?«

»Ich hatte Befehl von Herrn d'Auriac, ihn nur Eurer Majestät selbst einzuhändigen; denn er enthielt, wie er mich versicherte, einen so wichtigen Rat, daß er ihn nicht einem gewöhnlichen Boten anzuvertrauen wagte.«

»In der Tat,« sprach der König, nachdem er den Brief genommen und gelesen hatte, »es war der Rat, den Hof zu verlassen und mich nach Bearn zurückzuziehen. Herr d'Auriac gehörte, obgleich ein Katholik, zu meinen guten Freunden, und hatte als Gouverneur einer Provinz wahrscheinlich Wind von dem, was vorging. Ventre-saint-gris, mein Herr, warum habt Ihr mir diesen Brief nicht vor drei Tagen zugestellt, statt ihn nun heute zu übergeben?«

»Weil ich, wie ich Eurer Majestät zu bemerken die Ehre hatte, so sehr ich mich auch beeilte, erst gestern hier eintreffen konnte.«

»Das ist ärgerlich, sehr ärgerlich,« murmelte der König, »denn zu dieser Stunde wären wir in Sicherheit in La Rochelle oder auf irgend einer guten Ebene mit zwei bis dreitausend Pferden um uns her.«

»Sire, was geschehen ist, ist geschehen,« sprach Margarethe halblaut, »und statt daß Ihr Eure Zeit mit Schmähungen über die Vergangenheit verliert, muß man eher darnach trachten, aus der Zukunft so viel als möglich Nutzen zu ziehen.«

»Ihr hättet also an meiner Stelle einige Hoffnung?« sagte Heinrich mit seinem forschenden Blicke.

»Ja, gewiß, und ich würde das eingegangene Spiel als eine Partie zu drei Points betrachten, von denen ich nur den ersten verloren hätte.«

»Ah! Madame,« erwiderte Heinrich ganz leise, »wenn ich wüßte, daß Ihr Euch bei meinem Spiele zur Hälfte beteiligen würdet!«

»Wenn ich hätte wollen auf die Seite Eurer Gegner übergehen,« antwortete Margarethe, »so würde ich ohne Zweifel nicht so lange gewartet haben.«

»Das ist richtig,« sprach Heinrich, »ich bin ein Undankbarer, und es läßt sich, wie Ihr sagt, heute noch Alles gut machen.«

»Ach! Sire,« versetzte La Mole, »ich wünsche Eurer Majestät

alles mögliche Glück; aber wir haben heute den Herrn Admiral nicht mehr.«

Heinrich lächelte mit jenem Lächeln eines verschmitzten Bauern, das man bei Hof erst an dem Tage begriff, wo er König von Frankreich wurde.

»Madame,« sagte er, La Mole aufmerksam anschauend, »dieser Herr kann nicht bei Euch verweilen, ohne Euch unendlich lästig zu werden und ärgerlichen Überraschungen ausgesetzt zu sein. Was werdet ihr mit ihm machen?«

»Sire,« erwiderte Margarethe, »können wir ihn nicht aus dem Louvre bringen? denn ich bin in jeder Beziehung Eurer Meinung.«

»Das ist schwierig.«

»Sire, kann Herr de La Mole nicht ein wenig Raum in der Wohnung Eurer Majestät finden?«

»Ach, Madame, Ihr behandelt mich immer noch, als ob ich König der Hugenotten wäre, und besonders als ob ich noch ein Volk hätte. Ihr wißt wohl, daß ich halb bekehrt bin.«

Eine Andere als Margarethe hätte wohl sogleich geantwortet: Er ist Katholik; aber die Königin wollte sich von Heinrich fragen lassen, was sie von ihm zu haben wünschte. La Mole, da er diese Zurückhaltung seiner Beschützerin sah und nicht wußte, wohin er seinen Fuß auf dem schlüpfrigen Boden eines so gefährlichen Hofes, wie der von Frankreich war, setzen sollte, schwieg ebenfalls.

»Aber,« versetzte Heinrich, den von La Mole überbrachten Brief noch einmal durchlesend, »aber was sagt mir denn der Herr Gouverneur von Provence, . . . Eure Mutter wäre eine Katholikin, und daher rühre seine Freundschaft für Euch?«

»Und was spricht Ihr denn mit mir?« sagte Margarethe, »nicht von einem Gelübde, das Ihr getan, Herr Graf, von einer Religionsveränderung? Meine Gedanken verwirren sich in dieser Hinsicht. Helft mir doch, Herr de La Mole. Handelte es sich nicht um irgend eine Sache, die dem ähnlich ist, was der König zu wünschen scheint?«

»Ach ja, aber Eure Majestät hat meine Erklärungen hierüber so kalt aufgenommen, daß ich es nicht wagte . . . «

»Weil mich das durchaus nichts anging, mein Herr; erklärt Euch gegen den König.«

»Nun wie, verhält es sich mit diesem Gelübde.«

»Sire, von Mördern verfolgt, ohne Waffen, ohne Waffen, beinahe sterbend an meinen Wunden, kam es mir vor, als erblickte ich den Schatten meiner Mutter, der mich, ein Kreuz in der Hand, nach dem Louvre führte. Da tat ich das Gelübde, wenn mein Leben gerettet würde, die Religion meiner Mutter anzunehmen, der Gott gestattet hatte, ihr Grab zu verlassen, um mir während dieser furchtbaren Nacht als Führerin zu dienen. Gott hat mich hierher geleitet, Sire. Ich sehe mich unter dem doppelten Schutze einer Tochter von Frankreich und des Königs von Navarra. Mein Leben wurde auf eine wunderbare Weise gerettet, ich muß mein Gelübde erfüllen, Sire, und bin bereit, Katholik zu werden.«

Heinrich runzelte die Stirne. Der Skeptiker begriff die Abschwörung aus Interesse, aber er zweifelte sehr an der Abschwörung aus Glauben.

»Der König will sich meines Schützlings nicht annehmen,« dachte Margarethe.

La Mole blieb schüchtern zwischen den zwei entgegengesetzten Willen. Er fühlte, ohne es sich erklären zu können, das Lächerliche seiner Lage. Abermals war es Margarethe, welche ihn mit ihrem weiblichen Zartgefühl seiner schlimmen Stellung entriß.

»Sire,« sagte sie, »vergessen wir nicht, daß der arme Verwundete der Ruhe bedarf. Ich selbst sinke vor Schlaf beinahe um. Ha, seht, er erbleicht!«

La Mole erbleichte wirklich; aber es waren die letzten Worte von Margarethe, die er gehört und sich verdolmetscht hatte, was ihn erbleichen machte.

»Nun wohl, Madame,« sprach Heinrich, »das ist ganz einfach; können wir Herrn de La Mole nicht ruhen lassen?«

Der junge Mann richtete einen flehenden Blick an Margarethe und sank, von Schmerz und Anstrengung gebrochen, trotz der Anwesenheit der zwei Majestäten, auf einen Stuhl.

Margarethe begriff alle Liebe, die in diesem Blicke, alle

Verzweiflung, die in dieser Schwäche lag.

»Sire,« sprach sie, »es geziemt Eurer Majestät, diesem jungen Edelmann, der sein Leben für seinen König gewagt hat, indem er hierher lief, um Euch den Tod des Admirals und Tèlignys zu melden, während er selbst verwundet war, es geziemt Eurer Majestät, sage ich, ihm eine Ehre zu erweisen, für die er sein ganzes Leben lang dankbar sein wird.«

»Welche Ehre, Madame? ich bin bereit.«

»Herr de La Mole wird diese Nacht zu den Füßen Eurer Majestät schlafen, welche auf diesem Ruhebett schläft. Mit Erlaubnis meines erhabenen Gemahls,« fügte Margarethe lächelnd bei, »werde ich für meine Person Gillonne rufen und mich zu Bette begeben; denn ich schwöre, Sire, ich bin nicht diejenige von uns Dreien, welche am wenigsten der Ruhe bedarf.«

Heinrich hatte Geist, vielleicht ein wenig zu viel Geist: seine Freunde und seine Feinde warfen es ihm wenigstens später vor. Aber er begriff, daß diejenige, welche ihn von dem ehelichen Lager verbannte, hierzu das Recht durch die von ihm gegen sie an den Tag gelegte Gleichgültigkeit erlangt hatte. Überdies rächte sich Margarethe für diese Gleichgültigkeit dadurch, daß sie ihm das Leben rettete. Er antwortete also, ohne Eigenliebe:

»Madame, wenn Herr de La Mole im Stande wäre, in mein Zimmer zu gehen, so würde ich ihm mein eigenes Bett anbieten.«

»Ja,« versetzte Margarethe, »aber Eure Wohnung kann in diesem Augenblicke weder Euch, noch Herrn de La Mole schützen, und die Klugheit heischt, dass Eure Majestät bis morgen hier bleibt.«

Und ohne die Antwort des Königs abzuwarten, rief sie Gillonne, ließ die Kissen für den König und zu den Füßen des Königs ein Bett für La Mole bereiten, der durch diese Ehre so glücklich und zufrieden zu sein schien, daß man geschworen hätte, er fühlte seine Wunden nicht mehr.

Margarethe machte dem König eine zeremoniöse Verbeugung und legte sich, in ihr Zimmer zurückgekehrt, das auf allen Seiten gut verriegelt wurde, sogleich zu Bette.

»Nunmehr,« sagte Margarethe zu sich selbst, »nunmehr ist es

nötig, daß Herr de La Mole morgen einen Beschützer im Louvre bekommt, und wer diesen Abend taube Ohren gemacht hat, wird es morgen bereuen.«

Dann gab sie Gillonne, welche aus ihre letzten Befehle wartete, ein Zeichen, diese zu empfangen.

Gillonne näherte sich.

»Gillonne,« sagte sie leise zu ihr, »mein Bruder, der Herzog von Alençon, muß morgen unter irgend einem Vorwande Lust haben, vor acht Uhr hierher zu kommen.«

Es schlug zwei Uhr im Louvre.

La Mole sprach noch einen Augenblick über politische Dinge mit dem König, der allmählich entschlief und bald so laut schnarchte, als läge er in seinem Federbette in Bearn.

La Mole hätte vielleicht geschlafen wie der König, aber Margarethe schlief nicht. Sie drehte sich in ihrem Bette hin und her, und dieses Geräusch störte die Gedanken und den Schlummer des jungen Mannes.

»Er ist sehr jung,« murmelte Margarethe in ihrer Schlaflosigkeit, »er ist sehr schüchtern, vielleicht ist er sogar . . . man muß das sehen, vielleicht ist er sogar lächerlich; . . . jedoch schöne Augen, gut gewachsen, viele Reize; . . . wenn er aber nicht mutig wäre! . . . Er floh . . . er schwört ab . . . das ist ärgerlich; . . . der Traum fing gut an; . . . vorwärts . . . Lassen wir den Dingen ihren Lauf und bauen wir auf den dreifachen Gott der tollen Henriette.«

Gegen Tag entschlief endlich Margarethe, *Eros, Cupido, Amor* murmelnd.

XV.

Der Frauen Wille ist Gottes Wille.

Margarethe hatte sich nicht getäuscht. Der durch diese Komödie, deren Intrige sie sah, ohne die Macht zu besitzen, etwas an der Entwicklung zu ändern, in dem Innern von Catharina aufgehäufte Zorn mußte sich auf irgend Jemand ausströmen. Statt in ihre Gemächer zurückzukehren, stieg die Königin Mutter unmittelbar zu ihrer Kammerdame hinauf.

Frau von Sauves erwartete zwei Besuche: sie hoffte auf den von Heinrich, sie fürchtete den der Königin Mutter. Halb ausgekleidet in ihrem Bette, hörte sie, während Dariole im Vorzimmer wachte, einen Schlüssel im Schlosse drehen, und sodann Tritte sich nähern, welche schwer geschienen haben müßten, wären sie nicht durch die dicken Teppiche gedämpft worden. Sie erkannte darin nicht den leichten, eiligen Gang von Heinrich, vermutete, man würde Dariole hindern, sie zu benachrichtigen, und wartete das Auge und das Ohr gespannt, auf ihre Hand gestützt.

Der Türvorhang wurde auf die Seite geschoben und die junge Frau sah mit Beben Catharina von Medicis eintreten.

Catharina erschien ruhig, aber Frau von Sauves, seit zwei Jahren daran gewöhnt, sie zu studieren, begriff, was diese scheinbare Ruhe an finsternen Gedanken und vielleicht an grausamen Racheplänen verbarg.

Frau von Sauves wollte, als sie Catharina erblickte, aus dem Bette springen, aber Catharina hob den Finger und bezeichnete ihr dadurch, sie solle bleiben. Die arme Charlotte verharrte, gleichsam an ihren Platz gefesselt, und raffte innerlich alle Kräfte ihrer Seele zusammen, um dem Sturme Trotz zu bieten, der sich stillschweigend vorbereitete.

»Habt Ihr dem König von Navarra den Schlüssel zukommen lassen?« fragte Catharina, ohne daß der Ton ihrer Stimme irgend eine Bewegung andeutete; denn diese Worte wurden nur mit Lippen gesprochen, welche immer mehr erbleichten.

»Ja, Madame,« antwortete Charlotte mit einer Stimme, die sie vergebens so ruhig zu machen suchte, als es die von Catharina war.

»Und Ihr habt ihn gesehen?«

»Wen?« fragte Frau von Sauves.

»Den König von Navarra.«

»Nein, Madame, aber ich erwarte ihn und glaubte sogar, als ich einen Schlüssel im Schlosse drehen hörte, er käme.«

Bei dieser Antwort, welche auf Seiten von Frau von Sauves entweder ein vollkommenes Zutrauen oder den höchsten Grad von Verstellung andeutete, konnte sich Catharina eines leichten Bebens nicht erwehren. Sie zog krampfhaft ihre fette, kurze Hand zusammen.

»Und Du wußtest doch wohl,« sagte sie mit ihrem boshafte Lächeln, »Du wußtest wohl, Charlotte, daß der König von Navarra in dieser Nacht nicht kommen würde.«

»Ich! Madame, ich wußte dies!« rief Charlotte mit einem Ausdrücke vortrefflich gespielten Erstaunens.

»Ja, Du wußtest es.«

»Um nicht zu kommen,« versetzte die junge Frau, schon bei dieser Voraussetzung schauernd, »um nicht zu kommen, muß er tot sein.«

Den Mut, so zu lügen, gab Charlotte einzig und allein die Gewißheit einer furchtbaren Rache, falls ihr kleiner Verrat entdeckt würde.

»Du hast also nicht an den König von Navarra geschrieben, **mia Carlotta?**« fragte Catharina mit demselben stillen, grausamen Lächeln.

»Nein, Madame,« antwortete Charlotte mit bewunderungswürdig naivem Tone, »Eure Majestät hatte mir das, wie es mir scheint, nicht gesagt.«

Es trat einen Augenblick ein Stillschweigen ein, während dessen Catharina Frau von Sauves anschaute, wie die Schlange den Vogel anschaut, den sie blenden will.

»Du hältst Dich für schön,« sagte Catharina, »Du hältst Dich für geschickt, nicht wahr?«

»Nein, Madame,« antwortete Charlotte, »ich weiß nur, daß Eure

Majestät zuweilen äußerst nachsichtig gegen mich gewesen ist, wenn es sich um meine Schönheit und um meine Geschicklichkeit handelte.«

»Wohl,« sprach Catharina lebhaft, »Du täuschest Dich, wenn Du das glaubtest, und ich log, wenn ich es Dir sagte. Du bist nur eine Alberne und eine Häßliche neben meiner Tochter Margot.«

»Oh! das ist sehr wahr, Madame,« sprach Charlotte, »und ich würde es nie versuchen, es zu leugnen, besonders nicht gegen Euch.«

»Auch gibt der König von Navarra,« fuhr Catharina fort, »meiner Tochter bedeutend den Vorzug vor Dir, und es war dies, wie ich glaube, nicht, was Du wolltest und was wir unter uns verabredet hatten.«

»Ach! Madame,« versetzte Charlotte, diesmal in ein Schluchzen ausbrechend, ohne daß sie sich Gewalt anzutun nötig hatte, »wenn es sich so verhält, bin ich sehr unglücklich.«

»So verhält es sich,« erwiderte Catharina und bohrte wie einen doppelten Dolch den doppelten Strahl ihrer Augen in das Herz von Frau von Sauve.

»Aber was bringt Euch zu diesem Glauben?« fragte Charlotte.

»Gehe zu der Königin von Navarra hinab, und Du wirst dort Deinen Liebhaber finden.«

»Oh!« seufzte Frau von Sauves.

Catharina zuckte die Achseln.

»Bist Du zufällig eifersüchtig?« fragte die Königin Mutter.

»Ich?« sprach Frau von Sauves, ihre ganze Kraft, die sie zu verlassen drohte, zusammenfassend.

»Ja, Du! ich wäre neugierig, die Eifersucht einer Französin zu sehen.«

»Aber, Eure Majestät,« sprach Frau von Sauves, »wie soll ich anders eifersüchtig sein, als aus Eitelkeit. Ich liebe den König von Navarra nur so viel, als es für den Dienst Eurer Majestät nothwendig ist.«

Catharina schaute sie einen Augenblick mit träumerischen Augen an.

»Was Du mir da sagst, kann im Ganzen wahr sein,« murmelte sie.

»Eure Majestät liest in meinem Herzen.«

»Und dieses Herz ist mir ganz ergeben?«

»Befehlt,« Madame, »und urteilt sodann.«

»Wohl, da Du Dich meinem Dienste opferst, Charlotte, so mußst Du, stets für meinen Dienst, in den König von Navarra sehr verliebt und besonders sehr eifersüchtig sein, eifersüchtig wie eine Italienerin.«

»Aber, Madame,« sagte Charlotte, »auf welche Weise ist eine Italienerin eifersüchtig?«

»Ich werde es Dir sagen,« versetzte Catharina, und nachdem sie zwei- bis dreimal den Kopf von oben nach unten bewegt hatte, entfernte sie sich stille und langsam, wie sie gekommen war.

Beunruhigt durch den klaren Blick dieser Augen, welche erweitert waren, wie die der Katze oder die des Panthers, ohne daß diese Erweiterung ihnen etwas von ihrer Tiefe benahm, ließ Charlotte die Königin weggehen, ohne ein einziges Wort zu sprechen, ohne sogar ihrem Hauche die Freiheit zu lassen, sich hörbar zu machen, und atmete erst wieder, als sie vernahm, wie die Türe hinter Catharina sich schloß, und Dariole erschien, um ihr zu melden, die furchtbare Erscheinung sei verschwunden.

»Dariole,« sagte sie dann zu ihr, »ziehe einen Lehnstuhl an mein Bett und bringe die Nacht darin zu, ich bitte Dich; denn ich wage es nicht, allein zu bleiben.«

Dariole gehorchte, aber trotz der Gesellschaft ihrer Kammerfrau, welche bei ihr verweilte, trotz des Lichtes der Lampe, das sie zu größerer Ruhe angezündet zu lassen befahl, entschlief Frau von Sauves erst bei Tage so lärmte in ihrem Ohre der metallische Klang der Stimme von Catharina.

Obgleich in dem Augenblicke entschlummert, wo der Tag zu erscheinen anfing, erwachte Margarethe doch bei dem ersten Tone der Trompeten, bei dem ersten Gebelle der Hunde. Sie stand auch sogleich auf und kleidete sich in ein unendlich reizendes Negligé. Dann rief sie ihre Frauen, ließ in ihr Vorzimmer die Edelleute vom Dienste des Königs von Navarra einführen, öffnete sofort die Türe, welche unter demselben Schlüssel Heinrich und de La Mole einschloß, gab diesem mit dem Blicke einen zärtlichen guten Morgen, rief ihren Gatten herbei und sagte

zu ihm:

»Auf, Sire, es ist nicht Alles dadurch getan, daß wir meine Mutter glauben gemacht haben, was nicht geschehen, Ihr müßt auch Euren ganzen Hof von dem vollkommenen Einverständnis überzeugen, das unter uns herrscht. Aber seid unbesorgt«, fügte sie lächelnd bei, »und behaltet wohl meine Worte, welche die Umstände beinahe feierlich machen. Heute ist es das letzte Mal, daß ich Eure Majestät auf diese grausame Probe stelle.«

Der König von Navarra lächelte und befahl seine Edelleute einzuführen.

In dem Augenblick, wo sie ihn begrüßten, gab er sich den Anschein, als bemerkte er jetzt erst, daß sein Mantel auf dem Bette der Königin geblieben war. Er entschuldigte sich, daß er sie so empfangen habe, nahm seinen Mantel aus den Händen der errötenden Margarethe und beseitigte ihn auf seiner Schulter. Dann wandte er sich wieder gegen die Edelleute nur und fragte sie nach Neuigkeiten aus der Stadt und vom Hofe. Margarethe gewährte aus einem Winkel ihres Auges das unmerkliche Erstaunen, welches das innige Verhältnis, das sich zwischen dem König und der Königin von Navarra kundgab, auf den Gesichtern der Herren hervorbrachte, als ein Huissier, gefolgt von drei bis vier Edelleuten, eintrat und den Herzog von Alençon meldete.

Um sein Erscheinen zu bewirken, brauchte Gillonne ihm nur mitzuteilen, der König habe die Nacht bei seiner Gemahlin zugebracht.

Franz trat so rasch ein, daß er diejenigen, welche vor ihm hergingen, auf die Seite schiebend, sie beinahe niederwarf. Sein erster Blick galt Heinrich; Margarethe bekam den zweiten.

Heinrich antwortete durch einen höflichen Gruß. Margarethe verlieh ihrem Gesichte den Ausdruck der vollkommensten Heiterkeit.

Mit einem andern unbestimmten, aber forschenden Blicke umfaßte nun der Herzog das ganze Zimmer. Er sah das in Unordnung gebrachte Bett, das eingedrückte doppelte Kopfkissen, den auf einen Stuhl geworfenen Hut des Königs.

Der Herzog erbleichte, aber rasch sich wieder fassend, sagte er:

»Mein Bruder Heinrich, spielt Ihr diesen Morgen Ball mit dem König?«

»Erweist mir der König die Ehre, mich dazu zu wählen?« fragte Heinrich, »oder ist es nicht eine Aufmerksamkeit von Eurer Seite, mein Schwager?«

»Nein, der König hat nicht hiervon gesprochen,« sagte der Herzog ein wenig verlegen, »aber seid Ihr nicht von seiner gewöhnlichen Partie?«

Heinrich lächelte, denn es waren seit seiner letzten Partie mit dem König so viele und so ernste Dinge vorgefallen, daß es nicht zum Erstaunen gewesen wäre, wenn Karl IX. seine gewöhnlichen Spieler gewechselt hätte.

»Ich gehe, mein Bruder,« sprach Heinrich lächelnd.

»Kommt,« versetzte der Herzog.

»Ihr geht?« fragte Margarethe.

»Ja, meine Schwester.«

»Habt Ihr so große Eile?«

»Allerdings.«

»Wenn ich jedoch ein paar Minuten von Euch verlangen würde?«

Ein solches Verlangen war so selten in dem Munde von Margarethe, daß ihr Bruder sie abwechselnd errötend und erbleichend anschaute.

»Was will sie ihm sagen?« dachte Heinrich, nicht minder erstaunt als der Herzog von Alençon.

Margarethe, als hätte sie den Gedanken ihres Gemahls erraten, wandte sich gegen ihn um und sagte mit einem reizenden Lächeln:

»Mein Herr, Ihr könnt Euch zu Seiner Majestät begeben, wenn es Euch gefällt; denn das Geheimnis, das ich meinem Bruder zu enthüllen habe, ist Euch bereits bekannt, da die Bitte, die ich hinsichtlich dieses Geheimnisses an Euch richtete, von Eurer Majestät beinahe abgeschlagen worden ist. Ich wünschte Eure Majestät nicht zum zweiten Male dadurch zu ermüden, daß ich in ihrer Gegenwart einen Wunsch aussprechen würde, der ihr unangenehm zu sein geschienen hat.«

»Was ist es denn?« fragte Franz, Beide verwundert

anschauend. »Oh, oh!« sprach Heinrich, vor Ärger errötend. »Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Madame. In der Tat, ich bedaure, nicht freier zu sein; aber kann ich Herrn de La Mole nicht eine Gastfreundschaft geben, die ihm keine Sicherheit bieten würde, so will ich nichts desto weniger nach Euch meinem Bruder Alençon die Person empfehlen, *für welche Ihr Euch interessiert*. Vielleicht,« fügte er bei, um den Worten, die wir gesperrt haben, noch mehr Kraft zu geben, »vielleicht findet mein Bruder sogar einen Gedanken, der Euch Herrn de La Mole . . . hier . . . bei Euch zu behalten gestattet, was wohl besser wäre, als Alles, nicht wahr, Madame?«

»Gut, gut,« sagte Margarethe zu sich selbst, »sie werden zu zwei tun, was weder der Eine noch der Andere allein getan hätte.«

Und sie öffnete die Türe des Kabinetts und ließ den jungen Verwundeten heraustreten, nachdem sie zu Heinrich gesagt hatte:

»Es ist Eure Sache, mein Herr, meinem Bruder zu erklären, warum wir uns für Herrn de La Mole interessieren.«

Durch diese List gefangen, erzählte Heinrich dem Herzog von Alençon, der aus Opposition halb Protestant war, wie Heinrich aus Klugheit halb Katholik, die Ankunft von La Mole in Paris, und wie der junge Mann, als er ihm einen Brief von Herrn d'Auriac hatte bringen wollen, verwundet worden war.

Der Herzog wandte sich um und La Mole stand vor ihm.

Als Franz ihn so schön, so bleich und folglich durch seine Schönheit und Blässe doppelt verführerisch sah, fühlte er, wie ein neuer Schrecken sich seines Herzens bemächtigte.

Margarethe faßte ihn zugleich bei der Eifersucht und bei der Eitelkeit.

»Mein Bruder,« sagte sie zu ihm, »dieser junge Edelmann wird demjenigen, der ihn zu verwenden weiß, nützlich sein, dafür stehe ich. Nehmt Ihr ihn bei Euch auf, so wird er in Euch einen mächtigen Herrn und Ihr werdet in ihm einen ergebenen Diener finden. In diesen Zeitläuften, mein Bruder, muß man sich mit sichern Menschen umgeben, besonders,« fügte sie die Stimme so sehr dämpfend bei, daß nur der Herzog von Alençon sie hören konnte, »wenn man ehrgeizig ist und das Unglück hat, nur der

dritte Sohn von Frankreich zu sein.«

Sie legte einen Finger auf den Mund, um Franz anzudeuten, daß sie, trotz dieser Eröffnung noch einen wichtigen Teil ihres Gedankens für sich behielte.

»Sodann,« sprach sie, »werdet Ihr vielleicht im Widerspruch mit Heinrich finden, daß es nicht schicklich ist, wenn dieser junge Mann so nahe bei meinen Gemächern verweilt.«

»Meine Schwester,« erwiderte Franz lebhaft, »Herr de La Mole, wenn es ihm gefällt, wird in einer halben Stunde in meiner Wohnung, wo er, glaube ich, nichts zu befürchten hat, einquartiert sein. Er liebe mich und ich werde ihn lieben.«

Franz log, denn er haßte bereits La Mole im Grunde seines Herzens.

»Gut, gut, ich täuschte mich also nicht,« murmelte Margarethe, als sie den König von Navarra die Stirne runzeln sah. »Ah! um den Einen und den Andern von Euch zu leiten, muß man den Einen durch den Andern leiten.«

Dann ihren Gedanken ergänzend, fuhr sie fort:

»Vorwärts, vorwärts, gut, Margarethe, würde Henriette sagen.«

La Mole, von Margarethe gehörig unterrichtet, küsste dieser wirklich eine halbe Stunde nachher den Saum ihres Kleides und stieg ziemlich behende für einen Verwundeten die Treppe hinauf, welche zu dem Herzog von Alençon führte.

Es vergingen mehrere Tage, während welcher die Eintracht zwischen Heinrich und seiner Gemahlin sich immer mehr zu befestigen schien. Heinrich hatte es dahin gebracht, daß er nicht öffentlich abschwören mußte; aber er hatte in die Hände des Beichtvaters des Königs Verzicht geleistet und hörte jeden Morgen die Messe, die man im Louvre las. Abends schlug er zum Scheine den Weg nach den Gemächern seiner Gemahlin ein, ging durch die große Türe, plauderte einige Augenblicke mit ihr, entfernte sich dann wieder durch die kleine geheime Türe und begab sich zu Frau von Sauves, die ihn von dem Besuche von Catharina und von der unbestreitbaren Gefahr, welche ihn bedrohte, in Kenntnis zu setzen nicht verfehlt hatte. Von zwei Seiten unterrichtet, verdoppelte Heinrich sein Mißtrauen in Beziehung auf die Königin Mutter und dies mit um so mehr Grund,

als das Gesicht von Catharina unmerklich sich zu entrunzeln anfang. Es geschah sogar eines Morgens, daß Heinrich auf ihren bleichen Lippen ein wohlwollendes Lächeln wahrnahm. An diesem Tage entschloß er sich nur mit der größten Mühe, etwas Anderes zu essen, als Eier, die er selbst hatte sieben lassen, und etwas Anderes zu trinken, als Wasser, das er in seiner Gegenwart aus der Seine hatte schöpfen sehen.

Die Metzereien dauerten fort, waren aber nichtsdestoweniger dem Erlöschen nahe. Man hatte eine so große Schlächterei mit den Hugenotten vorgenommen, daß ihre Zahl bedeutend zusammengeschmolzen war. Die meisten waren tot, viele hatten die Flucht ergriffen, einige hielten sich noch verborgen. Von Zeit zu Zeit erhob sich ein gewaltiges Geschrei in diesem oder jenem Quartiere. Dies geschah, wenn man einen von ihnen entdeckt hatte. Die Hinrichtung wurde sodann heimlich oder öffentlich vorgenommen, je nach dem der Unglückliche in einem Orte ohne Ausgang verborgen war oder fliehen konnte. Im letzten Falle herrschte eine große Freude in dem Quartiere, wo das Ereignis vorfiel, denn statt sich durch die Vertilgung ihrer Feinde zu beruhigen, wurden die Katholiken immer wilder, und je weniger übrig blieben, desto mehr schienen sie erbittert auf diese unglücklichen Reste.

Karl IX. hatte ein großes Vergnügen an der Jagd auf Hugenotten gefunden. Als er nicht mehr selbst zu jagen fortfahren konnte, ergötzte er sich an dem Lärmen der Jagd Anderer.

Eines Tages von dem Maillespiele zurückkehrend, das nebst dem Ballspiele und der Jagd sein Lieblingsvergnügen war, trat er mit strahlendem Antlitz, gefolgt von seinen gewöhnlichen Höflingen, bei seiner Mutter ein.

»Meine Mutter,« sagte er, die Florentinerin umarmend, welche, als sie diese Freude gewahr wurde, sogleich auch die Ursache derselben zu erraten suchte, »meine Mutter, frohe Kunde! Mord und Teufel! wißt Ihr etwas? das erhabene Gerippe des Herrn Admirals, das man verloren glaubte, ist wiedergefunden.«

»Ah! ah!« rief Catharina.

»Oh! mein Gott, ja. Nicht wahr, Ihr dachtet, wie ich, meine Mutter, die Hunde hätten ihr Hochzeitsmahl damit gemacht? Mein Gott, mein liebes Volk, mein gutes Volk hatte einen Gedanken: es

hing den Admiral an den Galgen von Montfaucon.«

De haut en bas Gaspard on a jeté,
Et puis de bas en haut on l'a monté.¹⁰

»Nun?« sprach Catharina.

»Nun wohl, meine gute Mutter,« versetzte Karl IX., »seitdem ich weiß, daß er tot ist, habe ich immer Lust gehabt, den lieben Mann wiederzusehen. Es ist schön Wetter, Alles scheint mir heute in Blüte zu stehen. Die Luft ist voll Leben und Wohlgruch; ich befinde mich, wie ich mich nie befunden habe. Wenn Ihr wollt, meine Mutter, so steigen wir zu Pferde und reiten nach Montfaucon.«

»Ich würde dies sehr gerne tun, mein Sohn,« sagte Catharina, »wenn ich nicht eine Bestellung gemacht hätte, die ich nicht verfehlen darf. Stattet man einem so wichtigen Mann, wie dem Admiral, einen Besuch ab,« fügte sie bei, »so muß man den ganzen Hof mit sich nehmen. Das wird eine gute Gelegenheit für Beobachter sein, um seltsame Beobachtungen anzustellen. Wir werden sehen, wer kommen und wer bleiben wird.«

»Ihr habt meiner Treue Recht, meine Mutter. Morgen also, das ist besser! Macht Eure Einladungen, ich mache die meinigen, oder wir laden vielmehr Niemand ein. Wir sagen nur, wir werden dahin gehen, und es ist sodann Jedem freigestellt, nach Belieben zu handeln. Gott befohlen, meine Mutter, ich will Horn blasen.«

»Ihr werdet Euch erschöpfen, Karl. Ambroise Paré sagt es Euch unablässig, und er hat Recht; diese Übung ist zu anstrengend für Euch.«

»Bah, bah, bah!« sprach Karl, »ich wollte, ich wüßte gewiß, daß ich nur hieran sterben würde; ich dürfte Jedermann hier begraben, selbst Henriot, der eines Tags uns Alle beerben soll, wie Nostradamus behauptet.«

Catharina runzelte die Stirne und erwiderte:

»Mein Sohn, mißtraut vor Allem den Dingen, welche unmöglich scheinen, und schont Euch mittlerweile.«

»Nur ein paar Fanfaren, um meine Hunde zu erfreuen, die sich zum Sterben langweilen. Die armen Tiere! Ich hätte sie auf die Hugenotten loslassen sollen, das würde sie erquickt haben.«

Und Karl IX. verließ das Zimmer seiner Mutter, trat in sein

Waffenkabinett, nahm ein Horn von der Wand und blies mit einer Kraft, die Roland selbst Ehre gemacht hatte. Es war nicht zu begreifen, wie aus diesem schwächlichen, kränklichen Körper und von diesen bleichen Lippen ein so mächtiger Hauch kommen konnte.

Catharina erwartete wirklich Jemand, wie sie ihrem Sohne gesagt hatte. Einen Augenblick, nachdem dieser weggegangen war, trat eine von ihren Frauen ein und sprach leise mit ihr. Die Königin lächelte, begrüßte die Personen ihres Hofes und folgte der Botin.

Der Florentiner René, derselbe, den der König von Navarra am St. Bartholomäus-Abend so diplomatisch empfangen hatte, war in ihr Betzimmer eingetreten.

»Ah! Ihr seid es, René,« sagte Catharina zu ihm, »ich erwartete Euch mit Ungeduld.«

René verbeugte sich.

»Ihr habt gestern die Zeile erhalten, die ich Euch schrieb?«

»Ich habe diese Ehre gehabt.«

»Habt Ihr, wie ich Euch dies hieß, den Beweis des von Ruggieri gestellten Horoskops wiederholt, dieses Horoskops, das so sehr mit der Prophezeiung von Nostradamus in Einklang steht, welcher behauptet, meine Söhne werden alle Drei regieren? Seit einigen Tagen haben sich die Dinge bedeutend verändert, René, und ich dachte, die Geschicke wären möglicher Weise weniger bedrohlich geworden.«

»Madame,« antwortete René, den Kopf schüttelnd, »Eure Majestät weiß wohl, daß die Dinge das Geschick nicht verändern, sondern daß das Geschick im Gegenteil die Dinge regiert.«

»Doch Ihr habt nichtsdestoweniger das Opfer erneuert?«

»Ja, Madame,« antwortete René, »denn Euch gehorchen, ist meine erste Pflicht.«

»Und das Resultat?«

»Ist dasselbe geblieben, Madame.«

»Wie? das schwarze Lamm hat ebenfalls seine drei Schreie ausgestoßen.«

»Ebenfalls, Madame.«

»Ein Zeichen von drei grausamen Todesfällen in meiner

Familie?« murmelte Catharina.

»Leider!« sprach René.

»Aber ferner?«

»Ferner, Madame, fand sich in den Eingeweiden die seltsame Abweichung der Leber, die wir bereits bei den zwei ersten wahrgenommen haben; sie hatte eine umgekehrte Lage.«

»Veränderung der Dynastie. Immer, immer, immer,« murmelte Catharina. »Man wird das jedoch verändern müssen, René,« fuhr sie fort.

René schüttelte den Kopf und erwiderte: »Ich habe Eurer Majestät bereits gesagt, das Schicksal regiert.«

»Ist das Deine Meinung?«

»Ja, Madame.«

»Erinnerst Du Dich des Horoskops von Johanna von Albret?«

»Ja, Madame.«

»Wiederhole es mir ein wenig, ich habe es vergessen.«

»**Vives honorata**,« sprach René, »**morieis reformidata, regina amplificabere**.«

»Das heißt, glaube ich,« versetzte Catharina: »*Du wirst geehrt leben*, und es fehlte der armen Frau am Notwendigsten!*Du wirst gefürchtet sterben*, und wir spotteten Alle über sie.*Du wirst größer sein, als Du als Königin gewesen bist*, und sie starb und ihre Größe ruht in einem Grabe, auf das wir ihren Namen zu setzen vergessen haben.«

»Madame, Eure Majestät übersetzt die Worte**Vives honorata** schlecht. Die Königin von Navarra lebte wirklich geehrt, denn sie erfreute sich während ihres Lebens der Liebe ihrer Kinder und der Achtung ihrer Anhänger, einer um so aufrichtigeren Liebe und Achtung, je ärmer sie war.«

»Ja,« sprach Catharina, »ich will Euch das: »*Du wirst geehrt leben*, hingehen lassen;**morieis reformidata**, laßt hören, wie werdet Ihr mir das erklären?«

»Wie ich Euch das erklären werde? nichts leichter. Du wirst gefürchtet sterben.«

»Nun wohl ist sie gefürchtet gestorben?«

»So gefürchtet, Madame, daß sie nicht gestorben wäre, wenn

Eure Majestät nicht Furcht vor ihr gehabt hätte . . . Endlich: *als Königin wirst Du groß werden, oder Du wirst größer sein, als Du als Königin gewesen bist*; was abermals wahr ist, Madame, denn für die vergängliche Krone hat sie nun wohl als Königin und Märtyrerin die himmlische Krone empfangen, und wer weiß überdies, welche Zukunft ihrem Geschlechte auf Erden vorbehalten ist.«

Catharina war in höchstem Maße abergläubisch. Sie erschrak vielleicht mehr noch über die Beharrlichkeit von René, als über die Beharrlichkeit der Prophezeiung; und da für sie ein schlimmer Schritt Gelegenheit war, kühn über die Lage der Dinge wegzuspringen, so sagte sie plötzlich und ohne einen Übergang, außer der stummen Arbeit ihrer Gedanken, zu René:

»Sind Parfums aus Italien angekommen?«

»Ja, Madame.«

»Ihr schickt mir ein Kistchen voll.«

»Von welchen?«

»Von den letzten, von denen . . . «

Catharina hielt inne.

»Von denen, welche die Königin von Navarra besonders liebte?« fragte René.

»Allerdings.«

»Ich habe nicht nötig, sie zu bereiten, nicht wahr? denn Eure Majestät ist jetzt so gelehrt als ich.«

»Findest Du?« sagte Catharina, »sie schlagen wirklich an?«

»Hat mir Eure Majestät nichts mehr zu sagen?« sprach der Parfumeur.

»Nein, nein,« erwiderte Catharina nachdenkend, »ich glaube wenigstens nicht. Wenn sich indessen irgend etwas Neues in den Opfern fände, so tut es mir gelegentlich zu wissen. Lassen wir die Lämmer und versuchen wir es mit Hühnern.«

»Ach! Madame, ich befürchte, das Opfer verändernd, werden wir nichts an den Weissagungen ändern.«

»Tue, was ich Dir sage.«

René verbeugte sich und trat ab.

Catharina blieb einen Augenblick in Gedanken versunken

sitzen. Dann stand sie ebenfalls auf und kehrte in ihr Schlafgemach zurück, wo sie von ihren Frauen erwartet wurde und auf den andern Tag die Pilgerfahrt nach Montfaucon ankündigte.

Die Kunde von dieser Lustpartie bildete für den ganzen Abend das Geräusch des Palastes und das Gerücht der Stadt. Die Damen ließen ihre zierlichsten Toiletten, die Herren ihre Waffen und ihre Paradedepferde bereit halten. Die Kaufleute und Handwerker schlossen ihre Buden und Werkstätten und die Müßiggänger des Volkes töteten da und dort einige für eine gute Gelegenheit aufgesparte Hugenotten, welche eine passende Gesellschaft für den Leichnam des Admirals geben sollten. Es war ein gewaltiges Getöse den ganzen Abend und einen großen Teil der Nacht hindurch.

La Mole hatte den traurigsten Tag der Welt zugebracht, und auf diesen Tag waren drei bis vier andere nicht minder traurige gefolgt. Um den Wünschen von Margarethe zu gehorchen, hatte ihn der Herzog von Alençon bei sich aufgenommen, aber seitdem nicht wieder gesehen. Er fühlte sich plötzlich wie ein armes, verlassenes Kind, beraubt der zarten, liebevollen Sorge zweier Frauen, von denen die eine in der Erinnerung allein beständig seine Gedanken verzehrte. Wohl bekam er durch den Wundarzt Ambroise Paré, den sie ihm schickte, Nachrichten von ihr; aber überbracht von einem Manne von fünfzig Jahren; welcher nichts von der Interesse von La Mole für die geringsten Dinge, welche sich auf Margarethe bezogen, wußte, waren diese Nachrichten sehr unvollständig und sehr ungenügend. Allerdings war Gillonne einmal, wohlverstanden in ihrem eigenen Namen gekommen, um sich nach dem Verwundeten zu erkundigen. Dieser Besuch hatte die Wirkung eines Sonnenstrahles in einem Kerker hervorgebracht, La Mole war ganz davon geblendet, und erwartete beständig eine zweite Erscheinung, welche, obgleich zwei Tage seit der ersten abgelaufen waren, nicht kam.

Als der Wiedergenesende von der glänzenden Versammlung des ganzen Hofes, die am andern Tage stattfinden sollte, hörte, ließ er den Herzog von Alençon um die Gnade bitten, daran teilnehmen zu dürfen.

Der Herzog fragte nicht einmal, ob La Mole im Stande wäre,

diese Anstrengung zu ertragen, sondern antwortete nur:

»Gut, man gebe ihm eines von meinen Pferden.«

Das war Alles, was La Mole wünschte. Meister Ambroise Paré kam wie gewöhnlich, um ihn zu verbinden. La Mole setzte ihm auseinander, daß er nothwendig zu Pferde steigen müsse, und bat ihn, eine doppelte Sorgfalt bei Anlegung des Verbandes anzuwenden. Die zwei Wunden waren übrigens wieder geschlossen, sowohl die der Brust, als die der Schulter; nur machte ihm die der Schulter noch Schmerzen. Beide waren frischrot, wie es bei dem Fleische sein muß, das auf dem Wege der Heilung begriffen ist. Meister Ambroise Paré bedeckte sie mit gummiertem Taffet, was zu jener Zeit bei solchen Fällen üblich war, und versprach La Mole, die Sache würde ganz gut ablaufen, vorausgesetzt, daß er sich bei dem Ausfluge nicht zu viel Bewegung machen würde.

La Mole war voll Freude. Abgesehen von einer gewissen Schwäche, verursacht durch den Blutverlust, und einer leichten Betäubung, welche hiermit in Verbindung stand, fühlte er sich so wohl, als es nur immer sein konnte. Ohne Zweifel würde Margarethe bei dieser Cavalcade sein; er würde Margarethe wiedersehen, und wenn er bedachte, wie wohl ihm der Anblick von Gillonne getan hatte, so setzte er die viel größere Wirksamkeit des Anblicks seiner Geliebten nicht in Zweifel.

La Mole verwendete also einen Teil des Geldes, das er bei der Abreise von seiner Familie erhalten hatte, um das schönste Wamms von weißem Atlas und die reichste Mantelstickerei zu kaufen, die ihm der Schneider verschaffen konnte, welcher damals am meisten in der Mode war. Derselbe Mensch lieferte ihm auch noch parfümierte lederne Stiefeln, wie man sie zu jener Zeit trug. Das Ganze wurde ihm nur eine halbe Stunde nach der Zeit gebracht, für welche La Mole es verlangt hatte, weshalb er nicht zu viel sagen konnte. Er kleidete sich rasch an, beschaute sich im Spiegel, fand sich anständig genug geputzt, frisiert und parfümiert, um mit sich selbst zufrieden zu sein. Endlich versicherte er sich durch mehrere Gänge, die er rasch in seinem Zimmer machte, daß, abgesehen von einigen sehr lebhaften Schmerzen, das moralische Glück die körperlichen Unannehmlichkeiten zum Schweigen bringen würde.

Während diese Szene im Louvre vorging, fand eine andere ähnlicher Art im Hotel Guise statt. Ein großer Mann mit rotem Haare beschaute vor einem Spiegel einen rötlichen Streifen, der ihm auf eine unangenehme Weise das Gesicht durchzog. Er malte und parfümierte seinen Schnurrbart, und während er malte und parfümierte, dehnte er über dem unglücklichen Streifen, der trotz aller zu jener Zeit üblicher kosmetischer Mittel hartnäckig immer wieder erschien, er dehnte, sage ich, eine doppelte Lage von Weiß und Roth aus. Aber als die Anwendung ungenügend war, kam ihm ein Gedanke. Eine glühende Sonne, eine Augustsonne schoß ihre Strahlen in den Hof. Er stieg in diesen Hof hinab, nahm seinen Hut in die Hand, streckte die Nase in die Luft und ging zehn Minuten lang, sich freiwillig der verzehrenden Flamme aussetzend, welche in Strömen vom Himmel fiel, auf und ab.

Nach Verlauf von zehn Minuten hatte der Edelmann durch einen Sonnenschein ersten Ranges ein Gesicht so glänzend, als es der rote Streifen war, welcher nun nicht mehr mit dem Übrigen im Einklang stand und im Vergleich gelb erschien.

Unser Edelmann war nicht minder wohl zufrieden mit diesem Regenbogen, den er auf das Beste durch eine Lage Zinnober, die er darüber ausbreitete, mit dem Reste des Gesichtes vereinigte, wonach er ein prachtvolles Gewand anzog, das ihm ein Schneider in das Zimmer legte, ohne daß er den Schneider verlangt hatte. So geschmückt, parfümiert, von Kopf bis Fuß bewaffnet, ging er abermals in den Hof hinab und schmeichelte einem großen Rappen, dessen Schönheit unvergleichlich gewesen wäre, ohne einen kleinen Einschnitt nach Art des seines Herrn, den ihm bei einer der letzten bürgerlichen Schlachten der Säbel eines Reiters beigebracht hatte.

Nichtsdestoweniger von seinem Pferde eben so bezaubert, wie er es von sich selbst war, saß dieser Edelmann, den unsere Leser gewiß ohne Mühe erkannt haben, eine Viertelstunde vor allen Andern im Sattel und ließ den Hof des Hotel Guise vom Gewieher seines Pferdes widerhallen, welches, während er sich zum Meister seines Rosses machte, *Mordis* aus allen Tonarten erwiderten. Nach einem Augenblick gewährte das Pferd völlig gezähmt, durch seine Geschmeidigkeit und einen Gehorsam der

legitimen Herrschaft seines Reiters völlige Anerkennung; aber dieser Sieg war nicht ohne Geräusch errungen worden und dieses Geräusch (hierauf hatte unser Edelmann vielleicht gerechnet), zog eine Dame an das Fenster, welche unser Pferdehändiger mit einer tiefen Verbeugung grüßte und die ihm auf das Anmutigste zulächelte.

Fünf Minuten nachher ließ Frau von Nevers ihren Intendanten rufen.

»Mein Herr,« fragte sie, »hat man dem Grafen Annibal von Coconnas ein anständiges Frühstück vorgesetzt?«

»Ja, Madame,« antwortete der Intendant, »er hat sogar diesen Morgen mit besserem Appetit gegessen, als gewöhnlich.«

»Gut, mein Herr,« sprach die Herzogin.

Dann wendete sie sich gegen ihren ersten Edelmann umwendend:

»Herr d'Arguzon, gehen wir nach dem Louvre ab, und ich bitte, habt Euer Augenmerk auf den Herrn Grafen Annibal von Coconnas, denn er ist verwundet und folglich noch schwach, und es soll ihm nicht um alle Welt ein Unglück geschehen. Das würde das Gelächter der Hugenotten erregen, welche ihm seit jenem glücklichen Sankt-Bartholomäus-Abend grollen.«

Und Frau von Nevers stieg ebenfalls zu Pferde und ritt ganz strahlend nach dem Louvre, wo der allgemeine Sammelplatz war.

XVI.

Der Körper eines toten Feindes riecht immer gut.

Es war zwei Uhr Nachmittags, als eine lange Reihe von Gold, Juwelen und prachtvollen Kleidern glänzender Kavaliers in der Rue Saint-Denis erschien, an der Ecke des Cimetière des Innocens ausmündete und sich in der Sonne zwischen den zwei Zeilen düsterer Häuser wie eine ungeheure Schlange mit strahlenden Ringen entrollte.

Keine Truppe, so reich sie auch sein mag, kann einen Begriff von diesem Schauspiel geben. Die prächtigen, glanzvollen seidenen Gewänder, die eine herrliche Mode von Franz I. seinen Nachfolgern vermachte, hatten sich noch nicht in die engen, düsteren Kleider verwandelt, welche unter Heinrich III. eingeführt wurden, so daß das Costume von Karl IX., vielleicht minder reich, aber wohl eleganter als die vorhergehender Epochen, in seiner vollen Harmonie prangte. In unsern Tagen gibt es Nichts mehr, was sich möglicher Weise mit einem solchen Zuge vergleichen ließe, denn wir sind für unsere Parade-Herrlichkeiten auf die Symmetrie und die Uniform beschränkt.

Pagen, Stallmeister, Edelleute niederen Ranges, Hunde und Pferde machten, auf den Seiten und hinten marschierend, aus dem königlichen Cortège ein wahres Heer. Hinter diesem Heere kam das Volk, oder das Volk war vielmehr überall.

Das Volk zog voraus und bildete zugleich das Geleite. Es schrie zu gleicher Zeit Willkommen und Zeter; denn man erkannte in dem Zuge mehrere ausgesöhnte Calvinisten, und das Volk ist unversöhnlich.

Am Morgen hatte Karl IX. in Gegenwart von Catharina und dem Herzog von Guise vor Heinrich von Navarra als von einer ganz natürlichen Sache davon gesprochen, man werde den Galgen von Montfaucon, oder vielmehr den verstümmelten Leichnam des Admirals, der daselbst aufgehängt war, besuchen. Der erste Gedanke von Heinrich war, sich von diesem Besuche

loszumachen. Dies erwartete Catharina. Bei den ersten Worten, mit denen er sein Widerstreben ausdrückte, wechselte sie einen Blick und ein Lächeln mit dem Herzog von Guise. Heinrich gewahrte Beides, begriff Beides, und sagte sich schnell fassend:

»Warum sollte ich im Ganzen nicht gehen? Ich bin Katholik und meiner neuen Religion verpflichtet.«

Dann sich an Karl IX. wendend:

»Eure Majestät mag auf mich zählen, ich werde stets glücklich sein, sie zu begleiten, wohin sie geht.«

Und er warf einen raschen Blick um sich her, um die Stirnen zu zählen, die sich runzelten.

Derjenige von dem Zuge, welchen man am meisten mit Neugierde betrachtete, war auch dieser Sohn ohne Mutter, dieser König ohne Königreich, dieser Hugenott, der sich zum Katholiken gemacht hatte. Sein langes, charaktervolles Gesicht, seine etwas gemeine Tournure, die Vertraulichkeit mit seinen Untergebenen, eine Vertraulichkeit, die er bis zu einem für einen König beinahe unschicklichen Grad trieb, eine Vertraulichkeit, welche aus den Zeiten seiner Jugend herrührte, wo er, im Gebirge lebend, entschiedene Gewohnheiten angenommen hatte, eine Vertraulichkeit endlich, die er bis zu seinem Tode bewahrte, bezeichneten ihn den Zuschauern, von denen ihm einige zuriefen:

»In die Messe, Henriot, in die Messe!« worauf Heinrich antwortete:

»Ich bin gestern darin gewesen, ich komme heute davon her, und werde morgen dahin zurückkehren. Ventre-saint-gris! das kommt mir genug vor!«

Margarethe war zu Pferde so schön, so frisch, so elegant, daß die Bewunderung um sie her ein Concert bildete, von dem sich, es läßt sich nicht leugnen, einige Noten an ihre Gefährtin, die Frau Herzogin von Nevers, wandten, neben welcher sie ritt, und deren weißes Roß, als wäre es stolz auf die Last, die es trug, rastlos den Kopf schüttelte.

»Nun, Herzogin,« sagte die Königin von Navarra, »was Neues?«

»Madame,« antwortete Henriette, »ich weiß Nichts.«

Dann fragte sie ganz leise:

»Und der Hugenott, was ist aus ihm geworden?«

»Ich habe eine ziemlich sichere Zufluchtsstätte für ihn gefunden,« erwiderte Margarethe, »und der große Schlächter, was hast Du mit ihm gemacht?«

»Er wollte an dem Feste Teil nehmen, und reitet das Schlachtroß von Herrn von Nevers, ein Tier, so groß wie ein Elefant. Es ist ein furchtbarer Kavalier. Ich habe ihm erlaubt, der Zeremonie beizuwohnen, weil ich dachte, Dein Hugenott würde kluger Weise das Zimmer hüten, und es wäre auf diese Art kein Zusammentreffen zu befürchten.«

»Ah, meine Treue!« antwortete Margarethe lächelnd, »wäre er auch hier, und er ist nicht hier, so hätte man deshalb keinen Streit zu befürchten. Mein Hugenott ist ein hübscher Junge, aber nichts Anderes, eine Taube und kein Geier; das rucket, aber beißt nicht. Allem nach,« sagte sie mit einem unübersetzbaren Tone und leicht die Achseln zuckend, »Allem nach haben wir ihn wahrscheinlich für einen Hugenotten gehalten, während er ein Brahmine ist und seine Religion ihm das Blutvergießen verbietet.«

»Aber, wo ist denn der Herzog von Alençon?« fragte Henriette, »ich sehe ihn nicht.«

»Er muß kommen, diesen Morgen hatte er Schmerzen in den Augen und wollte nicht kommen; aber da man weiß, daß er sich, um nicht der gleichen Meinung, wie sein Bruder Karl und sein Bruder Heinrich, zu sein, zu den Hugenotten neigt, so bemerkte man ihm, der König könnte seine Abwesenheit übel deuten, und er entschloß sich. Doch sieh, man schaut, man schreit; er ist es wohl . . . er wird durch die Porte Montmartre gekommen sein.«

»In der Tat, er ist es, ich erkenne ihn,« sagte Henriette. »Er sieht wirklich heute sehr gut aus. Seit einiger Zeit verwendet er große Sorgfalt auf sich: er muß verliebt sein. Seht doch, wie schön es ist, ein Prinz von Geblüt zu sein: er galoppiert über alle Welt hin und alle Welt fügt sich.«

»In der Tat,« sprach Margarethe lachend, »er wird uns, Gott verzeih' es mir! niederwerfen. Laßt Eure Herren sich anschließen, Herzogin, denn dort ist Einer, der, wenn er sich nicht anschließt, umkommt.«

»Ah, das ist mein Unerschütterlicher!« rief die Herzogin, »sieh

doch! sieh doch!«

Coconnas hatte wirklich sein Glied verlassen, um sich Frau von Nevers zu nähern; aber in dem Augenblick, wo sein Pferd über das äußere Boulevard galoppierte, das die Straße von dem Faubourg Saint-Denis trennte, prallte ein Reiter von dem Gefolge des Herzogs von Alençon, der vergebens sein scheu gewordenes Roß zurückzuhalten suchte, mit vollem Leibe an Coconnas an. Erschüttert wankte Coconnas auf seinem kolossalen Tiere; sein Hut wollte ihm entfallen, er hielt ihn auf und wandte sich wütend um.

»Gott!« sagte Margarethe, sich an das Ohr ihrer Freundin neigend, »Herr de La Mole!«

»Der schöne, bleiche, junge Mann?« rief die Herzogin, unfähig, den ersten Eindruck zu bemeistern.

»Ja, ja, derselbe, welcher Deinen Piemontesen beinahe niedergeworfen hätte.«

»Oh! da werden furchtbare Dinge vorgehen,« sprach die Herzogin, »sie schauen sich an, sie erkennen sich.«

Coconnas hatte, sich umwendend, wirklich das Gesicht von La Mole erkannt und vor Erstaunen den Zügel seines Pferdes fallen lassen, denn er glaubte seinen ehemaligen Gefährten getötet oder wenigstens für eine gewisse Zeit kampfunfähig gemacht zu haben. La Mole erkannte Coconnas ebenfalls und fühlte, wie ihm das Feuer in das Gesicht stieg. Während einiger Sekunden, welche zum Ausdruck aller Gefühle genügten, die sich in diesen zwei Menschen regten, maßen sie sich mit einem Blicke, der die beiden Frauen schauern machte. Dann schaute La Mole rings um sich her; er begriff ohne Zweifel, daß der Ort für eine Erklärung schlecht gewesen wäre, gab seinem Pferde die Sporen und ritt wieder zu dem Herzog von Alençon. Coconnas verharrte einen Augenblick fest auf seinem Platze, drehte seinen Schnurrbart, dessen Spitze er emporsteigen ließ, daß sie hätte ein Auge ausstechen können, und setzte sich sodann, als er sah, daß La Mole sich entfernte, ohne ein Wort zu ihm zu sprechen, selbst wieder in Marsch.

»Ah! ah!« sagte mit verächtlichem Schmerze Margarethe, »ich habe mich also nicht getäuscht. Oh! diesmal ist es zu stark.«

Und sie biß sich bis auf das Blut in die Lippen.

»Er ist sehr hübsch,« versetzte die Herzogin mitleidig.

Gerade in diesem Augenblick nahm der Herzog von Alençon wieder seinen Platz hinter dem König und der Königin Mutter ein, so daß seine Edelleute sich an ihn haltend vor Margarethe und der Herzogin von Nevers vorüberreiten mußten. Als La Mole vor den zwei Prinzessinnen vorbeikam, lüpfte er seinen Hut, begrüßte die Königin sich bis auf den Hals seines Pferdes verbeugend und blieb entblößten Hauptes, erwartend, Ihre Majestät würde ihn eines Blickes würdigen.

Aber Margarethe wandte stolz den Kopf ab.

La Mole las ohne Zweifel den Ausdruck der Verachtung, der aus dem Gesichte der Königin ausgeprägt war, und wurde leichenblaß. Er war, um nicht von seinem Pferde zu fallen, genötigt, sich an der Mähne fest zu halten.

»Oh, oh,« sagte Henriette zur Königin, »schau ihn doch an, Du Grausame, ich glaube, es wird ihm übel.«

»Gut,« sagte die Königin mit einem verächtlichen Lächeln, »das würde uns noch fehlen. Hast Du Salze bei Dir?«

Frau von Nevers täuschte sich. Obwohl wankend, gewann La Mole doch wieder Kräfte und nahm, sich abermals auf seinem Pferde befestigend, seinen Platz wieder bei dem Gefolge des Herzogs von Alençon ein.

Der Zug rückte mittlerweile vorwärts. Man sah die düstere Silhouette des von Enguerrand von Marigny errichteten und eingeweihten Galgens. Nie war er so gut versehen gewesen, als zu die er Stunde.

Die Huissiers und die Gardien marschierten voraus und bildeten einen weiten Kreis um den Zaun. Bei ihrer Annäherung flohen die auf dem Galgen sitzenden Raben mit einem Krächzen der Verzweiflung.

Der Galgen, welcher sich in Montfaucon erhob, bot gewöhnlich hinter seinen Säulen einen Zufluchtsort für Hunde, welche durch häufige Beute herbeigezogen wurden, und für philosophische Banditen die hier über die traurigen Wechselfälle des Glückes nachdachten.

An diesem Tage gab es in Montfaucon, wenigstens dem

Anscheine nach, weder Hunde noch Banditen; die Huissiers und die Garden hatten die ersteren zugleich mit den Raben vertrieben, und die andern waren mit der Menge vermischt, um einige von den guten Streichen auszuführen, welche die lachenden Wechselfälle ihres Gewerbes bilden.

Der Zug rückte immer weiter vor. Der König und Catharina waren an der Spitze; dann kamen der Herzog von Anjou, der Herzog von Alençon, der König von Navarra und ihre Edelleute; hierauf Frau Margarethe, die Herzogin von Nevers und alle Frauen, welche die sogenannte fliegende Schwadron der Königin bildeten; und endlich die Pagen, die Stallmeister, die Bedienten und das Volk, im Ganzen zehntausend Menschen.

Am Hauptgalgen hing eine gestaltlose Masse, ein schwarzer Leichnam mit geronnenem Blut und Kot befleckt und weiß von neuen Staublagen. Dem Leichnam fehlte der Kopf und er war auch an den Füßen aufgehängt. Doch erfindungsreich, wie immer, hatte der Pöbel den Kopf, durch einen Strohwisch ersetzt, an welchem eine Maske befestigt war, und in den Mund dieser Maske hatte ein Spaßmacher, der die Gewohnheiten des Herrn Admirals kannte, einen Zahnstocher gesteckt.

Sie boten ein zugleich finsternes und bizarres Schauspiel, alle diese eleganten Herren, alle diese schönen Frauen, als sie wie eine Prozession, gemalt von Goya, vor diesen geschwärtzten Skeletten, vor diesen Galgen mit den langen, fleischlosen Massen vorüberzogen. Je glänzender die Freude der Gäste war, einen desto schärferen Kontrast bildete sie mit dem dumpfen Stillschweigen und der kalten Unempfindlichkeit dieser Leichname, welche als Gegenstände für Spottreden dienten, die selbst die Spötter schauern machten. Viele ertrugen nur mit großer Anstrengung dieses furchtbare Schauspiel, und man konnte an seiner Blässe unter der Gruppe den verspotteten Hugenotten Heinrich erkennen, der, wie groß auch seine Selbstbeherrschung war, wie ausgebreitet auch der Grad der Verstellung sein mochte, womit ihn der Himmel begabt hatte, diesen Anblick nicht auszuhalten vermochte. Er nahm den verpesteten Geruch zum Vorwand, den alle diese menschlichen Überreste verbreiteten, näherte sich Karl IX., der neben Catharina vor dem Leichnam des Admirals angehalten hatte, und sagte:

»Sire, findet Eure Majestät nicht, daß dieser arme Leichnam, um länger hier zu verweilen, gar zu übel riecht?«

»Du findest, Henriot!« sprach Karl IX., dessen Auge von wilder Freude funkelte.

»Ja, Sire.«

»Ich bin nicht Deiner Meinung, der Körper eines toten Feindes riecht immer gut!«

»Meiner Treue, Sire,« sprach Tavannes, »da Eure Majestät wußte, daß wir dem Admiral einen kleinen Besuch machen sollten, so hätte sie Pierre Ronsard, ihren Lehrer in der Dichtkunst, einladen sollen: er würde auf der Stelle die Grabschrift für den alten Gaspard gemacht haben.«

»Es bedarf hierzu seiner nicht,« versetzte Karl IX., »wir werden sie wohl selbst machen; z. B. hört, meine Herren,« sprach der König, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte.

Ci - gît — mais c'est mal entendu, —
Pour lui le mot est trop honnête,
Ici l'amiral est pendu
Par les pieds, à faute de tête.¹¹

»Bravo, bravo!« riefen die katholischen Edelleute einstimmig, während die versammelten Hugenotten stillschweigend die Stirne runzelten.

Heinrich, der gerade mit Margarethe und Frau von Nevers plauderte, gab sich den Anschein, als hätte er nicht gehört.

»Gehen wir, gehen wir, mein Herr,« sagte Catharina, welche trotz der Parfums, mit denen sie sich bedeckt hatte, dieser Geruch zu beängstigen anfang, »geben wir, es gibt keine so gute Gesellschaft, die man nicht am Ende verläßt. Sagen wir dem Herrn Admiral Lebewohl und kehren wir nach Paris zurück.«

Sie machte mit dem Kopf eine ironische Gebärde, wie wenn man von einem Freunde Abschied nimmt, stellte sich an die Spitze der Kolonne und kehrte auf den Weg zurück, während der Zug vor dem Leichname von Coligny defilierte.

Die Sonne ging am Horizont unter.

Die Menge folgte den Schritten Ihrer Majestäten, um die Herrlichkeiten des Zuges und die Einzelheiten des Schauspiels bis zum Ende zu genießen. Die Diebe liefen der Menge nach, so

daß zehn Minuten nach dem Abgange des Königs Niemand mehr in der Nähe des verstümmelten Leichnams war, den der erste Abendwind zu bestreifen anfang.

Wenn wir sagen Niemand, so täuschen wir uns. Ein auf einem Rappen reitender Edelmann, der ohne Zweifel in dem Augenblick, wo der geschwärtzte, gestaltlose Rumpf mit der Gegenwart der Prinzen beehrt wurde, denselben nicht nach seiner Bequemlichkeit hatte betrachten können, war zurückgeblieben und ergötzte sich daran, prüfend alle Einzelheiten, Ketten, Klammern, steinerner Pfeile, den Galgen endlich anzuschauen, welcher ihm, dem vor einigen Tagen erst in Paris angekommenen und mit den Vervollkommnungen, welche eine Hauptstadt in allen Dingen herbeiführt, nicht Vertrauten, ohne Zweifel als das Musterbild dessen erschien, was der Mensch an furchtbar Häßlichem erfinden kann.

Es bedarf für unsere Leser kaum der Erwähnung, daß dieser Mann unser Freund Coconnas war. Ein geübtes Frauenauge hatte ihn vergebens in dem Reiterzug gesucht und alle Reihen durchforscht, ohne ihn wiederfinden zu können.

Herr von Coconnas war, wie gesagt, in Extase vor dem Werke von Enguerrand von Marigny.

Aber jene Frau war nicht die einzige Person, welche Herrn von Coconnas suchte. Ein Edelmann, bemerkbar durch sein Wamms von weißem Atlaß und seiner Zierlichen Feder, schaute, nachdem er vorwärts und auf beide Seiten gesehen hatte, nun auch rückwärts und erblickte die hohe Gestalt von Coconnas und die riesige Silhouette seines Pferdes, dessen Profil kräftig auf dem von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne geröteten Himmel hervortrat.

Der Edelmann in dem Wamms von weißem Atlas verließ nun den Weg, den die Gesamttruppe verfolgt hatte, schlug einen kleinen Fußpfad ein und kehrte, einen Kreis beschreibend, zu dem Galgen zurück.

Die Dame, in der wir die Herzogin von Nevers erkannt haben, wie wir in dem großen Edelmann auf dem Rappen Coconnas erkannten, näherte sich plötzlich Margarethe und sagte zu ihr:

»Wir haben uns Beide getäuscht, Margarethe, denn der

Piemontese ist zurück geblieben und Herr de La Mole ist ihm gefolgt.«

»Mordi!« versetzte Margarethe lachend, »es wird also etwas vorgehen. Meiner Treue ich gestehe, es wäre mir nicht leid, wenn ich eine andere Ansicht von ihm bekäme.«

Margarethe wandte sich um und sah wirklich von Seiten von La Mole das von uns erwähnte Manoeuvre ausführen.

Es war nun an den zwei Prinzessinnen, den Zug zu verlassen. Hierzu zeigte sich eine sehr günstige Gelegenheit. Man wandte sich vor einem von breiten Hecken eingefassten Fußpfade, welcher aufwärts stieg und auf dreißig Schritte an dem Galgen vorüberging. Frau von Nevers sagte ihrem Kapitän ein Wort in das Ohr. Margarethe machte Gillonne ein Zeichen, und die vier Personen schlugen diesen Querweg ein, um sich gleichsam hinter dem Gebüsche, zunächst bei dem Orte, wo die Szene vorfallen sollte, deren Zuschauer sie zu sein wünschten, in Hinterhalt zu legen. Es war, wie gesagt, ungefähr dreißig Schritte von dieser Stelle bis zu derjenigen, wo Coconnas ganz in Extase sich vor dem Herrn Admiral gebärdete.

Margarethe, Frau von Nevers und Gillonne stiegen ab, der Kapitän tat dasselbe und faßte in seine Hände die Zügel der vier Pferde. Ein frischer Rasen bot den den drei Frauen einen Sitz, wie ihn sich die Prinzessinnen oft vergebens wünschen.

Eine Lichtung gestattete ihnen, nicht den geringsten Umstand zu verlieren.

La Mole hatte seinen Kreis beschrieben, er ritt im Schritte hinter Coconnas, streckte seine Hand aus und schlug ihm auf die Schulter.

Der Piemontese wandte sich um.

»Oh!« sagte er, »es war also kein Traum, und Ihr lebt noch?«

»Ja, mein Herr,« antwortete La Mole, »ja, ich lebe noch, es ist nicht Euer Fehler, aber ich lebe im Ganzen.«

»Mordi! ich erkenne Euch wohl,« versetzte Coconnas, »trotz Eures bleichen Aussehens Ihr wart röter, als wir uns das letzte Mal sahen.«

»Und ich,« sprach La Mole, »ich erkenne Euch auch, trotz der gelben Linie, die Euer Gesicht durchschneidet; Ihr wart bleicher,

als jetzt da ich sie Euch machte.«

Coonnas biß sich in die Lippen, aber entschlossen, das Gespräch in ironischem Tone fortzusetzen, erwiderte er:

»Es ist interessant, nicht wahr, Herr de La Mole, besonders für einen Hugenotten, den Herrn Admiral so an einen eisernen Galgen aufgehängt sehen zu können; und dennoch sagt man, es gebe Leute, welche so weit geben, daß sie uns beschuldigen, wir hätten sogar die Hugenottchen an der Mutter Brust getötet!«

»Graf,« sprach La Mole sich verbeugend, »ich bin nicht mehr Hugenott, ich habe die Ehre Katholik zu sein.«

»Oho!« rief Coonnas, in ein Gelächter ausbrechend, »Ihr seid belehrt mein Herr. Oh! wie geschickt ist das.«

»Mein Herr,« fuhr La Mole mit demselben Ernste und derselben Höflichkeit fort, »ich hatte ein Gelübde getan, mich zu bekehren, wenn ich dem Tode entgehen werde.«

»Graf,« versetzte der Piemontese, »das ist ein sehr kluges Gelübde, und ich beglückwünsche Euch dazu; habt Ihr nicht noch andere getan?«

»Ja wohl, mein Herr, ich habe ein zweites getan,« antwortete La Mole mit vollkommener Ruhe sein Pferd streichelnd.

»Welches?«

»Das, Euch da oben, seht Ihr, an dem kleinen Nagel, der Euch gerade unter Herrn von Coligny zu erwarten scheint, aufzuhängen.«

»Wie?« sagte Coonnas, »so ganz lebendig, wie ich bin?«

»Nein, mein Herr, nachdem ich Euch vorher meinen Degen durch den Leib gerannt habe.«

Coonnas wurde purpurrot, seine klugen sprühten Flammen.

»Sprecht, an jenen Nagel,« sagte er höhnisch.

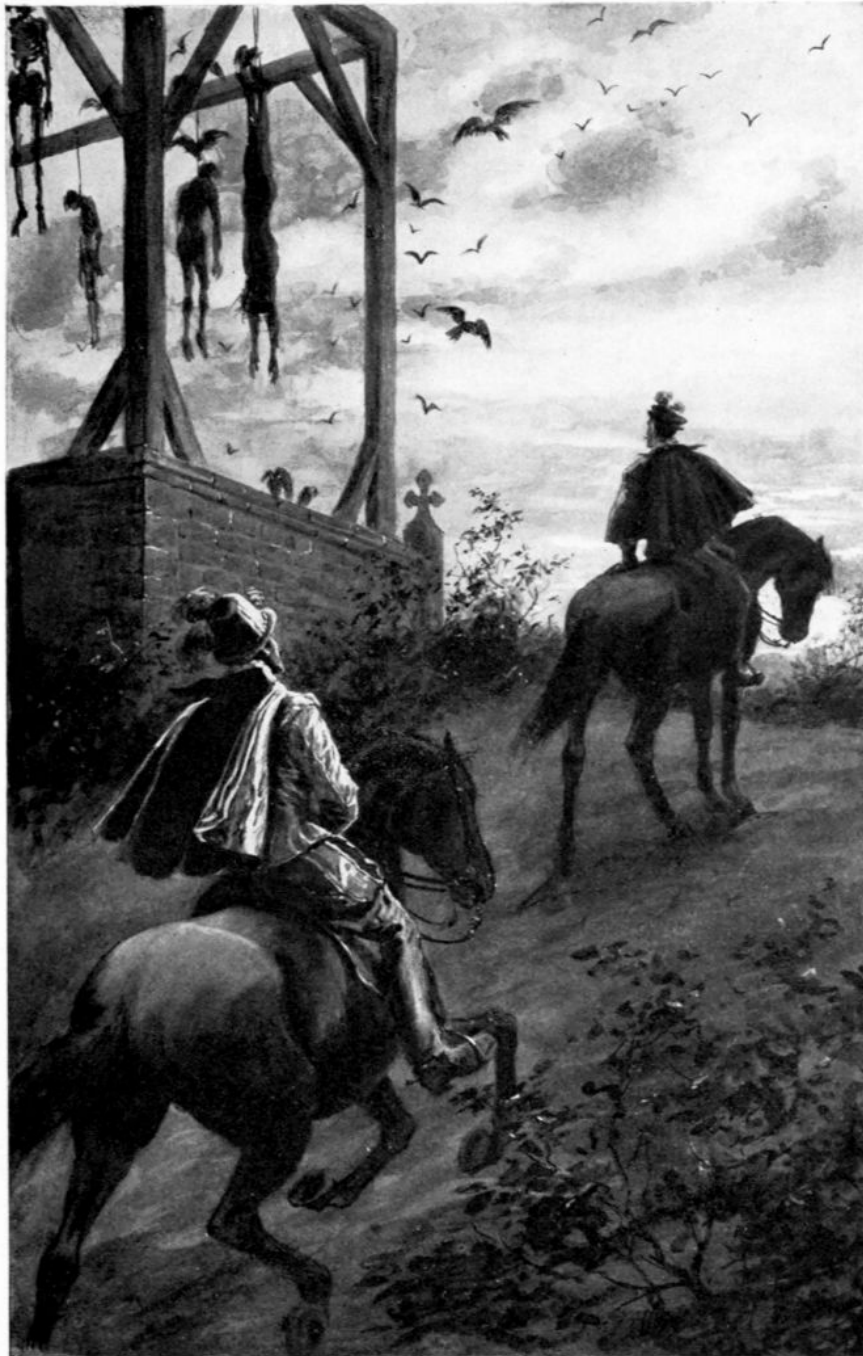
»Ja,« versetzte La Mole, »an jenen Nagel.«

»Dazu seid Ihr nicht groß genug,« mein kleiner Herr.

»Dann steige ich auf Euer Pferd, mein großer Totschläger,« antwortete La Mole. »Ah! mein lieber Herr Annibal von Coonnas, Ihr glaubt, man könne ungestraft die Leute unter dem ehrenvollen und loyalen Vorwande ermorden, daß man zu Hundert gegen Einen ist! Es kommt ein Tag, wo der Mann seinen Mann

wiederfindet, und mich dünkt, dieser Tag ist heute gekommen. Ich hätte große Lust, Euren garstigen Kopf mit einem Pistolenschusse zu zerschmettern; aber nein, ich würde schlecht zielen, denn meine Hand zittert noch von den Wunden, die Ihr mir verräterischer Weise beigebracht habt.«

»Meinen garstigen Kopf,« brüllte Coconas von seinem Pferde springend. »Rasch zu Boden, Herr Graf, und vom Leder gezogen.«



Coconas und Gibbet

Und er nahm den Degen in die Hand.

»Ich glaube, Dein Hugenott hat ›garstiger Kopf‹ gesagt,« flüsterte die Herzogin von Nevers Margarethe in das Ohr, »findest Du ihn häßlich?«

»Er ist reizend,« erwiderte Margarethe lachend, »und ich muß gestehen, daß die Wut Herrn de La Mole ungerecht macht aber stille, schauen wir.«

La Mole war wirklich auch von seinem Pferde gestiegen, aber eben so langsam, als dies Coconnas rasch getan hatte; er zog seinen Degen und nahm seine Stellung.

»Aje!« seufzte er, den Arm ausstreckend.

»Uf!« murmelte Coconnas, den seinigen dehnend, denn Beide waren, wie man sich erinnert, in der Schulter verwundet und litten bei einer zu schnellen Bewegung.

Ein schlecht bewältigtes Gelächter kam aus dem Gebüsche hervor. Die zwei Prinzessinnen konnten nicht völlig an sich halten, als sie die beiden Kämpen unter Grimassen sich das Schulterblatt reiben sahen. Dieses Gelächter drang bis zu den jungen Edelleuten welche nicht wußten, daß sie Zeugen hatten, und sich umwendend ihre Damen erblickten.

La Mole legte aus, fest wie ein Automate, und Coconnas kreuzte sein Schwert mit einem sehr vernehmlichen »Mordi!«

»Ah! sie gehen ganz einfach auf einander los und werden sich umbringen, wenn wir nicht Ruhe stiften. Genug des Scherzes. Holla! meine Herren, holla!«

»Laß, laß!« sagte Henriette, welche, da sie Coconnas im Kampfe gesehen hatte, in ihrem Innern hoffte, Coconnas werde mit La Mole so leichte Arbeit haben, wie er bei den zwei Neffen und dem Sohne von Mercandon gehabt hatte.

»Oh! sie sind in der Tat sehr schön so,« sprach Margarethe, »sieh, man sollte glauben, sie schnaubten Feuer.«

Der mit Spöttereien und Herausforderungen beginnende Kampf war schweigsam geworden, seitdem die zwei Kämpen ihre Schwerter gekreuzt hatten. Beide mißtrauten ihren Kräften, und der Eine wie der Andere war bei jeder zu lebhaften Bewegung genötigt, ein ihm durch die alten Wunden entrissenes Beben des Schmerzens zurückzudrängen. La Mole rückte indessen mit

kleinen, ruhigen Schritten, die Augen starr und glühend, den Mund halb geöffnet, die Zähne zusammengepreßt, gegen seinen Widersacher vor, während dieser, einen Meister in den Waffen in ihm erkennend, auch Schritt für Schritt zurückwich, aber doch wich. Beide gelangten so bis an den Rand des Grabens, auf dessen entgegengesetzter Seite sich die Zuschauer befanden. Hier, als wäre sein Zurückweichen eine einfache Berechnung gewesen, um sich seiner Dame zu nähern, blieb Coconnas stille stehen und führte bei einem etwas weiten Losmachen der Klinge seines Gegners mit Blitzesschnelligkeit einen geraden Stoß, und in demselben Augenblick trat auf dem weißen Atlaßwammse von La Mole ein roter Fleck hervor, der immer breiter wurde.

»Mut!« rief die Herzogin von Nevers.

»Armer La Mole!« rief Margarethe und stieß einen Schrei des Schmerzes aus.

La Mole hörte diesen Schrei, warf der Königin einen von den Blicken zu, welche tiefer in das Herz dringen, als die Spitze eines Schwertes, und fiel mit einer geschickten Finte, alle seine Kräfte zusammenraffend, aus.

Diesmal stießen die zwei Frauen nur einen Schrei aus. Die Degenspitze von La Mole war blutig hinter dem Rücken von Coconnas erschienen.

Es fiel indessen weder der Eine, noch der Andere; Beide blieben aufrecht und schauten sich mit offenem Munde an, denn Jeder fühlte, daß er bei der geringsten Bewegung, die er machen würde, das Gleichgewicht verlieren müßte. Endlich ließ sich der Piemontese, welcher gefährlicher verwundet als sein Gegner, wahrnahm, daß seine Kräfte mit dem Blute entschwanden, auf La Mole fallen und umfaßte ihn mit einem Arme, während er mit dem andern seinen Dolch zu ziehen suchte. La Mole aber machte noch einmal eine gewaltige Anstrengung, hob seine Hand auf und schlug mit seinem Degenknopfe mitten auf die Stirne von Coconnas, welcher betäubt von diesem Schläge niedersank, aber beim Fallen seinen Gegner nachzog, so daß Beide in den Graben rollten.

Margarethe und die Herzogin eilten, als sie sahen, daß sie sich, obgleich sterbend, den Garaus machen wollten, unterstützt von dem Kapitän der Garden herbei. Doch ehe sie zu ihnen gelangt

waren, lösten sich die Hände, schlossen sich die Augen und jeder von den zwei Kämpfenden ließ das Eisen entschlüpfen, das er hielt, und streckte sich in einer letzten Konvulsion starr aus.

Eine breite Blutwoge schäumte um sie her.

»Oh! braver, braver La Mole,« rief Margarethe, unfähig ihre Bewunderung länger in sich zu verschließen. »Oh! ich bitte Dich tausendmal um Vergebung wegen meines schlimmen Verdachtes.«

Und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Ach! Ach!« murmelte die Herzogin, »mutiger Annibal! . . . Sagt, Madame, habt Ihr je zwei unerschrockenere Löwen gesehen!«

Und sie fing an zu weinen.

»Bei Gott, das waren gewaltige Stöße!« versetzte der Kapitän, bemüht, das strömende Blut zu stillen. »Holla!« rief er, »Ihr dort kommt geschwinde!«

Es erschien wirklich im Abendnebel ein Mensch, der auf einem rot angestrichenen Karren saß und ein altes Lied von einem blühenden Weißdornstrauche sang, woran ihn wohl das Wunder vom Cimetière des Innocens erinnert hatte.

»Holla! He!« wiederholte der Kapitän, »kommt doch, wenn man Euch ruft, seht Ihr nicht, daß diese edlen Herren der Hilfe bedürfen?«

Der Mann auf dem Karren, dessen zurückstoßendes Äußere und rohes Gesicht einen seltsamen Kontrast mit den sanften Tönen seines Gesanges bildeten, hielt sein Pferd an, stieg ab, beugte sich über die zwei Körper und sagte:

»Das sind schöne Wunden, aber ich mache noch bessere.«

»Wer seid Ihr denn?« fragte Margarethe unwillkürlich von einem gewissen Schrecken ergriffen, welchen zu überwinden sie nicht die Kraft besaß.

»Madame,« antwortete der Mensch, sich bis auf den Boden verbeugend, »ich bin Meister Caboche, Henker des Gerichtsbezirkes von Paris, und wollte an jenen Galgen Kameraden für den Herrn Admiral aufhängen.«

»Wohl! und ich bin die Königin von Navarra; werft Eure Leichname bei Seite, breitet die Schabracken unserer Pferde in dem Karren aus, und führt sachte hinter uns diese zwei Herren

nach dem Louvre.«



XVII.

Der Zunftgenosse von Meister Ambroise Paré.

Der Karren, in welchen man Coconnas und La Mole gelegt hatte, schlug im Schatten der Gruppe folgend, die ihm als Führer diente, den Weg nach Paris ein. Er hielt im Louvre an und der Eigentümer desselben empfing eine reiche Belohnung. Man ließ die zwei Verwundeten zu dem Herzog von Alençon bringen und schickte nach Meister Ambroise Paré.

Als er erschien, war weder der Eine noch der Andere zu sich gekommen.

La Mole war am wenigsten von Beiden verwundet. Der Degenstich hatte ihn unterhalb der rechten Achsel getroffen, aber kein wesentliches Organ verletzt. Coconnas dagegen war die Lunge durchstoßen worden, und der Hauch, der aus der Wunde hervorkam, machte das Licht einer Kerze schwanken. Meister Ambroise bürgte nicht für Coconnas.

Frau von Nevers war in Verzweiflung. Sie hatte im Vertrauen auf die Kraft, auf die Gewandtheit und den Mut des Piemontesen Margarethe verhindert, sich dem Kampfe zu widersetzen. Sie hätte gerne Coconnas nach dem Hotel Guise bringen lassen, um bei dieser zweiten Gelegenheit die Pflege der ersteren zu erneuern; aber in Folge besonderer Ereignisse konnte ihr Gemahl jeden Augenblick von Rom eintreffen, und er würde wohl die Einquartierung eines Fremden in dem ehelichen Gemache sehr seltsam gefunden haben.

Um die Ursache der Wunden zu verbergen, hatte Margarethe die zwei jungen Leute zu ihrem Bruder bringen lassen, wo übrigens der Eine bereits einquartiert war, unter dem Vorgeben, es seien zwei Edelleute, welche bei dem Spazierritte vom Pferde gestürzt. Aber die Wahrheit verbreitete sich rasch durch die Bewunderung des Kapitäns, der Zeuge des Kampfes gewesen war, und man wußte bald bei Hofe, daß zwei neue Sterne am Horizont des Ruhmes aufgingen.

Gepflegt von demselben Arzte, welcher seine Bemühungen

unter ihnen teilte, durchliefen die zwei Verwundeten die verschiedenen Phasen der Wiederherstellung, wie sie aus dem mehr oder minder schweren Grade ihrer Verwundung hervorgingen. La Mole gelangte, minder schwer getroffen, zuerst wieder zum Bewußtsein. Was Coconnas betrifft, so hatte sich desselben ein furchtbares Fieber bemächtigt, und seine Rückkehr zum Leben gab sich durch alle Zeichen des heftigsten Deliriums kund.

Obgleich in demselben Zimmer mit Coconnas eingeschlossen, hatte doch La Mole, als er wieder zu sich kam, seinen Gefährten nicht gesehen oder wenigstens durch kein Zeichen angedeutet, daß er ihn sah. Coconnas dagegen, als er die Augen wieder öffnete, heftete sie auf La Mole, und zwar mit einem Ausdrucke, der zum Beweise dienen konnte, daß das Blut, welches der Piemontese verloren, durchaus nicht die Leidenschaften dieses feurigen Temperaments vermindert hatte. Coconnas dachte, er träume und in seinen Träumen finde er den Feind wieder, den er zweimal getötet zu haben wähnte; nur dehnte sich der Traum über die Maßen aus. Nachdem er La Mole liegend, wie er selbst, durch denselben Wundarzt verbunden, wie er auch gesehen hatte, sah er La Mole, sich in dem Bette erheben, an welches er noch durch das Fieber, den Schmerz und die Schwäche gefesselt war, dann heraussteigen, dann am Arme eines Wundarztes gehen, dann an einem Stocke gehen und endlich allein gehen.

Immer noch delirierend, betrachtete Coconnas die verschiedenen Perioden der Genesung seines Gefährten bald mit einem stumpfen, bald mit einem wütenden, stets aber drohenden Blicke.

Alles dies bot dem glühenden Geiste des Piemontesen eine furchtbare Mischung von Phantastischem und Wirklichem. Für ihn war La Mole tot, ganz tot, und sogar eher zweimal als einmal, und dennoch erkannte er den Schatten dieses La Mole in einem dem seinigen ähnlichen Bette liegend. Dann sah er, wie gesagt, den Schatten sich erheben, den Schatten gehen und grässlicher Weise auf sein Bett zuschreiten. Dieser Schatten, vor dem sich Coconnas gerne geflüchtet hatte, und wäre es in die Tiefe der Hölle gewesen, kam gerade auf ihn zu, stellte sich an sein Kopfkissen und schaute ihn an. Es lag sogar in seinen

Gesichtszügen ein Gefühl der Sanftmuth und des Mitleids, das Coonnas für den Ausdruck teuflischen Spottes hielt.

Dann entzündete sich in diesem Geiste, der vielleicht noch mehr krank war, als der Körper, eine blinde Leidenschaft der Rache. Coonnas hatte nur noch einen Gedanken, den, sich irgend eine Waffe zu verschaffen und mit dieser Waffe den Körper oder den Schatten von La Mole zu treffen, der ihn so grausam peinigte. Man hatte seine Kleider auf einen Stuhl gelegt und dann weggenommen, denn sie waren ganz mit Blut befleckt, und man hielt es deshalb für geeignet, sie von dem Verwundeten zu entfernen. Aber man hatte auf demselben Stuhle einen Dolch liegen lassen, in der Voraussetzung, er würde in langer Zeit nicht mehr Lust bekommen, sich desselben zu bedienen. Coonnas sah den Dolch; den Augenblick benutzend, wo La Mole schlief, versuchte er es drei Nächte hinter einander, die Hand nach der Waffe auszustrecken; dreimal gebrach es ihm an Kraft, und er fiel in Ohnmacht. Endlich in der vierten Nacht erreichte er den Dolch, ergriff ihn mit den Spitzen seiner sich krampfhaft zusammenziehenden Finger und verbarg ihn, einen Seufzer des Schmerzes ausstoßend, unter seinem Kopfkissen.

Um andern Morgen sah er etwas bis jetzt Unerhörtes. Der Schatten von La Mole, welcher jeden Tag neue Kräfte zu gewinnen schien, während er, unablässig mit der furchtbaren Erscheinung beschäftigt, die seinigen in dem ewigen Gewebe des Planes aufbrauchte, der ihn von derselben befreien sollte, . . . der Schatten von La Mole machte, immer rüstiger werdend, ein paar Gänge durch das Zimmer, befestigte sodann seinen Mantel auf der Schulter, gürtete sein Schwert um, setzte einen breitkrepmpigen Hut auf den Kopf, öffnete die Türe und ging hinaus.

Coonnas atmete: er glaubte sich von seinem Phantome befreit. Zwei oder drei Stunden lang kreiste sein Blut ruhiger und frischer in seinen Adern, als dies je seit dem Augenblicke des Zweikampfes der Fall gewesen war. Ein Tag Abwesenheit von La Mole hätte Coonnas das Bewußtsein wiedergegeben, acht Tage würden ihn vielleicht völlig geheilt haben. Unglücklicher Weise kehrte La Mole nach ein paar Stunden zurück.

Diese Rückkehr war für den Piemontesen ein wahrer

Dolchstoß, und obgleich La Mole nicht allein erschien, so hatte doch Coconnas keinen Blick für seinen Gefährten.

Sein Gefährte verdiente es jedoch wohl, daß man ihn anschaute.

Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren, kurz, untersetzt, kräftig, mit schwarzen Haaren, welche bis auf seine Augenlider herabfielen, und mit einem Barte, der gegen die Mode der Zeit den ganzen unteren Teil seines Gesichtes bedeckte; aber der Fremde schien sich wenig um die Mode zu bekümmern. Er trug einen ganz mit braunen Flecken besprengten ledernen Leibrock, blutrote Hosen, große Lederstiefeln, eine Mütze von derselben Farbe wie die Hosen und einen breiten Gürtel um die Hüften, an welchem ein in seiner Scheide verborgenes Messer hing.

Diese seltsame Person, deren Gegenwart im Louvre als eine große Abweichung von der Regel erscheinen mußte, warf auf einen Stuhl den braunen Mantel, in den sie gehüllt war, und näherte sich auf eine plumpe Weise dem Bette von Coconnas, dessen Augen wie durch ein Zauberwerk beständig auf La Mole geheftet blieben, der in einiger Entfernung stille stand. Der Fremde schaute den Kranken an, schüttelte den Kopf und sagte:

»Ihr habt sehr lange gewartet, mein Herr.«

»Ich konnte nicht früher ausgehen,« versetzte La Mole.

»Ei, bei Gott, Ihr hättet mich müssen holen lassen.«

»Durch wen?«

»Ah! das ist wahr. Ich vergaß, wo wir sind. Ich sagte es diesen Damen, aber sie wollten nicht auf mich hören. Hätte man meine Verordnungen befolgt, statt sich an die des erzdummen Esels zu halten, den man Ambroise Paré nennt, so wäret Ihr längst im Stande, mit einander Abenteuern nachzulaufen oder Euch wieder einen Degenstich zu geben, wenn es Euch gefiele; nun, man wird sehen. Gibt er der Vernunft Gehör, Euer Freund?«

»Nicht sehr.«

»Streckt die Zunge heraus, mein Herr.«

Coconnas streckte seine Zunge gegen La Mole mit einer so furchtbaren Gebärde heraus, daß der Unbekannte zum zweiten Male den Kopf schüttelte.

»Oho!« murmelte er, »Zusammenziehen der Muskeln, es ist

keine Zeit zu verlieren. Diesen Abend werde ich Euch einen Trank schicken, den man ihm in drei Dosen von Stunde zu Stunde eingehen muß; zum ersten Male um Mitternacht, zum zweiten Male um ein Uhr zum dritten Male um zwei Uhr.«

»Gut.«

»Aber wer wird ihm den Trank eingehen?«

»Ich.«

»Ihr selbst?«

»Ja.«

»Ihr gebt mir Euer Wort?«

»So wahr ich ein Edelmann bin.«

»Und wenn irgend ein Arzt die geringste Portion davon nehmen wollte, um ihn zu zersetzen und zu sehen, aus welchen Ingredienzien er besteht?«

»So würde ich ihn bis auf den letzten Tropfen ausschütten.«

»Ebenfalls aus Edelmanns-Wort?«

»Ich schwöre es Euch!«

»Durch wen soll ich Euch diesen Trank schicken?«

»Durch wen Ihr wollt.«

»Aber mein Abgesandter . . . «

»Nun?«

»Wie wird er bis zu Euch dringen?«

»Dafür ist vorhergesehen. Er soll sagen, er komme im Auftrage von Herrn René, dem Parfumeur.«

»Dem Florentiner, welcher am Pont Saint-Michel wohnt?«

»Allerdings, er hat zu jeder Stunde des Tages und der Nacht Eintritt im Louvre.«

Der Mann lächelte und versetzte:

»In der Tat, das ist das Geringste, was ihm die Königin Mutter schuldig ist. Man kommt also im Auftrage von Meister René, dem Parfumeur. Ich kann wohl einmal seinen Namen annehmen, denn er hat oft ohne das Patent dazu mein Gewerbe ausgeübt.«

»Nun wohl, ich zähle auf Euch,« sagte La Mole.

»Zählt auf mich.«

»Was die Bezahlung betrifft . . . «

»Oh, wir werden das mit diesem Herrn ordnen, wenn er wieder auf den Beinen ist.«

»Seid unbesorgt, ich glaube, er wird im Stande sein, Euch edelmütig zu belohnen.«

»Ich glaube es auch; da es jedoch nicht die Gewohnheit der Leute ist, die mit mir zu tun haben, dankbar zu sein,« fügte er mit einem seltsamen Lächeln bei, »so würde ich mich nicht wundern, wenn er, einmal auf den Beinen, mich vergäße oder sich nicht darum kümmerte, meiner zu gedenken.«

»Gut, gut,« sagte La Mole, ebenfalls lächelnd, »in diesem Falle bin ich da, um ihm das Gedächtnis aufzufrischen.«

»Es sei, in zwei Stunden habt Ihr den Trank.«

»Auf Wiedersehen.«

»Ihr sagt?«

»Auf Wiedersehen.«

Der Mann lächelte.

»Ich,« versetzte er, »ich habe die Gewohnheit, stets: Gott befohlen! zu sagen. Gott befohlen, also, Herr de La Mole. In zwei Stunden habt Ihr Euren Trank. Ihr versteht, er muß um Mitternacht in drei Dosen von Stunde zu Stunde genommen werden.«

Hiernach entfernte er sich und La Mole blieb allein mit Coconnas.

Coconnas hatte dieses ganze Gespräch gehört, aber nichts davon begriffen. Ein leeres Geräusch von Reden, ein hohles Geklapper von Worten war bis zu ihm gedrungen. Von der ganzen Unterredung hatte er nichts behalten, als das Wort Mitternacht.«

Er fuhr also fort, mit seinem glühenden Blicke La Mole zu verfolgen, der in dem Zimmer blieb und träumerisch auf und abging.

Der unbekannte Doktor hielt Wort und schickte zur beizeichneten Stunde den Trank, welchen La Mole auf ein kleines silbernes Rechaud stellte. Als diese Vorsichtsmaßregel getroffen war, legte er sich nieder.

Diese Handlung von La Mole verlieh Coconnas etwas Ruhe. Er suchte ebenfalls die Augen zu schließen; aber seine fieberhafte Schlaftrunkenheit war nur eine Folge seines delirierenden Wachens. Dasselbe Phantom, das ihn am Tage verfolgte, jagte

ihn auch in der Nacht auf. Durch seine trockenen Augenlider sah er fortwährend La Mole, stets spöttisch, stets drohend. Dann wiederholte eine Stimme in sein Ohr: »Mitternacht! Mitternacht! Mitternacht!«

Plötzlich erwachte die vibrierende Glocke und schlug zwölf Mal. Coconnas öffnete seine entflammten Augen; der glühende Hauch seiner Brust verzehrte seine trockenen Lippen; ein unauslöschlicher Durst quälte seinen entzündeten Schlund; die kleine Nachtlampe brannte wie gewöhnlich und ihr matter Schimmer ließ tausend Phantom vor den schwankenden Blicken von Coconnas tanzen.

Er sah . . . furchtbare Erscheinung! La Mole aus seinem Bette steigen und, nachdem er zweimal im Zimmer auf und abgegangen war, wie es der Sperber vor dem Vogel tut, den er blendet, ihm die Faust zeigend auf sein Bett zugehen.

Coconnas streckte seine Hand nach seinem Dolche aus, ergriff ihn beim Hefte und schickte sich an, seinem Feinde den Bauch aufzuschlitzen.

La Mole näherte sich immer mehr.

Coconnas murmelte:

»Ah, Du bist es, abermals Du, immer Du! Komm doch. Ah! Du drohst, Du zeigst mir die Faust, Du lächelst? komm, kommt Ah! Du schleichst Dich sachte, Schritt für Schritt, immer näher! Komm doch, daß ich Dich niederbohre!«

Die Gebärde mit dieser dumpfen Drohung verbinden, ließ Coconnas wirklich in dem Augenblick, wo sich La Mole zu ihm herabneigte, unter seinen Betttüchern den Blitz einer Klinge hervorspringen; aber die Anstrengung des Piemontesen, als er sich erhob, lähmte seine Kräfte, der nach La Mole ausgestreckte Arm hielt auf halbem Wege inne, der Dolch entschlüpfte seiner schwachen Hand, und der Sterbende fiel auf das Kopfkissen zurück.

»Ruhig, ruhig,« murmelte La Mole, sanft den Kopf emporhebend und eine Tasse seinen Lippen nähernd, »trinkt dies, mein armer Kamerad, denn Ihr brennt.«

Es war wirklich eine Tasse, was La Mole Coconnas darbot und was dieser für die drohende Faust hielt, worüber sich das leere

Gehirn des Verwundeten so sehr erhitzt hatte.

Aber bei der weichen Berührung des wohltätigen Trankes, welcher seine Lippen besuchten und seine Brust erfrischte, erhielt Coconnas seine Vernunft oder vielmehr seinen Instinkt wieder. Er fühlte, wie sich ein Wohlbehagen in ihm verbreitete, das er nie zuvor empfunden hatte, öffnete sein gescheites Auge auf La Mole, der ihn in seinen Armen hielt und ihm zulächelte, und aus diesem kaum zuvor noch von einer düsteren Wut zusammengezogenen Auge rollte eine unmerkliche Träne auf seine glühende Wange, welche sie gierig auffaßte.

»Mordi!« murmelte Coconnas, auf sein Kopfkissen zurücksinkend, »wenn ich entkomme, Herr de La Mole, so sollt Ihr mein Freund werden.«

»Ihr werdet entkommen, mein Kamerad, wenn Ihr drei Tassen wie die, welche ich Euch so eben gegeben, trinken und keine so abscheuliche Träume mehr machen wollt.«

Eine Stunde nachher stand La Mole, der nun Krankenwärter geworden war und pünktlich den Vorschriften des unbekanntem Doktors folgte, zum zweiten Male auf, goß abermals eine Portion von dem Tranke in eine Tasse und brachte diese Coconnas. Diesmal aber empfing ihn der Piemontese, statt ihn mit dem Dolche in der Hand zu erwarten, mit offenen Armen und leerte den Trank mit Entzücken. Dann entschlummerte er zum ersten Male mit einiger Ruhe.

Die dritte Tasse brachte eine nicht minder wunderbare Wirkung hervor. Die Brust des Kranken fing an, einen regelmäßigen, obgleich noch keuchenden, Atem von sich zu geben. Seine steifen Glieder streckten sich aus, eine wohltätige Feuchtigkeit verbreitete sich auf der Oberfläche der brennenden Haut, und als am andern Morgen Meister Ambroise Paré den Verwundeten besuchte, lächelte er zufrieden und sagte:

»Von diesem Augenblicke stehe ich für Herrn von Coconnas, und dies wird keine von den am mindesten schönen Curen sein, die ich gemacht habe.«

Aus dieser halb dramatischen, halb burlesken Szene, der es jedoch nicht an einer gemüthlichen Poesie fehlte, in Betracht der wilden Sitten von Coconnas, ging hervor, daß die Freundschaft

der zwei Edelleute, welche in dem Gasthofs zum Schönen Gestirne begonnen hatte und gewaltsam durch die Ereignisse der Bartholomäusnacht unterbrochen worden war, von da an mit neuer Gewalt wieder entstand und bald sich zu einem höheren Grade emporschwang, als die von Orestes und Pylades.

Alte und neue, tiefe und leichte Wunden befanden sich endlich auf dem Wege der Heilung. Zuerst wiederhergestellt, wollte La Mole, seiner Krankenwärtersendung getreu, das Zimmer nicht verlassen, bis Coconnas völlig geheilt wäre. Er hob ihn in seinem Bette auf, so lange ihn seine Schwäche noch daran fesselte; er half ihm gehen, als er sich aufrecht zu halten anfangte; kurz, er hatte für ihn jede Sorgfalt, die ihm seine liebende, sanfte Natur eingab, und die, unterstützt von dem kräftigen Körper des Piemontesen, eine raschere Wiedergenesung herbeiführte, als man dies zu hoffen berechtigt war.

Ein und derselbe Gedanke quälte jedoch die zwei jungen Leute. Jeder hatte in seinem Fieberwahne geglaubt, er sehe die Frau, welche sein ganzes Herz erfüllte, sich seinem Bette nähern. Aber seitdem jeder das Bewußtsein wieder erlangt hatte, kam er zur Erkenntnis, daß weder Margarethe noch Frau von Nevers das Zimmer betreten hatte. Übrigens war dies leicht begreiflich: konnten sie, die Eine die Gemahlin des Königs von Navarra, die Andere die Schwägerin des Herzogs von Guise, sich ein so öffentliches Zeichen der Teilnahme an zwei einfachen Edelleuten erlauben? Dies war gewiß die Antwort, welche La Mole und Coconnas sich geben mußten. Aber dieses Nichterscheinen, welches Folge eines gänzlichen Vergessens sein konnte, war darum nicht minder schmerzlich.

Allerdings war der Kapitän der dem Zweikampfe beigewohnt hatte, von Zeit zu Zeit erschienen und hatte sich, wie aus eigenem Antrieb nach dem Befinden der Verwundeten erkundigt. Allerdings hatte Gillonne für eigene Rechnung dasselbe getan. Aber La Mole hatte es nicht gewagt, mit dieser von Margarethe, Coconnas nicht, mit jener von Frau von Nevers zu sprechen.

XVIII.

Die Geister.

Eine Zeit lang hielten die jungen Leute jeder sein Geheimnis in seiner Brust verschlossen. Endlich an einem Tage größerer Ausdehnung des Gemütes überströmte der Gedanke, der sie allein beschäftigte, ihre Lippen, und Beide bekräftigten ihre Freundschaft durch diesen letzten Beweis, ohne den es keine Freundschaft gibt, nämlich durch das Vertrauen.

Sie waren zum Sterben verliebt, der Eine in eine Prinzessin, der Andere in eine Königin.

Es lag für die beiden armen Seufzenden etwas Furchtbares in der beinahe unüberspringbaren Entfernung, welche sie von dem Gegenstand ihrer Wünsche trennte. Und dennoch ist die Hoffnung ein so tief in dem Herzen des Menschen eingewurzelttes Gefühl, daß sie hofften, trotz der Tollheit ihrer Hoffnungen.

Beide pflegten ihr Gesicht immer sorgfältiger, je mehr sie sich erholten. Jeder Mensch, selbst der für körperliche Vorzüge gleichgültigste, hat mit seinem Spiegel stumme Gespräche, Zeichen des Einverständnisses, nach denen er sich beinahe immer sehr zufrieden mit der Unterhaltung von seinem Vertrauten entfernt. Unsere zwei jungen Leute gehörten aber nicht zu denjenigen, gegen welche ihre Spiegel eine zu harte Meinung aussprachen. Schwächig, bleich, zierlich, besaß La Mole die Schönheit ausgezeichneter Standesverhältnisse. Kräftig, wohl gewachsen, hochgefärbt, hatte Coconnas die Schönheit der Stärke. Für den letzteren war seine Krankheit überdies vorteilhaft gewesen; er war magerer, bleicher geworden, seine Gesichtswunde, die ihm früher so viel Unruhe durch ihre prismatischen Beziehungen zu dem Regenbogen gemacht hatte, war, ohne Zweifel wie die diluvianische Erscheinung, eine lange Reihe von reinen Tagen und heiteren Nächten ankündigend, verschwunden.

Die beiden Verwundeten waren übrigens fortwährend von der zartesten Sorge umgeben; Jeder fand an dem Tage, wo er aufstehen konnte, einen Schlafrock auf dem Stuhle, der zunächst

an seinem Bette stand, und an dem Tage, an welchem er sich ankleiden konnte, einen vollständigen Anzug. Mehr noch . . . in der Tasche von jedem Wamms fand sich eine gleich gut gespickte Börse, die jeder von ihnen, wohl verstanden, nur behielt, um sie zu geeigneter Zeit dem unbekanntem Beschützer zurückzugeben, der über ihm wachte.

Dieser unbekanntem Beschützer konnte nicht der Prinz sein, bei welchem die beiden jungen Leute wohnten, denn dieser Prinz war nicht nur nicht ein einziges Mal herausgekommen, um sie zu besuchen, sondern hatte sich auch nicht einmal nach ihnen erkundigen lassen.

Eine unbestimmte Hoffnung sagte ganz leise jedem Herzen, dieser unbekanntem Beschützer wäre die Dame, die er liebte.

Die zwei Verwundeten erwarteten ganz mit unbeschreiblicher Ungeduld den Augenblick ihres Ausgangs. La Mole hätte, stärker und besser geheilt als Coconnas, seit langer Zeit ausgehen können, aber eine Art von stillschweigender Übereinkunft verband ihn mit dem Schicksale seines Freundes. Ihr erster Ausgang sollte drei Besuchen gewidmet sein.

Der erste dem unbekanntem Arzte, dessen vortrefflicher Trank eine so merkwürdige Besserung in der Brust von Coconnas herbeigeführt hatte.

Der zweite dem Gasthause des verstorbenen Meister La Hurière, wo Jeder sein Felleisen und sein Pferd zurückgelassen hatte.

Der dritte dem Florentiner René, der mit dem Titel eines Parfumeur den eines Magiers verband, nicht allein kosmetische Mittel und Gifte verkaufte, sondern auch Liebestränke bereitete und weissagte.

Endlich nach zwei Monaten, die man in der Genesung begriffen eingeschlossen zugebracht hatte, erschien der so sehnlich erwartete Tag.

Wir haben gesagt, *eingeschlossen*, und das ist das geeignete Wort, denn wiederholt hatten sie in ihrer Ungeduld diesen Tag beschleunigen wollen, aber eine vor der Türe aufgestellte Schildwache hatte ihnen beständig den Weg versperrt, und sie hatten erfahren, daß sie nur aus ein Exeat von Meister Ambroise

Paré ausgehen sollten.

Eines Tags erkannte der geschickte Wundarzt, daß die zwei Kranken, wenn nicht geheilt, doch wenigstens auf dem Wege völliger Besserung waren, gab dieses Exeat, und gegen zwei Uhr Nachmittags, an einem der schönen Herbsttage, wie sie Paris zuweilen seinen erstaunten Bewohnern bietet, während sie bereits ihren Vorrat an Resignation für den Winter gesammelt haben, setzten die zwei Freunde, sich gegenseitig mit den Armen unterstützend, den Fuß vor den Louvre.

La Mole machte sich zum Führer von Coconnas, und Coconnas ließ sich ohne Widerstand und ohne Bedenken leiten. Er wußte, daß ihn sein Freund zu dem unbekanntem Doktor führte, dessen nicht patentierter Trank ihn in einer einzigen Nacht geheilt hatte, während ihn alle Drogen von Meister Ambroise Paré langsam töteten. Er hatte zwei Teile aus dem in seiner Börse enthaltenen Gelde gemacht, das heißt, aus zweihundert Rosenobeln, und hundert davon zur Belohnung des unbekanntem Äskulaps bestimmt, dem er seine Wiedergenesung verdankte. Coconnas fürchtete den Tod nicht, Coconnas war aber darum nicht minder froh, daß er lebte. Er schickte sich auch an, wie man sieht, seinen Retter großmütig zu belohnen.

La Mole nahm den Weg nach der Rue de l'Astruce, der Rue Saint-Honoré, der Rue des Trouvelles, und befand sich bald auf der Place des Halles. In der Nähe des alten Brunnens und auf der Stelle, die man gegenwärtig mit dem Namen Carreau des Halles bezeichnet, erhob sich ein achteckiges Gebäude von Maurerarbeit, überragt von einer weiten hölzernen Laterne mit einem spitzigen Dache, auf dem eine Wetterfahne ächzte. Diese Laterne bot acht Öffnungen, welche eine Art von hölzernem Rade durchzog, das sich in der Mitte teilte, um in den zu diesem Ende angebrachten Einschnitten den Kopf und die Hände des Verurteilten oder der Verurteilten aufzunehmen, welche man an der einen oder der andern oder an mehreren von diesen Öffnungen ausstellte.

Dieses seltsame Gebäude, das nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit allen umliegenden Gebäuden hatte, nannte man den Pilorit.¹²

Ein unförmliches, höckeriges, verschobenes, einäugiges und

hinkendes Haus, mit einem Dache von Moos überzogen, wie die Haut eines Aussätzigen, war wie ein Champignon am Fuße des Turmes aufgewachsen.

Dieses Haus war das des Henkers.

Ein Mensch war ausgestellt und streckte gegen die Vorübergehenden die Zunge heraus: er gehörte zu den Dieben, die ihr Gewerbe bei dem Galgen von Montfaucon getrieben hatten, und war bei der Ausübung seiner Funktionen verhaftet worden.

Coconnas glaubte, sein Freund wolle ihm dieses Schauspiel zeigen, und mischte sich unter die Menge der Liebhaber, welche die Grimassen des Leidenden durch Zischen und Schreien erwiderten. Coconnas war von Natur grausam, und dieses Schauspiel ergötzte ihn ungemein, nur hätte er gewünscht, man würde statt zu zischen und zu schreien, Steine nach dem Verurteilten geworfen haben, der so frech war, die Zunge gegen die achtungswerten Herren herauszustrecken, die ihm die Ehre ihres Besuches erwiesen.

Als sich die bewegliche Laterne auf ihrer Basis drehte, um einen andern Teil des Platzes mit dem Anblicke des Patienten zu erfreuen, und die Menge der Bewegung der Laterne folgte, wollte Coconnas der Bewegung der Menge folgen, aber La Mole hielt ihn zurück und sagte halblaut zu ihm:

»Nicht deshalb sind wir hierher gekommen.«

»Und warum sind wir denn hier?« fragte Coconnas.

»Du wirst es sehen,« antwortete La Mole.

Die zwei Freunde duzten sich seit dem Morgen nach der bekannten Nacht, wo Coconnas La Mole hatte erstechen wollen.

Und La Mole führte Coconnas gerade auf das Fenster des an den Turm angelehnten Häuschens zu, auf dessen Gesimse sich ein Mann mit dem Ellbogen stützte.

»Ah! Ah! Ihr seid es, meine gnädige Herren,« sagte der Mann, seine blutrote Mütze abnehmend und seinen Kopf mit den schwarzen, dichten, bis auf die Augenlider herabfallenden Haaren entblößend. »Seid willkommen.«

»Wer ist dieser Mann?« fragte Coconnas, bemüht seine Erinnerungen zu sammeln, denn es kam ihm vor, als hätte er

diesen Kopf während eines der Augenblicke seines Fiebers gesehen.

»Dein Retter, mein lieber Freund,« erwiderte La Mole, »derjenige welcher Dir in den Louvre den erfrischenden, für Dich so wohlthätigen Trank brachte.«

»Oh! Oh!« rief Coconnas, »dann ist es mein Freund . . . «

Und er reichte ihm die Hand.

Aber statt diesem Entgegenkommen durch eine ähnliche Gebärde zu entsprechen, richtete sich der Mann auf und entfernte sich durch dieses Ausrichten von den zwei Freunden um den ganzen Raum, den die Biegung seines Körpers eingenommen hatte.

»Mein Herr,« sagte er zu Coconnas, »ich danke für die Ehre, die Ihr mir erzeigen wollt, aber wenn Ihr mich kennen würdet, tötet Ihr es ohne Zweifel nicht.«

»Meiner Treue,« sprach Coconnas, »ich erkläre, daß ich Euch verpflichtet bin, und wenn Ihr der Teufel wäret, denn ohne Euch wäre ich zu dieser Stunde tot.«

»Ich bin nicht ganz der Teufel,« erwiderte der Mann mit der roten Mütze, »aber Viele würden oft lieber den Teufel als mich sehen.«

»Wer seid Ihr denn?« fragte Coconnas.

»Mein Herr,« antwortete der Mann, »ich bin Meister Caboche, Henker des Gerichtsbezirkes von Paris.«

»Ah!« rief Coconnas, seine Hand zurückziehend.

»Seht Ihr!« sprach Meister Caboche.

»Nein! ich berühre Eure Hand, oder der Teufel soll mich holen! Streckt sie aus . . . «

»Wirklich?«

»Streckt sie weit aus.«

»Hier.«

»Noch weiter . . . gut!« und Coconnas nahm aus seiner Tasche das Gold, das er für seinen unbekanntem Arzt bereit hielt, und legte es in die Hand des Henkers.

»Ich hätte lieber Eure Hand allein gehabt,« sagte Meister Caboche, den Kopf schüttelnd, »denn es fehlt mir nicht an Gold,

wohl aber an Händen, die die meinigen berühren. Gleichviel! Gott segne Euch, mein edler Herr!«

»Ihr seid es also, mein Freund,« sprach Coconnas, den Henker neugierig anschauend, »Ihr seid es, der foltert, rädert, vierteilt, Köpfe abschneidet, Knochen bricht? Ah! es freut mich sehr, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben.«

»Mein Herr,« versetzte Caboche, »ich tue nicht Alles selbst, denn so wie ihr vornehme Herren Lackeien habt, um zu tun, was Ihr nicht selbst tun wollt, so habe ich meine Gehilfen, welche das grobe Geschäft treiben und Lumpenkerle abfertigen. Nur wenn ich es mit Edelleuten, z. B. wie Ihr und Euer Gefährte, zu tun habe, dann ist es etwas Anderes, dann mache ich mir eine Ehre daraus, alle kleine Geschäfte der Exekution von dem ersten bis zum letzten, d. h. von der peinlichen Frage bis zum Enthaupten zu verrichten.«

Coconnas fühlte, wie unwillkürlich ein Schauer seine Adern durchlief, als ob der schwere Keil seine Beine preßte und der stählerne Faden seinen Hals berührte.

La Mole wurde, ohne sich Rechenschaft davon geben zu können, von derselben Empfindung ergriffen.

Aber Coconnas überwand die Bewegung, der er sich schämte, und sagte in der Absicht, von Meister Caboche mit einem letzten Scherze Abschied zu nehmen:

»Gut, Meister, ich halte Euch beim Worte, wenn die Reihe an mich kommt, an den Galgen von Enguerrand von Marigny gehängt zu werden oder das Schafott von Herrn von Nemours zu besteigen, so sollt nur Ihr mich berühren.«

»Ich verspreche es Euch.«

»Diesmal meine Hand zum Pfande, daß ich Euer Versprechen annehme.«

Und er streckte gegen den Henker eine Hand aus, welche dieser schüchtern mit der seinigen berührte, obgleich er sichtbar große Lust hatte, sie kräftig zu fassen.

Bei dieser einfachen Berührung erleichte Coconnas leicht, aber dasselbe Lächeln blieb auf seinen Lippen, während La Mole, als er sah, daß die Menge mit der Laterne sich drehte und sich ihnen näherte, ihn an seinem Mantel zog.

Coconnas, dem es im Ganzen auch lieb war, dieser Szene ein Ende zu machen, bei der er, angetrieben von einem natürlichen Hange seines Charakters, weiter hineingezogen worden war, als er hatte gehen wollen, machte ein Zeichen mit dem Kopfe und entfernte sich.

»Meiner Treue,« sprach La Mole, als er und sein Gefährte bei der Croix du Trahoir angelangt waren, »gestehe, daß man hier freier atmet, als bei den Hallen?«

»Ich gebe es zu,« erwiderte Coconnas, »es freut mich aber darum nicht minder, die Bekanntschaft von Meister Caboche gemacht zu haben, denn es ist gut, wenn man überall Freunde besitzt.«

»Selbst in dem Gasthause zum Schönen Gestirn,« sprach La Mole lachend.,

»Oh! der arme Meister La Hurière,« rief Coconnas, »er ist tot, sehr tot! Ich habe die Flamme der Büchse gesehen, ich habe den Schlag der Kugel gehört, welche klang, als hätte sie die große Glocke von Notre-Dame getroffen, und ließ ihn im Rinnsteine mit dem Blute liegen, das ihm aus Nase und Mund hervorquoll. Gesetzt, es ist unser Freund, so ist es ein Freund, den wir in der andern Welt haben.«

So plaudernd gelangten die zwei Freunde in die Rue de l'Arbre-Sec und gingen auf das Schild vom Schönen Gestirne zu, das noch an derselben Stelle ächzte und fortwährend dem Reisenden seinen gastronomischen Herd und und seine Appetit erregende Legende bot.

Coconnas und La Mole dachten, sie würden das Haus in Verzweiflung, die Witwe in Trauer und die Dienstboten mit dem Flor um den Arm treffen; aber zu ihrem großen Erstaunen fanden sie das Haus in großer Tätigkeit, Madame La Hurière sehr glänzend und die Kellner lustiger als je.

»Oh! Ungetreue,« sprach La Mole, »sie wird sich wieder verheiratet haben!«

Dann sich an die neue Artemisia wendend, sagte er:

»Wir sind zwei Edelleute, die zu den Bekannten des Herrn La Hurière gehörten; wir haben hier zwei Pferde und zwei Felleisen gelassen, deren Zurückgabe wir verlangen.«

»Meine Herren-,« antwortete die Gebieterin des Hauses, nachdem sie ihre Erinnerungen zusammengesucht hatte, »da ich nicht die Ehre habe, Euch wiederzuerkennen, so werde ich, wenn Ihr es wünscht, meinen Mann kommen lassen. Gregor, rufe Deinen Herrn!«

Gregor ging von der ersten Küche, dem Pandämonium, in die zweite oder das Laboratorium, wo zu seinen Lebzeiten Meister La Hurière die Gerichte bereitete, die ihm seiner gelehrten Hände würdig erschienen.

»Der Teufel soll mich holen,« murmelte Coconnas, »es ist mir peinlich, dieses Haus so heiter zu sehen, während es so traurig sein sollte. Armer La Hurière!«

»Er wollte mich umbringen,« sprach La Mole, »aber ich verzeihe ihm von ganzem Herzen.«

La Mole hatte kaum diese Worte gesprochen, als auf der Schwelle ein Mensch erschien, der eine Kasserolle in der Hand hielt, in welcher er Zwiebeln, die er mit einem hölzernen Löffel umrührte, rötlichbraun machte.

La Mole und Coconnas stießen einen Schrei des Erstaunens aus.

Bei diesem Schrei hob der Mensch den Kopf empor, antwortete mit einem ähnlichen Schrei, ließ seine Kasserolle fallen und behielt nur den hölzernen Löffel in der Hand.

„In nomine patris,« sagte der Mensch, seinen Löffel bewegend, wie er es mit einem Weihwedel getan haben würde, **et filii et spiritus sancti!«**

»Meister La Hurière!« riefen gleichzeitig die zwei jungen Leute.

»Meine Herren von Coconnas und de La Mole!« sprach La Hurière.

»Ihr seid also nicht tot?« sagte Coconnas.

»Ihr lebt also noch?« fragte der Wirt.

»Ich habe Euch doch fallen sehen,« versetzte Coconnas.

»Ich habe den Lärm der Kugel gehört, welche Euch etwas, ich weiß nicht was, zerbrach. Ich ließ Euch, Blut durch die Nase, durch den Mund und sogar durch die Augen vergießend, in der Gosse liegen.«

»Alles dies ist wahr wie das Evangelium, Herr von Coconnas;

aber das Geräusch, das Ihr hörtet, war das der Kugel, welche an meine Pickelhaube schlug, an der sie glücklicher Weise abprallte; doch der Schlag war darum nicht minder hart, und zum Beweise,« fügte La Hurière, seine Mütze abnehmend und seinen kahlen Kopf zeigend, bei, »seht, es ist mir kein Haar geblieben.«

Die zwei jungen Leute brachen in ein Gelächter aus, als sie diese groteske Erscheinung sahen.

»Ah! Ihr lacht,« sprach La Hurière etwas beruhigt, »Ihr kommt also nicht mit schlimmen Absichten?«

»Und Ihr, Meister La Hurière, Ihr seid also von Eurem kriegerischen Gelüste geheilt?«

»Meiner Treue, ja, meine Herren; und nun . . . «

»Und nun?«

»Nun habe ich das Gelübde getan, kein anderes Feuer mehr zu sehen, als das meiner Küche.«

»Bravo!« sagte Coconnas, »das ist klug. Doch wir haben in Euren Ställen zwei Pferde und in Euren Zimmern zwei Felleisen gelassen,« fügte der Piemontese bei.

»Ah, Teufel!« versetzte der Wirt, sich hinter dem Ohre kratzend.

»Nun?«

»Zwei Pferde, sagt Ihr?«

»Ja, im Stalle.«

»Und zwei Felleisen?«

»Ja, im Zimmer.«

»Seht Ihr . . . Ihr habt mich für tot gehalten, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Ihr gebt zu, daß ich insofern Ihr Euch getäuscht habt, mich meinerseits ebenfalls täuschen konnte?«

»Indem Ihr uns auch für tot hieltet? Das, stand Euch vollkommen frei.«

»Ah, das ist es! . . . da Ihr ohne Hinterlassung eines Testamentes starbt, . . . « fuhr Meister La Hurière fort.

»Weiter?«

»So glaubte ich, ich habe Unrecht gehabt, ich sehe es jetzt ein . . . «

»Was glaubtet Ihr? Sprecht.«

»Ich glaubte, ich könnte Euch beerben.«

»Ah, ah!« riefen die zwei jungen Leute.

»Es freut mich darum nicht minder, daß Ihr noch lebt, meine Herren.«

»Somit habt Ihr also unsere Pferde verkauft?« sprach Coconnas.

»Ach!« seufzte La Hurière.

»Und unsere Felleisen?« fuhr La Mole fort.

»Oh! die Felleisen, nein! . . . « rief La Hurière, »nur das, was darin war.«

»Sage mir, La Mole,« versetzte Coconnas, »das ist ein frecher Schurke. Wenn wir ihm die Eingeweide ausnehmen würden?«

Diese Drohung schien eine große Wirkung auf Meister La Hurière hervorzubringen, denn er stammelte die Worte:

»Aber, meine Herren, es scheint mir, man kann eine Übereinkunft treffen.«

»Höre,« sagte La Mole, »ich bin es, der sich am meisten über Dich zu beklagen hat.«

»Allerdings, mein Herr Graf, denn ich erinnere mich, daß ich in einem Anfälle von Wahnsinn die Kühnheit hatte, Euch zu bedrohen.«

»Ja, mit einer Kugel, die mir zwei Zoll über dem Kopfe hinging.«

»Ihr glaubt?«

»Ich weiß es gewiß.«

»Wenn Ihr Eurer Sache gewiß seid,« sprach La Hurière, mit unschuldiger Miene seine Kasserolle aufhebend, »so bin ich zu sehr Euer Diener, um Euch Lügen zu strafen.«

»Wohl,« sprach La Mole, »ich für meinen Teil fordere nichts.«

»Wie, mein gnädiger Herr?«

»Außer . . . «

»Aje! Aje!« rief La Hurière.

»Außer einem Mittagsbrote für mich und meine Freunde, so oft ich mich in Deinem Quartiere befinde.«

»Sonst nichts?« rief La Hurière entzückt, »ganz zu Euren Befehlen, mein gnädiger Herr.«

»Das ist also eine abgemachte Sache.«

»Mit größtem Vergnügen . . . Und Ihr, Herr von Coconnas?« fuhr der Wirt fort, »unterschreibt Ihr den Handel?«

»Ja, nur füge ich, wie mein Freund, eine kleine Bedingung bei.«

»Welche?«

»Daß Ihr Herrn de La Mole die fünfzig Taler geht, die ich ihm schuldig bin und die ich Euch anvertraut habe.«

»Mir, Herr? Wann dies?«

»Eine Viertelstunde, ehe Ihr mein Pferd und mein Felleisen verkauftet.«

La Hurière machte ein Zeichen des Einverständnisses.

»Ah! ich begreife,« sagte er.

Und er ging an einen Schrank zu und zog, einen nach dem andern, fünfzig Taler hervor, die er La Mole überbrachte.

»Gut,« sprach dieser, »setzt uns einen Eierkuchen vor. Diese fünfzig Taler sind für Herrn Gregor.«

»Ah, meine gnädigen Herren!« rief La Hurière, »Ihr habt wahrhaft fürstliche Herzen und könnt im Leben wie im Tode auf mich zählen.«

»So macht uns den besten Eierkuchen,« sagte Coconnas, »und spart weder Butter noch Speck.«

Dann sich nach der Uhr umwendend, fügte er bei:

»Meiner Treue! Du hast Recht, La Mole, wir haben noch drei Stunden zu warten; es ist besser, wir bringen sie hier zu, als anderswo, um so mehr, als wir, wenn ich mich nicht täusche, hier auf halbem Wege zu dem Pont Saint-Michel sind.«

Die zwei jungen Leute setzten sich zu Tische, in demselben kleinen Zimmer, an demselben Platze, den sie an dem bekannten Abend des 24. August 1572 eingenommen, an welchem Coconnas La Mole den Vorschlag gemacht hatte, mit ihm um die erste Geliebte zu spielen, die sie haben würden.

Zur Ehre der Sittlichkeit der zwei jungen Männer müssen wir anführen, daß an diesem Abend weder der Eine noch der Andere den Gedanken hatte, seinem Gefährten einen ähnlichen Vorschlag zu machen.

XIX.

Die Wohnung von Meister René, dem Parfumeur der Königin Mutter.

In der Zeit, in der die Geschichte vorfiel, welche wir unsern Lesern erzählten, gab es, um von einem Teile der Stadt zum andern zu gelangen, nur fünf, teils steinerne, teils hölzerne Brücken, und diese fünf Brücken mündeten nach der Cité aus. Es waren dies der Pont au Change, der Pont au Meunier, der Pont Notre-Dame, der Petit-Pont und der Pont Saint-Michel.

An andern Orten, wo die Zirkulation nothwendig war, hatte man Fähren, welche die Stelle der Brücken vertreten mußten.

Diese fünf Brücken waren mit Häusern besetzt, wie es noch heut zu Tage der Ponte Vecchio in Florenz ist.

Unter diesen fünf Brücken, von welchen jede ihre eigene Geschichte hat, werden wir uns hauptsächlich für den Augenblick mit dem Pont Saint-Michel beschäftigen.

Der Pont Saint-Michel war im Jahr 1373 von Stein erbaut worden. Trotz seiner scheinbaren Festigkeit, stürzte er teilweise in Folge eines Auftretens der Seine am 31. Januar 1408 ein. Im Jahre 1416 von Holz wieder aufgebaut, wurde er in der Nacht vom 16. Dezember 1547 abermals von den Fluten fortgerissen; 1550, d. h. zweiundzwanzig Jahre vor der Zeit, zu der wir gelangt sind, baute man ihn noch einmal von Holz auf, und er galt, obgleich er bereits der Reparaturen bedurft hatte, als ziemlich fest.

Mitten unter den Häusern, welche sich die Brücke entlang an einander reihten, dem Inselchen gegenüber, auf welchem die Tempelherren verbrannt worden waren, und worauf heut zu Tage die Ausfüllung des Pont Saint-Michel ruht, bemerkte man ein Haus mit hölzernen Feldern, auf welchem sich ein breites Dach, wie das Lied eines ungeheuern Auges, herabsenkte. An dem einzigen Fenster, das sich im ersten Stocke über einem Fenster und einer hermetisch verschlossenen Türe des Erdgeschosses öffnete, schimmerte ein rötlicher Schein durch, der die Blicke der

Vorübergehenden auf die breite, niedrige, blau angemalte Facade mit reichen vergoldeten Leisten zog. Eine Art von Fries, der das erste Stockwerk von dem Erdgeschosse trennte, zeigte eine Menge von Teufeln in den grotesksten Stellungen und ein breites, wie die Facade blau angemaltes Band dehnte sich zwischen dem Fries und dem Fenster des ersten Stockes mit folgender Inschrift aus:

RENÉ, FLORENTIN,
Parfumeur de la Reine Mère.

Die Türe dieser Bude war, wie gesagt, gut verriegelt, mehr aber noch, als durch seine Riegel, vor mächtigen Angriffen durch einen so furchtbaren Ruf seines Bewohners geschützt, daß diejenigen, welche an dieser Stelle über die Brücke kamen, hier beinahe immer einen Halbkreis beschrieben, der sie zu der andern Reihe der Häuser hinüber brachte, als hätten sie befürchtet, der Geruch seiner Parfums könnte durch die Mauern bis zu ihnen dringen.

Mehr noch: die Nachbarn rechts und links hatten sich ohne Zweifel befürchtend, sie könnten durch diese Nachbarschaft gefährdet werden, seitdem sich Meister René auf dem Pont-Neuf einquartiert, in der Stille einer nach dem andern aus ihren Wohnungen geschlichen, so daß die zwei an das Haus von René stoßenden Gebäude ganz verlassen und geschlossen geblieben waren. Trotz dieser Einsamkeit und Verlassenheit jedoch hatten die Vorübergehenden in später Nacht durch die geschlossenen Läden dieser leeren Häuser gewisse Lichtstrahlen hervorspringen sehen, und sie behaupteten auch, sie hätten ein Geräusch, dem von Klagen ähnlich, gehört, was zum Beweise diente, daß einige Wesen diese zwei Häuser besuchten, nur wußte man nicht, ob sie dieser Welt oder der andern angehörten.

Die Folge hiervon war, daß die Mietsleute der an die zwei verlassenenen Häuser stoßenden Gebäude sich von Zeit zu Zeit fragten, ob es nicht klug von ihnen wäre, zu tun, wie ihre Nachbarn getan hatten.

Diesem Vorrechte des Schreckens, das sich Meister René im Publikum verschafft hatte, verdankte er es ohne Zweifel, daß er allein Feuer nach der bestimmten Stunde behalten durfte. Weder Runde noch Wache wagte es, einen Menschen zu beunruhigen, der Ihrer Majestät in seiner Eigenschaft als Landsmann und als

Parfumeur doppelt teuer war.

Da wir voraussehen, daß der Leser, gepanzert durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, weder an Magie, noch an Magier glaubt, so laden wir ihn ein, mit uns in diese Wohnung zu treten, welche in jener Zeit des Aberglaubens einen so tiefen Schrecken um sich her verbreitete.

Die Bude des Erdgeschosses ist düster und öde von Abends acht Uhr an, wo sie geschlossen wird, um sich nicht mehr zu öffnen bis zu einer zuweilen sehr vorgerückten Stunde des andern Tages; hier findet der tägliche Verkauf von Parfumerien, von Salben, von kosmetischen Mitteln aller Art Statt, mit welchen der geschickte Chemiker Handel treibt. Zwei Lehrlinge unterstützen ihn bei diesem Detailverkauf, aber sie schlafen nicht im Hause, sondern in der Rue de la Calandre. Abends entfernen sie sich einen Augenblick ehe der Laden geschlossen wird. Morgens gehen sie vor der Türe auf und ab, bis man die Bude wieder öffnet.

Diese Bude des Erdgeschosses ist also, wie gesagt, düster und öde.

Die ziemlich tiefe und breite Bude hat zwei Türen; jede führt nach einer Treppe. Die eine von diesen Treppen geht in der Wand selbst hinauf; die andere ist eine äußere und sowohl von dem Quai, den man gegenwärtig den Quai des Augustins nennt, als von dem abschüssigen Ufer, heut zu Tage Quai des Orfevres genannt, sichtbar.

Alle beide führen in die Stube des ersten Stockes.

Diese Stube ist von derselben Größe, wie die des Erdgeschosses, nur teilt sie ein in der Richtung der Brücke ausgespannte Tapete in zwei Gelasse. Im Grunde des ersten öffnet sich die Türe, welche nach der äußern Treppe geht; an der Seitenfläche des zweiten öffnet sich die Türe der geheimen Treppe; diese Türe wird jedoch durch einen hohen mit Schnitzwerk verzierten Schrank verborgen, der mittelst eiserner Klammern an sie befestigt ist und aufgestoßen wird, wenn man sie öffnet. Außer René weiß nur Catharina das Geheimnis dieser Türe; auf diesem Wege kommt und geht sie; das Ohr oder das Auge an den Schrank gelegt, in welchem Löcher angebracht sind, hört und sieht sie, was in der Stube vorgeht.

Zwei andere vollkommen sichtbare Türen sind an den Seiten des zweiten Gelasses vorhanden. Die eine öffnet sich nach einem kleinen vom Dache aus beleuchteten Zimmer; man erblickt darin kein anderes Geräte, als einen großen Ofen, Retorten, Destillierkolben, Schmelztiegel: das ist das Laboratorium des Alchemisten. Die andere Türe öffnet sich nach einer Zelle, welche noch bizarrer ist, als die übrige Wohnung, denn sie ist gar nicht beleuchtet, hat weder Tapeten noch Meubles, sondern nur eine Art von Betaltar. Der Boden besteht aus Platten, welche sich von dem Mittelpunkte nach den Enden zu neigen, und an dem Fuße der Wand hin läuft eine Rinne, die nach einem Trichter ausmündet, durch dessen Öffnung man das düstere Wasser der Seine erblickt. In Nägeln, welche an der Wand befestigt sind, hängen insgesamt schneidende und spitzige Instrumente von seltsamer Form; die Spitze ist so fein, wie die einer Nadel, die Schneide ist so scharf, wie die eines Scheermessers; die einen glänzen wie Spiegel, die andern sind im Gegenteile mattgrau oder dunkelblau. In einer Ecke zappeln mit den Füßen an einander gebunden zwei schwarze Hühner: das ist das Allerheiligste des Augurs.

Kehren wir in die Mittelstube, in die Stube mit zwei Abteilungen zurück.

Hier wird der gemeine Haufe der Neugierigen eingeführt; hier bieten die ägyptischen Ibise, die Mumien mit den vergoldeten Binden, das Krokodil mit dem aufgesperrten Rachen an der Decke, die Totenköpfe mit den hohlen Augen und wackelnden Zähnen, die bestaubten, auf eine ehrwürdige Weise von den Ratten zernagten Folianten dem Auge des Eintretenden das Gemische, aus dem die verschiedenen Gemütsbewegungen entspringen, welche den Geist hindern, seinen geraden Weg zu verfolgen. Hinter dem Vorhange sind Fiolen, Schachteln, Eimer von düsterem Anblick; Alles dies wird durch zwei kleine, völlig gleiche, silberne Lampen beleuchtet, welche von irgend einem Altar von Santa-Maria-Novella oder der Kirche Dei Servi von Florenz genommen zu sein scheinen und, ein wohlriechendes Öl brennend, ihre gelbliche Helle oben von dem dunkeln Gewölbe herabwerfen, an dem jede mittelst dreier geschwärzter Kettchen aufgehängt ist.

René ist allein und geht, die Arme gekreuzt, mit großen Schritten und den Kopf schüttelnd in dem zweiten Gelasse der Mittelstube auf und ab. Nach langem schmerzlichem Nachsinnen bleibt er vor einer Sanduhr stehen.

»Ah! ah!« spricht er, »ich habe vergessen sie umzudrehen, und der Sand ist vielleicht seit langer Zeit abgelaufen.«

Dann den Mond betrachtend, der sich mit großer Mühe von einer Wolke losmacht, welche auf der Spitze des Glockenturmes von Notre-Dame zu ruhen scheint, fügt er bei:

»Neun Uhr; kommt sie, so kommt sie wie gewöhnlich in einer oder anderthalb Stunden; die Zeit wird zu Allem zureichen.«

In diesem Augenblick hörte man ein Geräusch auf der Brücke. René hielt sein Ohr an die Mündung einer langen Röhre, deren anderes Ende sich nach der Straße in Form eines kupfernen Kopfes öffnete.

»Nein,« sagte er, »sie ist es nicht; es sind Männertritte, sie halten vor meiner Türe an, sie kommen hierher.«

Zu gleicher Zeit erschollen drei dumpfe Schläge.

René stieg rasch hinab. Er legte jedoch nur sein Ohr an die Türe, ohne noch zu öffnen.

Die drei dumpfen Schläge wiederholten sich.

»Wer ist da?« fragte Meister René.

»Ist es durchaus nothwendig, daß wir unsere Namen sagen?« fragte eine Stimme.

»Es ist unerläßlich,« antwortete René.

»Ich heiße Graf Annibal von Coconnas,« erwiderte dieselbe Stimme, welche bereits gesprochen hatte.

»Und ich bin der Graf Lerac de la Mole,« sagte eine andere Stimme, die sich jetzt erst hörbar machte.

»Wartet, wartet, meine Herren; ich bin zu Euren Diensten.«

Zu gleicher Zeit zog René die Riegel zurück, nahm die Balken weg, öffnete den zwei jungen Leuten die Türe und schloß diese nur wieder mit dem Schlüssel. Dann führte er sie über die äußere Treppe in das zweite Gelaß. La Mole machte, als er eintrat, das Zeichen des Kreuzes unter seinem Mantel. Er war bleich und seine Hand zitterte, ohne daß er seine Schwäche zu überwinden vermochte.

Coconnas schaute die Sachen eine nach der andern an, und da er mitten unter seiner Prüfung die Türe der Zelle erblickte, wollte er sie öffnen.

»Erlaubt, mein gnädiger Herr,« sprach René mit seinem ernstesten Tone, seine Hand auf die von Coconnas legend, »die Besuche, welche mir die Ehre erweisen, hier einzutreten, haben nur diesen Teil des Zimmers zu genießen.«

»Ah, das ist etwas Anderes,« versetzte Coconnas, »und überdies fühle ich, daß ich mich setzen muß.«

Und er ließ sich auf einen Stuhl nieder.

Es herrschte einen Augenblick tiefes Stillschweigen. Meister René erwartete, daß der Eine oder der Andere von den zwei jungen Leuten sich erklären würde. Während dieser Zeit hörte man den pfeifenden Atem von Coconnas, der immer noch schlecht geheilt war.

»Meister René,« sprach dieser endlich, »Ihr seid ein geschickter Mann. Sagt mir, ob ich stets von meiner Wunde verkrüppelt bleiben, d. h. ob ich stets diesen kurzen Atem haben werde, der mich verhindert, zu Pferde zu steigen, zu fechten und Speckpfannekuchen zu essen.«

René näherte sein Ohr der Brust von Coconnas und horchte aufmerksam auf das Spiel der Lungen.

»Nein, Herr Graf,« sagte er, »Ihr werdet genesen.«

»In der Tat?«

»Ich versichere Euch.«

»Ihr macht mir Freude.«

Es trat ein abermaliges Stillschweigen ein.

»Wünscht Ihr nicht noch etwas Anderes zu wissen, mein Herr Graf?«

»Allerdings,« erwiderte Coconnas, »ich wünsche zu wissen, ob ich wirklich verliebt bin.«

»Ihr seid es.«

»Woher wißt Ihr dieß?«

»Weil Ihr fragt.«

»Mordi! ich glaube, Ihr habt Recht. Aber in wen?«

»In diejenige, welche gegenwärtig bei jeder Gelegenheit den

Schwur sagt, den Ihr gesagt habt.«

»In der Tat,« versetzte Coconnas erstaunt, »Ihr seid ein geschickter Mann, Meister René. Nun ist es an Dir, La Mole.«

La Mole errötete und blieb verlegen.

»Ei, der Teufel! sprich doch!« rief Coconnas.

»Sprecht!« sagte der Florentiner.

»Ich, Herr René,« stammelte La Mole, dessen Stimme allmählich ruhig wurde, »ich will Euch nicht fragen, ob ich verliebt bin; ich weiß, daß ich es bin und verberge es mir nicht. Aber sagt mir, ob man mich lieben wird, denn in der Tat, Alles, was Anfangs einen Gegenstand der Hoffnung für mich bildete, dreht sich jetzt gegen mich.«

»Ihr habt vielleicht nicht Alles getan, was zu diesem Behufe nothwendig ist.«

»Was hat man Anderes zu tun, mein Herr, als durch seine Achtung und Ergebenheit der Dame seiner Gedanken zu beweisen, daß sie wirklich und innig geliebt wird.«

»Ihr wißt,« entgegnete René, »das solche Kundgebungen zuweilen sehr unbedeutend sind.«

»Dann muß man verzweifeln?«

»Nein, man muß seine Zuflucht zur Wissenschaft nehmen. Es gibt in der menschlichen Natur Antipathien, welche man besiegen, Sympathien, die man erzwingen kann. Das Eisen ist nicht der Magnet; aber wenn man es magnetisiert, zieht es ebenfalls das Eisen an.«

»Allerdings, allerdings,« murmelte La Mole, »aber ich habe einen Widerwillen gegen alle solche Beschwörungen.«

»Ah! wenn Ihr einen Widerwillen habt,« versetzte René, »dann hättet Ihr nicht kommen sollen.«

»Stille doch, Freund!« rief Coconnas, »willst Du nun das Kind spielen? Herr René, könnt Ihr mich den Teufel sehen lassen?«

»Nein, mein Herr Graf.«

»Das tut mir leid, ich wollte ihm zwei Worte sagen, und das hätte vielleicht La Mole ermutigt.«

»Wohl, es sei,« sagte La Mole, »fassen wir die Frage frei und offen an. Man hat mir von Figuren gesprochen, welche dem

geliebten Gegenstände ähnlich modelliert werden. Ist dies ein Mittel?«

»Ein unfehlbares.«

»Und kann nichts bei einem solchen Versuche dem Leben oder der Gesundheit der Person, welche man liebt, schaden?«

»Nichts.«

»Versuchen wir es.«

»Soll ich anfangen?« sagte Coconnas.

»Nein,« versetzte La Mole, »da ich mich einmal in die Sache eingelassen habe, so will ich sie auch bis zu Ende führen.«

»Wünscht Ihr, glühend, gebieterisch, zu wissen, woran Ihr Euch zu halten habt, Herr de La Mole?« fragte der Florentiner.

»Oh!« rief La Mole, »es bringt mir den Tod, Meister René!«

In demselben Augenblick klopfte man leise an die Haustüre, so leise, daß Meister René allein das Geräusch vernahm, und dieser wohl nur, weil er es erwartete.

Er näherte, ohne daß es absichtlich zu geschehen schien und zugleich einige müßige Fragen an La Mole richtend, sein Ohr der Röhre und vernahm einige Stimmtöne, die ihn zu fesseln schienen.

»Faßt nun Euer Verlangen zusammen,« sprach er, »und nennt den geliebten Gegenstand.«

La Mole kniete nieder, als ob er zu einer Gottheit gesprochen hätte, und René ging durch das erste Gelaß und schlüpfte geräuschlos auf die äußere Treppe. Einen Augenblick nachher streiften leichte Tritte den Boden der Bude.

La Mole sah, als er wieder aufstand, Meister René vor sich. Der Florentiner hielt in seiner Hand eine kleine Figurine von Wachs von ziemlich mittelmäßiger Arbeit.

»Ihr wollt immer noch von der königlichen Gebieterin Eures Herzens geliebt werden?« fragte der Parfumeur.

»Ja, und sollte es mich mein Leben kosten und sollte ich meine Seele dabei verlieren,« antwortete La Mole.

»Es ist gut,« sagte der Florentiner, nahm mit dem Ende seiner Finger ein paar Tropfen Wasser aus einem Gefäße und schüttelte sie, einige lateinische Worte sprechend, auf das Haupt der

Figurine.

La Mole bebte; er begriff, daß eine Ruchlosigkeit vorging.

»Was macht Ihr?« fragte er.

»Ich taufe diese kleine Figur mit dem Namen der Person, die Ihr liebt.«

»In welcher Absicht?«

»Um die Sympathie zu gründen.«

La Mole öffnete den Mund und wollte ihn verhindern, weiter zu gehen; aber ein spöttischer Blick von Coconnas hielt ihn zurück.

René, der die Bewegung gesehen hatte, wartete.

»Es bedarf des vollen Willens,« sagte er.

»Macht fort,« erwiderte La Mole.

René zog auf einem kleinen roten Papierstreifen einige kabbalistische Charaktere, schob sie durch eine stählerne Nadel und stach mit dieser Nadel der Statuette in das Herz.

Seltsamer Weise erschien an der Öffnung der Wunde ein Tröpfchen Blut. Dann zündete er das Papier an.

Die Wärme der Nadel machte das Wachs um diese her schmelzen und trocknete das Tröpfchen Blut.

»So wird durch die Kraft der Sympathie Eure Liebe das Herz der Frau, die Ihr liebt, durchdringen und in Flammen setzen.«

Coconnas lachte als starker Geist in seinen Schnurrbart und spottete ganz leise.

La Mole jedoch fühlte, liebend und abergläubisch, wie er war, einen eisigen Schweiß an der Wurzel seiner Haare perlen.

»Und nun,« sagte René, »und nun drückt Eure Lippen auf die der Statuette und sprecht dabei:

›Margarethe, ich liebe Dich, komm Margarethe, komm!‹«

In diesem Augenblicke hörte man die Türe des zweiten Zimmers öffnen, und es näherten sich leichte Schritte.

Neugierig und ungläubig zog Coconnas seinen Dolch, und befürchtend, wenn er es versuchen würde, die Tapete aufzuheben, könnte ihm René dieselbe Bemerkung machen, die er ihm gemacht, als er hatte die Türe öffnen wollen, schlitzte er mit dem Dolche die dicke Tapete und stieß, da er sein Auge an die Öffnung gelegt hatte, einen Schrei des Erstaunens aus, den

zwei Frauenschreie erwiderten.

»Was gibt es denn?« fragte La Mole, nahe daran, die Wachsfigurine fallen zu lassen, welche René nun wieder aus seinen Händen nahm.

»Die Herzogin von Nevers und Frau Margarethe sind da,« antwortete Coconnas.

»Nun wohl, Ihr Ungläubigen,« sprach René mit einem strengen Lächeln, »zweifelt Ihr immer noch an der Macht der Sympathie?«

La Mole blieb versteinert, als er seine Königin erblickte. Coconnas hatte einen Augenblick der Verblendung, da er Frau von Nevers erkannte. Der Eine bildete sich ein, die Zauberkünste von Meister René hätten das Phantom von Margarethe hervorgerufen; der Andere, als er die Türe halb geöffnet sah, durch welche die reizenden Phantome eingetreten waren, hatte bald die Erklärung dieses Wunders in der gewöhnlichen materiellen Welt gefunden.

Während La Mole sich bekreuzte und seufzte, daß die Steine sich hätten erbarmen mögen, sah Coconnas, der alle Zeit gehabt hatte, philosophische Fragen an sich zu stellen und den bösen Geist mit Hilfe des Weihwedels zu vertreiben, den man die Ungläubigkeit nennt, als er durch die Öffnung des verschlossenen Vorhanges das Erstaunen von Frau von Nevers und das etwas kaustische Lächeln von Margarethe wahrnahm, sah Coconnas, sagen wir, daß der Augenblick entscheidend war, und da er begriff, daß man für einen Freund sprechen kann, was man nicht für sich selbst zu sprechen wagt, ging er, statt sich an Frau von Nevers zu wenden, gerade auf Margarethe zu, setzte ein Knie auf die Erde, auf die Art wie bei den Marktparaden der große Ataxerxes dargestellt wird, und rief mit einer Stimme, der das Pfeifen seiner Wunde einen ganz besonderen Ausdruck verlieh:

»Madame, in diesem Augenblick hat Meister René auf die Bitte meines Freundes des Grafen de La Mole, Euren Schatten beschworen. Zu meinem großen Erstaunen ist aber nun Euer Schatten begleitet von einem Körper erschienen, der mir sehr teuer ist und den ich meinem Freunde empfehle. Schatten Ihrer Majestät der Königin von Navarra, wollt die Gnade haben, dem Körper Eurer Gefährtin zu befehlen, auf die andere Seite des Vorhanges zu treten.«

Margarethe lachte und gab Henriette ein Zeichen, worauf diese auf die andere Seite ging.

»La Mole, mein Freund,« sagte Coconnas, »sei beredt wie Demosthenes, wie Cicero, und bedenke, daß es um mein Leben geht, wenn Du den Schatten der Frau Herzogin von Nevers nicht überzeugst, daß ich sein ergebenster, sein gehorsamster, sein treuester Diener bin.«

»Aber?« stammelte La Mole.

»Tue, was ich Dir sage, und Ihr, Meister René, wacht, daß uns Niemand stört.«

René tat, was Coconnas von ihm verlangte.

»Mordi! mein Herr,« rief Margarethe, »Ihr seid ein Mann von Geist. Ich höre, sprecht, was habt Ihr mir zu sagen?«

»Ich habe Euch zu sagen, Madame, daß der Schatten meines Freundes, denn es ist ein Schatten, dies beweist, daß er nicht das kleinste Wörtchen von sich gibt, ich habe Euch zu sagen, daß dieser Schatten mich anfleht. von der Fähigkeit Gebrauch zu machen, von der Fähigkeit, welche die Körper besitzen, von der Fähigkeit, verständlich zu sprechen, und Euch zu sagen:

›Schöner Schatten, der auf diese Art entkörperte Edelmann hat seinen ganzen Leib und seinen Atem durch die Strenge Eurer Augen verloren. Wäret Ihr Ihr selbst, so würde ich Meister René bitten, mich eher in einen Schwefelpfuhl zu stürzen, als daß ich eine solche Sprache gegen die Tochter von König Heinrich II., die Schwester von König Karl IX. und die Gemahlin des Königs von Navarra führte. Aber die Schatten sind frei von allem irdischen Stolze und ärgern sich nicht, wenn man sie liebt. Bittet nun Euren Körper, Madame, die Seele des armen La Mole ein wenig zu lieben, eine Seele in Not und Pein, wenn es je eine solche gab, eine Seele Anfangs von der Freundschaft verfolgt, die ihr wiederholt mehrere Zoll Eisen in den Leib gestoßen hat, eine Seele, verbrannt durch das Feuer Eurer Augen, ein Feuer, das tausendmal verzehrender wirkt, als alle Feuer der Hölle. Habt also Mitleid mit dieser armen Seele. Liebt ein wenig das, was der schöne La Mole war, und habt Ihr kein Wort mehr, so bedient Euch der Gebärde des Lächelns. Es ist eine sehr verständige Seele, die meines Freundes, und sie wird Alles begreifen. Laßt

Euch herbei, Mordi! oder ich stoße meinen Degen durch den Leib von René, daß er kraft der Gewalt, die er über die Schatten besitzt, den Eurigen, den er bereits so geschickt beschworen hat, nötigt, Dinge zu tun, die sich nicht ganz für einen so anständigen Schatten geziemen, wie Ihr mir einer zu sein scheint.«

Bei dieser Rede von Coconnas, der sich vor der Königin wie Aeneas aufgepflanzt hatte, als er in die Hölle hinabstieg, konnte sich Margarethe eines Gelächters nicht enthalten; sie schwieg jedoch, wie sich dies unter solchen Umständen für einen königlichen Schatten geziemt, und reichte Coconnas die Hand.

Dieser nahm sie zart in die seinige und rief La Mole mit den Worten:

»Schatten meines Freundes, komm' sogleich hierher.«

La Mole gehorchte ganz erstaunt und zitternd.

»Es ist gut,« sagte Coconnas und faßte ihn hinten am Kopfe, »nähere nun den Dunst Deines schönen braunen Gesichtes dieser weißen duftigen Hand.«

Und die Gebärde mit den Worten verbindend, vereinigte Coconnas diese zarte Hand mit dem Munde von La Mole und hielt sie einen Augenblick ehrfurchtsvoll an einander, ohne daß sich die Hand von dem zarten Drucke loszumachen suchte.

Margarethe hatte unablässig gelächelt; aber Frau von Nevers lächelte nicht, sie zitterte immer noch wegen der unerwarteten Erscheinung der beiden Edelleute. Sie fühlte, wie sich ihre ganze Unbehaglichkeit mit dem Fieber einer entstehenden Eifersucht vermehrte, denn es kam ihr vor, als hätte Coconnas seine Angelegenheiten nicht über denen von Andern vergessen sollen.

La Mole sah das Zusammenziehen ihrer Augenbrauen, gewahrte den drohenden Blitz ihrer Augen, und trotz der berausenden Unruhe, die ihn bei der Wollust des Momentes erfaßte, begriff er die Gefahr, welche sein Freund lief, und erriet, was er zu versuchen hatte, um ihn derselben zu entreißen.

Er stand daher auf, ließ die Hand von Margarethe in der von Coconnas, ergriff die der Herzogin von Nevers, setzte ein Knie auf die Erde und sprach:

»Oh schöne, oh anbetungswürdigste der Frauen, ich spreche von den lebenden Frauen und nicht von den Schatten und er

richtete einen Blick und ein Lächeln an Margarethe, erlaubt einer von ihrer plumpen Hülle befreiten Seele, die Abwesenheiten eines ganz durch materielle Freundschaft entrückten Körpers gut zu machen. Herr von Coconnas, den Ihr hier seht, ist nur ein Mensch, ein Mensch von sicherem festem Bau, es ist vielleicht ein schön anzuschauendes Fleisch, aber vergänglich wie alles Fleisch, **omnis caro foenum**. Obgleich dieser Mann vom Morgen bis zum Abend die rührendsten Litaneien in Beziehung auf Euch an mich richtet, obgleich Ihr ihn die mächtigsten Streiche habt austeilen sehen, welche so in Frankreich geführt worden sind, so wagt es doch dieser Kämpe, so stark er in der Beredsamkeit bei einem Schatten ist, nicht, mit einer Frau zu sprechen. Deshalb hat er sich an den Schatten der Königin gewendet, mich aber dabei beauftragt, zu Eurem schönen Körper zu sprechen, Euch zu sagen, daß er zu Euren Füßen sein Herz und seine Seele niederlegt, daß er bittet, Eure göttlichen Augen mögen ihn mitleidig anschauen, Eure rosigen, glühenden Finger mögen ihn durch ein Zeichen herbeirufen, Eure vibrierende, harmonische Stimme möge ihm von den Worten sagen, die man nie vergißt, oder wenn nicht, so hat er mich um Eines gebeten, er hat mich gebeten, falls er Euch nicht erweichen könnte, ihm zum zweiten Male meinen Degen in den Leib zu rennen, und das ist eine wirkliche Klinge, denn die Degen haben nur in der Sonne Schatten, ihn zu töten, sage ich, denn er vermöchte nicht zu leben, wenn ihr ihn nicht bevollmächtigt, ausschließlich für Euch zu leben.«

So viel lustigen Aufschwung Coconnas in seine Rede gelegt hatte, eben so viel Gefühl, so viel Ergreifendes legte La Mole in seine Bitte.

Die Augen von Henriette wandten sich nun von La Mole ab, den sie die ganze Zeit, die er sprach, angehört hatte, und gingen auf Coconnas über, um zu sehen, ob der Ausdruck seines Gesichtes mit der verliebten Rede seines Freundes im Einklang stünde. Sie schien befriedigt, denn rot, heftig atmend, besiegt, sagte sie zu Coconnas mit einem Lächeln, das eine doppelte Reihe in Koralle eingefügter Zähne entblößte:

»Ist es wahr?«

»Mordi!« rief Coconnas, bezaubert durch diesen Blick und

brennend von dem Feuer desselben Fluidums, »ob es wahr ist! . . . Oh! ja, Madame, es ist wahr, wahr bei Eurem Leben, wahr bei meinem Tode!«

»Dann kommt,« sprach Henriette und reichte ihm die Hand mit einer Hingebung, welche das Schmachten ihres Auges verriet.

Coconnas warf seine Sammetmütze in die Luft und war mit einem Sprunge bei der jungen Frau, während La Mole seinerseits, durch eine Gebärde von Margarethe herbeigerufen, ein verliebtes Chassé-Croisé mit seinem Freunde machte.

In diesem Augenblicke erschien René an der Türe.

»Stille!« rief er mit einem Tone, der diese ganze Flamme auslöschte, »stille!«

Und man hörte in der Tiefe der Mauer das Anstreifen des in einem Schlosse ächzenden Eisens und das Geräusch einer auf ihren Angeln sich drehenden Türe.

»Mir scheint,« sprach Margarethe stolz, »es hat Niemand das Recht, hier einzutreten, wenn wir hier sind.«

»Nicht einmal die Königin Mutter?« flüsterte ihr René in das Ohr.

Margarethe stürzte sogleich, La Mole nach sich ziehend, nach der äußeren Treppe; Henriette und Coconnas eilten ihnen, halb umschlungen, rasch nach.

Alle Vier entflohen, wie bei dem ersten indiskreten Geräusch die anmutigen Vögel entstiegen, die man auf einem blühenden Zweige sich hat schnäbeln sehen.

XX.

Die schwarzen Hühner.

Es war Zeit, daß die Paare verschwanden. Catharina steckte den Schlüssel in das Schloß der zweiten Türe, in dem Augenblick, da Coconnas und Frau von Nevers durch den andern Eingang eilten, und Catharina konnte bei ihrem Eintritte das Krachen der Treppe unter den Tritten der Flüchtlinge hören.

Sie warf einen forschenden Blick um sich her, heftete ihr argwöhnisches Auge auf René, der sich verbeugend vor ihr stand, und fragte:

»Wer war da?«

»Liebende, die sich mit meinem Worte begnügten, als ich ihnen die Versicherung gab, daß sie sich liebten.«

»Lassen wir das,« versetzte Catharina, die Achseln zuckend, »ist sonst Niemand mehr hier?«

»Niemand, als Eure Majestät und ich.«

»Habt Ihr getan, was ich Euch befahl?«

»In Betreff der schwarzen Hühner?«

»Ja.«

»Sie sind bereit, Madame.«

»Ah! Wenn Ihr ein Jude wäret,« murmelte Catharina.

»Ich, ein Jude, Madame, warum?«

»Weil Ihr die kostbaren Bücher lesen könntet, welche die Hebräer über die Opfer geschrieben haben. Ich habe mir eines derselben übersetzen lassen und daraus ersehen, daß die Hebräer weder in dem Herzen noch in der Leber, wie die Römer, die Vorbedeutungen suchten, sondern in der Beschaffenheit des Gehirns und in der Figuration der Buchstaben, welche durch die allmächtige Hand des Geschicks hineingezeichnet sind.«

»Ja, Madame, das habe ich auch von einem alten Rabbiner, einem Freunde von mir, gehört.«

»Es gibt,« sprach Catharina, »auf eine Weise gezeichnete Charaktere, daß sie ein ganzes prophetisches Leben enthüllen.

Nur empfehlen die chaldäischen Gelehrten . . . «

»Empfehlen . . . was?« fragte René, als er sah, daß die Königin fortzufahren zögerte.

»Sie empfehlen, daß man seine Erfahrungen an menschlichen Gehirnen mache, da sie mehr entwickelt und sympathischer mit dem Willen der um Rat Fragenden seien.«

»Ach! Madame,« sagte René, »Eure Majestät weiß wohl, daß dieses unmöglich ist.«

»Schwierig, wenigstens,« sagte Catharina, »denn wenn wir das in der Sanct-Bartholomäusnacht gewußt hätten . . . wie! René, was für eine reiche Ernte! Der Erste, der zum Tode verurteilt wird . . . ich werde daran denken. Mittlerweile bleiben wir im Kreise des Möglichen. Ist die Opferkammer bereit?«

»Ja, Madame.«

»Gehen wir hinein.«

René zündete eine aus seltsamen Elementen verfertigte Kerze an, deren bald feiner, durchdringender, bald unangenehm betäubender Geruch die Einmischung verschiedener Stoffe kundgab; dann ging er, Catharina voranleuchtend, zuerst in die Zelle.

Catharina wählte selbst unter allen Opferinstrumenten ein Messer von blau angelaufenem Stahl, während René eines von den zwei schwarzen Hühnern holte, welche in einer Ecke ihr unruhiges Goldauge rollten.

»Wie werden wir verfahren?«

»Wir befragen die Leber des einen und das Gehirn des andern. Geben uns die zwei Versuche die gleichen Resultate, so muß man daran glauben, besonders wenn diese Resultate mit den seither erhaltenen im Einklange stehen.«

»Wo fangen wir an?«

»Mit der Leber.«

»Gut,« sagte René, und befestigte das Huhn mit zwei an den beiden Enden angebrachten Ringen so auf dem kleinen Altar, daß das auf den Rücken gelegte Tier zwar zappeln, aber sich nicht von der Stelle rühren konnte.

Catharina öffnete ihm die Brust mit einem einzigen Messerschnitte. Das Huhn stieß drei Schreie aus und verschied,

nachdem es ziemlich lange gezuckt hatte.

»Immer die drei Schreie,« murmelte Catharina, »drei Todeszeichen.«

Dann öffnete sie den Leib.

»Und die Leber neigt sich nach links,« fuhr sie fort, »immer nach links, dreifacher Tod, gefolgt von dem Verluste eines Thrones. Weißt Du, René, daß das furchtbar ist?«

»Man muß sehen, Madame, ob die Zeichen des zweiten Opfers mit denen des ersten übereinstimmen?«

René machte das tote Huhn los und warf es in eine Ecke. Dann ging er auf das andere zu, welches, sein Schicksal nach dem seines Gefährten beurteilend, sich demselben zu entziehen suchte, in der Zelle umherlief, und als es sich endlich beinahe gefangen sah, über dem Kopf von René hinflog und bei seinem Fluge die magische Kerze auslöschte, welche Catharina in der Hand hielt.

»Ihr seht es, René,« sagte die Königin, »so wird unser Geschlecht erlöschen. Der Tod wird darüber wehen und es wird verschwinden von der Oberfläche der Erde. Drei Söhne jedoch, drei Söhne . . . « murmelte Catharina traurig.

René nahm aus ihren Händen die ausgelöschte Kerze und zündete sie in dem anstoßenden Zimmer wieder an.

Als er zurückkam, sah er, daß das Huhn seinen Kopf in den Trichter gesteckt hatte.

»Diesmal werde ich die Schreie vermeiden,« sagte die Königin, »denn ich schneide ihm den Hals mit einem Zuge ab.«

Und als das Huhn befestigt war, schnitt ihm Catharina wirklich, wie sie es gesagt hatte, mit einem Zuge den Kopf ab. Aber bei der letzten Zuckung öffnete sich der Schnabel drei Mal und schloß sich wieder, um sich nie mehr zu öffnen.

»Siehst Du!« sagte Catharina erschrocken, »in Ermangelung von drei Schreien drei Seufzer. Alle diese Seelen, ehe sie scheiden, zählen und rufen bis auf drei. Betrachten wir jetzt die Zeichen des Gehirns.«

Catharina schlug den bleich gewordenen Kamm des Tieres ab, öffnete vorsichtig die Hirnschale und suchte, dieselben so trennend, daß die Lappen des Gehirnes entblößt blieben, die

Form irgend eines Buchstabens auf den blutigen Krümmungen zu finden, welche die Teilung des Hirnmarkes zieht.

»Immer,« rief sie in ihre Hände schlagend, »immer! und diesmal ist das Vorzeichen deutlicher als je. Komm' und sieh.«

René näherte sich.

Was für ein Buchstabe ist dies?« fragte Catharina auf ein Zeichen deutend.

»Ein H,« antwortete René.

»Wie oft wiederholt?«

René zählte.

»Viermal.«

»Nun, ist es wirklich so? Ich sehe es, das heißt Heinrich IV. Oh,« rief sie, »ich bin verflucht in meiner Nachkommenschaft.«

Sie bot einen furchtbaren Anblick, diese leichenblasse Frau, beleuchtet von der düsteren Flamme der Kerze, und die blutigen Hände krampfhaft zusammenziehend.

»Er wird regieren,« sagte sie mit einem Seufzer der Verzweiflung, »er wird regieren.«

»Er wird regieren,« wiederholte René, in eine tiefe Träumerei versunken.

Bald verschwand jedoch der finstere Ausdruck von den Zügen von Catharina bei dem Strahle eines Gedankens, der plötzlich aus dem Grunde ihres Gehirnes aufzutauchen schien.

»René,« sagte sie, die Hand nach dem Florentiner ausstreckend, ohne ihr auf die Brust geneigtes Haupt abzuwenden, »René, gibt es nicht eine furchtbare Geschichte von einem Arzte in Perugia, der auf einen Schlag mit Hilfe einer Pommade eine Tochter und den Geliebten seiner Tochter vergiftete?«

»Ja, Madame.«

»Und dieser Liebhaber war?« fuhr Catharina immer nachdenkend fort.

»Es war der König Ladislaus, Madame.«

»Uh! ja, das ist wahr,« murmelte sie. »Wißt Ihr etwas Näheres von dieser Geschichte?«

»Ich besitze ein altes Buch, welches davon handelt.«

»Wohl, gehen wir in das andere Zimmer, Ihr werdet es mir leihen.«

Beide verließen die Zelle, deren Türe René hinter sich schloß.

»Hat mir Eure Majestät noch Befehle in Betreff neuer Opfer zu erteilen?« fragte der Florentiner.

»Nein, René, nein; ich bin für den Augenblick hinreichend überzeugt. Wir wollen warten, bis wir uns den Kopf eines Verurteilten verschaffen können, und am Tage der Hinrichtung unterhandelst Du mit dem Henker.«

René verbeugte sich beipflichtend, dann näherte er sich, die Kerze in der Hand, den Fächern, wo seine Bücher ausgestellt waren, stieg auf den Stuhl, nahm eines heraus und gab es der Königin.

Die Königin öffnete es.

»Was ist das?« sagte sie. »Über die Art, wie man gemeine Falken und Geierfalken aufzieht und füttert, damit sie tapfer, mutig und stets zur Beizze bereit seien.«

»Ah, ich bitte um Vergebung, Madame, ich täusche mich; das ist eine Abhandlung über die Jägerei von einem gelehrten Luccesen für den berühmten Castruccio Castracani abgefaßt. Es stand neben dem andern und ist auf dieselbe Weise gebunden. Ich habe mich getäuscht. Übrigens ist es ein sehr kostbares Buch, denn es gibt nur drei Exemplare davon in der Welt: eines gehört der Bibliothek von Venedig, das andere wurde von Eurem Ahnherrn Lorenz erkauft und von Peter von Medicis dem König Karl VIII., als er nach Florenz kam, zum Geschenk überreicht, das dritte ist dieses.«

»Ich verehere es wegen seines Alters,« sprach Catharina, »gebe es Euch jedoch zurück, da ich dessen nicht bedarf.«

Und sie streckte ihre rechte Hand gegen René aus, um das andere in Empfang zu nehmen, während sie ihm mit der linken Hand das zurückgab, welches sie zuerst erhalten hatte.

Diesmal hatte sich René nicht getäuscht: es war das von ihr gewünschte Buch, René stieg herab, blätterte einen Augenblick und überreichte es ihr offen.

Catharina setzte sich an einen Tisch. René stellte eine magische Kerze zu ihr, und bei dem Schimmer der bläulichen

Flamme las sie einige Zeilen mit halber Stimme.

»Gut,« sagte sie, das Buch wieder schließend, »mehr wollte ich nicht wissen.«

Sie stand auf, ließ das Buch auf dem Tische liegen und nahm nur in ihrem Innersten den Gedanken mit, der darin gekeimt hatte und zur Reife kommen sollte.

René wartete, die Kerze in der Hand, daß ihm die Königin, welche sich zu entfernen bereit schien, neue Befehle geben oder neue Fragen an ihn richten würde.

Catharina machte, den Kopf vorgebeugt, den Finger auf dem Munde, stillschweigend mehrere Schritte.

Dann blieb sie plötzlich vor René stille stehen, erhob ihr rundes, raubvogelartig starres Auge auf ihn und sagte:

»Gestehe mir, Du hast irgend einen Liebestrank für sie gemacht?«

»Für wen?« fragte René bebend.

»Für die Sauve.«

»Ich, Madame? nie.«

»Nie?«

»Bei meiner Seele! ich schwöre es Euch.«

»Es ist jedoch Magie bei der Sache, denn er liebt sie wie ein Narr, und er ist doch nicht berühmt durch seine Beständigkeit.«

»Wer, er, Madame?«

»Er, Heinrich der Verfluchte, derjenige, welcher einst meinen drei Söhnen auf dem Throne folgen, den man einst Heinrich IV. nennen wird, und der doch der Sohn von Johanna d'Albret ist.«

Und Catharina begleitete diese letzten Worte mit einem Seufzer, der René schauern machte; denn er erinnerte ihn an die berüchtigten Handschuhe, die er auf Befehl von Catharina für die Königin von Navarra gemacht hatte.

»Er kommt also immer noch zu ihr?« fragte René.

»Immer noch,« sagte Catharina.

»Ich glaubte, der König von Navarra wäre gänzlich zu seiner Gemahlin zurückgekehrt.«

»Komödie, René, Komödie. Ich weiß nicht, wozu dies dienen soll, aber Alles vereinigt sich, um mich zu täuschen. Meine

Tochter selbst erklärt sich gegen mich; vielleicht hofft sie auch auf den Tod ihrer Brüder, vielleicht hofft sie auch Königin von Frankreich zu werden.«

»Ja, vielleicht,« sprach René, in seine Träumerei zurückgeworfen und sich zum Echo des furchtbaren Zweifels von Catharina machend.

»Nun, wir werden sehen,« sagte Catharina; und sie ging nach der Türe im Hintergrunde, da sie es ohne Zweifel für überflüssig hielt, die Geheimentreppe hinabzusteigen, insofern sie sicher sein konnte, daß sie allein war.

René schritt voraus, und einige Augenblicke später befanden sich Beide in der Bude des Parfumeur.

»Du hast mir neue kosmetische Mittel für meine Hände und für meine Lippen versprochen, René« sagte die Königin, »es kommt der Winter, und Du weißt, daß meine Haut sehr empfindlich für die Kälte ist.«

»Ich habe mich bereits damit beschäftigt, Madame, und werde sie Euch morgen bringen.«

»Morgen Abend findest Du mich nicht vor neun Uhr oder zehn Uhr. Den Tag hindurch verrichte ich meine Andachtsübungen.«

»Gut, Madame, ich werde um neun Uhr im Louvre sein.«

»Frau von Sauves hat schöne Hände und schöne Lippen; was für einen Teig gebraucht sie?«

»Für ihre Hände.«

»Ja, einmal für ihre Hände.«

»Pâte à l'Héliotrope.«

»Und für ihre Lippen?«

»Für ihre Lippen will sie sich des neuen Opiats bedienen, das ich erfunden habe, und wovon ich morgen eine Schachtel Eurer Majestät zu gleicher Zeit, wie ihr, zu überbringen beabsichtigte.«

Catharina blieb einen Augenblick nachdenkend.

»Übrigens ist sie schön,« sprach die Königin, beständig ihre geheimen Gedanken beantwortend, »und man darf sich über diese Leidenschaft des Bearners nicht wundern.«

»Und besonders Eurer Majestät ergeben,« sagte René, »wenigstens wie ich glaube.«

Catharina lächelte und zuckte die Achseln.

»Wenn eine Frau liebt,« sagte sie, »ist sie irgend Niemand ergeben, außer ihrem Geliebten? Du hast ihr einen Liebestrank gemacht, René.«

»Ich schwöre Euch, nein, Madame.«

»Lassen wir das gut sein. Zeige mir das neue Opiat, von dem Du sprachst, und das ihr die Lippen noch frischer und rosiger machen soll.«

René näherte sich einem Lichtstrahle und zeigte Catharina sechs neben einander gereihte, kleine, runde silberne Kapseln.

»Das ist der einzige Liebestrank, den sie von mir verlangt hat,« sagte René. »Ich habe ihn allerdings, wie Eure Majestät sagt, ausdrücklich für sie bereitet, denn sie hat so feine, zarte Lippen, daß sie gleich sehr beim Winde und bei der Sonne aufspringen.«

Catharina öffnete eine von den Kapseln; sie enthielt einen Teig von dem reizendsten Karmin.

»René,« sprach sie, »gib mir Teig für meine Hände; es fehlt mir, und ich will davon mitnehmen.«

René entfernte sich mit der Kerze und suchte in einem besonderen Fache, was die Königin von ihm verlangte. Als er sich jedoch schnell umwandte, glaubte er zu bemerken, wie Catharina mittelst einer raschen Bewegung eine Kapsel nahm und unter ihrem Mantel verbarg. Er war zu sehr vertraut mit solchen Entwendungen der Königin Mutter, um so ungeschickt zu sein, sich den Anschein zu geben, als hätte er es bemerkt. Er nahm den verlangten Teig, welcher in einem mit Lilien bemalten Papiere enthalten war, und überreichte ihn der Königin.

»Ich danke, René.« sprach Catharina. Dann nach kurzem Stillschweigen: »Bringe dieses Opiat Frau von Sauves erst in acht bis zehn Tagen. Ich will die Erste sein, die einen Versuch damit macht.«

Und sie schickte sich an, abzugehen.

»Soll ich Eure Majestät zurückführen?« fragte René.

»Nur bis an das Ende der Brücke,« antwortete Catharina, »meine Edelleute erwarten mich dort mit einer Sänfte.«

Beide entfernten sich und erreichten die Ecke der Rue de la Barillerie, wo vier Edelleute zu Pferde und eine Sänfte ohne

Wappen Catharina erwarteten.

Als René wieder nach Hause kam, war es seine erste Sorge, seine Opiatkapseln zu zählen. Es fehlte eine.

XXI.

Die Wohnung von Frau von Sauves.

Catharina hatte sich in ihrem Verdachte nicht getäuscht. Heinrich nahm seine Gewohnheiten wieder an und begab sich jeden Abend zu Frau von Sauve. Anfangs führte er seine Gänge mit dem größten Geheimnis aus; allmählich aber legte er sein Mißtrauen wieder ab und vernachlässigte seine Vorsichtsmaßregeln, so daß Catharina keine Mühe hatte, sich zu überzeugen, wie die Königin von Navarra dem Namen nach Margarethe, der Tat nach Frau von Sauves zu sein fortfuhr.

Wir haben am Anfange dieser Geschichte ein paar Worte von der Wohnung der Frau von Sauves gesagt; aber die von Dariole dem König von Navarra geöffnete Türe verschloß sich wieder hermetisch, so daß diese Wohnung, der Schauplatz der geheimnisvollen Liebschaft des Bearners, uns völlig unbekannt ist.

Nach Art derjenigen, welche die Fürsten ihren Tischgenossen in den Palästen geben, die sie bewohnen, um so im Bereiche ihrer Hand zu haben, war diese Wohnung kleiner und minder bequem, als irgend eine in der Stadt gewesen wäre. Sie lag, wie man weiß, im zweiten Stocke ungefähr über der von Heinrich, und die Türe öffnete sich auf einen Gang, dessen Ende von einem Bogenfenster mit kleinen in Blei eingelassenen Scheiben beleuchtet wurde, das selbst in den schönsten Tagen des Jahres nur ein zweifelhaftes Licht durchdringen ließ. Im Winter mußte man schon um drei Uhr Nachmittags eine Lampe anzünden, welche, da sie im Sommer wie im Winter die gleiche Quantität Öl erhielt, gegen zehn Uhr Abends erlosch und somit, wenn die Wintertage erschienen waren, den zwei Liebenden eine größere Sicherheit verlieh.

Ein kleines Vorzimmer mit Seidendamast mit großen, gelben Blumen tapezirt, ein Empfangszimmer mit blauem Sammet ausgeschlagen, ein Schlafzimmer, dessen Bett mit seinen gedrehten Säulen und kirschroten Atlaßvorhängen den in dem Raume hinter demselben stehenden Ankleidespiegel und zwei

Gemälde, die Liebschaften von Venus und Adonis vorstellend, verbarg . . . dies war die Wohnung, heut zu Tage würde man sagen das Nest der reizenden Kammerdame von Königin Catharina von Medicis.

Bei näherem Suchen hätte man auch einer mit allen erforderlichen Gegenständen versehenen Toilette gegenüber in einem düsteren Winkel dieses Zimmers die kleine Türe gefunden, welche sich nach einem Betzimmer öffnete, worin auf zwei Aufsätzen sich ein Betpult erhob. In diesem Zimmer hingen an der Wand, gleichsam zur Rüge der zwei von uns erwähnten mythologischen Bilder, mehrere Gemälde der exaltiertesten geistlichen Natur. Zwischen diesen Gemälden sah man an vergoldeten Nägeln Frauenwaffen; denn in jener Zeit geheimnisvoller Intrigen trugen die Frauen Waffen wie die Männer und bedienten sich derselben eben so geschickt wie diese.

An diesem Abend, zwei Tage nach der Nacht, in der bei Meister René die von uns erzählten Szenen vorgefallen waren, saß Frau von Sauves in ihrem Zimmer auf einem Ruhebette, erzählte Heinrich von ihren Befürchtungen und ihrer Liebe, und führte ihm als Beweis dieser Befürchtungen und dieser Liebe die Aufopferung an, die sie in der bekannten Nacht an den Tag gelegt, welche auf die Sanct-Bartholomäusnacht gefolgt war, in jener Nacht, die, wie man sich erinnern wird, Heinrich bei seiner Gemahlin zugebracht hatte.

Heinrich drückte ihr seinerseits seine Dankbarkeit aus. Frau von Sauves war reizend an diesem Abend in ihrem batistenen Nachtgewande, und Heinrich war sehr dankbar.

Mitten unter Allem dem blieb Heinrich, wirklich verliebt, träumerisch. Frau von Sauves, welche endlich von ganzem Herzen die ihr von Catharina empfohlene Liebe umfaßt hatte, schaute Heinrich oft an, um zu sehen, ob seine Augen mit seinen Worten im Einklange stünden.

»Laßt hören, Heinrich,« sprach Frau von Sauves, »seid aufrichtig. Als Ihr jene Nacht in dem Kabinett Ihrer Majestät der Königin von Navarra mit Herrn de La Mole zu Euren Füßen zubrachtet, bedauertet Ihr da nicht, daß dieser Edelmann sich zwischen Euch und dem Schlafzimmer der Königin befand?«

»Ja, in der Tat, meine Geliebte,« sprach Heinrich, »denn ich

mußte nothwendig durch dieses Zimmer schreiten, um in das zu gehen, wo ich mich so wohl befinde, und wo ich in diesem Augenblick so glücklich bin.«

Frau von Sauves lächelte.

»Und Ihr seid nie mehr seitdem dahin zurückgekehrt?«

»Wie oft habe ich es Euch gesagt.«

»Und Ihr werdet nie dahin zurückkehren, ohne es mir zu sagen?«

»Nie.«

»Würdet Ihr es mir schwören?«

»Ja, gewiß, wenn ich noch Hugenott wäre.«

»Aber?«

»Aber die katholische Religion, deren Dogmen ich in diesem Augenblick erlerne, hat mich gelehrt, daß man nie schwören soll.«

»Gascogner!« rief Frau von Sauves, den Kopf schüttelnd.

»Aber Ihr, Charlotte,« sprach Heinrich, »wenn ich Euch fragte, würdet Ihr meine Fragen beantworten?«

»Ganz gewiß,« antwortete die junge Frau, »ich habe Euch nichts zu verbergen.«

»Laßt hören, Charlotte,« sagte der König, »erklärt mir aufrichtig, wie es gekommen ist, daß Ihr nach dem verzweifelungsvollen Widerstande, der meiner Verheiratung vorherging, minder grausam gegen mich geworden seid, gegen mich, der ich ein linkischer Bearer, ein lächerlicher Provinzmensch, der ich ein Prinz bin, zu arm, um die Juwelen seiner Krone glänzend zu erhalten.«

»Heinrich,« sagte Charlotte, »Ihr fordert von mir den Schlüssel zu dem Rätsel, den seit dreitausend Jahren die Philosophen aller Länder suchen; Heinrich, fragt nie eine Frau, warum sie Euch liebe, begnügt Euch, sie zu fragen: liebt Ihr mich?«

»Liebt Ihr mich, Charlotte?« fragte Heinrich.

»Ich liebe Euch,« antwortete Frau von Sauves mit einem reizenden Lächeln, und ließ ihre schöne Hand in die ihres Geliebten fallen.

Heinrich behielt diese Hand.

»Aber,« fuhr er seinen Gedanken verfolgend fort, »aber wenn

ich dieses Wort, das die Philosophen vergebens seit dreitausend Jahren suchen, erraten hätte? . . . wenigstens in Beziehung auf Euch, Charlotte?»

Frau von Sauves errötete.

»Ihr liebt mich,« sagte Heinrich, »ich habe Euch folglich nichts Anderes zu fragen, und halte mich für den glücklichsten Menschen der Welt. Aber Ihr wißt, es fehlt zum Glücke immer etwas. Adam fand sich mitten im Paradies nicht glücklich, und er biß in den elenden Apfel, der uns Alle das Bedürfnis der Neugierde mitgeteilt hat, welche bewirkt, daß jeder sein Leben mit Aufsuchung von einem unbekanntem Etwas zubringt. Sagt mir, meine Geliebte, wenn Ihr mir das meinige finden helfen wollt, hat Euch nicht die Königin Catharina zuerst beauftragt, mich zu lieben?«

»Heinrich,« versetzte Frau von Sauves, »sprecht leiser wenn Ihr von der Königin Mutter reden wollt.«

»Oh!« erwiderte Heinrich mit einer Sicherheit, von dem Frau von Sauves selbst getäuscht wurde, »früher war es ratsam für mich, ihr zu mißtrauen, dieser guten Mutter, als wir noch schlecht mit einander standen; aber nun, da ich der Gatte ihrer Tochter bin . . . «

»Der Gemahl von Frau Margarethe,« sagte Charlotte, vor Eifersucht errötend.

»Sprecht ebenfalls leise. Nun, da ich der Gemahl ihrer Tochter bin, sind wir die besten Freunde der Welt. Was wollte man? daß ich Katholik werde, wie es scheint. Nun wohl, die Gnade hat mich berührt, und durch die Vermittlung des heiligen Bartholomäus bin ich es geworden. Wir leben jetzt in der Familie wie gute Brüder, wie gute Christen.«

»Und die Königin Margarethe?«

»Die Königin Margarethe? sie ist das Band, welches uns Alle einigt.«

»Aber Ihr sagtet mir, Heinrich, die Königin von Navarra wäre zur Vergeltung des Opfers, das ich ihr gebracht habe, edelmütig gegen mich gewesen. Wenn Ihr wahr gesprochen, wenn dieser Edelmut, wofür ich ihr eine so große Dankbarkeit gelobt habe, wirklich vorhanden ist, so bildet sie nur ein leicht zu brechendes

Band der Konvention. Ihr könnt also nicht auf diese Stütze bauen, denn mit Eurer angeblichen Innigkeit habt Ihr auf Niemand einen großen Eindruck hervorgebracht.«

»Ich baue doch darauf, und es ist seit drei Monaten das Kopfkissen, auf welchem ich schlafe.«

»Dann habt Ihr mich getäuscht,« rief Frau von Sauves, »dann ist Frau Margarethe wirklich Eure Gattin.«

Heinrich lächelte.

»Hört, Heinrich,« sprach Frau von Sauves, »das ist jenes Lächeln, welches mich in Verzweiflung bringt, ein Lächeln, wobei mich, obgleich Ihr König seid, zuweilen eine grausame Lust erfaßt, Euch die Augen auszureißen.«

»Dann gelingt es mir doch,« sprach Heinrich, »mit dieser vorgeblichen Innigkeit Eindruck zu machen, da es Augenblicke gibt, wo Ihr mir, mag ich immerhin König sein, mir die Augen ausreißen wollt, weil Ihr glaubt, sie bestehe.«

»Heinrich, Heinrich!« rief Frau von Sauves, »ich glaube, Gott selbst weiß nicht, was Ihr denkt.«

»Ich denke, mein Liebchen!« sprach Heinrich, »Catharina sagte Euch zuerst, Ihr solltet mich lieben, dann sagte es Euch Euer Herz; und wenn diese zwei Stimmen zu Euch sprechen, so hört Ihr nur mehr auf die Eures Herzens. Nun liebe ich Euch auch, und zwar von ganzer Seele, gerade deshalb aber würde ich Euch, wenn ich Geheimnisse hätte, dieselben nicht anvertrauen, aus Furcht, Euch zu gefährden . . . denn die Freundschaft der Königin ist veränderlich, es ist die . . . einer Schwiegermutter.«

Dies entsprach nicht den Wünschen von Charlotte. Es kam ihr vor, als ob der Schleier, der sich zwischen ihr und ihrem Geliebten verdichtete, so oft sie die Abgründe dieses Herzens ohne Boden sondieren wollte, die Festigkeit einer Mauer annehmen und sie von einander trennen würde. Charlotte fühlte bei dieser Antwort Tränen in ihren Augen, und da es in demselben Momente zehn Uhr schlug, so sagte sie:

»Sire, es ist die Stunde, mich zu Bette zu legen. Mein Dienst ruft mich morgen sehr früh zur Königin Mutter.«

»Ihr treibt mich also diesen Abend fort, meine Geliebte?« versetzte Heinrich.

»Heinrich, ich bin traurig, und da ich traurig bin, so würdet Ihr mich widrig finden, und die Widrige würdet Ihr nicht mehr lieben. Ihr seht also, daß es besser ist, wenn Ihr Euch entfernt.«

»Es sei,« sprach Heinrich, »ich gehe, wenn Ihr es verlangt, Charlotte aber Ventre-saint-gris! Ihr bewilligt mir wohl die Gunst, Eurer Toilette beizuwohnen?«

»Aber, Sire, laßt Ihr nicht die Königin Margarethe warten, wenn Ihr derselben beiwohnt?«

»Charlotte,« erwiderte Heinrich mit ernstem Tone, »es war unter uns ausgemacht, nie von der Königin von Navarra zu sprechen, und diesen Abend scheint es mir, haben wir nur von ihr gesprochen.«

Frau von Sauves seufzte und setzte sich vor ihre Toilette. Heinrich nahm einen Stuhl, zog ihn bis zu dem, welcher seiner Geliebten als Sitz diente, legte ein Knie darüber und sagte, sich auf die Lehne stützend.

»Vorwärts, meine gute kleine Charlotte, daß ich sehe, wie Ihr Euch schön macht, schön für mich, was Ihr auch sagen mögt. Mein Gott, wie viele Dinge, wie viele Töpfe und Parfumerien, wie viele Sacke mit Pulvern, wie viele Phiolen, wie viele Räucherpfännchen!«

»Das scheint viel zu sein,« versetzte Charlotte seufzend, »und dennoch ist es zu wenig; denn mit Allem dem habe ich noch nicht das Mittel gefunden, allein über das Herz Eurer Majestät zu herrschen.«

»Stille, stille,« sprach Heinrich, »verfallen wir nicht wieder in die Politik. Wozu ist dieser kleine, zarte, feine Pinsel? nicht etwa, um damit die Augenbrauen meines olympischen Jupiters zu malen?«

»Ja, Sire,« antwortete Frau von Sauves lächelnd, »Ihr habt es mit einem Male erraten.«

»Und dieser hübsche, kleine elfenbeinerne Rechen?«

»Um die Linie der Haare zu ziehen.«

»Und diese reizende silberne Kapsel mit dem ziselierten Deckel?«

»Oh! das ist eine Sendung von René, Sire. Es ist das berühmte Opiat, das er mir seit so langer Zeit verspricht, um die Lippen noch milder zu machen, welche Eure Majestät zuweilen süß zu

finden die Güte hat.«

Um zu bestätigen, was die reizende Frau gesagt hatte, deren Stirne sich immer mehr erheiterte, je mehr man sie auf das Gebiet der Coquetterie brachte, drückte Heinrich seine Lippen auf die, welche Frau von Sauves aufmerksam in ihrem Spiegel betrachtete.

Charlotte streckte die Hand nach der Kapsel aus, welche der Gegenstand obiger Erklärung gewesen war, ohne Zweifel, um Heinrich zu zeigen, wie man den roten Teig anwandte, als ein dumpfer Schlag an die Türe des Vorzimmers die zwei Liebenden beben machte.

»Man klopft, Madame,« sagte Dariole, den Kopf durch die Öffnung des Türvorhanges steckend.

»Sieh nach, wer klopft, und komm zurück,« sprach Frau von Sauve.

Heinrich und Charlotte schauten sich unruhig an. Heinrich wollte sich in das Betzimmer zurückziehen, in welchem er schon mehr als ein Mal eine Zufluchtsstätte gefunden hatte, als Dariole wieder erschien.

»Madame,« sagte sie, »es ist Meister René der Parfumeur.«

Bei diesem Namen runzelte Heinrich die Stirne und kniff sich unwillkürlich die Lippen.

»Soll ich ihn abweisen lassen?« fragte Charlotte.

»Nein,« erwiderte Heinrich, »Meister René tut nichts, ohne zuvor überlegt zu haben, was er tut. Kommt er zu Euch, so hat er hierzu seine Gründe.«

»Wollt Ihr Euch verbergen?«

»Ich werde mich wohl hüten. Meister René weiß Alles, und Meister René weiß auch, daß ich hier bin.«

»Aber ist Euerer Majestät nicht aus irgend einem Grunde seine Gegenwart schmerzlich?«

»Mir?« sprach Heinrich, mit einer Anstrengung, die er trotz seiner Selbstbeherrschung nicht ganz verbergen konnte, »mir, ganz und gar nicht. Wir standen kalt mit einander, aber seit dem Sankt-Bartholomäus-Abend haben wir uns ausgesöhnt.«

»Laß ihn eintreten,« sagte Frau von Sauves zu Dariole.

Einen Augenblick nachher erschien René und umfaßte mit

einem Male das ganze Zimmer.

Frau von Sauves war immer noch vor ihrer Toilette.

Heinrich hatte seinen Platz wieder auf dem Ruhebettoe genommen.

Charlotte befand sich im Licht, Heinrich im Schatten.

»Madame,« sprach René mit einer achtungsvollen Vertraulichkeit, »ich komme, um mich bei Euch zu entschuldigen.«

»Worüber, René?« fragte Frau von Sauves mit der Herablassung, welche schöne Frauen stets für diese Welt von Lieferanten haben, die sie umgibt und dazu dient, sie noch hübscher zu machen.

»Darüber, daß ich Euch seit so langer Zeit versprochen hatte, für diese schönen Lippen zu arbeiten, und daß ich . . . «

»Und daß Ihr Euer Versprechen erst heute gehalten habt,« sprach Charlotte.

»Erst heute!« wiederholte René.

»Ja, erst heute und zwar diesen Abend habe ich die Kapsel erhalten, die Ihr mir überschicktet.«

»Ah, in der Tat,« versetzte René mit einem seltsamen Ausdrücke die kleine Opiatkapsel anschauend, die auf dem Tische von Frau von Sauves stand und in allen Punkten denjenigen ähnlich war, die er in seinem Magazin hatte.

»Ich hatte es erraten,« murmelte er. »Und Ihr habt Euch des Opiats bedient?«

»Nein, noch nicht, ich wollte es versuchen, als Ihr eintratet.«

Das Gesicht von René nahm einen träumerischen Ausdruck an, der Heinrich nicht entging, . . . es entgingen ihm überhaupt nur sehr wenige Dinge.

»Nun, René, was habt Ihr denn?« fragte der König.

»Ich? nichts, Sire,« antwortete der Parfumeur. »Ich warte in Demut, bis Eure Majestät das Wort an mich richtet, ehe ich von der Frau Baronin Abschied nehme.«

»Ei, stille doch,« sagte Heinrich lächelnd, »bedürft Ihr meiner Worte, um zu wissen, daß ich Euch mit Vergnügen sehe?«

René schaute um sich her, machte einen Gang durch das Zimmer, als wollte er mit dem Auge und mit dem Ohre die Türen,

die Vorhänge und Tapeten sondieren, stellte sich dann so, daß er mit einem Blicke Frau von Sauves und Heinrich überschaute und erwiderte:

»Ich weiß es nicht.«

Durch den wunderbaren Instinkt, der ihn wie ein sechster Sinn während des ganzen ersten Teiles seines Lebens mitten unter den Gefahren, von denen er umgeben war, leitete, aufmerksam gemacht, daß in diesem Augenblick etwas Sonderbares vorging, was einem inneren Kampfe des Parfumeur glich, wandte sich Heinrich gegen diesen um und sagte zu ihm, immer noch im Schatten verweilend, während das Gesicht des Florentiners völlig im Lichte war:

»Ihr zu dieser Stunde hier, René?«

»Sollte ich so unglücklich sein, Eure Majestät zu belästigen?« erwiderte der Parfumeur und machte einen Schritt rückwärts.

»Nein; ich wünsche nur Eines zu wissen.«

»Was, Sire?«

»Hofftet Ihr mich hier zu treffen?«

»Ich wußte es gewiß.«

»Ihr suchtet mich also?«

»Ich bin wenigstens glücklich, Euch zu finden.«

»Ihr habt mir etwas zu sagen?«

»Vielleicht, Sire,« antwortete René.

Charlotte errötete, denn sie hatte bange, diese Offenbarung, welche der Parfumeur machen zu wollen schien, könnte sich auf ihr früheres Benehmen gegen Heinrich beziehen. Sie stellte sich daher, als ob sie nichts gehört hätte, und rief, das Gespräch unterbrechend und die Opiatkapsel öffnend:

»Ah, in der Tat René, Ihr seid ein vortrefflicher Mann; dieser Teig hat eine wundervolle Farbe, und um Euch Ehre zu machen, will ich in Eurer Gegenwart Euer neues Produkt versuchen.«

Und sie nahm die Kapsel mit einer Hand, während sie mit der Fingerspitze der andern über den rosigen Teig hinstrich, der von dem Finger an ihre Lippen übergehen sollte.

René bebte.

Die Baronin näherte lächelnd das Opiat ihrem Munde.

René erbleichte.

Heinrich, immer noch im Schatten, aber die Augen starr und glühend, verlor, weder eine Bewegung der Einen, noch ein Beben des Andern.

Die Hand von Charlotte hatte nur noch einige Linien zu durchlaufen, um ihre Lippen zu berühren als René sie in demselben Augenblick beim Arm ergriff, in welchem Heinrich aufstand, um dies ebenfalls zu tun.

Heinrich sank geräuschlos auf sein Ruhebett zurück.

»Einen Augenblick, Madame,« sprach René mit einem gezwungenen Lächeln, »Ihr solltet dieses Opiat nicht ohne einige besondere Vorschriften anwenden.«

»Wer wird mir diese besonderen Vorschriften geben.«

»Ich.«

»Wann dieß?«

»Sobald ich mit dem zu Ende bin, was ich Seiner Majestät dem König von Navarra zu sagen habe.«

Charlotte machte große Augen. Sie begriff nichts von der geheimnisvollen Sprache, welche um sie her gesprochen wurde, und verharrte, die Opiatkapsel in einer Hand haltend und das Ende ihres durch den karminfarbigen Teig geröteten Fingers betrachtend.

Heinrich stand auf und nahm, bewogen durch einen Gedanken, der wie alle die des jungen Königs zwei Seiten hatte, eine, welche oberflächlich zu sein schien, eine andere, welche tief war, er nahm, sagen wir, die Hand von Charlotte und machte, so gerötet sie auch war, eine Bewegung, um sie an seine Lippen zu führen.

»Einen Augenblick,« sprach René lebhaft, »einen Augenblick; habt die Güte, Madame, Eure Hände mit dieser neapolitanischen Seife zu waschen, die ich Euch zugleich mit dem Opiat zu schicken vergaß und Euch selbst zu überbringen die, Ehre habe.«

Und er zog aus einer silbernen Umhüllung ein Täfelchen Seife von grünlicher Farbe hervor, legte es in ein Becken von Vermeil, goß Wasser dazu und überreichte ein Knie auf der Erde, das Ganze Frau von Sauve.

»In der Tat, Meister René, ich erkenne Euch nicht mehr,« sprach Heinrich, »Ihr seid von einer Galanterie, durch die Ihr alle

Stutzer des Hofes hinter Euch laßt.«

»Oh, was für ein köstlicher Geruch!« rief Charlotte, während sie ihre schönen Hände mit dem weißen Schaume rieb, der sich von dem balsamischen Täfelchen löste.

René erfüllte seine Funktionen als dienender Kavalier bis zum Ende, und reichte Frau von Sauves eine Serviette von feiner Leinwand, womit sie sich die Hände abtrocknete.

»Und nun,« sprach der Florentiner zu Heinrich, »nun tut nach Eurem Belieben, Sire.«

Charlotte reichte ihre Hand Heinrich, der sie küßte, und während Charlotte sich halb auf ihrem Sitze umwandte, um zu hören, was René sagen würde, nahm der König von Navarra seinen Platz wieder ein, mehr als je überzeugt, daß in dem Geiste des Florentiners etwas Außerordentliches vorging.

»Nun?« fragte Charlotte.

Der Florentiner schien seine ganze Entschlossenheit zusammenzufassen und wandte sich gegen Heinrich.

Fünftes bis achttes Bändchen.

I.

Sire, Ihr werdet König sein.

Sire,« sprach René zu Heinrich, »ich komme, um mit Euch über eine Sache zu sprechen, die mich seit geraumer Zeit beschäftigt.«

»Über Parfumerien?« versetzte Heinrich lächelnd

»Nun wohl, ja, Sire . . . über Parfumerien, Sire . . . « antwortete René mit einem sonderbaren Zeichen der Einstimmung.

»Sprecht, ich höre, es ist dies ein Gegenstand, für den ich mich stets ungemein interessiert habe.«

René schaute Heinrich an und versuchte es trotz seiner Worte in diesem undurchdringlichen Geiste zu lesen; als er aber sah, daß es völlig vergeblich war, fuhr er fort:

»Einer meiner Freunde, Sire, kommt von Florenz an; dieser Freund beschäftigt sich viel mit Astrologie.«

»Ja,« unterbrach ihn Heinrich, »ich weiß, das ist eine Leidenschaft der Florentiner.«

»Er hat in Gesellschaft der ersten Gelehrten der Welt die Horoskope der vornehmsten Herren Europas gezogen.«

»Oh, oh!« rief Heinrich.

»Und da das Haus Bourbon an der Spitze der höchsten Häuser steht, insofern es von dem Grafen von Clermont, dem fünften Sohne des heiligen Ludwig, abstammt, so kann sich Eure Majestät wohl denken, daß das Ihrige nicht vergessen worden ist.«

Heinrich hörte noch aufmerksamer.

»Und Ihr erinnert Euch dieses Horoskops?« fragte der König von Navarra mit einem Lächeln, das er gleichgültig zu machen suchte.

»Oh!« versetzte René den Kopf schüttelnd, »Euer Horoskop gehört nicht zu denjenigen, welche man vergißt.«

»In der Tat!« rief Heinrich mit einer ironischen Gebärde.

»Ja, Sire, Eure Majestät ist nach den Ausdrücken des Horoskops zu dem glänzendsten Geschicke berufen.«

Das Auge des jungen Fürsten schoß einen unwillkürlichen Blitz, der beinahe eben so schnell wieder in einer Wolke der Gleichgültigkeit erlosch.

»Alle diese italienischen Orakel sind Schmeichler,« sprach Heinrich, »und wer sagt Schmeichler, sagt auch Lügner. Gibt es nicht solche Orakel, welche mir prophezeiten, ich würde Heere befehligen?«

Und er brach in ein Gelächter aus. Aber ein minder mit sich selbst beschäftigter Beobachter, als es René in diesem Augenblicke war, hätte die Anstrengung dieses Lachens gesehen und erkannt.

»Sire,« sagte René kalt, »das Horoskop kündigt noch etwas Besseres an, als dies.«

»Kündigt es etwa an, daß ich an der Spitze von einem dieser Heere Schlachten gewinnen werde?«

»Noch etwas Besseres, Sire.«

»Sprecht,« sagte Heinrich, »am Ende werde ich noch ein Eroberer sein?«

»Sire, Ihr werdet König sein.«

»Ei, Ventre-saint-gris!« rief Heinrich, ein heftiges Schlagen seines Herzens zurückdrängend, »bin ich's denn noch nicht?«

»Sire, mein Freund weiß, was er verspricht: Ihr werdet nicht nur König sein, sondern auch regieren.«

»Ah!« versetzte Heinrich mit seinem spöttischen Tone, »dann braucht Euer Freund zehntausend Goldtaler, nicht wahr, René? denn eine solche Prophezeiung ist in gegenwärtigen Zeitläuften für den Ehrgeiz sehr willkommen. Hört, René, da ich nicht reich bin, so gebe ich Eurem Freunde fünf sogleich und fünf weitere, wenn sich die Prophezeiung verwirklicht hat.«

»Sire,« sprach Frau von Sauves, »vergeßt nicht, daß Ihr Euch bereits gegen Dariole verpflichtet habt, und überlastet Euch nicht mit Versprechungen.«

»Madame,« versetzte Heinrich, »ist der Augenblick gekommen, so wird man mich hoffentlich als König behandeln, und jeder wird

sehr zufrieden sein, wenn ich die Hälfte von dem halte, was ich versprochen habe.«

»Sire,« sprach René, »ich fahre fort.«

»Oh, das ist noch nicht Alles!« rief Heinrich, »wenn ich Kaiser bin, gebe ich das Doppelte.«

»Sire, mein Freund kommt also von Florenz mit diesem Horoskop zurück, findet, dasselbe erneuernd, stets dieselben Resultate und vertraut mir ein Geheimnis an.«

»Ein Geheimnis, das Seine Majestät interessiert?« fragte Charlotte lebhaft.

»Ich glaube,« erwiderte der Florentiner.

»Er sucht seine Worte,« dachte Heinrich, ohne René zu unterstützen, »es scheint, die Sache ist schwer zu sagen?«

»Dann sprecht,« versetzte die Baronin von Sauve, »um was handelt es sich?«

»Es handelt sich,« antwortete der Florentiner, alle seine Worte eines nach dem andern abwägend, »es handelt sich um die verschiedenen Vergiftungsgerüchte, welche seit einiger Zeit am Hofe im Umlaufe gewesen sind.«

Eine leichte Ausdehnung der Nasenflügel des Königs von Navarra war die einzige Andeutung seiner wachsenden Aufmerksamkeit bei dieser raschen Wendung, welche das Gespräch nahm.

»Und Euer Freund, der Florentiner?« fragte Heinrich, »hat er genauere Kunde über diese Vergiftung?«

»Ja, Sire.«

»Wie könnt Ihr mir ein Geheimnis anvertrauen, das nicht das Eurige ist, René, besonders ein Geheimnis von so großer Wichtigkeit?« sagte Heinrich in dem natürlichsten Tone, den er anzunehmen vermochte.

»Dieser Freund hat Eure Majestät um einen Rat zu bitten?«

»Mich?«

»Was ist dabei zu staunen, Sire? Erinneret Euch des alten Soldaten von Actium, der, als er einen Prozeß hatte, Augustus um Rat fragte.«

»Augustus war ein Advokat, René, und ich bin es nicht.«

»Sire, als mein Freund mir sein Geheimnis anvertraute, gehörte Eure Majestät noch zu der calvinistischen Partei, deren erstes Haupt Ihr wart, während man Herrn von Condé als das zweite betrachtete.«

»Nun, und hernach?« sagte Heinrich.

»Dieser Freund hoffte, Ihr würdet Euren allmächtigen Einfluß aus den Herrn Prinzen von Condé anwenden und ihn bitten, ihm nicht feindlich zu sein.«

»Erklärt mir das, René, wenn ich es verstehen soll,« sprach Heinrich ohne die geringste Veränderung in seinen Zügen oder in seiner Stimme kundzugeben.

»Sire, Eure Majestät wird es beim ersten Worte verstehen. Dieser Freund weiß alle Einzelheiten des an Monseigneur dem Prinzen von Condé verübten Vergiftungsversuches.«

»Ah, man hat den Prinzen von Condé zu vergiften versucht?« sagte Heinrich mit einem vortrefflich gespielten Erstaunen, »wirklich, und wann dies?«

René schaute den König fest an, und erwiderte nur die Worte:

»Vor acht Tagen, Majestät.«

»Irgend ein Feind?« fragte der König.

»Ja,« antwortete René, »ein Feind, den Eure Majestät kennt, und der Eure Majestät kennt.«

»In der Tat,« sprach Heinrich, »ich glaube davon gehört zu haben, aber ich kenne die einzelnen Umstände nicht, die mir Euer Freund enthüllen will, wie er sagt.«

»Nun wohl, es wurde dem Prinzen von Condé ein wohlriechender Apfel überreicht; zum Glücke befand sich aber sein Arzt bei ihm als man ihn brachte. Er nahm ihn aus den Händen des Boten und roch daran, um den Geruch und die Wirkung desselben zu versuchen. Zwei Tage nachher waren eine brandige Geschwulst des Gesichtes, ein Austreten des Blutes, eine scharfe Wunde, welche die Haut und das Fleisch verzehrte, der Lohn seiner Ergebenheit oder das Resultat seiner Unklugheit.«

»Leider habe ich,« antwortete Heinrich, »bereits Halbkatholik, allen Einfluß auf Herrn von Condé verloren. Euer Freund hätte also Unrecht, wollte er sich an mich wenden.«

»Nicht allein bei dem Prinzen von Condé könnte Eure Majestät durch ihren Einfluß meinem Freunde nützlich sein, sondern auch bei dem Prinzen von Porcian, bei dem Bruder desjenigen, welcher vergiftet worden ist.«

»Ei, ei!« rief Charlotte, »wißt Ihr, René, daß Eure Geschichten sehr nach dem Furchtsamen riechen? Ihr bittet sehr zu ungelegener Zeit. Es ist spät; Eure Rede hat den Charakter eines Leichenpredigers. In der Tat, Eure Parfumerien sind mehr wert.«

Und Charlotte streckte abermals die Hand nach der Opiatkapsel aus.

»Madame,« sagte René, »ehe Ihr es versucht, wie Ihr tun wollt, vernehmt, was für grausame Wirkungen die Boshafte daraus ziehen können.«

»Ihr seid offenbar heute Abend ein Leichenredner, René,« sprach die Baronin.

Heinrich runzelte die Stirne, aber er begriff, daß René zu einem Ziele gelangen wollte, das ihm noch nicht ganz klar war, und beschloß, diese Unterredung, welche so schmerzliche Erinnerungen in ihm erregte, bis zum Ende zu führen.

»Ihr kennt auch die Einzelheiten der Vergiftung des Prinzen von Porcian?« fragte er.

»Ja,« sprach René. »Man wußte, daß er jede Nacht eine Lampe in der Nähe seines Bettes brennen ließ: man vergiftete das Öl und er wurde durch den Geruch getötet.«

Heinrich zog krampfhaft seine durch die Wut feuchten Finger zusammen.

»Derjenige also,« murmelte er, »welchen Ihr Euren Freund nennt, weiß nicht nur die einzelnen Umstände dieser Vergiftung, sondern er kennt auch den Urheber derselben?«

»Ja, und deshalb wollte er wissen, ob Ihr auf den Prinzen von Porcian so viel Einfluß hättet, daß Ihr dem Mörder Verzeihung für die Vergiftung seines Bruders verschaffen könntet?«

»Leider,« erwiderte Heinrich, »habe ich, da ich noch halb Hugenott bin, auf den Herrn Prinzen von Porcian keinen Einfluß. Er hätte also Unrecht, wenn er sich an mich wenden würde.«

»Aber was denkt Ihr von der Stimmung des Prinzen von Condé und des Herrn von Porcian?«

»Wie sollte ich ihre Stimmung kennen, René? Gott hat mir, so viel ich weiß, nicht das Vorrecht gegeben, in den Herzen zu lesen.«

»Eure Majestät kann sich selbst befragen,« sprach der Florentiner ruhig. »Gibt es nicht in dem Leben Eurer Majestät ein so düsteres Ereignis, daß es als Probe für die Milde dienen kann, so schmerzlich auch ein Probiereisen für die Großmut sein mag?«

Diese Worte wurden mit einem Tone ausgesprochen, der selbst Charlotte beben machte. Es war eine so unmittelbare, so empfindliche Anspielung, daß die junge Frau sich abwandte, um ihre Röte zu verbergen und dem Blicke von Heinrich nicht zu begegnen.

Heinrich machte eine unermessliche Anstrengung gegen sich selbst, er entwaffnete seine Stirne, die sich während der Worte des Florentiners mit Drohungen beladen hatte, verwandelte den edlen königlichen Schmerz, der ihm das Herz zusammenpreßte, in ein unbestimmtes Bedenken und erwiderte:

»In meinem Leben ein düsteres Ereignis . . . nein, René, nein. Ich erinnere mich aus meiner Jugend nur der Tollheit und Sorglosigkeit, vermischt mit den mehr oder minder gewaltsamen Notwendigkeiten, welche Allen die Bedürfnisse der Natur und die Prüfungen Gottes auferlegen.«

René zwang sich ebenfalls, wandte seine Aufmerksamkeit bald Heinrich, bald Charlotte zu, als wollte er den Einen aufregen und die Andere zurückhalten; denn Charlotte setzte sich wirklich wieder vor ihre Toilette, um das peinliche Gefühl zu verbergen, das ihr dieses Gespräch verursachte, und streckte abermals die Hand nach der Opiatkapsel aus.

»Aber, Sire, wenn Ihr der Bruder des Prinzen von Porcian oder der Sohn des Prinzen von Condé wäret, und man Euren Bruder vergiftet, oder Euren Vater ermordet hätte . . . ?«

Charlotte stieß einen leichten Schrei aus, und näherte abermals das Opiat ihren Lippen. René sah die Bewegung, aber diesmal hielt er sie weder mit dem Worte, noch mit der Gebärde zurück, sondern er rief nur:

»Im Namen des Himmels, antwortet Sire: wenn Ihr an ihrer Stelle wäret, was würdet Ihr tun?«

Heinrich sammelte sich, trocknete mit zitternder Hand seine Stirne, aus der einige Tropfen kalten Schweißes perlten, richtete sich in seiner ganzen Höhe auf und antwortete mitten unter dem Stillschweigen, das sogar den Atem von René und Charlotte hemmte:

»Wenn ich mich an ihrer Stelle befände, und ich wüßte gewiß, daß ich König wäre, d. h., daß ich Gott auf Erden verträte, so würde ich es machen, wie Gott, ich würde vergeben.«

»Madame,« rief René, das Opiat Frau von Sauves aus den Händen reißend, »Madame, gebt mir diese Kapsel zurück. Ich sehe, mein Gehilfe täuschte sich, als er sie Euch überbrachte; morgen schicke ich Euch eine andere.«

II.

Ein Neubekehrter.

Am andern Tage sollte Parforcejagd im Walde von Saint-Germain sein.

Heinrich hatte Befehl gegeben, ihm um acht Uhr Morgens ein kleines Bearer Pferd, das er Frau von Sauves zu geben beabsichtigte, vorher aber selbst versuchen wollte, gesattelt und gezäumt bereit zu halten. Um drei Viertel auf acht Uhr war das Pferd gerichtet; auf den Schlag acht Uhr kam Heinrich herab.

Stolz und feurig, trotz seines kleinen Wuchses, sträubte das Pferd seine Mähnen und tänzelte im Hofe. Es war kalt gewesen und ein leichtes Glatteis bedeckte den Boden.

Heinrich wollte den Hof durchschreiten, um auf die Seite der Ställe zu gehen, wo ihn das Pferd und der Reitknecht erwarteten, als er an einem Schweizer Soldaten vorüberkommend, der an der Türe Schildwache stand, wahrnahm, daß dieser Soldat das Gewehr mit den Worten vor ihm präsentierte:

»Gott erhalte Seine Majestät den König von Navarra!«

Bei diesem Wunsche und besonders bei dem Tone der Stimme, die ihn aussprach, bebte der Bearer.

Er wandte sich um und machte einen Schritt rückwärts.

»Von Mouy,« murmelte er.

»Ja, Sire, von Mouy.«

»Was macht Ihr hier?«

»Ich suche Euch.«

»Was wollt Ihr von mir?«

»Ich muß Eure Majestät sprechen.«

»Unglücklicher,« sagte der König, sich ihm nähernd, »weißt Du nicht, daß Du Deinen Kopf wagst?«

»Ich weiß es.«

»Nun?«

»Nun, hier bin ich.«

Heinrich erleichte leicht, denn er begriff, daß er die Gefahr

teilte, welche der glühende junge Mann lief. Er schaute deshalb unruhig um sich her und wich zum zweiten Male, nicht minder rasch als das erste Mal, zurück.

Sogleich sein Wesen und seine Haltung verändernd, nahm Heinrich die Muskete aus den Händen von Mouy, der, wie gesagt, Schildwache stand, und sprach, während er sich die Miene gab, als untersuchte er das Gewehr:

»Mouy, es geschieht gewiß nicht ohne wichtigen Grund, daß Ihr hierher kommt und Euch in den Rachen des Wolfes werft.«

»Nein, Sire, seit acht Tagen lauere ich auf Euch. Gestern erst erfuhr ich, daß Eure Majestät heute Morgen dieses Pferd probieren würde, und nahm den Posten an der Pforte des Louvre.«

»Aber wie in dieser Tracht?«

»Der Kapitän der Compagnie ist Protestant und einer meiner Freunde.«

»Hier ist Eure Muskete, stellt Euch wieder an Euren Posten. Man beobachtet uns. Bei meiner Rückkehr werde ich versuchen, ein Wort mit Euch zu reden. Spreche ich aber nicht mit Euch, so haltet mich nicht zurück. Gott befohlen.«

Von Mouy begann wieder seinen abgemessenen Marsch und Heinrich ging auf das Pferd zu.

»Was ist das für ein hübsches kleines Pferd?« fragte der Herzog von Alençon von seinem Fenster aus.

»Ein Pferd, das ich diesen Morgen probieren sollte,« antwortete Heinrich.

»Das ist aber kein Herrenpferd?«

»Nein, es war auch für eine schöne Dame bestimmt.«

»Nehmt Euch in Acht, Heinrich, Ihr seid indiskret; denn wir werden die schöne Dame auf der Jagd sehen, und wenn ich nicht weiß, wessen Ritter Ihr seid, so weiß ich doch wenigstens, wem Ihr als Stallmeister angehört.«

»Mein Gott, Ihr werdet es nicht erfahren,« sagte Heinrich mit seiner scheinbaren Gutmütigkeit, »denn die schöne Dame wird nicht ausreiten können, da sie diesen Morgen sehr unpäßlich ist.« Und er schwang sich in den Sattel.

»Ah, bah!« sprach Alençon lachend, »die arme Frau von

Sauves!«

»Franz, Franz! Ihr seid indiskret!«

»Was fehlt ihr denn, der schönen Charlotte?« versetzte der Herzog von Alençon.

»Ich weiß es nicht,« erwiderte Heinrich, indem er sein Pferd in kurzen Galopp setzte und einen Manegekreis beschreiben ließ, »ich weiß es nicht, der Kopf ist ihr schwer, wie mir Dariole gesagt hat, eine Art von Erstarrung durch den ganzen Körper, eine allgemeine Schwäche.«

»Wird Euch das hindern, uns Gesellschaft zu leisten?« sagte der Herzog.

»Mich, warum?« versetzte Heinrich. »Ihr wißt, daß ich ein leidenschaftlicher Jäger bin und daß mich nichts bewegen könnte, bei der Jagd zu fehlen.«

»Diese werdet Ihr doch verfehlen, Heinrich,« sagt der Herzog, nachdem er sich umgewendet und einen Augenblick mit einer Person gesprochen hatte, welche für die Augen von Heinrich unsichtbar geblieben war, weil sie von dem Hintergrunde des Zimmers aus sprach, »denn Seine Majestät läßt mir so eben sagen, die Jagd könne nicht statt finden.«

»Bah!« versetzte Heinrich mit einer ärgerlichen Miene. »Warum dieß?«

»Sehr wichtige Briefe von Herrn von Nevers, wie es scheint. Es findet eine Beratung zwischen dem König, der Königin Mutter und meinem Bruder, dem Herzog von Anjou, statt.«

»Ah, ah!« sagte Heinrich zu sich selbst, »sollten Nachrichten aus Polen eingetroffen sein?«

Dann fuhr er laut fort:

»In diesem Falle ist es unnötig, daß ich mich länger auf dem Glatteise gefährde. Auf Wiedersehen, mein Bruder.«

Hierauf hielt er sein Pferd vor Mouy an und sagte zu diesem:

»Mein Freund, rufe einen von Deinen Kameraden, daß er den Wachdienst für Dich vollends versieht. Hilf dem Reitknechte dieses Pferd abgürten, nimm den Sattel auf den Kopf und trage ihn zu dem Goldschmiede der Geschirrkammer. Es ist eine Stickerei daran zu machen, die er für heute zu vollenden nicht mehr Zeit hatte. Du kommst dann in meine Wohnung, um mir

Antwort zu sagen.«

Von Mouy beeilte sich zu gehorchen, denn der Herzog von Alençon war vom Fenster verschwunden und hatte offenbar irgend einen Verdacht geschöpft.

Er hatte wirklich kaum das Pfortchen hinter sich, als der Herzog von Alençon erschien. Ein wirklicher Schweizer war an dem Platze von Mouy.

Der Herzog schaute mit großer Aufmerksamkeit die Schildwache an, wandte sich sodann nach Heinrich um und sagte zu diesem:

»Ihr habt so eben nicht mit diesem Menschen gesprochen, nicht wahr, mein Bruder?«

»Der Andere ist ein Bursche aus meinem Hause, den ich zu den Schweizern brachte; ich habe ihm einen Auftrag gegeben, den er in diesem Augenblicke besorgt.«

»Ah!« rief der Herzog, als ob ihm die Antwort genügte.

»Und wie geht es Margarethe?«

»Ich will sie fragen, mein Bruder.«

»Habt Ihr sie seit gestern nicht gesehen?«

»Nein. Ich fand mich gestern Nacht gegen elf Uhr bei ihr ein, aber Gillonne sagte mir, sie wäre müde und schlief.«

»Ihr werdet sie nicht in ihren Gemächern finden; sie ist ausgegangen.«

»Ja,« sagte Heinrich, »das ist möglich, sie sollte sich in das Annonciade-Kloster begeben.«

Es ließ sich das Gespräch nicht weiter treiben; Heinrich schien entschlossen, nur zu antworten.

Die zwei Schwäger verließen sich also, der Herzog von Alençon, um Neuigkeiten zu erfahren, wie er sagte, der König von Navarra, um in seine Wohnung zurückzukehren.

Einen Augenblick, nachdem die zwei Schwäger sich getrennt hatten, klopfte man an die Türe des Schlafzimmers von Heinrich.

»Wer ist da?« fragte er.

»Sire,« antwortete eine Stimme, in der Heinrich die von Mouy erkannte, »die Antwort Goldschmieds der Sattelkammer.«

Heinrich ließ, sichtbar bewegt, den jungen Mann eintreten und

schloß die Türe hinter ihm.

»Ihr seid es, von Mouy?« sprach Heinrich, »ich dachte, Ihr würdet überlegen.«

»Sire«, antwortete von Mouy, »ich überlege seit drei Monaten; das ist genug, nun ist es Zeit zu handeln.«

Heinrich machte eine Bewegung der Unruhe.

»Fürchtet Euch nicht, Sire, wir sind allein, und ich beeile mich, denn die Augenblicke sind kostbar. Eure Majestät kann uns durch ein einziges Wort zurückgeben, was die Sache der Religion durch die Ereignisse des Jahres verloren hat. Wir wollen klar, kurz, offenherzig sein.«

»Ich höre, mein braver Mouy,« antwortete Heinrich, als er sah, daß es unmöglich war, die Erklärung zu vereiteln.

»Ist es wahr, daß Eure Majestät die protestantische Religion abgeschworen hat?«

»Es ist wahr,« sprach Heinrich.

»Ja, aber mit den Lippen oder mit dem Herzen?«

»Man ist immer dankbar gegen Gott, wenn Er uns das Leben rettet,« erwiderte Heinrich, die Frage umdrehend, wie es bei solchen Fällen seine Gewohnheit war, »und Gott hat mich bei dieser grausamen Gefahr sichtbar geschont.«

»Sire,« versetzte von Mouy, »gestehen wir Eines.«

»Was?«

»Daß Eure Abschwörung keine Sache der Überzeugung, sondern der Berechnung ist. Ihr habt abgeschworen, damit Euch der König das Leben lasse, und nicht, weil es Gott Euch erhalten hat.«

»Was auch die Ursache meiner Bekehrung sein mag, von Mouy, ich bin darum nicht minder Katholik.«

»Ja, aber werdet Ihr es bleiben? Werdet Ihr bei der ersten Gelegenheit, die sich bietet, Eure Existenz- und Gewissensfreiheit wieder zu erlangen, diese nicht ergreifen? Wohl, diese Gelegenheit bietet sich: La Rochelle ist im Aufruhr begriffen, Roussillon und Bearn warten nur auf ein Wort, um zu handeln; in der Guyenne schreit Alles nach Krieg. Sagt mir nur, daß Ihr ein gezwungener Katholik seid, und ich stehe für die Zukunft.«

»Man nötigt einen Edelmann von meiner Geburt nicht, mein

lieber von Mouy, Was ich getan habe, habe ich aus freien Stücken getan.«

»Aber, Sire,« sagte der junge Mann, das Herz gepreßt über diesen Widerstand, den er nicht erwartete, »Ihr bedenkt nicht, daß Ihr durch Eure Handlungsweise uns verlaßt, verrätet.«

Heinrich blieb unempfindlich.

»Ja,« fuhr Mouy fort, »ja, Ihr verrätet uns, Sire, denn mehrere von uns sind auf Gefahr ihres Lebens gekommen, um Eure Ehre und Eure Freiheit zu retten. Wir haben Alles vorbereitet, um Euch einen Thron zu geben, Sire, versteht Ihr wohl? Nicht allein die Freiheit, sondern die Wacht, einen Thron nach Eurem Wohlgefallen; denn in zwei Monaten könnt Ihr wählen zwischen Navarra und Frankreich.«

»Von Mouy,« sagte Heinrich, seinen Blick verschleiern, der unwillkürlich bei diesem Vorschlag einen Blitz geschleudert hatte, »von Mouy, ich bin unverletzt, ich bin Katholik, ich bin der Gemahl von Margarethe, ich bin der Bruder des Königs Karl, ich bin der Schwiegersohn meiner guten Mutter Catharina. Von Mouy, indem ich diese verschiedenen Stellungen annahm, berechnete ich nicht nur die Chancen, sondern auch die Verpflichtungen.«

»Aber, Sire.« versetzte von Mouy, »woran soll man glauben? Man sagt mir Eure Ehe sei noch nicht vollzogen, man sagt mir, Ihr seid frei im Grunde des Herzens, man sagt mir, der Haß von Catharina«

»Lüge, Lüge,« unterbrach ihn der Bearer. »Ja, man hat Euch unverschämt getäuscht, mein Freund. Diese Margarethe ist wohl meine Frau; Catharina ist wohl meine Mutter; der König Karl IX. endlich ist wohl der Herr und Meister meines Lebens und meines Herzens.«

Von Mouy bebte; ein beinahe verächtliches Lächeln zog über seine Lippen hin.

»Also Sire,« sprach er, indem er entmutigt seine Arme sinken ließ und mit dem Blicke diese Seele voll Finsternis zu ergründen suchte, »das ist die Antwort, die ich meinen Brüdern zu bringen habe? Ich werde ihnen sagen, der König von Navarra reiche seine Hand und gebe sein Herz denen, welche uns erwürgt haben, ich werde ihnen sagen, er sei der Schmeichler der Königin Mutter und

der Freund von Maurevel geworden.«

»Mein lieber von Mouy,« versetzte Heinrich, »der König verläßt den Rat, und ich muß mich bei ihm nach den Gründen erkundigen, welche ihn veranlaßt haben, eine so wichtige Sache, wie eine Jagdpartie, zu verschieben. Gott befohlen, mein Freund, ahmt mich nach, kehrt zum König zurück und hört die Messe.«

Und Heinrich führte oder stieß vielmehr den jungen Mann zurück, dessen Erstaunen der Wut Platz zu machen anfing,

Kaum hatte er die Türe geschlossen, als er, außer Stands, der Gierde zu widerstehen, an irgend Etwas, in Ermangelung von irgend Jemand sich zu rächen, seinen Hut zwischen den Händen zerknitterte, auf den Boden warf und ihn mit den Füßen stampfend, wie ein Stier den Mantel des Matadors, ausrief:

»Beim Tode! das ist ein elender Fürst, und ich habe große Lust, mich hier töten zu lassen, um ihn mit meinem Blute für immer zu beflecken.«

»Stille! Herr von Mouy,« sagte eine Stimme, welche aus einer halb geöffneten Türe hervorkam, »stille! denn es könnt Euch ein Anderer, als ich, hören.«

Von Mouy wandte sich rasch um und erblickte den Herzog von Alençon, der in einem Mantel eingehüllt, seinen bleichen Kopf in den Korridor ausstreckte, um sich zu versichern, ob von Mouy und er allein wären.

»Der Herr Herzog von Alençon,« rief von Mouy, »ich bin verloren.«

»Im Gegenteil,« murmelte der Prinz, »Ihr habt vielleicht sogar das gefunden, was Ihr sucht; zum Beweise sage ich Euch, daß Ihr Euch nicht hier töten lassen sollt, wie Ihr es beabsichtigt. Glaubt mir, Euer Blut kann zu etwas Besserem angewendet werden, als um die Schwelle des Königs von Navarra rot zu färben.«

Bei diesen Worten öffnete der Herzog ganz weit die Türe des Zimmers, das zuvor nur ein wenig geöffnet gewesen war.

»Dieses Zimmer ist das von zweien meiner Edelleute,« sprach der Herzog, »Niemand wird uns hier aufjagen, wir können also nach unserm Gefallen sprechen. Kommt, mein Herr.«

»Hier bin ich,« antwortete der Verschwörer sehr erstaunt.

Und er trat in das Zimmer, dessen Türe der Herzog von

Alençon nicht minder lebhaft hinter sich schloß, als es der König von Navarra getan hatte.

Von Mouy war wütend, in Verzweiflung, fluchend eingetreten, aber allmählich machte der kalte, feste Blick des jungen Herzogs Franz auf den hugenottischen Kapitän den Eindruck des Zauberspiegels, der den Rausch vertreibt.

»Monseigneur,« sagte er, »wenn ich richtig verstanden habe, will Eure Hoheit mit mir sprechen.«

»Ja, Herr von Mouy,« antwortete Franz. »Trotz Euerer Verkleidung hatte ich Euch zu erkennen geglaubt, und als Ihr vor meinem Bruder Heinrich das Gewehr präsentiertet, erkannte ich Euch vollends ganz. Nun, von Mouy, Ihr seid also mit dem König von Navarra nicht zufrieden?«

»Monseigneur!«

»Auf! spricht ohne Scheu mit mir. Ich gehöre, vielleicht ohne daß Ihr es vermutet, zu Euren Freunden.«

»Ihr, Monseigneur?«

»Ja. ich. Sprecht also.«

»Ich weiß nicht, was ich Euerer Hoheit sagen soll, Monseigneur. Die Dinge, über welche ich mit dem Könige von Navarra zu sprechen hatte, berühren Interessen, welche Eure Hoheit nicht begreifen dürfte. Überdies,« fügte von Mouy mit einer Miene, der er eine gewisse Gleichgültigkeit zu verleihen suchte, bei, »überdies handelte es sich um Bagatellen.«

»Um Bagatellen?« rief der Herzog.

»Ja, Monseigneur.«

»Um Bagatellen, für welche Ihr, in den Louvre zurückkehrend, wo Euer Kopf, wie Ihr wißt, sein Gewicht in Gold wert ist, Euer Leben wagtet? Denn glaubt mir, es ist nicht unbekannt, daß Ihr mit dem König von Navarra und dem Prinzen von Condé eines der vornehmsten Häupter der Hugenotten seid.«

»Wenn Ihr das glaubt, so handelt gegen mich, wie es sich für den Bruder von König Karl und dem Sohn von der Königin Catharina geziemt.«

»Warum soll ich so handeln, während ich gegen Euch äußerte, ich gehöre zu Euren Freunden? Sagt mir also die Wahrheit.«

»Monseigneur,« erwiderte von Mouy, »ich schwöre Euch . . . «

»Schwört nicht, mein Herr, die reformierte Religion verbietet die Eide, und besonders die falschen.«

Von Mouy runzelte die Stirne.

»Ich sage Euch, daß ich Alles weiß,« sprach der Herzog.«

Von Mouy schwieg fortwährend.

»Zweifelt Ihr daran,« versetzte der Prinz mit freundlicher Zudringlichkeit. »Nun, mein lieber von Mouy, ich muß Euch überzeugen, Ihr sollt selbst urteilen, ob ich mich täusche. Habt Ihr meinem Schwager Heinrich nicht so eben dort — der Herzog streckte die Hand nach dem Zimmer des Bearners aus — »Eure Hilfe und die der Eurigen angetragen, um ihn wieder in sein Königreich Navarra einzusetzen?«

Von Mouy schaute den Herzog mit verwirrter Miene an.

»Ein Antrag, den er mit Schrecken zurückgewiesen hat?«

Von Mouy blieb ganz erstaunt.

»Habt Ihr nicht Eure alte Freundschaft, die Erinnerung an die gemeinschaftliche Religion angerufen? Habt Ihr sodann nicht den König von Navarra mit einer Hoffnung so glänzend zu ködern gesucht, daß er davon geblendet war mit der Hoffnung auf die Krone von Frankreich? Nein! sagt, bin ich unterrichtet? Ist es das, was Ihr dem Bearner angetragen habt?«

»Monseigneur,« rief von Mouy, »es ist es so sehr, daß ich mich in diesem Augenblicke frage, ob ich nicht Eurer Hoheit sagen soll, sie habe gelogen, um auf diese Art einen Kampf aus Leben und Tod hervorzurufen und durch den Tod von Einem von uns Beiden das Erlöschen dieses furchtbaren Geheimnisses zu sichern.«

»Sachte, mein braver von Mouy, sachte,« sprach der Herzog, ohne das Gesicht zu verändern, ohne sich im Geringsten bei dieser furchtbaren Drohung zu bewegen, »das Geheimnis wird eher unter uns erlöschen, wenn wir Beide leben, als wenn Einer von uns stirbt. Hört mich und quält nicht länger den Griff Eures Degens. Zum dritten Male sage ich Euch, daß Ihr bei einem Freunde seid. Antwortet mir also, wie einem Freunde. Hat der König von Navarra nicht Alles ausgeschlagen, was ihm von Euch angeboten worden ist?«

»Ja Monseigneur, und ich gestehe es, weil dieses Geständnis nur mich gefährden kann.«

»Habt Ihr nicht, als Ihr sein Zimmer verließ und Euren Hut mit den Füßen tratet, ausgerufen, er wäre ein feiger Fürst und nicht würdig, Euer Führer zu bleiben?«

»Das ist wahr, Monseigneur, ich habe es gesagt.«

»Ah, es ist wahr. Ihr gesteht es also?«

»Ja.«

»Und es ist immer noch Eure Ansicht?«

»Mehr als je, Monseigneur.«

»Nun wohl, ich, Herr von Mouy, ich, der dritte Sohn von Heinrich II., ich, ein Sohn von Frankreich, bin ich ein hinreichend guter Edelmann, um Euren Soldaten zu befehligen? Sprecht. Und haltet Ihr mich für rechtschaffen genug, daß Ihr auf mich bauen zu können glaubt?«

»Ihr, Monseigneur, Ihr, das Haupt der Hugenotten?«

»Warum nicht? Es ist die Zeit der Verwandlungen, wie Ihr wißt. Heinrich hat sich zum Katholiken gemacht, ich kann wohl Protestant werden.«

»Allerdings, Monseigneur; ich erwarte auch, daß Ihr mir erklärt . . . «

»Nichts einfacher und ich will Euch mit zwei Worten die Politik aller Welt auseinandersetzen. Mein Bruder Karl tötet die Hugenotten, um ungebundener zu regieren. Mein Bruder Anjou läßt sie töten, weil er meinem Bruder Karl auf dem Throne folgen soll, und weil mein Bruder Karl, wie Ihr wißt, häufig krank ist. Ich aber . . . und das ist etwas ganz Anderes . . . ich werde nie in Frankreich regieren, wenigstens in Betracht, daß ich zwei ältere Brüder vor mir habe; ich, den der Fuß meiner Mutter und meiner Brüder noch mehr, als das Gesetz der Natur vom Throne entfernt; ich, der ich auf keine Familienliebe, auf keinen Ruhm, auf kein Königreich Anspruch zu machen habe, ich, der ich jedoch ein Herz so edel, als das meiner Brüder im Busen trage, ich, mein lieber Mouy, will mir mit meinem Schwerte in diesem Frankreich, das sie mit Blut bedecken, ein Königreich zu schneiden suchen. Das ist mein Wille, Mouy. Ich will König von Navarra werden, nicht durch die Geburt, sondern durch die Wahl. Und bemerkt wohl, daß Ihr mir hiergegen keine Einwendung zu machen habt, denn ich bin kein Thronräuber, da mein Schwager Eure Anerbietungen

ausschlägt und sich in Schlafsucht begrabend laut anerkennt, daß dieses Königreich Navarra nur eine Fiktion ist. Mit Heinrich von Bearn habt Ihr nichts, mit mir habt Ihr ein Schwert und einen Namen, Franz von Alençon, Sohn von Frankreich, Schutzwache aller seiner Gefährten oder aller seiner Genossen, wie Ihr sie nennen wollt. Nun, was sagt Ihr zu diesem Anerbieten, Herr von Mouy?«

»Ich sage, daß es mich blendet, Monseigneur.«

»Mouy, Mouy, wir werden viele Hindernisse zu überwinden haben. Zeigt Euch daher nicht von Anfang an so anspruchsvoll und schwierig gegen einen Königssohn, und zwar gegen einen Königssohn, der Euch entgegenkommt.«

»Monseigneur, die Sache wäre bereits abgemacht, wenn ich allein meine Ansichten zu behaupten hätte, aber wir haben einen Rat und so glänzend auch das Anerbieten ist, vielleicht gerade, weil es so ist, werden die Parteiführer doch nicht unbedingt beistimmen.«

»Das ist etwas Anderes und die Antwort ist die eines ehrlichen Herzens und eines klugen Geistes. Aus der Art und Weise, wie ich zu Werke gegangen bin, von Mouy, müßtet Ihr meine Redlichkeit erkennen. Behandelt mich also Eurerseits als einen Mann, den man achtet und nicht als einen Prinzen, dem man schmeichelt. Von Mouy, habe ich Hoffnung?«

»Auf mein Wort, Monseigneur, und da Eure Hoheit wünscht, daß ich meine Meinung ausspreche, so sage ich, daß Eure Hoheit jede Hoffnung hat, seit von dem König von Navarra mein Anerbieten ausgeschlagen worden ist. Aber ich wiederhole, Monseigneur, daß eine Beratung mit meinen Führern für mich unerläßlich ist.«

»Tut es also, mein Herr,« erwiderte der Herzog. »Wann die Antwort?«

Von Mouy schaute den Prinzen stillschweigend an. Dann, als ob er einen Entschluß gefaßt hätte, antwortete er:

»Monseigneur, gebt mir Eure Hand, soll ich sicher sein, daß ich nicht verraten werde, so muß ein Sohn von Frankreich meine Hand berühren.«

Der Herzog streckte nicht nur seine Rechte gegen Mouy aus,

sondern er nahm auch die Hand von Mouy und drückte sie.

»Nun, Monseigneur, bin ich ruhig,« sagte der junge Hugenott. »Würden wir verraten, so könnte ich behaupten, Ihr hättet keinen Teil daran. Sonst, Monseigneur, und so wenig Ihr bei einem solchen Verrate beteiligt sein dürft, wäret Ihr entehrt.«

»Warum sagt Ihr mir das, von Mouy, ehe Ihr mir sagt, Ihr würdet die Antwort Euren Häuptern überbringen?«

»Monseigneur, indem Ihr mich fragt, wann die Antwort? fragt Ihr mich zugleich, wo sind die Häupter? und wenn ich Euch sage: diesen Abend erfahrt Ihr zugleich, daß sie sich in Paris verborgen halten.«

Während von Mouy diese Worte sprach, heftete er mit einer Gebärde des Mißtrauens sein durchdringendes Auge auf den unsicheren, schwankenden Blick des jungen Mannes.

»Geht, Herr von Mouy,« versetzte der Herzog, »Ihr habt immer noch Zweifel. Aber ich kann nicht mit dem ersten Schlage ein volles Zutrauen von Euch fordern. Ihr werdet mich später besser kennen lernen. Es wird uns eine Gemeinschaft der Interessen verbinden, die Euch jeden Verdacht benimmt. Ihr sagt also diesen Abend, Herr von Mouy?«

»Ja, Monseigneur, denn die Zeit drängt. Diesen Abend also. Aber wo, wenn es Euch beliebt?«

»Im Louvre, hier in diesem Zimmer, seid Ihr damit einverstanden?«

»Dieses Zimmer ist bewohnt?« entgegnete von Mouy mit dem Blicke die zwei Betten bezeichnend, welche einander gegenüberstanden.

»Von zweien meiner Edelleute, ja.«

»Monseigneur, es scheint mir für mich unklug in den Louvre zurückzukehren.«

»Warum dies?«

»Weil, wenn Ihr mich erkannt habt, Andere eben so gute Augen als Eure Hoheit haben, und mich auch erkennen können. Ich kehre jedoch in den Louvre zurück, wenn Ihr mir bewilligt, was ich mir von Euch erbitten werde.«

»Was?«

»Einen Schutzbrief.«

»Von Mouy,« antwortete der Herzog, »ein Schutzbrief von mir, den man bei Euch findet, richtet mich zu Grunde und rettet Euch nicht. Nur unter der Bedingung vermag ich etwas für Euch, daß wir in den Augen Aller einander völlig fremd sind. Die geringste Verbindung von meiner Seite mit Euch, würde mich, falls man sie meiner Mutter oder meinen Brüdern bewiese, das Leben kosten. Ihr seid also beschützt durch mein eigenes Interesse, von dem Augenblicke an, wo ich mich mit den Anderen überwerfe. Frei in meiner Tätigkeits-Sphäre, stark, wenn ich unbekannt bin, so lange ich undurchdringlich bleibe, beschütze ich Euch Alle, vergeßt das nicht. Ruft Euren Mut zum letzten Male zu Hilfe; versucht auf mein Wort, was Ihr auf das Wort meines Schwagers versuchtet. Kommt diesen Abend in den Louvre.«

»Aber wie soll ich dahin kommen? Ich kann mich in dieser Tracht nicht in die Zimmer wagen. Sie war höchstens gut für die Korridors und Höfe. Meine eigene ist noch viel gefährlicher, weil Jedermann mich hier kennt und sie mich keineswegs hier verbirgt.«

Der Herzog schaute umher und seine Augen fielen auf die Staatsgarderobe von La Mole, welche gerade auf dem Bette ausgebreitet lag, das heißt auf einen prachtvollen mit Gold gestickten kirschroten Mantel, einen Hut, mit einer weißen Feder geschmückt und mit einer Schnur von Gold- und Silberperlen umgeben, und ein Wams von perlgrauem Atlas.

»Seht Ihr diesen Mantel, diese Federn und dieses Wamms?« sprach der Herzog, »sie gehören Herrn de La Mole, einem meiner Edelleute, einem Stutzer vom besten Tone. Dieser Anzug hat Furore bei Hofe gemacht und man erkennt Herrn de La Mole auf hundert Schritte, wenn er ihn trägt. Ich will Euch die Adresse des Schneiders geben, der ihm denselben gemacht hat; bezahlt Ihr ihm das Doppelte von dem, was er wert ist, so habt Ihr heute Abend einen ähnlichen. Ihr werdet wohl den Namen von Herrn de La Mole behalten?«

Der Herzog von Alençon hatte kaum diese Worte gesprochen, als man einen Tritt, der sich im Korridor näherte, und einen Schlüssel hörte, der im Schlosse gedreht wurde.

»Wer ist da?« rief der Herzog, nach der Türe eilend und den Riegel vorstoßend.

»Bei Gott,« antwortete eine Stimme von Außen, »ich finde die Frage sonderbar. Wer ist da? das frage ich Euch. Das ist doch lustig, daß man mir ein: Wer da? zuruft, wenn ich in mein Zimmer zurückkehren will.«

»Seid Ihr es de La Mole?«

»Allerdings bin ich es. Aber wer seid Ihr denn?«

Während La Mole sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß er sein Zimmer bewohnt fand, und zu entdecken suchte, wer der neue Gast war, drehte sich der Herzog, die eine Hand an dem Riegel, die andere an dem Schlosse, rasch um und fragte von Mouy: »Kennt Ihr Herrn de La Mole?«

»Nein, Monseigneur.«

»Und er, kennt er Euch?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann steht Alles gut; gebt Euch den Anschein, als schautet Ihr zum Fenster hinaus.«

Von Mouy gehorchte, ohne zu antworten, denn La Mole fing an ungeduldig zu werden und trommelte mit beiden Fäusten an die Türe.

Der Herzog warf einen letzten Blick auf Mouy und öffnete, als er sah, daß er den Rücken gedreht hatte.

»Monseigneur der Herzog!« rief La Mole und wich erstaunt zurück. »Oh! verzeiht! verzeiht, Monseigneur.«

»Es ist nichts, mein Herr, ich bedurfte Eures Zimmers, um Jemand zu empfangen.«

»Ganz nach Belieben, Monseigneur; aber erlaubt mir, ich bitte Euch, meinen Mantel und meinen Hut von dem Bette zu nehmen, denn ich habe beides diese Nacht auf dem Quai de la Grève verloren.«

»In der Tat, mein Herr,« erwiderte der Prinz lächelnd, indem er La Mole selbst die verlangten Gegenstände reichte, Ihr seid schlimm zugerichtet und müßt es mit sehr hartnäckigen Dieben zu tun gehabt haben.«

Der junge Mann verbeugte sich und ging weg, um im Vorzimmer die Kleider zu wechseln, ohne sich im Geringsten um das zu bekümmern, was der Herzog in seinem Zimmer tat; denn es war gebräuchlich im Louvre, daß die Wohnungen der Edelleute

für die Prinzen, denen sie zugehörten, zugleich für alle möglichen Ausnahmen dienten.

Von Mouy näherte sich dem Herzog und beide horchten, um den Augenblick zu erfahren, wo La Mole fertig wäre und ausgehen würde. Als er aber die Kleider gewechselt hatte, entzog er sie selbst der Verlegenheit, denn er fragte, sich der Türe nähernd:

»Um Vergebung, Monseigneur, hat Eure Hoheit nicht auf ihrem Wege dem Grafen von Coconnas begegnet?«

»Nein, mein Herr Graf, und er hatte doch diesen Morgen Dienst.«

»Dann wird man ihn mir ermordet haben,« sprach sprach La Mole zu sich selbst, während er sich entfernte.

Der Herzog hörte das Geräusch der Tritte, welche nach und nach schwächer wurden, dann öffnete er die Türe, zog Mouy zu sich und sagte zu ihm:

»Seht, wie er geht, und versucht diese unvergleichliche Tournure nachzuahmen.«

»Ich werde mein Bestes tun,« erwiderte von Mouy. »Leider bin ich kein Damenknecht, sondern ein Soldat.«

»Jedenfalls erwarte ich Euch vor Mitternacht in diesem Korridor. Ist das Zimmer meiner Edelleute frei, so empfangen ich Euch in demselben. Ist dies nicht der Fall, so werden wir ein anderes finden.«

»Gut, Monseigneur.«

»Also diesen Abend, vor Mitternacht?«

»Diesen Abend, vor Mitternacht.«

»Oh, von Mouy wiegt, den rechten Arm besonders stark, wenn Ihr geht; das ist eine Eigentümlichkeit von Herrn de La Mole.«

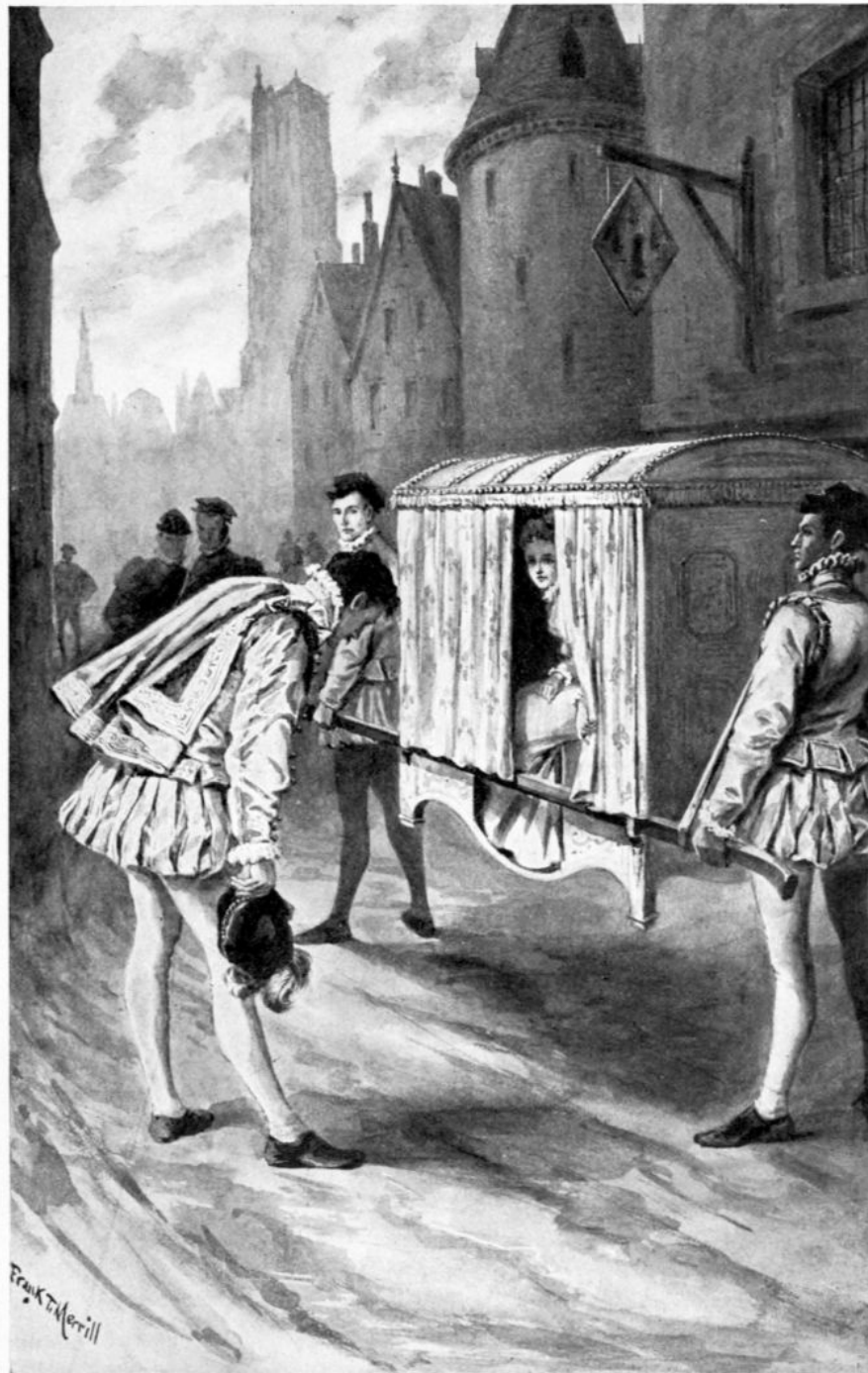
III.

Die Rue Tizon und die Rue Cloche-Percée.

La Mole lief eiligst durch den Louvre weg und durchjagte Paris, um den armen Coconnas zu entdecken.

Es war seine erste Sorge, sich in die Rue de l'Arbre-Sec zu begeben und bei Meister La Hurière einzutreten, denn La Mole erinnerte sich oft, den Piemontesen eine gewisse lateinische Devise aussprechen gehört zu haben, welche zu beweisen suchte, daß Amor, Bacchus und Ceres Götter erster Notwendigkeit sind, und er hatte die Hoffnung, Coconnas werde, um den römischen Spruch zu befolgen, sich in dem schönen Gestirn nach einer Nacht eingestellt haben, welche für seinen Freund nicht minder stürmisch gewesen sein mußte, als sie es für ihn selbst gewesen war.

La Mole fand nichts bei La Hurière als die Erinnerung an die übernommene Verbindlichkeit und ein Frühstück, das mit ebenso viel Freundlichkeit angeboten wurde, als es unser Edelmann trotz seiner Unruhe mit großem Appetit annahm.



Monsieur de la Mole! rief eine süße Stimme aus dem Sänfte.

Sobald in Ermanglung des Geistes wenigstens der Magen beruhigt war, setzte sich La Mole wieder in Lauf und ging an der Seine hinauf, wie jener Mann, der seine ertrunkene Frau suchte. Als er auf den Quai de la Grève kam, erkannte er die Stelle, wo er drei bis vier Stunden vorher ohne Zweifel angehalten worden war, und er fand auf dem Schlachtfelde ein kleines Stück von der Feder seines Hutes. Das Gefühl des Besitzes ist bei dem Menschen angeboren. La Mole besaß zehn Federn, von denen

immer eine schöner war, als die andere. Nichts desto weniger blieb er stehen, um diese oder vielmehr die einzigen Trümmer, welche sie überlebt hatte, aufzuheben, und er betrachtete dieselben mit einer mitleidigen Miene, als schwere Tritte in seiner Nähe erschollen und grobe Stimmen ihn auf die Seite gehen hießen. La Mole schaute empor und erblickte eine Sänfte, zwei Pagen voraus und von einem Stallmeister begleitet.

La Mole glaubte die Sänfte zu erkennen und ging lebhaft auf die Seite.

Der junge Edelman hatte sich nicht getäuscht.

»Herr de La Mole?« sagte eine Stimme voll Weichheit, welche aus der Sänfte hervorkam, während eine Hand, weiß und zart wie Atlas, die Vorhänge zurückschob.

»Ja, Madame, ich selbst,« antwortete La Mole sich verbeugend.

»Herr de La Mole, eine Feder in der Hand,« fuhr die Dame in der Sänfte fort, »seid Ihr denn verliebt, mein Herr, und findet Ihr etwa hier die verlorenen Spuren?«

»Ja, Madame,« antwortete La Mole, »ich bin verliebt, und zwar sehr stark. Aber für den Augenblick sind es meine eigenen Spuren, die ich wieder finde, obgleich ich diese nicht gerade suche. Erlaubt mir aber Eure Majestät, mich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen?«

»Vortrefflich, mein Herr. Ich habe mich, wie mir scheint, nie besser befunden. Es kommt wahrscheinlich davon her, daß ich die Nacht in der Einsamkeit zugebracht habe.«

»Ah, in der Einsamkeit,« sprach La Mole, Margarethe auf eine seltsame Weise anschauend.

»Ja wohl, was ist dabei zu staunen?«

»Darf man, ohne unbescheiden zu sein, fragen, in welchem Kloster?«

»Allerdings, mein Herr, ich mache kein Geheimnis daraus. Im Kloster der Annunciaden. Aber Ihr, was macht Ihr hier, mit diesem ganz verblüfften Gesichte?«

»Madame, ich suche meinen verschwundenen Freund, und während ich ihn suchte, fand ich diese Feder wieder.«

»Welche von ihm herrührte? In der Tat, Ihr macht mir bange für ihn; der Platz ist schlimm.«

»Eure Majestät mag sich beruhigen, die Feder kommt von mir her, ich habe sie heute Morgen gegen halb sechs Uhr auf diesem Platze verloren. während ich mich aus den Händen von vier Banditen losmachte, die mich mit aller Gewalt ermorden wollten, wenigstens wie ich glaube.«

Margarethe drängte eine lebhafte Bewegung des Schreckens zurück.

»Oh, erzählt mir das,« sagte sie.

»Die Sache ist ganz einfach, Madame . . . Es war also, wie ich Euer Majestät zu bemerken die Ehre hatte, ungefähr halb sechs Uhr Morgens.«

»Und um halb sechs Uhr Morgens,« unterbrach ihn Margarethe, »wart Ihr schon ausgegangen?«

»Eure Majestät wird mich entschuldigen,« sprach La Mole, »ich war noch nicht zurückgekehrt.«

»Ah, Herr de La Mole, um fünf Uhr Morgens nach Hause kehren,« versetzte die Königin mit einem Lächeln, das für alle Andern boshaft gewesen wäre, von La Mole aber abgeschmackter Weise anbetungswürdig befunden wurde, »so spät nach Hause kehren, Ihr habt diese Strafe verdient.«

»Ich beklage mich auch nicht, Madame,« erwiderte La Mole, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, »und wenn ich erdolcht worden wäre, so würde ich mich noch hundertmal glücklicher schätzen, als ich es zu sein verdiene. Nun kurz, ich kehrte spät oder frühzeitig zurück, wie Eure Majestät will, als vier Manteldiebe aus der Rue de La Mortellerie hervorbrachen und mich mit unmäßig langen Krautmessern verfolgten. Das ist grotesk, nicht wahr, Madame, aber es ist einmal so. Ich mußte fliehen, denn ich hatte meinen Degen in dem Hause vergessen, wo ich die Nacht zubrachte.«

»Oh, ich begreife,« sagte Margarethe mit einem bewunderungswürdig naiven Lächeln, »und Ihr kehrt zurück, um Euren Degen zu suchen?«

La Mole schaute Margarethe an, als ob sich ein Zweifel in seinem Innern regte. »Madame, ich würde in der Tat dahin zurückkehren, und zwar sehr gerne in Betracht, daß mein Degen eine vortreffliche Klinge ist, aber ich weiß nicht, wo das Haus ist.«

»Wie, mein Herr,« versetzte Margarethe, »Ihr wißt nicht, wo das Haus ist, in welchem Ihr die Nacht zugebracht habt?«

»Nein, Madame, Satan soll mir das Leben rauben, wenn ich auch nur eine Vermutung habe.«

»Das ist ganz sonderbar. Eure Geschichte ist ja ein wahrer Roman.«

»Wie Ihr sagt, ein wahrer Roman, Madame.«

»Erzählt sie mir.«

»Es ist ein wenig lange.«

»Gleichviel, ich habe Zeit.«

»Und besonders sehr unglaublich.«

»Macht fort, ich bin im höchsten Grade gläubig.«

»Euer Majestät befiehlt?«

»Ja doch, wenn es sein muß.«

»Ich gehorche. Gestern speisten wir bei Meister La Hurière zu Nacht.«

»Vor Allem,« fragte Margarethe mit einem äußerst natürlichen Tone, »wer ist dieser Meister La Hurière?«

»Meister La Hurière, Madame,« sagte La Mole, Margarethe zum zweiten Male mit der zweifelhaften Miene anschauend, die man schon einmal bei ihm hatte wahrnehmen können, »Meister La Hurière ist der Herr des Gasthauses zum Schönen Gestirne in der Rue de l'Arbre-Sec.«

»Gut, ich sehe es von hier aus. Ihr speiset also bei Meister La Hurière mit Eurem Freunde Coconnas zu Nacht?«

»Ja, Madame, mit meinem Freunde Coconnas, als ein Mann eintrat, und jedem von uns ein Billett übergab.«

»Ähnlich?« fragte Margarethe.

»Vollkommen ähnlich.«

»Und es enthielt?«

»Nur folgende Zeile:«

»Ihr werdet in der Rue Saint-Antoine, der Rue de Jouy gegenüber, erwartet.«

»Und keine Unterschrift?« fragte Margarethe.

»Nein, aber drei Worte, drei reizende Worte, welche dreimal

dasselbe, d. h. ein dreifaches Glück versprochen.«

»Und wie hießen diese drei Worte?«

»*Eros, Cupido, Amor!*«

»Das sind in der Tat drei süße Namen. Haben sie gehalten, was sie versprochen?«

»Oh, mehr, Madame, hundertmal mehr!« rief La Mole mit voller Begeisterung.

»Fahrt fort. Ich bin neugierig zu erfahren, was Euch in der Rue Saint-Antoine, der Rue de Jouy gegenüber, erwartete.«

»Zwei Damen, jede mit einem Taschentuch in der Hand. Wir sollten uns die Augen verbindet lassen. Eure Majestät errät, daß wir keine Schwierigkeiten machten, sondern mutig unsere Köpfe darboten. Meine Führerin ließ mich links drehen, die Führerin meines Freundes ließ ihn rechts drehen, und wir trennten uns.«

»Und dann?« fuhr Margarethe fort, welche entschlossen schien, ihre Forschung bis zum Ende zu führen.

»Ich weiß nicht,« versetzte La Mole, »wohin mein Freund geführt wurde; vielleicht in die Hölle. Was aber mich betrifft, so weiß ich, daß meine Führerin mich an einen Ort geleitete, welchen ich für das Paradies halte.«

»Und woraus Ihr ohne Zweifel in Folge Eurer zu großen Neugierde vertrieben wurdet?«

»Ganz richtig, Madame, Ihr habt die Gabe der Devination. Ich erwartete den Tag mit Ungeduld, um zu sehen, wo ich wäre, als um halb fünf Uhr dieselbe Duenna zurückkehrte, mir die Augen abermals verband, mich versprechen ließ, keinen Versuch zu machen, die Binde abzunehmen, mich sodann hinausführte, und nachdem sie mich hundert Schritte begleitet hatte, mir einen Eid abforderte, daß ich die Binde erst abnehmen werde, wenn ich fünfzig gezählt hätte. Ich zählte bis auf fünfzig und befand mich in der Rue Saint-Antoine, der Rue der Jouy gegenüber.«

»Als ich nun hier ein Stück von meiner Feder fand,« fuhr La Mole fort, »so bebte mein Herz vor Freude; ich hob sie auf und gelobte mir, sie als ein Andenken an diese glückliche Nacht aufzubewahren. Mitten aber in meinem Glücke quält mich ein Umstand, nämlich der, daß ich nicht weiß, was vielleicht aus

meinem Gefährten geworden ist.«

»Er ist also nicht in den Louvre zurückgekehrt?«

»Ach nein, Madame. Ich suchte ihn überall, wo er sein könnte, im goldenen Gestirne, beim Ballspiele und an vielen andern ehrenwerten Orten; aber kein Annibal, und eben so wenig ein Coconnas.«

Während La Mole diese Worte mit Begleitung einer kläglichen Gebärde sprach, öffnete er die Arme und schob seinen Mantel zurück, unter welchem man an verschiedenen Orten sein Wamms gähnen sah, das wie eben so viele elegante Schlitze das Futter durch die Risse zeigte.

»Man hat Euch gehörig gesiebt,« sprach Margarethe.

»Gesiebt! das ist das Wort,« sprach La Mole, dem es gar nicht unangenehm war, sich ein Verdienst aus der Gefahr zu machen, die er ausgestanden hatte.

»Seht, Madame, seht!«

»Warum habt Ihr nicht im Louvre Euer Wamms gewechselt, da Ihr dahin zurückgekehrt seid?« fragte die Königin.

»Ach,« sagte La Mole, »es war Jemand in meinem Zimmer.«

»Wie, es war Jemand in Eurem Zimmer?« Sprach Margarethe, deren Augen das lebhafteste Erstaunen ausdrückten. »Und wer war denn in Eurem Zimmer?«

»Seine Hoheit.«

»Stille!« unterbrach ihn Margarethe.

Der junge Mann gehorchte.

»Qui ad lecticam meam stant?« fragte sie de La Mole.

»Duo pueri et unus eques.«

»Optime, barbari,« sagte sie, »dic Moles, quem inveneris in cubiculo tuo.«

»Franciscum ducem.«

»Agentem?«

»Nescio quid.«

»Quocum?«

»Cum ignoto.«¹³

»Das ist sonderbar,« sprach Margarethe, »Ihr habt also Coconnas nicht wieder finden können,« fuhr sie fort, offenbar

ohne an das zu denken, was sie sagte.

»Madame, ich sterbe auch vor Unruhe hierüber, wie ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre gehabt habe.«

»Gut,« versetzte Margarethe lächelnd, »ich will Euch nicht länger Eurer Forschung entziehen; aber mir kommt es vor, ohne daß ich weiß warum: er wird sich selbst wieder finden. Gleichviel, geht immerhin.«

Und die Königin legte einen Finger auf den Mund. Da nun die schöne Margarethe La Mole kein Geheimnis anvertraut, kein Geständnis gemacht hatte, so begriff der junge Mann, daß diese reizende Gebärde, insofern sie nicht ihm Stillschweigen anzuempfehlen beabsichtigen konnte, eine andere Bedeutung haben mußte.

Der Zug setzte sich wieder in Marsch und La Mole ging, um seine Nachforschungen zu verfolgen, an der Seine hinaus bis zu der Rue du Long-Pont, die ihn nach der Rue Saint-Antoine führte. Vor der Rue du Jouy blieb er stehen.

Hier hatten ihm und Coconnas am Tage vorher die zwei Duennen die Augen verbunden Er hatte sich rechts gewendet und dann zwanzig Schritte gezählt. Er fing dasselbe Manoeuvre wieder an und stand vor einem Hause oder vielmehr vor einer Mauer, hinter der sich ein Haus erhob. Mitten in dieser Mauer war eine Türe mit Schirmdach und mit starken Nägeln beschlagen.

Dieses Haus lag in der Rue Cloche-Percée, einer schmalen, kleinen Straße, welche in der Rue Saint-Antoine anfang und nach der Rue du Roi de Sicile ausmündete.

»Sangbleu!« sprach La Mole, »hier ist es, darauf wollte ich schwören. Als ich bei meinem Abgange die Hand ausstreckte, fühlte ich die Nägel an der Türe, dann stieg ich zwei Stufen hinab. Der Mensch, welcher mit dem Rufe zu Hilfe floh und in der Rue du Roi de Sicile getötet wurde, kam gerade vorüber, als ich den Fuß auf die erste setzte. Wir wollen doch sehen.«

La Mole ging an die Türe und klopfte.

Die Türe öffnete sich und eine Art von Portier mit einem Schnurrbart trat auf die Schwelle.

»Was ist das?« fragte der Portier.¹⁴

»Ah, ah!« murmelte La Mole, »es scheint, wir sind in der

Schweiz. Mein Freund,« fuhr er mit seiner freundlichsten Miene fort, »ich wünschte meinen Degen zu haben, den ich in diesem Hause gelassen habe, wo ich die Nacht zubrachte.«

»Ich verstehe nicht,« antwortete der Portier.

»Meinen Degen,« versetzte La Mole.

»Ich verstehe nicht,« wiederholte der Portier.

. . . »Den ich hier gelassen habe, . . . meinen Degen wünschte ich zu haben.«

»Ich verstehe nicht.«

»Ich habe ihn in diesem Hause gelassen, wo ich die Nacht zubrachte.«

»Geht zum Teufel!«

Und er warf ihm die Türe vor der Nase zu.

»Bei Gott!« sprach La Mole, »wenn ich den Degen hätte, den ich zurückfordere, würde ich ihn diesem Burschen mit dem größten Vergnügen durch den Leib rennen. Aber ich habe ihn nicht, und muß es mir für ein andermal vorbehalten.«

Wonach La Mole seinen Weg bis zu der Rue du Roi de Sicile fortsetzte, sich rechts wandte, etwa fünfzig Schritte machte, dann abermals rechts ging und sich in der Rue Tizon befand, welche mit der Rue Cloche-Percée parallel läuft und dieser in allen Stücken ähnlich ist. Mehr noch: kaum hatte er dreißig Schritte gemacht, als er die kleine Türe mit den großen Nägeln und dem Schirmdache, die zwei Stufen und die Mauer wieder fand. Es war, als hätte sich die Rue Cloche-Percée umgedreht, um ihn vorübergehen zu sehen.

La Mole bedachte nun, daß er möglicher Weise seine Rechte für seine Linke genommen, und klopfte an diese Türe, um hier dieselbe Forderung zu stellen, die er bereits an der andern gemacht hatte. Aber diesmal mochte er immerhin klopfen, man öffnete nicht.

La Mole machte wiederholt denselben Gang, den er zuvor gemacht hatte, wodurch sich der ganz natürliche Gedanke bei ihm feststellte, das Haus habe zwei Eingänge, den einen nach der Rue Cloche-Percée, den andern nach der Rue Tizon.

Aber diese Betrachtung, so logisch sie auch war, gab ihm seinen Degen nicht zurück und belehrte ihn auch nicht, wo sich

sein Freund befand.

Er hatte einen Augenblick den Gedanken, einen andern Degen zu kaufen und dem elenden Portier, der hartnäckiger Weise nur deutsch sprach, den Bauch aufzuschlitzen. Aber er bedachte, wenn dieser Portier Margarethe gehörte, und Margarethe ihn somit gewählt hätte, so müßte sie ihre Gründe dazu gehabt haben, und es wäre ihr vielleicht unangenehm, desselben beraubt zu werden. La Mole aber wollte um keinen Preis der Welt etwas Margarethen Unangenehmes tun. Aus Furcht, er könnte der Versuchung nachgeben, schlug er also um zwei Uhr Nachmittags wieder den Weg nach dem Louvre ein.

Da sein Zimmer diesmal nicht besetzt war, so konnte er eintreten. Die Sache war dringlich in Beziehung auf sein Wamms, das, wie ihm die Königin bemerkte, beträchtlichen Schaden gelitten hatte.

Er ging also unaufhaltsam auf sein Bett zu, um das zerrissene Wamms durch das schöne perlgraue zu ersetzen. Aber zu seinem großen Erstaunen war das Erste, was er neben seinem perlgrauen Wamms fand, der berühmte Degen, den er in der Rue Cloche-Percée gelassen hatte.

La Mole nahm ihn, drehte ihn um und um; er war es.

»Ah, ah!« rief er, »sollte ein Zauber dahinter stecken!« Dann mit einem Seufzer: »Oh, könnte sich der arme Coconnas wieder finden, wie mein Degen.«

Zwei bis drei Stunden, nachdem La Mole seine Runde um das kleine Doppelhaus aufgegeben hatte, öffnete sich die Türe der Rue Tizon. Es war ungefähr sechs Uhr Abends und folglich völlig Nacht.

Eine Frau, in einen Pelz besetzten langen Mantel gehüllt, begleitet von einer Zofe, trat aus der Türe, welche ihr eine Duenna von ungefähr vierzig Jahren offen hielt, schlüpfte rasch bis in die Rue du Roi de Sicile, klopfte an einer kleinen Türe des Hotel d'Argenson, die sich vor ihr öffnete, ging durch das große Thor desselben Hotel, das nach der Vieille-Rue-du-Temple führte, wieder hinaus, erreichte eine Schlupfporte des Hotel Guise, öffnete sie mit einem Schlüssel, den sie in ihrer Tasche hatte, und verschwand.

Eine halbe Stunde nachher trat ein junger Mann mit verbundenen Augen aus derselben Türe desselben kleinen Hauses, geleitet von einer Frau, die ihn an die Ecke der Rue Geoffroy-Lasnier und de la Mortellerie führte. Hier forderte sie ihn auf, bis zu fünfzig zu zählen und dann seine Binde abzunehmen.

Der junge Mann befolgte gewissenhaft die Vorschrift und nahm bei der bestimmten Zahl die Binde ab, die ihm die Augen bedeckte.

»Mordi!« rief er, rings um sich herschauend. »Ich will mich hängen lassen, wenn ich weiß, wo ich bin! — Sechs Uhr!« sprach er, als er die Glocke von Notre-Dame schlagen hörte. »Und dieser arme La Mole! was ist wohl aus ihm geworden? Laufen wir in den Louvre, vielleicht weiß man dort etwas von ihm.«

Nach diesen Worten ging Coconnas in größter Eile durch die Rue de la Mortellerie hinab und erreichte die Pforten des Louvre in kürzerer Zeit, als ein gewöhnliches Pferd dazu gebraucht hätte. Er warf auf seinem Wege die bewegliche Reihe braver Bürger nieder, welche friedlich um die Buden der Place Baudoyer spazierten, und trat in den Palast.

Hier befragte er Portier und Schildwache. Der Portier glaubte, er habe Herrn de la Mole am Morgen zurückkehren sehen, erinnerte sich aber nicht, daß er wieder hinausgegangen war. Die Schildwache war erst seit anderthalb Stunden da und wußte nichts.

Rasch stieg er in das Zimmer hinauf und öffnete eiligst die Türe, aber er fand hier nichts als das zerrissene Wamms von La Mole, was seine Unruhe noch vermehrte.

Dann dachte er an La Hurière und lief zu dem würdigen Gastgeber zum Schönen Gestirn. La Hurière hatte La Mole gesehen. La Mole hatte bei La Hurière gefrühstückt. Coconnas war daher völlig beruhigt, und da er großen Hunger hatte, so forderte er für sich ein Abendbrot.

Coconnas war in der gehörigen Stimmung, um gut zu Nacht zu speisen. Er hatte einen beruhigten Geist und einen leeren Magen. Er speiste also so gut, daß das Mahl bis acht Uhr dauerte. Nunmehr gestärkt durch zwei Flaschen Anjouwein, den er sehr liebte und mit einem Wohlbehagen getrunken hatte, das sich

durch Blinzeln seiner Augen und durch ein wiederholtes Schnalzen der Zunge kundgab, setzte er seine Nachforschung nach La Mole fort, wobei er seine neuen Gänge durch die verschiedenen Gruppen mit Fußritten und Faustschlägen nach Maßgabe der Zunahme der freundschaftlichen Gesinnung begleitete, die ihm die angenehme Empfindung eingeflößt hatte, welche stets auf ein gutes Mahl folgt.

Dies dauerte eine Stunde. Eine Stunde lang durchlief Coconnas alle Straßen in der Nähe des Quai de la Grève, den Port au Charbon, die Rue Saint-Antoine und die Rues Tizon und Cloche-Percée, wohin seiner Meinung nach sein Freund zurückgekehrt sein konnte. Endlich begriff er, daß es einen Ort gab, durch welchen, er kommen mußte, die Pforte des Louvre. Und er beschloß, unter dieser Pforte seine Rückkehr abzuwarten.

Er war nur hundert Schritte vom Louvre und hob gerade eine Frau auf ihre Beine, deren Mann er auf der Place Sainte-Germain-l'Auxerrois niedergeworfen hatte, als er am Horizont vor sich bei der zweifelhaften Helle eines großen in der Nähe der Zugbrücke des Louvre errichteten Leuchtturms den kirschroten Mantel und die Feder seines Freundes erblickte, der bereits einem Schatten ähnlich, der Schildwache ihren Gruß zurückgebend, unter den Pforten verschwand.

Der berühmte kirschrote Mantel hatte so großes Glück in der Welt gemacht, daß man sich nicht täuschen konnte.

»Mordi!« rief Coconnas, »er ist es! He he! La Mole! La Mole, mein Freund! Pest! ich habe doch eine gute Stimme! Wie kommt es, das er mich nicht gehört hat? Aber zum Glück sind meine Beine so gut als meine Stimme, und ich will ihn einholen.«

In dieser Hoffnung fing Coconnas an, aus Leibeskräften zu laufen, und gelangte in einem Augenblick in den Louvre: aber wie sehr er sich auch beeilte, so verschwand doch in demselben Moment der rote Mantel, der ebenfalls große Eile zu haben schien, unter dem Vestibüle.

»Oho! La Mole,« rief Coconnas, abermals zum stärksten Laufe ansetzend, »warte doch auf mich! Ich bin es, Coconnas! Was Teufels hast Du denn so sehr zu eilen? Fliehst Du etwa?«

Der rote Mantel stieg in der Tat, als ob er Flügel hätte, in einem

wahren Sturme bis in den zweiten Stock hinauf.

»Ah, Du willst nicht auf mich warten!« rief Coconnas, »ab, Du grollst mir. Du bist böse? Mordi! so geh zum Teufel! Ich kann nicht mehr!«

Es war unten an der Treppe, von wo aus Coconnas diese Rede dem Flüchtling zuschleuderte. Er leistete zwar darauf Verzicht, ihm mit den Beinen zu folgen, folgte ihm aber nichtsdestoweniger mit den Augen über die Schnecken der Treppe, wo der Mann mit dem Mantel nun auf der Höhe der Gemächer von Margarethe angelangt war. Plötzlich kam eine Frau aus diesen Gemächern hervor und nahm denjenigen, welchen Coconnas verfolgte, beim Arme.

»Oho!« murmelte Coconnas, »das sieht mir ganz aus, wie die Königin Margarethe; dann ist es etwas Anderes. Er wurde erwartet, und ich begreife, daß er mir nicht geantwortet hat.«

Und er legte sich an das Geländer und, richtete seinen Blick durch die Öffnung der Treppe. Dann sah er nach ein paar Worten, die mit leiser Stimme gewechselt wurden, den kirschroten Mantel der Königin in ihre Wohnung folgen.

»Gut, gut,« sprach Coconnas, »es ist so, ich täusche mich nicht; es gibt Augenblicke, wo uns die Gegenwart unseres besten Freundes belästigt. Und dieser gute La Mole hat einen solchen Augenblick.«

Und Coconnas stieg sachte die Treppe hinauf, setzte sich auf eine Sammetbank, welche aus einem Vorplatze stand, und sagte zu sich selbst:

»Statt ihm nachzulaufen, werde ich auf ihn warten. Aber,« fügte er bei, »wenn ich bedenke, er ist bei der Königin von Navarra, und ich könnte somit lange warten. Es ist kalt, bei Gott! ich will gehen, denn ich warte eben so gut in meinem Zimmer. Am Ende muß er doch zurückkehren, und wenn der Teufel im Spiele wäre!«

Kaum vollendete er diese Worte und fing an den Entschluß auszuführen, der das Resultat desselben war, als ein behender, leichter Tritt über seinem Kopfe erscholl, und zwar begleitet von einem seinem Freunde so vertrauten Gesange, daß Coconnas sogleich den Hals nach der Seite ausstreckte, woher das Geräusch des Trittes und des Gesanges kam. Es war wirklich La

Mole, der den oberen Stock herabstieg, wo sein Zimmer lag, und Coconnas wahrnehmend, vier und vier die Stufen herabzuspringen anfing, welche ihn noch von seinem Freunde trennten, und als diese Operation beendet war, sich ihm um den Hals warf.

»Oh! Mordi! du bist es,« sprach Coconnas. »Wo Teufels, bist du denn heraus gekommen?«

»Ei, bei Gott! durch die Rue Cloche-Percée.«

»Nein, ich meine nicht aus jenem Hause.«

»Woher sonst?«

»Aus dem Gemache der Königin.«

»Der Königin?«

»Ja, der Königin von Navarra.«

»Ich bin nicht zu ihr hinein gegangen.«

»Geh doch!«

»Mein lieber Annibal,« sagte La Mole, »Du sprichst ungereimtes Zeug. Ich komme von meinem Zimmer, wo ich seit zwei Stunden auf Dich warte.«

»Du kommst aus Deinem Zimmer?«

»Ja.«

»Du bist es also nicht gewesen, den ich auf dem Platze des Louvre verfolgte?«

»Wann dies?«

»In diesem Augenblick.«

»Nein!«

»Du bist es nicht gewesen, der vor zehn Minuten unter der Pforte verschwand?«

»Nein!«

»Du bist nicht diese Treppe hinauf gelaufen, als ob Du von einer Legion von Teufeln verfolgt würdest?«

»Nein.«

»Mordi!« rief Coconnas, »der Wein des Schönen Gestirns, ist nicht so schlecht, daß er mir in diesem Grade den Kopf verdreht haben könnte. Ich sage Dir, daß ich so eben Deinen kirschroten Mantel und Deine weiße Feder unter der Pforte des Louvre erblickte, daß ich den einen und die andere bis unten an diese

Treppe verfolgt habe, und daß Dein Mantel, Dein Federhut und sogar Dein Arm, der sich wie ein Schwengel bewegt, hier von einer Dame erwartet wurden, die ich für die Königin von Navarra halte, welche das Ganze durch diese Türe zog, die, wenn ich mich nicht sehr täusche, die Türe der schönen Margarethe ist.«

»Mordi!« sprach La Mole erbleichend, »sollte hier ein Verrat obwalten?«

»Immerhin!« versetzte Coconnas, »schwöre, so lange Du willst, aber sage mir nicht mehr, daß ich mich täuschte!«

La Mole zögerte einen Augenblick, den Kopf zwischen seine Hände pressend und zwischen der Achtung und der Eifersucht schwankend. Aber die Eifersucht trug den Sieg davon. Er stürzte nach der Türe und fing an, an diese mit vollen Kräften zu klopfen, was einen in Betracht der Majestät des Ortes durchaus nicht anständigen Lärmen verursachte.

»Wir werden machen, daß man uns verhaftet,« sprach Coconnas, »aber gleichviel, die Sache ist äußerst lustig. Sage mir, La Mole, sollte es vielleicht Geister im Louvre geben?«

»Ich weiß es nicht,« erwiderte der junge Mann, so bleich wie die Feder, die seine Stirne beschattete. »Aber ich habe mir immer welche zu sehen gewünscht, und da sich die Gelegenheit bietet, so werde ich mein Möglichstes tun, mich diesem gegenüber zu stellen.«

»Ich widersetze mich nicht,« sprach Coconnas. »Nur klopfe ein wenig minder stark, wenn Du sie nicht zornig machen willst.«

La Mole, obgleich ganz außer sich, begriff die Richtigkeit dieser Bemerkung, und fuhr fort zu klopfen, aber mehr leise.

IV.

Der Kirschrote Mantel.

Coconnas hatte sich nicht getäuscht. Die Dame, welche den Kavalier in dem roten Mantel aufhielt, war wirklich die Königin von Navarra. Was den Kavalier in dem kirschroten Mantel betrifft, so hat unser Leser hoffentlich bereits erraten, daß es kein Anderer war, als der brave von Mouy.

Als der junge Mann die Königin von Navarra erkannte, begriff er, daß eine Verwechslung stattfand, aber er wagte es nicht, zu sprechen, aus Furcht, ein Schrei der Königin könnte ihn verraten. Er zog es vor, sich bis in ihre Gemächer führen zu lassen, entschlossen, wenn er einmal darin wäre, zu seiner schönen Führerin zu sagen:

»Stillschweigen um Stillschweigen, Madame!«

Margarethe drückte wirklich in dem Halbdunkel demjenigen, welchen sie für La Mole hielt, sanft den Arm und sagte, sich an sein Ohr neigend, in lateinischer Sprache zu ihm:

»Ich bin allein, tretet ein, mein Teurer!«

Von Mouy ließ sich, ohne zu antworten, führen; aber kaum befand er sich in dem besser erleuchteten Vorzimmer, als Margarethe erkannte, daß es nicht La Mole war.

Der kleine Schrei, den der kluge Hugenott befürchtet hatte, entschlüpfte in diesem Augenblicke Margarethe.

»Herr von Mouy!« rief sie, einen Schritt zurückweichend.

»Ich selbst, Madame, und ich bitte Eure Majestät, mich meinen Weg frei fortsetzen zu lassen, ohne Jemand ein Wort von Meiner Gegenwart im Louvre zu sagen.«

»Oh, Herr von Mouy!« murmelte Margarethe. »ich hatte mich also getäuscht!«

»Ja,« sprach von Mouy, »ich begreife; Eure Majestät wird mich für den König von Navarra gehalten haben. Es ist derselbe Wuchs, dieselbe weiße Feder, und wie viele sagen, die mir ohne Zweifel schmeicheln wollen, dieselbe Tournure.«

Margarethe schaute von Mouy fest an.

»Versteht ihr Lateinisch, Herr von Mouy?« sagte sie.

»Ich verstand es einst,« antwortete der junge Mann, »habe es aber vergessen.«

»Herr von Mouy, Ihr könnt von meiner Verschwiegenheit überzeugt sein,« fuhr sie fort, »da ich jedoch die Person zu kennen glaube, die Ihr im Louvre sucht, so biete ich Euch meine Dienste an, um Euch sicher zu ihr zu geleiten.«

»Entschuldigt mich, Madame,« sprach von Mouy, »ich glaube, daß Ihr Euch täuscht, und daß Ihr im Gegenteil durchaus nichts wißt . . . «

»Wie!« rief Margarethe, »sucht Ihr nicht den König von Navarra?«.

»Ach, Madame, leider muß ich Euch vor Allem bitten, meine Anwesenheit im Louvre Seiner Majestät Eurem Gemahl zu verbergen.«

»Hört, Herr von Mouy,« sprach Margarethe erstaunt, »ich habe Euch bis jetzt für eines der entschiedensten Häupter der Hugenotten, für einen der treuesten Parteigänger des Königs meines Gemahls gehalten; ich täuschte mich also?«

»Nein, Madame, noch diesen Morgen war ich Alles, was Ihr da sagt.«

»Und warum habt Ihr Euch seit diesem Morgen geändert?«

»Madame,« sprach von Mouy sich verbeugend, »wollt mir die Antwort erlassen und habt die Gnade, meine Huldigung zu genehmigen.«

Und in ehrfurchtsvoller, aber entschiedener Haltung machte von Mouy einige Schritte nach der Türe, durch welche er eingetreten war.

Margarethe hielt ihn zurück.

»Mein Herr,« sagte sie, »wenn ich Euch um eine Erklärung bitten würde. Mein Wort ist gut, wie es mir scheint.«

»Madame, ich muß schweigen, und daß ich hierzu verpflichtet bin, beweist genugsam, daß ich Eurer Majestät noch nicht geantwortet habe.«

»Jedoch, mein Herr«

»Eure Majestät kann mich zu Grunde richten, aber nicht verlangen, daß ich meine neuen Freunde verrate.«

»Doch die alten . . . haben sie nicht auch einige Rechte auf Euch?«

»Diejenigen, welche treu geblieben sind, ja; diejenigen, welche nicht nur uns, sondern sich selbst verlassen haben, nein!«

Margarethe war nachdenkend und unruhig und wollte ohne Zweifel eben eine neue Frage stellen, als Gillonne plötzlich in das Zimmer stürzte und ausrief:

»Der König von Navarra!«

»Von woher kommt er?«

»Durch den geheimen Gang.«

»Laßt diesen Herrn durch eine andere Türe hinaus.«

»Unmöglich, Madame, hört Ihr?«

»Man klopft.«

»Ja, an der Türe, durch welche ich diesen Herrn hinausführen soll.«

»Wer klopft?«

»Ich weiß es nicht.«

»Seht nach und kommt zurück.«

»Madame,« sprach von Mouy, »darf ich es wagen, Eurer Majestät zu bemerken, daß ich, wenn der König von Navarra mich zu dieser Stunde und in dieser Nacht im Louvre sieht, verloren bin?«

Margarethe nahm von Mouy beim Arme, führte ihn nach dem berühmten Kabinett und sprach:

»Tretet hier ein, mein Herr. Ihr seid hier so gut verborgen und so gut geschützt, als in Eurem eigenen Hause, denn ich verpfände Euch dafür mein Wort.«

Von Mouy stürzte rasch in das Kabinett, und kaum war die Türe hinter ihm geschlossen, als Heinrich erschien.

Diesmal hatte Margarethe keine Unruhe zu verbergen, und die Liebe lag hundert Meilen von ihren Gedanken.

Heinrich trat mit dem ängstlichen Mißtrauen ein, durch das er auch in dem am wenigsten gefährlichen Augenblicke selbst die geringfügigsten Dinge wahrnahm. Um so mehr war Heinrich unter den Umständen, in denen er sich befand, ein tiefer Beobachter.

Sogleich bemerkte er die Wolke, welche die Stirne von

Margarethe verdüsterte.

»Ihr wart beschäftigt, Madame,« sagte er.

»Ja, Sire, ich träumte.«

»Ihr hattet Recht, Madame, die Träumerei steht Euch gut. Ich träumte auch; aber im Gegensatze gegen Euch, die Ihr die Einsamkeit sucht, kam ich ausdrücklich herab, um Euch meine Träume mitzuteilen.«

Margarethe hieß den König durch ein Zeichen willkommen und deutete auf ein Fauteuil, während sie sich selbst auf einen Stuhl von geschnitztem Ebenholz so fein und stark wie Stahl setzte.

Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen unter den Gatten. Heinrich unterbrach dasselbe zuerst und sagte:

»Ich erinnere mich, Madame, daß meine Träume in Beziehung auf die Zukunft mit den Eurigen das gemein haben, daß wir als Gatten getrennt dennoch Beide unser Glück zu vereinigen wünschten.«

»Das ist wahr, Sire!«

»Ich glaube auch begriffen zu haben, daß ich bei allen Plänen, die ich nach einem gemeinschaftlichen Grundrisse entwerfen dürfte, in Euch nicht nur eine treue, sondern auch eine tätige Verbündete finden würde.«

»Ja, Sire, und ich verlange nur Eines: daß Ihr, indem Ihr so schnell als möglich zum Werke schreitet, mir Gelegenheit geben möget, ebenfalls bald anzufangen.«

»Ich bin glücklich, Euch in dieser Stimmung zu finden, Madame, und ich glaube, daß Ihr nicht einen Augenblick befürchtet habt, ich könnte den Plan aus dem Blicke verlieren, dessen Ausführung an demselben Tage von mir beschlossen worden ist, wo ich durch Eure mutige Vermittlung der Rettung meines Lebens beinahe sicher war.«

»Mein Herr, ich halte Eure Sorglosigkeit für eine Maske und baue nicht allein auf die Weissagungen der Astrologen, sondern auch aus Euren erhabenen Geist.«

»Was würdet Ihr aber dazu sagen, wenn Einer käme, um unsere Pläne zu durchkreuzen, mit der Drohung uns, Euch und mich, auf eine mittelmäßige Lage zu beschränken?«

»Ich würde sagen, ich sei bereit mit Euch, im Schatten oder

offen, gegen diesen Einen, wer es auch sein möchte, zu kämpfen.«

»Madame,« fuhr Heinrich fort, »nicht wahr, Ihr habt zu jeder Stunde Eintritt bei dem Herzoge von Alençon? Ihr besitzt sein Vertrauen, und er hegt eine lebhaft Freundschaft für Euch. Darf ich es wagen, Euch zu bitten, nachzusehen, ob er nicht in diesem Augenblick mit irgend Jemand in geheimer Unterredung begriffen ist?«

Margarethe bebte.

»Mit wem, mein Herr?« fragte sie.

»Mit Herrn von Mouy.«

»Warum dieß?« sprach Margarethe, die Bewegung in ihrem Innern zurückdrängend.

»Weil, wenn es sich so verhält dann gute Nacht allen unseren Plänen, wenigstens allen den meinigen.«

»Sire, sprecht leise,« sagte Margarethe, machte ein Zeichen zugleich mit den Augen und den Lippen und deutete mit dem Finger aus das Kabinett.

»Oh! oh!« versetzte Heinrich, »abermals irgend Einer. In der Tat, dieses Kabinett ist so oft bewohnt, daß es Euer Zimmer unbewohnbar macht.«

Margarethe lächelte.

»Es ist doch wenigstens immer noch Herr de La Mole?« fragte Heinrich.

»Nein, Sire, Herr von Mouy.«

»Er!« rief Heinrich mit einem Erstaunen, in das sich Freude einmischte. »Er ist also nicht bei dem Herzog von Alençon? Ah! laßt ihn kommen, damit ich mit ihm sprechen kann.«

Margarethe lief nach dem Kabinett, öffnete es, nahm von Mouy bei der Hand und führte ihn geraden Wegs vor den König von Navarra.

»Ah! Madame,« sprach der Hugenott, mit einem mehr traurigen als bitteren Tone des Vorwurfs, »Ihr verratet mich, trotz Eures Versprechens, das ist schlimm. Was würdet Ihr sagen, wenn ich mich rächte, indem ich . . . «

»Ihr werdet Euch nicht rächen, von Mouy,« unterbrach ihn Heinrich und drückte dem jungen Manne die Hand, »oder Ihr

werdet mich wenigstens zuvor anhören. Madame,« fuhr er sich an die Königin wendend fort, »macht, daß uns Niemand hört.«

Heinrich hatte kaum so gesprochen, als Gillonne ganz bestürzt eintrat und Margarethen ein paar Worte zuflüsterte, bei denen diese vom Stuhle aufsprang. Während sie mit Gillonne nach dem Vorzimmer lief, untersuchte Heinrich, ohne sich um die Ursache zu bekümmern, welche sie hinausrief, das Bett, den Raum hinter dem selben, die Vorhänge, und befühlte mit den Fingern die Wände. Herr von Mouy aber versicherte sich, aufgebracht über alle diese weitläufigen Vorsichtsmaßregeln, ob sein Degen nicht an der Scheide festhielt.

Als Margarethe das Schlafzimmer verließ, eilte sie in das Vorzimmer und befand sich La Mole gegenüber, welcher, trotz der inständigen Bitten von Gillonne, mit aller Gewalt zu Margarethe dringen wollte.

Coconnas stand hinter ihm, bereit ihn vorwärts zu stoßen oder seinen Rückzug zu unterstützen.

»Ah! Ihr seid es, Herr de La Mole; aber was habt Ihr denn, warum zittert Ihr, warum seid Ihr so bleich?«

»Madame,« sprach Gillonne, »Herr de La Mole hat dergestalt an die Türe geklopft, daß ich, unerachtet der Befehle Eurer Majestät, zu öffnen genötigt war.«

»Oh! oh! was soll das bedeuten,« sprach die Königin mit strengem Tone, »ist es wahr, was man mir da sagt, Herr de La Mole?«

»Madame, ich wollte Eure Majestät davon in Kenntnis setzen, daß ein Fremder, ein Unbekannter, vielleicht ein Dieb sich mit meinem Mantel und meinem Hute bei Euch eingeschlichen hat.«

»Ihr seid ein Narr, mein Herr,« erwiderte Margarethe, »denn ich sehe Euren Mantel auf Euren Schultern, und ich glaube, Gott soll mir vergeben, ich sehe auch Euren Hut auf Eurem Kopfe, während Ihr mit einer Königin sprecht.«

»Verzeihung, Madame, Verzeihung!« rief La Mole, rasch den Hut abnehmend. »Gott sei mein Zeuge, es ist nicht Mangel an Achtung.«

»Nein es ist das Vertrauen, nicht wahr?« sprach die Königin.

»Was wollt Ihr?« rief La Mole, »wenn ein Mann bei Euerer

Majestät ist, wenn er sich, meine Tracht und vielleicht auch meinen Namen annehmend, einschleicht, wer weiß?»

»Ein Mann!« sprach Margarethe, dem armen Verliebten sanft die Hand drückend, »ein Mann! . . . Ihr seid bescheiden, Herr de La Mole, nähert Euren Kopf der Öffnung des Vorhanges und Ihr werdet zwei Männer sehen.«

Margarethe öffnete wirklich ein wenig den Türvorhang von goldgesticktem Sammet, und La Mole erkannte Heinrich, der mit einem Manne in rotem Mantel sprach; neugierig, als ob es sich um seine eigene Person gehandelt hätte, schaute Coconnas auch und sah und erkannte von Mouy; Beide blieben voll Erstaunen.

»Nun, da Ihr, wenigstens wie ich hoffe, beruhigt seid,« sprach Margarethe, »stellt Euch an die Türe meiner Wohnung, und laßt Niemand eintreten . . . bei Eurem Leben, mein lieber La Mole. Nähert sich Jemand auch nur dem Treppenplatze, so gebt Nachricht.«

Schwach und gehorsam wie ein Kind, ging La Mole hinaus, schaute Coconnas an, der ihn ebenfalls anschaute, und Beide waren außen, ohne sich von ihrer Verwunderung erholt zu haben.

»Von Mouy!« rief Coconnas.

»Heinrich!« murmelte La Mole.

»Von Mouy, mit Deinem kirschroten Mantel, Deiner weißen Feder und Deinem Arm als Schwengel.«

»Doch höre,« versetzte La Mole, »da es sich nicht um Liebe handelt, so handelt es sich um ein Komplott.«

»Ah! Mordi!« sprach Coconnas brummend, »wir stecken also in der Politik. Zum Glück sehe ich in Allem dem nicht Frau von Nevers.«

Als Margarethe zurückkehrte, setzte sie sich neben die in der Unterredung begriffenen zwei Männer. Ihre Abwesenheit hatte nur eine Minute gedauert und die Zeit war gut von ihr benützt worden: Gillonne in dem geheimen Gange aufgestellt, die zwei Edelleute als Schildwachen an dem Haupteingange verliehen ihr vollkommene Sicherheit.

»Madame,« sprach Heinrich, »glaubt Ihr, es wäre durch irgend ein Mittel möglich, uns zu hören oder zu behorchen?«

»Mein Herr,« sprach Margarethe, »dieses Zimmer ist

ausgepolstert und ein doppeltes Täfelwerk bürgt mir für die Dämpfung.«

»Ich verlasse mich auf Euch,« versetzte Heinrich lächelnd.

Dann sich gegen von Mouy umwendend, sprach der König mit leiser Stimme und als ob, trotz der Versicherung von Margarethe, seine Befürchtungen noch nicht ganz beseitigt wären:

»Sprecht, in welcher Absicht kommt Ihr hierher?«

»Hierher?« sagte von Mouy.

»In, hierher, in dieses Zimmer.«

»Er kam in keiner Absicht,« versetzte Margarethe, »ich habe ihn hierher gezogen.«

»Ihr wußtet also? . . . «

»Ich habe Alles erraten.«

»Ihr seht wohl, von Mouy, daß man erraten kann.«

»Herr von Mouy«, fuhr Margarethe fort, »war diesen Morgen bei dem Herzog Franz in dem Zimmer von zweien seiner Edelleute . . . «

»Ihr seht wohl, Herr von Mouy«, wiederholte Heinrich, »daß man Alles weiß.«

»Das ist wahr,« sprach von Mouy.

»Ich wußte gewiß,« sagte Heinrich, »daß sich der Herzog von Alençon Euerer bemächtigt hatte.«

»Das ist Euer Fehler, Sire, warum habt Ihr so hartnäckig ausgeschlagen, was ich anbot?«

»Ihr habt Euch geweigert!« rief Margarethe. »Diese Weigerung, von der ich ein Vorgefühl hatte, ist also wirklich geschehen?«

»Madame,« sprach Heinrich, »und Du, mein braver Mouy, in der Tat, Ihr macht mich lachen mit Euren Ausrufungen. Wie! es tritt ein Mensch ein, spricht mir von Thron, von Empörung, von Umsturz, mir, Heinrich, einem Prinzen, der geduldet wird, vorausgesetzt, daß er die Stirne niedrig trägt, einem Hugenotten, den man unter der Bedingung schont, daß er den Katholiken spielt, und ich soll einwilligen, wenn man mir die Anträge in einem Zimmer macht, das weder ausgepolstert, noch mit doppeltem Täfelwerk versehen ist! Ventre-saint-gris! Ihr seid Kinder oder verrückt.«

»Aber, Sire, konnte Eure Majestät mir nicht einige Hoffnung,

wenn nicht durch Worte, doch wenigstens durch eine Gebärde, durch ein Zeichen lassen?«

»Was hat Euch mein Schwager gesagt, von Mouy?«

»Oh! Sire, das ist nicht mein Geheimnis.«

»Ei! mein Gott,« versetzte Heinrich, gewisser Maßen ungeduldig, daß er es mit einem Menschen zu tun hatte, der seine Worte so schlecht begriff, »ich frage nicht, welche Vorschläge er Euch gemacht hat, ich frage nur, ob er horchte, ob er gehört hat?«

»Er horchte, Sire, und er hat gehört.«

»Er horchte und hat gehört? Ihr sagt es selbst, von Mouy! Armer Verschwörer, hätte ich ein Wort gesprochen, so wäret Ihr verloren gewesen. Denn, wenn ich es auch nicht wußte, so vermutete ich doch, daß er da war, und wenn nicht er, so irgend ein Anderer, Karl IX., der Herzog von Anjou, die Königin Mutter; Ihr kennt die Wände des Louvre nicht, von Mouy; für sie ist das Sprichwort gemacht worden: die Wände haben Ohren, und ich, der ich diese Wände kenne, hätte sprechen sollen? Mein lieber von Mouy, Ihr erzeigt dem Verstande des Königs von Navarra wenig Ehre, und ich wundere mich, daß Ihr, da Ihr ihn in Eurem Geiste nicht höher stellt, gekommen seid, um ihm eine Krone anzubieten.«

»Aber, Sire,« versetzte von Mouy abermals, »konntet Ihr mir, während Ihr diese Krone ausschlugt, nicht wenigstens ein Zeichen machen? ich hätte nicht Alles für verzweifelt, für verloren gehalten.«

»Ei, Ventre-saint-gris, wenn er horchte, konnte er nicht eben so gut auch sehen, und ist man durch ein Zeichen nicht eben so verloren, wie durch ein Wort? Hört, von Mouy,« fuhr der König, um sich her schauend, fort, »zu dieser Stunde, so nahe bei Euch, daß unsere Worte den Kreis von unsern drei Stühlen nicht überschreiten, befürchte ich noch gehört zu werden, wenn ich Dir sage: von Mouy wiederhole mir Deine Vorschläge!«

»Aber, Sire,« rief von Mouy in Verzweiflung, »nun habe ich Verbindlichkeiten gegen den Herzog von Alençon eingegangen.«

Margarethe schlug voll Ärger ihre zwei schönen Hände an einander.

»Es ist also zu spät?« sagte sie.

»Im Gegenteil,« murmelte Heinrich, »begreift doch, daß der Schutz Gottes hierin sichtbar ist. Bleibe mit ihm in Verbindung, von Mouy, denn dieser Franz ist das Heil von uns Allen. Glaubst Du denn, der König von Navarra könnte alle Eure Köpfe verbürgen? Im Gegenteil, Unglücklicher, ich mache, daß man Euch Alle bis auf den Letzten, und zwar bei dem geringsten Verdachte tötet. Aber ein Sohn von Frankreich, das ist etwas Anderes! Nimm Beweise, von Mouy, fordere Garantien! Aber bei Deiner Einfalt hast Du wohl Verbindlichkeiten mit dem Herzen eingegangen und ein Wort hat Dir genügt.«

»Oh! Sire, glaubt mir«, rief von Mouy, »die Verzweiflung darüber, daß Ihr uns verließt, hat mich dem Herzog in die Arme geworfen, dabei auch die Furcht verraten zu werden, denn er besaß unser Geheimnis.«

»Besitze das seinige ebenfalls, von Mouy, das hängt von Dir ab. Was wünscht er? König von Navarra zu werden. Versprich ihm die Krone. Was will er? Den Hof verlassen! Liefere ihm die Mittel zur Flucht. Arbeite für ihn, von Mouy, als ob Du für mich arbeiten würdest; lenke den Schild, daß er die Streiche pariere, die man nach uns führt. Muß man fliehen, so werden wir zu Zwei fliehen. Muß man kämpfen und regieren, so werde ich allein sein.«

»Mißtraut dem Herzog,« sprach Margarethe, »es ist ein finsterer, durchdringender Geist, ohne Haß und ohne Freundschaft, stets bereit seine Freunde als Feinde, seine Feinde als Freunde zu behandeln.«

»Und er erwartet Euch, von Mouy?« sprach Heinrich.

»Ja, Sire.«

»Wo dies?«

»In dem Zimmer jener zwei Edelleute!«

»Um welche Stunde?«

»Um Mitternacht.«

»Noch nicht elf Uhr,« versetzte Heinrich, »es ist noch keine Zeit verloren, geht, von Mouy.«

»Wir haben Euer Wort, mein Herr,« sprach Margarethe.

»Stille doch, Madame,« sagte Heinrich mit dem Vertrauen, das er bei gewissen Personen und bei gewissen Gelegenheiten so gut an den Tag zu legen wußte. »Bei Herrn von Mouy fragt man nicht

einmal nach solchen Dingen.«

»Ihr habt Recht, Sire,« antwortete der junge Mann, »aber ich bedarf des Eurigen, denn ich muß den Führern sagen, daß ich es erhalten habe. Nicht wahr, Ihr seid nicht Katholik?«

Heinrich zuckte die Achseln.

»Ihr leistet nicht auf das Königreich Navarra Verzicht?«

»Ich leiste auf kein Königreich Verzicht, nur behalte ich mir vor, das beste zu wählen, d. h. dasjenige, das am meisten mir und Euch genehm ist.«

»Und wenn mittlerweile Eure Majestät verhaftet würde, verspricht sie, nichts zu enthüllen, sogar falls man die königliche Majestät durch die Folter verletzen würde?«

»Von Mouy, ich schwöre es Euch bei Gott.«

»Sire, ein Wort. Wie soll ich Euch wieder sehen?«

»Ihr erhaltet schon morgen den Schlüssel zu meinem Zimmer. Ihr tretet ein, von Mouy, so oft es nothwendig ist, und wann Ihr wollt. Der Herzog von Alençon hat Eure Anwesenheit im Louvre zu verantworten. Mittlerweile geht die kleine Treppe hinaus. Ich werde Euch als Führer dienen. Unterdessen läßt die Königin hier den dem Eurigen ähnlichen roten Mantel eintreten, welcher so eben im Vorzimmer war. Man soll keinen Unterschied zwischen den Beiden machen und nicht wissen, daß Ihr doppelt seid?«

Heinrich sprach diese letzten Worte lachend und Margarethe dabei anschauend.

»Ja,« sagte sie, ohne in Bewegung zu geraten, »denn dieser Herr de La Mole gehört am Ende dem Herzog meinem Bruder.«

»Gut, sucht ihn für uns zu gewinnen, Madame,« sagte Heinrich mit vollkommenem Ernste, »spart weder Geld noch Versprechungen. Ich stelle alle meine Schätze zu Eurer Verfügung.«

»Schön,« sprach Margarethe mit jenem Lächeln, das nur den Frauen von Boccaccio gehört, »wenn dies Euer Wunsch ist, so werde ich mein Möglichstes tun, denselben zu unterstützen.«

»Gut, und Ihr, von Mouy, kehrt zu dem Herzog zurück und laßt ihn nur kommen.«

V.

Margarita.

Während des von uns berichteten Gespräches bezogen La Mole und Coconnas ihre Wache, La Mole ein wenig ärgerlich, Coconnas ein wenig unruhig.

La Mole hatte nämlich Zeit gehabt, zu überlegen und Coconnas hatte ihn dabei vortrefflich unterstützt.

»Was denkst Du von Allem dem, Freund?« fragte La Mole Coconnas.

»Ich denke,« antwortete der Piemontese, »daß hinter Allem dem eine Hofintrige steckt.«

»Und vorkommenden Falls bist Du geneigt, eine Rolle bei dieser Intrige zu spielen?«

»Mein Lieber,« antwortete Coconnas, »höre wohl, was ich Dir sagen will, und suche Nutzen daraus zu ziehen. In allen diesen prinzlichen Schleichwegen, in allen diesen königlichen Machinationen können und müssen wir nur als Schatten gelten; wo der König von Navarra ein Stück von seiner Feder und der Herzog von Alençon einen Flügel von seinem Mantel läßt, da werden wir unser Leben lassen. Verliere Deinen Kopf in der Liebe, mein Teurer, aber verliere ihn nicht in der Politik.«

Das war ein weiser Rat. Er wurde auch von La Mole mit der Traurigkeit eines Menschen angehört, welcher, zwischen die Vernunft und die Torheit gestellt, fühlt, daß er der Torheit folgt.

»Aber ich liebe die Königin, Annibal, ich liebe sie, und liebe sie unglücklicher oder glücklicher Weise mit meiner ganzen Seele. Es ist Narrheit, wirst du sagen, ich gebe es zu, ich bin ein Narr; aber Du, der Du ein Weiser bist, Coconnas, Du sollst nicht durch meine Thorheiten und mein Unglück leiden. Suche unsern Herrn auf und gefährde Dich nicht.«

Coconnas überlegte einen Augenblick und antwortete sodann, den Kopf erhebend:

»Mein Lieber, Alles, was Du da sagst, ist vollkommen richtig. Du bist verliebt, handelst als Verliebter. Ich bin ehrgeizig und denke,

das Leben ist mehr wert, als das Lächeln einer Frau. Wenn ich mein Leben wage, so werde ich meine Bedingungen machen. Du, mein armer Medor, suche die Deinigen zu stellen.«

Und Coconnas reichte La Mole die Hand und entfernte sich, nachdem er zuvor mit seinem Freunde einen letzten Blick gewechselt hatte.

Er mochte seinen Posten ungefähr zehn Minuten verlassen haben, als sich die Türe öffnete und Margarethe vorsichtig heraustrat, La Mole bei der Hand nahm und ihn, ohne ein Wort zu sagen, in die Tiefe ihres Gemaches zog, wonach sie die Türen mit einer Sorgfalt schloß, welche die Wichtigkeit der Besprechung andeutete, die nun statthaben sollte.

Wieder im Zimmer, blieb sie stehen, setzte sich sodann in den ebenholzernen Stuhl, zog La Mole zu sich, schloß seine zwei Hände in die ihrigen und sagte:

»Nun, da wir allein sind, wollen wir ernsthaft sprechen, mein großer Freund.«

»Ernsthaft, Madame?« sagte La Mole.

»Oder vertraulich, das geht Euch besser? Es kann ernste Dinge geben bei der Vertraulichkeit, und besonders bei der Vertraulichkeit einer Königin.«

»Reden wir also von diesen ernsthaften Dinge, aber unter der Bedingung, daß Eure Majestät sich nicht über die tollen Dinge ärgert, die ich ihr sagen werde.«

»Ich werde mich nur über Eines ärgern, La Mole, wenn Ihr mich Madame oder Majestät nennt; für Euch, mein Freund, bin ich nur Margarethe.«

»Ja, Margaretha, ja, Margarita,« sprach der junge Mann, die Königin mit dem Blicke verschlingend.



Marguerite de Valois

»So ist es gut,« sagte Margarethe, »Ihr seid also eifersüchtig, mein schöner Herr?«

»Oh, um die Vernunft darüber zu verlieren.«

»Immer noch!«

»Um wahnsinnig zu werden, Margarethe.«

»Und auf wen seid Ihr eifersüchtig?«

»Auf alle Welt.«

»Nun denn?«

»Auf den König zuerst.«

»Ich glaubte, nach dem, was Ihr gesehen und gehört habt, könntet Ihr von dieser Seite ruhig sein.«

»Auf diesen Herrn von Mouy, den ich diesen Morgen zum

ersten Male gesehen habe, und an diesem Abend in Eurem Vertrauen so weit vorgerückt finde.«

»Auf Herrn von Mouy?«

»Ja.«

»Und was veranlaßt Euren Argwohn in Beziehung auf Herrn von Mouy?«

»Hört . . . ich habe ihn an seinem Wuchse, an der Farbe seiner Haare, an einem natürlichen Gefühle des Hasses erkannt. Er ist es, der diesen Morgen bei Herrn von Alençon war.«

»Wohl, aber welche Beziehung hat dieß zu mir?«

»Das kann ich nicht wissen; aber jedenfalls, Madame, seid offenherzig; in Ermangelung eines andern Gefühles hat eine Liebe, wie die meinige, wohl das Recht, Offenherzigkeit zu verlangen. Seht, ich werfe mich zu Euren Füßen, wenn das, was Ihr für mich empfunden habt, nur ein vorübergehendes Gefühl ist, so gebe ich Euch Euer Wort, Eure Versprechungen zurück. Ich gebe dem Herzog von Alençon seine Gnadenbezeugungen und meine Stelle als Edelmann in seinem Dienste zurück und lasse mich bei der Belagerung von La Rochelle töten, wenn mich nicht die Liebe getötet hat, ehe ich dahin zu gelangen vermag.«

Margarethe hörte lächelnd diese Worte voll Zauber und folgte mit den Augen dieser Action voll Anmut. Dann ihr schönes, träumerisches Haupt auf seine brennende Hand legend, sagte sie:

»Ihr liebt mich?«

»Oh! Madame, mehr als mein Leben, mehr als mein Seelenheil, mehr als Alles. Aber Ihr, Ihr . . . Ihr liebt mich nicht.«

»Armer Narr,« murmelte sie.

»Ja, Madame,« rief La Mole immer noch auf seinen Knien, »ich sagte es, ich wäre es.«

»Die erste Angelegenheit Eures Lebens ist also Eure Liebe, teurer La Mole?«

»Es ist die Einzige, Madame.«

»Gut, es sei, ich werde aus allem Andern nur eine Beigabe dieser Liebe machen. Ihr liebt mich also, Ihr wollt bei mir bleiben?«

»Mein einziges Gebet zu Gott ist, daß er mich nie von Euch

entferne.«

»Wohl, Ihr werdet mich nie verlassen, ich bedarf Eurer.«

»Wie? Ihr bedürft meiner? die Sonne bedarf des Glühwürmchens!«

»Werdet Ihr mir völlig ergeben sein, wenn ich Euch sage, daß ich Euch liebe?«

»Ei, bin ich es denn nicht schon ganz und gar, Madame?«

»Ja, aber Gott vergebe mir, Ihr zweifelt noch.«

»Oh! ich habe unrecht, ich bin undankbar, oder vielmehr, wie ich Euch wiederholt sagte, ich bin ein Narr. Aber warum war Herr von Mouy diesen Abend bei Euch? Warum habe ich ihn diesen Morgen bei Herrn von Alençon gesehen? Warum dieser kirschrote Mantel? diese weiße Feder, dieses Bestreben, meine Haltung nachzuahmen?«

»Unglücklicher,« sprach Margarethe, »Unglücklicher, der sich eifersüchtig nennt und nicht erraten hat! Wißt Ihr, La Mole, daß der Herzog von Alençon Euch mit seinem eigenen Schwerte töten würde, wenn er wüßte, daß Ihr heute Abend hier seid, mir zu Füßen liegt, und ich, statt Euch fortzujagen, Euch sage: »Bleibt hier, so wie Ihr seid, La Mole, denn ich liebe Euch, mein schöner Edelmann! hört Ihr, ich liebe Euch! Nun wohl, ja, ich wiederhole es: er würde Euch töten!«

»Großer Gott!« rief La Mole, sich zurückbiegend und Margarethe voll Schrecken anschauend, »wäre es möglich!«

»Alles ist möglich, Freund, in unserer Zeit und bei diesem Hofe. Nun ein Wort: Nicht meinetwegen kam Herr von Mouy, in Eurem Mantel gekleidet, das Gesicht unter Eurem Hute verborgen, in den Louvre. Es geschah wegen Herrn von Alençon. Aber ich, die ich nicht davon in Kenntnis gesetzt war, hielt ihn für Euch, führte ihn hierher im Glauben, Ihr wäret es, und sprach mit ihm, ebenfalls im Glauben, ich spräche mit Euch. Er hat unser Geheimnis in seinen Händen, La Mole, man muß ihn also schonen.«

»Ich will ihn lieber töten,« versetzte La Mole, »das ist kürzer und sicherer.«

»Und mir, mein braver Edelmann,« sagte die Königin, »ist es lieber, daß er lebt und daß er Alles erfahre; denn sein Leben ist uns nicht nur nötig, sondern nützlich. Hört und erwägt wohl Eure

Worte, ehe Ihr sprecht: liebt Ihr mich hinreichend, La Mole, um Euch zu freuen, wenn ich wirklich Königin, d. h. Gebieterin eines wahren Königreichs, würde?«

»Ach, Madame,« rief La Mole, »ich liebe Euch genugsam, um zu wünschen, was Ihr wünscht, und wäre dieser Wunsch auch das Unglück meines ganzen Lebens.«

»Nun wohl, wollt Ihr mich in der Verwirklichung dieses Wunsches, der Euch noch glücklicher machen wird, unterstützen?«

»Oh, ich werde Euch verlieren!« rief La Mole, sein Haupt in seinen Händen verbergend.

»Nein, im Gegenteil, statt der Erste meiner Diener zu sein, werdet Ihr der Erste meiner Untertanen. Das ist der ganze Unterschied.«

»Oh, kein Interesse, keinen Ehrgeiz, Madame, befleckt nicht selbst das Gefühl, das ich für Euch hege . . . Ergebenheit, nichts als Ergebenheit.«

»Edle Natur,« sprach Margarethe, »nun ja, ich nehme sie an, Deine Ergebenheit, und werde sie zu lohnen wissen.«

Und sie reichte ihm ihre beiden Hände, welche La Mole in den seinigen drückte.

»Nun?« sagte sie.

»Nun ja,« antwortete La Mole, »ja, Margarethe, ich fange an, den unbestimmten Plan zu begreifen, von welchem man unter uns Hugenotten schon vor der Sanct-Bartholomäusnacht sprach. Zu Ausführung dieses Planes war ich, wie so viele andere Würdigere, nach Paris gerufen worden. Nach diesem wirklichen Königreiche Navarra, das ein nur in der Einbildung bestehendes ersetzen sollte, strebt Ihr. Und dazu treibt Euch König Heinrich an. Von Mouy konspiriert mit Euch, nicht wahr? Aber was hat der Herzog von Alençon mit dieser Angelegenheit zu tun? Wo ist ein Thron für ihn in Allem dem? Ich sehe es nicht. Ist der Herzog von Alençon nun hinreichend Euer . . . Freund, um Euch bei Allem dem zu unterstützen, und zwar, ohne etwas Anderes im Austausch dafür zu verlangen, als die Gefahr, die er läuft?«

»Der Herzog, Freund, konspiriert für seine eigene Rechnung. Lassen wir ihn sich verirren, sein Leben bürgt uns für das

unsere.«

»Aber ich, der ich ihm gehöre, darf ich ihn verraten?«

»Ihn verraten? und worin werdet Ihr ihn verraten? Hat er nicht Euch verraten, indem er Herrn von Mouy Euren Mantel und Euren Hut gab, als ein Mittel, bis zu ihm zu dringen? Ihr gehört ihm, sagt Ihr? Gehörtet Ihr nicht mir, mein Edelmann, ehe Ihr ihm gehörtet? und hat er Euch einen Beweis von Freundschaft gegeben, der größer wäre, als der Beweis von Liebe, den Ihr von mir besitzt?«

La Mole erhob sich bleich und wie vom Blitz getroffen.

»Oh,« murmelte er, »Coconnas sagte es mir wohl! Die Intrige hüllt mich in ihre Falte, sie wird mich ersticken.«

»Nun?« fragte Margarethe.

»Nun,« sprach La Mole, »so hört meine Antwort. Man behauptet, und ich habe es am andern Ende von Frankreich sagen hören, wo Euer so erhabener Name, der allgemeine Ruf Eurer hohen Schönheit wie ein schwankendes Verlangen nach dem Unbekannten mein Herz berührten, man behauptet: Ihr habet zuweilen geliebt und Eure Liebe sei stets den Gegenständen derselben unheilbringend gewesen, so daß der Tod, ohne Zweifel aus Eifersucht, sie beinahe immer Euch entrissen habe. Unterbrecht mich nicht, oh Margarita, denn man fügt bei: Ihr habet in goldenen Kapseln die Herzen dieser treuen Freunde¹⁵ bewahrt, und Ihr gönnt zuweilen diesen traurigen Überresten eine schwermütige Erinnerung, einen frommen Blick. Ihr seufzt, meine Königin, Eure Augen verschleiern sich, es ist wahr. Wohl, macht aus mir den geliebtesten und glücklichsten von Euren Günstlingen. Bei Andern habt Ihr das Herz durchbohrt, und Ihr bewahrt dieses Herz. Bei mir macht Ihr mehr, Ihr gebt meinen Kopf Preis. Wohl, Margarethe, schwört mir vor dem Bilde dieses Gottes, der mein Leben gerade hier gerettet hat, schwört mir, daß Ihr, wenn ich für Euch sterbe, wie es mir ein unbestimmtes Vorurteil andeutet, um Eure Blicke zuweilen darauf weilen zu lassen, diesen Kopf behaltet, den der Henker von meinem Leibe getrennt haben wird. Schwört mir, Margarethe, und das Versprechen einer solchen Belohnung von meiner Königin wird mich stumm, im Falle der Not zum Verräter und feig machen, das heißt, ganz ergeben, wie es der von Euch bevorzugte, wie es Euer Genosse sein muß.«

»Oh traurige Torheit,« sprach Margarethe, »oh unseliger Gedanke!«

»Schwört . . . «

»Worauf soll ich schwören?«

»Auf dieses silberne Kästchen, welches von einem Kreuze überragt wird.«

»Nun wohl, wenn, was Gott verhüten möge, Deine düstere Ahnungen sich verwirklichen, mein schöner Edelmann, auf dieses Kreuz schwöre ich Dir, Du sollst bei mir sein, lebendig oder tot, so lange ich selbst lebe. Und wenn ich Dich aus der Gefahr nicht retten kann, in die ich Dich, ich weiß es wohl, für mich allein stürze, so gebe ich wenigstens Deiner armen Seele den Trost, welchen Du verlangst und den Du so gut verdient haben wirst.«

»Noch ein Wort, Margarethe. Ich kann nun sterben, ich bin über meinen Tod beruhigt; ich kann aber auch leben, wir können siegen. Der König von Navarra kann wirklich König werden, Ihr könnt Königin sein. Dann wird Euch der König entführen. Das unter Euch ausgesprochene Gelübde der Trennung wird eines Tags gebrochen werden und die unsere zur Folge haben. Margarethe, teure, vielgeliebte Margarethe, mit einem Worte habt Ihr mich über meinen Tod beruhigt, beruhigt mich nun auch mit einem über mein Leben.«

»Oh, fürchte nichts!« rief Margarethe, die Hand abermals nach dem Kreuze über dem Kästchen ausstreckend. »Wenn ich reise, folgst du mir, und wenn der König sich weigert, Dich mitzunehmen, dann bin ich es, welche nicht reist.«

»Aber Ihr werdet es nicht wagen, zu widerstehen?«

»Mein vielgeliebter Hyacinth,« sprach Margarethe, »Du kennst Heinrich nicht. Heinrich denkt in diesem Augenblicke nur an Eines, daran, König zu werden.«

Und diesem Verlangen würde er im gegenwärtigen Augenblicke Alles opfern, was er besitzt und eben darum noch viel mehr, was er nicht besitzt. Gott befohlen!«

Von diesem Abend an war La Mole kein gewöhnlicher Günstling mehr und er konnte den Kopf hoch tragen, dem, lebendig oder tot, eine so süße Zukunft vorbehalten war.

Zuweilen aber neigte sich seine gewichtige Stirne gegen die

Erde, seine Wange erbleichte und herbes Nachsinnen zog seine Furchen zwischen den Augenbrauen des einst so heitern, jetzt so glücklichen jungen Mannes.

VI.

Die Hand Gottes.

Heinrich sagte zu Frau von Sauves, als er sie verließ:

»Legt Euch zu Bette, Charlotte. Stellt Euch, als wäret Ihr ernstlich krank, und empfangt morgen unter keinem Vorwand irgend einen Menschen.«

Charlotte gehorchte, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, was den König zu diesem Geheiß bewegen dürfte. Sie fing an, sich an seine Exzentrizitäten, wie man in unsern Tagen sagen würde, und an seine Phantasien zu gewöhnen, wie man damals sagte.

Überdies wußte sie, daß Heinrich in seinem Herzen Geheimnisse verschloß, die er Niemand mitteilte, daß in seinem Geiste Pläne verwahrt waren, die er sogar in seinen Träumen zu enthüllen sich fürchtete, und sie gehorchte somit allen seinen Willensausbrüchen überzeugt, daß auch seine seltsamsten Gedanken ein bestimmtes Ziel hatten.

An demselben Abend beklagte sie sich daher gegen Dariole über große Schwere des Kopfes, begleitet von Schwindel. Das waren die Symptome, welche Heinrich ihr vorzuschützen empfohlen hatte.

Am anderen Tage gab sie sich den Anschein, als wollte sie aufstehen, aber kaum hatte sie einen Fuß auf den Boden gesetzt, als sie sich über allgemeine Schwäche beklagte und wieder zu Bette ging.

Diese Unpäßlichkeit, welche Heinrich dem Herzoge von Alençon mitgeteilt hatte, war die erste Neuigkeit, die man Catharina überbrachte, als sie mit ruhiger Miene fragte, warum die Sauves nicht wie gewöhnlich bei ihrem Lever erscheine.

»Krank«, antwortete die gerade anwesende Herzogin von Lothringen.

»Krank«, wiederholte Catharina, ohne daß eine Muskel ihre Teilnahme an der Antwort verriet. »Eine Müdigkeit der Trägen.«

»Nein, Madame,« versetzte die Prinzessin. »Sie beklagt sich

über ein heftiges Kopfweg und über eine Schwäche, die sie zu gehen verhindert.«

Catharina antwortete nicht, sondern wandte sich, ohne Zweifel um ihre Freude zu verbergen, nach einem Fenster; als sie Heinrich erblickte, der nach seiner Unterredung mit Herrn von Mouy durch den Hof schritt, erhob sie sich, um ihn schärfer zu betrachten, und angetrieben durch das Gewissen, das, obgleich unsichtbar, beständig im Grunde selbst der gegen das Verbrechen am meisten abgehärteten Herzen arbeitet, fragte sie ihren Kapitän der Garde:

»Sollte man nicht glauben, mein Sohn Heinrich sei diesen Morgen bleicher, als gewöhnlich?«

Es verhielt sich nicht so; Heinrich war sehr unruhig im Geiste, aber sehr gesund am Körper.

Allmählich zogen sich die Personen zurück, welche gewöhnlich dem Lever der Königin beiwohnten. Drei bis vier Vertrautere blieben. Catharina entließ sie ungeduldig und sagte, sie wolle allein bleiben.

Als sich der letzte Höfling entfernt hatte, schloß Catharina die Türe hinter ihm, ging an einen Schrank, der in einer von den Füllungen ihres Zimmers verborgen war, schob die Türe in einen Falz des Tüfelwerks zurück und zog ein Buch heraus, dessen zerknitterte Blätter einen häufigen Gebrauch andeuteten. Sie legte das Buch auf einen Tisch, öffnete es, stützte ihren Ellenbogen auf die Tafel und den Kopf auf ihre Hand.

»So ist es,« murmelte sie lesend, »Kopfweg, allgemeine Schwäche, Augenschmerzen, Anschwellung des Gaumens. Man hat bis jetzt nur von Kopfweg und Schwäche gesprochen . . . die andern Symptome werden nicht lange auf sich warten lassen.«

Sie fuhr fort:

»Dann ergreift die Entzündung den Schlund, dehnt sich auf den Magen aus, umzieht das Herz wie mit einem feurigen Kreise und zerreißt das Hirn wie mit einem Donnerschlage.«

Sie überlas diese Stelle noch einmal ganz leise und fuhr dann fort:

»Für das Fieber sechs Stunden, für die Entzündung zwölf Stunden, für den Brand zwölf Stunden, für den Todeskampf sechs

Stunden, im Ganzen sechsunddreißig Stunden.«

»Setzen wir nun, der Prozeß des allmählichen Einziehens daure etwas länger, als dieß bei einem gewöhnlichen Einflößen der Fall ist, so bekommen wir statt sechsunddreißig vierzig, vielleicht achtundvierzig, ja, achtundvierzig Stunden müssen hinreichen. Doch er, Heinrich, wie kann er noch so aufrecht einherschreiten? Weil er ein Mann, weil er von kräftiger Körperbeschaffenheit ist, weil er vielleicht, nachdem er sie geküßt, getrunken, und sich nach dem Trinken die Lippen abgetrocknet hat.«

Catharina erwartete ungeduldig die Stunde des Mittagmahles. Heinrich speiste jeden Tag an der königlichen Tafel. Er kam, beklagte sich ebenfalls über stechenden Schmerz im Gehirn, aß nichts und zog sich sogleich nach dem Mahle unter dem Vorgeben zurück, er habe einen Teil der Nacht gewacht, und fühle ein dringendes Bedürfnis zu schlafen.

Catharina hörte, wie sich der wankende Tritt von Heinrich entfernte, und gab Befehl, ihm zu folgen.

Man meldete ihr, der König von Navarra habe seinen Weg nach dem Zimmer von Frau von Sauves genommen.

»Heinrich,« sagte sie zu sich selbst, »wird bei ihr das Werk eines Todes vollenden, den ein unglücklicher Zufall vielleicht unvollständig gelassen hat.«

Der König von Navarra war wirklich zu Frau von Sauves gegangen, aber nur um ihr zu sagen, sie solle ihre Rolle fortspielen.

Am andern Tage verließ Heinrich sein Zimmer den ganzen Morgen nicht, und er erschien auch nicht bei der Tafel des Königs. Bei Frau von Sauves, sagte man, gehe es immer schlimmer, und das Gerücht von der Krankheit von Heinrich lief, von Catharina selbst verbreitet, wie eine von jenen Ahnungen umher, die in die Luft übergehen, ohne daß sich Jemand die Ursache derselben zu erklären weiß.

Catharina beglückwünschte sich; von dem Tage zuvor bis zum Morgen hatte sie Ambroise Paré entfernt, um einem ihrer Lieblingskammerdiener, der in Saint-Germain krank lag, Hilfe zu leisten. Notwendigerweise mußte man also einen ihr ergebenen

Menschen zu Frau von Sauves und zu Heinrich rufen, und dieser Mensch würde nur sagen, was sie wollte. Sollte jedoch wider Erwarten ein anderer Arzt in die Sache verwickelt werden, sollte die Erklärung, es habe Giftmischerei stattgefunden, diesen Hof erschrecken, wo bereits so viele ähnliche Erklärungen erschollen waren, so zählte sie sehr auf den Lärmen, den die Eifersucht von Margaretha in Beziehung auf die Liebschaft ihres Gemahls veranlaßt hatte. Man erinnert sich, daß die Königin auf gut Glück viel von dieser Eifersucht, welche sich unter verschiedenen Umständen kund gegeben, gesprochen und unter Anderem, bei der Pilgerschaft nach dem Weißdorne, zu ihrer Tochter in Gegenwart von mehreren Personen gesagt hatte:

»Du bist also sehr eifersüchtig, Margarethe?«

Sie erwartete nun mit gefaßtem Gesichte den Augenblick, wo die Türe sich öffnen und irgend ein Diener, bleich und erschrocken eintretend, ausrufen würde:

»Majestät, der König von Navarra stirbt und Frau von Sauves ist gestorben!«

Es schlug vier Uhr Nachmittags. Catharina befand sich in der Volière, wo sie Zwiebacke für einige seltene Vögel, die sie mit eigener Hand fütterte, zerkrümelte. Obgleich ihr Gesicht, wie immer, ruhig und beinahe finster war, so schlug doch ihr Herz bei jedem Geräusch auf das Heftigste.

Plötzlich öffnete sich die Türe.

»Madame,« sprach der Kapitän der Garden, »der König von Navarra ist . . . «

»Krank!« unterbrach ihn lebhaft Catharina.

»Nein, Madame, Gott sei Dank! Seine Majestät scheint sich ausgezeichnet wohl zu befinden.«

»Aber was sagt Ihr dann?«

»Daß der König von Navarra hier ist.«

»Was will er von mir?«

»Er bringt Eurer Majestät einen Affen von der seltensten Art.«

In diesem Augenblick trat Heinrich ein, einen Korb in der Hand haltend und einen Ouistiti¹⁶ streichelnd, der in dem Körbchen lag.

Heinrich lächelte bei seinem Eintritt und schien ganz nur auf das kleine Tierchen aufmerksam, das er brachte. Aber so sehr er

auch damit beschäftigt zu sein schien, so verlor er darum doch nicht den ersten Blick, der ihm in schwierigen Umständen genügte.

Catharina war sehr blaß, und diese Blässe wuchs, je mehr sie in den Wangen des jungen Mannes, der sich ihr näherte, das frische Roth der Gesundheit kreisen sah.

Die Königin Mutter war betäubt bei diesem Schlage. Sie nahm maschinenmäßig das Geschenk, bebte, machte ihm ein Kompliment über sein gutes Aussehen und fügte bei:

»Ich bin um so mehr erfreut, Euch in so guter Gesundheit bei mir zu sehen, mein Sohn, als ich vernahm, Ihr wäret krank, und als ich, wenn ich mich recht erinnere, Euch selbst in meiner Gegenwart über Unpäßlichkeit klagen hörte. Aber ich begreife nun,« fügte sie bei, indem sie zu lächeln suchte, »es war nur ein Vorwand, um Euch frei zu machen.«

»Ich war in der Tat sehr krank, Madame,« antwortete Heinrich, »aber ein in unsern Gebirgen einheimisches spezifisches Mittel, das mir von meiner Mutter zugekommen ist, hat diese Unpäßlichkeit völlig geheilt.«

»Ah, Ihr werdet mir dieses Rezept mitteilen, nicht wahr, Heinrich?« sprach Catharina, diesmal wirklich lächelnd, aber mit einer Ironie, die sie nicht zu verbergen vermochte.

»Irgend ein Gegengift,« murmelte sie, »wir werden darauf bedacht sein, oder vielmehr, nein. Als er Frau von Sauves krank sah, wird er mißtraut haben. In der Tat, man muß glauben, daß die Hand Gottes über diesem Manne ausgebreitet ist.«

Catharina erwartete ungeduldig die Nacht. Frau von Sauves erschien nicht. Beim Spiele fragte sie nach ihr. Man antwortete, sie leide immer mehr. Catharina war den ganzen Abend unruhig, und man fragte sich ängstlich, welche Gedanken das gewöhnlich so unbewegliche Gesicht erregen könnten.

Alle Anwesenden zogen sich zurück. Catharina ließ sich von ihren Frauen auskleiden und ging zu Bette. Als sich Jedermann im Louvre niedergelegt hatte, erhob sie sich wieder, zog ein langes schwarzes Nachtkleid an, nahm eine Lampe, wählte unter ihren Schlüsseln denjenigen, welcher die Türe von Frau von Sauves öffnete und stieg zu ihrer Ehrendame hinauf.

Hatte Heinrich diesen Besuch vorhergesehen, war er bei sich beschäftigt hielt er sich irgendwo verborgen? . . . die junge Frau befand sich ganz allein.

Catharina öffnete vorsichtig die Türe, schritt durch das Vorzimmer, trat in den Salon, stellte ihre Lampe auf einen Schrank, denn es brannte eine Nachtlampe in der Nähe der Kranken, und schlüpfte wie ein Schatten in das Schlafzimmer.

In einem großen Fauteuil ausgestreckt, schlief Dariole neben dem Bette ihrer Gebieterin.

Dieses Bett war durch Vorhänge ganz geschlossen.

Der Atem der jungen Frau war so leicht, daß Catharina einen Augenblick dachte, sie atme gar nicht mehr.

Endlich hörte sie ein leichtes Schnaufen und mit boshafter Freude hob sie den Vorhang, um sich selbst von der Wirkung des furchtbaren Giftes zu überzeugen. Im Voraus bebend bei dem von ihr erwarteten Anblicke der Leichenblässe oder des verzehrenden Purpurs eines tödlichen Fiebers; aber statt dessen fand sie die schöne junge Frau, wie sie, die Augen sanft mit ihren weißen Lidern geschlossen, den Mund rosig und halb geöffnet, die zarte Wange auf einem ihrer anmutig gerundeten Arme ruhend, während sich der andere frisch und blendend auf dem roten Damast ausstreckte, der ihr als Decke diente, ruhig und beinahe lachend schlief. Denn ohne Zweifel ließ ein bezaubernder Traum auf ihren Lippen das Lächeln und auf ihrer Wange das Colorit eines unstörbaren Wohlbehagens erblühen.

Catharina konnte sich eines Schreis des Erstaunens nicht erwehren, der Dariole für einen Augenblick erweckte.

Die Königin Mutter warf sich hinter die Bettvorhänge.

Dariole öffnete die Augen, aber vom Schlafe gefesselt, ließ sie, ohne in ihrem betäubten Geiste nach der Ursache des Erwachens zu forschen, ihre schweren Augenlider wieder herabfallen und entschlummerte abermals.

Catharina trat nun aus dem Vorhänge hervor, und sah, ihren Blick andern Punkten des Zimmers zuwendend, auf einem Tische eine Flasche spanischen Wein, Früchte, Confect und zwei Gläser. Heinrich mußte bei Frau von Sauves zu Nacht gespeist haben, welche sich offenbar so wohl befand als er.

Catharina ging auf ihre Toilette zu, und ergriff die kleine, zum dritten Teile leere, silberne Kapsel. Es war dieselbe, welche sie Charlotte hatte zustellen lassen, oder dieser wenigstens völlig ähnlich. Sie nahm ein Teilchen von der Größe einer Perle aus der Spitze einer goldenen Nadel davon mit, kehrte in ihre Wohnung zurück und bot es dem kleinen Affen, den ihr Heinrich geschenkt hatte. Durch den aromatischen Geruch angezogen, verschlang es das Tier gierig, legte sich rund in sein Körbchen und entschlief wieder. Catharina wartete eine Viertelstunde.

»Mit der Hälfte von dem, was der Affe gefressen hat,« sagte Catharina, ist mein Hund Brunot ganz aufgeschwollen gestorben. Man hat meinen Plan vereitelt. Etwa René? René! Das ist unmöglich. Heinrich also: o, unseliges Geschick! es ist klar, da er regieren soll, kann er nicht sterben.«

»Aber vielleicht ist nur das Gift ohnmächtig, wir wollen es mit dem Eisen versuchen und dann sehen.«

Und Catharina legte sich nieder und drehte in ihrem Geiste einen neuen Gedanken hin und her, der ohne Zweifel am andern Tage völlig gereist war; denn am andern Tage rief sie ihrem Kapitän der Garden, übergab ihm einen Brief, mit dem Befehle denselben an seine Adresse zu tragen und ihn nur in die eigenen Hände desjenigen zu übergeben, an welchen er gerichtet war.

Er war an den Sire Louviers von Maurevel, Kapitän der Petardirer des Königs, Rue de la Cerisaie beim Arsenal adressiert.

VII.

Der Brief von Rom.

Es waren einige Tage seit den von uns erzählten Ereignissen abgelaufen, als eines Morgens eine von mehreren Edelleuten in den Farben des Herrn von Guise eskortierte Sänfte im Louvre erschien und man der Königin von Navarra meldete, die Frau Herzogin von Nevers wünsche die Ehre zu haben, ihr aufzuwarten.

Margarethe empfing so eben den Besuch von Frau von Sauves. Es war das erste Mal, daß die schöne Baronin seit ihrer angeblichen Krankheit das Zimmer verließ. Man hatte ihr mitgeteilt, daß die Königin eine große Unruhe über diese Unpäßlichkeit kundgegeben, welche beinahe eine Woche lang das Gespräch des Hofes bildete, und sie kam, um ihr zu danken.

Margarethe drückte Frau von Sauves ihre Freude über ihre Wiedergenesung aus und beglückwünschte sie besonders, daß es ihr gelungen, dem plötzlichen Anfalle des seltsamen Übels zu entgehen, dessen ernsten Charakter sie als Tochter von Frankreich genau zu schätzen wüßte.

»Ihr werdet hoffentlich,« fragte Margarethe, »zu der schon einmal verschobenen großen Jagd kommen, welche nun entschieden morgen stattfindet. Das Wetter ist für den Winter mild. Die Sonne hat den Boden erweicht, und unsere Jäger behaupten, der Tag werde äußerst günstig sein.«

»Madame,« sprach die Baronin, »ich weiß nicht, ob ich hinreichend hergestellt bin.«

»Bah!« versetzte Margarethe, »Ihr strengt Euch ein wenig an; ich habe den König bevollmächtigt, über ein kleines Pferd aus Bearn zu verfügen; ich sollte es reiten, und es wird Euch vortrefflich tragen. Habt Ihr noch nicht davon sprechen hören?«

»Allerdings, aber ich wußte nicht, daß das kleine Tier zu der Ehre bestimmt war, Eurer Majestät angeboten zu werden: sonst hätte ich es nicht angenommen.«

»Aus Stolz, Baronin?«

»Nein, Madame, im Gegenteil, aus Demut.«

»Ihr kommt also?«

»Eure Majestät überhäuft mich mit Ehre. Ich werde kommen, da sie es so befiehlt.«

In demselben Augenblick meldete man die Frau Herzogin von Nevers. Bei diesem Namen entschlüpfte Margarethe eine Bewegung so großer Freude, daß die Baronin wohl begriff, die zwei Frauen hätten miteinander zu sprechen, und sie stand auf, um sich zu entfernen.

»Morgen also,« sagte Margarethe.

»Morgen, Madame.«

»Doch Ihr wißt,« fuhr Margarethe, sie mit einem Zeichen der Hand entlassend, fort, »Ihr wißt daß ich Euch öffentlich hasse, insofern ich furchtbar eifersüchtig bin.«

»Aber insgeheim?« fragte Frau von Sauves.

»Oh! insgeheim vergebe ich Euch nicht nur, sondern ich danke Euch sogar.«

»Eure Majestät erlaubt mir also . . . «

Margarethe reichte ihr die Hand. Die Baronin küßte sie ehrfurchtsvoll, machte eine tiefe Verbeugung und ging ab.

Während Frau von Sauves springend wie ein junges Reh, dessen Band man zerrissen hat, die Treppe hinauf lief, wechselte Frau von Nevers mit der Königin einige zeremoniöse Begrüßungen, welche den Edelleuten, die sie bis dahin begleitet hatten, Zeit ließen, sich zurückzuziehen.

»Gillonne!« rief Margarethe, als sich die Türe hinter dem letzten geschlossen hatte, »Gillonne Sorge, daß uns Niemand stört.«

»Ja,« sprach die Herzogin, »denn wir haben über sehr wichtige Angelegenheiten zu sprechen.«

Und sie nahm sich einen Stuhl und setzte sich ohne Umstände, überzeugt, daß Niemand der zwischen ihr und der Königin von Navarra beschlossenen Vertraulichkeit lästig in den Weg treten würde.

»Nun,« sagte Margarethe lächelnd, »unser großer Totschläger, was macht er?«

»Meine liebe Königin,« antwortete die Herzogin, »das ist bei

meiner Seele ein fabelhaftes Wesen. Er ist unvergleichlich an Geist und vertrocknet nie. Seinem Munde entströmen Witze, bei denen ein Heiliger in seinem Reliquienkasten ohnmächtig werden müßte. Im Übrigen ist es der wütendste Heide, der je in die Haut eines Katholiken genäht wurde. Ich bin ganz vernarrt in ihn. Und Du, was machst Du mit Deinem Apollo?»

»Ach!« sprach Margarethe mit einem Seufzer.

»Oh! oh! wie mich dieses Ach! erschreckt, liebe Königin; ist der edle La Mole etwa zu ehrfurchtsvoll, zu sentimental? Ich muß gestehen, das wäre gerade das Gegenteil von seinem Freunde Coconnas.«

»Nein, er hat seine Augenblicke, und dieses Ach bezieht sich nur auf mich.«

»Was soll es also bedeuten?«

»Es soll bedeuten, teure Herzogin, daß ich eine, furchtbare Angst habe, ich liebe ihn wirklich.«

»In der Tat?«

»So wahr ich Margarethe heiße.«

»Oh! desto besser!« rief Henriette. »Es ist so süß, teure und gelehrte Margaretha, den Geist durch das Herz ausruhen zu lassen, nicht wahr? Ah! Margaretha ich habe eine Ahnung, daß wir das Jahr gut zubringen werden.«

»Glaubst Du?« sagte die Königin, »ich sehe im Gegenteil, ohne daß ich weiß, wie es kommt, die Dinge durch einen Flor. Diese ganze Politik beunruhigt mich ungemein. Doch sage mir, weiß man, ob Dein Annibal meinem Bruder so ergeben ist, als er es zu sein scheint? Belehre Dich hierüber, es ist von großer Wichtigkeit.«

»Er, irgend Jemand oder irgend Etwas ergeben! Man sieht, daß Du ihn nicht kennst, wie ich. Wenn er jemals irgend einer Sache sich ergibt, so geschieht es einzig und allein aus Ehrgeiz. Ist Dein Bruder der Mann dazu, ihm große Versprechen zu machen? oh! dann gut, er wird Deinem Bruder ergeben sein; aber Dein Bruder, obgleich ein Sohn von Frankreich, hüte sich wohl, die Versprechungen, die er ihm gemacht, nicht zu halten, oder meiner Treue, er mag sich in Acht nehmen!«

»Wirklich?«

»Wie ich Dir sage. In der Tat, Margarethe, es gibt Augenblicke, wo dieser Tiger, den ich zahm gemacht habe, mich selbst beängstigt. Eines Tags sagte ich zu ihm: ›Annibal nehmt Euch in Acht, betrügt mich nicht; denn wenn Ihr mich betrügen würdet! . . . ‹ Ich sagte ihm dies jedoch mit meinen Smaragd-Augen über deren Blitze Ronsard Verse geschrieben hat . . . ‹

»Nun?«

»Nun, ich glaubte er würde mir antworten: ›Ich Euch betrügen! ich, nie u.s.w.‹ Weißt Du, was er mir erwiderte?«

»Nein!«

»Du magst diesen Menschen beurteilen: ›Und Ihr, solltet Ihr mich betrügen, nehmt Euch ebenfalls in Acht, denn, obgleich Prinzessin . . . ‹ Und bei diesen Worten drohte er mir nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Finger, mit seinem spitzigen Finger, der mit einem lanzenförmig zugeschnittenen Nagel bewaffnet ist, den er mir beinahe unter die Nase hielt. In diesem Augenblick, meine arme Königin, ich gestehe es Dir, hatte er ein so wenig beruhigendes Gesicht, daß ich bebte, und Du weißt, daß ich nicht sehr zaghaft bin.«

»Dich bedrohen. Dich, Henriette, er hat es gewagt?«

»Ei, Mordil! ich bedrohte ihn auch, und er hatte im Ganzen Recht. Du siehst also, er ist bis auf einen gewissen oder vielmehr bis auf einen sehr ungewissen Grad ergeben.«

»Dann wollen wir überlegen.« versetzte Margarethe träumerisch, »ich werde mit La Mole sprechen. Du hattest mir nichts Anderes zu sagen?«

»Doch wohl: etwas sehr Interessantes, und gerade deshalb bin ich gekommen. Aber was willst Du, Du sprachst von noch viel interessanteren Gegenständen. Ich habe Nachrichten . . . ‹

»Von Rom?«

»Ja, ein Courier von meinem Gemahl.«

»Nun, die polnische Angelegenheit?«

»Steht vortrefflich, und Du wirst wahrscheinlich in wenigen Tagen von Deinem Bruder Anjou befreit sein.«

»Der Papst hat also seine Wahl gebilligt.«

»Ja, meine Liebe.«

»Und Du sagtest mir dieß nicht sogleich?« rief Margarethe.

»Geschwinde, die einzelnen Umstände?«

»Oh! meiner Treue, ich weiß nichts Genaueres. Übrigens, warte, ich will Dir den Brief von Herrn von Nevers geben. Halt, hier ist er. Nein, nein, das sind Verse von Annibal, grausame Verse, er macht keine andere. Hier, diesmal habe ich es. Nein, noch nicht, das ist ein Billett von mir, das ich hierher gebracht habe, daß Du es durch La Mole besorgen läßt. Da ist endlich der fragliche Brief.«

Und hierbei übergab Frau von Nevers der Königin den Brief.

Margarethe öffnete und durchlief ihn rasch; aber er enthielt wirklich nichts Anderes, als was sie bereits aus dem Munde ihrer Freundin erfahren hatte.

»Und wie hast Du diesen Brief erhalten?« fragte die Königin.

»Durch einen Courier meines Gemahls, der Befehl hatte, im Hotel Guise anzuhalten. ehe er sich in den Louvre begeben würde, und diesen Brief vor dem des Königs abzugeben. Ich wußte, welches Gewicht meine Königin auf diese Neuigkeit legt, und hatte Herrn von Nevers geschrieben, er möge so verfahren. Du siehst, er hat gehorcht, er ist nicht, wie das Ungeheuer von einem Coconnas. In diesem Augenblicke gibt es in Paris nur drei Personen, welche diese Neuigkeit wissen, der König, Du und ich, abgesehen von dem Menschen, der dem Courier folgte.«

»Was für ein Mensch?«

»Oh! ein furchtbares Gewerbe! Denke Dir, dieser unglückliche Bote ist müde, gerädert, mit Staub überzogen, angekommen. Er ist sieben Tage, Tag und Nacht, geritten, ohne einen Augenblick anzuhalten.«

»Aber der Mensch, von dem Du so eben sprachst?«

»Warte doch. Beständig gefolgt von einem Manne von wildem Aussehen, der Relais hatte wie er und diese vierhundert Lieues so geschwinde ritt als er, erwartete der arme Courier jeden Augenblick eine Pistolenkugel in den Hüften. Beide gelangten zu derselben Zeit zu der Barriere Saint-Marcel, Beide ritten in scharfem Galopp die Rue Monssetard hinab; Beide durchzogen die Cité, aber, am Ausgang des Pont Notre-Dame schlug unser Courier den Weg rechts ein, während der Andere sich links nach dem Platze des Châtelet wandte und wie ein Pfeil über die Quais

an den Seiten des Louvre hinschoß.«

»Ich danke, meine gute Henriette, ich danke,« rief Margarethe. »Du hattest Recht, das sind sehr interessante Nachrichten. Für wen mag der andere Courier bestimmt sein? ich werde es erfahren. Aber laß mich nun allein. Diesen Abend in der Rue Tizon, nicht wahr? und morgen auf der Jagd. Nimm ein böses Pferd, damit es sich aufbäumen wird und wir allein sein können. Diesen Abend werde ich Dir sagen, was Du von Deinem Coconnas zu erfahren suchen muß.«

»Du vergißt meinen Brief nicht?« sprach die Herzogin von Nevers lachend.

»Nein, nein, sei unbesorgt, er soll ihn zu rechter Zeit haben.«

Frau von Nevers entfernte sich, und sogleich ließ Margarethe Heinrich rufen. Der König von Navarra eilte herbei und sie übergab ihm den Brief des Herzogs von Nevers.

»Oh, oh!« rief er.

Dann erzählte ihm Margarethe die Geschichte von dem doppelten Courier.

»Ich habe ihn wirklich in den Louvre einreiten sehen,« sagte Heinrich.

»Vielleicht war er für die Königin Mutter?«

»Nein, dessen bin ich gewiß, denn ich stellte mich für jeden Fall in den Korridor und sah Niemand vorüberkommen.«

»Dann,« versetzte Margarethe, ihren Gatten anschauend, »dann muß er für . . . «

»Euren Bruder Alençon sein, nicht wahr?« sprach Heinrich.

»Aber, wie soll man es erfahren?«

»Könnte man nicht,« fragte Heinrich nachlässig, »einen von jenen zwei Edelleuten kommen lassen und durch ihn erfahren . . . «

»Ihr habt Recht, Sire,« sprach Margarethe, durch den Vorschlag ihres Gemahls erleichtert, »ich will Herrn de La Mole kommen lassen . . . Gillonne, Gillonne!«

Das Mädchen erschien.

»Ich muß sogleich Herrn de La Mole sprechen«, sagte die Königin, »suche ihn auf und führe ihn hierher.«

Gillonne entfernte sich. Heinrich setzte sich an einen Tisch, auf welchem ein deutsches Buch mit Zeichnungen von Albrecht Dürer lag, in deren Betrachtung er sich so sehr vertiefte, daß er, als La Mole kam, ihn nicht zu hören schien und nicht einmal emporschaute.

Als der junge Mann den König bei Margarethe sah, blieb er stumm vor Erstaunen und erbleichend vor Unruhe auf der Türschwelle stehen.

Margarethe ging auf ihn zu.

»Herr de La Mole,« fragte sie, »könnt Ihr mir wohl sagen, wer heute den Dienst bei Herrn von Alençon hat?«

»Coconnas,« sprach La Mole.

»Sucht von ihm zu erfahren, ob er bei seinem Herrn einen mit Kot bedeckten Menschen, der einen langen Ritt mit verhängten Zügeln gemacht zu haben schien, eingeführt hat.«

»Ach! Madame, ich fürchte, er wird es mir nicht sagen. Seit einigen Tagen wird er sehr schweigsam.«

»Wirklich? Doch wenn Ihr ihm dieses Billett gebt, ist er Euch, scheint es mir, einen Gegendienst schuldig.«

»Von der Herzogin? Gebt, Madame, gebt,« sagte La Mole ganz zitternd, »mit diesem Billett stehe ich für Alles.«

Und er entfernte sich.

»Wir werden morgen erfahren, ob der Herzog von Alençon von der polnischen Angelegenheit unterrichtet ist,« sagte Margarethe sich gegen ihren Gemahl umwendend.

»Dieser Herr de La Mole ist ein vortrefflicher Diener,« versetzte der Bearner mit dem Lächeln, das nur ihm eigentümlich war. »Bei der Messe! ich werde sein Glück machen.«

VIII.

Der Aufbruch.

Als am andern Morgen eine schöne rote Sonne, aber ohne Strahlen, wie dies in den bevorzugten Wintertagen gewöhnlich ist, sich hinter den Hügeln erhob, welche Paris umgürten, war in dem Hofe des Louvre bereits seit zwei Stunden Alles in Bewegung.

Ein herrlicher Barber, nervig obgleich hoch gewachsen, mit Hirschbeinen, auf denen sich die Adern wie ein Netz kreuzten, mit dem Fuße stampfend, die Ohren spitzend und Feuer durch die Nüstern schnaubend, erwartete Karl IX. in dem Hofe. Aber das Tier war noch minder ungeduldig, als sein Herr, der von Catharina aufgehalten wurde, welche ihn auf dem Wege gestellt hatte, um, wie sie sagte, über eine wichtige Angelegenheit mit ihm zu sprechen.

Beide befanden sich in der Glasgalerie. Catharina kalt, bleich und unempfindlich, wie immer; Karl IX. bebend, an seinen Nägeln kauend und seine Lieblingshunde peitschend, welche mit einer Art von Panzerhemden bekleidet waren, damit die Hauer des Wildschweines sie nicht verletzen könnten und damit sie diesem furchtbaren Tiere ungestraft Trotz zu bieten vermöchten. Ein kleiner Schild mit dem Wappen von Frankreich war auf ihre Brust genäht, ungefähr wie auf die der Pagen, welche mehr als einmal diese glückseligen Günstlinge um ihre Vorrechte beneidet hatten.

»Merkt wohl auf, Karl,« sprach Catharina, »Niemand als Ihr und ich weiß bis jetzt von der nahe bevorstehenden Ankunft der Polen. Der König von Navarra benimmt sich jedoch, Gott soll mir vergeben, als ob er die Sache wüßte. Trotz seines Abschwörens, dem ich immer mißtraut habe, unterhält er ein Einverständnis mit den Hugenotten. Habt Ihr bemerkt, wie oft er seit einigen Tagen ausgeht?«

Er hat Geld, er, der nie hatte; er kauft Pferde, Waffen, und an Regentagen übt er sich vom Morgen bis in die Nacht im Fechten.«

»Ei, mein Gott, meine Mutter,« rief Karl ungeduldig, »glaubt Ihr nicht etwa, er beabsichtige mich zu töten, mich oder meinen

Bruder Anjou? In diesem Falle müßte man ihm noch einige Lektionen geben, denn gestern habe ich ihm mit meinem Rappier elf Knopflöcher auf seinem Wammse gezählt, während es doch nur sechs hat. Und was meinen Bruder Anjou betrifft, so wißt Ihr, daß er noch besser zielt als ich, oder eben so gut wenigstens, wie er sagt.«

»Hört doch, Karl,« versetzte Catharina, »und behandelt die Dinge, die Euch Eure Mutter sagt, nicht leichtsinnig. Die Botschafter werden kommen, Ihr werdet sehen, daß Heinrich, sobald sie in Paris sind, Alles anwenden wird, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Er ist einschmeichelnd, er ist duckmäuserisch; abgesehen davon, daß seine Frau, die ihn, ich weiß nicht warum, unterstützt, mit ihnen gar freundlich plaudert, Lateinisch, Griechisch, Ungarisch, und was Alles sprechen wird. Oh, ich sage Euch, Karl, und Ihr wißt, daß ich mich nie täusche, ich sage Euch, daß etwas im Werke ist.«

In diesem Augenblicke schlug die Glocke und Karl hörte statt auf seine Mutter, auf die Stunde.

»Tod und Hölle! sieben Uhr!« rief er, »eine Stunde Wegs bis zum Sammelplatz, das macht acht Uhr! Eine Stunde, um den Hirsch auszutreiben, und wir können somit die Jagd nicht vor neun Uhr beginnen. In der Tat, meine Mutter, Ihr macht, daß ich viel Zeit verliere! Nieder, Risquetout! . . . Mord und Hölle, nieder, Schurke!«

Ein kräftiger Peitschenschlag auf die Hüften des Hundes entriß dem armen Tiere, das ganz erstaunt war, eine Strafe für eine Liebkosung zu bekommen, einen Schrei lebhaften Schmerzes.

»Karl,« versetzte Catharina. »hört mich doch im Namen Gottes! und überlaßt nicht so dem Zufall Euer Glück und das von Frankreich! Die Jagd, die Jagd, die Jagd! sagt Ihr. Ah! Ihr habt alle Zeit zum Jagen, wenn Euer Geschäft als König abgemacht ist.«

»Vorwärts, meine Mutter!« sprach Karl, bleich vor Ungeduld, »erklären wir uns rasch, denn Ihr macht mein Blut kochen. In der Tat, es gibt Tage, wo ich Euch nicht begreife.«

Er hielt inne und schlug mit dem Griffe seiner Peitsche an seine Stiefeln.

Catharina dachte, es wäre der günstige Augenblick gekommen,

den man nicht vorübergehen lassen dürfte, und sprach:

»Mein Sohn, wir haben Beweise, daß Herr von Mouy nach Paris zurückgekehrt ist. Herr von Maurevel, den Ihr wohl kennt, hat ihn gesehen. Das geschieht nur für den König von Navarra, und es genügt, hoffentlich, daß dieser uns mehr als je verdächtig ist.«

»Ah, Ihr seid abermals an meinem armen Henriot: ich soll ihn töten lassen, nicht wahr?«

»Oh nein!«

»Verbannen? Aber begreift Ihr nicht, daß er verbannt furchtbarer wird, als er es je hier unter unsern Augen im Louvre sein kann, wo er nichts zu tun vermag, was wir nicht sogleich erfahren.«

»Ich will auch nicht, daß man ihn verbanne.«

»Aber was wollt Ihr denn? spricht geschwinde!«

»Ich will, daß man ihn, während die Polen hier sind, in sicherem Gewahrsam halte, in der Bastille zum Beispiel.«

»Ah, meiner Treue, nein!« rief Karl IX. »Wir jagen diesen Morgen den Eber, Heinrich ist einer der Besten meines Gefolges. Ohne ihn wird die Jagd verfehlt. Bei Gott, meine Mutter, Ihr denkt wahrlich an gar nichts, als mir in die Quere zu kommen.«

»Ei, mein lieber Sohn, ich sage nicht jetzt sogleich. Die Gesandten kommen erst morgen oder übermorgen. Verhaften wir ihn nach der Jagd, diesen Abend, diese Nacht.«

»Das ist etwas Anderes. Nun wohl, wir werden wieder davon sprechen; wir werden nach der Jagd sehen; ich sage nicht nein. Gott befohlen! Vorwärts, Risquetout willst du nicht ebenfalls zanken?«

»Karl,« sagte Catharina, ihn auf die Gefahr eines Ausbruchs, der auf diese neue Zögerung erfolgen konnte, am Arme zurückhaltend. »ich glaube, das Beste wäre, wenn Ihr den Verhaftsbefehl, den man erst diesen Abend oder diese Nacht vollstrecken ließe, sogleich unterzeichnen würdet.«

»Unterzeichnen? einen Befehl schreiben? siegeln? Pergament holen lassen, wenn man mich zur Jagd erwartet, mich, der ich nie auf mich warten lasse? Zum Teufel!«

»Nein, ich liebe Euch zu sehr, um Euch aufzuhalten; ich habe

Alles vorhergesehen; tretet bei mir ein.«

Und behende, als wäre sie erst zwanzig Jahre alt, stieß Catharina eine Türe auf, welche mit ihrem Kabinett in Verbindung stand, zeigte dem König ein Tintenfaß, eine Feder, Pergament, das Siegel und eine angezündete Kerze.

Der König nahm das Pergament und durchlief es rasch:

»Befehl u.s.w., u.s.w., unsern Bruder Heinrich von Navarra verhaften zu lassen und nach der Bastille, zu führen.«

»Gut, es ist abgemacht,« sagte er und unterzeichnete mit einem Zuge.

Und er stürzte aus dem Kabinett, gefolgt von seinen Hunden und ganz froh, sich so leicht von Catharina befreit zu haben.

Karl IX. wurde ungeduldig erwartet, und da man seine Pünktlichkeit bei der Jagd kannte, so wunderte sich Jedermann über diese Zögerung. Als er erschien, begrüßten ihn auch die Jäger mit ihrem Vivat, die Piqueurs mit ihren Fanfaren, die Hunde mit ihrem Geschrei. All' dieses Getöse machte die Röte in seine bleichen Wangen steigen, sein Herz schwoll auf, und Karl war eine Sekunde lang jung und glücklich.

Der König nahm sich kaum die Zeit, die in dem Hofe versammelte glänzende Gesellschaft zu begrüßen. Er machte dem Herzog von Alençon ein Zeichen mit dem Kopfe. Margarethe ein Zeichen mit der Hand, ging vor Heinrich vorüber, ohne daß er tat, als ob er ihn bemerkte, und schwang sich auf das Barberroß, das ungeduldig unter ihm aufsprang. Aber nach drei oder vier Courbetten begriff es, mit welchem Reiter es zu tun hatte, und beruhigte sich.

Sogleich ertönten die Fanfaren abermals, und der König verließ den Louvre, gefolgt von dem Herzog von Alençon, dem König von Navarra, von Margarethe, Frau von Nevers, Frau von Sauves, von Tavannes und den vornehmsten Herren des Hofes.

Es versteht sich von selbst, daß La Mole und Coconnas bei der Partie waren.

Was den Herzog von Anjou betrifft, so befand sich dieser seit drei Monaten bei der Belagerung von La Rochelle.

Während man auf den König wartete, begrüßte Heinrich seine Gemahlin, die, sein Kompliment erwidern, ihm zuflüsterte:

»Der von Rom angekommene Courier ist von Herrn von Coconnas selbst bei dem Herzog von Alençon eingeführt worden, eine Viertelstunde, ehe der Gesandte des Herzogs von Nevers bei dem König eingeführt wurde.«

»Er weiß also Alles?« sprach Heinrich. »Er muß Alles wissen,« erwiderte Margarethe. »Übrigens schaut ihn nur an und seht, wie trotz seiner gewöhnlichen Verstellung sein Auge strahlt.«

»Ventre-saint-gris!« murmelte der Bearner, »ich glaube es wohl, er jagt heute auf dreifache Beute: auf Frankreich, Polen und Navarra, ohne den Eber zu rechnen.«

Er begrüßte seine Gemahlin, kehrte in seine Reihe zurück, rief einen von seinen Leuten, einen Bearner seinem Ursprunge nach, dessen Voreltern Diener der seinigen seit mehr als einem Jahrhunderte waren, und den er als gewöhnlichen Boten bei seinen Angelegenheiten benützte, und sagte zu ihm:

»Orthon, nimm diesen Schlüssel und trage ihn zu dem Vetter von Frau von Sauves, der, wie Du weißt, bei seiner Geliebten an der Ecke der Rue des Quatre-Fils wohnt. Sage ihm, seine Cousine wünsche ihn diesen Abend zu sprechen, er möge in mein Zimmer eintreten und, wenn ich nicht dort bin, auf mich warten. Bleibe ich lange aus, so mag er sich einstweilen auf mein Bett werfen.«

»Es bedarf keiner Antwort, Sire?«

»Nein, Du sagst mir nur, ob Du ihn getroffen hast. Der Schlüssel ist für Dich allein, verstehst Du?«

»Ja, Sire.«

»Warte doch, verlasse mich nicht hier, Teufel! Ehe wir aus Paris reiten, rufe ich Dich, als solltest Du den Gurt meines Pferdes wieder zuschnallen. Du bleibst zurück, vollziehst Deinen Auftrag auf eine ganz natürliche Weise und holst uns in Bondy wieder ein.«

Der Diener machte ein Zeichen des Gehorsams und entfernte sich.

Man setzte sich durch die Rue Saint-Honoré in Marsch. Man erreichte die Rue Saint-Denis, dann den Faubourg. Als man in der Rue Saint-Laurent angelangt war, löste sich der Gurt an dem Pferde des Königs von Navarra. Orthon eilte herbei, und Alles

ging vor sich, wie es zwischen ihm und seinem Herrn abgemacht war, der mit dem königlichen Zuge der Rue des Recollets folgte, während sein treuer Diener nach der Rue du Temple ritt.

Als Heinrich den König wieder einholte, war Karl in ein so interessantes Gespräch über das Wetter, über das Alter des gestellten Ebers und über den Ort, wo er sein Lager genommen hatte, vertieft, daß er nicht wahrnahm, oder sich wenigstens stellte, als hätte er nicht wahrgenommen, daß Heinrich zurückgeblieben war.

Während dieser Zeit beobachtete Margarethe von ferne die Haltung jedes Einzelnen und glaubte in den Augen ihres Bruders eine gewisse Verlegenheit zu erkennen, so oft dieselben auf Heinrich ruhten.

Frau von Nevers überließ sich einer tollen Heiterkeit, denn Coconnas machte, an diesem Tage außerordentlich lustig, hunderterlei Lazzi, um die Damen zum Lachen zu bringen.

La Mole hatte bereits zweimal Gelegenheit gefunden, die mit goldenen Fransen besetzte weiße Schärpe von Margarethe zu küssen, ohne daß diese Handlung, mit der gewöhnlichen Vorsicht vollbracht, die man bei solchen Intrigen anwendet, von mehr als drei oder vier Personen gesehen worden war.

Man langte gegen ein Viertel auf neun Uhr in Bondy an.

Die erste Sorge von Karl IX. war, sich zu erkundigen, ob der Eber gehalten hätte. Der Eber war in seinem Lager und der Jäger, der ihn bestätigt hatte, machte sich für ihn verantwortlich.

Ein Frühstück war bereit. Der König trank ein Glas Ungarwein. Karl IX. lud die Damen ein, sich zur Tafel zu setzen, und besuchte in seiner Ungeduld, um seine Zeit auszufüllen, die Hundeställe und ähnliche Anstalten, wobei er Befehl gab, sein Pferd nicht abzusatteln, denn er sagte, er hätte nie ein besseres, ein kräftigeres Tier geritten.

Während der König seine Runde machte, langte der Herzog von Guise an. Er war mehr für den Krieg als für die Jagd gerüstet, und zwanzig bis dreißig Edelleute begleiteten ihn, equipirt wie er. Sogleich erkundigte er sich nach dem Orte, wo sich der König befand, begab sich dahin, und kehrte mit ihm plaudernd zurück.

Auf den Schlag neun Uhr gab der König selbst, zum *Lancier*

blasend, das Signal. Jeder stieg zu Pferde und ritt nach dem Sammelplatz.

Auf dem Wege fand Heinrich Gelegenheit, sich abermals seiner Gemahlin zu nähern.

»Nun?« fragte er sie, »wißt Ihr etwas Neues?«

»Nein,« antwortete Margarethe, »wenn nicht, daß mein Bruder Karl Euch auf eine seltsame Weise anschaut.«

»Es ist mir nicht entgangen,« versetzte Heinrich.

»Habt Ihr Eure Vorsichtsmaßregeln getroffen?«

»Ich habe auf der Brust ein Panzerhemd und an meiner Seite ein vortreffliches spanisches Jagdmesser, scharf wie zum Rasieren, spitzig wie eine Nadel, womit ich Dublonen durchbohre.«

»Dann beschütze Euch Gott,« sagte Margarethe.

Der Piqueur, welcher den Zug führte, machte ein Zeichen. Man war bei dem Lager angekommen.

IX.

Maurevel.

Während diese lustige, wenigstens dem Anscheine nach, sorglose Jugend sich wie ein goldener Wirbel auf der Straße nach Bondy ausbreitete, ließ Catharina, das kostbare Pergament zusammenrollend, auf welches König Karl seine Unterschrift gesetzt hatte, den Mann in ihr Kabinett einführen, dem ihr Kapitän der Garden einige Tage vorher einen Brief in die Rue de la Cerisaie im Quartiere des Arsensals gebracht hatte.

Eine breite Taffetbinde verbarg, einem Trauersiegel ähnlich, eines von den Augen dieses Mannes und ließ nur das andere Auge entblößt. Man konnte zwischen zwei hervorspringenden Backenknochen die Biegung einer Adlernase sehen, während ein grauwerdender Bart den unteren Teil des Gesichtes umgab. Er war in einen langen, dicken Mantel gekleidet, unter welchem man ein ganzes Arsenal vermuten mußte. Überdies trug er, obgleich dies nicht Gewohnheit der nach Hofe Berufenen war, ein langes, breites Kriegsschwert mit einem Doppelkorbe. Eine von seinen Händen war verborgen und trennte sich nicht unter seinem Mantel von dem Hefte eines mächtigen Dolches.

»Ah! Ihr hier, mein Herr,« sprach die Königin sich setzend, »Ihr wißt, ich habe Euch nach der Sanct-Bartholomäusnacht, wo Ihr uns so ausgezeichnete Dienste leistetet, versprochen, Euch nicht in Untätigkeit zu lassen. Die Gelegenheit zeigt sich, oder vielmehr nein, ich habe sie hervorgerufen; dankt mir also.«

»Madame, ich danke Eurer Majestät untertänigst,« antwortete der Mann mit der schwarzen Binde, mit einer zugleich niedrigen und frechen Zurückhaltung.

»Eine schöne Gelegenheit, mein Herr, wie Ihr nicht zwei im Leben finden werdet, benützt sie also.«

»Ich warte, Madame, nur befürchte ich nach dem Eingange . . . «

»Der Auftrag könnte gewaltsamer Natur sein? Der Auftrag, von dem ich spreche, ist ein solcher, nach dem diejenigen lüstern

sind, welche vorzurücken wünschen; ein Auftrag, um den Euch die Tavannes und sogar die Guise beneiden würden.«

»Ah, Madame,« versetzte der Mann, »glaubt mir, was es auch sein mag, ich bin zu den Diensten Eurer Majestät.«

»Dann lest!«

Und sie reichte ihm das Pergament.

Der Mann durchlief dasselbe und erbleichte.

»Wie!« rief er, »ein Befehl, den König von Navarra zu verhaften!«

»Nun, was ist daran Außerordentliches?«

»Aber einen König, Madame! Ich befürchte, hierzu ein nicht hinreichend guter Edelmann zu sein.«

»Mein Vertrauen macht Euch zu dem ersten Edelmann meines Hofes, Herr von Maurevel,« sprach Catharina.

»Dank sei Eurer Majestät gesagt,« versetzte der Mörder so bewegt, daß er zu zögern schien.

»Ihr werdet also gehorchen?«

»Wenn Eure Majestät es befiehlt, ist es dann nicht meine Pflicht?«

»Ja, ich befehle es.«

»So werde ich gehorchen.«

»Wie wollt Ihr dabei verfahren?«

»Ich weiß es nicht recht, Madame, und ich wünschte sehr, von Eurer Majestät dabei geleitet zu werden.«

»Ihr befürchtet den Lärmen?«

»Ich gestehe es.«

»Nehmt also zwölf sichere Männer mehr, wenn es sein muß.«

»Allerdings, ich begreife, Eure Majestät erlaubt mir, auf meiner Hut zu sein, und ich bin ihr dankbar dafür. Aber wo soll ich den König von Navarra ergreifen?«

»Wo wäre es Euch lieber, dieß zu tun?«

»An einem Orte, der mich durch Seine Majestät beschützte, wenn es möglich wäre.«

»Ja, ich begreife, in irgend einem königlichen Palaste. Was würdet Ihr z. B. zum Louvre sagen?«

»Oh! wenn Eure Majestät mir das erlauben wollte, es wäre eine

große Gunst.«

»Ihr verhaftet ihn also im Louvre.«

»Und in welchem Teile des Louvre?«

»In seinem Zimmer.«

Maurevel verbeugte sich.

»Und wann dieß, Madame?«

»Diesen Abend, oder vielmehr diese Nacht.«

»Gut, Madame. Wenn Eure Majestät nur die Gnade haben wollte, mich über Eines zu belehren.«

»Worüber?«

»Über die seinem Range schuldigen Rücksichten.«

»Rücksichten! . . . Rang! . . . Wißt Ihr nicht, daß der König von Frankreich Niemand in seinem Lande Rücksichten schuldig ist, und Niemand als ihm im Range gleich anerkennt?«

Maurevel machte eine zweite Verbeugung.

»Ich habe nur noch einen Punkt zu berühren, Madame,« sprach er, wenn es mir Eure Majestät erlaubt.«

»Ich erlaube es.«

»Wenn der König die Rechtskräftigkeit des Befehles bestreiten würde; es ist zwar nicht wahrscheinlich. Aber . . . «

»Im Gegenteil, mein Herr, das ist sicher.«

»Er wird sie bestreiten?«

»Ohne allen Zweifel.«

»Und er wird sich folglich weigern, zu gehorchen?«

»Ich befürchte es.«

»Er wird widerstehen?«

»Wahrscheinlich.«

»Ah, Teufel!« sprach Maurevel, »und in diesem Falle?«

»In welchem Falle?«

»Im Falle, daß er widerstehen würde, was soll ich dann tun?«

»Was tut Ihr, wenn Ihr mit einem Befehle des Königs beauftragt seid, d. h. wenn Ihr den König vertretet und man Euch Widerstand leistet, Herr von Maurevel?«

»Madame,« sprach der Sbirre, »wenn ich mit einem solchen Befehle beehrt werde, und der Befehl betrifft nur einen einfachen

Edelmann, so töte ich ihn.«

»Ich habe Euch gesagt, mein Herr,« versetzte Catharina, »und ich glaube, es ist nicht so lange her, daß Ihr es bereits vergessen haben könntet: der König von Frankreich erkennt in seinem Gebiete keinen Rang an. Damit sage ich Euch, daß der König von Frankreich allein König ist, und daß neben ihm die Größten nur einfache Edelleute sind.«

Maurevel erleichte, denn er fing an zu begreifen.

»Oh, oh,« sagte er, »den König von Navarra töten?«

»Aber wer spricht dann davon, ihn zu töten? wo ist der Befehl, ihn zu töten? Der König will nur, daß man ihn in die Bastille führe und der Befehl enthält nichts Anderes. Er lasse sich verhaften, gut. Läßt er sich aber nicht verhaften, leistet er Widerstand, versucht er es, Euch zu töten . . . «

Maurevel erleichte.

»So werdet Ihr Euch verteidigen,« fuhr Catharina fort, »man kann von einem Tapferen, wie Ihr seid, nicht verlangen, daß er sich töten läßt, ohne sich zu verteidigen. Und wenn Ihr Euch verteidigt, was wollt Ihr? . . . dann geschehe, was geschehen mag. Ihr versteht mich?«

»Ja, Madame.«

»Es scheint, Ihr wollt, daß ich nach den Worten:*Befehl zu verhaften*, mit eigener Hand beifüge:*tot oder lebendig*?«

»Ich gestehe, Madame, daß dies meine Bedenklichkeiten heben würde.«

»Wenn Ihr den Auftrag ohne dieses nicht für ausführbar haltet, so muß es Wohl geschehen.«

Und Catharina entrollte, die Achsel zuckend, das Pergament mit der einen Hand und schrieb mit der andern:*tot oder lebendig*.

»Seht,« sagte sie, »findet Ihr den Befehl nun ganz in Ordnung?«

»Ja, Madame.« antwortete Maurevel, »aber ich bitte Eure Majestät die Anordnung des Unternehmens ganz mir zu überlassen.«

»In welcher Beziehung? Kann das, was ich gesagt habe, der Ausführung schaden?«

»Euer Majestät sagte, ich sollte zwölf Mann nehmen?«

»Ja, um sicherer zu sein.«

»Wohl, ich bitte um Erlaubnis, nur sechs zu nehmen.«

»Warum dies?«

»Madame, weil man, wenn dem Prinzen Unglück widerführe, was wohl sein kann, leicht sechs Mann damit entschuldigen dürfte, sie haben bange gehabt, über einen Gefangenen nicht Meister werden zu können, während Niemand zwölf Wachen darüber entschuldigen würde, daß sie nicht hätten die Hälfte ihrer Kameraden töten lassen, ehe sie Hand an eine Majestät gelegt.«

»Schöne Majestät, meiner Treue, die kein Königreich hat!«

»Madame,« sprach Maurevel, »es ist nicht das Königreich, was den König macht, sondern die Geburt.«

»Gut,« versetzte Catharina, »macht es, wie Ihr wollt: nur wünschte ich, Ihr würdet den Louvre nicht verlassen.«

»Aber, Madame, um meine Leute zu sammeln?«

»Ihr habt wohl einen Sergenten, den Ihr hiermit beauftragen könnt?«

»Ich habe meinen Lakaien, der nicht nur ein treuer Bursche ist, sondern mich auch zuweilen bei solchen Unternehmungen unterstützte.«

»Laßt ihn holen und besprecht Euch mit ihm. Ihr kennt das Waffenkabinett des Königs, nicht wahr? Man wird Euch dort ein Frühstück vorsetzen, und Ihr gebt ihm Eure Befehle. Der Ort wird Eure Sinne befestigen, wenn sie erschüttert wären. Kommt mein Sohn von der Jagd zurück, so geht Ihr in mein Betzimmer, und Ihr erwartet dort die Stunde.«

»Aber wie werden wir in das Zimmer gelangen? Der König hat ohne Zweifel einen Argwohn und schließt von Innen.«

»Ich besitze einen doppelten Schlüssel zu allen Türen,« sprach Catharina, »und man hat die Riegel von der von Heinrich weggenommen. Gott befohlen, Herr von Maurevel; auf baldiges Wiedersehen. Ich will Euch in das Waffenkabinett des Königs führen lassen. erinnert Euch, daß das, was ein König befiehlt, vor Allem ausgeführt werden muß, daß keine Entschuldigung zugelassen wird, daß eine Niederlage, ja sogar ein Nichterfolg die Ehre des Königs kompromittieren würde.«

Und ohne Maurevel Zeit zu einer Antwort zu lassen, rief

Catharina Herrn von Nancey, ihren Kapitän der Garden, und befahl ihm, Maurevel in das Waffenkabinett des Königs zu führen.

»Tod und Teufel!« sprach Maurevel seinem Führer folgend, »ich schwinge mich auf in der Hierarchie des Mordes; von einem einfachen Edelmann zu einem Kapitän; von einem Kapitän zu einem Admiral, von einem Admiral zu einem König ohne Krone. Und wer weiß, ob ich nicht eines Tages an einen gekrönten König komme!«

X.

Die Jagd.

Der Piqueur, der den Eber gestellt und den König versichert hatte, das Tier habe sein Lager nicht verlassen, täuschte sich nicht. Kaum hatte man den Leithund auf seine Fährte gesetzt, als er in das Gehölze drang und aus einem Dorngesträuche den Eber hervortrieb, der wie der Piqueur an der Spur erkannt hatte, ein Hauptschwein, das heißt, ein Tier von der stärksten Gestalt war.

Der Eber lief gerade aus und zog fünfzig Schritte vom König über die Straße, nur von dem Leithunde gefolgt, der ihn bestätigt hatte. Sogleich koppelte man ein erstes Relai los, und zwanzig Hunde begannen die Verfolgung.

Die Jagd war die Leidenschaft von Karl. Kaum hatte das Tier den Weg überschritten, als er ihm nach sprengte, zur Verfolgung blasend, in Begleitung des Herzogs von Alençon und von Heinrich, dem ein Zeichen von Margarethe angedeutet hatte, er sollte Karl nicht verlassen.

Alle andere Jäger folgten dem König.

Die königlichen Wälder waren in jener Zeit, in welcher die Geschichte sich ereignet, die wir erzählen, entfernt nicht das, was sie jetzt sind, große Parke mit breiten für Karossen zugänglichen Alleen. Die Könige hatten damals noch nicht den Gedanken gehabt, sich zu Handelsleuten zu machen und ihre Wälder in Schläge aller Art abzuteilen. Die Bäume, nicht von gelehrten Forstmännern, sondern von der Hand Götter gesät, die den Samen den Launen des Windes zuwarf, waren nicht in Rauten abgeteilt, sondern wuchsen nach Gefallen und wie sie es noch heute in den Urwäldern Amerikas tun. Kurz, ein Wald war in jener Zeit ein Ort, wo es Wildschweine, Hirsche, Wölfe im Überfluß gab, und nur ein Dutzend Fußpfade durchzog den Wald von Bondy, den eine kreisförmige Straße umgab, wie der Kreis des Rades die Felgen umgibt. Wollte man den Vergleich weiter treiben, so würde der Eierdotter nicht schlecht den einzigen im Mittelpunkte des Gehölzes liegenden Kreuzweg darstellen, auf dem sich die verirrtten Jäger wieder sammelten, um von da aus sich nach dem

Punkte zu begeben, wo die verlorene Jagd abermals erschien.

Nach Verlauf einer Viertelstunde geschah, was gewöhnlich in solchen Fällen vorkam: beinahe unüberwindliche Hindernisse hatten sich dem Laufe der Jäger entgegen gesetzt, die Stimmen der Hunde waren in der Ferne erloschen und der König selbst war fluchend und schwörend, wie er dies gewöhnlich tat, nach dem Scheideweg zurückgekehrt.

»Nun, Alençon, nun Henriot!« rief er, »Tod und Hölle! Ihr seid hier ganz ruhig, wie Nonnen, welche ihrer Äbtissin folgen. Hört, das heißt nicht jagen. Ihr, Alençon, seht aus, als kämt Ihr aus einem Schächtelchen, und seid dergestalt parfümiert, daß Ihr, wenn Ihr zwischen dem Tiere und meinen Hunden durchkommt, machen könnt, daß diese die Fährte verlieren. Und Ihr, Henriot, wo habt Ihr Eure Schweinsfeder, Eure Büchse?«

»Sire,« entgegnete Heinrich, »wozu eine Büchse? Ich weiß, daß Eure Majestät das Tier gerne schießt wenn es sich stellt. Was die Schweinsfeder betrifft, so bin ich ziemlich ungeschickt in Handhabung dieser Waffe, welche in unsern Gebirgen, wo man auch den Bären mit dem einfachen Dolche jagt, nicht gebräuchlich ist.«

»Bei Gottes Tod, Heinrich, wenn Ihr in Eure Pyrenäen zurückgekehrt seid, müßt Ihr mir einen Wagen voll Bären schicken, denn es muß eine schöne Jagd sein, Leib an Leib mit einem Tiere, das uns erdrücken kann. Doch ich glaube, ich höre die Hunde. Nein, ich täuschte mich.«

Der König nahm sein Horn und blies eine Fanfare. Mehre Fanfaren antworteten. Plötzlich erschien ein Piqueur, der eine Melodie hören ließ.

»Man hat ihn im Gesicht!« rief der König, und er sprengte im Galopp davon, gefolgt von allen Jägern, die sich um ihn gesammelt hatten.

Diesmal täuschte sich der Piqueur nicht. Wie der König vorrückte, hörte man allmählich das Gebelle der Meute, jetzt aus mehr als sechzig Hunden bestehend; denn man hatte nach und nach alle an den Orten, welche der Eber durchlief, aufgestellte Relais losgelassen. Der König ließ ihn noch einmal an sich vorüber und warf sich, ein hochstämmiges Gehölze benützend,

unter den Ästen durch, mit aller Gewalt in das Horn stoßend, dem Tiere nach.

Die Prinzen folgten ihm eine Zeit lang: aber der König hatte ein so kräftiges Pferd, durch seinen Eifer fortgerissen schoß es über so abhängige Wege, durch so licht verwachsene Gebüsche hin, daß zuerst die Frauen, dann der Herzog von Guise und seine Edelleute, und hierauf auch die zwei Prinzen ihn zu verlassen genötigt waren. Tavannes hielt noch einige Zeit aus, aber am Ende leistete er ebenfalls Verzicht.

Alle Welt, mit Ausnahme von Karl und einigen Piqueurs, welche, durch das Versprechen einer Belohnung angestachelt, den König nicht verlassen wollten, befand sich wieder in der Gegend des Scheideweges.

Die zwei Prinzen waren nahe bei einander in einer großen Allee. Hundert Schritte von ihnen hatten der Herzog von Guise und seine Edelleute Halt gemacht. Auf dem Scheidewege hielten sich die Frauen.

»Sollte man nicht wirklich glauben,« sagte der Herzog von Alençon zu Heinrich, mit dem Augenwinkel den Herzog von Guise bezeichnend, »dieser Mensch mit seiner geharnischten Eskorte wäre der wahre König? Uns, arme Prinzen würdigt er nicht einmal eines Blickes.«

»Warum sollte er uns besser behandeln, als wir unsere eigenen Verwandten behandeln?« antwortete Heinrich. »Ei! mein Bruder, sind wir, Ihr und ich, nicht wahre Gefangene, Geißeln unserer Partei am Hofe von Frankreich?«

Der Herzog Franz bebte bei diesen Worten und schaute Heinrich an, als wollte er eine umständlichere Erklärung hervorrufen, aber Heinrich war bereits weiter gegangen, als dieß seiner Gewohnheit entsprach, und schwieg.

»Was wollt Ihr damit sagen?« fragte Franz, sichtbar ärgerlich, daß sein Schwager, nicht fortfahrend, ihn diese Erklärungen eröffnen ließ.

»Ich sage, mein Bruder, daß diese so wohlbewaffneten Menschen, denen man es zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, uns nicht aus dem Gesichte zu verlieren, ganz das Ansehen von Wachen haben, welche zwei Personen zu entfliehen

verhindern wollen.«

»Entfliehen, warum, wie?« fragte Alençon, vortrefflich das Erstaunen und die Unschuld spielend.

»Ihr habt hier ein vortreffliches Roß, Franz,« sagte Heinrich, seinen Gedanken verfolgend, während er die Miene annahm, als veränderte er das Gespräch. »Ich bin überzeugt, es würde sieben Lieues in einer Stunde und zwanzig von jetzt bis Mittag zurücklegen. Es ist schön' Wetter. Das ladet, bei meinem Worte, ein, die Zügel schießen zu lassen. Seht diesen hübschen Kreuzweg. Versucht es Euch nicht, Franz? Mir, was mich betrifft, brennt, der Sporn.«

Franz antwortete nicht; er errötete und erleichte nur abwechselnd; dann horchte er, als ob er das Geräusch der Jagd vernehme.

»Die Nachricht von Polen bringt ihre Wirkung hervor,« sagte sich Heinrich, »und mein lieber Schwager hat seinen Plan. Er wünschte, daß ich mich flüchten würde; aber ich werde nicht allein fliehen.«

Kaum hatte er diese Betrachtung vollendet, als mehrere Neubekehrte, welche seit ein paar Monaten an den Hof zurückgekommen waren, in kurzem Galopp anlangten und die zwei Prinzen mit einem äußerst freundlichen Lächeln begrüßten.

Durch die Eröffnungen von Heinrich herausgefordert, hatte der Herzog von Alençon nur ein Wort zu sprechen und eine Gebärde zu machen, und es war offenbar, daß die dreißig bis vierzig Reiter, welche sich in diesem Augenblick versammelt hatten, als wollten sie gegen die Truppe des Herrn von Guise Widerstand leisten, seine Flucht begünstigen würden. Aber er wandte seinen Kopf ab, setzte sein Horn an den Mund und blies zur Versammlung.

Die Neuangekommenen, als hätten sie geglaubt, das Zögern des Herzogs rühre von der Nähe und Gegenwart der Anhänger von Guise her, schlüpfen allmählich zwischen diese und die zwei Prinzen und stellten sich mit einer strategischen Geschicklichkeit auf, woraus man ersehen konnte, daß sie an militärische Anordnungen gewöhnt waren. Um zu dem Herzog von Alençon oder dem König von Navarra zu gelangen, hätte man in der Tat über ihre Leiber reiten müssen, während sich vor den zwei

Schwägern eine völlig freie Straße unabsehbar ausdehnte.

Plötzlich erschien zwischen den Bäumen, zehn Schritte von dem Könige von Navarra, ein anderer Edelmann, den die zwei Prinzen noch nicht gesehen hatten. Heinrich suchte zu erraten, wer es wäre, als dieser Edelmann, seinen Hut lüpfend, sich dem Könige von Navarra als den Vicomte von Turenne, einen der Führer der protestantischen Partei, den man in Poitou glaubte, zu erkennen gab.

Der Vicomte wagte es sogar, ein Zeichen zu machen, das offenbar sagen wollte:

»Kommt Ihr?«

Aber Heinrich, der das unempfindliche Gesicht und das matte Auge des Herzogs von Alençon scharf befragt hatte, drehte zwei bis drei Mal den Kopf auf seiner Schulter, als ob ihn etwas in dem Kragen seines Wammes belästigte.

Das war eine verneinende Antwort. Der Vicomte begriff dieselbe, gab seinem Pferde die Sporen und verschwand im Gehölze.

In demselben Augenblicke hörte man die Meute sich nähern, dann sah man am Ende der Allee, in der man sich befand, den Eber vorüberkommen, nach ihm die Hunde und dann, wie den höllischen Jäger, Karl IX. ohne Hut, das Horn am Munde, blasend, daß ihm die Lunge hätte springen sollen. Nur drei oder vier Piqueurs folgten ihm, Tavannes war verschwunden.

»Der König!« rief der Herzog von Alençon und jagte nach.

Durch die Gegenwart seiner Freunde beruhigt, machte Heinrich diesen ein Zeichen, sich nicht zu entfernen, und ritt zu den Damen.

»Nun«, sprach Margarethe, ihm einige Schritte entgegenkommend.

»Nun, Madame,« sagte Heinrich, »wir jagen den Eber.«

»Das ist das Ganze?«

»Ja, der Wind hat sich seit gestern gedreht. Ich glaube Euch auch vorhergesagt zu haben, daß dieß so kommen würde.«

»Diese Windveränderungen sind schlimm für die Jagd, nicht wahr, mein Herr?« fragte Margarethe.

»Ja,« erwiderte Heinrich, »das stößt zuweilen alle feste

Anordnungen um, und man muß einen neuen Plan entwerfen.«

In diesem Augenblick machte sich das Gebelle der Hunde, abermals näher kommend, rasch hörbar, und ein stürmisches Geräusch kündigte den Jägern an, daß sie auf ihrer Hut sein müßten. Jeder richtete den Kopf empor und horchte.

Jetzt brach der Eber hervor, und folgte, statt sich wieder in das Gehölze zu werfen, dem Pfade, der gerade nach dem Scheideweg führte, wo sich die Damen, die Edelleute, die ihnen den Hof machten, und die Jäger, welche die Jagd verloren hatten, befanden.

Hinter dem Eber kamen atemlos dreißig bis vierzig sehr kräftige Hunde. Ungefähr zwanzig Schritte hinter den Hunden ritt der König Karl, ohne Baret, ohne Mantel, die Kleider von den Dornen zerrissen, das Gesicht und die Hände voll Blut.

Nur einer oder zwei Jäger befanden sich noch bei dem König.

Der König setzte das Horn nur ab, um seine Hunde zu hetzen; er hörte nur auf seine Hunde zu hetzen, um sein Horn wieder zu nehmen. Die ganze Welt war vor seinen Augen verschwunden. Wäre sein Pferd zusammengebrochen, so würde er wie Richard III. gerufen haben: »Ein Königreich für ein Pferd!«

Aber das Pferd schien so eifrig zu sein, wie sein Herr. Seine Füße berührten den Boden nicht und seine Nüstern schnaubten Feuer. Der Eber, die Hunde und der König schossen wie eine Erscheinung vorbei.

»Hallali! hallali!« rief der König vorüberreitend, und er setzte wieder sein Horn an die blutigen Lippen.

Ein paar Schritte von ihm kamen der Herzog von Alençon und zwei Piqueurs. Die Pferde der Andern hatten nachgelassen oder sie hatten sich verloren.

Jedermann folgte, denn offenbar mußte der Eber bald Stand halten.

Nach Verlauf von zehn Minuten verließ der Eber wirklich den Fußpfad, auf dem er forteilte, und warf sich in das Gehölze, aber auf einer Lichtung angelangt lehnte er sich mit dem Hinterteile an einen Felsen an und stellte sich gegen die Hunde.

Auf das Geschrei von Karl, der ihm gefolgt war, eilten Alle herbei.

Man hatte den interessanten Augenblick der Jagd erreicht. Das Tier schien zu einer verzweifelten Gegenwehr entschlossen. Ausgereizt durch einen Lauf von mehr als drei Stunden stürzten sich die Hunde mit einer Erbitterung auf dasselbe, welche durch das Geschrei und die Flüche des Königs verdoppelt wurde.

Alle Jäger reihten sich im Kreise aneinander an. Etwas voraus, hatte der König den Herzog von Alençon, der mit einer Büchse bewaffnet war, und Heinrich hinter sich, welcher nur sein einfaches Jagdmesser bei sich trug.

Der Herzog von Alençon machte seine Büchse vom Haken los und zündete die Lunte an. Heinrich ließ sein Jagdmesser in der Scheide spielen.

Der Herzog von Guise, der alle diese Jagdübungen verachtend ansah, hielt sich mit seinen Edelleuten etwas zurück.

Die in einer Gruppe versammelten Frauen bildeten eine kleine Schar, welche gleichsam das Seitenstück zu der des Herzogs von Guise gab.

Was Jäger war, blieb, die Augen starr auf das Tier geheftet, in ängstlicher Erwartung.

In einiger Entfernung stand ein Piqueur, der sich fest auf den Boden stemmte, um die zwei Hatzhunde des Königs zurückzuhalten, welche, mit ihren Panzerhemden bedeckt, heulend, und sich immer wieder vorwerfend, daß man alle Augenblicke glauben mußte, sie würden ihre Ketten zerbrechen, den Moment erwarteten, um dem Eber an die Ohren zu fallen.

Das Tier benahm sich wundervoll. Zu gleicher Zeit von vierzig Hunden angegriffen, die es einhüllten, wie eine brüllende Flut, die es mit ihrem buntscheckigen Teppich Gedeckten, die von allen Seiten sich in seine raue Haut mit den starren Haaren einzuarbeiten suchten schleuderte es mit jedem Schlage seines Gewerfes¹⁷ zehn Schritte von sich einen Hund, der mit aufgeschlitztem Bauche niederfiel und sodann die Eingeweide nachschleppend sich abermals in das Gemenge warf, während Karl mit entflammten Augen, mit weit aufgerissenen Nasenlöchern, über den Hals seines von Schweiß triefenden Pferdes gebeugt, ein wütendes Hallali blies.

In weniger als zehn Minuten waren zwanzig Hunde

kampfunfähig.

»Die Doggen! die Doggen!« rief Karl.

Bei diesem Rufe öffnete der Piqueur den Haken der Koppelriemen, und die zwei Hunde stürzten mitten in das Kampfgewühle, warfen Alles nieder, schoben Alles auf die Seite, und bahnten sich mit ihren eisernen Leibern einen Weg bis zu dem Tiere, das jeder an einem Ohre packte.

Als der Eber sich so gefaßt fühlte, ließ er vor Wut und Schmerz seine Zähne aneinander krachen.

»Bravo, Durdent, bravo, Risquetout!« rief Karl: »Mutig, Hunde! Eine Schweinsfeder!«

»Ihr wollt meine Büchse nicht?« sagte der Herzog von Alençon.

»Nein,« rief der König, »nein, man fühlt nicht, wie die Kugel eindringt, und es ist kein Vergnügen dabei, während man die Schweinsfeder eindringen fühlt.«

Man reichte dem König einen im Feuer gehärteten, mit einer eisernen Spitze versehenen Jagdspieß.

»Mein Bruder, nehmt Euch in Acht,« rief Margarethe.

»Frisch auf, Sire!« rief die Herzogin von Nevers, »fehlt ihn nicht, Sire! Einen guten Stoß diesem Parpaillot!«¹⁸

»Seid ruhig, Herzogin,« versetzte Karl.

Und seinen Spieß fest fassend, stieß er ihn nach dem Eber, der, von den zwei Hunden gehalten, den Stoß nicht vermeiden konnte. Aber bei dem Anblick der glänzenden Schweinsfeder machte er eine Seitenbewegung, und statt in die Brust zu dringen, glitt der Spieß an der Schulter hin und stumpfte sich an dem Felsen ab, an den das Tier gelehnt war.

»Tausend Teufel!« rief der König, »ich habe ihn gefehlt. Einen Spieß, einen Spieß!«

Und zurückweichend warf er seine zu dem Dienst untüchtige Schweinsfeder zehn Schritte von sich. Ein Piqueur eilte vor, um ihm eine andere zu geben.

Aber in demselben Augenblick, als hätte er das Schicksal vorhergesehen, das ihn erwartete, und als wollte er sich demselben entziehen, riß der Eber mit einer heftigen Anstrengung seine verwundeten Ohren aus den Zähnen der Hatzhunde und stürzte, die Augen blutig, den Atem heiß, als käme er aus einer

Schmiedesse, mit den Zähnen knirschend, entsetzlich anzuschauen, mit gesenktem Kopfe gegen das Pferd des Königs.

Karl war ein zu guter Jäger, um nicht diesen Angriff vorhergesehen zu haben; er riß sein Pferd in die Höhe, daß es sich bäumte, aber er hatte die Bewegung seiner Hand schlecht ermessen: zu sehr von dem Gebisse gepreßt, oder vielleicht auch dem Schrecken weichend, überstürzte es.

Alle Zuschauer stießen einen furchtbaren Schrei aus. Der König lag mit einem Schenkel unter dem Pferde.

»Die Hand, Sire, laßt die Hand los!« sagte Heinrich.«

Der König ließ den Zügel seines Pferdes los, faßte den Sattel mit der linken Hand und suchte mit der rechten sein Jagdmesser zu ziehen. Aber durch das Gewicht seines Körpers gedrückt, wollte das Messer nicht aus der Klinge.

»Der Eber! der Eber!« rief Karl, »herbei Alençon.«

Sich selbst überlassen, spannte das Pferd, als begriffe es die Gefahr seines Herrn, seine Muskeln an, und es war ihm bereits gelungen, sich auf drei Beine zu erheben, als Heinrich bei dem Rufe seines Schwagers den Herzog von Alençon furchtbar erbleichen und die Flinte an die Schulter legen sah. Doch statt den Eber zu treffen, der nur noch zwei Schritte von dem König entfernt war, zerschmetterte die Kugel dem Pferde das Knie und dieses fiel wieder mit dem Kopfe auf die Erde.

In diesem Augenblicke zerriß der Eber mit seinem Gewerfe den Stiefel von Karl.

»Oh!« murmelte Alençon mit seinen bleichen Lippen, »ich glaube, der Herzog von Anjou ist König von Frankreich und ich bin König von Polen.«

Der Eber wütete wirklich bereits an dem Schenkel von Karl, als dieser fühlte, wie Einer ihm den Arm hob; dann sah er eine spitzige und schneidende Klinge glänzen, welche, eindringend bis an das Heft, in der Weiche der Schulter des Tieres verschwand, während eine Hand mit eisernem Handschuh den bereits rauchenden Rüssel unter seinen Kleidern vorschob.

Karl, dem es bei der Bewegung, die das Pferd gemacht, sein Bein zu befreien gelungen war, erhob sich mühsam und wurde, da er sich von Blut triefen sah, bleich wie eine Leiche.

»Sire,« sagte Heinrich, der immer noch kniend den in das Herz getroffenen Eber hielt, »Sire, es ist nichts, ich habe den Zahn abgewendet und Eure Majestät ist nicht verwundet.«

Dann stand er, das Messer loslassend, auf, der Eber stürzte zusammen und gab mehr Blut aus seinem Rachen als aus seiner Wunde von sich.

Umgeben von einer keuchenden Welt, überfallen von dem Geschrei des Schreckens, das auch den ruhigsten Mann betäubt hätte, war Karl nahe daran, neben dem sterbenden Tiere niederzusinken: aber er faßte sich wieder, wandte sich gegen den König von Navarra um und drückte ihm die Hand mit einem Blicke, worin ein erster Ausbruch von Gefühl glänzte, der sein Herz seit vierundzwanzig Jahren schlagen machte.

»Ich danke, Henriot,« sagte er zu ihm.

»Mein armer Bruder!« rief Alençon, sich Karl nähernd.

»Ah, du bist es, Alençon,« sagte der König, »nun Du berühmter Schütze, was ist aus Deiner Kugel geworden?«

»Sie wird auf dem Eber abgeprallt sein,« erwiderte der Herzog.

»Ei, mein Gott!« rief Heinrich mit einem vortrefflich gespielten Erstaunen, »seht Ihr, Franz, Eure Kugel hat dem Pferde Seiner Majestät das Bein zerschmettert. Das ist seltsam!«

»Wie,« rief der König, »ist das wahr?«

»Es ist möglich,« sagte der Herzog bestürzt, »die Hand zitterte mir so sehr.«

»Für einen geschickten Schützen habt Ihr da einen sonderbaren Schuß getan,« sprach Karl die Stirne runzelnd. »Noch einmal meinen Dank, Henriot. Meine Herren,« fuhr der König fort, »kehren wir zurück, ich habe nun genug.«

Margot näherte sich, um Heinrich Glück zu wünschen.

»Ah! meiner Treue, ja, Margot,« sagte Karl, »mache ihm Dein Kompliment, und zwar ein aufrichtiges, denn ohne ihn hieße der König von Frankreich Heinrich III.«

»Oh, Madame,« sprach der Bearner, »der Herr Herzog von Anjou, der bereits mein Feind ist, wird mir noch mehr grollen. Aber was wollt Ihr, man tut, was man kann. Fragt nur Herrn von Alençon.«

Und sich bückend, zog er aus dem Eber sein Jagdmesser, das

er zwei bis dreimal in den Boden tauchte, um das Blut abzuwischen.



Karl IX.

XI.

Brüderschaft.

Das Leben von Karl rettend, hatte Heinrich mehr getan, als das Leben eines Menschen gerettet. Er hatte es verhindert, daß drei Königreiche ihren Gebieter wechselten.

War Karl IX. getötet, so wurde der Herzog von Anjou König von Frankreich und der Herzog von Alençon aller Wahrscheinlichkeit nach König von Polen. Was Navarra betrifft, so hätte, da der Herzog von Anjou der Liebhaber der Frau von Condé war, ohne Zweifel seine Krone dem Gatten die Gefälligkeit der Frau bezahlt.

Aus diesem großen Umsturze aber ging nichts Gutes für Heinrich hervor. Er wechselte den Herrn und nicht weiter. Für Karl IX., der ihn duldete, sah er den Thron von Frankreich von dem Herzog von Anjou besteigen, der, mit Catharina ein Herz und eine Seele, seinen Tod geschworen hatte, und seinen Schwur zu halten nicht verfehlen würde.

Alle diese Gedanken traten zugleich vor seinen Geist, als sich der Eber auf Karl IX. stürzte, und wir haben gesehen, was die Folge der blitzgeschwinden Betrachtung war, daß an dem Leben von Karl IX. sein eigenes Leben hing.

Karl IX. war durch eine aufopfernde Ergebenheit gerettet worden, deren Beweggrund der König unmöglich begreifen konnte.

Aber Margarethe begriff Alles, und sie bewunderte den seltsamen Mut von Heinrich, der dem Blitze ähnlich nur im Sturme glänzte.

Leider war damit nicht Alles geschehen, daß er der Regierung des Herzogs von Anjou entgangen war; er mußte sich selbst zum König machen; er mußte dem Herzog von Alençon und dem Prinzen von Condé Navarra streitig machen. Er mußte vor Allem diesen Hof verlassen, wo man zwischen zwei Abgründen ging; er mußte ihn beschützt von einem Sohne von Frankreich verlassen.

Von Bondy zurückkehrend, stellte Heinrich tiefe Betrachtungen über seine Lage an. Als er im Louvre anlangte, war sein Plan gefaßt.

Ohne die Stiefeln zu wechseln, so wie er war, noch ganz staubig und blutig, begab er sich zu dem Herzog von Alençon,

den er sehr aufgeregt und mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend fand.

Als der Prinz ihn erblickte, machte er eine Bewegung.

»Ja,« sagte Heinrich zu ihm, seine beiden Hände fassend, »ja, ich begreife, mein guter Bruder, Ihr grollt mir, weil ich zuerst den König darauf aufmerksam machte, daß Eure Kugel, statt den Eber zu treffen, wie es Eure Absicht war, das Bein seines Pferdes getroffen hatte. Aber was wollt Ihr? ich konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht zurückdrängen. Überdies würde es der König selbst wahrgenommen haben; nicht so?«

»Allerdings, allerdings,« murmelte Alençon, »aber ich kann dennoch nur einer schlechten Absicht die Denunziation zuschreiben, die Ihr gemacht habt, und die, wie Ihr gesehen, keine geringere Folge hatte, als daß sie bei meinem Bruder Karl meine Gesinnung verdächtigte und eine Wolke zwischen uns warf.«

»Wir werden sogleich hierauf zurückkehren, und was meine gute oder schlechte Gesinnung in Beziehung auf Euch betrifft, so komme ich ausdrücklich, um Euch zum Richter derselben zu machen.«

»Gut,« sprach Alençon mit seiner gewöhnlichen Zurückhaltung, »sprecht, Heinrich, ich höre Euch.«

»Wenn ich gesprochen habe, Franz, werdet Ihr wohl sehen, was meine Gesinnung ist; denn die vertrauliche Mitteilung, die ich Euch zu machen habe, schließt jede Zurückhaltung und jede Klugheit aus, und sobald ich sie gemacht habe, könnt Ihr mich mit einem Worte, mit einem einzigen Worte zu Grunde richten.«

»Was ist es denn?« sagte Franz, der sich zu beunruhigen anfang.

»Und dennoch,« fuhr Heinrich fort, »zögerte ich lange, von der Sache zu sprechen, die mich hierher führt, besonders nach der Art und Weise, wie Ihr heute den Tauben gespielt habt.«

»In der Tat,« sprach Franz erbleichend, »ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt, Heinrich.«

»Mein Bruder, Eure Interessen sind mir zu teuer, als daß ich Euch nicht mitteilen sollte, die Hugenotten haben Schritte bei mir tun lassen.«

»Schritte?« fragte Alençon, »und was für Schritte?«

»Einer von ihnen, Herr Mouy von Saint-Phale, der Sohn des braven Mouy, der von Maurevel ermordet worden ist. Ihr wißt . . . «

»Ja.«

»Nun, er ist mit Gefahr seines Lebens hierher gekommen, um mir zu beweisen, daß ich in Gefangenschaft sei.«

»Ah, wirklich, und was habt Ihr ihm geantwortet?«

»Mein Bruder, Ihr wißt, daß ich Karl zärtlich liebe, denn er hat mir das Leben gerettet, und daß die Königin Mutter für mich meine Mutter ersetzt hat. Ich habe also alle Anerbietungen, die er mir machte, zurückgewiesen.«

»Und worin bestanden diese Anerbietungen?«

»Die Hugenotten wollen den Thron von Navarra wiederherstellen, und da dieser Thron in Wirklichkeit durch Erbschaft mir gehört, so boten sie mir Ihn an.«

»Ja, und Herr von Mouy hat statt der Beistimmung, die er von Euch forderte, Euren Verzicht erhalten?«

»Einen förmlichen . . . Aber seitdem,« fuhr Heinrich fort . . .

»Habt Ihr es bereut, mein Bruder,« unterbrach ihn der Herzog von Alençon.

»Nein, ich glaubte nur zu bemerken, daß Herr von Mouy mit mir unzufrieden, sein Augenmerk anderswohin gerichtet hat.«

»Und wohin?« fragte Franz lebhaft.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht auf den Prinzen von Condé.«

»Ja, das ist wahrscheinlich,« sprach der Herzog.

»Übrigens,« versetzte Heinrich, »besitze ich ein Mittel, auf eine untrügliche Weise den Führer kennen zu lernen, den er sich erwählt hat.«

Franz wurde leichenbleich.

»Aber,« fuhr Heinrich fort, »die Hugenotten sind unter sich geteilt, und Herr von Mouy, so brav und rechtschaffen er auch ist, vertritt nur die eine Hälfte der Partei. Die andere Hälfte nun, die nicht zu verachten ist, hat die Hoffnung nicht verloren, diesen Heinrich von Navarra auf den Thron zu bringen, der, nachdem er im ersten Augenblicke gezögert, seitdem nachgedacht haben

kann.«

»Ihr glaubt?«

»Oh! jeden Tag erhalte ich Beweise hiervon. Die Truppe, welche auf der Jagd zu uns stieß, habt Ihr bemerkt, aus was für Menschen sie bestand?«

»Ja, aus bekehrten Edelleuten.«

»Habt Ihr den Führer, der mir ein Zeichen machte, erkannt?«

»Ja, es war der Vicomte von Turenne.«

»Habt Ihr begriffen, was sie von mir wollten?«

»Ja, sie schlugen Euch die Flucht vor.«

»Es ist also ganz klar,« versetzte Heinrich, »daß es eine zweite Partei gibt, die etwas Anderes will, als Herr von Mouy, und zwar eine sehr mächtige Partei, sage ich Euch. Um durchzudringen, müßte man beide Parteien, Turenne und Mouy, vereinigen. Die Verschwörung macht ihre Fortschritte. Die Truppen sind bezeichnet, man erwartet nur ein Signal. In dieser äußersten Lage, welche von mir eine rasche Lösung fordert, habe ich zwei Entschließungen in meinem Innern beraten, und ich schwebe immer noch zwischen diesen beiden. Ich will Euch diese zwei Entschließungen wie einem Freunde vorlegen.«

»Sagt lieber, wie einem Bruder.«

»Ja, wie einem Bruder,« versetzte Heinrich.

»Sprecht also, ich höre.«

»Vor Allem muß ich Euch den Zustand meiner Seele auseinandersetzen, lieber Franz. Es ist kein Verlangen, kein Ehrgeiz, keine besondere Fähigkeit darin zu wahrnehmen. Ich bin ein guter Landedelmann, arm, sinnlich und schüchtern. Das Gewerbe des Verschwörers bietet mir Unannehmlichkeiten, welche selbst durch die sichere Aussicht auf eine Krone nur schlecht belohnt werden.«

»Ah, mein Bruder,« sprach Franz, »Ihr tut Euch Unrecht, und es ist eine traurige Lage die eines Prinzen, dessen Glück durch einen Markstein aus dem väterlichen Gute oder durch einen Menschen auf dem Felde der Ehre begrenzt wird. Ich glaube also nicht an das, was Ihr sagt.«

»Was ich Euch sage, ist wahr, mein Bruder,« versetzte Heinrich, »doch, mein Bruder, wenn ich einen wirklichen Freund zu haben

glaubte, so würde ich mich zu seinen Gunsten der Macht begeben, welche mir die Partei, die sich mit mir beschäftigt, übertragen will. Aber,« fügte er mit einem Seufzer bei, »ich habe keinen.«

»Vielleicht. Ihr täuscht Euch ohne Zweifel.«

»Nein, *Ventre-saint-gris!*« rief Heinrich. »Mit Ausnahme von Euch, mein Bruder, sehe ich Niemand, der eine gewisse Anhänglichkeit an mich besitzt. Ehe ich einen Versuch, den ein unwürdiger Mensch an das Licht bringen würde, in abscheulichen Spaltungen scheitern lasse, will ich in der Tat lieber den König, meinen Schwager, von dem, was vorgeht, in Kenntnis setzen. Ich werde Niemand nennen, werde weder ein Land noch eine Zeit angeben, wohl aber der Katastrophe zuvorkommen.«

»Großer Gott!« rief der Herzog von Alençon, der seinen Schrecken nicht zu bewältigen vermochte, »was sagt Ihr da? Wie, Ihr, Ihr die einzige Hoffnung der Partei seit dem Tode des Admirals, Ihr, ein bekehrter Hugenott, ein schlecht Bekehrter, man glaubt dies wenigstens, Ihr würdet das Messer über Euren Brüdern erheben! Heinrich, Heinrich, wißt Ihr, daß Ihr, wenn Ihr dies tut, alle Calvinisten des Königreiches einer zweiten Bartholomäusnacht preisgebt? Wißt Ihr, daß Catharina nur auf eine solche Gelegenheit wartet, um Alles auszurotten, was dieselbe überlebt hat?«

Und ganz zitternd, das Gesicht mit roten und bleifarbenen Plättchen besprenkt, drückte der Herzog die Hand von Heinrich, um ihn zu bitten, auf diesen Entschluß Verzicht zu leisten, der ihn zu Grunde richtete.

»Wie!« rief Heinrich mit vollkommen gutmütigem Ausdruck, »Ihr glaubt, Franz, es würde so viel Unglück daraus entstehen? Mir scheint es, mit dem Wort des Königs könnte ich das Leben der Unglücklichen verbürgen.«

»Das Wort von König Karl IX., Heinrich! . . . Ei, hatte es denn nicht der Admiral? Hatte es nicht *Téligny*? Hattet Ihr nicht selbst? Oh, Heinrich, ich sage Euch, ich, wenn Ihr dies tut, so stürzt Ihr Alle, nicht nur sie, sondern Alles, was in mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung mit ihnen gestanden hat, in das Verderben.«

Heinrich schien einen Augenblick nachzudenken.

»Wäre ich ein wichtiger Prinz am Hofe gewesen,« sagte er, »so hätte ich anders gehandelt. An Eurer Stelle z. B. Franz, an Eurer Stelle, der Ihr ein Sohn von Frankreich und der wahrscheinliche Erbe der Krone seid, an Eurer Stelle . . . «

Franz schüttelte ironisch den Kopf und erwiderte:

»Was würdet Ihr an meiner Stelle tun?«

»An Eurer Stelle, mein Bruder, würde ich mich an die Spitze der Bewegung stellen, um sie zu leiten. Mein Name und mein Ansehen würden meinem Gewissen für das Leben der Aufrührer bürgen, und ich würde zuerst für mich selbst und sodann vielleicht für den König Nutzen aus einer Unternehmung ziehen, die ohne dieses das größte Übel für Frankreich herbeiführen kann.«

Der Herzog von Alençon hörte diese Worte mit einer Freude, welche alle Muskeln seines Gesichtes ausdehnte.

»Glaubt Ihr,« sagte er, »daß dieses Mittel ausführbar ist und daß es uns jedes von Euch vorhergesehene Übel erspart?«

»Ich glaube es,« antwortete Heinrich, »die Hugenotten lieben Euch, Euer bescheidenes Äußere, Eure zugleich hohe und interessante Stellung, das Wohlwollen, das Ihr stets gegen die Anhänger der protestantischen Religion an den Tag gelegt habt, bewegen sie, Euch zu dienen.«

»Aber es findet eine Spaltung in der Partei statt,« versetzte der Herzog. »Werden diejenigen, welche für Euch sind, auch für mich sein?«

»Ich übernehme es, sie mit Euch durch zwei Beweggründe zu versöhnen.«

»Durch welche?«

»Erstens durch das Vertrauen, das die Führer zu mir haben, dann durch die Furcht, in der sie schweben würden, daß Eure Hoheit, mit ihren Namen bekannt . . . «

»Aber wer wird mir diese Namen entdecken?«

»Ich, *Ventre-saint-gris!*«

»Ihr würdet dies tun?«

»Hört, Franz, ich habe Euch gesagt,« fuhr Heinrich fort, »ich liebe nur Euch am Hofe; dies kommt ohne Zweifel davon her, daß Ihr verfolgt werdet, wie ich; und dann liebt Euch auch meine

Gattin mit einer Zärtlichkeit ohne Gleichen.«

Franz errötete vor Vergnügen.

»Glaubt mir, mein Bruder,« fuhr Heinrich fort, »ergreift die Gelegenheit, regiert in Navarra, und wenn Ihr mir nur einen Platz an Eurem Tische und einen schönen Wald zum Jagen gönnt, so werde ich mich glücklich schätzen.«

»In Navarra regieren,« sagte der Herzog, »aber wenn . . . «

»Wenn der Herzog von Anjou zum König von Polen ernannt wird, nicht wahr? Ich vollende Eure Gedanken.«

Franz schaute Heinrich mit einem gewissen Schrecken an.

»Nun wohl, hört Franz,« fuhr Heinrich fort, »da Euch nichts entgeht . . . gerade in dieser Hypothese mache ich meine Schlüsse: wenn der Herzog von Anjou zum König von Polen ernannt wird und unser Bruder Karl, den Gott erhalten wolle, stirbt, so sind es nur zweihundert Lieues von Pau nach Paris, während es vierhundert von Paris nach Krakau sind. Ihr werdet also, um die Erbschaft einzuziehen, gerade in Paris in dem Augenblick sein, wo der König von Polen erfährt, daß sie erledigt ist. Wenn Ihr zufrieden seid, Franz, so gebt Ihr mir sodann das Königreich Navarra, welches nur ein Blumenwerk Eurer Krone sein wird. Auf diese Art nehme ich es an. Das Schlimmste, was Euch begegnen kann, ist, daß Ihr da unten König bleibt und, mit mir und meiner Frau im Familienkreise lebend, Euer Geschlecht fortpflanzt, während Ihr hier . . . was seid Ihr hier? ein armer verfolgter Prinz, ein armer dritter Königssohn, ein Sklave von zwei älteren Brüdern, den eine Laune in die Bastille schicken kann.«

»Ja, ja,« sprach Franz, »ich fühle das so gut, daß ich nicht begreife, warum Ihr auf diesen Plan, den Ihr mir vorschlagt, Verzicht leistet. Es regt sich also nichts hier?«

Und der Herzog von Alençon legte die Hand auf das Herz seines Schwagers.

»Es gibt Lasten, welche zu schwer sind für gewisse Hände,« erwiderte Heinrich lächelnd, »ich werde diese nicht aufzuheben versuchen. Die Furcht vor Ermattung benimmt mir die Lust dazu.«

»Heinrich, Ihr leistet also wirklich Verzicht?«

»Ich habe es Herrn von Mouy gesagt und wiederhole es Euch.«

»Aber unter solchen Verhältnissen, lieber Bruder, sagt man

nicht, sondern man beweist.«

Heinrich atmete wie ein Ringer, welcher fühlt, daß sich die Hüften seines Gegners biegen.

»Ich werde es diesen Abend beweisen,« antwortete er, »um neun Uhr sind die Liste der Führer und der Plan des Unternehmens bei Euch.«

Franz faßte die Hand von Heinrich und drückte sie voll Begeisterung.

In demselben Augenblick trat Catharina bei dem Herzog von Alençon ein, und zwar ihrer Gewohnheit gemäß, ohne sich melden zu lassen.

»Beisammen!« sprach sie lächelnd, »in der Tat, zwei gute Schwäger.«

»Ich hoffe es, Madame,« versetzte Heinrich mit der größten Kaltblütigkeit, während der Herzog von Alençon, vor Schrecken erbleichte.

Dann machte er ein paar Schritte rückwärts, um Catharina mit ihrem Sohne sprechen zu lassen.

Die Königin Mutter zog nun aus ihrer Aumônière einen prachtvollen Juwel hervor.

»Diese Agraffe kommt von Florenz,« sagte sie, »ich schenke sie Euch, um sie an Eurer Degenkuppel zu befestigen.«

Dann fügte sie ganz leise bei:

»Wenn Ihr diesen Abend Lärmen bei Eurem guten Schwager Heinrich hört, so rührt Euch nicht.«

Franz drückte seiner Mutter die Hand und erwiderte:

»Erlaubt Ihr mir, ihm das schöne Geschenk zu zeigen, das Ihr mir so eben gemacht habt.«

»Tut etwas Besseres, gebt es ihm in Eurem und meinem Namen, denn ich hatte ein zweites für ihn bestimmt.«

»Ihr hört, Heinrich,« sprach Franz, »meine gute Mutter bringt mir diesen Juwel und verdoppelt seinen Wert, indem sie mir denselben Euch zu schenken erlaubt.«

Heinrich geriet ganz in Begeisterung über die Schönheit der Agraffe und überströmte von Danksagungen.

Als dieser Ausbruch vorüber war, sagte Catharina:

»Mein Sohn, ich fühle mich ein wenig unpäßlich und will mich zu Bette legen; Euer Bruder Karl ist sehr angegriffen von seinem Falle und wird dasselbe tun. Man wird diesen Abend nicht in Familie speisen und Jeder soll in seinem Zimmer bedient werden. Ah! Heinrich, ich vergaß, Euch mein Kompliment über Euren Mut und Eure Gewandtheit zu machen. Ihr habt Euren König und Schwager gerettet und sollt belohnt werden.«

»Ich bin es bereits, Madame,« antwortete Heinrich sich verbeugend.

»Durch das Gefühl, Eure Pflicht getan zu haben?« versetzte Catharina, »das ist nicht genug, glaubt mir, daß Karl und ich darauf bedacht sind, etwas zu tun, wodurch wir uns unserer Schuld gegen Euch entledigen.«

»Alles, was mir von Euch und meinem guten Schwager zukommt, ist willkommen, Madame.«

Nach diesen Worten entfernte sich Heinrich mit einer Verbeugung.

»Ah! mein Schwager Franz,« dachte Heinrich, als er wegging, »ich weiß nun gewiß, daß ich nicht allein reise, und die Verschwörung, welche ein Herz hatte, hat nun auch einen Kopf gefunden, und was noch besser ist, dieser Kopf bürgt mir für den meinigen. Nur müssen wir auf unserer Hut sein. Catharina macht mir ein Geschenk, verspricht mir eine Belohnung: dahinter steckt eine Teufelei, und ich will mich diesen Abend mit Margarethe besprechen.«

XII.

Die Dankbarkeit von König Karl IX.

Maurevel war einen Teil des Tages im Waffenkabinett des Königs geblieben, als aber Catharina den Augenblick der Rückkehr von der Jagd herannahen sah, ließ sie ihn mit den Sbirren, die sich bei ihm eingefunden hatten, in ihr Betzimmer gehen.

Von seiner Amme unterrichtet, daß ein Mann einen Teil des Tages in seinem Kabinett zugebracht hatte, war Karl Anfangs in großen Zorn geraten, daß man einen Fremden bei ihm einzuführen gewagt habe. Als er sich denselben aber schildern ließ und seine Amme ihm sagte, es wäre derselbe Mensch, den sie eines Abends zu dem König hätte bringen müssen, so erkannte Karl Maurevel, erinnerte sich des Befehls, den ihm seine Mutter am Morgen ausgepreßt, und begriff Alles.

»Oh! oh!« murmelte Karl, »an demselben Tage, an welchem er mir das Leben gerettet hat, . . . der Augenblick ist schlecht gewählt.«

Dem zu Folge machte er einige Schritte, um zu seiner Mutter hinabzugehen, aber ein Gedanke hielt ihn zurück.

»Mordieu!« sagte er, »wenn ich hiervon mit ihr spreche, so gibt es einen Streit, der nie endigt; besser wir handeln jedes für sich.«

»Amme,« sagte er, »schließe alle Türen und melde Elisabeth,¹⁹ daß ich, noch etwas leidend von meinem Sturze, diese Nacht allein schlafen werde.«

Die Amme gehorchte, und da die Zeit, seinen Plan auszuführen, noch nicht gekommen war, fing er an Verse zu machen.

Dies war die Beschäftigung, während der dem König alle Zeit am Geschwindesten verging. Es schlug zehn Uhr, als Karl glaubte, es wäre kaum sieben Uhr. Er zählte einen nach dem andern die Schläge der Glocke und erhob sich beim letzten.

»Beim Teufel!« sagte er, »es ist gerade Zeit.«

Und er nahm seinen Mantel und seinen Hut und entfernte sich durch eine geheime Türe, die, im Täfelwerk angebracht, selbst

Catharina unbekannt war.

Karl ging gerade auf das Zimmer von Heinrich zu. Heinrich war, als er den Herzog von Alençon verließ, nur in seine Wohnung zurückgekehrt, um die Kleider zu wechseln, und hatte sich sogleich wieder weg begeben.

»Er wird mit Margot zu Nacht speisen,« sagte der König zu sich selbst, »er stand heute auf das Beste mit ihr, wenigstens kam es mir so vor.«

Und er ging nach der Wohnung von Margarethe.

Margarethe hatte die Herzogin von Nevers, Coconnas und La Mole mit sich genommen und machte mit ihnen eine Collation von Zuckerwerk und Bäckereien aller Art.

Karl klopfte an die Vortüre; Gillonne öffnete und war bei dem Anblick des Königs so erschrocken, daß sie kaum die Kraft hatte, eine Verbeugung zu machen, und, statt zurückzueilen und Königin von dem erhabenen Besuche zu benachrichtigen, der ihr zugedacht war, Karl ohne ein anderes Signal zu geben, als den Schrei, den sie ausstieß, vorbeigehen ließ.

Karl ging durch das Vorzimmer und schritt, geleitet durch das Gelächter, auf den Speisesaal zu.

»Armer Henriot!« sagte er zu sich selbst, »er freut sich ohne etwas Arges zu ahnen.«

»Ich bin es,« sprach er, die Tapete aufhebend und ein lachendes Gesicht zeigend.

Margarethe stieß einen furchtbaren Schrei aus. So heiter es auch war, so hatte doch dieses Gesicht den Eindruck des Medusenhauptes auf sie hervorgebracht. Der Türe gegenüber sitzend erkannte, sie Karl sogleich.

»Seine Majestät!« rief sie voll Schrecken und sprang auf.

Während die drei andern Tischgenossen gewisser Maßen ihren Kopf auf den Schultern wanken fühlten, war Coconnas der Einzige, der den seinigen nicht verlor. Er erhob sich ebenfalls, aber mit einer so geschickten Ungeschicklichkeit, daß er aufstehend den Tisch und damit die Kristalle, das Tafelgeschirr und die Kerzen umwarf.«

Es herrschten einen Augenblick völlige Finsternis und tiefes Stillschweigen.

»Mache Dich aus dem Staube,« sagte Coconnas zu La Mole.
»Rasch! rasch!«

La Mole ließ sich das nicht zweimal sagen; er warf sich an die Wand, orientierte sich mit den Händen und suchte das Schlafzimmer, um sich in dem ihm so wohl bekannten Kabinett zu verbergen.

Als er aber den Fuß in das Schlafzimmer setzte, stieß er auf einen Menschen, der durch den geheimen Gang eingetreten war.

»Was soll Alles dies bedeuten?« sagte Karl in der Finsternis mit einer Stimme, die einen furchtbaren Ausdruck von Ungeduld annahm, »bin ich ein Freudenstörer daß man bei meinem Anblick einen solchen Teufelswirrwarr macht? Henriot! Henriot! wo bist Du? antworte.«

»Wir sind gerettet,« murmelte Margarethe, eine Hand ergreifend, welche sie für die von Coconnas hielt. »Der König glaubt, mein Gemahl sei einer von unsern Gästen.«

»Und ich werde ihn auf dem Glauben lassen, Madame, seid unbesorgt,« antwortete Heinrich der Königin in demselben Tone.

»Großer Gott!« rief Margarethe und ließ rasch die Hand los, welche sie in der ihrigen hielt.

»Stille!« sagte Heinrich.

»Tausend Teufel!« rief Karl, »was habt Ihr denn zu flüstern? Heinrich, antwortet mir, wo seid Ihr?«

»Hier bin ich, Sire,« sagte die Stimme des Königs von Navarra.

»Teufel!« sprach Coconnas, der die Herzogin von Nevers in einem Winkel hielt, »die Sache verwickelt sich.«

»Dann sind wir zweimal verloren,« versetzte Henriette.

Mutig bis zur Unklugheit bedachte Coconnas, daß man doch am Ende die Kerzen wieder anzünden müßte, und je eher dies geschehen würde, desto besser wäre es; er ließ also die Hand von Frau von Nevers los, suchte unter den Trümmern einen Leuchter, näherte sich dem Kohlenbecken und blies eine Kohle an, welche sogleich den Docht der Kerze entzündete.

Das Zimmer erleuchtete sich.

Karl IX. warf einen forschenden Blick um sich her.

Heinrich befand sich bei seiner Gemahlin; Frau von Nevers war allein in einem Winkel; Coconnas stand mitten im Zimmer und

beleuchtete mit seiner Kerze die ganze Szene.

»Entschuldigt uns, mein Bruder,« sagte Margarethe, »wir erwarteten Euch nicht.«

»Eure Majestät hat uns auch, wie sie selbst sehen kann, sonderbare Furcht eingejagt!« sprach Henriette.

»Ich, meines Teils,« versetzte Heinrich, welcher Alles erriet, »ich glaube, die Furcht war so kräftig, daß ich aufstehend den Tisch umstieß.«

Coconnas warf einen Blick auf den König von Navarra, womit er wohl sagen wollte:

»Das lasse ich mir gefallen! das ist ein Ehemann, der ein halbes Wort versteht.«

»Was für ein abscheulicher Wirrwarr!« wiederholte Karl IX. »Dein Abendbrot liegt auf dem Boden, Henriot. Komm' mit mir. Du kannst es anderswo vollenden; ich entführe Dich für diesen Abend.«

»Wie, Sire,« sprach Heinrich, »Eure Majestät würde Mir die Ehre erweisen . . . «

»Ja, meine Majestät erweist Dir die Ehre, Dich aus dem Louvre zu führen. Leih' ihn mir, Margot, ich bringe ihn Dir morgen früh zurück.«

»Ah! mein Bruder,« sprach Margarethe, »Ihr bedürft hierzu meiner Erlaubnis nicht; Ihr seid der Gebieter.«

»Sire,« versetzte Heinrich, »ich hole in meinem Zimmer einen andern Mantel und kehre im Augenblick zurück.«

»Du bedarfst dessen nicht, Henriot, der, den Du auf dem Leibe hast, ist gut genug.«

»Aber, Sire,« versuchte Heinrich einzuwenden.

»Tausend Teufel! ich sage Dir, daß Du nicht in Deine Wohnung zurückkehren sollst. Hörst Du nicht, was ich Dir sage? Vorwärts, marsch!«

»Ja, ja, geht,« sprach Margarethe plötzlich und drückte ihren Gemahl am Arme, denn ein sonderbarer Blick von Karl hatte sie so eben belehrt, daß etwas Außerordentliches vorging.

»Ich bin bereit, Sire,« sagte Heinrich.

Karl aber schaute Coconnas an, der, seinen

Beleuchtungsdienst fortsetzend, die anderen Kerzen wieder anzündete.

»Wer ist dieser Herr,« fragte er Heinrich, den Piemontesen messend, »sollte es zufällig Herr de La Mole sein?«

»Wer hat ihm von de La Mole gesagt?« fragte sich Margarethe ganz leise.

»Nein, Sire,« antwortete Heinrich, »Herr de La Mole, ist nicht hier, was ich sehr bedaure, denn ich hätte die Ehre gehabt, ihn Euerer Majestät zu gleicher Zeit mit Herrn von Coconnas, seinem Freunde, vorzustellen; es sind zwei Unzertrennliche, und Beide gehören Herrn von Alençon.«

»Ah! ah! unserem großen Schützen!« sprach Karl. »Gut!«

Dann fügte er die Stirne runzelnd bei: »Ist dieser Herr de La Mole nicht Hugenott?«

»Bekehrt, Sire,« erwiderte Heinrich, »und ich stehe für ihn wie für mich.«

»Wenn Ihr für Jemand steht, Henriot, so habe ich nach dem, was Ihr heute getan, nicht mehr das Recht, daran zu zweifeln. Aber gleich viel, ich hätte Herrn de La Mole gern gesehen. Später also.«

Karl durchschweifte, mit seinen großen Augen noch einmal das ganze Zimmer, küßte Margarethe, nahm den König von Navarra unter dem Arm und führte ihn mit sich fort.

An der Pforte des Louvre wollte Heinrich anhalten, um mit Jemand zu sprechen.

»Vorwärts! vorwärts! gehe rasch hinaus, Henriot,« sagte Karl zu ihm. »Wenn ich Dir sage, daß die Luft im Louvre diesen Abend nicht gut für Dich ist; den Teufel! glaube mir doch.«

»Ventre-saint-gris!« murmelte Heinrich, »und Mouy, was wird auf ihn ganz allein in meinem Zimmer warten? . . . Wenn nur die Luft, die für mich nicht gut ist, für ihn nicht noch viel schlimmer wirkt.«

»Sage mir doch,« sprach der König, als Heinrich und er die Zugbrücke überschritten hatten, »ist es Dir genehm, Henriot, daß die Leute von Herrn von Alençon Deiner Frau den Hof machen?«

»Wie so, Sire?«

»Ja, liebäugelt dieser Herr von Coconnas nicht mit Margot!«

»Wer sagt Euch das?«

»Bei Gott! man hat es mir gesagt.«

»Reiner Scherz, Sire; Herr von Coconnas liebäugelt allerdings mit Jemand, aber das ist Frau von Nevers.«

»Ah bah!«

»Ich kann Eurer Majestät für das, was ich sage, bürgen.«

Karl brach in ein Gelächter aus.

»Der Herzog von Guise mag noch einmal kommen, um Späße zu treiben,« sagte er, »ich werde seinen Schnurrbart ganz angenehm verlängern, wenn ich ihm die Taten seiner Schwägerin erzähle. Übrigens,« fügte der König sich besinnend bei, »ich weiß nicht mehr, ob er von Herrn von Coconnas oder von La Mole gesprochen hat.«

»Eben so wenig der Eine als der Andere; ich stehe Euch für die Gefühle meiner Frau.«

»Gut, Henriot, gut, ich sehe Dich lieber so, als anders; und bei meiner Ehre, Du bist ein so braver Junge, daß ich am Ende gar nicht mehr ohne Dich sein kann.«

Nach diesen Worten piff der König auf eine eigentümliche Weise, und vier Edelleute, die ihn am Ende der Rue de Beauvais erwarteten, stießen zu ihm, und Alle gingen mit einander in das Innere der Stadt.

Es schlug zehn Uhr.

»Nun,« sprach Margarethe, als der König und Heinrich sich entfernt hatten, »setzen wir uns wieder zu Tische!«

»Meiner Treue, nein,« sagte die Herzogin, »ich habe zu sehr Angst gehabt. Es lebe das kleine Haus der Rue Cloche-Percée! Man kann dort nicht herein, ohne eine Belagerung vorzunehmen, und unsere Braven haben das Recht, ihre Schwerter spielen zu lassen. Aber was sucht Ihr unter den Schränken und in den Kästen, Herr von Coconnas?«

»Ich suche meinen Freund La Mole,« erwiderte der Piemontese.

»Sucht in der Richtung meines Schlafzimmers, Herr von Coconnas,« sprach Margarethe, »es ist dort ein Kabinett.«

»Gut,« versetzte Coconnas, »ich habe es.«

Und er trat in das Zimmer.

»Nun,« sprach eine Stimme, »woran sind wir?«

»Ei, Mordi! wir sind am Nachtsch.«

»Und der König von Navarra?«

»Er hat nichts gesehen.«

»Und der König Karl?«

»Ah! der König, das ist etwas Anderes, er hat den Gatten mitgenommen.«

»Wirklich?«

»Wie ich Dir sage. Überdies hat er mir die Ehre angetan, mich von der Seite anzuschauen, als er hörte, ich gehöre dem Herzog von Alençon, und schief, als er erfuhr, ich wäre Dein Freund.«

»Du glaubst also, daß man Schlimmes von mir bei ihm gesprochen hat?«

»Ich fürchte im Gegenteil, man hat zu viel Gutes von Dir gesagt. Aber es handelt sich nicht um alle diese Dinge, ich glaube, die Damen haben eine Pilgerfahrt in der Richtung der Rue de Sicile zu machen, und wir müssen den Pilgern als Führer dienen.«

»Unmöglich! . . . Du weißt es wohl.«

»Wie, unmöglich?«

»Wir haben den Dienst bei Seiner Königlichen Hoheit.«

»Das ist meiner Treue wahr, ich vergesse immer, daß wir einen Grad einnehmen, und daß wir aus Edelleuten, was wir früher waren, uns der Ehre erfreuen, Diener geworden zu sein.«

Und die zwei Freunde kehrten zurück und setzten der Herzogin aus einander, daß sie genötigt seien, wenigstens dem Schlafengehen des Herrn Herzogs beizuwohnen.«

»Es ist gut,« sprach Frau von Nevers, »wir gehen.«

»Und darf man fragen, wohin Ihr geht?« sagte Coconnas.

»Ihr seid zu neugierig,« erwiderte die Herzogin. »**Quaere et invenies**²⁰.«

Die zwei jungen Leute grüßten und gingen in aller Eile zu Herrn von Alençon hinauf.

Der Herzog schien sie in seinem Kabinett zu erwarten.

»Ah! ah!« rief er, »Ihr kommt sehr spät, meine Herren.«

»Es hat kaum zehn geschlagen, Monseigneur,« erwiderte

Coconnas.

»Das ist wahr,« sagte er. »Es ist jedoch schon Alles im Louvre zu Bette gegangen.«

»Ja, Monseigneur; aber wir sind nun zu Euren Befehlen. Sollen wir die Edelleute in das Zimmer Eurer Hoheit zum Schlafengehen einführen?«

»Im Gegenteil; geht in den Saal und entlaßt alle Anwesenden.«

Die jungen Leute gehorchten und kehrten sogleich wieder zu dem Herzog zurück.

»Monseigneur,« sagte Coconnas, »Eure Hoheit wird ohne Zweifel sich zu Bette legen oder arbeiten.«

»Nein, meine Herren; Ihr habt Urlaub bis morgen.«

»Vorwärts,« flüsterte Coconnas La Mole in das Ohr, »der Hof schläft heute auswärts, wie es scheint.«

Und die zwei jungen Leute sprangen immer vier und vier Stufen die Treppe hinab, nahmen ihre Mäntel und ihre Nachtdegen und stürzten aus dem Louvre, den zwei Damen nach, welche sie an der Ecke der Rue du Saint-Coq-Honoré einholten.

XIII.

Gott lenkt.

Es herrschte, wie der Herzog zu den jungen Leuten gesagt hatte, die tiefste Stille im Louvre.

Margarethe und Frau von Nevers waren wirklich nach der Rue Tizon abgegangen. Coconnas und La Mole liefen ihnen nach: der König und Heinrich durchwanderten die Stadt? der Herzog von Alençon hielt sich in seiner Wohnung in einer schwankenden, ängstlichen Erwartung der Ereignisse, die ihm die Königin Mutter vorhergesagt hatte. Catharina hatte sich zu Bette gelegt, und Frau von Sauves saß an ihrem Kopfkissen und las ihr gewisse italienische Erzählungen vor, über welche die gute Königin viel lachte.

Seit langer Zeit war Catharina nicht so heiterer Laune gewesen. Nachdem sie mit gutem Appetit in Gesellschaft ihrer Frauen gespeist, nachdem sie sich mit ihrem Arzte beraten und die kärglichen Rechnungen ihres Haushaltes geordnet hatte, befahl sie ein Gebet für den Erfolg einer gewissen, wie sie sagte, für das Glück ihrer Kinder wichtigen Unternehmung! es war eine Gewohnheit von Catharina, eine übrigens ganz florentinische Gewohnheit, unter gewissen Umständen Gebete und Messen lesen zu lassen, deren Zweck Gott und sie allein kannten.

Endlich hatte sie einen Besuch von René angenommen und aus seinem reichen Sortiment mehres Neue ausgewählt.

»Man erkundige sich,« sprach Catharina, »ob meine Tochter die Königin von Navarra, zu Hause ist: ist dies der Fall, so ersuche man sie, mir Gesellschaft zu leisten.«

Der Page, an den dieser Befehl gerichtet war, entfernte sich und kehrte einen Augenblick nachher von Gillonne begleitet zurück.

»Nun!« sagte die Königin Mutter »ich verlangte nach der Herrin und nicht nach der Zofe.«

»Madame,« erwiderte Gillonne. »ich glaubte Euerer Majestät selbst sagen zu müssen, daß die Königin von Navarra mit ihrer

Freundin, der Herzogin von Nevers, ausgegangen ist.«

»Ausgegangen zu dieser Stunde.« versetzte Catharina die Stirne faltend, »und wohin kann sie gegangen sein?«

»In eine Alchymie-Sitzung,« antwortete Gillonne, »welche im Hotel Guise in dem von Frau von Nevers bewohnten Pavillon stattfinden soll.«

»Und wann wird sie zurückkehren?« fragte die Königin Mutter.

»Die Sitzung wird bis spät in die Nacht hinein dauern,« antwortete Gillonne, »so daß Ihre Majestät wahrscheinlich bis morgen früh bei ihrer Freundin bleiben wird.«

»Sie ist glücklich, die Königin von Navarra,« murmelte Catharina. »Sie hat Freundinnen und sie ist Königin; sie trägt eine Krone, man nennt sie Eure Majestät, und sie hat keine Untertanen. Sie ist sehr glücklich.«

Nach dieser seltsamen Rede, welche die Zuhörer innerlich lächeln machte, murmelte Catharina:

»Übrigens, da sie ausgegangen ist, denn sie ist ausgegangen, sagt Ihr?«

»Vor einer halben Stunde, Madame.«

»So ist Alles gut, geht.«

Gillonne verbeugte sich und ging ab.

»Lest weiter, Charlotte,« sprach die Königin. Frau von Sauves fuhr fort.

Nach zehn Minuten unterbrach sie die Königin im Lesen.

»Oh! bald hätte ich vergessen,« sagte sie, »man entlasse die Wachen aus der Galerie.«

Dies war das Zeichen, auf welches Maurevel wartete.

Man vollzog den Befehl der Königin Mutter, und Frau von Sauves fuhr in ihrer Geschichte fort.

Sie hatte ungefähr eine Viertelstunde ohne irgend eine Unterbrechung gelesen, als ein langer, so furchtbarer Schrei bis in das königliche Gemach drang, daß die Haare auf dem Kopfe der Anwesenden sich sträubten.

Unmittelbar darauf folgte ein Pistolenschuß.

»Was ist das?« sagte die Königin, »und warum lest Ihr nicht mehr, Carlotta?«

»Madame,« erwiderte die junge Frau erbleichend, »habt Ihr nicht gehört?«

»Was?« fragte Catharina.

»Den Schrei.«

»Und den Pistolenschuß,« fügte der Kapitän der Garden bei.

»Einen Schrei, einen Pistolenschuß?« sprach Catharina, »ich habe nichts gehört. Ist es überdies etwas so Außerordentliches im Louvre um einen Pistolenschuß, um einen Schrei? Lest, lest, Carlotta.«

»Aber hört doch, Madame,« sagte diese, während Herr von Nancey mit der Hand an seinen Degengriff, da stand und ohne die Erlaubnis der Königin nicht hinauszugehen wagte, »hört, man vernimmt Tritte, Flüche . . . «

»Soll ich mich erkundigen, Madame?« sprach der Kapitän.

»Keineswegs, mein Herr, bleibt hier,« erwiderte Catharina, sich auf einer Hand erhebend, gleichsam um ihrem Befehle mehr Kraft zu verleihen. »Wer würde mich denn im Falle einer Unruhe beschützen? Es sind wohl einige betrunkene Schweizer, die sich schlagen.«

Die Ruhe der Königin bildete mit dem Schrecken, der über der ganzen Versammlung schwebte, einen so merkwürdigen Kontrast, daß Frau von Sauves, so schüchtern sie auch war, einen fragenden Blick an die Königin richtete.

»Aber, Madame,« rief sie, »man sollte glauben, es würde Jemand getötet.«

»Wen soll man denn töten?«

»Den König von Navarra, Madame, der Lärm kommt von seinem Zimmer her.«

»Die Alberne!« murmelte die Königin, deren Lippen, trotz ihrer Selbstbeherrschung, sich seltsam zu bewegen anfangen, denn sie stammelte ein Gebet: »die Alberne, sie sieht ihren König überall!«

»Mein Gott! mein Gott!« rief Frau von Sauves in ihren Lehnstuhl zurücksinkend.

»Es ist vorbei,« sagte Catharina. »Kapitän,« fuhr sie, sich an Herrn von Nancey umwendend, fort, »ist Ungebührliches im Louvre vorgefallen, so hoffe ich, daß Ihr morgen die Schuldigen streng bestrafen werdet. Lest wieder, Charlotte.«

Und Catharina fiel von selbst auf ihr Kopfkissen in eine Unbeweglichkeit, welche große Ähnlichkeit mit einer Schwäche hatte, denn die Anwesenden bemerkten, wie große Schweißtropfen über ihr Gesicht rollten.

Frau von Sauves gehorchte diesem ausdrücklichen Befehle, aber nur ihre Stimme und ihre Augen funktionierten. Bei andern Gegenständen umherschweifend, zeigte der Armen ihr Geist eine furchtbare Gefahr, von der sie ein treueres Haupt bedroht glaubte. Nach ein paar Minuten des Kampfes fühlte sie sich so eingepreßt zwischen ihrer Gemütsbewegung und der Etiquette, daß ihre Stimme verständlich zu sein aufhörte; das Buch entfiel ihren Händen, und sie wurde ohnmächtig.

Plötzlich vernahm man ein noch viel heftigeres Getöse; ein schwerer, eiliger Tritt erschütterte die Flur: zwei Schüsse machten die Fensterscheiben zittern; erstaunt über diesen übermäßig ausgedehnten Kampf erhob sich Catharina, ebenfalls bleich, die Augen weit ausgesperrt, und in dem Moment, wo der Kapitän der Garden hinausstürzen wollte, ergriff sie diesen beim Arm und sagte:

»Jedermann bleibe hier! ich werde selbst nachsehen, was vorgeht.«

Man höre, was vorging, oder vielmehr was vorgegangen war.

Von Mouy hatte am Morgen aus den Händen von Orthon den Schlüssel von Heinrich erhalten. In diesem Schlüssel, welcher gebohrt war, bemerkte er ein zusammengerolltes Papier; er zog es mittelst einer Nadel heraus.

Es war die Parole des Louvre für die nächste Nacht.

Außerdem hatte ihm Orthon noch mündlich die Worte von Heinrich überbracht, wodurch von Mouy eingeladen wurde, sich um zehn Uhr bei dem König im Louvre einzufinden.

Um halb zehn Uhr legte von Mouy eine Rüstung an, deren Tüchtigkeit er bereits mehr als einmal erprobt hatte; er knüpfte ein seidenes Wamms darüber, schnallte seinen Degen um, steckte seine Pistolen in den Gürtel und bedeckte das Ganze mit dem bekannten kirschroten Mantel von La Mole.

Wir haben gesehen, wie es Heinrich, ehe er in seine Wohnung zurückkehrte, für geeignet erachtete, Margarethe einen Besuch zu

machen, und wie er auf der Geheimentreppe gerade zu rechter Zeit anlangte, um in dem Schlafzimmer von Margarethe an La Mole zu stoßen und seinen Platz in den Augen des Königs in dem Speisezimmer einzunehmen. Es geschah dies in derselben Minute, in der von Mouy mit Hilfe der ihm von Heinrich überschickten Parole und besonders des berühmten kirschroten Mantels durch die Pforte des Louvre schritt.

Der junge Mann ging gerade in die Wohnung des Königs hinauf, wobei er wie gewöhnlich so gut als möglich den Gang von La Mole nachahmte. Im Vorzimmer fand er Orthon, der auf ihn wartete.

»Sire von Mouy,« sprach der Gebirgsmann, »der König ist ausgegangen, aber er hat mir befohlen, Euch einzuführen und Euch zu sagen, Ihr möget auf ihn warten. Zögert er zu lange, so bittet er Euch, wie Ihr wißt, sein Bett zu gebrauchen.«

Von Mouy trat ein, ohne eine andere Erklärung zu fordern, denn das, was ihm Orthon sagte, war nur die Wiederholung dessen, was er am Morgen gehört hatte.

Um seine Zeit zu benützen, nahm von Mouy eine Feder und Tinte, näherte sich einer an der Wand aufgehängten vortrefflichen Karte von Frankreich und fing an die Etappen von Paris nach Pau zu zählen und zu regeln.

Aber dieß war die Arbeit einer Viertelstunde, und als von Mouy dieselbe vollendet hatte, wußte er nicht, womit er sich beschäftigen sollte.

Er ging einige Male im Zimmer auf und ab, rieb sich die Augen, gähnte, setzte sich, stand wieder auf und setzte sich abermals. Endlich benutzte er die Einladung von Heinrich, wobei ihn überdies die zwischen den Prinzen und ihren Edelleuten bestehenden Gesetze der Vertraulichkeit entschuldigten, legte seine Pistolen auf den Nachttisch und stellte die Lampe daneben, streckte sich auf dem breiten Bette mit den düsteren Vorhängen aus, das im Hintergrunde des Gemaches stand, wies seinem blanken Degen den geeigneten Platz an seiner Lende an und überließ sich, sicher, nicht überrascht zu werden, da sich ein Diener im Vorzimmer befand, einem schweren Schläfe, dessen Geräusch bald das Echo des Baldachins ertönen machte. Von Mouy schnarchte wie ein wahrer Kriegsknecht, und hätte in dieser

Beziehung mit dem König von Navarra in die Schranken treten können.

Um diese Zeit schlüpfen sechs Männer, den Degen in der Hand und den Dolch im Gürtel, in den Korridor, der durch eine kleine Türe mit den Gemächern von Catharina in Verbindung stand und durch eine große in die Wohnung von Heinrich führte.

Einer von diesen sechs Männern ging voraus. Außer seinem blanken Degen und seinem Dolche, welcher so stark war wie ein Jagdmesser, trug er noch seine getreuen Pistolen, mittelst silberner Spangen an seinen Gürtel angehängt, bei sich.

Dieser Mann war Maurevel.

Vor der Türe von Heinrich angelangt, blieb er stille stehen.

»Ihr habt Euch vollkommen überzeugt, daß die Wachen auf dem Korridor abgegangen sind?« fragte er denjenigen, welcher die kleine Truppe zu befehligen schien.

»Keine einzige ist mehr an ihrem Posten,« antwortete der Lieutenant.

»Gut!« sprach Maurevel. »Nun hat man sich nur noch zu befehlen, ob derjenige, welchen wir suchen, zu Hause ist.«

»Aber, Kapitän,« sprach der Lieutenant, die Hand zurückhaltend, welche Maurevel an den Klopfer der Türe legte, »hier wohnt der König von Navarra.«

»Wer sagt das Gegenteil?« versetzte Maurevel.

Die Sbirren schauten sich ganz erstaunt an und der Lieutenant machte einen Schritt rückwärts.

»Ei! ei!« sprach der Lieutenant, »um diese Stunde im Louvre Jemand verhaften und zwar in der Wohnung des Königs von Navarra!«

»Was würdet Ihr antworten,« entgegnete Maurevel, »wenn ich Euch sagte, daß derjenige, welchen Ihr verhaften sollt, der König selbst ist?«

»Ich würde Euch antworten, Kapitän, die Sache sei ernster Art, und ohne einen eigenhändig vom König unterzeichneten Befehl . . . «

»Lest!« sprach Maurevel.

Und er zog aus seinem Wamms den Befehl, den ihm Catharina übergeben hatte, und reichte ihn dem Lieutenant.

»Es ist gut,« versetzte dieser, nachdem er gelesen hatte, »ich habe nichts mehr zu sagen.«

»Ihr seid bereit?«

»Ich bin es.«

»Und Ihr?« fuhr Maurevel, sich an die fünf andern Sbirren wendend, fort.

Diese verbeugten sich ehrerbietig.

»Hört mich also, meine Herren,« sprach Maurevel, »Folgendes ist der Plan: zwei von Euch bleiben an dieser Türe, zwei an der Türe des Schlafzimmers, und zwei treten mit mir ein.«

»Hernach?« fragte den Lieutenant.«

»Hört wohl: es ist mir befohlen, den Gefangenen zu hindern, daß er um Hilfe ruft, schreit oder Widerstand leistet; jede Verletzung dieses Befehls soll mit dem Tode bestraft werden.«

»Vorwärts, er hat unumschränkte Vollmacht,« sagte der Lieutenant zu dem Mann, der mit ihm Maurevel zu dem König zu folgen bezeichnet war.

»Allerdings,« sprach Maurevel.

»Armer Teufel von einem König von Navarra,« sagte einer von den Männern, »es stand da oben geschrieben, daß er nicht entkommen sollte.«

»Und hienieden,« versetzte Maurevel, nahm dem Lieutenant den Befehl von Catharina aus den Händen und schob ihn wieder in seine Brust.

Maurevel steckte den Schlüssel, den ihm Catharina gegeben hatte, in das Schloß und trat, zwei Männer an der äußeren Türe zurücklassend, wie dieß verabredet war, in das Vorzimmer.

»Ah! ah!« sagte Maurevel, als er das geräuschvolle Atmen hörte, das bis zu ihm drang, »es scheint, wir werden das, was wir suchen, finden.«

Orthon ging ihm, im Glauben, es wäre sein Herr, sogleich entgegen und stand fünf bewaffneten Männern gegenüber, welche das erste Zimmer einnahmen.

Bei dem Anblicke dieses finsternen Gesichtes, dieses Maurevel, den man den Totschläger des Königs nannte, wich der treue Diener zurück und fragte, sich vor die zweite Türe stellend:

»Wer seid Ihr? was wollt Ihr?«

»Im Namen des Königs,« erwiderte Maurevel, »wo ist Dein Herr?«

»Mein Herr?«

»Ja, der König von Navarra.«

»Der König von Navarra ist nicht zu Hause,« sprach Orthon, die Türe verteidigend, »Ihr könnt also nicht eintreten.«

»Ausflucht, Lüge,« versetzte Maurevel, »weiche zurück.«

Die Bearner sind hartnäckig, dieser knurrte wie ein Hund aus seinen Gebirgen, und erwiderte ohne sich einschüchtern zu lassen:

»Ihr kommt nicht hier herein, der König ist abwesend.«

Und er klammerte sich an der Türe an.

Maurevel machte eine Gebärde, die zwei Männer packten den Widerspenstigen, rissen ihn von dem Gesimse der Türe, an das er sich angeklammert hielt. und als er den Mund öffnete, um zu schreien, drückte ihm Maurevel die Hand auf die Lippen.

Orthon biß den Mörder wütend; dieser zog die Hand zurück und schlug den Diener mit dem Degenknopfe auf den Kopf. Orthon wankte und fiel mit dem Rufe! »Hilfe! Hilfe!« nieder.

Seine Stimme erlosch; er war ohnmächtig.

Die Mörder schritten über seinen Körper; zwei blieben sodann an der zweiten Türe, und die drei anderen traten, geführt von Maurevel, in das Schlafzimmer.

Bei dem Schimmer der auf dem Nachttische brennenden Lampe sahen sie das Bett.

Die Vorhänge waren geschlossen.

»Oh! oh!« sagte der Lieutenant, »mir scheint, er schnarcht nicht mehr.«

»Vorwärts,« sprach Maurevel.

Bei diesen Worten kam ein dumpfer Schrei, der mehr dem Brüllen eines Löwen, als menschlichen Tönen glich, unter den Vorhängen hervor, welche ungestüm geöffnet wurden, und ein Mann mit einem Panzer und die Stirne mit einer von jenen Sturmhauben bedeckt, in denen der Kopf bis auf die Augen begraben war, erschien sitzend, zwei Pistolen in der Hand und

seinen Degen auf dem Schooße.

Maurevel hatte nicht sobald dieses Gesicht erschaut und von Mouy erkannt, als er die Haare auf seinem Haupte sich sträuben fühlte; er wurde furchtbar bleich, sein Mund füllte sich mit Schaum und er machte einen Schritt rückwärts, als hätte er sich einem Gespenste gegenüber befunden.

Plötzlich erhob sich die bewaffnete Gestalt und machte einen Schritt vorwärts, dem gleich, welchen Maurevel rückwärts gemacht hatte, so daß der Bedrohte zu verfolgen und der Drohende zu fliehen schien.

»Ah! Schurke,« sprach von Mouy, »Du kommst, um mich zu morden, wie Du meinen Vater gemordet hast.«

Zwei von den Sbirren, diejenigen, welche mit Maurevel in das Zimmer des Königs eingetreten waren, hörten allein diese furchtbaren Worte; aber in demselben Augenblicke, in welchem sie gesprochen wurden, hatte sich auch die Pistole in der Richtung der Stirne von Maurevel gesenkt. Maurevel warf sich in dem Momente auf die Knie, wo Mouy den Finger an den Drücker legte, der Schuß ging los, und einer von den Sbirren, welcher sich hinter ihm befand und durch diese Bewegung bloßgestellt worden war, stürzte in das Herz getroffen nieder. Maurevel schoß sogleich ebenfalls, aber die Kugel prallte an dem Panzer von Mouy ab.

Dann nahm von Mouy, die Entfernung messend, seinen Anlauf, spaltete mit einem Hiebe dem zweiten Sbirren den Schädel, wandte sich gegen Maurevel um und kreuzte sein Schwert mit ihm.

Der Kampf war furchtbar, aber kurz: bei dem vierten Ausfalle fühlte Maurevel den kalten Stahl in seiner Gurgel; er stieß einen gepreßten Schrei aus, fiel rückwärts und warf im Fallen die Lampe um, welche erlosch.

Die Dunkelheit benutzend, kräftig und behende, wie ein Held von Homer, stürzte von Mouy sogleich mit gesenktem Haupte gegen das Vorzimmer, warf eine von den Wachen nieder, stieß die andere zurück und schoß wie ein Blitz durch die Sbirren, welche die äußere Türe bewachten, vermied glücklich zwei Pistolenschüsse, deren Kugeln die Wände des Korridors streiften, und war gerettet; denn es blieb ihm noch eine geladene Pistole

außer dem Degen, welcher so furchtbare Streiche versetzte.

Einen Augenblick zögerte von Mouy, um zu überlegen, ob er zu dem Herzog von Alençon, dessen Türe, wie es ihm schien, sich geöffnet hatte, fliehen oder aus dem Louvre zu kommen versuchen sollte; er entschied sich für das Letztere, beschleunigte abermals seinen Lauf, sprang auf einmal zehn Stufen hinab, gelangte zur Pforte, sagte das Losungswort und enteilte mit dem Rufe:

»Geht da hinaus, man mordet für Rechnung des Königs.«

Die Bestürzung bemühend, welche seine Worte in Verbindung mit den Pistolenschüssen bei dem Posten hervorgebracht hatten, gewann er das Weite und verschwand in der Rue du Coq, ohne eine Schramme bekommen zu haben.

In diesem Augenblick sagte Catharina zu ihrem Kapitän der Garden:

»Bleibt, ich werde selbst nachsehen, was vorgeht.«

»Aber, Madame,« erwiderte der Kapitän. »die Gefahr, der Eure Majestät ausgesetzt sein könnte, befiehlt mir, zu folgen.«

»Bleibt, mein Herr,« sprach Catharina mit noch gebieterischerem Tone, als das erste Mal. »Es gibt um die Könige einen mächtigeren Schutz, als das menschliche Schwert.«

Der Kapitän blieb.

Catharina nahm nun eine Lampe, steckte ihre Füße in Sammetpantoffeln, verließ ihr Gemach, erreichte den mit Rauch gefüllten Korridor und ging unempfindlich und kalt wie ein Schatten nach der Wohnung des Königs von Navarra.

Alles war wieder still geworden.

Catharina gelangte zur Vortüre, schritt über die Schwelle und erblickte zuerst den ohnmächtigen Orthon.

»Ah! ah!« sagte sie, »hier ist der Lackei, bald werden wir auch den Herrn finden.« Und sie ging durch die zweite Türe.

Hier stieß ihr Fuß an einen Leichnam: sie senkte ihre Lampe: es war der der Wache, welcher Mouy, den Schädel gespalten hatte: der Mann war tot.

Drei Schritte weiter lag der Lieutenant von einer Kugel getroffen und den letzten Seufzer ausstoßend.

Vor dem Bette endlich versuchte es ein Mann, der, den Kopf so

bleich wie ein Toter, sein Blut durch eine doppelte Wunde im Halse verlor, die Hände krampfhaft zusammenpressend sich zu erheben.

Es war Maurevel.

Ein Schauer durchlief die Adern von Catharina; sie sah das Bett verlassen; sie schaute im Zimmer umher und suchte vergebens unter den drei Männern, welche in ihrem Blute auf der Erde lagen, den Leichnam, den sie zu finden hoffte.

Maurevel erkannte Catharina, seine Augen erweiterten sich auf eine gräßliche Weise, und er streckte mit einer verzweiflungsvollen Gebärde den Arm nach ihr aus.

»Nun!« sagte sie mit halber Stimme, »wo ist er? was ist aus ihm geworden? Unglücklicher! habt Ihr ihn etwa entwischen lassen?«

Maurevel versuchte es, einige Worte zu artikulieren, aber es drang nur ein unverständliches Pfeifen aus seiner Wunde hervor! Ein rötlicher Schaum umgab seine Lippen, und er schüttelte den Kopf, seine Ohnmacht und seinen Schmerz bezeichnend.

»Sprich doch,« rief Catharina. »sprich doch, und wäre es nur, um mir ein einziges Wort zu sagen.«

Maurevel deutete auf seine Wunde, ließ abermals unartikulierte Töne vernehmen, machte einen Versuch, der nur auf ein raues Röcheln hinauslief, und sank in Ohnmacht.

Catharina schaute umher: sie war nur von Leichen und Sterbenden umgeben; das Blut floß in Wellen durch das Zimmer und eine Todesstille schwebte über dieser ganzen Szene.

Noch einmal richtete sie das Wort an Maurevel, aber ohne ihn zu erwecken. Diesmal blieb er nicht nur stumm, sondern unbeweglich; ein Papier sah aus seinem Wamms hervor; es war der von dem König unterzeichnete Verhaftsbefehl; Catharina nahm es und verbarg es in ihrem Busen.

In diesem Augenblick hörte Catharina ein leichtes Geräusch hinter sich; sie wandte sich um und sah an der Türe den Herzog von Alençon stehen, der, unwillkürlich von dem Lärmen herbeigezogen, durch das Schauspiel, das er vor Augen hatte, ganz geblendet war.

»Ihr hier?« sagte sie.

»Ja, Madame. Mein Gott, was geht hier vor,« fragte der Herzog

von Alençon.

»Kehrt in Euer Zimmer zurück, Franz, und Ihr werdet es frühe genug erfahren.«

Alençon war nicht so unbekannt mit dem Vorfall, als Catharina voraussetzte. Bei den ersten Schritten im Korridor hatte er gehorcht. Als er Männer bei dem König von Navarra eintreten sah, erriet er, diesen Umstand mit den Worten von Catharina zusammenstellend, was geschehen sollte, und freute sich, einen so gefährlichen Freund durch eine Hand zerstört zu sehen, welche mächtiger war, als die seinige.

Bald erregten die Schüsse, die raschen Tritte eines Flüchtigen seine Aufmerksamkeit, und er sah in dem durch die Öffnung der Treppentüre erleuchteten Raume einen roten Mantel verschwinden, der ihm zu bekannt war, als daß er ihn nicht hätte erkennen sollen.

»Von Mouy!« rief er, »von Mouy bei meinem Schwager von Navarra. Nein, das ist unmöglich! Sollte es Herr de La Mole sein?«

Die Unruhe überwältigte ihn. Er erinnerte sich, daß der junge Mann ihm von Margarethe selbst empfohlen worden war, und ging in der Absicht, sich zu überzeugen, ob er es gewesen wäre, den er hatte vorübergehen sehen, rasch in das Zimmer der zwei jungen Leute: es war leer. Aber in einem Winkel des Zimmers fand er den berühmten kirschroten Mantel aufgehängt. Seine Zweifel waren gelöst: er hatte nicht La Mole, sondern von Mouy erblickt.

Mit bleicher Stirne, zitternd, der Hugenott könnte entdeckt werden und die Geheimnisse der Verschwörung verraten, stürzte er nach der Pforte des Louvre. Hier erfuhr er, daß der kirschrote Mantel wohl erhalten mit dem Ausrufe entkommen war, es werde für Rechnung des Königs gemordet.

»Er hat sich getäuscht,« murmelte Alençon. »Es geschah für Rechnung der Königin Mutter.«

Und zu dem Schauplatze des Kampfes zurückkehrend, fand er Catharina, welche wie eine Hyäne unter den Toten umherirrte.

Der junge Mann zog sich auf den Befehl seiner Mutter, Ruhe und Gehorsam heuchelnd, zurück, obgleich stürmische Gedanken seinen Geist bewegten. In Verzweiflung, daß sie diesen neuen

Versuch gescheitert sah, rief Catharina ihren Kapitän der Garden, ließ die Leichname wegbringen, hieß Maurevel, der nur verwundet war, in seine Wohnung schaffen, und befahl den König nicht zu wecken.

»Oh!« murmelte sie, den Kopf auf die Brust gesenkt in ihre Gemächer zurückkehrend, »er ist abermals entkommen. Die Hand Gottes beschützt diesen Menschen. Er wird regieren! er wird regieren!«

Dann, als sie die Türe des Zimmers öffnete, fuhr sie mit der Rechten über die Stirne und bildete sich ihr gewöhnliches Lächeln.

»Was ist denn vorgefallen?« fragten alle Anwesenden, mit Ausnahme von Frau von Sauves, welche zu sehr erschrocken war, um eine Frage zu tun.

»Nichts,« antwortete Catharina, »nur ein Lärmen.«

»Oh!« rief plötzlich Frau von Sauves. mit dem Finger auf den Gang der Königin deutend, »Eure Majestät läßt bei jedem Tritte eine Blutspur auf dem Teppich zurück!«

XIV.

Die Macht der Könige.

Karl IX. marschierte indessen neben Heinrich auf dessen Arm gelehnt! es folgten ihm seine vier Edelleute und zwei Fackelträger gingen voraus.

»Verlasse ich den Louvre,« sagte der arme König, »so empfinde ich ein Vergnügen, dem ähnlich, wenn ich in einen schönen Wald trete: ich atme, ich lebe, ich bin frei.«

Lächelnd erwiderte Heinrich:

»Eure Majestät würde sich in meinen Gebirgen in Bearn wohl befinden.«

»Ja, ich begreife, daß Du Lust hast, dahin zurückzukehren; faßt Dich aber das Verlangen gar zu stark, Henriot, so nimm Deine Vorsichtsmaßregeln, das rate ich Dir,« fügte Karl lachend bei: »denn meine Mutter Catharina liebt Dich so sehr, daß sie Deiner durchaus nicht entbehren kann.«

»Was wird Eure Majestät diesen Abend tun?« fragte Heinrich, von diesem gefährlichen Gespräche ablenkend.

»Ich will Dich eine Bekanntschaft machen lassen, Henriot; Du sollst mir Deine Meinung sagen.«

»Ich stehe Eurer Majestät zu Befehl?«

»Rechts! rechts! wir gehen in die Rue des Barres.«

Die zwei Könige hatten in Begleitung ihrer Eskorte die Rue de la Savonnerie durchschritten, als sie auf der Höhe des Hotel Condé zwei Männer in große Mäntel gehüllt aus einer Türe herauskommen sahen, welche einer derselben geräuschlos wieder verschloß.

»Oh! oh!« sagte der König zu Heinrich, der seiner Gewohnheit gemäß ebenfalls schaute, aber ohne etwas zu sprechen, »das verdient Beachtung.«

»Warum sagt Ihr das, Sire?« fragte der König von Navarra.

»Nicht Deinetwegen, Henriot, Du bist Deiner Frau sicher,« erwiderte Karl, »aber Dein Vetter Condé ist der seinigen nicht sicher, oder wenn er es ist, so hat er Unrecht, der Teufel soll mich

holen!«

»Aber wer sagt Euch, Sire, diese Herren haben Frau von Condé besucht?«

»Eine Ahnung die Unbeweglichkeit dieser zwei Männer, die sich an die Türe anschmiegen, seitdem sie uns gesehen haben, und sich nicht rühren; sodann ein gewisser Mantelschnitt des Kleineren von Beiden Bei Gott! es wäre seltsam.«

»Was?«

»Nichts, es ist mir nur ein Gedanke gekommen; vorwärts.«

Und er ging gerade auf die zwei Männer zu, die, als sie sahen, daß es wirklich auf sie abgezielt war, einige Schritte machten, um sich zu entfernen.

»Holla! meine Herren,« rief der König, »halt!«

»Spricht man mit uns?« fragte eine Stimme, welche Karl und seinen Gefährten beben machte.

»Nun, Henriot,« sagte Karl, »erkennst Du eine von diesen Stimmen?«

»Sire,« antwortete Heinrich, »wenn Euer Bruder, der Herzog von Anjou, nicht bei La Rochelle wäre, so würde ich schwören, er hätte gesprochen.«

»Wohl, er ist nicht bei La Rochelle; das ist das Ganze.«

»Aber wer ist bei ihm?«

»Du erkennst seinen Gefährten nicht?«

»Nein, Sire.«

»Er hat doch eine Gestalt, daß man sich nicht leicht täuschen kann. Warte, Du sollst ihn erkennen. He! holla!« wiederholte der König, »habt Ihr nicht gehört, Mord und Tod?«

»Seid Ihr die Wache und wollt uns verhaften?« sagte der Größere von den zwei Männern, seinen Arm von den Falten des Mantels frei machend.

»Nehmt an, wir seien die Wache,« sprach der König, »und bleibt stehen, wenn man es Euch befiehlt.«

Dann neigte er sich an das Ohr von Heinrich und flüsterte ihm zu:

»Du sollst den Vulkan Flammen speien sehen.«

»Ihr seid zu acht,« sprach der Größere von den zwei Männern,

diesmal nicht nur den Arm, sondern auch sein Gesicht zeigend, »aber wäret Ihr auch zu hundert . . . gebt Raum und geht Eures Wegs.«

»Ah! ah! der Herzog von Guise,« sagte Heinrich.

»Ah! unser Vetter von Lothringen,« sprach der König. »Ihr gebt Euch endlich zu erkennen; das ist ein Glück!«

»Der König!« rief der Herzog.

Bei diesen Worten begrub sich die andere Person völlig in ihren Mantel und blieb unbeweglich, nachdem sie zuvor aus Achtung den Kopf entblößt hatte.

»Sire,« sprach der Herzog von Guise, »ich machte meiner Schwägerin, Frau von Condé, einen Besuch.«

»Ja, und Ihr habt einen von Euren Edelleuten mitgenommen. Welchen?«

»Sire,« antwortete der Herzog, »Eure Majestät kennt ihn nicht.«

»Dann wollen wir seine Bekanntschaft machen,« sprach der König, ging gerade auf die andere Gestalt zu, und hieß einen von den zwei Lackeien durch ein Zeichen näher kommen.

»Um Vergebung, mein Bruder,« sprach der Herzog von Anjou, seinen Mantel auseinanderschlagend und sich mit schlecht verhehltem Ärger verbeugend.

»Ah! ah! Heinrich, Ihr seid es! . . . Nein, es ist nicht möglich, ich täusche mich. Mein Bruder Anjou hätte Niemand besucht, ohne zuvor bei mir gewesen zu sein. Es ist ihm nicht unbekannt, daß es für die Prinzen von Geblüt, welche in die Hauptstadt zurückkehren, nur ein Thor in Paris gibt: das ist die Pforte des Louvre.«

»Verzeiht, Sire,« sagte der Herzog von Anjou, »ich bitte Eure Majestät, eine Unachtsamkeit zu entschuldigen.«

»Von Herzen gern,« antwortete der König mit spöttischem Tone, »aber was machtet Ihr denn in dem Hotel Condé, mein Bruder?«

»Ei, mein Gott,« versetzte der König von Navarra, mit seiner verschmitzten Miene, »was Eure Majestät so eben sagte.«

Und er flüsterte dem König etwas in das Ohr und schloß seine Rede mit einem schallenden Gelächter.

»Was ist denn das?« fragte hochmütig der Herzog von Guise; denn wie Jedermann am Hofe hatte er die Gewohnheit

angenommen, den König von Navarra auf eine grobe Weise zu behandeln. »Warum sollte ich meine Schwägerin nicht besuchen? Besucht der Herzog von Alençon nicht auch die seinige?«

Heinrich errötete leicht.

»Welche Schwägerin?« fragte Karl. »Ich kenne keine andere Schwägerin von ihm, als Elisabeth.«

»Um Vergebung, Sire, ich hätte sagen sollen, seine Schwester Margarethe, welche wir vor einer halben Stunde in einer Sänfte, begleitet von zwei Stutzern, von denen jeder an einem Schlege trabte, vorüberkommen sahen.«

»Wirklich!« sagte Karl. »Was erwidert Ihr hierauf?«

»Daß es der Königin von Navarra frei stehe, zu gehen, wohin sie wolle; . . . ich bezweifle jedoch, ob sie den Louvre verlassen habe.«

»Und ich weiß es gewiß,« sprach der Herzog von Guise.

»Und ich auch,« versetzte der Herzog von Anjou, »und zum Beweise bemerke ich, daß sie in der Rue Cloche-Percée angehalten hat.«

»Eure Schwägerin, nicht diese,« sagte Heinrich auf das Hotel Condé deutend, »sondern jene da unten,« und er gab seinem Finger die Richtung nach dem Hotel Guise, »muß auch von der Partie sein, denn wir haben sie beisammen verlassen, und sie sind, wie Ihr wißt, unzertrennlich.«

»Ich verstehe nicht, was Eure Majestät damit sagen will,« erwiderte der Herzog von Guise.

»Im Gegenteil, nichts ist klarer,« sprach der König, »und darum ist an jedem Schlege ein Stutzer gelaufen.«

»Wohl!« versetzte der Herzog, »wenn von Seiten der Königin und von Seiten meiner Schwägerinnen Skandal stattfindet, so wollen wir die Gerechtigkeit des Königs anrufen, um der Sache ein Ende zu machen.«

»Ah! bei Gott,« rief Heinrich, »laßt die Damen von Condé und Nevers. Der König kümmert sich nicht um seine Schwester, und ich habe Vertrauen zu meiner Frau.«

»Nein, nein,« sprach Karl, »ich will mit der Sache im Reinen sein, wir werden unsere Angelegenheiten aber selbst abmachen. Die Sänfte hat in der Rue Cloche-Percée angehalten, sagt Ihr,

Vetter?«

»Ja, Sire.«

»Würdet Ihr die Stelle wohl wieder erkennen?«

»Ja, Sire.«

»Gut, gehen wir dahin, und muß man das Haus abbrennen, um zu erfahren, wer da ist, so brennt man es ab.«

Mit dieser für die Sicherheit derjenigen, von welchen die Rede war, nicht sehr beruhigenden Stimmung schlugen die vier vornehmsten Herren der christlichen Welt den Weg nach der Rue Saint-Antoine ein.

Die vier Prinzen gelangten in die Rue Cloche-Percée; Karl, der seine Angelegenheiten in der Familie abmachen wollte, entließ die Edelleute seines Gefolges mit der Bemerkung, sie könnten über den Rest ihrer Nacht verfügen, sollten sich jedoch gegen sechs Uhr Morgens bei der Bastille mit zwei Pferden bereit halten.

Es waren nur drei Häuser in der Rue Cloche-Percée die Nachforschung wurde um so weniger schwierig, als bei zwei derselben sich durchaus nicht zu öffnen weigerten: es waren diejenigen, von welchen das eine an die Rue Saint-Antoine, das andere an die Rue du Roi de Sicile stieß.

Bei dem dritten verhielt es sich anders; dieses wurde von dem deutschen Portier bewacht, und der deutsche Portier war nichts weniger als schmiegsam. Paris schien bestimmt, in dieser Nacht das merkwürdigste Beispiel häuslicher Treue zu bieten.

Herr von Guise mochte immerhin in dem reinsten Sächsisch drohen, Heinrich von Anjou mochte immerhin eine Börse voll Gold bieten, Karl mochte immerhin erklären, er wäre der Lieutenant von der Wache, der brave Deutsche nahm weder auf die Erklärung, noch auf das Anerbieten, noch auf die Drohungen Rücksicht. Als er sah, daß man auf eine lästig werdende Weise auf seinem Willen einzudringen beharrte, schob er zwischen die eisernen Stangen das Ende einer gewissen Büchse, eine Kundgebung, worüber drei von den vier Herren lachten, — Heinrich hielt sich nämlich zurück, als ob die Sache ganz ohne Interesse für ihn wäre, — weil das Gewehr, da es nicht schräg durch die Stangen dringen konnte, kaum für einen Blinden gefährlich gewesen wäre, der sich vor dasselbe gestellt hätte.

Als der Herzog von Guise sah, daß man den Portier weder einschüchtern, noch bestechen, noch überreden konnte, stellte er sich, als ginge er mit seinen Gefährten weg; aber der Rückzug war nicht lange. An der Ecke der Rue Saint-Antoine fand der Herzog, was er suchte: einen von den Steinen, wie ihn dreitausend Jahre vorher Ajax Telamonios und Diomedes handhabten; er lud ihn auf die Schulter und kehrte, seinen Gefährten mit einem Zeichen bedeutend, sie mögen ihm folgen, zurück. Grade in diesem Augenblick schloß der Portier, als er diejenigen, welche er für Bösewichte hielt, sich hatte entfernen sehen, die Türe wieder, ohne daß er noch Zeit gehabt hatte, die Riegel vorzustößen. Der Herzog benützte diesen Augenblick, und schleuderte, eine wahre lebendige Katapulta, den Stein gegen die Türe. Das Schloß flog auf und riß den Teil der Mauer, in welchem es befestigt war, mit sich. Die Türe öffnete sich, den Deutschen umwerfend, der während seines Falles durch einen furchtbaren Schrei die Garnison aufmerksam machte, welche ohne diesen Schrei ertappt zu werden Gefahr lief.

Gerade in diesem Augenblick übersetzte La Mole mit Margarethe eine Idylle von Theokrit, während Coconnas unter dem Vorwande, er wäre auch ein Grieche, viel Syracuser mit Henriette trank. Die wissenschaftliche Unterhaltung und die bacchische Unterhaltung wurden gewaltsam unterbrochen.

Die Kerzen auslöschen, die Fenster öffnen, auf den Balcon stürzen, vier Männer in der Dunkelheit unterscheiden, ihnen alles Wurfgeschloß, das sie in die Hände bekamen, auf den Kopf schleudern und einen furchtbaren Lärmen mit Schwertstreichen machen, welche nur die Mauer trafen, das war das Mittel, zu welchem Coconnas und Mole unverzüglich griffen. Karl, der Wütendste von den Angreifenden, bekam eine silberne Wasserkanne auf die Schulter, der Herzog von Alençon ein Becken voll von einer Compote von Orangen und Cedra, und der Herzog von Guise eine Wildschweinskeule. Heinrich bekam nichts. Er befragte ganz leise den Portier, den der Herzog von Guise an die Türe gebunden hatte, und der ihm mit seinem ewigen: »*Ich verstehe nicht*« antwortete.

Die Frauen ermutigten die Belagerten und gaben ihnen Wurfgeschosse, welche wie Hagel herabfielen.

»Mord und Teufel!« rief Karl IX., als er ein Tabouret auf den Kopf bekam, das ihm den Hut bis auf die Nase eindrückte, »man öffne sogleich, oder ich lasse Alles da oben hängen.«

»Mein Bruder!« sagte Margarethe leise zu La Mole. »Der König!« flüsterte dieser Henriette zu. »Der König! der König!« sprach die Letztere zu Coconnas, welcher eine Kiste an das Fenster zog und dem Herzog von Guise, mit dem er es, ohne ihn zu kennen, hauptsächlich zu tun hatte, ein Ende machen wollte. »Der König! sage ich Euch.«

Coconnas ließ die Kiste los und schaute ganz erstaunt umher.

»Der König?« fragte er.

»Ja, der König.«

»Dann rasch abgezogen!«

»La Mole und Margarethe haben sich schon aus dem Staube gemacht; kommt.«

»Wo hinaus?«

»Kommt, sage ich Euch.«

Und Henriette nahm Coconnas bei der Hand, zog ihn durch die geheime Türe, welche in das anstoßende Haus führte, und alle Vier flohen, nachdem sie die Türe wieder hinter sich verschlossen hatten, durch den Ausgang nach der Rue Tizon.

»Oh! oh!« sprach Karl, »ich glaube die Garnison ergibt sich.«

Die Fürsten warteten einige Minuten, aber kein Geräusch gelangte mehr zu den Belagerern.

»Man bereitet irgend eine List,« sprach der Herzog von Guise.

»Oder man hat vielmehr die Stimme meines Bruders erkannt und gibt Fersengeld,« versetzte der Herzog von Anjou.

»Aber man muß doch hier herauskommen,« entgegnete Karl.

»Ja,« sagte der Herzog von Anjou, »wenn das Haus keine zwei Ausgänge hat.«

»Vetter,« sprach der König, »nehmt wieder Euren Stein und macht es mit der zweiten Türe, wie mit der ersten.«

Der Herzog dachte, es wäre unnötig, zu solchen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen; er hatte bemerkt, daß die zweite Türe weniger stark war, als die erste, und trat sie mit einem einzigen Fußstoße ein.

»Fackeln! Fackeln!« rief der König.

Die Lackeien näherten sich; die Fackeln waren erloschen, aber sie hatten bei sich, was man bedurfte, um sie wieder anzuzünden.

Man tat dieß. Karl nahm die eine und gab die andere dem Herzog von Anjou.

Der Herzog von Guise marschierte mit dem Degen in der Hand voraus.

Heinrich schloß den Zug.

Man gelangte in den ersten Stock.

In dem Speisesaale war das Abendbrot aufgetragen oder vielmehr abgetragen, denn das Abendbrot hatte hauptsächlich die Wurfgeschosse geliefert. Die Kandelaber waren umgeworfen, das Geräte lag unter einander, und Alles war zerbrochen, mit Ausnahme des Silbergeschirrs.

Man ging in den Salon. Hier fand man eben so wenig Aufklärung über die Identität der Personen, als im ersten Zimmer. Man sah nichts als griechische und lateinische Bücher und einige musikalische Instrumente.

Das Schlafgemach war noch stummer. Eine Nachtlampe brannte in einer alabasternen, an der Decke ausgehängten, Kugel, aber man schien nicht einmal in dieses Zimmer gekommen zu sein.

»Es gibt wohl noch einen zweiten Ausgang,« sagte der König.

»Das ist wahrscheinlich,« versetzte der Herzog von Guise.

»Aber wo ist er?« sprach der Herzog von Anjou. Man suchte überall, und fand nichts.

»Wo ist der Portier?« fragte der König.

»Ich habe ihn an das Gitter gebunden,« erwiderte der Herzog von Guise.

»Befragt ihn, Vetter.«

»Er wird nicht antworten wollen.«

»Bah! man macht ein kleines, langsames Feuer um seine Beine,« sagte der König lachend »und er wird wohl sprechen müssen.«

Heinrich schaute rasch durch das Fenster.

»Er ist nicht mehr da,« sagte er.

»Wer hat ihn losgebunden?« fragte lebhaft der Herzog von Guise.

»Mord und Teufel!« rief der König, »wir werden nichts erfahren.«

»In der Tat, Sire,« sagte Heinrich, »Ihr seht, nichts beweist, daß meine Frau und die Schwägerin von Herrn von Guise in diesem Hause gewesen sind.«

»Es ist wahr,« sprach Karl. »Die Schrift lehrt uns: es gibt drei Dinge, welche keine Spur hinter sich lassen: der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser und die Frau . . . , nein, ich täusche mich, der Mann bei . . . «

»Also ist das Beste, was wir tun können . . . « unterbrach ihn Heinrich.

»Ja,« erwiderte Karl, »daß ich für meine Quetschung Sorge trage, daß Ihr Euren Orangensirup abwischt, Anjou, und daß Ihr die Flecken von dem Schweinsfett tilgt, Guise.«

Und hiernach entfernten sie sich, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Türe wieder zu schließen.

Als sie in der Rue Saint Antoine anlangten, sagte der König zu dem Herzog von Anjou und dem Herzog von Guise:

»Wohin geht Ihr, meine Herren?«

»Sire, wir gehen zu Nantouillet, der meinen Vetter von Lothringen und mich beim Abendbrot erwartet: beliebt Euerer Majestät, mit uns zu kommen?«

»Nein, ich danke, wir gehen in entgegengesetzter Richtung. Wollt Ihr einen von meinen Fackelträgern?«

»Ich danke, Sire,« erwiderte rasch der Herzog von Anjou.

»Gut; er befürchtet, ich könnte ihn bespähen lassen,« flüsterte Karl dem König von Navarra in das Ohr.

Dann nahm er den Letzteren unter den Arm und sagte:

»Komm Henriot, ich gebe Dir heute Abendbrot.«

»Wir kehren also nicht in den Louvre zurück?« fragte Heinrich.

»Nein, sage ich Dir, dreifacher Starrkopf, komm mit mir, da ich Dir sage, Du sollst kommen.«

Und er zog Heinrich durch die Rue Geoffroy Lasnier fort.

XV.

Anagramm.

Mitten in der Rue Geoffroy-Lasnier mündete die Rue Garnier-sur-l'Eau aus, und am Ende der Rue Garnier-sur-l'Eau erstreckte sich rechts und links die Rue des Barres.

Hier, wenn man einige Schritte gegen die Rue de la Mortellerie machte, erhob sich ein kleines vereinzelt Haus mitten in einem von hohen Mauern umschlossenen Garten mit einer einzigen Türe.

Karl zog einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Türe, welche sogleich nachgab, ließ Heinrich und den Lackeien, der die Fackel trug, vorausgehen und schloß die Türe wieder hinter sich.

Ein kleines Fenster war allein erleuchtet. Karl deutete, Heinrich zulächelnd, mit dem Finger darauf.

»Sire, ich verstehe nicht,« sagte dieser.

»Du wirst verstehen, Henriot.«

Der König von Navarra schaute Karl erstaunt an; seine Stimme, sein Gesicht hatten einen Ausdruck von Sanftmuth angenommen, der von dem gewöhnlichen Charakter seiner Physiognomie so ferne war, daß ihn Heinrich nicht mehr erkannte.

»Henriot,« sprach der König zu ihm, »ich sagte Dir, als ich den Louvre verließ, ich verlasse die Hölle; wenn ich hier eintrete, trete ich in das Paradies ein.«

»Sire,« versetzte Heinrich, »ich bin glücklich, daß mich Eure Majestät würdig gefunden hat, mich die Reise nach dem Himmel mitmachen zu lassen.«

»Der Weg ist schmal,« sagte der König, sich nach einer kleinen Treppe wendend, »aber dieß ist nur der Fall, damit nichts bei der Vergleichung fehlt.«

»Und wer ist der Engel, der den Eingang Eures Edens bewacht, Sire?«

»Du sollst es sehen,« erwiderte Karl IX.

Und er bedeutete Heinrich durch ein Zeichen, er möge ihm nachfolgen, stieß eine erste Türe auf, sodann eine zweite und

blieb auf der Schwelle stehen.

»Schaue,« sagte er.

Heinrich näherte sich und verharrte das Auge auf eines der reizendsten Gemälde geheftet, die er je gesehen hatte.

Es war eine schlafende Frau von achtzehn bis neunzehn Jahren, deren Kopf unten auf dem Bette eines entschlummerten Kindes ruhte, dessen zwei Füßchen sie mit ihren Händen an die Lippen hielt, während ihre langen blonden Haare wie eine Goldwole über ihre Schultern herabfielen. Man hätte glauben sollen, es wäre ein Gemälde von Albano, die Jungfrau und das Jesuskind darstellend.



Marie stieß einen Schrei aus und fiel auf ihre Knie

»Oh! Sire,« sagte der König von Navarra, »wer ist dieses reizende Geschöpf?«

»Der Engel meines Paradieses, das einzige Wesen, das mich meinerwegen liebt.«

Heinrich lächelte.

»Ja, meinerwegen,« sprach Karl, »denn sie liebte mich, ehe sie wußte, daß ich König bin.«

»Und seitdem sie es weiß?«

»Nun, seitdem sie es weiß,« erwiderte Karl mit einem Seufzer, welcher bewies, daß ihm dieses blutige Königtum oft sehr drückend war, »seitdem sie es weiß, liebt sie mich immer noch; . . . urteile also.«

Der König näherte sich ganz sachte und hauchte auf die blühende Wange der jungen Frau einen Kuß so leicht, wie die Biene aus eine Lilie.

Und dennoch erwachte die junge Frau.

»Karl,« murmelte sie, die Augen öffnend.

»Du siehst,« sprach der König, »sie nennt mich Karl; die Königin sagt: Sire.«

»Oh!« rief die junge Frau, »Ihr seid nicht allein, mein König!«

»Nein, meine gute Marie. Ich wollte Dir einen andern König mitbringen, der glücklicher ist, als ich, denn er hat keine Krone; unglücklicher als ich, denn er besitzt keine Marie Touchet. Gott gleicht Alles aus.«

»Sire, es ist der König von Navarra?« fragte Marie.

»Er selbst, mein Kind. Komm' näher Henriot.«

Der König von Navarra näherte sich, Karl nahm seine rechte Hand.

»Schau' diese Hand an, Marie, es ist die Hand eines guten Schwagers, und redlichen Freundes. Ohne diese Hand, siehst Du . . . «

»Nun, Sire?«

»Nun, ohne diese Hand, Marie, hätte unser Kind heute keinen Vater mehr.«

Marie stieß einen Schrei aus, fiel auf die Knie, ergriff die Hand von Heinrich und küßte sie.

»Gut! Marie, gut!« sagte Karl.

»Und was habt Ihr getan, um ihm zu danken, Sire?«

»Ich habe Gleiches mit Gleichem vergolten.«

Heinrich schaute Karl erstaunt an.

»Du wirst eines Tages erfahren, was ich damit sagen will. Mittlerweile komm und sieh.«

Und er näherte sich dem Bette, wo das Kind immer noch

schlief.

»Ei!« sagte er, »wenn dieser dicke Junge im Louvre schlief, statt hier in dem kleinen Hause der Rue des Barres, das würde viele Dinge in der Gegenwart und vielleicht auch in der Zukunft ändern.²¹«

»Sire,« sprach Marie, »Eure Majestät verzeihe mir, es ist mir lieber, wenn es hier schläft, es schläft besser.«

»Stören wir also seinen Schlummer nicht, es ist so gut, zu schlafen, wenn man nicht träumt.«

»Wohl, Sire,« sprach Marie, und streckte die Hand nach einer von den Türen aus, welche nach diesem Zimmer gingen.

»Ja, Du hast Recht, Marie,« sagte Karl IX., »wir wollen zu Nacht speisen.«

»Mein vielgeliebter Karl,« versetzte Marie, »nicht wahr, Ihr entschuldigt mich bei dem König, Eurem Schwager?«

»Worüber?«

»Daß ich unsere Diener weggeschickt habe, Sire,« fuhr Marie, sich an den König von Navarra wendend, fort. »Ihr werdet erfahren, daß Karl nur von mir bedient sein will.«

»Ventre-saint-gris! ich glaube es wohl,« sagte Heinrich.

Die zwei Männer gingen in das Speisezimmer, während die Mutter, unruhig und sorgsam, mit einem warmen Stoffe den kleinen Heinrich bedeckte, der mit dem guten Schläfe des Kindes, um welchen ihn sein Vater beneidete, nicht erwacht war.

Marie kam wieder zu ihnen.

»Es sind nur zwei Gedecke!« sagte der König. »Erlaubt, daß ich Eure Majestät bediene,« sprach Marie.

»Sieh, Du bringst mir Unglück, Heinrich,« versetzte der König.

»Wie, Sire?«

»Hörst Du nicht?«

»Verzeihung, Karl, Verzeihung.«

»Ich verzeihe Dir, Marie. Setze Dich hierher neben mich, zwischen uns Beide.«

»Ich gehorche,« sagte Marie. Sie brachte ein Gedeck, setzte sich zwischen die zwei Könige und bediente sie.

»Nicht wahr, es ist gut, Henriot,« sprach Karl, »wenn man in der

Welt einen Ort hat, wo man zu essen und zu trinken wagt, ohne daß man vorher einen Andern seinen Wein und seine Speisen kosten lassen muß?«

»Sire,« erwiderte Heinrich, »glaubt mir, daß ich Euer Glück mehr als irgend Jemand zu schätzen weiß.«

»Sage ihr auch, Henriot, daß sie sich, damit wir so glücklich bleiben, nicht in die Politik mischen, nicht nach Hofe kommen soll; vor Allem darf sie meine Mutter nicht kennen lernen.«

»Die Königin Catharina liebt Eure Majestät in der Tat so leidenschaftlich, daß sie auf jede andere Liebe eifersüchtig werden könnte,« antwortete Heinrich, der durch ein Ausweichen der gefährlichen Vertraulichkeit des Königs entgehen wollte.

»Marie,« sagte der König, »ich stelle Dir einen der feinsten und geistreichsten Menschen, die ich kenne, vor. Bei Hofe, und das will nicht wenig sagen, hat er Jedermann hinter das Licht geführt; ich allein habe vielleicht hell gesehen: ich behaupte nicht in seinem Herzen, sondern in seinem Geiste.«

»Sire,« versetzte Heinrich, »es kränkt mich, daß Ihr das Eine übertreibend am Andern zweifelt.«

»Ich übertreibe nichts, Henriot. Er macht besonders vortreffliche Anagramme. Sage ihm, er möge eines aus Deinem Namen machen, und ich stehe dafür, er tut es.«

»Oh! was soll man in dem Namen eines armen Mädchens, wie ich bin finden? Was für ein anmutiger Gedanke soll aus dem Namen Marie Touchet hervorgehen?«

»Das ist zu leicht,« sprach Heinrich, »und ich rechne es mir nicht zu einem großen Verdienste an, es zu finden?«

»Oh! es ist bereits gemacht,« sprach Karl, »Du siehst«

Heinrich zog aus der Tasche seines Wammses seine Schreibtafel hervor, riß ein Blatt heraus, schrieb den Namen:

MARIE TOUCHET,

und darunter:

JE CHARME TOUT.²²

Dann gab er das Blatt der jungen Frau.

»In der Tat,« rief sie, das ist unglaublich.«

»Was hat er gefunden?« fragte Karl.

»Sire, ich wage nicht, es zu wiederholen.«

»Sire,« sprach Heinrich, »in dem Namen Marie Touchet findet sich Buchstabe für Buchstabe, wenn man aus dem I ein J macht, wie dies üblich ist: Je charme tout.«

»In der Tat,« rief Karl, »Buchstabe für Buchstabe. Dies soll Dein Wahlspruch sein, hörst Du, Marie? Nie war ein Wahlspruch besser verdient. Ich danke Dir, Heinrich. Marie, ich gebe ihn Dir in Diamanten geschrieben.«

Das Abendbrot endigte sich; es schlug zwei Uhr auf Notre-Dame.

»Zum Lohne für sein Kompliment,« sagte Karl. »gib ihm nun einen Lehnstuhl, Marie, in welchem er bis zum Morgen schlafen kann; jedoch sehr ferne von uns, denn er schnarcht, daß man bange bekommt. Erwachst Du vor mir, so wecke mich, denn wir müssen um sechs Uhr an der Bastille sein. Gute Nacht, Heinrich. Mache es Dir so bequem, als Du kannst. Aber,« fügte er bei, indem er sich dem König von Navarra näherte und ihm die Hand auf die Schulter legte, »bei Deinem Leben, hörst Du wohl, Heinrich, bei Deinem Leben, gehe nicht ohne mich von hier fort.«

Heinrich hatte in dem, was er nicht völlig begriffen, wenigstens zu viel gegewohnt, um den Worten des Königs nicht zu gehorchen.

Karl IX. ging in sein Zimmer, und Heinrich, der harte Gebirgsmann, machte es sich in seinem Lehnstuhle bequem, wo er bald die Vorsichtsmaßregel seines Schwagers, ihn weit von sich zu entfernen, rechtfertigte.

Am andern Morgen wurde er mit Tagesanbruch von Karl geweckt. Da er völlig angekleidet geblieben war, so brauchte er nicht lange Zeit zu seiner Toilette. Der König war glücklich und heiter, wie man ihn nie im Louvre sah. Die Stunden, die er in diesem kleinen Hause zubrachte, waren seine Sonnenstunden.

Beide gingen durch das Schlafzimmer zurück. Die junge Frau schlief in ihrem Bette, das Kind schlief in seiner Wiege. Beide lächelten im Schlafe.

Karl schaute sie einen Augenblick mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an. Dann wandte er sich gegen den König von Navarra um und sagte:

»Henriot, solltest Du je erfahren, welchen Dienst ich Dir diese Nacht geleistet habe, und sollte mir je Unglück begegnen, so erinnere Dich dieses Kindes, das hier in seiner Wiege ruht.«

Dann küßte er Beide auf die Stirne, ohne Heinrich Zeit zu einer Frage zu lassen, flüsterte: »Auf Wiedersehen, mein Engel.« und entfernte sich.

Heinrich folgte ihm nachdenkend.

Pferde, von Edelleuten gehalten, welche Karl IX. zu diesem Behufe beschieden hatte, erwarteten sie an der Bastille. Karl hieß Heinrich durch ein Zeichen aufsteigen, schwang sich selbst in den Sattel, ritt durch den Jardin de l'Arbalète hinaus und folgte den äußeren Boulevards.

»Wohin gehen wir?« fragte Heinrich.

»Wir wollen sehen, ob der Herzog von Anjou nur wegen Frau von Condé allein zurückgekehrt ist,« erwiderte Karl, »und ob in diesem Herzen eben so viel Ehrgeiz als Liebe liegt.«

Heinrich begriff diese Erklärung nicht und folgte Karl, ohne etwas zu sagen.

Als man zu den Marais gelangte und von den Palissaden beschützt Alles das erblickte, was man damals die Faubourgs Saint-Laurent nannte, zeigte Karl dem König von Navarra durch den gräulichen Morgennebel Männer in große Mäntel gehüllt und Pelzmützen auf dem Kopfe, welche vor einem schwer beladenen Fourgon ritten. Diese Männer nahmen vorrückend immer mehr eine genaue Form an, und man konnte, zu Pferde wie sie und mit den Vornehmsten von ihnen plaudernd, einen andern Mann in einem langen braunen Mantel und die Stirne von einem Hute nach französischer Mode beschattet sehen.

»Ah! ah!« sprach Karl, »ich vermutete es.«

»Ei, Sire,« versetzte Heinrich, »wenn ich mich nicht täusche, ist der Reiter im braunen Mantel der Herzog von Anjou.«

»Er selbst,« erwiderte Karl IX. »Reite ein wenig auf die Seite, Heinrich, damit er uns nicht gewahr wird.«

»Aber wer sind die Männer in den grünlichen Mänteln und mit den Pelzmützen? Und was ist in jenem Wagen?« fragte Heinrich.

»Diese Männer,« antwortete Karl, »sind die polnischen Gesandten, und in jenem Wagen ist eine Krone. Und nun komm',

Henriot,« fügte er, sein Pferd in Galopp setzend und den Weg nach der Porte du Temple einschlagend, bei, »komm', ich habe Alles gesehen, was ich sehen wollte.«

XVI.

Die Rückkehr in den Louvre.

Als Catharina glaubte, Alles wäre in der Wohnung des Königs von Navarra vorbei, man hätte die toten Wachen weggetragen, Maurevel nach Hause gebracht und die Teppiche abgewaschen, entließ sie ihre Frauen, denn es war um die Mitternachtsstunde, und sie gedachte zu schlafen. Aber die Erschütterung war zu heftig und die Täuschung zu stark gewesen. Dieser verwünschte Heinrich schien beständig hinterhalten, gewöhnlich von mörderischer Natur, entgehend, durch irgend eine unsichtbare Macht beschützt zu werden, welche Catharina hartnäckig den Zufall nannte, obgleich ihr eine Stimme im Grunde ihres Herzens sagte, der wahre Name dieser Macht wäre das Geschick. Der Gedanke, daß das Gerücht von diesem neuen Versuche, im Louvre und außerhalb desselben sich verbreitend, Heinrich und den Hugenotten noch ein größeres Vertrauen zu der Zukunft verleihen würde, brachte sie außer sich und hätte ihr in diesem Augenblick der Zufall, gegen den sie kämpfte, unglücklicher Weise ihren Feind in die Hände geliefert, sie würde mit dem kleinen florentinischen Dolche, den sie in ihrem Gürtel trug, die dem König von Navarra so günstige Bestimmung des Schicksals vereitelt haben.

Die Stunden der Nacht, diese für den Wartenden und Wachenden so langsamen Stunden, schlugen eine nach der andern, ohne daß Catharina das Auge zu schließen vermochte. Endlich bei Tagesanbruch stand sie auf, kleidete sich ganz allein an und ging nach den Gemächern von Karl IX.

Die Gardien, welche sie zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu dem König kommen sahen, ließen sie vorbei. Sie durchschritt das Vorzimmer und gelangte in das Waffenkabinett. Hier aber fand sie die Amme des Königs, welche wachte.

»Mein Sohn?« fragte die Königin.

»Madame, er hat verboten, vor acht in sein Zimmer einzutreten, und es ist noch nicht acht Uhr.«

»Dieses Verbot ist nicht für mich, Amme.«

»Es ist für Jedermann, Madame.«

Catharina lächelte.

»Ja, ich weiß wohl,« versetzte die Amme, »ich weiß, daß Niemand hier berechtigt ist, Euerer Majestät ein Hindernis entgegenzustellen; ich flehe also, die Bitte einer armen Frau zu hören und nicht weiter zu gehen.«

»Amme, ich muß meinen Sohn sprechen.«

»Madame, ich werde die Türe nur auf einen ausdrücklichen Befehl Eurer Majestät öffnen.«

»Öffnet, Amme,« sprach Catharina, »ich will es.«

Bei dieser Stimme, welche im Louvre mehr geachtet und besonders mehr gefürchtet war, als die von Karl, reichte die Amme Catharina den Schlüssel, aber Catharina bedurfte dessen nicht. Sie zog aus ihrer Tasche einen Schlüssel, mit dem sie rasch die Türe ihres Sohnes öffnete.

Das Zimmer war leer, das Lager von Karl unberührt, und seine zwei Windhunde, welche auf dem vor seinem Bette ausgebreiteten Bärenfelle lagen, erhoben sich und leckten die elfenbeinernen Hände von Catharina.

»Ah!« sprach die Königin die Stirne faltend, »er ist weggegangen. Ich werde warten.«

Und sie setzte sich, in düstere Gedanken versinkend, an das Fenster, welches nach dem Hofe ging, und von wo aus man die Hauptpforte des Louvre sah.

Unbeweglich, bleich wie eine Marmorstatue, war sie seit zwei Stunden hier, als sie endlich eine in den Louvre zurückkehrende Reitertruppe erblickte, an deren Spitze sie Karl und den König von Navarra erkannte.

Nun begriff sie Alles. Karl hatte seinen Schwager, statt über dessen Verhaftung mit ihr zu streiten, weggeführt und auf diese Art gerettet.

»Blinder, Blinder, Blinder!« murmelte sie.

Nach einigen Minuten erschollen Tritte im Seitenzimmer, welches das Waffenkabinett war.

»Aber, Sire,« sprach Heinrich, »nun, da wir in den Louvre zurückgekehrt sind, sagt nur, warum Ihr mich hinausführtet, und

welchen Dienst Ihr mir geleistet habt?«

»Nein, nein, Henriot,« antwortete Karl lachend. »Du wirst es vielleicht eines Tags erfahren, aber für den Augenblick ist es ein Geheimnis. Wisse nur, daß Du mir zu dieser Stunde einen harten Streit mit meiner Mutter zuziehen wirst.«

Nach diesen Worten hob Karl den Türvorhang und stand Catharina gegenüber.

Hinter ihm und seiner Schulter erschien der bleiche, unruhige Kopf des Bearners.

»Ah! Ihr seid hier, Madame,« sagte Karl, die Stirne faltend . . .

»Ja, mein Sohn,« erwiderte Catharina. »Ich habe mit Euch zu sprechen.«

»Mit mir?«

»Mit Euch allein.«

»Gehe, gehe,« sprach Karl, sich gegen seinen Schwager umwendend, »da es kein Mittel gibt, zu entkommen, so . . . je eher, desto besser.«

»Ich lasse Euch allein, Sire,« erwiderte Heinrich.

»Ja, ja, verlasse uns,« sagte Karl, »und da Du ein Katholik bist, Henriot, so höre eine Messe für mich; ich bleibe bei der Predigt.«

Heinrich verbeugte sich und trat ab.

Karl IX. kam den Fragen zuvor, welche seine Mutter an ihn richten wollte.

»Nun, Madame,« sagte er, indem er die Sache in das Komische zu verwandeln suchte, »bei Gott! Ihr erwartet mich, um mir einen Verweis zu geben, nicht wahr? Ich habe gottloser Weise Euer kleines Vorhaben scheitern gemacht. Ei, Mord und Teufel! ich konnte doch den Mann, der mir kurz zuvor das Leben gerettet hat, nicht verhaften und in die Bastille führen lassen. Ich wollte mich eben so wenig mit Euch zanken, denn ich bin ein guter Sohn. Und dann,« fügte er ganz leise bei, »Gott straft die Kinder, welche sich mit ihrer Mutter zanken, dafür ist mein Bruder Franz II. ein Beleg; vergebt mir also offenherzig und gesteht hernach, daß der Spaß gut war.«

»Sire,« sagte Catharina, »Eure Majestät täuscht sich; es handelt sich nicht um einen Spaß.«

»Gewiß! gewiß! und der Teufel soll mich holen, Ihr werdet es

am Ende selbst so ansehen.«

»Sire, Ihr habt durch Euren Fehler einen Plan scheitern gemacht, der uns zu einer großen Entdeckung führen sollte.«

»Bah! einen Plan . . . Seid Ihr in Verlegenheit wegen eines gescheiterten Planes, Ihr, meine Mutter? Ihr macht zwanzig andere, und bei diesen verspreche ich Euch meine Unterstützung.«

»Jetzt ist es zu spät, wolltet Ihr mich auch unterstützen; denn er ist aufmerksam gemacht und wird auf seiner Hut sein.«

»Zur Sache,« sprach der König. »Was habt Ihr gegen Henriot?«

»Er konspiriert.«

»Ja, ich begreife; das ist Eure einzige Anschuldigung; aber konspiriert nicht alle Welt ein wenig in dieser reizenden königlichen Residenz, die man den Louvre nennt?«

»Er konspiriert aber mehr, als irgend Jemand, und er ist um so gefährlicher, als es Niemand vermutet.«

»Seht Ihr den Lorenzino!«

»Hört,« sprach Catharina, sich verdüsternd bei diesem Namen, der sie an eine der blutigsten Katastrophen der florentinischen Geschichte erinnerte? »hört, es gibt ein Mittel, mir zu beweisen, daß ich Unrecht habe.«

»Welches, meine Mutter?«

»Fragt Heinrich, wer in dieser Nacht in seinem Zimmer war.«

»In seinem Zimmer, diese Nacht?«

»Ja. Und wenn er es Euch sagt . . . «

»Nun?«

»So bin ich bereit, zu gestehen, daß ich mich täuschte.«

»Aber wenn es eine Frau war, so können wir nicht verlangen . . . «

»Eine Frau?«

»Ja.«

»Eine Frau, welche zwei von Euren Garden getötet und Herrn von Maurevel vielleicht auf den Tod verwundet hat!«

»Oh! oh!« rief der König, »die Sache wird ernsthaft. Es ist Blut vergossen worden?«

»Drei Männer sind auf dem Platze liegen geblieben.«

»Und derjenige, welcher sie in diesen Zustand versetzte?«

»Hat sich unversehrt geflüchtet.«

»Bei Gog und Magog!« sprach Karl, »es war ein Braver, und Ihr habt Recht, meine Mutter, ich will ihn kennen lernen.«

»Ich sage Euch zum Voraus, Ihr werdet ihn nicht kennen lernen, wenigstens nicht durch Heinrich?«

»Aber durch Euch, meine Mutter. Dieser Mensch ist nicht entflohen, ohne irgend eine Anzeige zurück zu lassen, ohne daß man irgend einen Teil seiner Kleidung bemerkt hat?«

»Man hat nur den sehr zierlichen kirschroten Mantel wahrgenommen, in den er gehüllt war.«

»Ah! ah! ein kirschroter Mantel,« versetzte Karl, »ich kenne nur einen am Hofe, der übrigens merkwürdig genug ist, um in die Augen zu fallen.«

»Allerdings,« sprach Catharina.

»Nun?«

»Erwartet mich in Euren Gemächern, mein Sohn, und ich will sehen, ob meine Befehle vollzogen sind.«

Catharina entfernte sich und Karl blieb allein; er ging zerstreut im Zimmer umher, piff eine Jagdmelodie, wobei er die eine Hand in seinem Wammse hatte, während er die andere, welche seine Windhunde leckten, so oft er stehen blieb, an der Seite herabhängen ließ.

Heinrich hatte seinen Schwager sehr unruhig verlassen, und statt dem gewöhnlichen Korridor zu folgen, die wiederholt erwähnte kleine geheime Treppe gewählt, welche nach dem zweiten Stocke führte. Doch kaum hatte er vier Stufen erstiegen, als er bei der ersten Wendung einen Schatten erblickte. Er blieb, die Hand an den Dolch legend, stille stehen aber bald erkannte er eine Frau, und eine reizende Stimme, deren Klang ihm sehr bekannt war, sagte, ihn beim Arm ergreifend:

»Gott sei gelobt, Ihr seid unversehrt hier. Ich hatte gewaltig bange für Euch, aber Gott hat mein Gebet erhört.«

»Was ist den vorgefallen?«

»Ihr werdet es erfahren, wenn Ihr in Eure Wohnung zurückkehrt. Beunruhigt Euch nicht wegen Orthon, ich habe für ihn gesorgt.«

Und die junge Frau eilte rasch hinab, an Heinrich vorüber, als ob sie ihm nur zufällig begegnet wäre

»Das ist doch seltsam,« sprach Heinrich zu sich selbst, »was ist denn geschehen? Was ist Orthon begegnet?«

Die Frage konnte leider von Frau von Sauves nicht mehr gehört werden, denn sie war bereits ferne.

Oben an der Treppe sah Heinrich plötzlich einen zweiten Schatten erscheinen; aber diesmal war es der Schatten eines Mannes.

»Stille!« sagte dieser.

»Ah! Ihr seid es, Franz?«

»Nennt mich nicht bei meinem Namen.«

»Was ist denn vorgefallen?«

»Geht in Eure Wohnung zurück und Ihr werdet es erfahren; dann schlüpft in den Korridor, schaut nach allen Seiten, ob Euch Niemand bspäht, tretet bei mir ein, die Türe wird nicht geschlossen sein.«

Und er verschwand ebenfalls auf der Treppe, wie ein Geist, der auf dem Theater durch die Versenkung verschwindet.

»Ventre-saint-gris!« murmelte der Bearner, »das Rätsel löst sich noch nicht, da aber der Schlüssel dazu in meiner Wohnung ist, so wollen wir dahin gehen und nachsehen.«

Heinrich setzte indessen seinen Weg nicht ohne eine Gemütsbewegung fort; er hatte die Empfindbarkeit, dieses Vorurteil der Jugend. Alles gab einen scharfen Widerschein auf dieser spiegelartig glatten See, und Alles was er gehört hatte, weissagte ihm ein Unglück.

Er gelangte an die Türe seiner Wohnung und horchte. Kein Geräusch ließ sich vernehmen. Da ihm Charlotte gesagt hatte, er solle in seine Zimmer zurückkehren, so war übrigens nichts bei der Rückkehr zu fürchten. Er warf einen raschen Blick im Vorzimmer umher; es war verlassen; aber noch deutete ihm nichts an, was sich ereignet hatte.

»Orthon ist wirklich nicht hier,« sagte er und ging in das zweite Zimmer.

Hier wurde ihm Alles klar.

Trotz des Wassers, das man in Massen angewendet hatte, war

der Boden mit reichlichen Flecken besprengt; ein Schrank lag zerbrochen auf dem Boden; die Bettvorhänge waren durch Degenstiche zerfetzt; einen venezianischen Spiegel hatte eine Kugel zerschmettert, und eine blutige Hand, welche sich an die Mauer gestützt und ihren furchtbaren Eindruck daran zurückgelassen hatte, verkündigte, daß dieses nun stumme Zimmer Zeuge eines mörderischen Kampfes gewesen war.

Heinrich faßte mit verstörtem Auge alle diese verschiedenen Einzelheiten zusammen, fuhr mit der Hand über seine vom Schweiß befeuchtete Stirne und murmelte:

»Ah! ich begreife den Dienst, den mir der König geleistet hat; man wollte mich hier ermorden. Und . . . Ah! . . . Mouy! was haben sie mit Mouy gemacht? Die Schurken! sie werden ihn gemordet haben!«

Und eben so gedrängt, die Nachrichten zu vernehmen, als es der Herzog von Alençon war, ihm dieselben zu eröffnen, stürzte Heinrich, nachdem er noch einen letzten finstren Blick auf die Gegenstände geworfen hatte, die ihn umgaben, aus dem Zimmer, lief in den Korridor, versicherte sich, daß er allein war, stieß sodann die nur angelehnte Türe auf, schloß sie sorgfältig wieder hinter sich, und befand sich in der Wohnung des Herzogs von Alençon.

Der Herzog erwartete ihn im ersten Zimmer. Er nahm Heinrich lebhaft bei der Hand und zog ihn, einen Finger auf seinen Mund legend, in ein kleines turmförmiges Kabinett, welches völlig abgesondert war und folglich durch seine Lage jeder Späherei entging.

»Ah! mein Bruder,« sagte er zu ihm, »welch eine furchtbare Nacht!«

»Was ist denn vorgefallen?« fragte Heinrich.

»Man wollte Euch verhaften.«

»Mich?«

»Ja, Euch.«

»Aus welchem Grunde?«

»Ich weiß es nicht. Wo wart Ihr?«

»Der König führte mich gestern Abend mit sich durch die Stadt.«

»Dann wußte er es,« sprach Alençon. »Aber da Ihr nicht in Eurer Wohnung wart, wer war denn dort?«

»Es war also Jemand bei mir?« fragte Heinrich, als ob er es nicht gewußt hätte.

»Ja, ein Mann. Als ich den Lärmen hörte, eilte ich hin, um Euch Hilfe zu leisten, aber es war zu spät.«

»Der Mann war verhaftet?« fragte Heinrich ängstlich.

»Nein, er flüchtete sich, nachdem er Maurevel gefährlich verwundet und zwei von den Wachen erschlagen hatte.«

»Ah! braver Mouy!« rief Heinrich.

»Es war also Mouy?« fragte Alençon lebhaft.

Heinrich sah, daß er einen Fehler, gemacht hatte, und erwiderte:

»Ich glaube es wenigstens, denn ich beschied ihn zu mir, um mich mit ihm über Eure Flucht zu verständigen und ihm zu sagen, ich hätte Euch alle meine Rechte auf den Thron von Navarra abgetreten.«

»Wenn man die Sache erfährt, so sind wir verloren,« versetzte Alençon erbleichend.

»Ja, denn Maurevel wird sprechen.«

»Maurevel hat einen Degenstich in den Hals bekommen und kann vor acht Tagen kein Wort sprechen; ich habe mich bei dem Wundarzte, der ihn verbunden, erkundigt.«

»Acht Tage!, das ist mehr, als Mouy braucht, um sich in Sicherheit zu bringen.«

»Dann kann es auch ein Anderer sein, als Herr von Mouy,« sagte der Herzog.

»Ihr glaubt?«

»Ja, dieser Mensch ist sehr schnell verschwunden, und man hat nur seinen kirschroten Mantel gesehen.«

»Allerdings,« sprach Heinrich, »ein kirschroter Mantel taugt für einen Stutzer und nicht für einen Soldaten. Nie wird man Mouy unter einem solchen Mantel vermuten.«

»Nein. Wenn man Jemand im Verdacht hätte, so wäre es vielmehr« Er hielt inne.

»Es wäre vielmehr Herr de La Mole,« sagte Heinrich.

»Allerdings, denn ich selbst, der ich diesen Menschen fliehen sah, zweifelte einen Augenblick.«

»Ihr habt gezweifelt? In der Tat, es könnte wohl Herr de La Mole sein.«

»Weiß er nichts?«

»Durchaus nichts, wenigstens nichts Wichtiges.«

»Mein Bruder,« sprach der Herzog, »nun glaube ich wirklich daß er es war.«

»Teufel! wenn er es ist, das wird der Königin, die sich für ihn interessiert, sehr leid tun.«

»Interessiert, sagt Ihr?« fragte Alençon bestürzt.

»Allerdings. Erinnert Ihr Euch nicht, Franz, daß es Eure Schwester gewesen ist, die Euch La Mole empfohlen hat?«

»So ist es,« sagte der Herzog mit dumpfer Stimme, »auch wünschte ich demselben gefällig zu sein, und zum Beweise hierfür ging ich, aus Furcht, sein roter Mantel könnte ihn gefährden, . . . ging ich zu ihm hinauf und brachte ihn zu mir.«

»Oh! oh! das ist doppelt klug; und nun würde ich nicht nur darauf wetten, sondern schwören, daß er es war.«

»Selbst vor Gericht?«

»Meiner Treue, ja; er wird gekommen sein, um mir eine Botschaft von Margarethe zu überbringen.«

»Wenn ich der Unterstützung durch Eure Zeugenschaft gewiß wäre,« sprach Alençon, »so würde ich ihn wohl anklagen.«

»Wenn Ihr ihn anklaget,« sprach Heinrich, »Ihr begreift mein Bruder, ich würde Euch nicht Lügen strafen.«

»Aber die Königin?«

»Ah! ja, die Königin.«

»Man muß erfahren, was sie tun wird.«

»Ich übernehme diesen Auftrag.«

»Teufel, mein Bruder, sie hätte Unrecht, uns Lügen zu strafen, denn dadurch erwirbt sich der junge Mann einen strahlenden Ruf der Tapferkeit, der ihn nicht viel kostet, denn er wird ihn auf Kredit erhalten. Allerdings kann er Interessen und Kapital miteinander zurückbezahlen.«

»Was wollt Ihr,« sagte Heinrich, »hienieden auf dieser Welt hat

man Nichts für Nichts.«

Und er grüßte Alençon mit der Hand und mit einem Lächeln, streckte vorsichtig seinen Kopf in den Korridor und schlüpfte, nachdem er sich versichert hatte, daß Niemand hier lauschte, rasch hinaus und verschwand auf der geheimen Treppe, welche zu Margarethe führte.

Die Königin von Navarra war nicht ruhiger als ihr Gemahl. Die gegen sie und die Herzogin von Nevers in der vergangenen Nacht von dem König, dem Herzog von Anjou, dem Herzog von Guise und Heinrich, den sie wohl erkannt hatte, gerichtete Expedition setzte sie sehr in Bewegung. Allerdings lag kein Beweis vor, der sie kompromittieren konnte, denn der von Coconnas und La Mole vom Gitter losgebundene Portier war seiner Versicherung nach stumm geblieben. Aber vier Herren von der Art derjenigen, welchen zwei einfache Edelleute wie Coconnas und La Mole Trotz geboten hatten, waren nicht zufällig und ohne zu wissen, warum sie sich belästigten, von ihrem Wege abgegangen. Margarethe war bei Tagesanbruch zurückgekehrt, nachdem sie den Rest der Nacht bei der Herzogin von Nevers zugebracht hatte. Sie legte sich sogleich nieder, konnte aber nicht schlafen, und bebte bei dem geringsten Geräusche.

Mitten unter ihren Befürchtungen hörte sie an die geheime Türe klopfen, und, nachdem sie den Besuch durch Gillonne hatte recognosciren lassen, gab sie Befehl, ihm zu öffnen.

Heinrich blieb vor der Türe stehen: nichts an ihm deutete den verletzten Gatten an; sein gewöhnliches Lächeln umschwebte seine feinen Lippen, und keine Muskel seines Gesichtes verriet die furchtbaren Gemütsbewegungen, die er so eben durchlebt hatte.

Er schien Margarethe zu befragen, ob sie ihm unter vier Augen mit ihr zu bleiben gestattete. Margarethe begriff den Blick ihres Gemahls, und befahl Gillonne durch ein Zeichen, sich zu entfernen.

»Madame,« sagte nun Heinrich, »ich weiß, wie sehr Ihr an Euren Freunden hängt, und es tut mir ungemein leid, Euch eine unangenehme Nachricht überbringen zu müssen.«

»Sprecht, mein Herr?« fragte Margarethe.

»Einer unserer liebsten Diener ist in diesem Augenblicke sehr gefährdet.«

»Welcher?«

»Der liebe Graf de La Mole.«

»Der Herr Graf de La Mole gefährdet, und warum?«

»Wegen des Abenteuers in der vergangenen Nacht.«

Margarethe konnte sich trotz ihrer Selbstbeherrschung des Errötens nicht erwehren. Endlich fragte sie nicht ohne eine gewisse Anstrengung:

»Was für ein Abenteuer?«

»Wie,« sprach Heinrich, »habt Ihr nichts von dem Lärmen gehört, der diese Nacht im Louvre stattgefunden hat?«

»Nein.«

»Ah! ich wünsche Euch Glück, Madame,« versetzte Heinrich mit reizender Naivität, »das beweist, daß Ihr einen vortrefflichen Schlaf habt.«

»Sprecht, was ist denn vorgefallen?«

»Unsere gute Mutter hatte Herrn von Maurevel und sechs Mann von der Leibwache Befehl gegeben, mich zu verhaften.«

»Euch, Herr, Euch?«

»Ja, mich.«

»Aus welchem Grunde?«

»Wer kann die Gründe eines tiefen Geistes, wie des Euerer Mutter, angeben. Ich achte sie, kenne sie aber nicht.«

»Und Ihr wart nicht zu Hause?«

»Nein, das ist zufällig wahr; Ihr habt es erraten, Madame, ich war nicht zu Hause. Gestern Abend lud mich der König ein, ihn zu begleiten! aber war ich nicht in meiner Wohnung, so war doch ein Anderer dort.«

»Und wer war dieser Andere?«

»Es scheint der Graf de La Mole.«

»Der Graf de La Mole?«, sprach Margaretha erstaunt.

»Mein Gott! es ist ein herrlicher Bursche, dieser kleine Provençal,« fuhr Heinrich fort. »Begreift Ihr, daß er Herrn von Maurevel verwundet und zwei Garden getötet hat?«

»Herrn von Maurevel verwundet und zwei Garden

getötet? . . . Unmöglich!«

»Wie, Ihr zweifelt an seinem Mute, Madame?«

»Nein, aber ich sage, Herr de La Mole konnte nicht in Euerer Wohnung sein.«

»Warum konnte er dies nicht?«

»Weil . . . weil . . . « versetzte Margarethe verlegen, »weil er anderswo war.«

»Ah! wenn er ein Alibi beweisen kann,« sprach Heinrich, »dann ist es etwas Anderes; er sagt, wo er war, und Alles ist abgemacht.«

»Wo er war?« fragte Margarethe lebhaft.

»Allerdings . . . Der Tag wird nicht vorübergehen, ohne daß man ihn verhaftet und verhört. Aber zum Unglück, da man Beweise hat . . . «

»Beweise! . . . welche?«

»Der Mann, der diesen verzweifelten Widerstand leistete, hatte einen roten Mantel.«

»Nicht nur Herr de La Mole allein hat einen roten Mantel . . . ich kenne noch einen andern Mann.«

»Allerdings, ich auch . . . Hört, was geschehen wird: war nicht Herr de La Mole bei mir, so wird es der andere Mann sein, der einen roten Mantel trägt, wie er. Dieser andere Mann, Ihr wißt, wer es ist?«

»Himmel!«

»Das ist die Klippe; Ihr habt ihn gesehen wie ich, Eure Aufregung beweist mir dieß. Reden wir also mit einander wie zwei Personen, welche von der geschätztesten Sache der Welt, von einem Throne, von dem kostbarsten Gute des Lebens sprechen . . . Wird Mouy verhaftet, so stürzt er uns in das Verderben.«

»Ja, das begreife ich.«

»Während Herr de La Mole Niemand kompromittiert, es sei denn, daß Ihr ihn für fähig haltet, irgend eine Geschichte zu erfinden, etwa zu sagen, er habe eine Partie mit Damen gehabt . . . was weiß ich?«

»Mein Herr,« erwiderte Margarethe, »wenn Ihr nur dieses

befürchtet, seid unbesorgte er wird es nicht sagen.«

»Wie, er wird schweigen?« sprach Heinrich, »und sollte sein Tod der Lohn seines Stillschweigens sein?«

»Er wird schweigen.«

»Seid Ihr dessen gewiß?«

»Ich bürgе dafür.«

»Dann steht Alles vortrefflich,« sprach Heinrich, sich erhebend.

»Ihr entfernt Euch?« fragte Margarethe lebhaft.

»Oh! mein Gott; ja, das ist Alles, was ich Euch zu sagen hatte.«

»Und Ihr geht . . . «

»Ich will es versuchen, uns aus der schlimmen Lage zu ziehen, in welche uns dieser Teufel von einem Menschen im roten Mantel gebracht hat.«

»Oh! mein Gott! mein Gott! armer junger Mann!« rief Margarethe, schmerzlich die Hände ringend.

»In der Tat,« sagte Heinrich, während er wegging, »dieser liebe Herr de La Mole ist ein sehr artiger Diener.«

XVII.

Die Verhöre.

Karl war lachend und heiter zurückgekehrt; aber nach einer Unterredung von zehn Minuten mit seiner Mutter war es, als hätte diese ihm ihre Blässe und ihren Zorn abgetreten und dafür die lustige Laune ihres Sohnes angenommen.

»Herr de La Mole,« sprach Karl, »Herr de La Mole! Man muß Heinrich und den Herzog von Alençon rufen, Heinrich, weil dieser junge Mann ein Hugenott war, den Herzog von Alençon, weil er in seinen Diensten steht.«

»Ruft sie, wenn Ihr wollt, mein Sohn; Ihr werdet nichts erfahren. Heinrich und Franz, befürchte ich, sind enger mit einander verbunden, als man dem Anscheine nach glauben sollte. Sie befragen, heißt Verdacht bei ihnen erwecken: besser wäre meiner Ansicht nach die langsame und sichere Probe von einigen Tagen. Wenn Ihr die Schuldigen atmen laßt, mein Sohn, wenn Ihr sie glauben laßt, sie seien Euerer Wachsamkeit entgangen, dann werden sie keck, triumphierend Euch eine bessere Gelegenheit zum Strafen bieten; dann werden wir Alles erfahren.«

Karl ging auf und ab, seinen Zorn zernagend, wie ein Pferd an seinem Gebisse nagt, und mit der krampfhaft zusammengezogenen Hand sein vom Argwohn gemartertes Herz zurückdrängend.

»Nein, nein,« sagte er endlich, »ich werde nicht warten; Ihr wißt nicht, was Warten für einen Mann heißt, der, wie ich, von Gespenstern begleitet wird. Überdies werden diese Jungfernknechte alle Tage frecher; haben es denn nicht in dieser Nacht zwei solche Bursche gewagt, uns Trotz zu bieten und sich wider uns zu empören? Ist Herr de La Mole unschuldig, gut, . . . aber es wäre mir nicht unangenehm, zu erfahren, wo Herr de La Mole in dieser Nacht war, während man meine Leibwachen im Louvre und mich in der Rue Cloche-Percée schlug. Man hole mir zuerst den Herzog von Alençon und dann Heinrich; ich will sie abgesondert befragen. Ihr könnt bleiben, meine Mutter.«

Catharina setzte sich. Einen festen, unbeugsamen Geist, wie sie ihn besaß, konnte jeder Zwischenfall, unter ihrer mächtigen Hand gebogen, zum Ziele führen, obgleich er ihn davon zu entfernen schien. Aus jedem Zusammenstoßen entspringt ein Geräusch oder ein Funke. Das Geräusch leitet, der Funke erleuchtet.

Der Herzog von Alençon trat ein: seine Unterredung mit Heinrich hatte ihn auf dieses Zusammentreffen vorbereitet, und er erschien daher ziemlich ruhig.

Seine Antworten waren äußerst genau. Von seiner Mutter aufgefordert, in seinem Zimmer zu bleiben, wußte er durchaus nichts von den Ereignissen der Nacht. Er hatte nur, da seine Wohnung auf denselben Korridor ging, wie die des Königs von Navarra, zuerst ein Geräusch, wie das einer Türe, welche eingestoßen wird, sodann Flüche und endlich Schüsse gehört. Dann erst hatte er seine Türe etwas zu öffnen gewagt und einen Menschen in einem roten Mantel fliehen sehen.

Karl und seine Mutter wechselten einen Blick.

»In einem roten Mantel?« fragte der König.

»In einem roten Mantel,« antwortete der Herzog.

»Und dieser rote Mantel hat in Euch keinen Verdacht in Beziehung auf irgend eine Person erregt?«

Alençon raffte alle seine Kräfte zusammen, um so natürlich als möglich zu lügen.

»Ich muß Euerer Majestät gestehen,« sagte er, »beim ersten Anblick glaubte ich den kirschroten Mantel von einem meiner Edelleute zu erkennen.«

»Und wie heißt dieser Edelmann?«

»Herr de La Mole.«

»Warum war Herr de La Mole nicht bei Euch, wie es seine Pflicht heischte?«

»Ich hatte ihm Urlaub gegeben.«

»Es ist gut, geht,« sprach Karl.

Der Herzog von Alençon ging nach der Türe, durch welche er eingetreten war.

»Nicht durch diese,« rief Karl, »durch jene.« Und er deutete mit dem Finger auf eine Türe, welche zu seiner Amme führte.

Franz und Heinrich sollten sich nach der Absicht von Karl nicht begegnen. Er wußte nicht, daß sie sich einen Augenblick gesehen hatten, und daß dieser Augenblick für die zwei Schwäger hinreichend gewesen war, um eine Verabredung zu treffen.

Hinter Alençon und auf ein Zeichen von Karl trat Heinrich ebenfalls ein.

Heinrich wartete nicht, bis Karl ihn befragte.

»Sire,« sagte er, »Eure Majestät hat wohl daran getan, mich holen zu lassen, denn ich war im Begriffe, herabzukommen, um Gerechtigkeit zu fordern.«

Karl runzelte die Stirne.

»Ja, Gerechtigkeit!« sagte Heinrich. »Ich danke Eurer Majestät vor Allem, daß sie mich gestern Abend mitgenommen hat; denn ich weiß nun, daß sie mir hierdurch das Leben rettete; aber was habe ich getan, daß man einen Mordversuch gegen mich unternahm?«

»Es handelt sich nicht um einen Mord,« sprach Catharina lebhaft, »sondern um eine Verhaftung.«

»Wohl, es sei,« versetzte Heinrich. »Welches Verbrechen hatte ich begangen, daß man mich verhaften wollte? Wenn ich schuldig bin, so bin ich es eben so sehr diesen Morgen, als gestern Abend. Nennt mir mein Verbrechen, Sire.«

Karl schaute seine Mutter verlegen über die Antwort an, die er geben sollte.

»Mein Sohn,« sagte Catharina, »Ihr empfangt verdächtige Leute.«

»Gut,« versetzte Heinrich, »und diese verdächtigen Leute kompromittieren mich, nicht wahr, Madame?«

»Ja, Heinrich.«

»Nennt sie mir! nennt sie mir! Wer sind sie? stellt mich ihnen gegenüber!«

»Henriot hat wirklich das Recht, eine Erklärung zu verlangen,« sprach Karl.

»Und ich verlange sie,« rief Heinrich, der, die Überlegenheit seiner Stellung fühlend, hieraus Nutzen ziehen wollte, »ich verlange sie von meinem guten Bruder Karl, von meiner guten Mutter Catharina. Habe ich mich seit meiner Vermählung mit

Margarethe nicht als guter Gatte benommen? man frage Margarethe; als guter Katholik? man frage meinen Beichtvater; als guter Verwandter? man frage alle diejenigen, welche gestern der Jagd beiwohnten.«

»Ja, das ist wahr, Henriot,« sprach der König, »aber dennoch behauptet man, Du konspirierst.«

»Gegen wen?«

»Gegen mich.«

»Sire, würde ich gegen Euch konspiriert haben, so hätte ich nur die Ereignisse walten lassen dürfen, als Euer Pferd, nachdem es den Schenkel gebrochen, sich nicht mehr erheben konnte, als der wütende Eber auf Eure Majestät losstürzte.«

»Ei, Mord und Teufel! Mutter, wißt Ihr, daß er Recht hat?«

»Aber wer war heute Nacht bei Euch?«

»Madame,« erwiderte Heinrich, »in einer Zeit, wo so Wenige für sich selbst zu stehen wagen, werde ich nie für Andere stehen. Ich habe meine Wohnung um sieben Uhr Abends verlassen; um zehn Uhr hat mich mein Schwager Karl mit sich genommen, und ich bin die ganze Nacht beständig mit ihm gewesen. Ich konnte nicht zugleich bei Seiner Majestät sein und wissen, was in meinem Zimmer vorfiel.«

»Darum ist es nicht minder wahr,« entgegnete Catharina, »daß ein Euch angehörender Mann zwei Leibwachen Seiner Majestät getötet und Herrn von Maurevel verwundet hat.«

»Ein mir angehörender Mann!« rief Heinrich. »Wer war dieser Mann, Madame? kennt Ihr ihn . . . «

»Jedermann beschuldigt Herrn de La Mole.«

»Herr de La Mole gehört nicht mir, Madame. Herr de La Mole gehört dem Herzog von Alençon, an den er durch Eure Tochter empfohlen worden ist.«

»Sprich, Henriot,« sagte Karl, »ist Herr de La Mole bei Dir gewesen?«

»Wie soll ich das wissen, Sire? Ich sage nicht ja, ich sage nicht nein . . . Herr de La Mole ist ein äußerst artiger Diener und ganz der Königin von Navarra ergeben; er bringt mir zuweilen Botschaften, teils von Margarethe, der er sehr dankbar dafür ist, daß sie ihn dem Herzog von Alençon empfohlen hat, teils von

dem Herrn Herzog selbst. Ich kann nicht sagen, es sei nicht Herr de La Mole gewesen.«

»Er war es,« sprach Catharina, »man hat seinen roten Mantel erkannt.«

»Herr de La Mole hat also einen roten Mantel?«

»Ja.«

»Und der Mann, der meine zwei Leibwachen und Herrn von Maurevel so gut zugerichtet hat . . . «

»Hatte einen roten Mantel?« fragte Heinrich.

»Allerdings,« sprach Karl.

»Ich habe nichts zu sagen,« versetzte der Bearer. »Aber in diesem Falle scheint es mir, daß man, statt mich holen zu lassen, der ich nicht zu Hause war, Herrn de La Mole, der, wie Ihr sagt, in meiner Wohnung gewesen ist, hätte befragen sollen. Ich muß Eurer Majestät übrigens nur Eines bemerken . . . «

»Was?«

»Wenn ich, einen von meinem König unterzeichneten Befehl sehend, mich zur Wehr gesetzt hätte, statt diesem Befehle zu gehorchen, so wäre ich schuldig und verdiente jede Bestrafung; aber ich war es nicht, es war ein Unbekannter, den dieser Befehl in keiner Hinsicht betraf; man wollte ihn verhaften, er setzte sich zur Wehr, setzte sich sogar zu gut zur Wehr, aber er war in seinem Rechte.«

»Doch . . . « murmelte Catharina.

»Madame,« sprach Heinrich, »lautete der Befehl auf meine Verhaftung?«

»Ja,« sprach Catharina, »und Seine Majestät hatte ihn selbst unterzeichnet.«

»Stand aber auch darin geschrieben, man solle, wenn man mich nicht fände, denjenigen verhaften, den man statt meiner finden würde?«

»Nein,« erwiderte Catharina.

»Nun wohl,« versetzte Heinrich, »wenn man nicht beweist, daß ich konspiriere und daß der Mensch, der in meiner Wohnung war, mit mir konspiriert, so ist dieser Mensch unschuldig.«

Dann sich gegen Karl IX. umwendend, fuhr Heinrich fort:

»Sire, ich verlasse den Louvre nicht. Ich bin sogar bereit, mich auf ein einfaches Wort Eurer Majestät in jedes Staats-Gefängniß zu begeben, welches dieselbe zu bezeichnen belieben wird. Aber in Erwartung des Beweises vom Gegenteil habe ich das Recht, mich zu nennen und werde mich nennen den treuesten Diener, Untertan und Bruder Eurer Majestät.«

Und mit einer Würde, die man noch nie an ihm wahrgenommen hatte, verbeugte er sich vor Karl und ging ab.

»Bravo, Henriot!« sprach Karl, als der König von Navarra sich entfernt hatte.

»Bravo! weil er uns geschlagen hat?« versetzte Catharina.

»Und warum sollte ich nicht Beifall klatschen? Wenn wir mit einander fechten und er berührt mich, sage ich nicht auch Bravo? Meine Mutter, Ihr habt Unrecht, diesen Jungen zu verachten, wie Ihr dies tut.«

»Mein Sohn,« entgegnete Catharina, Karl IX. die Hand drückend, »ich verachte ihn nicht, ich fürchte ihn.«

»Auch darin habt Ihr Unrecht: Henriot ist mein Freund, hätte er gegen mich konspiriert, so durfte er, wie er sagte, nur den Eber gewähren lassen.«

»Ja,« sprach Catharina, »damit der Herzog von Anjou, sein persönlicher Feind, König von Frankreich würde.«

»Meine Mutter, der Grund, aus welchem Henriot mir das Leben gerettet hat, ist gleichgültig; es bleibt aber eine Tatsache, daß er es mir gerettet hat. Und Tod und alle Teufel! ich will nicht, daß man ihm etwas zu Leide tut. Was Herrn de La Mole betrifft, so werde ich mich mit meinem Bruder Alençon verständigen, dem er gehört.«

Das war eine Entlassung, welche Karl IX. seiner Mutter gab. Sie entfernte sich und suchte ihrem schwankenden Verdachte eine bestimmte Richtung zu geben. Herr de La Mole mit seiner geringen Bedeutung entsprach ihren Bedürfnissen nicht.

In ihre Gemächer zurückkehrend fand Catharina Margarethe, welche auf sie wartete.

»Ah! ah! Ihr seid es,« sagte sie, »meine Tochter, ich habe gestern Abend nach Euch geschickt.«

»Ich weiß es, Madame; aber ich war ausgegangen.«

»Und diesen Morgen?«

»Diesen Morgen, Madame, suchte ich Euch auf, um Eurer Majestät zu sagen, daß sie eine große Ungerechtigkeit zu begehen im Begriffe sei.«

»Welche?«

»Ihr wollt den Herrn Grafen de La Mole verhaften lassen?«

»Ihr täuscht Euch, meine Tochter, ich lasse Niemand verhaften, der König läßt verhaften und nicht ich.«

»Spielen wir nicht mit Worten, Madame, wenn die Umstände so ernster Natur sind. Nicht wahr, man wird Herrn de La Mole verhaften?«

»Es ist wahrscheinlich.«

»Er wird beschuldigt, sich in der vergangenen Nacht im Zimmer des Königs von Navarra befunden, zwei Leibwachen getötet und Herrn von Maurevel verwundet in haben?«

»Dies ist allerdings das Verbrechen, dessen man ihn bezichtigt.«

»Man bezichtigt ihn desselben mit Unrecht,« versetzte Margarethe, »Herr de La Mole ist nicht schuldig.«

»Herr de La Mole ist nicht schuldig!« rief Catharina mit einer freudigen Bewegung, denn sie glaubte zu erraten, daß aus dem, was Margarethe gesagt, irgend ein Licht hervorgehen würde.

»Nein,« erwiderte Margarethe, »er ist nicht schuldig, er kann es nicht sein, denn er war nicht in den Zimmern des Königs.«

»Wo war er denn?«

»Bei mir, Madame.«

»Bei Euch?«

»Ja, bei mir!«

Catharina war diesem Geständnis einer Tochter von Frankreich einen niederschmetternden Blick schuldig, aber sie begnügte sich, ihre Hände über ihrem Gürtel zu kreuzen.

»Und wenn man Herrn de La Mole verhaftet und befragt . . . « sagte sie nach kurzem Stillschweigen.

»Er wird sagen wo und mit wem er gewesen ist, meine Mutter,« antwortete Margarethe, obgleich sie des Gegenteils gewiß war.

»Wenn die Sache sich so verhält, so habt Ihr Recht, meine

Tochter, man darf Herrn de La Mole nicht verhaften.«

Margarethe bebte: es war ihr, als läge in der Art und Weise, wie ihre Mutter diese Worte aussprach, ein geheimnisvoller, furchtbarer Sinn; sie hatte jedoch nichts zu sagen, denn das, um was sie bat, war ihr bewilligt.

»Aber wenn Herr de La Mole nicht bei dem König war, so war ein Anderer dort?« sagte Catharina. Margarethe schwieg.

»Diesen Andern, kennt Ihr ihn, meine Tochter?« fragte Catharina.

»Nein, meine Mutter,« erwiderte Margarethe mit unsicherer Stimme.

»Seid nicht halb vertraulich.«

»Ich wiederhole Euch, daß ich ihn nicht kenne,« antwortete Margarethe, unwillkürlich erbleichend.

»Gut, gut,« sprach Catharina mit gleichgültiger Miene. »Man wird sich erkundigen. Geht, meine Tochter, beruhigt Euch, Eure Mutter wacht über Eure Ehre.«

Margarethe entfernte sich.

»Ah!« murmelte Catharina, »man schließt Bündnisse; Heinrich und Margarethe sind im Einverständnis; ist die Frau nur stumm, so ist der Mann auch blind. Ah! Ihr seid sehr geschickt, meine Kinder, und haltet Euch für sehr stark; aber Eure Kraft besteht in Euerer Einigkeit, und ich werde Euch nacheinander zu brechen wissen. Überdies kommt ein Tag, wo Maurevel zu sprechen oder zu schreiben, einen Namen zu nennen oder sechs Buchstaben zu bilden im Stande ist, und an diesem Tage wird man Alles erfahren . . . Ja, aber bis zu diesem Tage wird der Schuldige in Sicherheit sein. Das Beste ist, sie sogleich zu entzweien.«

In Folge dieses Schlusses kehrte Catharina in die Gemächer ihres Sohnes zurück, den sie in einer Unterredung mit Alençon begriffen fand.

»Ah! ah!« sprach Karl, die Stirne faltend, »Ihr seid es, meine Mutter?«

»Warum habt Ihr nicht gesagt *abermals*? Das Wort lag in Eurem Gedanken, Karl.«

»Was in meinem Gedanken liegt, gehört nur mir,« erwiderte Karl mit dem harten, groben Tone, den er zuweilen, selbst wenn

er mit Catharina sprach, annahm, »was wollt Ihr von mir? sagt es geschwinde.«

»Ihr hattet Recht, mein Sohn,« sprach Catharina zu Karl, »und Ihr, Alençon, hattet Unrecht.«

»Warum, Madame?« fragten die beiden Fürsten.

»Herr de La Mole war nicht bei dem König von Navarra.«

»Ah! ah!« rief Franz erbleichend.

»Wer war denn dort?« fragte Karl.

»Wir wissen es noch nicht, aber wir werden es erfahren, wenn Maurevel zu sprechen vermag. Lassen wir also diese Angelegenheit, welche sich in Kurzem aufklären muß, und kommen wir auf Herrn de La Mole zurück.«

»Nun, Herr de La Mole, was wollt Ihr von ihm, meine Mutter, da er nicht bei dem König von Navarra war?«

»Nein, er war nicht bei dem König, aber er war bei . . . der Königin.«

»Bei der Königin!« rief Karl in ein krampfhaftes Gelächter ausbrechend.

»Bei der Königin!« murmelte Alençon und wurde leichenbleich.

»Nein, nein,« sprach Karl. »Guise sagte mir, er habe die Sänfte von Margarethe begegnet.«

»So ist es,« versetzte Catharina, »sie hat ein Haus in der Stadt.«

»Rue Cloche-Percée!« rief der König.

»Ja, ich glaube, Rue Cloche-Percée,« antwortete Catharina.

»Oh! oh! das ist zu stark,« sagte Alençon, seine Nägel in das Fleisch seiner Brust pressend. »Und dabei hat sie ihn mir empfohlen!«

»Ah! wenn ich bedenke,« versetzte der König plötzlich innehaltend, »er hat sich also in dieser Nacht gegen uns verteidigt und mir ein silbernes Gefäß an den Kopf geworfen, der Schurke!«

»Oh! ja,« wiederholte Franz, »der Schurke!«

»Ihr habt Recht, meine Kinder,« sagte Catharina, ohne daß sie sich den Anschein gab, als verstünde sie das Gefühl, das jeden von ihren Söhnen zu seinen Worten veranlaßte. »Ihr habt Recht, denn eine einzige Indiskretion von diesem Manne kann einen

abscheulichen Skandal zur Folge haben, eine Tochter von Frankreich zu Grunde richten! Es bedarf hierzu nur eines Augenblicks der Trunkenheit.«

»Oder der Eitelkeit,« versetzte Franz.

»Allerdings, allerdings,« sprach Karl, »aber wir können die Sache doch nicht vor Richter bringen, wenn sich Henriot nicht entschließt, als Kläger aufzutreten.«

»Mein Sohn,« Catharina und stützte dabei ihre Hand auf eine genugsam bezeichnende Weise auf die Schulter von Karl, um seine ganze Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was sie vorschlagen wollte, »hört wohl, was ich Euch sagen werde: es waltet ein Verbrechen ob und es kann vielleicht ein Skandal entstehen. Aber solche Vergehen an der königlichen Majestät bestraft man nicht mit Richtern und Henkern; wäret Ihr einfache Edelleute, so hätte ich nichts zu bemerken, denn Ihr seid Beide brav; aber Ihr seid Prinzen und könnt Euer Schwert nicht mit dem eines Krautjunkers kreuzen. Seid darauf bedacht, Euch als Prinzen zu rächen.«

»Tod und alle Teufel!« rief Karl, »Ihr habt Recht, meine Mutter, ich will daran denken.«

»Ich werde Euch dabei unterstützen, mein Bruder!« rief Franz.

»Und ich,« sagte Catharina, die schwarze seidene Schnur losmachend, welche drei Mal um ihren Leib ging und an jedem Ende eine Eichel hatte, die bis auf die Knie herabfiel, »ich entferne mich, lasse Euch aber dieses, um mich zu vertreten.«

Und sie warf die Schnur zu den Füßen der zwei Prinzen.

»Ah! ah!« sprach Karl, . . . ich begreife.«

»Diese Schnur . . . ?« fragte Alençon, indem er sie aushob.

»Dient zur Bestrafung und zur Verschwiegenheit,« erwiderte Catharina triumphierend, »nur,« fügte sie bei, »wäre es nicht übel, wenn man bei Allem Heinrich beiziehen würde.«

Und sie entfernte sich.

»Bei Gott!« sprach Alençon, »nichts ist leichter, und wenn Heinrich erfährt, daß seine Frau ihn verrät. . . . Ihr nehmt also den Rat unserer Mutter an?« fügte er sich an den König wendend bei.

»Punkt für Punkt,« antwortete Karl, ohne zu vermuten, daß er tausend Dolche in das Herz von Alençon bohrte. Dann rief er

einen Offizier von seiner Leibwache und befahl Heinrich herabzuholen; aber sich eines Andern besinnend, sagte er:

»Nein, ich will ihn selbst aufsuchen. Du, Alençon, benachrichtige Anjou und Guise.«

Und er verließ sein Zimmer und ging nach der kleinen Wendeltreppe, welche in den zweiten Stock führte und an der Türe von Heinrich ausmündete.

XVIII.

Rachepläne.

Heinrich benützte die kurze Frist, die ihm das so gut von ihm ausgehaltene Verhör gönnte, um zu Frau von Sauves zu eilen. Er fand Orthon, der sich von seiner Ohnmacht völlig erholt hatte, aber Orthon konnte ihm nichts sagen, als daß Leute in seine Wohnung eingedrungen waren und daß der Anführer dieser Leute ihn mit einem Schlage seines Schwertknopfes betäubt und niedergeworfen hatte. Man hatte sich um Orthon nicht weiter bekümmert; Catharina sah ihn ohnmächtig und hielt ihn für tot. Und da er in dem Zwischenraume zwischen dem Abgange der Königin Mutter und der Ankunft des Kapitäns der Garden, welcher den Platz abzuräumen beauftragt war, wieder zu sich kam, flüchtete er sich zu Frau von Sauves.

Heinrich bat Charlotte, den jungen Mann zu behalten, bis er Nachricht von Herrn von Mouy hätte, der ihm von dem Orte aus, nach welchem er sich zurückgezogen, unfehlbar schreiben würde. Dann würde er Orthon mit seiner Antwort an Mouy zurückschicken, und könnte statt auf einen eingebornen Menschen auf zwei zählen.

Sobald dieser Plan festgestellt war, kehrte er in seine Wohnung zurück und philosophierte im Zimmer auf- und abgehend, als plötzlich die Türe sich öffnete und der König erschien.

»Eure Majestät!« rief Heinrich, dem König entgegeneilend.

»Ich selbst . . . In der Tat, Henriot, Du bist ein vortrefflicher Junge, und ich fühle, daß ich Dich immer mehr liebe.«

»Sire,« sprach Heinrich, »Eure Majestät überhäuft mich mit Gnade.«

»Du hast nur in einer Beziehung Unrecht, Henriot.«

»In welcher? Etwa darin daß ich, wie mir Eure Majestät schon wiederholt vorgeworfen hat, die Parforcejagd der Beize vorziehe?«

»Nein, nein, ich spreche nicht hiervon, sondern von etwas Anderem, Henriot.«

»Eure Majestät beliebe sich zu erklären,« versetzte Heinrich, der an dem Lächeln von Karl wahrnahm, daß er guter Laune war, »und ich werde mich zu bessern suchen.«

»Darin hast Du Unrecht, daß Du mit Deinen guten Augen nicht heller siehst, als Du dies tust.«

»Bah!« sprach Heinrich. »sollte ich, ohne es zu vermuten, kurzsichtig sein, Sire?«

»Noch viel schlimmer, Henriot, Du bist blind.«

»Ah! wirklich?« sagte der Bearner, »aber widerfährt mir dieses Unglück nicht, wenn ich die Augen schließe?«

»Bah, bah!« rief Karl. »Ich will Dir in jedem Fall die Augen öffnen.«

»Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Eure Majestät ist der Stellvertreter Gottes auf dieser Welt, sie kann also auf Erden tun, was Gott im Himmel tut: ich höre.«

»Als Guise gestern Abend sagte, Deine Frau sei in Begleitung eines Stutzers vorübergekommen, wolltest Du es nicht glauben.«

»Sire, wie sollte ich glauben, eine Schwester Eurer Majestät würde eine solche Unklugheit begehen.«

»Als er Dir sagte, Deine Frau habe sich nach der Rue Cloche-Percée begeben, wolltest Du es ebenfalls nicht glauben.«

»Wie sollte ich annehmen, eine Tochter von Frankreich würde auf diese Art ihren Ruf öffentlich bloßstellen?«

»Als wir das Haus in der Rue Cloche-Percée belagerten und ich ein silbernes Wassergefäß auf die Schulter bekam, Anjou aber eine Orangen-Compote auf den Kopf und Guise eine Schweinskeule in das Gesicht erhielten, hast Du da zwei Frauen und zwei Männer gesehen?«

»Ich habe nichts gesehen, Sire. Eure Majestät muß sich erinnern, daß ich den Portier befragte.«

»Ja, aber beim Teufel! ich habe gesehen.«

»Ah! wenn Eure Majestät gesehen hat, dann ist es etwas Anderes.«

»Das heißt, ich habe zwei Männer und zwei Frauen gesehen. Ich weiß nun, ohne mehr daran zweifeln zu können, daß eine von diesen zwei Frauen Margot, daß einer von den zwei Männern Herr de La Mole war.«

»Aber, wenn Herr de La Mole in der Rue Cloche-Percée war, so kann er sich nicht hier befunden haben?«

»Nein,« sprach Karl, »nein, er war nicht hier. Aber es ist nicht die Rede von der Person, welche hier gewesen ist, man wird sie schon kennen lernen, wenn dieser Dummkopf von einem Maurevel wieder zu sprechen oder zu schreiben vermag. Es ist von Margot die Rede, welche Dich hintergeht.«

»Bah! glaubt solche Verleumdungen nicht.«

»Wenn ich Dir sage, daß Du mehr als kurzsichtig, daß Du blind bist, Mord und Teufel! willst Du mir endlich einmal glauben, Starrkopf. Ich sage Dir, daß Margot Dich betrügt, und daß wir diesen Abend den Gegenstand ihrer Leidenschaft erdrosseln werden.«

Heinrich machte eine Bewegung des Erstaunens und schaute seinen Schwager mit bestürzter Miene an.

»Gestehe, Du bist im Grunde nicht ärgerlich darüber, Henriot. Margot wird wohl kreischen, wie hundert tausend Krähen; meiner Treue, desto schlimmer! Man soll Dich nicht unglücklich machen. Condé mag von dem Herzog von Anjou betrogen werden, ich drücke ein Auge zu, Condé ist mein Feind; aber Du, Du bist mein Bruder, Du bist mehr als mein Bruder, Du bist mein Freund.«

»Aber, Sire . . . «

»Und man soll Dich nicht belästigen, man soll Dich nicht betrügen; Du dienst schon lange genug zur Zielscheibe für alle diese Jungfernknechte, welche von der Provinz herbeilaufen, um unsere Brosamen zusammenzulesen und unsern Frauen den Hof zu machen! Sie mögen kommen, oder vielmehr sie mögen wiederkommen, alle Teufel! Man hat Dich betrogen, Henriot, das kann Jedermann widerfahren, aber ich schwöre Dir, Du sollst eine glänzende Genugtuung erhalten und morgen wird man sagen: ›Tausend Donner und Teufel! es scheint, der König Karl liebt seinen Schwager, denn er hat diese Nacht Herrn de la Mole ganz hübsch die Zunge herausstrecken lassen.«

»Sprecht, Sire, ist es wirklich eine abgemachte Sache?«

»Abgemacht, beschlossen, entschieden, der Jungfernknecht soll sich nicht zu beklagen haben. Wir nehmen die Expedition unter uns vor, ich Anjou, Alençon und Guise expedieren ihn. Ein

König, zwei Söhne von Frankreich und ein souveräner Fürst, Dich nicht zu rechnen.«

»Wie, mich nicht zu rechnen?«

»Ja, Du wirst dabei sein.«

»Ich!«

»Ja, Du; erdolche nur diesen Burschen auf eine königliche Weise, während wir ihn erdrosseln.«

»Sire,« sprach Heinrich, »Eure Güte macht mich ganz verwirrt; aber woher wißt Ihr . . . ?«

»Bei des Teufels Horn! es scheint, der Junge hat damit geprahlt. Er geht bald zu ihr im Louvre, bald in der Rue Cloche-Percée. Sie machen Verse mit einander. Ich möchte wohl Verse von diesem Jungfernknechte sehen, Schäferspiele ohne Zweifel; sie sprechen von Bion und Moschus und lassen Daphnis und Corydon abwechseln. Man könnte in der Tat Mitleid bekommen!«

»Sire,« sprach Heinrich, »wenn ich bedenke . . . «

»Was?«

»Eure Majestät wird einsehen, daß ich einer solchen Expedition nicht beiwohnen kann. Meine persönliche Anwesenheit wäre meines Erachtens unschicklich. Ich bin bei der Sache zu sehr beteiligt, als daß nicht meine Mitwirkung als eine Rohheit bezeichnet werden sollte. Eure Majestät rächt die Ehre ihrer Schwester an einem Gecken, der meine Frau verleumdend geprahlt hat; das ist ganz einfach, und Margarethe, deren Unschuld ich behaupte, wird dadurch nicht entehrt, Sire; bin ich aber von der Partie, so ist es etwas Anderes; meine Mitwirkung macht aus einer Handlung der Gerechtigkeit eine Handlung der Rache. Es ist keine Hinrichtung mehr, sondern ein Mord, meine Frau ist nicht mehr verleumdet, sie ist schuldig.«

»Mordieu! Heinrich, Du sprichst goldene Worte, und ich sagte es so eben noch zu meiner Mutter: Du hast Geist, wie ein Teufel.«

Und dabei schaute Karl wohlgefällig seinen Schwager an, welcher sich, dieses Kompliment erwidern, verbeugte.

»Nichtsdestoweniger bist Du zufrieden, daß man Dich von diesem Jungfernknechte befreit?« fragte Karl.

»Alles, was Eure Majestät tut, ist wohl getan,« antwortete der König von Navarra.

»Dann ist es gut; laß mich das Geschäft für Dich abmachen, sei unbesorgt, es wird nicht schlecht abgemacht werden.«

»Ich verlasse mich auf Euch, Sire.«

»Nun sage mir, zu welcher Stunde geht er gewöhnlich zu Deiner Frau?«

»Gegen neun Uhr Abends.«

»Und er verläßt sie?«

»Ehe ich zu ihr komme, denn ich finde ihn nie.«

»Gegen . . . ?«

»Gegen elf Uhr.«

»Gut; gehe diesen Abend um Mitternacht hinab, die Sache wird geschehen sein.«

Und Karl entfernte sich, sein Lieblingsjagdlied pfeifend, nachdem er Heinrich zuvor herzlich die Hand gedrückt und ihm seine Freundschafts-Versprechungen erneuert hatte.

»Ventre-saint-gris!« sagte der Bearner, Karl mit den Augen folgend, »wenn ich mich nicht sehr täusche, geht diese ganze Teufelei von der Königin Mutter aus. Sie weiß in der Tat nicht, was sie erfinden soll, um uns zu entzweien, mich und meine Frau: eine so hübsche Ehe!«

Und Heinrich fing an zu lachen, wie er lachte, wenn ihn Niemand sehen und hören konnte.

Gegen sieben Uhr Abends an demselben Tage, an welchem alle diese Ereignisse vorgefallen waren, stand ein schöner junger Mann, nachdem er zuvor gebadet, vor dem Spiegel in einem Zimmer des Louvre, ordnete und salbte sich die Haare und trällerte dabei ein Liedchen.

Neben ihm schlief oder streckte sich vielmehr ein anderer junger Mann auf einem Bette.

Der Eine war unser Freund La Mole, mit dem man sich an diesem Tage so viel beschäftigt hatte und mit dem man sich vielleicht noch mehr beschäftigte, ohne daß er es vermutete, der Andere sein Gefährte Coconnas.

Dieser ganze große Sturm war wirklich um La Mole her vorgegangen, ohne daß er hatte den Donner rollen hören und die Blitze zucken sehen. Um drei Uhr Morgens zurückgekehrt, war er bis drei Uhr Nachmittags liegen geblieben, halb schlafend, halb

träumend, Schlösser auf den beweglichen Sand bauend, den man die Zukunft nennt; dann war er aufgestanden, hatte der Mode gemäß eine Stunde bei einem der beliebtesten Bader zugebracht und sofort bei La Hurière zu Mittag gespeist; nun abermals im Louvre vollendete er seine Toilette, um Margarethe seinen gewöhnlichen Besuch abzustatten.

»Und Du sagst also, Du habest zu Mittag gespeist?« fragte Coconnas gähnend.

»Meiner Treue, ja, und zwar mit großem Appetit.«

»Warum hast Du mich nicht mitgenommen, Selbstsüchtiger?«

»Du schiefst so fest, daß ich Dich nicht wecken wollte. Aber weißt Du, Du wirst nun zu Nacht statt zu Mittag speisen. Vergiß nur nicht, von Meister La Hurière von dem Anjou-Wein zu verlangen, den er vor einigen Tagen bekommen hat.«

»Ist er gut?«

»Verlange davon, ich sage nicht mehr.«

»Und Du, wohin gehst Du?«

»Ich,« versetzte La Mole, erstaunt, daß sein Freund nur eine solche Frage an ihn machte, »wohin ich gehe? ich mache der Königin den Hof.«

»Wenn ich in unserem kleinen Hause in der Rue Cloche-Percée speisen würde,« sagte Coconnas, »so fände ich die Überbleibsel von gestern, und es gibt dort einen gewissen äußerst erfrischenden Alicantewein.«

»Das wäre unklug, Freund Annibal, nach dem, was gestern Nacht vorgefallen ist. Hat man uns nicht überdies unser Wort abgenommen, daß wir nicht allein dorthin zurückkehren würden? Gib mir meinen Mantel.«

»Das ist meiner Treue wahr,« sprach Coconnas, »ich hatte es vergessen. Aber wo Teufels ist denn Dein Mantel? Ah! hier ist er.«

»Nein, Du gibst mir den schwarzen und ich will den roten haben. Die Königin sieht mich lieber in diesem.«

»Suche selbst, ich finde ihn nicht,« sagte Coconnas, nachdem er überall umhergeschaut hatte.

»Wie,« rief La Mole, »Du findest ihn nicht, wo ist er denn?«

»Du wirst ihn verkauft haben?«

»Warum? ich habe noch sechs Taler.«

»Dann nimm den mein'gen.«

»Oh! ja, in einem gelben Mantel bei grünem Wamms, ich würde aussehen wie ein Papagei.«

»Bei meiner Treue, Du bist sehr häkelig. Mache es wie Du willst.«

In diesem Augenblicke, als La Mole Alles durcheinander geworfen hatte um, sich in Schmähworten gegen die Diebe auszulassen anfang, welche bis in den Louvre drängen, erschien ein Page des Herzogs von Alençon mit dem kostbaren Mantel.

»Ah!« rief La Mole, »da ist er endlich.«

»Euer Mantel, mein Herr?« sprach der Page . . . »Ja, Monseigneur hatte ihn bei Euch holen lassen, um sich in Beziehung auf eine Wette Aufklärung zu verschaffen. die er über die Farbe gemacht hatte.«

»Oh!« rief La Mole, »ich verlange ihn nur, weil ich ausgehen will; wenn ihn aber Seine Hoheit noch länger zu behalten wünschte . . . «

»Nein, Herr Graf, es ist schon abgemacht.«

Der Page ging ab; La Mole häkelte seinen Mantel zu.

»Nun, wozu bestimmst Du Dich?« fragte La Mole.

»Ich weiß es nicht.«

»Werde ich Dich diesen Abend finden?«

»Wie soll ich Dir dieß sagen?«

»Du weißt nicht, was Du in zwei Stunden tun wirst?«

»Ich weiß wohl, was ich tun werde, aber ich weiß nicht, was man mir tun wird.«

»Die Herzogin von Nevers?«

»Nein, der Herzog von Alençon.«

»Ich bemerke in der Tat, daß er Dir seit einiger Zeit viel Freundschaft erzeigt.«

»Allerdings.«

»Dann ist Dein Glück gemacht,« versetzte La Mole lachend.

»Bah! . . . « rief Coconnas, »ein jüngerer Prinz.«

»Oh! er hat so große Lust, der ältere zu werden, daß der Himmel vielleicht zu seinen Gunsten ein Wunder tun wird. Du

weißt also nicht, wo Du diesen Abend sein wirst?«

»Nein.«

»Zum Teufel! oder vielmehr Gott befohlen.«

»Dieser La Mole ist furchtbar,« sagte Coconnas, »daß er immer wissen will, wo man ist! Weiß man es? Übrigens habe ich, wie es mir scheint, Lust zu schlafen.« Und er legte sich wieder nieder.

La Mole nahm seinen Flug nach den Gemächern der Königin.

In dem uns bekannten Korridor begegnete er dem Herzog von Alençon.

»Ah! Ihr seid es, Herr de La Mole?« sagte dieser.

»Ja, Monseigneur,« erwiderte La Mole, sich ehrfurchtsvoll verbeugend.

»Geht Ihr aus dem Louvre?«

»Nein, Hoheit, ich will Ihrer Majestät der Königin von Navarra meine Huldigung darbringen.«

»Um welche Stunde verlaßt Ihr sie?«

»Hat mir Monseigneur Befehle zu erteilen?«

»Für den Augenblick nicht, aber ich wünsche Euch diesen Abend noch zu sprechen.«

»Um welche Stunde?«

»Zwischen neun und zehn Uhr.«

»Ich werde die Ehre haben, mich zu dieser Stunde Stunde bei Eurer Hoheit einzufinden.«

»Gut, ich zähle auf Euch.«

La Mole verbeugte sich und setzte seinen Weg fort.

»Dieser Herzog,« sagte er, »hat Augenblicke, wo er leichenbleich aussieht; das ist sonderbar!«

Und er klopfte an die Türe der Königin; Gillonne, welche auf seine Erscheinung zu lauern schien, führte ihn zu Margarethe.

Diese war mit einer Arbeit beschäftigt, welche sie sehr zu ermüden schien; ein Papier voll ausgestrichener Stellen und ein Band von Isokrates lagen vor ihr. Sie bedeutete La Mole durch ein Zeichen, er möge sie einen Paragraphen vollenden lassen; als dieß geschehen war, was nicht lange dauerte, warf sie ihre Feder weg und lud den jungen Mann ein, sich neben sie zu setzen.

La Mole strahlte. Er war nie so schön, so heiter gewesen.

»Griechisch!« rief er, einen Blick in das Buch werfend: »eine Rede von Isokrates! Was wollt Ihr damit machen? Oh! oh! auf diesem Papiere Lateinisch!**Ad Sarmatiæ legatos reginæ Margaritæ concio** . . . Wollt Ihr mit diesen Barbaren in lateinischer Sprache reden?«

»Ich muß wohl,« erwiderte Margaretha, »da sie nicht Französisch sprechen.«

»Aber, wie könnt Ihr die Antwort machen, ohne die Anrede gehört zu haben?«

»Eine Gefallsüchtigere als ich würde Euch an eine Improvisation glauben lassen, aber für Euch, mein Hyacinth, habe ich keine solche Täuschungen: man hat mir die Rede im Voraus mitgeteilt, und ich antwortete darauf.«

»Werden diese Botschafter bald ankommen?«

»Sie sind bereits diesen Morgen angekommen.«

»Niemand weiß davon.«

»Sie sind inkognito angekommen. Ihr feierlicher Einzug ist, wie ich glaube, auf übermorgen verschoben. Ihr werdet übrigens sehen,« sprach Margarethe mit einer zufriedenen Miene, welche von Pedanterie nicht ganz frei war, »was ich diesen Abend gemacht habe, ist ziemlich ciceronionisch; doch lassen wir diese Nichtswürdigkeiten. Sprechen wir von dem, was Euch begegnet ist.«

»Mir?«

»Ja.«

»Was ist mir denn begegnet?«

»Ah! Ihr möget immerhin den Mutigen spielen, ich finde Euch etwas bleich.«

»Das kommt von zu langem Schlafen her; ich klage mich dessen in Demut an.«

»Stille, stille, seid kein Prahler, ich weiß Alles.«

»Habt also die Güte, mich auf das Laufende zu bringen, meine Perle, denn ich weiß nichts.«

»Antwortet mir unumwunden. Was hat Euch die Königin Mutter gefragt?«

»Die Königin Mutter, mich! Sie hatte also mit mir zu sprechen?«

»Wie, Ihr habt sie nicht gesehen?«
»Nein.«
»Und den König Karl?«
»Nein.«
»Und den König von Navarra?«
»Nein.«
»Aber den Herzog von Alençon habt Ihr gesehen?«
»Ja, ich habe ihm so eben im Korridor begegnet.«
»Was hat er Euch gesagt?«
»Er wolle mir zwischen neun und zehn Uhr diesen Abend Befehle erteilen.«
»Nichts Anderes?«
»Nichts.«
»Das ist sonderbar!«
»Was findet Ihr denn sonderbar, sagt es mir?«
»Das Ihr von Nichts habt sprechen hören.«
»Was ist denn vorgefallen?«
»Es ist vorgefallen, Unglücklicher . . . daß Ihr diesen ganzen Tag über einem Abgrunde schwebtet!«
»Ich?«
»Ja, Ihr.«
»Aus welchem Anlaß?«
»Hört. Diese Nacht in dem Zimmer des Königs von Navarra überrascht, den man verhaften wollte, hat von Mouy drei Menschen getötet und sich sodann geflüchtet, ohne daß man etwas Anderes von ihm erkannte, als den berühmten roten Mantel.«
»Nun?«
»Dieser rote Mantel nun, der mich einmal täuschte, hat auch Andere getäuscht; man hatte Euch im Verdacht, klagte Euch sogar dieses dreifachen Mordes an. Diesen Morgen wollte man Euch verhaften, richten, wer weiß? . . . vielleicht verurteilen, denn Ihr hättet, um Euch zu retten, gewiß nicht sagen wollen, wo Ihr wart, nicht wahr?«
»Sagen, wo ich war!« rief La Mole, »Euch kompromittieren, meine edle Königin! meine reizende Majestät! Oh! Ihr habt Recht,

ich wäre singend gestorben, um Euren schönen Augen eine Träne zu ersparen.«

»Ach! mein armer Freund,« sprach Margarethe, »meine schönen Augen hätten viel geweint!«

»Aber wie hat sich dieser große Sturm gelegt?«

»Erratet.«

»Was weiß ich?«

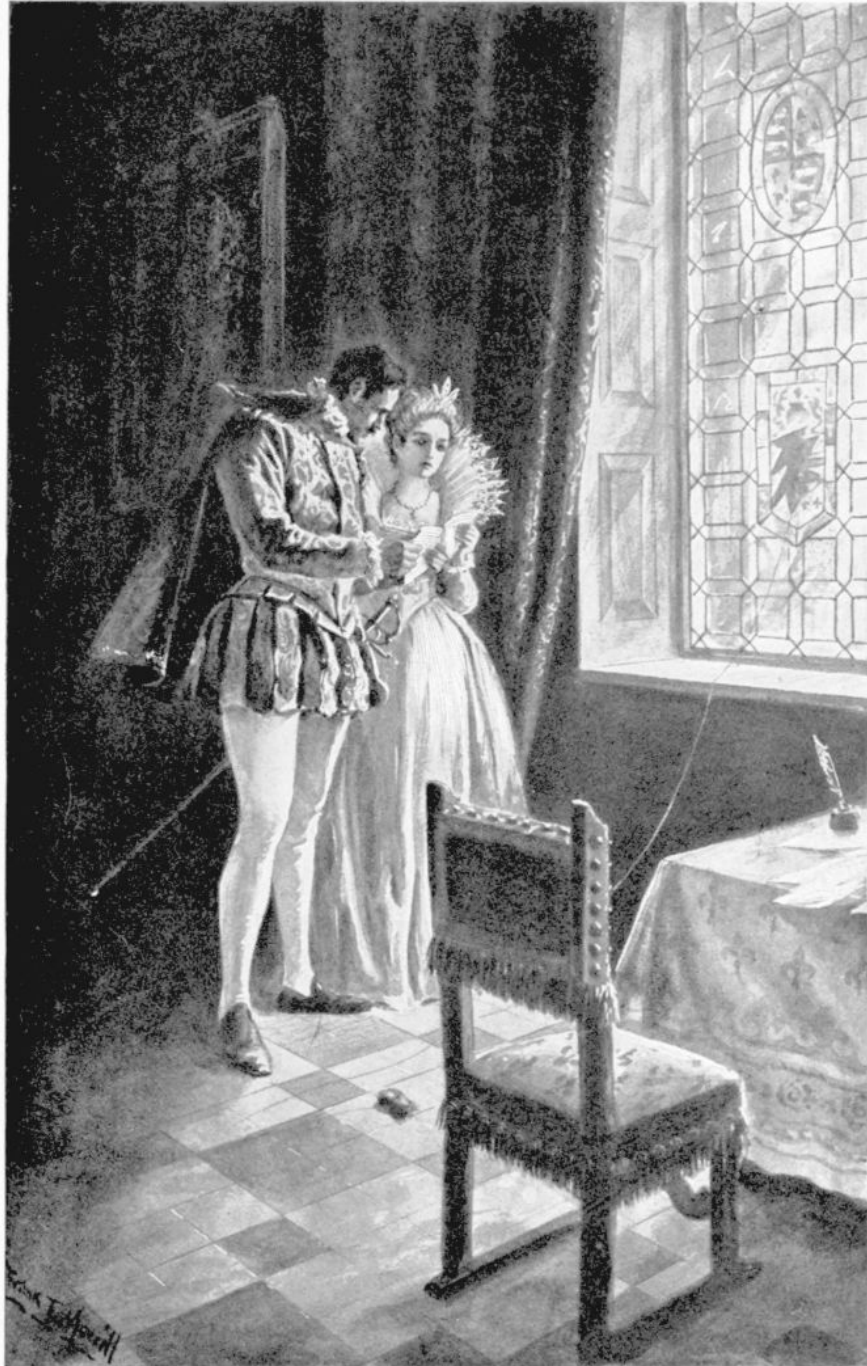
»Es gab nur ein Mittel, zu beweisen, daß Ihr nicht in dem Zimmer des Königs von Navarra gewesen seid.«

»Welches?«

»Zu sagen, wo Ihr wart.«

»Nun?«

»Ich habe es gesagt.«



Marguerite de Valois

- »Wem?«
»Meiner Mutter.«
»Und die Königin Catharina?«
»Die Königin Catharina weiß, daß ich Euch liebe.«
»Oh! Madame, nachdem Ihr so viel für mich getan habt, könnt Ihr Alles von Eurem Diener fordern. Oh! es ist schön und groß, was Ihr da getan habt, Margarethe. Oh! Margarethe, mein Leben

gehört ganz und gar Euch!«

»Ich hoffe es, denn ich habe es denjenigen entrissen, welche es mir nehmen wollten; aber jetzt seid Ihr gerettet.«

»Und durch Euch,« rief der junge Mann, »durch meine angebetete Königin.«

In demselben Augenblick machte sie ein heftiges Geräusch beben. La Mole warf sich, von einem unbestimmten Schrecken erfaßt, zurück; Margaretha stieß einen Schrei aus und sah mit starren Augen nach einer zerbrochenen Fensterscheibe.

Durch diese Scheibe war ein Kieselstein von der Größe eines Eis geflogen, der noch auf dem Boden fortrollte.

La Mole sah ebenfalls die zerbrochene Scheibe und erkannte die Ursache des Geräusches.

»Welch ein Unverschämter,« rief er und lief an das Fenster.

»Einen Augenblick,« sagte Margarethe, »es scheint mir, es ist etwas an diesen Stein angebunden.«

»In der Tat,« versetzte La Mole, »ein Stückchen Papier.«

Margarethe stürzte auf das seltsame Wurfgeschloß und riß das dünne Blatt davon ab, das wie ein schmales Band zusammengelegt mitten um den Kiesel gewickelt war.

Dieses Papier wurde durch einen Faden gehalten, der durch die Öffnung der zerbrochenen Scheibe ging.

Margarethe entfaltete den Brief und las.

»Unglücklicher!« rief sie.

Sie reichte das Papier La Mole, welcher bleich, unbeweglich wie die Statue des Schreckens, dastand.

La Mole las, das Herz von einer schmerzlichen Ahnung zusammengeschnürt, folgende Worte:

»Man erwartet Herrn de La Mole mit langen Degen in dem Korridor, welcher zu dem Herzog von Alençon führt. Vielleicht würde er lieber zu diesem Fenster hinaussteigen und sich zu Herrn von Mouy in Mantes begeben.«

»Ei?« fragte La Mole, nachdem er gelesen hatte, »sind diese Degen, von denen die Rede ist, länger als der meinige?«

»Nein, aber es sind zehn gegen einen.«

»Und wer ist der Freund, der uns dieses Billett schickt?« fragte

La Mole.

Margarethe nahm es noch einmal aus den Händen des jungen Mannes und heftete einen glühenden Blick darauf.

»Die Handschrift des Königs von Navarra!« rief sie, »da er warnt so muß die Gefahr wirklich vorhanden sein. Flieht, La Mole, flieht! ich bitte Euch darum.«

»Und wie soll ich fliehen?«

»Durch dieses Fenster! ist denn in dem Billett nicht von diesem Fenster die Rede?«

»Befehlt, meine Königin, und ich springe aus diesem Fenster, und sollte ich tausendmal beim Falle zerschmettert werden.«

»Wartet, wartet,« sprach Margarethe, »es scheint mir, dieser Bindfaden trägt eine Last.«

»Wir wollen sehen,« sagte La Mole.

Und sie zogen Beide den an der Schnur hängenden Gegenstand an sich und sahen zu ihrer unsäglichen Freude das Ende einer Leiter von Roßhaar und Seide erscheinen.

»Ihr seid gerettet!« rief Margarethe.

»Das ist ein Wunder vom Himmel.«

»Nein, es ist eine Wohltat des Königs von Navarra.«

»Wenn es im Gegenteil eine Falle wäre,« sprach La Mole, »wenn diese Leiter unter meinen Füßen brechen sollte! Madame, habt Ihr nicht heute Eure Liebe für mich zugestanden?«

Margarethe, der die Freude ihre Farbe wieder verliehen hatte, wurde abermals totenbleich.

»Ihr habt Recht,« sagte sie, »das ist möglich.«

Und sie eilte nach der Türe.

»Was wollt Ihr tun?« rief La Mole.

»Mich selbst überzeugen, ob es wahr ist, daß man Euch im Korridor erwartet.«

»Nie! nie! damit der Zorn auf Euch fällt!«

»Was soll man einer Tochter von Frankreich, einer Frau und Prinzessin von Geblüt tun? Ich bin doppelt unverletzlich.«

Die Königin sprach diese Worte mit einer solchen Würde, daß La Mole begriff, sie wagte nichts und er mußte sie machen lassen, wie es ihr gut dünkte.

Margarete ließ La Mole unter der Obhut von Gillonne und stellte es seiner Klugheit anheim, je nach dem, was sich ergeben würde, zu fliehen oder ihre Rückkehr abzuwarten, und ging in den Korridor, der durch eine Verzweigung in die Bibliothek, so wie in mehrere Empfangszimmer führte und, wenn man ihm in seiner ganzen Länge folgte, nach den Gemächern des Königs, der Königin Mutter und der kleinen geheimen Treppe ausmündete, auf der man zu dem Herzog von Alençon und zu Heinrich hinaufstieg. Obgleich die Glocke kaum erst neun Uhr geschlagen hatte, waren doch alle Lichter ausgelöscht und der Korridor, abgesehen von einem schwachen Schimmer, der von einem Seitengange kam, in vollkommene Finsternis gehüllt. Die Königin von Navarra wanderte festen Schrittes vorwärts: als sie aber kaum den dritten Teil des Korridors erreicht hatte, hörte sie ein Flüstern von Stimmen, welche durch die Mühe, die man sich gab, sie zu dämpfen, einen geheimnisvollen, erschreckenden Ausdruck bekamen. Doch beinahe in demselben Augenblick hörte das Geräusch auf, als ob es ein höherer Befehl erstickt hätte, und Alles versank in Stillschweigen und Finsternis, denn sogar jener Schimmer, so schwach er auch war, schien abzunehmen.

Margarethe setzte ihren Weg fort, gerade der Gefahr entgegen, welche, wenn sie vorhanden war, hier ihrer wartete. Sie war scheinbar ruhig, obgleich ihre krampfhaft zusammengezogenen Hände eine furchtbare Nervenspannung andeuteten. Wie sie näher kam, verdoppelte sich das finstere Stillschweigen, und ein Schatten, dem einer Hand ähnlich, verdunkelte den zitternden, unsicheren Schimmer.

Als sie an den Seitengang des Korridors gelangte, machte plötzlich ein Mann zwei Schritte vorwärts, enthüllte einen Handleuchter von Vermeil, beleuchtete sie damit und rief:

»Hier ist er!«

Margarethe stand ihrem Bruder Karl gegenüber. Hinter ihm sah sie, eine seidene Schnur in der Hand, den Herzog von Alençon. Ganz im Hintergrunds erschienen neben einander zwei Schatten, ohne ein anderes Licht von sich zu geben, als das, welches das bloße Schwert ausstrahlte, das sie in der Hand hielten.

Margarethe umfaßte das ganze Gemälde mit einem einzigen Blicke. Sie rief ihre Entschlossenheit zu Hilfe und erwiderte, Karl

zulächelnd:

»Ihr wollt sagen:*hier ist sie!* Sire.«

Karl wich einen Schritt zurück. Die Andern blieben unbeweglich.

»Du, Margot,« sagte er, »und wohin gehst Du zu dieser Stunde?«

»Zu dieser Stunde,« entgegnete Margarethe, »ist es denn so spät?«

»Ich frage Dich, wohin Du gehst?«

»Ich will ein Buch der Reden von Cicero holen, das ich, wie ich glaube, bei unserer Mutter gelassen habe.«

»So ohne Licht?«

»Ich wähnte, der Korridor wäre beleuchtet.«

»Und Du kommst aus Deinen Zimmern?«

»Ja.«

»Was machst Du denn diesen Abend?«

»Ich bereite meine Rede an die polnischen Gesandten. Findet morgen nicht Ratsversammlung statt, und ist es nicht verabredet, daß jeder seine Rede Eurer Majestät vorlegen soll?«

»Und Du hast nicht irgend Jemand, der Dir bei Deiner Arbeit hilft?«

Margarethe raffte alle ihre Kräfte zusammen und erwiderte:

»Ja, mein Bruder, Herr de La Mole; er ist sehr gelehrt.«

»So gelehrt,« sprach der Herzog von Alençon, »daß ich ihn bat, wenn er bei Euch fertig wäre, meine Schwester, mich aufzusuchen und mir, der ich nicht so stark bin, wie Ihr, seinen Rat zu geben.«

»Und Ihr erwartet ihn?« sagte Margarethe mit dem allernatürlichsten Tone.

»Ja,« erwiderte Alençon ungeduldig.

»Dann will ich ihn Euch schicken, mein Bruder, denn wir sind fertig.«

»Und Euer Buch?« fragte Karl.

»Ich werde es durch Gillonne holen lassen.«

Die zwei Brüder wechselten ein Zeichen.

»Geht,« sprach Karl, »und wir wollen unsere Runde fortsetzen.«

»Eure Runde?« versetzte Margarethe, »was sucht Ihr denn?«

»Das rote Männchen,« erwiderte Karl. »Wißt Ihr nicht, daß es ein rotes Männchen gibt, welches im Louvre umhergeht. Mein Bruder Alençon behauptet es gesehen zu haben, und wir suchen dasselbe auf.«

»Gute Jagd,« sprach Margarethe.

Und sie kehrte um, jedoch nicht ohne einen Blick zurückzuwerfen. Da sah sie an der Wand des Korridors die vier Schatten vereinigt und, wie es schien, in einer Beratung begriffen.

In einer Sekunde war sie an der Türe ihrer Wohnung.

»Öffne, Gillonne, öffne,« sagte sie.

Gillonne gehorchte.

Margarethe stürzte in das Zimmer und fand La Mole, der ihrer harrete, kalt und entschlossen, aber das Schwert in der Faust.

»Flieht!« rief sie, »flieht, ohne eine Sekunde zu verlieren. Sie erwarten Euch im Korridor, um Euch zu töten.«

»Ihr befehlt es?« sprach La Mole.

»Ich will es. Wir müssen uns trennen, um uns wiederzusehen.«

Während der Abwesenheit von Margarethe hatte La Mole die Leiter an die Fensterstange befestigt, er schwang sich hinaus; aber ehe er den Fuß auf die erste Sprosse setzte, küßte er der Königin zärtlich die Hand und sprach:

»Wenn diese Leiter eine Falle ist und ich für Euch sterbe, Margarethe, so erinnert Euch Eures Versprechens.«

»Es ist kein Versprechen, La Mole, es ist ein Schwur. Befürchtet nichts. Gott befohlen!«

Und voll kecken Mutes glitt La Mole mehr hinab, als er auf der Leiter zu Boden stieg.

In demselben Augenblick klopfte man an die Türe.

Margarethe folgte La Mole mit den Augen bei seinem gefährlichen Unternehmen, und wandte sich erst um, als sie gewiß wußte, daß seine Füße die Erde berührt hatten.

»Madame!« sagte Gillonne. »Madame!«

»Nun?« fragte Margarethe.

»Der König klopft an die Türe.«

»Öffne.«

Gillonne gehorchte.

Die vier Prinzen standen, ohne Zweifel des Wartens müde, auf der Schwelle. Karl trat ein.

Margarethe kam Karl, ein Lächeln auf den Lippen, entgegen.

Der König warf einen raschen Blick umher.

»Was sucht Ihr, mein Bruder?« sagte Margarethe.

»Ich suche . . . ich suche . . . « antwortete Karl, ei! der Teufel! ich suche Herrn de La Mole.«

»Herrn de La Mole?«

»Ja, wo ist er?«

Margarethe nahm ihren Bruder bei der Hand und führte ihn an das Fenster.

In diesem Augenblicke sprengten zwei Männer im stärksten Galoppe ihrer Pferde davon und erreichten bereits den hölzernen Turm; der Eine derselben löste seine Binde und ließ zum Zeichen des Abschiedes die weiße Seide in der Nacht flattern; diese zwei Männer waren Orthon und La Mole.

Margarethe zeigte Karl die zwei Männer mit der Fingerspitze.

»Nun!« fragte der König, »was soll dieß bedeuten?«

»Dies soll bedeuten,« erwiderte Margarethe, »daß der Herr Herzog von Alençon seine Schnur in die Tasche und die Herren Anjou und Guise ihre Schwerter in die Scheide stecken können, insofern Herr de La Mole diese Nacht nicht durch den Korridor zurückgehen wird.«

XIX.

Die Atriden.

Seit seiner Rückkehr nach Paris hatte Heinrich von Anjou seine Mutter, deren vielgeliebter Sohn er bekanntlich war, noch nicht offen gesehen.

Es war nicht mehr die leere Befriedigung einer Etiquette, nicht mehr die peinliche Vollziehung einer Zeremonie, sondern die Erfüllung einer süßen Pflicht für diesen Sohn, der, wenn er seine Mutter nicht liebte, doch wenigstens überzeugt war, daß er von ihr zärtlich geliebt würde.

Catharina zog wirklich diesen Sohn vor, sei es nun wegen seiner Tapferkeit, sei es wegen seiner Schönheit, denn in Catharina war außer der Mutter auch die Frau zu finden, sei es endlich, weil, wie einige Skandal-Chroniken behaupten, Heinrich von Anjou die Florentinerin an eine gewisse glückliche Epoche geheimnisvoller Liebschaften erinnerte.

Catharina wußte allein von der Rückkehr des Herzogs von Anjou nach Paris, von der Karl nichts erfahren hätte, würde ihn nicht der Zufall gerade in dem Augenblick vor das Hotel Condé geführt haben, in welchem sein Bruder heraustrat. Karl erwartete ihn erst am andern Tage, und Anjou hoffte ihm die zwei Schritte zu verbergen, die seine Ankunft um einen Tag beschleunigt hatten, nämlich seinen Besuch bei der schönen Marie von Kleve, Prinzessin von Condé, und seine Besprechung mit den polnischen Gesandten.

Diesen letzten Schritt, über dessen Zweck Karl noch ungewiß geblieben war, hatte der Herzog von Anjou seiner Mutter zu erklären, und dem Leser, der, wie Heinrich von Navarra, sicherlich in einem Irrtum befangen war, wird diese Erklärung benützen.

Als der Herzog von Anjou, längst erwartet, bei Catharina eintrat, öffnete Catharina, sonst so kalt, so abgemessen, Catharina, welche seit der Abreise ihres vielgeliebten Sohnes nur Coligny, der am andern Tage ermordet werden sollte, mit einer gewissen Begeisterung umarmt hatte, öffnete Catharina, sagen wir, dem

Kinde ihrer Liebe die Arme und drückte es mit einem Ergüsse mütterlicher Zärtlichkeit an die Brust, die man nur mit Erstaunen an diesem vertrockneten Herzen wahrnehmen konnte.

Dann trat sie zurück, schaute ihn an, und begann abermals, ihn zu umarmen.

»Oh! Madame,« sagte er, »da mir der Himmel die Freude gönnt, meine Mutter ohne Zeugen zu umarmen, so tröstet den unglücklichsten Menschen dieser Welt.«

»Mein Gott! mein liebes Kind,« rief Catharina, »was ist Euch denn begegnet?«

»Nichts, was Ihr nicht wüßtet, meine Mutter. Ich liebe, ich werde geliebt, aber gerade diese Liebe, welche das Glück eines Andern bilden würde, macht mein Unglück.«

»Erklärt mir das, mein Sohn.«

»Oh! meine Mutter . . . diese Gesandten, diese Abreise . . . «

»Ja,« sprach Catharina, »die Gesandten sind angekommen, die Abreise drängt.«

»Sie hat keine Eile, meine Mutter, aber mein Bruder wird darauf dringen; er haßt mich; ich mache ihm Schatten und er will sich meiner entledigen.«

Catharina lächelte.

»Indem er Euch einen Thron gibt, armer, unglücklicher Gekrönter!«

»Oh! gleichviel, meine Mutter,« versetzte Heinrich, »ich will nicht abreisen. Ich, ein Sohn von Frankreich, erzogen inmitten der feinsten Sitten, in der Nähe der besten Mutter, geliebt von einer der reizendsten Frauen der Erde, soll da hinaus in die Schneefelder, an das Ende der Welt, langsam sterben unter plumpen, rohen Menschen, welche sich vom Morgen bis zum Abend betrinken und die Fähigkeiten ihres Königs nach denen eines Fasses ermessen. Nein, meine Mutter . . . ich will nicht abreisen. . . . Ich würde darüber sterben!«

»Sprecht, Heinrich,« sagte Catharina und drückte ihrem Sohne beide Hände, »sprecht, ist dieß die wahre Ursache?«

Heinrich schlug die Augen nieder, als wagte er es nicht, seiner Mutter zu gestehen, was in seinem Herzen vorging.

»Ist es nicht eine andere,« fuhr Catharina fort, »eine minder

romanhafte, aber mehr vernünftige, mehr politische?«

»Meine Mutter, es ist nicht mein Fehler, wenn dieser Gedanke in meinem Geiste geblieben ist, und er nimmt vielleicht mehr Platz darin ein, als er einnehmen sollte. Sagtet Ihr mir aber nicht selbst, das Horoskop, das man meinem Bruder Karl bei seiner Geburt gezogen, verdamme ihn, jung zu sterben?«

»Ja,« erwiderte Catharina, »aber ein Horoskop kann lügen, mein Sohn. Ich selbst hoffe in diesem Augenblick, daß die Horoskope insgesamt nicht wahr seien.«

»Aber sprecht, sagte dieß nicht sein Horoskop?«

»Sein Horoskop, sprach von einem Vierteljahrhunderte, aber es sagte nicht, ob damit sein Leben oder seine Regierung gemeint sei.«

»Nun wohl, meine, Mutter, macht daß ich bleibe. Mein Bruder ist beinahe vierundzwanzig Jahre alt, in einem Jahre wird die Frage entschieden sein.«

Catharina versank in tiefes Nachdenken.

»Ja, gewiß,« sagte sie nach einer Weile, »es wäre besser, wenn das so sein könnte.«

»Oh! urteilt doch selbst, meine Mutter, Welch' eine Verzweiflung für mich, wenn ich die Krone von Frankreich gegen die von Polen vertauscht hätte! Wenn ich dort sollte von dem Gedanken gemartert werden, daß ich im Louvre inmitten dieses eleganten, wissenschaftlich gebildeten Hofes, in der Nähe der besten Mutter der Welt regieren könnte, in der Nähe einer Mutter, welche gewohnt war, mit meinem Vater einen Teil der Bürde des Staates zu tragen, gern sie auch mit mir getragen hätte. Oh! meine Mutter, ich wäre ein großer König gewesen!«

»Ruhig, ruhig, liebes Kind,« sprach Catharina, für welche diese Zukunft stets die süßeste Hoffnung gewesen war, »ruhig, verzweifelt nicht. Habt Ihr nicht Euerer Seits an irgend ein Mittel gedacht, die Sache zu ordnen?«

»Oh! gewiß, und gerade deshalb bin ich zwei oder drei Tage früher gekommen, als man mich erwartete, wobei ich indessen meinen Bruder glauben ließ, es wäre Frau von Condé zu Liebe geschehen. Dann ritt ich Lasco, dem Wichtigsten von den polnischen Gesandten entgegen, gab mich ihm zu erkennen und

tat bei dieser ersten Zusammenkunft Alles, was mir möglich war, um mich hassenswert zu machen, und ich hoffe, es ist mir gelungen.«

»Oh! mein liebes Kind,« sprach Catharina, »das ist schlimm! Ihr müßt mehr Wert auf das Interesse Frankreichs, als auf Euren Widerwillen legen.«

»Meine Mutter, will das Interesse Frankreichs, daß, wenn meinem Bruder Unglück widerfährt, der Herzog von Alençon oder der König von Navarra regiere?«

»Oh! der König von Navarra, nie! nie!« murmelte Catharina, und die Unruhe bedeckte ihre Stirne mit dem sorgenvollen Schleier, der sich immer darüber ausbreitete, so oft diese Frage sich darbot.

»Meiner Treue,« fuhr Heinrich fort, »mein Bruder Alençon ist kaum besser und liebt Euch nicht mehr.«

»Nun, was hat Lasco gesagt?« versetzte Catharina.

»Lasco zögerte selbst, als ich in ihn drang, eine Audienz zu verlangen. Oh! wenn er nach Polen schreiben, diese Wahl zu Nichte machen könnte.«

»Tollheit, mein Sohn, Tollheit! Was ein Reichstag geheiligt hat, ist geheiligt.«

»Aber, meine Mutter, könnte man diese Polen nicht veranlassen, meinen Bruder statt meiner zu nehmen?«

»Das ist, wenn nicht unmöglich, doch wenigstens schwierig.«

»Gleichviel! versucht es, sprecht mit meinem Bruder, werft Alles auf meine Liebe für Frau von Condé. Mutter, sagt ihm, ich sei wie ein Verrückter in sie verliebt, ich verliere den Verstand darüber. Er hat mich gerade aus dem Hotel des Prinzen mit Guise gehen sehen, der mir dort alle Dienste eines guten Freundes leistet.«

»Ja, um die Ligue zu bilden. Ihr seht das nicht, aber ich sehe es.«

»Allerdings, meine Mutter, allerdings, aber mittlerweile benütze ich ihn. Sind wir denn nicht glücklich, wenn ein Mensch uns dient, während er sich selbst dient?«

»Und was sagte der König, als er Euch begegnete?«

»Er schien an das zu glauben, was ich ihn versicherte, nämlich die Liebe allein hätte mich nach Paris zurückgeführt.«

»Hat er Euch aber nicht über den Rest der Nacht um Rechenschaft gefragt?«

»Gewiß, aber ich speiste bei Nantouillet zu Nacht, wo ich einen abscheulichen Lärmen machte, damit sich das Gerücht hiervon verbreiten und der König nicht daran zweifeln würde, ich wäre dort.«

»Also weiß er nichts von Eurem Besuche bei Lasco?«

»Durchaus nichts.«

»Desto besser; ich werde es versuchen, mit ihm für Euch zu sprechen; aber Ihr wißt, es gibt keinen wirklichen Einfluß auf diese raue Natur.«

»Oh! meine Mutter, meine Mutter, welch' ein Glück, wenn ich bliebe; ich würde Euch, wenn es möglich wäre, noch viel mehr lieben, als ich Euch jetzt liebe.«

»Wenn Ihr bleibt, wird man Euch abermals in den Krieg schicken.«

»Oh! mir gleichviel, wenn ich nur Frankreich nicht verlasse.«

»Ihr werdet machen, daß man Euch tötet!«

»Meine Mutter, man stirbt nicht an Streichen . . . man stirbt vor Schmerz, vor Kummer. Aber Karl wird mir nicht erlauben, zu bleiben; er haßt mich.«

»Er ist eifersüchtig auf Euch, mein schöner Sieger, das ist eine abgemachte Sache; warum seid Ihr auch so brav und so glücklich? Warum habt Ihr, kaum zwanzig Jahre alt, Schlachten gewonnen, wie Alexander und Cäsar? Mittlerweile entdeckt Euch aber Niemand, stellt Euch zufrieden, macht dem König den Hof. Noch heute versammelt man sich im geheimen Rate, um die Reden, welche bei der Festlichkeit gehalten werden sollen, zu lesen und zu besprechen; spielt den König von Polen und überlaßt mir das Übrige. Doch sagt, wie ging es mit Euerer Expedition gestern Abend?«

»Sie ist gescheitert; der Liebhaber war gewarnt und entfloh durch das Fenster.«

»Endlich werde ich doch einmal erfahren,« sagte Catharina, »wer der böse Genius ist, der alle meine Pläne durchkreuzt. Vorläufig habe ich eine Vermutung . . . und wehe ihm!«

»Also meine Mutter?«

»Laßt mich diese Angelegenheit leiten.«

Und sie küßte Heinrich zärtlich auf die Augen und verließ ihr Kabinett.

Bald erschienen bei der Königin die Prinzen ihres Hauses. Karl war in guter Laune, denn die Haltung seiner Schwester Margot hatte ihn mehr gefreut, als geärgert; er grollte La Mole nicht und hatte im Korridor nur eifrig auf ihn gewartet, weil es eine Art von Jagd auf den Anstand war.

Alençon war im Gegenteil sehr aufgebracht. Die Abneigung, die er immer gegen La Mole hegte, hatte sich in dem Augenblick in Haß verwandelt, wo er erfuhr, daß La Mole von seiner Schwester geliebt wurde.

Margarethe war zugleich träumerisch und aufgeweckt. Sie hatte zugleich sich zu erinnern und zu wachen.

Die polnischen Abgeordneten hatten den Text der Reden geschickt, welche sie halten wollten.

Margarethe, mit der man von der Szene des vorhergehenden Abends nicht mehr gesprochen hatte, als ob diese Szene gar nicht vorgefallen wäre, las die Reden, und außer Karl brachte Jeder zur Sprache, was er antworten würde. Karl ließ Margarethe antworten, wie es ihr beliebte. Er zeigte sich sehr schwierig in Beziehung auf die Wahl der Ausdrücke bei Alençon. Die Rede von Heinrich von Anjou aber behandelte er mehr als böswillig, er tadelte und änderte daran mit hartnäckiger Leidenschaftlichkeit.

Diese Sitzung, obgleich sie noch nichts zum Ausbruch brachte, hatte doch eine dumpfe Erbitterung der Geister zur Folge. Heinrich der seine Rede beinahe ganz neu zu machen hatte, entfernte sich, um diese Arbeit vorzunehmen. Margarethe, welcher von dem König von Navarra keine Nachricht seit der zugekommen war, die er ihr zum Nachtheil ihrer Fensterscheibe gegeben hatte, kehrte in ihre Wohnung zurück, in der Hoffnung, ihn dort erscheinen zu sehen. Alençon, welcher das Zögern in den Augen seines Bruders Anjou gelesen und einen Blick des Verständnisses zwischen ihm und seiner Mutter ertappt hatte, ging in seine Gemächer, um über das zu träumen, was er als eine entstehende Kabale betrachtete. Karl wollte in seine Schmiede gehen, um einen Spieß zu vollenden, den er sich selbst

verfertigte, als Catharina ihn zurückhielt.

Karl vermutete, er würde bei seiner Mutter irgend eine Opposition gegen seinen Willen finden, blieb stehen, schaute sie fest an und fragte sie:

»Nun, was haben wir noch?«

»Wir haben ein letztes Wort zu sprechen, Sire. Wir haben dieses Wort vergessen, und doch ist es von einigem Belang. Welchen Tag bestimmen wir für die öffentliche Versammlung?«

»Ah! das ist wahr,« sagte der König, sich wieder setzend, »wir wollen darüber sprechen, meine Mutter. Nun, welchen Tag gefällt es Euch dazu zu bestimmen?«

»Ich glaube,« antwortete Catharina, »daß in dem Stillschweigen Eurer Majestät, in dem scheinbaren Vergessen etwas tief Berechnetes lag.«

»Nein; warum dies, meine Mutter?«

»Weil, wie es mir scheint, mein Sohn, die Polen uns nicht mit so viel Hitze ihrer Krone nachlaufen sehen sollten.«

»Im Gegenteil, meine Mutter, sie haben sich beeilt und kommen in forcierten Märschen von Warschau hierher . . . Ehre für Ehre, Artigkeit für Artigkeit.«

»Eure Majestät kann in einer Beziehung Recht haben, wie ich in einer andern nicht Unrecht haben dürfte. Es ist also Eure Meinung, daß die öffentliche Sitzung beschleunigt werden soll?«

»Meiner Treue, ja, Mutter; ist es zufällig nicht auch die Eurige?«

»Ihr wißt, daß ich nie eine andere Ansicht habe, als diejenige, welche am meisten zu Erhöhung Eures Ruhmes beitragen kann; ich sage Euch also, daß ich befürchte, wenn Ihr Euch so sehr beeilt, dürfte man Euch beschuldigen, Ihr benütztet sehr schnell die Gelegenheit, die sich Euch bietet, das Haus Frankreich von den Lasten zu befreien, die Euch Euer Bruder auferlegt, Euch aber sicherlich in Ruhm und Ergebenheit zurückerstattet.«

»Meine Mutter,« sprach Karl, »ich werde meinen Bruder bei seiner Abreise auf dem Lande so reich dotieren, daß Niemand es wagen wird, nur zu denken, was Ihr befürchtet, man werde es sagen.«

»Gut, ich ergebe mich, da Ihr eine so gute Antwort auf jeden von meinen Einwürfen habt. Aber, um dieses kriegerische Volk zu

empfangen, welches die Macht der Staaten nach den äußeren Zeichen beurteilt, bedarf es einer beträchtlichen Schaustellung von Truppen, und ich denke, es sind nicht hinreichend aus der Ile-de-France²³ zusammenberufen.«

»Verzeiht, meine Mutter, ich sah dieses Ereignis vorher und bereitete mich darauf vor. Ich habe zwei Bataillons aus der Normandie und eines aus der Guyenne einberufen; meine Compagnie Bogenschützen ist gestern aus der Bretagne eingetroffen; die in der Touraine zerstreuten Chevauxlegers werden morgen im Verlauf des Tages in Paris ankommen; und während man glaubt, ich habe kaum über vier Regimenter zu verfügen, kann ich zwanzig tausend Mann aufmarschieren lassen.«

»Ah! ah!« sagte Catharina erstaunt, »also fehlt es Euch nur noch an Einem, aber man wird es sich verschaffen können.«

»An was?«

»An Geld. Ich glaube, Ihr seid nicht übermäßig damit versehen.«

»Im Gegenteil, Madame, im Gegenteil,« sprach Karl IX. »Ich habe vierzehn mal hundert tausend Taler in der Bastille; meine Privatersparnis hat sich in diesen Tagen auf acht mal hundert tausend Taler belaufen, die in meinem Keller im Louvre vergraben sind, und im Falle der Not hat Nantouillet noch weitere dreimal hundert tausend Taler zu meiner Verfügung.«

Catharina bebte, denn sie hatte Karl bis jetzt heftig und aufbrausend, aber nie vorsichtig gesehen.

»Eure Majestät denkt in der Tat an Alles,« sagte sie. »Das ist bewunderungswürdig; und wenn sich die Schneider, die Stickerinnen und die Juweliere ein wenig beeilen, so wird Eure Majestät im Stande sein, die Sitzung vor sechs Wochen halten zu lassen.«

»Sechs Wochen!« rief Karl. »Meine Mutter, die Schneider, die Stickerinnen, die Juweliere arbeiten seit dem Tage, an welchem man die Ernennung meines Bruders erfahren hat. Es könnte im Ganzen Alles heute bereit sein; aber ganz sicher ist Alles in drei bis vier Tagen fertig.«

»Oh! Ihr seid noch eiliger, als ich glaubte, mein Sohn,«

murmelte Catharina.

»Ehre für Ehre, sage ich Euch.«

»Gut. Es schmeichelt Euch also diese dem Hause Frankreich erwiesene Ehre, nicht wahr?«

»Sicherlich.«

»Und einen Sohn von Frankreich auf dem polnischen Throne zu sehen, ist Euer teuerster Wunsch?«

»Ihr sprecht die Wahrheit.«

»Es ist also die Sache und nicht der Mensch, um was Ihr Euch kümmert und wer dort regieren mag . . . «

»Nein, nein, meine Mutter, bleiben wir, wo wir sind, bei Gott! Die Polen haben gut gewählt. Diese Leute sind gewandt und stark! Eine militärische Nation, ein Volk von Soldaten, nehmen sie einen Feldherrn zum Fürsten; den Teufel, das ist logisch! Anjou ist ganz geeignet für ihre Sache. Der Held von Jarnac und und Montcontour paßt ihnen wie ein Handschuh. Wen soll ich ihnen schicken? Alençon, einen Feigen? das würde ihnen einen schönen Begriff von den Valois geben. Alençon würde bei der ersten Kugel fliehen, die ihm um die Ohren zischte, während Heinrich von Anjou, ein Schlachtenlenker, gut! . . . Stets das Schwert in der Faust, stets vorwärts marschierend, zu Fuß oder zu Pferd! . . . Frisch auf! zugeritten niedergehauen totgeschlagen! Ah, mein Bruder Anjou ist ein geschickter Mann, ein Mutiger, der sie vom Morgen bis zum Abend, vom ersten Tage des Jahres bis zum letzten schlagen läßt. Er trinkt schlecht, das ist wahr, aber er wird sie mit kaltem Blute töten lassen, und das ist die Hauptsache. Der gute Heinrich wird dort in seiner Sphäre sein. Auf! auf! zum Schlachtfelde! Bravo, Trommeln und Trompeten! Es lebe der König! es lebe der Sieger! es lebe der Feldherr! Man ruft ihn dreimal des Jahrs zum Imperator aus. Das wird herrlich werden für das Haus Frankreich und die Ehre der Valois. Man tötet ihn vielleicht dort, aber bei allen Teufeln, das wird ein glorreicher Tod sein!«

Catharina bebte, ein Blitz zuckte aus ihren Augen und sie rief:

»Sagt, daß Ihr ihn entfernen wollt; sagt, daß Ihr Euren Bruder nicht liebt.«

»Ah! ah! ah!« rief Karl in ein nerviges Gelächter ausbrechend,

»Ihr habt es erraten, daß ich ihn entfernen wollte? Ihr habt es erraten, daß ich ihn nicht liebe? Und wenn dies wäre, sprecht! Meinen Bruder lieben! Warum sollte ich ihn denn lieben? Ah! ah! ah! wollt Ihr lachen? . . . « Und je mehr er sprach, desto mehr belebten sich seine bleichen Wangen mit einer fieberhaften Röte. »Liebt er mich? Liebt Ihr mich? Gibt es, meine Hunde, Marie Touchet und meine Amme ausgenommen, überhaupt Jemand, der mich je geliebt hätte? Nein, nein, ich liebe meinen Bruder nicht, ich liebe nur mich, versteht Ihr? Und ich halte meinen Bruder nicht ab, zu tun, was ich tue.«

»Sire,« sprach Catharina, sich ebenfalls belebend, »da Ihr mir Euer Herz enthüllt, so muß ich auch das meinige öffnen. Ihr handelt als ein schwacher König, als ein schlecht beratener Monarch; Ihr entfernt Euren zweiten Bruder, die natürliche Stütze des Thrones, einen Mann, der in jeder Beziehung würdig ist, Euch in der Regierung zu folgen, sollte Euch Unglück widerfahren und Eure Krone dadurch erledigt werden. Denn Alençon ist, wie Ihr sagt, jung, unfähig, schwach, mehr als schwach, feig! . . . Und der Bearner erhebt sich hinter ihm, versteht Ihr?«

»Ei! Mord und alle Teufel!« rief Karl, »was kümmere ich mich um das, was geschehen wird, wenn ich nicht mehr bin? Der Bearner erhebt sich hinter meinem Bruder, sagt Ihr? Bei Gott! desto besser. Ich sagte vorhin, ich liebte Niemand . . . das war ein Irrtum: ich liebe Henriot, ja ich liebe diesen guten Henriot, er hat eine treuherzige Miene, eine warme Hand, während ich rings um mich her nur falsche Augen erblicke und eisige Hände berühre. Er ist eines Verrates gegen mich unfähig, darauf schwöre ich. Überdies bin ich ihm eine Entschädigung schuldig, man hat ihm seine Mutter vergiftet, armer Junge! Leute aus meiner Familie, wie ich sagen hörte. Ich befinde mich wohl: träfe mich aber eine Krankheit, so würde ich ihn rufen, er sollte mich nicht verlassen, ich würde nichts annehmen, außer von seiner Hand, und wenn ich sterbe, so mache ich ihn zum König von Frankreich und Navarra. Bei des Papstes Bauch! statt bei meinem Tode zu lachen, wie es meine Brüder tun würden, würde er weinen oder sich wenigstens den Anschein geben, als weinte er.«

Hätte der Blitz zu den Füßen von Catharina eingeschlagen, sie würde minder darüber erschrocken sein, als über diese Worte. Sie

blieb wie niedergeschmettert und schaute Karl mit starren Augen an; nach einigen Sekunden aber rief sie:

»Heinrich von Navarra! Heinrich von Navarra, König von Frankreich! zum Nachtheil meiner Kinder! Oh! heilige Mutter Gottes, wir werden sehen! Deshalb also wollt Ihr meinen Sohn entfernen?«

»Euren Sohn . . . Und wer bin ich denn? Der Sohn einer Wölfin, wie Romulus!« rief Karl zitternd vor Zorn und das Auge funkelnd, als hätte es sich stellenweise entzündet. »Euren Sohn, Ihr habt Recht, der König von Frankreich ist nicht Euer Sohn; der König von Frankreich hat keine Brüder, der König von Frankreich hat keine Mutter; der König von Frankreich hat nur Untertanen. Der König von Frankreich bedarf keiner Gefühle, er hat seine Willensmeinung. Er wird die Liebe entbehren können, aber er fordert Gehorsam.«

»Sire, Ihr habt meine Worte schlecht ausgelegt; ich nannte denjenigen meinen Sohn, welcher mich verlassen sollte. Ich liebe ihn in diesem Augenblicke mehr, weil er der ist, welchen ich am meisten zu verlieren befürchten muß. Ist es ein Verbrechen von einer Mutter, zu wünschen, daß ihr Kind sie nicht verlasse?«

»Und ich, ich sage Euch, er wird Euch verlassen, ich sage Euch, er wird Frankreich verlassen, er wird nach Polen geben, und zwar in zwei Tagen, und wenn Ihr noch ein Wort beifügt, so geschieht es morgen, und wenn Ihr nicht die Stirne beugt, wenn Ihr nicht die Drohung Eurer Augen erstickt, so erdrossle ich ihn diesen Abend, wie man nach Eurem Willen den Liebling Eurer Tochter erdrosseln sollte. Nur werde ich ihn nicht verfehlen, wie wir La Mole verfehlt haben.«

Catharina beugte wirklich unter dieser Drohung die Stirne, erhob sie aber alsbald wieder und sprach:

»Ah! armes Kind, Dein Bruder will Dich töten. Doch sei ruhig. Deine Mutter verteidigt Dich.«

»Ah! man trotzt mir,« rief Karl. »Nun wohl, bei dem Blute Christi! er wird sterben, nicht diesen Abend, sondern sogleich, auf der Stelle! Ah! eine Waffe! einen Degen! ein Messer! . . . Ah!«

Und nachdem er vergeblich um sich her geschaut hatte, um zu suchen, was er forderte, gewährte er den kleinen Dolch, den

seine Mutter am Gürtel trug, stürzte darauf los, riß ihn aus der mit Silber incrustirten Scheide und sprang aus dem Zimmer, um Heinrich von Anjou niederzustoßen, wo er ihn finden würde. Als er aber in den Vorsaal kam, verließen ihn seine über das Maß der menschlichen Stärke ausgereizten und angespannten Kräfte plötzlich; er streckte den Arm aus, ließ die spitzige Waffe fallen, welche im Boden stecken blieb, stieß ein Klagegeschrei aus, drehte sich um sich selbst und stürzte nieder.

Zu gleicher Zeit schoß das Blut in Masse aus Mund und Nase.

»Jesus!« rief er, »man mordet mich! Herbei! Hilfe!«

Catharina, die ihm gefolgt war, sah ihn fallen; sie schaute ihn einen Augenblick gefühllos und ohne sich zu rühren an; dann, nicht durch die mütterliche Liebe, sondern durch die Schwierigkeit der Lage, zu sich zurückgerufen öffnete sie und rief:

»Der König befindet sich unwohl. Zu Hilfe! zu Hilfe!«

Auf diesen Ruf drängte sich eine Welt von Dienern, Offizieren und Höflingen um den jungen König. Aber vor dieser Welt stürzte eine Frau herbei; sie schob die Zuschauer auf die Seite und hob den leichenbleichen Karl auf.

»Man mordet mich, Amme, man mordet mich!« murmelte der König, in Schweiß und Blut gebadet.

»Man mordet Dich, mein Karl?« rief die gute Frau und ließ aus allen Gesichtern einen Blick umherlaufen, der sogar Catharina zurückweichen machte, »und wer ermordet Dich denn?«

Karl stieß einen schwachen Seufzer aus und sank vollends in Ohnmacht.

»Ah! ah!« sprach der Arzt Ambroise Paré, den man sogleich hatte holen lassen, »der König ist sehr krank.«

»Nun mag es freiwillig oder mit Gewalt geschehen,« sagte die unversöhnliche Catharina zu sich selbst, »er muß eine Frist gestatten.«

Und sie verließ den König, um ihren zweiten Sohn aufzusuchen, der ängstlich im Betzimmer den Erfolg der für ihn so wichtigen Unterredung erwartete.

XX.

Das Horoskop.

Als Catharina aus dem Betzimmer trat, wo sie ihrem vielgeliebten Sohne Alles, was vorgefallen war, mitgeteilt hatte, fand sie René in ihrem Gemache.

Es war das erste Mal, daß die Königin und der Astrolog sich seit dem Besuche von Catharina in seiner Bude auf dem Pont Saint-Michel wieder sahen. Die Königin hatte ihm am Tage zuvor geschrieben, und es war die Antwort auf dieses Billett, welche ihr René in Person überbrachte.

»Nun, habt Ihr ihn gesehen?«

»Ja.«

»Wie geht es ihm?«

»Eher besser als schlechter.«

»Kann er sprechen?«

»Nein. Der Degen hat den Kehlkopf durchdrungen.«

»Ich sagte Euch, Ihr solltet ihn in diesem Falle schreiben lassen.«

»Ich versuchte es; er raffte selbst alle seine Kräfte zusammen; aber seine Hand vermochte nur zwei beinahe unleserliche Buchstaben zu schreiben, und er fiel in Ohnmacht. Die Halsader wurde geöffnet und der Blutverlust hat ihm alle seine Kräfte geraubt.«

»Habt Ihr diese Buchstaben gelesen?«

»Hier sind sie.«

René zog aus seiner Tasche ein Papier und bot es Catharina, die es rasch entfaltete.

»Ein M und ein O,« sagte sie, »sollte es wirklich La Mole sein, und wäre diese ganze Komödie von Margarethe nur ein Mittel, um den Verdacht abzuwenden?«

»Madame,« sprach René, »wenn ich es wagte, meine Meinung in einer Angelegenheit auszusprechen, wo Eure Majestät zögert, die ihrige zu fassen, so würde ich sagen, ich halte Herrn de La

Mole für zu verliebt, um sich ernstlich mit der Politik zu beschäftigen.«

»Glaubt Ihr?«

»Ja, und besonders zu verliebt in die Königin von Navarra, um mit Ergebenheit dem König zu dienen; denn es gibt keine wahre Liebe ohne Eifersucht.«

»Und Ihr haltet ihn also für ganz und gar verliebt?«

»Ich bin dessen gewiß.«

»Sollte er seine Zuflucht zu Euch genommen haben?«

»Ja.«

»Hat er Euch um irgend einen Liebestrank gebeten?«

»Nein, wir haben uns an die Wachsfigur gehalten.«

»In das Herz gestochen?«

»In das Herz gestochen.«

»Und diese Figur ist noch vorhanden?«

»Ja, sie ist bei Euch.«

»Sie ist bei mir . . . ? Es wäre doch seltsam,« sprach Catharina, »wenn diese kabbalistischen Vorbereitungen wirklich den Einfluß hätten, den man ihnen zuschreibt.«

»Eure Majestät ist mehr im Stande darüber zu urteilen, als ich.«

»Liebt die Königin von Navarra Herrn de La Mole?«

»Sie liebt ihn so sehr, daß sie sich für ihn in das Verderben stürzen würde. Gestern hat sie ihn mit Gefahr ihrer Ehre und ihres Lebens vom Tode errettet. Ihr seht, Madame, und dennoch zweifelt Ihr.«

»Woran?«

»An der Wissenschaft.«

»Weil mich die Wissenschaft ebenfalls verraten hat,« erwiderte Catharina und schaute dabei René fest an. Doch dieser hielt ihren Blick auf eine bewunderungswürdige Weise aus.

»Bei welcher Gelegenheit?«

»Oh, Ihr wißt, was ich sagen will! es sei denn, es war der Gelehrte und nicht die Wissenschaft.«

»Ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt, Madame,« entgegnete der Florentiner.

»René, haben Eure Parfumes ihren Geruch verloren?«

»Nein, Madame, wenn sie von mir angewendet werden; aber es ist möglich, daß, wenn sie durch die Hand von Andern gehen . . . «

Catharina lächelte, schüttelte den Kopf und sprach:

»Euer Opiat hat Wunder getan, René, und Frau von Sauves hat frischere Lippen als je.«

»Dazu darf man nicht meinem Opiat Glück wünschen, Madame, denn die Baronin von Sauves hat von dem Rechte jeder hübschen Frau, launenhaft zu sein, Gebrauch machend, nicht mehr von diesem Opiat gesprochen. Und ich hielt es, nach der Vorschrift Eurer Majestät, für geeignet, ihr nicht davon zu schicken. Die Kapseln sind daher insgesamt noch in meinem Hause, so wie Ihr sie dort gelassen habt, eine ausgenommen, welche verschwand, ohne daß ich weiß, wer die Person war, die mir sie genommen hat, noch was diese Person damit machen wollte.«

»Es ist gut, René,« sprach Catharina, »wir kommen vielleicht später hierauf zurück. Mittlerweile sprechen wir von etwas Anderem.«

»Ich höre, Madame.«

»Was braucht man, um die wahrscheinliche Lebensdauer eines Menschen zu schätzen?«

»Zuerst muß man den Tag seiner Geburt, sein Alter und das Zeichen wissen, unter welchem er das Tageslicht erblickt hat.«

»Ferner? . . . «

»Muß man von seinem Blut und von seinen Haaren haben.«

»Und wenn ich Euch von seinem Blut und seinem Haare bringe, wenn ich Euch sage, unter welchem Zeichen er zuerst das Licht der Welt erblickt hat, wenn ich Euch den Tag seiner Geburt und sein Alter nenne, könnt Ihr mir dann die wahrscheinliche Epoche seines Todes offenbaren?«

»Ja, auf einige Tage.«

»Gut, ich habe bereits von seinen Haaren und werde mir von seinem Blute verschaffen.«

»Ist die betreffende Person bei Tag oder bei Nacht geboren?«,

»Um fünf Uhr drei und zwanzig Minuten Abends.«

»Seid morgen um fünf Uhr bei mir. Die Probe muß genau zur

Stunde der Geburt gemacht werden.«

»Es ist gut,« sprach Catharina, »*wir werden dort sein.*«

René verbeugte sich und trat ab, ohne daß er das: *wir werden dort sein*, bemerkt zu haben schien, welches doch andeutete, Catharina würde wider ihre Gewohnheit nicht allein kommen.

Am andern Morgen begab sich Catharina bei Tagesanbruch zu ihrem Sohne. Um Mitternacht habe sie sich nach ihm erkundigen lassen und die Antwort erhalten, Meister Ambroise Paré befinde sich bei ihm und würde ihm eine Ader öffnen, wenn die Nervenaufrregung fort dauerte.

Noch bebend in seinem Schlummer, noch bleich von dem Blutverluste, schlief Karl auf der Schulter seiner treuen Amme, die an sein Bett gelehnt, aus Furcht, die Ruhe ihres lieben Kindes zu stören, seit drei Stunden ihre Stellung nicht verändert hatte.

Ein leichter Schaum drang von Zeit zu Zeit aus den Lungen des Kranken hervor, und die Amme trocknete ihn mit seinem Battist ab. Aus dem Kopfkissen lag ein Sacktuch, auf welchem viele große Blutflecken sichtbar waren.

Catharina hatte einen Augenblick im Sinne, sich dieses Sacktuches zu bemächtigen; aber sie dachte, das mit Speichel vermischte Blut könnte vielleicht nicht die selbe Wirksamkeit haben. Sie fragte die Amme, ob der Arzt ihrem Sohne nicht zur Ader gelassen, wie dies nach der Meldung, die man ihr gemacht, hätte geschehen sollen. Die Amme antwortete bejahend, denn es hatte ein so starker Aderlaß stattgefunden, daß Karl zweimal in Ohnmacht gefallen war.

Die Königin Mutter, welche einige medizinische Kenntnisse besaß. wie alle Fürstinnen jener Epoche, verlangte das Blut zu sehen. Nichts war leichter, der Arzt hatte befohlen, es aufzubewahren, um die Phänomene zu erforschen.

Es war in einem Wasserbecken in dem Kabinett neben dem Zimmer. Catharina ging hinein, um es zu untersuchen, und während sie es untersuchte, füllte sie mit der roten Flüssigkeit ein Fläschchen, das sie zu diesem Behufe mitgebracht hatte. Dann kehrte sie zurück, verbarg jedoch in ihren Taschen ihre Finger, deren Spitzen die Entheiligung verrieten, welche sie begangen hatte.

In dem Augenblick, wo sie wieder auf der Schwelle des Kabinetts erschien, öffnete Karl die Augen und wurde von dem Anblick seiner Mutter berührt. Da erinnerte er sich, wie in Folge eines Traumes, aller seiner von heftigem Zorne erfüllten Gedanken und rief:

»Ah, Ihr seid es, Madame! Kündigt Eurem vielgeliebten Sohne, Eurem Heinrich von Anjou, an, daß es morgen geschehen soll.«

»Mein lieber Karl,« sprach Catharina, »an welchem Tage Ihr wollt. Beruhigt Euch und schlaft.«

Karl, als fügte er sich diesem Rate, schloß wirklich die Augen, und Catharina, die ihn gegeben hatte, wie man dies tut, um einen Kranken oder ein Kind zu trösten, verließ sein Gemach. Aber hinter ihr und sobald er die Türe schließen hörte, richtete sich Karl auf und sprach plötzlich mit einer von dem Anfalle, an welchem er noch litt, gepreßten Stimme:

»Meinen Kanzler, die Siegel, den Hof . . . man lasse Alles dies kommen!«

Mit zarter Gewalt legte die Amme den Kopf des Königs auf ihre Schulter zurück und suchte ihn, um ihn wieder einzuschläfern, zu wiegen, wie zur Zeit, da er noch ein Kind war.

»Nein, nein, Amme,« sagte er, »ich werde nicht mehr schlafen. Ruft meine Leute, ich will diesen Morgen arbeiten.«

Wenn Karl so sprach, mußte man gehorchen, und selbst die Amme wagte es, trotz der Vorrechte, die ihr königlicher Säugling ihr bewahrt hatte, nicht, seinen Befehlen zuwider zu handeln. Man ließ diejenigen, welche der König verlangte, kommen, und die Sitzung wurde nicht auf den andern Tag, denn dies war unmöglich, sondern aus fünf Tage nachher anberaumt.

Zur verabredeten Stunde, das heißt um fünf Uhr begaben sich die Königin Mutter und der Herzog von Anjou zu René, welcher, wie man weiß, von diesem Besuche unterrichtet. Alles zu der geheimnisvollen Zusammenkunft vorbereitet hatte.

In dem Zimmer rechts, das heißt in dem für die Opfer bestimmten Zimmer rötete sich auf einem glühenden Rechaud eine Stahlplatte, welche bestimmt war, durch ihre seltsamen Arabesken die Ereignisse des Schicksals darzustellen, über das man das Orakel um Rat fragte. Auf dem Altar lag das

Zauberbuch, und René hatte während der Nacht, welche sehr hell gewesen war, den Gang und die Stellung der Gestirne studieren können.

Heinrich von Anjou trat zuerst ein. Er hatte falsche Haare, eine Maske bedeckte sein Gesicht und ein großer Nachtmantel umhüllte seine Gestalt. Seine Mutter kam nach ihm, und wenn sie nicht gewußt hätte, daß ihr Sohn ihrer hier harrte, so würde sie ihn selbst nicht erkannt haben. Catharina nahm ihre Maske ab; der Herzog von Anjou behielt im Gegenteil die seinige.

»Hast Du in dieser Nacht Deine Beobachtungen angestellt?« fragte Catharina.

»Ja, Madame,« erwiderte René, »und die Antwort der Gestirne hat mich bereits über die Vergangenheit belehrt. Derjenige, für welchen Ihr mich befragt, hat, wie alle Personen, die unter dem Zeichen des Krebses geboren sind, ein glühendes, beispiellos stolzes Herz. Er ist mächtig, er hat beinahe ein Vierteljahrhundert gelebt, der Himmel hat ihm bis jetzt Ruhm und Reichtum verliehen. Ist es so, Madame?«

»Es kann sein,« erwiderte Catharina.

»Habt Ihr die Haare und das Blut?«

»Hier.«

Uno Catharina übergab dem Negromanten eine gelblichblonde Haarlocke und eine Phiole mit Blut.

René nahm die Phiole, schüttelte sie, um den Faserstoff und die wässerigen Teile gut zu verbinden, und ließ auf die glühende Platte einen großen Tropfen von dem Blute fallen, das sogleich kochte und sich bald in phantastischen Zeichnungen auf der Fläche ausbreitete.

»Oh, Madame,« rief René, »ich sehe, wie er sich in furchtbaren Schmerzen krümmt; hört Ihr, wie er seufzt, wie er um Hilfe ruft? Gewahrt Ihr, wie Alles um ihn her Blut wird? Bemerkt Ihr, wie um sein Sterbebett her sich große Kämpfe entspinnen? Seht Ihr die Lanzen, seht Ihr die Schwerter?«

»Wird es lange dauern?« fragte Catharina vor unsäglicher Aufregung zitternd und die Hand von Heinrich von Anjou ergreifend, der sich in seiner glühenden Neugierde über die Glutpfanne beugte.

René näherte sich dem Altar und sprach ein kabbalistisches Gebet, wobei er mit einem Feuer und einer Überzeugung zu Werke ging, daß die Adern seiner Schläfe anschwellen ließ, daß er die prophetischen Konvulsionen und Nervenzuckungen bekam, von welchen die Pythien des Altertums auf dem Dreifuße erfaßt und bis an ihr Todesbett verfolgt wurden.

Endlich stand er auf und kündigte an, es wäre Alles bereit, nahm mit der einen Hand das noch zu drei Viertheilen volle Fläschchen, und mit der andern die Haarlocke, hieß Catharina das Buch auf den Zufall öffnen und ihren Blick auf die erste beste Stelle fallen lassen, goß auf die Stahlplatte alles Blut und warf in die Glutpfanne alle Haare, wobei er eine kabbalistische Phrase bestehend aus Worten sprach, die er selbst nicht verstand.

Sogleich sahen der Herzog von Anjou und Catharina, wie sich auf dieser Platte eine weiße Figur, ähnlich der eines in sein Schweißtuch gehüllten Leichnames, ausbreitete.

Eine andere Figur, wie es schien die einer Frau, neigte sich über die erste.

Zu gleicher Zeit entflamnten sich die Haare, gaben aber nur einen hellen, raschen, einer roten Zunge ähnlichen, Brand.

»Ein Jahr!« rief René, »kaum ein Jahr, und dieser Mensch wird tot sehn, und eine Frau wird allein um ihn weinen. Doch nein, hier unten am Ende der Platte ist noch eine andere Frau, die ihn wie ein Kind in ihren Armen hält.«

Catharina schaute ihren Sohn an, und schien ihn, obgleich sie Mutter war, zu fragen, wer wohl diese zwei Frauen wären?

Aber René hatte kaum geendigt, als die Stahlplatte wieder weiß wurde; Alles hatte sich allmählich auf derselben verwischt.

Catharina öffnete nun das Buch auf den Zufall und las mit einer Stimme, deren Bewegung sie trotz aller ihrer Selbstbeherrschung nicht zu verbergen vermochte, folgenden Vers:

*Ains a peri cil que l'on redoutait,
Plus tôt, trop tôt, si prudence n'était.*²⁴

Es herrschte einen Augenblick tiefe Stille um die Glutpfanne.

»Und wie sind die Zeichen dieses Monats für denjenigen, welchen Du kennst?« fragte Catharina.

»Blühend, wie immer, Madame; wenn nicht das Geschick durch

einen Kampf mit Gott besiegt wird, so ist die Zukunft für diesen Mann sehr sicher; jedoch, . . . «

»Was jedoch?«

»Einer von den Sternen, welche seine Plejade bilden, ist während der Zeit meiner Beobachtungen von einer schwarzen Wolke bedeckt geblieben.«

»Oh!« rief Catharina, »eine schwarze Wolke! Es wäre also einige Hoffnung vorhanden?«

»Von wem spricht Ihr, Madame?« fragte der Herzog von Anjou.

Catharina führte ihren Sohn aus dem Schimmer der Glutpfanne und sprach leise mit ihm.

Während dieser Zeit kniete René nieder und goß bei der Helle der Flamme in seine Hand einen letzten Blutstropfen, der im Grunde der Phiole zurückgeblieben war.

»Seltsamer Widerspruch!« sagte er, »ein Widerspruch, der zum Beweise dient, wie wenig haltbar die Zeugnisse der einfachen Wissenschaft sind, welche die gewöhnlichen Menschen treiben. Für jeden Andern als für mich, für einen Arzt, für einen Gelehrten, sogar für Meister Ambroise Paré ist dieß ein so reines, so fruchtbares Blut, ein Blut so voll von animalischen Säften, daß es dem Körper dessen, aus welchem es hervorgegangen ist, ein langes Leben verspricht, und dennoch muß diese ganze Stärke bald verschwinden, muß dieses Leben vor einem Jahre erlöschen.«

Catharina und Heinrich von Anjou hatten sich umgewendet und hörten. Die Augen des Prinzen glänzten durch seine Maske.

Oh!« fuhr René fort, »dem gewöhnlichen Gelehrten gehört nur die Gegenwart, während uns die Vergangenheit und die Zukunft gehören.«

»Ihr glaubt also beharrlich,« sagte Catharina, »daß er vor einem Jahre sterben wird?«

»So gewiß als wir hier drei lebende Personen sind, welche ebenfalls eines Tages im Sarge ruhen werden.«

»Ihr sagtet jedoch, das Blut wäre rein und fruchtbar? Ihr sagtet, es verheiße ein langes Leben?«

»Ja, wenn die Dinge ihren gewöhnlichen Lauf verfolgen würden. Aber ist es nicht möglich, daß ein Unfall«

»Ah! ja, Ihr versteht, ein Unfall,« sprach Catharina zu Heinrich.

»Ach,« versetzte dieser, »ein Grund mehr, um zu bleiben.«

»Oh, was das betrifft, daran denkt nicht, das ist unmöglich.«

Der junge Mann wandte sich sodann gegen René und sagte zu diesem mit verändertem Stimmtone:

»Ich danke, nimm diese Börse.«

»Kommt, *Graf*,« sprach Catharina, ihren Sohn absichtlich mit einem Titel nennend, der René in seinen Vermutungen irre leiten sollte.

Und sie entfernten sich.

»Oh, meine Mutter, Ihr seht,« sprach Heinrich, »ein Unfall! . . . Und wenn dieser Unfall eintritt, bin ich nicht hier, bin ich vierhundert Meilen von Euch entfernt.«

»Vierhundert Meilen macht man in acht Tagen, mein Sohn.«

»Ja, aber wer weiß, ob diese Leute mich zurückkehren lassen! Warum kann ich nicht warten, meine Mutter!«

»Wer weiß!« sprach Catharina, »ist der Unfall, von dem René spricht, nicht derjenige, welcher seit gestern den König an ein Schmerzenslager fesselt? Kehrt auf Eurer Seite zurück, mein Kind; ich will durch die kleine Pforte des Klosters der Augustinerinnen gehen; mein Gefolge erwartet mich in diesem Kloster. Geht, Heinrich, geht, und hütet Euch, Euren Bruder in Harnisch zu bringen, wenn Ihr ihn seht.«

XXI.

Geständnisse.

Das Erste, was der Herzog von Anjou bei seiner Rückkehr im Louvre erfuhr, war, daß man den feierlichen Einzug der Gesandten auf den fünften Tag festgesetzt hatte. Die Schneider und die Juweliere erwarteten den Prinzen mit prachtvollen Gewändern und herrlichen Schmucksachen, die der König für ihn bestellt hatte.

Während er dieselben mit einem Zorne anprobierte, der seine Augen mit Tränen befeuchtete, freute sich Heinrich von Navarra ungemein über ein prachtvolles Halsband von Smaragden, über einen Degen mit goldenem Griffe, über einen kostbaren Ring und ähnliche Dinge, die ihm Karl am Morgen geschickt hatte.

Alençon hatte einen Brief erhalten und sich sodann eingeschlossen, um ihn in voller Freiheit zu lesen.

Coconnas forderte seinen Freund von allen Echos des Louvre.

Wie man sich leicht denken kann, nur sehr wenig darüber erstaunt, daß er seinen Freund die ganze Nacht nicht zurückkommen sah, fing Coconnas am Morgen an, etwas unruhig zu werden. Demzufolge wollte er La Mole aufsuchen, wobei er seine Forschungsreise mit dem Gasthofs zum Schönen Gestirne begann und von dem Gasthofs zum Schönen Gestirne nach der Rue Cloche-Percée, von der Rue Cloche-Percée nach der Rue Tizon, von der Rue Tizon nach dem Pont Saint-Michel, und endlich von dem Pont Saint-Michel nach dem Louvre ging.

Diese Nachforschung war denen gegenüber, an welche sie gerichtet wurde, auf eine bald so originelle, bald so anspruchsvolle Weise ausgeführt worden, was sich leicht begreift, wenn man den exzentrischen Charakter von Coconnas kennt, daß sie zwischen ihm und drei Herren vom Hofe zu Erklärungen führte, welche nach der Mode jener Zeit an Ort und Stelle zur Entscheidung gebracht wurden. Coconnas war bei diesen Zweikämpfen mit der Gewissenhaftigkeit zu Werk gegangen, die er gewöhnlich bei solchen Dingen an den Tag legte, das heißt, er

hatte den Ersten getötet und die andern Zwei verwundet, und dabei immer die Worte gesprochen:

»Dieser arme La Mole! er verstand so gut Lateinisch!«

Der Letzte, der Baron von Boisse, sagte deshalb zu ihm, als er fiel:

»Oh! um des Himmels Willen, Coconnas, wechsle doch, sage doch wenigstens: er verstand das Griechische.«

Das Gerücht von dem Abenteuer im Korridor verbreitete sich: Coconnas wurde ganz toll vor Schmerz, denn er glaubte einen Augenblick, alle diese Könige und alle diese Prinzen hätten ihm seinen Freund getötet und in irgend ein Loch geworfen, oder in irgend einem Winkel begraben.

Er erfuhr, daß der Herzog von Alençon von der Partie gewesen war, und sich über die Majestät wegsetzend, die den Prinzen von Geblüt umgab, suchte er ihn auf und forderte eine Erklärung von ihm, wie er dieß bei einem einfachen Edelmanns getan hätte.

Alençon hatte Anfangs große Lust, den Frechen, der ihm Rechenschaft über seine Handlungen abverlangte, aus der Türe werfen zu lassen. Aber Coconnas sprach mit so kurzem Tone, seine Augen flammten in einem solchen Feuer, das Abenteuer der drei Duelle in weniger als vierundzwanzig Stunden hatte den Piemontesen so hoch gestellt, daß er sich die Sache überlegte und, statt sich seiner ersten Bewegung hinzugeben, seinem Edelmann mit einem reizenden Lächeln antwortete:

»Es ist wahr, mein lieber Coconnas, daß der König, wütend, ein silbernes Wasserbecken auf die Schulter bekommen zu haben, der Herzog von Anjou unzufrieden darüber, daß sein Kopf mit einer Orangen-Compote eingesalbt worden ist, und der Herzog von Guise sehr gedemütigt durch die Beohrfeigung mit einer Schweinskeule, den Entschluß faßten, Herrn de La Mole zu töten. Aber ein Freund Eures Freundes wandte den Streich ab und die Partie scheiterte; darauf gebe ich Euch mein Fürstenwort.«

»Ah!« sprach Coconnas, bei dieser Versicherung aufatmend, wie der Blasebalg eines Schmiedes, »ah! Mordi, Monseigneur, das ist gut; ich wünschte diesen Freund zu kennen, um ihm meine Dankbarkeit zu beweisen.«

Herr von Alençon antwortete nicht; aber er lächelte noch

angenehmer, als er es vorher getan, was Coconnas glauben ließ, dieser Freund wäre kein Anderer, als der Prinz selbst.

»Wohl, Monseigneur,« sagte er, »da Ihr so weit gegangen seid, daß Ihr mir den Anfang der Geschichte erzählt habt, so setzt Eurer Güte die Krone auf und erzählt mir das Ende. Man wollte ihn töten, aber man hat ihn nicht getötet, sagt Ihr mir? Laßt hören, was hat man getan? Ich bin mutig, sprecht, ich weiß eine schlimme Kunde zu ertragen. Man hat ihn in ein tiefes Kerkerloch geworfen, nicht wahr? Desto besser, das wird ihn vorsichtig machen. Er will nie auf meinen Rat hören. Übrigens wird man ihn herausziehen, Mordi! Die Steine sind nicht für Jedermann hart.«

Alençon schüttelte den Kopf und sprach: »Das Schlimmste bei Allem dem ist, mein braver Coconnas, daß Dein Freund seit jenem Abenteuer verschwunden ist, ohne daß Jemand weiß, wohin er sich begeben hat.«

»Mordi!« rief der Piemontese abermals erbleichend, »und wäre er in die Hölle geraten, ich werde erfahren, wo er ist.«

»Höre,« sprach Alençon, der, obwohl aus sehr verschiedenen Gründen eben so begierig war, als Coconnas, zu erfahren, wo sich La Mole befand, »ich werde Dir einen Freundesrat geben.«

»Gebt ihn, Monseigneur,« sprach Coconnas, »gebts ihm.«

»Suche die Königin Margarethe auf, sie muß wissen, was aus dem, welchen Du beweinst, geworden ist.«

»Ich habe, wenn ich es Eurer Hoheit gestehen soll, bereits daran gedacht; aber ich wagte es nicht, denn abgesehen davon, daß mir Frau Margarethe mehr imponiert, als ich sagen sollte, befürchtete ich, sie in Tränen zu finden. Da mich aber Eure Hoheit versichert, daß La Mole nicht tot ist, und daß Ihre Majestät wissen muß, wo er sich befindet, so will ich mein Herz in meine beiden Hände nehmen und sie aufsuchen.«

»Gehe, mein Freund, gehe,« sprach der Herzog Franz, »und wenn Du etwas erfahren hast, teile es mir mit; denn ich bin in der Tat eben so unruhig als Du. Nur erinnere Dich, Coconnas, daß Du nicht in meinem Auftrage kommst; denn wenn Du diese Unklugheit begehen würdest, könntest Du sehr leicht gar nichts erfahren.«

»Monseigneur,« erwiderte Coconnas, »da mir Eure Hoheit

Geheimhaltung in diesem Punkte, anempfiehlt, so werde ich stumm sein, wie ein Fisch oder wie die Königin Mutter. Guter Prinz, vortrefflicher Prinz, großherziger Prinz!« murmelte Coconnas, während er sich zur Königin von Navarra begab.

Margarethe erwartete Coconnas, denn das Gerücht von seiner Verzweiflung war bereits zu ihr gedrungen, und als sie erfuhr, durch welche Taten sich diese Verzweiflung kundgegeben, hatte sie Coconnas auch die etwas rohe Weise vergeben, mit der er ihre Freundin die Frau Herzogin von Nevers behandelte, an die sich der Piemontese wegen eines Zwiespaltes, welcher unter ihnen herrschte, nicht wenden wollte. Er wurde also, sobald man ihn meldete, bei der Königin eingeführt.

Coconnas trat ein, ohne eine gewisse Verlegenheit überwinden zu können, die er bei Alençon berührt hatte, und die ihm mehr durch das Übergewicht des Geistes, als durch das des Ranges eingeflößt wurde. Aber Margarethe empfing ihn mit einem Lächeln, das ihn gleich von Anfang beruhigte.

»Ei, Madame,« sprach er, »gebt mir meinen Freund zurück, ich bitte Euch, oder sagt mir wenigstens, was aus ihm geworden ist; denn ohne ihn kann ich nicht leben. Denkt Euch Euryales ohne Nisos, Damon ohne Pythias, Orestes ohne Pylades, und habt Mitleid mit meinem Unglück, auf Rücksicht für einen der Helden, die ich Euch genannt habe, und dessen Herz, das schwöre ich Euch, an Zärtlichkeit nicht über dem meinigen steht.«

Margarethe lächelte, und nachdem sie Coconnas Geheimhaltung hatte versprechen lassen, erzählte sie ihm die Flucht durch das Fenster. Über seinen Aufenthaltsort beobachtete sie, so inständig der Piemontese auch bat, das tiefste Stillschweigen. Dies befriedigte Coconnas nur halb; er erlaubte sich deshalb diplomatische Andeutungen, welche auf die höchste Sphäre hinwiesen. Für Margarethe ging daraus hervor, daß der Herzog von Alençon an dem Verlangen seines Edelmanns, zu erfahren, was aus La Mole geworden war, Anteil hatte.

»Wenn Ihr durchaus etwas Bestimmtes über Euren Freund erfahren wollt,« sagte Margarethe, »so fragt den König Heinrich von Navarra. Er allein hat das Recht zu sprechen. Ich meines Theils kann Euch nur bemerken, daß derjenige, welchen Ihr sucht, lebt. Glaubt meinem Worte.«

»Ich glaube etwas noch Gewisserem, Madame, Euren schönen Augen, welche nicht geweint haben.«

Coconnas meinte einer Phrase nichts beifügen zu müssen, welche den doppelten Vorteil hatte, daß sie seinen Gedanken und die hohe Meinung ausdrückte, die er von dem Verdienste von La Mole hegte, und entfernte sich, indem er über eine Versöhnung mit Frau von Nevers nachdachte, nicht ihrer Person wegen, sondern um von ihr zu erfahren, was er von Margarethe nicht hatte erfahren können.

Große Schmerzen sind anormale Zustände, deren Joch der Geist so schnell abschüttelt, als es ihm möglich ist. Der Gedanke, Margarethe zu verlassen, brach Anfangs das Herz von La Mole, und er hatte mehr um den Ruf der Königin zu retten, als um sein eigenes Leben zu bewahren, in die Flucht gewilligt.

Schon am Abend des andern Tages kehrte er nach Paris zurück, um Margarethe auf ihrem Balcon zu sehen. Margarethe aber, als ob ihr eine geheime Stimme die Rückkehr des jungen Mannes mitgeteilt hätte, brachte den ganzen Abend an ihrem Fenster zu. Dadurch erfolgte, daß sich Beide mit dem unbeschreiblichen Glücke wiedersahen, welches unerlaubte Genüsse begleitet. Mehr noch: der schwermütige und romanhafte Geist von La Mole fand einen gewissen Reiz in dieser Widerwärtigkeit. Da jedoch der wahrhaft verliebte Liebhaber nur einen Augenblick glücklich ist, den, in welchem er sieht oder besitzt, und während der ganzen Zeit der Abwesenheit leidet, so beschäftigte sich La Mole in glühender Begierde, Margarethe wiederzusehen, damit, daß er, so schnell als möglich das Ereignis herbeizuführen suchte, das ihm dieselbe wiedergeben sollte, nämlich die Flucht des Königs von Navarra.

Margarethe überließ sich ihrerseits dem Glücke, mit so reiner Ergebenheit geliebt zu sein. Oft machte sie sich das, was sie als eine Schwäche betrachtete, zum Vorwurf, sie, der männliche Geist, der alle Förmlichkeiten der gewöhnlichen Liebe verachtete. Unempfindlich für die Kleinlichkeiten, welche für zarte Gemüter das süßeste, das wünschenswerteste Glück bilden, fand sie ihren Tag, wenn nicht glücklich ausgefüllt, doch wenigstens glücklich beschlossen, wenn sie gegen neun Uhr in einem weißen Nachtgewande auf ihrem Balcon erscheinend, auf dem Quai im

Schatten einen Kavalier erblickte, der seine Hand an seine Lippen oder an sein Herz drückte. Ein bezeichnendes Husten gewährte sodann dem Liebenden die Erinnerung an die geliebte Stimme. Zuweilen war es auch ein von einer kleinen Hand kräftig geschleudertes Billett, einen kostbaren Juwel enthaltend, der jedoch noch viel kostbarer war, weil er der Entsendenden gehört hatte, als des Stoffes wegen, der ihm seinen Wert verlieh, was einzige Schritte von dem jungen Manne auf dem Pflaster ertönte. Einem Raubvogel ähnlich, schoß dann La Mole auf seine Beute, drückte sie an seine Brust, antwortete auf demselben Wege und Margarethe verließ den Balcon nicht eher, als bis sie in der Nacht den Tritt des Pferdes sich verlieren hörte, das beim Kommen mit der größten Eile angetrieben wurde und sich entfernend von einem eben so trägen Stoffe zu sein schien, als der berühmte Coloß, der den Untergang von Troja herbeiführt.

Man höre, warum die Königin über das Schicksal von La Mole nicht unruhig war, dem sie übrigens aus Furcht, seine Schritte könnten bespätet werden, hartnäckig jedes andere Rendezvous verweigerte, als diese Zusammenkünfte auf spanische Weise, welche seit seiner Flucht dauerten und sich am Abend von jedem der Tage erneuerten, welche in Erwartung des Empfangs der Gesandten vergingen, der, wie man gesehen hat, auf den ausdrücklichen Befehl von Ambroise Paré um einige Tage verschoben worden war.

Am Abend vor diesem Empfang, als Jedermann im Louvre mit den Vorbereitungen für den nächsten Morgen beschäftigt war, öffnete Margarethe ihr Fenster und trat auf den Balcon. Aber kaum war sie daselbst, als La Mole eiliger als gewöhnlich und ohne den Brief von Margarethe abzuwarten den seinigen entsandte, der mit der gewöhnlichen Geschicklichkeit zu den Füßen seiner königlichen Geliebten niederfiel.

Margarethe begriff, daß der Brief etwas Besonderes enthalten mußte, und kehrte in ihr Zimmer zurück, um ihn zu lesen.

Das Billett enthielt auf dem *Recto* der ersten Seite folgende Worte:

»Madame, ich muß den König von Navarra sprechen, die Sache ist dringend. Ich warte.«

Und auf dem zweiten *Recto* die Worte, die man, die Blätter trennend, vereinzeln konnte:

»Madame und meine Königin, macht, daß ich Euch einen von den Küssen geben kann, die ich Euch schicke. Ich warte.«

Margarethe hatte kaum diesen zweiten Teil des Briefes gelesen, als sie die Stimme von Heinrich von Navarra hörte, der mit seiner gewöhnlichen Zurückhaltung an die Türe klopfte und Gillonne fragte, ob er eintreten könnte.

Die Königin teilte sogleich den Brief, steckte eine von den Seiten in ihren Schnürleib, die andere in ihre Tasche, lief an das Fenster; schloß dasselbe, kehrte in größter Eile zu der Türe zurück und rief:

»Tretet ein, Sire.«

So stille, so rasch, so geschickt auch Margarethe das Fenster geschlossen hatte, so war die Erschütterung doch bis zu Heinrich gedrungen, dessen inmitten dieser Gesellschaft, welcher er so sehr mißtraute, stets gespannten Sinne beinahe die außerordentliche Feinheit erlangt hatten, welche sie bei den in wildem Zustande lebenden Menschen erreichte. Doch der König von Navarra war keiner von den Tyrannen, die ihre Frauen Luft zu schöpfen oder die Gestirne zu betrachten verhindern wollen.

Heinrich war freundlich und lächelnd, wie gewöhnlich.

»Madame,« sagte er, »während alle Leute von Hof ihre Zeremonienkleider probieren, wollte ich mit Euch einige Worte über meine Angelegenheiten sprechen, die Ihr fortwährend als die Eurigen betrachtet, nicht wahr?«

»Allerdings, mein Herr; sind unsere Interessen nicht immer dieselben?«

»Ja, Madame, und ich wollte Euch deshalb fragen, was Ihr davon denkt, daß mich der Herzog von Alençon seit einigen Tagen so absichtlich flieht, daß er sich vorgestern nach Saint-Germain zurückgezogen hat. Sollte es nicht für ihn, der nur sehr wenig bewacht wird, ein Mittel sein, allein abzureisen oder am Ende gar nicht abzureisen? Sagt mir Eure Meinung, wenn es Euch beliebt, Madame. Sie wird für mich, ich gestehe es, von großem Gewichte sein, um die meinige zu bekräftigen.«

»Eure Majestät hat Recht, sich über das Stillschweigen meines Bruders zu beunruhigen. Ich dachte den ganzen Tag darüber nach, und es ist meine Ansicht, daß er mit Veränderung der Umstände sich auch verändert hat.«

»Das heißt, nicht wahr, daß er, da er König Karl krank und den Herzog von Anjou als König von Polen sieht, gern in Paris bleiben würde, um die Krone von Frankreich im Auge zu haben?«

»Ganz richtig.«

»Wohl, es ist mir lieb, er bleibe; nur verändert dieß unsern ganzen Plan; denn ich muß, um allein zu reisen, dreifach die Garantien haben, die ich verlangt hätte, um mit Eurem Bruder zu reisen, dessen Name und Gegenwart mich bei dem Unternehmen beschirmten. Ich wundere mich nur darüber, daß ich nicht von Mouy sprechen höre; es ist nicht seine Gewohnheit, so bewegungslos zu bleiben. Habt Ihr nicht zufällig Kunde von ihm, Madame?«

»Ich, Sire,« sprach Margarethe erstaunt, »wie soll ich?«

»Ei, bei Gott, meine Heure, nichts wäre natürlicher; Ihr hattet die Güte, um mir ein Vergnügen zu machen, dem kleinen La Mole das Leben zu retten . . . Dieser Junge mußte nach Mantes gehen, . . . und wenn man dahin geht, kann man auch zurückkehren.«

»Ah! das gibt mir den Schlüssel zu einem Rätsel, das ich vergebens zu deuten suchte,« erwiderte Margarethe. »Ich hatte das Fenster offen gelassen und fand, als ich wieder eintrat, auf dem Boden eine Art von Billett.«

»Seht Ihr!« rief Heinrich.

»Ein Billett, das ich Anfangs nicht verstand, und worauf ich kein Gewicht legte,« fuhr Margarethe fort, »vielleicht hatte ich Unrecht und es kommt von dieser Seite.«

»Das ist möglich,« sprach Heinrich, »ich wage sogar zu behaupten, es ist wahrscheinlich. Darf man das Billett sehen?«

»Allerdings, Sire,« antwortete Margarethe und übergab dem König das Blatt Papier, welches sie in ihre Tasche gesteckt hatte.

Der König warf einen Blick darauf.

»Ist dies nicht die Handschrift von Herrn de La Mole?« sagte er.

»Ich weiß nicht, die Schrift schien mir verstellt.«

»Gleichviel, wir wollen lesen.«

Und er las.

»Madame, ich muß den König von Navarra sprechen; die Sache ist dringend Ich warte.«

»Ah! ah!« rief Heinrich. »Seht Ihr, er sagt, er warte.«

»Gewiß sehe ich es,« sprach Margarethe, »aber was wollt Ihr?«

»Ventre-saint-gris! er soll kommen.«

»Er soll kommen!« rief Margarethe, ihre schönen Augen voll Erstaunen auf den König heftend. »Wie könnt Ihr so etwas sagen, Sire! Ein Mensch, den der König töten wollte, der bezeichnet, bedroht ist Er soll kommen, sagt Ihr? Sind die Türen für diejenigen gemacht. Welche . . . «

»Genötigt waren, durch das Fenster zu fliehen, wollt Ihr sagen?«

»Ganz richtig, Ihr vollendet meinen Gedanken.«

»Wohl, doch wenn sie den Weg durch das Fenster kennen, so sollen sie denselben einschlagen da sie durchaus nicht durch die Türe kommen dürfen; das ist ganz einfach.«

»Ihr glaubt,« sprach Margarethe vor Vergnügen bei dem Gedanken, sich La Mole zu nähern, errötend.

»Ich bin es überzeugt.«

»Aber wie heraufsteigen?«

»Habt Ihr die Strickleiter, die ich Euch zusandte, nicht aufbewahrt? Ah! daran würde ich Eure gewöhnliche Vorsicht nicht erkennen.«

»Gewiß, Sire«, sprach Margarethe.

»Dann ist die Sache abgemacht.«

»Was befiehlt Eure Majestät?«

»Das ist ganz einfach. Befestigt sie an Euren Balcon und laßt sie hinabhängen. Ist es von Mouy, welcher wartet, und ich bin versucht, dies zu glauben, ist es von Mouy, und er will heraufsteigen, so wird dieser würdige Freund steigen.«

Und ohne von seinem Phlegma abzugehen, nahm Heinrich die Kerze, um Margarethe bei dem Suchen der Leiter, wozu sie sich anschickte, zu leuchten. Das Suchen dauerte nicht lange: sie war

in einem Schranke des bekannten Kabinetts eingeschlossen.

»Da ist sie«, sprach Heinrich . . . »Nun bitte ich Euch, Madame, wenn dies nicht von Eurer Gefälligkeit zu viel fordern heißt, befestigt diese Leiter an dem Balcon.«

»Warum ich und nicht Ihr, Sire?« fragte Margarethe.

»Weil die besten Verschworenen auch die klügsten sind. Der Anblick eines Mannes könnte unsern Freund scheu machen. Ihr begreift . . . «

Margarethe lächelte und befestigte die Leiter.

»Gut,« sprach Heinrich, welcher in einer Ecke des Zimmers verborgen blieb, »zeigt Euch; nun laßt die Leiter sehen. Vortrefflich, ich bin überzeugt, Herr von Mouy wird heraufsteigen.«

Zehn Minuten nachher schwang sich wirklich ein freudetrunkener Mann auf den Balcon, zögerte aber einige Sekunden, als er sah, daß ihm die Königin nicht entgegenkam. Doch in Ermangelung von Margarethe trat Heinrich vor.

»Halt!« sagte er freundlich, »das ist nicht Mouy, es ist Herr de La Mole. Guten Abend, Herr de La Mole, tretet ein, ich bitte Euch.«

La Mole blieb einen Augenblick ganz erstaunt; wäre er noch an seiner Leiter gehängt, so würde er vielleicht, statt auf dem Balcon Fuß zu fassen, rückwärts gefallen sein.

»Ihr habt den König von Navarra in dringenden Angelegenheiten zu sprechen gewünscht,« sagte Margarethe, »ich ließ ihn davon in Kenntniss setzen, und hier ist er.«

Heinrich ging an das Fenster, um es zu schließen.

»Ich liebe Dich,« sprach Margarethe und drückte dem jungen Manne lebhaft die Hand.

»Nun, mein Herr,« fragte Heinrich, La Mole einen Stuhl bietend, »was sagen wir?«

»Wir sagen, Sire,« antwortete dieser, »daß ich Herrn von Mouy an der Barriere verlassen habe. Er wünscht zu erfahren, ob Maurevel gesprochen hat und ob seine Anwesenheit im Zimmer Eurer Majestät bekannt ist.«

»Noch nicht, aber es kann nicht mehr lange währen, wir müssen uns also beeilen.«

»Eure Meinung ist auch die seinige, Sire, und wenn morgen

Abend Herr von Alençon zur Abreise bereit ist, so wird sich Herr von Mouy mit hundert und fünfzig Mann an der Porte Saint-Marcel einfinden; hundert und fünfzig Mann erwarten Euch in Fontainebleau; so erreicht Ihr Blois, Angoulême und Bordeaux.«

»Madame,« sprach Heinrich, sich zu der Königin umwendend, »morgen werde ich für meine Person bereit sein; seid Ihr es auch?«

Die Augen von La Mole waren mit großer Bangigkeit auf die von Margarethe geheftet.

»Ihr habt mein Wort,« erwiderte die Königin, »wohin Ihr geht, folge ich Euch; aber Ihr wißt, Herr von Alençon muß zu gleicher Zeit mit uns abreisen. Bei ihm gibt es keine Mitte, entweder dient er uns oder er verrät uns; zögert er, so rühren wir uns nicht.«

»Weiß er etwas von diesem Plane, Herr de La Mole?« fragte Heinrich.

»Er muß vor einigen Tagen einen Brief von Herrn von Mouy erhalten haben.«

»Ah! ah!« rief Heinrich, »und er hat mir nichts davon gesagt!«

»Mißtraut ihm, Herr,« sprach Margarethe, »mißtraut ihm!«

»Seid unbesorgt, ich bin auf meiner Hut. Wie kann man Herrn von Mouy eine Antwort zukommen lassen?«

»Kümmert Euch nicht darum, Sire. Rechts oder links von Euerer Majestät, sichtbar oder unsichtbar wird er morgen während des Empfangs der Gesandten anwesend sein; ein Wort in der Rede der Königin mag ihm begreiflich machen, ob Ihr einwilligt oder nicht einwilligt, oder fliehen oder bleiben soll. Weigert sich der Herzog von Alençon, so verlangt er nur vierzehn Tage, um Alles in Eurem Namen zu organisieren.«

»In der Tat,« sprach Heinrich, »Herr von Mouy ist ein kostbarer Mann. Könnt Ihr in Eurer Rede den Satz, den man erwartet, einschieben, Madame?«

»Nichts leichter,« erwiderte Margarethe.

»Nun wohl,« sagte Heinrich, »ich werde morgen Herrn von Alençon sehen. Herr von Mouy mag auf seinem Posten sein und aufs halbe Wort verstehen.«

»Er wird nicht verfehlen, Sire.«

»So bringt ihm meine Antwort, Herr de La Mole. Ihr habt ohne

Zweifel ein Pferd, einen Diener in der Nähe.«

»Orthon erwartet mich auf dem Quai.«

»Begeht Euch zu ihm, Herr Graf. Oh! nicht durch das Fenster, das ist gut in der Not. Man könnte Euch sehen, und da man nicht wüßte, daß Ihr Euch mir zu Liebe der Gefahr bloßstellt, so würdet Ihr die Königin kompromittieren.«

»Doch auf welchem Wege soll ich gehen, Sire?«

»Wenn Ihr nicht allein in den Louvre herein könnt, so könnt Ihr doch mit mir hinaus, denn ich besitze das Losungswort. Ihr habt Euren Mantel, ich habe den meinigen; wir hüllen uns Beide ein und gelangen ohne Schwierigkeit durch die Pforte. Überdies wünschte ich Orthon einige besondere Befehle zu geben. Wartet hier, ich will sehen, ob Niemand in den Gängen ist.«

Heinrich ging mit der natürlichsten Miene der Welt hinaus, um den Weg zu erforschen. La Mole blieb allein bei der Königin.

»Oh! wann werde ich Euch wiedersehen?« sprach La Mole.

»Morgen Abend, wenn wir fliehen; an einem der nächsten Abende in dem Hause der Rue Cloche-Percée, wenn wir nicht fliehen.«

»Herr de La Mole,« sagte Heinrich zurückkommend, »Ihr könnt gehen, es ist Niemand da.«

La Mole verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor der Königin.

»Reicht ihm Eure Hand zum Kusse, Madame,« sprach Heinrich, »Herr de La Mole ist kein gewöhnlicher Diener.«

Margarethe gehorchte.

»Schließt die Strickleiter sorgfältig ein,« fügte der König bei, »es ist ein kostbares Geräte für Verschworene und man bedarf desselben oft in einem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartet. Kommt, Herr de La Mole, kommt!«

XXII.

Die Gesandten.

Am andern Tage begab sich die Bevölkerung von Paris nach dem Faubourg Saint-Antoine, durch welchen die Gesandten einziehen sollten. Ein Spalier von Schweizern hielt die Menge zurück und Reiter-Abtheilungen beschützten den Weg für die Herren und Damen des Hofes, welche dem Zuge entgegen ritten.

Bald erschien auf der Höhe der Abtei Saint-Antoine eine Truppe schwarz und gelb gekleideter Reiter, welche mit Pelz verbrämte Mäntel und Mützen trugen und breite, auf türkische Weise gekrümmte, Säbel in der Hand hatten.

Die Offiziere marschierten auf den Seiten der Linien.

Hinter dieser ersten Truppe erschien eine zweite mit wahrhaft orientalischem Luxus. Sie ritt vor den Gesandten, welche vier an der Zahl, prachtvoll das Fabelhafteste der ritterlichen Königreiche des 16ten Jahrhunderts vertraten.

Einer von den Gesandten war der Bischof von Krakau. Er trug ein halb priesterliches, halb kriegerisches, aber von Gold und Edelsteinen strotzendes Gewand. Sein weißes Pferd mit langer flatternder Mähne und hohem Tritte schien durch seine Nüstern Feuer zu schnauben. Niemand hätte gedacht, daß das edle Tier seit einem Monat täglich fünfzehn Meilen auf Wegen machte, welche durch das schlechte Wetter beinahe unbenutzbar geworden waren.

Neben dem Bischof ritt der Palatin Lasco, ein mächtiger Herr, der der Krone so nahe stand, daß er den Reichtum eines Königs besaß, wie er auch, den Stolz eines solchen hatte.

Nach den zwei vornehmsten Gesandten, welche zwei andere Palatine von hoher Geburt begleiteten, kam eine Anzahl polnischer Herren, deren mit Seide, Gold und Edelsteinen geschirrte Pferde den lärmenden Beifall des Volkes erregten. Die französischen Kavaliere wurden in der Tat, trotz des Reichtums ihrer Equipirung, von den Ankömmlingen, welche sie verächtlicher Weise Barbaren nannten, völlig verdunkelt.

Bis zum letzten Augenblicke hatte Catharina gehofft, der Empfang würde noch verschoben werden, und die Entscheidung des Königs würde seiner fortbestehenden Schwäche unterliegen. Als aber der Tag erschien, als sie Karl, bleich wie ein Gespenst, den königlichen Mantel anlegen sah, begriff sie, daß man sich scheinbar unter diesen eisernen Willen beugen mußte, und der sicherste Teil für Heinrich von Anjou wäre die glänzende Verbannung, zu der man ihn verdammt hatte.

Abgesehen von den paar Worten, die er gesprochen, als er die Augen in der Sekunde öffnete, wo seine Mutter aus dem Kabinett trat, hatte Karl seit der Szene, welche die Krise herbeiführte, der er beinahe unterlegen wäre, nichts mehr mit seiner Mutter geredet. Jedermann im Louvre wußte, daß ein furchtbarer Streit zwischen ihnen stattgefunden hatte, ohne daß man die Ursache dieses Streites kannte, und die Kühnsten zitterten vor diesem kalten Stillschweigen, wie die Vögel vor der bedrohlichen Ruhe zittern, die dem Sturme vorhergeht.

Indessen hatte sich Alles im Louvre vorbereitet, allerdings nicht wie für ein Fest, sondern wie für eine traurige Zeremonie. Der Gehorsam jedes Einzelnen war düster und leidend. Man wußte, daß Catharina gezittert hatte, und alle Welt zitterte.

Der große Empfangssaal des Palastes war zu diesem Behufe eingerichtet worden, und da dergleichen Versammlungen gewöhnlich öffentlich stattfanden, so hatten die Garden und Wachen Befehl erhalten, mit den Gesandten Alles, was die Zimmer und Höfe an Volk fassen konnten, mit einzulassen.

Was Paris betrifft, so war sein Anblick der, welchen die große Stadt stets unter solchen Umständen bietet, d. h. es herrschten überall Gedränge und Neugierde. Nur würde Jeder, der an diesem Tage die Bevölkerung der Hauptstadt genau beobachtet hätte, unter den aus ehrlichen, naiv ausgesperrten Bürgergesichtern bestehenden Gruppen viele in große Mäntel gehüllte Männer erschaut haben, welche sich durch Blicke, durch Zeichen mit der Hand antworteten, wenn sie von einander entfernt standen, und mit leiser Stimme ein paar Worte austauschten, so oft sie sich näherten. Diese Männer schienen indessen sehr mit dem Zuge beschäftigt, folgten demselben als die Ersten und erhielten, wie man glauben mußte, Befehle von einem ehrwürdigen Greise,

dessen schwarze, lebhaftige Augen, trotz seines weißen Bartes und seiner gräulichen Brauen, eine frische Tätigkeit kundgaben. Diesem Greise gelang es wirklich, sei es durch seine eigenen Mittel, sei es durch die Anstrengungen seiner Gefährten, unter den Ersten in den Louvre zu schlüpfen, und durch die Gefälligkeit des Anführers der Schweizer, eines würdigen, trotz seiner Bekehrung gar wenig katholischen Hugenotten, vermochte er sich unter den Gesandten, Margarethe und Heinrich von Navarra gerade gegenüber, aufzupflanzen.

Durch La Mole unterrichtet, daß Herr von Mouy unter einer Verkleidung der Versammlung beiwohnen sollte, schaute Heinrich überall umher. Endlich begegneten seine Blicke denen des Greises und verließen ihn nicht mehr. Ein Zeichen von Mouy beseitigte alle Zweifel des Königs von Navarra. Herr von Mouy war so gut verkleidet, daß Heinrich von Anfang nicht glauben wollte, dieser Mensch mit dem weißen Barte könnte eine und dieselbe Person mit dem unerschütterlichen Führer der Hugenotten sein, der sich fünf bis sechs Tage vorher so mächtig verteidigt hatte.

Ein Wort von Heinrich, der Königin Margarethe zugeflüstert, zog die Blicke der Königin auf Mouy: dann irrten ihre schönen Augen wieder in den Tiefen des Saales umher. Sie suchte La Mole, aber vergeblich.

La Mole war nicht da.

Die Reden begannen. Die erste war an den König. Lasco bat ihn im Namen des Reichstages um seine Einwilligung dazu, daß die Krone von Polen einem Prinzen des Hauses Frankreich angeboten würde.

Karl antwortete durch eine kurze, bestimmte Beipflichtung, wobei er den Herzog von Anjou, seinen Bruder, vorstellte, dessen Mut er den Gesandten gegenüber großes Lob spendete. Er sprach Französisch. Ein Dolmetscher übersetzte seine Antwort nach jeder Periode, und während der Dolmetscher sprach, konnte man den König an seinen Mund ein Sacktuch drücken sehen, das jedes mal mit Blut befleckt zurückkam.

Als die Antwort von Karl beendet war, wandte sich Lasco gegen den Herzog von Anjou, verbeugte sich vor ihm und fing eine lateinische Rede an, in welcher er ihm den Thron im Namen

der polnischen Nation anbot.

Der Herzog antwortete in derselben Sprache und mit einer Stimme, deren Bewegung er vergebens zu bewältigen suchte, er nehme dankbar die ihm zugedachte Ehre an. So lange er sprach, blieb Karl, die Lippen zusammengepreßt, das Auge starr auf ihn gerichtet, unbeweglich, drohend, wie eines Adlers Auge, aufrecht stehen. Als der Herzog von Anjou geendigt hatte, nahm Lasco die auf einem roten Sammetkissen liegende Krone der Jagellonen, und während zwei polnische Herren den Herzog von Anjou mit dem Königsmantel bekleideten, legte er diese Krone in die Hände von Karl.

Karl machte seinem Bruder ein Zeichen. Der Herzog von Anjou kniete vor ihm nieder, und Karl drückte ihm mit seinen eigenen Händen die Krone auf das Haupt.

Hierauf wechselten die zwei Könige einen der gehässigsten Küsse, die sich je zwei Brüder gegeben haben.

Alsbald rief ein Herold:

»Alexander Eduard Heinrich von Frankreich, Herzog von Anjou, ist zum König von Polen gekrönt worden. Es lebe der König von Polen!«

Die ganze Versammlung wiederholte einstimmig:

»Es lebe der König von Polen!«

Dann wandte sich Lasco gegen die Königin von Navarra. Die Rede der schönen Fürstin war bis zuletzt aufbewahrt worden. Da dies als eine Galanterie zu betrachten war, die man ihr zugestanden hatte, um ihren schönen Geist, wie man damals sagte, glänzen zu lassen, so horchte Jedermann mit großer Aufmerksamkeit auf die Antwort, welche in lateinischer Sprache gegeben werden sollte. Wir haben gesehen, daß Margarethe sie selbst abgefaßt hatte.

Die Rede von Lasco war mehr eine Lobeserhebung, als eine Rede. Obgleich ganz und gar Sarmate, hatte er sich doch der Bewunderung gefügt, welche Allen die schöne Königin von Navarra einflößte. Seine Sprache Ovid, seinen Styl aber Ronsard entlehnend, sagte er, von Warschau mitten in der Nacht abreisend, hätten er und seine Gefährten den Weg nicht zu finden gewußt, wären sie nicht, wie die Könige aus dem Morgenlande,

und sogar noch glücklicher als diese Könige, durch zwei Sterne geleitet worden. Diese Sterne seien immer glänzender erschienen, je mehr sie sich Frankreich genähert, und nun erkennen sie, daß es nichts Anderes gewesen, als die zwei schönen Augen der Königin von Navarra. Vom Evangelium auf den Koran, von Syrien auf das steinige Arabien, von Nazareth auf Mekka übergehend, schloß er, indem er sagte, er wäre ganz bereit, zu tun, was glühende Anhänger des Propheten tun, die, nachdem sie einmal das Glück gehabt, sein Grab zu erschauen, sich die Augen aushöhlten, urteilend, daß man, wenn man einen so schönen Anblick genossen, nichts in der Welt mehr einer Bewunderung würdig finden könnte.

Diese Rede wurde mit Beifallsbezeugungen von Seiten derjenigen überhäuft, welche die lateinische Sprache inne hatten, weil sie die Meinung des Redners teilten, und ebenso von Seiten derjenigen, welche sie nicht verstanden, denn sie wollten sich das Ansehen geben, als verstünden sie dieselbe.

Margarethe machte zuerst eine anmutige Verbeugung vor dem artigen Sarmaten, dann begann sie dem Gesandten antwortend, während sie aber zugleich ihre Augen auf Herrn von Mouy heftete, mit folgenden Worten:

»Quod nunc hac in aulā insperati adestis
exultaremus ego et rex conjux, nisi ideo immineret calamitas,
scilicet non solum fratris sed etiam
amici orbitas.«²⁵

Diese Worte hatten einen doppelten Sinn, und konnten, während sie an Herrn von Mouy gerichtet waren, auch Heinrich von Anjou betreffen. Der Letztere verbeugte sich auch zum Zeichen der Dankbarkeit.

Karl erinnerte sich nicht, diesen Satz in der Rede gelesen zu haben, welche ihm einige Tage vorher mitgeteilt worden war, aber er legte kein großes Gewicht auf die Worte von Margarethe, die er nur als eine Sprache einfacher Höflichkeit betrachtete.

Margarethe fuhr fort:

»Adeo dolemur a te dividi, ut tecum proficisci,
maluissemus, sed idem fatum, quod nunc sine ullā
morā Lutetiā cedere juberis, hac in urbe detinet,

Proficiscere ergo, frater; proficiscere, amice; proficiscere sine nobis: proficiscentem sequentur spes et desideria nostra.²⁶«

Man kann sich leicht denken, daß Herr von Mouy mit tiefer Aufmerksamkeit diese Worte hörte, die, an die Gesandten gerichtet, für ihn allein ausgesprochen wurde. Wohl hatte Heinrich bereits zwei oder drei Mal den Kopf verneinend auf den Schultern hin und her gedreht, um dem jungen Hugenotten begreiflich zu machen, Alençon habe sich geweigert, aber diese Gebärde, welche eine Wirkung des Zufalls sein konnte, wäre Mouy ungenügend erschienen, wenn die Worte von Margarete dieselbe nicht bestätigt hätten. Während er aber Margarethe anschaute und mit ganzer Seele auf ihre Worte horchte, trafen seine schwarzen unter den grauen Brauen scharf glänzenden Augen Catharina, welche, wie von einem elektrischen Schläge berührt, bebte und ihren Blick nicht mehr von dieser Seite des Saales abwandte.

»Das ist ein seltsames Gesicht,« murmelte sie, indes sie ihr Gesicht beständig nach den Gesetzen des Zeremoniells gerichtet hielt. »Wer ist dieser Mensch, der Margarethe so aufmerksam anschaut und von Margarethe und Heinrich ebenfalls aufmerksam angeschaut wird?«

Die Königin von Navarra setzte indessen ihre Rede fort, worin sie von diesem Augenblicke an die Artigkeiten des polnischen Gesandten erwiderte, während sich Catharina den Kopf darüber zerbrach, wer der schöne Greis sein, könnte, als sich ihr der Zeremonienmeister von hinten näherte und ihr ein parfümiertes Söckchen von Atlaß übergab, das ein viereckig zusammengelegtes Papier enthielt. Sie öffnete das Säckchen, zog das Papier heraus und las folgende Worte:

»Maurevel hat mit Hilfe eines herzstärkenden Mittels, das ich ihm gegeben, etwas Kraft erlangt und wurde dadurch in den Stand gesetzt, den Namen des Mannes zu schreiben, welcher sich in dem Zimmer des Königs von Navarra befunden hat. Dieser Mann ist Herr von Mouy.«

»Von Mouy!« dachte die Königin, »wohl, ich hatte es geahnt. Aber dieser Greis . . . Ei! Cospetto! . . . dieser Greis ist . . . «

Catharina verharrte das Auge starr, den Mund geöffnet.

Dann sich an das Ohr des Kapitäns der Garden neigend, der an ihrer Seite stand, sagte sie:

»Schaut, doch als ob es nur zufällig geschehen würde nach dem Herrn Lasco, welcher in diesem Augenblick spricht. Seht Ihr hinter ihm einen Greis mit weißem Barte, in einem schwarzen Sammetkleid?«

»Ja, Madame.«

»Gut. Verliert, ihn nicht aus dem Blicke.«

»Ihr meint denjenigen, welchem der König von Navarra ein Zeichen macht?«

»Allerdings. Stellt Euch mit zehn Mann an die Pforte des Louvre und ladet ihn, wenn er hinausgeht, von Seiten des Königs zum Mittagmahle ein. Folgt er Euch, so führt ihn in ein Zimmer und haltet ihn darin gefangen. Weigert er sich, so bemächtigt Euch seiner tot oder lebendig. Geht, geht.«

Nur sehr wenig mit der Rede von Margarethe beschäftigt, hatte Heinrich glücklicher Weise seinen Blick auf Catharina geheftet und keinen Ausdruck ihres Gesichtes verloren. Als er die Augen der Königin Mutter mit so großer Erbitterung auf Herrn von Mouy gerichtet sah, wurde er unruhig; er gewahrte, wie Catharina dem Kapitän der Garden einen Befehl gab, und begriff Alles.

In diesem Augenblick machte er die Gebärde, welche Herr von Nancey wahrgenommen hatte, und die in der Zeichensprache bedeutete: »Ihr seid entdeckt, flüchtet Euch sogleich.«

Herr von Mouy begriff diese Gebärde, welche so gut zu dem an ihn gerichteten Teil der Rede paßte. Er ließ sich dieß nicht zweimal sagen, drängte sich durch die Menge und verschwand.

Heinrich war aber nicht eher ruhig, als bis er Herrn von Nancey zurückkehren sah und an dem Zusammenziehen des Gesichtes der Königin erkannte, daß dieser ihr meldete, er wäre zu spät gekommen.

Die Audienz war beendet. Margarethe wechselte noch einige nicht offizielle Worte mit Lasco. Der König erhob sich wankend, grüßte und entfernte sich, auf die Schulter von Ambroise Paré gestützt, der ihn nicht verließ, seitdem ihm der bekannte Unfall begegnet war.

Catharina, bleich vor Zorn, und Heinrich, stumm vor Schmerz,

folgten ihm.

Der Herzog von Alençon hatte sich während der Zeremonie völlig unbemerkt gemacht. Und nicht ein einziges Mal war der Blick von Karl, der sich nicht einen Moment von dem Herzog von Anjou abwandte, auf ihn gerichtet gewesen.

Der neue König von Polen fühlte sich verloren. Ferne von seiner Mutter, von diesen Barbaren entführt, war er Anteus, dem Sohne der Erde ähnlich, welcher von den Armen des Hercules emporgehoben seine Kräfte verlor. Einmal jenseits der Grenze, betrachtet sich der Herzog von Anjou als für immer vom Throne Frankreichs ausgeschlossen.

Statt dem König zu folgen, begab er sich zu seiner Mutter.

Er fand sie nicht minder düster, nicht minder unruhig, als er selbst war, denn sie dachte an den feinen, spöttischen Kopf, den sie während der Zeremonie nicht aus dem Gesichte verloren hatte, an den Bearer, dem das Schicksal, Könige, Prinzen, Mörder, seine Feinde und seine Hindernisse aus dem Wege räumend, Platz zu machen schien.

Als ihn Catharina bleich unter seiner Krone, gebrochen unter seinem Königsmantel erblickte, als sie sah, wie er flehend ohne ein Wort zu sprechen seine Hände faltete, diese schönen Hände, die er von ihr hatte, stand sie auf und ging ihm entgegen.

»Oh! meine Mutter,« rief der König von Polen, »ich bin also verdammt, in der Verbannung zu sterben.«

»Mein Sohn,« erwiderte Catharina, »vergeßt Ihr so schnell die Weissagung von René? Seid unbesorgt, Ihr werdet nicht lange dort bleiben.«

»Meine Mutter, ich beschwöre Euch bei dem ersten Gerüchte, bei der ersten Mutmaßung, die Krone von Frankreich könnte erledigt werden, benachrichtigt mich! . . . «

»Seid ruhig mein Sohn, bis zu dem Tage, den wir Beide erwarten, wird beständig in meinem Stalle ein Pferd gesattelt stehen und in meinem Gemache ein zur Abreise nach Polen bereiter Eilbote warten.«

XXIII.

Orestes und Pylades.

Als Heinrich von Anjou abgereist war, hätte man glauben sollen, der Friede und das Glück wären in den Louvre an den Herd dieser Familie der Atriden zurückgekehrt.

Karl vergaß seine Schwermut, erlangte seine kräftige Gesundheit wieder, jagte mit Heinrich und sprach mit ihm von der Jagd an den Tagen, an denen er nicht jagen konnte, wobei er ihm nur Eines zum Vorwurfe machte: seine Unempfindlichkeit gegen die Beize, denn er sagte, er wäre ein vollkommener Fürst, wenn er Falken so gut als Schweißhunde zu dressiren wüßte.

Catharina war wieder gute Mutter geworden, sanft gegen Karl und Alençon, liebevoll gegen Heinrich und Margarethe, freundlich gegen Frau von Nevers und Frau von Sauves, und unter dem Vorwande, daß er in der Erfüllung eines Befehles von ihr verwundet worden sei, trieb sie ihre Herzensgüte so weit, daß sie Maurevel zweimal in seinem Hause in der Rue de la Cerisaie besuchte.

Margarethe setzte ihre Liebschaft nach spanischer Weise fort.

Jeden Abend öffnete sie ihr Fenster und korrespondierte mit La Mole durch Gebärden und Briefe, und in jedem seiner Briefe erinnerte der junge Mann seine schöne Königin daran, daß sie ihm zum Lohne für seine Verbannung einige süße Augenblicke in der Rue Cloche-Percée versprochen hatte.

Eine einzige Person war allein und getrennt in dem wieder so ruhig und friedlich gewordenen Louvre.

Diese Person war unser Freund, der Graf Annibal von Coconnas.

Allerdings war es etwas, daß er La Mole am Leben wußte; es war viel, daß er immer noch von Frau von Nevers, der lachendsten, phantastischsten aller Frauen, bevorzugt wurde. Aber alles Glück einer ihm bewilligten Zusammenkunft mit der schönen Herzogin, alle Geistesruhe, die Margarethe Coconnas über das Schicksal ihres gemeinschaftlichen Freundes gab,

waren in den Augen des Piemontesen nicht so viel wert, als eine einzige Stunde mit La Mole bei dem Freunde La Hurière, bei einer Kanne süßen Weines, zugebracht oder eine Kreuz- und Querfahrt nach allen Orten von Paris, wo ein ehrlicher Edelmann Risse in seiner Haut, in seiner Börse oder in seinem Kleide bekommen konnte.

Zur Schande der Menschheit muß man gestehen, daß Frau von Nevers nur mit großer Ungeduld diese Nebenbuhlerschaft von La Mole ertrug, nicht als ob sie dem Provençal abhold gewesen wäre, im Gegenteil, hingerissen durch den unwiderstehlichen Instinkt, der jede Frau unwillkürlich antreibt, gegen den Liebhaber einer andern Frau, besonders wenn diese ihre Freundin ist, sich auf eine gefallsüchtige Weise zu benehmen, hätte sie La Mole durchaus nicht mit den Blitzen ihrer Smaragdaugen verschont, und Coconnas hätte die Händedrücke und den Aufwand an Liebenswürdigkeit der Herzogin zu Gunsten seines Freundes während der Tage der Laune beneiden können, an welchen das Gestirn des Piemontesen an dem Himmel seiner schönen Geliebten zu erbleichen schien. Aber Coconnas, der fünfzehn Personen wegen eines einzigen Blickes seiner Dame erwürgt hätte, war so wenig eifersüchtig auf La Mole, daß er ihm häufig in Folge solcher Launenhaftigkeiten der Herzogin gewisse vertrauliche Mitteilungen in das Ohr flüsterte, worüber der Provençale errötet war.

Hierdurch erfolgte, daß Henriette, welche die Abwesenheit von La Mole aller Vorteile beraubte, die ihr die Gesellschaft von Coconnas verschafft hatte, nämlich seiner unversiegbaren Heiterkeit und seiner nicht zu sättigenden Vergnügungssucht, eines Tags Margarethe aufsuchte, um sie zu bitten, ihr den Unerläßlichen zurückzugeben, ohne welchen der Geist und das Herz von Coconnas von Tag zu Tag immer mehr verdunsteten.

Stets mitleidig und überdies bestürmt durch die Bitten von La Mole und angetrieben durch die Wünsche ihres eigenen Herzens gab Margarethe ihrer Freundin Henriette für den zweiten Tag Rendezvous in dem Hause mit den zwei Türen, um dort diese Stoffe in einer Unterredung, die Niemand unterbrechen könnte, gründlich zu behandeln.

Coconnas empfing auf eine ziemlich unfreundliche Weise das

Billett von Henriette, das ihm auf halb zehn Uhr Abends in die Rue Tizon beschied. Nichtsdestoweniger begab er sich nach dem Orte der Zusammenkunft, wo er Henriette fand, welche sich bereits sehr darüber geärgert hatte, daß sie zuerst angekommen war.

»Pfui! mein Herr,« sagte sie, »es ist sehr ungebildet, ich sage nicht eine Prinzessin, sondern eine Frau so warten zu lassen.«

»Oh! warten,« erwiderte Coconnas, »das ist einmal ein Wort von Euch. Ich wette im Gegenteil, daß wir der bestimmten Zeit noch voraus sind.«

»Ich, ja.«

»Bah, ich auch; ich wette, es ist höchstens zehn Uhr.«

»Wohl, aber in meinem Billett hieß es halb zehn Uhr.«

»Ich bin auch um neun Uhr vom Louvre weggegangen; denn ich habe den Dienst bei dem Herzog von Alençon, weshalb ich, beiläufig gesagt, genötigt sein werde, Euch in einer Stunde zu verlassen.«

»Was Euch ganz angenehm ist?«

»Meiner Treu, nein, der Herzog ist ein sehr verdrießlicher, wunderlicher Mensch, und wenn ich gezankt werden soll, so mag es lieber durch hübsche Lippen, wie die Eurigen, geschehen, als durch einen schiefen Mund, wie der seinige.«

»Nun, das klingt ein wenig besser,« versetzte die Herzogin. »Ihr sagt also, Ihr wäret um neun Uhr vom Louvre weggegangen.«

»Oh! mein Gott, ja, in der Absicht, geraden Wegs hierher zu kommen, als ich an der Ecke der Rue de Grenéle einen Mann erblicke, der La Mole gleicht.«

»Gut, abermals La Mole.«

»Allerdings, mit Euerer Erlaubnis oder ohne dieselbe.«

»Grobian!«

»Gut,« sprach Coconnas, »wir fangen unsere Höflichkeiten wieder an.«

»Nein, aber endigt Eure Erzählung.«

»Ich verlange nicht, dieselbe zum Besten zu geben Ihr fragt, warum ich so spät komme.«

»Allerdings; ist es meine Sache, zuerst einzutreffen?«

»Ei, Ihr habt Niemand zu suchen.«

»Ihr seid in der Tat verletzend, mein Lieber; doch fahrt fort. Also an der Rue de Grenéle saht Ihr einen Menschen, der La Mole ähnlich ist; aber was habt Ihr an Eurem Wammse? Blut!«

»Es wird mich wohl einer beim Fallen bespritzt haben.«

»Ihr habt Euch geschlagen?«

»Ich denke.«

»Für Euren La Mole?«

»Für wen soll ich mich sonst schlagen, für eine Frau?«

»Ich danke.«

»Ich folge also diesem Menschen, der die Frechheit hatte, das Aussehen meines Freundes zu entlehnen. Ich hole ihn in der Rue Coquillière ein, ich trete vor ihn, ich schaue ihm bei dem Schimmer einer Bude unter die Nase.«

»Gut, das war wohl getan.«

»Ja, aber es ist ihm schlecht bekommen. ›Mein Herr,‹ sage ich zu ihm, Ihr seid ein Geck, daß Ihr Euch erlaubt, entfernt meinem Freunde La Mole zu gleichen, der ein vollkommener Kavalier ist, während man, wenn man Euch von Nahem betrachtet, sieht, daß Ihr nur ein Landstreicher seid.‹ Hiernach nahm er den Degen in die Hand; ich tat dasselbe. Bei dem dritten Stoße fällt der Ungeschickte nieder und bespritzt mich.«

»Ihr habt ihm doch wenigstens Hilfe geleistet?«

»Ich wollte es tun, als ein Reiter vorüber kam. Diesmal, Herzogin, war ich gewiß, daß ich La Mole sah. Leider lief das Pferd im Galopp. Ich lief dem Pferde nach, und die Leute, die sich versammelt hatten, liefen hinter mir. Da man mich aber, insofern mir diese ganze Canaille folgte und gleichsam auf meinen Fersen brüllte, für einen Dieb halten sollte, so wandte ich mich um, um sie in die Flucht zu schlagen, wodurch ich etwas Zeit verlor. Während dieser Zeit war der Reiter verschwunden. Ich verfolge ihn, ich erkundigte mich, ich fragte, gab die Farbe des Pferdes an; aber vergebens, Niemand hatte ihn gesehen. Endlich der Sache müde, kam ich hierher.«

»Der Sache müde!« sprach die Herzogin, »wie artig das ist!«

»Hört, liebe Freundin,« versetzte Coconnas, sich nachlässig in einen Lehnstuhl legend, »Ihr macht mir abermals Vorwürfe, in Beziehung auf diesen armen La Mole. Ihr habt Unrecht, denn seht

Ihr, die Freundschaft Ich wünschte wohl seinen Geist und sein Wissen zu besitzen, ich fände am Ende eine Vergleichung, um meinen Gedanken auszudrücken. Die Freundschaft, seht Ihr, ist ein Stern, während die Liebe . . . die Liebe, . . . nun, ich habe die Vergleichung, . . . die Liebe ist nur eine Kerze. Ihr werdet mir sagen, es gäbe verschiedene Arten.«

»Von Liebe?«

»Nein, von Kerzen, und es gebe darunter, welche den Vorzug verdienen. Die Rosakerze z. B. ist die beste. Aber obgleich rosa, wird sie doch abgenutzt, wird sie doch verbraucht, während der Stern beständig glänzt. Hierauf werdet Ihr mir antworten. wenn die Kerze verbraucht sei, stecke man eine andere in den Leuchter.«

»Herr von Coconnas, Ihr seid ein Alberner.«

»Bah!«

»Herr von Coconnas, Ihr seid ein Frecher.«

»Bah, bah!«

»Herr von Coconnas, Ihr seid ein Unverschämter.«

»Madame, ich sage Euch, daß Ihr Schuld seid, wenn ich La Mole noch dreimal mehr vermisse und beklage.«

»Ihr liebt mich nicht mehr.«

»Im Gegenteil, Herzogin, Ihr versteht das nicht, ich vergöttere Euch. Aber ich kann Euch lieben, schätzen, vergöttern, und in meinen verlorenen Augenblicken dennoch meinen Freund loben.«

»Ihr nennt also Eure verlorenen Augenblicke diejenige, in welchen Ihr bei Mir seid.«

»Was wollt Ihr? dieser arme La Mole steht unablässig vor meinen Gedanken.«

»Ihr zieht ihn mir vor, das ist unwürdig! Gesteht offenherzig, daß Ihr mir ihn vorzieht. Annibal, ich sage Euch, wenn Ihr irgend Etwas in der Welt mir vorzieht . . . «

»Henriette, Schönste der Herzoginnen, für Eure eigene Ruhe bitte ich Euch, macht keine indiskrete Frage an mich. Ich liebe Euch mehr, als alle Frauen, aber ich liebe La Mole mehr, als alle Männer.«

»Gut geantwortet,« sprach plötzlich eine fremde Stimme.

Und ein Damastvorhang, welcher vor einer großen Füllung

ausgehoben wurde, die in die Dicke der Mauer gleitend, eine Verbindung zwischen den zwei Zimmern öffnete, ließ La Mole sehen, der in dem Rahmen dieser Türe stand, wie ein schönes Porträt von Tizian in seiner goldenen Einfassung.

»La Mole!« rief Coconnas, ohne auf Margarethe zu achten und ohne sich Zeit zu lassen, ihr für die Überraschung zu danken, welche sie ihm bereitet hatte, »La Mole, mein Freund, mein teurer Freund!«

Und er stürzte in die Arme seines Freundes und warf dabei den Stuhl nieder, auf dem er saß, und den Tisch, der sich in seinem Wege fand.

La Mole erwiderte seine Umhalsungen mit vollem Ergüsse. Während er dieselben aber erwiderte, sagte er, sich an die Herzogin von Nevers wendend:

»Verzeiht, Madame, wenn mein Name, unter Euch ausgesprochen, Anlaß zu einer Störung Euerer reizenden Wirtschaft gab. Gewiß,« fügte er mit einem Blicke voll unendlicher Zärtlichkeit auf Margarethe bei, »gewiß ich bin nicht Schuld, daß ich Euch nicht früher sah.«

»Du siehst, Henriette,« sprach Margarethe, »daß ich Dir Wort gehalten habe. Hier ist er!«

»Ich habe also einzig und allein den Bitten der Frau Herzogin dieses Glück zu danken?« sagte La Mole.

»Einzig und allein ihren Bitten,« antwortete Margarethe.

Dann sich gegen La Mole umwendend, fuhr sie fort:

»La Mole, ich erlaube Euch kein Wort von dem zu glauben, was ich sage.«

Coconnas, der seinen Freund zehnmal an das Herz gedrückt, zehnmal sich im Ringe um ihn gedreht hatte, der einen Leuchter an sein Gesicht gehalten hatte, um ihn nach Wohlgefallen zu betrachten, kniete nun vor Margarethe nieder und küßte den Saum ihres Kleides.

»Oh! das ist ein Glück,« sprach die Herzogin von Nevers, »Ihr werdet mich nun erträglich finden.«

»Mordi! ich werde Euch finden, wie immer: anbetungswürdig; nur werde ich es Euch von besserem Herzen sagen. Hätte ich nur etliche dreißig Polen, Sarmaten und andere nordländische

Barbaren hier, um sie zu dem Geständnisse zu zwingen, daß Ihr die Königin der Schönen seid.«

»Ei, sachte, sachte, Coconnas,« sprach La Mole, »was ist denn Frau Margarethe?«

»Oh, ich widerrufe nicht,« antwortete Coconnas mit einem halb ernstern, halb komischen Tone, der nur ihm eigentümlich war: »Frau Henriette ist die Königin der Schönen, und Frau Margarethe ist die Schöne unter den Königinnen.«

Was aber auch der Piemontese sagen oder tun mochte, er war nur von dem Glücke erfüllt, seinen lieben La Mole wieder gefunden zu haben, er hatte nur Augen für ihn.

»Kommt, meine schöne Königin,« sprach Frau von Nevers, »kommt, und lassen wir diese vollkommenen Freunde eine Stunde mit einander plaudern. Sie haben sich tausend Dinge zu sagen, die unserem Gespräch in die Quere kommen würden. Es ist zwar hart für uns, aber das einzige Mittel, Herrn Annibal seine volle Gesundheit wieder zu geben. Tut mir also den Gefallen, meine Königin, da ich einmal so albern bin, diesen abscheulichen Kopf zu lieben, wie sein Freund La Mole sagt.«

Margarethe flüsterte La Mole, der, so sehr er sich auch sehnte, seinen Freund wiederzusehen, doch gerne die Zärtlichkeit von Coconnas etwas minder anspruchsvoll gefunden hätte, einige Worte in das Ohr.

Während dieser Zeit suchte Coconnas durch alle mögliche Bethürungen ein ungezwungenes Lächeln und ein sanftes Wort auf die Lippen von Henriette zu bringen, ein Resultat, zu welchem er leicht gelangte.

Die zwei Frauen begaben sich nun in das Nebenzimmer, wo das Abendbrot ihrer harrte.

Das Erste, worüber Coconnas seinen Freund im Einzelnen fragte, war der unselige Abend, der ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Während La Mole in seiner Erzählung vorrückte, bebte der Piemontese, der doch bekanntlich in diesem Punkte nicht leicht zu erschüttern war, an allen Gliedern.

»Und warum hast Du Dich,« sagte er, »statt in das Weite zu sausen, wie Du es getan, und mir so große Unruhe zu bereiten, nicht zu unserem Herrn geflüchtet? Der Herzog, der Dich

verteidigt hatte, würde Dich auch verborgen haben. Ich hätte bei Dir gelebt, und meine Traurigkeit würde, wenn auch geheuchelt, nichtsdestoweniger die einfältigen Bursche bei Hofe getäuscht haben.«

»Zu unserem Herrn?« sprach La Mole leise, zu dem Herzog von Alençon?

»Ja, nachdem, was er mir sagte, mußte ich glauben. Du hättest ihm das Leben zu verdanken.«

»Ich verdanke das Leben dem König von Navarra,« erwiderte La Mole.

»Oh, oh!« rief Coconnas, »bist Du dessen gewiß?«

»Es ist kein Zweifel möglich.«

»Oh, der gute, der vortreffliche König! Aber was tat der Herzog von Alençon bei dieser ganzen Geschichte?«

»Er hielt den Strick, um mich zu erdrosseln.«

»Mordi!« rief Coconnas, »weißt Du das ganz sicher, La Mole? Wie? dieser bleiche Prinz, dieses Pommerchen, dieser Grünspecht will meinen Freund erdrosseln! Ah, ich werde ihm morgen sogleich sagen, was ich von dieser ganzen Sache halte.«

»Bist Du verrückt?«

»Es ist wahr, er würde wieder anfangen; . . . doch gleichviel, das soll nicht so hingehen.«

»Stille, Coconnas, beruhige Dich und vergiß nicht, daß es so eben halb elf Uhr geschlagen hat, und daß Du diesen Abend den Dienst hast.«

»Ich kümmerge mich den Teufel um den Dienst. Ah, gut, er mag darauf rechnen! Mein Dienst! Ich einem Menschen dienen, der die Schnur gehalten hat! . . . Du scherzest! Nein! . . . Das ist ein Wink der Vorsehung. Es steht geschrieben, daß ich Dich wiederfinden soll, um Dich nie mehr zu verlassen. Ich bleibe hier.«

»Unglücklicher, bedenke doch, Du bist nicht betrunken.«

»Glücklicherweise, denn wenn ich es wäre, würde ich den Louvre in Brand stecken.«

»Sei vernünftig, Annibal,« versetzte La Mole, »kehre nach Hause, der Dienst ist etwas Heiliges.«

»Kehrst Du mit mir zurück?«

»Unmöglich.«

»Sollte man noch daran denken, Dich umzubringen?«

»Ich glaube nicht; ich bin zu unwichtig, als daß gegen mich ein bestimmtes Komplott stattfinden, ein fester Entschluß verfolgt werden sollte. In einem Anfall von Laune wollte man mich töten, und weiter nicht. Die Prinzen waren an jenem Abend heiter.«

»Was machst Du dann?«

»Ich? nichts: ich gehe spazieren, ich schweife umher.«

»Wohl, ich werde spazieren gehen, wie Du, ich werde mit Dir umherschweifen; das ist ein reizender Zustand. Wenn man Dich sodann angreift, so sind wir zu zwei, und wir werden ihnen wohl zu schaffen machen. Ah, Dein Insekt von einem Herzog mag kommen; ich spieße ihn wie einen Schmetterling an die Wand.«

»Verlange doch Deinen Abschied von ihm.«

»Das werde ich tun.«

»Benachrichtige ihn wenigstens, daß Du ihn verlässest.«

»Nichts ist gerechter, und ich willige auch ein; ich werde ihm schreiben!«

»Ihm schreiben, Coconnas, das ist sehr keck, einem Prinzen von Geblüt schreiben.«

»Ja, von Geblüt, dem es nach dem Geblüt meines Freundes gelüftet. Höre wohl,« rief Coconnas, seine großen tragischen Augen im Kopfe rollend, ich mache mir einen Spaß aus dergleichen Etiquette-Angelegenheiten.«

»In der Tat,« sagte La Mole zu sich selbst, »in einigen Tagen wird er weder des Prinzen, noch irgend einer andern Person mehr bedürfen, denn wenn er mit uns kommen will, so kann er dies wohl tun.«

Coconnas nahm eine Feder, ohne daß sein Freund länger Widerstand leistete, und entwarf in Eile folgendes Stück seiner Beredsamkeit.

»Monseigneur,

Eure Hoheit muß sehr bewandert in den Schriftstellern des Altertums, nothwendig die Geschichte von Orestes und Pylades kennen, welche zwei durch ihr Unglück und ihre Freundschaft berühmte Helden waren. Mein Freund La Mole

ist nicht minder unglücklich als Orestes und ich bin nicht minder zärtlich als Pylades. Er hat in diesem Augenblick große Geschäfte, welche meine Hilfe in Anspruch nehmen. Ich kann mich also unmöglich von ihm trennen, weshalb ich unter Voraussetzung der Genehmigung Eurer Hoheit einen kleinen Abschied nehme, entschlossen, mich mit seinem Glücke zu verbinden, wohin es mich auch führen mag. Damit sage ich Eurer Hoheit, wie groß die Gewalt ist, die mich ihrem Dienste entreißt, und aus diesen Grund verzweifle ich nicht, meine Begnadigung zu erhalten. und wage es, mich mit aller Achtung fortwährend zu nennen

Eurer Königlichen Hoheit
untertänigsten gehorsamsten
Annibal von Coconnas,
unzertrennlichen Freund von Herrn

de La Mole.«

Als dieses Meisterwerk vollendet war, las Coconnas dasselbe mit lauter Stimme La Mole vor, welcher die Achseln zuckte.

»Nun, was sagst Du?« fragte Coconnas, der diese Bewegung nicht gesehen hatte, oder sich wenigstens den Anschein gab, als habe er sie nicht gesehen.

»Ich sage,« antwortete La Mole, »daß Herr von Alençon über uns spotten wird.«

»Über uns?«

»Über Beide.«

»Mir scheint, das ist noch besser, als wenn er uns einzeln erdrosselt.«

»Bah!« rief La Mole lachend, »das Eine wird das Andere vielleicht nicht verhindern.«

»Nun, es mag kommen, was da will, ich schicke den Brief morgen früh ab Wo gehen wir schlafen, wenn wir uns von hier entfernen?«

»Bei Meister La Hurière. Du weißt in dem kleinen Zimmer, wo Du mich erdolchen wolltest, als wir noch nicht Orestes und Pylades waren.«

»Gut, ich werde meinen Brief durch unsern Wirt in den Louvre

tragen lassen.«

In diesem Augenblick öffnete sich der Türvorhang.

»Nun?« fragten die zwei Prinzessinnen, »wo sind Pylades und Orestes?«

»Mordi! Madame,« antwortete Coconnas, »Pylades und Orestes sterben vor Hunger und Liebe.«

Meister La Hurière trug wirklich am andern Tage das ehrfurchtsvolle Sendschreiben von Annibal von Coconnas in den Louvre.

XXIV.

Orthon.

Heinrich war, selbst nach der Weigerung des Herzogs von Alençon, welche Alles bis auf seine Existenz in Frage stellte, ein wo möglich noch größerer Freund des Prinzen geworden, als zuvor.

Catharina schloß aus dieser Innigkeit, die zwei Prinzen verständigen sich nicht nur, sondern sie konspirierten auch miteinander. Sie befragte hierüber Margarethe: aber Margarethe war ihre mündige Tochter und die Königin von Navarra, deren größtes Talent dann bestand, eine mißliche Erklärung zu vermeiden, war so wohl auf ihrer Hut gegen die Fragen ihrer Mutter, daß sie diese, nachdem sie alle beantwortet hatte, verlegener verließ, als Catharina vorher gewesen war.

Die Florentinerin hatte also zum Leitfaden nichts Anderes, als den intriganten Instinkt, den sie von Toscana, dem intrigantesten der kleinen Staaten jener Zeit, mitgebracht hatte, und die Leidenschaft des Hasses, die sie an dem Hofe von Frankreich geschöpft, der in Beziehung auf Interessen und Meinungen der geteiltste Hof derselben Epoche war.

Sie begriff vor Allem, daß dem Bearner ein Teil seiner Kraft aus seiner Verbindung mit dem Herzog von Alençon zufloß, und sie beschloß daher, ihn zu vereinzeln.

Von dem Tage, an welchem sie diesen Entschluß gefaßt hatte, umgab sie ihren Sohn mit der Geduld und dem Talente des Fischers, der, wenn er die Bleie fern von den Fischen hat fallen lassen, dieselben unmerklich anzieht, bis er seine Beute von allen Seiten umgarnt hat.

Der Herzog Franz gewährte diese verdoppelte Freundlichkeit und kam seiner Mutter einen Schritt entgegen. Heinrich stellte sich, als bemerkte er nichts, bewachte aber seinen Verbündeten schärfer, als bis dahin.

Jedermann erwartete ein Ereignis.

Als aber Jedermann in Erwartung dieses für die Einen

gewissen, für die Anderen wahrscheinlichen Ereignisses lebte, ging, da die Sonne sich eines Morgens rosig, die laue Wärme und den süßen Wohlgeruch, die Anzeigen eines schönen Tages, hervorrufend erhoben hatte, ein bleicher, auf einen Stock gestützter Mensch, aus einem kleinen Hause, das hinter dem Arsenal lag und wanderte durch die Rue du Petit-Musc. In der Nähe der Porte Saint-Antoine, und nachdem er an der Promenade hingezogen war, die sich wie ein Wiesengrund um die Gräben der Bastille wandte, ließ er das Boulevard links und trat in den Schützengarten, dessen Verwalter ihn mit tiefen Bücklingen empfing.

Es war Niemand in diesem Garten, welcher, wie sein Namen anzeigt, einer Gesellschaft, der der Armbrustschützen angehörte. Aber hätten sich auch Spaziergänger darin befunden, so wäre doch der bleiche Mann ihrer ganzen Teilnahme würdig gewesen; denn sein langer Schnurrbart, sein militärischer Gang, obgleich dieser durch ein Leiden geschwächt und langsamer schien, deuteten hinreichend an, daß es ein in neuester Zeit verwundeter Offizier war, welcher seine Kräfte in einer mäßigen Leibesübung versuchte und in der Sonne wieder Leben schöpfte.

Als aber der Mantel, in den dieser scheinbar harmlose Mensch trotz der zunehmenden Wärme gehüllt war, sich öffnete, sah man seltsamer Weise ein Paar lange Pistolen, welche an silbernen Agraffen von dem Gürtel herabhingen, der überdies einen großen Dolch und einen Degen festhielt, welcher so kolossal war, daß er denselben nicht ziehen zu können schien, und dieses lebendige Arsenal vervollständigend mit seiner Scheide an magere, zitternde Beine schlug.

Überdies und zu weiterer Vorsicht warf der Spaziergänger, obgleich ganz einsam, bei jedem Schritte einen Rundblick umher, als wollte er jede Biegung der Allee, jedes Gebüsch, jeden Graben befragen.

So drang dieser Mensch weiter in dem Garten vor, und erreichte allmählich eine Sommerlaube, welche auf die Boulevards ging, von denen er nur durch eine dichte Hecke und einen kleinen Graben getrennt war. Hier streckte er sich auf einer Rosenbank unfern von einem Tischchen aus, auf welches der Wächter der Anstalt, der mit dem Titel eines Verwalters die

Industrie des Schenkwirtes verband, nach wenigen Augenblicken eine Art von herzstärkendem Tranke setzte.

Der Kranke war ungefähr zehn Minuten hier und hatte wiederholt die Faiencetasse, deren Inhalt er in kleinen Schlucken zu sich nahm, an den Mund gesetzt, als plötzlich sein Gesicht trotz der interessanten Blässe, die dasselbe bedeckte, einen furchtbaren Ausdruck annahm. Er hatte einen Reiter erblickt, welcher, in einen großen Mantel gehüllt, von der Croix-Faubin auf einem Fußpfade, der heutzutage die Rue de Naples ist, herbeikam, in der Nähe der Bastei anhielt und wartete.

Derselbe war hier ungefähr fünf Minuten, und der Mann mit dem bleichen Gesichte, in welchem der Leser vielleicht bereits Maurevel erkannt hat, hatte kaum Zeit gehabt, sich etwas von der Aufregung zu erholen, von der er durch die Gegenwart des Andern ergriffen worden war, als ein junger Mensch mit einem Wammse so knapp, wie das eines Pagen, auf dem Wege erschien, der seitdem die Rue des Fosses-Saint-Nicolas geworden ist, und mit dem Reiter zusammentraf.

In seiner Laube verborgen konnte Maurevel Alles genau sehen und sogar ohne Mühe ein Gespräch hören, dessen Wichtigkeit für ihn man begreifen wird, wenn man erfährt, daß der Reiter von Mouy und der junge Mann mit dem Wammse Orthon war.

Der Eine wie der Andere schauten mit der größten Aufmerksamkeit umher. Maurevel hielt den Atem an sich.

»Ihr könnt sprechen, mein Herr,« sagte zuerst Orthon, der als der Jüngere mehr Vertrauen besaß, »Niemand hört. Niemand sieht Euch.«

»Es ist gut,« erwiderte Mouy, »Du gehst zu Frau von Sauves, und gibst ihr dieses Billett, wenn Du sie zu Hause findest. Ist sie nicht zu Hause, so legst Du es hinter ihren Spiegel, wohin der König die seinigen zu legen die Gewohnheit hat. Dann wartest Du im Louvre. Gibt man Dir eine Antwort, so bringst Du sie, Du weißt wohin. Hast Du keine, so suchst Du mich diesen Abend mit einer Büchse an dem Orte, den ich Dir bezeichnet habe und von welchem ich herkomme.«

»Gut,« sprach Orthon, »ich weiß.«

»Ich verlasse Dich; ich habe den ganzen Tag viel zu tun. Beeile

Dich nicht zu sehr, es wäre unnötig. Du brauchst nicht in den Louvre zu kommen, ehe er dort ist, und ich glaube, daß er diesen Morgen eine Lektion in der Beize nimmt. Geh', und zeige Dich mutig. Du bist wiederhergestellt und erscheinst, um Frau von Sauves für die Güte zu danken, welche sie während Deiner Genesung für Dich gehabt hat. Gehe, mein Kind, gehe.«

Maurevel hörte mit starren Augen und Schweiß auf der Stirne. Seine erste Bewegung war, eine Pistole von dem Haken loszumachen und auf Mouy anzuschlagen. Als sich aber einen Augenblick der Mantel des Letzteren öffnete, sah er unter demselben einen sehr festen Panzer. Es war also wahrscheinlich, daß die Kugel an diesem Panzer abprallen oder irgend eine Stelle des Körpers treffen würde, wo die Wunde nicht tödlich wäre. Überdies dachte er, kräftig und wohl bewaffnet hätte Mouy leichte Arbeit mit ihm, dem Verwundeten, und mit einem Seufzer zog er die bereits nach dem Hugenotten ausgestreckte Pistole wieder an sich.

»Welch ein Unglück!« murmelte er, »daß ich ihn hier nicht niederstrecken kann, wo kein anderer Zeuge wäre, als dieser kleine Räuber, dem mein zweiter Schuß so wohl bekommen würde.«

Maurevel aber überlegte sich nun, daß das von Mouy Orthon eingehändigte Billett welches dieser Frau von Saure zustellen sollte, vielleicht wichtiger wäre, als das Leben des Hugenottenhäuptlings.

»Ah!« sagte er, »diesen Morgen entgehst Du mir noch. Zieh unversehrt Deines Weges; aber die Reihe wird bald an mich kommen, und sollte ich Dir bis in die Hölle folgen, aus der Du hervorgegangen bist, um mich zu verderben wenn ich Dich nicht verderbe.«

In diesem Augenblicke schlug Herr von Mouy seinen Mantel über dem Gesichte zusammen und entfernte sich rasch in der Richtung des Temple. Orthon folgte wieder den Gräben, die ihn an den Rand des Flusses führten.

Mit mehr Kraft und Behändigkeit, als er dieß zu hoffen wagte, erhob sich nun Maurevel, kehrte in die Rue de la Cerisaie zurück, trat in seine Wohnung, ließ ein Pferd satteln und ritt sodann, so schwach er auch war, auf die Gefahr, seine Wunden wieder zu

öffnen. im Galopp durch die Rue Saint-Antoine, erreichte die Quais und drang in den Louvre.

Fünf Minuten, nachdem er im Torwege verschwunden war, wußte Catharina den ganzen Vorgang, und Maurevel empfing die tausend Goldtaler, die man ihm für die Verhaftung des Königs von Navarra versprochen hatte.

»Wenn mich nicht Alles täuscht,« sagte Catharina, »so ist von Mouy der schwarze Fleck, den René in dem Horoskop des verfluchten Bearners gefunden hat.«

Eine Viertelstunde nach Maurevel kam Orthon in den Louvre, ließ sich sehen, wie ihm dieß Herr von Mouy empfahl, und gelangte in das Gemach von Frau von Sauves, nachdem er mit mehreren Bewohnern des Palastes gesprochen hatte.

Dariole allein war in dem Zimmer ihrer Gebieterin. Catharina hatte diese kommen lassen, um für sie gewisse wichtige Briefe abzuschreiben, und sie befand sich seit fünf Minuten bei der Königin.

»Es ist gut,« sagte Orthon, »ich werde warten.«

Mit den Örtlichkeiten vertraut, ging der junge Mann in das Schlafzimmer der Baronin und legte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er allein war, das Billett hinter den Spiegel.

In dem Augenblick, wo er seine Hand von dem Spiegel zurückzog, trat Catharina ein.

Orthon erbleichte, denn es kam ihm vor, als wäre der rasche, durchdringende Blick der Königin zuerst nach dem Spiegel gerichtet gewesen.

»Was machst Du da, Kleiner?« fragte Catharina. »Suchst Du nicht Frau von Sauves?«

»Ja, Madame, ich habe sie lange nicht gesehen, und mußte befürchten, für einen Ungezogenen zu gelten, wenn ich länger gesäumt hätte, ihr meinen Dank abzustatten.«

»Du liebst sie also sehr, diese teure Charlotte?«

»Von ganzem Herzen, Madame.«

»Und Du bist treu, wie man mir sagt?«

»Eure Majestät wird begreifen, daß dieß etwas ganz Natürliches ist, wenn sie erfährt, daß mich Frau von Sauves auf eine Weise gepflegt hat, welche ich als ein einfacher Diener nicht

erwarten durfte.«

»Bei welcher Veranlassung hat sie Dich so gepflegt?« fragte Catharina, als wüßte sie nichts von dem Abenteuer, das dem jungen Menschen begegnet war.

»Madame, als ich verwundet wurde.«

»Armes Kind!« sagte Catharina, »Du bist verwundet worden?«

»Ja, Madame.«

»Wann dieß?«

»An dem Abend, da man den König von Navarra verhaften wollte. Ich hatte so gewaltig bange, als ich Soldaten sah, daß ich schrie und um Hilfe rief; der Eine von ihnen gab mir einen Schlag auf den Kopf und ich fiel ohnmächtig nieder.«

»Armer Junge! Nun bist Du aber völlig wiederhergestellt?«

»Ja, Madame.«

»Und Du suchst wohl den König von Navarra auf, um wieder bei ihm einzutreten?«

»Nein, Madame; als der König von Navarra erfuhr, daß ich mich den Befehlen Eurer Majestät widersetzt hatte, jagte er mich ohne Gnade und Barmherzigkeit fort.«

»Wirklich?« sprach Catharina mit teilnahmsvollem Tone. »Nun wohl, ich übernehme diese Angelegenheit. Doch wenn Du Frau von Sauves erwartest, wartest Du vergeblich: sie ist unten bei mir in meinem Kabinett beschäftigt.«

Catharina dachte, Orthon hätte vielleicht nicht Zeit gehabt, das Billett hinter dem Spiegel zu verbergen, und trat in das Kabinett von Frau von Sauves, um dem jungen Menschen jede Freiheit zu lassen.

In demselben Augenblick und während Orthon unruhig über die unerwartete Erscheinung der Königin Mutter sich fragte, ob eben diese Erscheinung nicht ein Komplott gegen seinen Herrn verberge, hörte er drei schwache Schläge am Plafond. Dies war das Zeichen, das er selbst seinem Herrn im Falle der Gefahr geben mußte, wenn sein Herr bei Frau von Sauves war, und, er über ihn wachte.

Diese drei Schläge machten ihn beben. Eine geheimnisvolle Offenbarung erleuchtete ihn und er dachte, der Rat wäre diesmal ihm gegeben. Er lief also an den Spiegel und zog das Billett

hervor, das er bereits hinter denselben gelegt hatte.

Catharina folgte durch eine Öffnung der Tapete allen Bewegungen des jungen Menschen und sah, wie er nach dem Spiegel stürzte, aber sie wußte nicht, ob dies geschah, um das Billett zu verbergen oder zurückzuziehen.

»Nun,« murmelte die ungeduldige Florentinern, »warum zögert er denn, sich zu entfernen?«

Und sie kehrte sogleich mit lächelndem Gesichte in das Zimmer zurück.

»Noch hier, kleiner Junge?« fragte sie »worauf wartest Du denn? Habe ich Dir nicht gesagt, ich werde für Dein Glück Sorge tragen? Zweifelst Du, wenn ich etwas sage?«

»Oh, Madame, Gott soll mich behüten!« erwiderte Orthon.

Und er näherte sich der Königin, setzte ein Knie auf die Erde, küßte den Saum ihres Kleides und entfernte sich rasch.

Als er wegging, sah er in dem Vorzimmer den Kapitän der Garden, . . . welcher auf Catharina wartete. Dieser Anblick war durchaus nicht geeignet, seinen Verdacht zu beseitigen; er verdoppelte denselben im Gegenteil.

Catharina hatte nicht sobald wahrgenommen, daß der Türvorhang sich hinter Orthon wieder schloß, als sie auf den Spiegel losstürzte; aber vergeblich streckte sie ihre vor Ungeduld zitternde Hand hinter denselben; sie fand kein Billett.

Und dennoch war sie gewiß, gesehen zu haben, wie das Kind sich dem Spiegel genähert hatte. Es war dieß also geschehen, um das Billett zu nehmen, nicht um es niederzulegen. Das Schicksal verlieh ihren Gegnern eine gleiche Kraft. Ein Kind wurde zum Mann in dem Augenblick, wo es gegen sie kämpfte.

Sie durchwühlte, beschaute Alles: nichts war zu finden.

»Oh, der Unglückliche!« rief sie, »ich meinte es nicht böse mit ihm, und nun geht er, das Billett zurückziehend, seinem Geschicke entgegen. Holla, Herr von Nancey!«

Die vibrierende Stimme der Königin Mittler scholl durch den Salon und drang bis in das Vorzimmer, wo sich der Kapitän der Garden aufhielt.

Herr von Nancey lief herbei.

»Hier bin ich, Madame. Was wünscht Eure Majestät?«

»Ihr wart im Vorzimmer?«

»Ja, Madame.«

»Ihr habt einen jungen Menschen, ein Kind herausgehen sehen?«

»In diesem Augenblick.«

»Er kann noch nicht ferne sein?«

»Kaum auf der Hälfte der Treppe.«

»Ruft ihn zurück.«

»Wie heißt er?«

»Orthon. Weigert er sich, zurückzukehren, so bringt ihn mit Gewalt. Erschreckt ihn jedoch nicht, wenn er keinen Widerstand leistet. Ich muß ihn sogleich sprechen.«

Der Kapitän der Garden eilte weg.

Orthon war, wie er es vorhergesehen hatte, kaum auf der Hälfte der Treppe, denn er ging langsam hinab, in der Hoffnung, den König von Navarra oder Frau von Sauves auf der Treppe zu treffen oder in irgend einem Gange zu erblicken.

Er hörte seinen Namen rufen und bebte.

Es war sein erster Gedanke, zu fliehen. Aber mit einer über seinem Alter stellenden Geistesgegenwart begriff er, daß er fliehend Alles verderben würde.

Er blieb also stille stehen.

»Wer ruft mich?«

»Ich, Herr von Nancey,« antwortete der Kapitän der Garden, die Stufen hinab springend.

»Aber ich habe Eile,« sprach Orthon.

»Auf Befehl Ihrer Majestät der Königin Mutter,« erwiderte Herr von Nancey bei ihm anlangend.

Das Kind trocknete sich den Schweiß ab, der von seiner Stirne lief, und stieg wieder hinauf.

Der erste Plan von Catharina war, den jungen Menschen festzunehmen, ihn durchsuchen zu lassen und sich des Billetts zu bemächtigen, das sie bei ihm verborgen wußte. In Folge hiervon gedachte sie ihn des Diebstahls anzuklagen, und hatte deshalb bereits eine Diamant-Agraffe, deren Entwendung sie auf dem Kinde lasten lassen wollte, von der Toilette losgemacht. Aber sie

überlegte sich, daß dieses Mittel gefährlich wäre, insofern es den Verdacht des jungen Menschen erwecken müßte, welcher seinen Herrn benachrichtigen könnte, der sodann mißtrauen und sich in seinem Mißtrauen nicht bloßstellen würde.

Allerdings konnte sie den jungen Menschen in irgend einen Kerker führen lassen; aber das Gerücht von seiner Verhaftung würde sich, so geheim man diese vornehmen würde, im Louvre verbreiten, und ein einziges Wort müßte Heinrich von Navarra behutsam machen.

Catharina bedurfte jedoch durchaus dieses Billetts, denn ein Billett von Mouy an den König von Navarra, ein so sorgfältig empfohlenes Billett mußte nothwendig eine ganze Verschwörung enthalten.

Sie legte also die Agraffe an den Ort, wo sie dieselbe genommen hatte.

»Nein, nein,« sagte sie, »ein Sbirrengedanke, ein schlechter Gedanke! Für ein Billett, . . . das vielleicht keinen Wert hat,« fuhr sie die Stirne faltend und so leise sprechend fort, daß sie selbst kaum das Geräusch ihrer Worte hören konnte. »Ei, meiner Treue! das ist nicht mein Fehler; es ist der seinige. Warum hat die kleine Schlange das Billett nicht dahin gelegt, wohin sie es legen sollte? Ich muß dieses Billett haben.«

In diesem Augenblick trat Orthon ein.

Das Gesicht von Catharina hatte ohne Zweifel einen furchtbaren Ausdruck, denn der junge Mensch blieb erbleichend auf der Schwelle stehen. Er war noch zu jung, um sich vollkommen bemeistern zu können.

»Madame,« sagte er, »Ihr habt mir die Ehre erwiesen, mich zurückzurufen. Worin kann ich Einer Majestät dienen?«

Das Antlitz von Catharina hellte sich auf, als ob es ein Sonnenstrahl beleuchtet hätte.

»Ich habe Dich zurückrufen lassen, Kind, weil Dein Gesicht mir gefällt: dann habe ich Dir auch versprochen, mich mit Deinem Glücke zu beschäftigen, und will dieses Versprechen ohne Verzug halten. Man klagt uns Königinnen der Vergeßlichkeit an. Unser Herz ist es nicht, wohl aber unser Geist, der von den Ereignissen fortgerissen wird. Nun aber erinnerte ich mich, daß die Könige das

Geschick der Menschen in ihren Händen haben, und rief Dich zurück. Komm', mein Kind, und folge mir.«

Herr von Nancey, der diese Szene im Ernste nahm, betrachtete das freundliche Wohlwollen von Catharina mit großem Erstaunen.

»Kannst Du reiten, Kleiner?« fragte Catharina.

»Ja, Madame.«

»Dann komm, in mein Kabinett, ich will Dir eine Botschaft übertragen, die Du nach Saint-Germain zu bringen hast.«

»Ich stehe zu den Befehlen Eurer Majestät.«

»Laßt ein Pferd für ihn bereit halten, Nancey.«

Herr von Nancey verschwand.

»Komm', Kind,« sagte Catharina.

Sie ging voraus, Orthon folgte ihr.

Die Königin Mutter stieg einen Stock hinab, schritt dann in den Korridor, wo die Gemächer des Königs und des Herzogs von Alençon waren, erreichte die Wendeltreppe, stieg noch einen Stock hinab, öffnete eine Türe, welche nach einer kreisförmigen Galerie führte, zu der Niemand, den König und sie ausgenommen, den Schlüssel hatte, ließ Orthon voraus, trat nach ihm ein und zog hinter sich die Türe zu. Diese Galerie umgab wie ein Wall gewisse Abteilungen der Wohnung des Königs und der Königin Mutter. Es war wie der Gang in der Engelsburg in Rom und wie der des Palastes Pitti in Florenz ein für den Fall der Gefahr vorbehaltener Rückzugsort.

Sobald die Türe zugezogen war, fand sich die Königin mit dem jungen Menschen in dem dunkeln Gange eingeschlossen. Beide machten etwa zwanzig Schritte, Catharina schritt voraus. Orthon folgte Catharina.

Plötzlich wandte sich Catharina um, und Orthon fand auf ihrem Gesichte wieder denselben düsteren Ausdruck, den er zehn Minuten vorher wahrgenommen hatte. Ihre runden, denen einer Katze oder eines Panthers ähnlichen, Augen schienen in der Dunkelheit Feuer aufzuwerfen.

»Halt!« sagte sie.

Orthon fühlte seine Schultern von einem Schauer berührt. Eine tödliche Kälte fiel wie ein Eismantel von dem Gewölbe herab. Der Boden erschien finster, wie ein Sargdeckel. Der Blick von

Catharina war, wenn man so sagen darf, spitzig und drang bis in die Brust des jungen Menschen.

Er drückte sich ganz zitternd an die Wand,
»Wo ist das Billett, das Du der Königin von Navarra zuzustellen beauftragt warst?«

»Das Billett?« . . . stammelte Orthon.

»Ja, oder in ihrer Abwesenheit hinter den Spiegel stecken solltest?«

»Ich, Madame? Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt.«

»Das Billett, das Dir Herr von Mouy vor einer halben Stunde hinter dem Schützengarten übergeben hat.«

»Ich habe kein Billett, Eure Majestät täuscht sich sicherlich.«

»Du lügst!« rief Catharina. »Gib das Billett und ich halte das Versprechen, das ich Dir geleistet habe.«

»Welches?«

»Ich bereichere Dich.«

»Ich habe kein Billett.«

Catharina begann ein Zähneknirschen, das in einem Lächeln endigte.

»Gibst Du es mir, so erhältst Du tausend Goldtaler,« sagte sie.

»Ich habe kein Billett, Madame.«

»Zweitausend Taler.«

»Unmöglich; da ich keines habe, so kann ich Euch auch keines geben.«

»Zehntausend Taler, Orthon.«

Orthon, der den Zorn wie eine Flut vom Herzen auf die Stirne der Königin steigen sah, dachte, das einzige Mittel, seinen Herrn zu retten, wäre, das Billett zu verschlingen. Er fuhr mit der Hand an seine Tasche. Catharina erriet seine Absicht und hielt ihm die Hand zurück.

»Gehe, Kind!« sagte sie lachend »Du bist treu. Wollen sich die Könige einen Diener wählen, so tun sie wohl daran, sich zu versichern, ob er ein ergebenes Herz hat. Ich weiß nun, was ich von Dir zu hallen habe. Nimm, hier ist meine Börse als erster Lohn. Weberbringe das Billett Deinem Herrn und sage ihm, Du seist von heute an in meinem Dienste. Gehe, Du kannst ohne

mich durch die Türe hinaus, durch die wir eingetreten sind, sie öffnet sich von innen.«

Nach diesen Worten warf Catharina die Börse dem erstaunten jungen Menschen zu, ging einige Schritte vorwärts und legte ihre Hand an die Mauer.

Der Jüngling blieb indessen zögernd stehen. Er konnte nicht glauben, die Gefahr, die er über seinem Haupte hatte zusammenziehen sehen, sei beseitigt.

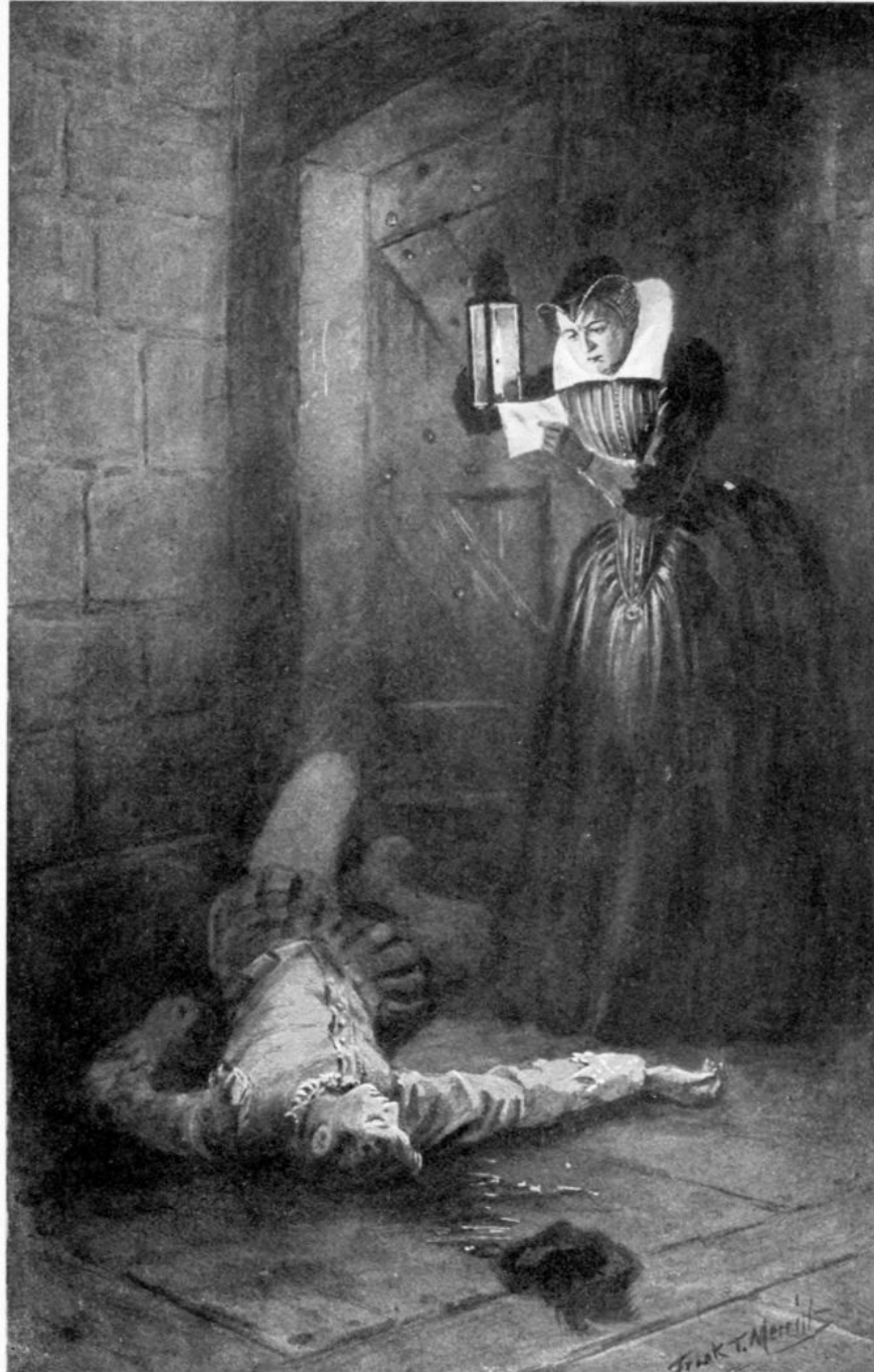
»Zittere nicht so,« sprach Catharina, »habe ich Dir nicht gesagt, es stehe Dir frei, zu gehen, und wenn Du zurückkommen wolltest, wäre Dein Glück gemacht?«

»Ich danke, Madame,« erwiderte Orthon. »Ihr begnadigt mich also?«

»Mehr noch, ich belohne Dich, Du bist ein guter Briefträger, ein vortrefflicher Liebesbote; nur vergissest Du, daß Dich Dein Herr erwartet.«

»Ah! das ist wahr,« sprach der Jüngling und eilte nach der Türe.

Aber kaum halte er drei Schritte gemacht, als der Boden unter seinen Füßen wich. Er wankte, streckte seine beiden Hände von sich, stieß einen furchtbaren Schrei aus und verschwand in der Onblette des Louvre, an deren Feder Catharina gedrückt hatte.



Catherine ergriff den Brief und vergewisserte sich, dass es der gewünschte war.

»Gut,« murmelte Catharina, »nun werde ich wegen der Standhaftigkeit dieses Burschen hundert und fünfzig Stufen hinabsteigen müssen.«

Catharina ging in ihre Wohnung, zündete eine Blendlaterne an, kehrte in den Korridor zurück, brachte die Feder wieder in Ordnung, öffnete die Türe einer Wendeltreppe, welche sich in die Eingeweide der Erde zu versenken schien, und gedrängt von dem

unersättlichen Durste einer Neugierde, die nur die Dienerin ihres Hasses war, gelangte sie an eine eiserne Türe, die sich rückwärts öffnete und auf den Grund der Onbliette ging.

Hier lag blutig, zermalmt, gerädert durch einen Sturz von hundert Fuß, aber noch zuckend, der arme Orthon. Hinter der Mauer hörte man das Wasser der Seine rollen, welches eine unterirdische Infiltration bis an den Fuß der Treppe führte.

Catharina trat in die feuchte, übelriechende Grube, welche seit ihrem Bestande Zeugin vieler solcher Stürze hatte sein müssen, durchwühlte den Körper, nahm den Brief, versicherte sich, daß es derjenige war, welchen sie zu haben wünschte, stieß mit dem Fuße den Leichnam zurück und drückte mit dem Daumen an einer Feder; er Boden wankte und von seinem eigenen Gewichte fortgezogen glitt der Leichnam über die schiefe Fläche hinab und verschwand in der Richtung der Seine.

Dann schloß sie die Türe, stieg wieder hinauf, ging in ihr Kabinett und las das Billett, welches in folgenden Worten abgefaßt war:

*»Diesen Abend um zehn Uhr, Rue de l'Arbre-Sec, Gasthof zum Schönen Gestirne. Wenn Ihr kommt, so antwortet nicht, kommt Ihr nicht, so sagt dem Überbringer **Nein**.«*

Von Mouy Saint-Phale.

Als Catharina dieses Billett gelesen hatte, trat ein Lächeln auf ihre Lippen, sie dachte nur an den Sieg, den sie davon tragen sollte, und vergaß völlig, um welchen Preis sie diesen Sieg erkaufte.

Was war aber auch Orthon? Ein treues Herz, eine ergebene Seele, ein schönes Kind — und weiter nichts.

Das vermochte, wie man sich leicht denken kann, nicht einen Augenblick die Schale der Wage hinabzudrücken, worauf die Geschicke der Völker gewogen werden.

Als Catharina das Billett gelesen hatte, stieg sie sogleich zu Frau von Sauves hinaus und steckte es hinter den Spiegel.

Bei ihrer Rückkehr fand sie am Eingang des Korridors den Kapitän der Garden.

»Madame,« sagte Herr von Nancey, »das Pferd steht den

Befehlen Euerer Majestät gemäß bereit.«

»Mein lieber Baron,« erwiderte Catharina, »das Pferd ist unnötig: ich habe den Jungen zum Sprechen gebracht, und er ist in der Tat zu albern, als daß ich ihm das Geschäft übertragen könnte, das ich ihm anvertrauen wollte. Ich hielt ihn für einen Lackeien und es war höchstens ein Stallknecht; ich gab ihm Geld und schickte ihn durch die kleine Pforte zurück.«

»Aber der Auftrag?« fragte Herr von Nancey.

»Der Auftrag?« . . . wiederholte Catharina.

»Ja, den er in Saint-Germain besorgen sollte? Befiehlt Eure Majestät, daß ich ihn vollziehe oder daß ich ihn durch einen meiner Leute besorgen lasse?«

»Nein, nein,« erwiderte Catharina, »Ihr werdet diesen Abend mit Euren Leuten etwas Anderes zu tun haben.«

Und Catharina kehrte in ihre Gemächer zurück, in der Hoffnung noch diesen Abend das Schicksal des verfluchten Heinrich in der Hand zu halten.

XXV.

Das Gasthaus zum Schönen Gestirn.

Zwei Stunden nach dem so eben erzählten Ereignis, wovon nicht eine Spur, selbst nicht auf dem Gesichte von Catharina, geblieben war, kehrte Frau von Sauves, nachdem sie ihre Arbeit bei der Königin vollendet hatte, in ihr Zimmer zurück. Hinter ihr trat Heinrich ein, und da er von Dariole gehört hatte, daß Orthon da gewesen war, so ging er gerade auf den Spiegel zu und nahm das Billett. Es war wie gesagt in folgenden Worten abgefaßt:

*»Diesen Abend um zehn Uhr, Rue de l'Arbre-Sec, Gasthof zum Schönen Gestirne. Wenn Ihr kommt, so antwortet nicht, kommt Ihr nicht, so sagt dem Überbringer: **Nein**.*

Von Mouy Saint-Phale.«

Eine Überschrift hatte es nicht.

»Heinrich wird nicht verfehlen, zu der Zusammenkunft zu gehen,« sprach Catharina, »denn wenn er Lust hätte, nicht dahin zu gehen, so fände er den Überbringer nicht mehr, um ihm Nein zu sagen.«

Catharina täuschte sich in diesem Punkte nicht. Heinrich erkundigte sich nach Orthon. Dariole antwortete ihm, er wäre mit der Königin Mutter weggegangen. Da er aber das Billett an seinem Platze fand und wußte, daß das arme Kind eines Verrates unfähig war, so beunruhigte er sich nicht. Er speiste wie gewöhnlich an der Tafel des Königs, welcher viel über Heinrich wegen seiner Ungeschicklichkeit bei der Beize am Morgen spottete. Heinrich entschuldigte sich damit, daß er sagte, er wäre ein Mann des Gebirges und nicht des flachen Landes, aber er versprach Karl die Jagd mit dem Falken zu studieren.

Catharina war ungemein freundlich und bat Margarethe, als sie von der Tafel ausstand, ihr den ganzen Abend Gesellschaft zu leisten.

Um acht Uhr nahm Heinrich zwei Edelleute, entfernte sich mit ihnen durch die Porte Saint-Honoré, machte einen langen

Umweg, kehrte durch den hölzernen Turm zurück, setzte über die Seine auf der Fähre von Nesle, stieg bis zu der Rue Saint-Jacques hinauf und beurlaubte hier die beiden Herren, als ob es sich um ein Liebesabenteuer handelte. An der Ecke der Rue des Mathurins fand er einen in einen Mantel gehüllten Mann zu Pferde. Er näherte sich ihm.

»Mantes,« sagte der Mann.

»Pau,« antwortete der König.

Der Mann stieg sogleich ab, Heinrich hüllte sich in den ganz beschmutzten Mantel, bestieg das dampfende Roß, kehrte durch die Rue de la Harpe zurück, ritt über den Pont Saint-Michel nach der Rue Barthèlemy, gelangte auf dem Pont-au-Meunier abermals über den Fluß, schlug sodann den Weg nach der Rue de l'Arbre-Sec ein, und klopfte endlich an der Türe des Meister la Hurière.

La Mole war in dem uns bekannten Saale und schrieb einen langen Liebesbrief; man weiß an wen.

Coconnas befand sich mit La Hurière in der Küche, sah zu, wie sich sechs Feldhühner drehten, und stritt mit seinem Freunde, dem Wirte, bis auf welchen Grad die Hühner gebraten sein mußten, daß man sie schicklicher Weise vom Spieße nehmen könnte.

In diesem Augenblick klopfte Heinrich. Gregor öffnete und führte das Pferd in den Stall, während der Reisende eintrat und dabei die Stiefeln auf dem Boden erschallen ließ, als wollte er seine steif gewordenen Füße wieder erwärmen.

»He, Meister La Hurière,« sagte La Mole unter dem Schreiben, »das ist ein Edelmann, der nach Euch verlangt.«

La Hurière schritt vor, maß Heinrich von dem Scheitel bis zu den Zehen, und da ihm sein Mantel von grobem Tuche keine große Achtung einflößte, so sagte er zu dem König:

»Wer seid Ihr?«

»Mein Gott!« erwiderte Heinrich, auf La Mole deutend, »dieser Herr hat es Euch gesagt, ich bin ein Edelmann aus Gascogne und komme nach Paris, um mich bei Hofe vorzustellen.«

»Was wollt Ihr?«

»Ein Zimmer und ein Abendbrot.«

»Hm!« murmelte La Hurière, »habt Ihr einen Lackeien?«

Dies war wie man weiß die gewöhnliche Frage.

»Nein,« antwortete Heinrich, »aber ich gedenke einen zu nehmen, sobald ich mein Glück gemacht haben werde.«

»Ich vermiete kein Herrenzimmer ohne ein Bedientenzimmer,« sagte La Hurière.

»Selbst wenn ich mich erbiere, Euch für Euer Zimmer und Euer Abendbrot einen Rosenoble zu bezahlen, wonach wir morgen unsern Preis feststellen können?«

»Oh! oh! Ihr seid sehr großmütig, mein edler Herr!« rief La Hurière, Heinrich mißtrauisch anschauend.

»Nein, aber im Glauben, ich werde den Abend und die Nacht in Eurem Gasthofs zu bringen, der mir sehr von einem vornehmen Herrn meines Landes, welcher denselben bewohnt, empfohlen worden ist, habe ich einen Freund zum Abendbrot hier eingeladen. Habt Ihr guten Arboiswein.«

»Ich habe einen, wie ihn der Bearner nicht besser trinkt.«

»Gut, ich bezahle ihn besonders? Ah! hier kommt gerade mein Gast.«

Die Türe hatte sich wirklich geöffnet und es war ein zweiter, einige Jahre älterer, Edelmann eingetreten, der einen ungeheuren Raufdegen an seiner Seite schleppte.

»Oh! oh!« sagte er »Ihr seid sehr pünktlich, mein junger Freund. Für einen Mann, der zweihundert Lieues zurückgelegt hat, ist es sehr schön, auf die Minute anzukommen.«

»Ist dieß Euer Gast?« fragte La Hurière.

»Ja,« erwiderte derjenige, welche zuerst angekommen war, ging auf den Mann mit dem Raufdegen zu und drückte ihm die Hand, »laßt uns Abendbrot auftragen.«

»Hier oder in Eurem Zimmer?«

»Wo Ihr wollt.«

»Meister,« sprach La Mole, La Hurière zu sich rufend, »befreit uns von diesen Hugenottengesichtern; Coconnas und ich können in ihrer Gegenwart kein Wort von unsern Angelegenheiten sprechen.«

»Tragt das Abendbrot im Zimmer Nro. 2. im dritten Stocke auf,« sprach La Hurière, »geht hinauf, meine Herren, geht hinauf.«

La Mole folgte ihnen mit den Augen, bis sie verschwunden waren, und sich umwendend sah er Coconnas, der den Kopf aus der Küche hervorstreckte. Große, starre Augen und ein offener Mund gaben diesem Kopfe den Ausdruck merkwürdigen Erstaunens.

La Mole näherte sich ihm.

»Donner und Teufel!« sagte Coconnas, »hast Du gesehen?«

»Was?«

»Die zwei Herren.«

»Nun?«

»Ich wollte schwören, es ist . . . «

»Wer?«

»Der König von Navarra und der Mann mit dem roten Mantel.«

»Schwöre, wenn Du willst, aber nicht zu laut.«

»Du hast sie also auch erkannt?«

»Gewiss.«

»Was machen sie hier?«

»Du errätst es nicht?«

»Liebesangelegenheiten.«

»Ohne Zweifel.«

»Glaubst Du?«

»Ich bin es fest überzeugt.«

»La Mole, ich wollte so eben schwören, jetzt wette ich.«

»Worauf?«

»Daß es sich um eine Konspiration handelt.«

»Bah. Du bist ein Narr!«

»Und ich, ich sage Dir.«

»Ich sage Dir, daß es ihre Sache ist, wenn sie konspirieren.«

»Ah! das ist wahr; im Ganzen gehöre ich nicht mehr Herrn von Alençon,« sprach Coconnas. »Sie mögen also die Geschichte abmachen, wie es ihnen gut dünkt.«

Und da die jungen Feldhühner den Grad erreicht zu haben schienen, wie sie Coconnas liebte, so rief der Piemontese, welcher den besten Teil seines Mahles daraus zu machen gedachte, Meister La Hurière, um sie vom Spieße zu nehmen.

Während dieser Zeit quartierten sich Heinrich und von Mouy in ihrem Zimmer ein.

»Nun, Sire,« sprach von Mouy, als Gregor den Tisch gedeckt hatte:

»Ihr habt Orthon gesehen?«

»Nein, aber ich habe das Billett erhalten, das er hinter den Spiegel legte. Das Kind bekam ohne Zweifel Angst: die Königin Mutter erschien, so lange es da war, und so ging es fort, ohne auf mich zu warten. Ich war einen Augenblick unruhig, denn Dariole sagte mir, die Königin Mutter habe lange mit Orthon geplaudert.«

»Oh, es ist keine Gefahr. Der Bursche ist gewandt, und obgleich die Königin Mutter ihr Geschäft versteht, so wird er ihr doch zu schaffen machen, da bin ich überzeugt.«

»Und Ihr, Mouy, habt Ihr ihn wieder gesehen?«

»Nein, aber ich werde ihn diesen Abend sehen. Um Mitternacht muß er mich hier mit einer guten Büchse abholen. Er wird mir die Sache unterwegs erzählen.«

»Und der Mensch an der Ecke der Rue des Mathurins?«

»Was für ein Mensch?«

»Der Mensch, von dem ich Pferd und Mantel habe, seid Ihr seiner sicher?«

»Es ist einer unserer Ergebensten. Überdies kennt er Eure Majestät nicht und weiß nicht, mit wem er es zu tun hat.«

»Wir können also in vollkommener Ruhe von unseren Angelegenheiten sprechen?«

»Allerdings. Auch hält La Mole Wache.«

»Vortrefflich.«

»Nun, Sire, was sagt Herr von Alençon?«

»Herr von Alençon will nicht mehr abreisen. Er hat sich unumwunden hierüber ausgesprochen. Die Wahl des Herzogs von Anjou für den Thron von Polen und die Unpäßlichkeit des Königs haben alle seine Entwürfe verändert.«

»Also hat er unsern Plan scheitern gemacht?«

»Ja.«

»Er verrät uns also?«

»Noch nicht; aber wird uns bei der ersten Gelegenheit

verraten.«

»Feiges Herz, treuloser Geist! Warum hat er auf die Briefe, die ich ihm schrieb, nicht geantwortet?«

»Um Beweise zu haben und keine zu geben. Mittlerweile ist Alles verloren, nicht wahr, Mouy?«

»Im Gegenteil, Sire, Alles ist gewonnen; Ihr wißt wohl, daß die ganze Partei, abgesehen von der Fraktion des Prinzen Condé, für Euch war und sich des Herzogs, mit dem sie sich scheinbar in Verbindung setzte, nur als einer Schutzwache bediente. Seit dem Tage der Zeremonie habe ich Alles mit Euch in Verein gebracht, Alles an Eure Person geknüpft. Hundert Mann genügten Euch, um mit dem Herzog von Alençon zu entfliehen; ich habe fünfzehnhundert aufgeboten; in acht Tagen stehen sie, auf der Straße von Pau aufgestellt, bereit. Das wird keine Flucht mehr sein, sondern ein Rückzug. Genügen Euch fünfzehnhundert Mann, Sire, und glaubt Ihr Euch mit einer Armee in Sicherheit?«

Heinrich lächelte, klopfte ihm auf die Schulter und sprach:

»Du weißt, Mouy, Du allein weißt es, der König von Navarra ist seiner Natur nach nicht so erschrocken, als man glaubt.«

»Ei! mein Gott, ich weiß es wohl, und binnen Kurzem wird es ganz Frankreich erfahren, wie ich. Aber wenn man konspiriert, muß man siegen. Die erste Bedingung des Sieges ist die Entscheidung, und damit die Entscheidung rasch, offen, eingreifend sei, muß man überzeugt sein, daß es gelingen wird. Wohl, Sire,« fuhr von Mouy fort, »es ist Jagd. . . . «

»Alle acht bis zehn Tage, entweder Parforcejagd oder Beize.«

»Wann hat man gejagt?«

»Heute.«

»Also wird man in acht bis zehn Tagen abermals jagen?«

»Ohne allen, Zweifel.«

»Hört: Alles scheint mir vollkommen ruhig. Der Herzog von Anjou ist abgereist; man denkt nicht mehr an ihn. Der König erholt sich täglich mehr von seiner Unpäßlichkeit. Die Verfolgungen gegen uns haben beinahe aufgehört. Macht der Königin Mutter, macht Herrn von Alençon freundliche Augen; sagt diesem immerhin, Ihr könnt nicht ohne ihn abreisen. Gebt Euch alle Mühe, daß er es glaubt, was das Schwierigste dabei ist.«

»Sei unbesorgt, er wird es glauben.«

»Denkt Ihr, er habe so großes Zutrauen zu Euch?«

»Nein, Gott soll mich behüten; aber er glaubt Alles, was ihm die Königin sagt.«

»Und die Königin dient uns mit redlichem Herzen?«

»Ich habe den Beweis davon. Überdies ist sie ehrgeizig, und die fehlende Krone von Navarra brennt ihr im Geiste auf der Stirne.«

»Nun wohl, drei Tage vor dieser Jagd laßt mir sagen, wo sie stattfinden wird, ob in Bondy, in Saint-Germain oder in Rambouillet. Fügt bei, Ihr wäret bereit, und wenn Ihr Herrn de La Mole vorüberreiten seht, so folgt ihm und reitet scharf zu. Seid ihr einmal außerhalb des Waldes, so mag die Königin Mutter Euch nachlaufen, wenn sie Euch haben will. Doch ich denke, ihre normannischen Pferde werden nicht einmal die Hufeisen unserer Barberrosse und unserer spanischen Klepper sehen.«

»Abgemacht, Mouy.«

»Habt Ihr Geld, Sire?«

»Nicht zu viel; doch ich denke, Margot hat.«

»Wohl, mag es Euch oder ihr gehören, nehmt so viel davon mit, als Ihr könnt.«

»Aber Du, was wirst Du mittlerweile machen?«

»Nachdem ich mich ziemlich tätig, wie Ihr seht, mit den Angelegenheiten Eurer Majestät beschäftigt habe, so wird mir dieselbe wohl erlauben, mich ein wenig mit den meinigen zu beschäftigen.«

»Tue dies, Mouy, tu' es; aber worin bestehen Deine Angelegenheiten?«

»Hört, Sire. Orthon sagt mir (das ist ein sehr verständiger Junge, den ich Eurer Majestät empfehle), Orthon sagt mir, er habe gestern beim Arsenal den Schurken Maurevel getroffen, der sich durch die Pflege von René wieder erholt hat und sich wie eine Schlange in der Sonne wärmt.«

»Ah! ja, ich begreife,« sagte Heinrich.

»Ihr begreift, gut Ihr werdet eines Tags König sein, Sire, und wenn Ihr eine Rache nach Art der meinigen zu vollbringen habt, so werdet Ihr sie als König vollbringen. Ich bin Soldat und

muß mich als Soldat rächen. Wenn also alle unsere kleinen Angelegenheiten geordnet sind, wodurch diesem Schurken noch fünf bis sechs Tage zur Erholung gegönnt bleiben, so mache ich einen Gang nach der Gegend des Arsens und spieße ihn mit vier guten Degenstichen an den Boden, wonach ich Paris mit leichterem Herzen verlasse.«

»Mache Deine Angelegenheiten ab, mein Freund,« sprach der Bearner. »Doch sage, Du bist mit La Mole zufrieden, nicht wahr?«

»Ah! ein trefflicher Junge, der Euch mit Leib und Seele ergeben ist, Sire, und auf den Ihr wie auf mich zählen könnt . . . brav«

»Und besonders diskret; er wird uns auch nach Navarra folgen; sind wir einmal dort, so werden wir sehen, was wir tun können, um ihn zu belohnen.«

Kaum hatte Heinrich diese Worte mit seinem spöttischen Lächeln ausgesprochen, als die Türe sich öffnete oder vielmehr einbrach, und der Mann, dessen Lob man so eben gesungen, bleich und in höchstem Maße aufgereggt erschien.

»Seid auf Eurer Hut Sire!« rief er. »Das Haus ist eingeschlossen.«

»Eingeschlossen!« rief Heinrich aufspringend, »von wem?«

»Von den Garden des Königs.«

»Oho!« sagte Mouy, »es handelt sich wohl um Pistolen und um einen Kampf; was wollt ihr gegen fünfzig Mann machen?«

»Er hat Recht,« sprach der König, »Wenn es ein Mittel gäbe, sich zurückzuziehen.«

»Es gibt eines, das mir bereits gedient hat, und wenn Eure Majestät mir folgen will . . . «

»Und Herr von Mouy?«

»Herr von Mouy kann uns ebenfalls folgen, wenn er Lust hat; aber Ihr müßt Euch Beide beeilen.«

Mann hörte Tritte auf der Treppe.

»Es ist zu spät,« sprach Heinrich.

»Ah! Wenn man sie nur fünf Minuten lang beschäftigen könnte,« rief La Mole, »ich würde für den König stehen.«

»Dann steht für ihn, mein Herr,« sprach Mouy, »ich übernehme es, sie zu beschäftigen. Geht, Sire, geht.«

»Aber was wirst Du tun?«

»Kümmert Euch nicht darum, geht immerhin!«

Herr von Mouy ließ vor Allem den Teller, die Serviette und das Glas des Königs verschwinden, damit man glauben könnte, er wäre bei Tische.«

»Kommt, Sire, kommt!« rief La Mole, nahm den König beim Arm und zog ihn nach der Treppe.

»Mouy, mein braver Mouy!« rief Heinrich und reichte dem jungen Mann die Hand.

Mouy küßte diese Hand, drängte den König aus dem Zimmer und verriegelte die Türe hinter ihnen.

»Ja ja, ich begreife,« sagte Heinrich, »er wird sich fassen lassen, während wir uns flüchten. Doch wer Teufels kann uns verraten haben?«

»Kommt, Sire, kommt, sie eilen herauf!«

Der Schimmer der Fackeln fing wirklich an, an den Wänden der engen Treppe sichtbar zu werden, während man unten eine Art von Degengeklirre hörte.

»Rasch, Sire, rasch!« sagte La Mole.

Und den König durch die Dunkelheit leitend, ließ er ihn zwei Stockwerke hinaufsteigen, stieß die Tür eines Zimmers auf, das er mit dem Riegel wieder verschloß, und öffnete das Fenster eines Kabinetts.

»Sire,« sagte er, »fürchtet Eure Majestät die Gänge über Dächer?«

»Ich,« sprach Heinrich, »ich, ein Gamsenjäger?«

»Nun, so folgt mir, Majestät. Ich kenne den Weg und will Euch als Führer dienen.«

»Geht,« erwiderte Heinrich, »ich folge Euch.«

La Mole schwang sich zuerst hinaus, folgte einem breiten Rande, der als Rinne diente, an dessen Ende sich eine von zwei Dächern gebildete Vertiefung fand. Nach dieser Vertiefung öffnete sich eine Mansarde ohne Fenster, welche in einen unbewohnten Speicher führte.

»Sire,« sprach La Mole, »Ihr seid im Hafen.«

»Ah, desto besser,« erwiderte Heinrich.

Und er trocknete sich seine Stirne ab, worauf der Schweiß perlte.

»Nun machen sich die Dinge von selbst,« sagte La Mole. »Der Speicher geht nach der Treppe, die Treppe mündet in einen Gang aus und dieser Gang führt nach der Straße. Sire, ich habe den Weg selbst in einer Nacht gemacht, welche noch viel furchtbarer war, als diese.«

»Gehen wir,« sprach Heinrich, »vorwärts!«

La Mole schlüpfte zuerst durch das Fenster sicherte die schlecht geschlossene Türe, öffnete sie, befand sich einer Treppe, gab dem König den Strick in die Hand, der als Geländer diente, und sagte: »Kommt Sire.«

Mitten auf der Treppe blieb Heinrich stille stehen. Er war zu einem Fenster gelangt. Dieses Fenster ging nach dem Hofe des Gasthauses zum Schönen Gestirn.

Man sah auf der Treppe gegenüber Soldaten laufen, von denen die einen Schwerter, die andern Fackeln in der Hand hatten.

Plötzlich erblickte der König von Navarra mitten in einer Gruppe Herrn von Mouy. Er hatte seinen Degen übergeben und ging ruhig hinab.

»Armer Junge,« sprach Heinrich, »braves, ergebenes Herz!«

»Meiner Treue, Sire,« sagte La Mole, »Eure Majestät wird bemerken, daß er sehr ruhig aussieht. Seht, er lacht sogar. Er muß einen guten Streich im Schilde führen, denn Ihr wißt, er lacht selten.«

»Und der junge Mann, der bei Euch war?«

»Herr von Coconnas?« sagte La Mole.

»Ja, Herr von Coconnas, was ist aus ihm geworden?«

»Oh! Sire, über ihn bin ich durchaus nicht unruhig. Als er die Soldaten erblickte, sagte er mir nur ein Wort:

›Wagen wir etwas?‹

›Den Kopf,‹ antwortete ich ihm.

›Wirst Du Dich retten?‹

›Ich hoffe es.‹

›Wohl ich auch.‹

»Und ich schwöre Euch, daß er sich retten wird, Sire. Faßt man

Coconnas, so stehe ich Euch dafür, daß es in seinen Kram taugt, sich fassen zu lassen.«

»Dann geht Alles gut,« versetzte Heinrich, »wir wollen den Louvre wieder zu erreichen suchen.«

»Oh, mein Gott, nichts ist leichter: wir hüllen uns in unsere Mäntel und gehen hinaus. Die Straße ist voll von Menschen, die auf den Lärm herbeigelaufen sind, und man wird uns für Neugierige halten.«

Heinrich und La Mole fanden wirklich keine andere Schwierigkeit, um hinauszukommen, als das Gedränge des Volkes, das die Straße besetzt hielt.

Beiden gelang es, durch die Rue d'Averon zu entschlüpfen. Als sie aber in die Rue des Poulies gelangten, sahen sie, über die Place Saint-Germain l'Auxerrois schreitend, von Mouy und sein Geleite unter Anführung von Herrn von Nancey, dem Kapitän der Garden.

»Ah. ah!« sagte Heinrich, »man führt ihn, wie es scheint, nach dem Louvre. Teufel! die Pforten werden geschlossen. Man wird die Namen von allen Zurückkehrenden aufzeichnen, und wenn man mich nach ihm, kommen sieht, so wird es zur Wahrscheinlichkeit, daß ich mit ihm gewesen bin.«

»Wohl, Sire,« sprach La Mole, »Ihr könnt auf einem andern Wege, als durch die Pforte, in den Louvre gelangen.«

»Wie, Teufels! soll ich hineinkommen?«

»Hat Eure Majestät nicht das Fenster der Königin von Navarra?«

»Ventre-saint-gris! Herr de La Mole, Ihr habt Recht. Daran dachte ich nicht! Aber wie soll ich die Königin darauf aufmerksam machen?«

»Oh!« sprach La Mole mit achtungsvoller Dankbarkeit, »Eure Majestät versteht so gut Steine zu schleudern! . . . «

XXVI.

Von Mouy Saint-Phale.

Diesmal hatte Catharina ihre Maßregeln so gut getroffen, daß sie ihrer Sache sicher zu sein glaubte.

Demzufolge schickte sie gegen zehn Uhr Margarethe weg, fest überzeugt, was übrigens auch der Wahrheit entsprach, die Königin von Navarra wüßte nichts von dem, was gegen ihren Gatten angesponnen wurde, ging zu dem König und bat ihn, sein Schlafengehen noch zu verzögern.

Neugierig gemacht durch die triumphierende Miene, die trotz ihrer gewöhnlichen Verstellungsgabe das Gesicht seiner Mutter erleuchtete, befragte Karl die Königin Catharina, diese aber antwortete ihm mit den Worten:

»Ich kann Eurer Majestät nur sagen, daß sie diesen Abend von ihren zwei grausamsten Feinden befreit werden wird.«

Karl bewegte die Augenbrauen auf die Art eines Menschen, der zu sich selbst spricht: »Es ist gut, wir werden sehen,« und pfiff in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, seinem großen Windhunde, der sich schlangenartig auf dem Bauche gegen ihn fortschleppte und seinen gescheiterten Kopf auf den Schooß seines Herrn legte.

Nach einigen Minuten, die Catharina mit starren Augen und gespanntem Ohre zubrachte, hörte man einen Schuß im Hofe des Louvre.

»Was bedeutet dieser Lärm?« fragte Karl, die Stirne faltend, während sich der Hund die Ohren spitzend mit einer ungestümen Bewegung erhob.

»Nichts,« sprach Catharina, »ein Signal, das ist das Ganze.«

»Und was bedeutet dieses Signal?«

»Es bedeutet, Sire, daß von diesem Augenblicke an Euer einziger, Euer wahrer Feind Euch zu schaden außer Standes ist.«

»Hat man einen Menschen getötet?« fragte Karl und schaute dabei seine Mutter mit dem Herrscherauge an, welches bezeichnet, daß Tötung und Gnade zwei Attribute der königlichen

Gewalt sind.

»Nein, Sire, man hat nur zwei verhaftet.«

»Oho!« murmelte Karl, »beständig verborgene Komplotte, stets Komplotte, von denen der König nichts weiß. Mord und Teufel, meine Mutter, ich bin doch ein großer Bursche, ein hinreichend großer Bursche, um selbst über mich zu wachen, und bedarf der Gängelbande und Wulste nicht mehr. Geht mit Eurem Sohne Heinrich nach Polen, wenn Ihr regieren wollt. Aber hier, sage ich Euch, habt Ihr Unrecht, ein solches Spiel zu spielen.«

»Mein Sohn,« erwiderte Catharina, »es ist das letzte Mal, daß ich mich in Eure Angelegenheiten mische. Aber es war eine seit geraumer Zeit begonnene Unternehmung, bei der Ihr mir stets Unrecht gegeben habt, und es lag mir Alles daran, Eurer Majestät zu beweisen, daß ich Recht hatte.«

In diesem Augenblicke machten mehrere Menschen in dem Vorhause Halt, und man hörte, wie die Musketenkolben einer kleinen Truppe auf die Platten niederfielen. Beinahe gleichzeitig ließ Herr von Nancey um Erlaubnis bitten, bei dem König eintreten zu dürfen.

»Laßt ihn eintreten,« sprach Karl.

Herr von Nancey erschien, verbeugte sich vor dem König, wandte sich gegen Catharina und sprach:

»Madame, die Befehle Euer Majestät sind vollstreckt. Er ist gefangen.«

»Wieer!« rief Catharina sehr bestürzt. »Habt Ihr nur Einen gefaßt?«

»Er war allein, Madame.«

»Und er hat sich verteidigt?«

»Nein, er speiste ganz ruhig in einem Zimmer zu Nacht und übergab seinen Degen bei der ersten Aufforderung.«

»Wer dies?« fragte der König.

»Ihr werdet es sehen,« sagte Catharina. »Laßt den Gefangenen eintreten, Herr von Nancey.«

Fünf Minuten nachher wurde von Mouy eingeführt.

»Mouy!« rief der König. »Was gibt es denn, mein Herr?«

»Ei, Sire,« erwiderte Herr von Mouy mit vollkommener Ruhe,

»wenn mir Eure Majestät die Erlaubnis dazu gibt, so werde ich dieselbe Frage an sie richten.«

»Statt diese Frage an den König zu tun,« sprach Catharina, »habt die Güte, Herr von Mouy, meinem Sohne zu sagen, wer der Mensch war, der sich in einer gewissen Nacht in dem Zimmer des Königs von Navarra befand und in dieser Nacht im Widerstand gegen die Befehle Seiner Majestät zwei Garden getötet und Herrn von Maurevel verwundet hat?«

»Wirklich,« sprach Karl die Stirne faltend, »solltet Ihr den Namen dieses Menschen wissen, Herr von Mouy?«

»Ja, Sire. Wünscht ihn Eure Majestät zu kennen?«

»Es würde mir Vergnügen machen, ich gestehe es.«

»Wohl, Sire, er hieß Mouy von Saint-Phale.«

»Ihr also?«

»Ich selbst.«

Erstaunt über diese Kühnheit wich Catharina einen Schritt vor dem jungen Manne zurück.

»Und wie konntet Ihr es wagen, Widerstand gegen die Befehle des Königs zu leisten?« sagte Karl IX.

»Sire, einmal wußte ich nicht, daß es ein Befehl Eurer Majestät war; dann sah ich nur ein Ding, oder vielmehr einen Menschen, Herrn von Maurevel, den Mörder meines Vaters und des Herrn Admirals. Da erinnerte ich mich, daß in dem Zimmers in welchem wir uns befinden, vor anderthalb Jahren am Abend des 24. August Eure Majestät mir persönlich versprochen hatte, uns Gerechtigkeit gegen den Mörder widerfahren zu lassen. Da nun seit jener Zeit sehr ernste Ereignisse vorgefallen sind, so dachte ich, der König wäre unwillkürlich von seinem Verlangen wieder abgekommen. Als ich aber Herrn von Maurevel in meinem Bereiche sah, glaubte ich, der Himmel selbst hätte ihn mir geschickt. Eure Majestät weiß das Übrige; ich habe auf diesen Menschen eingehauen wie ein Mörder, und auf seine Leute geschossen wie auf Banditen.«

Karl antwortete nichts. Seine Freundschaft für Heinrich ließ ihn viele Dinge aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, als er sie früher betrachtet hatte und dies mehr als einmal mit Schrecken.

Die Königin Mutter hatte in Beziehung auf die

Bartholomäusnacht in ihrem Gedächtnisse Worte unregistriert, die aus dem Munde ihres Sohnes hervorgegangen waren und Gewissensbissen glichen.

»Aber was tattet Ihr zu einer solchen Stunde bei dem König von Navarra?« sprach die Königin Mutter.

»Ah!« erwiderte von Mouy, »da müßte ich eine ganze Geschichte erzählen. Doch wenn Eure Majestät die Geduld hat, sie zu hören,«

»Ja,« sprach Karl, »sprecht, ich will es haben.«

»Ich gehorche, Sire,« erwiderte von Mouy sich verbeugend.

Catharina setzte sich, einen unruhigen Blick auf den jungen Parteiführer heftend.

»Wir hören,« sagte Karl. »Herein, Actäon!«

Der Hund nahm den Platz wieder ein, den er vor der Einführung des Gefangenen inne hatte.

»Sire,« sprach von Mouy, »ich kam zu Seiner Majestät dem König von Navarra als Abgeordneter unserer Brüder, Eurer getreuen Untertanen von der Religion.«

Catharina machte Karl IX. ein Zeichen.

»Seid ruhig, meine Mutter«, sagte dieser, »ich verliere kein Wort. Fahrt fort, Herr von Mouy, fahrt fort.«

»Um den König von Navarra in Kenntniss zu setzen,« fuhr Herr von Mouy fort, »daß er durch sein Abschwören das Vertrauen der hugenottischen Partei verloren hätte, daß jedoch in Erinnerung an seinen Vater, Anton von Bourbon, und besonders an seine Mutter, die mutige Johanna d'Albret, deren Namen unter uns hoch geachtet ist, die Anhänger der Religion ihn in schuldiger Untertänigkeit bäten, von seinen Rechten auf die Krone von Navarra abzustehen.«

»Was sagt er?« rief Catharina, welche trotz ihrer Selbstbeherrschung den unerwarteten Schlag, den er führte, nicht ohne ein wenig zu schreien zu empfangen vermochte.

»Oh! oh!« sprach Karl, »diese Krone von Navarra, die man ohne meine Erlaubnis! über allen Häuptern schweben läßt, gehört doch mir ein wenig, wie es mir scheint.«

»Sire, die Hugenotten erkennen mehr als irgend Jemand das so eben von dem König ausgesprochene Oberhoheitsrecht. Sie

hofften auch, Eure Majestät zu bewegen, diese Krone auf einem ihr angenehmen Haupte zu befestigen.«

»Mir!« rief Karl, »auf einem mir angenehmen Haupte! Mord und Teufel! von welchem Haupte sprecht Ihr denn? Ich verstehe Euch nicht.«

»Von dem Haupte des Herrn Herzogs von Alençon.«

Catharina wurde bleich wie der Tod und verschlang Mouy mit einem flammenden Blicke.

»Und mein Bruder Alençon wußte es?«

»Ja, Sire.«

»Und er nahm diese Krone an?«

»Mit Vorbehalt der Genehmigung Eurer Majestät, an die er uns verwies.«

»Oh! oh!« sprach Karl, »in der Tat, es ist eine Krone, die unserem Bruder Alençon gut stehen wird. Und ich dachte nicht einmal daran! Ich danke, Herr von Mouy, ich danke. Wenn Ihr noch mehr solche Ideen habt, seid Ihr im Palaste stets willkommen.«

»Sire, Ihr wäret längst von diesem ganzen Vorhaben unterrichtet, ohne die unglückliche Angelegenheit im Louvre, die mich befürchten ließ, ich wäre bei Eurer Majestät in Ungnade gefallen.«

»Wohl,« versetzte Catharina, »aber was sagte der König von Navarra zu diesem Plane?«

»Der König, Madame, unterwarf sich dem Wunsche seiner Brüder, und seine Verzichtleistung lag bereit.«

»In diesem Falle müßt Ihr seine Verzichtleistung haben,« rief Catharina.

»In der Tat, Madame, ich habe sie zufällig bei mir, von ihm unterzeichnet und datiert.«

»Von einem früheren Datum als die Szene im Louvre?« sprach Catharina.

»Ja, vom Tage vorher, wie ich glaube.«

Und hierbei zog Herr von Mouy aus seiner Tasche eine Verzichtleistung zu Gunsten des Herzogs von Alençon, von Heinrich geschrieben, von seiner Hand unterzeichnet und mit dem

genannten Datum versehen.

»Meiner Treue, ja,« sagte Karl, »und Alles in bester Ordnung.«

»Und was verlangte Heinrich für diese Verzichtleistung?«

»Nichts, Madame; die Freundschaft von König Karl, sagte er uns, würde ihn reichlich für den Verlust einer Krone entschädigen.«

Catharina biß sich vor Zorn in die Lippen und verdrehte ihre schönen Hände.

»Das ist vollkommen genau, Herr von Mouy,« sprach der König.

»Doch wenn Alles unter Euch mit dem König von Navarra abgemacht war,« fragte die Königin Mutter, »zu welchem Ende die Zusammenkunft, die Ihr an diesem Abend mit ihm hattet?«

»Ich, Madame, mit dem König von Navarra?« sprach Herr von Mouy. »Derjenige, welcher mich verhaftet hat, wird beglaubigen, daß ich allein war; Eure Majestät mag ihn rufen.«

»Herr von Nancey!« rief der König.

Der Kapitän der Garden erschien.

»Herr von Nancey,« fragte Catharina lebhaft, »war Herr von Mouy ganz allein in dem Gasthause zum Schönen Gestirn?«

»In dem Zimmer, ja, Madame; in dem Gasthause, nein.«

»Ah,« sagte Catharina, »wer war sein Gefährte?«

»Ich weiß nicht, ob es der Gefährte von Herrn von Mouy war, Madame; ich weiß nur, daß er durch eine Hintertüre entflohen ist, nachdem er zwei von meinen Wachen niedergestreckt hatte.«

»Und Ihr habt ihn wohl erkannt?«

»Ich nicht, aber meine Wachen.«

»Und wer war es?« fragte Karl IX.

»Der Graf Annibal von Coconnas.«

»Annibal von Coconnas,« erwiderte der König düster und träumerisch, »derjenige, welcher eine so furchtbare Metzelei in der Bartholomäusnacht unter den Hugenotten ausgeführt hat?«

»Herr von Coconnas, Edelmann des Herrn Herzogs von Alençon,« antwortete Herr von Nancey.

»Gut, gut,« sprach Karl, »entfernt Euch, Herr von Nancey, und ein andermal erinnert Euch eines Umstandes.«

»Welches, Sire?«

»Daß Ihr in meinen Diensten seid und nur mir gehorchen sollt.«
Herr von Nancey trat mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung rückwärts ab.

Von Mouy sandte Catharina ein ironisches Lächeln zu.

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein.

Catharina drehte an den Rundschnüren ihres Gürtels. Karl streichelte seinen Hund.

»Aber was war Euer Zweck, mein Herr?« fuhr Karl fort. »Wäret Ihr mit Gewalt zu Werke gegangen?«

»Gegen wen, Sire?«

»Gegen Heinrich, gegen Franz oder gegen mich?«

»Sire, wir hatten die Verzichtleistung Eures Schwagers, die Beistimmung Eures Bruders, und waren, wie ich zu bemerken die Ehre gehabt habe, auf dem Wege, Eure Majestät um ihre Einwilligung zu bitten, als die unglückliche Geschichte mit Herrn von Maurevel dazwischen kam.«

»Nun, meine Mutter,« sagte Karl, »in Allem dem sehe ich nichts Schlimmes. Es lag in Eurem Rechte, Herr von Mouy, einen König zu verlangen. Ja, Navarra kann und muß ein getrenntes Königreich sein. Mehr noch, dieses Königreich scheint ausdrücklich gemacht zu einer Dotation für meinen Bruder Alençon, der stets ein so großes Gelüste nach einer Krone gehabt hat, daß er, wenn wir die unsrige tragen, seinen Blick nicht davon abzuwenden vermag. Das Einzige, was sich dieser Thronbesteigung widersetzte, war das Recht von Henriot; da jedoch Henriot freiwillig darauf Verzicht leistet . . . «

»Freiwillig, Sire.«

»So scheint es, daß es der Wille Gottes ist. Herr von Mouy, es steht Euch frei, zu Euren Brüdern zurückzukehren, die ich vielleicht etwas hart bestraft habe; aber das ist eine Angelegenheit zwischen Gott und mir, und sagt ihnen, da sie meinen Bruder, den Herzog von Alençon, zum König haben wollen, so füge sich der König von Frankreich ihren Wünschen. Von diesem Augenblick an ist Navarra ein Königreich und sein Souverain heißt Franz. Ich verlange nur acht Tage, daß mein Bruder Paris mit dem einem König gebührenden Glanze und Gepränge verlasse. Geht, Herr von Mouy, geht. Herr von Nancey,

laßt Herrn von Mouy hinaus, er ist frei.«

»Sire,« sprach von Mouy, einen Schritt vorgehend, »erlaubt Eure Majestät«

»Ja,« erwiderte der König.

Und er reichte dem jungen Hugenotten die Hand. Von Mouy setzte ein Knie auf die Erde und küßte sie ehrfurchtsvoll.

»Doch sprecht,« sagte der König, ihn in dem Augenblicke zurückhaltend, wo er wieder aufstehen wollte, »habt Ihr nicht gegen diesen Schurken Maurevel Gerechtigkeit von mir verlangt?«

»Ja, Sire.«

»Ich weiß nicht, wo er ist, um sie Euch angedeihen zu lassen, denn er verbirgt sich, aber wenn Ihr ihn trifft, nehmt Euch selbst Euer Recht, ich bevollmächtige Euch dazu und zwar mit ganzem Herzen.«

»Ah! Sire,« rief Herr von Mouy, »Ihr überhäuft mich mit Güte. Eure Majestät verlasse sich auf mich: ich weiß auch nicht, wo er ist, aber seid unbesorgt, ich werde ihn finden.«

Hiernach verbeugte sich Herr von Mouy ehrfurchtsvoll vor dem König Karl und der Königin Catharina und entfernte sich, ohne daß die Wachen, die ihn gebracht hatten, seinem Abgang ein Hindernis entgegensetzten. Er durchschritt die Gänge, erreichte rasch die Pforte und machte, sobald er einmal außen war, nur einen Sprung von der Place Saint-Germain l'Auxerrois nach dem Gasthofe zum Schönen Gestirn, wo der junge Mann sein Pferd wieder fand, dem er es zu verdanken hatte, daß er drei Stunden, nachdem er Paris verlassen, in vollkommener Sicherheit hinter den Mauern von Mantes atmete.

Catharina kehrte, Ihren Zorn verschluckend, in ihre Gemächer zurück und begab sich von da zu Margarethe.

Sie fand hier Heinrich im Schlafrocke und, wie es schien, bereit sich zu Bette zu legen.

»Satan,« murmelte sie, »hilf einer armen Königin, für die Gott nichts mehr tun will.«

XXVII.

Zwei Köpfe für eine Krone.

»Man bitte Herrn von Alençon, zu mir zu kommen,« sprach Karl, seine Mutter entlassend.

Herr von Nancey der geneigt war, gemäß der Aufforderung des Königs, von nun an diesem allein zu gehorchen, machte nur einen Sprung von Karl zu seinem Bruder, und überbrachte ihm ohne eine Versüßung den Befehl, welchen er erhalten hatte.

Der Herzog von Alençon bebte. Er hatte von jeher vor Karl gezittert und tat dies noch mehr, seitdem er sich durch sein Konspirieren Gründe gemacht hatte, ihn zu fürchten. Nichtsdestoweniger begab er sich mit berechnetem Eifer zu seinem Bruder.

Karl stand in seinem Gemache und pfiß ein Halali durch die Zähne.

Als der Herzog von Alençon eintrat, gewahrte er in dem Auge von Karl einen von den Blicken voll giftigen Hasses, die er so gut kannte.

»Eure Majestät hat mich rufen lassen; hier bin ich, Sire. Was wünscht Eure Majestät von mir?«

»Ich wünsche Euch zu sagen, mein guter Bruder, daß ich zur Belohnung für die große Freundschaft, die Ihr für mich hegt, entschlossen bin, heute etwas für Euch zu tun, wonach Ihr längst trachtet.«

»Für mich?«

»Ja, für Euch . . . Sucht in Eurem Geiste etwas, wovon Ihr seit einiger Zeit am meisten träumt, und ich werde Euch dasselbe geben.«

»Sire,« sprach Franz, »ich schwöre meinem Bruder, ich wünsche nichts Anderes, als die Fortdauer der guten Gesundheit des Königs.«

»Dann müßt Ihr befriedigt sein, Alençon; die Unpäßlichkeit, welche mich zur Zeit der Ankunft der Polen befiel, ist vorüber. Mit dem Beistande von Henriot bin ich einem wütenden Eber

entgangen, der mich aufschlitzen wollte, und ich befinde mich so wohl, daß ich nicht den Gesündesten meines Reiches zu beneiden habe. Ihr könnt also, ohne ein schlimmer Bruder zu sein, etwas Anderes wünschen, als die Fortdauer meiner Gesundheit, welche vortrefflich ist.«

»Ich wünsche nichts, Sire.«

»Doch, doch, Franz,« versetzte Karl ungeduldig, »Ihr wünscht die Krone von Navarra, da Ihr Euch mit Henriot und Mouy verständigt habt; mit dem ersten, damit er darauf Verzicht leiste, mit dem zweiten, daß er Euch dieselbe verschaffe. Nun wohl. Henriot verzichtet darauf, Herr von Mouy hat mir Eure Bitte mitgeteilt, und diese Krone, nach der Ihr strebt«

»Nun?« fragte Alençon mit zitternder Stimme.

»Mord und Teufel! gehört Euch.«

Alençon wurde furchtbar bleich. Aber das Blut, das in sein Herz getreten war, daß es hätte bersten sollen, floß plötzlich nach den äußeren Teilen zurück und eine brennende Röte trat auf seine Wangen; die Gunst, welche ihm der König bewilligte, brachte ihn in diesem Augenblick zur Verzweiflung.

»Aber, Sire,« erwiderte er stammelnd vor Aufregung und vergebens bemüht, Ruhe zu gewinnen, »ich habe nichts gewünscht und besonders nichts dergleichen verlangt.«

»Das ist möglich,« sprach der König, »denn Ihr seid sehr diskret, mein Bruder. Aber man hat für Euch gewünscht, für Euch verlangt.«

»Sire, ich schwöre Euch, daß ich nie . . . «

»Schwört nicht!«

»Aber, Sire. Ihr verbannt mich also?«

»Ihr nennt das eine Verbannung, Franz? Teufel, Ihr seid häkelig. Was hofftet Ihr denn Besseres?«

Alençon biß sich vor Verzweiflung in die Lippen.

»Meiner Treue,« fuhr Karl Gutmütigkeit heuchelnd fort, »ich glaubte nicht, daß Ihr so populär wäret und besonders nicht bei den Hugenotten; aber sie verlangen Euch, und ich muß mir selbst gestehen, daß ich mich täuschte. Dann konnte ich mir nichts Besseres wünschen, als einen Mann, der mir gehört, einen Bruder, der mich liebt und unfähig ist, mich zu verraten, an der

Spitze einer Partei zu haben, die uns seit dreißig Jahren bekriegt. Das wird Alles wie durch einen Zauber zur Ruhe bringen, abgesehen davon, daß wir dann drei Könige in der Familie sind. Nur der arme Henriot wird nichts Anderes sein, als mein Freund. Aber er ist nicht ehrgeizig und dieser Titel, welchen sonst Niemand anspricht, er wird ihn nehmen.«

»Oh! Sire, Ihr täuscht Euch, ich fordere diesen Titel, und wer hat mehr Recht darauf, als ich. Henriot ist nur Euer Schwager durch ein Ehebündnis, ich bin Euer Bruder durch das Blut und besonders durch das Herz. Sire, ich flehe Euch an, behaltet mich bei Euch.«

»Nein, nein, Franz,« erwiderte Karl, »das wäre Euer Unglück.«

»Wieso?«

»Aus tausend Gründen.«

»Aber bedenkt doch ein wenig, Sire, werdet Ihr je einen so getreuen Gefährten finden, wie ich bin? Seit meiner Kindheit habe ich Eure Majestät nie verlassen.«

»Ich weiß es wohl, ich weiß es wohl, und zuweilen hätte ich Euch sogar sehr gerne gewünscht.«

»Was will der König damit sagen?«

»Nichts, nichts, . . . Oh, was für schöne Jagden werdet Ihr dort haben! Franz, ich beneide Euch! Wißt Ihr, daß man in diesen Teufelsgebirgen den Bären jagt, wie hier den Eber? Ihr werdet uns Alle mit prächtigen Häuten versehen. Man jagt das mit dem Dolche, wie Ihr wißt; man hört das Tier, man treibt es auf, man reizt es; es geht auf den Jäger zu und vier Schritte von demselben richtet es sich mit seinen Hintertatzen auf. In diesem Augenblick stößt man ihm den Stahl in das Herz, wie dieß Henriot dem Eber bei der letzten Jagd getan hat, Ihr wißt doch? Das ist gefährlich. Aber Ihr seid brav, Franz und diese Gefahr wird für Euch ein wahres Vergnügen sein.«

»Ah! Eure Majestät verdoppelt meinen Kummer, denn ich werde nicht mehr mit ihr jagen.«

»Beim Donner! desto besser,« sprach der König. »Es ist weder für den Einen noch für den Andern zweckdienlich, wenn wir mit einander jagen.«

»Was will Eure Majestät damit sagen?«

»Das Jagen mit mir bereitet Euch ein solches Vergnügen und hat eine solche Aufregung bei Euch zur Folge, daß Ihr, der Ihr die Geschicklichkeit in Person seid, Ihr, der Ihr mit der nächsten besten Büchse eine Elster auf hundert Schritte schießt, das letzte Mal, als wir in Gesellschaft jagten, mit Eurem Gewehre, mit einem Gewehre, das Ihr genau kennt, auf zwanzig Schritte einen großen Eber gefehlt, und statt dessen meinem besten Pferde das Bein zerschmettert habt. Mord und Teufel, Franz! wißt Ihr, das gibt Stoff zum Nachdenken.«

»Oh! Sire, vergebt der Aufregung,« sprach Alençon, welcher leichenbleich geworden war.

»Ah! ja,« versetzte Karl, »die Aufregung, ich weiß wohl, und gerade wegen dieser Aufregung, die ich, glaubt mir, zu ihrem wahren Werte anzuschlagen weiß, sage ich Euch: Franz, es ist besser, wenn wir fern von einander jagen, besonders wenn man solche Aufregungen hat. Überlegt Euch dieß, mein Bruder, nicht in meiner Gegenwart, meine Gegenwart beunruhigt Euch, wie ich sehe, sondern wenn Ihr allein seid, und Ihr werdet mir zugestehen, daß ich allen Grund habe, zu befürchten, es könnte Euch bei einer neuen Jagd abermals eine Aufregung erfassen; dann würdet Ihr den Reiter statt des Pferdes, den König statt des Tieres töten. Pest! ob eine Kugel zu hoch oder zu tief einschlägt, das verändert das Angesicht einer Regierung ganz gewaltig, und wir haben ein Beispiel davon in unserer Familie. Als Montgomery unsern Vater Heinrich II. durch einen Zufall, durch Aufregung vielleicht, tötete, brachte der Schuß unsern Bruder Franz II. auf den Thron und unsern Vater Heinrich nach Saint-Denis. Gott braucht so wenig, um viel zu tun.«

Der Herzog fühlte während dieses eben so furchtbaren als unvorhergesehenen Stoßes den Schweiß über seine Stirne rieseln. Der König konnte seinem Bruder unmöglich ausdrücklicher sagen, er habe Alles erraten. Seinen Zorn unter einem Schatten von Scherz verbergend, war Karl vielleicht noch schrecklicher, als wenn er die gehässige Lava, welche sein Herz verzehrte, sich hätte kochend nach Außen verbreiten lassen. Seine Rache schien ganz im Verhältnis zu seinen Grolle zu stehen, und zum ersten Male lernte Alençon den Gewissensbiß oder vielmehr das Bedauern kennen, daß er ein Verbrechen

unternommen hatte, welches ihm in der Ausführung mißlungen war.

Er hatte den Kampf ausgehalten, so lange er vermochte, aber unter diesem letzten Schlage beugte er das Haupt, und Karl sah aus seinen Augen die verzehrende Flamme treten, die bei Wesen von einer zarten Natur die Furchen gräbt, durch welche die Tränen hervorspringen.

Aber Alençon gehörte zu den Menschen, welche nur vor Wut weinen.

Karl hielt sein Geierauge starr auf ihn geheftet, und atmete gleichsam jeden von den Empfindungen, jeden von den Eindrücken ein, wie sie sich in dem Herzen des jungen Mannes folgten. Und jede dieser Empfindungen erschien ihm so bestimmt und klar, in Folge der tiefen Studien, die er in seiner Familie gemacht hatte, als ob das Herz von Alençon ein offenes Buch gewesen wäre.

Er ließ ihn so einen Augenblick niedergeschmettert, unbeweglich stumm. Dann sagte er mit einer Stimme, in der eine haßerfüllte Festigkeit nicht zu verkennen war:

»Mein Bruder, wir haben unsern Entschluß ausgesprochen, und dieser Entschluß ist unerschütterlich. Ihr werdet reisen.«

Alençon machte eine Bewegung. Karl schien es nicht zu bemerken, und fuhr fort:

»Navarra soll stolz darauf sein, einen Bruder des Königs Frankreich zum Fürsten zu haben. Macht, Glück, Alles sollt Ihr haben, was Eurer Geburt geziemt, wie es Euer Bruder Heinrich bekommen hat, und wie er,« fügte er lächelnd bei, »werdet Ihr mich aus der Ferne segnen. Aber gleichviel, die Segnungen kennen keine Entfernung.«—

»Sire«

»Nehmt an, oder vielmehr fügt Euch. Seid Ihr einmal König, so wird man eine Frau würdig eines Sohnes von Frankreich für Euch finden, welche Euch vielleicht einen andern Thron bringt.«

»Aber Eure Majestät vergißt ihren guten Freund Heinrich.«

»Heinrich! wenn ich Euch sage, daß er den Thron von Navarra nicht will. Ich habe Euch bereits bemerkt, er trete ihn Euch ab. Heinrich ist ein lustiger Junge, und kein Bleichgesicht wie Ihr. Er

will nach Wohlgefallen lachen und sich belustigen und nicht vertrocknen, wozu wir verdammt sind, wir unter den Kronen.«

Alençon stieß einen Seufzer aus.

»Eure Majestät befiehlt mir also, mich zu beschäftigen . . . «

»Nein, nein, kümmert Euch um nichts, Franz, ich werde Alles selbst ordnen. Verlaßt Euch auf mich als auf einen guten Bruder. Und nun, da Alles abgemacht ist, geht. Teilt Euren Freunden unsere Unterredung mit, oder teilt sie nicht mit. Ich werde Maßregeln treffen, daß die Sache bald öffentlich wird. Geht, Franz.«

Es war nichts zu entgegnen. Der Herzog verbeugte sich und ging Wut im Herzen ab.

Er brannte vor Begierde, Heinrich zu finden, um mit ihm über Alles, was vorgefallen war, zu sprechen. Aber er fand nur Catharina: Heinrich wich der Unterredung aus, die Königin Mutter suchte sie.

Als der Herzog Catharina sah, unterdrückte er rasch seine Schmerzen und suchte zu lächeln. Minder glücklich als Heinrich von Anjou, suchte er keine Mutter in Catharina, sondern einfach eine Verbündete. Er fing also damit an, daß er sich vor ihr verstellte, denn um gute Bündnisse zu schließen, muß man sich gegenseitig ein wenig täuschen.

Alençon redete Catharina mit einem Gesichte an, auf dem nur noch eine leichte Spur von Unruhe übrig war.

»Nun, Madame,« sagte er, »große Neuigkeiten, wißt Ihr sie?«

»Ich weiß, daß man einen König aus Euch zu machen beabsichtigt.«

»Das ist sehr gut von meinem Bruder, Madame.«

»Nicht wahr?«

»Und ich bin beinahe versucht, zu glauben, daß ich einen Teil meiner Dankbarkeit auf Euch zu übertragen habe; denn wart Ihr es, die ihm den Rat gegeben hat, mir einen Thron zu schenken, so habe ich diesen Thron Euch zu danken, obgleich ich im Grunde gestehe, daß es mir peinlich gewesen ist, auf diese Art den König von Navarra zu berauben.«

»Ihr liebt Henriot ungemein, wie es scheint, mein Sohn?«

»Ja, seit einiger Zeit stehen wir in inniger Verbindung mit

einander.«

»Glaubt Ihr, daß er Euch eben so sehr liebt, als Ihr ihn liebt?«

»Ich hoffe es, Madame.«

»Eine solche Freundschaft ist erbaulich, wißt Ihr, besonders unter Prinzen. Die Hoffreundschaften gelten nicht für sehr fest, mein lieber Franz.«

»Meine Mutter, bedenkt, daß wir nicht nur Freunde, sondern beinahe Brüder sind.«

Catharina lächelte auf eine seltsame Weise.

»Gut!« sagte sie. »Gibt es Brüder unter Königen?«

»Oh! was das betrifft, wir waren Beide keine Könige, als wir diese Verbindung schlossen; wir sollten es sogar nie sein, deshalb liebten wir uns.«

»Ja, aber die Verhältnisse haben sich zu dieser Stunde sehr verändert.«

»Wie, sehr verändert?«

»Ja, allerdings, wer sagt Euch, daß Ihr nicht Beide Könige sein werdet?«

An dem Nervenbeben des Herzogs, an der Röte, die seine Stirne übergoß, sah Catharina, daß ihr Streich mitten in das Herz getroffen hatte.«

»Er,« sagte Alençon, »Heinrich, König? Und von welchem Reiche?«

»Von einem der herrlichsten der Christenheit, mein Sohn.«

»Ah!« rief Alençon erbleichend, »was sagt Ihr da?«

»Das, was eine gute Mutter ihrem Sohne sagen muß, das, woran Ihr mehr als ein Mal gedacht habt, Franz.«

»Ich,« sprach der Herzog, »ich habe an nichts gedacht, das schwöre ich Euch.«

»Ich will Euch wohl glauben, denn Euer Freund, Euer Bruder Heinrich, wie Ihr ihn nennt, ist unter seiner scheinbaren Offenherzigkeit ein sehr gewandter und sehr verschmitztes Herr, der seine Geheimnisse besser bewahrt, als Ihr die Eurigen, Franz. Hat er Euch zum Beispiel je gesagt, daß Herr von Mouy sein Agent ist?«

Während Catharina diese Worte sprach, tauchte sie ihren Blick

wie ein Stilett in die Seele von Franz.

Dieser aber hatte nur eine Tugend, oder vielmehr ein hervorspringendes Laster: die Verstellung. Er ertrug also diesen Blick ganz gelassen.

»Von Mouy!« sagte er erstaunt, und als würde dieser Name zum ersten Male unter solchen Umständen in seiner Gegenwart ausgesprochen.

»Ja, der Hugenott Mouy von Saint-Phale, derselbe, welcher beinahe Herrn von Maurevel getötet hätte, welcher heimlich in Frankreich und in der Hauptstadt unter allerlei Verkleidungen umherläuft, intrigiert und ein Heer auf die Beine bringt, um Euren Bruder Heinrich gegen Eure Familie zu unterstützen.«

Catharina war es nicht bekannt, daß ihr Sohn Franz in dieser Beziehung eben so viel oder sogar mehr wußte, als sie; sie stand bei diesen Worten deshalb auf und schickte sich an, sich einen majestätischen Abgang zu machen.

Franz hielt sie zurück.

»Meine Mutter,« sprach er, »noch ein Wort, wenn es Euch gefällig ist. Da Ihr die Gnade habt mich in Eure Politik einzuweißen, so sagt mir, wie es Heinrich, dem so wenig Bekannten, mit so geringen Mitteln gelingen soll, einen Krieg zu führen, welcher so ernst wäre, daß er unsere Familie beunruhigen könnte?«

»Kind,« erwiderte die Königin lächelnd, »wißt, daß er von mehr als dreißigtausend Mann unterstützt wird, daß an dem Tage, wo er ein Wort spricht, diese dreißigtausend Mann plötzlich, als ob sie aus der Erde kämen, erscheinen werden, und diese dreißigtausend Mann sind Hugenotten. bedenkt das wohl, d. h. die tapfersten Soldaten der Welt. Und dann hat er eine Protektion, die Ihr Euch nicht zu verschaffen wußtet, oder Euch nicht verschaffen wolltet, Ihr . . . «

»Welche?«

»Er hat den König, der ihn liebt, der ihn befördert, den König, der aus Eifersucht gegen Euren Bruder in Polen und aus Trotz gegen uns in seiner Umgebung Nachfolger sucht. Nur sucht er sie anderswo als in seiner Familie, und Ihr seid ein Blinder, wenn Ihr das Nicht seht.«

»Der König! . . . glaubt Ihr, meine Mutter?«

»Habt Ihr denn nicht wahrgenommen, daß er Henriot, seinen Henriot liebt?«

»Allerdings, meine Mutter.«

»Und daß er dafür belohnt wird, denn derselbe Henriot vergißt, daß sein Schwager ihn in der Bartholomäusnacht erschießen wollte, und legt sich auf den glatten Bauch, wie ein Hund, der die Hand leckt, welche ihn geschlagen hat.«

»Ja, ja,« murmelte Franz, »ich habe es bereits bemerkt, Heinrich ist sehr untertänig gegen meinen Bruder Karl.«

»Er ist wahrhaft erfindungsreich, um ihm in allen Stücken zu gefallen.«

»So sehr, daß er ärgerlich, von dem König über seine Unwissenheit in der Falknerei verspottet zu werden, nun die Beize studieren will. Gestern noch fragte er mich, ob ich nicht einige gute Bücher hätte, welche diese Kunst behandelten.«

»Halt!« sprach Catharina, deren Augen funkelten, als durchzuckte ein rascher Gedanke ihren Geist, »halt! . . . Und was habt Ihr ihm geantwortet!«

»Ich würde in meiner Bibliothek suchen.«

»Gut,« versetzte Catharina, »gut, er soll dieses Buch haben.«

»Aber ich suchte, Madame, und fand nichts.«

»Ich werde finden, und Ihr gebt ihm das Buch, als ob es von Euch käme.«

»Und was wird daraus erfolgen?«

»Habt Ihr Vertrauen zu mir, Alençon?«

»Ja, Mutter.«

»Wollt Ihr mir blindlings in Beziehung auf Heinrich gehorchen, den Ihr nicht liebt, was Ihr auch sagen möget.«

Alençon lächelte.

»Und den ich meines Teils hasse,« fuhr Catharina fort.

»Ja, ich werde gehorchen.«

»Am Morgen der nächsten Jagd holt das Buch hier. Ich gebe es Euch, Ihr bringt es Heinrich . . . und . . . «

»Und . . . «

»Laßt Gott, die Vorsehung oder den Zufall das Übrige tun.«

Franz kannte seine Mutter hinreichend, um zu wissen, daß es nicht ihre Gewohnheit war, Gott, der Vorsehung oder dem Zufall die Sorge zu überlassen, ihre Freundschaft oder ihren Haß zu unterstützen. Aber er hütete sich wohl, ein Wort beizufügen, verbeugte sich wie ein Mensch, der den Auftrag den man ihm gibt, übernimmt, und zog sich in seine Gemächer zurück.

»Was will sie damit sagen?« dachte der junge Mann, die Treppe hinaufsteigend, »ich weiß es nicht. Das ist mir aber ganz klar, daß sie gegen einen gemeinschaftlichen Feind handelt. Wir wollen sie machen lassen.«

Während dieser Zeit erhielt Margarethe durch Vermittlung von La Mole einen Brief von Herrn von Mouy mit der Adresse des Königs von Navarra. Da diese zwei erhabenen Eheleute in der Politik kein Geheimnis vor einander hatten, so entsiegelte sie diesen Brief und las ihn. Ohne Zweifel kam ihr derselbe interessant vor, denn die Dunkelheit benützend, welche bereits an den Mauern des Louvre herabzufallen anfing, schlüpfte Margarethe in den geheimen Gang, stieg die Wendeltreppe hinauf und eilte, nachdem sie aufmerksam überall umher geschaut hatte, rasch wie ein Schatten vorwärts und verschwand in dem Vorzimmer des Königs von Navarra.

Dieses Vorzimmer wurde seit der Entfernung von Orthon von Niemand mehr bewacht.

Diese Entfernung, welche wir seit dem Augenblicke, wo sie der Leser auf eine so tragische Weise für den armen Orthon vor sich gehen sah, nicht mehr berührten, hatte Heinrich ungemein beunruhigt. Er sprach darüber mit Frau von Sauves und mit seiner Gemahlin, aber weder die Eine noch die Andere war besser unterrichtet als er. Frau von Sauves gab ihm nur einige Auskunft, der zu Folge es dem Geiste von Heinrich ganz klar wurde, daß das arme Kind ein Opfer irgend einer Machination der Königin Mutter geworden war, und daß er in Folge dieser Machination mit Herrn von Mouy beinahe in dem Gasthause zum Schönen Gestirne verhaftet worden wäre.

Ein Anderer als Heinrich hätte geschwiegen. denn er würde es nicht gewagt haben etwas zu sagen; aber Heinrich berechnete Alles; er begriff, daß sein Stillschweigen ihn verraten würde. Gewöhnlich verliert man auf diese Art nicht einen seiner Diener,

einen seiner Vertrauten, ohne sich nach ihm zu erkundigen, ohne nach ihm zu forschen. Heinrich erkundigte sich also, forschte also in Gegenwart des Königs und sogar der Königin Mutter. Er fragte bei Jedermann nach Orthon, von der Schildwache, welche vor der Pforte des Louvre auf- und abging, bis zum Kapitän der Garden, der seinen Posten im Vorzimmer des Königs hatte; aber alle seine Fragen und alle seine Schritte waren vergeblich. Heinrich schien jedoch so sehr von diesem Ereignisse ergriffen und seinem armen abwesenden Diener dergestalt zugetan, daß er erklärte, er würde ihn nicht eher ersetzen, als bis er die Gewißheit erlangt hätte, er wäre für immer verschwunden . . .

Das Vorzimmer war also leer, als sich Margarethe bei Heinrich einfand.

So leicht auch die Tritte der Königin waren, so hörte sie Heinrich dennoch, und er rief, sich umwendend:

»Ihr, Madame!«

»Ja,« erwiderte Margarete, »lest geschwinde.«

Und sie reichte ihm das Papier offen.

Es enthielt folgende Zeilen.

»Sire, der Augenblick, unsern Fluchtplan in Ausführung zu bringen, ist gekommen. In fünf bis sechs Tagen ist Beize die Seine entlang, von Saint-Germain bis Maisons, d. h. in der ganzen Ausdehnung des Waldes.

»Geht auf diese Jagd, obgleich es eine Beize ist. Zieht unter Eurem Kleide ein gutes Panzerhemd an, gürtet Euer bestes Schwert um, reitet das flinkste Pferd Eures Stalles.

Gegen Mittag, wenn die Jagd am stärksten ist und der König dem Falken nachgeeilt sein wird, entzieht Euch allein, wenn Ihr allein kommt, mit der Königin von Navarra, wenn sie Euch folgt. Fünfzig der Unseren werden in dem Pavillon von Franz I. verborgen sein, wozu wir den Schlüssel haben; kein Mensch soll erfahren, daß sie dort sind, denn sie kommen bei Nacht und die Läden werden geschlossen.

»Ihr reitet durch die Allee des Violettes, an deren Ende ich wachen werde: rechts von dieser Allee, in einer kleinen

Lichtung, sind die Herren de La Mole und Coconnas mit zwei Handpferden. Diese frischen Pferde sind bestimmt, die Eurigen zu ersetzen, sollten sie zufällig müde sein.«

»Gott befohlen, Sire; seid bereit, wir sind es.«

Und Margarethe sprach nach sechzehn hundert Jahren dieselben Worte aus, welche Cäsar an den Ufern des Rubicon ausgesprochen hatte.

»Es sei, Madame,« antwortete Heinrich, »ich werde mich Euch nicht widersetzen.«

»Vorwärts, Sire, werdet ein Held, das ist nicht schwierig: Ihr habt nur Euren Weg zu verfolgen: und macht mir einen schönen Thron,« sprach die Königin von Navarra.

Ein unmerkliches Lächeln schwebte über die feine Lippe des Bearners hin. Er küßte Margarethe die Hand und ging, ein Liedchen trällernd, zuerst hinaus, um den Gang zu erforschen.

Diese Vorsicht war nicht schlecht: in dem Augenblick, wo er die Türe seines Schlafzimmers öffnete, öffnete Alençon die seines Vorzimmers. Heinrich machte Margarethe ein Zeichen mit der Hand und sagte dann ganz laut: »Ah! Ihr seid es, mein Bruder, ich nenne Euch willkommen.«

Bei dem Zeichen ihres Gemahls begriff die Königin Alles und warf sich rasch in ein Ankleidekabinett, dessen Türe ein dicker Vorhang bedeckte.

Der Herzog von Alençon trat mit schüchternem Schritte und rings umher schauend ein. »Sind wir allein, mein Bruder?« fragte er halblaut.

»Vollkommen allein; was gibt es denn? Ihr seht ganz verstört aus.«

»Wir sind entdeckt, Heinrich.«

»Wie! entdeckt?«

»Ja, man hat Mouy verhaftet.«

»Ich weiß es.«

»Er hat dem König Alles gesagt.«

»Was hat er gesagt?«

»Ich strebe nach dem Throne von Navarra und konspiriere, um

ihn zu erhalten.«

»Ah, der Teufel,« sprach Heinrich, »Ihr seid also kompromittiert, mein armer Bruder! Warum hat man Euch nicht auch verhaftet?«

»Ich weiß es nicht. Der König hat sich über mich lustig gemacht, indem er sich stellte, als böte er mir den Thron von Navarra an. Ohne Zweifel hoffte er mir ein Geständnis zu entlocken, aber ich habe ihm nichts gesagt.«

»Und daran habt Ihr wohl getan, Ventre-saint-gris!« rief der Bearner. »Wir wollen fest halten, unser Leben hängt davon ab.«

»Ja,« versetzte Franz, »der Fall ist sehr schwierig, und ich bin deshalb gekommen, um Euch um Rat zu fragen, mein Bruder. Was glaubt Ihr, daß ich tun soll: fliehen oder bleiben?«

»Ihr habt den König gesehen, da er mit Euch sprach?«

»Allerdings.«

»Nun wohl, so müßtet Ihr in seinem Geiste lesen! Folgt Eurer Eingebung.«

»Ich würde lieber bleiben,« erwiderte Franz.

So sehr auch Heinrich Herr über sich selbst war, so entschlüpfte ihm doch eine Bewegung der Freude, die, obgleich fast unmerklich, Franz nicht entging.

»Bleibt also.« sprach Heinrich.

»Aber Ihr?«

»Bei Gott! wenn Ihr bleibt, habe ich keinen Grund zu gehen. Ich wollte nur von hier fort, um Euch zu folgen, . . . aus Ergebenheit, um meinen Bruder, den ich liebe, nicht zu verlassen.«

»Es ist also aus mit allen unsern Plänen,« sprach Alençon, »Ihr laßt Euch ohne Widerstreben von dem ersten Zuge des Mißgeschicks hinreißen?«

»Ich?« versetzte Heinrich, »ich betrachte es nicht als ein Mißgeschick, hier zu bleiben. Bei meinem sorglosen Charakter befinde ich mich überall wohl.«

»Gut, es sei,« sagte Alençon, »sprechen wir nicht mehr davon. Laßt es mich nur wissen, wenn Ihr irgend einen neuen Entschluß faßt.«

»Ventre-saint-gris! ich werde nicht verfehlen, dieß zu tun,« erwiderte Heinrich. »Ist es nicht abgemacht, daß wir keine

Geheimnisse unter uns haben?«

Alençon wollte das Gespräch nicht weiter fortsetzen. Er entfernte sich ganz nachdenkend: denn einen Augenblick hatte er den Vorhang des Ankleidezimmers zittern zu sehen geglaubt.

Kaum war Alençon weggegangen, als wirklich dieser Vorhang ausgehoben wurde und Margarethe wieder erschien.

»Was denkt Ihr von diesem Besuche?« fragte Heinrich.

»Daß etwas Neues, Wichtiges vorgeht.«

»Und was glaubt Ihr, daß dies sein mag?«

»Ich weiß es noch nicht; aber ich werde es erfahren.«

»Mittlerweile? . . . «

»Mittlerweile verfehlt nicht, morgen Abend zu mir zu kommen.«

»Ich werde nicht ermangeln Madame,« sprach Heinrich auf eine artige Weise seiner Gemahlin die Hand küssend.

Und Margarethe kehrte mit derselben Vorsicht, mit der sie ihre Wohnung verlassen sollte, wieder in dieselbe zurück.

Neuntes bis zwölftes Bändchen.

I.

Das Jagdbuch.

Es waren fünf Tage seit den von uns erzählten Ereignissen abgelaufen. So eben hatte es vier Uhr geschlagen; doch bereits war im Louvre Alles wach, wie dies gewöhnlich an Jagdtagen geschah, als sich der Herzog von Alençon, einer ihm zugekommenen Einladung zufolge, zu der Königin Mutter begab.

Die Königin Mutter war nicht in ihrem Schlafgemach, aber sie hatte Befehl gegeben, ihren Sohn warten zu lassen, wenn er käme.

Nach einigen Minuten trat sie aus einem geheimen Kabinett, in das außer ihr Niemand kam. Sie pflegte sich in dasselbe zurückzuziehen, um ihre chemischen Operationen vorzunehmen.

Zugleich mit der Königin Mutter kam, sei es durch die halb geöffnete Türe oder an ihren Kleidern hängend, der durchdringende Geruch eines scharfen Parfüm, und durch die Öffnung dieser Türe gewahrte Alençon einen dicken Dampf, dem eines verbrannten Gewürzes ähnlich, welcher in einer weißen Wolke in dem Laboratorium umher schwamm, das die Königin verließ.

Der Herzog konnte sich eines neugierigen Blickes nicht erwehren,

»Ja,« sagte Catharina von Medicis, »ja, ich habe einige alte Pergamente verbrannt, und diese strömten einen so stinkenden Geruch aus, daß ich Wachholder auf die Glut warf.«

Alençon verbeugte sich.

»Nun,« sagte Catharina, in den langen Ärmeln ihres Schlafrockes ihre Hände verbergend, welche mit leichten rötlich gelben Flecken besprenkt waren, »was habt Ihr Neues seit gestern?«

»Nichts, meine Mutter.«

»Habt Ihr Heinrich gesehen?«

»Ja.«

»Weigert er sich immer noch, abzureisen?«

»Durchaus.«

»Der Schelm!«

»Was sagt Ihr, Madame?«

»Ich sage, daß er reist.«

»Ihr glaubt?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Dann entgeht er uns.«

»Ja,« sprach Catharina.

»Und Ihr laßt ihn abziehen?«

»Ich lasse ihn nicht nur ziehen, sondern ich sage Euch noch mehr: er muß ziehen.«

»Ich begreife Euch nicht, meine Mutter.«

»Hört wohl, was ich Euch sagen werde, Franz. Ein sehr geschickter Arzt, derselbe, der mir das Jagdbuch geliehen hat, das Ihr ihm bringen werdet, gab mir die Versicherung, der König von Navarra wäre auf dem Punkte, von einer auszehrenden Krankheit befallen zu werden, von einer von den Krankheiten, für welche die Wissenschaft kein Mittel kennt. Ihr begreift aber, daß es, soll er einmal an einem so grausamen Übel sterben, besser ist, wenn er ferne von uns, als wenn er hier am Hofe unter unsern Augen stirbt.«

»In der Tat, das würde uns zu viel Schmerz bereiten.«

»Besonders Eurem Bruder Karl,« sprach Catharina, »während der König, wenn Heinrich stirbt, nachdem er ihn verraten hat, diesen Tod als eine Strafe des Himmels betrachten wird.«

»Ihr habt Recht, meine Mutter,«, sagte Franz voll Bewunderung. »Wißt Ihr aber auch gewiß, daß er es tun wird.«

»Alle seine Maßregeln sind getroffen. Der Zusammenkunftsort ist der Wald von Saint-Germain. Fünfzig Hugenotten sollen ihm als Geleite bis Fontainebleau dienen, wo fünfhundert andere seiner harren.«

»Und meine Schwester,« sprach Alençon mit leichtem Zögern und sichtbarem Erbleichen, »meine Schwester Margot geht mit

ihm?«

»Ja,« antwortete Catharina, »das ist abgemacht. Ist aber Heinrich tot, so kehrt Margot als Witwe und frei an den Hof zurück.«

»Und Heinrich wird sterben, Madame, Ihr seid dessen gewiß? . . . «

»Der Arzt, der mir das Buch gegeben hat, behauptete es wenigstens.«

»Wo ist das Buch, Madame?«

Catharina kehrte mit langsamen Schritten in das geheimnisvolle Kabinett zurück und kam einen Augenblick nachher mit dem Buche in der Hand wieder heraus.

»Hier ist es,« sprach sie.

Alençon schaute das Buch, das ihm seine Mutter reichte, mit einem gewissen Schrecken an.

»Was für ein Buch ist dies, Madame?« fragte der Herzog zitternd.

»Ich habe es Euch bereits gesagt, mein Sohn, es ist eine Abhandlung, um Falken aufziehen und dressiren zu lernen, durch einen sehr gelehrten Mann für den Herrn Castruccio Castracani, den Tyrannen von Lucca, abgefaßt.«

»Und was soll ich damit machen?«

»Tragt es zu Eurem guten Freunde Heinrich, der Euch, wie Ihr mir sagt, darum gebeten hat, um sich in der Wissenschaft der Beize zu unterrichten. Da Ihr heute mit dem König auf die Falkenjagd reitet, so wird er nicht verfehlen, ein paar Seiten zu lesen, um Seiner Majestät zu beweisen, daß er ihren Rat befolgt und Lektionen nimmt. Das Ganze besteht nur darin, daß Ihr es ihm selbst übergebt.«

»Oh, ich werde nicht den Mut dazu haben,« versetzte Alençon bebend.

»Warum?« sprach Catharina, »es ist ein Buch, wie jedes andere, ausgenommen, daß die Blätter, weil es so lange eingeschlossen war, an einander kleben. Versucht es also nicht, darin zu lesen, denn man kann es nur tun, wenn man den Finger naß macht und die Seiten Blatt für Blatt umschlägt, was viel Zeit wegnimmt und viel Mühe verursacht.«

»So daß nur ein Mensch, welcher ein großes Verlangen hat, sich zu unterrichten, sich diese Zeit, und diese Mühe nehmen kann?«

»Ganz richtig, mein Sohn, Ihr begreift.«

»Oh!« sagte Alençon, »seht Henriot ist bereits im Hofe. Gebt, Madame, gebt, ich will seine Abwesenheit benutzen, um das Buch zu ihm zu tragen. Bei seiner Rückkehr wird er es finden.«

»Es wäre mir lieber, wenn Ihr es ihm selbst geben würdet, Franz; es kommt mir sicherer vor.«

»Ich habe Euch bereits gesagt, daß ich nicht den Mut dazu hätte, Madame.«

»Geht doch; aber legt es wenigstens an einen Ort, wo es sehr in die Augen fällt.«

»Ich werde es an die sichtbarsten Stelle und ganz offen legen. Ist es ungeeignet, wenn es offen liegt?«

»Nein.«

Alençon nahm mit zitternder Hand das Buch, das Catharina mit fester Hand gegen ihn ausstreckte.

»Nehmt, nehmt, es ist keine Gefahr dabei, da ich es berühre. Überdies habt Ihr Handschuhe.«

Diese Vorsichtsmaßregel genügte Alençon nicht, denn er wickelte das Buch in seinen Mantel.

»Eilt, eilt,« sprach Catharina, »Heinrich kann jeden Augenblick wieder heraufkommen.«

»Ihr habt Recht, Madame, ich gehe.«

Und der Herzog entfernte sich wankend vor Angst.

Wir haben bereits mehrere Male den Leser in die Wohnung des Königs von Navarra eingeführt! wir haben ihn in demselben lustigen und schrecklichen Sitzungen beiwohnen lassen, je nachdem der Schutzgeist des zukünftigen Königs von Frankreich lächelte oder drohte. Aber nie vielleicht war in diesem durch den Mord von Blut befleckten, von der Orgie mit Wein besprengten, durch die Liebe von balsamischen Düften durchzogenen Mauern, nie war in diesem Winkel des Louvre ein bleicheres Gesicht erschienen, als das des Herzogs von Alençon, der, sein Buch in der Hand, die Türe des Schlafzimmers des Königs von Navarra öffnete.

Und dennoch war Niemand, wie es der Herzog erwartete, in diesem Zimmer, um mit neugierigem oder unruhigem Auge die Handlung zu beobachten, die er zu begehren im Begriffe war. Die ersten Strahlen des Tages erleuchteten das vollkommen leere Gemach.

An der Wand hing das Schwert bereit, das Herr von Mouy Heinrich mitzunehmen geraten hatte. Einige Glieder eines Panzergürtels lagen auf dem Boden zerstreut. Eine anständig gefüllte Börse und ein kleiner Dolch waren auf einem Schranke sichtbar und leichte, noch in dem Kamin flackernde Asche, so wie andere Anzeichen sagten Alençon ganz deutlich, daß der König von Navarra ein Panzerhemd angelegt, Geld von seinem Schatzmeister verlangt und gefährdende Papiere verbrannt hatte.

»Meine Mutter täuschte sich nicht, der Schurke hat mich verraten,« sprach Alençon.

Diese Überzeugung verlieh ohne Zweifel dem jungen Menschen eine neue Kraft; denn nachdem er mit dem Blicke alle Winkel des Zimmers durchforscht, nachdem er die Türvorhänge aufgehoben, nachdem ihm ein großes Geräusch in den Höfen und ein tiefes in dem Gemache herrschendes Stillschweigen bewiesen hatten, daß Niemand daran dachte, ihn zu beobachten, zog er das Buch unter seinem Mantel hervor, legte es rasch auf den Tisch, wo die Börse war, und lehnte es an ein Pult von geschnitztem Eichenholz. Dann trat er sogleich zurück, streckte den Arm aus und öffnete mit einem Zögern, das seine Furcht verriet, mit seiner behandschuhten Rechten das Buch an einer Stelle, wo sich ein Jagdkupferstich befand.

Als das Buch geöffnet war, machte Alençon sogleich einige Schritte rückwärts, zog seinen Handschuh aus und warf ihn in die noch glühende Kohle; welche kurz zuvor die Briefe verzehrt hatte. Das geschmeidige Leder knisterte auf den Kohlen, krümmte und breitete sich aus, wie der Leichnam einer Schlange, und ließ bald nur noch einen schwarzen, zusammengezogenen Überrest zurück.

Alençon blieb, bis die Flamme den Handschuh gänzlich verzehrt hatte. Dann rollte er den Mantel zusammen, in den das Buch gewickelt gewesen war, warf ihn unter seinen Arm und kehrte rasch in sein Zimmer zurück. Als er mit zitterndem Herzen

hier eintrat, hörte er Tritte auf der Wendeltreppe, und da er nicht daran zweifelte, Heinrich käme zurück, so schloß er eiligst seine Türe.

Dann stürzte er nach dem Fenster? aber man sah von hier aus nur einen Teil des Hofes vom Louvre. Heinrich war nicht in diesem Teile, und es bestätigte sich dadurch seine Überzeugung, dieser wäre zurückgekehrt.

Der Herzog setzte sich, öffnete ein Buch und versuchte es zu lesen. Es war eine Geschichte von Frankreich von Pharamond bis auf Heinrich II., für welche der König Karl ein paar Tage nach seiner Thronbesteigung ein Privilegium gegeben hatte. Aber der Geist des Herzogs war nicht bei der Sache. Das Fieber der Erwartung glühte in seinen Adern. Das Schlagen seiner Pulse widerhallte in seinem Gehirn. Wie man in einem Traume oder in einer magnetischen Extase sieht, so kam es Franz vor, als schaute er durch die Mauern. Sein Blick senkte sich in das Zimmer von Heinrich, trotz des dreifachen Hindernisses, das ihn von diesem trennte.

Um den furchtbaren Gegenstand zu entfernen, den er mit den Augen des Geistes zu sehen glaubte, suchte der Herzog die Blicke seines Innern auf etwas Anderes zu lenken, als auf das furchtbare Buch, das auf dem Pulte von geschnitztem Eichenholz offen lag. Aber vergebens nahm er, eines nach dem andern seine Gewehre, einen nach dem andern seine Juwelen, vergebens ging er hundertmal im Zimmer auf und ab: jede Einzelheit des Bildes, das er in dem Buche nur flüchtig gesehen hatte, stand vor seinem Geiste. Es war ein Herr zu Pferde, der den Dienst eines Falkeniers verrichtend das Vorloß warf, um den Falken zurückzulocken, und im gestreckten Galopp über einen Moorgrund hin ritt. So gewaltig auch der Wille des Herzogs war, so triumphierte doch die Erinnerung über diesen Willen.

Dann war es auch nicht allein das Buch, was er vor sich sah, er sah auch den König von Navarra, wie er sich dem Buche näherte, das Bild betrachtete, die Blätter umzuwenden suchte, das Hindernis wahrnahm, das sich dem Umwenden widersetzte, dieses Hindernis, den Finger naß machend, besiegte und die Blätter zum Umwenden zwang.

Bei diesem, obgleich ganz der Phantasie entsprossenen,

Anblick wankte Alençon und mußte sich mit einer Hand auf einen Schrank stützen, während er mit der andern seine Augen bedeckte, als ob er, wenn sie bedeckt wären, nicht noch besser das Schauspiel sehen würde, daß er fliehen wollte.

Dieses Schauspiel war sein eigener Gedanke.

Plötzlich sah Alençon Heinrich durch den Hof schreiten. Der Bearer blieb einen Augenblick bei Leuten stehen, welche auf zwei Maultiere Jagdvorräte packten, die in nichts Anderem bestanden, als in Silber und in Reiseeffekten, Sobald seine Befehle gegeben waren, durchschritt er in gerader Linie den Hof und ging sichtbar auf die Eingangstüre zu.

Alençon blieb unbeweglich an seinem Platze, Heinrich war also nicht die geheime Treppe heraufgestiegen. Alle Angst, die er seit einer Viertelstunde gefühlt, hatte er vergebens gefühlt. Was er beendet oder wenigstens seinem Ende nahe glaubte, sollte wieder anfangen.

Alençon öffnete die Türe seines Zimmers und horchte an der des Korridor. Diesmal war keine Täuschung möglich, es mußte Heinrich sein. Alençon erkannte seinen Tritt und sogar das besondere Geräusch seiner Spornrädchen; die Türe der Wohnung von Heinrich öffnete sich und schloß sich wieder,

Alençon kehrte in sein Zimmer zurück und sank auf einen Stuhl.

»In dieser Stunde geht es so bei ihm,« sagte er zu sich selbst: »er hat sein Vorzimmer, dann sein erstes Zimmer durchschritten und ist in sein Schlafzimmer gelangt. Hier wird er mit den Augen seine Börse, sein Schwert und seinen Dolch gesucht haben, dann hat er das Buch offen auf dem Pulte gefunden.«

›Was für ein Buch ist das?‹ wird er sich gefragt haben, ›wer hat es mir gebracht?‹

»Dann wird er sich ihm genähert und den Kupferstich betrachtet haben, der einen seinen Falken zurückrufenden Reiter darstellt. Er will es sofort lesen und versucht es, die Blätter umzuwenden.«

Hier lief ein, kalter Schweiß über die Stirne von Franz,

»Wird er rufen?« sprach er, »ist es ein rasch wirkendes Gift? Nein, nein, denn meine Mutter sagte mir, er müßte langsam an der Auszehrung sterben.«

Dieser Gedanke beruhigte ihn ein wenig.

So vergingen zwei Minuten, ein Jahrhundert des Todeskampfes Sekunde für Sekunde verbraucht, und jede von diesen Sekunden lieferte, was die Einbildungskraft an wahnsinnigen Schrecknissen zu erfinden vermag, eine ganze Welt von Visionen.

Alençon konnte es nicht länger aushalten. Er stand auf und durchschritt sein Vorzimmer, das sich bereits mit Edelleuten zu füllen begann.

»Seid gegrüßt, meine Herren,« sagte er, »ich gehe zum König hinab.«

Und um sich in seiner verzehrenden Unruhe selbst zu täuschen, vielleicht auch nur um ein Alibi vorzubereiten, ging Alençon wirklich zu seinem Bruder hinab. Warum begab er sich zu ihm? Er wußte es eigentlich nicht . . . Was hatte er ihm zu sagen? Nichts! Es war nicht Karl, den er suchte; es war Heinrich, den er floh.

Die Wachen ließen ihn eintreten, ohne ihm ein Hindernis entgegenzusetzen; an Jagdtagen gab es keine Etiquette, keinen Befehl.

Franz durchschritt nach und nach das Vorzimmer, den Salon und das Schlafzimmer, ohne Jemand zu finden. Endlich dachte er, Karl wäre ohne Zweifel in seinem Waffenkabinett, und öffnete die Türe, welche vom Schlafzimmer in dieses Kabinett ging.

Karl saß vor einem Tische in einem großen Fauteuil mit hoher geschnitzter Lehne. Er wandte der Türe, durch welche Franz eingetreten war, den Rücken zu.

Es schien, als wäre er in eine Beschäftigung vertieft, die ihn ganz und gar beherrschte.

Der Herzog näherte sich auf den Fußspitzen; Karl las.

»Bei Gott!« rief plötzlich der König, »das ist ein bewunderungswürdiges Buch. Ich habe davon sprechen hören, glaubte aber nicht, daß es in Frankreich vorhanden wäre.«

Alençon horchte und machte noch einen Schritt,

»Verfluchte Blätter!« sagte der König, seinen Daumen an seine Lippen legend und dann auf das Buch drückend, um das Blatt, das er gelesen, von dem zu trennen, welches er lesen wollte. »Man sollte glauben, man hätte die Blätter an einander geklebt, um den Blicken der Menschen die Wunder zu entziehen, die es

enthält.«

Alençon machte einen Sprung vorwärts.

Das Buch, über das Karl sich beugte, war dasjenige, welches Alençon bei Heinrich niedergelegt hatte.

Ein dumpfer Schrei entfuhr ihm.

»Ah! Ihr seid es, Alençon,« sprach Karl, »seid willkommen und schaut das schönste Jagdbuch an, das je aus eines Menschen Feder hervorgegangen ist.«

Die erste Bewegung von Alençon war, das Buch den Händen seines Bruders zu entreißen, aber ein höllisches Lächeln fesselte ihn an seinen Platz, ein furchtbarer Gedanke umspielte seine bleichen Lippen; er fuhr mit der Hand über seine Augen hin, wie ein geblendeter Mensch.

Dann allmählich sich erholend, aber ohne einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu tun, fragte Alençon:

»Sire, wie kommt dieses Buch in die Hände Eurer Majestät?«

»Das ist ganz einfach. Ich ging so eben zu Henriot hinauf, um zu sehen, ob er bereit wäre. Er war schon nicht mehr in seiner Wohnung; ohne Zweifel lief er in den Ställen umher; aber an seiner Stelle fand ich dieses unschätzbare Werk, das ich mitnahm, um es nach Bequemlichkeit lesen zu können.«

Und der König setzte abermals seinen Daumen an seine Lippen und drehte noch einmal das rebellische Blatt um.

»Sire,« stammelte Alençon, dessen Haare sich sträubten, dessen ganzer Leib von einer furchtbaren Angst geschüttelt wurde, »Sire, ich wollte Euch sagen . . . «

»Laßt mich dieses Kapitel vollenden, Franz,« sprach Karl, »dann könnt Ihr mir sagen, was Ihr wollt. Ich habe bereits fünfundzwanzig Blätter gelesen, das heißt verschlungen.«

»Er hat fünfundzwanzig mal das Gift gekostet,« dachte Franz, »Mein Bruder ist tot!«

Dann meinte er, es gäbe einen Gott im Himmel, der vielleicht nicht der Zufall wäre.

Franz trocknete mit seiner zitternden Hand den Schweiß ab, der in großen Tropfen auf seiner Stirne stand, und wartete schweigend, wie ihm sein Bruder befohlen hatte, bis er das Kapitel vollends gelesen hätte.

II.

Die Beize.

Karl las immer noch. In seiner Neugierde verschlang er das Buch, und jedes Blatt hing, wie gesagt, sei es wegen der Feuchtigkeit, der das Buch lange ausgesetzt gewesen war, sei es aus einem andern Grunde, an dem folgenden Blatte.

Alençon betrachtete mit starrem Auge dieses furchtbare Schauspiel, dessen Entwicklung er allein vorhersah.

»Ah,« murmelte er, »was geht denn hier vor? Wie! ich sollte abreisen, ich sollte mich verbannen, ich sollte einen eingebildeten Thron suchen, während Heinrich bei der ersten Kunde der Krankheit von Karl in irgend eine befestigte Stadt zwanzig Meilen von Paris zurückkehren würde, um auf diese Beute zu lauern, welche uns der Zufall preisgibt, und mit einem Schritt in der Hauptstadt sein könnte, so daß, ehe der König von Polen nur Nachricht von dem Tode meines Bruders erhalten hätte, die Dynastie bereits verändert wäre; das ist unmöglich.«

Diese Gedanken beherrschten das erste Gefühl unwillkürlichen Abscheus, das Franz antrieb, Karl zurückzuhalten. Es war das beharrliche Geschick, das Heinrich zu bewachen und die Valois zu verfolgen schien, und gegen welches der Herzog noch einmal anzustreben versuchen wollte.

In einem Augenblicke änderte sich sein ganzer Plan in Beziehung auf Heinrich. Es war Karl und nicht Heinrich, der das vergiftete Buch gelesen hatte. Heinrich sollte sich entfernen, aber verurteilt entfernen. Von dem Augenblick an, wo das Geschick ihn noch einmal rettete, mußte Heinrich bleiben, denn Heinrich war weniger zu fürchten als Gefangener in Vincennes oder in der Bastille, als wenn er König an der Spitze von dreißigtausend Mann gewesen wäre.

Der Herzog von Alençon ließ Karl sein Kapitel vollenden. Als der König aber das Haupt erhob, sagte er:

»Mein Bruder, ich wartete, weil Eure Majestät es mir so befohlen hatte, aber zu meinem großen Bedauern, da ich Euch

Dinge von der größten Wichtigkeit mitzuteilen habe.«

»Ah, zum Teufel!« sprach Karl, dessen Wangen sich allmählich purpurrot färbten, mochte er nun mit zu großem Eifer gelesen haben, oder fing das Gift bereits an zu wirken, »zum Teufel! wenn Du mir abermals von derselben Sache sprechen willst. Du gehst ab, wie der König von Polen abgegangen ist. Ich habe mich seiner entledigt, und werde mich Deiner entledigen; kein Wort mehr hierüber.«

»Mein Bruder,« erwiderte Franz, »ich will auch nicht von meiner Abreise mit Euch sprechen, sondern von der eines Andern. Eure Majestät hat mich in meinen tiefsten, zartesten Gefühle verletzt, in meiner brüderlichen Ergebenheit für sie, in meiner Treue als Untertan, und es liegt mir daran, ihr zu beweisen, daß ich kein Verräter bin.«

»Stille,« sprach Karl, stützte sich mit dem Ellenbogen auf das Buch, kreuzte die Beine übereinander und schaute Alençon wie ein Mann an, der gegen seine Gewohnheit einen Vorrat von Geduld sammelt, »stille, irgend ein neues Gerücht, irgend eine Beschuldigung am frühen Morgen?«

»Nein, Sire, eine Gewißheit, ein Komplott, das mein lächerliches Zartgefühl allein Eurer Majestät zu enthüllen mich verhindert hatte.«

»Ein Komplott?« sagte Karl, »laßt Euer Komplott hören!«

»Sire, während Eure Majestät am Flusse und in der Ebene des Vesinet jagen wird, erreicht der König von Navarra den Wald von Saint-Germain. Eine Truppe von Freunden erwartet ihn in diesem Walde und soll mit ihm fliehen.«

»Ah! ich wußte es wohl,« sprach Karl. »Abermals eine schöne Verleumdung gegen meinen armen Henriot. Werdet Ihr einmal ein Ende mit ihm machen?«

»Eure Majestät braucht wenigstens nicht lange zu warten, um sich zu versichern, ob das, was ich ihr zu sagen die Ehre gehabt habe, eine Verleumdung ist oder nicht.«

»Wie dies?«

»Diesen Abend wird unser Schwager abgereist sein.«

Karl stand auf und sprach:

»Hört! ich will noch einmal Miene machen, als glaubte ich an

Eure Erfindung; aber ich kündige Euch, Dir und Deiner Mutter, an, daß dieses Mal das letzte Mal ist.«

Dann die Stimme erhebend, fügte er bei:

»Man rufe den König von Navarra!«

Eine Wache machte eine Bewegung, um zu gehorchen; aber Franz hielt sie durch ein Zeichen zurück.

»Ein schlechtes Mittel, mein Bruder. Auf diese Art werdet Ihr nichts erfahren, Heinrich wird leugnen, ein Signal geben, seine Genossen sind gewarnt und verschwinden; dann wird man meine Mutter und mich nicht nur der Geisterseherei, sondern auch der Verleumdung beschuldigen.«

»Was verlangt Ihr also?«

»Daß mich Eure Majestät im Namen unserer Bruderliebe höre, daß sie im Namen meiner Ergebenheit, welche sie erkennen wird, nicht zu hastig verfare. Macht es so, Sire, daß der wahre Schuldige, daß derjenige, welcher Eure Majestät seit zwei Jahren in der Absicht verrät, bis er sie in der Tat verraten kann, endlich durch einen unfehlbaren Beweis als schuldig erkannt und nach Verdienst bestraft wird.«

Karl antwortete nicht. Er ging an ein Fenster und öffnete es. Das Blut stieg ihm zu Kopfe.

Endlich wandte er sich um und sagte:

»Nun, was würdet Ihr tun? Sprecht, Franz.«

»Sire, ich würde den Wald von Saint-Germain durch drei Abteilungen Chevauxlegers umstellen, die zu einer verabredeten Stunde, um elf Uhr etwa, sich in Marsch zu setzen und Alles, was sich im Walde befindet, an dem Pavillon von Franz I. zusammen zu treiben hätten, den ich wie durch Zufall als Sammelplatz für das Mittagessen bezeichnen würde. Dann, wenn ich, während ich den Schein hätte, als folgte ich meinem Falken, Heinrich sich entfernen sehen würde, ritte ich an den Sammelplatz, wo er mit allen seinen Genossen gefangen sein wird.«

»Der Gedanke ist gut; man lasse meinen Kapitän der Garden kommen.«

Alençon zog aus seinem Wammse eine silberne, an einer goldnen Kette hängende Pfeife und pfiff.

Herr von Nancey erschien.

Karl ging auf ihn zu und gab ihm seine Befehle mit leiser Stimme.

Während dieser Zeit hatte sein großer Windhund Actäon eine Beute ergriffen, die er im Zimmer umherrollte und unter tausend tollen Sprüngen mit den Zähnen zerriß.

Karl wandte sich um und stieß einen furchtbaren Fluch aus. Die Beute, welche Actäon gemacht, war das kostbare Jagdbuch, von dem es erwähnter Maßen nur drei Exemplare in der ganzen Welt gab.

Die Strafe kam dem Fehler gleich. Karl ergriff eine Peitsche. Der Riemen pfiff und umhüllte das Tier mit einem dreifachen Knoten, Actäon schrie laut auf und verschwand unter einem Tische, der mit einem ungeheuren Teppich bedeckt war und ihm als Zufluchtsort diente.

Karl hob das Buch auf und sah zu seiner großen Freude, daß nur ein Blatt fehlte, und dieses Blatt gehörte nicht einmal zum Text, sondern war ein Kupferstich.

Karl schloß das Buch sorgfältig in einen Schrank ein. Alençon schaute ihm unruhig zu. Er hätte gewünscht, daß dieses Buch, nun da seine furchtbare Sendung erfüllt war, aus den Händen von Karl gekommen wäre.

Es schlug sechs Uhr,

Dies war die Stunde, zu der der König in den Hof hinab kommen sollte, welcher sich bereits mit prächtig gezäumten Pferden, mit reichgekleideten Männern und Frauen gefüllt hatte. Die Jäger hielten ihre behaubten Falken auf den Fäusten. An einigen Piqueurs sah man Hörner, mit denen sie sich versehen hatten, falls der König, der Beize müde, wie ihm dies zuweilen begegnete, ein Reh oder einen Damhirsch hetzen wollte.

Der König ging hinab, schloß aber zuvor sein Waffenkabinett. Alençon folgte jeder seiner Bewegungen mit glühenden Blicken und sah ihn seinen Schlüssel in die Tasche stecken.

Die Treppe hinabsteigend blieb der König stille stehen, fuhr mit der Hand an die Stirne und sagte:

»Ich weiß nicht, was ich habe, aber ich fühle mich schwach.«

Die Beine des Herzogs von Alençon zitterten nicht weniger, als die des Königs.

»In der Tat,« stammelte der Herzog, »es scheint mir, es ist stürmisch Wetter.«

»Sturm im Monat März?« sagte Karl, »Ihr seid ein Narr. Nein, ich habe Schwindel, meine Haut ist trocken, ich bin müde, das ist das Ganze.«

Dann fuhr er mit halber Stimme fort:

»Sie werden mich umbringen mit ihrem Hasse und ihren Komplotten.«

Als er aber in den Hof trat, brachten die Morgenluft, das Geschrei der Jäger, die hundertfachen lärmenden Begrüßungen der Versammelten auf Karl die gewöhnliche Wirkung hervor.

Er atmete freier und lustiger. Mit dem ersten Blicke suchte er Heinrich; dieser befand sich in der Nähe von Margarethe. Die zwei vortrefflichen Gatten schienen sich nicht einen Augenblick verlassen zu können, so sehr liebten sie sich.

Als Heinrich den König erblickte, ließ er sein Pferd springen, und er war mit drei Courbetten seines Tieres bei seinem Schwager.

»Ah! ah!« sagte Karl, »Ihr seid zur Parforcejagd beritten, Henriot; doch Ihr wißt, daß wir heute eine Falkenjagd machen.«

Dann, ohne die Antwort abzuwarten, fuhr der König seine Stirne faltend und mit beinahe drohendem Tone fort:

»Auf, meine Herren, vorwärts, wir müssen um neun Uhr bei der Jagd sein.«

Catharina betrachtete Alles dies aus einem Fenster des Louvre. Ein aufgehobener Vorhang gewährte ihrem bleichen, verschleierten Kopfe freien Raum, während der schwarz gekleidete Körper im Halbschatten verschwand.

Auf den Befehl von Karl dehnte sich diese ganze goldene, gestickte, parfümierte Menge, den König an der Spitze, aus, um durch die Pforten des Louvre zu ziehen, und wälzte sich wie eine Lawine auf die Straße nach Saint-Germain, mitten unter dem Geschrei des Volkes, das seinen jungen König begrüßte, welcher sorgenvoll, nachdenkend, auf seinem schneeweißen Pferde einherritt.

»Was hat er Euch gesagt?« fragte Margarethe Heinrich.

»Er hat mir über die Schönheit meines Pferdes ein Kompliment

gemacht.«

»Sonst nichts?«

»Sonst nichts.«

»Dann weiß er etwas.«

»Ich befürchte es.«

»Wir müssen auf unserer Hut sein.«

Heinrich erleuchtete sein Gesicht mit jenem feinen Lächeln, das bei ihm Gewohnheit war und für Margarethe besonders bedeutete: »Seid unbesorgt, meine Heure.«

Kaum hatte der Zug den Hof des Louvre verlassen, als sich Catharina von dem Vorhange zurückzog.

Eines war ihr jedoch nicht entgangen: sie hatte die Blässe von Heinrich, seine Nervenzuckungen, seine leisen Unterredungen mit Margarethe wahrgenommen.

Heinrich war bleich, weil sein Blut, da er nicht den sanguinischen Mut besaß, unter allen Umständen, wo sein Leben auf das Spiel gesetzt war, statt ihm in den Kopf zu steigen, zum Herzen zurückströmte.

Er hatte Nervenzuckungen, weil die Art, wie ihn Karl empfangen, so verschieden von dem Empfange, der ihm gewöhnlich von dem König zu Teil wurde, einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Er hatte sich mit Margarethe besprochen, weil, wie wir wissen, von dem Manne und der Frau in politischer Hinsicht eine Offensive- und Defensivallianz abgeschlossen worden war.

Catharina aber erklärte sich die Dinge ganz anders. »Diesmal,« murmelte sie mit ihrem florentinischen Lächeln, »diesmal wird der teure Henriot wohl hängen bleiben.«

Nachdem sie eine Viertelstunde gewartet hatte, um der ganzen Jagd Zeit zu lassen, sich aus Paris zu entfernen, ging sie, um sich von der Sache selbst zu überzeugen, aus ihrem Zimmer, schritt durch den Gang, stieg die kleine Wendeltreppe hinauf und öffnete mit Hilfe ihres doppelten Schlüssels die Wohnung des Königs von Navarra.

Aber vergebens suchte sie in der ganzen Wohnung das Buch, vergebens ging ihr glühender Blick von den Tischen zu den Stühlen, von den Stühlen zu den Pulten, von den Pulten zu den

Fächern, von den Fächern zu den Schränken über; nirgends gewährte sie, was sie suchte.

»Er hat es ohne Zweifel in irgend einen Schrank eingeschlossen,« sagte sie, »und wenn er es noch nicht gelesen hat, so wird er es lesen.«

Und sie stieg wieder hinab, diesmal fest überzeugt, ihr Plan wäre gelungen.

Der König verfolgte mittlerweile den Weg nach Saint-Germain, wo er nach anderthalb Stunden scharfen Rittes anlangte; man begab sich nicht einmal zu dem alten Schlosse, das sich mitten unter den auf dem Berge zerstreuten Häusern erhob. Man zog über die hölzerne Brücke, welche damals vor dem Baume lag, den man noch heut' zu Tage die Sully's Eiche nennt. Dann machte man den geschmückten Barken, welche der Jagd folgten, ein Zeichen damit der König und die Leute seines Hofes leichter über den Fluß gelangen könnten sich in Bewegung zu setzen.



Als ob er die Worte verstanden hätte, erhob sich der edle Vogel wie ein Pfeil

In einem Augenblick bewegte sich diese ganze lustige, von so verschiedenartigen Interessen belebte, Jugend auf dem herrlichen Wiesengrunde, der von der waldigen Höhe von Saint-Germain herabläuft und plötzlich das Aussehen einer großen Stickerie mit buntscheckigen, tausendfarbigen Personen bekam, wobei der an seinem Ufer schäumende Fluß die silberne Franse bildete.

Vor dem König, der auf seinem weißen Rosse seinen

Lieblingsfalken auf der Faust einherritt, marschierten die Jägerbursche mit grauen Wämmsern und hohen Stiefeln, welche, ein halbes Dutzend Hunde mit der Stimme beherrschend, die Rohre am Ufer niedertraten.

In diesem Augenblick kam plötzlich die bis jetzt hinter Wolken verborgene Sonne auf dem düsteren Ozean hervor, in den sie getaucht war. Ein Strahl ihres Lichtes beleuchtete all' dieses Gold, alle diese Juwelen, alle diese glühenden Augen, und aus dem ganzen Lichte wurde ein Feuerstrom.

Jetzt, und als hätte er nur diesen Moment erwartet, damit eine schöne Sonne seine Niederlage beleuchte, erhob sich ein Reiher, einen langen, klagenden Schrei ausstoßend, mitten aus dem Schilfe.

»Haw! haw!« rief Karl, seinem Falken die Haube abziehend und ihn dem Flüchtling nachwerfend.

»Haw! haw!« rief man einstimmig, um den Vogel zu ermutigen.

Einen Augenblick von dem Lichte geblendet, drehte sich der Falke gleichsam um sich selbst und beschrieb einen Kreis, ohne vorzurücken oder zurückzuweichen; dann erblickte er plötzlich den Reiher und nahm rasch seinen Flug in der Richtung desselben.

Der Reiher aber, der sich als ein kluger Vogel auf mehr als hundert Schritte von den Jägerburschen erhob, hatte, während der König seinem Falken die Haube abnahm und dieser sich an das Licht gewöhnte, Raum oder vielmehr Höhe gewonnen. So kam es, daß er, als ihn sein Feind erblickte, mehr als fünf hundert Schritte entfernt war, und da er in den höheren Zonen die für seine mächtigen Flügel erforderliche Luft fand, stieg er rasch empor.

»Haw! haw! Bec-de-Fer,« rief Karl seinen Falken ermutigend, »beweise uns, daß du Race hast. Haw! haw!«

Das edle Tier schoß, als hätte es diese Ermutigung verstanden, wie ein Pfeil fort, wobei es eine schräge Linie verfolgte, welche in die senkrechte Linie auslaufen sollte, die der Reiher nahm, der fortwährend stieg, als wollte er im Äther verschwinden.

»Ah! zweifacher Feigling,« rief Karl, als hätte ihn der Flüchtige hören können, setzte sein Pferd in Galopp und folgte der Jagd, so

gut er konnte, wobei er den Kopf zurücklegte, um die zwei Vögel nicht eine Sekunde aus dem Auge zu verlieren. »Ah! zweifacher Feigling du fliehst. Aber Bec-de-Fer hat Race; warte! warte! haw! Bec-de-Fer, haw!«

Der Kampf war wirklich interessant; die zwei Vögel näherten sich einander, oder vielmehr der Falke näherte sich dem Reiher. Es fragte sich nur, wer bei diesem ersten Angriff die Oberhand behalten würde.

Die Furcht hatte bessere Flügel, als der Mut.

Von seinem Fluge fortgerissen schoß der Falke unter dem Bauche des Reiher durch, den er hätte beherrschen sollen. Der Reiher benützte seine Überlegenheit und brachte ihm einen Schlag mit seinem langen Schnabel bei.

Wie von einem Dolchstoße getroffen, machte der Falke ganz betäubt drei Wendungen um sich selbst, und man hätte einen Augenblick glauben sollen, er werde sich herablassen. Aber wie ein verwundeter Krieger, der sich furchtbarer erhebt, stieß er einen schrillen, drohenden Schrei aus und nahm seinen Flug wieder nach dem Reiher.

Der Reiher halte seinen Vorteil benützt und die Richtung seines Fluges verändernd eine Biegung gegen den Wald gemacht, wobei er diesmal Raum zu gewinnen und durch die Entfernung statt durch die Höhe zu entkommen suchte.

Aber sein Verfolger war von edler Race und hatte den Flügelschlag eines Geierfalken. Er wiederholte dasselbe Manoeuvre und flog schräge auf den Reiher zu, der zwei oder drei Angstschreie ausstieß und senkrecht sich zu erheben suchte, wie er es das erste Mal getan hatte. Kaum waren zehn Sekunden in diesem doppelten Kampfe hingegangen, als die zwei Vögel in den Wolken zu verschwinden schienen. Der Reiher war kaum noch so groß wie eine Lerche, und der Falke erschien wie ein schwarzer Punkt, der jeden Augenblick, unmerklicher wurde.

Karl und sein Hof folgten den zwei Vögeln nur noch mit dem Blicke. Jeder war, die Augen auf den Flüchtling und seinen Verfolger geheftet, an seinem Platze geblieben.

»Bravo! bravo! Bec-de-Fer!« rief plötzlich der König. »Seht, seht, meine Herren, er hat die Oberhand. Haw! Haw!«

»Meiner Treue, ich gestehe, daß ich weder den einen, noch den andern sehe,« sprach Heinrich.

»Ich auch nicht,« sagte Margarethe.

»Ja, aber wenn Du sie nicht siehst, Henriot, so kannst Du sie doch noch hören,« versetzte Karl, »den Reiher wenigstens. Hörst Du, hörst Du, er bittet um Gnade!«

Es stiegen in der Tat einige Klageschreie, die nur ein geübtes Ohr aufzufassen vermochte, vom Himmel zur Erde herab.

»Schau! schau!« rief Karl, »und Du wirst sie sogleich schneller herabsinken sehen, als sie hinaufgestiegen sind.«

Als der König diese Worte sprach, erschienen die zwei Vögel wirklich allmählich wieder. Es waren nur zwei schwarze Punkte, aber an der Verschiedenheit der Größe dieser Punkte konnte man leicht sehen, daß der Falke obenauf war.

»Seht! seht!« rief Karl, »Bec-de-Fer hält ihn.«

Von dem Raubvogel beherrscht, versuchte es der Reiher nicht einmal mehr, sich zu verteidigen. Er sank rasch herab, beständig von dem Falken geschlagen und nur durch sein Geschrei antwortend. Plötzlich zog er die Flügel zusammen und ließ sich wie einen Stein herabfallen; aber sein Gegner tat dasselbe, und als der Flüchtling wieder seinen Flug nehmen wollte, betäubte ihn ein letzter Flügelschlag; er setzte seinen Sturz sich um sich selbst drehend fort, und in dem Augenblick, wo er die Erde berührte, ließ sich der Falke auf ihn nieder und stieß ein Siegesgeschrei aus, welches das Niederlagsgeschrei des Besiegten bedeckte.

»Zum Falken! zum Falken!« rief Karl und sprengte in der Richtung der Stelle fort, wo die zwei Vögel niedergefallen waren.

Aber plötzlich parierte er sein Roß, stieß einen Schrei aus, ließ den Zügel los und klammerte sich mit einer Hand an die Mähne seines Pferdes an, während er mit der andern nach seinem Magen griff, als hätte es seine Eingeweide zerreißen wollen.

Bei diesem Schrei eilten alle Höflinge herbei.

»Es ist nichts, es ist nichts,« sagte Karl, das Gesicht entflammt, die Augen wild, verstört, »es kam mir nur vor, als ob ein glühendes Eisen durch meinen Magen dränge. Geht, geht, es ist nichts.«

Und er setzte sein Pferd abermals in Galopp.

Alençon erbleichte.

»Was gibt es denn wieder?« fragte Heinrich seine Gemahlin.

»Ich weiß es nicht,« erwiderte Margarethe. »Doch habt Ihr meinen Bruder gesehen? er war purpurrot.«

»Es ist sonst nicht seine Gewohnheit,« sagte Heinrich.

Die Höflinge schauten einander erstaunt an und folgten dem König.

Man gelangte zu der Stelle, wo sich die zwei Vögel niedergelassen halten. Der Falke zerhackte bereits das Gehirn Reihers.

Karl sprang von seinem Pferde, um den Kampf näher zu betrachten.

Als er aber die Erde berührte, war er genötigt, sich am Sattel zu halten, denn der Boden drehte sich um ihn. Er fühlte einen gewaltigen Drang, sich zu erbrechen.

»Mein Bruder! mein Bruder!« rief Margarethe, »was habt Ihr?«

»Ich habe,« erwiderte Karl, »was Porcia haben mußte, als sie die glühenden Kohlen verschluckt hatte; ich brenne und es ist mir, als stünde mein Atem in Flammen.«

In demselben Augenblick stieß Karl seinen Atem aus und schien erstaunt, daß er kein Feuer aus seinen Lippen hervorkommen sah.

Man hatte indessen den Falken wieder aufgenommen und behaubt und alle Welt war um Karl versammelt.

»Nun, nun, was soll was bedeuten? Beim Leibe Christi, es ist nichts oder wenn es etwas ist, so sprengt mir die Sonne den Kopf und höhlt meine Augen aus. Vorwärts, zur Jagd, meine Herren. Hier ist eine ganze Compagnie von jungen Wildenten. Laßt Alles los! Corboeuf, wir wollen uns belustigen.«

Man nahm wirklich fünf bis sechs Falken die Hauben ab, schleuderte sie und sie schossen in der Richtung des Wildprets fort, während die ganze Jagd abermals das Ufer des Flusses erreichte.

»Nun, was sagt Ihr, Madame?« fragte Heinrich seine Gemahlin.

»Daß der Augenblick günstig ist,« erwiderte Margarethe, »und daß wir, wenn sich der König nicht umwendet, von hier aus leicht zum Walde gelangen können.«

Heinrich rief den Jägerburschen, der den Reiher trug, und während die lärmende, vergoldete Lawine sich auf der Böschung fortwälzte, welche gegenwärtig die Terrasse bildet, blieb er allein zurück, dem Anscheine nach, um den Leichnam des Besiegten zu untersuchen.

In diesem Augenblick, und als wollte er ihm zu Hilfe kommen, erhob sich ein Fasan.

Heinrich ließ seinen Falken los; er hatte, um sich von der allgemeinen Jagd zu entfernen, den Vorwand einer besonderen Jagd.

III.

Der Pavillon von Franz I.

Es war etwas Schönes um die Falkenjagd, durch Könige gemacht, besonders als Könige noch beinahe Halbgötter waren und die Jagd nicht allein zu den Vergnügungen, sondern zu den Künsten gehörte.

Nichtsdestoweniger müssen wir dieses königliche Schauspiel verlassen, um an einen Ort des Waldes zu dringen, wo alle Schauspieler der Szene, die wir so eben erzählt haben, bald wieder zu uns kommen werden.

Rechts von der Allee des Violettes, einer langen Arcade von Laubwerk, wo unter den Lavendeln und Heidekräutern ein Hase unruhig von Zeit zu Zeit die Ohren spitzt, während der Hirsch mit hohem Geweih die Nasenlöcher aufsperrt und horcht, ist eine Lichtung, weit genug entfernt, um von der Straße aus nicht gesehen zu werden, aber doch nicht ferne genug, daß man von dieser Lichtung aus die Straße nicht sehen sollte.

Mitten in dieser Lichtung lagen zwei Männer auf dem Rasen: sie hatten unter sich einen Reisemantel, an ihrer Seite ein langes Schwert und in ihrer Nähe, jeder eine Muskete mit ausgeschweiftem Schlunde, damals Poitrinal genannt. Nach der Eleganz ihrer Tracht glichen sie von Ferne den lustigen Plauderern des Decameron, von Nahem aber durch das Bedrohliche ihrer Waffen jenen Banditen, welche Salvator Rosa hundert Jahre später auf seinen Landschaften nach der Natur malte.

Einer von ihnen stützte sich auf ein Knie und horchte, wie einer von den Hasen oder Hirschen, von denen wir so eben gesprochen haben.

»Es scheint mir,« sagte er, »die Jagd hätte sich uns bedeutend genähert. Ich hörte sogar das Geschrei der Jäger, wie sie den Falken ermutigten.«

»Und nun,« sagte der Andere, der die Ereignisse mit viel mehr Philosophie als sein Kamerad zu erwarten schien, »nun höre ich

nichts mehr: sie müssen sich entfernt haben. Ich sagte es Dir wohl, es wäre ein schlechter Ort zum Beobachten. Man wird allerdings nicht gesehen, aber man sieht auch nicht.«

»Was Teufel, mein lieber Annibal,« versetzte der Erste von den Sprechenden, »wir mußten irgendwo unsere eigenen Pferde, dann die zwei Handpferde und endlich die zwei Maultiere unterbringen, welche so beladen sind, daß ich nicht weiß, wie sie es machen wollen, um uns zu folgen. Ich kenne aber nur diese alten Buchen und die hundertjährigen Eichen, welche sich dieses schwierigen Geschäftes auf eine geeignete Weise zu entledigen vermögen. Weit entfernt also Herrn von Mouy, wie Du es tust, zu tadeln, erkenne ich in allen Vorbereitungen zu dem Unternehmen, das er geleitet hat, den Scharfsinn eines wahren Verschwörers.«

»Gut,« sagte der zweite, Edelmann, »das Wort ist heraus, ich erwartete es. Daran fasse ich Dich. Wir verschwören uns also, wir konspirieren?«

»Wir konspirieren nicht, wir dienen dem König und der Königin.«

»Diese aber konspirieren, und es kommt somit ganz auf das Gleiche heraus.«

»Coconnas, ich habe Dir bereits gesagt,« versetzte La Mole, »ich zwinge Dich nicht im Geringsten, mir bei einem Abenteuer zu folgen, das mich einzig und allein ein besonderes Gefühl, welches Du nicht teilst und nicht teilen kannst, unternehmen läßt.«

»Ei Mord und Tod! wer sagt denn, Du zwingst mich? Ich kenne vor Allem gar keinen Menschen, der Coconnas zu zwingen vermöchte, das zu tun, was er nicht tun will; aber glaubst Du, ich werde Dich gehen lassen, ohne Dir zu folgen, besonders wenn ich sehe, daß Du zum Teufel gehst.«

»Annibal! Annibal!« sagte La Mole, »ich glaube, ich sehe dort ihren weißen Zelter, Oh! es ist doch sonderbar, daß schon bei dem Gedanken, sie werde kommen, mein Herz schlägt.«

»In der Tat, es ist seltsam,« versetzte Coconnas gähnend, »mein Herz schlägt nicht im Mindesten.«

»Sie ist es nicht,« sagte La Mole. »Was ist denn geschehen? es hat doch zwölf Uhr geschlagen, wie es mir scheint.«

»Ohne Zweifel irrst Du Dich, die Mittagsstunde ist noch nicht

da, und wir haben noch Zeit, einen Schlaf zu machen.«

Und in dieser Überzeugung streckte sich Coconnas auf seinem Mantel aus, wie ein Mensch, der den Beweis mit den Worten verbinden will. Als aber sein Ohr den Boden berührte, hob er den Finger auf und bedeutete La Mole durch ein Zeichen, er solle schweigen.

»Was gibt es?« fragte dieser.

»Stille, diesmal höre ich etwas; ich täusche mich nicht.«

»Es ist sonderbar, ich mag immerhin horchen, ich höre nichts.«

»Du hörst nichts?«

»Nein.«

»Nun, so schau' jenen Hirsch an,« sprach Coconnas aufstehend und die Hand auf den Arm von La Mole legend.

»Wo?«

»Dort.«

Und Coconnas zeigte das Tier La Mole mit dem Finger.

»Nun?«

»Du wirst sehen.«

La Mole betrachtete das Tier, das seinen Kopf zur Erde senkte, als schickte es sich an, zu grasen. Es horchte unbeweglich. Bald hob es seine mit prachtvollem Geweih beladene Stirne empor und spitzte das Gehör nach der Seite, von welcher ohne Zweifel das Geräusch kam. Dann jagte es plötzlich ohne eine scheinbare Ursache rasch wie der Blitz fort.

»Oh! oh!« sagte La Mole, »ich glaube Du hast Recht, denn der Hirsch entflieht.«

»Da er nun entflieht,« versetzte Coconnas, »so geschieht es, weil er das hört, was Du nicht hörst.«

Ein dumpfes, kaum vernehmbares Geräusch bebte wirklich durch das Gras; für minder geübte Ohren wäre es der Wind gewesen; für Reiter war es ein entfernter Galopp von Pferden.

La Mole war in einer Sekunde auf den Beinen. »Hier sind sie,« sprach er, »frisch auf!«

Coconnas erhob sich, aber ruhiger; die Lebhaftigkeit des Piemontesen schien in das Herz von La Mole übergegangen zu sein, während es im Gegenteil den Anschein hatte, als hätte sich

die Sorglosigkeit des Letzteren seines Freundes bemächtigt. Der Eine handelte in dieser Sache aus Enthusiasmus, der Andere wider seinen Willen.

Bald schlug ein gleichmäßiger Lärm an das Ohr der zwei Freunde. Das Wiehern eines Pferdes machte, daß die Rosse, welche sie zehn Schritte von ihnen entfernt bereit hielten, die Ohren spitzten, und in der Allee erschien, rasch wie ein Schatten vorüberziehend, eine Frau, die sich nach ihrer Seite wand, ein seltsames Zeichen machte und wieder verschwand.

»Die Königin!« riefen Beide gleichzeitig.

»Was bedeutet dies?« fragte Coconnas. »Sie hat mit dem Arme so gemacht,« erwiderte La Mole, »das bedeutet: sogleich.«

»Sie hat so gemacht,« sagte Coconnas, »das bedeutet: Geht!«

»Dieses Zeichen heißt: »*Wartet auf mich!*«

»Dieses Zeichen heißt: »*Rettet Euch.*«

»Nun, so wollen wir jeder nach seiner Überzeugung handeln,« sagte La Mole, »Gehe, ich werde bleiben.«

Coconnas zuckte die Achseln und legte sich wieder nieder.

In demselben Augenblicke kam in der entgegengesetzten Richtung des Weges, den die Königin verfolgt hatte, aber durch dieselbe Allee mit verhängten Zügeln eine Truppe von Reitern, in denen die zwei Freunde Protestanten erkannten. Glühend, beinahe wütend sprangen ihre Pferde wie die Heuschrecken, von denen Hiob spricht, Sie erschienen und verschwanden.

»Pest! das wird ernst,« sagte Coconnas, abermals aufstehend, »Laßt uns in den Pavillon von Franz dem Ersten gehen!«

»Im Gegenteil gehen wir nicht dahin,« erwiderte La Mole, »wenn wir entdeckt sind, wird sich die Aufmerksamkeit des Königs zuerst nach diesem Pavillon richten, weil er der allgemeine Versammlungsort ist.«

»Diesmal kannst Du wohl Recht haben,« brummte Coconnas.

Coconnas hatte kaum diese Worte gesprochen, als ein Reiter wie ein Blitz mitten unter den Bäumen erschien und über Gräben, Gebüsche, Schranken setzend, zu den zwei Edelleuten gelangte. Er hielt in jeder Hand eine Pistole und lenkte sein Pferd bei diesem wütenden Laufe nur mit den Knien.

»Herr von Mouy!« rief Coconnas unruhig und nun flinker

geworden als La Mole, »Herr von Mouy flieht! Man flüchtet sich also?«

»Rasch, rasch!« rief der Hugenott, »schnell aufgepackt! Ich habe einen Umweg gemacht, um es Euch zu sagen. Vorwärts Marsch!«

Und da er, während er diese Worte sprach, nicht zu rennen aufhörte, so war er bereits weit, als er vollendet hatte und als von La Mole und Coconnas der Sinn seiner Rede völlig aufgefaßt war.

»Und die Königin?« rief La Mole.

Aber die Stimme des jungen Mannes verlor sich im weiten Raume. Herr von Mouy hatte bereits eine zu große Entfernung erreicht, um ihn zu hören, und besonders um ihm zu antworten.

Coconnas hatte bald seinen Entschluß gefaßt, während La Mole unbeweglich blieb und mit den Augen Herrn von Mouy verfolgte, der zwischen den Zweigen verschwand, welche sich vor ihm öffneten und hinter ihm wieder schlossen. Er lief nach den Pferden, führte sie herbei, sprang auf das seinige, warf den Zügel des andern La Mole in die Hände und schickte sich an, fortzureiten.

»Vorwärts, vorwärts!« sprach er. »Ich wiederhole, was Herr von Mouy gesagt hat: Vorwärts, Marsch! Und von Mouy ist ein Mann, welcher gut spricht. Vorwärts, vorwärts, La Mole!«

»Einen Augenblick,« versetzte La Mole, »wir sind aus einer gewissen Ursache hierher gekommen.«

»Wenn wir nicht gehenkt werden sollen,« erwiderte Coconnas, »so rate ich Dir, keine Zeit zu verlieren. Ich ahne, Du wirst Rhetorik machen, das Wort Flucht umschreiben, von Horaz sprechen, der seinen Schild wegwarf, und von Epaminondas, welchen man auf dem seinigen zurückbrachte. Ich aber sage Dir nur ein einziges Wort: Wo Herr von Mouy Saint-Phale flieht, kann alle Welt fliehen . . . «

»Herr von Mouy Saint-Phale,« sprach La Mole, »ist nicht beauftragt, die Königin Margaretha zu entführen; Herr von Mouy Saint-Phale liebt die Königin Margarethe nicht.«

»Mord und Tod! daran tut er recht, wenn die Liebe ihn veranlassen würde, Dummheiten zu begehen, denen ähnlich, auf welche ich Dich sinnen sehe. Fünfmal hunderttausend Teufel

mögen die Liebe holen, welche den Kopf der zwei bravsten Edelleute kosten kann. Corne de bœuf, wie König Karl sagt, wir konspirieren, mein Lieber, und wenn man schlecht konspiriert, muß man wohl die Flucht ergreifen. Zu Pferde, zu Pferde, La Mole!«

»Rette Dich, mein Lieber, ich hindere nicht daran, sondern fordere Dich sogar noch dazu auf. Dein Leben ist kostbarer, als das meinige; verteidige es also.«

»Man muß mir sagen: Coconnas, lassen wir uns mit einander hängen, und nicht: Coconnas, rette Dich ganz allein.«

»Bah, mein Freund,« erwiderte La Mole, »der Strick ist für Bauernkerle gemacht, und nicht für Edelleute wie wir sind!«

»Ich fange an zu glauben,« sagte Coconnas mit einem Seufzer, »daß die Vorsichtsmaßregel, welche ich getroffen habe, nicht schlecht ist.«

»Welche?«

»Daß ich mir den Henker zum Freund gemacht habe.«

»Du bist bitter, mein lieber Coconnas.«

»Aber was machen wir?« rief dieser ungeduldig.

»Wir wollen die Königin aufsuchen.«

»Wo dieß?«

»Ich weiß es nicht . . . Den König aufsuchen.«

»Wo dieß?«

»Ich weiß es nicht, aber wir werden sie finden, und zu zwei tun, was fünfzig Personen nicht vermochten, oder nicht zu tun gewagt haben.«

»Du fassest mich bei der Eitelkeit, Hyacinth; das ist schlimm!«

»Gut; aber nun zu Pferde, und vorwärts.«

»Mir ganz lieb.«

La Mole wandte sich, um nach dem Sattelknopf zu greifen, in dem Augenblick, wo er den Fuß aus den Steigbügel hob, ließ sich eine gebieterische Stimme vernehmen:

»Halt! ergebt Euch!« sprach die Stimme.

Zu gleicher Zeit erschien die Gestalt eines Mannes hinter einer Eiche, dann eine andere, dann dreißig, Es waren die Chevauxlegers, die sich auf dem glatten Bauche durch das

Heidekraut gearbeitet hatten und das Gehölze durchsuchten,

»Was habe ich Dir gesagt?« murmelte Coconnas.

Eine Art von dumpfem Stöhnen war die Antwort von La Mole.

Die Chevauxlegers waren noch ungefähr dreißig Schritte von den zwei Freunden entfernt.

»Laßt hören!« fuhr der Piemontese ganz laut mit dem Lieutenant der Chevauxlegers und ganz leise mit La Mole sprechend fort: »Meine Herren, was gibt es denn?«

Der Lieutenant befahl, auf die zwei Freunde anzuschlagen.

Coconnas sagte ganz leise.

»Aufgesessen! La Mole, es ist noch Zeit; schwinge Dich auf Dein Pferd, wie ich es Dich hundertmal habe machen sehen.«

Dann sich gegen die Chevauxlegers umwendend:

»Ei! den Teufel, meine Herren, schießt nicht, Ihr könntet Freunde töten.«

Nun wieder zu La Mole:

»Durch die Bäume schießt man schlecht; sie werden schießen und uns fehlen.«

»Unmöglich,« erwiderte La Mole, »wir können das Pferd von Margarethe und die zwei Maultiere nicht mit uns fortnehmen. Dieses Pferd und diese zwei Maultiere würden sie kompromittieren, während ich durch meine Antworten, jeden Verdacht beseitigen werde. Gehe, mein Freund, gehe!«

»Meine Herren,« sagte Coconnas den Degen ziehend und in die Lust erhebend, »meine Herren, wir ergeben uns.«

Die Chevauxlegers erhoben ihre Musketen.

»Aber vor Allem sagt uns, warum müssen wir uns ergeben?«

»Ihr möget den König von Navarra fragen.«

»Welches Verbrechen haben wir begangen?«

»Der Herzog von Alençon wird es Euch sagen.«

Coconnas und La Mole schauten sich an, der Name ihres Feindes war in diesem Augenblick durchaus nicht geeignet, sie zu beruhigen.

Es leistete jedoch weder der Eine noch der Andere Widerstand. Coconnas wurde aufgefordert, vom Pferde zu steigen, ein Manoeuvre, das er ohne Bemerkung ausführte. Dann wurden

Beide in die Mitte der Chevauxlegers genommen, und man schlug den Weg nach dem Pavillon von Franz I. ein.

»Du wolltest den, Pavillon von Franz I. sehen,« sagte Coconnas zu La Mole, als er durch die Bäume die Mauern eines reizenden gotischen Gebäudes erblickte, »nun wohl, es scheint, Du wirst ihn sehen.«

La Mole reichte, ohne zu antworten, Coconnas die Hand.

Neben diesem reizenden Pavillon, der zur Zeit von Ludwig XII. erbaut worden war und der Pavillon von Franz I. genannt wurde, weil dieser ihn stets zu seinen Jagdrendezvous wählte, hatte man eine Art von Hütte für die Piqueurs errichtet, welche gewissermaßen unter den Musketen, Hellebarden und Schwertern verschwand, wie ein Maulwurfshügel unter einer reifenden Ernte.

In diese Hütte hatte man die Gefangenen geführt.

Beleuchten wir nun die, besonders für die zwei Freunde sehr wolkenreiche, Lage der Dinge durch die Erzählung dessen, was vorgefallen war.

Die protestantischen Edelleute hatten sich verabredetermaßen in dem Pavillon von Franz I. versammelt, zu welchem Herr von Mouy, wie man weiß, einen Schlüssel besaß.

Herren des Waldes, wenigstens wie sie glaubten, stellten sie an verschiedenen Orten Wachen auf, deren sich die Chevauxlegers mittelst einer Verwandlung weißer Schärpen in rote Schärpen, — eine Vorsichtsmaßregel, die von dem geistvollen Eifer von Herrn von Nancey herrührte, — ohne einen Schwertstreich durch kräftige Überrumpelung bemächtigten.

Die Chevauxlegers setzten, den Pavillon umschließend, ihr Treibjagen fort. Aber Herr von Mouy, der, wie gesagt, den König am Ende der Allee des Violettes erwartete, sah diese roten Schärpen mit Wolfstritten einherschleichen, und von diesem Augenblicke an kamen ihm die roten Schärpen auch verdächtig vor. Er warf sich auf die Seite, um nicht gesehen zu werden, und bemerkte, daß sich der weite Kreis immer mehr verengte, so daß er den ganzen Wald durchstreichen und den Sammelplatz umhüllen mußte.

Zu gleicher Zeit sah er im Hintergrunde der Hauptallee die

weißen Reiherbüsche hervorragten und die Büchsen der Leibwache des Königs glänzten. Endlich erkannte er den König selbst, während er auf der entgegengesetzten Seite den König von Navarra erblickte.

Nun durchschnitt er die Luft kreuzweise mit seinem Hute, was das verabredete Zeichen war, um anzudeuten, Alles wäre verloren.

Auf dieses Zeichen kehrte der König auf der Stelle um und verschwand.

Sogleich drückte Herr von Mouy seine großen Spornräder seinem Pferde in den Bauch, ergriff die Flucht und schleuderte, indem er floh, La Mole die von uns erwähnten Warnungsworte zu.

Der König, der das Verschwinden von Heinrich und Margarethe wahrgenommen hatte, kam in Begleitung von Herrn von Alençon herbei, um Beide aus der Hütte hervortreten zu sehen, worin auf seinen Befehl Alles, was sich nicht nur in dem Pavillon, sondern auch in dem Walde finden würde, eingeschlossen werden sollte.

Alençon galoppierte voll Vertrauen neben dem König, dessen schlechte Laune sich noch durch furchtbare Schmerzen vermehrte. Mehrere Male war er einer Ohnmacht nahe gewesen, und ein Mal hatte er sogar Blut gebrochen.

»Vorwärts! vorwärts!« sprach der König anlangend, »es drängt mich in den Louvre zurück. Schießt nur alle diese Parpaillots aus dem Bau weg; es ist heute Saint Blasius, der Vetter von Sanct-Bartholomäus.«

Bei diesen Worten des Königs setzte sich der ganze Haufen von Speißen und Büchsen in Bewegung, und man nötigte die Hugenotten, die man teils im Walde, teils in dem Pavillon verhaftet hatte, einen nach dem andern aus der Hütte herauszutreten.

Aber von dem König von Navarra, von Margarethe und von Herrn von Mouy war nichts zu sehen.

»Nun,« sagte der König, »wo ist Heinrich, wo ist Margot. Ihr habt mir sie versprochen, Alençon und Corboeuf! man muß mir sie finden.«

»Der König und die Königin von Navarra?« versetzte Herr von Nancey, »wir haben sie nicht einmal gesehen,«

»Hier sind sie,« rief Frau von Nevers.

Es erschienen wirklich in diesem Augenblick am Ende einer Allee, welche nach dem Flusse führte, Heinrich und Margot. Beide ganz ruhig, als ob gar nichts vorginge; Beide den Falken auf der Faust und nach der Art der Verliebten mit so viel Kunst an einander geschlossen, daß ihre Pferde, nicht minder vereinigt als sie, im Galoppiren sich mit den Nüstern zu lieblosen schienen,

Wütend ließ nun Alençon die Umgegend durchsuchen, und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß man La Mole und Coconnas unter ihrer Epheulaube fand.

Sie zogen auch in den Kreis ein, welchen die Garden mit brüderlicher Durchschlingung bildeten. Nur konnten sie sich, da sie keine Könige waren, keine so gute Haltung geben, wie Heinrich und Margarethe. La Mole war zu bleich, Coconnas zu rot.

IV.

Die Nachforschungen.

Das Schauspiel, welches die jungen Leute gewahrten, als sie in den Kreis traten, war eines von denjenigen, welche man nie vergißt, hätte man sie auch nur ein einziges Mal und nur einen Augenblick gesehen.

Karl IX. hatte, wie gesagt, alle die in der Hütte der Piqueurs eingeschlossenen und hinter einander von den Wachen herausgezogenen Hugonotten defilieren lassen.

Er und Alençon folgten jeder Bewegung mit gierigem Auge, in der Erwartung, den König von Navarra ebenfalls heraustreten zu sehen.

Sie wurden in ihrer Erwartung getäuscht.

Damit begnügte man sich aber nicht, man mußte wissen, was aus Heinrich und Margarethe geworden war.

Als man am Ende der Allee die beiden jungen Gatten erscheinen sah, erleichte Alençon, während Karl sein Herz sich erweitern fühlte, denn er wünschte instinkartig, daß Alles, was ihn sein Bruder zu tun genötigt hatte, auf diesen zurückfallen möchte.

»Er wird also entkommen,« murmelte Franz.

In diesem Augenblick wurde der König von so heftigen Schmerzen, in den Eingeweiden befallen, daß er den Zügel losließ, mit beiden Händen an seine Seiten faßte und Schreie ausstieß, wie ein Rasender.

Heinrich näherte sich ihm voll Eifer, aber während der Zeit, die er dazu brauchte, nur die zweihundert Schritte, die ihn vom König trennten, zu durchheilen, hatte sich Karl bereits wieder erholt.

»Woher kommt Ihr, mein Herr?« fragte Karl mit einer Härte der Stimme, welche Margarethe beben machte.

»Von der Jagd, mein Bruder,« erwiderte sie.

»Die Jagd war am Ufer des Flusses und nicht im Walde.«

»Mein Falke hat sich auf einen Fasanen geworfen, Sire,« sprach Heinrich, »und zwar in dem Augenblick, wo wir zurückgeblieben waren, um den Reiher zu sehen.«

»Wo ist der Fasan?«

»Hier, nicht wahr, ein schöner Hahn?«

Und hierbei überreichte Heinrich dem König mit der unschuldigsten Miene den Vogel mit dem Gefieder von Purpur, Azur und Gold.

»Ah! ah!« sprach Karl, »aber warum seid Ihr mir nicht nachgeritten, nachdem dieser Fasan genommen war?«

»Weil er seinen Flug nach dem Parke gerichtet hatte, Sire, so daß wir, als wir am Ufer des Flusses hinabritten, Euch eine halbe Meile vor uns bereits wieder gegen den Wald hinausreiten sahen; dann fingen wir an, auf Eurer Spur fortzugaloppieren, denn da wir zu der Jagd Eurer Majestät gehören, so wollten wir sie auch nicht verlieren.«

»Und alle diese Edelleute,« versetzte Karl, »waren sie auch eingeladen?«

»Was für Edelleute?« erwiderte Heinrich, und schaute fragend rings umher.

»Eure Hugenotten, bei Gott!« rief Karl, »wenn sie Jemand eingeladen hat, so bin ich es jedenfalls nicht gewesen.«

»Nein, Sire,« antwortete Karl, »aber vielleicht war es Herr von Alençon,«

»Herr von Alençon, wie so?«

»Ich?« rief der Herzog.

»Oh! ja, mein Bruder,« erwiderte Heinrich, »habt Ihr gestern nicht, verkündigt, Ihr wäret König von Navarra? Nun, die Hugenotten, die Euch zum König verlangt haben, kommen, um Euch zu danken, daß Ihr die Krone angenommen, und dem König, daß er sie gegeben hat. Nicht wahr, meine Herren?«

»Ja! ja!« riefen zwanzig Stimmen: »es lebe der Herzog von Alençon! es lebe König Karl!«

»Ich bin nicht der König der Hugenotten,« sagte Franz, vor Zorn erbleichend, und verstohlen einen Blick auf Karl werfend, fügte er bei, »und ich hoffe es nie zu werden.«

»Gleichviel!« versetzte Karl, »Ihr sollt erfahren, Heinrich, daß ich diese Geschichte sehr sonderbar finde.«

»Sire,« sprach der König von Navarra mit Festigkeit, »Gott vergebe mir, man sollte glauben, ich stünde ein Verhör aus.«

»Und wenn ich Euch sagte, ich verhöre Euch, was würdet Ihr antworten?«

»Daß ich so gut König bin, wie Ihr, Sire,« entgegnete Heinrich mit stolzem Tone, »denn nicht die Krone, sondern die Geburt macht das Königtum, und daß ich meinem Bruder und Freunde, nie aber meinem Richter antworten werde.«

»Ich möchte doch wissen,« murmelte Karl, »woran ich mich in meinem Leben zu halten habe.«

»Man führe Herrn von Mouy herbei,« sprach Alençon, »Herr von Mouy muß festgenommen sein.«

»Ist Herr von Mouy unter den Gefangenen?« fragte der König.

Heinrich hatte einen unruhigen Moment, und wechselte einen Blick mit Margarethe; aber dieser Moment war von kurzer Dauer.

Keine Stimme antwortete.

»Herr von Mouy ist nicht unter den Gefangenen,« sprach endlich Herr von Nancey, »einige von unsern Leuten glauben ihn gesehen zu haben, aber keiner ist seiner Sache gewiß.«

Alençon murmelte einen Fluch durch die Zähne.

»Ei!« sagte Margarete, auf La Mole und Coconnas deutend, die dieses Gespräch mit angehört hatten, und auf deren Einverständnis sie rechnen zu können glaubte, »Sire, hier sind zwei Edelleute von Herrn von Alençon, befragt sie, sie werden antworten.«

Der Herzog fühlte den Streich.

»Ich habe sie verhaften lassen, gerade um zu beweisen, daß sie nicht mein sind,« sprach der Herzog.

Der König betrachtete die zwei Edelleute und bebte, als er La Mole erkannte.

»Oh! oh! abermals dieser Provençal,« rief er.

Coconnas verbeugte sich auf das Zierlichste.

»Was machtet Ihr, als man Euch verhaftete?« fragte der König.

»Sire, wir plauderten über Kriegs- und Liebesabenteuer.«

»Zu Pferde! bis unter die Zähne bewaffnet! bereit zur Flucht?«

»Nein, Sire,« sprach Coconnas. »Eure Majestät ist schlecht unterrichtet, wir lagen unter dem Schatten einer Buche, **sub tegmine fagi.**«

»Ah! Ihr lagt unter dem Schatten einer Buche.«

»Und wir wären sogar zu fliehen im Stande gewesen, wenn wir auf irgend eine Weise den Zorn Eurer Majestät auf uns geladen zu haben geglaubt hätten. Sprecht, meine Herren, auf Euer Soldatenwort,« sagte Coconnas, sich gegen die Chevauxlegers umwendend, »glaubt Ihr, wir hätten entkommen können, wenn es unser Wille gewesen wäre.«

»Es ist allerdings wahr, daß diese Herren keine Bewegung gemacht haben, um die Flucht zu ergreifen,« sagte der Lieutenant.

»Weil ihre Pferde ferne waren,« rief der Herzog von Alençon, »Ich bitte Monseigneur untertänigst um Verzeihung,« entgegnete Coconnas, »ich hatte das meinige zwischen den Beinen und mein Freund, der Herr Graf de La Mole hielt das seinige am Zaum.«

»Ist das wahr, meine Herren?« fragte der König.

»Es ist wahr, Sire,« antwortete der Lieutenant, »Herr von Coconnas ist sogar von dem seinigen abgestiegen, als er uns erblickte.«

Coconnas machte eine lächelnde Grimasse, welche wohl bedeuten sollte: »Ihr seht, Sire.«

»Aber die Handpferde, die Maultiere, die Kisten, mit denen sie beladen sind?« fragte Franz.

»Sind wir Stallknechte?« entgegnete Coconnas, »laßt den Burschen kommen, der sie bewachte.«

»Er findet sich nicht,« sprach der Herzog wütend.

»Dann wird er wohl Angst bekommen und sich geflüchtet haben,« versetzte Coconnas, »von einem Bauernburschen kann man nicht die Ruhe eines Edelmannes verlangen.«

»Immer dasselbe System,« sprach Alençon und bleckte die Zähne. »Zum Glücke, Sire, habe ich Euch mitgeteilt, daß diese Herren seit einigen Tagen nicht mehr in meinem Dienste sind.«

»Ich,« rief Coconnas, »ich sollte das Unglück haben, nicht mehr Eurer Hoheit zu gehören?«

»Ei, Mord und Tod! mein Herr, Ihr wißt besser, als irgend Jemand, daß Ihr Eure Entlassung in einem ziemlich unverschämten Briefe genommen habt, den ich, Gott sei Dank,

aufbewahrte und glücklicher Weise bei mir habe.«

»Oh!« erwiderte Coconnas, »ich hoffte, Eure Hoheit hätte mir meinen Brief verzeihen, der in der ersten Aufwallung schlechter Laune geschrieben wurde. Ich erfuhr nämlich, daß Eure Hoheit in einem Gange des Louvre meinen Freund La Mole hatte erdrosseln wollen.«

»Was sagt Ihr da?« unterbrach ihn der König.

»Ich glaubte, Eure Hoheit wäre allein gewesen,« fuhr Coconnas treuherzig fort, »Seitdem ich aber erfahren habe, daß drei andere Personen . . . «

»Stille!« sprach Karl, »wir sind hinreichend unterrichtet.«

Dann sich an den König von Navarra wendend.

»Euer Wort, daß Ihr nicht entfliehen werdet?«

»Ich gebe es Eurer Majestät.«

»Kehrt mit Herrn von Nancey nach Paris zurück und nehmt den Arrest in Eurem Zimmer. Ihr, meine Herren,« rief er, sich an die zwei Edelleute wendend, »gebt Eure Degen ab.«

La Mole schaute Margarethe an. Sie lächelte. Sogleich übergab La Mole seinen Degen dem Kapitän, der ihm zunächst stand.

Coconnas tat dasselbe.

»Und Herr von Mouy, hat man ihn wieder gefunden?« fragte der König.

»Nein, Sire,« antwortete Herr von Nancey, »entweder war er nicht im Walde oder er hat sich geflüchtet.«

»Desto schlimmer!« sprach der König. »Kehren wir zurück. Mich friert, und ich bin wie geblendet.«

»Sire, das ist der Zorn,« sagte Franz.

»Vielleicht, es flimmert mir vor den Augen. Wo sind denn die Gefangenen? Ich sehe sie nicht mehr. Ist es denn schon Nacht? Oh, Barmherzigkeit! ich brenne! . . . Zu Hilfe! zu Hilfe!«

Und der unglückliche König ließ die Zügel seines Pferdes los, streckte die Arme aus und fiel, unterstützt von den über diesen zweiten Anfall erschrockenen Höflingen, rückwärts.

Franz wischte sich den Schweiß von der Stirne, denn er allein kannte die Ursache des Übels, das seinen Bruder marterte.

Bereits unter der Bewachung von Herrn von Nancey

betrachtete der König von Navarra diese ganze Szene mit wachsendem Erstaunen.

»Ei, ei,« murmelte er mit jener wunderbaren anschauenden Erkenntnis, die aus ihm in gewissen Augenblicken gleichsam einen Erleuchteten machte, »sollte ich zufälliger Weise zu meinem Glück verhaftet worden sein?«

Er schaute Margot an, deren vom Erstaunen erweiterte Augen sich von ihm auf den König, und vom König auf ihn wandten.

Diesmal war der König ohne Bewußtsein. Man ließ eine Tragbahre bringen, auf welche man ihn legte. Man bedeckte ihn mit einem Mantel, den einer von den Reitern von seinen Schultern losmachte, und der Zug schlug ruhig wieder den Weg nach Paris ein, von wo man am Morgen flinke Reiter und einen lustigen König hatte ausziehen sehen, und wohin man nun einen sterbenden König, umgeben von gefangenen Rebellen zurückkehren sah.

Margarethe hatte bei Allem dem weder die Freiheit ihres Körpers, noch die ihres Geistes verloren. Sie machte ihrem Gemahl ein letztes Zeichen des Einverständnisses und ritt dann so nahe an La Mole vorüber, daß dieser die zwei griechischen Worte auffassen konnte, welche sie fallen ließ:

Μη δειδῆ

Das heißt:

»Fürchte nichts.«

»Was hat sie gesagt?« fragte Coconnas.

»Sie hat mir gesagt, ich solle nichts fürchten.«

»Desto schlimmer,« murmelte der Piemontese, »desto schlimmer, das bedeutet, daß es nicht gut für uns hier steht. So oft mir dieses Wort als Ermutigung zugerufen wurde, habe ich von irgend woher eine Kugel oder einen Degenstich in den Leib oder einen Blumentopf auf den Kopf bekommen. Fürchte nichts! wurde es in hebräischer, griechischer, lateinischer oder französischer Sprache ausgesprochen, bedeutete stets für mich: *Nimm dich in Acht!*«

»Vorwärts, meine Herren!« rief der Lieutenant der Chevauxlegers.

»Ohne unbescheiden sein zu wollen,« sagte Coconnas,

»erlaube ich mir die Frage: wohin führt man uns?«

»Nach Vincennes, glaube ich,« erwiderte der Lieutenant.

»Ich würde lieber anderswohin gehen,« versetzte Coconnas.
»aber man hat in dieser Hinsicht nicht immer freie Wahl.«

Unterwegs erholte sich der König von seiner Ohnmacht und kam wieder ein wenig zu Kräften. In Nanterre wollte er sogar zu Pferde steigen, aber man verhinderte ihn daran.

»Benachrichtigt den Meister Ambroise Paré,« sprach Karl bei seiner Ankunft im Louvre.

Er stieg von seiner Sänfte herab, ging, sich auf den Arm von Tavannes stützend, die Treppe hinauf und erreichte seine Gemächer, in welche ihm auf seinen Befehl Niemand folgen durfte.

Jedermann fiel sein tiefer Ernst auf. Während des ganzen Marsches war er in Gedanken versunken, sprach mit Niemand ein Wort und beschäftigte sich weder mehr mit der Verschwörung, noch mit den Verschwörern. Offenbar nahm ihn nichts Anderes mehr in Anspruch, als seine Krankheit, eine so plötzlich erscheinende, so seltsame, so schmerzliche Krankheit, wobei einige Symptome ganz dieselben waren, wie man sie bei seinem Bruder Franz II. kurze Zeit vor seinem Tode wahrgenommen hatte.

Es wunderte sich auch Niemand, daß der Eintritt bei dem König für Jeden mit Ausnahme von Meister Paré verboten war. Misanthropie bildete bekanntlich den Grundcharakter des Fürsten.

Karl trat in sein Schlafgemach, setzte sich auf ein Ruhebett, stützte den Kopf auf Kissen und wollte, bedenkend, Meister Ambroise Paré könnte vielleicht nicht zu Hause sein, die Zeit des Wartens benutzen.

Demzufolge klatschte er mit den Händen. Ein Mann von der Wache erschien.

»Meldet dem König von Navarra, ich wolle ihn sprechen,« sagte Karl.

Der Mann verbeugte sich und gehorchte.

Karl warf seinen Kopf zurück. Eine furchtbare Schwere des Gehirns ließ ihm kaum die Fähigkeit, seine Gedanken mit einander zu verbinden. Eine blutige Wolke schwamm vor seinen

Augen, sein Mund war trocken und er hatte bereits, ohne seinen Durst zu stillen, eine ganze Flasche Wasser geleert.

Mitten unter dieser schlafartigen Betäubung öffnete sich die Türe und Heinrich erschien: Herr von Nancey kam hinter ihm, blieb aber im Vorzimmer stehen.

Der König von Navarra wartete, bis die Türe wieder geschlossen war, und schritt dann vor.

»Sire,« sagte er, »Ihr habt mich rufen lassen; hier bin ich.«

Der König bebte bei dieser Stimme und streckte maschinenmäßig die Hand aus.

»Sire,« versetzte Heinrich und ließ die Hände an seinen Seiten herabhängen, »Eure Majestät vergißt, daß ich nicht mehr ihr Bruder, sondern ihr Gefangener bin.«

»Ah, das ist wahr!« sprach Karl, »ich danke, daß Ihr mich daran erinnert habt. Mehr noch: es fällt mir ein, Ihr habt mir versprochen, offenherzig zu antworten, wenn wir allein wären.«

»Ich bin bereit, dieses Versprechen zu halten. Fragt Sire.«

Der König goß kaltes Wasser in seine Hand und hielt es an seine Stirne.

»Was ist an der Anschuldigung des Herzogs von Alençon wahr? Antwortet, Heinrich.«

»Nur die Hälfte; Herr von Alençon sollte fliehen, und ich sollte ihn begleiten.«

»Und warum solltet Ihr fliehen?« fragte Karl. »Seid Ihr unzufrieden mit mir, Heinrich?«

»Nein, Sire, im Gegenteil, ich habe mich nur über Eure Majestät glücklich zu preisen, und Gott, der, in den Herzen liest, sieht in dem meinigen die tiefe Zuneigung, die ich für meinen Bruder und König hege.«

»Es scheint mir,« sagte Karl, »es ist nicht in der Natur gegründet, daß man die Leute flieht, die man liebt, und die uns lieben.«

»Ich floh auch nicht diejenigen, welche mich lieben; ich floh die Menschen, die mich hassen. Erlaubt mir Eure Majestät, offenherzig zu sprechen?«

»Sprecht.«

»Diejenigen, welche mich hier hassen, Sire, sind Herr von Alençon und die Königin Mutter.«

»Bei Alençon sage ich nicht nein,« versetzte Karl, »aber die Königin Mutter überhäuft Euch mit Aufmerksamkeiten aller Art.«

»Gerade deshalb mißtraue ich ihr, Sire, und es ist mir wohl bekommen, daß ich ihr mißtraue.«

»Ihr?«

»Ihr, oder ihrer Umgebung. Ihr wißt, Sire, das Unglück der Könige ist nicht immer, daß sie zu schlecht, sondern daß sie zu gut bedient werden,«

»Erklärt Euch, Ihr habt Euch verbindlich gemacht, mir Alles zu sagen.«

»Und Eure Majestät sieht, daß ich meine Verbindlichkeit erfülle.«

»Fahrt fort.«

»Eure Majestät liebt mich, wie sie mir gesagt hat?«

»Das heißt, ich liebte Euch vor Eurem Verrat, Henriot.«

»Gesetzt, Ihr liebtet mich immer noch, Sire.«

»Gut!«

»Wenn Ihr mich liebt, so müßt Ihr wünschen, daß ich lebe.«

»Ich wäre in Verzweiflung gewesen, wenn Euch ein Unglück getroffen hätte.«

»Wohl, Sire, zweimal wäre Eure Majestät beinahe in diese Verzweiflung versetzt worden.«

»Wie dies?«

»Ja, denn zweimal hat mir die Vorsehung allein das Leben gerettet. Allerdings hatte das zweite Mal die Vorsehung die Züge Eurer Majestät angenommen.«

»Und welche Maske trug sie das erste Mal?«

»Die eines Mannes, der sehr erstaunt wäre, wenn er sich mit ihr vermengt sehen würde, die Maske von René. Ja, Ihr, Sire, Ihr habt mich vom Schwerte errettet.«

Karl runzelte die Stirne, denn er erinnerte sich der Nacht, in welcher er Heinrich in die Rue des Barres geführt hatte.

»Und René?« sagte er.

»René hat mich vom Gift gerettet.«

»Teufel, Du Hast Glück, Henriot,« sprach der König und suchte zu lächeln, während ein heftiger Schmerz ein Zusammenziehen seiner Nerven verursachte. »Das ist sonst nicht sein Gewerbe.«

»Zwei Wunder haben mich also gerettet, Sire; ein Wunder der Reue von Seiten des Florentiners, ein Wunder der Güte von Eurer Seite. Ich gestehe nun Eurer Majestät, ich befürchtete, der Himmel könnte des Wundertuns müde werden, und wollte in Betracht des Axioms: Hilf dir und Gott wird dir helfen, fliehen.«

»Warum hast Du mir das nicht früher gesagt, Heinrich?«

»Sagte ich diese Worte gestern, so war ich ein Denunziant.«

»Und indem Du sie heute sagst?«

»Heute ist es etwas Anderes; ich bin angeklagt und verteidige mich.«

»Und Du bist des ersten Versuches sicher, Henriot?«

»So sicher als des zweiten.«

»Und man versuchte, Dich zu vergiften?«

»Man hat es versucht.«

»Womit?«

»Mit Opiat.«

»Wie vergiftet man mit Opiat?«

»Verdammt! Sire, fragt René. Man vergiftet wohl mit Handschuhen.«

Karl runzelte die Stirne, allmählich aber entfaltete sich sein Antlitz wieder.

»Ja, ja,« sagte er, als spräche er mit sich selbst, »es liegt in der Natur geschaffener Wesen, den Tod zu fliehen. Warum sollte der Verstand nicht tun, was der Instinkt tut?«

»Nun, Sire,« fragte Heinrich, »ist Eure Majestät mit meiner Offenherzigkeit zufrieden? Glaubt sie, ich habe ihr Alles gesagt?«

»Ja, Henriot, ja, Du bist ein braver Junge, Du meinst also, diejenigen, welche Dich hassen, seien noch nicht müde, . . . neue Versuche seien gemacht worden?«

»Sire, jeden Abend wundere ich mich, daß ich noch lebe.«

»Siehst Du, Henriot, weil man weiß, daß ich Dich liebe, wollen sie Dich umbringen. Aber sei unbesorgt, sie sollen für ihren bösen Willen bestraft werden. Mittlerweile bist Du frei.«

»Steht es mir auch frei, Paris zu verlassen?« fragte der König.

»Nein; Du weißt wohl, daß ich Deiner unmöglich entbehren kann. Tausend Teufel! ich muß doch Jemand haben, der mich liebt.«

»Sire, wenn Eure Majestät mich bei sich behält, so wolle sie mir eine Gnade bewilligen.«

»Welche?«

»Mich nicht in der Eigenschaft eines Freundes, sondern in der eines Gefangenen zu behalten.«

»Wie, eines Gefangenen?«

»Ja. Sieht Eure Majestät nicht, daß ihre Freundschaft mich in das Verderben stürzt?«

»Du ziehst also meinen Haß vor?«

»Einen scheinbaren Haß, Sire. Dieser Haß wird mich retten, so lange man mich in Ungnade glaubt. Man wird weniger Eile haben, mich tot sehen zu wollen.«

»Henriot,« sagte Karl, »ich weiß nicht, was Du wünschest, ich weiß nicht, was Dein Zweck ist; aber wenn Deine Wünsche nicht in Erfüllung gehen, wenn Du den Zweck, den Du im Auge hast, verfehlst, so muß ich mich sehr darüber wundern.«

»Ich kann also auf die Strenge des Königs zählen?«

»Ja.«

»Dann bin ich zufrieden. Was befiehlt nun Eure Majestät?«

»Kehre in Deine Wohnung zurück, Henriot. Ich bin leidend, will meine Hunde sehen und mich zu Bette legen.«

»Sire,« sprach Heinrich, »Eure Majestät sollte einen Arzt kommen lassen, Ihre heutige Unpäßlichkeit ist vielleicht ernster, als sie denkt.«

»Ich habe Meister Ambroise Paré in Kenntnis setzen lassen.«

»Dann entferne ich mich ruhiger,«

»Bei meiner Seele,« sprach der König, »ich glaube. Du bist von der ganzen Familie der Einzige, der mich wahrhaft liebt.«

»Ist das wirklich Eure Meinung, Sire?«

»So wahr ich ein Edelmann bin.«

»Nun, so empfiehlt mich Herrn von Nancey als einen Menschen, dem Euer Zorn keinen Monat mehr zu leben gibt: dies

ist das Mittel, daß ich Euch lange liebe.«

»Herr von Nancey!« rief der König.

Der Kapitän der Garden trat ein.

»Ich gebe den Schuldigsten des Königreichs in Eure Hände,« sprach der König. »Ihr haftet mir mit Eurem Kopfe für ihn.«

Und mit bestürzter Miene ging Heinrich hinter Herrn von Nancey aus dem Zimmer.

V.

Actäon.

Als Karl allein war, wunderte er sich, daß er weder das eine noch das andere von seinen zwei Getreuen hatte erscheinen sehen: seine zwei Getreuen waren seine Amme Madeleine und sein Windhund Actäon.

»Die Amme wird wohl zu den Hugenotten ihrer Bekanntschaft gegangen sein, um Psalmen mit ihnen zu singen,« sagte er zu sich selbst, »und Actäon schmolzt noch mit mir wegen des Peitschenhiebes, den ich ihm diesen Morgen gegeben habe.«

Karl nahm wirklich eine Kerze und ging zu der guten Frau. Die gute Frau war nicht zu Hause. Eine Türe der Wohnung von Madeleine ging, wie man sich erinnert, in das Waffenkabinett. Er näherte sich dieser Türe.

Mittlerweile erfaßte ihn wieder eine von den Krisen, wie sie bereits plötzlich auf ihn hereingebrochen waren. Der König litt, als ob man ihm die Eingeweide mit einem feurigen Eisen durchwühlen würde; ein unauslöschlicher Durst peinigte ihn; er sah eine Tasse Milch auf einem Tische, leerte sie mit einem Zuge und fühlte sich etwas beruhigt.

Dann nahm er die Kerze, die er auf einen Schrank gestellt hatte, und trat in das Kabinett.

Zu seinem großen Erstaunen kam ihm Actäon nicht entgegen. Hatte man ihn eingeschlossen? In diesem Falle würde er riechen, daß sein Herr von der Jagd zurückgekommen wäre, und schreien.

Karl pfiff, rief; es erschien nichts.

Er machte vier Schritte vorwärts, und als das Licht bis in die Ecke des Kabinetts drang, gewahrte er in dieser eine träge, auf dem Boden ausgestreckte Masse.

»Holla! Actäon, holla!« rief Karl.

Er pfiff abermals.

Der Hund regte sich nicht.

Karl lief auf ihn zu und berührte ihn: das arme Tier war steif und kalt. Aus seiner vom Schmerze zusammengezogenen Schnauze

waren einige Tropfen Galle vermischt mit einem blutigen, schaumigen Geifer gefallen. Es hatte in dem Kabinett ein Barett seines Herrn gefunden und seinen Kopf auf diesen Gegenstand legend, der ihm einen Freund darstellte, sterben wollen.

Bei diesem Schauspiel, das ihn seine eigenen Schmerzen vergessen ließ und ihm seine ganze Energie wieder verlieh, kochte der Zorn in den Adern von Karl; er wollte schreien, aber eingezwängt in ihre Größe besitzen die Könige nicht die Freiheit dieser ersten Bewegung, welche jeder Mensch zu Gunsten seiner Leidenschaft oder seiner Verteidigung benützt. Karl bedachte, es könnte hier ein Verrat obwalten, und schwieg.

Er kniete bei seinem Hund nieder und untersuchte die Leiche mit dem Blicke eines Erfahrenen. Das Auge war glasig, die Zunge war rot und von Eiterblättern durchlöchert; es war eine seltsame Krankheit, welche Karl beben machte.

Der König zog seine Handschuhe wieder an, welche er ausgezogen und in seinen Gürtel gesteckt hatte, hob die bleifarbig Lippe auf, um die Zähne zu untersuchen, und bemerkte in den Zwischenräumen einige weißliche Bruchstücke, die sich angehängt hatten.

Er machte diese Bruchstücke los und sah, daß es Papier war.

In der Nähe dieses Papiers war die Geschwulst heftiger, das Zahnfleisch ganz aufgelaufen und die Haut wie von Vitriol zerfressen.

Karl schaute aufmerksam um sich her. Auf dem Teppich lagen einige Stückchen Papier, dem ähnlich, welches er bereits in dem Rachen des Hundes wahrgenommen hatte; eines von diesen Stückchen, das etwas größer war, als die andern, bot Spuren von einem Holzschnitte.

Die Haare sträubten sich auf Karl's Haupte; er erkannte ein Bruchstück von dem Bilde, einen Herrn aus der Falkenjagd darstellend, das Actäon aus seinem Jagdbuche gerissen hatte.

»Ah!« sagte er erbleichend, »das Buch war vergiftet.«

Dann seine Erinnerungen wiederbelebend, rief der König plötzlich:

»Tausend Teufel! ich habe jedes Blatt mit meinem Finger berührt und bei jedem Blatte habe ich den Finger an den Mund

getan, um ihn zu befeuchten. Diese Ohnmachten, diese Schmerzen, dieses Erbrechen! . . . Ich bin tot! . . . «

Karl blieb einen Augenblick unbeweglich unter dem Gewichte dieses furchtbaren Gedankens. Dann erhob er sich mit einem dumpfen Geschrei, stürzte nach der Türe seines Kabinetts und rief:

»Meister René! Meister René! man laufe nach dem Pont Saint-Michel und bringe mir den Florentiner; in zehn Minuten muß er hier sein. Einer von Euch nehme ein Pferd und ein Handpferd, um früher zurück zu sein. Kommt Meister Ambroise Paré, so laßt ihn warten.«

Ein Mann von der Leibwache lief weg, um dem Befehle Folge zu leisten.

»Ah!« murmelte Karl, »ich werde erfahren, wer dieses Buch Henriot gegeben hat, und sollte ich die ganze Welt foltern lassen.«

Schweiß auf der Stirne, die Hände krampfhaft zusammengezogen, die Brust keuchend, starrte Karl seinen Hund an.

Nach zehn Minuten klopfte der Florentiner schüchtern und nicht ohne Bangigkeit an die Türe des Königs. Es gibt Gewissen, für welche der Himmel nie rein ist,

»Herein!« sprach Karl.

Der Parfumeur erschien. Karl ging mit gebieterischer Miene auf ihn zu.

»Eure Majestät hat mich rufen lassen,« sagte René zitternd.

»Ja. Ihr seid ein geschickter Chemiker, nicht wahr?«

»Sire . . . «

»Und Ihr wißt Alles, was die geschicktesten Ärzte wissen?«

»Eure Majestät übertreibt.«

»Nein, meine Mutter hat es mir gesagt. Überdies habe ich Vertrauen zu Euch und will lieber Euch um Rat fragen, als jeden Anderen. Seht,« sagte er, die Leiche des Hundes entblößend, »seht, was dieses Tier zwischen den Zähnen hat, und sagt mir, woran es gestorben ist.«

Während René sich, eben so sehr um seine Unruhe zu verbergen, als um dem König zu gehorchen, mit der Kerze in der

Hand bis auf den Boden bückte, erwartete Karl aufrecht stehend, die Augen auf diesen Menschen geheftet, mit leicht begreiflicher Ungeduld auf das Wort, welches sein Todesurteil oder das Unterpfand seiner Rettung sein sollte.

René zog eine Art von Skalpell aus seiner Tasche, öffnete es, machte mit der Spitze von dem Rachen des Windhundes die an dem Zahnfleische hängenden Papierstückchen los und betrachtete lange und aufmerksam das Blut und die Galle, welche jede Wunde von sich gab.

»Sire,« sprach er zitternd, »das sind traurige Symptome.«

Karl fühlte, wie ein eisiger Schauer alle seine Adern durchlief und bis in sein Herz drang.

»Ja,« sagte er, »nicht wahr, dieser Hund ist vergiftet worden?«

»Ich befürchte es, Sire.«

»Mit welcher Art von Gift?«

»Mit einem mineralischen Gifte, wie ich vermute.«

»Könntet Ihr Gewißheit darüber erlangen, daß er vergiftet worden ist?«

»Allerdings, wenn ich ihn öffnen und den Magen untersuchen würde?«

»Öffnet ihn, ich will keinen Zweifel haben.«

»Man müßte Jemand rufen, der mir helfen würde.«

»Ich werde Euch helfen,« sagte Karl.

»Ihr, Sire!«

»Ja, ich. Und welche Symptome werden wir finden, wenn er vergiftet ist?«

»Rothe Platten und Herborisationen im Magen.«

»Vorwärts, zum Werke,« sprach Karl.

René öffnete mit einem Skalpellschnitte die Brust des Windhundes und schob sie kräftig auseinander, während Karl, ein Knie auf der Erde mit zitternder Hand leuchtete.

»Seht, Sire,« sprach René, »hier sind die deutlichen Spuren. Diese roten Platten sind die von mir vorher bezeichneten: diese mit Blut gefüllten Adern, welche die Wurzeln einer Pflanze zu sein scheinen, sind das, was ich unter dem Namen Herborisationen bezeichnet habe. Ich finde hier Alles, was ich suchte.«

»Der Hund ist also vergiftet?«

»Ja. Sire.«

»Mit einem mineralischen Gifte?«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach.«

»Und was würde ein Mensch empfinden, der aus Unachtsamkeit von demselben Gifte verschluckt hätte?«

»Heftigen Kopfschmerz, Brennen im Innern, als ob er glühende Kohlen im Leibe hätte, Schmerzen in den Eingeweiden, Erbrechen.«

»Auch Durst?«

»Einen unauslöschlichen Durst,«

»Das ist es, das ist es,« murmelte der König.

»Sire, vergebens suche ich den Zweck aller dieser Fragen.«

»Wozu ihn suchen? Ihr braucht den Zweck nicht zu wissen; beantwortet meine Fragen, weiter habt Ihr nichts zu tun.«

»Eure Majestät mag mich befragen.«

»Welches Gegengift wäre einem Menschen zu geben, der dieselbe Substanz verschlungen hätte, wie mein Hund?«

René dachte einen Augenblick nach.

»Es gibt mehrere mineralische Gifte,« sagte er, »ehe ich antworte, wünschte ich wohl zu wissen, um welches es sich handelt. Hat Eure Majestät irgend einen Gedanken über die Art und Weise, wie ihr Hund vergiftet worden ist?«

»Ja,« sprach Karl, »er hat ein Blatt aus einem Buche gefressen.«

»Ein Blatt aus einem Buche?«

»Und Eure Majestät besitzt dieses Buch?«

»Hier ist es,« sprach Karl, nahm das Jagdmanusscript von dem Fache, in welches er es gelegt hatte, und zeigte es René.

René machte eine Bewegung des Erstaunens, die dem König nicht entging.

»Er hat ein Blatt aus diesem Buche gefressen?« stammelte René.

»Dieses.«

Karl zeigte das zerrissene Blatt.

»Erlaubt Ihr, daß ich noch ein anderes zerreiße?«

»Tut es.«

René zerriß ein Blatt und brachte es in die Nähe der Kerze. Das Papier fing Feuer, und es verbreitete sich ein starker Knoblauchgeruch in dem Kabinett.

»Er ist mit einer Mischung von Arsenik vergiftet worden,« sagte René.

»Seid Ihr dessen gewiß?«

»Wie wenn ich es selbst bereitet hätte.«

»Und das Gegengift?«

René schüttelte den Kopf.

»Wie?« sprach Karl mit dumpfer Stimme, »Ihr kennt kein Gegengift?« . . .

»Das Beste ist Eiweiß in Milch geschlagen, aber . . . «

»Was aber?«

»Es müßte sogleich genommen werden, sonst . . . «

»Sonst?«

»Sire, es ist ein furchtbares Gift,« versetzte René.

»Es tötet jedoch nicht sogleich?« sprach Karl. »Nein, aber es tötet sicher, wie viel Zeit man auch zum Sterben braucht, und zuweilen ist dies eine Berechnung.«

Karl stützte sich auf den Marmortisch.

»Sagt nun,« sprach er, die Hand auf die Schulter von René legend, »Ihr kennt dieses Buch?«

»Ich, Sire?«

»Ja, Ihr.«

»Sire, ich schwöre Euch . . . «

»René,« sprach Karl, »hört mich wohl: Ihr habt die Königin von Navarra mit Handschuhen vergiftet; Ihr habt den Prinzen von Porcian mit dem Rauche einer Lampe vergiftet; Ihr habt den Prinzen von Condé mit einem Riechapfel zu vergiften gesucht. René, ich lasse Euch das Fleisch, Fetzen für Fetzen, mit einer glühenden Zange vom Leibe reißen, wenn Ihr mir nicht sagt, wem dieses Buch gehört.«

Der Florentiner sah, daß mit dem Zorne von Karl IX. nicht zu scherzen war, und beschloß mit Dreistigkeit zu bezahlen.

»Und wenn ich die Wahrheit sage, Sire, wer bürgt mir dafür,

daß ich nicht noch grausamer gestraft werde, als wenn ich schweige?«

»Ich.«

»Gebt Ihr mir Euer königliches Wort?«

»Bei meinem adeligen Worte, Euer Leben soll geschont werden,« sprach der König.

»Dieses Buch gehört mir.«

»Euch!« rief Karl zurückweichend und den Giftmischer mit irrem Auge anschauend.

»Ja, mir.«

»Und wie ist es aus Euren Händen gekommen?«

»Die Königin Mutter hat es von mir mitgenommen.«

»Die Königin Mutter!«

»Ja.«

»In welcher Absicht?«

»Ich glaube, in der Absicht, es dem König von Navarra bringen zu lassen, der von dem Herzog von Alençon sich ein solches Buch erbeten hatte, um die Falkenjagd zu studieren.«

»Oh!« rief Karl, »das ist es, ich weiß Alles. Dieses Buch war wirklich bei Henriot. Es gibt ein Geschick, und ich unterliege demselben.«

In diesem Augenblick wurde Karl von einem heftigen, trockenen Husten ergriffen, wonach ein neuer Schmerz in den Eingeweiden folgte. Er stieß ein paar unterdrückte Schreie aus und fiel auf seinen Stuhl zurück.

»Was habt Ihr, Sire?« rief René mit erschrockener Stimme.

»Nichts,« erwiderte Karl, »ich habe nur Durst, gebt mir zu trinken.«

René füllte ein Glas mit Wasser und überreichte es mit zitternder Hand dem König, der es in einem Zuge leerte.

»Nun,« sprach Karl, indem er eine Feder nahm und in die Tinte tauchte, »nun schreibt auf dieses Buch . . . «

»Was soll ich schreiben?«

»Ich werde Euch diktieren:«

»Dieses Handbuch der Falkenjagd ist von mir der Königin Mutter, Catharina von Medicis, gegeben worden.«

René nahm die Feder und schrieb.

»Und nun unterzeichnet.«

Der Florentiner unterzeichnete.

»Ihr habt mir das Leben versprochen,« sprach der Parfumeur.

»Und werde von meiner Seite Wort halten.«

»Aber von Seiten der Königin Mutter?« fragte René.

»Ah! das geht mich nichts an,« sagte Karl. »Wenn man Euch angreift, verteidigt Euch.«

»Sire, kann ich Frankreich verlassen, wenn ich mein Leben bedroht glaube?«

»Ich werde Euch hierauf in vierzehn Tagen antworten; aber mittlerweile . . . «

Karl legte, die Stirne faltend, einen Finger auf seine bleichen Lippen.

»Oh! seid unbesorgt, Sire.«

Nur zu glücklich, so wohlfeilen Kaufes wegzukommen, verbeugte sich der Florentiner und trat ab.

Hinter ihm erschien die Amme an der Türe ihres Zimmers.

»Was gibt es denn, mein Charlot?« sagte sie.

»Ich bin im Tau gegangen und das muß mir übel bekommen sein.«

»In der Tat, Du bist sehr bleich, mein Charlot.«

»Ich bin auch sehr schwach. Gib mir Deinen Arm, Amme, daß ich zu Bette gehen kann.«

Die Amme ging lebhaft auf ihn zu. Karl stützte sich auf sie und gelangte in sein Zimmer.

»Nun werde ich mich allein zu Bette legen,« sagte Karl.

»Und wenn Meister Ambroise Paré kommt?«

»So sagst Du ihm, es gehe besser und ich bedürfe seiner nicht mehr.«

»Aber was wirst Du einstweilen nehmen?«

»Oh! eine sehr einfache Arznei,« erwiderte Karl, »Eiweiß in Milch geschlagen. Doch bald hätte ich vergessen, Amme,« fuhr er fort, »der arme Actäon ist gestorben. Man muß ihn morgen früh in einer Ecke des Gartens vom Louvre beerdigen lassen. Es war einer meiner besten Freunde . . . Ich lasse ihm ein Grabmal

setzen, wenn ich Zeit dazu habe.«



VI.

Der Wald von Vincennes.

Heinrich wurde, wie dieß Karl IX. befohlen hatte, noch an demselben Abend nach dem Walde von Vincennes geführt. So nannte man damals das berühmte Schloß, von dem heutzutage nur ein riesiges Bruchstück übrig ist, welches jedoch genügt, um einen Begriff von seiner ehemaligen Größe zu geben.

Die Reise wurde in einer Sänfte gemacht. Vier Wachen gingen an jeder Seite, und Herr von Nancey, der Überbringer des Befehls, welcher Heinrich die Pforten des schützenden Gefängnisses öffnen sollte, marschierte voraus.

An der Schlupfpforte des Turmes hielt man an. Herr von Nancey stieg vom Pferde, öffnete den geschlossenen Schlag und lud den König ehrfurchtsvoll ein, auszusteigen.

Heinrich gehorchte, ohne die geringste Bemerkung zu machen. Jeder Aufenthaltsort schien ihm sicherer, als der Louvre, und zehn Türen, die sich hinter ihm schlossen, schlossen sich zu gleicher Zeit zwischen ihm und Catharina von Medicis.

Der königliche Gefangene schritt über die Zugbrücke, ging durch die drei Türen des Turmes und durch die drei Türen, welche zur Treppe für die Stockwerke führte, stieg Herr von Nancey immer voran hinauf. Als der Kapitän der Gardien hier sah, daß er sich anschickte, noch weiter hinaufzugehen, sagte er:

»Monseigneur, haltet hier an.«

»Ah! ah! ah!« sprach Heinrich stille stehend, »es scheint, es wird mir die Ehre des ersten Stockes zu Teil.«

»Sire,« antwortete Herr von Nancey, »man behandelt Euch als gekröntes Haupt.«

»Teufel, Teufel!« sprach Heinrich zu sich selbst, »zwei oder drei Stockwerke mehr hätten mich keineswegs gedemütigt. Ich bin hier zu gut, und man wird etwas vermuten.«

»Will Eure Majestät mir folgen?« sagte Herr von Nancey.

»Ventre-saint-gris!« erwiderte der König von Navarra, »Ihr wißt wohl, daß es sich hier nicht von dem handelt, was ich will oder

was ich nicht will, sondern von dem, was mein Schwager Karl befiehlt. Befiehlt er, daß ich Euch folge?«

»Ja, Sire.«

»Dann folge ich Euch, mein Herr.«

Man gelangte in einen Gang, an dessen Ende man sich in einem ziemlich großen Saal mit düsteren Mauern und von sehr traurigem Aussehen befand.

Heinrich schaute mit einem Blicke umher, der nicht ganz von Unruhe frei war.

»Wo sind wir?« sagte er.

»Wir gehen durch den Foltersaal, Monseigneur.«

»Ah! ah!« rief der König.

Es war in diesem Saale allerlei zu sehen: Schleifkannen und Folterbänke für die Wasserfolter; Keile und Klöpfel für den spanischen Bock; steinerne Sitze, für die Unglücklichen bestimmt, welche die Folter zu erwarten hatten, standen rings im Saale umher, und über diesen Sitzen, an den Sitzen selbst, an den Füßen dieser Sitze waren eiserne Ringe in der Mauer ohne eine andere Symmetrie, als die der Marterkunst befestigt. Daß sie aber so nahe an den Sitzen angebracht waren, bewies hinreichend, daß sie die Glieder derjenigen, welche hier Platz nehmen mußten, zu erwarten hatten.

Heinrich setzte seinen Weg fort, ohne ein Wort zu sagen verlor dabei aber nicht das Geringste von dem abscheulichen Apparat, der gleichsam die Geschichte des Schmerzes an die Wände schrieb.

Dieses aufmerksame Umherschauen machte, daß Heinrich nicht vor seine Füße sah und stolperte.

»Ei!« sagte er, »was ist denn das?«

Und er deutete auf eine Art von Furche, die durch die feuchten Steinplatten gezogen war, welche den Boden bildeten.

»Es ist die Rinne, Sire.«

»Regnet es denn hier?«

»Ja, Blut.«

»Ah,« sprach Heinrich, »sehr gut. Werden wir nicht bald in mein Zimmer kommen?«

»Allerdings, Monseigneur, wir sind daran,« erwiderte ein Schatten, der sich in der Dunkelheit hervorhob, und je näher man kam, desto sichtbarer und fühlbarer wurde, Heinrich, der die Stimme erkannt zu haben glaubte, machte einige Schritte und erkannte auch das Gesicht.

»Ah! Ihr seid es, Beaulieu,« sagte er, »was Teufels macht Ihr hier?«

»Sire, ich habe so eben meine Ernennung zum Gouverneur des Schlosses von Vincennes erhalten.«

»Gut, mein lieber Freund, Euer Debut macht Euch Ehre; einen König zum Gefangenen, das ist nicht übel.«

»Um Vergebung, Sire,« versetzte Beaulieu, »aber vor Euch habe ich zwei Edelleute bekommen.«

»Welche? Doch verzeiht, ich begehe vielleicht eine Unbescheidenheit; dann will ich nichts gesagt haben.«

»Monseigneur, man hat mir keine Geheimhaltung befohlen. Es sind die Herren La Mole und Coconnas.«

»Ah! das ist wahr, ich habe sie verhaften sehen: arme Leute! Wie ertragen sie ihr Unglück?«

»Auf eine ganz entgegengesetzte Weise; der Eine ist heiter, der Andere ist traurig; der Eine singt, der Andere seufzt.«

»Welcher seufzt?«

»Herr de La Mole, Sire.«

»Meiner Treue!« sprach Heinrich, »ich begreife eher den Seufzenden, als den Singenden. Nach dem, was ich gesehen habe, ist das Gefängnis nichts Heiteres. In welchem Stocke sind sie einquartiert?«

»Ganz oben im vierten,«

Heinrich stieß einen Seufzer aus. Dort wäre er gern gewesen.

»Vorwärts, Herr von Beaulieu,« sagte Heinrich, »habt die Güte, mir mein Zimmer zu zeigen; es drängt mich, dasselbe zu sehen, denn ich bin sehr müde vom vergangenen Tage.«

»Hier ist es, Monseigneur,« sprach Beaulieu, und er deutete auf eine offene Türe.

»Nro. 2,« sagte Heinrich, »und warum nicht Nro. 1?«

»Weil es vorbehalten ist.«

»Ah! es scheint, Ihr erwartet einen Gast von besserem Adel, als ich bin.«

»Ich habe nicht gesagt, Monseigneur, es wäre ein Gefangener.«

»Und wer ist es denn?«

»Monseigneur wolle nicht auf seiner Frage beharren, denn ich wäre, Stillschweigen beobachtend, genötigt, mich gegen den Gehorsam zu verfehlen, den ich Euch schuldig bin.«

»Das ist etwas Anderes,« sprach Heinrich.

Und er wurde noch nachdenklicher, als er es bis jetzt gewesen war. Das Nro. 1 beschäftigte sichtbar seine Neugierde.

Der Gouverneur verleugnete indessen seine ursprüngliche Höflichkeit nicht. Mit tausend rednerischen Vorsichtsmaßregeln führte er Heinrich in sein Zimmer ein, machte alle mögliche Entschuldigungen über die Bequemlichkeiten, die ihm etwa fehlen könnten, stellte zwei Soldaten an seine Türe und entfernte sich.

»Nun wollen wir uns zu den Andern begeben,« sprach der Gouverneur, sich an den Kerkermeister wendend.

Der Kerkermeister ging voraus. Man schlug den Weg ein, auf dem man gekommen war. Man durchschritt den Foltersaal und den Korridor, gelangte zu der Treppe, und Herr von Beaulieu stieg, beständig seinem Führer folgend, drei Stockwerke hinauf.

Als man oben bei diesen drei Stockwerken anlangte, welche, das erste mit eingerechnet, vier machten, öffnete der Kerkermeister nach und nach drei Türen, wovon jede mit zwei Schlössern und drei ungeheuren Riegeln versehen war.

Kaum hatte er die dritte Türe berührt, als man eine freudige Stimme ausrufen hörte:

»Ei, Mordi! öffnet doch, und wäre es nur, um Luft einzulassen. Euer Ofen ist so heiß, daß man beinahe erstickt!«

Und Coconnas, den der Leser ohne Zweifel bereits an seinem Lieblingsfluche erkannt hat, machte nur einen Sprung von dem Orte, wo er war, bis zu der Türe.

»Einen Augenblick, mein edler Herr,« sagte der Kerkermeister, »ich komme nicht, um Euch herauszulassen, sondern um einzutreten, und der Herr Gouverneur folgt mir.«

»Der Herr Gouverneur,« sagte Coconnas, »was will er hier machen?«

»Euch besuchen.«

»Damit erweist er mir eine große Ehre.« erwiderte Coconnas, »der Herr Gouverneur sei willkommen.«

Herr von Beaulieu trat wirklich ein und drängte das herzliche Lächeln von Coconnas alsbald durch eine von jenen ruhigen Höflichkeiten zurück, welche den Gouverneuren von Festungen, den Kerkermeistern und den Henkern eigentümlich sind.

»Habt Ihr Geld, mein Herr?« fragte er den Gefangenen.

»Ich,« sprach Coconnas, »keinen Taler.«

»Juwelen?«

»Ich habe einen Ring.«

»Wollt Ihr nur erlauben, daß ich Euch durchsuche?«

»Mordi!« rief Coconnas vor Zorn rot werdend, »es kommt Euch wohl zu Statten, daß Ihr im Gefängnisse seid, und ich auch.«

»Man muß für den Dienst des Königs Alles leiden.«

»Die ehrlichen Leute,« rief der Piemontese, »die auf dem Pont-Neuf plündern, sind also wie Ihr im Dienste des Königs? Mordi! ich war sehr ungerecht, mein Herr, denn bis jetzt hielt ich sie für Diebe.«

»Mein Herr, ich grüße Euch,« sagte Beaulieu. »Kerkermeister, schließt diesen Herrn ein.«

Der Gouverneur entfernte sich und nahm dabei den Ring von Coconnas einen sehr schönen Smaragd, mit, den ihm Frau von Nevers als Erinnerung an die Farbe ihrer Augen geschenkt hatte.

»Zum Andern,« sagte er hinausgehend.

Man durchschritt ein leeres Zimmer und das Spiel der drei Türen, der sechs Schlösser und neun Riegel fing wieder an.

Die letzte Türe öffnete sich und ein Seufzer war das erste Geräusch, welches das Ohr der Eintretenden berührte.

Dieses Zimmer war noch düsterer anzuschauen, als dasjenige, durch welches Herr von Beaulieu kam.

Vier lange und schmale Schießscharten, welche von innen nach außen gingen, erleuchteten nur schwach den traurigen Aufenthaltsort. Eiserne Stangen, welche mit so viel Kunst gekreuzt waren, daß der Blick beständig durch eine schräge Linie aufgehoben wurde, verhinderten den Gefangenen, durch diese

Schießscharten auch nur den Himmel zu sehen. Bogenleisten gingen von jeder Ecke des Saales aus und vereinigten sich mitten am Plafond, wo sie sich in einer Einsetzrose verloren.

La Mole saß in einem Winkel und verharrte trotz des Besuches, als ob er nichts gehört hätte.

Der Gouverneur verweilte einen Augenblick auf der Schwelle und schaute den Gefangenen an, welcher, den Kopf in seinen Händen, unbeweglich blieb.

»Guten Abend, Herr de La Mole,« sagte Beaulieu.

Der junge Mann richtete langsam den Kopf auf.

»Guten Abend, mein Herr,« erwiderte er.

»Mein Herr,« fuhr der Gouverneur fort, »ich komme, um Euch zu durchsuchen.«

»Das ist unnötig.« sprach La Mole, »ich werde Euch Alles zustellen, was ich habe.«

»Was habt Ihr?«

»Ungefähr dreihundert Taler, diese Juwelen, diese Ringe.«

»Gebt, mein Herr,« sagte der Gouverneur.

»Hier.«

La Mole wandte seine Taschen um, streifte seine Ringe von den Fingern und riß die Agraffe von seinem Hute.

»Habt Ihr sonst nichts mehr?«

»Nichts, das ich wüßte.«

»Und das seidene Band, das um Euren Hals geschlungen ist, was hängt daran?« fragte der Gouverneur.

»Mein Herr, es ist kein Juwel, es ist eine Reliquie.«

»Gebt.«

»Wie, Ihr verlangt?«

»Ich habe Befehl, Euch nichts zu lassen, als Eure Kleider, und eine Reliquie ist kein Kleidungsstück.«

La Mole machte eine Bewegung des Zornes, welche bei der schmerzlichen, ruhigen Würde, die ihn auszeichnete, diesen an heftige Bewegungen gewöhnten Menschen viel furchtbarer vorkam.

Aber bald beruhigte er sich und erwiderte:

»Es ist gut, mein Herr, Ihr sollt sehen, was Ihr verlangt.«

Und sich abwendend, als wollte er sich dem Lichte nähern, machte er die angebliche Reliquie los, welche nichts Anderes war, als ein Medaillon, ein Porträt enthaltend, das er aus dem Medaillon zog und an seine Lippen drückte. Als er es aber wiederholt geküßt hatte, stellte er sich, als ließe er es fallen, preßte sodann mit aller Gewalt den Absatz seines Stiefels darauf und zermalmte es in tausend Stücke.

»Mein Herr!« rief der Gouverneur.

Und er bückte sich, um zu sehen, ob er nicht aus der Zerstörung den unbekanntem Gegenstand retten könnte, den ihm La Mole entziehen wollte. Aber das Bild war buchstäblich in Staub verwandelt.

»Der König wollte diesen Juwel haben,« sprach La Mole, »aber er hatte kein Recht auf das Porträt, das er enthielt. Hier ist das Medaillon, Ihr könnt es nehmen.«

»Mein Herr,« versetzte Beaulieu, »ich werde mich bei dem König beklagen.«

Und ohne von dem Gefangenen auch nur mit einem einzigen Worte Abschied zu nehmen, entfernte er sich so zornig, daß er dem Kerkermeister die Sorge überließ, die Türen ohne seine Überwachung zu schließen.

Der Kerkermeister machte einige Schritte, um hinaus zugehen, als er aber sah, daß Herr von Beaulieu bereits die ersten Stufen der Treppe hinabstieg, sagte er, sich umwendend:

»Meiner Treue, lieber Herr, es ist mir gut zu Statten gekommen, daß ich Euch aufgefordert habe, mir die hundert Taler sogleich zu geben, durch deren Vermittlung ich einwillige, Euch mit Euren Gefährten sprechen zu lassen; denn hättet Ihr sie mir nicht gegeben, so würde sie der Gouverneur mit den dreihundert andern genommen haben, und mein Gewissen erlaubte mir nicht mehr, etwas für Euch zu tun; aber ich bin zum Voraus bezahlt, ich habe Euch versprochen, Ihr sollt Euren Kameraden sehen, . . . kommt, ein ehrlicher Mann hält sein Wort . . . Wenn es jedoch möglich ist, sprecht sowohl Euch als mir zu Liebe nichts von Politik.«

La Mole verließ sein Zimmer und befand sich Coconnas gegenüber, welcher eben in seiner Stube auf- und abging.

Die zwei Freunde warfen sich einander in die Arme.

Der Kerkermeister gab sich den Anschein, als wischte er sich den Winkel des Auges ab, und ging hinaus, um zu wachen, daß man die Gefangenen nicht überraschte, oder vielmehr daß man ihn selbst nicht überraschte.

»Ah, Du bist hier!« rief Coconnas, »sprich, hat Dir der abscheuliche Gouverneur seinen Besuch gemacht?«

»Wie Dir, denke ich.«

»Und Dir Alles genommen?«

»Ebenfalls wie Dir.«

»Oh! mir, ich besaß nicht viel, einen Ring von Henriette das war Alles.«

»Und baares Geld?«

»Ich hatte Alles, was ich besaß, dem braven Kerkermeister gegeben, damit er uns diese Zusammenkunft verschaffte.«

»Ah, ah!« sprach La Mole, »es scheint, er empfängt aus zwei Händen.«

»Du hast ihn also auch bezahlt?«

»Ich habe ihm hundert Taler gegeben.«

»Desto besser.«

»Desto besser, daß unser Kerkermeister ein Schuft ist?«

»Allerdings; man wird mit Geld Alles machen, was man nur immer will, und es wird uns hoffentlich nicht daran fehlen.«

»Sprich, begreifst Du, was uns begegnet?«

»Vollkommen . . . Wir sind verraten worden.«

»Durch wen?«

»Durch den schändlichen Herzog von Alençon. Ich hatte Recht, daß ich ihm den Hals umdrehen wollte.«

»Und glaubst Du, unsere Sache sei von ernster Bedeutung?«

»Ich denke.«

»Es ist also die Folter zu befürchten?«

»Ich verberge Dir nicht, daß ich bereits daran gedacht habe.«

»Und was wirst Du sagen, wenn es dazu kommt?«

»Und Du?«

»Ich werde schweigen,« antwortete La Mole mit einer

fiieberhaften Röte.

»Du wirst schweigen?« rief Coconnas.

»Ja, wenn ich die Kraft dazu habe.«

»Wohl, ich aber,« versetzte Coconnas, »wenn man diese Schändlichkeit gegen mich begeht, stehe Dir dafür, das, ich vielerlei Dinge sagen werde.«

»Was für Dinge?« fragte La Mole lebhaft.

»Oh! sei ruhig! von jenen Dingen, welche Herrn von Alençon einige Zeit am Schlafen verhindern sollen.«

La Mole wollte etwas erwidern, als der Kerkermeister, der ohne Zweifel ein Geräusch gehört hatte, herbeilief, jeden von den zwei Freunden in sein Zimmer stieß und die Türe hinter ihnen schloß.

VII.

Die Wachsfigur.

Seit acht Tagen war Karl an sein Bett gefesselt; es hatte sich seiner ein langsames Fieber bemächtigt, das von heftigen Anfällen unterbrochen wurde, welche eine große Ähnlichkeit mit epileptischen Erscheinungen hatten. Während dieser Anfälle stieß er zuweilen ein Gebrülle aus, das mit dem größten Schrecken die in seinem Vorzimmer ausgestellten Wachen hörten, während die seit einiger Zeit durch so viel unheilvolles Geräusch erweckten Echos des alten Louvre dasselbe in ihren Tiefen wiederholten. Waren diese Anfälle vorüber, so sank er völlig entkräftet, mit erloschenem Auge, in die Arme seiner Amme zurück und beobachtete ein Stillschweigen, dessen Beweggrund sich eben so wohl in der Verachtung, als im Schrecken suchen ließ.

Wollte man sagen, was jedes seiner Seits, ohne ihre Gefühle einander mitzuteilen, — denn die Mutter und der Sohn flohen sich mehr, als sie sich suchten, — wollte man sagen, was Catharina von Medicis und der Herzog von Alençon an finsternen Gedanken im Grunde ihres Innern umwälzten, so müßte man das häßliche Gewimmel eines Vipernnestes zu schildern suchen.

Heinrich war in seinem Zimmer eingeschlossen worden und auf seine eigene Bitte an Karl hatte Niemand die Erlaubnis, erhalten, ihn zu sehen, selbst Margarethe nicht ausgenommen: dieß war in den Augen von Allen eine völlige Ungnade.

Catharina und Alençon atmeten freier, denn sie hielten ihn für verloren. Heinrich aß und trank ruhiger, denn er glaubte vergessen zu sein.

An dem Hofe ahnte Niemand die Ursache der Krankheit des Königs. Meister Ambroise Paré und Mazille, sein College, hatten eine Magenentzündung erkannt, indem sie sich bei dem Resultate über die Ursache täuschten. Sie hatten deshalb eine mildernde, Behandlung vorgeschrieben, was nur den von René angegebenen Trank unterstützen konnte, welchen Karl dreimal des Tags als einzige Nahrung aus den Händen seiner Amme empfing.

La Mole und Coconnas waren im strengsten Gewahrsam in Vincennes. Margarethe und Frau von Nevers machten zehn Versuche, um zu ihnen zu dringen oder wenigstens ihnen ein Billett zukommen zu lassen, aber es gelang ihnen nicht.

Eines Morgens, mitten unter ewigem Abwechseln von Gut und Schlimm, fühlte sich Karl ein wenig besser und gab Befehl, den ganzen Hof eintreten zu lassen, der wie gewöhnlich, obgleich kein Lever statt hatte, jeden Morgen sich für das Lever einfand. Die Türen wurden also geöffnet, und man konnte an der Blässe seiner Wangen, am Vergelben seiner elfenbeinernen Stirne, an der fieberhaften, aus seinen hohlen, von einem dunkelblauen Kreise umgebenen, Augen hervorspringenden Flamme sehen, welche furchtbare Verheerungen bei dem jungen Monarchen die unbekannte Krankheit angerichtet hatte, von der er befallen worden war.

Das königliche Gemach war bald voll von Höflingen, Neugierigen und Interessierten.

Catharina, Alençon und Margarethe wurden unterrichtet, daß Karl empfang.

Alle drei traten in kurzen Zwischenräumen nach einander ein, Catharina ruhig, Alençon lächelnd, Margarethe niedergeschlagen.

Catharina setzte sich zu den Häupten ihres Sohnes, ohne den Blick zu bemerken, mit welchem dieser sie hatte nahe kommen sehen,

Alençon stellte sich unten an das Bett.

Margarethe stützte sich auf einen Schrank und konnte sich, als sie die bleiche Stirne, das abgemagerte Gesicht und die eingefallenen Augen ihres Bruders wahrnahm, eines Seufzers und einer Träne nicht enthalten.

Karl, dem nichts entging, sah diese Träne, hörte diesen Seufzer und machte Margarethe ein unmerkliches Zeichen mit dem Kopfe.

Dieses Zeichen, so unmerklich es auch war, erhellte das Antlitz der armen Königin von Navarra, der Heinrich etwas zu sagen nicht die Zeit gehabt hatte, oder vielleicht sogar nichts hatte sagen wollen. Sie fürchtete für ihren Gemahl, sie zitterte für ihren Geliebten.

Für sich selbst fürchtete sie nicht, sie kannte La Mole zu gut

und wußte, daß sie auf ihn rechnen konnte.

»Nun, mein lieber Sohn,« sprach Catharina, »wie befindet Ihr Euch?«

»Besser, meine Mutter, besser.«

»Und was sagen Eure Ärzte?«

»Meine Ärzte? oh! das sind große Doktoren, meine Mutter,« sprach Karl in ein Gelächter ausbrechend, »ich gestehe, es macht mir ungemein viel Vergnügen, sie über meine Krankheit streiten zu hören. Amme, gib mir zu trinken.«

Die Amme brachte Karl eine Tasse von seinem gewöhnlichen Tranke.

»Was lassen sie Euch einnehmen, mein Sohn?«

»Oh, Madame, wer versteht etwas von ihrem Gebräu?« erwiderte Karl, gierig den Trank leerend.

»Das Beste für meinen Bruder wäre,« sprach Franz, »wenn er aufstehen und die schöne Sonne benützen könnte. Die Jagd, die er so sehr liebt, würde ihm gewiß wohl tun.«

»Ja,« versetzte Karl mit einem Lächeln, dessen Ausdruck der Herzog unmöglich erraten konnte, »die letzte hat mir jedoch sehr geschadet.«

Karl hatte diese Worte auf eine so seltsame Weise gesagt, daß das Gespräch, in welches sich die Anwesenden nicht einen Augenblick gemischt hatten, hierbei stehen blieb. Dann machte er ein Zeichen mit dem Kopf; seine Höflinge verstanden, daß der Empfang vorüber war, und entfernten sich.

Alençon machte eine Bewegung, um sich seinem Bruder zu nähern, aber ein inneres Gefühl hielt ihn zurück; er verbeugte sich und trat ab.

Margarethe warf sich auf die fleischlose Hand ihres Bruders, drückte und küßte sie, und ging ebenfalls weg.

»Gute Margot!« murmelte Karl.

Catharina allein blieb auf ihrem Platze. Als Karl sich unter vier Augen mit ihr sah, wich er in seinem Bette mit dem Gefühle des Schreckens zurück, das uns vor einer Schlange zurückweichen macht.

Unterrichtet durch die Geständnisse von René, dann vielleicht mehr noch durch das Stillschweigen und die Überlegung, hatte

Karl nicht einmal mehr das Glück, zu zweifeln.

Er wußte vollkommen, wem und was er seinen Tod zuzuschreiben hatte.

Als sich Catharina dem Bette näherte und eine Hand, kalt wie ihr Blick, nach ihrem Sohne ausstreckte, bebte dieser und bekam bange.

»Ihr bleibt, Madame?« sagte er zu ihr.

»Ja, mein Sohn,« antwortete Catharina, »ich habe mich über wichtige Dinge mit Euch zu unterreden.«

»Sprecht, Madame,« erwiderte Karl, noch mehr zurückweichend.

»Sire,« sagte die Königin, »ich habe Euch so eben versichern hören, Eure Ärzte wären große Doktoren.«

»Und ich versichere es noch, Madame.«

»Was haben sie jedoch getan, Sire, seitdem Ihr krank seid?«

»Nichts, das ist wahr; aber wenn Ihr gehört hättet, was sie gesagt haben, . . . in der Tat, Madame, man wünscht krank zu sein, nur um so gelehrte Dissertationen zu hören.«

»Soll ich Euch etwas sagen, mein Sohn?«

»Was denn? spricht, Madame.«

»Ich hege den Verdacht, daß diese großen Doktoren nichts von Eurer Krankheit verstehen.«

»Wirklich, Madame!«

»Daß sie vielleicht ein Resultat sehen, daß ihnen aber die Ursache entgeht.«

»Das ist möglich,« sprach Karl, welcher nicht begriff, wohin seine Mutter abzielte.

»So, daß sie das Symptom behandeln, statt das Übel zu behandeln.«

»Bei meiner Seele,« versetzte Karl erstaunt, »ich glaube, Ihr habt Recht, meine Mutter.«

»Wohl, mein Sohn, da es weder für mein Herz, noch für das Wohl des Staates taugt, daß Ihr so lange krank seid, insofern die moralische Kraft bei Euch darunter leiden könnte, so versammelte ich die ausgezeichnetsten Doktoren . . . «

»In der Kunst der Ärzte, Madame?«

»Nein, in einer tieferen Kunst, welche nicht allein in den Leibern, sondern auch in den Herzen zu lesen gestattet.«

»Ah! eine schöne Kunst, Madame,« sprach Karl, »man hat Recht, die Könige nicht darin zu unterrichten. Und Eure Nachforschungen haben ein Resultat gehabt?« fuhr er fort.

»Ja.«

»Welches?«

»Das von mir gehofft; und ich bringe Eurer Majestät das Mittel, das ihren Körper und ihren Geist heilen soll.«

Karl bebte. Er glaubte, seine Mutter hätte gefunden, er sterbe noch zu langsam, und deshalb beschlossen, wissentlich zu vollenden, was sie ohne es zu wissen angefangen halte.

»Und wo ist dieses Mittel?« sprach Karl, sich auf einen Ellenbogen erhebend und seine Mutter anschauend.

»Es liegt in dem Übel selbst,« antwortete Catharina.

»Wo ist denn das Übel?«

»Merkt wohl auf, mein Sohn. Habt Ihr zuweilen davon sprechen hören, daß es geheime Feinde gibt, deren Rache aus der Ferne das Opfer tötet?«

»Durch das Eisen oder durch das Gift?« fragte Karl, ohne einen Augenblick das unempfindliche Gesicht seiner Mutter aus dem Blicke zu verlieren.

»Nein, durch viel sicherere, durch viel schrecklichere Mittel.«

»Erklärt Euch.«

»Mein Sohn,« fragte die Florentinerin, »glaubt Ihr an die Werke der Kabala und der Magie?«

Karl unterdrückte ein Lächeln der Verachtung und des Unglaubens und sagte:

»Sehr.«

»Nun wohl,« sprach Catharina lebhaft, »daher kommen Eure Leiden. Ein Feind Eurer Majestät, der es nicht gewagt hätte, Euch in das Gesicht anzugreifen, hat in der Finsternis konspiriert. Er hat gegen die Person Eurer Majestät eine um so furchtbarere Konspiration gerichtet, als er keine Genossen hatte, und als die geheimnisvollen Fäden dieser Konspiration unfaßbar waren.«

»Oh, oh!« sprach Karl empört über so viel Unverschämtheit.

»Sucht wohl, mein Sohn,« versetzte Catharina, »erinnert Euch gewisser Entweichungsversuche, welche dem Mörder die Straflosigkeit sichern sollten.«

»Dem Mörder!« rief Karl, »dem Mörder! man hat es also versucht, mich umzubringen, meine Mutter?«

Das Katzenauge von Catharina rollte heuchlerisch unter dem gefalteten Augenlide hin und her.

»Ja, mein Sohn; Ihr zweifelt vielleicht daran, aber ich, ich habe die Gewißheit erlangt?«

»Ich zweifle nie an dem, was Ihr sagt,« antwortete der König bitter. »Und wie hat man es versucht, mich zu töten, ich bin neugierig, dieß zu erfahren?«

»Durch die Magie, mein Sohn.«

»Erklärt Euch, Madame,« versetzte Karl, seine Beobachterrolle wieder ausnehmend.

»Wenn es dem Verschwörer, den ich bezeichnen will, und den Eure Majestät bereits im Grunde ihres Herzens bezeichnet hat, zu entkommen gelungen wäre, so würde Niemand die Ursache der Leiden Eurer Majestät durchdrungen haben: aber glücklicher Weise, Sire, wachte Euer Bruder über Euch.«

»Welcher Bruder?« fragte Karl.

»Euer Bruder Alençon.«

»Ah! ja, das ist wahr. Ich vergesse stets, daß ich einen Bruder habe,« murmelte er bitter lachend. »Und Ihr sagt, Madame . . . «

»Daß er glücklicher Weise die materielle Seite der Verschwörung gegen Eure Majestät entdeckt habe. Aber während er, das unerfahrene Kind, nur die Spuren eines gewöhnlichen Komplottes, nur die Beweise für den beabsichtigten Streich des jungen Mannes suchte, suchte ich Beweise von einer viel ernsteren Tätigkeit, denn ich kenne das Gewicht des Geistes dieses Schuldigen.«

»Oh! man sollte glauben, meine Mutter, Ihr sprächet von dem König von Navarra,« sagte Karl, welcher wissen wollte, wie weit die florentinische Verstellung gehen würde.

Catharina schlug heuchlerisch die Augen nieder.

»Ich habe ihn verhaften und wegen des fraglichen Streiches nach Vincennes führen lassen,« fuhr der König fort. »Sollte er

schuldiger sein, als ich vermute?«

»Fühlt Ihr das Fieber, das Euch verzehrt?« fragte Catharina.

»Ja, gewiß, Madame,« erwiderte Karl die Stirne faltend.

»Fühlt Ihr die brennende Hitze, die Euer Herz und Eure Eingeweide zernagt?«

»Ja, Madame,« antwortete Karl immer finsterer werdend.

»Und die scharfen Kopfschmerzen, welche wie eben so viele Pfeile durch Eure Augen fahren, um in Euer Gehirn zu gelangen?«

»Ja, ja, Madame. Oh! ich fühle Alles dieß. Oh! Ihr wißt mein Übel gut zu beschreiben.«

»Das ist ganz einfach,« versetzte die Florentinerin, »schaut«

Und sie zog unter ihrem Mantel einen Gegenstand hervor und reichte ihn dem König.

Es war eine ungefähr zehn Zoll hohe Figur von gelblichem Wachs. Diese Figur war zuerst mit einem von Gold funkelnden Kleide von Wachs, wie die Figurine selbst, und dann mit einem Königsmantel von demselben Stoffe angetan.

»Nun,« fragte Karl, »was soll diese kleine Statue bedeuten?«

»Seht, was sie auf dem Kopfe hat.« sprach Catharina,

»Eine Krone,« antwortete Karl.

»Und im Herzen?«

»Eine Nadel. Nun?«

»Nun, Sire, erkennt Ihr Euch?«

»Mich?«

»Ja, Euch, mit Eurer Krone, mit Eurem Mantel.«

»Und wer hat diese Figur gemacht?« sprach Karl, den die Komödie ermüdete, »Der König von Navarra ohne Zweifel?«

»Nein, Sire.«

»Nicht? . . . Dann verstehe ich Euch nicht.«

»Ich sagenein,« versetzte Catharina, »weil sich Eure Majestät an die strenge Tatsache halten könnte. Ich würde ja gesagt haben, wenn mir Eure Majestät die Frage auf eine andere Weise vorgelegt hätte.«

Karl antwortete nicht; er suchte alle Gedanken dieser finstren

Seele zu durchdringen, welche sich in dem Augenblicke für ihn verschloß, wo er sich nahe daran glaubte, darin lesen zu können.

»Sire,« fuhr Catharina fort, »diese Statue ist durch die Sorge Eures Herrn Staatsanwaltes Laguesle in der Wohnung des Mannes aufgefunden worden, der an dem Tage der Falkenjagd ein Handpferd für den König von Navarra bereit hielt.«

»Bei Herrn de La Mole?« sprach der König.

»Bei ihm selbst. Schaut, wenn es Euch gefällt, noch einmal die stählerne Nadel an, die das Herz durchdringt, und seht, welcher Buchstabe auf die Etiquette geschrieben ist, die sie trägt.«

»Ich sehe ein M.«

»Das heißt Mors, der Tod: es ist dieß die magische Formel, Sire. Der Erfinder schreibt so seinen Wunsch auf die Wunde, die er gräbt. Wollte er sein Opfer mit Wahnsinn schlagen, so hätte er, wie dieß der Herzog von Bretagne bei Karl VI. tat, die Nadel in den Kopf gestochen und ein F (Furor, Wahnsinn) statt eines M gesetzt.«

»Eurer Meinung nach,« sprach Karl IX., »ist also derjenige, welcher nach meinen Leben trachtet, Herr de La Mole?«

»Ja, wie der Dolch nach dem Herzen trachtet; aber hinter dem Dolche ist der Arm, der ihn stößt.«

»Das ist also die ganze Ursache des Übels, an welchem ich leide? Und wie soll man sich dabei benehmen?« fragte Karl, »Ihr wißt es, Ihr, meine gute Mutter: aber ich, gerade das Gegenteil von Euch, die Ihr Euch Euer ganzes Leben damit abgegeben habt, ich bin sehr unwissend in der Kabbala und in der Magie.«

»Der Tod des Erfinders bricht den Zauber, das ist das Ganze. An dem Tage, an welchem der Zauber zerstört wird, hört auch das Übel auf,« sprach Catharina.

»Wirklich?« rief Karl mit erstaunter Miene.

»Wie? Ihr wißt das nicht?«

»Verdammt! ich bin kein Zauberer.«

»Wohl, Eure Majestät ist doch nun überzeugt?«

»Gewiß.«

»Und die Überzeugung wird die Ungewißheit vertreiben?«

»Völlig.«

»Ihr sagt das nicht aus Artigkeit?«

»Nein, meine Mutter, es kommt aus dem Grunde meines Herzens.«

Das Gesicht von Catharina erheiterte sich.

»Gott sei gelobt!« rief sie, als ob sie an Gott geglaubt hätte.

»Ja, Gott sei gelobt!« wiederholte Karl ironisch. »Ich weiß nun, von wem mein Zustand herrührt, und wen ich folglich zu bestrafen habe.«

»Und wir werden strafen . . . «

»Herrn de La Mole; habt Ihr nicht gesagt, er wäre der Schuldige?«

»Ich habe gesagt, er wäre das Werkzeug.«

»Wohl,« sprach Karl, »zuerst Herrn de La Mole; das ist das Wichtigste. Alle die Krisen, von denen ich befallen bin, können gefährlichen Verdacht um uns her erwecken. Es ist dringend, daß es Licht werde, und bei dem Glanze, den dieses Licht von sich gibt, wird sich die Wahrheit enthüllen.«

»Also Herr de La Mole? . . . «

»Sagt mir vortrefflich als Schuldiger zu; ich nehme ihn an. Beginnen wir bei ihm, und wenn er einen Genossen hat, so wird er sprechen.«

»Ja,« murmelte Catharina, »wenn er nicht spricht, so wird man ihn, sprechen machen. Wir haben untrügliche Mittel hierzu.«

Dann fügte sie aufstehend laut bei:

»Ihr erlaubt doch, Sire, daß das Verhör beginnt?«

»Ich wünsche es, Madame; je eher, desto besser.«

Catharina drückte ihrem Sohne die Hand, ohne das Nervenzucken zu begreifen, das diese Hand bewegte, während sie die ihrige drückte, und verließ das Zimmer, ebenfalls ohne das sardonische Lachen des Königs und die furchtbare, dumpfe Verwünschung zu hören, die auf dieses Lachen folgte.

Der König fragte sich, ob keine Gefahr dabei wäre, wenn man diese Frau gehen ließe, welche in einigen Stunden vielleicht so viel Arbeit machen würde, daß es am Ende nicht mehr möglich wäre, Einhalt zu tun.

In diesem Augenblicke, da er nach dem hinter Catharina

herabfallenden Türvorhang schaute, hörte er ein leichtes Knistern hinter sich, und sich umwendend gewahrte er Margarethe, welche den Vorhang aufhob, der vor dem zu der Amme führenden Gange angebracht war. Margarethe, deren Blässe, deren starre Augen und unterdrückter Atem die heftigste Aufregung andeutete.

»Oh, Sire, Sire!« rief Margarete, nach dem Bette ihres Bruders stürzend, »Ihr wißt wohl, daß sie lügt!«

»Wer, sie?« fragte Karl.

»Hört, Karl, es ist allerdings furchtbar, seine Mutter anzuklagen; aber ich vermutete, sie würde bei Euch bleiben, um sie noch mehr zu verfolgen. Doch bei meinem Leben, bei Eurem Leben, bei unseren Seelen sage ich Euch, daß sie lügt!«

»Sie verfolgen! . . . Wen verfolgt sie?«

Beide sprachen aus Instinkt leise; man hätte glauben sollen, sie befürchten sich selbst zu hören.

»Zuerst Euren Henriot, der Euch liebt, der Euch mehr ergeben ist, als irgend Jemand in der Welt.«

»Du glaubst es, Margot?« sprach Karl.

»Oh, Sire, ich bin dessen gewiß.«

»Ich auch.«

»Wenn Ihr dessen gewiß seid, mein Bruder,« versetzte Margarethe erstaunt, »warum habt Ihr ihn verhaften und nach Vincennes bringen lassen?«

»Weil er mich selbst darum gebeten hat.«

»Er hat Euch darum gebeten, Sire?«

»Ja, Henriot hat sonderbare Ansichten. Vielleicht täuscht er sich, vielleicht hat er Recht: aber es ist eine von seinen Ansichten, er sei sicherer in meiner Ungnade, als in meiner Gunst, ferne von mir, als in meiner Nähe, in Vincennes, als im Louvre.«

»Ah! Ich begreife,« sprach Margarethe, »und er ist also in Sicherheit?«

»So sehr, als es ein Mensch sein kann, für den mir Beaulieu mit seinem Kopfe bürgt.«

»Oh, ich danke Bruder; so viel für Heinrich. Aber . . . «

»Was aber?« fragte Karl.

»Aber es gibt noch eine andere Person, für die ich mich

vielleicht mit Unrecht interessiere, doch, ich interessiere mich einmal . . . «

»Und wer ist diese Person?«

»Sire, erspart mir . . . ich würde es kaum wagen, sie meinem Bruder zu nennen, und wage es vollends nicht, ihren Namen vor dem König auszusprechen.«

»Herr de La Mole, nicht wahr?«

»Ach! Ihr wolltet ihn einst töten, Sire, und er ist nur durch ein Wunder Eurer königlichen Rache entgangen.«

»Und zwar, Margarethe, als er eines einzigen Verbrechens schuldig war. Nun aber, da er zwei begangen hat . . . «

»Sire, er ist des zweiten nicht schuldig.«

»Hast Du denn nicht gehört, was unsere gute Mutter gesprochen hat, arme Margot?«

»Oh, ich sagte Euch ja bereits, Karl,« versetzte Margarethe, die Stimme dämpfend, »ich sagte Euch, daß sie gelogen hat.«

»Ihr wißt vielleicht nicht, daß eine Wachsfigur vorhanden ist, welche bei Herrn de La Mole mit Beschlag belegt wurde.«

»Doch, mein Bruder, ich weiß es.«

»Daß diese Figur am Herzen mit einer Nadel durchbohrt ist, und daß die Nadel, welche sie so verwundet, ein Fähnchen mit einem M trägt?«

»Ich weiß es ebenfalls.«

»Daß diese Figur einen Königsmantel auf den Schultern und eine Königskrone auf dem Haupte hat?«

»Ich weiß Alles dies.«

»Was habt Ihr dann zu sagen?«

»Daß diese kleine Figur, welche einen Königsmantel auf den Schultern und eine Königskrone aus dem Haupte trägt, eine Frau und nicht einen Mann darstellt.«

»Bah!« rief Karl, »und die Nadel, die das Herz durchdringt?«

»Ist ein Zauber, um sich von dieser Frau geliebt zu machen, und keine Bosheit, um einen Mann sterben zu lassen.«

»Aber der Buchstabe M?«

»Bedeutet nicht Mors, wie die Königin Mutter gesagt hat.«

»Was bedeutet er denn sonst?«

»Er bedeutet . . . er bedeutet den Namen der Frau, welche Herr de La Mole liebt.«

»Und diese Frau heißt?«

»Diese Frau heißt: *Margarethe*,« sprach die Königin von Navarra, fiel vor dem Bette des Königs auf die Knie, nahm seine Hand in die ihrigen und drückte ihr in Tränen gebadetes Gesicht auf diese Hand.

»Stille, meine Schwester,« sprach Karl und ließ einen unter der gefalteten Stirne hervorfunkelnden Blick um sich herlaufen, »denn wie Ihr uns gehört habt, eben so könnte man Euch hören.«

»Ob, was liegt mir daran!« rief Margarethe das Haupt erhebend. »Warum ist nicht die ganze Welt da, um mich zu hören! Vor der ganzen Welt würde ich erklären, daß es schändlich ist, die Liebe eines Edelmannes zu mißbrauchen, um seinen Ruf mit einem Mordverdacht zu beflecken.«

»Margot, wenn ich Dir sagte, daß ich so gut wie Du weiß, was ist und was nicht ist.«

»Mein Bruder!«

»Wenn ich Dir sagte, daß Herr de La Mole unschuldig ist.«

»Ihr wißt . . . «

»Wenn ich Dir sagte, daß ich den wahren Schuldigen kenne.«

»Den wahren Schuldigen!« rief Margarethe, »es ist also ein Verbrechen begangen worden?«

»Ja, freiwillig oder unfreiwillig, es ist ein Verbrechen begangen worden.«

»An Euch?«

»An mir.«

»Unmöglich!«

»Unmöglich? Schau mich an, Margot.«

Die junge Frau schaute ihren Bruder an und bebte, als sie ihn so bleich sah.

»Margot, ich habe keine drei Monate mehr zu leben,« sprach Karl.

»Ihr, mein Bruder! Du, mein Karl!« rief sie.

»Margot, ich bin vergiftet.«

Die Königin stieß einen Schrei aus.

»Schweige doch!« sagte Karl, »man muß glauben, ich sterbe durch Magie.«

»Und Ihr kennt den Schuldigen?«

»Ich kenne ihn.«

»Ihr habt gesagt, es wäre nicht La Mole.«

»Nein, er ist es nicht.«

»Es ist sicherlich auch nicht Heinrich.«

»Nein.«

»Großer Gott! wäre es? . . . «

»Wer?«

»Mein Bruder, . . . Alençon . . . « murmelte Margarethe.

»Vielleicht.«

»Oder gar, . . . oder gar . . . « Margarethe dämpfte abermals die Stimme, als wäre sie selbst über das erschrocken, was sie sagen wollte, »oder gar . . . unsere Mutter?«

Karl schwieg.

Margarethe, schaute ihn an, las in seinem Blicke Alles, was sie darin suchte, und fiel immer noch auf den Knien und halb zurückgebeugt auf einen Stuhl.

»Oh, mein Gott, mein Gott!« murmelte sie, »das ist unmöglich!«

»Unmöglich!« sprach Karl mit einem scharfen Lachen, »es ärgert mich, daß René nicht hier ist, er würde Dir meine Geschichte erzählen.«

»Er? René?«

»Ja, . . . er würde Dir zum Beispiel erzählen, daß ihn eine Frau, der er nichts zu verweigern wagt, um ein Jagdbuch gebeten hat, welches in seiner Bibliothek versteckt war; daß ein feines Gift auf jedes Blatt dieses Buches gegossen worden ist; daß das Gift für irgend Jemand, ich weiß nicht für wen bestimmt, durch eine Laune des Zufalls oder durch eine Strafe des Himmels auf eine andere Person gefallen ist, als auf diejenige, für welche es bestimmt war. Wenn Du indessen, in Abwesenheit von René, das Buch sehen willst, es ist dort in meinem Kabinett, und Du wirst von der Schrift des Florentiners finden, daß dieses Buch, welches in seinen Blättern den Tod von noch zwanzig Personen enthält, von seiner Hand seiner Landsmännin gegeben wurde.«

»Stille, Karl, ebenfalls stille,« sprach Margarethe.

»Du siehst nun wohl ein, daß man glauben muß, ich sterbe an Magie.«

»Aber das ist ungerecht, das ist schändlich! Gnade! Gnade! Ihr wißt wohl, daß er unschuldig ist.«

»Ich weiß es, aber man muß ihn für schuldig halten. Erdulde den Tod Deines Geliebten; es ist dies wenig, um die Ehre des Hauses Frankreich zu retten. Ich erdulde den Tod, damit das Geheimnis mit mir sterbe!«

Margarethe beugte das Haupt, denn sie begriff, daß zur Rettung von La Mole bei dem König nichts mehr zu machen war, und entfernte sich weinend und ohne auf etwas Anderes zu hoffen, als auf ihre eigenen Mittel.

Während dieser Zeit verlor Catharina, wie es Karl vorher gesehen hatte, keine Minute, und sie schrieb an den Staatsprocurator Laguesle einen Brief, von dem die Geschichte auch das geringste Wort aufbewahrt hat, einen Brief, der ein blutiges Licht auf diese ganze Begebenheit wirft.

»Herr Prokurator!

Diesen Abend sagt man mir als gewiß, daß La Mole ein Sacrilegium begangen hat. In seiner Wohnung in Paris hat man viele abscheuliche Dinge, wie Bücher und Papiere, gefunden. Ich bitte Euch, den ersten Präsidenten zu rufen, und so schnell als möglich einen Prozeß einzuleiten, die Angelegenheit der Wachfigur betreffend, der sie einen Stich in das Herz gegeben haben, und zwar gegen den König.²⁷

Catharina.

VIII.

Der unsichtbaren Schilde.

Am Tage, nachdem Catharina den Brief geschrieben hatte, der so eben dem Leser vor Augen lag, trat der Gouverneur mit sehr imposanter Begleitung bei Coconnas ein; sie bestand aus zwei Hellebardieren und vier Schwarzröcken.

Coconnas wurde aufgefordert, in einen Saal hinabzugehen, wo ihn der Prokurator Laguesle und zwei Richter erwarteten, um ihn nach dem Befehle von Catharina zu verhören.

Während der acht Tage, die er im Gefängnis zugebracht, hatte Coconnas viel nachgedacht, abgesehen davon, daß jeden Tag La Mole und er, einen Augenblick durch die Sorge des Kerkermeisters vereinigt, der ihnen, ohne ihnen etwas davon zu sagen, diese Überraschung bereitet hatte, welche sie ohne Zweifel nicht allein seiner Menschenfreundlichkeit verdankten, abgesehen davon, sagen wir, daß La Mole und er mit einander das Benehmen überlegt hatten, welches sie verfolgen sollten, und das in einem völligen Leugnen bestand. Er war also überzeugt, daß mit einiger Gewandtheit seine Sache die beste Wendung nehmen würde. Die Anklagen waren nicht stärker gegen ihn und seinen Freund, als gegen die Andern. Heinrich und Margarethe hatten keinen Fluchtversuch gemacht; sie konnten also in einer Angelegenheit nicht gefährdet sein, wo die Hauptschuldigen frei waren. Coconnas wußte nicht, daß Heinrich dasselbe Schloß bewohnte wie er, und er erfuhr durch die Gefälligkeit seines Kerkermeisters, daß über seinem Haupte Protektionen schwebten, die er seine *unsichtbaren Schilde* nannte.

Bis jetzt hatten sich die Verhöre auf die Pläne des Königs von Navarra, auf die Fluchtversuche und auf den Anteil bezogen, den die zwei Freunde daran nehmen sollten. Coconnas hatte beständig auf eine mehr als unbestimmte und mehr als gewandte Weise geantwortet. Er schickte sich an, auf dieselbe Weise zu antworten und er bereitete zum Voraus alle seine Erwiderungen vor, als er wahrnahm, daß das Verhör plötzlich den Gegenstand änderte.

Es handelte sich um einen oder mehrere Besuche, welche bei René gemacht, um eine oder mehrere Wachsfiguren, welche auf Antrieb von La Mole verfertigt worden sein sollten.

Wie sehr Coconnas auch vorbereitet war, so glaubte er doch zu bemerken, daß die Anklage viel von ihrer Intensität verlor, da es sich, statt von einem Verrat an einem König, von der Verfertigung der Statue einer Königin handelte, überdies von einer höchstens acht bis zehn Zoll hohen Statue,

Er antwortete daher sehr heiter, daß weder er noch sein Freund mehr mit Puppen spielten, und bemerkte mit Vergnügen, daß wiederholt seine Antworten ein Gelächter zur Folge hatten.

Man hatte noch nicht, wie der Vers, gesagt: Ich habe gelacht und bin nun entwaffnet; aber dies war bereits viel in Prosa, und Coconnas glaubte seine Richter entwaffnet zu haben, weil sie gelächelt hatten.

Als sein Verhör beendet war, stieg er so singend, so geräuschvoll in sein Zimmer hinauf, daß La Mole für den er diesen Lärmen machte, die glücklichsten Schlüsse daraus ziehen mußte.

Man ließ diesen ebenfalls herabkommen, La Mole sah wie Coconnas mit Erstaunen, daß die Anklage von ihrem ersten Wege abging und einen neuen Pfad einschlug. Man befragte ihn über seine Besuche bei René. Er antwortete, er wäre nur einmal bei dem Florentiner gewesen. Man fragte ihn, ob er dieses Mal nicht eine Wachsfigur bestellt halte? Er antwortete, René habe ihm diese Figur ganz fertig gezeigt. Man fragte ihn, ob die Figur nicht einen Mann darstellte. Er antwortete, sie stellte eine Frau dar. Man fragte ihn, ob der Zauber nicht zum Zwecke hätte, den Tod dieses Mannes zu bewirken? Er antwortete, der Zweck des Zaubers wäre, sich von dieser Frau geliebt zu machen.

Diese Fragen wurden gemacht und auf hunderterlei Arten gedreht und umgedreht. Aber auf alle diese Fragen, auf welche Weise man sie auch stellte, gab La Mole beständig dieselben Antworten.

Die Richter schauten sich mit einer gewissen Unentschlossenheit an, denn sie wußten nicht, was sie vor einer solchen Einfachheit tun oder sagen sollten, als ein dem Staatsprocurator überbrachtes Billett die Schwierigkeit mitten

durchschnitt.

Es war in folgenden Worten abgefaßt:

»Wenn der Angeklagte leugnet, schreitet zur peinlichen Frage.

C.«

Der Prokurator steckte das Billett in seine Tasche, lächelte La Mole zu und entließ ihn freundlich.

La Mole kehrte in seinen Kerker, wenn auch nicht ebenso beruhigt; doch beinahe eben so heiter als Coconnas zurück.

»Ich glaube, es geht Alles gut,« sagte er.

Eine Stunde nachher hörte er Tritte und sah ein Billett, das unter der Türe durchgeschoben wurde, ohne daß er die Hand wahrnehmen konnte, die ihm diese Bewegung gab. Er nahm es und dachte, die Depeche käme aller Wahrscheinlichkeit nach vom Kerkermeister.

Als er das Billett sah, erfaßte eine Hoffnung, beinahe so schmerzlich wie eine Täuschung, sein Herz. Er hoffte, dieses Billett wäre von Margarethe, von der er, seitdem er im Gefängnis saß, keine Nachricht erhalten hatte. Er ergriff es zitternd, die Handschrift hätte ihn beinahe sterben gemacht,

»Mut,« sagte das Billett, »ich wache.«

»Oh!« rief La Mole, dieses Papier, das eine so teure Hand berührt hatte, mit Küssen bedeckend, »wenn sie wacht, bin ich gerettet!«

Damit La Mole dieses Billett begreife, und damit er mit Coconnas Glauben zu dem habe, was der Piemontese seine unsichtbaren Schilde nannte, müssen wir den Leser in das kleine Haus, in das kleine Zimmer zurückführen, wo so viele kaum verdunstete Wohlgerüche, so viele süße Erinnerungen, seitdem zu Leiden und Befürchtungen geworden, das Herz einer halb auf Sammetkissen zurückgeworfenen Frau brachen.

»Königin sein, stark sein, jung sein, schön sein und leiden, was ich leide!« rief diese Frau, »oh, das ist unmöglich!«

Dann stand sie auf in ihrer Bewegtheit, ging hin und her, blieb plötzlich stille stehen, stützte ihre brennende Stirne an einen

eisigen Marmor, erhob sich wieder, bleich und das Gesicht mit Tränen bedeckt, rang die Hände unter schmerzlichen Ausrufungen und fiel abermals wie gebrochen in ihren Lehnstuhl zurück.

Plötzlich hob sich der Türvorhang, der die Wohnung der Rue Cloche-Percée von der Wohnung der Rue Tizon trennte. Ein seidenes Knistern streifte an der Wand hin, und die Herzogin von Nevers erschien.

»Oh!« rief Margarethe, »Du bist es! Mit welcher Ungeduld erwartete ich Dich, Laß hören! welche Kunde hast Du?«

»Schlimme, schlimme, meine arme Freundin. Catharina betreibt selbst das Verhör und befindet sich noch in diesem Augenblick in Vincennes.«

»Und René?«

»Er ist verhaftet.«

»Ehe Du ihn hast sprechen können?«

»Ja.«

»Und unsere lieben Gefangenen?«

»Ich habe Nachricht von ihnen.«

»Durch den Kerkermeister?«

»Allerdings.«

»Nun?«

»Sie sprechen sich jeden Tag. Vorgestern hat man sie durchsucht. La Mole zerbrach lieber Dein Porträt, als daß er es ausgeliefert hätte.«

»Der liebe La Mole.«

»Annibal hat den Inquisitoren in das Gesicht gelacht.«

»Guter Annibal! Aber hernach?«

»Man befragte sie diesen Morgen über die Flucht des Königs, über seine Pläne in Beziehung auf einen Aufruhr in Navarra, und sie haben nichts gesagt.«

»Oh! ich wußte wohl, daß sie schweigen würden. Aber dieses Schweigen tötet sie wohl ebenso gut, als wenn sie sprächen.«

»Ja, aber wir retten sie.«

»Du hast also an unser Unternehmen gedacht?«

»Ich habe mich seit gestern mit nichts Anderem beschäftigt.«

»Sprich.«

»Der Vertrag ist mit Beaulieu abgeschlossen Ah! meine liebe Königin, was für ein schwer zugänglicher, gieriger Mann das ist! Es kostet das Leben eines Menschen und dreimal hunderttausend Goldtaler.«

»Du nennst ihn einen schwer zugänglichen, gierigen Mann, und er verlangt nicht mehr als das Leben eines Menschen und dreimal hunderttausend Taler? . . . Das ist ja nichts!«

»Nichts? dreimal hunderttausend Taler! Alle Deine Juwelen und die meinigen werden nicht dazu hinreichen.«

»Oh, das ist gleichgültig. Der König von Navarra wird bezahlen; der Herzog von Alençon wird bezahlen; mein Bruder Karl wird bezahlen; und wenn nicht, . . . «

»Du sprichst, wie eine Verrückte. Ich habe die dreimal hunderttausend Taler.«

»Du?«

»Ja, ich.«

»Und wie hast Du sie Dir verschafft? Ist es ein Geheimnis?«

»Für Jedermann, nur für Dich nicht.«

»Oh, mein Gott!« sprach Margarethe, mitten unter ihren Tränen lächelnd, »solltest Du sie gestohlen haben?«

»Urteile selbst.«

»Sprich.«

»Erinnerst Du Dich des furchtbaren Nantouillet?«

»Des reichen Kauzes, des Wucherers?«

»Wenn Du willst.«

»Nun?«

»Als er eines Tags eine gewisse blonde Frau mit grünen Augen, geschmückt mit drei Rubinen, von denen der eine auf der Stirne, die andern zwei auf den Schläfen angebracht waren, ein Kopfputz, der ihr so gut stand, vorübergehen sah und nicht wußte, daß es eine Herzogin war, da rief dieser reiche Kauz, dieser Wucherer: »Für drei Küsse würde ich an der Stelle dieser drei Rubine drei Diamanten, jeden von hunderttausend Talern, eintreten lassen.«

»Nun, Henriette?«

»Meine Liebe, die Diamanten sind entstanden und verkauft.«

»Oh, Henriette, Henriette!« murmelte Margarethe.

»Höre!« rief die Herzogin mit einem zugleich naiven und erhabenen Ausdruck, der das Jahrhundert und die Frau zusammenfaßt, »höre, ich liebe Annibal.«

»Das ist wahr,« sprach Margarethe lächelnd und errötend, »Du liebst ihn sehr, Du liebst ihn sogar zu sehr.«

Und dennoch drückte sie ihr die Hand.

»Durch unsere drei Diamanten sind also die dreimal hunderttausend Taler und der Mensch bereit«, fuhr Henriette fort.

»Der Mensch? welcher Mensch?«

»Der Mensch zum Töten. Du vergißt, daß man einen Menschen töten muß.«

»Ah! Du hast denjenigen gefunden, welchen Du brauchtest?«

»Vollkommen,«

»Zu demselben Preise?« fragte lächelnd Margarethe.

»Zu demselben Preise hätte ich zehn gefunden,« antwortete Henriette. »Nein, nein, ganz einfach um fünfhundert Taler.«

»Um fünfhundert Taler hast Du einen Menschen gefunden, welcher einwilligte, sich töten zu lassen?«

»Was willst Du, man muß doch leben.«

»Meine liebe Freundin, ich verstehe Dich nicht. Sprich klar und deutlich. In unserer Lage nimmt das Lösen der Rätsel zu viel Zeit weg.«

»Höre also: der Kerkermeister, dem die Bewachung von La Mole und Coconnas anvertraut wurde, ist ein alter Soldat, welcher weiß, was eine Wunde bedeutet; er will wohl unsere Freunde retten helfen, aber er will seinen Platz nicht verlieren. Ein Dolchstoß geschickt geführt macht die Sache ab; wir geben ihm eine Belohnung und der Staat eine Entschädigung. Auf diese Art empfängt der brave Mann aus zwei Händen und hat die Fabel von dem Pelikan erneuert.«

»Aber ein Dolchstoß . . . « sprach Margarethe.

»Sei unbesorgt, Annibal wird ihn führen.«

»In der Tat,« versetzte Margarethe lachend, »er hat La Mole drei Stöße sowohl mit dem Degen, als mit dem Dolche gegeben,

und La Mole ist nicht gestorben; es ist also alle Hoffnung vorhanden,«

»Böse! Du würdest verdienen, daß ich hierbei stehen bliebe.«

»Oh! nein, nein, im Gegenteil, sage mir das Übrige, ich bitte Dich darum; wie werden wir sie retten?«

»Auf folgende Weise: die Kapelle ist der einzige Ort des Schlosses, wohin die Frauen dringen können, welche keine Gefangenen sind. Man verbirgt uns hinter dem Altar. Unter dem Altartuche finden sie zwei Dolche. Die Tür der Sakristei wird vorher geöffnet. Coconnas versetzt seinem Kerkermeister den Stoß; dieser fällt und stellt sich, als wäre er tot; wir erscheinen, wir werfen jede einen Mantel über die Schultern unserer Freunde; wir fliehen mit ihnen durch die kleine Türe der Sakristei, und da wir das Losungswort haben, so kommen wir ohne Hindernis hinaus.«

»Und sind wir einmal außen? . . . «

»Zwei Pferde warten vor dem Thore, sie schwingen sich auf, verlassen die Isle de France und erreichen Lothringen, von wo sie von Zeit zu Zeit inkognito zurückkehren.«

»Oh! Du gibst mir das Leben wieder,« sagte Margarethe. »Wir retten sie also?«

»Ich wollte beinahe dafür stehen.«

»Und dies bald?«

»Gewiß in drei bis vier Tagen; Beaulieu wird uns benachrichtigen.«

»Wenn man Dich in der Umgegend von Vincennes erkennt, das dürfte unserem Vorhaben schaden.«

»Wie soll man mich erkennen? Ich gehe als Nonne mit einer Haube, bei der man nicht einmal meine Nasenspitze sieht.«

»Wir können nicht vorsichtig genug sein.«

»Ich weiß es wohl, Mordi! wie der arme Annibal sagen würde.«

»Und der König von Navarra, hast Du Dich nach ihm erkundigt?«

»Ich habe nicht verfehlt, dies zu tun.«

»Nun?«

»Er ist nie so lustig gewesen, wie es scheint. Er lacht, er singt, er speist mit Appetit, und verlangt nur Eines: strenge

Bewachung.«

»Er hat Recht, und meine Mutter?«

»Sie betreibt, wie ich Dir sage, den Prozeß so scharf als sie kann.«

»Ja, aber sie hat keine Vermutung in Beziehung auf uns?«

»Wie soll sie eine Vermutung haben? Alle Diejenigen, welche in das Geheimnis eingeweiht sind, haben ein Interesse, es zu bewahren. Ah! ich wußte, daß sie den Richtern von Paris hätte sagen lassen, sie sollten sich bereit halten.«

»Handeln wir rasch, Henriette. Wenn unsere Freunde das Gefängnis wechselten, müßte man Alles wieder von vorne anfangen.«

»Sei unbesorgt, ich wünsche eben so sehr wie Du, sie außen zu sehen.«

»Ob! ja, ich weiß es, und danke Dir tausendmal für das, was Du getan hast, um zu diesem Ziele zu gelangen.«

»Adieu, Margarethe, adieu, ich begeben mich wieder in's Feld.«

»Und Du bist des Herrn von Beaulieu sicher?«

»Ich hoffe es.«

»Des Kerkermeisters?«

»Er hat es versprochen,«

»Der Pferde?«

»Es sind die besten aus dem Stalle des Herzogs von Nevers.«

»Ich bete Dich an, Henriette.«

Und Margarethe warf sich ihrer Freundin um den Hals, wonach sich die zwei Frauen trennten, unter dem Versprechen, sich am andern Tag und alle Tage an demselben Orte und zu derselben Stunde zu sehen.

Dies waren die zwei reizenden, ergebenen Geschöpfe, welche Coconnas so richtig die unsichtbaren Schilde nannte.

IX.

Die Richter.

»Nun, mein braver Freund,« sprach Coconnas zu La Mole, als sich die zwei Gefährten nach dem Verhöre, in welchem zum ersten Male von der Wachsfigur die Rede gewesen war, beisammen fanden, »es scheint mir, Alles geht zum Entzücken und wir werden wohl bald von den Richtern aufgegeben werden, ein Diagnosticon, was gerade dem entgegengesetzt ist, wenn man von den Ärzten aufgegeben wird; denn wenn der Arzt den Kranken aufgibt, so geschieht es, weil er ihn nicht mehr retten kann, während im Gegenteil, wenn der Richter den Angeklagten aufgibt, dies der Fall ist, weil er die Hoffnung verliert, ihm den Kopf abschneiden zu lassen.«

»Ja,« sprach La Mole, »es ist mir sogar, als erschaute ich in der Höflichkeit, in der Leichtigkeit der Kerkermeister, in der Elastizität der Türen unsere edlen Freundinnen. Aber ich erkenne Herrn von Beaulieu nicht.«

»Ich erkenne ihn wohl,« sprach Coconnas, »nur wird es viel kosten. Aber basta! die Eine ist eine Prinzessin, die Andere ist Königin; sie sind Beide reich und werden nie Gelegenheit finden, ihr Geld so gut anzuwenden. Nun wollen wir unsere Lektion gut wiederholen: man führt uns in die Kapelle; man läßt uns unter der Bewachung unseres Kerkermeisters; wir finden am bezeichneten Orte jeder einen Dolch; ich stoße unserem Führer ein Loch in den Bauch.«

»Nein, nicht in den Bauch, Du würdest ihm seine fünfhundert Taler stehlen; in den Arm.«

»Ah, ja, in den Arm; das müßte ihn zu Grunde richten, den guten armen Mann. Man würde bald sehen, daß eine Gefälligkeit von seiner wie von meiner Seite im Spiele gewesen ist. Nein, nein, in die rechte Seite, indem ich den Dolch geschickt an den Rippen hingleiten lasse; das ist ein wahrscheinlicher und unschuldiger Stoß.«

»Wohl, es mag sein. Hernach?«

»Hernach verrammelst Du die große Pforte mit Bänken, während unsere zwei Prinzessinnen hinter dem Altar hervoreilen, wo sie verborgen sind, und Henriette die kleine Türe öffnet.«

»Und dann,« sprach La Mole mit einer bebenden Stimme, welche wie Musik durch die Lippen zieht, »und dann erreichen wir den Wald. Ein Kuß, jedem von uns gegeben, macht uns freudig und stark. Siehst Du uns, Annibal, über unsere raschen Pferde herabgeneigt und das Herz sanft bewegt! Oh, es ist etwas Schönes um die Furcht, um die Furcht in freier Luft, wenn man sein gutes Schwert an der Seite hat und seinem Renner Hurrah zuruft, wenn man ihm beide Sporen in den Leib drückt und er bei jedem Hurrah springt und fliegt.«

»Ja,« sprach Coconnas, »aber die Furcht zwischen vier Mauern, was sagst Du dazu, La Mole? Ich kann ein Wörtchen davon sprechen, denn ich habe so etwas empfunden, als das bleiche Gesicht von Beaulieu zum ersten Male in meinem Zimmer erschien, hinter ihm im Schatten Partisanen glänzten und ein unheilschwangeres Getöse von an einander gestoßenem Eisen sich hörbar machte. Ich schwöre Dir, ich dachte sogleich an den Herzog von Alençon, und erwartete sein häßliches Gesicht zwischen zwei gemeinen Hellebardier-Köpfen zu sehen. Ich täuschte mich, und das war mein einziger Trost, aber ich verlor nicht Alles, denn als die Nacht eintrat, träumte ich davon.«

»Also,« sagte La Mole, der seinen eigenen lachenden Gedanken verfolgte, ohne seinen Freund bei den Ausflügen zu begleiten, die der seinige auf dem Gebiete der Phantasie machte, »also haben sie Alles vorhergesehen, sogar den Ort, wohin wir uns zurückziehen sollen. Wir gehen nach Lothringen, mein Freund. Ich wäre in der Tat lieber nach Navarra gegangen; in Navarra war ich bei ihr; aber Navarra ist zu entfernt, Nancy ist besser. Übrigens sind wir dort nur fünfzig Stunden von Paris. Weißt Du, daß ich ein Leid mit mir fortnehme, wenn ich von hier mich entferne?«

»Ah, meiner Treue, nein! Ich, was mich betrifft, gestehe, daß ich all' mein Leid hier lasse.«

»Wohl, ich bedaure, daß ich unsern würdigen Kerkermeister nicht mitnehmen kann, statt«

»Aber er würde nicht wollen,« sagte Coconnas, er verlöre zu

viel; fünfhundert Taler von uns, eine Belohnung von der Regierung, vielleicht ein Vorrücken im Dienste; was dieser Bursche glücklich leben wird, wenn ich ihn getötet habe . . . Aber was hast Du denn?«

»Nichts? ein Gedanke geht mir durch den Kopf.«

»Er scheint nicht sehr lustig zu sein, denn Du wirst furchtbar blaß.«

»Ich frage mich, warum man uns nach der Kapelle führt.«

»Damit wir unsere Ostern halten,« versetzte Coconnas, »es ist, wie mir scheint, gerade die Zeit dazu.«

»Aber man führt nur die zum Tode Verurteilten oder die Gefolterten dahin.«

»Oh, oh!« rief Coconnas, ebenfalls leicht erbleichend, »das verdient Aufmerksamkeit. Wir wollen über diesen Punkt den braven Mann befragen, den ich umbringen soll. He, Schließer, Freund!«

»Der Herr ruft mich,« sagte der Kerkermeister, der auf den ersten Stufen der Treppe lauerte.

»Ja, kommt doch.«

»Hier bin ich.«

»Es ist abgemacht, daß wir aus der Kapelle uns flüchten sollen, nicht wahr?«

»Stille,« flüsterte der Schließer, ängstlich um sich herschauend,

»Sei ruhig, Niemand hört uns.«

»Man wird uns also in die Kapelle führen.«

»Allerdings, es ist so der Gebrauch.«

»Es ist der Gebrauch?«

»Ja nach jedem Todesurteil ist es gebräuchlich, dem Verurteilten zu erlauben, daß er die Nacht in der Kapelle zubringt.«

Coconnas und La Mole schauten sich schauernd an.

»Ihr glaubt also, daß wir zum Tode verurteilt werden?«

»Allerdings, aber Ihr glaubt es auch wohl.«

»Wie, wir auch?« fragte La Mole.

»Gewiß, wenn Ihr es nicht glauben würdet, so hättet Ihr nicht Alles zu Eurer Flucht vorbereitet.«

»Weißt Du, daß das, was er da sagt, sehr vernünftig ist,« sprach Coconnas zu La Mole.

»Ja, ich weiß jetzt auch, daß wir, so wie es mir scheint, ein großes Spiel spielen.«

»Und ich auch!« sagte der Kerkermeister. »Glaubt Ihr, daß ich nichts wage? . . . Wenn sich der Herr in einem Augenblicke der Aufregung in der Richtung täuschen würde . . . «

»Mordi! ich wollte, ich wäre an Deiner Stelle,« sprach Coconnas langsam, »und ich hätte es mit keinen andern Händen, als mit diesen, und mit keinem andern Eisen, als mit demjenigen zu tun, welches Dich berühren wird.«

»Zum Tode verurteilt,« murmelte La Mole, »es ist unmöglich!«

»Unmöglich?« versetzte naiv der Kerkermeister, »und warum?«

»Stille,« sagte Coconnas, »ich glaube, man öffnet die Türe unten.«

»In der Tat,« sprach lebhaft der Kerkermeister, »geht hinein, geht hinein!«

»Und wann glaubt Ihr, daß das Urteil gefällt werden wird?« fragte La Mole.

»Spätestens morgen. Aber seid unbesorgt, die Personen, welche davon in Kenntnis gesetzt werden sollen, erhalten Nachricht.«

»Dann wollen wir uns umarmen und von diesen Mauern Abschied nehmen.«

Die zwei Freunde warfen sich einander in die Arme, und jeder kehrte in sein Zimmer zurück, La Mole seufzend, Coconnas trällernd.

Es fiel nichts Neues bis sieben Uhr Abends vor. Die Nacht senkte sich düster und regnerisch auf den Turm von Vincennes herab, . . . eine wahre Entweichungsnacht. Man brachte das Abendbrot für Coconnas, welcher mit seinem gewöhnlichen Appetit speiste, während er an das Vergnügen dachte, das er hätte, wenn er durch diesen die Mauern peitschenden Regen eingenäßt würde. Und bereits schickte er sich an, bei dem dumpfen, eintönigen Gemurmel des Windes zu entschlummern, als es ihm vorkam, wie wenn der Wind, den er zuweilen mit einem schwermütigen Gefühle hörte, das er, ehe er im Kerker war, nie

erfahren hatte, seltsamer als gewöhnlich unter allen diesen Pforten piffte und der Ofen wütender als gewöhnlich lärmte. Dieses Phänomen fand jedes mal statt, wenn man einen von den Kerkern des obern Stockwerkes öffnete. und besonders den gegenüber. An diesem Geräusch erkannte Annibal immer, der Kerkermeister werde kommen, insofern dasselbe andeutete, daß er aus dem Zimmer von La Mole trat.

Diesmal aber streckte Coconnas vergeblich den Hals aus, spitzte er vergeblich das Ohr.

Die Zeit verlief, Niemand kam.

»Das ist seltsam,« sprach Coconnas, »man hat bei La Mole geöffnet, und öffnet nicht bei mir. Sollte La Mole gerufen worden sein? . . . ist er krank? was soll das bedeuten?«

Alles ist Verdacht und Unruhe für einen Gefangenen, wie auch Alles Hoffnung und Freude für ihn ist.

Es verging eine halbe Stunde, dann eine Stunde, und endlich waren anderthalb Stunden vorüber.

Coconnas fing an aus Ärger einzuschlafen, als das Geräusch des Schlosses ihn auffahren machte.

»Oh! oh!« sagte er, »ist es schon die Stunde zum Abgang und führt man uns in die Kapelle, ohne daß wir verurteilt sind? Mordi! das wäre ein Vergnügen, in einer solchen Nacht zu fliehen, denn es ist schwarz, wie in einem Kamin: wenn nur die Pferde nicht blind sind.«

Er wollte eine lustige Frage an den Schließer richten, als er sah, daß dieser seinen Finger auf die Lippen legte und dabei seine großen Augen sehr beredt im Kopfe herum wälzte.

Man hörte in der Tat hinter dem Kerkermeister ein Geräusch und erblickte Schatten.

Plötzlich unterschied er mitten in der Finsternis zwei Pickelhauben, auf welche von der rauchigen Kerze Lichtstreifen geworfen wurden.

»Oho!« fragte er mit leiser Stimme, »was bedeutet diese traurige Erscheinung? Wohin gehen wir denn?«

Der Kerkermeister antwortete nur mit einem Tone der große Ähnlichkeit mit einem Seufzer hatte.

»Mordi!« murmelte Coconnas, »was für ein niederträchtiges

Daseyn! stets Extreme, nie fester Grund. Man zappelt entweder in hundert Fuß tiefem Wasser, oder man schwebt über den Wolken; nie eine Mitte! Sprecht, wohin gehen wir?«

»Folgt den Hellebardieren, mein Herr,« sagte eine schnarrende Stimme, woran Coconnas erkannte, daß die Soldaten, die er im Halbdunkel erblickte, von einem Gerichtsdienner begleitet wurden.

»Und Herr de La Mole?« fragte der Piemontese, »wo ist er? was wird aus ihm?«

»Folgt den Hellebardieren,« wiederholte dieselbe schnarrende Stimme, mit demselben Tone.

Man mußte gehorchen, Coconnas verließ sein Zimmer und gewährte den schwarzen Mann, dessen Stimme ihn so unangenehm berührt hatte. Es war ein kleiner buckeliger Schreiber, der ohne Zweifel die Robe gewählt hatte, damit man nicht bemerkte, daß er zugleich krummbeinig war.

Er stieg langsam die Wendeltreppe hinab. Im ersten Stocke hielten die Wachen an,

»Das ist viel hinabgestiegen,« murmelte Coconnas, »aber noch nicht genug.«

Die Türe öffnete sich, Coconnas hatte den Blick eines Luchses und den Geruch eines Leithundes. Er roch die Richter und sah im Schatten die Silhouette eines Mannes mit entblößten Armen, der ihm den Schweiß auf die Stirne trieb. Nichtsdestoweniger nahm er die lächelndste Miene an, neigte den Kopf auf die linke Seite, wie dieß nach dem Codex des vornehmen Wesens in jener Zeit üblich war, und trat, die Faust auf der Hüfte, in den Saal.

Man hob einen Vorhang auf und Coconnas erblickte wirklich Richter und Schreiber,

Einige Schritte von diesen Richtern und Schreibern saß La Mole auf einer Bank.

Coconnas wurde vor das Tribunal geführt. Vor den Richtern angelangt, blieb er stehen, grüßte La Mole mit einem Zeichen des Kopfes und mit einem Lächeln und wartete sodann.

»Wie heißt Ihr, mein Herr?« fragte ihn der Präsident.

»Marcus Annibal von Coconnas,« antwortete der Edelmann mit vollkommener Grazie, »Graf von Montpantier, Chenaux und andern Orten; aber ich denke, man kennt unsere Eigenschaften.«

»Wo seid Ihr geboren?«

»In Saint-Colomban, in der Nähe von Susa.«

»Wie alt seid Ihr?«

»Sieben und zwanzig, Jahre und drei Monate.«

»Gut,« sagte der Präsident.

»Es scheint, das macht ihm Vergnügen,« murmelte Coconnas.

»Nun sprecht,« fuhr der Präsident nach einem Augenblick des Stillschweigens fort, der dem Schreiber Zeit ließ, die Antworten des Angeklagten auszuzeichnen, »was war Euer Zweck, als Ihr das Haus des Herrn von Alençon verließ?«

»Mich mit meinem Freunde, Herrn de la Mole, den Ihr hier seht, zu verbinden, und der, als ich es verließ, dasselbe bereits seit einigen Tagen verlassen hatte.«

»Was tattet Ihr auf der Jagd, bei der Ihr verhaftet worden seid?«

»Ich jagte,« antwortete Coconnas.

»Der König war auch bei dieser Jagd und fühlte die ersten Anfälle von dem Übel, an welchem er bis diesen Augenblick leidet.«

»Was das betrifft, so war ich nicht in der Nähe des Königs, und kann nichts darüber sagen. Ich wußte sogar nicht einmal, daß er von einem Übel befallen worden ist.«

Die Richter schauten sich mit einem ungläubigen Lächeln an.

»Ah! Ihr wußtet es nicht?« sagte der Präsident.

»Ja, mein Herr, und es tut mir leid. Obgleich der König der Franzosen nicht mein König ist, so habe ich doch viel Sympathie für ihn.«

»Wirklich?«

»Bei meinem Ehrenwort! Es ist nicht wie bei seinem Bruder, dem Herzog von Alençon. Dieser, das muß ich gestehen.« . . .

»Es handelt sich hier nicht um den Herzog von Alençon, sondern um Seine Majestät.«

»Wohl, ich habe Euch gesagt, ich wäre des Königs untätigster Diener,« antwortete Coconnas, sich mit einer bewundernswürdigen Indolenz auf seinen Hüften wiegend.

»Wenn Ihr wirklich sein Diener seid, wie Ihr behauptet, wollt Ihr uns sagen, was Ihr von einer gewissen magischen Statue wißt?«

»Ah! gut, wir kommen auf die Geschichte von der Statue zurück, wie es scheint.«

»Ja, mein Herr, mißfällt Euch das?«

»Nein, keineswegs. das ist mir lieber, Vorwärts.«

»Warum befand sich diese Statue bei Herrn de La Mole?«

»Bei Herrn de La Mole, diese Statue? Bei René, wollt Ihr sagen.«

»Ihr erkennt also, daß sie vorhanden ist?«

»Verdammt! wenn man sie mir zeigt.«

»Hier ist sie. Ist es die, welche Ihr kennt?«

»Allerdings.«

»Schreiber,« sprach der Präsident, »notiert, der Angeklagte gebe zu, daß er die Statue bei Herrn de La Mole gesehen habe.«

»Nein, nein,« rief Coconnas, »verwirren wir uns nicht: bei René gesehen habe.«

»Bei René, es sei. An welchem Tage?«

»An dem einzigen Tage, an welchem wir, Herr de La Mole und ich, dort gewesen sind.«

»Ihr gesteht also, daß Ihr mit Herrn de La Mole bei René gewesen seid?«

»Habe ich je dergleichen verhehlt?«

»Schreiber, notiert, der Angeklagte gestehe zu, er sei bei René gewesen, um Beschwörungen zu machen.«

»Holla! he! nur sachte, nur sachte, Herr Präsident. Mäßigt Euren Enthusiasmus, Herr Präsident, ich habe nicht ein Wort hiervon gesagt.«

»Ihr leugnet, daß Ihr bei René gewesen seid, um Beschwörungen zu machen?«

»Ich leugne es. Die Beschwörung hat sich zufällig und ohne Vorbedacht gemacht.«

»Aber sie hat doch stattgefunden?«

»Ich kann nicht in Abrede ziehen, daß etwas vorgefallen ist, was einem Zauber gleicht.«

»Schreiber, notiert, der Angeklagte gestehe zu, es sei bei René ein Zauber gegen das Leben des Königs bereitet worden.«

»Wie! gegen das Leben des Königs! Das ist eine schändliche

Lüge! Es ist nie ein Zauber gegen das Leben des Königs bereitet worden.«

»Ihr seht es, meine Herren,« sprach La Mole.

»Stille!« rief der Präsident; dann sich gegen den Schreiber umwendend, fuhr er sort: »Gegen das Leben des Königs, habt Ihr das?«

»Nein, nein,« sagte Coconnas, »die Statue ist überdies auch gar keine Statue eines Mannes, sondern die einer Frau.«

»Nun, meine Herren, was sagte ich Euch?« versetzte La Mole.

»Herr de La Mole,« sprach der Präsident, »antwortet, wenn wir Euch fragen, aber unterbrecht nicht das Verhör von Andern . . . Also Ihr sagt, es sei eine Frau?«

»Allerdings, sage ich es.«

»Warum hat sie dann eine Krone und einen Königsmantel?«

»Bei Gott!« sprach Coconnas, das ist ganz einfach; es war . . . «

La Mole stand auf und legte einen Finger auf seinen Mund.

»Das ist richtig,« sagte Coconnas. »Was wollte ich doch erzählen . . . als ob das die Herren angehe!«

»Ihr beharrt auf Eurer Behauptung, diese Statue sei eine Frauenstatue?«

»Ja, gewiß, ich beharre darauf.«

»Und Ihr weigert Euch, zu sagen, wer diese Frau ist?«

»Eine Frau meines Landes, die ich liebte und von der ich geliebt zu werden wünschte,« sprach La Mole.

»Man fragt nicht Euch, Herr de La Mole!« rief der Präsident, »schweigt doch, oder man wird Euch knebeln.«

»Knebeln?« sprach Coconnas, »was sagt Ihr da. Mann mit dem schwarzen Rocke? Man wird meinen Freund, einen Edelmann, knebeln? Geht doch!«

»Laßt René eintreten,« rief der Staatsprocurator Laguesle.

»Ja, laßt René eintreten,« versetzte Coconnas, »tut das. Wir wollen doch sehen, wer Recht hat, Ihr Drei, oder wir Zwei?«

René trat ein, bleich, gealtert, beinahe unkenntlich für die zwei Freunde, viel mehr gebeugt unter der Last des Verbrechens, das er begehen wollte, als durch die Verbrechen, welche er begangen

hatte.

»Meister René,« sprach der Richter, »erkennt Ihr die hier gegenwärtigen Angeklagten?«

»Ja, mein Herr,« antwortete René mit einer Stimme, welche seine Aufregung verriet.

»Wo habt Ihr sie gesehen?«

»An verschiedenen Orten, und besonders bei mir.«

»Wie oft sind sie bei Euch gewesen?«

»Ein einziges Mal.«

Während René sprach, erheiterten sich die Züge von Coconnas immer mehr. Das Gesicht von La Mole dagegen blieb ernst, als ob er eine Ahnung gehabt hätte.

»Und bei welcher Gelegenheit sind sie bei Euch gewesen.«

René schien einen Augenblick zu zögern.

»Um eine Wachsfigur bei mir zu bestellen,« sagte er.

»Verzeiht, verzeiht, Meister René,« sprach Coconnas, »Ihr begeht einen Irrtum.«

»Stille,«, rief der Präsident; dann sich gegen René umwendend: »Ist diese Figurine die eines Mannes oder die einer Frau?«

»Eines Mannes,« antwortete René.

Coconnas sprang auf, als ob er einen elektrischen Schlag bekommen hätte.

»Eines Mannes!« sagte er.

»Eines Mannes,« wiederholte René, aber mit so schwacher Stimme, daß ihn der Präsident kaum hörte.

»Und warum hat die männliche Statue einen Königsmantel auf den Schultern und eine Krone auf dem Haupte?«

»Weil diese Statue einen König darstellt,« antwortete René.

»Heilloser Lügner!« rief Coconnas außer sich.

»Schweig. Coconnas, schweig,« unterbrach ihn La Mole, »laß diesen Menschen reden. Jedem steht es zu, seine Seele zu verderben.«

»Aber, Mordi! nicht den Leib der Andern.«

»Und was bedeutete die stählerne Nadel, welche die Statue mit dem Buchstaben M, auf ein Fähnchen geschrieben, im Herz hatte?«

»Die Nadel stellte das Schwert oder den Dolch dar, der Buchstabe M bedeutet Mors.«

Coconnas machte eine Bewegung, um René zu erdrosseln. Vier Wachen hielten ihn zurück.

»Es ist gut,« sagte der Prokurator Leguesle, »das Gericht ist hinlänglich unterrichtet. Führt die Gefangenen in die Wartekammer zurück.«

»Es ist unmöglich, sich solcher Dinge beschuldigen zu hören, ohne Einsprache zu tun!« rief Coconnas.

»Tut Einsprache, mein Herr, man hindert Euch nicht daran. Wachen, Ihr habt gehört.«

Die Wachen bemächtigten sich der zwei Angeklagten und führten sie hinaus, La Mole durch eine Türe, Coconnas durch die andere.

Dann machte der Prokurator dem Menschen ein Zeichen, den Coconnas in der Dunkelheit gesehen hatte, und sagte zu ihm:

»Entfernt Euch nicht, Meister, Ihr habt diese Nacht zu tun.«

»Bei welchem soll ich anfangen?« fragte der Mensch, ehrfurchtsvoll sein Mütze in der Hand nehmend.

»Bei diesem,« erwiderte der Präsident, auf La Mole deutend, den man nur noch wie einen Schatten zwischen den Wachen erblickte. Dann näherte er sich René, welcher zitternd stehen geblieben war, in der Erwartung man würde ihn in das Châtelet zurückführen wo er seinen Kerker hatte, und sprach:

»Gut, mein Herr, seid unbesorgt, der König und die Königin sollen erfahren, daß sie Euch die Kenntnis der Wahrheit zu danken haben.«

Aber statt René Kraft zu verleihen, schien ihn dieses vollends niederzuschmettern, und er antwortete nur mit einem tiefen Seufzer.

X.

Der spanische Bock.

Erst als man ihn in seinen neuen Kerker zurückgeführt und die Türe hinter ihm geschlossen hatte, fing Coconnas, sich selbst überlassen und nicht mehr aufrecht gehalten durch den Kampf mit den Richtern und durch seinen Zorn gegen René, die Reihe seiner traurigen Betrachtungen an.

»Es scheint mir,« sagte er zu sich selbst, »die Sache nimmt eine äußerst schlimme Wendung, und es wäre Zeit, ein wenig in die Kapelle zu gehen. Ich mißtraue den Todesurteilen, denn unstreitig beschäftigt man sich damit, uns in dieser Stunde zum Tode zu verurteilen. Ich mißtraue besonders solchen Sentenzen, welche bei den verschlossenen Türen einer Festung vor so häßlichen Gesichtern gefällt werden, wie alle diejenigen waren, welche mich umgaben. Man will uns im Ernste den Kopf abschlagen . . . hm, hm! ich komme auf das zurück, was ich so eben sagte; es wäre Zeit, in die Kapelle zu gehen.«

Auf diese mit halber Stimme ausgesprochenen Worte folgte ein Stillschweigen und dieses Stillschweigen wurde durch einen dumpfen, erstickten Schrei unterbrochen, der nichts Menschliches hatte. Der Schrei schien die dicke Mauer zu durchdringen und auf dem Eisen der Gitterstangen zu vibrieren.

Coconnas bebte unwillkürlich, und dieser Mann war doch so brav, daß bei ihm der Mut dem Instinkte der wilden Tiere glich. Coconnas blieb unbeweglich an der Stelle, wo er die Klage gehört hatte. Er zweifelte, daß eine solche Klage von einem menschlichen Wesen ausgesprochen werden könnte, und hielt sie für das Seufzen des Windes in den Bäumen oder für eines von den tausend Getösen der Nacht, welche aus den zwei unbekanntem Welten, zwischen denen unsere Welt sich dreht, herabzukommen oder zu diesen hinauszusteigen scheinen; da gelangte eine zweite Klage noch schmerzlicher, noch tiefer zu Coconnas, und diesmal erkannte er nicht nur ganz bestimmt den Ausdruck des Schmerzes in der menschlichen Stimme, sondern er glaubte auch in dieser Stimme die von La Mole zu erkennen.

Bei diesem Tone vergaß der Piemontese, daß er durch zwei Türen, durch drei Gitter und durch eine zwölf Fuß dicke Mauer zurückgehalten wurde. Er warf sich mit seinem ganzen Gewichte gegen die Mauer, als wollte er sie niederwerfen und dem Opfer zu Hilfe eilen, und rief:

»Man ermordet also Jemand hier!«

Aber er traf auf seinem Wege die Wand, an die er nicht gedacht hatte, und fiel, gequetscht von dem Stoße, auf eine steinerne Bank zurück.

Das war Alles.

»Oh! sie haben ihn umgebracht,« murmelte er, »das ist abscheulich, aber hier kann man ihn nicht verteidigen . . . nichts, keine Waffen!«

Er streckte die Hände um sich her aus.

»Ah! dieser eiserne Ring.« rief er, »ich reiße ihn aus und wehe dem, der sich mir naht.«

Coconnas stand aus, ergriff den eisernen Ring und erschütterte ihn mit einem ersten Risse so gewaltig, daß er offenbar bei dem zweiten los geworden wäre.

Aber plötzlich öffnete sich die Türe, und das Licht von zwei Fackeln überströmte den Kerker.

»Kommt, mein Herr,« sagte dieselbe schnarrende Stimme, die ihm bereits so unangenehm gewesen war, und als sie sich drei Stockwerke weiter unten hören ließ, den ihr mangelnden Reiz nicht erhalten zu haben schien, »kommt, mein Herr, der Gerichtshof erwartet Euch.«

»Gut,« sagte Coconnas und ließ seinen Ring los, »ich werde meinen Spruch hören, nicht wahr?«

»Ja, mein Herr.«

»Oh, ich atme, gehen wir.«

Und er folgte dem Gerichtsdienner, der mit seinem abgemessenen Schritte, seinen schwarzen Stab in der Hand haltend, ihm voranschritt.

Trotz der Zufriedenheit, die er bei einer ersten Bewegung ausgedrückt hatte, warf Coconnas doch auf seinem Marsche einen unruhigen Blick rechts, links, voran, zurück.

»Oh!« murmelte er, »ich erblicke meinen würdigen

Kerkermeister nicht. Ich gestehe, seine Anwesenheit fehlt mir.«

Man trat in den Saal, den die Richter so eben verlassen hatten und wo nur allein ein Mann stand, in welchem Coconnas den Staatsprocurator erkannte, der wiederholt im Laufe des Verhöres und stets mit großer Erbitterung das Wort geführt hatte.

Es war in der Tat derjenige, welchem Catharina bald schriftlich, bald mündlich den Prozeß besonders empfohlen hatte.

Ein ausgehobener Vorhang ließ den Hintergrund des Saales erschauen. Dieser Saal aber, dessen Tiefen sich in der Dunkelheit verloren, bot in seinen erleuchteten Teilen einen so furchtbaren Anblick, daß Coconnas fühlte, wie seine Beine unter ihm brachen, und: »Oh, mein Gott!« ausrief.

Nicht ohne Ursache hatte Coconnas diesen Schrei des Schreckens ausgestoßen.

Das Schauspiel war in der Tat gräßlich. Während des Verhörs durch den Vorhang verborgen, der nun ausgehoben war, erschien der Saal wie der Vorhof der Hölle.

In der ersten Abteilung sah man eine Folterbank, versehen mit Stricken, mit Kloben und anderen Marterwerkzeugen; etwas entfernter erblickte man ein flammendes Kohlenfeuer, das seinen rötlichen Schimmer auf alle Gegenstände warf, die dasselbe umgaben, und die Silhouette von denjenigen, welche sich zwischen Coconnas und dem Feuer befanden, noch mehr verdüsterte. An einer von den Säulen, welche das Gewölbe trugen, stand unbeweglich wie eine Statue ein Mann mit einem Stricke in der Hand. Man hätte glauben sollen, er wäre von demselben Steine, wie die Säule, an der er klebte. An den Wänden, über den steinernen Bänken zwischen eisernen Ringen, hingen Ketten und glänzten Klingen.

»Oh!« murmelte Coconnas. »das ist der Foltersaal, der völlig bereit gehalten nur noch auf den Patienten zu warten scheint! Was soll das bedeuten?«

»Auf die Knie, Marcus Annibal Coconnas!« sprach eine Stimme, bei der der Edelmann seinen Kopf emporrichtete, »auf die Knie, um das Urteil zu hören, das gegen Euch gesprochen worden ist.«

Es war eine von, den Aufforderungen, gegen welche die ganze

Person von Annibal sich instinkartig sträubte.

Als er aber gerade im Begriffe war, sich dagegen zu erheben, drückten zwei Männer auf eine so unerwartete und besonders so gewichtige Weise auf seine Schultern, daß er mit beiden Knien auf den Boden fiel.

Die Stimme fuhr fort:

»Urteil, gesprochen von dem im Turme von Vincennes versammelten Gerichtshofe gegen Marcus Annibal von Coconnas, beschuldigt und überwiesen des Verbrechens des Hochverrates, eines Vergiftungsversuches, der Zauberei und der Magie gegen die Person des Königs, des Verbrechens der Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates, sowie dessen, daß er durch seine schändlichen Ratschläge einen Prinzen von Geblüt zur Rebellion verleitete.«

Bei jeder dieser Anschuldigungen schüttelte Coconnas den Kopf und schlug den Takt, wie es ungelehrige Schüler tun.

Der Richter fuhr sort:

»In Folge hiervon soll der genannte Marcus Annibal von Coconnas von dem Gefängnis nach dem Platze, genannt Saint-Jean-en-Grève zum Behuf der Enthauptung geführt werden. Seine Güter aber sollen confiscirt, die Säume seiner Waldungen in einer Höhe von sechs Fuß abgehauen, seine Schlösser geschleift, und es soll ein Pfahl mit einer kupfernen Platte aufgestellt werden, worauf das Verbrechen und die Strafe zu konstatieren sind.«

»Was meinen Kopf betrifft,« sagte Coconnas, »so glaube ich wohl, daß man ihn abschlagen wird, denn er ist in Frankreich und sehr bloßgestellt. Was aber meine hochstämmigen Waldungen und meine Schlösser betrifft, so zweifle ich, ob alle Sägen und alle Hacken des sehr christlichen Königreichs das geringste Loch daran machen werden.«

»Stille!« rief der Richter, und er fuhr fort:

»Überdies soll der genannt, Coconnas . . . «

»Wie?« unterbrach ihn Coconnas, »es soll mir noch etwas nach der Enthauptung geschehen? Oh! das scheint mir sehr streng.«

»Nein, mein Herr.« sagte der Richter, »vor derselben.«

Und er fuhr fort:

»Überdies soll der genannte Coconnas vor der Vollziehung des Urteils der außerordentlichen peinlichen Frage der zehn Keile unterworfen werden.«

Coconnas sprang auf und schmetterte den Richter gleichsam mit einem funkelnden Blicke nieder.

»Und warum dies?« rief er, denn er fand keine andere Worte, als diese Naivität, um die Menge von Gedanken auszudrücken, welche in seinem Geiste auftauchten.

Diese Folter war in der Tat für Coconnas der völlige Umsturz aller seiner Hoffnungen. Er sollte in die Kapelle erst nach der Folter geführt werden, und an dieser starb man häufig; man starb um so leichter daran, je mehr man mutig und stark war: denn man betrachtete es dann als eine Feigheit, zu gestehen, und so lange man nicht gestand, wurde die Folter fortgesetzt, und nicht nur fortgesetzt, sondern verdoppelt.

Der Richter überhob sich jeder Erwiderung gegen Coconnas, da die Folge des Spruches für ihn antwortete.

Er fuhr nun fort:

»Um ihn zu nötigen, sein Genossen, Komplotte und Machinationen im Einzelnen zu gestehen.«

»Mordi!« rief Coconnas, »das nenne ich eine Schändlichkeit; das nenne ich mehr als eine Schändlichkeit, ich nenne es eine Feigheit.«

Gewöhnt an die Zornausbrüche der Opfer, welche das Leiden beschwichtigt, indem es dieselben in Tränen verwandelt, machte der unempfindliche Richter nur eine einzige Gebärde.

Bei den Füßen und bei den Schultern ergriffen, wurde Coconnas umgeworfen, fortgetragen, auf das Folterbett gelegt und gebunden, ehe er nur diejenigen, welche ihm Gewalt antaten, hatte sehen können,

»Schurken!« brüllte Coconnas und schüttelte dergestalt in einem Wutparoxysmus das Bett und die Gestelle, daß die Folterknechte selbst zurückwichen, »Schurken! martert mich,

brecht mir die Glieder, reißt mich in Stücke. Ihr werdet nichts erfahren, das schwöre ich Euch. Ah! Ihr glaubt mit Stücken Holz und Eisen bringe man einen Edelmann meines Namens zum Sprechen? Geht, geht, ich trotze Euch.«

»Macht Euch bereit. Alles zu notieren,« sagte der Richter zu dem Schreiber.

»Ja, halte Dich bereit!« brüllte Coconnas, »und wenn Du Alles schreibst, was ich Euch heillosen Henkersknechten sage, so mußt Du genug zu tun haben. Schreibe, schreibe!«

»Wollt Ihr Offenbarungen machen?« fragte der Richter mit seinem ruhigen Tone.

»Nichts, kein Jota, geht zum Teufel!«

»Denkt nach während der Vorbereitungen, mein Herr. Vorwärts, Meister, legt dem Herrn die Stiefeln an.«

Bei diesen Worten trennte sich der Mann, der bis jetzt unbeweglich, die Stricke in der Hand, stehen geblieben war, von der Säule und näherte sich mit langsamen Schritten Coconnas, welcher sich umwandte, um ihm eine Grimasse zu schneiden.

Es war Meister Caboche, der Henker des Gerichtsbezirkes von Paris.

Ein schmerzliches Erstaunen malte sich auf den Zügen von Coconnas, der, statt zu schreien und sich zu krümmen, unbeweglich blieb und seine Augen nicht von dem Gesichte dieses vergessenen Freundes, welcher in einem solchen Momente erschien, losmachen konnte.

Caboche schob ihm, ohne daß eine Muskel seines Gesichts sich bewegte, ohne daß es schien, als hätte er Coconnas je anderswo als auf der Folterbank gesehen, zwei Bretter zwischen die Beine, legte zwei andere Bretter außen an die Beine und umband das Ganze mit dem Stricke, den er in der Hand hielt.

Dies war der Apparat, den man die spanischen Stiefeln nannte.

Bei der gewöhnlichen peinlichen Frage zwängte man sechs Keile zwischen die zwei Bretter, welche, sich ausdehnend, das Fleisch zerquetschten.

Bei der außerordentlichen Frage schlug man zehn Keile ein, und dann zerquetschten die Bretter nicht nur das Fleisch, sondern machten auch die Knochen krachen.

Als die vorbereitende Operation vorüber war, senkte Meister Caboche die Spitze des Keils zwischen die zwei Bretter. Dann schaute er, seinen Klöpfel in der Hand, auf einem Knie liegend, den Richter an.

»Wollt Ihr sprechen?« fragte dieser.

»Nein,« antwortete Coconnas, obgleich er fühlte, wie der Schweiß auf seiner Stirne perlte und seine Haare sich aus seinem Kopfe sträubten.

»Dann vorwärts,« sprach der Richter, »den ersten Keil.«

Meister Caboche hob seinen mit einem schweren Klöpfel bewaffneten Arm und führte einen gewaltigen Schlag auf den Keil, der einen matten Ton von sich gab.

Die Folterbank zitterte.

Coconnas entschlüpfte keine Klage bei diesem ersten Keile, der gewöhnlich die Entschlossensten seufzen machte.

Mehr noch: der einzige Ausdruck, der auf seinem Gesichte hervortrat, war der eines unsäglichen Erstaunens. Er schaute mit unverwandten Augen Caboche an, welcher, den Arm emporgehoben, halb gegen den Richter zurückgewendet, sich zu einer Verdoppelung anschickte.

»Was war Eure Absicht, als Ihr Euch im Walde verbargt?« fragte der Richter.

»Uns in den Schatten zu setzen,« antwortete Coconnas.

»Vorwärts!« sagte der Richter. Caboche führte einen zweiten Schlag, welcher wie der erste scholl.

Aber Coconnas zuckte nicht mehr als bei dem ersten, und sein Auge schaute fortwährend den Henker mit demselben Ausdrucke an.

Der Richter runzelte die Stirne und murmelte:

»Das ist ein harter Christ; ist der Keil bis an das Ende eingedrungen, Meister?«

Caboche bückte sich, als wollte er es untersuchen. Während er sich aber bückte, sagte er ganz leise zu Coconnas:

»Schreit doch, Unglücklicher!«

Dann sich wieder erhebend, sprach der Henker:

»Bis an das Ende, Herr.«

»Den zweiten Keil eingeschlagen,« versetzte kalt der Richter.

Die drei Worte von Caboche erklärten Coconnas Alles. Der würdige Henker hatte *seinem Freunde* den größten Dienst geleistet, den ein Henker einem Edelmann leisten kann.

Er ersparte ihm mehr als den Schmerz, er ersparte ihm die Schmach der Geständnisse, indem er ihm zwischen die Beine elastische lederne Keile eintrieb, deren oberer Teil nur mit Holz beschlagen war, statt ihm eichene Keile einzutreiben. Dabei ließ er ihm überdies seine Kraft, um dem Schafott zu trotzen.

»O! braver, braver Caboche,« murmelte Coconnas, »sei ruhig, ich werde schreien, da Du es mir befiehst, und wenn Du nicht mit mir zufrieden bist, mußt Du sehr schwieriger Natur sein.«

Während dieser Zeit hatte Caboche das Ende eines Keils, welcher viel dicker war, als der erste, zwischen die Bretter geschoben.

»Vorwärts,« sagte der Richter.

Bei diesem Worte schlug Caboche, als wäre es seine Aufgabe gewesen, mit einem Streiche den Turm von Vincennes zu zertrümmern.

»Ah! ah! hu! hu!« schrie Coconnas auf wechselnden Tonarten. »Tausend Donner! Ihr zerbrecht mir die Knochen, nehmt Euch doch in Acht!«

»Ah!« sprach der Richter lächelnd, »der zweite tut seine Wirkung; es wunderte mich auch.«

Coconnas schnaufte, wie der Blasebalg eines Schmiedes.

»Was tattet Ihr also in dem Walde?« wiederholte der Richter.

»Ei, Mordi! ich habe es Euch bereits gesagt, ich genoß die frische Luft.«

»Vorwärts,« sprach der Richter.

»Gesteht,« flüsterte Caboche dem Gefolterten in das Ohr.

»Was?«

»Alles, was Ihr wollt; aber gesteht irgend etwas.«

Und er führte den zweiten Schlag, der an Stärke dem ersten nichts nachgab.

Coconnas schrie, daß er glaubte, er würde sich selbst ersticken.

»Oh! la la!« sagte er sodann, »was wünscht Ihr zu wissen, mein Herr? Auf wessen Befehl ich im Walde war?«

»Ja, mein Herr.«

»Ich war dort auf Befehl des Herrn von Alençon.«

»Schreibt,« sagte der Richter.

»Habe ich ein Verbrechen begangen, indem ich dem König von Navarra eine Falle stellte, so war ich dabei nur ein Werkzeug und gehorchte meinem Herrn.«

Der Schreiber schickte sich an, seine Worte aufzuzeichnen.

»Ah! Du hast mich angezeigt, Bleichgesicht,« murmelte der Leidende, »warte, warte!«

Und er erzählte die Besuche von Franz bei dem König von Navarra, die Zusammenkünfte von Herrn von Mouy mit Herrn von Alençon, die Geschichte von dem roten Mantel, wobei er aus Erinnerung von Zeit zu Zeit laut schrie und sich neue Hammerschläge, versetzen ließ. Endlich gab er so genaue, so wahrhaftige, so unbestreitbare und schreckliche Aussagen gegen den Herzog von Alençon; er wußte sich so gut den Anschein zu verleihen, als ließe er sich dieselben nur durch die Heftigkeit seiner Schmerzen entreißen; er machte Grimassen, brüllte und beklagte sich auf eine so natürliche Weise, daß der Richter selbst am Ende einen Schrecken darüber bekam, daß er einen Sohn von Frankreich so gewaltig kompromittierende Umstände einzutragen haben sollte.

»Schön,« sagte Caboche zu sich selbst, »das ist ein Herr, dem man die Dinge nicht zweimal sagen muß. Mein Jesus! wie wäre es gewesen, hätte ich hölzerne Keile statt lederner genommen.«

Man begnadigte auch Coconnas mit dem letzten Keile der außerordentlichen Folter. Aber ohne diesen zu zählen, hatte er es mit neun andern zu tun gehabt, was hingereicht hätte, seine Beine zu Brei zu zermalmen.

Der Richter machte bei Coconnas die Gnade geltend, die er ihm in Betracht seiner Geständnisse bewilligte, und entfernte sich.

Der Leidende blieb allein mit Caboche.

»Nun,« sagte dieser, »wie geht es, mein edler Herr?«

»Ah, mein Freund, mein braver Freund, mein lieber Caboche,« erwiderte Coconnas, »sei überzeugt, daß ich mein ganzes Leben

dankbar für das sein werde, was Du für mich getan hast.«

»Pest! Ihr habt Recht, denn wenn man wüßte, was ich für Euch getan habe, so würde ich Euren Platz auf der Folterbank einnehmen, und man dürfte mich nicht schonen, wie ich Euch geschont habe.«

»Aber wie bist Du auf den geistreichen Gedanken gekommen?«,

»Seht,« sagte Caboche, während er die Beine von Coconnas in blutige Linnen wickelte: »ich wußte, daß Ihr verhaftet wart, ich wußte, daß man Euch den Prozeß machte, ich wußte, daß die Königin Catharina Euren Tod wollte; ich erriet, daß man Euch der peinlichen Frage überantworten würde, und nahm hiernach meine Vorsichtsmaßregeln.«

»Auf Gefahr, was daraus entstehen dürfte?«

»Mein Herr,« sagte Caboche, »Ihr seid der einzige Edelmann, der mir die Hand gegeben hat, und man hat Gedächtnis und Herz, obgleich man Henker ist, und gerade vielleicht weil man Henker ist. Ihr werdet morgen sehen, wie ich mein Geschäft gut verrichte.«

»Morgen?« sagte Coconnas.

»Allerdings, morgen.«

»Was für ein Geschäft?«

Caboche schaute Coconnas verwundert an,

»Wie, was für ein Geschäft? Habt Ihr denn den Urteilspruch vergessen?«

»Ah, ja, der Spruch, ich hatte ihn vergessen.«

Coconnas hatte ihn nicht vergessen, aber er dachte nicht mehr daran.

Er dachte an die Kapelle, an das unter dem heiligen Tuche verborgene Messer, an Henriette und an die Königin, an die Türe der Sakristei und an die am Saume des Waldes wartenden Pferde; hieran dachte er, . . . an die Freiheit, an den Ritt in frischer Luft, an die Sicherheit jenseits der Grenze von Frankreich.

»Nun handelt es sich darum, Euch geschickt von der Folterbank auf die Tragbahre zu bringen,« sagte Caboche, »Vergeßt nicht, daß Ihr für Jedermann, sogar für meine Knechte, gebrochene Beine habt, und daß Ihr bei jeder Bewegung einen Schrei

ausstoßen müßt.«

»Aje!« rief Coconnas, als er die zwei Knechte mit der Tragbahre auf sich zukommen sah.

»Auf, auf, ein wenig Mut!« sprach Caboche, »wenn Ihr jetzt schon schreit, was werdet Ihr hernach erst tun?«

»Mein lieber Caboche,« erwiderte Coconnas, »ich bitte Euch, laßt mich nicht durch Eure schätzenswerten Gehilfen berühren. Sie haben vielleicht keine so leichte Hand, wie Ihr.«

»Stellt die Tragbahre neben die Folterbank,« sprach Caboche.

Die zwei Knechte gehorchten.

Meister Caboche nahm Coconnas in seine Arme, wie er es mit einem Kinde getan hätte, und legte ihn auf die Tragbahre nieder; aber trotz dieser Behutsamkeit stieß Coconnas furchtbare Schreie aus.

Der brave Kerkermeister erschien nun mit einer Laterne.

»In die Kapelle,« sagte er.

Und die Träger von Coconnas entfernten sich, nachdem dieser Caboche einen zweiten Händedruck gegeben hatte.

Der erste war dem Piemontesen zu ersprießlich gewesen, als daß er hätte ferner den Schwierigen spielen sollen.

XI.

Die Kapelle.

Das düstere Geleite schritt im tiefsten Stillschweigen über die zwei Zugbrücken des Turmes und durch den großen Hof des Schlosses, welcher zu der Kapelle führte, aus deren Fenstern ein bleiches Licht fiel, das die grauen Gesichter der Apostel in roten Röcken beleuchtete.

Coonnas atmete gierig die Nachtluft ein, obgleich diese ganz mit Regen geschwängert war. Er betrachtete die tiefe Dunkelheit und beglückwünschte sich, daß alle Umstände für seine Flucht und die seines Gefährten günstig waren.

Er bedurfte seiner ganzen Willenskraft, seiner ganzen Klugheit, seiner ganzen Selbstbeherrschung, um nicht von der Tragbahre herabzuspringen, sobald er in der Kapelle angelangt im Chor drei Schritte vom Altar, einen Menschen in einem großen weißen Mantel liegen sah. Es war La Mole.

Die zwei Soldaten, welche die Tragbahre begleiteten, waren an der Türe stehen geblieben.

»Da man uns die letzte Gnade erweist, uns noch einmal mit einander zu vereinigen,« sprach Coonnas mit schleppender Stimme, »so tragt mich zu meinem Freunde.«

Die Träger hatten keinen Gegenbefehl und machten daher auch keine Schwierigkeit, die Bitte von Coonnas zu erfüllen.

La Mole war düster und bleich. Sein Kopf ruhte an dem Marmor der Mauer; seine schwarzen Haare in reichlichen Schweiß gebadet, der seinem matten Antlitz die Blässe des Elfenbeins verlieh, schienen die Steifheit behalten zu haben, nachdem sie sich auf seinem Haupte gesträubt hatten.

Auf ein Zeichen des Schießers entfernten sich die zwei Knechte, um den Priester zu holen, nach welchem Coonnas verlangte.

Dies war das verabredete Zeichen. Coonnas folgte ihnen mit ängstlichem Auge. Aber er war nicht der Einzige, der den glühenden Blick auf sie geheftet hatte.

Kaum waren sie verschwunden, als zwei Frauen hinter dem Altar hervorstürzten und in den Chor mit einem Freudenschauer einbrachen, der ihnen vorherging und gleichsam die Luft bewegte, wie ein heißer Hauch dem Sturme vorhergeht

Margarethe eilte auf La Mole zu und schloß ihn in ihre Arme.

La Mole stieß einen furchtbaren Schrei aus, einen von jenen Schreien, wie sie Coconnas in seinem Gefängnisse gehört hatte.

»Mein Gott! was ist Euch denn, La Mole?« sagte Margarethe, voll Schrecken zurückweichend.

La Mole seufzte und drückte seine Hände vor seine Augen, als wollte er Margarethe nicht sehen.

Margarethe war noch mehr erschrocken über dieses Stillschweigen und über diese Gebärde, als über den Schmerzensschrei, den La Mole ausgestoßen hatte.

»Oh!« rief sie, »was Hast Du denn? Du bist voll Blut.«

Coconnas, der nach dem Altar gelaufen war, der den Dolch ergriffen hatte, der Henriette bereits umschlungen hielt, wandte sich um.

»Steh' doch auf,« sagte Margarethe, »ich bitte Dich; Du siehst, der Augenblick ist gekommen.«

Ein furchtbares Lächeln der Traurigkeit zog über die bleichen Lippen von La Mole, der nicht mehr lächeln zu sollen schien.

»Heure Königin,« sprach der junge Mann, »Ihr hattet ohne Catharina und folglich ohne ein Verbrechen gerechnet. Ich habe die Folter ausgestanden und meine Knochen sind gebrochen, mein ganzer Leib ist nur eine Wunde, und die Bewegung, welche ich in diesem Augenblick mache, um meine Lippen auf Eure Stirne zu drücken, verursacht mir Schmerzen, schlimmer als der Tod.«

La Mole drückte wirklich, mit großer Anstrengung und völlig erbleichend, seine Lippen auf die Stirne der Königin.

»Die Folter!« rief Coconnas, »Ich habe sie auch ausgestanden; aber hat der Henker für Dich nicht getan, was er für mich getan hat?«

Coconnas erzählte nun Alles.

»Ah,« versetzte La Mole, »das begreift sich, Du hast ihm am Tage unseres Besuches die Hand gegeben; ich aber vergaß, daß

alle Menschen Brüder sind, und behandelte ihn mit Verachtung, Gott bestraft mich für meinen Stolz, Gott sei gelobt!«

La Mole faltete die Hände.

Coconnas und die zwei Frauen wechselten einen Blick unsäglichen Schreckens.

»Auf, auf,« sagte der Kerkermeister, der bis jetzt an der Türe gestanden hatte, um zu horchen, und nun zurückgekommen war, »verliert keine Zeit, lieber Herr von Coconnas; meinen Degenstich, und macht mir das als würdiger Edelmann, denn sie werden kommen.«

Margarethe war zu La Mole niedergekniet, einer von jenen Marmorfiguren ähnlich, welche über ein Grab bei dem Bildnisse dessen sich beugen, welchen dasselbe enthält.

»Vorwärts, Freund,« sagte Coconnas, »Mut gefaßt; ich bin stark, ich trage Dich, ich setze Dich auf Dein Pferd, ich nehme Dich sogar vor mich, wenn Du Dich nicht auf dem Sattel halten kannst, aber laß uns eilig fliehen. Du hörst wohl, was dieser brave Mann sagt: es handelt sich um das Leben.«

La Mole machte eine übermenschliche, eine erhabene Anstrengung und sprach:

»Es ist wahr, es handelt sich um Dein Leben.«

Und er versuchte aufzustehen, Annibal nahm ihn unter den Armen und richtete ihn auf. La Mole gab während dieser Zeit nur eine Art von dumpfem Murren von sich. Aber in dem Augenblick, wo Coconnas ihn losließ, um zu dem Kerkermeister zu gehen, und der Leidende nur noch von den Armen der zwei Frauen unterstützt wurde, verbogen sich seine Beine, er fiel, trotz der Anstrengung der in Tränen zerfließenden Margarethe, wie eine Masse nieder, und der herzerreißende Schrei, den er nicht länger zurückzuhalten im Stande war, machte die Kapelle von einem düsteren Echo erschallen, welches lange unter den Gewölben vibrierte.

»Ihr seht,« sagte La Mole, mit einem Tone voll Betrübniß, »Ihr seht es, meine Königin, laßt mich also, scheidet von mir mit einem letzten Lebewohl. Ich habe nicht gesprochen, Margarethe, Euer Geheimnis ist in meine Liebe gehüllt geblieben und wird mit mir sterben. Gott befohlen, meine Königin!«

Margarethe umfing, selbst halb leblos, mit ihren Armen diesen reizenden Kopf und drückte einen beinahe frommen Kuß darauf.

»Du, Annibal,« sprach La Mole, »Du, den die Schmerzen verschont haben, Du, der Du jung bist und leben kannst, fliehe, mein Freund, gewähre mir den Trost, Dich in Freiheit zu wissen.«

»Die Stunde geht vorüber,« rief der Kerkermeister, »Vorwärts, beeilt Euch.«

Henriette suchte Annibal sanft fortzuziehen, während Margarethe vor La Mole kniend, mit zerstreuten Haaren und von Tränen überströmten Augen, einer Magdalena glich.

»Fliehe, Annibal,« wiederholte La Mole, »fliehe, gib unsern Feinden nicht das lustige Schauspiel des Todes von zwei Unschuldigen.«

Coconnas drängte Henriette, die ihn nach der Türe zog, sachte zurück und sprach mit einer so feierlichen Gebärde, daß sie beinahe majestätisch wurde:

»Madame, gebt zuerst die fünfhundert Taler, die Ihr diesem Manne versprochen habt.«

»Hier sind sie,« sagte Henriette,

Dann sich gegen La Mole umwendend und traurig den Kopf schüttelnd, fuhr Coconnas fort:

»Was Dich betrifft, mein guter La Mole, Du tust mir Unrecht, wenn Du nur einen Augenblick glaubst, ich könnte Dich verlassen. Habe ich denn nicht geschworen, mit Dir zu leben und zu sterben? Aber Du leidest zu sehr, mein Freund, und ich verzeihe Dir.«

Und er legte sich entschlossen neben seinem Freunde nieder, neigte sich gegen dessen Haupt und berührte seine Stirne mit den Lippen.

Dann zog er sachte, sachte, wie es eine Mutter für ihr Kind tun würde, den Kopf seines Freundes an sich, der nun an seiner Brust ruhte.

Margarethe war finster; sie hatte den Dolch aufgehoben, der den Händen von Coconnas entfallen war.

»Oh! meine Königin,« sprach La Mole, der ihre Gedanken begriff und die Arme nach ihr ausstreckte, »vergeß nicht, daß ich sterbe um auch die letzte Ahnung von unserer Liebe zu ersticken.«,

»Aber was kann ich denn für Dich tun,« rief Margarethe voll Verzweiflung, »wenn ich nicht einmal mit Dir sterben darf?«

»Du kannst machen,« sprach La Mole, »Du kannst machen, daß mir der Tod süß sein und mir gleichsam mit lächelndem Antlitz erscheinen wird.«

Margarethe näherte sich ihm mit gefalteten Händen, als wollte sie ihm sagen, er möge sprechen.

»Erinnerst Du Dich jenes Abends, Margarethe, an welchem Du im Austausch für mein Leben, das ich Dir anbot, und das ich Dir heute gebe, mir ein heiliges Versprechen leistetest?«

Margarethe bebte.

»Ah! Du erinnerst Dich,« sprach La Mole, »denn Du schauerst.«

»Ja, ja, ich erinnere mich,« erwiderte Margarethe, »und bei meiner Seele, Hyazinth, ich werde dieses Versprechen halten.«

Margarethe streckte von ihrem Platze die Hand nach dem Altar aus, als wollte sie Gott zum zweiten Male zum Zeugen ihres Schwures nehmen.

Das Antlitz von La Mole klärte sich auf, als hätte sich das Gewölbe der Kapelle geöffnet und wäre es ein himmlischer Strahl auf ihn herabgefallen.

»Man kommt, man kommt,« rief der Schließer.

Margarethe stieß einen Schrei aus und stürzte auf La Mole zu. Aber die Furcht, seine Schmerzen zu verdoppeln, hielt sie zitternd vor ihm zurück.

Henriette drückte ihre Lippen auf die Stirne von Coconnas und sprach zu ihm:

»Ich begreife Dich, mein Annibal, und bin stolz auf Dich, Ich weiß wohl, daß Dein Heldenmut Deinen Tod herbeiführen wird, aber ich liebe Dich wegen Deines Heldenmutes. Vor Gott werde ich Dich stets mehr als Alles lieben. Und was Margarethe für La Mole zu tun geschworen hat, das schwöre ich Dir, ohne zu wissen was es ist, auch für Dich zu tun.«

Und sie reichte Margarethe ihre Hand.

»Wohl gesprochen; ich danke,« sagte Coconnas.

»Ehe Ihr mich verlaßt, meine Königin,« sprach La Mole, »noch eine letzte Gnade. Gebt mir irgendein Andenken, das ich küssen kann, wenn ich das Schafott besteige.«

»Oh ja,« rief Margarethe, »sogleich . . . «

Und sie machte von ihrem Halse ein kleines goldenes Reliquienkästchen los, welches von einer Kette von demselben Metall getragen wurde.

»Sieh hier,« sagte sie, »eine heilige Reliquie, die ich seit meiner Kindheit trage. Meine Mutter hat sie mir um den Hals gehängt, als ich noch ganz klein war und sie mich noch liebte. Sie kommt von unserem Oheim, dem Papst Clemens; ich habe sie nie von mir gegeben. Nimm hin!«

La Mole nahm die Reliquie und küßte sie gierig.

»Man öffnet die Türe!« rief der Kerkermeister. »Flieht, meine Damen, flieht!«

Die zwei Frauen stürzten hinter den Altar, wo sie verschwanden.

In demselben Augenblick trat der Priester ein.

XII.

Der Platz Saint Jean-en-Grève.

Es war sieben Uhr Morgens. Die Menge wartete geräuschvoll auf den Plätzen, in den Straßen, auf den Quais.

Um sechs Uhr Morgens war ein Karren, derselbe, in welchem man die zwei Freunde nach ihrem Duell ohnmächtig in den Louvre zurückgebracht hatte, von Vincennes abgegangen, durchzog langsam die Rue Saint-Antoine, und die Zuschauer auf seinem Wege schienen, obgleich so sehr an einander gedrängt, daß sie sich gegenseitig, beinahe erdrückten, Bildsäulen mit starren Augen und zu Eis verwandeltem Munde zu sein.

Es wurde in der Tat an diesem Tage durch die Königin Mutter dem ganzen Volke von Paris ein herzerreißendes Schauspiel geboten.

In dem Karren, von dem wir gesprochen haben, und der, am Morgen von Vincennes abgegangen, durch die Straßen zog, lehnten sich, auf ein paar Bündel Stroh liegend, zwei junge Leute mit entblößtem Haupte und völlig schwarz gekleidet an einander, Coconnas hielt auf seinem Schooße La Mole, dessen Kopf etwas über den Karren hervorlag, während seine Augen, ohne eine bestimmte Richtung anzunehmen, umher irrten.

Die Menge aber, um einen gierigen Blick bis in den Grund des Wagens zu tauchen, hob sich, drängte sich, stieg auf die Weichsteine und schien zufrieden, wenn es ihr gelungen war, ganz und gar die beiden Körper zu überschauen, welche sich von dem Leiden trennten, um der Zerstörung zuzugehen.

Es hatte sich die Sage verbreitet, La Mole sterbe, ohne auch nur das Geringste von dem, was man ihm zur Last legte, zugestanden zu haben, während man im Gegenteil versicherte, Coconnas habe den Schmerz nicht ertragen können und Alles bekannt.

Man schrie auch von allen Seiten: »Seht! seht den Roten! dieser hat gesprochen! dieser hat Alles gesagt! er ist ein Feiger und Ursache an dem Tode des Andern. Der Andere ist im

Gegenteil ein Braver und hat nichts zugestanden.«

Die zwei jungen Leute hörten wohl, der eine die Lobeserhebungen, der andere die Beleidigungen, womit man ihren Zug zum Tode begleitete. Und während La Mole seinem Freunde die Hände drückte, gab sich eine erhabene Verachtung auf dem Gesichte des Piemontesen kund, der von seinem abscheulichen Karren herab die alberne Menge betrachtete, wie er sie von einem Triumphwagen aus betrachtet haben würde.

Das Unglück hatte sein himmlisches Werk vollbracht, es hatte das Gesicht von Coconnas geadelt, wie der Tod seine Seele vergöttlichen sollte.

»Sind wir bald angelangt?« fragte La Mole. »Ich kann nicht mehr, Freund, ich glaube, ich werde in Ohnmacht fallen.«

»Warte, warte, La Mole, wir kommen vor der Rue Tizon und vor der Rue Cloche-Percée vorüber. Schau' ein wenig.«

»Oh! hebe mich auf, daß ich noch einmal dieses glückselige Haus sehe.«

Coconnas streckte die Hand auf und berührte die Schulter des Henkers. Er saß vorne auf dem Karren und führte das Pferd.

»Meister,« sagte er zu ihm, »tu' uns den Gefallen und halte einen Augenblick vor der Rue Tizon an.«

Caboche machte mit dem Kopfe eine bewilligende Gebärde und hielt vor der Rue Tizon an.

La Mole erhob sich, unterstützt von Coconnas, mit großer Anstrengung und schaute, das Auge von einer Träne verschleiert, nach dem kleinen, schweigsamen, stummen, wie ein Grab verschlossenen Hause; ein Seufzer schwellte seine Brust und er murmelte mit leiser Stimme:

»Fahrt wohl, Tugend, Liebe, Leben.«

Und er ließ den Kopf wieder auf die Brust sinken.

»Mut gefaßt,« sagte Coconnas, »wir werden vielleicht Alles dieß da oben wieder finden.«

»Glaubst Du?« sprach La Mole.

»Ich glaube es, weil es mir der Priester gesagt hat, und besonders, weil ich es hoffe. Aber werde nicht ohnmächtig, mein Freund. Diese Elenden, welche uns zuschauen, würden über uns lachen.«

Caboche hörte die letzten Worte, peitschte mit einer Hand sein Pferd und reichte mit der anderen Coconnas, ohne daß es Jemand sehen konnte, einen kleinen Schwamm, der mit einer so kräftigen Flüssigkeit geschwängert war, daß La Mole, sobald er daran gerochen und die Schläfe damit gerieben hatte, sich wieder gestärkt und belebt fühlte.

»Ah!« sagte La Mole, »ich erwache wieder.«

Und er küßte die an einer goldenen Kette an seinem Halse hängende Reliquie.

Als man an die Ecke des Quai gelangte und sich um das reizende, von Heinrich II. errichtete, kleine Gebäude wandte, sah man das Schafott wie eine nackte, blutige Plattform sich erheben. Diese Plattform überragte alle Köpfe.

»Freund,« sprach La Mole, »ich würde gern zuerst sterben.«

Coconnas berührte die Schulter des Henkers zum zweiten Male mit seiner Hand.

»Was gibt es, edler Herr?« fragte dieser, sich umwendend.

»Braver Mann,« sprach Coconnas, »nicht wahr, Du tust mir einen Gefallen? Du hast es mir wenigstens gesagt.«

»Ja, und ich wiederhole es Euch.«

»Mein Freund hier hat mehr gelitten als ich, und besitzt folglich weniger Kraft.«

»Nun?«

»Er sagt mir, er würde zu sehr leiden, wenn er mich zuerst sterben sehen müßte. Überdies, wenn ich zuerst sterben sollte, wäre Niemand da, um ihn auf das Schafott zu tragen.«

»Gut, gut,« sprach Caboche, mit dem Rücken seiner Hand eine Träne abwischend, »seid unbesorgt, man wird tun, was Ihr wünscht.«

»Und mit einem Schlage, nicht wahr?« sagte mit leiser Stimme der Piemontese.

»Mit einem.«

»Wohl, wenn Ihr wieder Kräfte sammeln müßt, so sammelt sie bei mir.«

Der Karren hielt an. Man war an Ort und Stelle. Coconnas setzte seinen Hut auf.

Ein Getöse, dem der Wellen des Meeres ähnlich, drang an die Ohren von La Mole. Er wollte aufstehen, aber die Kräfte fehlten ihm, und Caboche und Coconnas mußten ihn unter den Armen halten.

Der Platz war mit Köpfen gepflastert, die Stufen des Stadthauses schienen ein mit Zuschauern bevölkertes Amphitheater. Aus jedem Fenster schauten belebte Gesichter mit flammenden Blicken hervor.

Als man sah, wie der schöne junge Mann, der sich nicht mehr auf den gebrochenen Beinen halten konnte, im höchsten Grade sich anstrengte, um ohne Unterstützung auf das Schafott zu gehen, erhob sich ein ungeheures Geschrei wie ein Ruf allgemeiner Verzweiflung. Die Männer brüllten, die Weiber stießen Wehklagen aus.

»Das war einer von den Vortrefflichsten des Hofes,« sagten die Männer, »er sollte nicht auf Saint-Jean-en-Grève, sondern auf dem Pré-aux-Clercs sterben.«²⁸

»Wie schön er ist! wie bleich er ist!« riefen die Frauen. »Der ist es, welcher nicht gesprochen hat.«

»Freund,« sagte La Mole, »ich kann mich nicht mehr halten, trage mich!«

»Warte,« erwiderte Coconnas.

Er machte dem Henker ein Zeichen und dieser ging auf die Seite; dann bückte er sich, nahm La Mole in seine Arme, wie er ein Kind genommen hätte, und stieg, ohne zu wanken, mit seiner Last die Treppe der Plattform hinauf, wo er La Mole unter dem wütendsten Geschrei und Beifallklatschen der Menge niederlegte.

Coconnas nahm seinen Hut vom Haupte und grüßte.

Dann warf er seinen Hut neben sich auf das Schafott.

»Schau' umher,« sagte La Mole, »erblickst Du sie nicht irgendwo?«

Coconnas schaute langsam rings auf dem Platze umher, hielt, an einem Punkte angelangt, an und streckte ohne die Augen abzuwenden seine Hand aus, welche die Schulter seines Freundes berührte.

»Schau',« sagte er, »schau' nach dem Fenster jenes kleinen Turmes.«

Und mit seiner andern Hand zeigte er La Mole das kleine Monument, das noch jetzt, ein Trümmer aus vergangenen Jahrhunderten, zwischen der Rue de la Vannerie und der Rue du Mouton besteht.

Zwei schwarz gekleidete Frauen standen an einander gelehnt nicht unmittelbar am Fenster, sondern etwas rückwärts.

»Ah!« sagte La Mole, »ich fürchtete nur Eines, zu sterben, ohne sie wiederzusehen. Ich habe sie wiedergesehen und kann nun sterben.«

Und die Augen gierig auf das kleine Fenster geheftet, drückte er das Reliquienkästchen an seinen Mund und bedeckte es mit Küssen.

Coconnas begrüßte die zwei Frauen mit aller Anmut, die er sich in einem Salon gegeben hätte.

Dieses Zeichen erwidern, schwangen sie ihre von Tränen durchnäßten Taschentücher.

Caboche berührte mit dem Finger die Schulter von Coconnas und machte ihm ein verständliches Zeichen.

»Ja, ja,« sagte der Piemontese.

Dann sich gegen La Mole umwendend, sprach er: »Umarme mich und stirb gut. Es wird Dir nicht schwer werden, Freund, denn Du bist so mutig.«

»Ah,« entgegnete La Mole, »es wird kein Verdienst von mir sein, wenn ich gut sterbe, ich leide so sehr.«

Der Priester näherte sich und streckte ein Crucifix gegen La Mole aus, der ihm lächelnd das Reliquienkästchen zeigte, welches er in der Hand hielt.

»Gleichviel,« sagte der Priester, »bittet immerhin denjenigen um Kraft, welcher gelitten hat, was Ihr leiden sollt.«

La Mole küßte die Füße Christi.

»Empfehl mich zum Gebete den Damen der gebenedeiten Heiligen Jungfrau,« sagte er.

»Beeile Dich, La Mole,« sprach Coconnas, »Du tust mir so wehe, daß ich fühle, wie ich schwach werde.«

»Ich bin bereit,« sprach La Mole.

»Könnt Ihr Euren Kopf gerade halten?« fragte Caboche, indem

er sein Schwert hinter dem niederknien La Mole richtete.

»Ich hoffe es,« versetzte dieser. »Dann wird Alles gut gehen.«

»Aber Ihr,« sagte La Mole, »Ihr werdet meine Bitte nicht vergessen; dieses Reliquienkästchen wird Euch die Türe öffnen.«

»Seid unbesorgt. Doch sucht den Kopf ein wenig gerade zu halten.«

La Mole richtete den Hals auf und sprach, seine Augen nach dem Türmchen wendend: »Gott befohlen, Margarethe, sei ge . . . « Er vollendete nicht. Mit einem Schlage seines blitzenden Schwertes machte Caboche das Haupt fallen, und dieses rollte zu den Füßen von Coconnas.

Der Körper streckte sich sachte aus, als wollte er sich niederlegen.

Ein ungeheurer Schrei, eine Zusammenballung von tausend Schreien, erscholl, und Coconnas kam es vor, als hätte er aus allen diesen Frauenstimmen einen Ton gehört, schmerzlicher als alle übrigen.

»Ich danke, mein würdiger Freund, ich danke,« sagte Coconnas und reichte zum dritten Male die Hand dem Henker.

»Mein Sohn,« sprach der Priester zu Coconnas, »habt Ihr Gott nichts anzuvertrauen?«

»Meiner Treue, nein, mein Vater,« erwiderte der Piemontese, »Alles was ich ihm zu sagen hatte, habe ich gestern Euch selbst gesagt.«

Dann, sich gegen Caboche umwendend, sprach er:

»Auf, Henker, mein letzter Freund, noch einen Dienst.«

Und ehe er niederkniete, ließ er über die Menge einen so ruhigen, so heiteren Blick gehen, daß ein Gemurmel der Bewunderung sein Ohr liebte und seinen Stolz lächeln machte. Dann drückte er den Kopf seines Freundes zwischen seine Hände, hauchte einen Kuß auf seine blauen Lippen, warf einen letzten Blick nach dem Türmchen, kniete, diesen vielgeliebten Kopf zwischen den Händen behaltend, nieder und sprach:

»Nun mir!«

Er hatte diese Worte nicht vollendet, als sein Haupt auf einen Streich von Caboche von seinem Rumpfe flog.

Als dieser Schlag getan war, erfaßte ein krampfhaftes Zittern den würdigen Mann.

»Es war Zeit, daß es zu Ende ging,« murmelte er. »Armes Kind!«

Und er zog mit Mühe aus den krampfhaft zusammengepressten Händen von La Mole das goldene Reliquienkästchen und warf seinen Mantel auf die traurigen Überreste, welche der Karren in seine Wohnung zurückführen sollte.

Das Schauspiel war vorüber, die Menge verlief sich.

XIII.

Der Turm des Drillhauses.

Die Nacht war über die Stadt herabgesunken, welche noch bebte von dem Geräusch der Hinrichtung, deren einzelne Umstände von Mund zu Mund gingen und in jedem Hause die heitere Stunde des Abendbrotes verdüsterten.

Aber im Gegensatze gegen die schweigsame, traurige Stadt war der Louvre geräuschvoll, lustig, beleuchtet. Es fand ein großes Fest im Palaste statt, ein Fest, befohlen von Karl IX., ein Fest, das er für den Abend zu gleicher Zeit bezeichnet hatte, da er für den Morgen die Hinrichtung bezeichnete.

Die Königin von Navarra hatte schon am Abend vorher den Befehl erhalten, sich dabei einzufinden, und in der Hoffnung, La Mole und Coconnas würden in der Nacht gerettet, in der festen Überzeugung, alle Maßregeln wären für ihre Flucht getroffen, hatte sie ihrem Bruder geantwortet, sie würde seinen Wünschen entsprechen.

Aber seitdem sie durch die Szene in der Kapelle jede Hoffnung verloren, seitdem sie in einer letzten Bewegung frommer Gefühle für diese Liebe, die größte und tiefste, die sie in ihrem Leben empfunden, der Hinrichtung beigewohnt hatte, hatte sie sich auch gelobt, daß sie weder Bitten noch Drohungen veranlassen sollten, einem freudigen Feste im Louvre an demselben Tage beizuwohnen, an welchem sie ein so trauriges Fest auf der Grève gesehen.

Der König Karl IX. gab an demselben Tage einen neuen Beweis von jener Macht des Willens, welche vielleicht Niemand auf diesen Grad trieb, wie er. Seit vierzehn Tagen an das Bett gefesselt, hinfällig wie ein Sterbender, bleich wie eine Leiche, stand er gegen fünf Uhr auf und legte seine schönsten Gewänder an. Es ist nicht zu leugnen, daß er während der Toilette dreimal in Ohnmacht fiel.

Gegen acht Uhr erkundigte er sich, was aus seiner Schwester geworden wäre, und fragte, ob man sie gesehen hätte und ob

man wüßte, was sie machte. Niemand antwortete ihm, denn die Königin war gegen elf Uhr zurückgekehrt und hatte sich, Jedermann ihre Türe verbotend, eingeschlossen.

Aber es gab keine verschlossene Türe für Karl. Auf den Arm von Herrn von Nancey gestützt, schleppte er sich nach den Gemächern der Königin von Navarra und trat plötzlich durch die Türe des geheimen Ganges ein.

Obgleich er auf ein trauriges Schauspiel gefaßt war und sein Herz darauf vorbereitet hatte, so war doch das, was er erblickte, noch viel beklagenswerter, als das von ihm Geträumte.

Halb tot, auf einem Ruhebette liegend, den Kopf in Kissen begraben, weinte, betete Margarethe nicht, sondern sie röchelte seit ihrer Rückkehr wie eine im Todeskampfe Begriffene.

In der andern Ecke des Zimmers lag Henriette von Nevers, diese unerschrockene Frau, bewußtlos auf dem Boden ausgestreckt. Als sie von der Grève zurückkehrte, waren ihre Kräfte wie die von Margarethe zusammengebrochen, und die arme Gillonne ging von der Einen zur Andern, ohne daß sie es wagte, ein Wort des Trostes an sie zu richten.

In den Krisen, die auf solche große Katastrophen folgen, ist man geizig mit seinem Schmerze, wie mit einem Schatz, und man hält Jeden für einen Feind, der uns den geringsten Teil davon zu entziehen sucht.

Karl IX. ließ Nancey im Gang, öffnete die Türe und trat bleich und zitternd ein.

Weder die Eine noch die Andere von den zwei Frauen sah ihn, Gillonne allein, welche in diesem Augenblick Henriette unterstützte, erhob sich auf ein Knie und schaute den König ganz erschrocken an.

Der König machte eine Gebärde mit der Hand. Sie stand auf, verbeugte sich und trat ab.

Hiernach wandte sich Karl gegen Margarethe, schaute sie einen Augenblick schweigend an und sagte dann mit einem Tone, dessen man diese raue Stimme nicht hätte fähig halten sollen:

»Margot, meine Schwester!«

Die junge Frau bebte, richtete sich auf und flüsterte:

»Eure Majestät!«

»Mut gefaßt, meine Schwester.«

Margarethe schlug die Augen zum Himmel auf.

»Ja,« sprach Karl, »ich weiß es wohl, aber höre mich.«

Die Königin von Navarra bedeutete durch ein Zeichen, daß sie hörte,

»Du hast mir versprochen, auf den Ball zu kommen,« sagte Karl.

»Ich!« rief Margarethe.

»Ja, und Deinem Versprechen zufolge erwartet man Dich, und wenn Du nicht kämst, würde man staunen, Dich nicht dort zu finden.«

»Entschuldigt mich, mein Bruder, Ihr seht, ich bin leidend.«

»Strenge Dich gegen Dich selbst an.«

Margarethe schien einen Augenblick einen Versuch zu machen, ihren Mut zu beleben; dann ließ sie plötzlich ihr Haupt wieder auf die Kissen fallen und rief:

»Nein, nein, ich werde nicht gehen.«

Karl nahm sie bei der Hand, setzte sich auf ihr Ruhebett und sprach:

»Du hast so eben einen Freund verloren, ich weiß es, Margot. Aber schau' mich an, habe ich nicht alle meine Freunde verloren? und mehr noch, meine Mutter! Du, Du konntest stets nach Deinem Gefallen weinen, wie Du in diesem Augenblick weinst. Ich war in der Stunde meiner heftigsten Schmerzen stets genötigt, zu lächeln; Du leidest, schau' mich an, ich sterbe. Auf, Margot, Mut gefaßt! Ich bitte Dich, meine Schwester, im Namen unserer Ehre! Wir tragen als ein kummervolles Kreuz den Ruf unseres Hauses; tragen wir es wie der Herr bis zur Schädelstätte, und wenn wir wie Er auf dem Wege straucheln, so wollen wir uns mutig und ergeben wie Er wiedererheben.«

»Oh, mein Gott, mein Gott!« rief Margarethe.

»Ja,« sprach Karl, ihre Gedanken beantwortend, »das Opfer ist hart, meine Schwester; aber Jeder bringt das seinige; die Einen mit ihrer Ehre, die Andern mit ihrem Leben. Glaubst Du, daß ich mit meinen fünfundzwanzig Jahren und mit dem schönsten Throne der Welt es nicht beklage, sterben zu müssen? . . . Schau' mich an . . . meine Augen, meine Gesichtsfarbe, meine Lippen

sind die eines Sterbenden, das ist wahr; aber mein Lächeln . . . würde mein Lächeln nicht glauben machen, ich hoffe? Und dennoch wirst Du mich in acht Tagen, in vierzehn Tagen, in einem Monat spätestens, beweinen, meine Schwester, wie denjenigen, welcher heute gestorben ist.«

»Mein Bruder!« . . . rief Margot, ihre beiden Arme um den Hals von Karl schlingend.

»Auf, kleide Dich an, liebe Margarethe,« sagte der König, »verbirg Deine Blässe und erscheine auf dem Ball. Ich habe Befehl gegeben, Dir neue, Edelsteine und Deiner Schönheit würdige Gewänder zu überbringen.«

»Oh! Diamanten, Gewänder!« sprach Margarethe, »was liegt mir jetzt an Allem dem?«

»Das Leben ist lang, Margarethe,« versetzte Karl lächelnd, »wenigstens für Dich.«

»Nie! nie!«

»Meine Schwester, erinnere Dich eines Umstandes: zuweilen ehrt man die Toten am Besten, wenn man das Leiden erstickt oder vielmehr verbirgt.«

»Wohl, Sire,« sprach Margarethe schauernd, »ich werde gehen.«

Eine Träne, welche sogleich von den trockenen Augenlidern getrunken wurde, befeuchtete das Auge von Karl.

Er beugte sich auf seine Schwester herab, küßte sie auf die Stirne, blieb einen Augenblick vor Henriette stehen, die ihn weder gesehen noch gehört hatte, und sagte:

»Arme Frau!«

Dann entfernte er sich stillschweigend.

Hinter dem König traten mehrere Pagen mit Kisten und Etais ein.

Margarethe hieß mit einem Zeichen der Hand Alles auf den Boden setzen.

Die Pagen traten ab, Gillonne blieb allein.

»Lege mir Alles zurecht, was ich brauche, um mich anzukleiden, Gillonne,« sagte Margarethe.

Gillonne schaute ihre Gebieterin mit erstaunten Augen an.

»Ja,« sagte Margarethe mit einem Ausdrucke, dessen Bitterkeit sich nicht schildern läßt, »ja, ich kleide mich an, ich gehe auf den Ball, man erwartet mich dort. Beeile Dich also. Der Tag wird vollständig sein: Fest auf dem Grève diesen Morgen, Fest im Louvre diesen Abend.«

»Und die Frau Herzogin?« sprach Gillonne.

»Oh! Sie, sie ist sehr glücklich, sie kann hier bleiben, sie kann weinen, sie kann nach Belieben leiden, Sie ist keine Königstochter, keine Königsfrau, keine Königsschwester, Sie ist nicht Königin. Hilf mir, mich ankleiden, Gillonne.«

Das Mädchen gehorchte. Der Schmuck war prachtvoll, das Kleid glänzend, Margarethe war nie so schön gewesen.

Sie betrachtete sich in einem Spiegel.

»Mein Bruder hat sehr Recht,« sagte sie, »es ist ein erbärmliches Ding um das menschliche Geschöpf.«

In diesem Augenblick trat Gillonne, welche auf eine Minute hinausgegangen war, wieder ein.

»Madame,« sagte sie, »es ist ein Mensch da, der nach Euch verlangt.«

»Nach mir?«

»Ja, nach Euch.«

»Wer ist dieser Mensch?«

»Ich weiß es nicht, aber sein Aussehen ist furchtbar, und sein Anblick allein hat mich beben gemacht.«

»Frage ihn nach seinem Namen,« sprach Margarethe erbleichend,

Gillonne ging hinaus und kehrte nach ein paar Sekunden wieder zurück.

»Er wollte mir seinen Namen nicht sagen, Madame, bat mich jedoch, Euch dieses zuzustellen.«

Und sie reichte Margarethe das Reliquienkästchen, das diese am Abend zuvor La Mole geschenkt hatte.

»Oh! laß ihn eintreten, laß ihn eintreten,« sprach die Königin rasch und wurde noch bleicher, noch eisiger, als sie zuvor gewesen war.

Ein schwerer Tritt erschütterte den Boden.

Ohne Zweifel entrüstet darüber, daß es ein solches Geräusch wiederholen sollte, murrte das Echo unter dem Täfelwerk, und ein Mann erschien auf der Schwelle.

»Ihr seid . . . ?« sagte die Königin.

»Derjenige, welchen Ihr eines Tages bei Montfaucon saht, und der in seinem Karren zwei verwundete Edelleute in den Louvre zurückbrachte.«

»Ja, ja, ich erkenne Euch, Ihr seid Meister Caboche.«

»Der Henker des Gerichtsbezirkes von Paris.«

Dies waren die einzigen Worte, welche Henriette von allen hörte, die man seit einer Stunde, um sie her aussprach. Sie machte ihren bleichen Kopf von ihren beiden Händen los und schaute den Henker mit ihren Smaragdaugen an, aus denen ein doppelter Flammenstrahl hervorzubrechen schien.

»Und Ihr kommt? . . . « sagte Margarethe zitternd.

»Um Euch an das Versprechen zu mahnen, das Ihr dem jüngeren von den zwei Edelleuten, demjenigen, welcher mich beauftragte, Euch dieses Reliquienkästchen zu übergeben, geleistet habt. Ihr erinnert Euch desselben, Madame?«

»Oh! ja,« rief die Königin, »und nie wird ein edlerer Schatten eine edlere Befriedigung gefunden haben. Aber wo ist er?«

»Er ist bei mir mit dem Leichnam.«

»Bei Euch! warum habt Ihr ihn nicht gebracht?«

»Man konnte mich an der Pforte des Louvre anhalten, man konnte mich nötigen, meinen Mantel aufzuheben. Was würde man gesagt haben, wenn man unter diesem Mantel einen Kopf gesehen hätte?«

»Gut, behaltet ihn bei Euch; ich werde ihn morgen holen.«

»Morgen?« sagte Meister Caboche, »es wird vielleicht zu spät sein.«

»Warum dies?«

»Weil die Königin Mutter für ihre kabbalistischen Experimente die Köpfe der zwei ersten Verurteilten bestellt hat, die ich enthaupten würde.«

»Oh! Entheiligung! die Köpfe unserer Geliebten!« rief Margarethe, auf ihre Freundin zulaufend, welche plötzlich aufrecht

stand, als ob sie eine Feder auf ihre Füße gestellt hätte.
»Henriette, mein Engel, hörst Du, was dieser Mensch sagt?«

»Ja. Was ist zu tun?«

»Man muß mit ihm gehen.«

Dann jenen Schmerzensschrei ausstoßend, mit welchem im höchsten Maße Unglückliche zum Leben zurückkehren, rief Henriette:

»Ah! es war mir doch so wohl, ich war beinahe Todt!«

Während dieser Zeit warf Margarethe einen Sammetmantel über ihre bloßen Schultern.

»Komm, komm,« sagte sie, »wir werden sie noch einmal sehen.«

Margarethe ließ alle Türen schließen, befahl, die Sänfte an die kleine verborgene Pforte zu bringen, nahm Henriette unter dem Arm, schritt mit ihr durch den geheimen Gang und machte Caboche ein Zeichen, ihr zu folgen.

An der Türe unten war die Sänfte. An der Pforte außen wartete ein Knecht von Caboche mit einer Laterne.

Die Träger von Margarethe waren vertraute Leute, taub und stumm, sicherer, als es Saumtiere gewesen wären.

Die Sänfte wurde, Meister Caboche und sein Knecht mit der Laterne voran, ungefähr zehn Minuten fortgetragen; dann hielt sie an.

Der Henker öffnete den Schlag, während der Knecht vorauslief.

Margarethe stieg aus und half sodann der Herzogin von Nevers aussteigen. Bei dem großen Schmerze, welcher Beide mit seiner ganzen Gewalt gefaßt hatte, war diese rührige Organisation die stärkere.

Der Turm des Drillhauses ragte vor den zwei Frauen wie ein düsterer, umgestalteter Riese empor und warf ein rötliches Licht durch die Schießscharten an seiner Spitze herab, hinter denen zwei Flammen bemerkbar waren.

Der Knecht erschien wieder an der Türe.

»Ihr könnt eintreten,« sagte Caboche, »es schläft Alles im Turme.«

In demselben Augenblicke erloschen die Lichter hinter den

Schießscharten.

Fest an einander geschlossen, traten die zwei Frauen unter die kleine bogenförmige Pforte und schritten im Schatten auf dem feuchten, holperigen Boden hin. Sie erblickten ein Licht im Hintergrunde eines Ganges und wandten sich, geführt von dem schauerhaften Herrn des Hauses, nach dieser Seite. Die Türe schloß sich hinter ihnen.

Eine Wachsackel in der Hand, führte sie Caboche in einen niedrigen, rauchigen Saal. Mitten in diesem Saale stand ein Tisch mit den Überresten eines Abendbrotes und mit drei Gedecken. Diese drei Gedecke waren ohne Zweifel für den Henker, dessen Frau und seinen ersten Gehilfen.

An der am meisten in die Augen springenden Stelle sah man ein mit dem königlichen Siegel versehenes Pergament an die Wand genagelt. Es war dies das Henkerpatent.

In einer Ecke stand ein großes Schwert mit einem langen Griffe. Es war dies das flammende Schwert der Gerechtigkeit.

Da und dort erblickte man plumpe Bilder, heilige Märtyrer unter allen Arten von Foltern darstellend.

Hier angelangt, machte Caboche eine tiefe Verbeugung.

»Eure Majestät wird mich entschuldigen,« sagte er, »wenn ich es gewagt habe, bis in den Louvre zu dringen und Euch hierher zu führen; aber es war der ausdrückliche und letzte Wille des Edelmannes, und so sah ich mich genötigt«

»Ihr habt wohl daran getan, Meister, Ihr habt wohl getan,« sprach Margarethe. »Hier zur Belohnung Eures Eifers.«

Caboche betrachtete traurig die von Gold strotzende Börse, welche Margarethe auf den Tisch legte.

»Gold! immer Gold!« murmelte er. »Ach! Madame, daß ich nicht selbst mit Gold das Blut erkaufen kann, welches ich heute zu vergießen genötigt gewesen bin!«

»Meister,« sprach Margarethe mit einem schmerzlichen Zögern und um sich her schauend, »Meister, müssen wir noch anderswohin gehen? Ich sehe nicht! . . . «

»Nein, Madame, nein, sie sind hier; aber es ist ein trauriges Schauspiel, das ich Euch ersparen könnte, wenn ich Euch in einem Mantel verborgen, das brächte, was Ihr sucht.«

Margarethe und Henriette schauten sich gegenseitig an.

»Nein,« sagte Margarethe, welche in dem Blicke ihrer Freundin denselben Entschluß las, den sie gefaßt hatte, »nein, zeigt uns den Weg, und wir werden Euch folgen.«

Caboche nahm die Fackel und öffnete eine Türe von Eichenholz, welche auf eine Treppe von ein paar Stufen ging, die sich unter die Erde versenkte. In demselben Augenblick kam ein Luftzug, machte ein paar Funken von der Fackel fliegen und warf in das Gesicht der Prinzessinnen den üblen Geruch der Fäulnis und des Blutes.

Henriette stützte sich, weiß wie eine Alabasterstatue, auf den Arm ihrer Freundin, deren Gang noch sicherer war; aber auf der ersten Stufe wankte sie.

»Oh! ich werde es nie können,« sagte sie.

»Wenn man wirklich liebt,« sprach die Königin, »so muß man bis zum Tode lieben.«

Sie boten ein zugleich furchtbares und rührendes Schauspiel, diese zwei Frauen, glänzend von Schönheit, Jugend, Schmuck, sich beugend unter dem schmutzigen Gewölbe, die Schwächere sich stützend auf die Stärkere, die Stärkere am Arme des Henkers sich haltend.

Man gelangte auf die letzte Stufe.

In dem unterirdischen Gewölbe lagen zwei menschliche Formen, bedeckt mit einem großen Tuche von schwarzer Farbe.

Caboche hob eine Ecke auf, näherte seine Fackel und sprach:

»Schaut, Frau Königin.«

Die zwei jungen Männer lagen in ihren schwarzen Kleidern in der furchtbaren Symmetrie des Todes neben einander. Nahe an den Rumpf gesetzt, schienen ihre Köpfe nur mitten um den Hals durch einen lebhaft roten Kreis getrennt. Der Tod hatte ihre Hände nicht geschieden, denn, war es nun Zufall, war es eine fromme Aufmerksamkeit des Henkers, die rechte Hand von La Mole ruhte in der linken von Coconnas.

Es lag ein Liebesblick unter den Augenlidern von La Mole, es lag ein verächtliches Lächeln unter denen von Coconnas.

Margarethe kniete neben ihren Geliebten nieder und hob mit ihren von Edelsteinen funkelnden Händen seinen Kopf empor.



Margueruite im Henkerturm

An die Mauer gelehnt, vermochte die Herzogin von Nevers ihren Blick nicht von dem bleichen Gesichte loszumachen, auf welchem sie so oft die Freude und die Liebe gesucht hatte.

»La Mole! teurer La Mole,« murmelte Margarethe.

»Annibal! Annibal!« rief die Herzogin von Nevers, »so schön, so stolz, so brav! . . . Du antwortest nicht mehr!«

Und ein Strom von Tränen entstürzte ihren Augen.

Diese so hochmütige, so unerschrockene, im Glück so kecke Frau, diese Frau, welche den Skepticismus bis zum höchsten Zweifel trieb, diese Frau hatte noch nie an den Tod gedacht.

Margarethe gab ihr ein Beispiel.

Sie verschloß in einen mit Perlen gestickten und mit den feinsten Essenzen parfümierten Sack den Kopf, von La Mole, der noch schöner war, da er sich dem Sammet und dem Golde näherte, und dem eine besondere Vorbereitung, welche zu jener Zeit bei den königlichen Einbalsamierungen angewendet wurde, die Schönheit erhalten sollte.

Henriette näherte sich ebenfalls und hüllte den Kopf von Coconnas in einen Flügel ihres Mantels.

Und mehr unter ihrem Schmerze als unter ihrer Last gebeugt, stiegen Beide die Treppe hinauf, mit einem letzten Blick nach den Überresten, welche sie der Willkür des Henkers in diesem traurigen Verwahrungsorte gemeiner Verbrecher überließen.

»Fürchtet nichts, Madame,« sprach Caboche, der diesen Blick erriet! »die Edelleute sollen begraben, in heiliger Erde bestattet werden, das schwöre ich Euch.«

»Und Du läßt mit Diesem Messen für sie lesen,« sprach Henriette, riß von ihrem Halse ein prachtvolles Collier von Rubinen und bot es dem Henker.

Man kehrte in den Louvre zurück, wie man von demselben ausgegangen war. An der Pforte gab sich die Königin zu erkennen. Unten an ihrer Geheimentreppe stieg, sie aus; dann ging sie in ihre Wohnung, legte ihre traurige Reliquie in das Kabinett des Schlafzimmers, das von diesem Augenblick an ein Betzimmer zu werden bestimmt war, ließ Henriette in ihrem Gemache und kehrte gegen zehn Uhr Abends in den großen Ballsaal zurück, in denselben, wo wir vor bald zwei und einem halben Jahre das erste Kapitel unserer Geschichte sich eröffnen sahen.

Aller Augen wandten sich nach ihr, und sie trug diesen allgemeinen Blick mit einer stolzen, beinahe freudigen Miene, denn sie hatte frommer Weise den letzten Wunsch ihres Geliebten erfüllt.

Als Karl sie erblickte, durchschritt er wankend die goldene Woge, die ihn umgab.

»Meine Schwester,« sprach er laut, »ich danke Euch.« Dann fügte er ganz leise bei:

»Nehmt Euch in Acht! Ihr habt einen Blutfleck am Arm.«

»Oh! was ist daran gelegen, Sire,« erwiderte Margarethe, »wenn ich nur ein Lächeln auf den Lippen habe.«

XIV.

Der Blutschweiß.

Einige Tage nach der furchtbaren Szene, die wir so eben erzählt haben, d. h. am 30. Mai 1574, als der Hof in Vincennes war, hörte man plötzlich einen gewaltigen Lärm im Zimmer des Königs, welcher mitten auf dem Balle, den er an dem Todestage der zwei jungen Leute gegeben, heftiger als je krank geworden war und auf Anraten der Ärzte eine reinere Luft auf dem Lande gesucht hatte.

Es war acht Uhr Morgens. Eine kleine Gruppe von Höflingen lief im größten Eifer in das Vorzimmer, als plötzlich ein Schrei erscholl und auf der Schwelle des Gemaches die Amme von Karl, die Augen in Tränen gebadet und vor Verzweiflung laut kreischend, erschien.

»Zu Hilfe dem König! zu Hilfe dem König!«

»Steht es denn schlimmer bei Seiner Majestät?« fragte der Kapitän von Nancey, den der König, wie wir gesehen haben, von jedem Gehorsam gegen die Königin Catharina entbunden hatte, um ihn ganz allein seiner Person beizugesellen.

»Oh! wie viel Blut, wie viel Blut!« sprach die Amme, »Die Ärzte! ruft die Ärzte!«

Mazille und Ambroise Paré lösten sich bei dem erhabenen Kranken ab, und Ambroise Paré, welcher die Wache hatte, war, als er den König einschlafen sah, diese Betäubung benützend auf einige Augenblicke weggegangen.

Während dieser Zeit hatte der König einen starken Schweiß bekommen, und da Karl an einer Erschlaffung der Harngefäße litt und diese Erschlaffung einen Blutfluß der Haut herbeiführte, so hatte der blutige Schweiß die Amme erschreckt, die sich an dieses seltsame Phänomen nicht gewöhnen konnte und, wie man sich erinnern wird, eine Protestantin, ihm unablässig sagte, das in der Bartholomäusnacht vergossene Blut habe sein Blut gefordert.

Man stürzte in allen Richtungen fort; der Doktor sollte nicht ferne sein und man mußte ihn nothwendig finden. Das Vorzimmer blieb also leer, denn jeder strebte begierig darnach, seinen Eifer

durch Herbeiführung des verlangten Arztes an den Tag zu legen.

Da öffnete sich eine Türe, und man sah Catharina erscheinen. Sie durchschritt rasch das Vorzimmer und trat lebhaft in das Gemach ihres Sohnes.

Karl war auf seinem Bette ausgestreckt, das Auge erloschen, die Brust keuchend. Von seinem ganzen Körper floß ein rötlicher Schweiß. Seine Hand hing am Bette herab und am Ende jedes seiner Finger stand ein flüssiger Rubin.

Es war ein furchtbares Schauspiel. Doch bei dem Geräusch der Tritte seiner Mutter erhob sich Karl, als hätte er dieselben erkannt.

»Um Vergebung, Madame,« sagte er, seine Mutter anschauend, »ich wünsche im Frieden zu sterben.«

»Sterben! mein Sohn,« versetzte Catharina, »wegen einer vorübergehenden Krise dieses gewöhnlichen Übels! Wollt Ihr so verzweifeln?«

»Ich sage Euch, Madame, ich fühle, wie meine Seele hinget, ich sage Euch, Madame, daß der Tod kommt, Tod aller Teufel! Ich fühle, was ich fühle, und weiß, was ich sage.«

»Sire,« sprach die Königin, »Eure Phantasie ist Eure schwerste Krankheit. Seit der wohlverdienten Hinrichtung jener zwei Zauberer, jener zwei Mörder, die man La Mole und Coconnas nannte, müssen sich Eure körperlichen Leiden vermindert haben. Das moralische Übel allein dauert noch fort, und wenn ich nur zehn Minuten mit Euch sprechen könnte, so würde ich Euch beweisen, . . . «

»Amme,« sprach Karl, »wache an der Türe, Niemand soll eintreten; die Königin Catharina von Medicis will mit ihrem vielgeliebten Sohne, Karl IX., sprechen.«

Die Amme gehorchte.

»In der Tat,« fuhr Karl fort, »diese Unterredung mußte einmal stattfinden; besser heute als morgen. Morgen wäre es überdies vielleicht zu spät. Nur muß eine dritte Person unserer Unterredung beiwohnen.«

»Warum?«

»Weil, ich wiederhole es Euch, der Tod auf dem Anmarsche ist,« versetzte Karl mit furchtbarer Feierlichkeit: »weil er jeden Augenblick, wie Ihr, bleich und stumm und ohne sich anmelden zu

lassen, eintreten kann. Es ist also Zeit, da ich diese Nacht dazu verwendet habe, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, diesen Morgen die Angelegenheiten des Königreichs zu ordnen.«

»Und wer ist die Person, die Ihr zu sehen wünscht?« fragte Catharina.

»Mein Bruder, Madame. Laßt ihn rufen.«

»Sire,« sagte die Königin, »ich sehe mit Vergnügen, daß die mehr durch den Haß diktierten, als den Schmerzen entrissenen Anschuldigungen sich in Eurem Geiste verwischen und bald auch aus Eurem Herzen verschwinden werden.«

»Amme!« rief Catharina, »Amme!«

Die gute Frau, welche außen wachte, öffnete die Türe.

»Amme,« sprach Catharina, »auf Befehl meines Sohnes, sagt Herrn von Nancey, wenn er kommt, er soll den Herzog von Alençon holen.«

Karl machte ein Zeichen, das die gute Frau, als sie zu gehorchen sich anschickte, wieder zurückhielt.

»Ich habe gesagt, Madame, meinen Bruder,« versetzte Karl.

Catharina riß die Augen auf, wie die Tigerin, wenn sie in Wut gerät, Karl aber erhob gebieterisch die Hand.

»Ich will mit meinem Bruder Heinrich sprechen,« sagte er.

»Heinrich allein ist mein Bruder; nicht jener, der als König in der Ferne regiert, sondern der, welcher hier gefangen sitzt. Heinrich soll meinen letzten Willen erfahren.«

»Und ich,« rief die Florentinerin mit einer ungewöhnlichen Kühnheit, dem Willen ihres Sohnes gegenüber, so sehr trieb sie der Haß, den sie gegen den Bearner hegte, aus den Grenzen ihrer gewöhnlichen Verstellung, »wenn Ihr, wie Ihr sagt, dem Grabe so nahe seid, glaubt Ihr, ich werde irgend Jemand, besonders einem Fremden, mein Recht, Euch in Eurer letzten Stunde beizustehen, mein Recht als Königin, mein Recht als Mutter abtreten?«

»Madame!« sprach Karl, »noch bin ich König, noch befehle ich, Madame: ich sage Euch, daß ich meinen Bruder Heinrich sprechen will, und Ihr ruft meinen Kapitän der Garden nicht! Tausend Teufel! Ihr sollt wissen, daß ich noch die Kraft habe, ihn selbst zu holen.«

Und er machte eine Bewegung, um aus seinem Bette zu springen, wodurch sein Leib, dem Christi nach der Geißelung ähnlich, entblößt wurde.

»Sire!« rief Catharina, ihn zurückhaltend, »Ihr fügt uns Allen eine Beleidigung zu: Ihr vergeßt die Schmach, die unserer Familie angetan worden ist! Ihr weist unser Blut zurück; ein Sohn von Frankreich soll allein an dem Sterbebette eines Königs von Frankreich knien. Mein Platz ist durch die Gesetze der Natur und der Etiquette bezeichnet, ich bleibe also.«

»Und mit welchem Rechte, Madame, bleibt Ihr hier?« fragte Karl.

»Mit dem Rechte der Mutter.«

»Ihr seid nicht mehr meine Mutter, Madame, als der Herzog von Alençon mein Bruder ist.«

»Ihr sprecht im Fieberwahne, mein Herr,« sagte Catharina. »Seit wann ist diejenige, welche das Leben gegeben hat, nicht mehr die Mutter dessen, welcher es empfangt?«

»Von dem Augenblicke an, Madame, wo diese entartete Mutter nimmt, was sie gegeben hat,« antwortete Karl, einen blutigen Schaum abwischend, der ihm auf die Lippen stieg,

»Was wollt Ihr damit sagen, Karl, ich verstehe Euch nicht,« murmelte Catharina, ihren Sohn mit erstaunten, weit aufgerissenen Augen anschauend.

»Ihr werdet mich begreifen, Madame.«

Karl suchte unter seinem Kopfpfuhl und zog einen kleinen silbernen Schlüssel hervor.

»Nehmt diesen Schlüssel, Madame, und öffnet meinen Reisekoffer; er enthält gewisse Papiere, welche für mich sprechen werden.«

Und Karl streckte seine Hand nach einem prachtvoll gearbeiteten Koffer ans, welcher mit einem silbernen Schlosse versehen war und an dem am meisten in die Augen fallenden Platze des Zimmers stand.

Beherrscht durch die erhabene Stellung, welche Karl über ihr einnahm, gehorchte Catharina, ging mit langsamen Schritten auf den Koffer zu, öffnete ihn, blickte in das Innere und wich plötzlich zurück, als hätte sie in den Seiten des Gerätes irgend eine

entschlummerte Schlange gesehen.

»Nun,« sprach Karl, der seine Mutter nicht aus den Augen verlor, »was ist denn in diesem Koffer, das Euch erschreckt?«

»Nichts,« erwiderte Catharina.

»Dann streckt Eure Hand hinein, Madame, und nehmt ein Buch heraus. Es muß ein Buch darin sein, nicht wahr?« sprach Karl mit einem bleichen Lächeln, das bei ihm furchtbarer war, als je bei einem Andern die schwerste Drohung.

»Ja,« stammelte Catharina.

»Ein Jagdbuch?«

»Ja.«

»Nehmt es und bringt es mir.«

Catharina erleichte trotz ihrer Standhaftigkeit und zitterte an allen Gliedern. Sie streckte ihre Hand in das Innere des Koffers und murmelte, indem sie das Buch nahm:

»Unseliges Geschick!«

»Gut!« sagte Karl. »Hört mich nun: dieses Jagdbuch, . . . ich war wahnsinnig, . . . ich liebte die Jagd über Alles, . . . dieses Jagdbuch, ich habe es zu sehr gelesen. Begreift Ihr, Madame? . . . «

Catharina stieß einen dumpfen Seufzer aus.

»Es war eine Schwäche,« fuhr Karl fort; »verbrennt es, Madame, Man soll die Schwächen der Könige nicht erfahren.«

Catharina näherte sich dem Kamine, warf das Buch mitten auf den brennenden Herd, blieb sinnend und unbeweglich davor stehen und betrachtete mit starrem Auge die bläulichen Flammen, welche die vergifteten Blätter verzehrten.

Während das Buch brannte, verbreitete sich ein Knoblauchgeruch in dem Zimmer.

Bald war es gänzlich verzehrt.

»Und nun, Madame, ruft meinen Bruder,« sprach Karl mit unwiderstehlicher Majestät.

Vom höchsten Erstaunen ergriffen, niedergebeugt unter vielfältigen Gemütsbewegungen, welche ihr tiefer Scharfsinn nicht zu analysieren, ihre beinahe übermenschliche Kraft nicht zu bekämpfen vermochten, machte Catharina einen Schritt vorwärts

und wollte sprechen.

Die Mutter hatte einen Gewissensbiß: die Königin hatte einen Schrecken: die Giftmischerin kehrte zu ihrem Hasse zurück.

Dieses Gefühl beherrschte alle andern.

»Verflucht sei er!« rief sie, aus dem Zimmer stürzend, »er triumphiert, er gelangt zu seinem Ziele; verflucht, verflucht sei er!«

»Ihr hört? meinen Bruder, meinen Bruder Heinrich!« rief Karl, seine Mutter mit der Stimme verfolgend, »meinen Bruder Heinrich, mit dem ich sogleich über, die Regentschaft des Königreiches sprechen will.«

Beinahe in demselben Augenblick trat Meister Ambroise Paré durch die Türe, der gegenüber, durch welche Catharina abgegangen war. Er blieb auf der Schwelle stehen, um die mit einem Metalldufte geschwängerte Atmosphäre des Zimmers einzuziehen, und sagte:

»Wer hat hier Arsenik verbrannt?«

»Ich,« antwortete der König.

XV.

Die Plattform des Turmes von Vincennes.

Heinrich von Navarra ging allein und träumerisch auf der Terrasse des Turmes umher; er wußte, daß der Hof in dem Schlosse war, das er hundert Schritte vor sich sah, und sein durchdringendes Auge erriet den sterbenden Karl hinter den Mauern.

Es war ein Wetter von Azur und Gold: ein breiter Sonnenstrahl spiegelte sich in den entfernten Ebenen, während er den Gipfel der auf den Reichtum ihres ersten Laubwerks stolzen Bäume des Waldes mit flüssigem Golde übergoß. Selbst die grauen Steine des Turmes schienen sich mit der sanften Wärme des Himmels zu schwängern, und wilde Nelken, von dem Hauche des Ostwindes in die Spalten der Mauer getragen, öffneten ihre roten und gelben Sammetblüthen den Küssen eines lauen Luftzuges.

Aber der Blick von Heinrich verweilte weder bei den grünen Ebenen, noch bei den vom Golde überstrahlten Gipfeln; sein Blick übersprang die zwischenliegenden Räume und heftete sich, glühend von Ehrgeiz, an die Hauptstadt Frankreichs, welche dazu bestimmt war, einst die Hauptstadt der Welt zu werden.

»Paris!« murmelte der König von Navarra, »da liegt Paris, das heißt die Freude, der Triumph, der Ruhm, die Macht und das Glück? Paris, wo der Louvre ist, und der Louvre, wo der Thron ist. Und ein Einziges trennt mich von dem so sehr ersehnten Paris, die Wälle, welche sich an meinen Füßen hinziehen und mit mir meine Feindin einschließen.«

Und seinen Blick von Paris nach Vincennes zurückführend, bemerkte er zu seiner Linken in einem von blühenden Mandelbäumen verschleierten Tälchen einen Mann, auf dessen Panzer hartnäckig ein Sonnenstrahl spielte, ein entflammter Punkt, welcher bei jeder Bewegung dieses Mannes im Raume umhersprang.

Dieser Mann saß auf einem feurigen Rosse und hielt an der Hand ein Pferd, das nicht minder ungeduldig zu sein schien.

Der König von Navarra heftete seine Augen auf den Reiter und

sah ihn sein Schwert aus der Scheide ziehen, die Spitze in sein Sacktuch stecken und dieses Sacktuch wie ein Signal schwingen.

In demselben Augenblick wiederholte sich auf dem Hügel gegenüber ein ähnliches Signal, dann flatterte es rings um das Schloß her wie, ein Gürtel von Sacktüchern.

Es war Herr von Mouy mit seinen Hugenotten. Sie wußten, daß der König im Sterben lag, und hatten sich befürchtend, es könnte etwas gegen Heinrich versucht werden, versammelt, um zur Verteidigung bereit zu sein.

Heinrich richtete seine Blicke auf den Reiter, den er zuerst wahrgenommen hatte, beugte sich über das Geländer hinaus, bedeckte sich die Augen mit der Hand, hielt so die Sonnenstrahlen ab, die ihn blendeten, und erkannte den jungen Hugenotten,

»Mouy!« rief er, als ob dieser es hätte hören können.

Und in seiner Freude, sich endlich von Freunden umgeben zu sehen, hob er selbst seinen Hut in die Höhe und ließ seine Schärpe flattern.

Alle die weißen Fähnchen bewegten sich abermals mit einer Lebhaftigkeit welche von ihrer Freude zeugte.

»Ah! sie erwarten mich,« sagte er, »und ich kann nicht zu ihnen kommen, . . . Warum tat ich es nicht, da ich es vielleicht vermochte! . . . Nun habe ich zu lange gezögert.«

Und er machte ihnen eine Gebärde der Verzweiflung, worauf von Mouy mit einem Zeichen antwortete, das wohl bedeuten sollte: »*Ich werde warten!*«

In diesem Augenblick hörte Heinrich Tritte auf der steinernen Treppe. Er zog sich rasch zurück. Die Hugenotten begriffen die Ursache dieses Rückzuges. Die Schwerter wurden wieder in die Scheide gestoßen und die Taschentücher verschwanden.

Heinrich sah von der Treppe her eine Frau kommen, deren keuchender Atem einen raschen Lauf andeutete, und erkannte, nicht ohne einen geheimen Schrecken, der ihn stets bei ihrem Anblick erfaßte, Catharina von Medicis.

Hinter ihr waren zwei Wachen, welche oben an der Treppe stille standen.

»Oh, oh!« murmelte Heinrich, »es muß etwas Neues, Wichtiges

vorgefallen sein, daß die Königin Mutter mich hier auf der Plattform des Turmes von Vincennes aufsucht.«

Catharina setzte sich auf eine steinerne Bank und lehnte sich an die Zinne, um Atem zu schöpfen.

Heinrich näherte sich ihr mit seinem freundlichsten Lächeln und fragte:

»Wollt Ihr mich suchen, meine gute Mutter?«

»Ja, mein Herr,« antwortete Catharina, »ich wollte Euch einen letzten Beweis meiner Zuneigung geben. Wir sind einem erhabenen Augenblicke nahe; der König stirbt und will Euch sprechen.«

»Mich?« versetzte Heinrich vor Freude bebend.

»Ja, Euch. Man hat ihm, ich bin es fest überzeugt, gesagt, daß Ihr nicht nur nach dem Throne von Navarra Euch seht, sondern daß Euer Streben auch nach dem Throne von Frankreich gerichtet sei.«

»Oh!« rief Heinrich.

»Das ist nicht der Fall, ich weiß es wohl, aber er glaubt es und Niemand zweifelt daran, daß der Unterredung, welche er mit Euch pflegen will, die Absicht zu Grunde liegt, Euch in eine Falle zu locken.«

»Mich.«

»Ja, Karl will, ehe er stirbt, wissen, was er von Euch zu fürchten oder zu hoffen hat, und von Eurer Antwort auf seine Anerbietungen, gebt wohl Acht, hängen die letzten Befehle ab, die er geben wird, das heißt Euer Leben oder Tod.«

»Aber was soll er mir denn anbieten?«

»Was weiß ich? Wahrscheinlich unmögliche Dinge!«

»Habt Ihr keine Ahnung, meine Mutter?«

»Nein, aber ich vermute, zum Beispiel . . . «

Catharina hielt inne.

»Was?«

»Ich vermute, daß er, die ehrgeizigen Absichten bei Euch voraussetzend, von denen man ihm gesagt hat, aus Eurem Munde den Beweis von diesem Ehrgeiz erlangen will. Denkt, er versuche Euch, wie man wohl die Schuldigen versucht, um ein

Geständnis ohne Folter hervorzurufen. Denkt,« fuhr Catharina, Heinrich fest anschauend, fort, »er trage Euch eine Statthalterschaft, sogar die Regentschaft an.«

Ein unsägliche Freude verbreitete sich in dem Herzen von Heinrich; aber er erriet den Schlag, und diese kräftige, geschmeidige Seele sprang unter dem Angriffe zurück.

»Mir?« sagte er, »die Falle wäre zu plump. Mir die Regentschaft, während Ihr da seid, während mein Schwager Alençon da ist?«

Catharina kniff sich in die Lippen, um ihre Freude zu verbergen.

»Ihr leistet auf die Regentschaft Verzicht?« fragte sie lebhaft.

»Der König ist tot,« dachte Heinrich, »und sie stellt mir eine Falle.«

Dann antwortete er laut:

»Ich muß zuerst den König von Frankreich hören, denn nach Eurem eigenen Geständnis Madame, ist Alles, was Ihr da sagt, nur eine Voraussetzung.«

»Allerdings,« sprach Catharina, »Ihr könnt Euch aber immerhin über Eure Absichten erklären.«

»Ei, mein Gott!« erwiderte Heinrich in unschuldigem Tone, »da ich keine Ansprüche habe, so habe ich auch keine Absichten.«

»Das heißt nicht antworten,« sagte Catharina, welche fühlte, daß die Zeit drängte, und sich von ihrem Zorne hinreißen ließ, »sprecht Euch auf die eine oder auf die andere Art aus.«

»Ich kann mich nicht über Voraussetzungen aussprechen. Es ist eine so schwierige und besonders so ernste Sache, einen bestimmten Entschluß zu fassen, daß man die Wirklichkeit abwarten muß.«

»Hört, mein Herr,« sagte Catharina, »es ist keine Zeit zu verlieren, und wir verlieren sie in leerem Streite und in gegenseitigen Feinheiten. Spielen wir unser Spiel als König und Königin. Nehmt, Ihr die Regentschaft an, so seid Ihr tot.«

»Der König lebt,« dachte Heinrich.

Dann sprach er laut und mit festem Tone:

»Madame, Gott hält das Leben der Menschen und der Könige in seinen Händen; er wird mich erleuchten. Man melde Seiner Majestät, ich sei bereit, vor ihm zu erscheinen.«

»Bedenkt es wohl, mein Herr.«

»Seit den zwei Jahren, die ich geächtet bin, seit dem Monat, den ich gefangen gehalten werde,« antwortete Heinrich mit ernstem Tone, »habe ich Zeit gehabt, nachzudenken, und ich habe nachgedacht. Wollt also die Güte haben, zu dem König hinabzugehen und ihm zu sagen, ich folge Euch. Diese zwei Braven,« fügte Heinrich, auf die zwei Soldaten deutend, bei, »werden darüber wachen, daß ich nicht entfliehe. Überdies ist dies gar nicht meine Absicht.«

Es lag ein solcher Ausdruck von Festigkeit in den Worten von Heinrich, daß Catharina wohl einsah, alle ihre Versuche, unter welcher Form sie auch verkleidet wären, würden nichts über ihn gewinnen, und sie stieg deshalb in Eile hinab.

Sobald sie verschwunden war, eilte Heinrich an die Brüstung und machte von Mouy ein Zeichen, womit er sagen wollte: »Nähert Euch und haltet Euch auf jedes Ereignis bereit.«

Von Mouy, welcher abgestiegen war, schwang sich in den Sattel, ritt im Galopp mit dem Handpferde vor und faßte zwei Büchenschüsse von dem Turme Posto.

Heinrich dankte ihm mit einer Gebärde und ging hinab.

Auf dem ersten Treppenabsatze fand er die zwei Soldaten, welche auf ihn warteten.

Ein doppelter Posten von Schweizern und Chevauxlegers bewachte den Eingang der Höfe, und man mußte durch eine doppelte Reihe von Partisanen schreiten, um in das Schloß zu kommen oder hinaus zu gelangen.

Catharina hatte hier angehalten und wartete.

Sie hieß die zwei Soldaten, welche Heinrich folgten, sich entfernen, legte eine von ihren Händen auf seinen Arm und sprach:

»Dieser Hof hat zwei Thore; an jenem, welches Ihr hinter den Gemächern des Königs seht, erwarten Euch, wenn Ihr die Regentschaft ausschlagt, ein gutes Pferd und die Freiheit: an diesem, durch welches Ihr so eben gegangen, wenn Ihr auf die Stimme des Ehrgeizes hört . . . Was sagt Ihr?«

»Ich sage, wenn der König mich zum Regenten macht, Madame, so werde ich den Soldaten Befehle geben, nicht Ihr. Ich

sage, wenn ich in der Nacht aus dem Schlosse gehe, werden sich alle diese Piken, alle diese Hellebarden, alle diese Musketen vor mir senken.«

»Wahnsinniger!« murmelte Catharina außer sich, »glaube mir, spiele mit Catharina nicht das furchtbare Spiel um Leben und Todt.«

»Warum nicht?« versetzte Heinrich, Catharina fest anschauend, »warum nicht eben so gut mit Euch, als mit jedem Anderen, da ich eben bis jetzt gewonnen habe?«

»Geht also zu dem König hinauf, mein Herr, da Ihr weder glauben noch hören wollt,« sagte Catharina mit einer Hand auf die Treppe deutend, mit der anderen mit einem von den zwei vergifteten Dolchen spielend, welche sie in der historisch gewordenen Scheide von schwarzen Chargin²⁹ trug.

»Geht zuerst hinauf, Madame,« erwiderte Heinrich, »so lange ich nicht Regent bin, gebührt Euch die Ehre des Vortritts.«

Catharina erriet alle seine Absichten, wagte es aber nicht, dagegen zu kämpfen, und ging voraus.

XVI.

Die Regentschaft.

Der König fing an ungeduldig zu werden. Er hatte Herrn von Nancey in sein Zimmer rufen lassen und ihm Befehl gegeben, Heinrich zu holen, als dieser erschien.

Karl stieß einen Freudenschrei aus, und Heinrich blieb erschrocken, als ob er sich einer Leiche gegenüber gesehen hätte.

Die zwei Ärzte, welche sich an seiner Seite befanden, entfernten sich; der Priester, der den unglücklichen Fürsten zu einem christlichen Ende ermahnt hatte, zog sich ebenfalls zurück.

Karl IX. war nicht beliebt, und doch weinte man viel in den Vorzimmern. Bei dem Tode der Könige, wie sie auch gewesen sein mögen, gibt es immer Leute, die etwas verlieren und dieses Etwas unter dem Nachfolger nicht wieder zu finden fürchten.

Diese Trauer, das Schluchzen, die Worte von Catharina, die finstren und majestätischen Zubereitungen bei den letzten Augenblicken eines Königs, der Anblick dieses Königs selbst, welcher von einer Krankheit befallen war, von der die Wissenschaft damals noch kein Beispiel gehabt hatte, brachten auf den noch jungen und folglich für Eindrücke empfänglichen Geist von Heinrich eine so furchtbare Wirkung hervor, daß er, obgleich entschlossen, bei Karl keine neue Unruhe über seinen Zustand zu veranlassen, wie gesagt, unfähig war, das Gefühl des Schreckens zurückzudrängen, das sich auf seinem Gesichte ausprägte, als er den König ganz von Blut tiefend erblickte.

Karl lächelte traurig; den Sterbenden entgeht kein Eindruck bei ihrer Umgebung.

»Kommt hierher, Henriot,« sagte er, seinem Schwager die Hand reichend, mit einer Weichheit der Stimme, welche Heinrich bis dahin nie bei ihm wahrgenommen hatte. »Kommt, denn es würde mir wehe tun, Euch nicht zu sehen; ich habe Euch in meinem Leben viel geplagt, mein armer Freund, und glaubt mir, ich mache es mir jetzt zum Vorwurf. Zuweilen habe ich denjenigen, welche

Euch verfolgten, die Hände gereicht; aber ein König ist nicht Herr der Ereignisse, und außer meiner Mutter Catharina, außer meinem Bruder Anjou, außer meinem Bruder Alençon, hatte ich über mir während meines Lebens etwas Beengendes, was von dem Tage, wo ich den Tod berühre, aufhört: die Staatsraison.«

»Sire,« stammelte Heinrich, ich erinnere mich an nichts mehr, als an die Liebe, die ich stets für meinen Schwager hegte, und an die Achtung, welche ich stets für meinen König gehabt habe.«

»Ja, ja, Du hast Recht,« sagte Karl, »und ich bin Dir dankbar, daß *Du* so sprichst, Henriot; denn Du hast in der Tat viel gelitten unter meiner Regierung, abgesehen davon, daß während dieser Zeit Deine arme Mutter gestorben ist. Aber Du mußtest sehen, daß man mich oft angetrieben hat. Zuweilen widerstand ich, zuweilen aber auch gab ich aus Ermüdung nach. Doch Du hast es gesagt, wir wollen nicht mehr von der Vergangenheit sprechen, nun da mich die Gegenwart drängt, da mich die Zukunft erschreckt.«

Und diese Worte sprechend, verbarg der arme König sein leichenblasses Gesicht in seinen fleischlosen Händen,

Dann nach kurzem Stillschweigen fuhr er, indem er sein Haupt schüttelte, um diesen traurigen Gedanken daraus zu verjagen, und dabei einen Bluttau um sich regnen ließ, mit leiser Stimme und sich gegen Heinrich vorbeugend fort:

»Man muß den Staat retten, man muß es verhindern, daß er in die Hände von Fanatikern oder Frauen fällt.«

Karl sprach diese Worte, wie gesagt, mit leiser Stimme, und dennoch glaubte er hinter der Tapete des Bettes etwas wie einen dumpfen Ausruf des Zornes zu vernehmen. Vielleicht gestattete eine, ohne daß es Karl selbst wußte, in der Wand angebrachte Öffnung der Königin Catharina, diese letzte Unterredung zu belauschen.

»Von Frauen?« versetzte der König von Navarra, um eine Erklärung hervorzurufen.

»Ja, Heinrich,« sagte Karl, »meine Mutter will die Regentschaft, bis mein Bruder von Polen zurückkehrt. Aber höre, was ich Dir sage, er wird nicht zurückkommen.«

»Wie! er wird nicht zurückkommen? . . . « rief Heinrich, dessen

Herz in der Stille vor Freude jauchzte.

»Nein, er wird nicht zurückkommen,« fuhr Karl fort, »seine Untertanen werden ihn nicht gehen lassen.«

»Aber glaubt Ihr nicht, mein Bruder, daß die Königin Mutter ihm zum Voraus geschrieben hat?«

»Allerdings! aber Nancey hat den Courier in Chateau-Thierry aufgefangen und mir den Brief zurückgebracht. Diesem Briefe nach sollte ich sterben, wie sie sagte. Doch ich schrieb auch nach Warschau. Mein Brief, ich bin es fest überzeugt, ist dort angekommen, und mein Bruder wird überwacht sein. Somit wird aller Wahrscheinlichkeit nach der Thron erledigt.«

Ein zweites Schauern, noch merklicher als das erste Mal, machte sich in dem Alkoven hörbar.

»Sie ist offenbar da,« sagte Heinrich zu sich selbst, »sie horcht, sie wartet.«

Karl hörte nichts.

»Ich sterbe nun ohne männliche Erben,« fuhr er fort.

Dann hielt er inne: ein süßer Gedanke schien sein Antlitz zu erleuchten, und seine Hand auf die Schulter des Königs von Navarra legend, sprach Karl:

»Ach! erinnerst Du Dich, Henriot, erinnerst Du Dich des armen kleinen Kindes, das ich Dir eines Abends, schlummernd und von einem Engel bewacht, gezeigt habe? Ach! Henriot, sie werden es mir töten!«

»Oh, Sire!« rief Heinrich, die Augen von Tränen befeuchtet, »ich schwöre Euch vor Gott, daß ich Tag und Nacht über seinem Leben wachen werde. Befehlt, mein König.«

»Ich danke, Henriot, ich danke,« sprach der König mit einem Ergusse, der seinem Charakter sehr ferne war und nur aus der Lage der Dinge hervorgehen konnte. »Ich nehme Dein Wort an. Mache keinen König aus ihm, . . . glücklicher Weise ist es nicht für den Thron geboren, . . . sondern einen glücklichen Menschen. Ich hinterlasse ihm ein unabhängiges Vermögen; es besitze den Adel seiner Mutter, den des Herzens. Vielleicht wäre es besser für das Kind, wenn man es für die Kirche bestimmen würde! es dürfte weniger Furcht einflößen. Oh! mir dünkt, ich würde, wenn nicht glücklicher, doch ruhiger sterben, hätte ich hier zu meinem Troste

die Liebkosungen des Kleinen und das sanfte Gesicht der Mutter.«

»Sire, könnt Ihr sie nicht holen lassen?«

»Die Unglücklichen! sie würden nicht von hier wegkommen. Es ist eine den Königen vorgeschriebene Bedingung: sie dürfen weder nach ihrem Gefallen leben, noch darnach sterben. Aber seitdem ich Dein Versprechen habe, bin ich ruhiger.«

Heinrich dachte nach.

»Ja allerdings, ich habe versprochen, mein König; werde ich aber auch halten können?«

»Was willst Du damit sagen?«

»Ich selbst, werde ich nicht geächtet, mehr noch bedroht sein, als der Kleine? Denn ich, ich bin ein Mann, und er ist nur ein Kind.«

»Du täuschest Dich,« antwortete Karl, »bin ich einmal tot, so wirst Du stark und mächtig, und dieses wird Dir Kraft und Macht verleihen.«

Bei diesen Worten zog der Sterbende ein Pergament unter seinem Kopfkissen hervor.

»Nimm,« sagte er.

Heinrich durchlief das mit dem königlichen Siegel versehene Blatt.

»Mir die Regentschaft?« fragte er vor Freude erbleichend.

»Ja, Dir die Regentschaft in Erwartung der Rückkehr des Herzogs von Anjou, und da der Herzog aller Wahrscheinlichkeit nach nicht zurückkehren wird, so verleiht Dir dieses Papier nicht die Regentschaft, sondern den Thron.«

»Mir den Thron?« murmelte Heinrich.

»Ja,« sprach Karl, »Dir, der allein würdig und besonders fähig ist, diese galanten Wüstlinge, diese verlorenen Töchter zu regieren, die von Blut und Tränen leben. Mein Bruder Alençon ist ein Verräter; er wird ein Verräter gegen Alle sein. Laß ihn also in dem Turme, in welchen ich ihn gesperrt habe. Meine Mutter wird Dich umbringen wollen, verbanne sie. Mein Bruder Anjou wird in den, in vier Monaten, in einem Jahr vielleicht Warschau verlassen und Dir die Gewalt streitig machen; antworte Heinrich durch ein Breve des Papstes. Ich habe diese Sache durch meinen

Botschafter, den Herzog von Nevers, unterhandelt, und Du wirst unverzüglich das Breve erhalten.«

»Oh, mein König!«

»Fürchte nur Eines, Heinrich, den Bürgerkrieg. Bleibst Du jedoch bekehrt, so vermeidest Du ihn; denn die Hugenottenpartei hat nur unter der Bedingung Bestand, daß Du Dich an die Spitze derselben stellst, und Herr von Condé besitzt nicht die Kraft, gegen Dich zu kämpfen, Frankreich ist ein Land der Ebenen, Heinrich, folglich ein katholisches Land. Der König von Frankreich muß der König der Katholiken und nicht der der Hugenotten sein; denn der König von Frankreich muß der König der Mehrzahl sein. Man sagt, ich fühle Gewissensbisse, daß ich die Bartholomäusnacht gemacht habe; Zweifel, ja; Gewissensbisse, nein. Man sagt: ich schwitze das Blut der Hugenotten durch alle Poren. Ich weiß, was ich ausschwitze, Arsenik und nicht Blut.«

»Oh! Sire. was sagt Ihr?«

»Nichts. Soll mein Tod gerächt werden, Henriot, so soll es durch Gott allein geschehen. Sprechen wir hiervon nur noch, um die Ereignisse vorherzusehen, welche die Folgen davon sein werden. Ich hinterlasse Dir ein gutes Parlament, ein erprobtes Heer. Stütze Dich auf das Parlament und auf das Heer, um Deinen zwei einzigen Feinden, meiner Mutter und dem Herzog von Alençon, zu widerstehen.«

In diesem Augenblick hörte man in der Vorhalle ein dumpfes Geräusch von Waffen und militärischen Befehlen,

»Ich bin tot,« murmelte Heinrich.

»Du fürchtest, Du zögerst?« sagte Karl unruhig.

»Ich!« versetzte Heinrich, »nein, ich fürchte nicht; nein, ich zögere nicht: ich nehme an.«

Karl reichte ihm die Hand. Und da sich in diesem Augenblick seine Amme ihm näherte, einen Trank in der Hand haltend, den sie in dem anstoßenden Zimmer bereitet hatte, ohne darauf Achtung zu geben, daß sich das Geschick von Frankreich drei Schritte von ihr entschied, sprach er:

»Rufe meine Mutter, gute Amme, und sage auch, man möge Herrn von Alençon kommen lassen.«

XVII.

Der König ist tot: es lebe der König!

Catharina und der Herzog von Alençon traten, Beide leichenbleich vor Schrecken und zitternd vor Wut, ein paar Minuten nachher ein, Catharina wußte, wie es Heinrich erraten, Alles und hatte Franz mit wenigen Worten Alles mitgeteilt. Sie machten einige Schritte und blieben dann wartend stehen.

Heinrich stand oben an dem Bette von Karl.

Der König wußte nicht, was vorgegangen war, und erklärte ihnen seinen Willen.

»Madame,« sagte er zu seiner Mutter, »hätte ich einen Sohn, so würdet Ihr Regentin, oder in Ermangelung von Euch würde es der König von Polen, oder in Ermangelung des Königs von Polen mein Bruder Franz; aber ich habe keinen Sohn, und nach mir gehört der Thron meinem Bruder, dem Herzog von Anjou, welcher abwesend ist. Da er früher oder später erscheinen wird, um diesen Thron zu fordern, so soll er nach meinem Willen nicht einen Menschen an seinem Platze treffen, der durch beinahe gleiche Rechte ihm seine Ansprüche streitig machen könnte und folglich das Königreich Prätendenten-Kriegen preisgeben würde. Darum nehme ich Euch nicht zur Regentin, Madame; denn Ihr hättet zwischen Euren zwei Söhnen zu wählen, was sehr peinlich für Euer Herz wäre. Darum wähle ich nicht meinen Bruder Franz, denn Franz könnte zu, seinem älteren Bruder sagen: ›Ihr hattet einen Thron, warum verließt Ihr denselben?‹ — Nein, ich wähle einen Regenten, der die Krone in Verwahrung nehmen kann und sie in seinen Händen und nicht auf seinem Kopf behält. Diesen Regenten, begrüßt ihn, Madame, begrüßt ihn, mein Bruder; dieser Regent ist der König von Navarra.«

Und mit einer Gebärde des höchsten Befehles begrüßte er Heinrich mit der Hand.

Catharina und Alençon machten eine Bewegung, welche zwischen einem Nervenzittern und einem Gruße mitten inne stand.

»Nehmt, durchlauchtiger Regent,« sprach Karl zu dem König von Navarra, »hier ist das Pergament, das Euch bis zur Rückkehr des Königs von Polen den Oberbefehl über die Armeen, die Schlüssel des Schatzes, das königliche Recht und die königliche Gewalt verleiht.«

Catharina verschlang Heinrich mit dem Blicke; Franz war so wankend, daß er sich kaum aufrecht zu halten vermochte; aber die Schwäche des Einen und die Festigkeit der Andern zeigten ihm, statt ihn zu beruhigen, die ihn ganz von Nahem bedrohende Gefahr.

Heinrich machte nichtsdestoweniger eine heftige Anstrengung, und seine Furcht überwältigend nahm er die Rolle aus den Händen des Königs, richtete sich in seiner ganzen Höhe auf und heftete auf Catharina und Franz einen Blick, mit dem er wohl sagen wollte:

»Nehmt Euch, in Acht, ich bin Euer Gebieter.«

Catharina begriff diesen Blick,

»Nein, nein, nie!« sagte sie, »nie soll mein Geschlecht das Haupt unter einem fremden Geschlechte beugen; nie soll ein Bourbon in Frankreich regieren, so lange ein Valois übrig bleibt.«

»Meine Mutter, meine Mutter,« rief Karl IX., sich furchtbarer als je in seinem Bette mit den geröteten Tüchern erhebend, »nehmt Euch in Acht, noch bin ich König, nicht mehr für lange Zeit, ich weiß es wohl, aber es bedarf nicht langer Zeit, um die Mörder und Giftmischer zu bestrafen.«

»Wohl, so gebt diesen Befehl, wenn Ihr es wagt. Ich, ich werde die meinigen geben. Kommt, Franz, kommt!«

Und sie ging, den Herzog von Alençon mit sich ziehend, rasch hinaus.

»Nancey!« rief Karl. »Nancey, herbei, herbei! Ich befehle es, ich will es, verhaftet meine Mutter, verhaftet meinen Bruder, verhaftet . . . «

Ein Blutstrom schnitt Karl das Wort in dem Augenblick ab, wo der Kapitän der Garden die Türe öffnete und der König röchelte halb erstickt auf seinem Bette.

Nancey hatte nur seinen Namen gehört. Die Befehle, welche daraus gefolgt waren, hatten sich, minder deutlich

ausgesprochen, in der Luft verloren.

»Bewacht die Türe,« sagte Heinrich, »und laßt Niemand eintreten.«

Nancey verbeugte sich und ging ab.

Heinrich richtete seine Augen wieder auf den leblosen Körper, den man für eine Leiche hätte halten können, würde nicht ein leichter Hauch die Schaumfranse bewegt haben, welche seine Lippen umgab.

Er betrachtete den König lange und sagte dann, mit sich selbst sprechend:

»Das ist der entscheidende Augenblick . . . soll ich regieren? soll ich leben?«

In derselben Sekunde hob sich der Vorhang des Alkoven, ein bleiches Haupt erschien dahinter und eine Stimme ertönte mitten unter dem Schweigen des Todes, das in dem königlichen Zimmer herrschte.

»Lebt,« sagte diese Stimme.

»René!« rief Heinrich.

»Ja, Sire,«

»Deine Weissagung ist also falsch: ich werde nicht König sein?« rief Heinrich.

»Ihr werdet es sein, Sire; aber die Stunde ist noch nicht gekommen.«

»Woher weißt Du das? Sprich! damit ich erkenne, ob ich Dir glauben soll.«

»Hört!«

»Ich höre.«

»Bückt Euch.«

Heinrich bückte sich über den Körper von Karl. René beugte sich ebenfalls. Es trennte sie nur die Breite des Bettes, und die Entfernung wurde noch durch ihre doppelte Bewegung vermindert, Zwischen Beiden lag immer noch ohne Stimme und ohne Bewegung, der Leib des sterbenden Königs.

»Hört,« sagte René, »durch die Königin Mutter hierher bestellt, um Euch zu verderben, will ich lieber Euch dienen, denn ich habe Vertrauen zu Eurem Horoscop, und wenn ich Euch diene, finde

ich zugleich in dem, was ich tue, das Interesse meines Leibes und meiner Seele.«

»Und es ist ebenfalls die Königin, die Dir befohlen hat, mir dieses zu sagen?« fragte Heinrich voll Zweifel und Bangigkeit.

»Nein,« sprach René, »aber vernehmt ein Geheimnis.«

Und er neigte sich noch mehr Heinrich ahmte ihn nach, so daß ihre Köpfe sich beinahe berührten.

Diese Unterredung zweier über den Leib eines sterbenden Königs gebeugter Männer hatte etwas so Düsteres, daß sich die Haare des abergläubischen Florentiners auf seinem Haupte sträubten, indes ein starker Schweiß auf der Stirne von Heinrich perlte.

»Hört,« fuhr René fort, »hört ein Geheimnis, das ich allein kenne, und das ich Euch enthülle, wenn Ihr mir bei diesem Sterbenden schwört, mir den Tod Eurer Mutter zu verzeihen.«

»Ich habe es Euch bereits einmal versprochen,« sagte Heinrich, dessen Gesicht sich merklich verdüsterte.

»Versprochen, aber nicht geschworen,« versetzte René und machte eine Bewegung rückwärts.

»Ich schwöre es Euch,« sprach Heinrich, seine rechte Hand über dem Haupte des Königs ausstreckend.

»Wohl, Sire,« sagte der Florentiner hastig, »der König von Polen kommt.«

»Nein,« erwiderte Heinrich, »der Courier ist durch König Karl aufgehalten worden.«

»Der König Karl hat nur einen auf der Straße nach Chateau-Thierry ausgehalten; aber die Königin Mutter hat in ihrer Vorsicht drei auf verschiedenen Wegen abgeschickt.«

»Oh, wehe mir!« rief Heinrich.

»Ein Bote ist diesen Morgen von Warschau angekommen. Der König reiste hinter ihm ab, ohne daß Jemand daran dachte, sich zu widersetzen; denn in Warschau wußte man noch nichts von der Krankheit des Königs. Der Bote ist Heinrich von Anjou nur um einige Stunden voran.«

»Oh! hätte ich doch wenigstens acht Tage!«

»Ja, aber Ihr habt nicht einmal acht Stunden. Hörtet Ihr das Geräusch der Waffen, die man in Bereitschaft setzt?«

»Ja,«

»Diese Waffen, man hält sie für Euch bereit; sie werden kommen und Euch sogar hier in dem Zimmer des Königs morden.«

»Der König ist noch nicht tot.«

René schaute Karl fest an.

»In zehn Minuten wird er es sein, Ihr habt also noch zehn Minuten, vielleicht weniger zu leben.«

»Was soll ich tun?«

»Fliehen, ohne eine Minute, ohne eine Sekunde zu verlieren.«

»Aber wie dies? Wenn sie im Vorzimmer warten, werden sie mich töten, sobald ich hinauskomme.«

»Hört, ich wage Alles für Euch. Vergeßt es nie.«

»Seid unbesorgt.«

»Folgt mir durch diesen geheimen Gang, ich führe Euch bis zu der Schlupfporte. Dann, um Euch Zeit zu gönnen, gehe ich zu der Königin und melde ihr, Ihr steigt eben hinab. Man wird glauben, Ihr habet diesen geheimen Gang entdeckt und denselben zu Eurer Flucht benutzt. Kommt, kommt!«

Heinrich bückte sich auf Karl hinab, küßte ihn auf die Stirne und sprach:

»Gott befohlen, mein Bruder. Ich werde es nie vergessen, daß es Dein letzter Wunsch war, in mir Deinen Nachfolger zu sehen; ich werde nie vergessen, daß es Dein letzter Wille war, mich zum König zu machen. Stirb im Frieden! Im Namen unserer Brüder verzeihe ich Dir das vergossene Blut!«

»Geschwinde, geschwinde!« sagte René, »er kommt zu sich! flieht, ehe er die Augen öffnet, flieht!«

»Amme,« murmelte Karl, »Amme!«

Heinrich nahm von dem Kopfkissen von Karl das nun unnütze Schwert des sterbenden Königs, steckte das Pergament, welches ihn zum Regenten machte, in seine Brust, küßte Karl zum letzten Male auf die Stirne, wandte sich um das Bett und eilte durch die Öffnung, die sich wieder hinter ihm schloß.

»Amme!« rief der König mit stärkerer Stimme.

Die gute Frau eilte herbei.

»Nun, was gibt es, mein Charlot?« fragte sie.

»Amme,« sprach der König, das Augenlid geöffnet und das Auge erweitert durch die furchtbare Starrheit des Todes, »es muß etwas vorgefallen sein, während ich schlief: ich sehe ein großes Licht; ich sehe Gott, unsern Herrn; ich sehe unsern Herrn Jesus; ich sehe die gebenedeite Jungfrau Maria. Sie beten, sie flehen für mich: der Allmächtige verzeiht mir . . . Er ruft mich! Mein Gott! mein Gott! nimm mich in Deine Barmherzigkeit auf! . . . Mein Gott! vergiß, daß ich König war, denn ich komme zu Dir ohne Scepter und ohne Krone. Mein Gott! vergiß die Verbrechen des Königs, um Dich nur der Leiden des Menschen zu erinnern. Mein Gott! hier bin ich!«

Und Karl, der während er diese Worte sprach, sich immer mehr erhoben hatte, gleichsam um der Stimme, die ihn rief, entgegenzugehen, stieß nur einen Seufzer aus und fiel starr und unbeweglich in die Arme seiner Amme.

Mittlerweile und während die von Catharina befehligten Soldaten sich in der Flur ausstellten, durch welche Heinrich kommen sollte, folgte dieser, von René geführt, dem geheimen Gange, erreichte die Schlupfpforte, schwang sich auf das Pferd, das seiner harrte, und jagte nach dem Orte, wo er Herrn von Mouy zu finden wußte.

Bei dem Getöse seines Pferdes, dessen Galopp das sonore Pflaster erdröhnen machte, wandten sich plötzlich einige Wachen um und riefen:

»Er flieht! er flieht!«

»Wer flieht?« schrie die Königin Mutter, sich einem Fenster nähernd.

»Der König Heinrich! der König von Navarra!« riefen die Wachen.

»Feuer!« sprach Catharina, »gebt Feuer auf ihn.«

Die Wachen schlugen an; aber Heinrich war bereits zu weit entfernt.

»Er flieht!« rief die Königin Mutter, »er ist folglich besiegt!«

»Er flieht!« murmelte der Herzog von Alençon, »ich bin folglich König!«

Aber in demselben Augenblick, und während Franz und seine

Mutter noch am Fenster standen, krachte die Zugbrücke unter den Hufen der Pferde. Man vernahm Waffengeklirre und ein gewaltiges Getöse. Ein junger Mann sprengte im Galopp, gefolgt von vier Edelleuten, welche wie er mit Schweiß, Staub und Schaum bedeckt waren, in den Hof und rief: »*Frankreich!*«

»Mein Sohn!« schrie Catharina, beide Arme aus dem Fenster streckend.

»Meine Mutter!« erwiderte der junge Mann, vom Pferde springend.

»Mein Bruder Anjou!« rief Franz voll Schrecken und warf sich zurück.

»Ist es zu spät?« fragte Heinrich von Anjou seine Mutter.

»Nein, im Gegenteil, es ist gerade die rechte Zeit. Hätte Dich Gott an der Hand geführt, er könnte Dich nicht gelegener hierher gebracht haben. Schau' und höre.«

Herr von Nancey, der Kapitän der Gardien, trat wirklich auf den Balcon des königlichen Gemaches.

Alle Blicke wandten sich nach ihm.

Er brach ein Stäbchen entzwei, streckte, in jeder Hand eines von den zweien Stücken haltend die Arme aus und rief:

»König Karl IX. ist tot! König Karl IX. ist tot! König Karl IX. ist tot!«

Und er ließ die zwei Stücke des Stäbchens fallen.

»Es lebe König Heinrich III.!« rief nun Catharina, sich in frommer Dankbarkeit bekreuzend. »Es lebe König Heinrich III.!«

Alle Stimmen, die des Herzogs Franz ausgenommen, wiederholten diesen Ruf.

»Ah! sie hat mich hintergangen,« sprach Franz, sich die Brust mit den Nägeln zerfleischend.

»Ich siege,« rief Catharina, »und dieser verhaßte Bearner wird nicht regieren!«

XVIII.

Epilog.

Ein Jahr war seit dem Tode von König Karl IX. und der Thronbesteigung seines Nachfolgers abgelaufen,

König Heinrich III., glücklicher Fürst des Landes durch die Gnade Gottes und seiner Mutter Catharina, hatte sich zu einer schönen Prozeßion zu Ehren Unserer Lieben Frau von Cléry begeben.

Er war mit der Königin seiner Gemahlin und dem ganzen Hofe zu Fuße abgegangen.

König Heinrich III. konnte sich wohl diesen kleinen Zeitvertreib erlauben: keine ernste Sorge nahm ihn zu dieser Stunde in Anspruch. Der König von Navarra befand sich in Navarra, wo er schon so lange zu sein gewünscht hatte, und beschäftigte sich viel, wie man sagte, mit einem hübschen Mädchen aus dem Blute der Montmorency, das er die Fosseuse nannte. Margarethe war bei ihm, traurig und düster; sie fand in seinen schönen Gebirgen keine Zerstreuung, aber doch wenigstens eine Erleichterung für die zwei großen Schmerzen ihres Lebens: die Abwesenheit und den Tod.

Paris war sehr ruhig und die Königin Mutter, die man, seit ihr geliebter Sohn Heinrich König war, wirklich als Regentin betrachten konnte, hielt sich daselbst abwechselnd im Louvre und im Hotel de Soissons auf, das auf der Stelle lag, welches gegenwärtig die Fruchthalle bedeckt, und wovon nur noch die zierliche Säule übrig ist, die man vor der Straße sieht.

Sie war eines Abends damit beschäftigt, die Gestirne mit René zu studieren, von dessen kleinen Verrätereien sie nichts wußte, und der bei ihr durch das falsche Zeugnis, das er in der Angelegenheit von Coconnas und La Mole abgelegt hatte, wieder in Gnade gekommen war, als man ihr meldete, ein Mann, der ihr eine Sache von größter Wichtigkeit mitteilen zu müssen behauptete, warte in ihrem Betzimmer.

Sie ging rasch hinab und fand Herrn von Maurevel.

»Er ist hier!« rief der ehemalige Kapitän der Pedardirer, der gegen die königliche Etiquette Catharina keine Zeit ließ, das Wort an ihn zu richten.

»Wer, er?« sagte Catharina.

»Wer soll es sein, Madame, wenn nicht der König von Navarra?«

»Hier?« versetzte Catharina, »hier! . . . er! . . . Heinrich! . . . Und was will der Unkluge hier?«

»Wenn man dem Anscheine glauben dürfte, so käme er, um Frau von Sauves zu sehen. Glaubt man der Wahrscheinlichkeit, so kommt er, um gegen den König zu konspirieren.«

»Und woher wißt Ihr, daß er hier ist?«

»Gestern sah ich ihn in ein Haus treten, und einen Augenblick nachher kam Frau von Sauves eben dahin.«

»Wißt Ihr gewiß, daß er es ist?«

»Ich wartete seine Rückkehr ab, das heißt, ich wartete einen Teil der Nacht. Um drei Uhr begaben sich die zwei Liebenden wieder auf den Weg. Der König führte Frau von Sauves bis zu der Pforte des Louvre. Hier trat sie mit Hilfe des Concierge, der ohne Zweifel in ihrem Interesse ist, ohne beunruhigt zu werden ein, und der König kehrte ein Lied trällernd und mit so freiem Schritte zurück, als wäre er mitten in seinem Gebirge.«

»Wohin ist er zurückgekehrt?«

»In die Rue de l'Arbre-Sec, in den Gasthof zum Schönen Gestirn, zu demselben Wirte, wo die zwei Zauberer wohnten, welche Eure Majestät enthaupten ließ.«

»Warum habt Ihr mir das nicht sogleich gemeldet?«

»Weil ich meiner Sache noch nicht gewiß genug war.«

»Während jetzt? . . . «

»Jetzt bin ich es.«

»Ihr habt ihn gesehen?«

»Vollkommen. Ich lag bei einem Weinhändler gegenüber im Hinterhalt; ich sah ihn zuerst in dasselbe Haus wie am Abend vorher eintreten; dann, da Frau von Sauves zögerte, hielt er unkluger Weise sein Gesicht an eine Fensterscheibe im ersten Stocke, und diesmal blieb mir kein Zweifel mehr. Überdies kam

einen Augenblick nachher Frau von Sauves abermals zu ihm.«

»Und Ihr glaubt, sie werden wie in der vergangenen Nacht bis drei Uhr Morgens bleiben?«

»Es ist wahrscheinlich.«

»Wo ist dieses Haus?«

»Bei der Croix-des-Petits-Champs, gegen Saint-Honoré.«

»Gut. Herr von Sauves kennt Eure Handschrift nicht?«

»Nein.«

»Setzt Euch und schreibt.«

Maurevel gehorchte, nahm eine Feder und sprach:

»Madame, ich bin bereit.«

Catharina diktierte:

»Während der Baron von Sauves seinen Dienst im Louvre tut, ist die Baronin mit einem ihr befreundeten Laffen in einem Hause in der Nähe der Croix-des-Petits-Champs, gegen Saint-Honoré; der Baron kann das Haus an einem roten Kreuze erkennen, das man an die Mauer machen wird.«

»Was soll ich hiermit tun?« fragte Maurevel.

»Macht eine Abschrift von diesem Briefe,« sprach Catharina, Maurevel gehorchte,

»Nun laßt einen von diesen Briefen durch einen gewandten Menschen dem Baron von Sauves zustellen,« sagte die Königin, »und den andern soll dieser Mensch in den Gängen des Louvre fallen lassen.«

»Ich begreife nicht,« versetzte Maurevel.

Catharina zuckte die Achseln.

»Ihr begreift nicht, daß ein Ehemann, der einen solchen Brief erhält, sich ärgert?«

»Wie mir scheint, ärgerte er sich nicht zur Zeit des Königs von Navarra.«

»Einem König gehen Dinge hin, die einem einfachen Liebhaber nicht hingehen. Ärgert er sich übrigens nicht, so werdet Ihr Euch für ihn ärgern.«

»Ich?«

»Allerdings.«

»Ihr nehmt einen Mann, sechs Mann, wenn es sein muß, Ihr verummumt Euch, sprengt die Türe, als ob Ihr von dem Baron abgeschickt wäret, Ihr überrascht die Liebenden mitten in ihrer geheimen Zusammenkunft, Ihr schlagt im Namen des Gatten, und das Billett, welches in einem Gange des Louvre verloren und von einer guten Seele gefunden worden ist, die es bereits in Umlauf gebracht hat, beweist am andern Tage, daß es eine Rache des Mannes gewesen ist. Nur hat es der Zufall gefügt, daß der Liebhaber der König von Navarra war; aber wer konnte dieß erraten, da Jedermann glaubte, er wäre in Pau.«

Maurevel schaute Catharina voll Bewunderung an, und entfernte sich mit einer tiefen Verbeugung.

Zu gleicher Zeit, da Maurevel das Hotel Soissons verließ, trat Frau von Sauves in das kleine Haus der Croix-des-Petits-Champs.

Heinrich erwartete sie an der halb geöffneten Türe.

Sobald er sie auf der Treppe erblickte, fragte er:

»Man ist Euch nicht gefolgt?«

»Nein,« erwiderte Charlotte, »wenigstens nicht, daß ich es wüßte.«

»Ich meines Teils glaube, man ist mir nicht nur in der vergangenen Nacht, sondern auch diesen Abend, gefolgt.«

»Ah! mein Gott, Ihr erschreckt mich, Sire; wenn ein gutes Andenken, das Ihr einer alten Freundin gönnt, eine schlimme Folge für Euch hätte, ich wäre untröstlich.«

»Seid unbesorgt, Geliebte,« sagte der Bearner, »wir haben drei Schwerter, welche im Schatten wachen.«

»Drei, das ist sehr wenig, Sire,«

»Das ist genug, wenn diese Schwerter Mouy, Saucourt und Barthèlemy heißen.«

»Herr von Mouy ist also mit Euch in Paris?«

»Allerdings.«

»Er wagte es, in die Hauptstadt zurückzukehren? Er hat also wie Ihr irgend eine arme Frau, welche in ihn verliebt ist?«

»Nein, aber einen Feind, dessen Tod er geschworen hat. Nur der Haß, meine Heure, läßt den Menschen so viele Thorheiten begehen als die Liebe.«

»Ich danke, Sire.«

»Oh, ich sage das nicht in Beziehung auf die gegenwärtigen Thorheiten, sondern in Beziehung auf die vorhergegangenen und zukünftigen. Aber streiten wir nicht hierüber, wir haben keine Zeit zu verlieren.«

»Ihr habt also immer noch im Sinne, abzureisen?«

»Diese Nacht.«

»Die Angelegenheiten, deren wegen Ihr nach Paris gekommen seid, sind beendet?«

»Ich bin Euretwegen gekommen.«

»Gascogner!«

»Ventre-saint-gris! mein Liebchen, ich spreche die Wahrheit; aber fort mit diesen Erinnerungen, ich habe noch zwei oder drei Stunden, um glücklich zu sein, und dann eine Trennung auf ewig.«

»Ah! Sire,« sprach Frau von Sauves, »es gibt nichts Ewiges, als meine Liebe,.«

Heinrich sagte kurz zuvor, er hätte keine Zeit zum Streiten; er stritt also nicht, er glaubte, oder der Skeptiker gab sich wenigstens den Anschein, als ob er glaubte.

Herr von Mouy und seine Gefährten waren, wie dies der König von Navarra erwähnt, mittlerweile in der Umgegend des Hauses verborgen. Der Verabredung gemäß sollte Heinrich das kleine Haus um Mitternacht statt um drei Uhr verlassen; man würde sodann Frau von Sauves in den Louvre zurückbegleiten und von da sich nach der Rue de la Cerisaie begeben, wo Maurevel wohnte.

Erst im Verlaufe des Tages hatte Herr von Mouy endlich sichere Nachricht von dem Hause bekommen, das sein Feind bewohnte.

Sie waren ungefähr seit einer Stunde an ihrem Posten, als sie einen Menschen, auf einige Schritte von fünf andern gefolgt, erblickten, der sich der Türe, des kleinen Hauses näherte und nach einander verschiedene Schlüssel versuchte.

Bei diesem Anblick machte Herr von Mouy, der in der Vertiefung einer benachbarten Türe verborgen war, nur einen Sprung von seinem Verstecke bis zu diesem Menschen und faßte ihn beim Arme.

»Wartet einen Augenblick,« sagte er, »man geht nicht da hinein.«

Der Mensch machte einen Satz zurück, und hierbei fiel ihm sein Hut vom Kopfe.

»Mouy von Saint-Phale!« rief er.

»Maurevel!« brüllte der Hugenott, sein Schwert erhebend, »Ich suche Dich, Du kommst mir entgegen, ich danke!«

Aber der Grimm ließ ihn Heinrich nicht vergessen, und sich gegen das Fenster umwendend piff er auf die Weise, der Bearner Hirten.

»Das wird genügen,« sagte er zu Saucourt. »Nun herbei, Mörder, herbei!«

Und er stürzte auf Maurevel zu.

Dieser hatte Zeit gehabt, eine Pistole aus seinem Gürtel zu ziehen.

»Ah! diesmal,« sprach der Totschläger des Königs, auf den jungen Mann zielend, »diesmal glaube ich, daß Du tot bist.«

Und er drückte los. Aber Herr von Mouy warf sich auf die rechte Seite, und die Kugel zischte vorüber, ohne ihn zu treffen.

»Nun ist die Reihe an mir,« rief der junge Mann. Und er brachte Maurevel einen so furchtbaren Schwertstreich bei, daß die scharfe Spitze, obgleich der Streich den ledernen Gürtel traf, das Hindernis durchdrang und tief in das Fleisch ging.

Der Mörder stieß einen wilden Schrei aus, der einen so tiefen Schmerz kundgab, daß die Sbirren, welche ihn begleiteten, glaubten, er wäre auf den Tod verwundet, und erschrocken in der Richtung der Rue Saint-Honoré entflohen.

Maurevel war nicht tapfer. Als er sah, daß er von seinen Leuten verlassen war, und da er einen Gegner, wie Mouy, vor sich hatte, suchte er ebenfalls die Flucht zu ergreifen und eilte, um Hilfe schreiend, auf demselben Wege fort, den die Sbirren genommen hatten.

Herr von Mouy, Saucourt und Barthèlemy verfolgten dieselben von ihrem Eifer fortgerissen.

Als sie in die Rue de Grenéle gelangten, in die sie gelaufen waren, um ihnen den Weg abzuschneiden, öffnete sich ein Fenster, und ein Mann sprang aus dem ersten Stocke auf die vom

Regen frisch benetzte Erde.

Es war Heinrich.

Das Pfeifen von Herrn von Mouy hatte ihn auf irgend eine Gefahr aufmerksam gemacht, der Pistolenschuß zeigte ihm an, daß die Gefahr groß war, und bewog ihn, seinen Freunden zu Hilfe zu eilen.

Feurig, kräftig, stürzte er ihnen mit dem Schwerte in der Hand nach.

Ein Schrei leitete ihn: er kam von der Barrière des Sergents. Es war Maurevel, der, sich von Mouy bedrängt fühlend, zum zweiten Male seine vom Schrecken fortgerissenen Leute zu Hilfe rief.

Er mußte sich umdrehen oder von hinten erdolcht werden, Maurevel wandte sich um, begegnete dem Eisen seines Feindes und führte beinahe in demselben Augenblick einen so geschickten Stoß gegen ihn, daß seine Schärpe durchbohrt wurde. Aber Herr von Mouy stieß sogleich nach, das Schwert drang abermals in das Fleisch, und ein doppelter Blutstrahl sprang aus einer doppelten Wunde hervor.

»Frisch auf! Mouy,« rief Heinrich, welcher eben ankam, »frisch auf!«

Herr von Mouy bedurfte keiner Ermutigung. Er griff Maurevel auf's Neue an, aber dieser erwartete ihn nicht. Seine linke Hand an seine Wunde haltend, nahm er einen verzweiflungsvollen Lauf.

»Schlag' ihn rasch tot,« rief der König, »Seine Soldaten halten an, und die Verzweiflung der Feigen taugt nichts für die Braven.«

Maurevel, dessen Lungen beinahe zersprangen, dessen Atem pfiß, dem ein blutiger Schweiß aus dem Leibe stand, fiel plötzlich vor Erschöpfung nieder, aber rasch erhob er sich wieder, und sich aus einem Knie umdrehend, bot er Mouy die Spitze seines Schwertes.

»Freunde, Freunde!« rief Maurevel, »sie sind nur zu Zwei! Feuer! schießt auf sie!«

Saucourt und Barthèlemy hatten sich wirklich bei der Verfolgung von zwei Sbirren, welche durch die Rue des Poulies fortgelaufen waren, verirrt, und der König und Herr von Mouy befanden sich allein den vier Menschen gegenüber.

»Feuer!« brüllte Maurevel fortwährend, indes einer von seinen

Soldaten wirklich mit seiner Büchse anschlug.

»Ja, aber zuvor stirb, Verräter, stirb, Elender, stirb verdammt wie ein Mörder!« rief Herr von Mouy.

Und er ergriff mit der einen Hand das schneidende Schwert von Maurevel und tauchte mit der andern das seinige von oben nach unten seinem Feinde in die Brust, und zwar mit solcher Kraft, daß er ihn an die Erde spießte.

»Hab' Acht! hab? Acht!« rief Heinrich.

Mouy ließ seinen Degen in dem Körper von Maurevel und machte einen Sprung rückwärts, denn ein Soldat hatte auf ihn angeschlagen und war im Begriff, ihn niederzuschießen.

In demselben Augenblicke durchbohrte Heinrich den Soldaten mit seinem Degen, und dieser fiel, einen Schrei ausstoßend, neben Maurevel nieder.

Die zwei anderen Soldaten ergriffen die Flucht.

»Komm'! Mouy, komm'!« rief Heinrich. »Verlieren wir keinen Augenblick; würden wir erkannt, so wäre es um uns geschehen.«

»Wartet, Sire, mein Schwert,« sprach Mouy. »Glaubt Ihr, ich werde es in dem Leibe des Elenden lassen?«

Und er näherte sich Maurevel, welcher scheinbar bewegungslos auf der Erde lag; aber in dem Augenblick, wo Mouy mit der Hand den Griff seines Degens faßte, welcher wirklich in dem Leibe von Maurevel stecken geblieben war, erhob sich dieser bewaffnet mit der Büchse, die der Soldat hatte fallen lassen, und schoß die Kugel Herrn von Mouy mitten in die Brust.

Der junge Mann stürzte nieder, ohne einen Schrei auszustoßen.

Heinrich warf sich auf Maurevel, aber dieser war ebenfalls zusammengebrochen, und sein Degen durchdrang nur eine Leiche.

Der König mußte fliehen; das Geräusch hatte viele Personen herbeigezogen, die Nachtwache konnte kommen. Heinrich suchte unter den Neugierigen ein bekanntes Gesicht und stieß plötzlich einen Freudenschrei aus.

Er hatte Meister La Hurière erkannt.

Da die Szene am Fuße der Croix du Trahoir, das heißt vor der Rue de l'Arbre-Sec vorfiel, so hatte unser alter Bekannter, dessen von Natur trübe Laune seit dem Tode von La Mole und Coconnas,

seinen zwei geliebten Gästen, noch trauriger geworden war, seine Öfen und Kasserolle verlassen, wo er eben das Abendbrot für den König von Navarra bereitete, und war herbeigelaufen.

»Mein lieber La Hurière,« sagte Heinrich, »ich empfehle Euch Herrn von Mouy, obgleich ich sehr befürchte, daß nichts mehr für ihn zu tun ist. Schafft ihn in Euer Haus, und wenn er noch lebt, spart nichts; hier ist meine Börse; was den Andern betrifft, so laßt ihn in der Gosse liegen, wo er wie ein Hund verfaulen mag.«

»Aber Ihr?« fragte La Hurière.

»Ich habe ein Lebewohl zu sagen. Ich laufe und in zehn Minuten bin ich bei Euch; haltet meine Pferde bereit.«

Heinrich fing wirklich an in der Richtung des kleinen Hauses der Croix-des-Petits-Champs fortzulaufen; als er aber aus der Rue de Grenéle hervorkam, blieb er vom Schrecken gefesselt stehen.

Eine zahlreiche Gruppe war vor der Türe versammelt.

»Was gibt es denn in diesem Hause?« fragte Heinrich, »was ist geschehen?«

»Oh! ein großes Unglück, Herr,« antwortete derjenige, an welchen er sich wandte. »Eine schöne junge Dame ist von ihrem Manne erdolcht worden, dem man ein Billett zugestellt hatte, um ihn zu benachrichtigen, seine Frau wäre mit einem Liebhaber zusammen.«

»Und der Mann?« rief Heinrich,

»Er ist gerettet.«

»Die Frau?«

»Sie ist dort.«

»Todt?«

»Noch nicht, aber Gott sei Dank, nicht viel besser.«

»Oh!« rief Heinrich, »ich bin also verflucht!«

Und er stürzte in das Haus.

Das Zimmer war voll von Menschen; alle diese Menschen umgaben ein Bett, aus welchem die arme Charlotte, von zwei Dolchstichen durchbohrt, ausgestreckt lag.

Ihr Gatte, der zwei Jahre lang seine Eifersucht gegen Heinrich zu verbergen wußte, hatte diese Gelegenheit ergriffen, um sich an ihr zu rächen.

»Charlotte! Charlotte!« rief Heinrich, die Menge teilend und vor dem Bette auf die Knie stürzend.

Charlotte öffnete ihre schönen, bereits vom Tode verschleierte Augen, stieß einen Schrei aus, der das Blut aus ihren zwei Wunden springen machte, strengte sich an, um sich zu erheben, und sprach:

»Oh! ich wußte wohl, daß ich nicht sterben konnte, ohne ihn noch einmal zu sehen.«

Und als hätte sie nur diesen Augenblick abgewartet, um Heinrich die Seele zurückzugeben, die ihn so heiß geliebt, drückte sie nun ihre Lippen auf die Stirne des Königs von Navarra, flüsterte ein letztes Mal: »Ich liebe Dich,« und fiel tot zurück.

Heinrich konnte nicht länger weilen, ohne sich in das Verderben zu stürzen. Er zog seinen Dolch, schnitt eine Locke von diesen schönen blonden Haaren, die er so oft gelöst hatte, um ihre Länge zu bewundern, und entfernte sich schluchzend, mitten unter dem Schluchzen der Anwesenden, welche keine Ahnung hatten, daß er über so erhabenes Unglück weinte.

»Freund, Liebe,« rief er ganz außer sich vor Schmerz und Schrecken, »Alles verläßt mich, Alles entgeht mir zu gleicher Zeit.«

»Ja, Sire,« sagte ganz leise ein Mensch zu ihm, welcher sich von der Gruppe der vor dem Hause zusammengeschaarten Neugierigen getrennt hatte und ihm gefolgt war, »aber Ihr habt immer noch den Thron.«

»René!« rief Heinrich.

»Ja, Sire, René, der über Euch wacht; dieser Elende hat Euch verscheidend genannt: man weiß, daß Ihr in Paris seid, die Bogenschützen suchen Euch, flieht, flieht!«

»Und Du sagst, ich werde König sein, René, . . . ich, ein Flüchtling?«

»Schaut, Sire,« sprach der Florentiner, auf einen Stern deutend, der glänzend hinter einer schwarzen Wolke hervortrat, »nicht ich sage es, dieser prophezeit es Euch.«

Heinrich stieß einen Seufzer aus und verschwand in der Dunkelheit.

E n d e

Fußnoten

[1] Darf die Wollust ich nicht fühlen,
Dir in Deinem Haar zu wühlen,
Küssen nicht der Lippen Glut,
Oder Deinem Busen schmeicheln,
Willst Du denn die Nonne heucheln
In des Klosters strenger Hut?

Warum sich das Aug verhülle,
Stirn' und Lipp', des Busens Fülle,
Ist ein Rätsel, Schöne, mir —
Willst Du denn erst Plato lachen,
Wenn Du fährst in Charons Nachen,
Warum küssen nicht schon hier?

Schöne, nach der Todesstunde
Prangt kein Roth auf Deinem Munde,
Farblos ist die Lippe Dir;
Würd' ich dort Dich wiedersehen,
Würd' ich still vorübergehen,
Schweigen, daß Du lieb einst mir.

Darum, Liebste, noch im Leben
Laß den Blick zu Dir mich heben,
Und den Mund Dir küssen süß,
Denn in Deiner Todesstunde
Bricht Dir auf der Reue Wunde,
Daß Dein Herz mich spröd verstieß.

[2] heute: Nachmittagstee oder -kaffee, damals vielleicht: Vesperbrot

[3] Ich weiß es wohl, wenn mich Dein Aug nicht sieht,
Daß das Gedächtnis Dir des großen Herrn entflieht;
Doch daß Du meiner denkst, vergiß es nie,
Daß ich ein Treuer bin der schönen Poesie,
Und darum send' ich Dir dieß heitre Gedicht,
Das die Begeisterung um Deine Verse flicht.

Laß Dich den Haushalt, Ronsard, nimmer quälen,
Dir möcht sonst die Mus' in Anderem, als Gartenwesen fehlen,
Dem König mußt Du folgen, der dich so herzlich liebt,
Weil Du die Poesie so kühn, so zart geübt.
In Amboise hoffe ich, daß mir Dein Antlitz lache,
Wo nicht so schwör' ich Dichter Dir die tiefste Rache.

[4] Um den Glauben aufrecht zu erhalten,
bin ich schön und treu;

gegen die Feinde des Königs
bin ich schön und grausam.

[5]Ein mit einer Falltüre versehenes unterirdisches Gefängnis für Leute, welche man in der Stille aus dem Wege räumen will, ähnlich dem, was man in Deutschland Jungfernkuß nannte.

[6]Ein Spottname für die Hugenotten.

[7]Ceux de la Religion, war in jener Zeit der gewöhnliche Ausdruck für die Hugenotten.

[8]Das gute Grundwesen oder der Gott des Guten in der Religion Zoroasters, dem bösen Grundwesen, Ariman, gegenübergesetzt.

[9]Kirchhof der unschuldigen Kinder.

[10]Man hat Gaspard (der Name des Admirals) von oben nach unten geworfen, und dann wieder von unten nach oben gezogen.

[11]Hier ruht — nein, das ist ein Mißverständnis —
zu ehrbar ist das Wort für ihn,
— man hat den Admiral hier an den Füßen aufgehängt,
da es ihm an dem Kopfe fehlt.

[12]Drillhäuschen.

[13]Wer ist am Schlage?

Zwei Pagen und sein Stallmeister:

Gut, das sind Barbaren. Sagt mir La Mole, wen habt Ihr in Eurem Zimmer getroffen?

Den Herzog Franz.

Was tat er?

Ich weiß es nicht.

Mit wem?

Mit einem Unbekannten.

[14]Dumas läßt diesen Menschen Deutsch sprechen.

[15]Sie trug einen großen Wulst, welcher rings umher Täschchen hatte. In jedes derselben steckte sie eine Kapsel, in welcher das Herz von einem ihrer hingeschiedenen Liebhaber enthalten war; denn sie war sorgfältig darauf bedacht, wenn sie starben, ihr Herz einbalsamieren zu lassen. Dieser Wulst hing jeden Abend an einem Haken, der hinter dem Kopfbrette ihres Bettes verschlossen wurde. Tallement des Réaux, Historiettes de Marguerite de Valois.

[16]Pinseläffchen

[17]veraltet für Keilerwaffen, Jägersprache

[18]Ein Spottname für die Hugenotten.

[19]Karl IX. hatte Elisabeth von Österreich, die Tochter von Maximilian, geheiratet.

[20]Suche und finde.

[21]Dieses natürliche Kind, das niemand Anderes war, als der bekannte Herzog von Angoulême, gest. 1650, hätte, wenn es legitim gewesen wäre, Heinrich III., Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. ausgeschlossen.

[22]Ich bezaubere Alles

[23]Die Gegend um Paris sonst das Gouvernement France.

[24]So starb derjenige, welchen man fürchtete, früher, zu Früh, wenn nicht Klugheit wäre.

[25]Eure unerwartete Anwesenheit an diesem Hofe würde mich und meinen königlichen Gemahl mit Freude erfüllen, wenn sie nicht ein großes Ungemach herbeiführte, nämlich nicht allein den Verlust eines Bruders, sondern auch den eines Freundes.

[26]Wir sind trostlos, von Euch getrennt zu werden, während wir mit Euch zu reisen vorgezogen hätten, aber dasselbe Geschick, welches heischt, daß Ihr Paris ohne Verzug verlasst, fesselt uns an diese Stadt. Reist also, Bruder; reist Freund; reiset ohne uns. Unsere Hoffnung und unsere Wünsche werden Euch folgen.

[27]Wortgetreu.

[28]Saint-Jean-en-Grève war zu jener Zeit der Richtplatz, der Pré-aux-Clercs der Platz, welchen man gewöhnlich für Zweikämpfe wählte. Der Übers.

[29]feines Leder



Sie alle sprangen auf Bussy zu.

Einleitung.

In "La Dame de Monsoreau" finden wir Henri III., den dritten Sohn von Henri II. auf dem französischen Thron. Er war es, der als Duc d'Anjou zum König von Polen gewählt wurde - wie in "Marguerite de Valois" erzählt wird - und der zur rechten Zeit nach Paris zurückkehrte, als Karl IX. seinen letzten Atemzug tat, gerufen von Catherine de Médicis, deren Lieblingssohn er war. Wir finden ihn, den letzten und schwächsten der Valois, umgeben und regiert von unwürdigen Günstlingen, den berühmten "Mignons", und in der Tat viel weniger König als irgendeinen von einem halben Dutzend anderer.

Die Katholische Liga hat an Zahl und Dreistigkeit zugenommen, und die Guises finden in dem Bruder des Königs, Francois, Duc d'Anjou, ehemals Duc d'Alencon, ein williges Werkzeug, das wie immer bereit ist, jeden Verrat zu begehen und jede Vereinbarung einzugehen, die darauf abzielt, eine Krone auf sein Haupt zu setzen.

Die verschiedenen Szenen in der Abtei von Sainte-Geneviève werden für viele Leser zu den fesselndsten gehören, sowohl wegen ihres historischen Interesses als auch wegen der herausragenden Rolle, die der unnachahmliche Chicot, der "Hofnarr", in ihnen spielt. Wenn Dumas nichts anderes getan hätte, um unsere Dankbarkeit zu verdienen, so wäre es ihm sicherlich in hohem Maße zu verdanken, dass wir die Bekanntschaft von Chicot machen konnten, dessen "Scherz" seinem Herrn weit besser diente als die selbstsüchtige Hingabe aller seiner "Mignons". Nie war eine Figur in der Geschichte oder in der Romantik weiter entfernt von der gewöhnlichen Vorstellung eines Hofnarren; und obwohl er für einige der amüsantesten und unterhaltsamsten Kapitel verantwortlich ist, die je geschrieben wurden, unternimmt er keinen Schritt, ja spricht kaum ein Wort, das nicht einen bestimmten Zweck hat, der mit den Interessen des Königs verbunden ist, dessen einziger wahrer Freund er zu sein scheint; während er ihn gleichzeitig sieht, wie er ist, in all seiner Schwäche und Verweichlichung, und ihn nach seinem wahren Wert schätzt. Ob er damit beschäftigt ist, Gorenflot unter

den Tisch zu trinken, den Duc de Mayenne zu belästigen, während er vergeblich versucht, durch ein Loch zu kriechen, das zu klein für seinen berühmten Bauch ist, oder seinen anderen alten Feind, den Anwalt Nicolas David, bis zum Tod zu bekämpfen, er ist immer derselbe Chicot - kühl, gewitzt, vollkommen selbstbeherrscht, mutig wie ein Löwe und mit einem unerschöpflichen Vorrat an gutgelaunten Persiflagen und bissigem Witz.

"Die Leidenschaften in Ihren Erzählungen", sagt Andrew Lang in "Letters to Dead Authors", "sind ehrenhaft und tapfer; die Motive sind eindeutig menschlich. Ehre, Liebe, Freundschaft bilden den dreifachen Knüppel, dem Ihre Ritter und Damen folgen, wie reizvoll ein Labyrinth von Abenteuern!"

Wie passend treffen diese Worte auf jene Teile von "La Dame de Monsoreau" zu, die sich mit der Leidenschaft befassen, die Diane de Méridor im Herzen des Helden der Helden, Comte Louis de Clermont, genannt Bussy d'Amboise, erweckt hat, und von den fatalen Folgen dieser Leidenschaft, zu denen die Eifersucht von Monsoreau, die Feigheit von d'Epernon und die angeborene, grundlose Bosheit des verachtenswertesten aller Charaktere der französischen Geschichte, Francois de Valois, Duc d'Anjou, beitrugen!

Die heldenhafte Verteidigung von Bussy d'Amboise gegen den gemeinsamen Angriff von Monsoreau und seiner Bande von Raufbolden und den Halsabschneidern im Sold von d'Epernon nahm vor langer Zeit seinen Platz an der Spitze der Meisterwerke der Beschreibung in seiner Art.

Sagt Mr. Lang, in demselben Brief, aus dem oben zitiert wurde: "Ich kenne vier gute Kämpfe eines Einzelnen gegen eine Menge in der Literatur. Diese sind der Tod von Gretir der Starken, der Tod von Gunnar von Lithend, der Tod von Hereward dem Wachen und der Tod von Bussy d'Amboise. Wir können die Schläge der heroischen Kampfzeiten mit denen vergleichen, die in späteren Tagen beschrieben werden; und bei meinem Wort, ich wüsste nicht, dass das Kurzschwert von Gretir oder der Schnabel von Skarphedin oder der Bogen von Gunnar besser gehandhabt wurde als der Degen deines Bussy oder das Schwert und der Schild von Hereward."

Aber in unserer Bewunderung für die großartige Fechtkunst, die herrliche Kühle und den Heldenmut der Hauptfigur dürfen wir die anderen Elemente nicht übersehen, die zur Kraft der Beschreibung und zum spannenden und erregenden Interesse der Szene beitragen - einerseits die selbstlose Hingabe von Rémy und die herzerreißende Verzweiflung von Diane, andererseits die kaltblütige Herzlosigkeit und der Zynismus von d'Anjou, dem wahren Anstifter des Komplotts gegen seinen beliebten und mächtigen - ja, zu mächtigen - Anhänger.

Diane lebte! Ihre Liebe zu Bussy d'Amboise war die unsterbliche Leidenschaft einer edelherzigen Frau, die nur einmal liebt; sie lebte, um den Mord an ihrem Geliebten am Kopf des königlichen Mörders zu rächen. In "Die Fünfundvierzig", dem dritten und letzten des Valois-Romanzyklus, hat Dumas den Verlauf ihres Rachefeldzuges bis zu seinem furchtbaren Ende verfolgt und beschrieben.

Die Dame von Monsoreau (La dame de Monsoreau)

Von
Alexandre Dumas.
in Zusammenarbeit mit Auguste Maquet

Deutsch
von
Dr. August Zoller

Illustrationen
von
Frank T. Merrill



Stuttgart.
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.
1846



Catherine de Médicis

Liste der handelnden Personen Periode 1578.	
Heinrich III.	König von Frankreich
Louise de Lorraine	seine Frau
Francois, Herzog d'Anjou	Bruder von Heinrich III., ehamals Herzog d'Alencon
Aurilly	ein Lautenspieler, der Vertraute des Herzog d'Anjou
Catharine de Médicis	Die Königinmutter
Chicot	der Hofnarr des Königs, richtiger Name Robert Briquet.
Henri von Bourbon,	König von Navarra.
Mademoiselle de Montmorency	"la Fosseuse", Mätresse des Königs von Navarra.
M. Agrippa D'Aubingé	ihr Freund
Graf Louis de Clermont	genannt Bussy d'Amboise
M. Charles Balzac D'Antragues, Froncois d'Audie, Vicomte de Ribeirac, M de Livarot	Freunde von Bussy
Francois d'Epinay de Saint-Luc	Fovorit von Heinrich dem III.

Liste der handelnden Personen Periode 1578.	
Jeanne de Cossé	seine Frau
Maréchal de Brissac	ihr Vater
M. Bayan de Monsoreau	Chef der Jäger
Diane de Méridor	seine Frau, die Dame von Monsoreau, liebt Bussy d'Amboise
Baron de Meridor	Dianes Vater
Rémy le Haudouin	ein junger Chirurg
Gertrude	Dianes Dienerin
M. D'Épernon, M. de Schomburg, M. Maugirion, Jacques de Levis, Graf von Quelus	Freunde des Königs
M. de Crillon	Offizier des Königs
Henri, Herzog von Guise, Kardinal de Lorraine, Herzog von Mayenne, Herzogin von Montpensier, seine Schwester, Maître Nicolas David, ein Advokat, M. Pierre de Gondy, M. le Gouverneur d'Aunis, M. de Castillon, Baron de Lusignan, M. Crucé, M. Leclerc	Leaguers, konspirieren gegen Heinrich III.
Cancellor de Morvilliers	
M. de Nancy	Kapitän der Garde
Joseph Foulon	Oberin des Klosters von Sainte Genevière
Claude Bonhomet	Wirt des Gasthauses "Corne d'Abondance"

**Liste der handelnden Personen
Periode 1578.**

M. Bernouillet	Wirt von der Herberge von La Croix
Maître La Hurière	Wirt vom Gasthauses Belle Etoile.
Bruder Gorenflot	

Inhaltsverzeichnis

Die Dame von Monsoreau (La dame de Monsoreau)

Einleitung.

Erstes bis viertes Bändchen

Erstes Kapitel. Die Hochzeit von Saint-Luc.

Zweites Kapitel. Wie nicht immer derjenige, welcher die Türe öffnet, in das Haus eintritt.

Drittes Kapitel. Wie es zuweilen sehr schwierig ist, den Traum von der Wirklichkeit zu unterscheiden.

Viertes Kapitel. Wie Fräulein von Brissac, sonst Frau von Saint-Luc genannt, ihre Hochzeitnacht zubrachte.

Fünftes Kapitel. Wie das Kleine Schlafengehen des Königs beschaffen war.

Sechstes Kapitel. Wie, ohne dass irgend Jemand die Ursache dieser Bekehrung wusste, der König Heinrich von einem Tag auf den anderen bekehrt wurde.

Siebentes Kapitel. Wie der König Furcht hatte, Furcht zu haben, und wie Chicot Furcht hatte, Furcht zu haben.

Achstes Kapitel. Wie sich die Stimme des Herrn täuschte und zu Chicot sprach, während sie zu dem König zu sprechen glaubte.

Neuntes Kapitel. Wie Bussy, immer mehr überzeugt, es wäre eine Wirklichkeit, Nachforschungen über seinen Traum anstellte.

Zehntes Kapitel. Was für ein Mann der Herr Oberjägermeister Bryan von Monsoreau war.

Elfte Kapitel. Wie Bussy zugleich das Portrait und das Original wiederfand.

Zwölftes Kapitel. Wer Diana von Méridor war.

Dreizehntes Kapitel. Wer Diana von Méridor war. Der Vertrag.

Vierzehntes Kapitel. Was Diana von Méridor war. Die Heirat.

Fünfzehntes Kapitel. Was Diana von Méridor war. Die Heirat.

Sechzehntes Kapitel. Wie der König Heinrich III. reiste und wie viel Zeit er brauchte, um von Paris nach Fontainebleau zu kommen.

Siebzehntes Kapitel. Worin dem Leser das Vergnügen zu Teil werden wird, die Bekanntschaft des Bruder Gorenflot zu machen, von dem er bereits zweimal im Verlaufe dieser Geschichte hat sprechen hören.

Fünftes bis achttes Bändchen

Erstes Kapitel. Wie Chicot bemerkte, dass es leichter war, in die Sainte-Geneviève Abtei hinein, als aus ihr herauszukommen.

Zweites Kapitel. Wie Chicot, genötigt in der Kirche der Abtei zu bleiben, Dinge hörte und sah, welche zu sehen und zu hören sehr gefährlich war.

Drittes Kapitel. Wie Chicot, während er einen Kurs in der Geschichte zu machen glaubte, einen Kurs in der Genealogie machte.

Viertes Kapitel. Wie Herr und Frau von Saint-Luc neben einander reisten und wie ein Reisegefährte sie einholte.

Fünftes Kapitel. Der verwaiste Greis.

Sechstes Kapitel. Wie sich Rémy der Haudouin, in Abwesenheit von Bussy, in dem Hause der Rue Saint-Antoine ein Verständnis verschafft hatte.

Siebentes Kapitel. Der Vater und die Tochter.

Achstes Kapitel. Wie der Bruder Gorenflot erwachte, und welcher Empfang ihm in seinem Kloster zu Teil wurde.

Neuntes Kapitel. Wie Bruder Gorenflot überzeugt blieb, er wäre Nachtwandler, und dieses Gebrechen bitter beklagte.

Zehntes Kapitel. Wie Bruder Gorenflot auf einem Esel, genannt Panurgos reiste und auf seiner Reise viele Dinge erfuhr, von denen er nichts wusste.

Elfte Kapitel. Wie Bruder Gorenflot seinen Esel gegen ein Maultier und sein Maultier gegen ein Pferd vertauschte.

Zwölftes Kapitel. Wie sich Chicot und sein Gefährte im Gasthof zum Schwanen des Kreuzes einquartierten, und wie sie vom Wirte aufgenommen wurden.

Dreizehntes Kapitel. Wie der Mönch, den Advokaten Beichte hörte und wie der Advokat den Mönch Beichte hörte.

Vierzehntes Kapitel. Wie Chicot, nachdem er ein Loch mit dem Bohrer gemacht hatte, eines mit dem Degen macht.

Fünfzehntes Kapitel. Wie der Herzog von Anjou erfuhr, dass Diana von Méridor nicht tot war.

Sechzehntes Kapitel. Wie Chicot in den Louvre zurückkehrte und von König Heinrich III. empfangen wurde.

Siebzehntes Kapitel. Was zwischen Monseigneur dem Herzog von Anjou und dem Oberstjägermeister vorgefallen war.

Achtzehntes Kapitel. Wie der Herr Kanzler von Morvilliers Verschwörungen zu behandeln pflegte.

Neunzehntes Kapitel. Was Herr von Guise im Louvre tat.

Zwanzigstes Kapitel. Castor und Pollux.

Einundzwanzigstes Kapitel. Wie unleugbar das Horchen das beste Mittel ist, um zu hören.

Neuntes bis zwölftes Bändchen

Erstes Kapitel Der Abend der Ligue.

Zweites Kapitel. Die Rue de la Ferronnerie.

Drittes Kapitel. Der Prinz und der Freund.

Viertes Kapitel. Etymologie der Rue de la Jussienne.

Fünftes Kapitel. Wie das Wamms von Épernon Risse bekam und Schomberg blau gefärbt wurde.

Sechstes Kapitel. Chicot ist immer mehr König von Frankreich.

Siebentes Kapitel. Wie Chicot einen Besuch bei Bussy machte und was daraus erfolgte.

Achstes Kapitel. Das Schachspiel von Chicot, das Bilboquet von Quélus und das Blasrohr von Schomberg.

Neuntes Kapitel. Wie der König einen Anführer für die Ligue ernannte und wie dies weder Seine Hoheit der Herzog von Anjou, noch Monseigneur der Herzog von Guise war.

Zehntes Kapitel. Eteokles und Polynikes.

Elfte Kapitel. Wie man nicht immer seine Zeit verliert, wenn man in den leeren Schränken nachsucht.

Zwölftes Kapitel. Ventre-saint-gris.

Dreizehntes Kapitel. Die Freundinnen.

Vierzehntes Kapitel. Die Liebenden.

Fünfzehntes Kapitel. Wie Bussy dreihundert Pistolen für sein Pferd fand und es um nichts gab.

Sechzehntes Kapitel. Diplomatie des Herrn Herzogs von Anjou.

Siebzehntes Kapitel. Eine Truppe von Angevins.

Achtzehntes Kapitel. Roland.

Neunzehntes Kapitel. Was Herr von Monsoreau zu verkündigen hatte.

Zwanzigstes Kapitel. Wie der König Heinrich III. die Flucht seines viel geliebten Bruders, des Herzogs von Anjou erfuhr, und was daraus erfolgte.

Einundzwanzigstes Kapitel. Wie Chicot und die Königin Mutter derselben Meinung waren und der König der Meinung von Chicot und der Königin Mutter beitrug.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Worin nachgewiesen ist, dass die Dankbarkeit eine von den Haupttugenden von Herrn von Saint-Luc war.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Der Plan von Herrn von Saint-Luc.

Vierundzwanzigstes Kapitel. Wie Herr von Saint-Luc Herrn von Monsoreau den Stoß zeigte, den der König ihm gezeigt hatte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Worin man die Königin Mutter sehr wenig triumphmäßig in die gute Stadt Angers einziehen sieht.

Dreizehntes bis sechzehntes Bändchen

Erstes Kapitel. Die Kleinen Ursachen und die großen Wirkungen.

Zweites Kapitel. Wie Herr von Monsoreau die Augen öffnete, schloss und wieder öffnete, was zum Beweise diente, dass er noch nicht ganz tot war.

Drittes Kapitel. Wie der Herzog von Anjou nach Méridor ging, um Frau von Monsoreau sein Beileid über den Tod ihres Mannes zu bezeigen, und wie er Herrn von Monsoreau fand, der ihm entgegen kam.

Viertes Kapitel. Von der Unannehmlichkeit der zu breiten Sänften und der zu schmalen Türen.

Fünftes Kapitel. In welcher Stimmung König Heinrich III. war, als Herr von Saint-Luc wieder am Hofe erschien.

Sechstes Kapitel. Worin von zwei wichtigen Personen dieser Geschichte die Rede ist, welche der Leser seit einiger Zeit aus dem Blicke verloren hatte.

Siebentes Kapitel. Wie Aesculap und Mercur gar wohl in einer Person vereinigt sein können.

Achtes Kapitel. Wie der Botschafter des Herzogs von Anjou in Paris ankam, und von der Aufnahme, die ihm zu Teil wurde.

Neuntes Kapitel. Wie sich Herr von Saint-Luc des Auftrags entledigte, den ihm Bussy gegeben hatte.

Zehntes Kapitel. In welcher Hinsicht Herr von Saint-Luc gesitteter war, als Herr von Bussy, von den Lektionen, die er ihm gab, und welchen Gebrauch der Liebhaber der schönen Diana davon machte.

Elfte Kapitel. Die Vorsicht von Herrn von Monsoreau.

Zwölftes Kapitel. Ein Besuch in dem Hause der Tournelles.

Dreizehntes Kapitel. Die Lauerer.

Vierzehntes Kapitel. Wie der Herr Herzog von Anjou unterzeichnete, und wie er, nachdem er unterzeichnet hatte, sprach.

Fünfzehntes Kapitel. Ein Spaziergang bei den Tournelles.

Sechzehntes Kapitel. Worin Chicot einschläft.

Siebzehntes Kapitel. Worin Chicot erwacht.

Achtzehntes Kapitel. Das Fronleichnamfest.

Neunzehntes Kapitel. Welches zur Klarheit des vorhergehenden Kapitels beitragen wird.

Zwanzigstes Kapitel. Die Prozession.

Einundzwanzigstes Kapitel. Chicot I.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Die Interessen und das Kapital.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Was in der Nähe der Bastille vorging, während Chicot seine Schulden in der Sainte-Geneviève Abtei bezahlte.

Vierundzwanzigstes Kapitel. Der Mord.

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Wie sich der Bruder Gorenflot mehr als je zwischen dem Galgen und der Abtei fand.

Sechszwanzigstes Kapitel. Worin Chicot errät, warum Épernon Blut an den Füßen und keines auf den Wangen hat.

Siebenundzwanzigstes Kapitel. Der Morgen des Kampfes.

Achtundzwanzigstes Kapitel. Die Freunde von Bussy.

Neunundzwanzigstes Kapitel. Der Kampf.

Schluß.

Fußnoten

Erstes bis viertes Bändchen

Erstes Kapitel.

Die Hochzeit von Saint-Luc.

Am Faschingssonntag des Jahres 1578, nach dem Volksfeste und während auf den Straßen das Geräusch des freudigen Tages erlosch, begann ein glänzendes Fest in dem prachtvollen Hotel, das sich kurz zuvor auf der andern Seite des Wassers und beinahe dem Louvre gegenüber die erhabene Familie der Montmorency erbaut hatte, welche, mit der königlichen Familie verwandt, auch gleichen Schritt mit den Prinzen des königlichen Hauses hielt. Durch dieses besondere Fest, welches auf das Volksfest folgte, beabsichtigte man die Hochzeit von François d'Epinau von Saint-Luc, einem Freunde von König Heinrich III. und einem seiner vertrautesten Günstlinge, mit Jeanne von Cossé-Brissac, Tochter des Marschalls von Frankreich gleichen Namens, zu feiern.

Das Festmahl fand im Louvre statt und der König, der nur ungern zu dieser Heirat eingewilligt hatte, erschien dabei mit einem strengen, wenig für die Umstände geeigneten Gesicht.

Seine Kleidung stand ganz im Einklang mit seinem Gesicht; er trug das dunkelbraune Kostüm, in welchem ihn uns Clouet bei der Hochzeit von Joyeuse gezeigt hat und dieses ernste, königliche Gespenst verwandelte vor Schrecken in Eis alle Anwesende, besonders die Neuvermählten, die er äußerst schief ansah, so oft er sie eines Blickes würdigte.

Die düstere Haltung des Königs, mitten unter der Freude des Festes, kam indessen Niemand seltsam vor, denn die Ursache davon gehörte zu den Geheimnissen des Hofes, an welche Jedermann nur mit Vorsicht stößt, wie an jene an der Oberfläche des Wassers liegende Klippen, von denen man mit Sicherheit weiß, dass man daran zerschellt, wenn man sie berührt.

Kaum war das Mahl beendet, als der König ungestüm sich erhob, und Alle, selbst diejenigen, welche ganz leise ihren

Wunsch, länger bei Tische zu bleiben, zugestanden, waren genötigt, das Beispiel des Königs zu befolgen. — Da warf Saint-Luc einen langen Blick auf seine Frau, als wollte er Mut in ihren Augen schöpfen, und sprach sodann, sich dem König nähernd:

»Sire, wird mir Eure Majestät die Ehre erweisen, einen Ball anzunehmen, den ich diesen Abend im Hotel Montmorency geben will?«

Heinrich III. wandte sich mit einer Mischung von Zorn und Kummer um, und da ihn Saint-Luc, vor ihm gebückt, mit einer unendlich weichen Stimme und einer äußerst einnehmenden Miene bat, so antwortete er:

»Ja, mein Herr, wir werden kommen, obgleich Ihr sicherlich diesen Beweis der Freundschaft von unserer Seite nicht verdient.«

Fräulein von Brissac, nunmehr Frau von Saint-Luc geworden, dankte dem König mit demütigem Tone. Doch der König wandte ihr den Rücken zu, ohne ihren Dank zu erwidern.

»Was hat der König gegen Euch, Herr von Saint-Luc?« fragte die junge Frau ihren Gatten.

»Schöne Freundin,« antwortete Saint-Luc, »ich werde es Euch erzählen, wenn dieser große Zorn zerstreut ist.«

»Wird er sich zerstreuen?« fragte Jeanne.

»Es muss wohl sein,« versetzte der junge Mann.

Fräulein von Brissac war noch nicht genug Frau von Saint-Luc, um auf ihrem Forschen zu beharren; sie drängte ihre Neugierde in die Tiefe ihres Herzens zurück und versprach sich, um ihre Bedingungen vorzuschreiben, eine Minute zu finden, wo Saint-Luc dieselben anzunehmen genötigt wäre.

Man erwartete also Heinrich III. im Hotel Montmorency in dem Augenblick, wo die Geschichte sich eröffnet, die wir unseren Lesern erzählen wollen. Es war aber bereits elf Uhr und der König noch nicht erschienen.

Saint-Luc hatte zu dem Balle Alles eingeladen, was der König und er selbst an Freunden besaßen; in seinen Einladungen waren mit einbegriffen die Prinzen, die Freunde der Prinzen, besonders die unseres alten Bekannten, des Herzogs von Alençon, der bei der Thronbesteigung von Heinrich III. Herzog von Anjou geworden

war. Doch der Herzog von Anjou, welcher sich nicht bei dem Festmahle im Louvre eingefunden hatte, schien sich auch nicht bei dem Balle im Hotel Montmorency einfinden zu wollen.

Der König und die Königin von Navarra hatten sich nach dem Bearn geflüchtet und machten, an der Spitze der Hugenotten Krieg führend, offene Opposition. Der Herr Herzog von Anjou machte, seiner Gewohnheit gemäß, ebenfalls Opposition, jedoch eine dumpfe, finstere Opposition, wobei er sich stets im Hintergrund zu halten bemüht war, während er diejenigen in den Vordergrund stellte, welche das Beispiel von La Mole und Coconnas nicht geheilt hatte.

Es versteht sich von selbst, dass seine Edelleute und die des Königs in einem schlechten Einverständnis lebten, was wenigstens zwei bis dreimal monatlich Duelle herbeiführte, wobei es selten vorkam, dass nicht einer von den Kämpfenden tot auf dem Platze blieb oder wenigstens schwer verwundet wurde.

Was Catharina betrifft, so hatte diese den Gipfel ihrer Wünsche erreicht. Ihr viel geliebter Sohn saß auf dem Throne, nach welchem sie so sehr für ihn, oder vielmehr für sich strebte. Und sie herrschte unter seinem Namen, während sie das Ansehen hatte, als sagte sie sich völlig von den Dingen dieser Welt los und als wäre sie nur noch für das Heil ihrer Seele besorgt.

Sehr unruhig darüber, dass er keine königliche Person kommen sah, suchte Saint-Luc seinen Schwiegervater zu beruhigen, den diese bedrohliche Abwesenheit ungemein in Bewegung setzte. Wie alle Welt von der Freundschaft von König Heinrich für Saint-Luc überzeugt, hatte er sich mit einer Gunst zu verbinden geglaubt, und nun heiratete seine Tochter im Gegenteil etwas wie eine Ungnade. Saint-Luc gab sich alle erdenkliche Mühe, um ihm eine Sicherheit einzuflößen, die er selbst nicht hatte, und seine Freunde Maugiron, Schomberg und Quélus mit ihren prächtigen Gewändern, ganz steif in ihren glänzenden Wämmsern und in den ungeheuren Halskrausen, welche wie Platten aussahen, die ihren Kopf trugen, vermehrten noch seine Angst durch ihre ironischen Wehklagen.

»Ei, mein Gott! mein armer Freund,« sagte Quélus, »diesmal glaube ich in der Tat, dass Du verloren bist. Der König grollt Dir, weil Du über seine Ratschläge gespottet, und der Herzog von

Anjou ist Dir böse, weil Du Dich über seine Nase lustig gemacht hast.«

»Nein,« entgegnete Saint-Luc, »der König kommt nicht, weil er eine Pilgerfahrt zum Mimen-Kloster des Waldes von Vincennes unternommen, und der Herzog von Anjou erscheint nicht, weil er in irgend eine Frau verliebt ist, die ich einzuladen vergessen haben werde.«

»Stille doch!« sprach Maugiron, »hast Du die Miene des Königs beim Mittagsmahl gesehen? War dies das Gesicht eines Menschen, der im Begriff ist, den Stab in die Hand zu nehmen, um eine Pilgerfahrt zu machen? Und was den Herzog von Anjou betrifft . . . wenn auch seine persönliche Abwesenheit durch die von Dir angegebene Ursache begründet wäre, würde das seine Angevins verhindern, hierher zu kommen? Siehst Du einen Einzigen hier? Schau doch, vollständige Sonnenfinsternis, nicht einmal der Prahler Bussy!«

»Meine Herren,« sprach der Herzog von Brissac, den Kopf auf eine verzweifelte Weise schüttelnd, »das macht auf mich ganz den Eindruck einer völligen Ungnade. In welcher Hinsicht konnte unser der Monarchie stets so ergebenes Haus Seiner Majestät missfallen?«

Und der alte Höfling hob voll Schmerz seine beiden Arme zum Himmel empor.

Die jungen Leute schauten Saint-Luc an und brachen in ein gewaltiges Gelächter aus, das, weit entfernt den Marschall zu beruhigen, ihn noch mehr in Verzweiflung brachte.

Nachdenkend und gesammelt fragte sich die Neuvermählte wie ihr Vater, worin Saint-Luc dem König hätte missfallen können.

Saint-Luc wußte es, und in Folge dieses Wissens war er von Allen am mindesten ruhig.

Plötzlich verkündigte man an einer von den Türen, durch welche man in den Saal trat, den König.

»Ah!« rief der Marschall strahlend, »nun fürchte ich nichts mehr, und wenn ich den Herzog von Anjou verkündigen hören würde, so wäre meine Zufriedenheit vollständig.«

»Und ich,« murmelte Saint-Luc, »ich habe noch mehr bange vor dem anwesenden König, als vor dem abwesenden, denn er

kommt nur, um mir einen schlimmen Streich zu spielen, gerade wie der Herzog von Anjou ebenfalls nur mir einen schlimmen Streich zu spielen nicht kommt.«

Trotz dieser traurigen Betrachtung, eilte er nichtsdestoweniger dem König, entgegen, der endlich sein düsteres braunes Gewand abgelegt hatte und ganz strahlend von Atlass, Federn und Edelsteinen einherschritt.

Doch in demselben, Augenblick, wo Heinrich III. an einer von den Türen erschien, trat ein anderer Heinrich III., ganz dem ersten ähnlich, gekleidet, beschuht, frisiert, bekraust und gefältelt wie jener, durch die gegenüberliegende Türe ein, so dass die Höflinge, einen Augenblick zu dem ersten fortgezogen, stehen blieben, wie die Wellen an den Brückenpfeilern, und wirbelnd vom ersten König zum zweiten zurückströmten.

Heinrich III., bemerkte die Bewegung und da er, wo er hinschaute, nur erstaunte Gesichter mit offenem Munde, erschrockene Augen und auf einem Beine pirouettierende Körper sah, so rief er:

»He! meine Herren, was gibt es denn?«

Ein langes Gelächter antwortete ihm.

Von Natur nur sehr wenig geduldig und in diesem Augenblick in einer noch viel weniger geduldigen Stimmung, begann der König die Stirne zu falten, als sich ihm Saint-Luc näherte und zu ihm sprach:

»Sire, es ist Chicot, Euer Hofnarr, der sich ganz genau gekleidet hat wie Eure Majestät und den Damen seine Hand zum Kusse reicht.«

Heinrich III. lachte. Chicot genoss an dem Hofe des letzten Valois eine Freiheit der ähnlich, welche dreißig Jahre früher Triboulet an dem Hofe von König Franz I. genoss, und welche vierzig Jahre später Langely, an dem Hofe von König Ludwig XIII. eingeräumt war.

Chicot war kein gewöhnlicher Narr. Ehe er Chicot hieß hatte er von Chicot geheißten. Er war ein bretagnischer Edelmann, der, von Herrn von Mayenne misshandelt, sich zu Heinrich III. geflüchtet hatte und in zuweilen grausamen Wahrheiten den Schutz bezahlte, den ihm der Nachfolger von Karl IX. gewährte.

»Ei! Meister Chicot,« sagte Heinrich, »zwei Könige hier, das ist viel.«

»Dann lass mich meine Rolle als König nach meinem Belieben fort spielen, und spiele die Rolle des Herzogs von Anjou nach Deinem Gefallen; vielleicht wird man Dich für ihn halten und Dir Dinge, sagen, die Dich, nicht was er denkt, sondern was er tut, lehren werden.«

»In der Tat,« sprach der König, verdrießlich umherschauend, »mein Bruder Anjou ist nicht gekommen.«

»Ein Grund mehr für Dich, seine Stelle einzunehmen. Es ist abgemacht: ich bin Heinrich und Du bist Franz; ich will thronen, Du wirst tanzen; ich mache für Dich alle Possen der Krone, und Du belustigst Dich ein wenig während dieser Zeit. Armer König!«

Der Blick des Königs richtete sich auf Saint-Luc.

»Du hast Recht, Chicot, ich will tanzen.«

»Ich täuschte mich offenbar, als ich glaubte, der König wäre gegen uns aufgebracht,« dachte Brissac, »der König ist im Gegenteil von der heitersten Laune.«

Und er lief hin und her, und beglückwünschte Jeden, und besonders sich selbst, dass er seine Tochter einem Manne gegeben, der sich so großer Gunst bei dem König erfreute.

Saint-Luc hatte sich mittlerweile seiner Gattin genähert. Fräulein von Brissac war keine Schönheit, aber sie hatte reizende schwarze Augen, weiße Zähne und eine blendende Haut; Alles dies bildete bei ihr zusammen das, was man ein geistvolles Gesicht nennen kann.

»Mein Herr,« sprach sie zu ihrem Gemahl, stets mit einem und demselben Gedanken beschäftigt: »warum sagte man mir denn, der König sei böse gegen mich? Seitdem er eingetreten, lächelt er mir beständig zu.«

»Das war es nicht, was Ihr mir bei der Rückkehr vom Mahle mitteiltet, liebe Jeanne, denn sein Blick machte Euch damals bange.«

»Seine Majestät war ohne Zweifel missgestimmt,« sprach die junge Frau, »doch jetzt . . . «

»Jetzt ist es noch viel schlimmer,« erwiderte Saint-Luc. »der König lacht mit zusammengepressten Lippen. Es wäre mir lieber,

wenn er mir die Zähne, zeigte. Jeanne, meine arme Freundin, der König bereitet uns Irgend eine hinterlistige Überraschung. Oh! schaut mich nicht so zärtlich an, ich bitte Euch . . . wende: mir sogar den Rücken zu. Hier kommt gerade Maugiron; haltet ihn zurück, fesselt ihn, seid liebenswürdig gegen ihn.«

»Wißt Ihr, Herr,« entgegnete Jeanne lächelnd, »wisst Ihr, dass dies ein seltsamer Auftrag ist, und dass man, wenn ich ihn buchstäblich befolgen würde, glauben könnte . . . «

»Ah!« versetzte Saint-Luc mit einem Seufzer, »es wäre ein großes Glück, wenn man es glauben würde.«

Und seiner Frau, deren Erstaunen den höchsten Grad erreichte, den Rücken zuwendend, entfernte er sich, um Chicot den Hof zu machen, der seine Königsrolle mit einer höchst komischen Majestät spielte.

Den Urlaub benützend, den man seiner Größe gegeben hatte, tanzte Heinrich mittlerweile. Doch während er tanzte, verlor er Saint-Luc nicht aus dem Blicke.

Bald rief er ihn, um ihm irgend eine scherzhafte Bemerkung mitzuteilen, welche, witzig oder nicht, das Vorrecht hatte, Saint-Luc zu einem schallenden Gelächter zu veranlassen. Bald bot er ihm aus seiner Confect-Büchse gebrannte Mandeln oder überzuckerte Früchte, welche Saint-Luc köstlich fand. Verschwand endlich Saint-Luc einen Augenblick aus dem Saale, wo der König war, um in den andern Sälen die Honneurs zu machen, so ließ ihn der König durch einen von seinen Pagen und Offizieren holen, und Saint-Luc kehrte lächelnd zu seinem Herrn zurück, der nur zufrieden schien, wenn er ihn wiedersah.

Ein Geräusch, stark genug, um mitten in diesem Tumulte gehört zu werden, drang plötzlich an das Ohr von Heinrich.

»Eil ei!« sagte er, »es scheint mir, ich höre die Stimme von Chicot. Hörst Du, Saint-Luc, der König ärgert sich.«

»Ja, Sire,« sprach Saint-Luc, ohne dass es schien, als bemerkte er die Anspielung Seiner Majestät, »ich glaube er streitet sich mit irgend Jemand.«

»Sieh nach, was es ist, und komm sogleich zurück, um es mir zu melden.«

Saint-Luc entfernte sich.

Man hörte in der Tat Chicot, der nälend, wie es der König bei gewissen Gelegenheiten tat, ausrief:

»Ich habe doch Prachtgesetze gemacht. Wenn aber die, welche ich gemacht habe, nicht genügen, so werde ich noch andere machen, ich werde so viel machen, bis es Genug ist; sind sie nicht gut, so sind sie doch wenigstens zahlreich. Bei dem Horne Beelzebubs, meines Veters, sechs Pagen, Herr von Bussy, das ist zu viel.«

Und Chicot blies die Backen auf, bog die Hüften, stemmte die Faust in die Seite und spielte den König zum Täuschen.

»Was spricht er denn von Bussy?« fragte der König die Stirne faltend.

Zurückkehrend, wollte Saint-Luc eben antworten, als sich die Menge öffnete und sechs Pagen, in Goldstoff gekleidet, mit Colliers bedeckt und auf der Brust das Wappen ihres Herrn in allen möglichen Edelsteinen spielend, erschauen ließ. Hinter ihnen kam ein junger, schöner, stolzer Mann, der mit hoher Stirne, keckem Auge und verächtlich aufgeworfener Lippe einherschritt, während sein einfacher Anzug von schwarzem Sammet einen scharfen Kontrast mit den reichen Gewändern seiner Pagen bildete.

»Bussy,« sagte man, »Bussy d'Amboise.«

Und Alle liefen dem jungen Manne entgegen, der diesen Aufruhr verursachte, und traten auf die Seite, um ihn vorübergehen zu lassen.

Maugiron, Schomberg und Quéhus hatten sich neben den König gestellt, als wollten sie ihn verteidigen.

»Sieh da!« sagte der Ersterer, auf die unerwartete Erscheinung von Bussy und die fortwährende Abwesenheit des Herzogs von Anjou anspielend, »sieh da! hier ist der Diener, und man erblickt den Herrn nicht.«

»Geduld,« entgegnete Quéhus, »vor dem Diener kommen die Diener des Dieners. Der Herr des Dieners kommt vielleicht hinter dem Herrn der ersten Diener.«

»Sage mir doch, Saint-Luc,« sprach Schomberg, der jüngste von den Lieblingen von König Heinrich III. und dabei einer seiner Bravsten, »weißt Du, dass Herr von Bussy Dir wenig Ehre

erweist? Schau doch dieses schwarze Wamms an; Gottes Tod! ist das ein Hochzeitleid?«

»Nein,« versetzte Quélus, »aber es ist ein Beerdigungskleid.«

»Ah!« murmelte Heinrich, »warum ist es nicht das seinige und warum trägt er nicht zum Voraus seine eigene Trauer!«

»Bei alle dem, Saint-Luc, folgt Herr von Anjou Bussy nicht,« sagte Maugiron. »Solltest Du *auch* auf dieser Seite In Ungnade sein?«

Dasauch traf Saint-Luc im Herzen.

»Warum sollte er Bussy folgen?« erwiderte Quélus. »Erinnert Ihr Euch nicht, dass Herr von Bussy, als ihm Seine Majestät die Ehre erwies, ihn zu fragen, ob er in ihre Dienste treten wollte, antworten ließ, zu dem fürstlichen Hause Clermont gehörend, hätte er nicht nötig, in irgend einen Dienst zu treten, und er würde ganz einfach sich damit begnügen, sein eigener Herr zu sein, überzeugt, er wäre ein besserer Prinz, als sich irgend einer aus der Welt finden dürfte.«

Der König runzelte die Stirne und biss sich auf seinen Schnurrbart.

»Was Du auch sagen magst, Quélus,« versetzte Maugiron, »er gehört ganz und gar Herrn von Anjou wie mir scheint.«

»Dann ist Herr von Anjou ein größerer Herr als unser König,« entgegnete phlegmatisch Quélus.

Diese Bemerkung war die beißendste, welche man in Gegenwart von Heinrich machen konnte, der den Herzog von Anjou stets brüderlich gehasst hatte.

Man sah auch den König erbleichen, obgleich er nicht das kleinste Wort erwiderte.

»Ruhig, ruhig, meine Herren,« wagte Saint-Luc zitternd zu bemerken, »ein wenig Milde gegen meine Gäste; verderbt mir meinen Hochzeitstag nicht.«

Diese Worte von Saint-Luc führten Heinrich wahrscheinlich zu einer anderen Ordnung von Gedanken zurück.

Ja,« sagte, er, »wir wollen den Hochzeitstag von Saint-Luc nicht verderben, meine Herren.«

Während er so sprach, kräuselte er seinen Schnurrbart mit einer höhnischen Miene, die dem armen Neuvermählten nicht

entging.

»Ah!« rief Schomberg, »Bussy steht also zu dieser Stunde mit den Brissac's in Verbindung?«

»Warum dies?« sagte Maugiron. »Da Saint-Luc ihn verteidigt. Den Teufel! in dieser armen Welt, wo man genug zu tun hat, um sich selbst zu verteidigen, verteidigt man, wie mir scheint, nur seine Verwandten, seine Verbündeten und seine Freunde.«

»Meine Herren,« sprach Saint-Luc, »Herr von Bussy ist weder mein Verbündeter, noch mein Freund, noch mein Verwandter; er ist mein Gast.«

Der König schleuderte Saint-Luc einen wütenden Blick zu.

»Und überdies,« fügte dieses, von dem Blicke des Königs niedergeschmettert, eilig bei, »überdies verteidige ich ihn gar nicht.«

Bussy kam ernstes Schrittes hinter seinen Pagen heran, und wollte eben den König begrüßen, als Chicot, verletzt dadurch, dass man einem Andern als ihm den Vorrang der Ehrfurcht gab, ihm zurief:

»Heda! he! Bussy, Bussy d'Amboise, Louis von Clemont, Graf von Bussy, da man Dir durchaus alle Deine Namen geben muss, damit Du erkennst, dass man mit dir spricht, siehst Du den wahren Heinrich nicht, unterscheidest Du den König nicht vom Narren? Derjenige, zu welchem Du gehst, ist mein Hofnarr, ist der Mensch, der so viel Tollheiten macht, dass ich mich darüber zuweilen halb tot lache.«

Bussy schritt ohne zu hören vorwärts und stand bald Heinrich gegenüber; doch als er sich vor dem König verbeugen wollte, sagte dieser zu ihm:

»Hört Ihr nicht, Herr von Bussy? man ruft Euch.«

Und mitten unter dem schallenden Gelächter seiner Günstlinge wandte er dem jungen Kapitän den Rücken zu. Bussy errötete vor Zorn; doch seine erste Bewegung unterdrückend, stellte er sich, als nähme er die Bemerkung des Königs im Ernste, als hätte er das Gelächter von Quélus, Schomberg und Maugiron gar nicht gehört, und sprach sich an Chicot wendend:

»Ah! verzeiht, Sire, es gibt Könige, welche dergestalt Narren gleichen, dass Ihr mir hoffentlich vergeben werdet, wenn ich

Euren Hofnarren für einen König gehalten habe.«

»Hm!« murmelte Heinrich, sich umdrehend, »was sagt er?«

»Nichts, Sire,« erwiderte Saint-Luc, der für diesen ganzen Abend die Sendung des Friedenstifters vom Himmel erhalten zu haben schien, »nichts, durchaus nichts.«

»Gleichviel, Meister Bussy,« sprach Chicot sich auf die Fußspitzen erhebend, wie es der König tat, wenn er sich Majestät verleihen wollte, »es ist in der Tat unverzeihlich.«

»Sire,« versetzte Bussy, »verzeiht mir, ich war von einer Sorge in Anspruch genommen.«

»Über Eure Pagen, mein Herr?« entgegnete Chicot mit scheinbarem Ärger. »Ihr richtet Euch in Pagen zu Grunde und Gottes Tod! dadurch tretet Ihr unsere Prærogative mit Füßen.«

»Wie so?« versetzte Bussy, der nun begriff, dass die schlechte Rolle dem König zufiel, wenn er sich zu einem Wettstreit mit den Narren herbei ließ. »Ich bitte Eure Majestät, sich zu erklären, und wenn ich wirklich Unrecht gehabt habe, so werde ich es in aller Demut zugestehen.«

»Goldstoff für diese Lümmel,« erwiderte Chicot, mit dem Finger auf die Pagen deutend, »während Ihr, ein Edelmann, ein Oberster, ein Clermont, beinahe ein Prinz, in einfachen schwarzen Sammet gekleidet seid!«

»Sire,« versetzte Bussy, sich gegen die Mignons¹ umwendend, »lebt man in einer Zeit, wo die Lümmel wie die Prinzen gekleidet sind, so zeugt es meiner Ansicht nach für die Prinzen von gutem Geschmack, wenn sie sich wie die Lümmel kleiden.«

Und er gab den von Schmuck funkelnden jungen Mignons das beleidigende Lächeln zurück, mit dem sie ihn einen Augenblick vorher in Gnaden beschenkt hatten.

Heinrich schaute seine Lieblinge an, welche, vor Wut erbleichend, nur ein Wort ihres Gebieters zu erwarten schienen, um sich auf Bussy zu werfen. Quélus, der am meisten gegen diesen Edelmann erbittert war, mit dem er sich ohne das ausdrückliche Verbot des Königs bereits geschlagen hätte, fuhr mit der Hand an das Stichblatt seines Degens.

»Sagt Ihr das über mich und die Meinigen?« rief Chicot, der, da er den Platz des Königs eingenommen, das antwortete, was der

König hätte antworten sollen.

Und der Hofnarr nahm, diese Worte sprechend, eine so übertrieben prahlerische Stellung, dass die Hälfte des Saales in ein schallendes Gelächter ausbrach. Die andere Hälfte lachte nicht, und das war ganz einfach, denn die eine Hälfte, welche lachte, lachte über die andere Hälfte.

Drei Freunde von Bussy hatten sich indessen, in der Voraussetzung, es würde wahrscheinlich Streit entstehen, an seine Seite gestellt. Es waren dies Charles Balzac d'Entragues, den man gewöhnlich Antraguët nannte, François d'Audie, Vicomte de Ribeirac, und Livarot.

Als Saint-Luc diese feindseligen Präliminarien bemerkte, erriet er, dass Bussy auf Anstiften von Monsieur gekommen war, um einen Skandal herbeizuführen oder um eine Ausforderung ergehen zu lassen. Er zitterte mehr als je, denn er fühlte sich zwischen dem glühenden Zorne von zwei mächtigen Feinden gefangen, welche sein Haus zum Kampfplatz wählten.

Er lief zu Quélus, der der heftigste von Allen zu sein schien, und sagte, die Hand auf den Degengriff des jungen Mannes legend:

»Im Namen des Himmels, mäßige Dich und lass uns warten.«

»Ei, bei Gott! mäßige Dich selbst,« rief Quélus. »Der Faustschlag dieses Tölpels trifft Dich so gut als mich; wer etwas gegen Einen von uns sagt, sagt etwas gegen Alle, und wer etwas gegen Alle sagt, berührt den König.«

»Quélus, Quélus!« erwiderte Saint-Luc, »denke an den Herzog von Anjou, der um so gewisser hinter Bussy lauert, als er abwesend, um so mehr gefürchtet werden muss, als er unsichtbar ist. Du wirst mir nicht die Schmach antun, zu glauben, ich fürchte mich vor dem Knechte, nein, ich habe nur Bange vor dem Herrn.«

»Ei, Gottes Tod! was hat man denn zu befürchten, wenn man dem König von Frankreich gehört? Begeben wir uns für ihn in Gefahr, so wird uns der König verteidigen.«

»Dich, ja; aber mich!« versetzte Saint-Luc mit kläglichem Tone.

»Ah, verdammt!« sprach Quélus, »warum, den Teufel! verheiratest Du Dich auch, da Du weißt, wie sehr der König bei seinen Freundschaften eifersüchtig ist?«

»Gut!« sagte Saint-Luc zu sich selbst, »jeder denkt an sich.

Vergessen wir uns also nicht. Und da ich wenigstens die ersten vierzehn Tage meiner Ehe ruhig zu leben wünsche, so will ich es versuchen, mir einen Freund aus Herrn von Alençon zu machen.«

In Folge dieser Betrachtung verließ er Quélus und ging auf Herrn von Bussy zu. Nach seiner beleidigenden Rede hatte Bussy seinen Kopf erhoben und ließ seine Blicke durch den ganzen Saal umhergehen, wobei er die Ohren spitzte, um irgend eine Ungezogenheit in Entgegnung der seinigen aufzufangen. Aber jede Stirne wandte sich ab, jeder Mund blieb stumm. Die Einen hatten bange, vor dem König zu billigen, die Andern fürchteten sich, vor Bussy zu missbilligen.

Als der Letztere Saint-Luc auf sich zukommen sah, glaubte er endlich gefunden zu haben, was er suchte.

»Mein Herr,« sprach Bussy, »verdanke ich dem, was ich so eben gesagt, die Ehre der Unterredung, die Ihr zu haben wünscht?«

»Dem, was Ihr so eben gesagt?« fragte Saint-Luc mit seiner anmutigsten Miene. »Was habt Ihr denn gesagt? Ich meines Teils habe nichts gehört; nein, ich sah Euch und wünschte das Vergnügen zu haben, Euch zu begrüßen und bei dieser Begrüßung Euch für die Ehre zu danken, die Ihr meinem Hause durch Eure Gegenwart erweist.«

Bussy war ein in jeder Beziehung erhabener Mann, brav bis zur Tollheit, aber wissenschaftlich gebildet, geistreich und fein im gesellschaftlichen Umgang. Er kannte den Mut von Saint-Luc und begriff, dass die Pflicht des Hausherrn in diesem Augenblick den Sieg über die Empfindlichkeit davon trug. Jedem Andern hätte er seine Phrase, das heißt seine Herausforderung wiederholt; aber er begnügte sich, Saint-Luc höflich zu grüßen und ihm mit einigen freundlichen Worten sein Kompliment zu erwidern.

»Ah! ah!« sprach Heinrich, als er Saint-Luc bei Bussy sah, »ich glaube, mein junger Hahn hat den Kapitän tüchtig ausgescholten. Er hat wohl daran getan, doch man soll ihn mir nicht töten. Seht nach, Quélus. Nein, nicht Ihr, Quélus, Ihr habt einen zu hitzigen Kopf. Seht Ihr nach, Maugiron.«

Maugiron eilte wie ein Pfeil fort, doch Saint-Luc war auf seiner Hut, ließ ihn nicht bis zu Bussy gelangen, und kehrte mit Maugiron

zum König zurück.

»Was hast Du diesem albernen Bussy gesagt?« fragte der König.

»Ich, Sire?«

»Ja, Du.«

»Ich habe ihm guten Abend gesagt.«

»Ah! ah! das ist Alles?« brummte der König.

Saint-Luc bemerkte, dass er eine Albernheit begangen hatte, und erwiderte:

»Ich sagte ihm guten Abend und fügte bei, ich würde morgen früh die Ehre haben, ihm guten Morgen zu sagen.«

»Oh! oh!« rief Heinrich, »ich vermutete es; schlimmer Kopf!«

»Doch Eure huldreiche Majestät wolle die Gnade haben, die Sache geheim zu halten,« versetzte Saint-Luc.

»Oh! bei Gott!« erwiderte Heinrich, »ich sage das nicht, um Dir Zwang anzutun. Es ist wahr, wenn Du mich seiner entledigen könntest, ohne dass für Dich eine Schramme daraus entspränge . . . «

Die Mignons tauschten einen Blick aus, den Heinrich III. nicht gesehen zu haben sich den Anschein gab.

»Denn der Bursche,« fuhr der König fort, »der Bursche ist von einer Unverschämtheit . . . «

»Ja, ja,« sagte Saint-Luc, »doch seid unbesorgt, Sire, er wird früher oder später seinen Meister finden.«

»Oh! oh!« machte der König, den Kopf von oben nach unten schüttelnd, »er führt eine mächtige Klinge. Warum lässt er sich nicht von einem tollen Hunde beißen! Das würde uns auf eine bequemere Weise von ihm befreien.«

Und er warf einen schiefen Blick auf Bussy, der begleitet von seinen drei Freunden auf- und abging und alle diejenigen stieß und verspottete, von denen er wusste, dass sie am Feindseligsten gegen den Herzog von Anjou gesinnt und folglich die besten Freunde des Königs waren.

»Gottes Donner!« rief Chicot, »misshandelt mir meine kleinen Edelleute nicht so sehr, Meister Bussy, denn obgleich ich ein König bin, ziehe ich den Degen nicht mehr und nicht minder, als

ob ich ein Narr wäre.«

»Ah! der drollige Bursche!« murmelte Heinrich, »bei meinem Worte, er sieht richtig.«

»Wenn er mit solchen Scherzen fortführe, so werde ich Chicot bestrafen, Sire,« sagte Maugiron.

»Reibe Dich nicht an ihm, Maugiron; Chicot ist Edelmann und sehr kitzelig im Punkte der Ehre. Überdies ist er es nicht, der am meisten eine Bestrafung verdient, denn er ist nicht der Frechste.«

Diesmal konnte man sich nicht mehr täuschen, Quélus machte d'O und Épernon ein Zeichen, die an anderer Stelle in Anspruch genommen, nicht mitbekommen hatten, was gerade geschehen war.

»Meine Herren,« sprach Quélus, sie auf die Seite führend, »wir wollen uns beraten; Du, Saint-Luc, plaudre mit dem König und schließe vollends Deinen Frieden, der mir glücklich begonnen zu haben scheint.«

Saint-Luc zog diese Rolle vor und näherte sich dem König und Chicot, welche mit einander in Streit geraten waren.

Während dieser Zeit führte Quélus seine vier Freunde in eine Fenstervertiefung.

»Nun, was willst Du uns sagen?« fragte Épernon. »Ich war eben im Zuge, der Frau von Joyeuse den Hof zu machen, und ich bemerke Dir im Voraus, dass ich Dir nie verzeihe, wenn Deine Erzählung nicht höchst interessant ist.«

»Ich will Euch sagen, meine Herren, dass ich unmittelbar nach dem Balle zur Jagd aufbreche.«

»Gut, zu welcher Jagd?« fragte d'O.

»Zur Schweinejagd.«

»Was für einen närrischen Einfall hast Du, dass Du Dir bei einer solchen Kälte in irgend einem Dickicht den Bauch willst aufschlitzen lassen?«

»Gleichviel, ich gehe.«

»Allein?«

»Nein, mit Maugiron und Schomberg. Wir jagen für den König.«

»Ah! ja, ich begreife,« sagten gleichzeitig Schomberg und Maugiron. »Der König wünscht, dass man ihm morgen einen

Schweinskopf serviert.«

»Mit einem auf italienische Weise umgedrehten Kragen,« versetzte Maugiron, auf den einfachen umgeschlagenen Kragen anspielend, den Bussy im Widerspruch mit den Halskrausen der Mignons trug.

»Ah! ah!« rief Épernon, »gut, dann bin ich dabei.«

»Um was handelt es sich?« fragte d'O, »ich begreife noch gar nicht.«

»Ei! so schau doch umher, mein Lieber.«

»Gut, ich schaue.«

»Ist nicht Einer da, der Dich in das Gesicht verhöhnt hat?«

»Bussy, wie ich glaube.«

»Nun, scheint Dir das nicht ein Eber zu sein, dessen Kopf dem König angenehm wäre?«

»Du glaubst, der König . . . « versetzte d'O.

»Er hat ihn verlangt,« antwortete Quélus.

»Wohl, es sei, auf die Jagd; doch wie jagen wir?«

»Auf dem Anstand, das ist sicherer.«

Bussy bemerkte die Besprechung, und da er nicht zweifelte, es wäre von ihm die Rede, so trat er mit seinen Freunden hohnlächelnd näher hinzu und sagte:

»Sieh doch, Antraquet, sieh doch, Ribeirac, es ist rührend, wie sie hier gruppiert sind, man sollte glauben, es wäre Eurialus und Risus, Damon und Pythias, Castor . . . doch wo ist Pollux?«

»Pollux verheiratet sich,« erwiderte Antraquet, »und Castor ist folglich getrennt.«

»Was mögen sie da machen?« fragte Bussy sie frech anschauend.

»Wetten wir, dass sie auf irgend ein neues Stärkemehl sinnen,« versetzte Ribeirac.

»Nein, meine Herren,« erwiderte Quélus lächelnd, »wir sprechen von der Jagd.«

»In der Tat, Herr Cupido,« versetzte Bussy, »es ist sehr kalt zum Jagen. Die Haut wird Euch aufspringen.«

»Mein Herr,« entgegnete Maugiron mit derselben Höflichkeit, »wir haben warme Handschuhe und gefütterte Wämmser.«

»Ah! das beruhigt mich,« sagte Bussy, »werdet Ihr bald jagen?«

»Vielleicht noch in dieser Nacht,« antwortete Schomberg.

»Es gibt kein vielleicht; sicherlich in dieser Nacht,« fügte Maugiron bei.

»Ich will den König davon in Kenntnis setzen,« sprach Bussy, »was würde Seine Majestät sagen, wenn sie Morgen bei ihrem Erwachen fände, dass ihre Freunde den Schnupfen haben?«

»Gebt Euch nicht die Mühe, den König zu benachrichtigen, mein Herr,« entgegnete Quélus, »Seine Majestät weiß, dass wir jagen.«

»Eine Lerche?« fragte Bussy mit einer äußerst verletzenden Miene.

»Nein, mein Herr,« antwortete Quélus, »wir jagen den Eber, wir brauchen durchaus einen Schweinskopf.«

»Und das Tier?« fragte Anraguet.

»Ist gestellt,« sagte Schomberg.

»Doch man muss auch wissen, wohin es seinen Gang nimmt,« versetzte Livarot.

»Wir werden bemüht sein, Erkundigungen darüber einzuziehen,« sprach d'O. »Jagt Ihr mit uns, Herr von Bussy?«

»Nein,« antwortete dieser, das Gespräch in derselben Tonart fortsetzend. »Nein, in der Tat, ich bin verhindert. Ich muss morgen bei dem Herzog von Alençon sein, um Herrn von Monsoreau zu empfangen dem Monseigneur, wie Ihr wisst, die Stelle des Oberstjägermeisters verliehen hat.«

»Doch diese Nacht?« fragte Quélus.

»Ah! diese Nacht kann ich noch nicht, ich habe ein Rendezvous in einem Geheimnisvollen Hause des Faubourg Saint-Antoine.«

»Ah! ah!« rief Épernon, »sollte die Königin Margot inkognito in Paris sein, Herr von Bussy, denn es ist uns zu Ohren gekommen, dass Ihr La Mole beerbt habt?«

»Ja, doch seit einiger Zeit habe ich auf die Erbschaft Verzicht geleistet, und es handelt sich um eine andere Person.«

»Und diese Person erwartet Euch in der Rue du Faubourg Saint-Antoine?« fragte d'O.

»Ganz richtig: ich werde Euch sogar um einen Rat bitten, Herr

von Quélus.«

»Sprecht. Obgleich ich kein Advokat bin, so tue ich mir doch etwas darauf zu gut, dass ich, besonders meinen Freunden, keinen schlechten Rat gebe.«

»Man sagt, die Straßen seien unsicher; der Faubourg Saint-Antoine ist ein einsames Quartier. Welchen Weg ratet Ihr mir zu wählen?«

»Bei Gott!« erwiderte Quélus, »da der Schiffsmann des Louvre ohne Zweifel die ganze Nacht auf uns wartet, so würde ich an Eurer Stelle, mein Herr, die kleine Fähre des Pré-aux-Clercs nehmen, mich bis zum Turm der Ecke führen lassen, dann dem Quai bis zum Grand-Châtelet folgen und durch die Rue de la Tixeranderie nach dem Faubourg Saint-Antoine gehen. Seid Ihr einmal am Ende der Rue Saint-Antoine und kommt an dem Hotel des Tournelles ohne Unfall vorüber, so werdet Ihr wahrscheinlich unversehrt das Geheimnisvolle Haus erreichen, von dem Ihr so eben sprach.«

»Ich danke für die Reisebeschreibung, Herr von Quélus,« erwiderte Bussy, »Ihr nennt die Fähre des Pré-aux-Clercs, den Turm der Ecke, den Quai bis zum Grand-Châtelet, die Rue de la Tixeranderie und die Rue Saint-Antoine. Seid unbesorgt, man wird keine Linie von dem vorgeschriebenen Wege abgehen.«

Und die fünf Freunde grüßend, entfernte er sich, während er ganz laut zu Balzac d'Enragues sagte:

»Anraguet, lasst uns gehen, es ist mit diesen Leuten offenbar nichts zu machen.«

Livarot und Ribeirac brachen in ein lautes Gelächter aus und folgten Bussy und d'Enragues, welche sich entfernten, jedoch nicht ohne sich wiederholt umzuschauen.

Die Mignons blieben ruhig, sie schienen entschlossen, nichts zu verstehen.

Als Bussy durch den letzten Salon schritt, in welchem sich Frau von Saint-Luc befand, die ihren Gatten nicht aus den Blicken verlor, winkte ihr Saint-Luc mit dem Auge und bezeichnete ihr den Günstling des Herzogs von Anjou, der eben weggehen wollte. Jeanne begriff mit der Scharfsichtigkeit, welche das Vorrecht der Frauen ist, lief auf den Edelmann zu, versperrte ihm den Weg und

sagte:

»Oh! Herr von Bussy, es ist nur von einem Sonnet die Rede, das Ihr gemacht haben sollt.«

»Gegen den König, Madame?« fragte Bussy.

»Nein, sondern zu Ehren der Königin. Oh! lasst es mich hören.«

»Gern, Madame,« sagte Bussy, Frau von Saint-Luc den Arm bietend. Und er entfernte sich mit ihr und sprach ihr auf- und abgehend das Gedicht vor.

Während dieser Zeit kehrte Saint-Luc ganz sachte zu den Mignons zurück und hörte Quélus sagen:

»Es wird dem Tiere bei solchen Bruchspuren nicht schwer zu folgen sein; also an der Ecke des Hotel des Tournelles, bei der Porte Saint-Antoine, dem Hotel Saint-Pol gegenüber.«

»Jeder mit einem Lackei?« fragte Épernon.

»Nein, Nogaret, nein,« antwortete Quélus, »wir wollen allein sein, allein unser Geheimnis wissen, und allein unser Geschäft abmachen. Ich hasse ihn, doch ich würde mich schämen, wenn der Stock eines Lackeien ihn berührte; er ist ein zu guter Edelmann.«

»Werden wir alle sechs mit einander von hier weggehen?« fragte Maugiron.

»Alle fünf und nicht alle sechs,« bemerkte Saint-Luc.

»Ah! es ist wahr, wir vergaßen, dass Du eine Frau genommen. Wir behandelten Dich noch als Junggesellen,« sprach Schomberg.

»In der Tat,« versetzte d'O, »es ist das Wenigste, dass der arme Saint-Luc die erste Nacht nach seiner Hochzeit mit seiner Frau zubringt.«

»Ihr habt Unrecht, meine Herren,« entgegnete Saint-Luc, »es ist nicht meine Frau, was mich zurückhält, obgleich sie, wie Ihr zugestehen werdet, einer Aufmerksamkeit wert ist; nein, es ist der König.«

»Wie? der König.«

»Ja, Seine Majestät will, dass ich sie in den Louvre zurückführe.«

Die jungen Leute schauten sich mit einem Lächeln an, das sich

Saint-Luc vergebens zu verdolmetschen suchte.

»Was willst Du?« versetzte Quélus, »der König hegt eine so wunderbare Freundschaft für Dich, dass er Deiner gar nicht entbehren kann; überdies brauchen wir Saint-Luc nicht, lassen wir ihn also seinem König und seiner Dame.«

»Ho! das Tier ist plump,« bemerkte Épernon.

»Bah!« versetzte Quélus, »man stelle mich ihm gegenüber, man gebe mir einen Speiß, und ich werde mein Geschäft abmachen.«

In diesem Augenblick hörte man die Stimme des Königs, der Saint-Luc rief.

»Meine Herren,« sagte dieser, »Ihr hört, der König ruft mich, gute Jagd, auf Wiedersehen!«

Und er verließ sie sogleich, doch statt zu dem König zu gehen, schlüpfte er an den noch mit Zuschauern und Tänzern geschmückten Wänden hin und erreichte die Türe, welche bereits Bussy berührte, den die schöne Neuvermählte mit allen Mitteln, die ihr zu Gebot standen, zurückzuhalten suchte.

»Ah! guten Abend,« Herr von Saint-Luc,« sagte der junge Mann. »Aber wie bestürzt seht Ihr aus! Solltet Ihr zufällig bei der großen Jagd sein, welche sich vorbereitet? Das wäre zwar ein Beweis Eures Mutes, aber nicht Eurer Galanterie.«

»Nein, mein Herr, ich sah bestürzt aus, weil ich Euch suchte.«

»Ah! wirklich?«

» . . . Und weil ich bange hatte, Ihr wäret bereits weggegangen. Liebe Jeanne,« fügte er bei, »sagt Eurem Vater, er möge bemüht sein, den König aufzuhalten; ich muss ein paar Worte unter vier Augen mit Herrn von Bussy sprechen.«

Jeanne ging rasch weg; sie begriff zwar alle diese Notwendigkeiten nicht, aber sie unterwarf sich denselben, weil sie ihre Wichtigkeit fühlte.

»Was wollt Ihr mir sagen, Herr von Saint-Luc?« fragte Bussy.

»Ich wollte Euch sagen, Herr von Bussy, dass Ihr, wenn Ihr diesen Abend ein Rendezvous hättet, wohl daran tun würdet, es auf morgen zu verschieben, in Betracht, dass die Straßen von Paris schlecht sind, und dass es ferner, sollte Euch dieses Rendezvous zufällig in die Gegend der Bastille führen, klug von

Euch wäre, das Hotel des Tournelles zu vermeiden, wo eine Vertiefung ist, in der sich mehrere Menschen verbergen können. Das ist es, was ich Euch zu sagen hatte, Herr von Bussy. Gott behüte mich vor dem Gedanken, ein Mann wie Ihr könnte Furcht haben. Doch denkt ein wenig darüber nach.«

In diesem Augenblick hörte man die Stimme von Chicot rufen:

»Saint-Luc, mein kleiner Saint-Luc, verbirg Dich nicht, wie Du dies tust. Du siehst wohl, ich erwarte Dich, um in den Louvre zurückzukehren.«

»Sire, hier bin ich,« antwortete Saint-Luc, in der Richtung der Stimme von Chicot vor stürzend.

Bei dem Narren war Heinrich III., dem bereits ein Page den schweren, mit Hermelin verbrämten Mantel reichte, während ihm ein anderer die dicken, bis an die Ellenbogen gehenden Handschuhe und ein dritter die mit Atlas gefütterte Sammetmaske bot.

»Sire,« sprach Saint-Luc, sich zugleich an die beiden Heinriche wendend, »ich werde die Ehre haben, die Fackel bis zu Euren Sänften zu tragen.«

»Nein, nein,« erwiderte Heinrich, »Chicot geht seines Wegs und ich des meinigen. Meine Freunde sind lauter Taugenichtse, die mich allein in den Louvre zurückkehren lassen, während sie dem Fasching nachlaufen. Ich hatte auf sie gerechnet, und nun fehlen sie mir. Du begreifst aber, dass Du mich nicht so weggehen lassen kannst. Du bist ein ernster, verheirateter Mann, Du musst mich zur Königin zurückführen. Komm, mein Freund, komm. Hollah! ein Pferd für Herrn von Saint-Luc. Nein, es ist unnötig,« fügte er sich besinnend bei, »meine Sänfte ist breit, und es ist Platz darin für zwei Personen.«

Jeanne von Brissac hatte keine Silbe von diesem Gespräche verloren, sie wollte reden, ein Wort zu ihrem Gemahl sagen, ihren Vater benachrichtigen, dass der König Saint-Luc entführe; doch Saint-Luc legte einen Finger auf seinen Mund und forderte sie dadurch zum Stillschweigen und zur Behutsamkeit auf.

»Pest!« sagte er ganz leise, »nun, da ich mich mit Franz von Anjou gut zu vertragen gewusst habe, wollen wir uns nicht mit Heinrich von Valois verfeinden. Sire,« fügte er laut bei, »hier bin

ich. Ich bin Eurer Majestät so ergeben, dass ich ihr bis an das Ende der Welt folgte, wenn sie es mir befehlen würde.«

Zuerst entstand ein großer Tumult, dann kamen große Kniebeugungen, dann trat ein großes Stillschweigen ein, um die Abschiedsworte des Königs an Fräulein von Brissac und ihren Vater zu hören: sie waren entzückend.

Hierauf vernahm man das Wiehern und Stampfen der Pferde im Hofe, und die Fackeln warfen rötliche Reflexe an die Scheiben. Endlich entflohen halb lachend, halb schnatternd in Schatten und Nebel alle Höflinge des Reiches und alle Hochzeitgäste.

Mit ihren Frauen allein geblieben, trat Jeanne in ihr Zimmer und kniete vor das Bild einer Heiligen nieder, welche sie ganz besonders verehrte. Dann gab sie ihrer Dienerschaft Befehl, sie zu verlassen und ein leichtes Abendbrot für die Rückkehr ihres Gatten bereit zu halten. Herr von Brissac tat mehr, er schickte sechs Wachen ab, welche den jungen Ehemann an der Pforte des Louvre erwarten und ihn von dort wieder nach Hause geleiten sollten. Doch nachdem sie zwei Stunden gewartet, sandten die Wachen einen von Ihren Kameraden zu dem Marschall, um ihm zu melden, alle Türen des Louvre wären geschlossen, und ehe man die letzte geschlossen, hätte ihnen der Kapitän der Pforte gesagt:

»Wartet nicht länger, es ist unnötig; Niemand geht mehr in dieser Nacht aus dem Louvre weg. Seine Majestät hat sich zu Bette gelegt und Jedermann schläft.«

Der Marschall überbrachte diese Nachricht seiner Tochter, diese aber erklärte, sie wäre zu unruhig, um sich schlafen zu legen, und würde die ganze Nacht in Erwartung ihres Gemahls wachen.

Zweites Kapitel.

Wie nicht immer derjenige, welcher die Türe öffnet, in das Haus eintritt.

Die Porte Saint-Antoine war eine Art von steinernem Gewölbe, der Porte Saint-Denis und der Porte Saint-Martin unserer Tage ähnlich. Nur stand sie durch ihre linke Seite mit den anliegenden Gebäuden, mit der Bastille in Verbindung, und gehörte so gleichsam zu der alten Feste.

Der Raum rechts zwischen dem Tore und dem Hotel de Bretagne war groß, düster und schmutzig: doch dieser Raum war bei Tag wenig besucht, und gänzlich verlassen, wenn der Abend kam, denn die nächtlichen Wanderer schienen sich einen Weg näher an der Festung gemacht zu haben, um sich gewissermaßen in einer Zeit, wo die Straßen höchst unsicher waren und man von einer Nachtwache nichts wusste, unter den Schutz des Turmwächters zu stellen, der sie zwar nicht unterstützen, aber doch wenigstens um Hilfe rufen und durch sein Geschrei, die Bösewichte erschrecken konnte.

Es versteht sich, dass die Winternächte die Wanderer noch vorsichtiger machten, als die Sommernächte. Die Nacht, in der die von uns bereits erzählten und die noch folgenden Ereignisse vorfielen, war so kalt, so schwarz und so von Wolken beladen, dass Niemand hinter den Zinnen der königlichen Feste die glückselige Schildwache bemerkt hätte, welche ihrerseits kaum im Stande gewesen wäre, auf dem Platze die Vorübergehenden zu unterscheiden.

Vor der Porte Saint-Martin auf der inneren Seite der Stadt, erhoben sich keine Häuser, sondern nur hohe Mauern. Diese Mauern waren rechts die der Kirche Saint-Paul, und links die des Hotel des Tournelles. Am Ende dieses Hotel, auf der Seite der Rue Saint-Catherine, bildete die Mauer den eingehenden Winkel, dessen Saint-Luc gegen Bussy erwähnt hatte.

Dann kam das Bollwerk von Häusern, welche zwischen der Rue de Jouy und der großen Rue Saint-Antoine lagen, welche zu jener

Zeit sich gegenüber die Rue des Billettes und die Kirche Saint-Catherine hatte.

Keine Laterne beleuchtete den von uns beschriebenen Teil des alten Paris. In den Nächten, wo es der Mond übernahm, die Erde zu erhellen, sah man düster, majestätisch und unbeweglich die riesige Bastille emporragen, welche sich kräftig von dem bestirnten Azur des Himmels abhob. In den düsteren Nächten gewahrte man dagegen da, wo sie war, nur eine verdoppelte Finsternis, die an einzelnen Stellen durch das bleiche Licht einiger Fenster unterbrochen wurde.

Während dieser Nacht, welche mit einer scharfen Kälte begonnen hatte und mit reichlichem Schnee endigen sollte, machte kein Vorübergehender unter seinen Tritten die gesprungene Erde des von der Straße nach der Vorstadt ausmündenden Weges krachen, von dem wir gesagt haben, er sei durch ein kluges Abweichen verspäteter Spaziergänger bereitet worden. Dagegen hätte ein geübtes Auge in der Mauerecke der Tournelles mehrere schwarze Schatten erkannt, die sich hinreichend gebärdeten, um zu beweisen, dass sie armen Teufeln von Menschen angehörten, welche sehr in Verlegenheit waren, wie sie ihre natürliche Wärme bewahren sollten, der sie von Minute zu Minute die Unbeweglichkeit beraubte, zu welcher sie sich freiwillig, in Erwartung irgend eines Ereignisses, verurteilt hatten.

Die Schildwache des Turmes, welche wegen der Dunkelheit nicht auf den Platz sehen konnte, vermochte eben so wenig, mit so leiser Stimme wurde es geführt, das Gespräch der schwarzen Schatten zu hören. Es mangelte jedoch diesem Gespräche nicht an einem gewissen Interesse.

»Der wütende Bussy hatte Recht,« sagte einer von den Schatten; das ist in der Tat eine Nacht, wie wir sie in Warschau hatten, als König Heinrich König von Polen war, und wenn das so fortgeht, so wird uns, wie er es prophezeit, die Haut springen.«

»Stille, Maugiron, Du klagst wie ein Weib,« entgegnete ein anderer Schatten. »Es ist allerdings nicht warm; doch ziehe Deinen Mantel über die Augen, stecke Deine Hände in die Taschen, und Du wirst die Kälte nicht mehr fühlen.«

»Wahrhaftig, Schomberg,« versetzte ein dritter Schatten, »Du

sprichst ganz nach Deinem Behagen, und man sieht wohl, dass Du ein Deutscher bist. Mir, was mich betrifft, bluten die Lippen, und mein Schnurrbart ist starr vor Eis.«

»Die Hände sind es hauptsächlich,« sagte eine vierte Stimme. »Bei meiner Ehre, ich wollte wetten, ich hätte gar keine mehr.«

»Warum hast Du nicht den Muff Deiner Mama genommen, armer Quélus,« entgegnete Schomberg, »die gute Frau würde ihn Dir geliehen haben, besonders wenn Du ihr erzählt hättest, es wäre, um sie von ihrem teuren Bussy zu befreien, den sie ungefähr liebt wie die Pest.«

»Ei, mein Gott! habt doch Geduld,« sprach eine fünfte Stimme. »Ich bin überzeugt, Ihr werdet Euch bald über zu viel Wärme beklagen.«

»Gott höre Dich, Épernon,« sagte Maugiron, die Füße schüttelnd. »Ich habe nicht gesprochen, sondern d'O,« versetzte Épernon. »Ich schweige aus Furcht, meine Worte könnten einfrieren.«

»Was sagtest Du?« fragte Quélus Maugiron.

»D'O sagte,« sprach Maugiron, »wir werden sogleich zu warm haben, und ich antwortete ihm: Gott höre Dich!«

»Ich glaube, er hat Dich gehört, denn ich sehe dort etwas durch die Rue Saint-Paul kommen.«

»Irrtum. Er kann es nicht sein.«

»Warum nicht?«

»Weil er eine andere Marschroute angegeben hat.«

»Als ob das zum Erstaunen wäre, wenn er etwas vermutet und einen andern Weg eingeschlagen hätte.«

»Ihr kennt Bussy nicht; wo er gesagt hat, dass er vorübergehen würde, geht er auch, selbst wenn er wüsste, der Teufel erwarte ihn auf der Straße, um ihm den Weg zu versperren.«

»Mittlerweile kommen hier zwei Menschen,« sagte Quélus.

»Meiner Treue, ja,« wiederholten ein paar Stimmen, die Wahrheit der Bemerkung erkennend.

»Dann lasst uns angreifen,« sprach Schomberg.

»Einen Augenblick,« sagte Épernon, »wir wollen nicht gute Bürger oder ehrliche Hebammen umbringen: halt, sie bleiben

stehen.«

Am Ende der Rue Saint-Paul, die nach der Rue Saint-Antoine ging, blieben die zwei Personen, welche die Aufmerksamkeit unserer fünf Gefährten erregt hatten, wirklich wie unentschlossen stehen:

»Oh! oh!« sagte Quélus, »haben sie uns vielleicht gesehen?«

»Vorwärts, wenn wir nur sie gesehen.«

»Du hast Recht,« versetzte Quélus. »Halt! sie drehen sich links, sie bleiben vor einem Hause stehen; sie suchen.«

»Meiner Treue, ja.«

»Es ist, als wollten sie hinein,« sprach Schomberg, »sollte er uns entkommen?«

»Er ist es nicht, da er sich nach dem Faubourg Saint-Antoine begeben soll, während diese, nachdem sie durch die Rue Saint-Paul ausgemündet, die Straße hinabgegangen sind.«

»Ei!« versetzte Schomberg, »wer sagt Euch, dass Euch der schlaue Bursche nicht aus Zufall oder Nachlässigkeit, aus Bosheit oder Überlegung eine falsche Fährte angegeben hat?«

»Das könnte in der Tat wohl sein,« sprach Quélus.

Diese Vermutung machte wie eine hungrige Meute die ganze Truppe der Edelleute aufspringen. Sie verließen ihren Schlupfwinkel und stürzten, den Degen hoch, gegen die zwei vor der Türe stehenden Männer los.

Der eine von diesen zwei Männern hatte gerade den Schlüssel in das Schloß gesteckt; die Türe gab nach und fing an sich zu öffnen, als das Geräusch der Angreifenden die zwei Geheimnisvollen Nachtwandler aufzuschauen veranlasste.

»Was ist das?« fragte sich umdrehend der Kleinere von Beiden seinen Gefährten, »sollte man zufällig an uns wollen, Aurilly?«

»Ah! Monseigneur,« erwiderte derjenige, welcher die Türe geöffnet hatte, »das sieht mir gerade so aus. Werdet Ihr Euch nennen, oder das Inkognito beobachten?«

»Bewaffnete Leute! ein Hinterhalt!«

»Eifersüchtige, die uns belauern. Wahrhaftiger Gott! Monseigneur, ich habe es Euch gesagt, die Dame ist zu schön, als dass man ihr nicht den Hof machen sollte.«

»Gehen wir rasch hinein, Aurilly. Man hält eine Belagerung besser innerhalb, als außerhalb der Türe aus.«

»Ja, Monseigneur, wenn es keine Feinde im Platze selbst gibt. Doch wer sagt Euch? . . . «

Er hatte nicht Zeit, zu vollenden. Die jungen Leute durchmaßten den Raum von etwa hundert Schritten mit Blitzesschnelligkeit. Quélus und Maugiron, die an der Mauer hingelaufen waren, warfen sich zwischen die Türe und diejenigen, welche eintreten wollten, um ihnen den Rückzug abzuschneiden, während Schomberg, d'O und Épernon sie von vorn anzugreifen im Begriffe waren.

»Schlagt ihn tot!« rief Quélus, stets der Heftigste von Allen.

Doch plötzlich wandte sich derjenige, welchen sein Gefährte Monseigneur genannt und gefragt hatte, ob er sein Inkognito behaupten wolle, gegen Quélus um, machte einen Schritt, kreuzte auf eine anmaßende Weise die Arme und sprach mit einer düsteren Stimme:

»Ich glaube, Ihr habt gesagt, schlagt ihn tot, während Ihr von einem Sohne von Frankreich spracht, Herr von Quélus.«

Quélus wich, die Augen starr, die Knie wankend, die Hände träg, zurück und rief:

»Monseigneur der Herzog von Anjou!«

»Monseigneur der Herzog von Anjou!« wiederholten die Andern.

»Nun, meine edle Herren, rufen wir immer noch: ›Schlagt ihn tot!‹«

»Monseigneur,« stammelte Épernon, »es war ein Scherz; verzeiht uns.«

»Monseigneur,« sagte d'O, »wir vermuteten nicht, wir würden Eure Hoheit am Ende von Paris und in diesem öden Quartiere finden.«

»Ein Scherz!« entgegnete Franz, ohne d'O der Ehre einer Antwort zu würdigen. »Ihr habt eine besondere Manier zu scherzen, Herr von Épernon. Doch sprecht, da es nicht auf mich abgesehen war, wen bedrohte Euer Scherz?«

»Monseigneur,« antwortete Schomberg ehrfurchtsvoll, »wir sahen Saint-Luc das Hotel Montmorency verlassen und einen

Weg in dieser Richtung einschlagen. Das kam uns seltsam vor und wir wollten wissen, in welcher Absicht ein Mann in der Hochzeitnacht von seiner Frau wegginge.«

Die Entschuldigung hatte viel für sich, denn der Herzog von Anjou würde aller Wahrscheinlichkeit noch am andern Tage erfahren, Saint-Luc hätte nicht in dem Hotel Montmorency geschlafen, und diese Nachricht würde sodann mit dem, was Schomberg gesagt, übereinstimmen.

»Herr von Saint-Luc? Ihr habt mich für Herrn von Saint-Luc gehalten, meine Herren?«

»Ja, Monseigneur,« antworteten im Chor die fünf Gefährten.

»Und seit wann kann man sich so in uns Beiden täuschen?« fragte der Herzog von Anjou.

»Das ist wahr, Monseigneur,« erwiderte Quélus, »doch er ist gerade gewachsen wie Herr Aurilly, der Euch zu begleiten die Ehre hat.«

»Auch ist die Nacht so finster, Monseigneur,« fügte Maugiron bei.

»Und dann, als wir einen Menschen einen Schlüssel in das Schloss stecken sahen, hielten wir ihn für den Vornehmsten unter Euch,« murmelte d'O.

»Monseigneur kann auch nicht voraussetzen, wir hätten in Beziehung auf ihn nur den Schatten eines schlechten Gedanken, und wäre es auch nur, seine Vergnügungen zu stören,« sagte Quélus.

Unter diesem Gespräche und indes er die mehr oder minder logischen Antworten hörte, die das Erstaunen und die Furcht ihm zu geben gestatteten, hatte Franz durch ein geschicktes strategisches Manoeuvre die Schwelle der Türe verlassen, und befand sich, Schritt für Schritt von Aurilly, seinem Lautenschläger und gewöhnlichen Gefährten bei seinen nächtlichen Gängen, gefolgt, bereits in hinreichend großer Entfernung von dieser Türe, dass sie, mit den andern vermengt, nicht mehr erkannt werden konnte.

»Meine Vergnügungen,« sagte er mit spitzigem Tone, »was kann Euch glauben machen, ich suche hier meine Vergnügungen?«

»Ah! Monseigneur, in jedem Falle seid Ihr aus irgend einem Grunde hierher gekommen,« sprach Quélus, »verzeiht, wir entfernen uns.«

»Es ist gut, Gott befohlen, meine Herren.«

»Monseigneur,« fügte Épernon bei, »unsere Euch wohlbekannte Verschwiegenheit . . . «

Der Herzog von Anjou hatte bereits einen Schritt gemacht, um sich zurückzuziehen, aber er blieb wieder stehen, faltete die Stirne und fragte:

»Verschwiegenheit, Herr von Nogaret? ich bitte, wer verlangt sie von Euch?«

»Monseigneur, wir glaubten, allein zu dieser Stunde, und nur gefolgt von ihrem Vertrauten, hätte Eure Hoheit . . . «

»Ihr täuschtet Euch, das ist es, was Ihr glauben sollt.«

Die fünf Edelleute hörten in tiefstem und ehrfurchtsvollstem Stillschweigen.

»Ich war im Begriff,« sprach der Herzog von Anjou langsam und als wollte er jedes Wort dem Gedächtnis seiner Zuhörer einprägen, »ich war im Begriff, den Juden Manasse, der im Glas und im Kaffeesatze zu lesen versteht, um Rat zu fragen. Er wohnt, wie Ihr wisst, in der Rue de la Tournelle. Im Vorübergehen bemerkte Euch Aurilly und hielt Euch für Bogenschützen, welche die Runde machten. Als Menschen, die sich bei Zauberern Rats erholen, wie wir, streiften wir an den Mauern hin, und verschwanden an den Türen, um uns wo möglich Euren furchtbaren Blicken zu entziehen,« fügte er mit einer Heiterkeit bei, die etwas Erschreckendes für diejenigen hatte, welche den Charakter des Prinzen kannten.

Während er so sprach, hatte der Prinz unmerklich die Rue Saint-Paul, und eine Stelle erreicht, wo er von den Schildwachen der Bastille gehört werden konnte, falls ihn ein Angriff bedrohte, vor dem ihn, wie er wohl wusste, bei dem dumpfen und eingefleischten Hasse seines Bruders gegen ihn die Entschuldigungen und Ehrfurchtsbezeugungen der Mignons von Heinrich III. nur in geringem Maße schützten.

»Und nun, da Ihr wisst, was Ihr glauben, und besonders, was Ihr sagen sollt, Gott befohlen, meine Herren!« rief der Prinz.

Alle verbeugten sich und nahmen Abschied von dem Prinzen, der sich wiederholt umwandte, um ihnen mit den Augen zu folgen, während er selbst einige Schritte in entgegengesetzter Richtung machte.

»Monseigneur,« sagte Aurilly, »ich schwöre Euch, die Menschen, mit denen wir zu tun hatten, hegten schlimme Absichten. Es ist bald Mitternacht; wir sind, wie sie sagten, in einem öden Quartiere; kehren wir rasch in das Hotel zurück, Monseigneur.«

»Nein,« versetzte der Prinz ihn aufhaltend, »benützen wir im Gegenteil ihren Abgang.«

»Eure Hoheit täuscht sich; sie sind durchaus nicht weggegangen, sie haben sich nur, wie Monseigneur selbst sehen kann, in den Schlupfwinkel zurückgezogen, in welchem sie verborgen waren; schaut dort, Monseigneur, dort an der Ecke des Hotel des Tournelles.«

Franz schaute. Aurilly hatte nur strenge Wahrheit gesprochen. Die fünf Edelleute hatten in der Tat ihre Stellung wieder eingenommen und sannen offenbar auf Ausführung eines durch die Ankunft des Prinzen unterbrochenen Vorhabens; vielleicht verfügten sie sich nur an diesen Ort, um den Prinzen und seinen Gefährten zu bespähen und sich zu versichern, ob sie wirklich zu dem Juden Manasse gingen.

»Nun, Monseigneur,« fragte Aurilly, »was beschließen wir? Ich werde tun, was Eure Hoheit befiehlt, doch ich halte es nicht für klug, länger hier zu verweilen.«

»Gottes Tod!« versetzte der Prinz, »es ist jedoch ärgerlich die Partie aufzugeben.«

»Ich weiß es wohl, Monseigneur, doch die Partie lässt sich wiederholen. Ich habe bereits die Ehre gehabt, Eurer Hoheit zu sagen, ich hätte mich erkundigt. Das Haus ist für ein Jahr gemietet. Wir wissen, dass die Dame im ersten Stocke wohnt; wir stehen im Einverständnis mit ihrer Kammerfrau und haben einen Schlüssel, der ihre Türe öffnet. Mit allen diesen Vorteilen können wir warten.«

»Du bist sicher, dass die Türe nachgegeben hat?«

»Ich bin dessen sicher: mit dem dritten Schlüssel, den ich

versuchte.«

»Doch hast Du wieder geschlossen?«

»Die Türe?«

»Ja.«

»Allerdings, Monseigneur.«

Mit welchem Tone der Wahrheit Aurilly auch diese Behauptung aussprach, so müssen wir doch bemerken, dass er weniger sicher war, die Türe wieder geschlossen, als sie geöffnet zu haben. Seine Bestimmtheit ließ indessen dem Prinzen ebenso wenig Zweifel über die zweite Aussage, als über die erste.

»Doch, es wäre mir gar nicht unangenehm gewesen,« sprach der Prinz, »wenn ich erfahren hätte . . . «

»Was sie hier machen, Monseigneur? Ich kann es Euch ohne Furcht vor einer Täuschung sagen: sie haben sich zu einem Hinterhalt versammelt. Gehen wir. Eure Hoheit hat Feinde; wer weiß, was man gegen sie zu unternehmen wagen dürfte?«

»Wohl! gehen wir, ich willige ein, doch um wiederzukommen.«

»Wenigstens nicht in dieser Nacht, Monseigneur. Eure Hoheit wolle meine Befürchtungen würdigen: ich sehe überall Hinterhalte, und eine solche Angst ist mir sicherlich erlaubt, wenn ich den ersten Prinzen von Geblüt, den Erben der Krone begleite, bei welchem so viele Leute ein Interesse haben, ihn nicht erben zu sehen.«

Diese letzten Worte machten einen solchen Eindruck auf Franz, dass er sich augenblicklich zum Rückzug entschloss; es geschah indessen nicht, ohne dass er gegen das missliche Zusammentreffen murrte und in seinem Innern sich gelobte, diesen fünf Edelleuten zu geeigneter Zeit und geeigneten Ortes die Unannehmlichkeit, die sie ihm bereitet, zurückzugeben.

»Es sei,« sagte er, »gehen wir wieder in das Hotel, wir finden dort Bussy, der von der verfluchten Hochzeit zurückgekommen sein muss; er wird einen guten Streit angesponnen und einige von diesen Mignons getötet haben oder er wird sie wenigstens morgen früh töten, und das tröstet mich.«

»Wohl, Monseigneur, hoffen wir auf Bussy,« sagte Aurilly, »das ist mir ganz lieb, und ich habe in dieser Hinsicht, wie Eure Hoheit, das größte Zutrauen zu ihm.«

Und sie gingen weg.

Sie hatten sich noch nicht um die Ecke der Rue de Jouy gewendet, als unsere fünf Gefährten auf der Höhe der Rue Tison einen in einen großen Mantel gehüllten Reiter erblickten. Der hohle, harte Tritt des Pferdes erscholl auf der beinahe versteinerten Erde, und gegen die dichte Nacht kämpfend, versilberte ein schwacher Mondstrahl, der einen letzten Versuch wagte, um den wolkigen Himmel und die von Schnee beschwerte Atmosphäre zu durchdringen, die weiße Feder seines Baretts. Er hielt das Ross, das er lenkte, fest und vorsichtig im Zügel, während der Druck, der dasselbe im Schritte zu gehen nötigte, das edle Tier, trotz der Kälte, schäumen machte.

»Diesmal,« sagte Quélus, »diesmal ist er es.«

»Unmöglich,« sprach Maugiron.

»Warum?«

»Weil er allein ist, und wir ihn mit Livarot, Ribeirac und d'Entragues verließen, die ihn ohne Zweifel nicht allein der Gefahr bloßstellten.«

»Er ist es dennoch,« versetzte Épernon. »Erkennst Du sein schallendes hum! und seine freche Weise den Kopf zu tragen? Er ist ganz allein.«

»Dann ist es eine Falle,« bemerkte d'O.

»Mag es sein, wie es will, Falle oder nicht Falle,« sprach Schomberg, »er ist es, und da er es ist: *Zu den Degen, zu den Degen!*«

Es war wirklich Bussy, der sorglos durch die Rue Saint-Antoine ritt und pünktlich dem ihm von Quélus bezeichneten Wege folgte; er hatte, wie wir gesehen, den Rat von Saint-Luc erhalten, und trotz des sehr natürlichen Bebens, das derselbe bei ihm veranlasst, sowie trotz der dringenden Bitten seiner drei Freunde diese an der Türe des Hotel Montmorency verabschiedet.

Dies war eine von den Prahlereien, wie sie der mutige Oberst liebte, der von sich selbst sagte: »Ich bin nur ein einfacher Edelmann, aber ich trage in meiner Brust das Herz eines Kaisers, und wenn ich im Plutarch die Taten der alten Römer lese, so finde ich im ganzen Altertum keinen Helden, welchen ich nicht in dem, was er getan, nachzuahmen vermöchte.«

Vielleicht dachte Bussy auch, Saint-Luc, den er gewöhnlich nicht zur Zahl seiner Freunde rechnete und dessen unerwartete Teilnahme er auch nur der peinlichen Stellung zu verdanken hätte, in welcher sich derselbe befand, hätte ihn aus keinem andren Grunde gewarnt, als um ihn zu Vorsichtsmaßregeln zu veranlassen, die ihn in den Augen seiner Feinde, angenommen, er würde von Feinden erwartet, lächerlich machen könnten. Bussy aber befürchtete die Lächerlichkeit mehr, als die Gefahr. Er stand sogar in den Augen seiner Feinde im Rufe eines Mutes, der ihn, um denselben auf dem Niveau zu erhalten, zu dem er sich aufgeschwungen, die tollsten Abenteuer unternehmen ließ. Als Mann des Plutarch verabschiedete er also seine drei Gefährten, ein kräftiges Geleite, das ihm selbst bei einer ganzen, Schwadron Achtung verschafft hätte. Und allein, die Arme in seinem Mantel gekreuzt, ohne andere Waffen als seinen Degen und seinen Dolch, wandte er sich nach dem Hause, wo ihn nicht eine Geliebte, wie man hätte glauben können, sondern ein Brief erwartete, den ihm jeden Monat an demselben Tag, die Königin von Navarra zur Erinnerung an ihre Freundschaft schickte, und den der brave Edelmann, gemäß einem Versprechen, das er der schönen Königin Margot geleistet, und noch nicht ein einziges Mal gebrochen hatte, in der Nacht, und zwar selbst in der Wohnung des Boten holen sollte, um Niemand zu gefährden.

Er hatte ungestraft den Weg von der Rue des Grands-Augustins nach der Rue Saint-Antoine zurückgelegt, als er, auf der Höhe der Rue Sainte-Catherine angelangt, mit seinem scharfen, geübten Auge in der Finsternis; längs der Mauer die menschlichen Gestalten erblickte, welche der Herzog von Anjou zuerst gesehen hatte. In dem wahrhaft mutigen Herzen entsteht bei Annäherung der Gefahr, die es errät, eine Exaltation, welche den Sinnen und dem Geiste die höchste Schärfe verleiht.

Bussy zählte die schwarzen Schatten an der grauen Mauer.

»Drei, vier, fünf,« sagte er, »die Lackeien nicht zu zählen, die sich ohne Zweifel in einem andern Winkel aufhalten und auf den ersten Ruf ihrer Herren herbeilaufen. Man gönnt mir einigen Wert, wie es scheint. Teufel! das ist im Ganzen doch viel Geschäft für einen einzigen Menschen. Vorwärts! der brave Saint-Luc hat mich nicht getäuscht. Und sollte er mir zuerst bei dem Zanke den

Magen durchstoßen, ich würde ihm sagen: »Ich danke für die Warnung, Kamerad.««

Während er so sprach, rückte er immer vor, nur spielte sein rechter Arm unter seinem Mantel, dessen Spange er ohne eine scheinbare Bewegung losgemacht hatte.

In diesem Augenblick rief Schomberg:»*Zu den Degen!*« und auf den von seinen vier Gefährten wiederholten Ruf, sprangen die Edelleute Bussy entgegen.

»Hollah! meine Herren,« sprach Bussy mit seiner scharfen, aber ruhigen Stimme, »man will also den armen Bussy umbringen! Wir gedenken also ein wildes Tier, den berüchtigten Eber zu jagen. Wohl, meine Herren, der Eber wird Einige aufschlitzen, das schwöre ich Euch, und Ihr wisst, ich habe mein Wort stets gehalten.«

»Es mag sein,« sagte Schomberg, »dessen ungeachtet bist Du ein ungezogener Bursche, Seigneur Bussy d'Amboise, dass Du so vom Pferde mit uns sprichst, während wir Dich zu Fuße hören.«

Und während er diese Worte sprach, kam der in weißen Atlass gehüllte Arm des jungen Mannes aus dem Mantel hervor und funkelte wie ein silberner Blitz in den Strahlen des Mondes, ohne dass Bussy erraten konnte, in welcher Absicht, wenn nicht einer Drohung die Gebärde entsprach, die er machte.

Er war auch eben im Begriff zu antworten, wie Bussy gewöhnlich antwortete, als er in dem Augenblick, wo er die Sporen in den Bauch des Pferdes drückte, fühlte, dass das Tier sich unter ihm bog und zusammenbrach. Mit einer ihm eigentümlichen Geschicklichkeit, von der er, trotz seiner Jugend, bereits in vielen Kämpfen Beweise abgelegt, hatte Schomberg eine Art von langem Messer, dessen breite Klinge schwerer war, als das Heft, geschleudert, und diese Waffe war, in die Hackse des Pferdes einschneidend, in der Wunde stecken geblieben, wie ein Keil in einem eichenen Aste.

Das Tier stieß ein dumpfes Stöhnen aus und fiel bebend auf seine Knie.

Stets auf alles vorbereitet, stand Bussy, den Degen in der Hand, mit beiden Füßen auf der Erde.

»Ah! Unglücklicher,« sagte er, »das ist mein Lieblingspferd, und Ihr werdet es mir bezahlen.«

Und da sich ihm Schomberg, durch seinen Mut fortgerissen, näherte, ohne den Bereich des Degens zu ermessen, den Bussy an seinen Leib gedrückt hielt, wie man den Bereich des Zahns der schneckenförmig, zusammengerollten Schlange schlecht ermisst, streckten sich dieser Degen und dieser Arm aus und schlugen ihm tief in den Schenkel.

Schomberg stieß einen Schrei aus.

»Nun!« rief Bussy, »bin ich ein Mann von Wort? Einer ist geschlitzt! In das Faustgelenke von Bussy, und nicht in die Kniebeuge seines Pferdes hättet Ihr schlagen sollen, Ungeschickter!«

Und in einem Augenblick, während Schomberg seinen Schenkel mit seinem Sacktuch zusammendrückte, hatte Bussy die Spitze seines langen Degens gegen das Gesicht und die Brust der vier Angreifenden ausgestreckt, wobei er es verachtete, zu schreien, denn um Hilfe rufen, das heißt anerkennen, dass er der Hilfe bedurfte, war Bussy's unwürdig; er rollte nur seinen Mantel um seinen linken Arm machte sich einen Schild daraus und wich etwas zurück, nicht um zu fliehen, sondern um eine Mauer zu erreichen, an die er sich anlehnen konnte, um nicht von hinten gefasst zu werden; dann aber führte er zehn Streiche in einer Minute und fühlte zuweilen den weichen Widerstand des Fleisches, welcher erkennen lässt, dass die Streiche getroffen haben. Einmal glischte er aus und schaute maschinenmäßig zu Boden. Dieser Augenblick genügte für Quélus, ihm einen Stich in die Seite beizubringen.

»Getroffen!« rief Quélus. »Ja, in das Wamms, wie Leute treffen, welche Angst haben,« erwiderte Bussy, der nicht einmal seine Wunde zugestehen wollte. Und auf Quélus eindringend, band er so kräftig dessen Klinge, dass die Waffe des jungen Mannes auf zehn Schritte hinaussprang. Doch er konnte seinen Sieg nicht verfolgen, denn in demselben Augenblick griffen ihn d'O, Épernon und Maugiron mit neuer Wut an. Schomberg hatte seine Wunde verbunden, Quélus seinen Degen aufgehoben; er begriff, dass er umzingelt werden sollte und nur noch eine Minute hatte, um die Mauer zu erreichen, und dass er verloren wäre, wenn er diese

Minute nicht benützen würde.

Bussy machte einen Sprung zurück, der ihn um drei Schritte von seinen Angreifern entfernte. Doch vier Degen holten ihn schnell wieder ein, und dennoch war es zu spät, denn es gelang Bussy durch einen andern Sprung sich an die Mauer anzulehen. Hier blieb er stehen, stark wie Achill oder wie Roland, und lächelnd bei dem Sturme von Schwertstreichen, welche um sein Haupt her schwirren.

Plötzlich fühlte er den Schweiß auf seiner Stirne und eine Wolke zog über seine Auge hin.

Er hatte seine Wunde vergessen, und die Symptome einer herannahenden Ohnmacht erinnerten ihn erst daran.

»Ah! Du wankst,« rief Quélus seine Streiche verdoppelnd.

»Urteile selbst!« entgegnete Bussy. Und er schlug ihn mit seinem Degenknopfe an den Schläfe. Quélus sank unter diesem eisernen Faustschlag nieder.

Außer sich, wütend wie der Eber, der nachdem er den Hunden Stand gehalten, auf sie losbricht, stieß er einen furchtbaren Schrei aus und stürzte vorwärts. D'O und Épernon wichen zurück. Maugiron hatte Quélus aufgehoben und hielt ihn in seinen Armen. Bussy zerbrach mit dem Fuße den Degen des letzteren und schlitzte mit einem Stoße den Vorderarm von Épernon auf. Einen Augenblick war Bussy Sieger, doch Quélus kam wieder zu sich, Schomberg, so sehr er verwundet war, kehrte zum Kampfe zurück, und es flammten abermals vier Degen. Bussy fühlte sich zum zweiten Male verloren. Er raffte alle seine Kräfte zusammen, um seinen Rückzug zu bewerkstelligen, und wich Schritt für Schritt vom Platze, in der Absicht, die Mauer zu erreichen. Der eisige Schweiß seiner Stirne, ein dumpfes Klingeln in seinen Ohren, eine schmerzliche, blutige, über seinen Augen sich ausbreitende Decke verkündigten ihm bereits das Erschöpfen seiner Kräfte. Der Degen verfolgte nicht mehr den Weg, den ihm der verdunkelte Geist vorschrieb. Bussy suchte die Mauer mit seiner linken Hand, berührte sie, und die Kälte der Mauer tat ihm wohl; doch zu seinem großen Erstaunen gab diese nach: es war eine angelehnte Türe. Da fasste Bussy Hoffnung und gewann wieder alle seine Kräfte für diesen äußersten Augenblick. Eine Sekunde lang waren seine Streiche rasch und so heftig, dass alle

Schwerter sich von ihm zurückzogen oder sich vor ihm senkten. Dann schlüpfte er auf die andere Seite der Türe und stieß dieselbe, sich umwendend, mit der Schulter zu. Der Riegel klirrte in der Schließkappe. Es war vorbei. Bussy war außer Gefahr, Bussy war Sieger, denn er war gerettet.

Da erblickte er mit einem freudetrunkenen Auge durch das enge Gitter der Türe die bleichen Gesicht seiner Feinde. Er hörte die wütenden Schwertstreiche, die sie vergebens nach dem Holze führten. Endlich kam es ihm plötzlich vor, als ob die Erde unter seinen Füßen wiche, als ob die Mauer wankte. Er machte drei Schritte vorwärts und fand sich in einem Hofe, drehte sich um und rollte die Stufen einer Treppe hinab.

Dann fühlte es nichts mehr, und er glaubte in die Stille und Dunkelheit des Grabes hinabzusteigen.

Drittes Kapitel.

Wie es zuweilen sehr schwierig ist, den Traum von der Wirklichkeit zu unterscheiden.

Bussy hatte ehe er fiel, Zeit gehabt, sein Sacktuch unter sein Hemd zu stecken und seine Degenkuppel darüber zu schnallen, was eine Art von Verband für die brennende Wunde bildete, deren Blut sich wie ein Flammenstrahl ergoss; als er aber hierzu gelangte, hatte er bereits so viel Blut verloren, dass der Verlust die Ohnmacht herbeiführte, der wir ihn unterliegen sahen. Sei es nun, dass in diesem durch den Zorn und den Schmerz überreizten Gehirne das Leben unter dem Anscheine der Ohnmacht fortbestand, sei es, dass diese Ohnmacht aufhörte, um einem Fieber zu weichen, das wiederum einer zweiten Ohnmacht seinen Platz einräumte . . . Bussy sah, oder glaubte während dieser Stunde des Traumes oder der Wirklichkeit, während dieser zwischen den Schatten von zwei Nächten gestellten Dämmerung Folgendes zu sehen:

Er fand sich in einem Zimmer mit Gerätschaften von geschnitztem Holz, mit Tapeten, worauf Figuren gemalt, und mit ebenfalls gemaltem Plafond. Diese Figuren hatten alle mögliche Stellungen, hielten Blumen und Spieße in den Händen und schienen an den Wänden, an denen sie sich bewegten, auf geheimnisvollen Wegen zum Plafond aufzusteigen. Zwischen den zwei Fenstern war ein von Licht strahlendes, weibliches Portrait angebracht; nur kam es Bussy vor, als wäre der Rahmen dieses Portraits nichts Anderes, als das Simswork einer Türe. Starr, wie durch eine höhere Macht an sein Bett gefesselt, jeder Bewegung beraubt, aller seiner Fähigkeiten, mit Ausnahme des Sehens, entbehrend, schaute Bussy alle diese Figuren mit trübem Auge an und bewunderte das fade Lächeln derjenigen, welche die Blumen trugen, und den grotesken Zorn von andern, welche Schwerter in den Händen hielten. Hatte er diese Figuren schon gesehen oder sah er sie zum ersten Male? Er vermochte dies nicht genau zu bestimmen, so betäubt war sein Kopf.

Plötzlich machte sich die Frau des Portraits aus dem Rahmen

los, und ein bewunderungswürdiges Geschöpf, in ein langes Gewand von weißer Wolle gekleidet, wie es die Engel tragen, mit Haaren, die auf ihre Schultern herabfielen, mit pechschwarzen Augen, langen, samtartigen Wimpern und einer Haut, unter der man das Blut kreisen zu sehen glaubte, das demselben eine rosige Tinte verlieh, schritt auf ihn zu. Diese Frau war so wunderbar schön, ihre ausgestreckten Arme waren so reizend, dass Bussy eine heftige Anstrengung machte, um sich zu ihren Füßen zu werfen. Doch er war in seinem Bette zurückgehalten durch Bande, denjenigen ähnlich, welche den Leichnam im Grabe zurückhalten, während die Seele, die Erde verachtend und von der Materie befreit, zum Himmel aufsteigt.

Dies nötigte ihn, das Bett zu betrachten, auf welchem er lag, und es kam ihm vor, als wäre es eines von jenen prachtvollen, unter Franz I. geschnitzten Betten, an welchem Vorhänge von weißem Damast, mit Gold broschirt, herabgingen.

Bei dem Anblicke dieser, Frau hörten die Figuren der Wand und des Plafond auf, Bussy zu beschäftigen. Die Frau des Portraits war Alles für ihn, und er suchte zu sehen, welche Leere sie in dem Rahmen ließ. Doch eine Wolke, die seine Sehkraft nicht zu durchdringen vermochten, schwebte vor diesem Rahmen und entzog ihm die Möglichkeit der Anschauung; da richtete er seine Augen auf die Geheimnisvolle Person, drängte auf die wunderbare Erscheinung alle seine Blicke zusammen, und schickte sich an, ihr eine Artigkeit in Versen zu sagen, wie er sie mit größter Geläufigkeit machte.

Doch plötzlich verschwand die Frau, ein undurchsichtiger Körper stellte sich zwischen sie und Bussy, dieser Körper marschierte schwerfällig und streckte die Hände aus, wie es der Sünder im Blindkuhspiel macht.

Bussy fühlte, wie ihm der Zorn zu Kopfe stieg, und geriet in eine solche Wut gegen den ungelegenen Besuch, dass er sich, wenn er die Freiheit seiner Bewegungen gehabt hätte, auf ihn geworfen haben würde; es ist sogar nicht zu leugnen, dass er dies versuchte, doch die Sache war ihm unmöglich.

Indes er sich vergebens anstrenge, um sich vom Bette loszumachen, sprach der Eintretende.

»Nun!« fragte er, »bin ich endlich an Ort und Stelle?«

»Ja, Meister,« antwortete eine so weiche Stimme, dass alle Fibern des Herzens von Bussy darob erbebten, »und Ihr könnt nun die Binde abnehmen,« fügte sie bei.

Bussy strengte sich an, um zu sehen, ob die Frau mit der sanften Stimme eine und dieselbe wäre, wie die des Portraits, doch sein Versuch war vergeblich. Er erblickte vor sich nur die anmutige Gestalt eines jungen Mannes, der auf die an ihn ergangene Aufforderung die Binde abgenommen hatte und ängstliche Blicke im Zimmer umher warf.

»Zum Teufel den Mann!« dachte Bussy.

Und er suchte seinem Gedanken durch das Wort oder die Gebärde Ausdruck zu geben, doch das Eine war ebenso unmöglich, als das Andere.

»Ah! ich begreife nun,« sprach der junge Mann, sich dem Bette nähernd. »Ihr, seid verwundet, nicht wahr, mein lieber Herr? Wir werden uns bemühen, Euch Hilfe zu leisten.«

Bussy wollte antworten, doch er begriff, dass dies etwas Unmögliches war. Seine Augen schwammen in einem eisigen Dunste, und in seinen Fingerspitzen stach es ihn, als ob sie von hunderttausend Nadeln durchbohrt würden.

»Ist der Stoß tödlich?« fragte mit gepresstem Herzen und mit einem Ausdruck schmerzlicher Teilnahme, wobei Bussy die Tränen in die Augen traten, die sanfte Stimme, welche bereits gesprochen hatte, und in der der Verwundete die Stimme der Dame des Portraits erkannte.

»Bei Gott! ich weiß es nicht, ich werde es Euch nachher sagen,« erwiderte der junge Mann, »mittlerweile ist er ohnmächtig.«

Dies war Alles, was Bussy verstehen konnte, und es kam ihm vor, als hörte er das Streifen eines Kleides, das sich entfernte. Dann glaubte er etwas zu fühlen, wie ein glühendes Eisen, das seine Seite durchdrang, und was noch Waches in ihm war, versank vollends in Ohnmacht.

Später war es ihm unmöglich, die Dauer dieser Ohnmacht zu bestimmen.

Nur strömte, als er aus diesem Schlaf erwachte, ein kalter Wind über sein Gesicht hin; raue, widrig klingende Stimmen marterten

sein Ohr; er öffnete die Augen, um zu sehen, ob es die Personen der Tapete wären, und zugleich in der Hoffnung, das Portrait wäre immer noch da. Doch keine Tapete, eben sowenig ein Plafond, und das Portrait war völlig verschwunden. Zu seiner Rechten stand ein Mensch in grauer Kleidung mit einer weißen, gegen den Gürtel ausgeschlagenen und mit Blut befleckten Schürze; zu seiner Linken erblickte er einen Augustinermönch aus der Rue du Temple, der ihm den Kopf in die Höhe hob, und vor sich hatte er ein altes Weib, welches Gebete murmelte.

Das, irrende Auge von Bussy heftete sich bald auf eine Steinmasse, welche vor ihm emporrage, und stieg hinauf bis zur höchsten Höhe der Steine, um dieselbe zu messen. Er erkannte den Temple mit seinen Seitenmauern und Türmen und sah über dem Temple den weißen, kalten, leicht durch die aufgehende Sonne vergoldeten Himmel.

Bussy befand sich ganz einfach auf der Straße oder vielmehr am Rande eines Grabens, und dieser Graben war der des Temple.



Sie sind verwundet, mein lieber Monsieur, nicht wahr?

»Ah! ich danke Euch, meine braven Leute,« sagte er, »ich danke Euch für die Mühe, die Ihr Euch gemacht habt, um mich hierher zu bringen. Ich bedurfte der Luft, doch hierzu hätte man nur die Fenster öffnen dürfen, und ich wäre besser in meinem Bette von weißem Damast und Gold gewesen, als auf dieser kahlen Erde. Aber gleichviel, Ihr findet in meiner Tasche, wenn Ihr Euch nicht etwa bereits selbst bezahlt habt, was wahrscheinlich ist und klug wäre, etliche und zwanzig Goldtaler; nehmt, meine

Freunde nehmt!«

»Mein edler Herr,« sprach der Fleischer, »wir haben nicht die Mühe gehabt, Euch hierher zu tragen. Ihr seid hier, wirklich hier. Wir fanden Euch, als wir bei Tagesanbruch vorüberkamen.«

»Ah, Teufel!« rief Bussy, »und der junge Arzt war dabei?«

Die Umstehenden schauten sich an.

»Es ist ein Rest des Fieberwahns,« sagte der Bruder Augustiner den Kopf schüttelnd.

Dann trat er näher zu Bussy und sprach zu ihm:

»Mein Sohn, ich glaube, Ihr würdet wohl daran tun, zu beichten.«

Bussy schaute den Mönch ganz verwundert an.

»Es befand sich kein Arzt bei Euch, armer junger Herr,« sagte die Alte. »Ihr wart allein, verlassen und kalt wie ein Toter. Seht, es ist ein wenig Schnee hier, und Euer Platz ist schwarz auf dem Schnee abgezeichnet.«

Bussy warf einen Blick auf seine schmerzhafteste Seite, erinnerte sich, einen Degenstich erhalten zu haben; steckte die Hand unter seinen Wamms und fühlte sein Sacktuch an derselben Stelle, durch seine Kuppel auf der Wunde befestigt.

»Das ist sonderbar,« murmelte er.

Die ihm gegebene Erlaubnis benützend, teilten die Anwesenden bereits seine Börse mit vielen ihn beklagenden Ausrufungen.

Als die Teilung vollendet war, sagte er zu ihnen:

»So ist es gut, meine Freunde. Nun führt mich in mein Hotel zurück.«

»Ah! gewiss, gewiss, armer junger Herr,« sprach die Alte, »der Fleischer ist stark, und dann hat er auch sein Pferd, auf dem Ihr reiten könnt.«

»Ist es wahr?« fragte Bussy.

»Es ist die Wahrheit des guten Gottes!« antwortete der Fleischer, »ich und mein Pferd sind zu Euren Diensten, mein edler Herr.«

»Gleichviel, mein Sohn,« bemerkte der Mönch, »während der Fleischer sein Pferd holt, würdet Ihr wohl daran tun, zu beichten.«

»Gottes Tod!« rief Bussy sich aufsetzend, »ich hoffe, der Augenblick ist noch nicht gekommen. Es friert mich, und ich möchte gern in mein Hotel gebracht werden, um mich zu wärmen: das hat viel größere Eile, als die Beichte, die Ihr von mir verlangt.«

»Und wie heißt Euer Hotel?«

»Hotel Bussy.«

»Wie!« riefen die Anwesenden, »Hotel Bussy?«

»Ja, was ist darüber zu staunen?«

»Ihr gehört also zu den Leuten von Herrn von Bussy?«

»Ich bin Herr von Bussy selbst.«

»Bussy,« rief die Menge, »der Herr von Bussy, der brave Bussy, die Geißel der Mignons. Es lebe Bussy!«

Und der junge Mann wurde von seinen Zuhörern auf die Schultern gehoben und im Triumphe nach seinem Hotel getragen, während der Mönch wegging, seinen Anteil an den zwanzig Goldtalern zählte und den Kopf schüttelnd murmelte:

»Wenn es der verruchte Bussy ist, wundere ich mich nicht mehr, dass er nicht beichten wollte.«

Sobald Bussy in sein Hotel zurückgekehrt war, ließ er seinen gewöhnlichen Wundarzt rufen, der die Verletzung nicht gefährlich fand.

»Sagt mir,« sprach Bussy zu ihm, »ist diese Wunde nicht schon einmal verbunden gewesen?«

»Meiner Treue!« erwiderte der Doktor, ich könnte es nicht behaupten, obgleich sie mir ziemlich frisch vorkommt.«

»Und sie war schwer genug, um mir ein Delirium' zuzuziehen?« fragte Bussy.

»Gewiss.«

»Teufel!« murmelte Bussy, »doch die Tapete mit den Figuren, welche Spieße und Blumen trugen, der Plafond mit Fresken, das geschnitzte, mit weißem Damast und Gold behängte Bett, das Portrait zwischen den zwei Fenstern, die anbetungswürdige blonde Frau mit den schwarzen Augen, der Arzt, der blinde Kuh spielte, Alles dies war folglich nur Fieberwahn? Und es fände sich dabei nichts Wahres, als mein Kampf mit den Mignons? Wo habe ich mich denn geschlagen? Ah! ja, so ist es: in der Nähe der

Bastille, bei der Rue Saint-Paul. Ich lehnte mich an eine Mauer an; diese Mauer war eine Türe, und diese Türe gab zum Glück nach. Ich schloss sie mit großer Mühe und befand mich in einem Gange. Hier erinnerte ich mich keines Umstandes mehr bis zu dem Augenblick, wo ich wieder zu mir kam. Bin ich zu mir gekommen oder habe ich geträumt? Das ist die Frage, und mein Pferd? Man muss mein Pferd tot auf dem Platze gefunden haben. Doktor, ich bitte Euch, ruft Jemand.«

Der Doktor rief einen Diener.

Bussy erkundigte sich und erfuhr, das Pferd habe sich blutend, verstümmelt, bis vor das Thor des Hotel geschleppt, wo man es bei Tagesanbruch wiehernd gefunden. Sogleich hatte sich der Lärmen im Hotel verbreitet; alle Leute von Bussy, die ihren Herrn anbeteten, zogen auf Nachforschung aus, und die Mehrzahl derselben war noch nicht zurückgekehrt.

»Es bleibt also nur das Portrait im Zustande des Traumes für mich und das war in der Tat ein Traum,« sagte Bussy. »Welche Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, dass sich ein Portrait aus seinen Rahmen losmacht, um ein Gespräch mit dem Arzt zu führen, dessen Augen verbunden sind? Ich bin ein Narr.«

»Und dennoch, wenn ich mich erinnere, das Portrait war so reizend. Es hatte . . . «

Bussy fing an das Portrait auseinanderzusetzen, und während er die einzelnen Teile in seinem Gedächtnis durchging, zog ein wollüstiger Schauer, der Schauer der Liebe, welcher das Herz erwärmt und kitzelt, wie Sammet über seine brennende Brust hin.

»Und ich sollte Alles dies geträumt haben,« rief Bussy, während der Doktor den Verband auf seine Wunde legte. »Bei Gott! das ist unmöglich, man hat keine solche Träume.«

»Wir wollen die ganze Sache noch einmal durchlaufen.«

Und Bussy wiederholte sich zum hundertsten Male:

»Ich war auf dem Ball. Saint-Luc benachrichtigte mich, man würde in der Gegend der Bastille auf mich warten. Ich war mit Anraguet, Ribeirac und Livarot zusammen. Ich schickte sie fort. Ich nahm meinen Weg über den Quai am Grand-Châtelet vorüber u. s. w. Am Hotel des Tournelles erblickte ich zuerst die Leute, die mich erwarteten. Sie stürzten auf mich los und verstümmelten

mein Pferd. Wir haben uns wacker geschlagen. Ich trat in einen Gang; ich befand mich unwohl und dann: *Ah!* das ist es! dieses und *dann* tötet mich; es kommt ein Fieber, ein Delirium, ein Traum nach diesem Fentschließ*und dann.*«

»Und dann,« fügte er mit einem Seufzer bei, »dann fand ich mich wieder auf der Böschung der Gräben des Temple, wo mich ein Augustinermönch Beichte hören wollte.«

»Gleichviel ich will mir Licht verschaffen,« fuhr Bussy nach einem kurzen Stillschweigen fort, das er anwandte, um seine Erinnerungen zu sammeln. »Doktor, werde ich das Bett wegen dieser Schramme abermals vierzehn Tage hüten müssen, wie es bei der letzten der Fall war?«

»Je nachdem. Können Sie nicht gehen?« fragte der Wundarzt.

»Im Gegenteil,« erwiderte Bussy, »es ist mir, als hätte ich Quecksilber in den Beinen.«

»Nun, so geht einmal im Zimmer auf und ab.«

Bussy sprang von seinem Bette auf den Boden und gab den Beweis für seine Behauptung, indem er ziemlich behende hin- und herging.

»Es wird sich geben,« sprach der Arzt, »vorausgesetzt, Sie steigen nicht zu Pferde und machen nicht am ersten Tag zehn Meilen.«

»Vortrefflich!« rief Bussy, »das nenne ich mir einen Arzt; ich habe jedoch in dieser Nacht einen andern gesehen. Ah! ja wohl, gesehen, sein Gesicht ist hier eingegraben, und wenn ich ihn je irgendwo treffe, so werde ich ihn wiedererkennen, dafür stehe ich.«

»Mein lieber Herr,« entgegnete der Arzt, »ich rate Euch, ihn nicht zu suchen; man hat stets ein wenig Fieber nach den Degenstichen; das solltet Ihr doch wissen, Ihr, der Ihr bei Eurem zwölften seid.«

»Oh! mein Gott!« rief plötzlich Bussy von einer neuen Idee berührt, denn er dachte nur an das Geheimnis der Nacht, sollte mein Traum jenseits der Türe angefangen haben, statt diesseits anzufangen? sollten eben so wenig ein Gang und eine Treppe vorhanden gewesen sein, als das Bett von weißem Damast und Gold und das Portrait? Sollten mich jene Schurken, im Glauben,

ich wäre tot, ganz einfach an die Gräben des Temple getragen haben, um irgend einen Zuschauer der Szene auf eine falsche Fährte zu bringen? Dann hätte ich sicherlich auch das Übrige geträumt. Heiliger Gott! wenn es wahr ist, dass sie mir diesen Traum verschafften, der mich bewegt, schüttelt, verzehrt, umbringt, so schwöre ich, ihnen allen bis auf den letzten den Bauch aufzuschlitzen.«

»Mein lieber Herr,« sagte der Arzt, »wenn Ihr schnell geheilt werden wollt, so müsst Ihr Euch nicht so sehr aufregen.«

»Jedoch mit Ausnahme des guten Saint-Luc,« fuhr Bussy fort, ohne auf das zu hören, was der Arzt sprach. »Bei diesem ist es etwas Anderes; er hat sich als Freund gegen mich benommen; ihm soll mein erster Besuch gehören.«

»Aber nicht vor heute Abend um fünf Uhr,« versetzte der Arzt.

»Es sei!« sprach Bussy, »doch ich versichere Euch, nicht dass ich ausgehe und Menschen sehe, macht mich krank, sondern dass ich mich ruhig verhalte und allein bleibe.«

»Das ist im Ganzen möglich,« sprach der Arzt, »Ihr seid in allen Dingen ein sonderbarer Kranker; handelt ganz nach Eurem Gutdünken, edler Herr; ich empfehle Euch nur Eines: lasst Euch nicht einen andern Degenstich geben, ehe dieser völlig geheilt ist.«

Bussy versprach dem Arzt in dieser Hinsicht zu tun, was er vermöchte, ließ sich ankleiden, seine Sänfte bringen und nach dem Hotel Montmorency tragen.

Viertes Kapitel.

Wie Fräulein von Brissac, sonst Frau von Saint-Luc genannt, ihre Hochzeitnacht zubrachte.

Es war ein schöner Kavalier und vollkommener Edelmann, dieser Louis von Clermont, mehr bekannt unter dem Namen Bussy d'Amboise, den Brantome, sein Vetter, in den Rang der großen Kapitäne des sechzehnten Jahrhunderts setzte, obgleich er mit kaum dreißig Jahren starb. Kein Mann hatte seit geraumer Zeit so glorreiche Eroberungen gemacht. Die Könige und die Prinzen bewarben sich um seine Freundschaft. Die Königinnen und die Prinzessinnen sandten ihm ihr süßestes Lächeln zu. Bussy folgte auf La Mole in der Zuneigung von Margarethe von Navarra, und die gute Königin mit dem zärtlichen Herzen, welche nach dem Tode des Günstlings, dessen Geschichte wir geschrieben, ohne Zweifel eines Trostes bedurfte, machte für den schönen und braven Bussy d'Amboise so viele Torheiten, dass Heinrich, Ihr Gemahl, er, der sich sonst von dergleichen Dingen nicht anregen ließ, darüber in Bewegung geriet, und dass Franz ihm die Liebe seiner Schwester nie verziehen haben würde, hätte diese Liebe nicht Bussy für seine Interessen gewonnen.

Auch diesmal opferte der Herzog seine Liebe dem dumpfen, unentschlossenen Ehrgeiz, der ihm im ganzen Verlaufe seines Daseins so viel Schmerzen zuzog und so wenig Früchte trug. Doch mitten unter allen diesen Siegen des Krieges, der Eitelkeit und der Galanterie blieb Bussy das, was eine für jede menschliche Schwäche unzugängliche Seele sein kann, und derjenige, welcher nie die Furcht gekannt hatte, hatte ebenfalls, wenigstens bis zu der Zeit, zu der wir gekommen sind, die Liebe nie gekannt. Dieses kaiserliche Herz, das in der Brust des Edelmannes schlug, wie er selbst sagte, war jungfräulich und rein wie der Diamant, den die Hand des Steinschneiders noch nicht berührt hat und der aus der Mine hervorkommt, wo er unter dem Blicke der Sonne gereift ist. In diesem Herzen war kein Platz für die Einzelheiten des Geistes, welche aus Bussy einen wahren Kaiser gemacht hätten. Er glaubte sich einer Krone würdig und

war mehr wert als die Krone, die ihm als Vergleichspunkt diene.

Heinrich III. ließ ihm seine Freundschaft anbieten, doch Bussy schlug sie aus, mit der Bemerkung, die Freunde der Könige seien ihre Knechte und zuweilen noch etwas Schlechteres, eine solche Stellung sage ihm folglich nicht zu. Heinrich III. verschluckte schweigend diese Schmach, welche noch dadurch erschwert wurde, dass Bussy den Herzog Franz zu seinem Herrn erwählte. Herzog Franz war allerdings der Herr von Bussy, wie der Bestiarius im alten Rom der Herr des Löwen war. Er bediente und nährte ihn, aus Furcht, der Löwe könnte ihn fressen. So war dieser Bussy, den Franz seine Privatstreitigkeiten zu unterhalten und auszufechten antrieb. Bussy sah es wohl, aber diese Rolle entsprach ihm.

Er hatte sich eine Theorie nach dem Wahlspruch der Rohan gemacht, welche sagten: »König kann ich nicht, Prinz mag ich nicht, Rohan bin ich.« Bussy sagte sich: »Ich kann nicht König von Frankreich sein, aber der Herzog von Anjou kann und will es sein, und ich werde der König des Herzogs von Anjou sein.«

Und er war es der Sache nach.

Als die Leute von Saint-Luc diesen furchtbaren Bussy in das Hotel eintreten sahen, benachrichtigten sie eiligst Herrn von Brissac.

»Ist Herr von Saint-Luc zu Hause?« fragte Bussy, den Kopf durch die Vorhänge seiner Sänfte streckend.

»Nein, mein Herr«, antwortete der Portier.

»Wo werde ich ihn finden?«

»Ich weiß es nicht, mein Herr sprach der würdige Diener. Man ist sogar sehr unruhig im Hotel, denn Herr von Saint-Luc ist seit gestern Abend nicht zurückgekehrt.«

»Bah!« rief Bussy erstaunt. »Es ist, wie ich Euch zu sagen die Ehre habe.«

»Doch Frau von Saint-Luc?«

»Oh! Frau von Saint-Luc, das ist etwas Anderes.«

»Sie ist zu Hause?«

»Ja.«

»Meldet Frau von Saint-Luc, ich wäre entzückt, von ihr die Erlaubnis zu erhalten, ihr meine Achtung bezeigen zu dürfen.«

Fünf Minuten nachher kam der Bote zurück und erwiderte, Frau von Saint-Luc würde mit Vergnügen Herrn von Bussy empfangen.

Bussy verließ sein Sammetkissen und stieg die große Treppe hinauf. Jeanne von Saint-Luc ging dem jungen Manne bis mitten in den Ehrensaal entgegen. Sie war sehr blass und ihre rabenschwarzen Haare verliehen dieser Blässe den Ton von gelblichem Elfenbein; ihre Augen waren von einer schmerzlichen Schlaflosigkeit gerötet und auf ihrer Wange hätte man die silberne Furche einer frischen Träne verfolgen können. Bussy, der Anfangs über diese Blässe lächelte und für diese matten Augen ein den Umständen entsprechendes Kompliment vorbereitete, hielt bei den Kennzeichen wahren Schmerzes in seiner Improvisation inne.

»Seid trotz der Furcht, die mir Eure Gegenwart verursacht, willkommen, Herr von Bussy!« sprach die junge Frau.

»Was wollt Ihr damit sagen, Madame?« fragte Bussy, »und wie kann Euch meine Person ein Unglück verkündigen?«

»Ah! nicht wahr, es hat diese Nacht ein Duell zwischen Euch und Herrn von Saint-Luc stattgefunden? Gesteht es mir.«

»Zwischen mir und Herrn von Saint-Luc?« wiederholte Bussy erstaunt.

»Ja. Er entfernte mich, um mit Euch zu sprechen. Ihr gehört dem Herzog von Anjou, und er gehört dem König. Ihr werdet Streit gehabt haben. Ich beschwöre Euch, verbergt mir nichts, Herr von Bussy. Ihr müsst meine Unruhe begreifen. Er ist allerdings mit dem König weggegangen, doch man findet sich wieder, man trifft zusammen. Gesteht mir die Wahrheit. Was ist Herrn von Saint-Luc begegnet?«

»Madame,« erwiderte Bussy, »das ist in der Tat wunderbar. Ich erwartete, Ihr würdet Nachricht über meine Wunde von mir fordern, und nun nimmt man mich in's Verhör.«

»Herr von Saint-Luc hat Euch verwundet, er hat sich geschlagen,« rief Jeanne. »Ah! Ihr seht wohl . . . «

»Nein, Madame, er hat sich nicht im Geringsten geschlagen, der liebe Saint-Luc, wenigstens nicht mit mir, und ich bin, Gott sei Dank! nicht von seiner Hand verwundet. Mehr noch, er hat sogar Alles getan, was er konnte, damit ich nicht verwundet würde. Doch er musste Euch selbst sagen, wir wären nun Freunde wie

Damon und Pythias.«

»Er? wie hätte er es mir sagen können, da ich ihn nicht wiedergesehen habe?«

»Ihr habt ihn nicht wiedergesehen? Was mir Euer Diener sagte, ist also wahr?«

»Was sagte er Euch?«

»Herr von Saint-Luc wäre seit gestern Abend um elf Uhr nicht zurückgekehrt. Seit gestern Abend um elf Uhr habt Ihr Euren Gemahl nicht wiedergesehen?«

»Ach! nein.«

»Doch, wo kann er sein?«

»Das frage ich Euch.«

»Oh! erzählt mir das ein wenig, Madame,« sprach Bussy, der wohl vermutete, was vorgefallen war, »das ist sehr drollig.«

Die arme Frau schaute Bussy mit dem höchsten Erstaunen an.

»Nein, es ist sehr traurig, wollte ich sagen,« fuhr Bussy fort. »Ich habe so viel Blut verloren, dass ich nicht aller meiner Fähigkeiten teilhaftig bin. Erzählt mir die klägliche Geschichte, Madame.«

Jeanne erzählte Alles, was sie wusste, nämlich den von Heinrich III. Saint-Luc erteilten Befehl, ihn zu begleiten, das Schließen der Pforten des Louvre und die Antwort der Wachen, worauf wirklich keine Heimkehr erfolgt war.

»Ah! sehr gut,« sagte Bussy, »ich begreife.«

»Wie, Ihr begreift?« fragte Jeanne.

»Ja. Seine Majestät hat Saint-Luc in den Louvre mitgenommen, und sobald Saint-Luc einmal innen war, konnte er nicht mehr heraus.«

»Und warum konnte er nicht mehr heraus?«

»Ah, verdammt!« sagte Bussy verlegen, »Ihr fordert mich auf, die Staatsgeheimnisse zu entschleiern.«

»Doch ich ging in den Louvre,« sprach die junge Frau, »und mein Vater ebenfalls.«

»Nun?«

»Nun, die Wachen antworteten uns, sie wüssten nicht, was wir wollten, Herr von Saint-Luc müsste nach Hause zurückgekehrt

sein.«

»Ein Grund mehr, dass sich Herr von Saint-Luc im Louvre befindet.«

»Ihr glaubt?«

»Ich bin dessen sicher, und wenn Ihr Euch ebenfalls, überzeugen wollt . . . «

»Wie?«

»Durch Euch selbst.«

»Kann ich dies?«

»Sicherlich.«

»Doch ich mag mich immerhin im Palast zeigen, man wird mich zurückschicken, wie man es bereits getan, und mit denselben Worten, die man mir bereits gesagt hat. Denn wenn er dort wäre, wer würde mich hindern, ihn zu sehen?«

»Wollt Ihr in den Louvre, sage ich Euch?«

»Warum dies?«

»Um Saint-Luc zu sehen.«

»Doch wenn er nicht dort ist?«

»Ei! den Teufel, ich sage Euch, er ist dort.«

»Das ist seltsam.«

»Nein, das ist königlich.«

»Ihr könnt also in den Louvre hinein?«

»Gewiss: ich bin nicht die Frau von Saint-Luc.«

»Ihr macht mich ganz verwirrt.«

»Kommt immerhin.«

»Wie soll Ich das verstehen? Ihr behauptet, Frau von Saint-Luc sei der Eintritt in den Louvre versagt, und wollt mich doch mitnehmen!«

»Keineswegs, Madame, ich will nicht die Frau von Saint-Luc dahin führen . . . Eine Frau! pfui doch!«

»Ihr spottet meiner . . . und seht doch meine Traurigkeit, das ist grausam von Euch.«

»Ei! nein, liebe Dame, hört mich: Ihr seid zwanzig Jahre alt, groß, habt schwarze Augen, eine schön gerundete Gestalt, und gleicht meinem jüngsten Pagen . . . versteht Ihr . . . dem hübschen Knaben, dem der Goldstoff gestern Abend so gut

stand.«

»Ah! welche Torheiten, Herr von Bussy,« rief Jeanne errötend.

»Hört: ich habe kein anderes Mittel, als das, welches ich Euch vorschlage, Ihr könnt es annehmen oder lassen. Sprecht, wollt Ihr Herrn von Saint-Luc sehen?«

»Oh! ich gäbe Alles in der Welt, um ihn zu sehen.«

»Wohl, ich verspreche, ihn Euch zu zeigen, ohne dass Ihr etwas zu geben braucht.«

»Ja . . . aber . . . «

»Ich habe Euch gesagt, auf welche Weise.«

»Wohl, Herr von Bussy, ich werde tun, was Ihr wollt, nur benachrichtigt den jungen Menschen, dass ich eines von seinen Gewändern brauche und eine von meinen Frauen zu ihm schicken werde.«

»Nein, ich werde bei mir eines von den ganz neuen Kleidern nehmen, die ich diesen Burschen für den ersten Ball der Königin Mutter bestimmt habe. Ich schicke Euch das, welches mir am passendsten für Euren Wuchs vorkommt, und Ihr trefft diesen Abend an einem bestimmten Orte mit mir zusammen, zum Beispiel in der Rue Saint-Honoré, bei der Rue des Prouvelles, und von da . . . «

»Von da?«

»Von da gehen wir mit einander in den Louvre.«

Jeanne brach in ein Gelächter aus, reichte Bussy die Hand und sprach:

»Verzeiht mir meinen Argwohn.«

»Von ganzem Herzen. Ihr verschafft mir ein Abenteuer, worüber ganz Europa lachen wird, und dafür bin ich Euch abermals verbunden.«

Hiernach verabschiedete er sich von der jungen Frau und kehrte nach Hause zurück, um Anstalten zur Maskerade zu treffen.

Am Abend, zur bestimmten Stunde, kamen Bussy und Frau von Saint-Luc auf der Höhe der Barriere des Sergens zusammen. Hätte die junge Frau nicht das Gewand seines Pagen getragen, so würde sie Bussy nicht erkannt haben. Sie war bewunderungswürdig in dieser Verkleidung. Nachdem sie ein paar

Worte ausgetauscht, wanderten Beide dem Louvre zu.

Am Ende der Rue des Fossés-Saint-Germain-l'Auxerrois trafen sie große Gesellschaft. Diese Gesellschaft hielt die ganze Straße besetzt und versperrte ihnen den Weg.

Jeanne hatte bange. Bussy erkannte an den Fackeln und Büchsen den Herzog von Anjou, der überdies an seinem Schecken, und an dem Mantel von weißem Sammet, den er gewöhnlich trug, zu erkennen war.

»Ah!« sagte Bussy, sich gegen Jeanne umwendend, »Ihr wart verlegen, mein schöner Page, wie Ihr in den Louvre dringen könntet; wohl! seid nun unbesorgt, Ihr werdet im Triumphe einziehen.«

»Monseigneur! Monseigneur!« rief Bussy mit voller Lunge dem Herzog von Anjou zu. Die Stimme durchschnitt den Raum und gelangte trotz des Stampfens der Pferde und des Geräusches der Menschen bis zum Prinzen.

Der Prinz wandte sich um.

»Du, Bussy!« rief er ganz entzückt, »ich glaubte Du wärest auf den Tod verwundet, und wollte mich eben in Deine Wohnung begeben.«

»Meiner Treue, Monseigneur,« antwortete Bussy, ohne dem Prinzen nur für dieses Zeichen der Aufmerksamkeit zu danken, »meiner Treue, wenn ich nicht tot bin, so ist es der Fehler von Niemand außer mir. In der Tat, Monseigneur, Ihr treibt mich in schöne Hinterhalte und verlasst mich in freudigen Lagen. Gestern auf dem Balle von Saint-Luc war eine wahre Mördergrube, eine allgemeine Gurgelschneiderei. Ich war der einzige Angevin² dort, und bei meiner Ehre, sie hätten mir beinahe alles Blut abgezapft, das ich im Leibe hatte.«

»Beim Tode! Bussy, sie werden Dein Blut teuer bezahlen, und ich will ihnen die Tropfen vorrechnen lassen.«

»Ja, Ihr sagt das, doch Ihr lächelt dem Ersten zu, dem Ihr begegnet,« versetzte Bussy mit seiner gewöhnlichen Freiheit. »Wenn Ihr ihnen beim Lächeln nur wenigstens die Zähne zeigen würdet, doch Eure Lippen sind hierfür zu sehr zusammengepresst.«

»Wohl, so begleite mich in den Louvre, und Du wirst sehen,«

sprach der Prinz.

»Was werde ich sehen, Monseigneur?«

»Du wirst sehen, wie ich mit meinem Bruder spreche.«

»Hört, Monseigneur, ich gehe nicht in den Louvre, wenn es sich darum handelt, ein neues Anschauen in Empfang zu nehmen. Das ist gut für die Prinzen von Geblüt und für die Mignons.«

»Sei unbesorgt, ich habe mir die Sache zu Herzen genommen.«

»Versprecht Ihr mir eine schöne Genugtuung?«

»Ich verspreche Dir, dass Du zufrieden sein sollst. Ich glaube, Du zögerst noch?«

»Monseigneur, ich kenne Euch so gut.«

»Komm, sage ich Dir. Man wird darüber reden.«

»Eure Sache macht sich vortrefflich,« flüsterte Bussy der Gräfin in das Ohr. »Es wird zwischen diesen zwei Brüdern, die sich wahrlich anbeten, ein furchtbarer Zank entstehen, und mittlerweile findet Ihr Saint-Luc wieder.«

»Nun!« fragte der Prinz, »entschließest Du Dich, muss ich Dir mein Ehrenwort verpfänden.«

»Oh! nein,« sagte Bussy, »das würde mir Unglück bringen. Vorwärts, mag es kosten, was es will, ich folge Euch, und wenn man mich beleidigt, so werde ich mich zu rächen wissen.«

Hiernach nahm Bussy seine Stelle neben dem Prinzen, während der neue Page, seinem Herrn so nahe als möglich folgend, unmittelbar hinter ihm ging.

»Nein, nein,« sagte der Prinz, die Drohung von Bussy beantwortend, »das ist nicht Deine Sorge, mein braver Edelmann. Ich übernehme Deine Rache. Höre,« fügte er mit leiser Stimme bei, »ich kenne Deine Mörder.«

»Bah!« versetzte Bussy, »Eure Hoheit, ist bemüht gewesen, sich darnach zu erkundigen?«

»Ich habe sie gesehen.«

»Wie dies?« fragte Bussy erstaunt.

»Ja, ich hatte selbst an der Porte Saint-Antoine zu tun, sie begegneten mir und hätten mich beinahe statt Deiner getötet. Ah! ich vermutete nicht, dass die Schurken Dich erwarteten!

sonst«

»Nun, sonst?«

»Hattest du diesen neuen Pagen bei Dir?« fragte der Prinz, ohne die Drohung zu vollenden.

»Nein, Monseigneur,« antwortete Bussy, »ich war allein, und Ihr, Monseigneur?«

»Ich war mit Aurilly; . . . und warum warst Du allein?«

»Weil ich den Namen: der brave Bussy, den Sie mir gegeben, behalten will.«

»Und sie verwundeten Dich?« fragte der Prinz mit der Raschheit, mit der er gewöhnlich die Streiche, die man nach ihm führte, durch eine Finte erwiderte.

»Hört,« sagte Bussy, »ich will ihnen die Freude nicht machen; doch ich habe einen hübschen Degenstich in der Seite.«

»Ah! die Bösewichte!« rief der Prinz, »Aurilly sagte mir doch, sie hätten schlimme Absichten.«

»Wie,« versetzte Bussy, »Ihr habt den Hinterhalt gesehen? Wie, Ihr wart mit Aurilly, der mit dem Degen beinahe so gut als auf der Laute spielt? Wie, er sagte Eurer Hoheit, diese Leute hätten schlimme Gedanken, Ihr wart zu zwei, und sie nur zu fünf, und Ihr habt nicht gelauert, um Unterstützung zu gewähren?«

»Verdammt! was willst Du? ich wusste nicht, gegen wen der Hinterhalt gerichtet war.«

»Tod und Teufel! wie Karl IX. sagte, die Freunde von Heinrich III. erkennend, musstet Ihr doch denken, es sei auf einen Freund von Euch abgesehen. Da aber beinahe Niemand außer mir den Mut hat, Euer Freund zu sein, so war es nicht schwer zu erraten, dass sie mir an das Leben wollten.«

»Ja, Du hast vielleicht Recht, mein lieber Bussy, doch es fiel mir nicht Alles dies ein.«

»Schon gut!« seufzte Bussy, als ob er kein anderes Wort gefunden hätte, um Alles auszudrücken, was er über seinen Herrn dachte.

Man gelangte zum Louvre. Der Herzog wurde an der Pforte von dem Kapitän und den Concierges empfangen. Es war ein strenges Verbot erlassen. Doch man begreift, dieses Verbot bezog sich nicht auf den Ersten des Reiches nach dem König.

Der Prinz ritt unter die Arcade der Zugbrücke mit seinem ganzen Gefolge.

»Monseigneur,« sagte Bussy, als er sich im Ehrenhofe sah, »geht, macht Euren Angriff und erinnert Euch, dass Ihr mir denselben feierlich versprochen habt. Ich muss Jemand ein paar Worte sagen.«

»Du verlässest mich, Bussy,« versetzte voll Unruhe der Prinz, der ein wenig auf die Gegenwart seines Edelmanns gerechnet hatte.

»Ich muss, doch das ist kein Hindernis, seid unbesorgt: wenn der Streit heftig wird, komme ich zurück. Schreit, Monseigneur, schreit Mordieu! damit ich Euch höre; Ihr begreift, wenn ich Euch nicht schreien höre, so komme ich nicht.«

Den Eintritt des Herzogs in den großen Saal benützend, schlüpfte Bussy sodann, von Jeanne gefolgt, in die Gemächer.

Bussy kannte den Louvre wie sein eigenes Haus. Er wählte eine Geheimentreppe, durchschritt zwei oder drei einsame Gänge und gelangte zu einer Art von Vorzimmer.

»Erwartet mich hier,« sagte er zu Jeanne.

»O mein Gott! Ihr lasst mich allein?« fragte die junge Frau erschrocken.

»Es muss sein, ich muss Euch den Weg untersuchen und den Eintritt verschaffen.«

Bussy ging gerade nach dem Waffencabinet, das König Karl IX. so sehr liebte, und das durch eine neue Einteilung das Schlafzimmer von Heinrich III. geworden war, der es zu seinem Gebrauche eingerichtet hatte. Karl IX., ein Jäger-König, ein Schmied-König, ein Dichter-König, hatte in diesem Zimmer Waldhörner, Büchsen, Manuskripte, Bücher und Schraubstöcke. Heinrich III. hatte darin zwei Betten von Sammet und Seide, sehr unwichtige Zeichnungen, Reliquien, von dem Papst gesegnete Skapuliere, vom Orient kommende parfümierte Säckchen und eine Sammlung der schönsten Raufdegen, die sich finden ließen.«

Bussy wußte wohl, dass Heinrich nicht in diesem Zimmer sein würde, da sein Bruder von ihm Audienz im großen Kabinett verlangte, er wusste aber auch, dass neben dem Zimmer des

Königs die Wohnung der Amme von Karl IX. lag, welche die des Günstlings von Heinrich III. geworden war. Da nun Heinrich in seinen Freundschaften sehr viel schwankte, so war dieses Zimmer abwechselnd von Maugiron, d'O, Épernon, Quélus und Schomberg besetzt gewesen und musste es in diesem Augenblick, nach der Ansicht von Bussy, von Saint-Luc sein, für den der König, wie man gesehen, ein so mächtiges Wiedererwachen der Freundschaft fühlte, dass er den jungen Mann seiner Frau entführte.

Heinrich III., eine seltsame Organisation, ein oberflächlicher Prinz, ein tiefer Prinz, ein furchtsamer Prinz, ein braver Prinz, Heinrich III., stets gelangweilt, stets unruhig, stets träumerisch, musste eine beständige Zerstreuung haben. Bei Tag: der Lärm, die Spiele, die Übungen, die Mummereien, die Maskeraden, die Intrigen. Bei Nacht: das Licht, das Geplauder, das Gebet oder die Schwelgerei. Heinrich III. ist auch beinahe die einzige Person dieses Charakters, die wir in unserer modernen Welt wiederfinden.

Heinrich III., der antike Hermaphrodite, war bestimmt das Licht des Tages in irgend einer Stadt des Orients, mitten in einer Welt von Stummen, Sklaven, Eunuchen, Philosophen und Sophisten zu sehen, und sein Reich sollte eine besondere Aera von weichlichen Schwelgereien und unbekanntem Tollheiten, zwischen Nero und Heliogabalus, bezeichnen.

Bussy, der also vermutete, dass Saint-Luc das Zimmer der Amme bewohnte, klopfte an das, beiden Gemächern gemeinschaftliche, Vorzimmer.

Der Kapitän der Garden öffnete.

»Herr von Bussy?« rief der Offizier erstaunt.

»Ja, ich selbst, mein lieber Herr von Nancey,« sagte Bussy, »der König wünscht Herrn von Saint-Luc zu sprechen.«

»Sehr gut,« antwortete der Kapitän, »man melde Herrn von Saint-Luc, der König wolle ihn sprechen.«

Durch die halb offen gebliebene Türe warf Bussy dem Pagen einen Blick zu.

Dann wandte er sich wieder gegen Herrn von Nancey um und sagte:

»Doch was macht der arme Saint-Luc?«

»Er spielt mit Chicot, in Erwartung des Königs, welcher sich zu der von dem Herzog von Anjou erbetenen Audienz begeben hat.«

»Wollt Ihr meinem Pagen erlauben, mich hier zu erwarten?« fragte Saint-Luc den Kapitän der Garden.

»Sehr gern,« erwiderte dieser.

»Tritt ein, Jean,« sagte Bussy zu der jungen Frau, und bezeichnete ihr mit der Hand eine Fenstervertiefung, in welche sie sich flüchten sollte.

Kaum war sie hier, als Saint-Luc eintrat. Aus Diskretion zog sich Herr von Nancey aus dem Bereiche der Stimmen zurück.

»Was will denn der König wieder von mir?« sprach Saint-Luc mit verdrießlichem Tone und gerunzelter Stirne.

»Ah! Ihr seid es, Herr von Bussy.«

»Ich selbst, lieber Saint-Luc, und vor Allem . . . «

Er dämpfte die Stimme.

»Vor Allem meinen Dank für den Dienst, den Ihr mir geleistet habt.«

»Ah!« versetzte Saint-Luc, »das war ganz natürlich, denn es widerstrebte mir, einen braven Edelmann, wie Ihr seid, ermorden zu sehen. Ich glaubte, Ihr wäret tot.«

»Es fehlt nur wenig; doch wenig ist in diesem Falle ungeheuer.«

»Wieso?«

»Ja, ich bin mit einem hübschen Degenstich weggekommen, den ich, wie ich glaube, Schomberg und Épernon mit Wucher zurückgegeben habe. Was Quélus betrifft, so darf er den Knochen seines Schädels danken: es ist einer der härtesten, die ich je getroffen.«

»Ah! erzählt mir doch Euer Abenteuer, es wird mich zerstreuen,« sprach Saint-Luc gähnend, dass er beinahe den Kiefer ausrenkte.

»Ich habe in diesem Augenblick keine Zeit, mein lieber Saint-Luc. Überdies bin ich aus einer andern Ursache gekommen. Ihr langweilt Euch sehr, wie es scheint.«

»Königlich, damit ist Alles gesagt.«

»Wohl, ich bin hier, um Euch zu zerstreuen. Was Teufel, ein

Dienst ist eines andern wert.«

»Ihr habt Recht, und der, welchen Ihr mir leistet, ist nicht minder groß, als der, welchen ich Euch leistete. Man stirbt vor Langweile eben so gut, als durch einen Degenstich: es dauert länger, ist aber sicherer.«

»Armer Graf, Ihr seid also ein Gefangener, wie ich vermutete?«

»Gefangener so sehr, als man es nur immer sein kann. Der König behauptet, nur meine Laune vermöge ihn zu zerstreuen. Der König ist sehr gut, denn seit gestern habe ich ihm mehr Grimassen gemacht als sein Affe, und mehr Grobheiten gesagt als sein Narr.«

»Wohl, so sprecht, kann ich Euch nicht irgend einen Dienst leisten?«

»Ganz gewiss, Ihr könnt zu mir, oder vielmehr zu dem Marschall von Brissac gehen, um meine arme kleine Frau zu beschwichtigen, welche sehr unruhig sein muss und mein Benehmen sicherlich höchst sonderbar findet.«

»Was soll ich ihr sagen?«

»Ei bei Gott! sagt ihr, Ihr habet mich gesehen, ich sei Gefangener, eingesperrt, seit gestern spreche der König mit mir von der Freundschaft wie Cicero, der darüber geschrieben, und von der Tugend wie Sokrates, der sie geübt.«

»Und was antwortet Ihr ihm?« fragte Bussy lachend.

»Ich antworte ihm, in Beziehung auf die Freundschaft sei ich ein Undankbarer, und in Beziehung auf die Tugend ein verkehrter Mensch, was ihn nicht abhält, hartnäckig fortzufahren und seufzend zu wiederholen: »Ah! Saint-Luc, die Freundschaft ist also nur eine Chimäre! Ah! Saint-Luc, die Tugend ist also nur ein Namen! Nachdem er dies französisch gesagt hat, wiederholt er es lateinisch, und sagt es dann noch einmal griechisch.««

Bei diesem Scherze brach der Page, dem Saint-Luc noch nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hatte, in ein Gelächter aus.

»Was wollt Ihr, lieber Freund, er glaubt Euch zu rühren, bis *repetita placent*, und um so vielmehr *ter repetita*. Doch ist das Alles, was ich für Euch tun kann?«

»Ah! mein Gott, ja; wenigstens befürchte ich es.«

»Dann ist es schon abgemacht.«

»Wie so?«

»Ich vermutete, was vorgefallen ist, und sagte Eurer Frau zum Voraus Alles.«

»Und was antwortete sie?«

»Sie wollte Anfangs nicht glauben. Doch,« fügte Bussy, einen Seitenblick in die Fenstervertiefung werfend, bei, »doch ich hoffe, sie wird sich dem augenscheinlichen Beweise gefügt haben. Verlangt also etwas Anderes von mir, etwas Schwierigeres, Unmögliches, dann ist es ein Vergnügen, es zu unternehmen.«

»Mein lieber Bussy, so entlehnt für einen Augenblick den edlen Hippogryphen vom Ritter Astolf und lenkt ihn an eines von meinen Fenstern, ich reite hinter Euch auf dem Kreuze, und ihr führt mich zu meiner Frau. Es steht Euch sodann frei, Euren Weg nach dem Monde fortzusetzen, wenn es Euch beliebt.«

»Mein Lieber,« sagte Bussy, »es gibt etwas Einfacheres: den Hippogryphen Eurer Frau zuzuführen, und diese mag dann zu Euch kommen.«

»Hierher?«

»Ja, hierher.«

»In den Louvre?«

»In den Louvre selbst. Sprecht, wäre das nicht drollig?«

»Ei, bei Gott! ich glaube wohl.«

»Ihr würdet Euch nicht mehr langweilen?«

»Meiner Treue, nein!«

»Denn Ihr langweilt Euch, wie Ihr mir sagt?«

»Fragt Chicot. Seit diesem Morgen habe ich einen Hass gegen ihn gefasst und ihm drei Degenstiche vorgeschlagen. Der Bursche ärgerte sich, dass man sich hätte darüber zu Tode lachen können. Ich verzog keine Miene. Doch wenn das so fort dauert, so werde ich ihn zu meiner Zerstreung töten oder mich von ihm töten lassen.«

»Pest! treibt keinen Spaß, Ihr wisst, dass Chicot ein kräftiger Fechter ist, und werdet Euch in einem Sarge noch mehr langweilen, als Ihr Euch in Eurem Gefängnis langweilt.«

»Meiner Treue, ich weiß es nicht.«

»Sprecht, soll ich Euch meinen Pagen geben?« sagte Bussy lachend.

»Mir?«

»Ja, einen vortrefflichen Jungen.«

»Ich danke,« antwortete Saint-Luc, »ich verabscheue die Pagen. Der König bot mir an, denjenigen von den meinigen kommen zu lassen, welcher mir am Angenehmsten wäre, und ich schlug es aus. Bietet ihn dem König an, der sein Haus einrichtet. Ich, wenn ich von hier wegkomme, werde tun, was man in Chenonceaux bei dem grünen Feste getan hat, ich werde mich nur von Frauen bedienen lassen.«

»Bah!« versetzte Bussy, »versucht es immerhin.«

»Bussy,« erwiderte Saint-Luc ärgerlich, »es ist nicht schön von Euch, dass Ihr mich verspottet.«

»Laßt mich machen.«

»Nein.«

»Wenn ich Euch sage, dass ich weiß, was Ihr braucht.«

»Nein, nein, nein, hundertmal nein!«

»Hollah! Page, kommt hierher.«

»Mord und Tod!« rief Saint-Luc.

Der Page verließ sein Fenster und trat errötend hinzu.

»Oh! oh!« murmelte Saint-Luc, ganz erstaunt, als er Jeanne unter der Livree von Bussy erkannte.

»Nun,« fragte Bussy, »soll ich ihn wegschicken?«

»Nein, wahrhaftiger Gott, nein!« rief Saint-Luc.

»Ah! Bussy! Bussy! ich bin Euch eine ewige Freundschaft schuldig!«

»Ihr wisst, dass man Euch nicht hört, Saint-Luc, dass man Euch aber sieht.«

»Es ist wahr,« sagte dieser, und nachdem er zwei Schritte gegen seine Frau gemacht hatte, machte er drei rückwärts. Erstaunt über die allerdings zu ausdrucksvolle Miene von Saint-Luc, fing Herr von Nancey wirklich an zu horchen, als ein gewaltiges, aus dem Ratssaale kommendes Geräusch seine Aufmerksamkeit auf eine andere Seite lenkte.

»Ah! mein Gott!« rief Nancey, »es scheint mir, der König zankt

mit irgend Jemand.«

»Ich glaube in der Tat, es ist so,« versetzte Bussy sich beunruhigt stellend, »sollte es zufällig der Herr Herzog von Anjou sein, mit dem ich gekommen bin?«

Der Kapitän der Gardien befestigte seinen Degen an seiner Seite und entfernte sich in der Richtung der Galerie, von wo aus wirklich der Lärm eines lebhaften Streites Gewölbe und Mauern durchdrängt.

»Sagt, ich habe meine Sache nicht gut gemacht!« rief Bussy sich gegen Saint-Luc umwendend.

»Was gibt es denn?« fragte dieser.

»Der Herr Herzog von Anjou und der König zerreißen sich in diesem Augenblick, und da dies ein herrliches Schauspiel sein muss, so laufe ich hin, damit nichts davon für mich verloren geht. Ihr benützt den Streit, nicht um zu fliehen, der König würde Euch immer wieder einholen, sondern um diesen hübschen Pagen, den ich Euch gebe, in Sicherheit zu bringen: ist das möglich?«

»Ja, bei Gott! und wenn es auch nicht möglich wäre, so müsste es doch wohl werden; aber zum Glück habe ich den Kranken gespielt und hüte das Zimmer.«

»Dann Gott befohlen, Saint-Luc; Madame, vergesst mich nicht in Eurem Gebet.«

Sehr erfreut, dass er Heinrich III. diesen Streich gespielt, verließ Bussy das Vorzimmer und erreichte die Galerie, wo der König, rot vor Zorn, gegen den vor Wut bleichen Herzog von Anjou behauptete, bei der Szene der vorhergehenden Nacht sei Bussy der Herausfordernde gewesen.

»Ich versichere Euch, Sire,« rief der Herzog von Anjou, »Épernon, Schomberg, d'O, Maugiron und Quélus erwarteten ihn an dem Hotel des Tournelles.«

»Wer hat Euch das gesagt?«

»Ich habe sie selbst gesehen, Sire, ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen.«

»In der Dunkelheit, nicht wahr? Die Nacht war schwarz wie das Innere eines Ofens.«

»Ich erkannte sie auch nicht am Gesicht.«

»Woran denn? an den Schultern?«

»Nein, Sire, an der Stimme.«
»Sie sprachen mit Euch?«
»Sie taten noch mehr, sie hielten mich für Bussy und griffen mich an.«
»Euch?«
»Ja, mich.«
»Und was wolltet Ihr an der Porte Saint-Antoine machen?«
»Was ist Euch daran gelegen?«
»Ich will es wissen: ich bin heute neugierig.«
»Ich ging zu Manasse.«
»Zu Manasse, einem Juden!«
»Ihr geht wohl zu Ruggieri, einem Nekromanten.«
»Ich gehe, wohin ich will, ich bin der König.«
»Das heißt nicht antworten, sondern niederschlagen.«
»Übrigens ist es, wie ich gesagt habe, Bussy war der Herausfordernde.«
»Bussy?«
»Ja.«
»Wo dies?«
»Auf dem Ball von Saint-Luc.«
»Bussy hat fünf Männer herausgefordert? Geht doch! Bussy ist brav, aber Bussy ist kein Narr.«
»Gottes Tod! ich sage Euch, dass ich die Herausforderung selbst gehört habe. Überdies war er ganz wohl dazu fähig, denn er hat, trotz aller Eurer Behauptungen, Schomberg am Schenkel, Épernon am Arm verwundet und Quélus beinahe totgeschlagen.«
»Ah, wirklich! davon hat er mir nichts gesagt. Ich werde ihm mein Kompliment machen.«
»Und ich,« sprach der König, »ich werde Niemand mein Kompliment machen, sondern an diesem Raufer ein Beispiel geben.«
»Ich aber,« versetzte der Herzog, »ich, den Eure Freunde nicht nur in der Person von Bussy, sondern auch in der meinigen angreifen, werde erfahren, ob ich Euer Bruder bin, und ob in Frankreich, Eure Majestät ausgenommen, ein einziger Mensch lebt, der berechtigt ist, mir in das Gesicht zu schauen, ohne dass

ihn, in Ermanglung der Achtung, die Furcht bewegt, seine Augen niederzuschlagen.«

Durch das Geschrei der zwei Brüder herbeigezogen, erschien in diesem Augenblick Bussy, äußerst zierlich in zartgrünen Atlass mit Rosaschleifen gekleidet.

»Sire,« sagte er, sich vor Heinrich III. verbeugend, »wollt gnädigst meine ehrfurchtsvolle Huldigung annehmen.«

»Bei Gott! hier ist er,« sprach Heinrich.

»Eure Majestät erweist mir, wie es scheint, die Ehre, sich mit mir zu beschäftigen?« fragte Bussy.

»Ja,« antwortete der König, »und es ist mir sehr lieb, dass ich Euch sehe, obgleich man mir gesagt hat, Euer Gesicht atme Gesundheit.«

»Euer Majestät, das abgezogene Blut erfrischt das Gesicht, und ich muss wirklich diesen Abend ein sehr frisches Gesicht haben.«

»Wohl, da man Euch geschlagen, da man Euch gequetscht hat, so beklagt Euch bei mir, Herr von Bussy, und ich werde Euch Gerechtigkeit widerfahren lassen.«

»Erlaubt Sire,« erwiderte Bussy, »man hat mich weder geschlagen, noch gequetscht, und ich beklage mich nicht.«

Heinrich war ganz erstaunt, schaute den Herzog von Anjou an und fragte:

»Nun, was sagtet Ihr denn?«

»Ich sagte, Bussy habe einen Degenstich in die Seite bekommen.«

»Ist das wahr, Bussy?« fragte der König.

»Da es der Bruder Eurer Majestät behauptet, so muss es wahr sein; ein erster Prinz von Geblüt würde nie lügen.«

»Und mit einem Degenstich in der Seite beklagt Ihr Euch nicht?«

»Ich würde mich nur beklagen, Sire, wenn man mir, um mich zu verhindern, selbst Rache zu nehmen, die rechte Hand abschnitte; auch hoffe ich,« fuhr der unverbesserliche Duellist fort, »auch hoffe ich mich noch mit der linken Hand rächen zu können.«

»Unverschämter!« murmelte Heinrich.

»Sire,« sagte der Herzog von Anjou, »Ihr habt von

Gerechtigkeit gesprochen, wohl, so übt Gerechtigkeit, wir verlangen nichts Anderes. Befiehlt eine Untersuchung, ernennt Richter, und man erfahre, von welcher Seite der Hinterhalt kam und wer zu dem Morde Vorbereitungen getroffen hatte.«

Heinrich errötete und sprach:

»Nein, ich will diesmal lieber nicht wissen, auf welcher Seite das Unrecht ist, und alle Welt in eine allgemeine Verzeihung einschließen. Es ist mir lieber, wenn diese wilden Feinde Frieden machen, und es ärgert mich, dass Schomberg und Épernon durch ihre Wunden zu Hause gehalten werden. Lasst hören, Herr von Anjou, wer war Eurer Ansicht nach der wütendste von meinen Freunden? Sprecht, es muss Euch leicht werden, da Ihr sie gesehen zu haben behauptet?«

»Sire,« antwortete der Herzog von Anjou, »es war Quélus.«

»Meiner Treue ja,« sprach Quélus, »ich verberge mich nicht, und Seine Hoheit hat gut gesehen.«

»So mögen Herr von Bussy und Herr von Quélus im Namen Aller Frieden machen.«

»Oh! oh!« rief Quélus, »was bedeutet das, Sire?«

»Das bedeutet, dass man sich hier in meiner Gegenwart und auf der Stelle umarmen soll.«

Quélus runzelte die Stirne.

»Wie, Signor,« sagte Bussy, sich gegen Quélus umwendend und die italienische Gebärde des Pantalon nachahmend »werdet Ihr mir nicht diese Gunst erweisen?«

Dieser Einfall war so unerwartet und Bussy hatte ihn mit so viel Lebendigkeit vorgebracht, dass der König selbst zu lachen anfing. Dann näherte er sich Quélus, rief: »Auf, Monsou, der König will es haben,« und warf ihm seine beiden Arme um den Hals.

»Ich hoffe, das verpflichtet Euch zu nichts,« sagte ganz leise Quélus zu Bussy.

»Seid unbesorgt,« antwortete Bussy in demselben Tone, »wir werden uns früher oder später wiederfinden.«

Quélus wich, ganz rot und die Haare in Unordnung, wütend zurück.

Heinrich runzelte die Stirne, und Bussy machte, stets Pantalon, eine Pirouette und verließ den Saal. Er hatte sich durch diese

groteske Umarmung einen Todfeind zugezogen.



Fünftes Kapitel.

Wie das Kleine Schlafengehen des Königs beschaffen war.

Nach dieser als Trauerspiel begonnenen und als Lustspiel beendigten Szene, deren Lärmen wie ein Echo aus dem Louvre hinaus drang und sich in der Stadt verbreitete, kehrte der König ganz zornig, gefolgt von Chicot, welcher Abendbrot verlangte, in seine Gemächer zurück.

»Ich habe keinen Hunger,« sagte der König über die Schwelle seiner Türe tretend.

»Das ist möglich,« erwiderte Chicot, »doch ich bin wütend und möchte gern beißen.«

Der König stellte sich, als hätte er nicht gehört. Er häkelte seinen Mantel los, legte ihn auf sein Bett, nahm sein mit langen, schwarzen Nadeln auf dem Kopfe befestigtes Barett ab, warf es auf einen Stuhl, schritt nach dem Gange zu, der in das Zimmer von Saint-Luc führte, das von dem seinigen nur durch eine einfache Wand getrennt war, und sagte zu Chicot:

»Erwarte mich hier, Narr, ich komme zurück.«

»Oh! beeile Dich nicht, mein Sohn,« erwiderte Chicot, »beeile Dich nicht,« fuhr er, auf den sich entfernenden Tritt von Heinrich horchend, fort, »ich wünsche sogar, dass Du mir Zeit lässt, Dir eine kleine Überraschung zu bereiten.«

Als das Geräusch der Tritte völlig erloschen war, öffnete er die Türe des Vorzimmers und rief: »Hollah!« Ein Diener lief herbei.

»Der König hat seine Ansicht geändert,« sagte er, »er will ein hübsches Abendbrot, ein feines Abendbrot für sich und Saint-Luc. Besonders hat er den Wein empfohlen; geht Lackei.«

Der Bediente drehte sich auf den Fersen um und eilte weg, um die Befehle von Chicot zu vollziehen, denn er zweifelte nicht, es wären die des Königs.

Heinrich war, wie gesagt, in das Zimmer von Saint-Luc gegangen, der sich, von dem Besuche Seiner Majestät in Kenntnis gesetzt, niedergelegt hatte, und sich Gebete von einem

alten Diener vorlesen ließ, welcher ihm nach dem Louvre gefolgt und mit ihm zum Gefangenen gemacht worden war. In einem vergoldeten Fauteuil in einer Ecke saß, den Kopf zwischen seinen zwei Händen, in tiefen Schlaf versunken der Page, den Bussy gebracht hatte.

Der König umfasste Alles mit einem Blicke.

»Wer ist dieser junge Mensch?« fragte er unruhig Saint-Luc.

»Als mich Eure Majestät hier zurückhielt, bevollmächtigten sie mich, einen Pagen kommen zu lassen.«

»Allerdings,« sagte Heinrich III.

»Nun, ich habe diese Erlaubnis benützt, Sire.«

»Ah! ah!«

»Bereut Seine Majestät, mir diese Zerstreuung bewilligt zu haben?« fragte Saint-Luc.

»Nein, mein Sohn, nein, zerstreue Dich im Gegenteil. Lass hören, wie geht es Dir?«

»Sire, ich habe ein heftiges Fieber.«

»In der Tat, Dein Gesicht ist purpurrot, mein Sohn. Lass mich Deinen Puls fühlen, Du weißt, ich bin ein wenig Arzt.«

Saint-Luc reichte ihm die Hand mit einer sichtbaren Bewegung übler Laune.

»Oh weh!« rief der König, »sehr ungleich, sehr bewegt!«

»Oh! Sire,« versetzte Saint-Luc, »ich bin in Wahrheit sehr krank.«

»Sei unbesorgt, ich werde Dich durch meinen eigenen Arzt pflegen lassen.«

»Ich danke, Sire.«

»Ich werde selbst bei Dir wachen.«

»Sire, ich dulde es nicht.«

»Ich lasse mir ein Bett in Deinem Zimmer aufschlagen. Wir plaudern die ganze Nacht. Ich habe Dir tausend Dinge zu sagen.«

»Ah!« rief Saint-Luc in Verzweiflung, »Ihr nennt Euch Arzt, Ihr nennt Euch meinen Freund, und wollt mich zu schlafen verhindern? Bei Gott! Doktor, Ihr habt eine komische Manier, Eure Kranken zu behandeln! Bei Gott! Sire, Ihr habt eine eigentümliche Art, Eure Freunde zu lieben.«

»Ei! Du willst allein bleiben, während Du so krank bist?«

»Sire, ich habe meinen Pagen Jean.«

»Aber er schläft.«

»So liebe ich die Leute, die mich bewachen; sie hindern mich wenigstens nicht, selbst zu schlafen.«

»Lass mich bei Dir wachen. Ich werde nur mit Dir sprechen, wenn Du aufwachst.«

»Sire, ich habe ein sehr verdrießliches Erwachen, man muss ganz an mich gewöhnt sein, wenn man mir alle die Ungezogenheiten vergeben soll, die ich sage, ehe ich völlig wach bin.«

»Wohl, es sei, doch wohne wenigstens meinem Schlafengehen bei.«

»Wird es mir dann frei stehen, in mein Bett zurückzukehren?«

»Ganz und gar.«

»Gut, doch ich werde einen traurigen Höfling abgeben, dafür stehe ich Euch, denn ich falle vor Schlaf beinahe um.«

»Du magst nach Belieben gähnen.«

»Welche Tyrannei, da Ihr doch Eure anderen Freunde habt!«

»Ah! ja, sie sind in einem schönen Zustande, Bussy hat sie mir gut zugerichtet. Schomberg ist der Schenkel gespalten; Épernon ist das Faustgelenke aufgeschlitzt, wie ein spanischer Ärmel; Quélus ist noch ganz betäubt von dem Schlage von gestern und von der Umarmung von heute. Es bleiben d'O, der mich zum Sterben langweilt und Maugiron, der mir schmollt. Vorwärts! wecke diesen großen Lümmel von einem Pagen, und lass Dir einen Schlafrock anziehen.«

»Sire, Eure Majestät wolle mich allein lassen.«

»Warum dies?«

»Die Ehrfurcht . . . «

»Geh' doch!«

»Sire, in fünf Minuten bin ich bei Eurer Majestät.«

»In fünf Minuten, gut! doch, hörst Du, nicht mehr als fünf Minuten, und während dieser fünf Minuten finde mir gute Geschichten, Saint-Luc, dass wir ein wenig lachen können.«

Und hiernach ging der König, der die Hälfte von dem, was er

wollte, erlangt hatte, halb zufrieden hinaus.

Die Türe hatte sich nicht sobald wieder hinter ihm geschlossen, als der Page rasch erwachte und mit einem Sprung an dem Türvorhang war.

»Ah! Saint-Luc,« sagte er, als sich das Geräusch der Tritte verloren hatte, »Ihr verlasst mich abermals. Mein Gott, welche Pein! ich sterbe vor Angst hier. Wenn man es entdecken würde . . . «

»Meine liebe Jeanne,« erwiderte Saint-Luc, »Gaspard (er deutete auf den alten Diener), Gaspard wird Euch vor jeder Indiskretion beschützen.«

»Dann ist es eben so gut, wenn ich weggehe,« entgegnete die junge Frau errötend.

»Wenn Ihr es durchaus verlangt, Jeanne,« sprach Saint-Luc mit traurigem Tone, »wenn Ihr es durchaus verlangt, so werde ich Euch nach dem Hotel Montmorency zurückführen lassen, denn das Verbot betrifft nur mich. Doch wenn Ihr eben so gut, als schön wäret, wenn Ihr einige Gefühle für den armen Saint-Luc im Herzen hättet, so würdet Ihr ein paar Augenblicke warten. Ich werde so viel im Kopf, in den Nerven, in den Eingeweiden leiden, dass der König sicherlich keinen traurigen Gefährten bei sich haben will und mich in das Bett zurückschickt.«

Jeanne schlug die Augen nieder.

»Geht also,« sprach sie, »ich werde warten, doch ich sage Euch, wie der König: bleibt nicht lange aus.«

»Jeanne, meine, liebe Jeanne, Ihr seid anbetungswürdig, verlasst Euch auf mich, ich werde so bald als möglich zu Euch zurückkehren. Überdies kommt mir ein Gedanke, ich will ihn ein wenig reifen lassen und Euch bei meiner Rückkehr mitteilen.«

»Ein Gedanke, der Euch die Freiheit wiedergeben soll?«

»Ich hoffe es.«

»Geht! geht!«

»Gaspard,« sagte Saint-Luc, »verhindert Jedermann, wer es auch sein mag, hier einzutreten. In einer Viertelstunde schließt die Türe mit dem Schlüssel und bringt mir den Schlüssel, zum König. Sagt im Hotel, man möge sich über die Gräfin nicht beunruhigen, und kommt erst morgen wieder zurück.«

Gaspard versprach lächelnd die Befehle zu vollziehen, welche die junge Frau errötend hörte.

Saint-Luc nahm die Hand seiner Frau, küsste sie zärtlich und lief in das Zimmer von Heinrich, der ungeduldig zu werden anfang.

Ganz allein und ganz bebend, kauerte sich Jeanne in den weiten Vorhang, der von den Stangen des Bettes herabfiel, und suchte hier, träumerisch, unruhig, unmutig, ihrerseits ein Mittel, siegreich aus der seltsamen Lage hervorzugehen, in der sie sich befand.

Als Saint-Luc in das Zimmer des Königs kam, wurde er von einem scharfen, wollüstigen Gerüche erfasst, den das königliche Zimmer ausströmte. Die Füße von Heinrich traten wirklich eine Streuung von Blumen nieder, von denen man die Stängel abgeschnitten hatte, aus Furcht, sie könnten die zarte Haut Seiner Majestät verletzen; Rosen, Jasmine, Veilchen, Nelken bildeten trotz der strengen Jahreszeit einen weichen, wohlriechenden Teppich für König Heinrich III.

Das Zimmer, dessen Plafond herabgelassen und mit schönen Malereien auf Leinwand verziert war, enthielt, wie gesagt, zwei Betten, von denen das eine, obgleich oben an die Wand angelehnt, durch seine Breite beinahe den dritten Teil des Gemaches einnahm. Dieses Bett war von einem goldenen und seidenen Tapetenwerk mit mythologischen Personen, die Geschichte von Ceneo oder Cenis, bald Mann, bald Frau, darstellend, welche Metamorphose, wie man sich leicht denken kann, nicht ohne die phantastischen Anstrengungen der Einbildungskraft des Prinzen vor sich ging. Der Betthimmel war von Silberstoff mit goldenen Streifen und seidenen Figuren, und das reich gestickte königliche Wappen hatte man an dem Teil des Baldachin angebracht, der, an die Wand angelehnt, das Haupt des Bettes bildete.

An den Fenstern waren dieselben Vorhänge, wie an den Betten und die Canapes und Lehnstühle wurden von demselben Stoffe gebildet, den man an dem Bette und den Fenstern bemerkte. Mitten vom Plafond hing an einer goldenen Kette eine Lampe von Vermeil herab, in der ein Öl brannte, das, sich verzehrend, einen herrlichen Wohlgeruch verbreitete. Rechts von dem Bette hielt ein goldener Satyr einen Kandelaber in der Hand, auf welchem vier

rosenfarbige, ebenfalls wohlriechende Kerzen brannten. Diese Kerzen gaben im Verein mit der Lampe ein Licht von sich, welches das Zimmer hinreichend beleuchtete.

Des Königs nackte Füße ruhten auf den über den Boden ausgestreuten Blumen, während er auf einem ebenholzernen, mit Gold incrustirten Stuhle saß. Er hatte auf seinem Schooße sieben oder acht ganz junge spanische Jagdhündchen, deren frische Schnauzen äußerst zart seine Hände kitzelten. Zwei Diener ordneten und frisiereten seine Haare, welche wie die einer Frau zurückgeschlagen waren, so wie seinen hakenförmigen Schnurrbart und seinen spärlichen, flockigen Kinnbart.

Ein Dritter überzog das Gesicht des Fürsten mit einer salbenartigen Lage von rosenfarbiger Creme von ganz besonderem Geschmack und äußerst appetitlichem Geruche. Heinrich schloss die Augen und ließ sich mit der Majestät und dem Ernste eines indischen Gottes bedienen.

»Saint-Luc,« sagte er, »wo ist Saint-Luc?«

Saint-Luc trat ein.

Chicot nahm ihn bei der Hand und führte ihn vor den König.

»Hier,« sagte Chicot zu Heinrich, »hier ist Dein Freund Saint-Luc; befiehl ihm, sich ebenfalls mit Creme zu entschmutzen, oder vielmehr zu beschmutzen; denn wenn Du nicht diese unerläßliche Vorsichtsmaßregel nimmst, so wird etwas Ärgerliches geschehen. Entweder wird er schlecht für Dich riechen, der Du so gut riechst, oder Du wirst zu gut für ihn riechen, der nichts riechen wird. Ah! die Salben und die Kämmel!« rief Chicot, sich auf einem großen Lehnstuhl, dem König gegenüber, ausstreckend.

»Chicot! Chicot!« rief Heinrich, »Eure Haut ist zu trocken und würde eine zu große Quantität Creme einschlucken, es ist kaum genug für mich vorhanden; und Euer Haar ist so hart und rau, dass es meine Kämmel zerbrechen würde.«

»Meine Haut ist dadurch ausgetrocknet, dass ich für Dich das Feld behauptet habe, undankbarer Fürst! Und wenn mein Haar hart und rau ist, so kommt es davon her, dass der Ärger, den Du mir bereitest, dasselbe beständig gestäubt hält. Doch wenn Du mir die Creme für meine Wangen, das heißt, für mein Äußeres verweigerst, so ist es gut, mein Sohn, mehr sage ich Dir nicht.«

Heinrich zuckte die Achseln wie ein Mensch, der wenig geneigt ist, sich mit den Späßen seines Narren zu belustigen.

»Laßt mich,« sagte er, »Ihr sprecht abgeschmacktes Zeug.«

Dann wandte er sich an Saint-Luc und fragte diesen:

»Nun, mein Sohn, das Kopfweh?«

Saint-Luc fuhr mit der Hand nach der Stirne und stieß einen Seufzer aus.

»Stelle Dir vor,« fuhr Heinrich fort, »ich habe Bussy d'Amboise gesehen. Aie! . . . Herr, Ihr brennt mich,« sagte er zu dem Friseur.

Der Friseur kniete nieder. »Ihr habt Bussy d'Amboise gesehen, Sir?« versetzte Saint-Luc ganz bebend.

»Ja,« antwortete der König, »begreifst Du diese Dummköpfe, die ihn zu fünf angriffen und dennoch fehlten? Ich werde sie rädern lassen. Wenn Du da gewesen wärest, sag' einmal, Saint-Luc.«

»Sire,« antwortete Saint-Luc, »ich wäre wahrscheinlich nicht glücklicher gewesen, als meine Gefährten.«

»Was sagst Du da? Ich wette zehntausend Taler, Du touchierst Bussy zehnmal, gegen sechsmal. Bei Gott! wir müssen das morgen sehen. Stößt Du immer noch, mein Junge?«

»Ja, Sire.«

»Ich frage Dich, ob Du Dich oft übst?«

»Beinahe jeden Tag, wenn ich mich wohl befinde. Doch wenn ich krank bin, taue ich durchaus zu gar nichts, Sire.«

»Wie oft hast Du mich touchiert?«

»Ich denke, wir spielten ungefähr ein gleiches Spiel, Sire.«

»Ja, aber ich stoße besser, als Bussy. Bei Gottes Tod! mein Herr, Ihr reißt mir den Schnurrbart aus,« sagte Heinrich zu seinem Barbier.

Der Barbier kniete nieder.

»Sire,« sprach Saint-Luc, »sagt mir ein Mittel für das Magenweh.«

»Du mußt essen,« erwiderte der König.

»Oh! Sire, ich glaube, Ihr täuscht Euch.«

»Nein, ich versichere Dich.«

»Du hast Recht, Valois,« rief Chicot, »und da ich sehr starkes

Magenweh habe, so befolge ich Deine Verordnungen.«

Und man hörte ein seltsames Geräusch, ähnlich dem, welches aus der vervielfachten und raschen Bewegung der Kinnbacken eines Affen entsteht.

Der König wandte sich um und sah Chicot, der, nachdem er für sich allein das doppelte Abendbrot verschlungen, das er im Namen des Königs hatte bringen lassen, geräuschvoll, während er den Inhalt einer Tasse von japanischem Porzellan verkostete, seine Kinnbacken spielen ließ.

»Was Teufels macht Ihr denn da, Herr Chicot?« fragte Heinrich.

»Ich nehme meine Creme innerlich, da sie mir äußerlich verboten ist,« antwortete Chicot.

»Ah! Verräter,« rief der König, indem er eine so unglückliche halbe Wendung mit dem Kopfe machte, dass der teigige Finger des Kammerdieners den Mund des Königs mit Creme füllte.

»Iß, mein Sohn,« sprach Chicot mit ernstem Tone. »Ich bin nicht so tyrannisch wie Du; innerlich oder äußerlich, ich erlaube Dir Beides.«

»Mein Herr, Ihr erstickt mich,« sagte Heinrich zu dem Kammerdiener.

Der Kammerdiener kniete nieder, wie dies der Friseur und der Barbier getan hatten.

»Man hole mir meinen Kapitän der Garden,« rief Heinrich, »man hole mir ihn auf der Stelle.«

»Und warum Deinen Kapitän der Garden?« fragte Chicot, während er seinen Finger in das Innere der Porzellantasse steckte und dann durch seine Lippen schlüpfen ließ.

»Damit er seinen Degen durch den Körper von Chicot stößt und, so mager er auch sein mag, einen Braten für meine Hunde daraus macht.«

Chicot erhob sich, setzte seine Mütze schief auf und rief:

»Bei Gottes Tod! Chicot Deinen Hunden, den Edelmann Deinen Vierfüßigen! Er mag kommen, Dein Kapitän der Garden, und wir werden sehen.«

Und er zog seinen langen Degen und focht damit so lustig gegen den Friseur, den Barbier und den Kammerdiener, dass sich der König des Lachens nicht enthalten konnte.

»Aber ich habe Hunger,« sagte der König mit kläglicher Stimme, »und der Schelm hat das ganze Abendbrot allein verzehrt.«

»Du bist ein launenhafter Mensch, Heinrich,« versetzte Chicot, »ich machte Dir den Vorschlag, Du möchtest Dich zu Tische setzen, und Du weigertest Dich. In jedem Fall bleibt Dir Deine Fleischbrühe. Ich habe keinen Hunger mehr und will mich niederlegen.«

Während dieser Zeit hatte der alte Gaspard seinem Herrn den Schlüssel gebracht.

»Ich auch,« sprach Saint-Luc, »denn ich würde mich gegen die Achtung vor meinem König verfehlen, wenn ich länger bliebe und in seiner Gegenwart in Nervenankrämpfen niederstürzte. Es schauert mich.«

»Halt, Saint-Luc,« sagte der König, dem jungen Mann eine Hand voll kleiner Hunde reichend, »trage sie fort, trage sie fort.«

»Wozu?« fragte Saint-Luc.

»Um sie bei Dir schlafen zu lassen; sie werden Dein Übel annehmen, und Du hast es nicht mehr.«

»Ich danke, Sire,« erwiderte Saint-Luc, die Hunde in ihr Körbchen legend, »ich habe kein Vertrauen zu Eurem Rezept.«

»Ich werde Dich heute Nacht besuchen.«

»Oh! kommt nicht, Sire, ich bitte Euch, Ihr würdet mich plötzlich erwecken, und man sagt, das mache epileptisch.«

Hiernach verbeugte sich Saint-Luc vor dem König und verließ das Zimmer, verfolgt von den Zeichen der Freundschaft, die Heinrich an ihn verschwendete, so lange er ihn sehen konnte.

Chicot war bereits weggegangen.

Die paar Personen, welche dem Schlafengehen beigewohnt hatten, entfernten sich ebenfalls.

Es blieben bei dem König nur noch die Diener, die ihm das Gesicht mit einer mit wohlriechendem Fett bestrichenen Maske von feiner Leinwand bedeckten. In dieser Maske waren Löcher für die Nase, für die Augen und für den Mund angebracht. Eine Mütze von Seide und Silberstoff hielt sie auf der Stirne und an den Ohren fest.

Dann steckte man den Arm des Königs in eine Nachtjacke,

welche sehr weich mit feiner Seide und Watte aus gefüttert war; hierauf reichte man ihm Handschuhe von so geschmeidigem Leder, dass man hätte glauben sollen, sie wären von Trikot; diese Handschuhe gingen bis an den Ellenbogen und waren innen mit einem wohlriechenden Öle bestrichen, das ihnen die Elastizität verlieh, deren Ursache man vergebens außen suchte.

Als diese Mysterien der Toilette vollendet, waren, ließ man Heinrich seine Fleischbrühe aus einer goldenen Tasse trinken; doch ehe er sie an die Lippen setzte, goß er die Hälfte in eine andere, der seinigen ganz ähnliche, Tasse und befahl, diese Hälfte Saint-Luc zu schicken und ihm eine gute Nacht zu wünschen.

Nun war die Reihe an Gott, der an diesem Abend, ohne Zweifel wegen der großen Geschäfte, ziemlich gleichgültig behandelt wurde. Heinrich verrichtete ein einziges Gebet, ohne nur seinen Rosenkranz zu berühren; dann ließ er sein mit Koriander, Benzoe und Zimmet gewärmtes Bett öffnen.

Als er sich auf seinen zahlreichen Kopfkissen bequem gelagert hatte, befahl Heinrich die ausgestreuten Blumen wegzunehmen, welche die Luft des Zimmers zu verdichten anfangen. Man öffnete die Fenster einige Sekunden, um diese zu dicke Luft zu erneuern. Hiernach brannte ein Feuer von Reben in dem marmornen Kamin rasch wie ein Meteor und erlosch wieder, sobald es seine sanfte Wärme im Zimmer verbreitet hatte.

Dann schloss der Diener die Vorhänge an den Fenstern und Türen, und ließ den großen Lieblingshund des Königs herein, welcher Narciß hieß. Mit einem Sprunge war er auf dem Bette des Königs, stampfte, drehte sich ein wenig und legte sich endlich quer zu den Füßen seines Herrn nieder.

Nun blies man die rosenfarbigen Kerzen aus, welche in den Händen eines goldenen Satyrs brannten, dämpfte das Licht der Nachtlampe, indem man einen minder starken Docht einsetzte, und der mit diesen einzelnen Geschäften beauftragte Diener ging ebenfalls auf den Fußspitzen hinaus.

Bereits ruhiger, gleichgültiger, vergesslicher, als die in ihren fetten Abteien vergrabenen müßigen Mönche seines Landes, nahm sich der König nicht mehr die Mühe, daran zu denken, dass es ein Frankreich gab.

Er schlief.

Einen Augenblick nachher sahen die Leute, welche in den Galerien wachten und von ihren verschiedenen Posten aus die Fenster des Zimmers von Heinrich unterscheiden konnten, durch die Vorhänge die königliche Lampe völlig erlöschen und die silbernen Strahlen des Mondes an den Scheiben das sanfte rosige Licht ersetzen, das sie färbte. Sie dachten folglich, der König schliefe vortrefflich.

In diesem Augenblick hörten alle Geräusche außen und innen auf, und man hätte die schweigsamste Fledermaus in den düsteren Gängen des Louvre fliegen hören können.

Sechstes Kapitel.

Wie, ohne dass irgend Jemand die Ursache dieser Bekehrung wusste, der König Heinrich von einem Tag auf den anderen bekehrt wurde.

So verliefen zwei Stunden.

Plötzlich erscholl ein furchtbarer Schrei. Dieser Schrei ging vom Zimmer des Königs aus.

Die Nachtlampe war indessen noch immer ausgelöscht, das Stillschweigen immer noch tief, und es ließ sich kein Geräusch vernehmen, außer diesem seltsamen Rufe des Königs: denn der König hatte gerufen.

Bald unterschied man den Lärmen eines umfallenden Gerätes, eines in Stücke zerbrechenden Porzellans und wahnsinnige Tritte im Zimmer umher. Dann erscholl neues Geschrei, vermischt mit dem Bellen von Hunden. Alsbald brannten die Lichter, die Schwerter glänzten in den Gallerten, und die plumpen, durch den Schlaf noch erschwerten Tritte der Wachen erschütterten die massigen Pfeiler.

»Zu den Waffen!« rief man von allen Seiten, »zu den Waffen! Der König ruft, laufen wir zum König.«

Und in demselben Augenblick stürzten, mit gleichem Schritte forteilend, der Kapitän der Gardien, der Oberste der Schweizer, die Vertrauten des Schlosses, die Büchenschützen vom Dienste in das königliche Zimmer, das auf der Stelle mit einer Flammenmasse sich übergieß: zwanzig Fackeln beleuchteten die Szene.

Bei dem umgestürzten Lehnstuhl und den zerbrochenen Tassen, vor dem in Unordnung gebrachten Bette, dessen Decke und Tücher im Zimmer umher zerstreut lagen, stand Heinrich, bleich, die Haare gesträubt, die Augen starr, grotesk und furchtbar in seinem Nachtgewand anzuschauen.

Seine rechte Hand war, zitternd wie Laub im Winde, ausgestreckt.

Seine linke Hand klammerte sich krampfhaft an den Griff seines

Degens an, den er maschinenmäßig gezogen hatte.

Eben so bewegt, wie sein Herr, schaute ihn der Hund, die Pfoten auseinander gestreckt an und heulte.

Der König schien stumm vor Schrecken, und diese ganze Welt, welche das Stillschweigen nicht zu brechen wagte, befragte sich mit den Augen und wartete in furchtbarer Angst.

Da erschien halb gekleidet, aber in einen weiten Mantel gehüllt, die junge Königin, Louise von Lothringen, ein blondes, sanftes Geschöpf, das das Leben einer Heiligen auf dieser Erde führte und von dem Geschrei des Königs erweckt worden war.

»Sire,« sagte sie, mehr zitternd als Jedermann, »Sire, mein Gott, was gibt es denn? . . . Euer Geschrei drang bis zu mir, und ich eilte herbei.«

»Es . . . es . . . es ist nichts,« antwortete der König ohne die Augen zu bewegen, welche In der Luft eine unbestimmte und für jeden Andern außer ihm unsichtbare Gestalt zu betrachten schienen.

»Aber Eure Majestät hat doch gerufen,« versetzte die Königin, »Eure Majestät ist also leidend?«

Der Schrecken war so sichtbar auf den Zügen von Heinrich ausgeprägt, dass er allmählich alle Anwesende erfasste. Man wich zurück, man ging vor, man verschlang mit den Augen die Person des Königs, um sich zu versichern, dass er nicht verwundet, nicht vom Blitze getroffen oder von einer Schlange gebissen worden wäre.

»Oh! Sire,« rief die Königin, »Sire, im Namen des Himmels, lasst uns nicht in einer solchen Angst. Wollt Ihr einen Arzt?«

»Einen Arzt,« entgegnete Heinrich mit demselben angstvollen Tone. »Nein, der Leib ist nicht krank, sondern die Seele, der Geist; nein, nein, keinen Arzt . . . einen Beichtiger.«

Alle schauten sich an, man befragte die Türen, die Vorhänge, den Boden, den Plafond; nirgends war die Spur des unsichtbaren Gegenstandes zurückgeblieben, der dem König einen so gewaltigen Schrecken eingejagt hatte.

Man nahm diese Forschung mit verdoppelter Neugierde vor: das Geheimnis verwickelte sich, der König verlangte seinen Beichtiger.

Sobald er dieses Verlangen ausgesprochen, schwang sich ein Bote auf sein Pferd. Tausend Funken sprangen aus dem Pflaster des Hofes vom Louvre. Fünf Minuten nachher war der Superior des Jesuitenklosters erweckt, gleichsam aus seinem Bette gerissen, und er erschien vor dem König.

Mit dem Beichtiger hat der Lärmen aufgehört, es tritt wieder Stillschweigen ein, man befragt sich, man mutmaßt, man glaubt zu erraten, hat aber vor Allem Furcht . . . Der König beichtet!

Am andern Morgen befiehlt der König, der sehr früh und vor allen Andern aufgestanden ist, die Türe des Louvre, welche sich nur geöffnet hat, um den Beichtiger durchzulassen, wieder zu schließen.

Dann beruft er den Schatzmeister, den Wachszieher, den Zeremonienmeister. Er nimmt sein schwarz eingebundenes Gebetbuch und liest die Gebete, unterbricht sich nur, um Heiligenbilder auszuschneiden, und befiehlt plötzlich, seine Freunde zu rufen.

Bei diesem Befehl geht man zuerst zu Saint-Luc, doch Saint-Luc leidet mehr als je. Er schmachtet, ist von Müdigkeit gefesselt, und sein Übel hat eine große Niedergeschlagenheit zur Folge; sein Schlaf oder vielmehr seine Lethargie ist so tief gewesen, dass er allein von allen Bewohnern des Palastes, obgleich ihn nur eine dünne Wand von dem König trennt, nichts von der Szene der Nacht gehört hat. Er verlangt auch, im Bette bleiben zu dürfen, wo er alle Gebete verrichten werde, die ihm der König zu sprechen befehle.

Bei dieser kläglichen Erzählung macht Heinrich das Zeichen des Kreuzes und befiehlt, ihm seinen Apotheker zu schicken.

Dann erteilt er den Auftrag, in den Louvre alle Geißeln des Klosters der Augustiner zu bringen; er geht schwarz gekleidet an Schomberg, welcher hinkt, an Épernon, der seinen Arm in der Schlinge trägt, an Quélus, der noch ganz betäubt ist, und an d'O und Maugiron, welche zittern, vorüber. Er verteilt unter sie im Vorübergehen Geißeln und empfiehlt ihnen, sich so hart, als ihre Arme schlagen könnten, zu züchtigen.

Épernon bemerkt, da er den rechten Arm in der Binde trage, so müsse er von der Zeremonie ausgenommen werden, in Betracht,

dass er die Schläge, die man ihm erteile, nicht zurückgeben könne, was folglich einen Missklang in der Tonleiter der Geißelung herbeiführen müsste.

Heinrich III. antwortet ihm, seine Pönitzenz werde darum Gott nur um so angenehmer sein.

Er gibt selbst das Beispiel, zieht sein Wamms und sein Hemd aus und schlägt sich wie ein Märtyrer. Chicot will nach seiner Gewohnheit lachen und spotten, doch ein furchtbarer Blick des Königs belehrt ihn, dass es hierzu nicht die Stunde ist; dann nimmt er eine Geißel wie die Andern, nur schlägt er seine Nachbarn, statt sich selbst zu peitschen, und sobald er keinen Rumpf mehr in seinem Bereiche findet, schlägt er Stücke von der Malerei der Säulen und des Tafelwerks ab.

Dieser Lärmen erheitert allmählich das Antlitz des Königs, obgleich sein Geist sichtbar stets tief erschüttert bleibt. Plötzlich verlässt der König sein Zimmer und befiehlt auf ihn zu warten. Hinter ihm hören die Geißelungen wie durch einen Zauber auf. Nur Chicot fährt fort d'O zu schlagen, den er haßt; d'O gibt es ihm nach Kräften zurück. Es ist ein Duell auf Peitschenhiebe.

Heinrich ist zur Königin gegangen. Er schenkt ihr ein Collier von Perlen im Werte von fünf und zwanzig tausend Talern, küsst sie auf beide Wangen, was ihm seit mehr als einem Jahre nicht mehr begegnet ist, und bittet sie, ihren königlichen Schmuck abzulegen, und sich mit einem Sack zu bedecken.

Stets gut und sanft, willigt Louise von Lothringen sogleich ein. Sie fragt, warum ihr Gemahl, während er ihr ein Perlenhalsband gebe, wünsche, dass sie sich einen Sack auf die Schultern lege.

»Für meine Sünden,« antwortet Heinrich. Diese Antwort befriedigt die Königin, denn sie weiß besser als irgend Jemand, für welche ungeheure Summe von Sünden ihr Gemahl Buße zu tun hat. Sie kleidet sich nach dem Willen von Heinrich, der in sein Zimmer zurückkehrt, wohin er die Königin bescheidet.

Bei dem Anblick des Königs beginnt die Geißelung wieder. D'O und Chicot, welche nicht aufgehört haben, sind blutig. Der König lobt sie und nennt sie seine einzigen und wahren Freunde.

Nach Verlauf von zehn Minuten kommt die Königin in einen Sack gekleidet. Sogleich verteilt man Kerzen an den ganzen Hof,

und trotz des abscheulichen Wetters, trotz des Schnees und Eises ziehen die schönen Höflinge, die schönen Damen und die guten Pariser, dem König und Unserer lieben Frau ergeben, nach dem Montmartre. Anfangs schnatternd, bald aber erwärmt durch die wütenden Hiebe, welche Chicot an alle Leute austeilt, die das Unglück haben, sich im Bereich seiner Geißel zu finden.

D'O hat sich für besiegt erklärt und ist in die Reihe fünfzig Schritte von Chicot getreten.

Um vier Uhr Abends ist die traurige Fahrt beendet; die Füße des ganzen Hofes sind aufgeschwollen, die Rücken aller Höflinge geschunden; die Königin war öffentlich in einem ungeheuren Hemd von grober Leinwand erschienen, der König mit einem Rosenkranz von Totenköpfen. Tränen, Geschrei, Gebete, Weihrauch, Gesänge, Alles hatte man hören und sehen können.

Der Tag war offenbar gut gewesen.

In der Tat, Jeder litt unter der Kälte und den Streichen, um dem König Vergnügen zu machen, ohne dass irgend Jemand zu erraten vermochte, warum dieser Fürst, der zwei Tage vorher noch so gut tanzte, zwei Tage nachher sich so heftig zerfleischte.

Die Hugenotten, die Liguisten und die Freidenker sahen lachend die Prozession der Geißler vorüberziehen und sagten als wahre Entwürdiger: »Was für Leute sind das!«

Heinrich ist nüchtern mit langen, blauen und roten Striemen auf den Schultern zurückgekehrt; er hat die Königin den ganzen Tag nicht verlassen und jeden Augenblick der Ruhe, jede Station bei den Kapellen benützt, um ihr neue Einkünfte zu versprechen und Pläne für eine Pilgerfahrt mit ihr zu machen.

Des Schlagens müde und ausgehungert durch die ungewohnte Anstrengung, zu der ihn der König verurteilte, hat sich Chicot etwas oberhalb der Porte Montmartre davongestohlen und ist mit einigen Atheisten³ vom Hofe in den Garten eines berühmten Wirtshauses getreten, um gewürzten Wein zu trinken und eine in den Sümpfen der Grange-Batelière geschossene Kriechente zu speisen. Bei der Rückkehr der Prozession hat er wieder seine Stelle eingenommen und ist, auf das Schönste, die Büßer und Büßerinnen schlagend und, wie er selbst sagte, vollen Ablass erteilend, in den Louvre gezogen.

Am Abend fühlte sich der König ermüdet durch sein Fasten, durch seinen Gang mit nackten Füßen und durch die wütenden Streiche, die er sich gegeben hat. Er ließ sich ein mageres Abendbrot vorsetzen, seine Schultern wärmen, ein großes Feuer anzünden, und ging zu Saint-Luc, den er munter und gestärkt fand. Seit dem vorhergehenden Abend hatte sich der König gewaltig verändert; alle seine Gedanken waren der Nichtigkeit der irdischen Dinge, der Buße und dem Tod zugewendet.

»Ah!« sagte er zu Saint-Luc mit dem tiefen Ausdrucke des Mannes, der des Lebens überdrüssig ist, »Gott hat in der Tat wohl daran getan, dass er das Dasein so bitter machte.«

»Warum dies, Sire?« fragte Saint-Luc.

»Weil der Mensch, müde dieser Welt, statt den Tod zu fürchten, sich darnach sehnt.«

»Verzeiht, Sire,« entgegnete Saint-Luc, »sprecht für Euch, denn ich sehne mich durchaus nicht nach dem Tode.«

»Höre, Saint-Luc,« versetzte der König den Kopf schüttelnd, »Du würdest wohl daran tun, meinen Rat, ich sage noch mehr, mein Beispiel zu befolgen.«

»Sehr gern, Sire, wenn dieses Beispiel mich anlächelt.«

»Ist es Dir genehm, dass wir, ich meine Krone und Du Deine Frau verlassen und in ein Kloster treten? Ich habe die Dispens von unserem heiligen Vater, dem Papst: schon morgen legen wir das Gelübde ab. Ich nenne mich Bruder Heinrich . . . «

»Verzeiht, Sire, verzeiht, Euch liegt wenig an Eurer Krone, die Ihr zu sehr kennt; aber mir liegt viel an meiner Frau, die ich noch nicht genug kenne. Ich willige also nicht ein.«

»Oh! oh!« rief Heinrich, »es scheint, es geht besser bei Dir.«

»Unendlich besser, Sire; ich fühle meinen Geist ruhig, mein Herz freudig. Meine Seele ist auf eine unglaubliche Weise für das Glück und das Vergnügen gestimmt.«

»Armer Saint-Luc!« sagte der König die Hände faltend.

»Sire, Ihr hättet mir dies gestern vorschlagen müssen. Gestern war ich mürrisch, verdrießlich, von Schmerzen geplagt. Ich hätte mich um nichts in einen Brunnen oder in ein Kloster gestürzt. Doch diesen Abend ist es etwas Anderes, ich habe eine gute Nacht und einen entzückenden Tag zugebracht. Und, bei Gott! es

lebe die Freude!«

»Du schwörst, Saint-Luc?« sagte der König.

»Habe ich geschworen, Sire? Es ist möglich, doch Ihr schwört auch zuweilen, wie mir scheint.«

»Ich habe geschworen, Saint-Luc, doch ich werde nicht mehr schwören.«

»Ich wage dies nicht zu behaupten. Ich werde so wenig als möglich schwören; das ist das Einzige, wozu ich mich anheischig machen kann. Übrigens ist Gott gut und barmherzig gegen unsere Sünden, wenn dieselben von der menschlichen Schwachheit herrühren.«

»Du glaubst, der gute Gott werde mir vergeben?«

»Oh! ich spreche nicht für Euch, Sire, ich spreche für Euren Diener. Pest! Ihr habt gesündigt . . . als König . . . während ich als einfacher Privatmann sündigte; ich hoffe auch, der Herr wird am Tage des Gerichts zwei Gewichte und zwei Waagen haben.«

Der König stieß einen Seufzer aus, murmelte ein *Confiteor* und schlug sich bei dem *mea culpa* an die Brust.

»Saint-Luc,« sagte er endlich, »willst Du die Nacht in meinem Zimmer zubringen?«

»Je nachdem,« erwiderte Saint-Luc, »was werden wir in dem Zimmer Eurer Majestät tun?«

»Wir zünden alle Lichter an, ich lege mich nieder, und Du liest mir die Litaneien der Heiligen.«

»Ich danke, Sire.«

»Du willst also nicht?«

»Ich werde mich wohl hüten.«

»Du verlässest mich, Saint-Luc, Du verlässest mich?«

»Nein, im Gegenteil, ich verlasse Euch nicht.«

»Ah! wirklich.«

»Wenn Ihr wollt?«

»Gewiß will ich.«

»Doch unter einer Bedingung *sine qua non*.«

»Unter welcher?«

»Eure Majestät lässt Tische aufschlagen, Musikanten und Höflinge holen, und wir tanzen meiner Treue!«

»Saint-Luc! Saint-Luc!« rief der König im höchsten Schrecken.

»Hört, Sire, ich fühle mich heute Abend zu jedem Mutwillen aufgelegt. Wollt Ihr, Sire?«

Doch Heinrich antwortete nicht. Sein zuweilen so lebhafter und hellerer Geist verdüsterte sich immer mehr und schien gegen einen geheimen Gedanken zu kämpfen, welcher ihn beschwerte, wie ein Blei, befestigt an den Füße eines Vogels, der vergebens seine Flügel ausbreiten würde, um zu entfliehen.

»Saint-Luc,« sagte der König endlich, mit höchst kläglicher Stimme, »träumst Du zuweilen?«

»Oft, Sire.«

»Glaubst Du an Träume?«

»Aus Gründen.«

»Wie so?«

»Ah! ja, die Träume trösten über die Wirklichkeit. So habe ich diese Nacht einen herrlichen Traum gehabt.«

»Was träumtest Du?«

»Ich träumte, meine Frau . . . «

»Du denkst also noch an Deine Frau, Saint-Luc?«

»Mehr als je.«

»Ah!« machte der König mit einem langen Seufzer und zum Himmel empor schauend.

»Ich träumte,« fuhr Saint-Luc fort, »meine Frau habe, ihr reizendes Gesicht beibehaltend, denn sie ist hübsch, meine Frau, Sire . . . «

»Ach! ja,« sprach der König, »Eva war auch hübsch, Unglücklicher! und Eva hat uns Alle in das Verderben gestürzt.«

»Ah! daher rührt also Euer Ärger? Doch kommen wir auf meinen Traum zurück, Sire.«

»Ich habe auch geträumt . . . « sagte der König.

»Meine Frau hatte also, ihr reizendes Gesicht beibehalten, die Flügel und die Form eines Vogels angenommen, war, Pforten und Gittern trotzend, durch die Mauern des Louvre gedrungen und an meinen Scheiben erschienen, wo sie einen reizenden kleinen Schrei ausstieß, den ich gar wohl begriff; denn er sagte mir: ›Öffne, Saint-Luc, öffne mir, mein Gatte.«

»Und Du hast geöffnet?« fragte der König beinahe in Verzweiflung.

»Ich glaube wohl,« rief Saint-Luc, »und zwar mit dem größten Eifer.«

»Weltkind!«

»Weltkind, so lang Ihr wollt, Sire.«

»Und Du bist dann erwacht?«

»Nein, Sire, ich hütete mich wohl, der Traum war zu reizend.«

»Und Du träumtest fort?«

»So viel ich konnte, Sire.«

»Und Du hoffst diese Nacht . . . «

»Abermals zu träumen. Ja, möge es Eurer Majestät nicht missfallen, aber ich habe deshalb das verbindliche Anerbieten, das Ihr mir gemacht, das Anerbieten, Euch die Litaneien zu lesen, ausgeschlagen. Wenn ich wache, Sire, so will ich wenigstens ein Äquivalent für meinen Traum finden. Beliebt es also Eurer Majestät, wie ich Ihr gesagt habe, Tische aufschlagen, Musikanten holen zu lassen . . . «

»Genug, Saint-Luc, genug,« sprach der König aufstehend. »Du stürzest Dich in das Verderben und würdest mich mit Dir zu Grunde richten, wenn ich länger hier bliebe. Gott befohlen, Saint-Luc, ich hoffe, der Himmel wird Dir statt des versuchenden Traumes irgend einen heilsamen Traum schicken, der Dich veranlasst, morgen meine Buße zu teilen und uns in Gesellschaft zu retten.«

»Ich zweifle daran, Sire, und bin meiner Sache sogar so gewiss, dass ich Eurer Majestät, wenn es mir erlaubt wäre, raten würde, den Freidenker Saint-Luc, der völlig entschlossen ist, unbußfertig zu sterben, noch diesen Abend vor die Türe des Louvre zu setzen.«

»Nein, nein, ich hoffe, die Gnade wird Dich zwischen heute und morgen berühren, wie sie mich berührt hat. Guten Abend, Saint-Luc, ich werde für Dich beten.«

»Guten Abend, Sire, ich werde für Euch träumen.«

Und Saint-Luc begann die erste Strophe eines mehr als leichtfertigen Liedes, das der König in seinen Augenblicken guter Laune zu singen pflegte, was den Rückzug des Königs noch

beschleunigte, denn dieser schloss rasch die Türe, kehrte in sein Zimmer zurück und murmelte die Worte: »Herr, mein Gott, Dein Zorn ist billig und gerecht, denn die Welt wird immer schlimmer.«

Siebentes Kapitel.

Wie der König Furcht hatte, Furcht zu haben, und wie Chicot Furcht hatte, Furcht zu haben.

Als der König Saint-Luc verließ, fand er seinen ganzen Hof seinen Befehlen gemäß in der großen Gallerie versammelt.

Er verteilte einige Gunstbezeugungen unter seine Freunde, schickte d'O, Épernon und Schomberg in die Provinz, bedrohte Maugiron und Quélus, ihnen den Prozess machen zu lassen, wenn sie neue Streitigkeiten mit Bussy hätten, reichte diesem seine Hand zum Kusse und hielt lange seinen Bruder Franz an sein Herz gepresst.

Gegen die Königin zeigte er sich so verschwenderisch in freundschaftlichen Äußerungen und Lobeserhebungen, dass die Anwesenden darin die günstigsten Vorzeichen für die Thronfolge Frankreichs erblickten. Mittlerweile nahte die gewöhnliche Stunde zum Schlafengehen, und man konnte leicht sehen, dass der König diese Stunde so viel als möglich verzögerte; endlich schlug die Uhr des Louvre zehnmal; Heinrich warf einen langen Blick im Gemache umher; er schien unter allen seinen Freunden denjenigen zu wählen, welchem er die Funktion des Vorlesens übergeben würde, die Saint-Luc ausgeschlagen hatte.

Chicot schaute ihm zu und sprach plötzlich mit seiner gewohnten Keckheit:

»Höre, Du machst mir diesen Abend gar freundliche Augen, Heinrich. Solltest Du zufällig eine gute Abtei mit zehntausend Livres Rente anzubringen suchen? Teufel! Welch ein Beter würde ich werden. Gib, mein Sohn, gib.«

»Kommt mit mir, Chicot,« sagte der König. »Gute Nacht, meine Herren, ich will mich schlafen legen.«

Chicot wandte sich gegen die Höflinge um, zog seinen Schnurrbart in die Höhe, machte freundliche Augen und sagte mit einer äußerst anmutigen Wendung, die Stimme des Königs parodierend:

»Gute Nacht, meine Herren, gute Nacht, wir wollen uns

schlafen legen.«

Die Höflinge bissen sich in die Lippen, der König errötete.

»Holla! meinen Barbier,« rief Chicot, »meinen Kammerdiener, und besonders meine Creme.«

»Nein,« sprach der König, »ich brauche heute nichts von Allem dem; wir treten in die Fasten ein, und ich bin in der Buße.«

»Ich beklage die Creme,« sagte Chicot.

Der König und der Narr kehrten in das uns bekannte Zimmer zurück.

»Ah! ah! Heinrich,« rief Chicot, »ich bin also Dein Liebling? Ich bin Dein Unerlässlicher? Ich bin Dein sehr Schöner, schöner als dieser Cupido von einem Quélus?«

»Stille, Narr,« sprach der König, »und Ihr, meine Herren von der Toilette, geht hinaus.«

Die Diener gehorchten; die Türe schloss sich wieder. Heinrich und Chicot blieben allein. Chicot schaute Heinrich mit einem gewissen Erstaunen an.

»Warum schickst Du sie weg?« fragte der Narr. »Sie haben uns noch nicht eingesalbt. Gedenkst Du mich mit Deiner königlichen Hand einzusalben? Bei Gott! das ist eine Buße, wie jede andere.«

Heinrich antwortete nicht. Jedermann hatte das Zimmer verlassen, und die zwei Könige, der Narr und der Weise, schauten sich an.

»Beten wir,« sprach Heinrich.

»Ich danke,« rief Chicot, »das ist nicht unterhaltend genug. Wenn Du mich deshalb hast kommen lassen, so will ich lieber in die schlechte Gesellschaft, in der ich war, zurückkehren. Gott befohlen, mein Sohn, gute Nacht.«

»Bleibt,« sprach der König.

»Oh! oh!« sagte Chicot sich aufrichtend, »das artet in Tyrannei aus! Du bist ein Despot, ein Phalaris, ein Dionys. Ich langweile mich hier; den ganzen Tag hast Du mich die Schultern meiner Freunde mit Farrenschwänzen zerfleischen lassen, und nun bekommt es ganz das Ansehen, als ob wir diesen Abend wieder anfangen wollten. Pest! fangen wir nicht wieder an. Heinrich, wir sind nur zu zwei, und unter Zweien trifft jeder Schlag.«

»Schweigt, elender Schwätzer,« rief der König, »denkt an Eure

Reue.«

»Gut! sind wir hieran? Ich bereuen! Und was soll ich bereuen? dass ich mich zum Narren eines Mönches gemacht habe? *Confiteor* . . . Ich bereue; *mea culpa*, Es ist meine Schuld, es ist meine größte Schuld!«

»Keine Gotteslästerung, Unglücklicher! keine Gotteslästerung,« sprach der König.

»Ah! ich möchte lieber in dem Gefängnis der Löwen oder im Käfig der Affen, als in dem Zimmer eines wahnwitzigen Königs eingeschlossen sein. Lebe wohl, ich gehe.«

Der König nahm den Schlüssel von der Türe.

»Heinrich,« sprach Chicot, »ich sage Dir, Du hast ein unseliges Aussehen, und wenn Du mich nicht gehen lässt, so rufe ich, so schreie ich, so zertrümmere ich die Türe, so zerbreche ich das Fenster. Ah! ah! Ah!«

»Chicot,« erwiderte der König. »Chicot, mein Freund, Du missbrauchst meine Traurigkeit.«

»Ah! ich begreife, Du hast Furcht, allein zu sein. So sind die Tyrannen. Lass Dir zwölf Zimmer machen wie Dionys, oder zwölf Paläste wie Tiber. Mittlerweile nimm meinen langen Degen und erlaube mir, die Scheide in mein Zimmer zu tragen.«

Bei dem Worte Furcht schoss ein Blitz aus den Augen von Heinrich; dann erhob er sich mit einem seltsamen Schauer und durchlief das Zimmer.

Es herrschte eine solche Aufregung in dem ganzen Körper von Heinrich, es verbreitete sich eine solche Blässe über sein Gesicht, dass Chicot zu glauben anfing, der König wäre wirklich krank, und, nachdem er ihn mehrere Male im Zimmer hatte auf und abgehen sehen, zu ihm sagte:

»Sprich, mein Sohn, was hast Du? Erzähle Deine Schmerzen Deinem Freunde Chicot.«

Der König blieb vor dem Narren stehen und erwiderte ihn anschauend:

»Ja, Du bist mein Freund, mein einziger Freund.«

»Die Abtei von Balencey ist erledigt,« versetzte Chicot.

»Höre Chicot, nicht wahr, Du bist verschwiegen?«

»Ebenso die von Pithiviers, wo man so gute Lerchenpasteten

isst.«

»Du bist ein Mensch von Herz, trotz Deiner Narrheiten,« fuhr der König fort.

»Dann gib mir keine Abtei, sondern ein Regiment.«

»Und Du bist sogar ein Mann von gutem Rate.«

»Dann gib mir kein Regiment, sondern mache mich zum Rat. Ah! nein, wenn ich bedenke . . . ich will lieber ein Regiment oder eine Abtei. Ich will nicht Rat werden, denn ich wäre genötigt, stets der Ansicht des Königs zu sein.«

»Schweigt, schweigt, Chicot, die schreckliche Stunde naht.«

»Ah! es fasst Dich wieder.«

»Ihr werdet sehen, Ihr werdet hören.«

»Was sehen? wen hören?«

»Wartet, und das Ereignis selbst wird Euch die Dinge lehren, die Ihr wissen wollt, wartet.«

»Nein, nein, ich warte nicht; doch welcher wütende Hund hat Deinen Vater und Deine Mutter in der Nacht gebissen, wo sie den unseligen Gedanken hatten, Dich zu zeugen?«

»Chicot, Du bist mutig?«

»Ich rühme mich dessen, aber, den Teufel! ich stelle meinen Mut nicht so auf die Probe! Wenn der König von Frankreich und Polen in der Nacht dergestalt im Louvre schreit, dass Skandal dadurch entsteht, so bin ich ein gebrechliches Wesen und muss notwendig Deine Wohnung entehren. Gute Nacht, Heinrich. Rufe Deine Kapitäne der Garden, Deine Schweizer, Deine Türhüter und lass mich hinaus ins Freie. Pfui, über die unsichtbare Gefahr, pfui, über die Gefahr, die ich nicht kenne!«

»Ich befehle Dir, zu bleiben,« sprach der König mit gebieterischem Tone.

»Ein lustiger Herr, der der Furcht befehlen will. Ich habe Furcht. Ich habe Furcht, sage ich Dir, Hilfe! Feuer!«

Und bei diesem Rufe stieg Chicot, ohne Zweifel um die Gefahr zu beherrschen, auf den Tisch.

»Nun wohl, Bursche,« sagte der König, »da es sein muss, um Dich zum Schweigen zu bringen, so will ich Dir Alles erzählen.«

»Ah! ah!« versetzte Chicot, während er vorsichtig vom Tisch

herabstieg und seinen ungeheuren Degen zog. »Weiß ich einmal, wie die Sache sich verhält, so ist es gut; wir wollen darauf losgehen. Erzähle, erzähle, mein Sohn. Es scheint, es ist irgend ein Krokodil! der Teufel, die Klinge ist gut, denn ich bediene mich derselben, um jede Woche meine Hörner damit zu beschneiden, und meine Hörner sind hart. Du sagtest also, Heinrich, es sei ein Krokodil.«

Hiernach setzte sich Chicot bequem in einen großen Lehnstuhl und steckte seinen bloßen Degen zwischen seine Schenkel, wie die Schlangen, ein Symbol des Friedens, den Stab des Mercurus umschlingen.

»In der vergangenen Nacht,« sagte Heinrich, »schief ich . . . «

»Ich auch.«

»Plötzlich strömt ein Hauch über mein Gesicht hin.«

»Das Tier hatte Hunger und leckte Dein Fett ab.«

»Ich wache halb auf und fühle, wie mein Bart sich vor Schrecken unter der Maske sträubt.«

»Ah! Du bereitest mir einen köstlichen Schauer,« sprach Chicot, sich in seinem Fauteuil zusammenwickelnd und sein Kinn auf seinen Degenknopf stützend.

»Da geschah es,« sagte der König mit einem so schwachen Tone und so zitternd, dass der Klang seiner Worte kaum bis zu dem Ohre von Chicot gelangte, »da geschah es, dass eine Stimme im Zimmer mit so schmerzhaftem Ausdrucke erscholl, dass mein ganzes Gehirn dadurch erschüttert wurde.«

»Ja, die Stimme des Krokodils. Ich habe in dem Werke des Reisenden Marco Polo gelesen, das Krokodil habe eine furchtbare Stimme, mit der es das Geschrei der Kinder nachahme; doch beruhige Dich, mein Sohn, wenn es kommt, so töten wir es.«

»Höre mich wohl.«

»Bei Gott! ich höre,« sagte Chicot, sich wie durch eine Feder abspannend, »ich bin so unbeweglich wie ein Baumstamm und so stumm wie ein Karpfe.«

Heinrich fuhr mit einem immer düstereren, immer traurigeren, immer kläglicheren Tone fort:

›Elender Sünder,‹ sprach die Stimme . . .

»Bah!« unterbrach ihn Chicot, »die Stimme sprach; es war folglich kein Krokodil?«

»Elender Sünder,« sprach die Stimme, »ich bin die Stimme Deines Herrn und Gottes.«

Chicot machte einen Sprung und kauerte sich wieder rasch in seinem Stuhle zusammen.

»Die Stimme Gottes?« sagte er.

»Ah! Chicot,« rief Heinrich, »es ist eine furchtbare Stimme.«

»Ist es eine schöne Stimme und gleicht sie, wie die Schrift sagt, dem Klang der Trompete?«

»Hörst Du mich?« fuhr die Stimme fort, »hörst Du mich, verhärteter Sünder, bist Du entschlossen, in Deinen Missetaten und in Deiner Schlechtigkeit zu verharren?«

»Ah! wahrhaftig, wirklich?« rief Chicot, »die Stimme Gottes gleicht ungemein der Deines Volkes, wie mir scheint.«

»Dann folgten tausend andere Vorwürfe, welche, ich beteure es Dir, sehr grausam für mich waren.«

»Fahre ein wenig fort, mein Sohn,« sprach Chicot, »erzähle mir ein wenig, was die Stimme sagte, damit ich weiß, ob Gott gut unterrichtet war.«

»Ruchloser!« rief der König, »wenn Du daran zweifelst, so lasse ich Dich bestrafen.«

»Ich zweifle nicht daran; ich wundere mich nur, dass Gott bis heute gewartet hat, um Dir diese Vorwürfe zu machen. Er ist seit der Sündflut sehr geduldig geworden. Du hast also eine furchtbare Angst gehabt, mein Sohn?«

»Oh! ja.«

»Es war Grund vorhanden.«

»Der Schweiß lief an meinen Schläfen herab und das Mark erstarrte in meinen Knochen.«

»Wie im Jeremias, das ist ganz natürlich; bei meinem adeligen Ehrenwort, ich weiß nicht, was ich an Deiner Stelle getan hätte; und dann hast Du gerufen?«

»Ja.«

»Und man ist gekommen?«

»Ja.«

»Und man hat genau gesucht?«
»Überall.«
»Und keinen guten Gott gefunden?«
»Alles war verschwunden.«
»Bei König Heinrich anzufangen. Das ist furchtbar.«
»So furchtbar, dass ich meinen Beichtvater berief.«
»Ah! Gut! und er lief herbei?«
»Auf der Stelle.«
»Lass ein wenig sehen. Sei offenherzig, mein Sohn. Sei gegen Deine Gewohnheit wahr und aufrichtig. Was denkt Dein Beichtvater von dieser Geschichte?«
»Er hat gebebt.«
»Ich glaube es wohl.«
»Er hat sich bekreuzt und mir befohlen, Buße zu tun, wie es mir Gott vorgeschrieben.«
»Sehr gut! es ist nie etwas Schlimmes um die Buße. Doch was hat er über das Gesicht selbst, oder vielmehr über das Gehörte gesagt?«
»Es wäre ein Werk der Vorsehung; es wäre ein Wunder, und ich müsste an das Heil des Staates denken. Ich habe auch diesen Morgen . . . «
»Was hast Du diesen Morgen getan, mein Sohn?«
»Ich habe den Jesuiten hundert tausend Livres geschenkt.«
»Sehr gut!«
»Und meine Haut und die meiner jungen Edelleute mit Geißelhieben zerhackt.«
»Vortrefflich! doch hernach?«
»Nun hernach . . . was denkst Du, Chicot? Ich spreche nicht mit dem Spötter, sondern mit dem kaltblütigen Manne, mit dem Freunde.«
»Ah! Sire,« erwiderte Chicot mit ernstem Gesicht, »ich denke, der Alp hat Eure Majestät gedrückt.«
»Du glaubst?«
»Eure Majestät hat einen Traum gehabt, der sich nicht erneuern wird, wenn Eure Majestät sich den Geist nicht zu sehr zermartert.«

»Einen Traum?« versetzte Heinrich den Kopf schüttelnd. »Nein, nein, ich war ganz wach, dafür stehe ich Dir, Chicot.«

»Du schiefst, Heinrich.«

»Ich schlief so wenig, dass ich meine Augen weit offen hatte.«

»So schlafe ich, Sire.«

»Ja, doch ich sah mit meinen Augen, was nicht geschieht, wenn man wirklich schläft.«

»Und was sahst Du?«

»Ich sah den Mond an den Scheiben meines Zimmers und erblickte den Amethyst, der da, wo Ihr seid, Chicot, an meinem Degen in einem düsteren Lichte erglänzte.«

»Und was war aus der Lampe geworden?«

»Sie war erloschen.«

»Traum, lieber Sohn, ein reiner Traum.«

»Warum glaubst Du nicht, Chicot? Ist es nicht gesagt, dass der Herr mit den Königen spricht, wenn er eine große Veränderung auf der Erde bewirken will?«

»Ja, er spricht mit ihnen, das ist wahr, doch so leise, dass sie es nie hören.«

»Aber was macht Dich denn so ungläubig?«

»Dass Du so gut gehört hast.«

»Begreifst Du nun, warum ich Dich hier bleiben ließ?«

»Bei Gott!« rief Chicot.

»Damit Du selbst hörst, was die Stimme sagen wird.«

»Wenn ich wiederhole, was ich gehört habe, so wird man denken, es sei irgend ein Scherz. Chicot ist so nichtig, so unbedeutend, so närrisch, dass es Niemand glauben wird, wenn ich es auch Jedermann sage.«

»Warum ist nicht vielmehr anzunehmen, mein Freund, ich entdecke Eurer wohlbekanntem Treue dieses Geheimnis?« versetzte der König.

»Ah! lüge nicht, Heinrich, denn wenn die Stimme kommt, so wird sie Dir auch diese Lüge vorwerfen, und Du hast schon genug an Deinen andern Sünden. Aber gleichviel! ich nehme den Vorschlag an. Es ist mir nicht unangenehm, die Stimme des Herrn zu hören, sie wird mir vielleicht auch etwas sagen.«

»Nun, was ist zu tun?«

»Du musst Dich niederlegen, mein Sohn.«

»Aber, wenn im Gegenteil . . . «

»Kein aber.«

»Jedoch . . . «

»Glaubst Du zufällig, Du werdest die Stimme Gottes verhindern, zu sprechen, weil Du aufbleibst? Ein König überragt die andern Menschen nur um die Höhe der Krone, und wenn er baarhaupt ist, glaube mir, so ist er von demselben Wuchse und zuweilen noch kleiner, als sie.«

»Wohl, Du bleibst?«

»Es ist abgemacht.«

»So will ich mich niederlegen.«

»Gut!«

»Doch Du legst Dich nicht schlafen?«

»Ich werde mich wohl hüten.«

»Ich ziehe nur mein Wamms aus.«

»Nach Deinem Belieben.«

»Ich behalte meine Beinkleider an.«

»Eine gute Vorsichtsmaßregel.«

»Und Du?«

»Ich bleibe, wo ich bin.«

»Und Du wirst nicht schlafen?«

»Dafür kann ich nicht stehen; der Schlaf ist wie die Furcht, mein Sohn, eine von dem Willen unabhängige Sache.«

»Du wirst wenigstens tun, was Du kannst!«

»Sei unbesorgt, ich will mich kneifen; überdies wird mich die Stimme erwecken.«

»Scherze nicht mit der Stimme,« sprach Heinrich, der bereits ein Bein im Bette hatte und es zurückzog.

»Vorwärts! soll ich Dich schlafen legen?«

Der König stieß einen Seufzer aus und schlüpfte, nachdem er in großer Unruhe alle Winkel und Ecken des Zimmers mit dem Blicke durch späht hatte, ganz zitternd in sein Bett.

»Gut, nun ist es an mir,« sagte Chicot. Und er streckte sich in

seinem Lehnstuhl aus, und ordnete rings um sich her und unter sich Kissen und Polster.

»Wie befindet Ihr Euch, Sire?«

»Nicht schlecht,« sprach der König, »und Du?«

»Sehr wohl; gute Nacht, Heinrich.«

»Gute Nacht, Chicot; doch schlafe nicht ein.«

»Teufel! ich werde mich wohl hüten,« erwiderte Chicot gähmend, dass er sich den Kiefer beinahe ausrenkte.

Beide schlossen die Augen, der König, um sich zu stellen, als schlief er, Chicot, um wirklich zu schlafen.

Achtes Kapitel.

Wie sich die Stimme des Herrn täuschte und zu Chicot sprach, während sie zu dem König zu sprechen glaubte.

Der König und Chicot blieben ungefähr zehn Minuten lang unbeweglich und still. Plötzlich erhob sich der König und setzte sich in seinem Bette auf.

Durch die Bewegung und das Geräusch der süßen Ermattung entzogen, welche dem Schlummer vorhergeht, tat Chicot dasselbe.

Beide schauten sich mit flammenden Augen an.

»Was?« fragte Chicot mit leiser Stimme.

»Der Hauch,« sagte der König noch leiser, »der Hauch!«

In demselben Augenblick erlosch eine von den Kerzen, die der Satyr in der Hand hielt; dann eine zweite, dann eine dritte, und endlich die letzte.

»Oh! oh!« sagte Chicot, »welch ein Hauch!«

Chicot hatte die letzte Silbe dieser Worte nicht so bald gesprochen, als die Lampe ebenfalls erlosch und das Gemach nur durch den letzten Schimmer des Herdes beleuchtet blieb.

»Aufgepasst!« sagte Chicot, sich völlig erhebend.

»Er wird sprechen,« versetzte der König sich in seinem Bette krümmend, »er wird sprechen.«

»So höre,« flüsterte Chicot.

In demselben Augenblick hörte man wirklich eine hohle und in Zwischenräumen pfeifende Stimme im Bettgange sagen:

»Verhärteter Sünder, bist Du da?«

»Ja, ja, Herr,« antwortete Heinrich, dessen Zähne vor Angst klapperten.

»Oh! oh!« sagte Chicot, »diese Stimme, welche vom Himmel kommen soll, ist sehr heiser! Gleichviel, das ist furchtbar.«

»Hörst Du mich?« fragte die Stimme.

»Ja, Herr,« stammelte Heinrich, »und ich höre gebeugt unter

Deinem Zorn.«

»Glaubst Du mir dadurch gehorcht zu haben,« fuhr die Stimme fort, »dass Du alle die äußeren Mummereien gemacht hast, die Du heute machtest, ohne dass der Grund Deines Herzens ernstlich berührt wurde?«

»Gut gesagt,« rief Chicot, »oh, gut getroffen!«

Die Hände des Königs schlugen an einander, während er sie falten wollte; Chicot näherte sich ihm.

»Nun!« murmelte Heinrich, »glaubst Du jetzt, Unglücklicher?«

»Warte,« flüsterte Chicot.

»Was willst Du?«

»Stille doch! Höre: schlüpfe ganz sachte aus Deinem Bett und lass mich an Deine Stelle.«

»Warum dies?«

»Damit der Zorn des Herrn zuerst auf mich fällt.«

»Denkst Du, er werde mich verschonen?«

»Versuchen wir es immerhin.«

Und mit einer liebevollen Zudringlichkeit stieß er den König ganz sachte aus dem Bett und legte sich an seine Stelle. Dann sagte er leise:

»Nun setze Dich auf meinen Stuhl und lass mich machen.«

Der König gehorchte; er fing an zu erraten.

»Du antwortest nicht,« sprach die Stimme, »ein Beweis, dass Du in der Sünde verhärtet bist.«

»Oh! Gnade, Gnade, Herr,« sagte Chicot, nälend wie der König.

Dann sich gegen Heinrich ausstreckend:

»Das ist komisch, begreifst Du, mein Sohn, der gute Gott erkennt Chicot nicht.«

»Potz tausend!« flüsterte der König, »was soll das bedeuten?«

»Warte, warte, Du wirst noch ganz andere Dinge sehen.«

»Unglücklicher!« sprach die Stimme.

»Ja, Herr, ja,« antwortete Chicot, »ja, ich bin ein verhärteter Sünder, ein furchtbarer Sünder.«

»So erkenne Deine Verbrechen und bereue sie.«

»Ich erkenne,« sagte Chicot, »ich erkenne, dass ich ein großer

Verräter gegen meinen Vetter Condé gewesen bin, dessen Frau ich verführt habe, und bereue es.«

»Aber was sagst Du denn da?« murmelte der König, »willst Du wohl schweigen! Es ist schon lange nicht mehr hiervon die Rede.«

»Ah! wirklich,« versetzte Chicot, »gehen wir zu etwas Anderem über.«

»Sprich,« sagte die Stimme.

»Ich erkenne,« fuhr der falsche Heinrich fort, »ich erkenne, dass ich ein großer Dieb gegen die Polen gewesen bin, die mich zum König gewählt hatten; ich verließ sie in einer schönen Nacht und nahm alle Diamanten der Krone mit, und das bereue ich.«

»Ah! verfluchter Kerl!« sagte Heinrich, »woran erinnerst Du da? das ist vergessen.«

»Ich muss ihn zu täuschen fortfahren,« versetzte Chicot. »Lass mich machen.«

»Sprich,« sagte die Stimme.

»Ich erkenne,« fuhr Chicot fort, »dass ich den Thron meinem Bruder Alençon geraubt habe, dem er von Rechts wegen zukam, denn ich leistete förmlich darauf Verzicht, als ich den Thron von Polen annahm, und das bereue ich.«

»Schelm!« flüsterte der König.

»Das ist es immer noch nicht,« sprach die Stimme.

»Ich erkenne, dass ich im Einverständnis mit meiner guten Mutter Catharina von Medicis meinen Schwager, den König von Navarra, nachdem ich alle seine Freunde, und meine Schwester, die Königin Margarethe, nachdem ich alle ihre Liebhaber umgebracht, aus Frankreich vertrieben habe, worüber ich eine aufrichtige Reue fühle.«

»Ah! Schuft, der Du bist,« murmelte der König, die Zähne vor Zorn zusammenpressend.

»Sire, beleidigen wir Gott nicht dadurch, dass wir ihm zu verbergen suchen, was er so gut weiß, als wir.«

»Es handelt sich nicht um Politik,« fuhr die Stimme fort.

»Ah! sind wir so weit,« sprach Chicot mit einem kläglichen Tone. »Es handelt sich um meine Sitten, nicht wahr?«

»Ganz richtig,« sagte die Stimme.

»Mein Gott, es ist wahr,« antwortete Chicot, immer im Namen des Königs sprechend. »Ich bin sehr weibisch, sehr träg, sehr weichlich und sehr heuchlerisch.«

»Ganz richtig,« wiederholte die Stimme mit ihrem hohlen Tone.

»Ich habe die Frauen misshandelt, besonders die meinige, eine so würdige Frau.«

»Man muss seine Frau lieben, wie sich selbst, und sie allen Dingen vorziehen,« sprach die wütende Stimme.

»Ah!« rief Chicot mit verzweiflungsvollem Tone, »dann habe ich viel gesündigt.«

»Und Du hast die Andern zur Sünde verleitet, indem Du ihnen das Beispiel gabst.«

»Das ist wahr, das ist abermals wahr.«

»Du hast den armen Saint-Luc beinahe in Verdammnis gebracht.«

»Bah!« erwiderte Chicot, »mein Gott, weißt Du gewiss, dass ich ihn nicht völlig in Verdammnis gebracht habe?«

»Nein, aber es könnte ihm wohl begegnen und Dir auch, wenn Du ihn nicht spätestens morgen früh zu seiner Familie zurückschickst.«

»Ah! Ah!« sagte Chicot zu dem König, »die Stimme scheint mir mit der Familie Cossé befreundet.«

»Und wenn Du ihn nicht zum Herzog und seine Frau zur Herzogin machst,« fuhr die Stimme fort, »um ihn für die Tage seiner vorzeitigen Witwerschaft zu entschädigen.«

»Und wenn ich nicht gehorche?« entgegnete Chicot, indem er in seine Stimme eine Ahnung von Widerstand einfließen ließ.

»Wenn Du nicht gehorchst,« antwortete die Stimme, sich auf eine furchtbare Weise verstärkend, »wenn Du nicht gehorchst, so wirst Du die ganze Ewigkeit hindurch in dem großen Kessel braten, in welchem Dich Sardanapal, Nebukadnezar und der Marschall Retz erwarten.«

Heinrich III. stieß einen Seufzer aus. Die Furcht fasste ihn bei dieser Drohung noch grausamer als zuvor.

»Pest!« flüsterte Chicot, »bemerkest Du, Heinrich, wie der Himmel sich für Saint-Luc interessiert? Man sollte beim Teufel glauben, er habe den guten Gott in seinem Ärmel.«

Aber Heinrich hörte die Scherze von Chicot nicht, oder wenn er sie hörte, so vermochten sie ihn nicht zu beruhigen.

»Ich bin verloren,« sagte er ganz bestürzt, »ich bin verloren! und diese Stimme von oben bringt mich um.«

»Stimme von oben!« entgegnete Chicot, »ah! diesmal täuschest Du Dich; höchstens Stimme von der Seite.«

»Wie! Stimme von der Seite?« fragte Heinrich.

»Ja wohl, hörst Du denn nicht, mein Sohn, dass die Stimme von jener Wand kommt? Heinrich, der gute Gott wohnt im Louvre. Wahrscheinlich reist er wie Kaiser Karl V. durch Frankreich, um in die Hölle hinabzusteigen.«

»Atheist! Gotteslästerer!«

»Das ist ehrenvoll für Dich, Heinrich, und ich mache Dir mein Kompliment. Doch ich muss gestehen, ich finde Dich sehr kalt gegen die Ehre, die Du empfängst. Wie! der gute Gott ist im Louvre und nur durch einen Verschlag von Dir getrennt, und Du stattest ihm nicht einen Besuch ab? Auf, Valois, daran erkenne ich Dich nicht, Du bist nicht höflich.«

In diesem Augenblick entzündete sich ein in einer Ecke des Kamins verlorener Ast und beleuchtete, einen Schimmer in das Gemach werfend, das Gesicht von Chicot.

Dieses Gesicht hatte einen solchen Ausdruck von Heiterkeit und Spott, dass der König darüber erstaunte.

»Wie!« sagte er, »Du hast das Herz, zu spotten, Du wagst es . . . «

»Ja wohl, wage ich es,« antwortete Chicot, »und Du wirst es sogleich selbst wagen, oder der Teufel soll mich holen! Doch sei vernünftig, mein Sohn, und tue, was ich Dir sage.«

»Ich soll sehen . . . «

»Ob der gute Gott wirklich in dem Zimmer neben an ist.«

»Doch wenn die Stimme abermals spricht?«

»Bin ich nicht da, um zu antworten? Es ist sogar gut, wenn ich in Deinem Namen zu sprechen fortfahre, denn das wird die Stimme, welche mich für Dich hält, glauben machen, Du seist immer noch da; sie ist schön leichtgläubig, die göttliche Stimme, und erkennt nicht einmal ihre Leute. Wie? seit einer Viertelstunde schreie ich, und sie hat mich noch nicht erkannt? Das ist

demütigend für einen Geist.«

Heinrich runzelte die Stirne. Chicot hatte so viel gesagt, dass seine unfaßliche Leichtgläubigkeit wankend wurde.

»Ich glaube, Du hast Recht, Chicot,« sprach der König, »und ich habe große Lust . . . «

»Gehe doch,« versetzte Chicot ihn vorwärts treibend. Heinrich öffnete sachte die Türe des Ganges, der in das anstoßende Zimmer führte, welches, wie man sich erinnert, das ehemalige Zimmer der Amme von Karl IX. und in diesem Augenblick von Saint-Luc bewohnt war. Doch er hatte nicht sobald vier Schritte im Gange getan, als er die Stimme ihre Vorwürfe verdoppeln hörte. Chicot antwortete durch die kläglichsten Ausrufungen.

»Ja,« sprach die Stimme, »Du bist unbeständig wie eine Frau, weichlich wie ein Sybarite, verdorben wie ein Heide.«

»Wehe! wehe!« winselte Chicot. »Ist es mein Fehler, großer Gott, dass Du meine Haut so zart, meine Hände so weiß, meine Nase so fein, meinen Geist so veränderlich gemacht hast? Doch nun ist es vorbei, mein Gott, von heute an will ich nur noch Hemden von grober Leinwand tragen. Ich will mich in einen Düngerhaufen begraben wie Hiob und Kuhmist essen wie Ezechiel.«

Heinrich ging indessen immer weiter und bemerkte mit Verwunderung, dass in demselben Grade, in welchem die Stimme von Chicot abnahm, die Stimme seines Gegenredners stärker wurde, und dass diese Stimme wirklich aus dem Zimmer von Saint-Luc zu kommen schien.

Heinrich wollte eben an die Türe klopfen, als er einen Lichtstrahl durch das weite Loch des ziselierten Schlosses dringen sah.

Er bückte sich bis zu dem Schloss und schaute hinein.

Plötzlich wurde Heinrich, der sehr bleich war, rot vor Zorn; er erhob sich und rieb seine Augen, als wollte er besser das sehen, was er nicht glauben konnte, obgleich er es sah.

»Gottes Tod!« murmelte er, »ist es möglich, dass man mich so zu verhöhnen gewagt hat?«

Man vernehme, was der König durch das Schlüsselloch erblickte:

In einer Ecke dieses Zimmers stand Saint-Luc in seidenen Beinkleidern und in einem Schlafrock und sprach in ein Rohr die bedrohlichen Worte, die der König für göttliche Worte hielt; an seiner Seite und auf seine Schulter gestützt gewährte Heinrich eine junge Frau in weißem, durchsichtigem Gewand, welche von Zeit zu Zeit das Rohr aus seinen Händen riss und, ihre Stimme tiefer machend, alle närrischen Einfälle, welche zuerst in ihren boshaften Augen und auf ihren lachenden Lippen sichtbar waren, hineinblies. So oft das Manoeuvre des Sprachrohrs wiederholt wurde, entstand eine tolle Freude, während Chicot wehklagte und weinte, um an den König glauben zu machen; die Nachahmung war so vollkommen und das Näseln so natürlich, dass er sich selbst von diesem Gange aus wehklagen und weinen hörte.

»Jeanne von Cossé in dem Zimmer von Saint-Luc, ein Loch in der Wand, mir eine Mystifikation!« murrte Heinrich. »Oh! die Elenden! sie sollen es mir teuer bezahlen.«

Und auf eine Phrase, welche noch beleidigender war, als die vorhergehenden, und von Frau von Saint-Luc in das Sprachrohr geblasen wurde, wich Heinrich einen Schritt zurück und stieß mit einem für einen weibischen Menschen sehr männlichen Fußtritt die Türe ein, deren Angeln sich halb aus der Wand lösten, während das Schloss völlig absprang. Halb nackt, verbarg sich Jeanne mit einem furchtbaren Schrei hinter den Vorhängen, in welche sie sich den Kopf verbergend einhüllte. Das Sprachrohr in der Hand, bleich vor Schrecken, stürzte Saint-Luc vor dem zornigen König auf die Knie nieder.

»Ah!« rief Chicot aus dem königlichen Zimmer, »ah, Barmherzigkeit! Ich beschwöre die Jungfrau Maria und alle Heilige . . . ich werde ohnmächtig, ich sterbe.«

Doch in dem Zimmer nebenan hatte noch keine von den handelnden Personen der von uns erzählten burlesken Szene die Kraft gewonnen, um zu sprechen, so rasch war eine dramatische Wendung eingetreten. Heinrich brach das Stillschweigen durch ein Wort und diese Unbeweglichkeit durch eine Gebärde.

»Hinaus!« sagte er den Arm ausstreckend. Und einer Bewegung von Wut nachgebend, welche eines Königs unwürdig war, entriss er das Sprachrohr den Händen von Saint-Luc und hob es auf, als wollte er ihn schlagen. Doch Saint-Luc sprang auf, als

ob ihn eine Stahlfeder auf die Beine geschneit hätte, und rief:

»Sire, Ihr habt nur das Recht mich an den Kopf zu schlagen, denn ich bin Edelmann.«

Heinrich warf das Sprachrohr auf den Boden. Chicot hob es auf; als nämlich dieser das Geräusch der zerbrochenen Türe hörte, dachte er, die Gegenwart eines Vermittlers wäre nicht überflüssig, und lief herbei. Er ließ Heinrich und Saint-Luc ihren Streit nach ihrem Belieben ausmachen, eilte geraden Wegs auf den Vorhang zu, unter dem er Jemand vermutete, und zog die arme Frau ganz zitternd hervor.

»Halt! halt!« rief Chicot, »Adam und Eva nach dem Sündenfall! Und Du verjagst sie, Heinrich?« fügte er, den König mit den Blicken befragend, bei.

»Ja,« antwortete Heinrich.

»Warte, ich will den Engel der Vertilgung machen.«

Und sich zwischen den König und Saint-Luc werfend, streckte er sein Sprachrohr über dem Haupt der Schuldigen aus und rief:

»Dieses ist mein Paradies, das Ihr durch Euren Ungehorsam verloren habt. Ich verbiete Euch, dahin zurückzukehren.«

Dann sich an das Ohr von Saint-Luc neigend, der, um seine Frau nötigenfalls gegen den Zorn des Königs zu beschützen, den Arm um ihren Leib schlang, sagte Chicot leise: »Wenn Ihr ein gutes Pferd habt, so reitet es zu Tode. Doch macht zwanzig Meilen von jetzt bis morgen.«

Neuntes Kapitel.

Wie Bussy, immer mehr überzeugt, es wäre eine Wirklichkeit, Nachforschungen über seinen Traum anstellte.

Bussy und der Herzog von Anjou waren indessen, Beide träumerisch, zurückgekehrt; der Herzog, weil er die Folgen des kräftigen Ausfalls befürchtete, zu dem ihn Bussy gleichsam genötigt hatte; Bussy, weil ihn die Ereignisse der vorhergehenden Nacht ungemein in Anspruch nahmen und beschäftigten.

»Kurz,« sagte er zu sich selbst, als er seine Wohnung wieder erreichte, nachdem er dem Herzog von Anjou viel Schönes über die Energie, die er entwickelt, gesagt hatte, »kurz, es ist gewiss, dass ich angegriffen worden bin, dass ich mich geschlagen, dass ich eine Wunde erhalten habe, denn das fühle ich hier an meiner rechten Seite, und die Wunde ist sogar viel schmerzhafter geworden. Während ich mich aber schlug, sah ich, wie ich dort das Kreuz der Petits-Champs sehe, die Mauer des Hotel des Tournelles und die Zinnen der Bastille. Auf dem Platze der Bastille, etwas vor dem Hotel des Tournelles, zwischen der Rue Sainte-Catherine und der Rue Saint-Paul, wurde ich angegriffen, als ich nach dem Faubourg Saint-Antoine ging, um den Brief der Königin von Navarra zu holen. Dort also wurde ich angegriffen, bei einer Türe, woran eine Schießscharte, durch welche ich, sobald die Türe hinter mir geschlossen war, Quélus erblickte, der sehr bleiche Wangen und sehr flammende Augen hatte. Ich war in einem Gange; am Ende des Ganges fand sich eine Treppe. Ich fühlte noch die erste Stufe dieser Treppe, als ich darauf straukelte. Ich wurde ohnmächtig. Dann begann mein Traum. Später erwachte ich wieder bei einem sehr frischen Winde auf der Böschung der Gräben des Temple liegend, zwischen einem Augustinermönche, einem Fleischer und einem alten Weibe.«

Wie kommt es nun, dass meine anderen Träume so schnell und vollständig aus meinem Gedächtnis entschwinden, während dieser sich immer mehr eingräbt, je mehr ich mich von dem

Zeitpunkte, wo ich ihn gehabt, entferne?«

»Ah!« sagte Bussy, »das ist das Geheimnis.«

Und er blieb an der Türe seines Hotel, das er in diesem Augenblick erreichte, stehen, lehnte sich an die Mauer an, schloss die Augen und fuhr fort:

»Bei Gott! ein Traum kann unmöglich einen solchen Eindruck im Geiste zurücklassen. Ich sehe das Zimmer mit seiner Tapete und den Figuren darauf, ich sehe den gemalten Plafond, ich sehe mein Bett von geschnitztem Eichenholz mit seinen weiß und goldenen Damastvorhängen, ich sehe das Portrait, ich sehe die blonde Frau; ich bin minder sicher, dass das Portrait und die Frau eines und dasselbe sind. Ich sehe endlich das gute und freundliche Gesicht des jungen Arztes, den man mit verbundenen Augen an mein Bett führte. Das sind doch Anzeichen genug. Durchgehen wir es noch einmal: eine Tapete, ein Plafond, ein geschnitztes Bett, Vorhänge von weiß und goldenem Damast, ein Portrait, eine Frau und ein Arzt. Vorwärts! vorwärts! ich muss Nachforschungen nach Allem dem anstellen, und wenn ich nicht der aller dümmste Mensch bin, die Sache auch finden.«

»Vor Allem,« schloss Bussy, »vor Allem wollen wir, um das Geschäft gut zu beginnen, eine für einen Nachtschwärmer passendere Tracht wählen, dann zur Bastille!«

In Folge dieses Entschlusses, der eben nicht sehr vernünftig für einen Mann war, welcher, nachdem er am Abend zuvor beinahe an einem Orte ermordet worden wäre, am Tage darauf ungefähr zu derselben Stunde, um Nachforschungen anzustellen, an denselben Ort ging, in Folge dieses Entschlusses, sagen wir, ging Bussy in seine Wohnung hinauf, ließ die Binde, welche seine Wunde schloss, durch einen Lackei befestigen, der ein wenig Wundarzt war und für alle Fälle in seinen Diensten stand, zog lange, bis mitten an die Schenkel gehende Stiefeln an, wählte seinen zuverlässigsten Degen, hüllte sich in seinen Mantel, setzte sich in seine Sänfte, ließ am Ende der Rue du Roi de Sicile halten, stieg aus, befahl seinen Leuten zu warten, erreichte die große Rue Saint-Antoine und wanderte nach dem Platze der Bastille.

Es war ungefähr neun Uhr Abends. Die Glocke, welche damals das Zeichen gab, dass die Bürgerschaft nach Hause gehen sollte,

hatte sich bereits hörbar gemacht. Paris wurde öde. In Folge des Tauwetters, das ein wenig Sonne und ein wenig laue Atmosphäre im Verlaufe des Tages herbeigeführt hatten, machten die Pfützen von gefrorenem Wasser und die Schlammlöcher auf dem Platze der Bastille einen mit Seen und Abstürzen überstreuten Boden, den wie eine Chaussee der von uns bereits erwähnte gebahnte Weg umzog.

Bussy schaute sich um; er suchte die Stelle, wo sein Pferd gefallen war, und glaubte sie gefunden zu haben; er machte dieselben Bewegungen des Rückzuges und des Angriffes, die er gemacht zu haben sich erinnerte; er wich bis an die Mauer zurück und untersuchte jede Türe, um den Winkel, an den er sich angelehnt, und das Gitter zu finden, durch das er Quélus betrachtet hatte. Doch alle Türen hatten einen Winkel und beinahe alle ein Gitter; es fand sich ein Gang hinter den Türen. Durch einen misslichen Umstand, der weniger außerordentlich erscheinen wird, wenn man bedenkt, dass der Concierge in jener Zeit bei bürgerlichen Häusern etwas Unbekanntes war, hatten drei Viertel der Türen Gänge.

»Bei Gott!« sagte Bussy mit tiefem Ärger zu sich selbst, »wenn ich an jede von diesen Türen klopfen, alle Mietsleute fragen, tausend Taler ausgeben müsste, um die Bedienten und alten Weiber zum Sprechen zu bringen, ich werde erfahren, was ich wissen will. Es sind fünfzig Häuser, bei zehn Häusern für den Abend verliere ich fünf Abende; ich werde nur warten, bis es ein wenig trockener ist.«

Als Bussy dieses Selbstgespräch vollendete, gewahrte er ein kleines, zitterndes, bleiches Licht, das, in den Pfützen sich spiegelnd wie ein Leuchtfeuer im Meere, herbei kam.

Dieses Licht näherte sich sehr langsam und ungleich, blieb von Zeit zu Zeit stehen, ging bald rechts, bald links ab, strauchelte plötzlich und fing an zu tanzen wie ein Irrlicht, bekam dann wieder seinen ruhigen Gang und überließ sich wieder neuen Abschweifungen.

»Der Platz der Bastille ist offenbar ein sonderbarer Platz,« sagte Bussy. »Doch gleichviel, wir wollen warten.«

Und um bequemer zu warten, hüllte sich Bussy in seinen Mantel und drückte sich in die Ecke einer Türe. Die Nacht war

sehr finster, und man konnte sich nicht auf vier Schritte sehen.

Die Laterne setzte ihren Weg fort und machte immer tollere Evolutionen. Doch da Bussy nicht abergläubisch war, so blieb er überzeugt, das Licht, das er sah, wäre kein irrendes Feuer, von der Natur derjenigen, welche die Reisenden so sehr im Mittelalter erschreckten, sondern ganz einfach eine Stocklaterne, welche an einer Hand hängen müsste, die wiederum an irgend einem Körper befestigt wäre.

Nachdem er einige Sekunden gewartet, bestätigte sich wirklich seine Mutmaßung. Bussy erblickte dreißig Schritte von sich eine schwarze, pfahlartig dünne und lange Form, welche Form allmählich den Umriss eines lebendigen Wesens annahm, das die Laterne an seinem rechten Arme hielt und diesen bald gerade ausstreckte bald auf die Seite hinaus stieß, bald an seiner Hüfte herabhängen ließ. Dieses lebendige Wesen schien für den Augenblick der Brüderschaft der Trunkenbolde anzugehören, denn nur der Trunkenheit ließen sich die seltsamen krummen Linien, die es beschrieb, und die Philosophie voraussetzen, mit der es in die Kotlöcher stolperte und in den Wasserlachen herumpatschte. Einmal geschah es ihm sogar, dass es auf einer schlecht aufgetauten Eislache ausglitschte, und ein dumpfer Schall, begleitet von einer unwillkürlichen Bewegung der Laterne, welche von oben nach unten zu stürzen schien, deutete Bussy an, nicht sehr sicher auf seinen beiden Beinen, habe der nächtliche Spaziergänger einen solideren Schwerpunkt gesucht.

Bussy fing nun an, in seinem Innern jene Ehrfurcht zu fühlen, welche alle edle Herzen für verspätete Trunkenbolde hegen, und er ging vor, um diesem Dienstmann des Bacchus, wie Meister Ronsard sagte, Hilfe zu leisten, als er sah, dass die Laterne sich mit einer Schnelligkeit erhob, welche andeutete, der Träger derselben besitze mehr Festigkeit, als man bei dem ersten Anscheine hätte glauben sollen.

»Gut, noch ein Abenteuer, wie es scheint,« murmelte Bussy.

Und da die Laterne wieder ihren Gang nahm und gerade auf ihn zuzukommen schien, so drückte er sich tiefer als zuvor in den Winkel der Türe.

Die Laterne machte zehn Schritte, und nun sah Bussy bei dem Scheine, den sie von sich gab, etwas Seltsames, nämlich, dass

der Mensch, der sie trug, eine Binde über den Augen hatte.

»Bei Gott!« sagte Bussy, »es ist doch ein sonderbarer Gedanke, mit einer Laterne blinde Kuh zu spielen, namentlich bei einem Wetter wie heute und auf einem Boden wie dieser. Sollte ich zufällig wieder anfangen, zu träumen?«

Bussy wartete abermals, und der Mensch mit der Binde machte wieder fünf bis sechs Schritte.

»Gott vergebe mir!« sagte Bussy, »ich glaube, er spricht ganz allein. Das ist weder ein Betrunkener, noch ein Narr, sondern ein Mathematiker, der die Lösung eines Problems sucht.«

Diese Ansicht wurde dem Beobachter durch die letzten Worte eingegeben, die der Mann mit der Laterne gesprochen und Bussy gehört hatte.

»Vierhundert acht und achtzig, vierhundert neun und achtzig, vierhundert neunzig murmelte der Mann mit der Laterne, das muss ganz hier in der Nähe sein.«

Und dann hob der Geheimnisvolle mit der rechten Hand seine Binde auf, sah sich einem, Hause gegenüber und näherte sich der Türe. Als er bei der Türe war, schaute er sie aufmerksam an.

»Nein,« sagte er, »diese ist es nicht.«

Dann ließ er seine Binde herab und setzte sich rechnend wieder in Marsch.

»Vierhundert ein und neunzig, vierhundert zwei und neunzig, vierhundert drei und neunzig, vierhundert vier und neunzig; ich muss ganz nahe daran sein,« sagte er. Und er hob abermals seine Binde auf, näherte sich der Türe zunächst von der, an welcher sich Bussy verborgen hielt, und betrachtete sie mit nicht geringerer Aufmerksamkeit, als die erste.

»Hm! hm!« sagte er, »das könnte es wohl sein; nein, ja, nein, diese Teufel von Türen gleichen sich alle.«

»Eine Betrachtung, die ich bereits angestellt habe,« sagte Bussy zu sich selbst, »das flößt mir Ehrfurcht vor dem Mathematiker ein.«

Der Mathematiker ließ seine Binde wieder herab und setzte seinen Weg fort.

»Vierhundert sechs und neunzig, vierhundert sieben und neunzig, vierhundert acht und neunzig, vierhundert neun und

neunzig . . . wenn mir gegenüber eine Türe ist, so muss diese es sein,« sprach der Sucher.

Es fand sich in der Tat eine Türe, und diese Türe war diejenige, an welcher sich Bussy verborgen hielt; in Folge hiervon hob der mutmaßliche Mathematiker seine Stocklaterne bis zu einer Mannshöhe empor, nahm seine Binde ab, und so standen Bussy und er einander gegenüber.

»Nun!« sprach Bussy.

»Oh!« machte der nächtliche Spaziergänger, einen Schritt zurückweichend.

»Halt!« sagte Bussy. »Es ist nicht möglich!« rief der Unbekannte.

»Doch wohl, nur ist es wunderbar. Ihr seid der Arzt?«

»Und Ihr der Edelmann?«

»Ganz richtig.«

»Jesus! welch ein Zufall!«

»Der Arzt,« fuhr Bussy fort, »der gestern Abend einen Edelmann verband, welcher einen Degenstich in die Seite bekommen hatte . . . «

»Allerdings.«

»Es ist so, ich erkannte Euch auf der Stelle; Ihr habt eine so zarte, so leichte und zugleich so geschickte Hand.«

»Ah! mein Herr, ich erwartete nicht, Euch hierzu finden.«

»Was suchtet Ihr denn?«

»Das Haus.«

»Ah!« rief Bussy, »Ihr suchtet das Haus?«

»Ja.«

»Ihr kennt es also nicht?«

»Wie soll ich es kennen,« entgegnete der junge Mann, »da man mich mit verbundenen Augen dahin geführt hat!«

»Man hat Euch mit verbundenen Augen dahin geführt?«

»Allerdings.«

»Ihr seid also wirklich in diesem Hause gewesen?«

»In diesem oder in einem von den anstoßenden; ich kann nicht' sagen, in welchem, denn ich suche es.«

»Gut,« versetzte Bussy, »also habe ich nicht geträumt.«

»Wie? Ihr habt nicht geträumt!«

»Ich muss Euch sagen, mein lieber Freund, ich glaubte, dieses ganze Abenteuer wäre, wohl verstanden abgesehen von dem Degenstich, nur ein Traum.«

»Ihr setzt mich nicht in Erstaunen, mein Herr,« entgegnete der junge Arzt.

»Wie so?«

»Ich vermutete, es walte ein Geheimnis dabei ob.«

»Ja, mein Freund, und zwar ein Geheimnis, das ich aufklären will; nicht wahr, Ihr werdet mir dabei behilflich sein?«

»Sehr gern.«

»Gut; vor Allem zwei Worte.«

»Sprecht.«

»Wie heißt Ihr?«

»Mein Herr,« antwortete der junge Arzt, »ich werde mich nicht eigensinnig zeigen; ich weiß wohl, dass ich, in guter Manier und nach der Mode, auf eine solche Frage stolz mich auf einen Fuß stützen und die Hand auf der Hüfte zu Euch sagen müsste: ›Und Ihr, mein Herr, wenn es Euch beliebt!‹ Doch Ihr habt einen langen Degen, und, ich habe nur meine Lanzette. Ihr habt das Aussehen eines würdigen Edelmanns, und ich muss Euch wie ein Schelm vorkommen, denn ich bin bis auf die Knochen durchnässt und bis auf den Rücken mit Kot überzogen. Ich entschieße mich also, ganz offenherzig Eure Frage zu beantworten und sage: Ich heiße Rémy der Haudouin.«

»Sehr gut, mein Herr, tausend Dank. Ich bin der Graf Louis von Clermont, Herr von Bussy.«

»Bussy d'Amboise, der Held Bussy,« rief der junge Doktor mit einer offenbaren Freude. »Wie! mein Herr, Ihr wäret der berühmte Bussy, der Oberst, der . . . der . . . oh!«

»Ich bin es, mein Herr,« erwiderte bescheiden der Edelmann. »Und nun, da wir gegenseitig über unsere Personen aufgeklärt sind, so bitte ich Euch, befriedigt meine Neugierde, so schmutzig und nass Ihr auch seid.«

»Es ist nicht zu leugnen,« sagte der junge Mann, seine ganz mit Kot befleckten Hosen betrachtend, »es ist nicht zu leugnen, dass ich wie Epaminondas, der Thebaner, genötigt sein werde, drei

Tage zu Hause zu bleiben, in Betracht, dass ich nur ein Paar Beinkleider habe und nur ein Wamms besitze. Doch verzeiht, Ihr erweist mir, glaube ich, die Ehre, mich zu fragen.«

»Ja, mein Herr, ich wollte Euch fragen, wie Ihr in dieses Haus gekommen wäret.«

»Das ist zugleich ganz einfach und ganz verwickelt, wie Ihr sehen werdet.«

»Sprecht.«

»Verzeiht, Herr Graf, bis jetzt war ich so unruhig, dass ich Euch Euren Titel zu geben vergaß.«

»Das tut nichts, nur vorwärts.«

»Herr Graf, hört also, was mir begegnete: Ich wohne in der Rue Beautreillis, fünfhundert Schritte von hier, und bin ein armer Anfänger in der Chirurgie, doch nicht ungeschickt, wie ich Euch wohl versichern darf.«

»Ich weiß etwas davon zu sagen.«

»Ich habe viel studiert, aber keine Kunden bekommen,« fuhr der junge Mann fort. »Man nennt mich, wie ich Euch gesagt habe, Rémy den Haudouin, Rémy, meinem Taufnamen nach, und den Haudouin, weil ich in Nanteuil-le-Haudouin geboren bin. Als vor sieben oder acht Tagen hinter dem Arsenal ein Mensch einen großen Messerstich bekam, nähte ich ihm die Bauchhaut zu und verschloss auf geeignete Weise in dem Inneren dieser Haut die Eingeweide, welche herausgetreten waren. Das machte mir in der Nachbarschaft einen gewissen Ruf, dem ich das Glück zuschreibe, dass ich gestern Nacht durch eine kleine Flötenstimme aufgeweckt wurde.«

»Eine Frauenstimme!« rief Bussy.

»Ja, doch gebt wohl Acht, so bäurisch ich auch sein mag, so bin ich doch überzeugt, dass es die Stimme einer Zofe war. Ich verstehe mich darauf, insofern ich mehr solche Stimmen, als Stimmen von Gebieterinnen gehört habe.«

»Und was tatet Ihr sodann?«

»Ich stand auf und öffnete meine Türe; doch kaum war ich auf dem Ruheplatz, als zwei kleine Hände, nicht zu weich und auch nicht zu hart, mir eine Binde auf dem Gesicht befestigten.«

»Ohne etwas zu sagen?« fragte Bussy.

»Doch wohl, sie sagte zu mir: ›Kommt; versucht nicht, zu sehen, wohin Ihr geht; seid verschwiegen; hier ist Eure Belohnung.«

»Und diese Belohnung war?«

»Eine Börse Pistolen enthaltend, die sie mir in die Hand drückte.«

»Ah! ah! und was habt Ihr geantwortet?«

»Ich antwortete, ich wäre bereit, meiner reizenden Führerin zu folgen. Ich wusste nicht, war sie reizend oder nicht reizend, doch ich dachte, das Beiwort könnte, wenn auch übertrieben, in jedem Falle nicht schaden.«

»Und Ihr folgtet, ohne eine Bemerkung zu machen, ohne Garantien zu verlangen?«

»Ich habe oft solche Geschichten in den Büchern gelesen und bemerkt, dass immer etwas Angenehmes für den Arzt daraus entsprang. Ich folgte also, wie ich Euch zu sagen die Ehre hatte; man führte mich auf einem harten Boden; es fror, und ich zählte vierhundert, vierhundert fünfzig, fünfhundert und endlich fünfhundert und zwei Schritte.«

»Gut,« sagte Bussy, »das war klug; also müsst Ihr an dieser Türe sein?«

»Ich muss wenigstens nicht fern davon sein, da ich diesmal bis auf vierhundert neun und neunzig zählte, wenn mich nicht die verschmitzte Dirne, ich klage sie dieses schwarzen Verbrechens an, Umwege machen ließ.«

»Ja,« entgegnete Bussy, »aber auch vorausgesetzt, sie hätte an diese Vorsicht gedacht, so muss sie doch wohl, und wenn der Teufel dabei gewesen wäre, irgend ein Zeichen von sich gegeben, irgend ein Wort gesprochen haben.«

»Durchaus nicht.«

»Doch Ihr musstet eine Wahrnehmung machen?«

»Ich bemerkte Alles, was man mit Fingern bemerken kann, welche zuweilen die Augen zu ersetzen gewohnt sind, nämlich eine Türe mit Nägeln; hinter der Türe einen Gang, und am Ende des Gangs eine Treppe.«

»Links?«

»So ist es. Ich zählte sogar die Stufen.«

»Wie viel?«
»Zwölf.«
»Und der Eingang sogleich?«
»Ich glaube, eine Hausflur, denn man öffnete drei Türen.«
»Gut.«
»Dann hörte ich eine Stimme: ah! das war die Stimme einer Gebieterin, sanft und lieblich.«
»Ja, ja, es war die ihrige.«
»Gut, es war die ihrige.«
»Ich bin davon überzeugt.«
»Das ist schon etwas, wenn Ihr davon überzeugt seid. Dann schob man mich in das Zimmer, in welchem Ihr lagt, und hieß mich die Binde abnehmen.«
»So ist es.«
»Hierauf erblickte ich Euch.«
»Wo war ich?«
»Ihr lagt auf einem Bett.«
»Auf einem Bett von weißem Damast mit goldenen Blumen?«
»Ja.«
»In einem austapezierten Zimmer.«
»Vortrefflich.«
»Mit einem Plafond, woran Figuren?«
»So ist es; dann zwischen zwei Fenstern . . . «
»Ein Portrait.«
»Bewunderungswürdig.«
»Eine Frau von achtzehn bis zwanzig Jahren vorstellend.«
»Ja.«
»Blond?«
»Sehr gut.«
»Schön wie alle Engel.«
»Schöner.«
»Bravo! Was habt Ihr sodann getan?«
»Ich habe Euch verbunden.«
»Meiner Treue, sehr gut!«
»So gut ich konnte.«

»Ausgezeichnet, mein lieber Herr, ausgezeichnet; denn diesen Morgen war die Wunde beinahe geschlossen und rosenfarbig.«

»Das ist die Wirkung eines von mir bereiteten Balsams, der mir ganz einzig in seiner Art vorkommt. Da ich nicht wusste, an wem ich Versuche machen sollte, so durchlöcherte ich mir die Haut an verschiedenen Stellen, und meiner Treue! die Löcher schlossen sich in zwei bis drei Tagen.«

»Mein lieber Herr Rémy,« rief Bussy, »Ihr seid ein Mann zum Entzücken, und ich fühle mich ganz zu Euch hingerrissen. Doch hernach, sprecht, was geschah hernach?«

»Ihr wurdet wieder ohnmächtig. Die Stimme erkundigte sich nach Euch.«

»Von wo aus erkundigte sie sich?«

»Von einem Nebenzimmer aus.«

»Ihr habt also die Dame nicht gesehen?«

»Ich habe sie nicht erblickt.«

»Ihr antwortetet ihr?«

»Die Wunde wäre nicht gefährlich und in vier und zwanzig Stunden Alles vorbei.«

»Sie schien zufrieden?«

»Entzückt, denn sie rief: ›Mein Gott! welch ein Glück.««

»Sie rief, welch ein Glück! mein lieber Herr Rémy, ich werde *Euer* Glück machen. Hernach, hernach . . . «

»Hernach war Alles geschehen, Ihr wart verbunden, und ich hatte nichts mehr dort zu tun; die Stimme sagte dann zu mir: ›Herr Rémy . . . ««

»Die Stimme wusste Euren Namen?«

»Allerdings, immer in Folge des Abenteuers mit dem Messerstich, das ich Euch erzählt habe.«

»Ganz richtig; die Stimme sagte also zu Euch: ›Herr Rémy . . . ««

›Seid ganz ein Mann von Ehre; gebt eine arme Frau nicht preis, die sich von einem Übermaß von Menschenliebe hinreißen ließ, nehmt wieder Eure Binde und duldet, ohne eine List anzuwenden, dass man Euch nach Hause führt.«

»Ihr verspracht?«

»Ich gab mein Wort.«

»Und habt es gehalten?«

»Ihr seht es wohl,« antwortete naiv der junge Mann, »Ihr seht es wohl, da ich die Türe suche.«

»Das ist ein herrlicher Zug, der Zug eines galanten Mannes, und ich bin darüber so sehr entzückt, dass ich Euch sage: Nehmt Herr Rémy.«

Und Bussy reichte ganz begeistert dem jungen Doktor die Hand.

»Mein Herr,« versetzte Rémy verlegen.

»Nehmt! nehmt! Ihr verdient ein Edelmann zu sein.«

»Edler Herr, es ist ein ewiger Ruhm für mich, die Hand des braven Bussy d'Amboise berührt zu haben; mittlerweile trage ich ein Bedenken . . . «

»Welches?«

»Es waren zehn Pistolen in der Börse.«

»Nun!«

»Das ist zu viel für einen Menschen, der sich seine Besuche mit fünf Sous bezahlen lässt, wenn er sie nicht ganz umsonst macht; und ich suchte das Haus . . . «

»Um die Börse zurückzugeben?«

»Ganz richtig.«

»Mein lieber Herr Rémy, ich schwöre Euch, das ist zu viel Zartgefühl, Ihr habt das Geld auf eine ehrenhafte Weise verdient, und es gehört Euch.«

»Ihr glaubt?« versetzte Rémy, in seinem Innern sehr befriedigt.

»Ich stehe Euch dafür; nur hätte Euch die Dame nicht bezahlen sollen, denn ich kenne sie nicht, und sie kennt mich eben so wenig.«

»Ihr seht, das ist abermals ein Grund.«

»Ich wollte damit nur sagen, ich hätte auch eine Schuld gegen Euch.«

»Ihr, eine Schuld gegen mich?«

»Ja, und ich werde mich derselben entledigen. Was macht Ihr in Paris? Lasst hören, sprecht, seid offenherzig, mein lieber Herr Rémy.«

»Was ich in Paris mache? Gar nichts, Herr Graf; doch ich würde etwas machen, wenn ich Kunden hätte.«

»Das kommt vortrefflich; ich will Euch vor Allem einen geben: wollt Ihr mich haben? Ich bin ein ausgezeichnete Kunde, denn es vergeht kein Tag, wo ich nicht bei Anderen das schönste Werk des Schöpfers verschlechtere, oder wo nicht bei mir dieses Werk zerstört wird. Sprecht, wollt Ihr es unternehmen, die Löcher zu flicken, die man an meiner Haut macht, oder die ich an den Häuten von Andern machen werde?«

»Ah! Herr Graf, mein Verdienst ist zu gering . . . «

»Nein, im Gegenteil, Ihr seid der Mann, den ich brauche, oder der Teufel soll mich holen! Ihr habt eine Hand so leicht wie die einer Frau, und dabei den Balsam von Ferragus . . . «

»Gnädiger Herr!«

»Ihr zieht zu mir; . . . Ihr habt Eure eigene Wohnung, Eure eigenen Leute; nehmt an, oder bei meinem Worte, Ihr zerreißt mir die Seele. Überdies ist Eure Aufgabe noch nicht beendet: Ihr habt mir noch einen zweiten Verband aufzulegen, lieber Herr Rémy.«

»Herr Graf,« erwiderte der junge Doktor, »ich bin so sehr entzückt, dass ich nicht weiß, wie ich Euch meine Freude ausdrücken soll. Ich werde arbeiten, ich werde Kunden haben!«

»Nein, da ich Euch sage, ich nehme Euch für mich ganz allein . . . mit meinen Freunden, wohlverstanden. erinnert Ihr Euch nun keines weiteren Umstandes?«

»Keines.«

»Wohl, so helft mir wenigstens, dass ich mich wieder finde, wenn es möglich ist.«

»Wie?«

»Sagt, Ihr, der Ihr ein Mann der Beobachtung seid, der Ihr die Schritte zählt, der Ihr die Stimmen bemerkt, wie ist es zugegangen, dass ich mich, nachdem Ihr mich verbunden hattet, von diesem Hause auf den Rand der Gräben des Temple versetzt sah?«

»Ihr!«

»Ja . . . ich . . . Habt Ihr etwa bei dieser Überschaffung geholfen?«

»Nein! ich hätte mich im Gegenteil sehr widersetzt, wäre ich um

Rat gefragt worden. Die Kälte konnte Euch bedeutend schaden.«

»Dann werde ich ganz irre,« versetzte Bussy, »wollt Ihr nicht noch ein wenig mit mir suchen?«

»Ich will Alles, was Ihr wollt, edler Herr; doch ich befürchte sehr, es wird vergeblich sein; alle diese Häuser gleichen sich ungemein.«

»Wohl, so muss man bei Tage nachsehen.«

»Ja, doch bei Tage wird man uns wahrnehmen.«

»Dann müssen wir uns erkundigen.«

»Wir wollen uns erkundigen, Monseigneur.«

»Und wir werden zum Ziele gelangen; wir sind nun zu zwei, und wir haben eine Wirklichkeit, was schon viel ist, glaubt mir, Rémy.«

Zehntes Kapitel.

Was für ein Mann der Herr Oberjägermeister Bryan von Monsoreau war.

Es war nicht mehr Freude, sondern beinahe Wahnsinn, was Bussy ergriff, als er die Gewissheit erlangt hatte, dass er die Frau seines Traumes als eine Wirklichkeit betrachten durfte und dass ihm in der Tat diese Frau die edelmütige Gastfreundschaft bewilligt, deren unbestimmte Erinnerung im Grunde seines Herzens zurückgeblieben war.

Er wollte auch den jungen Doktor, den er zu der Stelle seines gewöhnlichen Arztes erhob, nicht von sich lassen. Rémy musste, so kotig er war, mit ihm in seine Sänfte steigen; er hatte bange, wenn er ihn nur einen Augenblick entließe, könnte er wie eine zweite Vision verschwinden, und beschloss, denselben mit sich nach dem Hotel Bussy zu nehmen, ihn dort für die Nacht einzuschließen, und dann zu sehen, ob er ihm die Freiheit wiedergeben sollte.

Die ganze Zeit der Rückkehr wurde zu neuen Fragen verwendet; doch die Antworten drehten sich in dem von uns bezeichneten engen Kreise. Rémy der Haudouin wußte kaum mehr, als Bussy, außer etwa, dass er fest überzeugt sein konnte, nicht geträumt zu haben, da er nicht in Ohnmacht gefallen war.

Doch für jeden Menschen, der verliebt zu werden anfängt, und Bussy wurde es augenscheinlich, ist es schon viel, wenn er Jemand hat, mit dem er über den geliebten Gegenstand sprechen kann; Rémy hatte diese Frau allerdings nicht gesehen; aber das war noch ein Verdienst mehr in den Augen von Bussy, weil ihm dieser begreiflich zu machen suchen konnte, wie sehr sie in jeder Hinsicht über ihrem Portrait erhaben wäre.

Bussy hatte große Lust, die ganze Nacht über die unbekannte Dame zu sprechen, doch Rémy begann seine ärztlichen Funktionen damit, dass er von dem Verwundeten verlangte, er solle schlafen oder wenigstens sich niederlegen; die Müdigkeit und der Schmerz gaben dem schönen Edelmann denselben Rat,

und diese drei vereinigten Mächte trugen am Ende den Sieg davon.

Doch dies geschah erst, nachdem Bussy selbst seinen neuen Hausgenossen in drei Zimmer einquartiert hatte, die in früheren Jahren seine Wohnung gewesen waren und einen Teil des dritten Stockwerkes des Hotel Bussy bildeten; sicher, der junge Arzt würde, sehr befriedigt durch seine Wohnung und das ihm von der Vorsehung bereite neue Glück, nicht heimlicher Weise aus dem Hotel entweichen, ging er in die glänzenden Gemächer hinab, die er selbst im ersten Stocke einnahm.

Als er am andern Morgen erwachte, sah er Rémy vor seinem Bette stehen. Der junge Mann hatte die ganze Nacht hingebracht, ohne an das Glück glauben zu können, das ihm vom Himmel zufiel, und er erwartete das Erwachen von Bussy, um sich zu versichern, dass er ebenfalls nicht geträumt.

»Nun,« fragte Rémy, »wie befindet Ihr Euch?«

»Vortrefflich, mein lieber Aesculap; und Ihr, seid Ihr zufrieden?«

»So zufrieden, mein edler Beschützer, dass ich mein Los gewiss nicht gegen das von Heinrich III. vertauschen würde, obgleich er im Verlauf des gestrigen Tages ein schönes Stück Weg nach dem Himmel zurückgelegt haben muss; doch es handelt sich nicht um dieses, sondern ich muss Eure Wunde sehen.«

»Seht sie.«

Bussy wandte sich auf die Seite, damit der junge Arzt den Verband abnehmen könnte.

Alles ging vortrefflich; die Lippen waren bereits rosenfarbig und nahe an einander. Der glückliche Bussy hatte gut geschlafen, und Schlummer und Glück kamen dem Wundarzt so zu Hilfe, dass dieser beinahe nichts mehr zu tun hatte.

»Was sagt Ihr, Meister Ambroise Paré?« fragte Bussy.

»Ich wage es kaum, Euch zu gestehen, dass Ihr beinahe geheilt seid, denn ich befürchte, Ihr schickt mich in meine Rue Beautreillis, fünfhundert und zwei Schritte von dem bewussten Hause, zurück.«

»Das wir wiederfinden werden, nicht wahr, Rémy?«

»Ich glaube wohl.«

»Du sagst also nun, mein Kind?«

»Verzeiht,« rief Rémy, Tränen in den Augen, »ich glaube, Ihr habt mich geduzt.«

»Rémy, ich duze alle Leute, die ich liebe. Ist es Dir ärgerlich, dass ich Dich geduzt habe?«

»Im Gegenteil,« rief der junge Mann, indem er die Hand von Bussy zu ergreifen und zu küssen suchte, »im Gegenteil. Ich glaubte schlecht gehört zu haben. Oh! gnädiger Herr von Bussy, ich soll also vor Freude verrückt werden.«

»Nein, mein Freund, Du sollst mich nur ebenfalls ein wenig lieben, Du sollst Dich als zum Hause gehörig betrachten und mir erlauben, dass ich heute, während Du Deinen Auszug bewerkstelligst, dem Übernehmen des Estortuaire⁴ von Seiten des Hofoberjägermeisters beiwohne.«

»Ah!« sprach Rémy, »wir wollen bereits Torheiten begehen.«

»Ei! nein, ich verspreche Dir, sehr vernünftig zu sein.«

»Doch Ihr müsst reiten?«

»Verdammt, das ist durchaus notwendig.«

»Habt Ihr ein Pferd von sehr sanftem Gange, das dabei gut läuft?«

»Ich habe die Wahl unter Vieren.«

»Wohl, so nehmt das, welches Ihr der Dame vom Portrait zu reiten geben würdet . . . Ihr wisst?«

»Ob ich weiß! ich glaube wohl. Höre, Rémy, Du hast in der Tat für immer den Weg zu meinem Herzen gefunden; ich hatte gewaltig bange, Du würdest mich verhindern, zur Jagd zu reiten, oder vielmehr zu diesem Anscheine von einer Jagd, denn die Damen des Hofes und viele neugierige Frauen der Stadt sind zugelassen. Rémy, mein Rémy, Du begreifst nun, dass die Dame vom Portrait natürlich entweder zum Hofe, oder zu der Stadt gehören muss. Sicherlich ist es keine einfache Bürgerfrau; die Tapeten, der gemalte Plafond, das Bett von weiß und goldenem Damast, dieser ganze so geschmackvolle Luxus endlich offenbaren eine Frau von Stand, oder wenigstens eine reiche Frau; oh! wenn ich sie dort treffen würde!«

»Alles ist möglich,« erwiderte Rémy philosophisch.

»Ausgenommen, das Haus zu finden,« seufzte Bussy.

»Und in dasselbe einzudringen, wenn wir es gefunden haben,« fügte Rémy bei.

»Oh! daran denke ich immer erst, wenn ich innen bin; doch sind wir einmal dort, so habe ich ein Mittel.«

»Welches?«

»Ich lasse mir einen andern Degenstich beibringen.«

»Schön, das verleiht mir Hoffnung, dass Ihr mich behalten werdet.«

»Sei unbesorgt,« sprach Bussy, »es ist mir, als wärst Du mir bereits zwanzig Jahre bekannt, und ich vermöchte Deiner nicht mehr zu entbehren, so wahr ich ein Edelmann bin.«

Das reizende Gesicht des jungen Arztes blühte unter dem Ausdrucke einer unsäglichen Freude auf.

»Vorwärts,« sagte er, »es ist abgemacht; Ihr geht auf die Jagd, um die Dame zu suchen, und ich kehre nach der Rue Beautreillis zurück, um das Haus zu suchen.«

»Es wäre seltsam, wenn wir Jeder mit einer Entdeckung zurückkämen!«

Hiernach trennten sich Bussy und der Haudouin mehr wie zwei Freunde, als wie ein Herr und ein Diener.

Es fand wirklich auf Befehl eine große Jagd in dem Walde von Vincennes zur Feier der Übernahme der Funktionen von Herrn Bryan von Monsoreau statt, der einige Wochen zuvor zum Oberstjägermeister ernannt worden war. Die Prozession am vorhergehenden Tage und der rasche Eintritt in die Buße von Seiten des Königs, der seine Fasten am Fasching-Dienstag anfang, ließen einen Augenblick bezweifeln, ob er in Person dieser Jagd beiwohnen würde; denn hatte der König diese Frömmigkeitsanfälle, so geschah es oft, dass er mehrere Wochen den Louvre nicht verließ, wenn er die religiöse Strenge nicht so gar so weit trieb, dass er in ein Kloster ging, doch zum großen Erstaunen des ganzen Hofes erfuhr man gegen neun Uhr Morgens, der König sei nach dem Turm von Vincennes aufgebrochen und halte eine Hirschjagd mit seinem Bruder, Monseigneur dem Herzog von Anjou, und dem ganzen Hofe.

Der Versammlungsplatz war der Rondpoint du Roi Saint-Louis. So nannte man damals einen Kreuzweg, wo man der Sage nach

noch die berühmte Eiche sah, unter der der Märtyrer-König Recht gesprochen hatte. Es war alle Welt um neun Uhr versammelt, als der Oberstjägermeister, beinahe dem ganzen Hofe unbekannt und folglich ein Gegenstand der allgemeinen Neugierde, auf einem prächtigen Rappen erschien.

Aller Augen richteten sich nach ihm.

Es war ein Mann von ungefähr fünf und dreißig Jahren, von hoher Gestalt; sein mit Pockennarben bezeichnetes Gesicht und seine, je nach den in ihm vorgehenden Gemütsbewegungen, von flüchtigen Flecken gefärbte Gesichtshaut nahmen den Blick unangenehm gegen ihn ein und zwangen denselben zu einer beharrlicheren Betrachtung, was selten zum Vorteil für denjenigen ausfällt, welchen man prüfend anschaut. Die Sympathien werden in der Tat durch die erste Anschauung hervorgerufen; das treuherzige Auge und das redliche Lächeln haben das Lächeln und die Freundlichkeit des Gegenblickes zur Folge.

Angetan mit einem Leibrock von grünem, ganz mit silbernen Gallonen besetztem Tuche, umgürtet mit dem silbernen Wehrgehänge, worauf das gestickte Wappen des Königs angebracht war, auf dem Haupt ein Barett mit langer Feder, in der linken Hand einen Speiß, mit der rechten den für den König bestimmten Estortuaire schwingend, konnte Herr von Monsoreau als ein furchtbarer Herr erscheinen, war aber gewiss kein schöner Edelmann.

»Pful! welch ein hässliches Gesicht habt Ihr uns von Eurem Gouvernement zurückgebracht, Monseigneur,« sprach Bussy zu dem Herzog von Anjou, »sind das die Edelleute, die Eure Gunst in den Provinzen aussucht? Der Teufel soll mich holen, wenn man einen ähnlichen Menschen in Paris finden würde, das doch sehr groß und sehr mit hässlichen Herren bevölkert ist. Man sagt, ich bemerke Euch zum voraus, dass ich es nicht glauben wollte, man sagt, es sei Euer fester Wille gewesen, dass der König den Oberstjägermeister von Eurer Hand annehme.«

»Der Herr von Monsoreau hat mir gut gedient, und ich belohne ihn,« sprach lakonisch der Herzog von Anjou.

»Gut gesagt, Monseigneur, es erscheint um so schöner von Fürsten, wenn sie dankbar sind, als die Sache selten vorkommt; doch wenn es sich nur um dieses handelt, so habe ich Euch, wie

mir dünkt, auch gut gedient und würde, Ihr möget mir glauben, den Leibrock des Oberstjägermeisters noch ganz anders tragen, als dieses große Gespenst. Er hat einen roten Bart; Anfangs bemerkte ich es nicht, und das ist noch eine Schönheit mehr.«

»Es ist mir nicht zu Ohren gekommen, man müsste nach dem Modell von Apollo oder nach dem des Antinous geformt sein, um ein Amt bei Hof einzunehmen,« versetzte der Herzog von Anjou.

»Das ist Euch noch nicht zu Ohren gekommen, Monseigneur?« sprach Bussy mit der größten Kaltblütigkeit, »darüber muss ich mich in der Tat wundern.«

»Ich befrage das Herz und nicht das Gesicht, die geleisteten Dienste und nicht die versprochenen Dienste,« entgegnete der Herzog.

»Eure Hoheit wird vielleicht sagen, ich sei sehr neugierig, doch ich besann mich vergebens, welchen Dienst Euch zu leisten dieser Monsoreau im Stande gewesen sein dürfte.«

»Ah! Bussy,« erwiderte der Herzog verdrießlich, »Ihr seid, wie Ihr selbst gesagt, sehr neugierig, sogar zu neugierig.«

»So sind die Fürsten!« rief Bussy mit seiner gewöhnlichen Freimütigkeit. »Sie fragen fortwährend, man muss ihnen über Alles antworten, und wenn man sie nur ein einziges Mal fragt, so antworten sie nicht.«

»Das ist wahr,« sprach der Herzog von Anjou, »doch weißt Du, was Du tun musst, wenn Du Dich unterrichten willst?«

»Nein.«

»Frage Herrn von Monsoreau selbst.«

»Ihr habt, meiner Treue Recht, Monseigneur,« rief Bussy, »und bei ihm, der nur ein einfacher Edelmann ist, bleibt mir wenigstens ein Mittel, wenn er nicht antwortet.«

»Welches?«

»Ihm zu sagen, er sei ein Unverschämter.« Und hiernach dem Prinzen ohne irgend ein Bedenken, vor den Augen seiner Freunde und den Hut in der Hand, den Rücken zuwendend, näherte er sich Herrn von Monsoreau, der zu Pferde mitten in dem Kreise und der Zielpunkt aller Augen, welche bei ihm gleichsam zusammenliefen, mit einer merkwürdigen Kaltblütigkeit wartete, bis ihn der König von der Last aller dieser auf seine

Person fallenden Blicke befreien würde.

Als er Bussy mit heiterem Gesicht, lächelndem Munde und den Hut in der Hand auf sich zukommen sah, entrunzelte er sich ein wenig.

»Verzeiht, mein Herr,« sprach Bussy, »doch ich sehe Euch hier sehr allein. Hat Euch die Gunst, die Ihr genießt, bereits so viele Feinde zugezogen, als Ihr acht Tage, ehe Ihr zum Oberstjägermeister ernannt worden seid, Freunde gehabt haben könnt?«

»Meiner Treue, Herr Graf,« antwortete Herr von Monsoreau, »ich würde nicht darauf schwören, doch Wohl beinahe wetten. Aber darf ich wissen, welchem Umstand ich die Ehre, dass Ihr meine Einsamkeit stört, zuzuschreiben habe?«

»Meiner Treue!« antwortete mutig Bussy, »der großen Bewunderung, die mir der Herzog von Anjou für Euch eingeflößt hat.«

»Wie so?«

»Indem er mir Eure Tat erzählte, diejenige, für welche Ihr zum Oberstjägermeister ernannt worden seid.«

Herr von Monsoreau erleichte dergestalt, dass die Furchen der Pocken, welche sein Gesicht befleckten, ebenso viele schwarze Punkte auf seiner vergilbten Haut zu sein schienen: zugleich schaute er Bussy mit einer Miene an, welche einen heftigen Sturm weissagte.

Bussy sah, dass er einen falschen Weg eingeschlagen hatte. Doch er war nicht der Mann, zurückzuweichen; er gehörte im Gegenteil zu denjenigen, welche eine Unbescheidenheit durch eine Beleidigung auszugleichen pflegten.

»Ihr sagt, mein Herr,« versetzte der Oberstjägermeister, »Monseigneur habe Euch von meiner letzten Tat erzählt?«

»Ja wohl, ganz umständlich, wodurch, ich gestehe es, bei mir das heftige Verlangen entstand, die Erzählung aus Eurem eigenen Munde zu hören.«

Herr von Monsoreau presste den Spieß krampfhaft in seiner Hand, als regte sich in ihm die lebhafteste Begierde, sich daraus eine Waffe gegen Herrn von Bussy zu machen.

»Mein Herr,« sprach er, »ich war, meiner Treue! ganz geneigt,

Eure Höflichkeit anzuerkennen und mich Eurem Wunsche zu fügen; aber hier kommt leider der König, und das raubt mir meine Zeit; wenn Ihr jedoch wollt, so mag es später geschehen.«

Auf seinem Lieblingspferde, einem schönen isabellfarbigen spanischen Hengste, reitend kam der König wirklich rasch von dem Turm nach dem Kreuzweg.

Bussy ließ seinen Blick einen Halbkreis beschreiben und begegnete den Augen des Prinzen; der Prinz lächelte mit seinem schlimmsten Lächeln.

»Herr und Diener,« dachte Bussy, »sie machen Beide eine hässliche Grimasse, wenn sie lachen; wie ist es aber, wenn sie weinen?«

Der König liebte die schönen und guten Gesichter; er war daher wenig befriedigt durch das von Herrn von Monsoreau, welches er bereits ein Mal gesehen hatte, aber beim zweiten Male eben so wenig nach seinem Geschmack fand, als beim ersten Male. Er nahm jedoch auf eine ziemlich artige Weise den Estortuaire, den der neue Oberstjägermeister ihm der Gewohnheit gemäß, auf einem Knie, darreichte.

Sobald der König bewaffnet war, verkündeten die reisigen Jäger, der Hirsch sei bestätigt, und die Jagd begann.

Bussy hatte sich auf die Seite der Truppe gestellt, um alle Welt an sich vorüberziehen zu sehen; er ließ Niemand vorbei, ohne genau zu prüfen, ob er nicht das Original des Portraits fände; doch vergebens, es waren sehr hübsche, sehr schöne, sehr verführerische Frauen bei dieser Jagd, bei der der Oberstjägermeister zum ersten Male auftrat, aber das reizende Geschöpf, das er suchte, erschien nicht darunter. Er sah sich auf das Gespräch und die Gesellschaft seiner gewöhnlichen Freunde angewiesen. Stets lachend, stets geschwätzig, bot ihm Antraquet viel Zerstreuung in seinem Ärger.

»Wir haben einen abscheulichen Oberstjägermeister,« sagte er zu Bussy, »was denkst Du davon?«

»Ich finde ihn furchtbar, welche Familie wird der uns geben, wenn die Personen, die ihm anzugehören die Ehre haben, auch ihm gleichen! Zeige mir doch seine Frau.«

»Der Oberstjägermeister ist noch zu haben, mein Lieber,«

versetzte Antraguët.

»Woher weißt Du dies?«

»Von Frau von Vendron, die ihn sehr hübsch findet und gern ihren vierten Gemahl aus ihm machen möchte, wie Lucretia Borgia aus dem Grafen von Este. Seht Ihr, wie sie ihren Fuchs hinter dem Rappen von Monsoreau jagen lässt!«

»Und von welchem Gute ist er Herr?« fragte Bussy.

»Von einer Menge von Gütern.«

»Sie liegen?«

»Bei Anjou.«

»Er ist also reich?«

»Man sagt, es; doch das ist Alles; er scheint von niederem Adel zu sein.«

»Und wer ist die Geliebte von diesem Krautjunker?«

»Er hat keine Geliebte; der würdige Herr bildet sich etwas darauf ein, einzig in seiner Art zu sein; doch sieh, Monseigneur der Herzog von Anjou winkt Dir mit der Hand, gehe geschwinde.«

»Ah! meiner Treue, der Herr Herzog von Anjou wird warten. Dieser Mensch stachelt meine Neugierde. Ich finde ihn seltsam; ich weiß nicht warum, doch man hat solche Gedanken, wenn man den Leuten zum ersten Male begegnet; es scheint mir, ich werde mit ihm einen Strauß auszufechten haben: Und dann der Name Monsoreau!«

»Die Etymologie hiervon ist mir bekannt,« sprach Antraguët, »mein alter Abbé hat es mir diesen Morgen gesagt: Mons Soricis.⁵«

»Das ist mir ganz lieb,« versetzte Bussy.

»Warte doch,« rief plötzlich Antraguët.

»Was denn?«

»Livarot kennt das.«

»Was kennt er?«

»Den Mons Soricis. Sie sind Gutsnachbarn.«

»Warum sagst Du uns das nicht sogleich? He! Livarot!«

Livarot näherte sich.

»Geschwinde hierher; der Monsoreau?«

»Nun?« fragte der junge Mann.

»Belehre uns über den Monsoreau.«

»Gern.«

»Dauert es lange?«

»Nein, es wird kurz sein. In drei Worten sage ich Euch, was ich davon weiß, und was ich davon denke. Ich habe Furcht vor ihm!«

»Gut! und nun, da Du uns gesagt hast, was Du von ihm denkst, so sage uns, was Du von ihm weißt.«

»Höre! . . . ich kam eines Abends . . . «

»Das fängt schrecklich an,« sprach Antraguët.

»Wollt Ihr mich endigen lassen?«

»Ich kam eines Abends, vor ungefähr sechs Monaten, von meinem Oheime d'Entragues durch den Wald von Méridor zurück, als ich plötzlich einen furchtbaren Schrei hörte und einen weißen Zelter, den Sattel leer, in das Gebüsch fort stürzend, vorüber kommen sah; ich gab meinem Pferde die Sporen und gewahrte am Ende einer langen, durch die ersten Schatten der Nacht verfinsterten Allee einen Menschen auf einem Rappen; er ritt nicht, er flog. Derselbe halb erstickte Schrei ließ sich abermals hören, und ich bemerkte vor dem Sattel eine Frau, der er die Hand auf den Mund drückte. Ich hatte meine Jagdbüchse bei mir, Ihr wisst, dass ich ziemlich sicher schieße. Ich nehme ihn auf das Korn und hätte ihn meiner Treue erschossen, wäre nicht die Lunte in dem Augenblick, wo ich losdrückte, erloschen.«

»Nun, und dann?« sagte Bussy.

»Dann fragte ich einen Holzhauer, wer der Herr mit dem Rappen wäre, der Frauen raubte; er antwortete mir, es wäre Herr von Monsoreau.«

»Das macht sich wohl, scheint mir, dass man Frauen raubt,« sprach Antraguët, »nicht wahr, Bussy?«

»Ja,« erwiderte dieser, »doch man lässt sie wenigstens nicht schreien.«

»Und wer war die Frau?« sagte Antraguët.

»Das hat man nie erfahren.«

»Er ist offenbar ein merkwürdiger Mann und ich interessiere mich für ihn,« sprach Bussy.

»Es ist gewiss, dass sich der edle Herr eines furchtbaren Rufes

erfreut,« sagte Livarot.

»Erzählt man sich noch andere Geschichten von ihm?«

»Nein, nichts; scheinbar hat er nie großes Unglück gestiftet; er ist sogar, wie man sagt, ziemlich gut gegen seine Bauern, doch dessen ungeachtet fürchtet man ihn in der Gegend, welche bis jetzt das Glück gehabt hat, ihn zu besitzen, wie das Feuer. Er ist ein gewaltiger Jäger wie Nimrod, nicht vor Gott vielleicht, sondern vor dem Teufel, und der König hat somit wohl nie einen ähnlichen Oberstjägermeister gehabt. Gewiss taugt er besser für diesen Posten, als Saint-Luc, dem er Anfangs bestimmt war, welchem er aber durch den Einfluss des Herzogs von Anjou vor der Nase weggeblasen worden ist.«

»Du weißt, dass Dir der Herzog von Anjou immer noch winkt?« sprach Antraguët.

»Gut, lass ihn winken; ei! hast Du erfahren, was man sich von Saint-Luc erzählt?«

»Nein; ist er immer noch Gefangener des Königs?« fragte lachend Livarot.

»Es muss wohl so sein, da er nicht hier ist,« versetzte Antraguët.

»Keines Wegs, mein Lieber, er ist diese Nacht um ein Uhr abgereist, um die Güter seiner Frau zu besuchen.«

»Verbannt?«

»Es sieht ganz so aus.«

»Saint-Luc verbannt, unmöglich!«

»Wahr wie das Evangelium.«

»Von St. Lucas.«

»Nein, vom Marschall von Brissac, der mir diesen Morgen die Sache persönlich mitteilte.«

»Ah! das ist neu und seltsam, das wird Monsoreau schaden.«

»Ich habe es,« sprach Bussy.

»Was hast Du?«

»Ich habe es gefunden.«

»Was hast Du gefunden?«

»Den Dienst, den er Herrn von Anjou geleistet hat.«

»Saint-Luc?«

»Nein, der Monsoreau.«
»Wirklich?«
»Ja, oder der Teufel soll mich holen. Kommt mit mir, und Ihr sollt sehen.«



Ich konnte im Wald vor seinem Sattel die Gestalt einer Frau erkennen und seine Hand drückte sich über ihren Mund

Und von Livarot und Anraguet gefolgt, setzte Bussy sein Pferd in Galopp, um den Herrn Herzog von Anjou einzuholen, der, müde

ihm Zeichen zu machen, einige Büchenschüsse vor ihm ritt.

»Ah! Monseigneur,« rief Bussy, als er in der Nähe des Herzogs war, »was für ein kostbarer Mann ist dieser Herr von Monsoreau!«

»Ah, wirklich!«

»Es ist unglaublich.«

»Du hast also mit ihm gesprochen?« versetzte der Prinz immer spöttisch.

»Gewiss, abgesehen davon, dass er einen sehr gebildeten Geist besitzt.«

»Und Du hast ihn gefragt, was er für mich getan?«

»Ganz gewiss, ich redete ihn nur zu diesem Behufe an.«

»Und er antwortete Dir?« fragte der Prinz heiterer als je.

»Auf der Stelle und zwar mit einer Höflichkeit, für welche ich ihm außerordentlich viel Dank weiß.«

»Was hat er gesagt, lass hören, mein wackerer Kämpe.«

»Er hat mir artiger Weise eingestanden, Monseigneur, er wäre der Lieferant von Eurer Hoheit.«

»Der Wildpretlieferant?«

»Nein, der Frauenlieferant.«

»Wie beliebt?« versetzte der Herzog, dessen Stirne sich rasch verdüsterte, »was soll dieser Spaß bedeuten?«

»Er soll bedeuten, Monseigneur, dass er für Euch Frauen auf seinem großen Rappen entführt, und dass er denselben, da sie ohne Zweifel die Ehre nicht kennen, die ihnen vorbehalten ist, die Hand auf den Mund drückt, um sie am Schreien zu verhindern.«

Der Herzog faltete die Stirne, presste zornig die Fäuste zusammen, erbleichte und setzte sein Pferd in so wütenden Galopp, dass Bussy und die Seinigen zurückblieben.

»Ah! ah!« rief Anraguet, »mir scheint, der Scherz ist gut.«

»Um so besser,« sagte Livarot, »als er nicht auf Jedermann den Eindruck eines Scherzes macht.«

»Teufel!« versetzte Bussy, »man sollte glauben, ich habe den armen Herzog fest gepackt.«

Einen Augenblick nachher hörte man die Stimme von Herrn von Anjou rufen:

»He! Bussy, wo bist Du? komm doch!«

»Hier bin ich,« Monseigneur, sagte Bussy, sich nähernd.

Er fand den Prinzen in vollem Gelächter.

»Ah!« rief Bussy, »es scheint, was ich Euch gesagt habe, ist spaßhaft geworden.«

»Nein, Bussy, ich lache nicht über das, was Du mir gesagt hast.«

»Desto schlimmer, denn ich hätte gern das Verdienst gehabt, einen Prinzen lachen zu machen, der nicht oft lacht.«

»Ich lache darüber, mein armer Bussy, dass Du das Falsche vorbringst, um das Wahre zu erfahren.«

»Nein, der Teufel soll mich holen, Monseigneur, ich habe Euch die Wahrheit gesagt.«

»Gut, so erzähle mir, während wir nur zu zwei sind, Deine kleine Geschichte; wo hast Du das genommen, was Du mir so eben mitteiltest.«

»In dem Walde von Méridor, Monseigneur!«

Der Herzog erbleichte abermals, sagte aber nichts.

»Offenbar,« murmelte Bussy, »offenbar ist der Herzog in irgend einer Beziehung bei der Geschichte des Räubers mit dem Rappen und der Frau mit dem weißen Zelter beteiligt.«

»Sprecht, Monseigneur,« fügte Bussy laut bei, während er darüber lachte, dass der Herzog nicht mehr lachte, »wenn es irgend eine Weise, Euch zu dienen, gibt, die Euch besser gefällt, als die andern, so belehrt uns, wir werden Nutzen daraus ziehen, und müssten wir auch hierbei mit Herrn von Monsoreau in die Schranken treten.«

»Bei Gott! ja, es gibt eine solche Weise, Bussy, und ich will sie Dir auseinandersetzen,« sagte der Herzog, Bussy bei Seite ziehend.

»Höre,« sprach er sodann zu ihm, »ich habe zufällig in der Kirche eine reizende Frau getroffen: da mich einige Züge ihres unter einem Schleier verborgenen Gesichts an die einer Dame erinnerten, welche ich sehr liebte, so folgte ich ihr, um mich zu versichern, wo sie wohnte. Ihre Zofe ist bestochen und ich habe einen Schlüssel zu dem Hause.«

»Bis dahin, Monseigneur, scheint mir die Sache gut zu gehen.«

»Warte. Man sagt, sie sei, obgleich frei, reich, jung und schön,

doch vernünftig.«

»Ah! Monseigneur, das geht in das Phantastische über.«

»Höre, Du bist brav, Du liebst mich, wie Du behauptest.«

»Ich habe meine Tage.«

»Um brav zu sein?«

»Nein, um Euch zu lieben.«

»Gut, bist Du in einem von diesen Tagen?«

»Um Eurer Hoheit einen Dienst zu leisten, werde ich mich in einen solchen versetzen. Lasst hören.«

»Es würde sich darum handeln, das zu tun, was man gewöhnlich nur für sich selbst tut.«

»Ah! ah! Monseigneur, hätte man etwa Eurer Geliebten den Hof zu machen, damit sich Eure Hoheit überzeugen könnte, ob sie wirklich eben so vernünftig, als schön wäre? Das stünde mir an.«

»Nein. Es würde sich darum handeln, zu erfahren, ob ihr nicht ein Anderer den Hof macht.«

»Ah! das verwickelt sich, Monseigneur, erklärt Euch deutlicher.«

»Du müsstest Dich in Hinterhalt legen und mir sagen, wer der Mann ist, der zu ihr kommt.«

»Es gibt also einen solchen Mann?«

»Ich befürchte es.«

»Ist es ein Liebhaber oder ein Gatte?«

»Wenigstens ein Eifersüchtiger.«

»Desto besser, Monseigneur.«

»Wie, desto besser?«

»Das verdoppelt Eure Aussichten.«

»Ich danke. Mittlerweile möchte ich gern wissen, wer dieser Mensch ist.«

»Und Ihr beauftragt mich, hierüber Gewissheit zu erlangen?«

»Ja, und wenn Du einwilligst, mir diesen Dienst zu leisten . . . «

»So macht Ihr mich ebenfalls zum Oberstjägermeister, sobald dieser Posten wieder frei wird?«

»Meiner Treue, Bussy, ich würde um so lieber die Verpflichtung hierzu übernehmen, als ich nie etwas für Dich getan habe.«

»Ah! Monseigneur bemerkt das?«

»Ich sage es mir schon lange.«

»Ganz leise, wie sich die Fürsten dergleichen Dinge sagen.«

»Nun?«

»Was, Monseigneur?«

»Willigst Du ein?«

»Die Dame zu bespähen?«

»Ja.«

»Monseigneur, ich muss Euch gestehen, dieser Auftrag schmeichelt mir nur in geringem Maße, und ich würde einen anderen vorziehen.«

»Und Du erbotest Dich, mir einen Dienst zu leisten, Bussy, und weichst bereits zurück?«

»Verdammt! Ihr tragt mir ein Spionagehandwerk an, Monseigneur.«

»Nein, das Handwerk eines Freundes; glaube übrigens nicht, dass ich Dir damit eine Sinecur gebe; Du wirst vielleicht das Schwert ziehen müssen.«

Bussy schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Monseigneur, es gibt Dinge, die man nur selbst gut macht; man muss sie auch selbst machen, und wäre man sogar Prinz.«

»Du schlägst es mir also ab?«

»Meiner Treue, ja, Monseigneur.«

Der Herzog runzelte die Stirne und sprach:

»Ich befolge Deinen Rat und gehe selbst, und werde ich hierbei verwundet oder getötet, so sage ich, ich habe meinen Freund Bussy gebeten, diesen Degenstich zu geben oder zu empfangen, und er sei zum ersten Male in seinem Leben klug gewesen.«

»Monseigneur,« versetzte Bussy, »Ihr sagtet mir kürzlich:

›Bussy, ich hasse alle diese Mignons vom Gefolge des Königs, denn sie verspotten und beleidigen uns bei jeder Gelegenheit; Du solltest bei der Hochzeit von Saint-Luc eine Veranlassung zum Streit herbeiführen und uns von denselben befreien,‹
Monseigneur, ich bin gegangen, sie waren ihrer fünf, ich war allein; ich forderte sie heraus, sie legten mir einen Hinterhalt, griffen mich Alle mit einander an und töteten mir mein Pferd; dennoch habe ich zwei von ihnen verwundet und den dritten

niedergeschlagen. Heute fordert Ihr mich auf, einer Frau Schaden zu bereiten; verzeiht, Monseigneur, das liegt außerhalb der Dienste, die ein Prinz von einem mutigen Manne verlangen kann, und ich weise es von mir.«

»Es sei,« sagte der Herzog, »ich werde allein Schildwache stehen, oder mit Aurilly, wie ich das bereits getan habe.«

»Verzeiht,« sprach Bussy, der es fühlte, als lüftete sich ein Schleier in seinem Innern.

»Was?«

»Wart Ihr im Begriff, die Wache zu beziehen, Monseigneur, als Ihr die Mignons erblicktet, die auf mich lauerten?«

»So ist es.«

»Eure schöne Unbekannte wohnt also in der Nähe der Bastille?«

»Sie wohnt Sainte-Catherine gegenüber.«

»Wirklich?«

»Es ist also ein Quartier, wo man vortrefflich ermordet wird, Du weißt etwas davon.«

»Hat Eure Hoheit seit jenem Abend abermals gelauert?«

»Gestern.«

»Und was hat Monseigneur gesehen?«

»Einen Menschen, der in allen Winkeln des Platzes umher spähte, ohne Zweifel, um zu schauen, ob ihn Niemand beobachte, und sich sodann, wahrscheinlich weil er mich erblickte, hartnäckig an der Türe hielt.«

»Und dieser Mann war allein, Monseigneur?« fragte Bussy.

»Ja, ungefähr eine halbe Stunde lang.«

»Nach dieser halben Stunde?«

»Kam ein anderer Mann zu ihm, der eine Laterne in der Hand hielt.«

»Ah! Ah!« machte Bussy.

»Der Mann im Mantel,« fuhr der Prinz fort . . .

»Der Erste hatte einen Mantel?« unterbrach ihn Bussy.

»Ja.«

»Der Mann im Mantel und der Mann mit der Laterne fingen sodann an, mit einander zu plaudern, und da sie nicht geneigt

schiene, ihren Nachtposten aufzugeben, so überließ ich ihnen den Platz und kehrte zurück.«

»Dieses doppelten Versuches überdrüssig?«

»Meiner Treue, ja, ich muss es gestehen. Und somit, ehe ich mich in dieses Haus wage, das gar wohl eine Mördergrube sein könnte . . . «

»Wäre es Euch nicht unangenehm, wenn man daselbst einen Eurer Freunde erwürgen würde.«

»Oder vielmehr, dass dieser Freund, der kein Prinz ist, nicht die Feinde hat, die ich habe, und überdies mit dergleichen Abenteuern durch Gewohnheit vertraut ist, untersuchen würde, ob man wirklich eine Gefahr zu befürchten hätte, und dann zu mir käme, um mir Nachricht hierüber zu bringen.«

»An Eurer Stelle, Monseigneur, würde ich die Frau aufgeben.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Weil sie zu hübsch ist.«

»Ihr sagt selbst, Ihr habet sie kaum gesehen.«

»Ich habe sie hinreichend gesehen, um ihre bewunderungswürdig schönen blonden Haare wahrzunehmen.«

»Ah!«

»Herrliche Augen.«

»Ah! ah!«

»Einen Teint, wie ich ihn noch nie gesehen, eine ausgezeichnete Gestalt.«

»Ah! Ah! Ah!«

»Du begreifst, man leistet nicht so leicht auf eine solche Frau Verzicht.«

»Ja, Monseigneur, ich begreife; die Lage der Dinge rührt mich auch.«

Der Herzog schaute Bussy von der Seite an.

»Bei meinem Ehrenwort!« sprach Bussy.

»Du scherzest?«

»Nein, und zum Beweise mag dienen, dass ich, wenn mir Monseigneur Verhaltensregeln geben und die Wohnung bezeichnen will, diesen Abend Wache halten werde.«

»Du gehst also von Deinem Entschluss ab?«

»Ei! Monseigneur, nur unser heiliger Vater Gregor XIII. ist unfehlbar. Sagt mir jedoch, was ich zu tun habe.«

»Du musst Dich in einiger Entfernung von der Türe, die ich Dir bezeichnen werde, verbergen, und wenn ein Mensch hineingeht, ihm folgen, um Dich zu versichern, wer er ist.«

»Ja, doch wenn er beim Eintritt die Türe hinter sich schließt?«

»Ich bemerkte Dir bereits, dass ich einen Schlüssel habe.«

»Ah! das ist wahr, es ist nur noch Eines zu befürchten: dass ich einem andern Manne folge und dass der Schlüssel zu einer andern Türe geht.«

»Man kann sich nicht täuschen, diese Türe ist eine Gangtür, am Ende des Ganges links ist eine Treppe, Du steigst zwölf Stufen hinauf und befindest Dich in einer Hausflur.«

»Woher wisst Ihr das, Monseigneur, da Ihr nie in dem Hause gewesen seid?«

»Habe ich Dir nicht gesagt, die Zofe sei mir ergeben? Sie hat mir Alles mitgeteilt.«

»Bei Gott! es ist doch bequem, ein Prinz zu sein! Ihr werdet in jeder Beziehung ganz vollständig bedient. Ich, Monseigneur, hätte das Haus allein erkennen, den Gang durchforschen, die Stufen zählen, die Hausflur untersuchen müssen. Das hätte mir ungeheuer viel Zeit weggenommen, und es wäre mir vielleicht erst nicht gelungen.«

»Du willigst also ein?«

»Kann ich Eurer Hoheit etwas abschlagen? Ihr werdet nur mit mir gehen, um mir die Türe anzugeben.«

»Unnötig, bei der Rückkehr von der Jagd machen wir einen Umweg, wir reiten durch die Porte Saint-Antoine, und ich zeige Dir die Türe.«

»Vortrefflich, Monseigneur, und was soll ich dem Manne tun, wenn er kommt?«

»Nichts Anderes, als ihm folgen, bis Du erfahren hast, wer er ist.«

»Das ist ein Auftrag von sehr zarter Natur; wenn dieser Mensch zum Beispiel die Diskretion so weit treibt, dass er mitten auf dem Wege stille steht, um meine Nachforschungen kurz

abzuschneiden?«

»Ich überlasse Dir die Sorge, das Abenteuer zu betreiben, wie es Dir beliebt.«

»Eure Hoheit bevollmächtigt mich also, zu handeln, als ob es für mich wäre?«

»Ganz und gar.«

»Es soll geschehen, Monseigneur.«

»Nicht ein Wort zu allen unsern jungen Herren!«

»So wahr ich ein Edelmann bin.«

»Du nimmst Niemand mit Dir zu dieser Forschung!«

»Ich gehe allein, das schwöre ich Euch.«

»Wohl, das ist abgemacht. Wir kehren durch die Bastille zurück. Ich zeige Dir die Türe, Du kommst zu mir, ich gebe Dir den Schlüssel . . . und diesen Abend . . . «

»Ersetze ich Monseigneur, es bedarf keines weiteren Wortes mehr.«

Bussy und der Prinz holten die Jagd wieder ein, welche Herr von Monsoreau als ein Mann von Geist anführte. Der König war entzückt über die pünktliche Art und Weise, wie der vollendete Jäger alle Halte bestimmt und alle Relais geordnet hatte. Nachdem es zwei Stunden gejagt und mehr als zwanzigmal gesehen worden war, kam das Tier abermals zurück, um sich gerade beim Lancieren fassen zu lassen.

Herr von Monsoreau empfing die Glückwünsche des Königs und des Herzogs von Anjou.

»Monseigneur,« sagte er, »ich fühle mich zu glücklich, Eure Komplimente verdient zu haben, da ich Euch den Platz verdanke.«

»Doch Ihr wisst, mein Herr,« versetzte der Herzog, »dass Ihr, um sie fortwährend zu verdienen, noch diesen Abend nach Fontainebleau abreisen müsst; der König will dort übermorgen und die folgenden Tage jagen, und ein Tag ist nicht zu viel, um Kenntnis von dem Walde zu erhalten.«

»Ich weiß es, gnädigster Herr,« antwortete Monsoreau, »und meine Equipage ist schon bereit. Ich werde in dieser Nacht abreisen.«

»Ah! sieh da, Herr von Monsoreau,« sagte Bussy, »Ihr habt fortan keine Ruhe mehr für Euch. Ihr wolltet Oberstjägermeister sein; Ihr seid es, bei dem Amte, das Ihr verwaltet, gibt es fünfzig gute Nächte weniger als für die andern Menschen; zum Glück seid Ihr noch nicht verheiratet, mein lieber Herr.«

Bussy lachte, während er dies sagte; der Herzog heftete einen durchdringenden Blick auf den Oberstjägermeister; dann wandte er den Kopf auf eine andere Seite und beglückwünschte den König über die Besserung, welche seit dem vorhergehenden Tage sich in seiner Gesundheit bewerkstelligt zu haben scheine. Was Monsoreau betrifft, so hatte sich bei dem Scherze von Bussy sein Gesicht abermals mit der hässlichen Blässe überzogen, die ihm ein so finsternes Aussehen verlieh.

Elftes Kapitel.

Wie Bussy zugleich das Portrait und das Original wiederfand.

Die Jagd war gegen vier Uhr Abends beendet, und um fünf Uhr, als ob der König die Wünsche des Herzogs von Anjou geahnt hätte, kehrte der ganze Hof durch den Faubourg Saint-Antoine nach Paris zurück.

Herr von Montsoreau hatte unter dem Vorwand, sogleich abzureisen, von dem Prinzen Abschied genommen und wandte sich mit seinem Jagdfolge nach Fromenteau.

Als man vor der Bastille vorüberkam, machte der König seine Freunde auf das zugleich stolze und düstere Aussehen der Festung aufmerksam: es war dies ein Mittel, sie daran zu erinnern, was ihrer harrte, wenn sie zufällig, nachdem sie seine Freunde gewesen, seine Feinde würden. Viele verstanden ihn und verdoppelten ihre Untertänigkeit gegen den König.

Während dieser Zeit sagte der Herzog von Anjou ganz leise zu Bussy, der an seiner Seite ritt:

»Bussy, schau links, betrachte jenes hölzerne Haus, das unter seinem Giebel eine kleine Bildsäule der Jungfrau beherbergt, folge mit dem Auge derselben Linie und zähle, das Haus mit der Jungfrau mit eingerechnet, vier weitere Häuser.«

»Gut,« sagte Bussy.

»Es ist das fünfte,« sprach der Herzog, »das gerade der Rue Sainte-Catherine gegenüber.«

»Ich sehe es, Monseigneur, doch schaut, bei dem Klange unserer Trompeten, welche den König verkündigen, erscheinen an den Fenstern von allen Häusern Neugierige.«

»Mit Ausnahme des Hauses, das ich Dir bezeichne, denn dort bleiben die Fenster geschlossen.«

»Aber die Ecke eines Vorhangs öffnet sich ein wenig,« versetzte Bussy mit einem furchtbaren Herzklopfen.

»Jedoch, ohne dass man irgend etwas gewahren kann. Ah! die Dame ist gut bewacht oder bewacht sich selbst gut. In jedem Fall

ist hier das Haus, an meinem Hotel gebe ich Dir den Schlüssel.«

Bussy schoss seinen Blick durch diese enge Öffnung, doch er sah nichts, obgleich seine Augen beständig auf sie geheftet blieben. Als man zu dem Hotel Anjou zurückkam, gab der Herzog Bussy wirklich den Schlüssel des bezeichneten Hauses und empfahl ihm abermals, gute Wache zu halten. Bussy versprach, was der Herzog wollte, und kehrte nach Hause zurück.

»Nun?« sagte er zu Rémy.

»Ich mache dieselbe Frage an Euch, Monseigneur.«

»Du hast nichts gefunden?«

»Das Haus ist unzugänglich bei Tag, wie bei Nacht. Ich schwebe zwischen fünf oder sechs Häusern, welche sich berühren.«

»Dann bin ich wohl glücklicher gewesen, als Du, mein lieber Haudouin.«

»Wie so, gnädigster Herr, Ihr habt also auch gesucht?«

»Nein, ich bin nur durch die Straße geritten.«

»Und Ihr habt das Haus erkannt?«

»Mein lieber Freund, die Vorsehung hat Umwege und Geheimnisvolle Kombinationen.«

»Ihr seid also Eurer Sache gewiss?«

»Ich sage nicht, ich sei gewiss, aber ich hoffe es.«

»Und wann werde ich erfahren, ob Ihr das Glück gehabt habt, das wiederzufinden, was Ihr suchtet?«

»Morgen früh.«

»Bedürft Ihr meiner bis dahin?«

»Durchaus nicht, mein lieber Rémy.«

»Ich soll Euch nicht folgen?«

»Unmöglich.«

»Seid wenigstens klug, gnädigster Herr.«

»Ah!« rief Bussy lachend, »die Empfehlung ist unnötig, ich bin hierfür bekannt.«

Bussy speiste wie ein Mensch zu Mittag, der weder weiß, wo, noch auf welche Weise er zu Nacht speisen wird; als es acht Uhr schlug, wählte er den besten von seinen Degen, steckte trotz des kurz zuvor erst von dem König erlassenen Befehls ein Paar

Pistolen in seinen Gürtel und ließ sich in seiner Sänfte an das Ende der Rue Saint-Paul tragen.

Hier angelangt erkannte er das Haus mit der Bildsäule der Jungfrau, zählte die vier folgenden Häuser, versicherte sich, dass das fünfte das bezeichnete Haus war, und kauerte sich, in einen großen Mantel von dunkler Farbe gehüllt, in die Ecke der Rue Sainte-Catherine, entschlossen, zwei Stunden zu warten und nach Verlauf von zwei Stunden, wenn Niemand käme, für seine eigene Rechnung zu handeln.

Es schlug neun Uhr auf Saint-Paul, als sich Bussy in Hinterhalt legte.

Er war ungefähr zehn Minuten hier, da sah er in der Dunkelheit durch das Thor der Bastille zwei Reiter hervorkommen. Vor dem Hotel des Tournelles hielten sie an. Einer von ihnen stieg ab, warf den Zügel dem zweiten zu, welcher ohne Zweifel ein Lackei war, schaute diesem nach, während er auf dem Wege, auf dem sie gekommen, zurückkehrte und bis er sich wieder mit den zwei Pferden in der Finsternis verloren hatte, und ging dann auf das der Überwachung von Bussy anvertraute Haus zu.

Einige Schritte von dem Hause beschrieb der Unbekannte einen großen Kreis, als wollte er die Umgegend mit dem Blicke erforschen; als er sich sodann vor jeder Beobachtung sicher glaubte, näherte er sich der Türe und verschwand.

Bussy hörte das Geräusch dieser Türe, welche sich wieder hinter ihm schloss.

Er wartete einen Augenblick, aus Furcht, die Geheimnisvolle Person könnte hinter dem Gitter geblieben sein, um zu spähen. Nach Verlauf von einigen Minuten trat er vor, schritt über die Chaussee, öffnete die Türe und schloss sie wieder durch die Erfahrung belehrt ohne Geräusch.

Dann wandte er sich um; das Gitter war wirklich in der Höhe seines Auges, und aller Wahrscheinlichkeit nach hatte er durch dieses Gitter Quélus betrachtet.

Das war noch nicht Alles, und Bussy war nicht gekommen, um hierbei stehen zu bleiben. Er schritt langsam, auf beiden Seiten den Gang betastend, fort und fand an dessen Ende links die erste Stufe einer Treppe.

Hier blieb er aus zwei Gründen stehen: einmal fühlte er seine Beine unter dem Gewichte der Aufregung wanken und dann hörte er eine Stimme sagen:

»Gertrude, meldet Eurer Gebieterin, ich sei es, und ich wolle hinein.«

Dieses Verlangen wurde mit einem zu gebieterischen Tone ausgesprochen, als dass es eine Weigerung geduldet hätte; nach einem Augenblick hörte Bussy die Stimme einer Kammerfrau antworten:

»Tretet in den Salon ein, gnädiger Herr; Madame wird sogleich kommen.«

Dann vernahm er das Geräusch einer sich schließenden Türe.

Bussy dachte nun an die zwölf Stufen, welche Rémy gezählt hatte; er zählte ebenfalls zwölf Stufen und befand sich auf dem Ruheplatz. Er erinnerte sich der Flur und der drei Türen und machte, den Atem an sich haltend und die Hand vor sich ausstreckend, einige Schritte. Es fand sich eine erste Türe unter seiner Hand, es war die, durch welche der Unbekannte eingetreten; er verfolgte seinen Weg, fand eine zweite, suchte, fühlte einen Schlüssel, drehte, vom Kopfe bis zu den Füßen zitternd, diesen Schlüssel im Schlosse und machte die Türe auf.

Das Zimmer, in welchem sich Bussy befand, war völlig dunkel, mit Ausnahme eines Teiles davon, der durch eine Seitentüre einen Lichttreffer aus dem Salon erhielt.

Dieser Reflex fiel auf ein Fenster, an welchem zwei gestickte Vorhänge angebracht waren, die das Herz des jungen Mannes von einem neuen Freudenschauer erbeben machten.

Seine Augen richteten sich auf einen von demselben Lichte beleuchteten Teil des Plafond, und er erkannte die mythologische Verzierung, die er bereits wahrgenommen halte.

Es gab keinen Zweifel mehr für ihn: er befand sich wieder in dem Zimmer, wo er in der Nacht erwacht war, in der er die Wunde empfangen hatte, durch die ihm die Gastfreundschaft zu Teil geworden.

Ein noch ganz anderer Schauer durchlief die Adern von Bussy, als er dieses Bett berührte und sich gleichsam von dem köstlichen Wohlgeruch umgeben fühlte, wie er stets dem Lager einer jungen

und schönen Frau entströmt.

Bussy hüllte sich in die Bettvorhänge und horchte.

Man vernahm im Nebenzimmer die heftigen Schritte des Unbekannten; von Zeit zu Zeit blieb dieser stehen und murmelte durch die Zähne:

»Nun, wird sie endlich kommen?«

Nach einer von diesen Ausrufungen öffnete sich eine Türe im Salon; diese Türe schien der gegenüber zu liegen, welche bereits ein wenig geöffnet war. Der Teppich zitterte unter dem Drucke eines kleinen Fußes; das Streifen eines seidnen Kleides drang bis zu dem Ohr von Bussy, und der junge Mann hörte eine Frauenstimme mit dem unverkennbaren Ausdrucke von Furcht und Verachtung sagen:

»Hier bin ich, mein Herr, was wollt Ihr abermals von mir?«

»Oh! oh!« dachte Bussy sich unter seinem Vorhang verbergend, »wenn dieser Mensch der Liebhaber ist, so wünsche ich dem Gatten Glück.«

»Madame,« sprach der Mann, dem der kalte Empfang zu Teil wurde, »ich habe die Ehre, Euch zu benachrichtigen, dass ich, genötigt, morgen früh nach Fontainebleau abzureisen, diese Nacht bei Euch bleiben werde.«

»Bringt Ihr mir Kunde von meinem Vater?« fragte dieselbe Frauenstimme.

»Madame, hört mich.«

»Mein Herr, Ihr wisst, was abgemacht ist; wenn ich Eure Frau zu werden eingewilligt habe, so geschah es vor Allem unter der Bedingung, dass mein Vater wieder nach Paris kommen oder ich ihn wieder aufsuchen würde.«

»Madame, unmittelbar nach meiner Rückkehr von Fontainebleau reisen wir ab, darauf gebe ich Euch mein Ehrenwort; doch mittlerweile . . . «

»Oh! mein Herr, schließt die Türe nicht, es ist unnötig; ich werde keine Nacht, nicht eine einzige Nacht unter demselben Dach mit Euch zubringen, bevor ich Gewissheit über das Schicksal meines Vaters habe.«

Und die Frau, welche auf eine so entschiedene Weise sprach, blies in ein silbernes Pfeifchen, das einen scharfen, langen Ton

von sich gab. Auf diese Art rief man in jener Zeit, wo die Glocken noch nicht erfunden waren, der Dienerschaft. Sogleich öffnete sich die Türe, durch welche Bussy eingetreten war, abermals und die Zofe der jungen Frau erschien: es war ein großes, starkes Mädchen aus Anjou, das auf diesen Ruf der Gebieterin zu warten schien und, sobald es denselben gehört hatte, herbei eilte. Diese Zofe trat in den Salon und öffnete bei ihrem Eintritte die Türe.

Ein etwas breiterer Lichtstrahl drang in das Zimmer, in welchem sich Bussy befand, und er erkannte zwischen den zwei Fenstern das Portrait.

»Gertrude,« sprach die Dame, »Du wirst nicht zu Bette gehen und Dich im Bereiche meiner Stimme aufhalten.«

Die Kammerfrau entfernte sich, ohne zu antworten, auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war, und ließ dabei die Türe des Salon weit offen, und es wurde dadurch das wunderbare Portrait beleuchtet.

Bussy konnte nicht mehr zweifeln; dieses Portrait war dasjenige, welches er gesehen hatte. Er näherte sich sachte, um sein Auge an die Öffnung zu halten, welche die Dicke der Angeln zwischen der Türe und der Mauer ließ; doch so leise er auch auftrat, so krachte doch in der Sekunde, wo sein Blick in das Zimmer drang, der Boden unter seinem Fuße. Bei diesem Geräusch' wandte sich die Frau um: es war das Original des Portraits, es war die Fee des Traumes.

Als der Mann sah, dass sie sich umwandte, wandte er sich ebenfalls um, obgleich er nichts gehört hatte.

Es war der Herr von Monsoreau.

»Ah!« sagte Bussy zu sich selbst, »der weiße Zelter . . . die entführte Frau . . . ich werde ohne Zweifel eine furchtbare Geschichte hören.«

Und er trocknete sein Gesicht ab, das sich unwillkürlich mit Schweiß bedeckte.

Bussy sah sie, wie gesagt, Beide, sie bleich, aufrecht und mit verächtlichem Ausdrücke, ihn sitzend, nicht bleich, sondern leichenfarbig, ungeduldig den Fuß bewegend und sich in die Hand beißend.

»Madame,« sprach endlich der Herr von Monsoreau, »hofft

nicht lange gegen mich die Rolle der verfolgten Frau, die Rolle des Opfers fortzusetzen; Ihr seid in Paris, Ihr seid in meinem Hause, und mehr noch, Ihr seid jetzt die Gräfin von Monsoreau, das heißt, meine Frau.«

»Wenn ich Eure Frau bin, warum weigert Ihr Euch, mich zu meinem Vater zu führen, warum verbergt Ihr mich fortwährend vor den Augen der Welt?«

»Habt Ihr den Herzog von Anjou vergessen, Madame?«

»Ihr versichertet mich, einmal Eure Frau, hätte ich nichts mehr von ihm zu befürchten?«

»Das heißt . . . «

»Das habt Ihr mich versichert . . . «

»Aber ich muss noch einige Vorsichtsmaßregeln nehmen.«

»Wohl, so nehmt diese Maßregeln, mein Herr, und kommt wieder zu mir, wenn Ihr sie genommen habt.«

»Diana,« sprach der Graf, in dessen Innerem der Zorn sichtbar stieg, »Diana, treibt nicht Euer Spiel mit dem geheiligten Bande der Ehe. Nehmt diesen Rat von mir an.«

»Mein Herr, macht, dass ich kein Misstrauen mehr gegen den Gatten habe, und ich werde die Ehe achten.«

»Es scheint mir doch, ich habe durch die Art, wie ich gegen Euch gehandelt, Euer Vertrauen verdient.«

»Mein Herr, ich denke, bei dieser ganzen Angelegenheit hat Euch mein Interesse nicht allein geleitet, oder Ihr seid, wenn dem so ist, vom Zufall gut bedient worden.«

»Oh! das ist zu viel,« rief der Graf, »ich bin in meinem Hause, Ihr seid meine Frau, und sollte Euch die Hölle zu Hilfe kommen, Ihr werdet diese Nacht noch mein sein.«

»Seht,« sagte sie, einen Dolch aus ihrem Gürtel ziehend, »so antworte ich Euch.«

Und sie stürzte in das Zimmer, in welchem Bussy war, schloss die Türe, stieß den doppelten Riegel vor und rief, während Monsoreau sich in Drohungen erschöpfte und mit der Faust an die Bretter schlug:

»Wenn Ihr nur das kleinste Stückchen Holz von dieser Türe springen macht, Ihr kennt mich, mein Herr, so findet Ihr mich tot auf der Schwelle.«

»Oh! seid unbesorgt, Madame,« sprach Bussy, Diana mit seinen Armen umschlingend, »Ihr werdet einen Rächer haben.«

Diana wollte einen Schrei ausstoßen, aber sie begriff, dass die einzige Gefahr, die sie bedrohte, von ihrem Gatten kam. Sie beschränkte sich auf die Abwehr und blieb stumm, zitternd, unbeweglich.

Herr von Monsoreau stampfte heftig mit dem Fuße; ohne Zweifel überzeugt, Diana würde ihre Drohung ausführen, verließ er jedoch bald den Salon, die Türe gewaltig hinter sich zuschlagend. Dann hörte man das Geräusch seiner Tritte im Gange sich entfernen und auf der Treppe abnehmen.

»Doch Ihr, mein Herr,« sprach nun Diana, sich aus den Armen von Bussy losmachend und einen Schritt zurückgehend, »wer seid Ihr und wie kommt Ihr hierher?«

»Madame,« antwortete Bussy, die Türe wieder öffnend und vor Diana niederkniend, »ich bin der Mann, dem Ihr das Leben erhalten habt. Wie könnt Ihr glauben, ich sei in einer schlimmen Absicht bei Euch eingetreten, oder ich hege Pläne gegen Eure Ehre?«

Bei der Lichtwohle, die das edle Antlitz des jungen Mannes übergoss, erkannte ihn Diana.

»Ah! Ihr hier, mein Herr,« rief sie, die Hände faltend, »Ihr wart hier, Ihr habt Alles gehört?«

»Ach! ja, Madame.«

»Doch wer seid Ihr? Nennt mir Euren Namen, Herr.«

»Madame, ich bin Louis von Clermont, Graf von Bussy.«

»Bussy, Ihr seid der brave Bussy!« rief in reiner Unschuld Diana, ohne zu ahnen, welche Freude dieser Ausruf in dem Herzen des jungen Mannes verbreitete. »Oh! Gertrude,« fuhr sie fort, sich an die Kammerfrau wendend, welche, als sie ihre Gebieterin mit Jemand sprechen hörte, ganz erschrocken herbeilief, »Gertrude, ich habe nun nichts mehr zu befürchten; von diesem Augenblick an stelle ich meine Ehre unter den Schutz des hochherzigen und biedersten Edelmanns von Frankreich.«

Dann Bussy die Hand reichend sprach sie:

»Steht auf, mein Herr, ich weiß, wer Ihr seid; nun müsst Ihr auch wissen, wer ich bin.«

Zwölftes Kapitel.

Wer Diana von Méridor war.

Bussy stand ganz betäubt von seinem Glücke auf und ging mit Diana in den Salon, den Herr von Monsoreau verlassen hatte.

Er schaute Diana mit dem Erstaunen der Bewunderung an, denn er hatte nicht geglaubt, die Frau, die er suchte, könnte die Vergleichung mit der Frau seines Traumes aushalten, und die Wirklichkeit übertraf nun Alles, was er für eine Laune seiner Einbildungskraft gehalten hatte.

Diana zählte achtzehn bis neunzehn Jahre, sie stand folglich in dem ersten Glanz der Jugend und Schönheit, der sein reinstes Kolorit der Blume, seinen reizendsten Sammet der Frucht verleiht; man konnte sich in dem Ausdrucke des Blickes von Bussy nicht täuschen; Diana fühlte sich bewundert und sie hatte nicht die Kraft, Bussy seiner Begeisterung zu entziehen.

Endlich begriff sie, dass sie das Stillschweigen, welches zu viel sagte, brechen musste.

»Mein Herr,« sprach sie, »Ihr habt eine von meinen Fragen beantwortet, aber nicht die andere: ich fragte Euch, wer Ihr wäret, und Ihr sagtet es mir; ich fragte Euch aber auch, wie Ihr hierher gekommen, und hierauf antwortetet Ihr mir nichts.«

»Madame,« sagte Bussy, »nach den paar Worten, die ich von Eurem Gespräche mit Herrn von Monsoreau gehört habe, begriff ich, dass die Ursachen meiner Gegenwart in einer ganz natürlichen Abhängigkeit von der Erzählung stünden, die Ihr mir zu versprechen die Güte hattet. Sagtet Ihr mir nicht so eben selbst, ich müsste erfahren, wer Ihr wäret?«

»Oh! ja, Graf, ich will Euch Alles erzählen,« antwortete Diana, »Euer Name genügte, um mir jedes Zutrauen einzuflößen, denn ich hörte ihn oft als den eines Mannes von Mut, von Rechtschaffenheit und Ehre nennen, dem man Alles anvertrauen könnte.«

Bussy verbeugte sich.

»Aus dem Wenigen, was Ihr gehört,«, sprach Diana, »konntet

Ihr entnehmen, dass ich die Tochter des Baron von Méridor, das heißt die einzige Erbin eines der ältesten und edelsten Namen von Anjou bin.«

»Es gab einen Baron von Méridor,« sprach Bussy, »der sich in Pavia seine Freiheit bewahren konnte, aber seinen Degen den Spaniern übergab, sobald er erfuhr, dass der König Gefangener war, sich als einzige Gnade die Erlaubnis erbat, Franz 1. nach Madrid begleiten zu dürfen, dessen Gefangenschaft teilte und ihn nur verließ, um nach Frankreich zu reisen und über sein Lösegeld zu unterhandeln.«

»Das ist mein Vater, mein Herr, und wenn Ihr je in den großen Saal des Schlosses von Méridor kommt, so werdet Ihr dort als Geschenk, zum Andenken an diese Ergebenheit, das Portrait von Franz I., gemalt von der Hand von Leonardo da Vinci, sehen.«

»Ah!« sagte Bussy, »in jener Zeit verstanden es die Fürsten noch, ihre Diener zu belohnen.«

»Bei seiner Rückkehr von Spanien heiratete mein Vater. Zwei erste Kinder, zwei Söhne, starben. Das war ein großer Schmerz für den Baron von Méridor, der dadurch die Hoffnung verlor, sich in einem Erben wiederaufleben zu sehen. Bald starb der König ebenfalls und der Schmerz des Barons verwandelte sich in Verzweiflung; er verließ den Hof einige Jahre nachher und begrub sich mit seiner Frau in seinem Schlosse Méridor. Da wurde ich, wie durch ein Wunder, zehn Jahre nach dem Tode meiner Brüder geboren.

»Nun drängte sich die ganze Liebe des Barons auf dem Kinde seines Alters zusammen; seine Zuneigung für mich war nicht Zärtlichkeit, sondern Abgötterei. Drei Jahre nach meiner Geburt verlor ich meine Mutter; das war allerdings eine neue Pein für meinen Vater; doch zu jung, um meinen Verlust zu begreifen hörte ich nicht auf zu lächeln und mein Lächeln tröstete ihn über den Tod meiner Mutter.

»Ich wuchs heran und entwickelte mich unter seinen Augen. Wie ich Alles für ihn war, so war der arme Vater auch Alles für mich. Ich erreichte mein sechzehntes Jahr, ohne zu vermuten, dass es eine andere Welt gab, als die meiner Lämmer, meiner Pfauen, meiner Schwäne und meiner Turteltauben, ohne zu denken, dass dieses Leben je endigen sollte, und ohne zu

wünschen, dass es endigen würde.

»Das Schloß Méridor lag umgeben von großen Waldungen, die dem Herzog von Anjou gehörten und von Hirschen und Rehen bevölkert waren, welche, da Niemand daran dachte, ihre Ruhe zu stören, ganz zutraulich wurden; alle zählte ich mehr oder minder zu meinen Bekannten, und einige derselben waren so an meine Stimme gewöhnt, dass sie sogleich herbeiliefen, wenn ich rief; eine Hirschkuh besonders, mein Schützling, mein Liebling, Daphne, die arme Daphne, fraß oft aus meiner Hand.

»In einem Frühling sah ich sie einen ganzen Monat nicht; ich hielt sie für verloren und beweinte sie wie eine Freundin, als ich sie plötzlich wieder mit zwei kleinen Hirschkalbern erblickte; Anfangs hatten die Kleinen Angst vor mir, als sie aber sahen, wie mich ihre Mutter liebte, begriffen sie, dass sie nichts zu fürchten hatten, und liebten mich ebenfalls.

»Um diese Zeit verbreitete sich das Gerücht, der Herr Herzog von Anjou werde einen Unterstatthalter in die Hauptstadt der Provinz schicken. Ein paar Tage nachher erfuhr man, der Unterstatthalter wäre angekommen und hieße Graf von Monsoreau.

»Warum traf mich dieser Name im Herzen, als ich ihn aussprechen hörte? Ich kann mir dieses schmerzliche Gefühl nur durch eine Ahnung erklären.

»Es vergingen acht Tage. Man sprach viel und sehr verschieden in der ganzen Gegend von Herrn von Monsoreau. Eines Morgens erschollen die Wälder vom Klang der Hörner und vom Gebelle der Hunde. Ich lief bis an das Gitter des Parks und kam gerade zu rechter Zeit, um Daphne wie einen Blitz, verfolgt von einer Meute, vorüberschießen zu sehen; ihre zwei Kälber liefen hinter ihr.

»Einen Augenblick nachher kam auf einem Rappen, der Flügel zu haben schien, ein Mann wie eine Vision vorbei: es war Herr von Monsoreau.

»Ich wollte einen Schrei ausstoßen, ich wollte um Gnade für meinen armen Schützling bitten, doch er hörte meine Stimme nicht oder er gab nicht darauf Acht, dergestalt wurde er von der Hitze der Jagd fortgerissen.

»Ohne mich um die Unruhe zu bekümmern, die ich meinem Vater bereiten würde, wenn er meine Abwesenheit wahrnähme, lief ich in der Richtung fort, in der ich die Jagd sich hatte entfernen sehen, hoffend, den Grafen selbst oder einen von seinen Leuten zu treffen und ihn zu bitten, die Verfolgung einzustellen, die mir das Herz zerriss.

»Ich lief so über eine halbe Stunde, ohne zu wissen, wohin ich ging; seit geraumer Zeit hatte ich Hirschkuh, Meute und Jäger aus dem Gesicht verloren. Bald hörte ich auch nicht mehr bellen; ich sank am Fuße eines Baumes nieder und fing an zu weinen. Hier lag ich seit ungefähr einer Viertelstunde, als ich in der Ferne den Lärmen der Jagd zu unterscheiden glaubte; ich täuschte mich nicht, der Lärmen kam jeden Augenblick näher; bald war er in so geringer Entfernung von mir, dass ich nicht zweifelte, die Jagd würde im Bereiche meines Blickes vorüber kommen. Ich stand sogleich auf und eilte nach der Gegend, wo sie sich ankündigte.

»Ich sah wirklich in einer Lichtung die arme Daphne keuchend erscheinen; sie hatte nur noch ein einziges Kalb; das andere war der Ermattung unterlegen und ohne Zweifel von den Hunden zerrissen werden.

»Sie selbst war sichtbar müde; die Entfernung zwischen ihr und der Meute war weniger groß, als das erste Mal; ihr Lauf hatte sich in abgestoßene Sätze verwandelt, und als sie vor mir vorüberkam, schrie sie traurig.

»Wie das erste Mal strengte ich mich vergebens an, um mich hörbar zu machen. Herr von Monsoreau gewährte nichts, als das Tier, das er verfolgte; er ritt noch schneller, als ich es zuvor gesehen, das Horn am Munde und furchtbar blasend.

»Hinter ihm trieben mehre Jäger die Hunde mit dem Horn und der Stimme an. Dieser Wirbel von Gebelle, von Fanfaren und Geschrei zog wie ein Sturm vorbei, verschwand im Dickicht des Waldes und erlosch in der Ferne.

»Ich war in Verzweiflung; ich sagte mir, wenn ich mich nur fünfzig Schritte weiter vor am Rande der Lichtung befunden hätte, über die er hin geritten, so müsste er mich gesehen haben, und meine Bitte hätte dem armen Tiere sicherlich Begnadigung verschafft.

»Dieser Gedanke belebte meinen Mut; die Jagd konnte zum dritten Male in meinem Bereiche vorüber kommen. Ich folgte einem mit schönen Bäumen eingefassten Wege, von dem ich wusste, dass er nach dem Schlosse Beaugé führte. Dieses Schloss, welches dem Herrn Herzog von Anjou gehörte, lag ungefähr drei Stunden von dem Schlosse meines Vaters. Nach einem Augenblicke bemerkte ich es, und jetzt erst bedachte ich, dass ich drei Stunden zu Fuße gemacht hatte, und dass ich allein und sehr weit vom Schlosse Méridor entfernt war.

»Ich gestehe, dass sich ein unbestimmter Schrecken meiner bemächtigte, und dass ich in diesem Augenblick erst an die Unklugheit und sogar Unschicklichkeit meines Benehmens dachte. Ich folgte dem Rande des Teiches, denn ich wollte den Gärtner, einen braven Mann, der mir, wenn ich mit meinem Vater hierher gekommen war, herrliche Sträuße gegeben hatte, ich wollte den Gärtner, sage ich, bitten, mich zurückzuführen, als sich die Jagd plötzlich abermals hören ließ. Ich blieb unbeweglich und horchte. Der Lärmen nahm zu. Ich vergaß Alles. Beinahe in demselben Augenblick sprang die Hirschkuh auf der andern Seite des Teiches aus dem Walde hervor, doch Ihre Verfolger waren ihr so nahe, dass sie demnächst erreicht werden musste. Sie war allein, ihr zweites Kalb war ebenfalls unterlegen. Der Anblick des Wassers schien Daphne ihre Kräfte wieder zu verleihen; sie zog die Kühle durch ihre Nasenlöcher ein und stürzte sich in den Teich, als wollte sie zu mir kommen.

»Anfangs schwamm sie rasch und schien ihre Energie wiedergefunden zu haben. Ich betrachtete sie, Tränen in den Augen, die Arme ausgestreckt und beinahe eben so keuchend, als sie selbst; doch unmerklich erschöpften sich ihre Kräfte, während im Gegenteil die der Hunde durch das nahe bevorstehende Jägerrecht sich zu verdoppeln schienen. Bald erreichten sie die hitzigsten Hunde und, durch ihr Gebiss zurückgehalten, hörte sie auf, vorzurücken. In diesem Augenblick erschien Herr von Monsoreau am Saume des Waldes, ritt bis an den Teich und sprang von seinem Pferde. Da raffte ich alle meine Kräfte zusammen, um mit gefalteten Händen: »Gnade!« zu schreien. Es kam mir vor, als hätte er mich bemerkt, und ich rief abermals und noch stärker, als das erste Mal. Er hörte mich, denn

er lüpfte den Hut, und ich sah ihn auf einen Nachen zulaufen, mit dem er, nachdem er ihn losgebunden, rasch auf das Tier zu ruderte, das mitten unter der ganzen Meute, von der es eingeholt worden war, kämpfte. Ich zweifelte nicht, bewogen durch meine Stimme, durch meine Bitten und Gebärden eile Herr von Monsoreau so sehr, um dem Tiere zu Hilfe zu kommen, als ich ihn plötzlich, da er in die Nähe von Daphne gelangt war, sein Jagdmesser ziehen sah; ein Sonnenstrahl, der sich auf dem Eisen spiegelte, machte einen Blitz daraus hervorspringen; dann verschwand der Blitz wieder; die ganze Klinge war in die Kehle gedrungen. Eine Blutwelle schoss, das Wasser des Teiches rot färbend, hervor. Die Hirschkuh schrie auf eine unendlich wehmütige Weise, schlug das Wasser mit ihren Läufen, richtete sich beinahe gerade auf und sank dann tot nieder.

»Ich stieß einen beinahe eben so schmerzlichen Schrei aus, wie sie, und fiel ohnmächtig an den Rand des Teiches.

»Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem Zimmer des Schlosses Beaugé, und mein Vater, den man hatte holen lassen, weinte an meinem Bette.

»Da es nichts Anderes war, als eine ohne Zweifel durch die Aufregung des Laufes bewirkte Nervenkrise, so konnte ich schon am anderen Tage wieder nach Méridor zurückkehren. Drei oder vier Tage lang hütete ich jedoch das Zimmer.

»Am vierten Tage erzählte mir mein Vater, während der ganzen Zeit, die ich leidend gewesen, habe sich Herr von Monsoreau, der mich gesehen, als man mich ohnmächtig weggetragen, nach meinem Befinden erkundigt; er sei in Verzweiflung gewesen, als er erfahren, er wäre die unwillkürliche Ursache dieses Unfalls, und habe gebeten, sich bei mir entschuldigen zu dürfen, wobei er geäußert, er könnte nicht eher glücklich sein, als bis er die Vergebung aus meinem Munde vernommen hätte.

»Es wäre lächerlich gewesen, mich zu weigern, ihn zu sehen, und ich gab, trotz eines inneren Widerstrebens, nach.

»Am andern Tage fand er sich ein; ich fühlte das Kindische meiner Lage: die Jagd ist ein Vergnügen, das die Frauen selbst teilen; ich verteidigte mich also gewissermaßen über die lächerliche Aufregung, die ich meiner Zärtlichkeit für die arme Daphne zuschrieb.

»Nun spielte der Graf den Verzweifelten und schwor mir zwanzigmal bei seiner Ehre, wenn er hätte ahnen können, dass ich irgend einen Anteil an seinem Opfer nähme, so würde er sich äußerst glücklich geschätzt haben, es zu schonen; seine Beteuerungen besiegten mich jedoch nicht, und der Graf entfernte sich, ohne dass er in meinem Herzen den schmerzlichen Eindruck, den er auf dasselbe gemacht, zu vertilgen im Stande gewesen war.

»Als der Graf wegging, erbat er sich von meinem Vater die Erlaubnis, wiederkommen zu dürfen. Er war in Spanien geboren und in Madrid erzogen worden; es dünkte dem Baron anziehend, von dem Lande zu sprechen, in welchem er so lange verweilt hatte. Der Graf war übrigens von guter Geburt, Unterstatthalter der Provinz und, wie man sagte, ein Liebling des Herzogs von Anjou; mein Vater hatte keinen Grund, ihm seine Bitte zu verweigern, und er bewilligte sie ihm auch.

»Ach! von diesem Augenblick hörte, wenn nicht mein Glück, doch wenigstens meine Ruhe auf. Bald gewährte ich den Eindruck, den ich auf den Grafen gemacht hatte. Anfangs kam er nur einmal in der Woche, dann zweimal, und endlich kam er alle Tage. Der Graf gefiel meinem Vater, gegen den er voll Aufmerksamkeit war. Ich sah, welches Vergnügen der Baron an seiner Unterhaltung fand, die stets die eines ausgezeichneten Mannes war. Ich wagte es nicht, mich zu beklagen; denn worüber hätte ich mich beklagen sollen? Der Graf war gegen mich artig wie gegen eine Geliebte, ehrfurchtsvoll wie gegen eine Schwester.

»Eines Morgens trat mein Vater mit einer ernsteren Miene, als gewöhnlich, in mein Zimmer, und dennoch hatte sein Ernst etwas Freudiges.

›Mein Kind,‹ sagte er zu mir, ›Du hast mich stets versichert, Du wärst glücklich, wenn Du mich nie verlassen dürftest.‹

›Oh! mein Vater,‹ rief ich, ›Ihr wisst, das ist mein teuerster Wunsch.‹

›Nun, meine Tochter,‹ fuhr er fort, indem er sich bückte, um mich auf die Stirne zu küssen, ›es hängt nur von Dir ab, Deinen Wunsch verwirklicht zu sehen.‹

»Ich vermutete, was er sagen wollte, und erlebte so furchtbar, dass er innehielt, ehe er meine Stirne mit den Lippen berührt hatte.

»Diana, mein Kind!« rief er, »oh! mein Gott, was hast Du?«

»Herr von Monsoreau, nicht wahr?« stammelte ich.

»Nun?« fragte er erstaunt.

»Oh! nie, mein Vater, wenn Ihr ein wenig Mitleid mit Eurer Tochter habt, nie!«

»Diana, meine geliebte Tochter,« erwiderte er, »ich habe nicht Mitleid für Dich, sondern abgöttische Verehrung, wie Du weißt; nimm Dir acht Tage, um darüber nachzudenken, und wenn Du in acht Tagen . . . «

»Oh! nein, nein,« rief ich, »es ist unnötig, nicht acht Tage, nicht vier und zwanzig Stunden, nicht eine Minute. Nein, nein, oh! nein.«

»Und ich zerfloss in Tränen.

»Mein Vater betete mich an; nie hatte er mich weinen sehen; er nahm mich in seine Arme und beruhigte mich mit zwei Worten, indem er mir sein adeliges Ehrenwort gab, er werde nie mehr von dieser Heirat sprechen.

Es verging wirklich ein Monat, ohne dass ich Herrn von Monsoreau wiedersah oder von ihm reden hörte. Eines Morgens erhielten wir, mein Vater und ich, eine Einladung, uns bei einem großen Feste einzufinden, das Herr von Monsoreau dem Bruder des Königs geben würde, welcher die Provinz besuchen sollte, deren Namen er trug. Das Fest fand im Rathaus in Angers statt.

»Diesem Briefe war eine persönliche Einladung des Prinzen beigefügt, der meinem Vater schrieb, er erinnere sich, ihn einst am Hofe von König Heinrich gesehen zu haben, und würde ihn mit Vergnügen wiedersehen.

»Mein erster Gedanke war, meinen Vater zu bitten, die Einladung auszuschlagen, und ich würde gewiss darauf bestanden sein, wäre sie nur im Namen von Herrn von Monsoreau gemacht worden; aber der Prinz war zur Hälfte dabei beteiligt, und mein Vater befürchtete, Seine Hoheit durch eine Weigerung zu verletzen.

»Wir begaben uns also zu dem Feste: Herr von Monsoreau empfing uns, als ob nichts zwischen uns vorgefallen wäre; sein

Benehmen gegen mich, war weder gleichgültig, noch gezwungen; er behandelte mich wie alle andere Damen, und ich fühlte mich glücklich, dass ich nicht von seiner Seite, sei es im Guten oder im Schlimmen, der Gegenstand irgend einer Auszeichnung war.

»Nicht dasselbe war bei dem Herzog von Anjou der Fall. Sobald er mich bemerkte, heftete sich sein Blick auf mich, um mich nie mehr zu verlassen. Ich fühlte mich unbehaglich unter dem Gewichte dieses Blickes, und ohne meinem Vater zu sagen, was mich den Ball zu verlassen wünschen ließ, drang ich so in ihn, dass wir uns zuerst weg begaben.

»Drei Tage nachher erschien Herr von Monsoreau in Méridor; ich erblickte ihn von ferne in der Allee des Schlosses und zog mich in mein Zimmer zurück.

»Ich befürchtete, mein Vater würde mich rufen lassen, doch dem war nicht so. Nach Verlauf einer halben Stunde sah ich Herrn von Monsoreau sich wieder entfernen, ohne dass mir Jemand seinen Besuch gemeldet hatte. Auch mein Vater sprach nicht davon; nur glaubte ich zu bemerken, dass er nach diesem Besuche des Unterstatthalters düsterer war, als gewöhnlich.

»Es vergingen abermals ein paar Tage. Ich kam von einem Spaziergange in der Umgegend zurück, man lief mir entgegen, und sagte mir, Herr von Monsoreau wäre bei meinem Vater. Der Baron hatte wiederholt nach mir gefragt und sich sehr unruhig erkundigt, wohin ich gegangen sein könne. Er hatte auch Befehl gegeben, ihn sogleich von meiner Rückkehr zu benachrichtigen.

»Kaum war ich in meinem Zimmer, als wirklich mein Vater herbeieilte.

›Mein Kind,‹ sagte er zu mir, ›durch einen Beweggrund, den Du nicht zu wissen brauchst, bin ich genötigt, mich auf einige Tage von Dir zu trennen; frage mich nicht, denke nur, dieser Beweggrund müsse sehr dringend sein, dass er mich bestimme, eine Woche, vierzehn Tage, einen Monat vielleicht zu leben, ohne Dich zu sehen.‹

»Ich bebte, obgleich ich nicht ahnen konnte, welcher Gefahr ich ausgesetzt war. Aber der zweimalige Besuch von Herrn von Monsoreau weissagte mir nichts Gutes.

›Und wohin soll ich gehen, mein Vater?‹ fragte ich.

›Nach dem Schlosse du Lude, zu meiner Schwester, wo Du vor Aller Augen verborgen bleiben wirst. Man wird darüber wachen, dass Deine Ankunft daselbst bei Nacht stattfindet.«

›Begleitet Ihr mich nicht?«

›Nein, ich muss hier bleiben, um den Verdacht abzuwenden; selbst die Leute vom Hause sollen nicht wissen, wohin Du gehst.«

›Aber, wer wird mich dann führen?«

›Zwei Männer, auf die ich mich verlassen kann.«

›Oh! mein Gott, mein Vater!«

›Der Baron küsste mich und sprach:

›Mein Kind, es muss sein.«

›Ich kannte die Liebe meines Vaters für mich so genau, dass ich nicht weiter in ihn drang und keine andere Erklärung von ihm forderte: es wurde nur verabredet, dass Gertrude, die Tochter meiner Amme, mich begleiten sollte.

›Mein Vater sagte mir noch, als er mich verließ, ich möge mich bereit halten.

›Am Abend um acht Uhr war es sehr düster und sehr kalt, denn man war in den längsten Wintertagen; auf den Punkt acht Uhr holte mich mein Vater ab. Ich war seiner Empfehlung gemäß bereit; wir stiegen geräuschlos die Treppe hinab und durchschritten den Garten, er öffnete selbst eine kleine Türe, welche nachdem Walde ging, und hier fanden wir eine bespannte Sänfte und zwei Männer; mein Vater sprach lange mit Ihnen und empfahl mich denselben, wie es schien; dann nahm ich meinen Platz in der Sänfte und Gertrude setzte sich neben mich. Der Baron umarmte mich zum letzten Male und wir brachen auf.

›Ich wusste nicht, welche Gefahr mich bedrohte und das Schloß Méridor zu verlassen zwang. Ich befragte Gertrude, doch sie war eben so unwissend, als ich. Ich wagte es nicht, das Wort an unsere Führer zu richten, die ich nicht kannte. Wir marschierten daher schweigend und auf Umwegen, als ich mich nach ungefähr zwei Stunden in dem Augenblick, wo mich trotz meiner Unruhe die gleichmäßige und einförmige Bewegung der Sänfte einzuschläfern anfang, durch Gertrude, die mich am Arme ergriff, und mehr noch durch die Bewegung der Sänfte, welche anhielt, erweckt fühlte.

›Oh! mein Fräulein,‹ rief das arme Mädchen, ›was geschieht uns?‹

›Ich streckte meinen Kopf durch die Vorhänge; wir waren von sechs verlarvten Reitern umgeben; unsere Leute, welche sich hatten verteidigen wollen, waren entwaffnet und festgehalten.

›Ich war zu sehr erschrocken, um nach Hilfe zu rufen, und wer wäre auch auf unser Geschrei gekommen?‹

›Derjenige, welcher der Anführer der Verlarvten zu sein schien, kam an den Schlag heran.

›Beruhigt Euch, mein Fräulein,‹ sagte er, ›es wird Euch nichts Schlimmes widerfahren. Doch Ihr müsst uns folgen.‹

›Wohin?‹ fragte ich.

›An einen Ort, wo Ihr nicht nur entfernt nichts zu fürchten habt, sondern auch wie eine Königin behandelt werden sollt.‹

›Dieses Versprechen erschreckte mich mehr, als es eine Drohung getan hätte.

›Oh! mein Vater! mein Vater!‹ murmelte ich.

›Hört, mein Fräulein,‹ sagte Gertrude ganz leise zu mir, ›ich kenne die Gegend: ich bin Euch ergeben, ich bin stark, wir müssten viel Unglück haben, wenn es uns nicht gelingen sollte, zu entfliehen.‹

›Diese Versicherung meiner armen Zofe beruhigte mich durchaus nicht. Doch es ist etwas so Süßes, sich unterstützt zu fühlen, dass ich wieder ein wenig Kraft gewann.

›Macht mit uns, was Ihr wollt, meine Herren,‹ antwortete ich, ›wir sind zwei arme Frauen und können uns nicht verteidigen.‹

›Einer von den Männern stieg ab, nahm den Platz unseres Führers ein und veränderte die Richtung unserer Sänfte.‹

Bussy hörte, wie sich leicht denken lässt, der Erzählung von Diana mit der größten Aufmerksamkeit zu: in den ersten Regungen einer entstehenden großen Liebe liegt ein beinahe religiöses Gefühl für die Person, die man zu lieben anfängt. Die Frau, die das Herz erwählt, wird durch diese Wahl über andere Frauen erhoben; sie wächst, läutert sich, vergöttlicht sich, jede ihrer Gebärden ist eine Gunst, die sie uns bewilligt, jedes ihrer Worte eine Gnade, die sie uns angedeihen lässt; ihr Anschauen erfreut uns, ihr Lächeln erfüllt uns mit Entzücken.

Der junge Mann hatte die schöne Erzählerin die Geschichte ihres Lebens entrollen lassen, ohne dass er sie aufzuhalten wagte, ohne dass ihm der Gedanke kam, sie zu unterbrechen; jeder einzelne Umstand dieses Lebens, über welchem er zu wachen sich berufen fühlte, hatte für ihn ein mächtiges Interesse, und er hörte die Worte von Diana stumm und tief atmend, als wäre sein Dasein von jedem derselben abhängig gewesen. Als die junge Frau, ohne Zweifel zu schwach für die doppelte Aufregung, welche sie empfand, eine Aufregung, in der die Gegenwart alle Erinnerungen der Vergangenheit vereinigte, einen Augenblick innehielt, besaß Bussy nicht die Kraft, unter der Last seiner Unruhe zu verharren und er sprach die Hände faltend:

»Oh! fahrt fort, Madame, fahrt fort!«

Diana konnte sich in dem Interesse, das sie ihm einflößte, nicht täuschen; Alles stand in der Stimme, in der Gebärde, im Ausdrucke des Gesichts im Einklang mit der Bitte, welche seine Worte enthielten. Diana lächelte traurig und fuhr fort:

»Wir marschierten ungefähr drei Stunden, dann hielt die Sänfte an. Ich hörte ein Thor knarren; man wechselte einige Worte, die Sänfte setzte sich wieder in Marsch und ich fühlte, dass sie sich auf einem Boden fortbewegte, welcher klang wie eine Zugbrücke. Ich täuschte mich nicht; ich warf einen Blick aus der Sänfte: wir befanden, uns in dem Hofe eines Schlosses.

»Was für ein Schloss war es? Gertrude wusste es eben so wenig, als ich; oft hatten wir uns auf dem Weg zu orientieren gesucht, aber wir sahen nichts, als einen endlosen Wald. Allerdings waren wir Beide der Meinung, man lasse uns, um uns jeden Gedanken zu benehmen, wo wir wären, in diesem Walde einen unnötigen und berechneten Weg machen.

»Die Türe unserer Sänfte öffnete sich, und derselbe Mensch, der bereits mit uns gesprochen, lud uns ein, auszusteigen.

»Ich gehorchte schweigend. Zwei Männer, welche ohne Zweifel zum Schlosse gehörten, waren uns entgegengekommen, um uns mit Fackeln zu empfangen. Unsere Gefangenschaft kündigte sich, gemäß dem furchtbaren Versprechen, das man mir gegeben, unter den größten Rücksichten an. Wir folgten den Männern mit den Fackeln. Sie führten uns in ein reich ausgestattetes Schlafzimmer, dessen Verzierung, was die Eleganz und den Stil

betrefft, der glänzendsten Epoche von Franz I. anzugehören schien. Ein Imbiss erwartete uns auf einer kostbar gedeckten Tafel.

›Ihr seid zu Hause, Madame,‹ sagte zu mir der Mann, der bereits zweimal das Wort an mich gerichtet hatte, ›und da für Euch die Sorge einer Kammerfrau unentbehrlich ist, so wird Euch die Eurige nicht verlassen; ihr Zimmer ist neben dem Eurigen.‹

›Gertrude und ich wechselten einen freudigen Blick.

›So oft Ihr rufen wollt,‹ fuhr der Verlarvte fort, ›dürft Ihr nur mit diesem Hammer an die Türe schlagen, und Einer, der beständig im Vorzimmer wacht, wird sich sogleich Euren Befehlen unterziehen.‹

›Diese scheinbare Aufmerksamkeit deutete eine scharfe Bewachung an.

›Der Verlarvte verbeugte sich und ging weg; wir hörten, wie die Türe doppelt geschlossen wurde.

›Gertrude und ich befanden uns nun allein.

›Wir blieben einen Augenblick unbeweglich und betrachteten uns bei dem Schimmer der zwei Kandelaber, die den Tisch beleuchteten, auf welchem das Abendbrot aufgetragen war. Gertrude wollte den Mund öffnen, ich hieß sie durch ein Zeichen mit dem Finger schweigen; es behorchte uns vielleicht Jemand.

›Die Türe des Zimmers, welches man uns als das von Gertrude bezeichnet hatte, war offen; es kam uns gleichzeitig der Gedanke, es zu beschauen. Gertrude nahm einen Kandelaber und wir traten auf den Fußspitzen ein.

›Es war ein großes Kabinett, bestimmt, als Ankleidezimmer das Schlafzimmer zu vervollständigen. Es hatte eine Türe parallel mit der Türe des andern Gemaches, durch welches wir eingetreten waren; diese zweite Türe war wie die erste verziert mit einem kleinen Hammer von ziselierem Kupfer, der auf einen Nagel von demselben Metall fiel. Man hätte glauben sollen, Nägel wie Hämmer wären das Werk von Benvenuto Cellini.

›Die zwei Türen gingen offenbar in dasselbe Vorzimmer.

›Gertrude näherte sich dem Schlosse, der Riegel war doppelt vorgedrückt.

›Wir waren Gefangene.

»Es ist unglaublich, wie viele Gedanken, wenn zwei Personen, selbst von verschiedenen Lebensstellungen sich in einer und derselben Lage befinden und eine und dieselbe Gefahr teilen, es ist unglaublich, sage ich, wie viele Gedanken sich völlig gleichen und leicht der vermittelnden Erläuterungen und unnützen Worte entbehren.

»Gertrude näherte sich mir und sagte mit leiser Stimme:

›Habt Ihr bemerkt, mein Fräulein, dass wir, als wir den Hof verließen, nur fünf Stufen hinaufgestiegen sind?‹

›Ja,‹ antwortete ich.

›Wir befinden uns also im Erdgeschosse.‹

›Ohne allen Zweifel.‹

›Somit,‹ fügte sie leiser bei, indem sie ihre Augen auf die äußeren Läden heftete, ›somit, wenn . . . ‹

›Wenn diese Fenster nicht vergittert wären,‹ unterbrach ich sie.

›Ja, und wenn das Fräulein Mut hätte.‹

›Mut!‹ rief ich, ›oh! sei unbesorgt, ich werde Mut haben, mein Kind.‹

»Nun legte Gertrude ihren Finger auf den Mund.

›Ja, ja, ich verstehe Dich,‹ sagte ich zu ihr.

»Gertrude hieß mich durch ein Zeichen bleiben, wo ich wäre, und trug den Kandelaber auf den Tisch des Schlafzimmers zurück.

»Ich hatte ihre Absicht bereits begriffen und mich dem Fenster genähert, dessen Federn ich suchte.

»Ich fand sie oder vielmehr Gertrude, die wieder zu mir gekommen war, fand sie. Der Laden öffnete sich.

»Ich stieß einen Freudenschrei aus; das Fenster war nicht vergittert.

»Doch Gertrude hatte bereits die Ursache dieser scheinbaren Nachlässigkeit unserer Wächter bemerkt: ein breiter Teich bespülte den Fuß der Mauer; wir wurden durch zehn Fuß Wasser viel besser bewacht, als wir es durch die Gitter unserer Fenster gewesen wären.

»Doch als meine Augen von dem Wasser auf seine Ufer übergingen, erkannten sie eine Landschaft, mit der sie vertraut

waren; wir befanden uns in dem Schlosse Beaugé, das ich, wie gesagt, wiederholt mit meinem Vater besucht, und in welches man mich einen Monat zuvor am Tage des Todes meiner armen Daphne gebracht hatte.

»Das Schloß Beaugé gehörte dem Herrn Herzog von Anjou.

»Wie durch den Schimmer eines Blitzes erleuchtet, begriff ich nun Alles.

»Ich schaute den Teich mit einer düsteren Befriedigung an: er war ein letztes Mittel gegen die Gewalttat, eine äußerste Zuflucht gegen die Schande.

»Wir schlossen die Läden wieder. Ich warf mich ganz angekleidet auf mein Bett, Gertrude legte sich in einen Lehnstuhl und entschlief zu meinen Füßen.

»Zwanzigmal erwachte ich während dieser Nacht, von unerhörtem Schrecken erfasst; doch nichts rechtfertigte diesen Schrecken, als die Lage, in der ich mich befand; nichts deutete schlimme Absichten gegen mich an; Alles schlief im Schlosse oder schien wenigstens zu schlafen, und kein anderes Geräusch, als das Geschrei der Sumpfvögel unterbrach die Stille der Nacht.

»Der Tag erschien; während er der Landschaft den furchtbaren Charakter nahm, den ihr die Dunkelheit verleiht, bestätigte er mich in meinen Befürchtungen; jede Flucht war ohne eine äußere Hilfe unmöglich; und woher sollte uns diese Hilfe zukommen?

»Gegen neun Uhr klopfte man an unsere Türe: ich ging in das Zimmer von Gertrude und sagte ihr, sie möge zu öffnen erlauben.

»Ich konnte die Klopfenden durch die Öffnung der Verbindungstüre sehen; es waren unsere Diener vom vorhergehenden Tage; sie nahmen unser Abendbrot weg, das wir nicht berührt hatten, und brachten das Frühstück.

»Gertrude machte einige Fragen an sie, doch sie gaben keine Antwort und entfernten sich wieder.

»Ich kehrte in das Zimmer zurück; durch unsern Aufenthalt in dem Schlosse Beaugé und die scheinbare Achtung, mit der man uns behandelte, war mir Alles klar. Der Herr Herzog von Anjou sah mich bei dem Feste von Herrn von Monsoreau; der Herr Herzog von Anjou verliebte sich in mich; mein Vater wurde davon benachrichtigt und wollte mich den Verfolgungen, deren

Gegenstand ich ohne Zweifel werden sollte, entziehen; er entfernte mich von Méridor; doch er wurde entweder durch einen ungetreuen Diener oder durch einen unglücklichen Zufall verraten, seine Vorsicht war vergeblich, und ich fiel in die Hände des Mannes, dem er mich umsonst zu entziehen gesucht hatte.

»Ich blieb bei diesem Gedanken, dem einzigen wahrscheinlichen und in der Tat auch einzigen wahren, stehen.

»Auf die Bitten von Gertrude trank ich eine Tasse Milch und aß ein wenig Brot.

»Der Morgen verging mit dem Entwerfen von wahnsinnigen Plänen für eine Flucht. Und dennoch konnten wir hundert Schritte von uns, im Schilfrohr angebunden, eine Barke mit ihren Rudern sehen. Wäre diese Barke in unserem Bereiche gewesen, so hätten meine durch den Schrecken angespornten Kräfte, im Vereine mit den natürlichen Kräften von Gertrude, genügt, um uns aus der Gefangenschaft zu befreien.

»Während dieses Morgens störte uns nichts. Man brachte uns das Mittagsbrot, wie man uns das Frühstück gebracht hatte. Ich fiel vor Schwäche beinahe um und setzte mich zu Tische, wo ich nur von Gertrude bedient wurde; sobald unsere Wächter unser Mahl aufgetragen hatten, zogen sie sich zurück. Doch plötzlich entdeckte ich, mein Brot brechend, ein Billett.

»Ich öffnete es hastig; es enthielt nur folgende Worte:

›Ein Freund wacht über Euch. Morgen werdet Ihr Kunde von ihm und Eurem Vater erhalten.«

»Man begreift, wie groß meine Freude war: mein Herz schlug, dass die Brust hätte springen sollen. Ich zeigte das Billett Gertrude. Der Rest des Tages ging mit Hoffen und Warten hin.

»Die zweite Nacht verlief eben so ruhig, als die erste; dann kam die so sehr ersehnte Stunde des Frühstücks, denn ich zweifelte nicht, ich würde in meinem Brod ein neues Billett finden. Ich täuschte mich nicht; das Billett war in folgenden Worten abgefasst:

›Die Person, welche Euch entführt hat, kommt diesen Abend um zehn Uhr im Schlosse Beaugé an; doch der Freund, der über Euch wacht findet sich um neun Uhr unter Euren Fenstern mit einem Briefe Eures Vaters ein, der Euch das Vertrauen empfehlen

wird, das Ihr ihm vielleicht ohne diesen Brief nicht gewähren würdet.

›Verbrennt dieses Billett.«

»Ich las den Brief wieder und wieder, dann warf Ich ihn nach dem Bitten des Schreibers in das Feuer. Die Handschrift war mir völlig unbekannt, und ich gestehe, ich wusste nicht, woher er kommen konnte.

»Gertrude und ich verloren uns in Mutmaßungen; hundertmal gingen wir im Verlauf des Morgens an das Fenster, um zu sehen, ob wir Niemand an dem Ufer des Teiches und in der Tiefe des Waldes entdecken könnten; Alles war öde.

»Eine Stunde nach dem Mittagessen klopfte man an die Türe; es war zum ersten Male, dass man zu einer andern Zeit, als zu der, wo man uns das Essen brachte, bei uns einzutreten versuchte; da wir indessen kein Mittel hatten, uns von innen einzuschließen, so mussten wir den Eintritt zugeben. Es war der Mann, der mit uns an der Türe der Sänfte und im Hofe des Schlosses gesprochen hatte. Ich vermochte ihn nicht am Gesicht zu erkennen, da er verlarvt war, wenn er mit uns sprach; doch bei den ersten Worten, die er von sich gab, erkannte ich ihn an der Stimme.

»Er reichte mir einen Brief.

›In wessen Auftrag kommt Ihr, mein Herr?« fragte ich.

›Das Fräulein wolle den Brief lesen, und es wird selbst sehen,« antwortete er.

›Ich kann diesen Brief nicht lesen, da ich nicht weiß, von wem er kommt.«

›Mein Fräulein, es steht in Eurem Belieben, zu tun, was Ihr wollt. Ich hatte Befehl, Euch diesen Brief zu übergeben; ich lege ihn zu Euren Füßen nieder; gefällt es Euch, denselben aufzuheben, so werdet Ihr ihn aufheben.«

»Und der Diener, der ein Stallmeister zu sein schien, legte den Brief wirklich auf das Tabouret, auf welchem meine Füße ruhten, und entfernte sich.

›Was ist zu tun?« fragte ich Getrude.

›Wenn ich dem Fräulein einen Rat geben dürfte, so wäre es der, den Brief zu lesen. Vielleicht enthält er die Offenbarung einer

Gefahr, der wir uns, darauf aufmerksam gemacht, zu entziehen im Stande sein werden.<

»Der Rat war so vernünftig, dass ich von meinem ersten Entschluss abging und den Brief öffnete.«

In diesem Augenblick unterbrach sich Diana in ihrer Erzählung, stand auf, öffnete einen kleinen Schrank von der Art derjenigen, für welche wir den italienischen Namen Stippo beibehalten haben, und zog aus einem seidenen Portefeuille einen Brief hervor. Bussy warf einen Blick auf die Adresse und las:

»An die schöne Diana von Méridor.«

Dann die junge Frau anschauend, sagte er:

»Diese Adresse ist von der Hand des Herzogs von Anjou.«

»Ah!« rief Diana mit einem Seufzer, »er hat mich also nicht getäuscht.«

Dann, als Bussy zögerte, den Brief zu öffnen, fuhr sie fort:

»Lest, der Zufall hat Euch mit dem ersten Schlage in das Innerste meines Lebens versetzt; ich darf keine Geheimnisse mehr für Euch haben.«

Bussy gehorchte und las:

›Ein unglücklicher Prinz, den Eure himmlische Schönheit im Herzen berührt hat, wird diesen Abend um zehn Uhr zu Euch kommen, um sein Benehmen gegen Euch zu entschuldigen, ein Benehmen, für welches es, wie er wohl fühlt, keine andere Entschuldigung gibt, als die unüberwindliche Liebe, die er für Euch empfindet.<

Franz.«

»Dieser Brief war also wirklich vom Herzog von Anjou?« fragte Diana.

»Ach! ja,« antwortete Bussy, »es ist seine Handschrift und sein Namenszug.«

Diana seufzte und murmelte:

»Sollte er weniger schuldig sein, als ich glaubte?«

»Wer, der Prinz?« fragte Bussy.

»Nein, er, der Graf von Monsoreau.«

Bussy seufzte ebenfalls und sprach dann:

»Fahrt fort, Madame, und wir werden den Prinzen und den Grafen beurteilen.«

»Dieser Brief, an dessen Echtheit zu zweifeln ich damals keine Ursache hatte, da er so sehr mit meinen eigenen Befürchtungen übereinstimmte, bezeichnete mir, wie es Gertrude vorhergesehen, die Gefahr, der ich ausgesetzt war, und machte mir die Vermittlung des unbekanntes Freundes, der mir im Namen meines Vaters seine Hilfe anbot, noch viel kostbarer. Meine ganze Hoffnung beruhte also auf ihm.

»Unsere Nachforschungen begannen wieder; die Scheiben durchdringend, verließen unsere Blicke den Teich und den unsern Fenstern gegenüberliegenden Teil des Waldes nicht mehr. In der ganzen Ausdehnung, welche unsere Blicke zu umfassen vermochten, sahen wir nichts, was sich auf unsere Hoffnungen zu beziehen und dieselben zu unterstützen schien.

»Es kam die Nacht, doch da wir uns im Monat Januar befanden, so trat die Nacht sehr bald ein; vier bis fünf Stunden trennten uns daher noch von dem entscheidenden Augenblick; wir warteten voll Bangigkeit.

»Es war eine von den schönen, klaren Winternächten, während welcher man sich, wenn keine Kälte herrschte, gegen das Ende des Frühjahrs, oder gegen den Anfang des Herbstes versetzt glauben würde. Der Himmel glänzte mit tausend Sternen besät, und aus einer Ecke dieses Himmels beleuchtete der Mond, einer Sichel ähnlich, die Landschaft mit seinem silbernen Schimmer. Wir öffneten das Fenster in dem Zimmer von Gertrude, welches in jedem Fall weniger streng beobachtet werden musste, als das meinige.

»Gegen sieben Uhr stieg ein leichter Dunst von dem Teiche auf, doch einem Gazeschleier ähnlich, hinderte dieser Dunst nicht, zu sehen, oder allmählich an die Dunkelheit sich gewöhnend vermochten vielmehr unsere Augen diesen Dunst zu durchdringen.

»Da uns nichts die Zeit ermessen half, so hätten wir nicht sagen können, wie viel Uhr es war, als wir am Saum des Waldes durch diese durchsichtige Finsternis Schatten sich bewegen zu sehen glaubten. Diese Schatten schienen sich vorsichtig zu nähern, wobei sie sich an die Bäume hielten, welche die Finsternis

verdichteten und ihnen zugleich Schutz gewährten. Wir kamen auf den Gedanken, diese Schatten könnten am Ende nur ein Spiel unseres ermüdeten Gesichts sein, als das Wiehern eines Pferdes den Raum durchdrang und bis zu uns gelangte.

»Das sind unsere Freunde,« flüsterte Gertrude.

»Oder der Prinz,« erwiderte ich.

»Oh! der Prinz,« sagte sie, »der Prinz würde sich nicht verbergen.«

»Diese so einfache Äußerung zerstreute meinen Verdacht und beruhigte mich.

»Wir verdoppelten unsere Aufmerksamkeit.

»Ein Mann schritt allein heran: es kam mir vor, als verliese er einige Menschen, welche unter dem Schutze einer Baumgruppe zurückgeblieben waren.

»Dieser Mann ging gerade auf die Barke zu, band sie von ihrem Pfahl los, stieg hinein und die Barke glitt leicht in der Richtung nach unserem Fenster über das Wasser hin.

»Während sie vorrückte, strengten sich meine Augen furchtbar an, um die Dunkelheit zu durchdringen.

»Ich glaubte von Anfang die hohe Gestalt und dann die düsteren, scharf ausgeprägten Züge des Grafen von Monsoreau zu erkennen. Als er zehn Schritte von uns war, blieb mir kein Zweifel mehr.

»Ich fürchtete mich nun eben so sehr vor der Hilfe, als vor der Gefahr. Ich blieb stumm, unbeweglich und in die Ecke des Fensters gedrückt, so dass er mich nicht sehen konnte. Sobald er am Fuße der Mauer war, band er seine Barke an einem Ringe an, und ich sah seinen Kopf auf der Höhe des Fenstergesimses erscheinen.

»Ich vermochte mich eines leichten Schreis nicht zu erwehren.

»Ah! Verzeiht,« sprach der Graf von Monsoreau, »ich glaubte, Ihr erwartetet mich.«

»Ich erwartete allerdings irgend Jemand, mein Herr,« antwortete ich, »doch ich wusste nicht, dass Ihr der Jemand wäret.«

»Ein bitteres Lächeln zog über das Antlitz des Grafen hin.

»Wer außer mir und Eurem Vater wacht über der Ehre von Diana von Méridor?«

›In dem Briefe, den Ihr mir geschrieben, mein Herr, sagtet Ihr mir, Ihr kämt im Auftrage meines Vaters?‹

›Ja, mein Fräulein, und da ich vorhergesehen, Ihr würdet an meiner Sendung zweifeln, so nehmt dieses Billett des Barons.‹

»Und der Graf reichte mir ein Papier.

»Wir hatten weder Kerzen noch Kandelaber angezündet, damit es uns freistünde, in der Dunkelheit Alles zu tun, was uns die Umstände gebieten würden. Ich ging aus dem Zimmer von Gertrude in das meinige, kniete vor dem Feuer nieder und las bei dem Schimmer der Flamme des Herdes:

»Meine liebe Diana, der Herr Graf von Monsoreau kann Dich allein der Gefahr entreißen, der Du preisgegeben bist, und diese Gefahr ist ungeheuer. Vertraue Dich ihm ganz und gar an, wie dem besten Freunde, den uns der Himmel zu schicken vermag.«

»Er wird Dir später sagen, was Du nach dem innigsten Wunsche meines Herzens zu tun hast, um die Schuld abzutragen, die wir gegen ihn eingehen. ›Dein Vater, der Dich ihm zu glauben, und mit Dir und ihm Mitleid zu haben bittet,

›Baron von Méridor.‹

»Es waltete nichts Festes in meinem Geiste gegen Herrn von Monsoreau ob; der Widerwille, den er mir einflößte, war mehr instinktartig, als eine Folge vernünftiger Gründe. Ich hatte ihm nichts vorzuwerfen, als den Tod einer Hirschkuh, und das war ein sehr leichtes Verbrechen für einen Jäger.

»Ich trat daher wieder an das Fenster.«

›Nun?‹ fragte er.

›Mein Herr, ich habe den Brief meines Vaters gelesen; er sagt mir, Ihr wäret bereit, mich von hier wegzuführen; doch er sagt mir nicht, wohin Ihr mich führen werdet.‹

›Ich führe Euch dahin, wo Euch der Baron erwartet, mein Fräulein.‹

›Und wo erwartet er mich?‹

›Im Schlosse Méridor.‹

›Also werde ich meinen Vater wiedersehen?‹

›In zwei Stunden.«

›Oh! mein Herr, wenn Ihr die Wahrheit sprecht . . . «

›Ich hielt inne; der Graf erwartete sichtbar das Ende meines Satzes?

›Zählt auf meine ganze Dankbarkeit,« fügte ich mit zitternder, schwacher Stimme bei, denn ich erriet, was er von dieser Dankbarkeit erwarten konnte, und hatte nicht die Kraft, dies auszusprechen.

›Ihr seid also bereit, mir zu folgen, mein Fräulein?« fragte der Graf.

›Ich schaute Gertrude unruhig an; es war leicht zu sehen, dass das düstere Gesicht des Grafen sie nicht mehr beruhigte, als mich.

›Bedenkt, dass jede entfliehende Minute unendlich kostbarer für Euch ist, als Ihr Euch einbilden könnt,« sagte er. ›Ich bin ungefähr eine halbe Stunde zurück; es wird bald zehn Uhr sein, . . . und habt Ihr nicht die Nachricht erhalten, der Prinz werde um zehn Uhr im Schlosse Beaugé eintreffen?«

›Ach ja!« antwortete ich.

›Ist der Prinz einmal hier, so kann ich nichts mehr für Euch tun, als mein Leben ohne Hoffnung einsetzen, während ich es in diesem Augenblick mit der Gewissheit, Euch zu retten, wage.«

›Warum ist mein Vater nicht gekommen?«

›Denkt Ihr, Euer Vater sei nicht von Spähern umgeben? Denkt Ihr, er könne einen Schritt tun, ohne dass man weiß, wohin er geht?«

›Doch Ihr?« fragte ich.

›Bei mir ist es etwas Anderes; ich bin der Freund, der Vertraute des Prinzen.«

›Aber mein Herr,« rief ich, ›wenn Ihr der Freund, der Vertraute des Prinzen seid, so . . . «

›So verrate ich ihn, Euch zu Liebe, ja so ist es. Ich sagte Euch auch in diesem Augenblick, ich wage mein Leben, um Eure Ehre zu retten.«

›Es lag ein solcher Ausdruck von Überzeugung in dieser Antwort des Grafen und sie stand so sichtbar mit der Wahrheit im Einklang, dass ich, obgleich es mir noch teilweise widerstrebte,

mich ihm anzuvertrauen, doch keine Worte fand, um dieses Widerstreben auszudrücken.

›Ich warte,‹ sagte der Graf.

›Ich sah, dass Gertrude eben so unentschlossen war, als ich.

›Seht,‹ sagte Herr von Monsoreau zu mir, ›wenn Ihr noch zweifelt, so schaut auf jene Seite.‹

›Und auf der entgegengesetzten Seite zeigte er mir, am andern Ufer des Teiches hingehend, eine Truppe von Reitern, welche nach dem Schlosse vorrückten.

›Wer sind diese Männer?‹ fragte ich.

›Es ist der Herzog von Anjou mit seinem Gefolge,‹ antwortete er.

›Mein Fräulein,‹ sagte Gertrude, ›wir haben keine Zeit zu verlieren.‹

›Es ist bereits zu viel verloren,‹ sprach der Graf, ›im Namen des Himmels entscheidet Euch.‹

›Ich fiel auf einen Stuhl, es gebrach mir an Kräften, und ich murmelte nur:

›Oh! mein Gott! mein Gott!‹

›Hört,‹ sagte der Graf, ›hört, sie klopfen an das Thor.‹

›Man hörte in der Tat den Hammer unter der Hand von zwei Männern erdröhnen, welche wir hatten von der Gruppe sich trennen und vorausseilen sehen.

›In fünf Minuten ist es nicht mehr Zeit,‹ sprach der Graf.

›Ich versuchte aufzustehen; meine Beine wankten.

›Hilf mir, Gertrude,‹ stammelte ich, ›hilf mir!‹

›Mein Fräulein,‹ sagte das arme Mädchen, ›hört Ihr das Thor sich öffnen? Hört Ihr die Pferde im Hofe stampfen?‹

›Ja! Ja!‹ antwortete ich mit einer Anstrengung.

›Doch die Kräfte fehlen mir.‹

›Oh! ist es nur das?‹ sagte sie und nahm mich in ihre Arme, hob mich auf, wie sie es mit einem Kind getan hätte, und legte mich in die Arme des Grafen.

›Die Berührung dieses Mannes fühlend, bebte ich so heftig, dass ich ihm beinahe entschlüpft und in den See gefallen wäre.

›Aber er presste mich an seine Brust und setzte mich in dem

Schiffe nieder.

»Gertrude folgte mir, und stieg herab, ohne einer Hilfe zu bedürfen.

»Da gewahrte ich, dass mein Schleier sich losgemacht hatte und auf dem Wasser schwamm.

»Es kam mir der Gedanke, er würde unsere Spur anzeigen.

»Meinen Schleier! meinen Schleier!« sagte ich zu dem Grafen, »fangt doch meinen Schleier auf.«

»Der Graf warf einen Blick auf den Gegenstand, den ich ihm mit dem Finger bezeichnete, und erwiderte dann:

»Nein, es ist besser auf diese Art.«

»Und die Ruder ergreifend, gab er der Barke einen mächtigen Antrieb, dass wir uns mit ein paar Stößen nahe am Ufer des Teiches befanden.

»In diesem Augenblick sahen wir die Fenster meines Zimmers sich erleuchten! Diener traten mit Lichtern ein.

»Habe ich Euch getäuscht?« fragte Herr von Monsoreau, »war es Zeit?«

»Oh! ja, ja, mein Herr, Ihr seid in der Tat mein Retter,« antwortete ich.

»Die Lichter liefen indessen in großer Unruhe bald in meinem Zimmer, bald in dem von Gertrude hin und her. Wir hörten Rufe; ein Mann trat ein, vor dem die Andern zurückwichen. Dieser Mann näherte sich dem offenen Fenster, erblickte den auf dem Wasser schwimmenden Schleier, und stieß einen Schrei aus.

»Seht Ihr, dass ich wohl daran getan habe, den Schleier zurückzulassen?« sagte der Graf, »der Prinz wird glauben, Ihr habet Euch, um ihm zu entgehen, in den See gestürzt, und während er Euch suchen lässt, fliehen wir.«

»Da zitterte ich wirklich vor den finsternen Tiefen dieses Geistes, der schon zum Voraus auf ein solches Mittel gerechnet hatte.«

Dreizehntes Kapitel.

Wer Diana von Méridor war.

Der Vertrag.

Es trat wieder ein kurzes Stillschweigen ein. Beinahe eben so sehr bewegt bei dieser Erinnerung, als sie es in der Wirklichkeit gewesen war, fühlte Diana, wie ihr die Stimme den Dienst verweigern wollte. Bussy hörte ihr mit allen Fähigkeiten seiner Seele zu und schwor zum Voraus einen ewigen Hass allen ihren Feinden, wer sie auch sein möchten.

Endlich, nachdem sie an einem Flacon gerochen hatte, den sie aus der Tasche zog, fuhr Diana fort:

»Kaum hatten wir den Fuß auf die Erde gesetzt, als sieben bis acht Männer auf uns zuliefen. Es waren Leute des Grafen, unter denen ich zwei Diener zu bemerken glaubte, welche unsere Sänfte begleiteten, als wir durch die Menschen angegriffen wurden, die mich nach dem Schlosse Beaugé führten. Ein Stallmeister hielt zwei Pferde an der Hand; das eine derselben war ein Rappe des Grafen, das andere ein für mich bestimmter weißer Zelter. Der Graf half mir den Zelter besteigen und schwang sich auf sein Ross, sobald ich im Sattel saß.

»Gertrude ritt auf dem Kreuze hinter einem von den Dienern des Grafen.

»Diese Anordnungen waren kaum getroffen, als wir uns im Galopp entfernten.

»Der Graf nahm meinen Zelter beim Zaume; ich bemerkte ihm, ich verstünde gut genug zu reiten, dass er sich dieser Vorsichtsmaßregel überheben könnte, doch er entgegnete mir, mein Pferd wäre scheu und könnte einen Seitensprung machen, der mich von ihm trennen würde.

»Wir ritten ungefähr zehn Minuten, als ich die Stimme von Gertrude mich rufen hörte. Ich wandte mich um und sah, dass unsere Truppe sich in zwei Hälften geteilt hatte; vier Mann schlugen einen Seitenpfad ein und führten sie in den Wald fort,

während der Graf von Monsoreau und die vier andern mit mir den bisherigen Weg verfolgten.

›Gertrude!‹ rief ich.

›Mein Herr, warum kommt Gertrude nicht mit uns?‹

›Das ist eine unerlässliche Maßregel,‹ antwortete der Graf, ›wenn wir verfolgt werden, so müssen wir zwei Spuren zurückgelassen haben; man muss auf zwei Seiten sagen können, man habe eine Frau durch Männer entführen sehen; dann können wir hoffen, dass der Herzog von Anjou einen falschen Weg einschlägt und einer Zofe nachjagt, statt uns zu verfolgen.«

»Obgleich scheinbar vernünftig, befriedigte mich die Antwort nicht: doch was war zu sagen, was war zu tun? Ich seufzte und wartete.

»Überdies war der Weg, den der Graf verfolgte, wohl derjenige, welcher nach dem Schlosse Méridor zurückführte. In einer Viertelstunde sollten wir, so wie wir ritten, das Schloss erreichen, als der Graf plötzlich, auf einem Kreuzwege des Waldes, der mir wohl bekannt war, statt sich auf dem Wege zu halten, der mich zu meinem Vater zurückbrachte, links einbog und einen Pfad wählte, der sich sichtbar von der Richtung unseres Schlosses entfernte. Ich schrie laut auf und stützte bereits, trotz des raschen Laufes meines Zelters, die Hand auf den Sattelknopf, um zu Boden zu springen, als der Graf, der ohne Zweifel alle meine Bewegungen beobachtete, sich auf meine Seite neigte, mich mit seinem Arme umschlang, von meinem Rosse aufhob und auf den Sattelbogen seines Pferdes setzte. Sobald der Zelter sich frei fühlte, entfloh er wiehernd durch den Wald.

»Diese ganze Handlung wurde so rasch von Seiten des Grafen ausgeführt, dass ich nicht Zeit hatte, einen Schrei auszustoßen.

›Herr von Monsoreau legte mir schnell die Hand auf den Mund und sprach:

›Mein Fräulein, ich schwöre Euch bei meiner Ehre, dass ich Alles auf Befehl Eures Vaters tue, wie ich Euch bei dem ersten Halt, den wir machen, beweisen werde; genügt Euch dieser Beweis nicht oder scheint er Euch zweifelhaft, so seid Ihr, ebenfalls bei meiner Ehre, frei, mein Fräulein.‹

›Mein Herr, Ihr sagtet mir, Ihr würdet mich zu meinem Vater

führen,« rief ich, seine Hand von mir stoßend und den Kopf zurückwerfend.

›Ja, ich sagte Euch das, weil ich sah, dass Ihr zögertet, mir zu folgen, und ein Augenblick dieses Zögerns mehr richtete uns zu Grunde, ihn, Euch und mich, wie Ihr selbst sehen konntet. Nun lasst hören,« sagte der Graf anhaltend, ›wollt Ihr den Baron töten? Wollt Ihr geraden Wegs Eurer Schande in die Hände, laufen? Sprecht ein Wort, und ich führe Euch nach dem Schlosse Méridor zurück.«

›Ihr sagtet, Ihr würdet mir einen Beweis geben, dass Ihr im Namen meines Vaters so handeltet.«

›Wohl, so empfangt diesen Beweis. Nehmt diesen Brief und lest ihn in dem ersten Lager, wo wir anhalten. Wollt Ihr, wenn Ihr ihn gelesen, in das Schloss zurückkehren, so seid Ihr frei, das wiederhole ich Euch abermals bei meiner Ehre. Doch bleibt Euch noch einige Achtung vor den Befehlen des Barons, so werdet Ihr nicht zurückkehren, dessen bin ich gewiss.«

›Vorwärts, mein Herr, damit wir rasch das erste Lager erreichen, denn es drängt mich, Gewissheit zu erlangen, ob Ihr die Wahrheit sprecht.«

›Erinnert Euch, dass Ihr mir freiwillig folgt.«

›Ja, frei, in so weit ein Mädchen in einer Lage frei ist, wo es auf der einen Seite den Tod seines Vaters und seine Schande, und auf der andern die Notwendigkeit steht, sich dem Worte eines Mannes anzuvertrauen, den es kaum kennt; gleichviel, ich folge Euch freiwillig und Ihr könnt Euch dessen versichern, wenn Ihr mir ein Pferd geben wollt.«

›Der Graf hieß einen von seinen Leuten durch ein Zeichen absteigen; ich sprang von seinem Pferde herab und befand mich einen Augenblick nachher neben ihm im Sattel.

›Der Zelter kann nicht fern sein,« sagte er zu dem Mann, der abgestiegen war, ›sucht ihn im Walde, ruft Ihn, Ihr wisst, dass er wie ein Hund auf seinen Namen oder auf die Pfeife kommt. Ihr werdet uns in La Châtre wieder einholen.«

›Ich bebte unwillkürlich, La Châtre war bereits mehr als zehn Stunden von dem Schlosse Méridor auf der Straße nach Paris entfernt.

›Mein Herr,‹ sagte ich zu ihm, ›ich begleite Euch, doch in La Châtre werden wir unsere Bedingungen machen.‹

›Das heißt, mein Fräulein,‹ erwiderte der Graf, ›in La Châtre werdet Ihr mir Eure Befehle geben.‹

›Dieser scheinbare Gehorsam beruhigte mich nicht; da mir jedoch die Wahl der Mittel nicht zu Gebot stand und dasjenige, welches sich mir zeigte, das einzige war, um dem Herzog von Anjou zu entkommen, so setzte ich schweigsam meinen Weg fort. Bei Tagesanbruch erreichten wir La Châtre. Doch statt in das Dorf zu reiten, ritten wir hundert Schritte von den ersten Gärten querfeldein und wandten uns nach einem abgelegenen Hause.

›Ich hielt mein Pferd an und fragte:

›Wohin gehen wir?‹

›Hört, mein Fräulein,‹ sprach der Graf, ›ich habe bereits die außerordentliche Schärfe Eures Geistes wahrgenommen, und, an Euren Geist appelliere ich auch. Können wir, vor den Nachstellungen des nach dem König mächtigsten Prinzen fliehend, in einem gewöhnlichen Gasthofe und mitten in einem Dorfe anhalten, wo uns der erste der beste Bauer, der uns sieht, angeben wird? Man kann *einen* Menschen erkaufen, aber man kann nicht ein ganzes Dorf erkaufen.‹

›In allen Antworten des Grafen lag eine Logik oder wenigstens eine scheinbare Logik, der ich wenig entgegen zu halten wusste.

›Gut,‹ sagte ich zu ihm, ›reiten wir weiter.‹

›Und wir setzten uns wieder in Marsch.

›Wir wurden erwartet; ein Mann hatte sich, ohne dass ich es bemerkte, von unserer Eskorte getrennt und war voraus geritten. Ein gutes Feuer brannte in dem Kamin eines ziemlich reinlichen Zimmers, und ein Bett stand bereit.

›Hier ist Euer Zimmer, mein Fräulein,‹ sagte der Graf, ›ich werde Eure Befehle erwarten.‹

›Er grüßte, zog sich zurück und ließ mich allein. ›Es war meine erste Sorge, mich der Lampe zu nähern und den Brief meines Vaters aus meiner Brust hervorzuziehen . . . Hier ist er, Herr von Bussy; ich mache Euch zum Richter, lest.‹

Bussy nahm den Brief und las:

›Meine viel geliebte Diana, wenn Du, wie ich nicht bezweifle,

meiner Bitte Dich fiegend, dem Herrn Grafen von Monsoreau gefolgt bist, so weißt Du durch ihn, dass Du das Unglück gehabt hast, dem Herzog von Anjou zu gefallen, und dass er es gewesen ist, der Dich entführen und nach dem Schlosse Beaugé bringen ließ; schließe aus dieser Gewalttat, wozu der Herzog fähig ist, und welche Schande Dich bedroht. Es gibt ein Mittel, dieser Schande, die ich nicht überleben würde, zu entkommen; es besteht darin, dass Du unsern edlen Freund heiratest; bist Du einmal Gräfin von Monsoreau, so wird Dich der Graf verteidigen, und er hat mir geschworen, Dich durch alle ihm zu Gebot stehende Mittel zu verteidigen. Es ist daher mein Wunsch, geliebte Tochter, dass diese Heirat so bald als möglich stattfinden möge, und wenn Du meinen Wünschen entsprichst, so füge ich meiner entschiedenen Einwilligung meinen väterlichen Segen bei und bitte Gott, er möge Dir alle Schätze des Glückes gewähren, die seine Liebe für Herzen wie das Deinige vorbehalten hat.

»Dein Vater, der Dir nicht befiehlt, sondern Dich bittet,

»Baron von Méridor.«

»Ach!« sprach Bussy, »wenn dieser Brief von Eurem Vater ist, Madame, so lautet er nur zu bestimmt.«

»Er ist von ihm und darüber habe ich keinen Zweifel; nichtsdestoweniger las ich ihn dreimal ehe ich einen Entschluss fasste. Endlich rief ich den Grafen. Er trat sogleich ein, woraus ich ersah, dass er vor der Türe gewartet hatte.

»Ich hielt den Brief in der Hand.

›Nun,‹ sagte er zu mir, ›Ihr habt gelesen?‹

›Ja,‹ antwortete ich.

›Zweifelt Ihr immer noch an meiner Ergebenheit und an meiner Achtung?‹

›Ich würde daran gezweifelt haben, mein Herr,‹ antwortete ich, ›hätte mir nicht dieser Brief den mir fehlenden Glauben geboten. Doch lasst nun hören, mein Herr, angenommen, ich wäre geneigt, dem Rate meines Vaters nachzukommen: was gedenkt Ihr zu tun?‹

»»Ich gedenke Euch nach Paris zu führen, mein Fräulein; dort

ist es noch leichter, Euch zu verbergen.<

›Und mein Vater?<

›Ihr wisst wohl, dass er überall sein wird, wo Ihr seid, und sobald Ihr nicht mehr durch seine Gegenwart gefährdet werden könnt, wird der Baron nachfolgen.<

›Wohl, mein Herr, ich bin bereit, Euren Schutz unter den Bedingungen anzunehmen, die Ihr mir vorschreibt.<

›Ich schreibe nichts vor, mein Fräulein,< entgegnete der Graf, ›ich biete Euch einzig und allein ein Mittel zur Rettung.<

›Wohl, ich verbessere meine Worte und sage mit Euch: ich bin bereit, das Mittel der Rettung, das Ihr mir anbietet, unter drei Bedingungen anzunehmen.<

›Sprecht, mein Fräulein.<

›Die erste ist die, dass mir Gertrude zurückgegeben wird.<

›Sie ist da,< sagte der Graf.

›Die zweite, dass wir bis Paris getrennt reisen.<

›Ich wollte Euch diese Trennung anbieten, um Euer Zartgefühl zu beruhigen.<

›Und die dritte, dass unsere Heirat, wenn nicht ihre Dringlichkeit von meiner Seite anerkannt wird, nur in Gegenwart meines Vaters stattfindet.<

›Das ist mein lebhaftestes Verlangen und ich zähle auf seinen Segen, um den des Himmels auf uns herabzurufen.<

›Ich war ganz erstaunt, denn ich glaubte, ich würde bei dem Grafen einen Widerstand gegen diesen dreifachen Ausdruck meines Willens finden, und er machte im Gegenteil nicht die geringste Einwendung.<<

›Mein Fräulein,< sagte Herr von Monsoreau, ›erlaubt mir nun, Euch ebenfalls einige Ratschläge zu geben.<

›Ich höre, mein Herr.<

›Reist nur bei Nacht.<

›Hierzu bin ich entschlossen.<

›Überlasst mir die Sorge für Eure Lager und die Wahl des Weges; alle meine Vorsichtsmaßregeln werden ein Ziel im Auge haben, das, Euch dem Herzog von Anjou entkommen zu lassen.<

›Wenn Ihr mich liebt, wie Ihr sagt, mein Herr, so sind unsere

Interessen dieselben; ich habe daher keinen Einwurf gegen Euer Verlangen zu machen.«

›In Paris nehmt endlich die Wohnung an, die ich für Euch bereit halten werde, so einfach und abgelegener sie auch sein mag.«

›Ich will nur verborgen leben, mein Herr, und je abgelegener und einfacher die Wohnung ist, desto mehr muss sie einer Flüchtigen zusagen.«

›So verstehen wir uns also in jedem Punkte, mein Fräulein, und um mich mit diesem von Euch entworfenen Plane in Einklang zu setzen, habe ich Euch nur noch meine Ehrfurcht zu bezeigen, Eure Kammerfrau zu schicken, und mich mit dem Wege zu beschäftigen, den Ihr verfolgen sollt.«

›Mein Herr,« erwiderte ich, »ich bin meinerseits Edeldame, wie Ihr Edelmann seid, haltet alle Eure Versprechungen, und ich werde alle die meinigen halten.«

›Mehr verlange ich nicht,« rief der Graf, »und diese Zusage gewährt mir die Versicherung, dass ich bald der Glücklichste der Menschen sein werde.«

›Nach diesen Worten verbeugte er sich und ging weg.

›Fünf Minuten nachher trat Gertrude ein.

›Die Freude dieser treuen Dienerin war groß; sie hatte geglaubt, man wollte sie für immer von mir trennen. Ich erzählte ihr, was vorgefallen war; ich bedurfte einer Person, welche in alle meine Absichten eingehen, alle meine Wünsche unterstützen, vorkommenden Falles ein halbes Wort verstehen, auf ein Zeichen oder auf eine Gebärde gehorchen würde. Diese Bereitwilligkeit von Herrn von Monsoreau setzte mich in Erstaunen und ich befürchtete irgend eine Verletzung des zwischen uns festgestellten Vertrages.

›Bald hörten wir das Geräusch eines Pferdes, das sich entfernte. Ich lief an das Fenster, es war der Graf, der im Galopp wieder den Weg einschlug, dem wir gefolgt waren. Warum kehrte er auf diesem Wege zurück, statt vorwärts zu reiten? das begriff ich nicht. Doch er hatte den ersten Artikel des Vertrags vollzogen, indem er mir Gertrude zurückgab, und vollzog den zweiten, indem er sich entfernte. Es war nichts zu sagen. Überdies beruhigte mich dieser Abgang des Grafen, nach welchem Ziele er sich auch

richten mochte.

»Wir brachten den ganzen Tag, von unserer Wirtin bedient, in dem kleinen Hause zu: erst am Abend traf derjenige ein, welchen ich für den Anführer unserer Eskorte gehalten hatte, und fragte nach meinen Befehlen. Da mir die Gefahr um so größer vorkam, je näher ich bei dem Schlosse Beaugé war, so antwortete ich ihm, ich wäre bereit; fünf Minuten nachher kehrte er zurück und meldete mir mit einer Verbeugung, dass man nur noch auf mich warte. Vor der Türe fand ich meinen weißen Zelter; er war, wie es der Graf von Monsoreau vorhergesehen, auf den ersten Ruf zurückgekommen.

»Wir marschierten die ganze Nacht und hielten bei Tagesanbruch an. Ich berechnete, dass wir ungefähr fünfzehn Stunden zurückgelegt hatten; übrigens waren von Herrn von Monsoreau alle Vorsichtsmaßregeln genommen worden, dass ich weder durch die Müdigkeit, noch durch die Kälte litt. Der von ihm gewählte Zelter hatte einen besonders sanften Trab, und man warf mir, als ich das Haus verließ, einen Pelzmantel über die Schultern.

»Dieser Halt glich dem ersten und alle unsere Nachtmärsche glichen dem, welchen wir bereits gemacht: stets dieselben Rücksichten und dieselbe Ehrfurcht; überall die gleiche Sorgfalt; offenbar reiste uns Jemand voran, der die Wohnungen für uns in Bereitschaft setzen ließ: ob dies der Graf war, wusste ich nicht, denn dieser Teil unseres Vertrages wurde mit derselben Regelmäßigkeit erfüllt, wie die andern, und ich sah ihn nicht ein einziges Mal auf dem ganzen Wege.

»Am Abend des siebenten Tages erblickte ich von einem Hügel herab eine große Masse von Häusern. Es war Paris.

»Wir machten Halt, um die Nacht abzuwarten; als es hinreichend dunkel war, begaben wir uns wieder auf den Weg. Bald zogen wir durch ein Thor, und der erste Gegenstand, den ich jenseits desselben wahrnahm, war ein ungeheures Gebäude, in welchem ich an seinen hohen Mauern ein Kloster erkannte, und dann kamen wir zweimal über den Fluss. Wir wandten uns rechts und befanden uns nach einem Marsche von zehn Minuten auf dem Platze der Bastille. Ein Mann, der uns zu erwarten schien, entfernte sich von einer Türe, näherte sich dem Anführer der

Eskorte und sagte zu ihm:

›Es ist hier!‹

»Der Anführer der Eskorte wandte sich gegen mich um und sprach:

›Madame, Ihr hört, wir sind an Ort und Stelle.‹

»Und von seinem Pferde springend, reichte er mir die Hand, um mich von meinem Zelter absteigen zu lassen, wie er dies auf jeder Station zu tun pflegte.

»Die Türe war offen; eine auf den Stufen stehende Lampe erleuchtete die Treppe.

›Madame,‹ sprach der Anführer der Eskorte, ›Ihr seid hier zu Hause; an dieser Türe endigt unser Auftrag, Euch zu geleiten; darf ich mir schmeicheln, diesen Auftrag nach Euren Wünschen und mit der gebührenden Ehrfurcht vollzogen zu haben?‹

›Ja, mein Herr,‹ antwortete ich, ›und ich habe Euch nur meinen Dank zu sagen; entbietet diesen auch den braven Leuten, die mich begleiteten. Gern möchte ich sie auf eine nachdrücklichere Weise belohnen, aber ich besitze nichts.‹

›Beunruhigt Euch nicht hierüber, Madame,‹ entgegnete derjenige, bei welchem ich mich entschuldigte, ›sie sind reichlich belohnt.‹

»Und er verbeugte sich, stieg wieder zu Pferde und sagte zu den Andern:

»Kommt, Ihr Leute, und Keiner von Euch erinnere sich morgen früh hinreichend dieser Türe, um sie wiederzuerkennen.‹

»Nach diesen Worten entfernte sich die kleine Truppe im Galopp und verlor sich in der Rue Saint-Antoine.

»Die erste Sorge von Gertrude war es, die Türe wieder zu schließen, und wir sahen durch das Gitter, wie sie weg ritten.

»Dann gingen wir auf die durch die Lampe beleuchtete Treppe zu; Gertrude schritt voran.

»Wir stiegen die Stufen hinauf und befanden uns in der Flur; die drei Türen derselben waren offen.

»Wir wählten die mittlere und traten in den Salon, in welchem wir uns befinden. Er war völlig erleuchtet, wie in diesem Augenblick. Ich öffnete diese Türe und gewahrte ein großes Ankleidecabinet; dann diese andere, welche in mein

Schlafzimmer führte, und sah mich zu meinem großen Erstaunen meinem Portrait gegenüber. Ich erkannte dasjenige, welches früher in dem Zimmer meines Vaters in Méridor war; der Graf hatte es sich ohne Zweifel von dem Baron erbeten und von ihm erhalten.

»Ich schauerte bei diesem neuen Beweise, dass mich mein Vater bereits als die Frau von Herrn von Monsoreau betrachtete.

»Wir durchliefen die Wohnung; sie war einsam, aber nichts fehlte; es brannte Feuer in allen Kaminen, und in dem Speisesaale erwartete mich ein vollständig bestellter Tisch.

»Rasch warf ich die Augen auf den Tisch; es fand sich nur ein Gedeck, und das beruhigte mich.

»Nun, mein Fräulein,« sagte Gertrude zu mir, »Ihr seht, der Graf hält sein Versprechen bis zum letzten Punkte.«

»Ach ja!« erwiderte ich mit einem Seufzer; denn es wäre mir lieber gewesen, wenn er mich, seine Zusagen verletzend, der meinigen entbunden hätte.

»Ich speiste zu Nacht; dann beschauten wir zum zweiten Male das Haus, doch abermals ohne ein lebendes Wesen zu finden: es gehörte uns, ganz allein uns.

»Gertrude schlief in meinem Zimmer.

»Am andern Morgen ging sie aus, um Erkundigungen einzuziehen. Nun erst erfuhr ich durch sie, dass wir uns am Ende der Rue Saint-Antoine dem Hotel des Tournelles gegenüber befanden, und dass die Festung, die sich zu unserer Rechten erhob, die Bastille war.

»Diese Auskunft belehrte mich indessen nicht viel; ich kannte Paris nicht, da ich es nie gesehen hatte.

»Der Tag verging, ohne etwas Neues herbeizuführen: als ich mich am Abend zu Tische setzen wollte, um zu speisen, klopfte man an die Türe. Gertrude und ich sahen uns an.

»Man klopfte zum zweiten Male.

»Schau', wer klopft,« sagte ich zu ihr.

»Wenn es der Graf ist?« versetzte sie, als sie mich erbleichen sah.

»Wenn es der Graf ist,« antwortete ich mit einer Anstrengung gegen mich selbst, »so öffne ihm, Gertrude; er hat getreulich alle

seine Versprechungen gehalten und soll sehen, dass ich wie er nur ein Wort habe.«

›Einen Augenblick nachher erschien Gertrude wieder.

›Es ist der Herr Graf, mein Fräulein,‹ sagte sie.

›Er mag eintreten,‹ antwortete ich.

›Gertrude verschwand und machte dem Grafen Platz, der auf der Schwelle erschien.

›Nun, Madame,‹ fragte er, ›habe ich den Vertrag getreulich erfüllt?‹

›Ja, mein Herr, und ich danke Euch dafür,‹ antwortete ich.

›Ihr wollt mich also bei Euch empfangen?‹ versetzte er mit einem Lächeln, dessen Ironie er trotz aller Anstrengung nicht verbergen konnte.

›Tretet ein, mein Herr.‹

›Der Graf näherte sich und blieb stehen. Ich bedeutete ihm durch ein Zeichen, er möge sich setzen.

›Habt Ihr Nachrichten, mein Herr?‹ fragte ich ihn . . .

›Von woher und von wem, Madame?‹

›Vor Allem von meinem Vater und von Méridor.‹

›Ich bin nicht nach dem Schlosse Méridor zurückgekehrt und habe den Baron nicht gesehen.‹

›Also von Beaugé und dem Herzog von Anjou.‹

›Das ist etwas Anderes; ich war in Beaugé und sprach den Herzog.‹

›Wie habt Ihr ihn gefunden?‹

›Er wollte zweifeln.‹

›Woran?‹

›An Eurem Tode.‹

›Doch Ihr bestätigtet ihm denselben?‹

›Ich tat, was ich konnte.‹

›Wo ist der Herzog?‹

›Seit gestern wieder in Paris.‹

›Warum ist er so schnell zurückgekehrt?‹

›Weil man nicht gern an einem Orte bleibt, wo man sich den Tod einer Frau vorwerfen zu müssen glaubt.‹

›Habt Ihr ihn seit seiner Rückkehr nach Paris gesehen?‹
›Ich komme so eben von ihm her.‹
›Sprach er von mir mit Euch?‹
›Ich ließ ihm nicht Zeit dazu.‹
›Wovon sprach Ihr mit ihm?‹
›Von einem Versprechen, das er mir gegeben und auf dessen Vollziehung ich drang.‹
›Was war dies?‹
›Er hat sich anheischig gemacht, mich für Dienste, die ich ihm geleistet, zum Oberstjägermeister ernennen zu lassen.‹
›Ah! ja,‹ sagte ich zu ihm mit einem traurigen Lächeln, denn ich erinnerte mich des Todes meiner armen Daphne, ›ich weiß, Ihr seid ein furchtbarer Jäger und habt als ein solcher ein Recht auf diese Stelle.‹
›Ich erhalte sie nicht als Jäger, Madame, sondern als Diener des Prinzen; nicht weil ich ein Recht habe, wird man sie mir geben, sondern weil der Herzog es nicht wagen wird, undankbar gegen mich zu sein.‹
›Trotz des achtungsvollen Tones, in welchem sie gegeben wurden, lag in allen diesen Antworten etwas, was mich erschreckte; es war dies der Ausdruck eines düsteren, unbeugsamen Willens.
›Ich blieb einen Augenblick stumm und fragte sodann:
›Wird es mir erlaubt sein, an meinen Vater zu schreiben?‹
›Allerdings; doch bedenkt, dass Eure Briefe aufgefangen werden können.‹
›Ist es mir verboten, auszugehen?‹
›Nichts ist Euch verboten, Madame; nur bemerke ich Euch, dass man Euch folgen kann.‹
›Ich muss doch wenigstens Sonntags die Messe hören?‹
›Es wäre, glaube ich, für Eure Sicherheit besser, wenn Ihr sie nicht hören würdet; doch wenn Euch viel daran gelegen ist, so hört sie wenigstens, wohl verstanden, es ist dies ein einfacher Rat, den ich Euch gebe, so hört sie wenigstens bei Sainte-Catherine . . . ‹
›Und wo ist diese Kirche?‹

›Eurem Hause gegenüber, auf der andern Seite der Straße,‹
›Ich danke, mein Herr.‹
›Es trat ein abermaliges Stillschweigen ein.
›Wann werde ich Euch wiedersehen, mein Herr?‹
›Ich erwarte hierzu Eure Erlaubnis.‹
›Bedürft Ihr derselben?‹
›Gewiss; bis jetzt bin ich ein Fremder für Euch.‹
›Habt Ihr keinen Schlüssel zu diesem Hause?‹
›Euer Gatte allein hat das Recht, einen solchen zu besitzen.‹
›Mein Herr,‹ erwiderte ich, mehr erschrocken über diese so seltsam unterwürfigen Antworten, als ich es über ganz entschiedene Antworten gewesen wäre, ›mein Herr, Ihr werdet wiederkommen, wann es Euch beliebt oder wann Ihr mir etwas Wichtiges zu sagen habt.‹
›Ich danke, Madame, und werde von Eurer Erlaubnis Gebrauch, aber nicht Missbrauch machen, und der erste Beweis, den ich Euch gebe, ist, dass ich Euch bitte, den Ausspruch meiner Achtung in Empfang zu nehmen.‹
›Und nach diesen Worten erhob sich der Graf.
›Ihr verlasst mich?‹ fragte ich, immer mehr erstaunt über diese Handlungsweise, welche ich entfernt nicht erwartet hatte.
›Madame,‹ antwortete der Graf, ›ich weiß, dass Ihr mich nicht liebt, und will Eure Lage, die Euch nötigt, meine Fürsorge anzunehmen, nicht missbrauchen. Bleibe ich nur in Bescheidenheit Euch gegenüber, so hoffe ich, dass Ihr Euch allmählich an meine Gegenwart gewöhnen werdet; auf diese Art wird Euch das Opfer weniger kosten, wenn der Augenblick gekommen ist, wo Ihr meine Frau werden sollt.‹
›Mein Herr,‹ sprach ich ebenfalls aufstehend, ›ich erkenne die ganze Zartheit Eures Benehmens und weiß dasselbe zu schätzen, trotz der Härte welche jedes Eurer Worte begleitet. Ihr habt Recht, und ich werde eben so offenherzig mit Euch sprechen, als Ihr mit mir gesprochen habt. Ich hatte eine vorgefasste Meinung gegen Euch, welche die Zeit heilen wird, wie ich hoffe.‹
›Erlaubt mir, Madame, diese Hoffnung zu teilen und in der Erwartung dieses glücklichen Augenblickes zu leben,‹ sprach der

Graf.

»Dann verbeugte er sich vor mir mit aller Ehrfurcht, die der demütigste von meinen Dienern hätte an den Tag legen können, bedeutete Gertrude, vor der das ganze Gespräch stattgefunden hatte, durch ein Zeichen, sie möge ihm leuchten, und entfernte sich.«

Vierzehntes Kapitel.

Was Diana von Méridor war.

Die Heirat.

»Das ist bei meiner Seele ein seltsamer Mann,« sprach Bussy.

»Oh! ja, sehr seltsam, nicht wahr, mein Herr? Denn seine Liebe gestaltete sich mir gegenüber mit der ganzen Bitterkeit des Hasses. Gertrude fand mich daher, als sie zurückkehrte, trauriger und erschrockener als je.

»Sie suchte mich zu beruhigen; doch das arme Mädchen war sichtbar eben so unruhig, als ich. Diese eiskalte Ehrfurcht, dieser ironische Gehorsam, diese zusammengedrückte Leidenschaft, welche in scharfen Noten in jedem seiner Worte vibrierte, war furchtbarer, als ein offen ausgesprochener Wille, den ich hätte bekämpfen können.

»Der folgende Tag war ein Sonntag; seitdem ich mich kannte, hatte ich nie verfehlt, dem Gottesdienste beizuwohnen. Ich hörte die Glocke der Sainte-Catherine Kirche, die mich zu rufen schien. Ich sah alle Welt nach dem Hause Gottes wandern, hüllte mich in meinen dicken Schleier, und mischte mich in die Menge der Gläubigen, welche auf den Ruf der Glocke herbeieilten.

Ich suchte den dunkelsten Winkel und kniete gegen die Wand nieder. Gertrude stellte sich wie eine Schildwache zwischen die Welt und mich. Für diesmal war es unnötig; Niemand war, wie es schien, auf uns aufmerksam.

»Am zweiten Tage kam der Graf abermals und teilte mir mit, er wäre zum Oberstjägermeister ernannt worden. Der Einfluss des Herzogs von Anjou hatte ihm diese Stelle verschafft, welche einem von den Günstlingen des Königs, Herrn von Saint-Luc, gleichsam versprochen gewesen war. Es war ein Triumph, den er kaum selbst erwartete.«

»Und der uns in der Tat Alle in Erstaunen setzte,« fügte Herr von Bussy bei.

»Er teilte mir diese Kunde mit, in der Hoffnung, seine neue

Würde dürfte meine Einwilligung beschleunigen; nur drängte er nicht, bestürmte er nicht, und erwartete Alles von meinem Versprechen und den Ereignissen.

»Ich meinerseits fing an zu hoffen, da mich der Herzog für tot hielt und keine Gefahr mehr vorhanden wäre, so würde ich gegen den Grafen verpflichtet zu sein aufhören.

»Es vergingen sieben weitere Tage, ohne etwas Neues herbeizuführen, als zwei Besuche des Grafen. Diese Besuche waren, wie die vorhergehenden, kalt und ehrfurchtsvoll, doch ich habe Euch erklärt, was in dieser Kälte und in dieser Ehrfurcht Seltsames, ich möchte beinahe sagen, Bedrohliches lag.

»Am folgenden Sonntag ging ich in die Kirche, wie ich es bereits getan, und nahm denselben Platz ein, den ich acht Tage vorher eingenommen hatte. Die Sicherheit macht unvorsichtig: mitten unter meinen Gebeten verschob sich mein Schleier; in dem Hause Gottes dachte ich übrigens nur an Gott. Ich betete innig und glühend für meinen Vater, als ich plötzlich Gertrude meinen Arm berühren fühlte; es bedurfte einer zweiten Berührung, um mich der religiösen Extase zu entziehen, in die ich versunken war. Ich hob den Kopf empor, schaute maschinenmäßig umher, und erblickte zu meinem Schrecken, an einer Säule lehnd, den Herzog von Anjou, der mich mit den Augen verschlang.

»Ein Mann, mehr sein Vertrauter, als sein Diener, wie es schien, stand bei Ihm.«

»Das war Aurilly, sein Lautenschläger,« sprach Bussy.

»In der Tat, ich glaube, das ist der Name, den mir Gertrude später nannte,« erwiderte Diana.

»Fahrt fort, Madame,« rief Bussy, »fahrt fort, ich fange an, Alles zu begreifen.«

»Ich zog rasch meinen Schleier über das Gesicht, es war zu spät; er hatte mich gesehen, und wenn er mich auch nicht erkannt, so hatte ihn doch wenigstens die Ähnlichkeit mit der Frau, die er geliebt und die er verloren zu haben glaubte, tief ergriffen. Unbehaglich unter seinem Blicke, den ich auf mir lasten fühlte, erhob ich mich und ging nach der Türe; doch hier fand ich ihn wieder; er hatte seine Finger in den Weihkessel getaucht und bot mir Weihwasser.

»Ich stellte mich, als bemerkte ich es nicht, und schritt vorbei, ohne anzunehmen, was er mir bot.

»Ohne mich jedoch umzuwenden, begriff ich, dass man uns folgte; hätte ich Paris gekannt, so würde ich den Herzog über meine wahre Wohnung zu täuschen gesucht haben, aber ich hatte nie einen andern Weg gemacht, als den, welcher von unserem Hause nach der Kirche führte; ich kannte Niemand, von dem ich eine Gastfreundschaft von einer Viertelstunde hätte fordern können; ich hatte keine Freundin und nur einen einzigen Verteidiger, den ich mehr fürchtete, als einen Feind.«

»Oh! mein Gott,« murmelte Bussy, »warum schickten mich der Himmel, die Vorsehung oder der Zufall nicht früher auf Euren Weg.«

Diana dankte dem jungen Mann mit einem Blicke.

»Verzeiht,« sagte Bussy, »ich unterbreche Euch immer und sterbe doch vor Neugierde. Ich bitte Euch, fahrt fort.«

»An demselben Abend kam Herr von Monsoreau. Ich wusste nicht, ob ich ihm etwas von meinem Abenteuer sagen sollte, als er selbst meinem Zögern ein Ende machte.

›Ihr habt mich gefragt, ob es Euch verboten wäre, zur Messe zu gehen,‹ sagte er, ›und ich antwortete Euch, Ihr wäret unumschränkte Gebieterin Eurer Handlungen, würdet jedoch besser daran tun, nicht auszugehen; Ihr wolltet mir nicht glauben. Ihr seid diesen Morgen ausgegangen, um dem Gottesdienst in der Sainte-Catherine Kirche beizuwohnen. Der Prinz befand sich zufälliger oder vielmehr unglücklicher Weise dort und hat Euch gesehen.‹

›Das ist wahr, und ich zögerte, Euch diesen Umstand mitzuteilen, denn ich wusste nicht, ob mich der Prinz für diejenige, welche ich bin, erkannt oder ob ihn nur mein Anblick ergriffen hatte.‹

›Euer Anblick hat ihn ergriffen, Eure Ähnlichkeit mit der Frau, die er beklagt, kam ihm ganz außerordentlich vor; er folgte Euch und erkundigte sich, doch Niemand konnte ihm etwas sagen, denn Niemand weiß etwas.‹

›Mein Gott! mein Herr, was glaubt Ihr, dass er tun wird?‹

›Der Herzog hat ein finsternes, beharrliches Gemüt,‹ sprach Herr

von Monsoreau.

›Oh! ich hoffe, er wird mich vergessen.«

›Ich glaube es nicht: man vergisst Euch nicht, wenn man Euch einmal gesehen hat. Ich tat Alles, was ich konnte, um Euch zu vergessen, und vermochte es nicht.«

›Und der erste Blitz der Leidenschaft, den ich bei Herrn von Monsoreau wahrnahm, zuckte in dieser Sekunde in den Augen des Grafen.

›Ich war mehr erschrocken über die Flamme, die aus diesem Herde hervorsprang, den man hätte für erloschen halten sollen, als ich es am Morgen über den Anblick des Prinzen gewesen war.

›Ich blieb stumm.

›Was gedenkt Ihr zu tun?« fragte mich der Graf.

›Mein Herr, könnte ich das Haus, das Quartier, die Straße nicht verändern; könnte ich nicht eine Wohnung am andern Ende von Paris nehmen, oder nach Anjou zurückkehren?«

›Alles wäre vergebens,« antwortete der Graf den Kopf schüttelnd, ›es ist ein furchtbarer Spürhund, dieser Herzog von Anjou; er ist auf Eurer Fährte; geht, wohin Ihr wollt, er wird Euch folgen, bis er Euch erreicht hat.«

›Oh mein Gott! Ihr erschreckt mich!«

›Das ist nicht meine Absicht: ich sage Euch, wie sich die Sache verhält, und nichts Anderes.«

›Dann richte ich an Euch die Frage, die Ihr so eben an mich gerichtet habt. Was gedenkt Ihr zu tun, mein Herr?«

›Ach!« erwiderte der Graf mit bitterer Ironie, ›ich bin ein Mensch von dürftiger Einbildungskraft. Ich hatte das Mittel gefunden; dieses Mittel sagt Euch nicht zu; ich leiste darauf Verzicht; heißt mich aber nicht ein anderes suchen.«

›Mein Gott! die Gefahr ist vielleicht minder dringend, als Ihr glaubt?«

›Das wird Euch die Zukunft lehren, Madame,« sprach der Graf aufstehend.

›Jedenfalls wiederhole ich Euch! Frau von Monsoreau wird um so weniger von dem Prinzen zu befürchten haben, als mich mein neues Amt unmittelbar unter den König stellt, und als ich und meine Frau natürlich Schutz bei dem König finden werden.«

»Ich antwortete nur durch einen Seufzer. Was der Graf sagte, war äußerst vernünftig und wahrscheinlich.

»Herr von Monsoreau wartete einen Augenblick, als ob er mir alle Müße zu einer Erwiderung lassen wollte; doch ich hatte nicht die Kraft dazu. Er stand im Zimmer, bereit, sich zu entfernen. Ein bitteres Lächeln zog über seine Lippen; er verbeugte sich und verließ mich.

»Ich glaubte einige Verwünschungen seinem Munde auf der Treppe entschlüpfen zu hören.

»Ich rief Gertrude.

»Gertrude hatte die Gewohnheit, wenn der Graf kam, sich entweder im Kabinett oder im Schlafzimmer aufzuhalten; sie lief herbei.

»Ich stand am Fenster so in die Vorhänge eingewickelt, dass ich sehen konnte, was auf der Straße vorging, jedoch ohne gesehen zu werden.

»Der Graf trat vor die Türe und entfernte sich.

»Wir blieben ungefähr eine Stunde, Alles aufmerksam beobachtend. Aber es kam Niemand.

»Die Nacht verging, ohne etwas Neues herbeizuführen.

»Am andern Morgen wurde Gertrude, als sie ausging, von einem jungen Manne angeredet, in dem sie denjenigen erkannte, welcher den Tag vorher den Prinzen begleitet hatte; doch so sehr er auch in sie drang, sie weigerte sich, zu antworten, und blieb auf alle seine Fragen stumm.

»Ohne Zweifel des Fragens überdrüssig, entfernte sich der junge Mann.

»Diese Erscheinung flößte mir einen tiefen Schrecken ein; es war der Anfang einer Nachforschung, welche sicherlich nicht hierbei stehen bleiben sollte. Ich befürchtete, Herr von Monsoreau könnte am Abend nicht kommen, und es dürfte irgend ein Versuch in der Nacht gegen mich gemacht werden; ich schickte nach ihm, er kam sogleich.

»Ich erzählte ihm Alles und entwarf ihm das Portrait des jungen Mannes nach dem, was mir Gertrude mitgeteilt hatte.

›Es ist Aurilly,‹ sagte er, ›was hat Gertrude geantwortet?‹

›Gertrude hat nichts geantwortet.‹

»Herr von Monsoreau dachte einen Augenblick nach.

›Sie hat Unrecht gehabt,‹ sagte er sodann.

›Warum?‹

›Ja, es handelt sich darum, Zeit zu gewinnen.‹

›Zeit?‹

›Heute bin ich noch von dem Herrn Herzog von Anjou abhängig. Doch in zwölf Tagen, in acht Tagen wird es der Herzog von Anjou vielleicht von mir sein. Man muss ihn also täuschen, damit er wartet.‹

›Mein Gott!‹

›Ganz gewiss, die Hoffnung wird ihn geduldig machen, während ihn eine völlige Weigerung zu einem verzweifelten Entschluss antreiben dürfte.‹

›Schreibt an meinen Vater,‹ rief ich, ›mein Vater wird herbei eilen und sich dem König zu Füßen werfen. Der König wird Mitleid mit einem Greise haben.‹

›Je nach der geistigen Stimmung, in der sich der König befindet, und je nachdem es in seiner Politik liegen wird, für den Augenblick der Freund oder der Feind des Herrn Herzogs von Anjou zu sein. Überdies bedarf ein Bote sechs Tage, um Euren Vater aufzusuchen. Euer Vater braucht sechs Tage, um hierherzukommen. In zwölf Tagen wird der Herzog von Anjou, wenn wir ihn nicht aufhalten, allen Weg zurückgelegt haben, den er zurücklegen kann.‹

›Wie ihn aufhalten?‹

»Herr von Monsoreau antwortete nicht. Ich begriff seine Gedanken und schlug die Augen nieder.

›Mein Herr,‹ sagte ich nach kurzem Stillschweigen, ›gebt Gertrude Eure Befehle, und sie wird Eure Instruktionen befolgen.‹

»Ein unmerkliches Lächeln schwebte über die Lippen von Herrn von Monsoreau, als ich hiermit zum ersten Male seinen Schutz anrief.

»Er sprach einige Augenblicke mit Gertrude.

›Madame,‹ sagte er dann zu mir, ›ich könnte gesehen werden, wenn ich von hier wegginge; es fehlen uns nur noch ein paar Stunden, um die Nacht abzuwarten; erlaubt Ihr mir, diese paar Stunden in Eurer Wohnung zuzubringen?‹

»Herr von Monsoreau hatte beinahe das Recht, dies zu fordern; er begnügte sich zu bitten: ich bedeutete ihm durch ein Zeichen, er möge sich setzen.

»Da bemerkte ich das große Übergewicht, das der Graf über mich hatte: sogleich überwand er den Zwang, der aus unserer gegenseitigen Lage hervorging, und sein Gespräch, dem jene von mir bezeichnete Härte einen mächtigen Charakter verlieh, fing an wechselreich und anziehend zu werden. Der Graf hatte viele Reisen gemacht, viel gesehen, viel nachgedacht, und nach Verlauf von zwei Stunden begriff ich den ganzen Einfluss, den dieser seltsame Mann über meinen Vater gewonnen hatte.«

Bussy stieß einen Seufzer aus.

»Als die Nacht gekommen war, stand er, ohne mehr zu verlangen und als wäre er mit dem, was er erhalten, zufrieden, auf und entfernte sich.

»Während des Abends begab ich mich mit Gertrude wieder an unsern Beobachtungsposten. Diesmal sahen wir ganz deutlich zwei Männer, welche das Haus prüfend betrachteten. Wiederholt näherten sie sich der Türe; alles Licht im Innern war erloschen, und sie konnten uns nicht sehen.

»Gegen elf Uhr entfernten sie sich.

»Am andern Tage fand Gertrude, als sie ausging, denselben jungen Mann an demselben Platze; er trat abermals auf sie zu und fragte sie wie am Tage vorher. Gertrude war diesmal weniger streng und sprach ein paar Worte mit ihm.

»Am folgenden Tage war Gertrude noch mittheilsamer; sie sagte ihm, ich wäre die Witwe eines Rates und lebte sehr zurückgezogen, da mir der Verstorbene kein Vermögen hinterlassen; er drang in sie, um mehr zu erfahren, doch er musste sich für den Augenblick mit dieser Auskunft begnügen.

»Am Tage hernach schien Aurilly einige Zweifel über die Wahrhaftigkeit der Erzählung von Gertrude gefasst zu haben, er sprach von Anjou, von Beaugé, und nannte Méridor.

»Gertrude erwiderte ihm, alle diese Namen wären ihr völlig unbekannt.

»Dann gestand er ihr, er wäre im Dienste des Herzogs von Anjou, der Herzog hätte mich gesehen und sich in mich verliebt; in

Folge dieses Geständnisses kamen glänzende Anerbietungen für sie und für mich, für sie, wenn sie den Prinzen bei mir einführen würde, für mich, wenn ich ihn empfangen wollte.

»Jeden Abend kam Herr von Monsoreau und jeden Abend sagte ich ihm, wie die Sache stand. Er blieb dann von acht Uhr bis um Mitternacht; doch seine Unruhe war offenbar groß.

»Am Samstag Abend sah ich ihn bleicher und aufgeregter als gewöhnlich kommen.

›Hört,‹ sagte er zu mir, ›Ihr müßt für Dienstag oder Mittwoch Alles versprechen.‹

›Alles versprechen! und warum?‹ rief ich,

›Weil der Herzog von Anjou zu Allem entschlossen ist, weil er in diesem Augenblick mit dem König gut steht und sich folglich vom König nichts erwarten läßt.‹

›Doch soll von jetzt bis Mittwoch irgend Etwas vorgefallen, was uns Hilfe gewähren wird?‹

›Vielleicht. Ich erwarte von Tag zu Tag den Umstand, der den Prinzen in Abhängigkeit von mir setzen soll. Ich betreibe, ich beschleunige ihn nicht allein mit meinen Wünschen, sondern auch durch meine Handlungen. Morgen muss ich Euch verlassen und nach Montereau gehen.‹

›Ihr müsst?‹ erwiderte ich mit einem Schrecken, der nicht ganz ohne eine gewisse Beimischung von Freude war.

›Ja; ich habe dort eine Zusammenkunft, welche unerlässlich zu Beschleunigung des von mir erwähnten Umstandes ist.‹

›Und wenn wir uns Dienstag in derselben Lage befinden, mein Gott! was ist dann zu tun?‹

›Was soll ich gegen einen Prinzen machen, Madame, wenn ich kein Recht habe, Euch zu beschützen? Man wird dem Missgeschick weichen müssen.‹

›Oh mein Vater! mein Vater!‹ rief ich.

›Der Graf schaute mich fest an und sprach:

›Ihr verabscheut mich also?‹

›Oh! mein Herr!‹

›Was habt Ihr mir denn vorzuwerfen?‹

›Nichts, im Gegenteil . . . ‹

›Bin ich nicht treu ergeben wie ein Freund, achtungsvoll wie ein Bruder gewesen?‹

›Ihr habt Euch in jeder Hinsicht als ein ehrenhafter Mann benommen.‹

›Hatte ich nicht Euer Versprechen?‹

›Ja.‹

›Habe ich Euch ein einziges Mal daran erinnert?‹

›Nein.‹

›Und dennoch, wenn die Umstände so beschaffen sind, dass Ihr Euch zwischen eine ehrenvolle Lage und eine schmachvolle Lage gestellt seht, wollt Ihr eher die Geliebte des Herzogs von Anjou, als die Frau des Grafen von Monsoreau werden?‹

›Ich sage das nicht, mein Herr.‹

›So entschließt Euch.‹

›Ich bin entschlossen.‹

›Gräfin von Monsoreau zu werden?‹

›Eher, als die Geliebte des Herzogs von Anjou.‹

›Eher, als die Geliebte des Herzogs von Anjou, die Alternative ist schmeichelhaft.‹

›Ich schwieg.

›Gleichviel,‹ sagte der Graf, ›Ihr versteht mich? Gertrude muss bis Dienstag Zeit gewinnen, und Dienstag werden wir sehen.‹

›Am andern Tage ging Gertrude wie gewöhnlich aus, begegnete aber Aurilly nicht. Bei ihrer Rückkehr fühlten wir uns unruhiger über sein Ausbleiben, als wir es über sein Erscheinen gewesen waren. Gertrude ging abermals aus, ohne dass eine Notwendigkeit hierzu vorhanden war und nur um ihm zu begegnen; doch sie traf ihn nicht. Ein dritter Ausgang war eben so fruchtlos, als die zwei ersten.

›Ich schickte Gertrude zu Herrn von Monsoreau; er war abgereist und man wusste nicht, wo er sich befand.

›Wir waren allein und völlig vereinzelt; wir fühlten uns schwach; zum ersten Male begriff ich meine ganze Ungerechtigkeit gegen den Grafen.

›Oh! Madame,‹ rief Bussy, ›beeilt Euch nicht so sehr, Eure Ansicht über diesen Mann zu ändern; es liegt etwas in seinem

ganzen Benehmen, was wir nicht wissen, aber erfahren werden.«

»Es kam der Abend in Begleitung von tiefen Schrecknissen; ich war entschlossen, eher Alles zu tun, als lebendig in die Hände des Herzogs von Anjou zu fallen. Ich hatte mich mit diesem Dolche versehen und gedachte ihn mir im Angesicht des Prinzen in dem Augenblick in das Herz zu stoßen, wo seine Leute Hand an mich zu legen versuchen würden. Wir verrammelten uns in unsern Zimmern. In Folge einer unglaublichen Nachlässigkeit hatte die Haustür keinen inneren Riegel. Wir verbargen die Lampe und stellten uns auf unsern Beobachtungsposten.

»Bis elf Uhr Abends blieb Alles ruhig; um elf Uhr kamen fünf Männer aus der Rue Saint-Antoine hervor; sie schienen zu beratschlagen, und legten sich sodann in der Mauerecke des Hotel des Tournelles in Hinterhalt.

»Wir fingen an zu zittern; diese Leute waren wahrscheinlich unseretwegen da; sie blieben jedoch unbeweglich; so verlief ungefähr eine Viertelstunde.

»Nach Verlauf einer Viertelstunde sahen wir zwei andere Männer an der Ecke der Rue Saint-Paul erscheinen. Der zwischen den Wolken hin gleitende Mond erlaubte Gertrude, in einem derselben Aurilly zu erkennen.

›Ach! mein Fräulein, sie sind es,‹ murmelte das arme Mädchen.

›Ja,‹ erwiderte ich ganz zitternd vor Schrecken, ›und die fünf Andern sind da, um ihnen Beistand zu leisten.‹

›Doch sie müssen die Türe eintreten, und bei dem Lärmen werden die Nachbarn herbeilaufen,‹ versetzte das Mädchen.

›Warum sollen die Nachbarn herbeilaufen? Kennen sie uns und haben sie irgend eine Ursache, sich einen schlimmen Handel zuzuziehen, um uns zu verteidigen? Ach! Gertrude, wir haben in der Tat nur den Grafen als wahren Verteidiger.‹

›Nun, warum weigert Ihr Euch denn immer, Gräfin zu werden?‹

›Ich stieß einen Seufzer aus.

Fünfzehntes Kapitel.

Was Diana von Méridor war.

Die Heirat.

»Mittlerweile waren die zwei Männer, welche wir an der Ecke der Rue Saint-Paul erblickt hatten, an den Häusern hin geschlichen und hielten sich unter unsern Fenstern.

»Wir öffneten sachte eines derselben.

›Weißt Du gewiss, dass es hier ist?« fragte eine Stimme.

›Ja, Monseigneur, vollkommen gewiss. Es ist das fünfte Haus von der Ecke der Rue Saint-Paul an gerechnet.«

»›Und glaubst, der Schlüssel werde passen?«

›Ich habe den Abdruck vom Schloss genommen.«

»Ich griff nach dem Arme von Gertrude und drückte ihn heftig.

›Und sind wir innen?«

›Sind wir innen, so lasst mich sorgen. Die Zofe wird uns öffnen. Eure Hoheit besitzt in ihrer Tasche einen goldenen Schlüssel, der so viel wert ist, als dieser.«

›So öffne also.«

»Wir hörten das Knirschen des Schlüssels im Schlosse. Doch die an der Ecke des Hotel im Hinterhalt liegenden Männer trennten sich plötzlich von der Mauer, stürzten auf den Prinzen und Aurilly los und riefen: ›Schlagt sie tot!«

»Ich begriff nichts mehr; ich erriet nur, eine unerwartete, ungehoffte, unerhörte Hilfe sei uns zugekommen, fiel auf die Knie und dankte dem Himmel.

»Der Prinz hatte nur seinen Namen zu sagen, und alle Stimmen schwiegen und alle Degen fielen nieder in die Scheide, und jeder Angreifer wich einen Schritt zurück.

»Ja, ja,« sagte Bussy, »sie wollten nicht dem Prinzen an das Leben, sondern mir.«

»Jedenfalls entfernte dieser Angriff den Prinzen,« fuhr Diana fort. »Wir sahen, wie er sich durch die Rue de Jouy zurückzog,

während die fünf Edelleute des Hinterhaltes wieder ihren Posten an der Ecke des Hotel des Tournelles einnahmen.«

»Die Gefahr war wenigstens für diese Nacht offenbar von uns entfernt; denn die fünf Edelleute hatten es nicht auf mich abgesehen. Doch wir waren zu unruhig und zu sehr aufgeregt, um zu Bette zu gehen. Wir blieben am Fenster stehen und erwarteten irgend ein unbekanntes Abenteuer, dessen Herannahen wir instinktiv fühlten.

»Unser Warten dauerte nicht lange. Es erschien ein Mann zu Pferde, die Mitte der Rue Saint-Antoine halten. Es war ohne Zweifel derjenige, auf welchen die im Hinterhalte liegenden fünf Männer lauerten, denn sobald sie ihn erblickten, riefen sie: *Zu den Degen! zu den Degen!* und stürzten auf ihn zu.

»Ihr wisst Alles, was sich auf diesen Reiter bezieht,« sprach Diana, »da Ihr es selbst wart.«

»Im Gegenteil, Madame,« erwiderte Bussy, der aus der Erzählung der jungen Frau irgend ein Geheimnis ihres Herzens zu entnehmen hoffte, »im Gegenteil, ich weiß nichts, als den Kampf, denn nach dem Kampfe wurde ich ohnmächtig.«

»Ich brauche Euch nicht zu sagen,« fuhr Diana mit einer leichten Röthe fort, »ich brauche Euch nicht zu sagen, welchen Anteil wir an dem so ungleichen und dennoch so mutig ausgehaltenen Streite nahmen. Jede Episode des Kampfes entriss uns einen Schauer, einen Schrei, ein Gebet. Wir sahen Euer Pferd wanken und niederstürzen. Wir hielten Euch für verloren; doch dem war nicht so, der brave Bussy verdiente seinen Ruf. Ihr sankt mit dem Pferde so nieder, dass Ihr auf Eure Füße zu stehen kamt und Euch nicht einmal zu erheben brauchtet, um Eure Feinde niederzuschlagen; von allen Seiten umgeben, bedroht, zogt Ihr Euch wie der Löwe, das Gesicht Euren Gegnern zugewendet, zurück und lehntet Euch an die Türe an; dann kam Gertrude und mir derselbe Gedanke, der Gedanke, hinabzugehen, um Euch zu öffnen; sie schaute mich an: ja, sagte ich zu ihr, und wir eilten Beide gegen die Treppe; doch wir hatten uns erwähltermaßen von innen verrammelt und bedurften einiger Sekunden, um die Gerätschaften zu beseitigen, welche den Weg versperrten, und in dem Augenblick, wo wir auf den Ruheplatz gelangten, hörten wir die Haustür sich schließen.«

»Wir blieben Beide unbeweglich. Wer war die Person, welche eingetreten, und wie war sie herein gekommen?

»Ich stützte mich auf Gertrude, und wir verharrten in stummer Erwartung.

»Bald ließen sich Tritte im Gange vernehmen. Ein Mann erschien wankend, streckte die Arme aus, und fiel auf die ersten Stufen, einen dumpfen Seufzer von sich gebend, nieder.

»Dieser Mann wurde offenbar nicht verfolgt; er hatte die glücklicher Weise von dem Herzog von Anjou offen gelassene Türe zwischen sich und seine Gegner gebracht und war gefährlich, vielleicht auf den Tod verwundet unten an der Treppe niedergestürzt.

»Jedenfalls hatten wir nichts zu befürchten, und dieser Mann bedurfte im Gegenteil unserer Hilfe.

»Die Lampe!« sagte ich zu Gertrude.

»Sie lief weg und kehrte mit dem Lichte zurück.

»Wir hatten uns nicht getäuscht: Ihr wart ohnmächtig. Wir erkannten in Euch den braven Ritter, der so mutig gekämpft hatte, und ohne Zögern entschlossen wir uns, Euch Hilfe zu bringen.

»In einem Augenblick wart Ihr in mein Zimmer getragen und auf dem Bette niedergelegt.

»Eure Ohnmacht dauerte immer noch fort; die Behandlung eines Wundarztes schien dringend. Gertrude erinnerte sich, von einer wunderbaren Kur gehört zu haben, die ein paar Tage zuvor ein Doktor der Rue Beautreillis gemacht haben sollte. Sie wusste seine Adresse und bot sich an, ihn zu holen.

»Doch dieser junge Mann kann uns verraten,« sagte ich.

»Seid unbesorgt,« erwiderte sie, »ich werde meine Maßregeln nehmen.«

»Es war eine zugleich mutige und kluge Person,« fuhr Diana fort, »ich vertraute ihr ganz und gar. Sie nahm Geld, einen Schlüssel und meinen Dolch, und ich blieb allein bei Euch . . . und für Euch betend . . . «

»Ach!« rief Bussy, »ich kannte mein ganzes Glück nicht, Madame.«

»Eine Viertelstunde nachher kam Gertrude zurück und brachte den jungen Arzt; er hatte zu Allem eingewilligt und folgte ihr mit

verbundenen Augen.

»Ich blieb im Salon, während man ihn in das Zimmer führte. Hier erlaubte man ihm, die Binde abzunehmen, die seine Augen bedeckte.«

»Ja,« sprach Bussy, »und in diesem Momente kam ich zu mir; meine Augen richteten sich nach Eurem Portrait und ich glaubte Euch eintreten zu sehen.«

»Ich trat wirklich ein; meine Unruhe trug den Sieg über die Klugheit davon. Ich wechselte einige Worte mit dem jungen Arzt; er untersuchte Eure Wunde, verbürgte sich für Euch, und ich war erleichtert.«

»Alles dies blieb in meinem Geiste,« sprach Bussy, »doch wie ein Traum im Gedächtnis bleibt; und dennoch sagte mir irgend Etwas, ich hätte nicht geträumt,« fügte der junge Mann, die Hand auf das Herz legend, bei.

»Als der Arzt Eure Wunde verbunden hatte, zog er aus seiner Tasche ein Fläschchen, das einen roten Saft enthielt, und goss ein paar Tropfen von diesem Saft auf Eure Lippen: es war, wie er mir sagte, ein Elixier, bestimmt, Euch Schlaf zu verleihen und das Fieber zu bekämpfen.

»Einen Augenblick, nachdem Ihr diesen Trank verschluckt hattet, schloßt Ihr wirklich abermals die Augen und fielt wieder in eine Art von Ohnmacht, aus der Ihr für kurze Zeit erwacht wart.

»Ich erschrak; doch der Arzt beruhigte mich; er sagte mir, es stehe Alles gut; man müsse Euch nur schlafen lassen.

»Gertrud bedeckte ihm abermals die Augen mit einem Sacktuch und führte ihn bis an den Eingang der Rue Beautreillis zurück.

»Sie glaubte nur zu bemerken, dass er die Schritte zählte.«

»Er zählte sie in der Tat, Madame,« sagte Bussy.

»Diese Vermutung erschreckte uns. Der junge Mann konnte uns verraten. Wir beschlossen, jede Spur der Gastfreundschaft, die wir Euch gewährt, zu vertilgen; das Wichtigste dabei aber war, Euch vor Allem verschwinden zulassen.

»Ich raffte meinen ganzen Mut zusammen; es hatte zwei Uhr Morgens geschlagen, die Straßen waren öde und verlassen. Gertrude machte sich anheischig, Euch aufzuheben; es gelang ihr; ich unterstützte sie und wir trugen Euch auf die Böschung der

Gräben des Temple. Dann kehrten wir ganz erschrocken über diese Keckheit zurück, die uns, zwei Frauen, zu einer Stunde hatte allein ausgehen lassen, wo selbst die Männer nur begleitet ausgingen. Gott wachte über uns: wir begegneten Niemand und kehrten, ohne gesehen worden zu sein, nach Hause zurück.

»Als ich in das Zimmer trat, unterlag ich der Last der Aufregung und wurde ohnmächtig.«

»Oh Madame! Madame!« sprach Bussy, die Hände faltend, »wie werde ich Euch je für das danken, was Ihr für mich getan habt?«

Während eines augenblicklichen Stillschweigens, das nun eintrat, schaute Bussy Diana mit glühenden Blicken an. Die junge Frau hatte den Ellenbogen auf den Tisch gestützt und den Kopf auf die Hände fallen lassen.

Mitten unter diesem Stillschweigen hörte man die Uhr der Sainte-Catherine Kirche schlagen.

»Zwei Uhr!« sprach Diana zitternd. »Zwei Uhr und Ihr noch hier!«

»Oh Madame!« flehte Bussy, »schickt mich nicht fort, ohne mir Alles mitgeteilt zu haben. Schickt mich nicht fort, ohne mir die Mittel genannt zu haben, durch die ich Euch nützlich sein kann; nehmt an, Gott habe Euch einen Bruder geschenkt, und sagt diesem Bruder, was er für seine Schwester zu tun vermag.«

»Ach! nun nichts mehr; es ist zu spät,« sprach die junge Frau.

»Was begegnete Euch am andern Tage?« fragte Bussy, »was tatet Ihr an diesem Tage, an welchem ich nur an Euch dachte, ohne jedoch sicher zu sein, ob Ihr nicht ein Traum meiner erhitzten Einbildungskraft, eine Vision meines Fiebers wäret?«

»Im Verlaufe dieses Tages ging Gertrude aus und begegnete Aurilly,« antwortete Diana. »Aurilly war zudringlicher als je: er sagte nicht ein Wort von dem, was am Abend vorher vorgefallen war, doch er bat im Namen seines Herrn um eine Zusammenkunft.«

»Gertrude schien einzuwilligen, forderte jedoch eine Frist bis Mittwoch, das heißt, bis heute, um mich zu bestimmen.«

»Aurilly versprach, sein Herr würde sich bis dahin Gewalt antun.«

»Wir hatten also drei Tage vor uns.«

»Am Abend kam Herr von Monsoreau zurück.«

»Wir erzählten ihm Alles, mit Ausnahme dessen, was auf Euch Bezug halte. Wir sagten ihm, der Herzog habe die Türe mit einem falschen Schlüssel geöffnet, sei aber in dem Augenblick, wo er einzutreten im Begriffe gewesen, von fünf Edelleuten, worunter die Herren von Épernon und von Quélus, angegriffen worden. Ich hatte diese zwei Namen aussprechen hören und wiederholte sie ihm.«

›Ja, ja,‹ sagte der Graf, ›es ist mir etwas hiervon zu Ohren gekommen; er hat also einen falschen Schlüssel . . . ich vermutete es.‹

›Könnte man nicht das Schloss verändern?‹ fragte ich.

›Er wird sich einen andern Schlüssel machen lassen,‹ sagte der Graf.

›Riegel an die Türe legen?‹

›Er wird mit zehn Mann kommen und Tür und Riegel sprengen lassen.‹

›Doch das Ereignis, das Euch Gewalt über den Herzog geben sollte?‹ bemerkte ich.

›Ist auf unbestimmte Zeit verschoben.‹

›Ich blieb stumm; der Schweiß trat auf meine Stirne und ich verleugnete mir nicht, dass es, um dem Herzog von Anjou zu entgehen, kein anderes Mittel gab, als die Frau des Grafen zu werden.«

›Mein Herr,‹ sagte ich, ›der Herzog hat sich durch das Organ seines Vertrauten verbindlich gemacht, bis Mittwoch Abend zu warten; ich verlange von Euch Frist bis Dienstag.‹

›Dienstag Abend, Madame, zu derselben Stunde werde ich hier sein,‹ sprach der Graf.

Und ohne ein Wort beizufügen, stand er auf und ging hinaus.

›Ich folgte ihm mit den Augen, doch statt sich zu entfernen, stellte er sich ebenfalls in die düstere Mauerecke der Tournelles und schien entschlossen, mich die ganze Nacht zu bewachen.

›Jeder Beweis der Ergebenheit von Seiten dieses Mannes war ein neuer Dolchstich für mein Herz.

Die zwei Tage vergingen mit der Schnelligkeit eines Augenblicks. Nichts störte uns in unserem öden Hause. Was ich während dieser zwei Tage, den raschen Flug der Stunden wahrnehmend, litt, lässt sich nicht beschreiben.

»Als die Nacht des zweiten Tages kam, war ich völlig entkräftet; jedes Gefühl schien sich allmählich von mir zurückzuziehen. Ich war kalt, stumm, scheinbar unempfindlich wie eine Bildsäule; da mein Herz allein schlug, so schien mein übriger Körper zu leben aufgehört zu haben.

»Gertrude stand am Fenster. Ich saß hier, wo ich jetzt bin, und fuhr nur von Zeit zu Zeit mit dem Sacktuche über meine von Schweiß feuchte Stirn. Plötzlich streckte Gertrude die Hand gegen mich aus; doch diese Gebärde, bei der ich früher aufgesprungen wäre, ließ mich unempfindlich.

›Mein Fräulein!‹ sagte sie.

›Nun?‹ fragte ich

›Vier Männer; . . . ich sehe vier Männer . . . sie nähern sich unserem Hause . . . sie öffnen die Türe . . . sie treten ein.‹

›Laß sie eintreten,‹ antwortete ich, ohne eine Bewegung zu machen.

›Aber diese vier, Männer sind ohne Zweifel der Herzog von Anjou, Aurilly und zwei Personen ihres Gefolges.‹

›Statt jeder Antwort zog ich meinen Dolch und legte ihn neben mich auf den Tisch.

›Oh! lasst mich wenigstens nachsehen,‹ rief Gertrude aus der Türe laufend.

›Sieh nach,‹ erwiderte ich.

›Einen Augenblick nachher trat Gertrude ein.

›Mein Fräulein,‹ sagte sie, ›es ist der Herr Graf.‹

›Ich verbarg meinen Dolch wieder in meiner Brust, ohne ein Wort zu sprechen, und wandte nur meinen Kopf gegen den Grafen um.

›Ohne Zweifel war er erschrocken über meine Blässe.

›Was sagt mir Gertrude!‹ rief er, ›Ihr hättet mich für den Herzog gehalten, und, wäre es der Herzog gewesen, Euch getötet?‹

›Ich sah ihn zum ersten Male bewegt. War diese Erschütterung

wahr oder geheuchelt?«

›Gertrude hat Unrecht gehabt, Euch das zu sagen,‹ versetzte ich, ›sobald es nicht der Herzog ist, ist Alles gut.‹

›Es trat ein kurzes Stillschweigen ein.

›Ihr wisst, dass ich nicht allein gekommen bin,‹ sagte der Graf.

›Gertrude hat vier Männer gesehen.‹

›Ihr vermutet, wer sie sind?‹

›Ich nehme an, der eine ist ein Priester und die zwei andern sind Eure Zeugen.‹

›Ihr seid also bereit, meine Frau zu werden?‹

›Ist das nicht eine abgemachte Sache? Nur erinnere ich mich des Vertrags; es war verabredet, dass ich mich ohne eine von meiner Seite anerkannte Dringlichkeit nicht anders, als in Gegenwart meines Vaters verheiraten würde.‹

›Auch ich erinnere mich vollkommen dieser Bedingung, mein Fräulein; doch glaubt Ihr nicht, dass eine solche Dringlichkeit vorliegt?‹

›Ja, ich glaube es.‹

›Nun?‹

›Ich bin bereit, Euch zu heiraten, mein Herr, aber vergesst nicht, dass ich nicht eher wirklich Eure Frau sein werde, als bis ich meinen Vater wiedergesehen habe.‹

›Der Graf faltete die Stirne, biss sich auf die Lippen und sprach:

›Mein Fräulein, es ist nicht meine Absicht, Eurem Willen Zwang anzutun; hattet Ihr Euer Wort verpfändet, so gebe ich es Euch zurück: Ihr seid frei; nur . . . ‹

›Er näherte sich dem Fenster, warf einen Blick auf die Straße und fügte bei:

›Nur schaut hier.‹

›Ich stand auf, in Bewegung gesetzt durch die mächtige Anziehungskraft, welche uns antreibt, uns von unserem Unglück zu überzeugen, und erblickte unter dem Fenster einen in einen Mantel gehüllten Mann, der ein Mittel zu suchen schien, um in das Haus zu dringen.

›Oh, mein Gott!‹ rief Bussy, »und Ihr sagt, dies sei gestern gewesen?«

»Ja, Graf, gestern gegen neun Uhr Abends.«

»Fahrt fort,« sprach Bussy.

»Nach einem Augenblick kam ein zweiter Mann zu dem ersten; der zweite hielt eine Laterne in der Hand.«

»Was denkt Ihr von diesen beiden Männern?« fragte mich Herr von Monsoreau.

»Ich denke, es ist der Herzog und sein Vertrauter,« antwortete ich.

Bussy stieß einen Seufzer aus.

»Nun befiehlt,« fuhr der Graf fort, »soll ich bleiben, soll ich mich entfernen?«

»Ich schwankte einen Augenblick; ja, trotz des Briefes von meinem Vater, trotz der geschworenen Zusage, trotz der gegenwärtigen, fühlbaren, drohenden Gefahr, schwankte ich; und wären diese Männer nicht da gewesen . . . «

»Oh! ich Unglücklicher!« rief Bussy, »der Mann mit dem Mantel war ich, und derjenige, welcher die Laterne trug, war Rémy der Haudouin, der junge Arzt, den Ihr hattet rufen lassen.«

»Ihr wart es!« rief Diana ganz bestürzt.

»Ja, ich; ich, der ich immer mehr von der Wirklichkeit meiner Erinnerungen überzeugt, das Haus, in welchem man mich aufgenommen, das Zimmer, in das man mich gebracht hatte, und die Frau, oder vielmehr den Engel, der mir erschienen, wieder aufzufinden suchte. Oh! ich hatte also sehr Unrecht, wenn ich mich einen Unglücklichen nannte!«

Und Bussy blieb wie niedergeschmettert von dem Gewicht dieses unseligen Verhängnisses, das sich seiner bedient hatte, um Diana zu bestimmen, ihre Hand dem Grafen zu geben.

»Ihr seid somit seine Frau?« sprach er nach einem Augenblick.

»Seit gestern,« antwortete Diana.

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, das nur durch den keuchenden Atem der zwei jungen Leute unterbrochen wurde.

»Doch Ihr?« fragte plötzlich Diana, »wie seid Ihr in dieses Haus gekommen, und wie findet Ihr Euch hier?«

Bussy zeigte ihr stillschweigend den Schlüssel.

»Ein Schlüssel!« rief Diana, »woher habt Ihr diesen Schlüssel,

wer hat Euch denselben gegeben?«

»Hatte Gertrude dem Prinzen nicht versprochen, ihn diesen Abend bei Euch einzuführen? Der Prinz sah Herrn von Monsoreau und sah mich; da Herr von Monsoreau und ich auch ihn gesehen hatten, so befürchtete er eine Falle und schickte mich an seiner Stelle.«

»Und Ihr nehmt den Auftrag an?« sagte Diana im Tone des Vorwurfs.

»Es war das einzige Mittel, zu Euch zu dringen. Solltet Ihr so ungerecht sein, es mir zu verargen, dass ich eine der größten Freuden und einen der größten Schmerzen meines Lebens aufsuchte?«

»Ja, ich verarge es Euch, denn es wäre besser gewesen, Ihr hättet mich nicht wiedergesehen und mich, meinen Anblick meidend, vergessen.«

»Nein, Madame,« sprach Bussy, »Ihr täuscht Euch. Gott hat mich im Gegenteil zu Euch geführt, um tiefer in dieses Gewebe zu dringen, dessen Opfer Ihr seid. Hört, von dem Augenblicke an, wo ich Euch sah, widmete ich Euch mein Leben. Die Sendung, die ich mir auferlegt habe, beginnt. Ihr habt Kunde von Eurem, Vater verlangt?«

»Oh! ja,« rief Diana, »denn ich weiß in der Tat nicht, was aus ihm geworden ist.«

»Wohl!« sprach Bussy, »ich übernehme es, Euch Kunde zu geben; nur bewahrt ein gutes Andenken demjenigen, welcher von dieser Stunde an durch Euch und für Euch leben wird.«

»Doch dieser Schlüssel?« fragte Diana unruhig.

»Dieser Schlüssel,« sagte Bussy, »ich gebe ihn Euch zurück, denn ich will ihn nur von Eurer Hand empfangen; verpfände Euch jedoch mein adeliges Ehrenwort, dass nie eine Schwester den Schlüssel ihres Zimmers einem ergebeneren und ehrfurchtsvolleren Bruder anvertraut haben wird.«

»Ich baue auf das Wort des braven Bussy, nehmt, mein Herr,« sprach Diana und gab dem jungen Manne den Schlüssel zurück.

»Madame,« rief Bussy, »in vierzehn Tagen werden wir wissen, was Herr von Monsoreau wirklich ist.«

Und er grüßte Diana mit einer Ehrfurcht, in welche sich

glühende Liebe und tiefe Traurigkeit mischten, und verschwand auf der Treppe.

Diana neigte den Kopf gegen die Türe, um auf das abnehmende Geräusch der Tritte des jungen Mannes zu hören, und dieses Geräusch war längst erloschen, als sie, das Herz springend und die Augen in Tränen gebadet, immer noch horchte.

Sechzehntes Kapitel.

Wie der König Heinrich III. reiste und wie viel Zeit er brauchte, um von Paris nach Fontainebleau zu kommen.

Als sich der Tag vier oder fünf Stunden nach den von uns erzählten Ereignissen erhob, sah er bei dem Scheine einer bleichen Sonne, welche kaum die Fransen einer rötlichen Wolke versilberte, den Aufbruch von Heinrich III. nach Fontainebleau, wo erwähnter maßen für den zweiten Tag eine große Jagd beabsichtigt war.

Dieser Aufbruch, der bei einem Andern unbemerkt geblieben wäre, bildete, wie alle Handlungen im Leben dieses seltsamen Fürsten, dessen Regierung wir zu skizzieren unternommen haben, im Gegenteil ein Ereignis durch die geräuschvolle Bewegung, welche dadurch veranlasst wurde.

Auf dem Quai des Louvre erschienen wirklich gegen acht Uhr Morgens, in langen Reihen aus der großen zwischen der Tour du Coin und der Rue de l'Astruce liegenden Pforte hervorkommend, eine Menge von Edelleuten im Dienste, auf guten Pferden reitend und in Pelzmäntel gehüllt, sodann Pagen ohne Zahl, hierauf eine Welt von Lackeien, und endlich eine Compagnie von Schweizern, welche unmittelbar der königlichen Sänfte voranging.

Diese von acht reich gezäumten Maultieren gezogene Sänfte verdient eine besondere Erwähnung.

Es war eine ein langes Viereck bildende Maschine, getragen von vier Rädern, im Innern ganz ausgeschmückt mit Kissen, außen ganz drapirt mit Brocatvorhängen; sie mochte ungefähr fünfzehn Fuß lang und acht Fuß breit sein. An zu schwierigen Stellen oder bei zu steilen Bergen ersetzte man die acht Maultiere durch eine ungeheure Anzahl von Ochsen, deren langsames, aber kräftiges, halsstarriges Wesen die Schnelligkeit allerdings nicht vermehrte, aber wenigstens die Sicherheit verlieh, dass man, wenn nicht eine Stunde, doch mindestens zwei bis drei Stunden später am Ziele ankommen müsse.

Diese Maschine enthielt den König Heinrich und seinen ganzen Hof, mit Ausnahme der Königin Louise von Vaudemont, welche, es ist nicht zu leugnen, abgesehen von den Pilgerfahrten und Prozessionen, so wenig zu dem Hofe ihres Gemahls gehörte, dass es sich nicht der Mühe lohnt, davon zu sprechen.

Lassen wir also die arme Königin bei Seite und sagen wir, woraus der Reisehof des Königs bestand.

Er bestand vor Allem aus König Heinrich III., aus seinem Arzte Marc Miron, aus seinem Kaplan, dessen Name nicht bis auf unsere Zeit aufbewahrt worden ist, aus seinem Narren Chicot, unserem alten Bekannten, aus fünf bis sechs in Gunst stehenden Mignons, welche für den Augenblick Quélus, Schomberg, Épernon, d'O und Maugiron waren, aus einem Paar großer Windhunde, welche mitten durch diese sitzende, liegende, stehende, kniende, anlehrende Welt ihre langen Schlangenköpfe von Minute zu Minute zu einem übermäßigen Gähnen durchstreckten, und einem Körbchen kleiner englische Hunde, das der König bald auf seinem Schoße, bald an einer Kette oder an Bändern an seinem Halse hängend trug.

Von Zeit zu Zeit zog man aus einer zu diesem Behufe angebrachten Nische eine Hündin mit vollen Brüsten, welche diesem ganzen Körbchen mit kleinen Hunden zu trinken gab, das mitleidig und ihre spitzige Schnauze an den Rosenkranz von Totenköpfen haltend, der in der linken Hand des Königs klapperte, die zwei Windhunde betrachteten, welche, sicher der großen Gunst, der sie sich erfreuten, sich nicht einmal die Mühe gaben, eifersüchtig zu werden.

An der Decke der Sänfte schaukelte sich ein Käfig von vergoldetem Kupferdraht, die schönsten Turteltauben der Welt enthaltend, Turteltauben mit einem schneeweißen Gefieder und einem doppelten schwarzen Halsbande.

Kam zufällig eine Frau in die königliche Sänfte, so vermehrte sich die Menagerie um zwei bis drei Affen von der Art der Ouistitis oder der Sapajous, denn der Affe war in diesem Augenblick das Lieblingstier der eleganten Damen am Hofe des letzten Valois.

Eine Liebe Frau von Châtres, von Jean Goujon für den König Heinrich II. aus Marmor ausgehauen, stand im Hintergrunde der Sänfte in einer vergoldeten Nische und senkte auf ihren göttlichen

Sohn Blicke herab, welche über das, was sie sahen, ganz erstaunt zu sein schienen.

Alle Pamphlete der Zeit, und es fehlte nicht daran, alle satirische Gedichte jener Epoche, und es wurden solche in großer Anzahl geboren, erwiesen dieser Sänfte die Ehre, sich sehr häufig mit ihr zu beschäftigen, und bezeichneten sie mit dem Namen Arche Noah.

Der König saß im Hintergrunde der Sänfte, gerade unter der Nische Unserer Lieben Frau; zu seinen Füßen flochten Quélus und Maugiron Bänder, was eine von den ernsthaftesten Beschäftigungen der jungen Leute jener Zeit war, von denen es einige durch eine bis dahin unbekannte und seitdem nicht wieder aufgefundene Kombinationskraft dahin gebracht hatten, dass sie zwölfteilige Flechten zu machen wussten; Maugiron vollendete in einer Ecke eine Stickerei mit seinem Wappen mit einer neuen Devise, die er gefunden zu haben glaubte, aber nur wiedergefunden hatte; in der andern Ecke plauderten der Kaplan und der Doktor; d'O und Épernon schauten durch die Öffnungen und gähnten, zu früh aufgeweckt, wie die Windhunde; auf einem von den Schlägen sitzend, die Beine zur Maschine hinaus hängend, um stets je nach seiner Laune zum Aussteigen oder Einsteigen bereit zu sein, saß endlich Chicot, sang Hymnen, deklamierte Pasquille oder machte nach der Wut der Zeit Anagramme, und fand in jedem Namen eines Höflings, mochte er ein französischer oder ein lateinischer sein, für denjenigen, dessen Individualität er verstümmelte, unendlich unangenehme Persönlichkeiten.

Als man auf den Platz des Châtelet kam, stimmte Chicot ein geistliches Lied an.

Der Kaplan, der, wie gesagt, mit Miron plauderte, wandte sich um und faltete die Stirne.

»Chicot, mein Freund,« sprach Seine Majestät, »nimm Dich in Acht, haue meine Mignons, zerlege meine Majestät in Stücke, sage von Gott, was Du willst, Gott ist gut, aber entzweie Dich nicht mit der Kirche.«

»Ich danke für den Rat, mein Sohn,« sagte Chicot, »ich sah nicht unsern würdigen Kaplan, der dort mit dem Doktor über den letzten Toten spricht, den dieser ihm zum Begraben zugeschickt

hat, und sich darüber beklagt, dass es der Dritte an einem Tage war, und zwar stets zu den Stunden seiner Mahle, was ihn gewaltig belästigt. Keine Hymnen, Du sprichst goldene Worte; das ist zu, alt. Ich will Dir ein ganz neues Lied singen.«

»Auf welche Melodie?« fragte der König.

»Immer dieselbe,« sagte Chicot, und er fing an aus voller Kehle zu singen:

»Zweimal hundert Milliönchen
Schuldet Catharinens Söhnchen,

»Ich bin mehr schuldig,« sagte Heinrich, »Dein Dichter ist schlecht unterrichtet, Chicot.«

Chicot fuhr fort, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen:

»Zweimal hundert Milliönchen
Schuldet Catharinens Söhnchen,
Die die Mignons nur verschwendet;
Rasch den Witz nun aufgewendet,
Neue Steuern zu erfinden,
Eingeweid heraus zu winden
Aus des armen Volkes Haut,
Das sein Leben muss hinziehen
An den Klauen der Harpyen,
Deren Maul nur frißt, nie kaut.«

»Gut!« rief Quélus, während er an seiner Seide flocht, »Du hast eine schöne Stimme; die zweite Strophe, mein Freund.«

»Höre, Valois,« sagte Chicot, ohne Quélus zu antworten, »verhindere doch Deine Freunde, mich ihren Freund zu nennen; das demütigt mich.«

»Sprich in Versen, Chicot,« erwiderte der König, »Deine Prosa taugt nichts.«

»Gut,« versetzte Chicot und fuhr dann fort:

»Seht, wie üppig Tracht und Worte,
Führte sie ein ehrlich Weib,
Schimpfte man zum Zeitvertreib
Bald gewiss an jedem Orte.
Stach der steifen Krause Falten
Muss sich streng ihr Hals gestalten;
Weizen stärkt nicht mehr genug,
Das Hemd kriegt da und dort 'neu Bug,
Und wird erst zierlich, rein und weiß,
Seitdem man stärkt mit teurem Reiß.«

»Bravo!« sagte der König, »nicht wahr, d'O du hast die Stärke von Reiß erfunden?«

»Nein, Sire,« entgegnete Chicot, »Herr von Saint-Mégrin, der im vorigen Jahr unter den Streichen von Herrn von Mayenne gestorben ist; den Teufel! nehmt dem armen Toten dieses Verdienst nicht, er zählt nur auf diese Stärke und auf das, was er Herrn von Guise getan hat, um auf die Nachwelt überzugehen; würdet Ihr ihm die Stärke nehmen, so müsste er auf halbem Wege stehen bleiben.«

Und ohne auf das Gesicht des Königs Rücksicht zu nehmen, das sich bei dieser Erinnerung sichtbar verdüsterte, fuhr Chicot fort:

»Erlasst mir die dritte Strophe, die sich gar zu ausführlich über den Gummi in ihren Haaren verbreitet, und eben so übergehe ich die vierte wegen ihrer unmoralischen Anspielungen. Doch die fünfte soll Euch nicht vorenthalten werden:

Glaubt, Frankreichs stolze Ahnen,
Die mit ihren Siegerwaffen
Ruhm und Ehre sich geschaffen,
Oft gebeugt des Feindes Fahnen,
Deren Mut sich stets bewähret,
Die man nah und fern geehrt,
Glaubt, Freunde, glaubt nicht,
Dass sie die Perrück frisierten,
Mit gestärktem Hemd sich zierten,
Daß geschminkt sie ihr Gesicht.«

»Bravo!« rief Heinrich, »wenn mein Bruder da wäre, müsste er Dir sehr dankbar sein, Chicot.«

»Wen nennst Du Deinen Bruder, mein Sohn? Etwa Joseph Foulon, den Abt von Sainte-Geneviève, bei welchem Du, wie man sagt, Dein Gelübde ablegen willst?«

»Nein,« versetzte Heinrich, der sich allen Scherzen von Chicot hingab. »Ich spreche von meinem Bruder Franz.«

»Ah! Du hast Recht, jener ist nicht Dein Bruder in Gott, sondern im Teufel. Gut! gut! Du sprichst von Franz, Sohn von Frankreich durch die Gnade Gottes, Herzog von Brabant, Luxemburg, Geldern, Alençon, Anjou, Touraine, Berry, Évreux und Château-Tierry, Graf von Flandern, Holland, Seeland, Zutphen, Maine und Perche, von Mantes, Meulan und Beaufort, Markgraf des heiligen

römischen Reichs, Herr von Friesland und Mecheln, Verteidiger der belgischen Freiheit, dem die Natur eine Nase gegeben, dem die Pocken zwei Nasen gegeben, und über den ich folgende Strophe gemacht habe:

Meine Herren, staunt nicht,
Wenn Ihr an Franz zwei Nasen seht,
Denn ein doppeltes Gesicht
Stets auch mit zwei Nasen geht.«

Die Mignons brachen in ein Gelächter aus, denn der Herzog von Anjou war ihr persönlicher Feind und das Epigramm gegen den Prinzen ließ sie einen Augenblick das Pasquill vergessen, das Chicot gegen sie gesungen hatte.

Der König, der bis jetzt nur die Spritzer dieses laufenden Feuers erhalten hatte, lachte lauter als alle Andere, schonte Niemand, gab Zucker und Pasteten seinen Hunden, und fiel mit der Zunge über seinen Bruder und über seine Freunde her.

Plötzlich rief Chicot:

»Oh! das ist nicht politisch, Heinrich, das ist vermessen und unklug.«

»Was denn?« versetzte der König.

»Nein, so wahr ich Chicot heiße, Du solltest dergleichen Dinge nicht zugestehen . . . Pfui doch!«

»Was für Dinge?« fragte Heinrich erstaunt.

»Das, was Du alle Tage von Dir selbst sagst, wenn Du Deinen Namen unterzeichnest; ah! Henriquet, ah! mein Sohn.«

»Gebt Acht, Sire,« rief Quélus, der irgend eine Bosheit unter der äußerst gutmütigen Miene von Chicot vermutete.

»Was Teufels willst Du damit sagen, Narr?« fragte der König.

»Wie unterzeichnest Du, lass hören?«

»Bei Gott ich unterzeichne . . . ich unterzeichne . . . *Henri de Valois*.«

»Gut, merkt auf, meine Herren!« sagte Chicot, »lässt sich nicht ein V in diesen dreizehn Buchstaben finden?«

»Allerdings, Valois beginnt mit einem V.«

»Nehmt Eure Schreibtafel, Herr Kaplan, denn Ihr sollt den Namen hören, unter dem Ihr fortan den König einzutragen habt: *Henri de Valois* ist nur ein Anagramm.«

»Wie so?«

»Ja, nur ein Anagramm, ich will Euch den wahren Namen Seiner gegenwärtig regierenden Majestät nennen. Wir sagen: In *Henri de Valois* findet sich ein V, setzt ein V auf Eure Schreibtafel.«

»Es ist geschehen,« antwortete Épernon.

»Gibt es nicht auch ein i darin?«

»Gewiß, es ist der letzte Buchstabe des Wortes *Henri*.«

»Wie groß ist doch die Bosheit der Menschen, dass sie so die Buchstaben trennen, welche gemacht sind, um an einander zu hängen!« sprach Chicot.

»Setzt mir das i neben das V. Gut, ist es geschehen?«

»Ja.«

»Suchen wir nun wohl, ob wir nicht ein l finden werden; es trifft sich, nicht wahr? ein a, ebenfalls; ein zweites i, wir haben es, endlich ein n. Gut. Kannst Du lesen, Nogaret?«

»Ich gestehe es zu meiner Schande,« sprach Épernon.

»Ah! Halunke, glaubst Du zufällig, Du seist von so vornehmer Adel, dass Du unwissend sein müsstest?«

»Bursche!« rief Épernon, sein Blaserohr über Chicot schwingend.

»Schlage, aber buchstabiere.«

Épernon lachte und buchstabierte:

»*Vi-lain*«

»Gut!« rief Chicot, »Du siehst, Heinrich, wie das beginnt, Dein wahrer Taufname ist bereits wiedergefunden. Ich hoffe, Du wirst mir eine Pension aussetzen, wie sie unser Bruder Karl IX. Herrn Amyot verlieh, wenn ich Deinen Familiennamen wiedergefunden habe.«

»Chicot, Du wirst Prügel bekommen,« rief der König.

»Wo holt man die Stöcke, mit denen man die Edelleute prügelt, mein Sohn, etwa in Polen?« entgegnete Chicot.

»Es scheint mir jedoch,« sagte Quélus, »Herr von Mayenne hat sich bei Dir der Prügel nicht enthalten, als er Dich bei seiner Geliebten fand.«

»Das ist auch eine Rechnung, die wir noch mit einander zu

ordnen haben. Seid unbesorgt, Herr Cupido, die Sache ist ihm hier gut geschrieben.«

Chicot legte die Hand an die Stirne, was zum Beweist dient, dass man schon damals den Kopf für den Sitz des Gedächtnisses hielt.

»Höre, Quélus,« sagte Épernon, »Du wirst sehen, dass uns durch Deine Schuld der Familiennamen entgeht.«

»Befürchte dies nicht,« erwiderte Chicot, »ich habe ihn, zu Herrn von Guise würde ich sagen: an den Hörnern; doch zu Dir, Heinrich, begnüge ich mich, zu sagen: an den Ohren.«

»Den Namen! den Namen!« riefen alle junge Leute.

»Wir finden vor Allem in dem, was uns noch übrig bleibt, ein großes H, Nogaret, nimm das H.«

»Épernon gehorchte.«

»Dann ein e, dann ein r, dann in Valois ein o; ferner da Du das Fürwort vom Nennwort durch das trennst, was die Grammatiker die Partikel nennen, so lege ich die Hand auf ein d und ein e, was uns mit dem s, das den Geschlechtsnamen endigt, geben wird: buchstabiere, Épernon, H, e, r, o, d, e, s.«

»Herodes,« sprach Épernon.

»Vilain Herodes,« rief der König.

»Ganz richtig,« sagte Chicot, »und so unterschreibst Du jeden Tag mein Sohn? Oh!«

Und Chicot warf sich mit allen Zeichen eines schamhaften Schreckens zurück.

»Herr Chicot, Ihr überschreitet die Grenzen,« sagte Heinrich.

»Ich! ich sage, was ist, und nichts Anderes: doch so sind die Könige, macht sie auf etwas aufmerksam, und sie ärgern sich.«

»Das ist eine hübsche Genealogie,« sprach Heinrich.

»Leugne sie nicht, mein Sohn; beim Teufel! sie ist höchst erfreulich für einen König, der zwei bis dreimal im Monat der Juden bedarf.«

»Dieser Schuft soll nun einmal nicht das letzte Wort haben,« sagte der König. »Meine Herren, schweigt, dann wird ihm doch wenigstens Niemand etwas erwidern.«

Auf der Stelle trat das tiefste Stillschweigen ein. Und dieses

Stillschweigen, das Chicot, äußerst aufmerksam auf den Weg, den man machte, durchaus nicht zu brechen geneigt schien, dauerte bereits einige Minuten, als man plötzlich, jenseits der Place Maubert, beim Eingang der Rue des Royers, Chicot sich aus der Sänfte schwingen und an der Ecke eines Hauses von ziemlich gutem Aussehen, an welchem ein Balkon von geschnitztem Holz auf einem Gesimse von angemalten kleinen Balken vor ragte, niederknien sah.

»Hei Heide,« rief der König, »wenn Du niederknien willst, so Knie wenigstens vor dem Kreuze nieder, das die Mitte der Rue Sainte-Geneviève bildet, und nicht vor diesem Hause; enthält es denn eine Kirche oder einen Ruhealtar?«

Doch Chicot antwortete nicht; er hatte sich auf beide Kniee auf das Pflaster geworfen und sprach ganz laut folgendes Gebet, von dem der König horchend kein Wort verlor:

»Guter Gott! gerechter Gott; hier ist es, ich erkenne es und werde es mein ganzes Leben erkennen, hier ist das Haus, wo Chicot, wenn nicht für Dich, mein Gott, wenigstens für eines Deiner Geschöpfe gelitten hat; Chicot hat Dich nie gebeten, es möge Herrn von Mayenne,⁶ dem Urheber seines Märtyrertums, oder Meister Nicolas David, dem Werkzeuge seiner Züchtigung Unglück widerfahren. Nein, Herr, Chicot wusste zu warten, denn Chicot ist geduldig, obgleich er es nicht ewig ist, und nun sind es sechs gute Jahre, worunter ein Schaltjahr, dass Chicot die Interessen der kleinen zwischen ihm, Herrn von Mayene und Nicolas David eröffneten Rechnung anhäuft; zu zehn vom Hundert aber, was der gesetzliche Zinsfuß ist, da der König hiernach entlehnt, verdoppeln in sieben Jahren die angehäuften Interessen das Kapital. Mache also, großer Gott! gerechter Gott! dass die Geduld von Chicot noch ein Jahr währt, damit die fünfzig Steigriemenhiebe, welche Chicot in diesem Hause auf die Befehle dieses Mörders von einem Prinzen Lothringen, und von diesem Rauber von einem Advokaten, welche aus dem Leibe von Chicot eine Pinten Blut gezogen haben, sich auf zwei Pinten Blut und hundert Steigriemenhiebe für jeden von ihnen belaufen mögen; so dass Herr von Mayenne, so dick er ist, und Nicolas David, so lang er ist, nicht mehr genug Haut und Blut haben, um Chicot zu bezahlen, und dass sie genötigt sind, einen Bankrott von fünfzehn

bis zwanzig Prozent zu machen, indem sie unter dem achtzigsten oder fünf und achtzigsten Ruthenstreiche verscheiden.

»Im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, Amen.«

»Amen!« wiederholte der König.

Chicot küsste die Erde und kehrte unter dem höchsten Erstaunen aller Zuschauer, welche nichts von dieser Szene verstanden, wieder an seinen Platz in der Sänfte zurück.

»Ah! Meister Chicot!« sagte der König, dem sein Rang, obgleich seit drei Jahren so vieler Vorrechte beraubt, welche er Andere hatte nehmen lassen, wenigstens das Recht verlieh, zuerst unterrichtet zu sein, »ah! mein lieber Chicot, warum diese lange und sonderbare Litanei, warum alle diese Schläge an die Brust, warum endlich alle diese Mummereien vor einem scheinbar so profanen Hause?«

»Sire,« erwiderte der Narr, »Chicot ist wie der Fuchs. Chicot beriecht und beleckt lange die Steine, wo er sein Blut gelassen, bis er auf diese Steine die Köpfe derjenigen stößt, welche es vergossen haben.«

»Sire!« rief Quélus, »ich wollte wetten, Chicot hat in seinem Gebet, wie Eure Majestät hören konnte, den Namen des Herzogs von Mayenne ausgesprochen; Sire, ich wollte also wetten, dass sich dieses Gebet auf die Bastonnade bezieht, von der wir so eben sprachen.«

»Wettet Seigneur Jacques von Levis, Graf von Quélus,« sagte Chicot, »wettet und Ihr werdet gewinnen.«

»Also hier . . . « sagte der König.

»Ganz richtig,« versetzte Chicot, »in diesem Hause hatte Chicot eine Geliebte, ein gutes, reizendes Geschöpf, ein Fräulein, meiner Treue! In einer Nacht, als er sie besuchte, ließ ein gewisser eifersüchtiger Prinz das Haus umstellen, Chicot packen und auf eine so grausame Weise prügeln, dass Chicot von diesem Balkon herab auf die Straße sprang. Da es nun ein Wunder ist, dass Chicot sich hierbei nicht tötete, so kniet er, so oft er an diesem Hause vorüber kommt, nieder, betet und dankt in seinem Gebete dem Herrn, dass er ihn einer so schlimmen Lage entrissen hat.«

»Ah! armer Chicot, und Ihr verdammt ihn, Sire! Es heißt jedoch,

wie mir scheint, als guter Christ handeln, wenn man tut, was er tut.«

»Ihr seid also gehörig durchgeprügelt worden, mein armer Chicot?«

»Oh! vortrefflich, doch noch nicht so sehr, als mir lieb gewesen wäre.«

»Wie so?«

»Nein, in der Tat, es wäre mir nicht unangenehm gewesen, wenn ich einen tüchtigen Degenstich bekommen hätte.«

»Für Deine Sünden?«

»Nein, für die von Herrn von Mayenne.«

»Ah! ich begreife; es ist Deine Absicht, Cesar wiederzugeben . . . «

»Cesar, nein, verwechseln wir das nicht, Sire, Cesar ist der große General, der mutige Krieger, es ist der ältere Bruder, derjenige, welcher König von Frankreich sein will, nein, dieser steht in Rechnung mit Heinrich von Valois; bezahle Deine Schulden, Valois, ich werde die meinigen bezahlen.«

Heinrich hörte es nicht gern, wenn man von seinem Vetter Guise sprach; die Rede von Chicot machte ihn auch sehr ernst, so dass man nach Bicêtre kam, ohne dass das unterbrochene Gespräch wieder seinen Fortgang nahm.

Man hatte drei Stunden gebraucht, um vom Louvre nach Bicêtre zu kommen. Die Optimisten zählten darauf, man würde am Abend des andern Tages Fontainebleau erreichen, während die Pessimisten Wetten anboten, man würde erst am zweiten Tage gegen Mittag dort eintreffen.

Chicot behauptete, man werde gar nie dahin kommen.

Sobald der Zug vor Paris war, schien er sich bequemer zu bewegen; der Morgen war ziemlich freundlich; der Wind blies minder heftig; der Sonne war es endlich gelungen, ihren Wolkenschleier zu durchdringen, und man hätte glauben sollen, man befände sich in einem der schönen Oktobertage, an denen bei dem Geräusch der letzten fallenden Blätter die Spaziergänger ihre Augen mit einem sanften Bedauern in das bläuliche Geheimnis des murmelnden Gehölzes tauchen.

Es war drei Uhr Nachmittags, als man zu den ersten Mauern

der Umfriedung von Juvisy gelangte, von wo aus man bereits die über die Orge gebaute Brücke und das große Gasthaus zur Cour de France sah, das dem scharfen Abendwinde den Wohlgeruch seiner Bratspieße und das freudige Geräusch seines Herdes anvertraute.

Die Nase von Chicot fing im Fluge die kulinarischen Ausströmungen auf. Er neigte sich aus der Sänfte hervor und erblickte von ferne vor der Türe des Gasthofes mehrere in ihre Mäntel gehüllte Männer. Mitten unter diesen Männern war eine kurze und dicke Figur, der ein breitkrepiger Hut das Gesicht völlig bedeckte.

Diese Männer gingen rasch hinein, als sie den Zug erscheinen sahen.

Doch der Kurze war nicht so schnell von der Stelle gewichen, dass sein Anblick Chicot nicht aufgefallen wäre. In dem Augenblick, wo dieser kurze, dicke Mann hinein ging, sprang unser Gascogner aus der königlichen Sänfte, verlangte von einem Pagen sein Pferd, das dieser am Zügel führte, und ließ, sich an die Ecke einer Mauer drückend und in den ersten Schatten der Nacht verborgen, den Zug seinen Weg gegen Essonnes fortsetzen, wo der König Nachtlager zu halten gedachte; als sodann die letzten Reiter verschwunden waren, als das entfernte Geräusch der Räder der Sänfte auf dem Straßenpflaster sich im Raume verloren hatte, kam er aus seinem Verstecke hervor, ritt hinter dem Schloss hin und erschien an der Türe des Gasthauses, als ob er von Fontainebleau käme. Sobald Chicot vor dem Fenster war, warf er einen raschen Blick durch die Scheiben und gewahrte zu seinem Vergnügen, dass die Männer, die er bemerkt hatte, sich immer noch hier befanden und unter ihnen der kurze, dicke Mann, dem er die Ehre einer besonderen Aufmerksamkeit zuzugestehen geschienen hatte. Da jedoch Chicot, ohne Zweifel aus Gründen, von dem genannten Manne nicht erkannt zu werden wünschte, so ließ er sich, statt in das Zimmer, wo dieser war, eine Flasche Wein in das Zimmer gegenüber bringen und setzte sich so, dass Niemand die Türe erreichen konnte, ohne gesehen zu werden. Von diesem Zimmer aus konnte der Blick von Chicot, der seinen Platz kluger Weise im Schatten genommen hatte, bis an die Ecke eines ungeheuren Kamins dringen. An

dieser Ecke saß auf einem Schemel der kurze, dicke Mann und ließ sich, wahrscheinlich in der Voraussetzung, er hätte keine Nachforschung zu befürchten, von dem Scheine eines Herdes überströmen, dessen Wärme und Helle ein Arm voll Reben verdoppelt hatte.

»Ich habe mich nicht getäuscht,« sagte Chicot, »und als ich mein Gebet an dem Hause der Rue des Noyers verrichtete, war es, als hätte ich die Rückkehr dieses Mannes gerochen. Doch warum so verstohlener Weise in die gute Hauptstadt unseres Freundes Herodes zurückkommen? Warum sich verbergen, wenn er vorüberzieht? Ah! Pilatus! Pilatus! sollte mir zufällig der gute Gott das Jahr, um das ich ihn gebeten habe, nicht bewilligen und mich früher zur Heimbezahlung zwingen, als ich glaubte?«

Bald bemerkte Chicot mit Vergnügen, dass er von dem Orte, wo er saß, nicht nur sehen, sondern auch in Folge von einer jener akustischen Wirkungen, welche zuweilen der Zufall auf eine launenhafte Weise bereitet, hören konnte. Als er diese Wahrnehmung machte, fing er an, mit derselben Aufmerksamkeit zu horchen, mit der er seinen Blick zum Sehen anspannte.

»Meine Herren,« sagte der kurze, dicke Mann zu seinen Gefährten, »ich glaube, es ist Zeit zum Aufbruch. Der letzte Lackei ist längst vorüber, und die Straße ist meiner Ansicht nach zu dieser Stunde sicher.«

»Vollkommen sicher, Monseigneur,« antwortete eine Stimme, welche Chicot beben machte und aus einem Körper kam, dem er, ganz und gar in die Betrachtung der Hauptperson vertieft, bis jetzt keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Der Mensch, dem der Körper gehörte, aus welchem diese Stimme hervorkam, war eben so lang, als derjenige, welchem er den Titel Monseigneur gab, kurz, eben so bleich, als dieser hochrot, eben so untertänig, als er anmaßend war.

»Ah! Meister Nicolas,« sagte Chicot, geräuschlos lachend: »*Tu quoque*. . . . es ist gut. Wir müssten viel Unglück haben, sollten wir uns diesmal trennen, ohne ein paar Worte mit einander zu sprechen.«

Chicot leerte hiernach sein Glas und bezahlte den Wirt, damit ihn nichts zurückhielt, sollte er es für geeignet halten,

aufzubrechen.

Diese Vorsicht war nicht schlimm, denn die sieben Personen, welche die Aufmerksamkeit von Chicot erregt hatten, bezahlten ebenfalls, oder der kurze dicke Mann bezahlte vielmehr für Alle; Jeder nahm sein Pferd aus den Händen eines Lackeis oder eines Stallknechts und schwang sich in den Sattel. Die kleine Truppe schlug den Weg nach Paris ein und vertiefte sich bald in den ersten Nebel des Abends.

»Gut!« sagte Chicot, »er gehe nach Paris, ich kehre auch dahin zurück.«

Und Chicot stieg ebenfalls zu Pferde und folgte ihnen von ferne, ohne einen Augenblick ihre grauen Mäntel aus dem Gesicht zu verlieren, oder wenn er sie aus Klugheit einen Augenblick aus dem Gesicht verlor, ohne dass er aufhörte, auf die Tritte ihrer Pferde zu horchen. Diese ganze Reitertruppe verließ die Straße in Fromenteau, nahm ihre Richtung querfeldein nach Choisy, zog auf der Brücke von Charenton über die Seine, erreichte Paris durch die Porte Saint-Antoine und verlor sich wie ein Bienenschwarm in dem Hotel Guise, das nur ihre Ankunft zu erwarten schien, um sich hinter ihr zu schließen.

»Gut,« sagte Chicot, sich an der Ecke der Rue des Quatre-Fils verbergend, »darunter steckt nicht nur Mayenne, sondern auch Guise. Bis jetzt war es nur seltsam, doch es wird interessant werden. Warten wir.«

Chicot wartete in der Tat eine Stunde, trotz des Hungers und der Kälte, welche ihn mit ihren scharfen Zähnen zu packen anfangen. Endlich öffnete sich das Thor; doch statt sieben in ihre Mäntel gehüllter Reiter, waren es sieben in ihre Capucen gehüllte Genovever-Mönche, welche ungeheure Rosenkränze schüttelnd erschienen.

»Oh! Welch eine unerwartete Entwicklung!« sagte Chicot. »Ist das Hotel Guise so von dem Geruch der Heiligkeit durchschwängert, dass sich die Schufte, wenn sie nur seine Schwellen berühren, in Lämmer verwandeln? Die Sache wird immer interessanter.«

Chicot folgte den Mönchen, wie er den Reitern gefolgt war, denn er zweifelte nicht, dass die Kutten dieselben Leiber

bedeckten, welche die Mäntel bedeckt hatten. Die Mönche gingen auf dem Pont-Notre-Dame über die Seine, zogen durch die Cité, schlugen den Weg über den Petit-Pont und über die Place Maubert ein und stiegen die Rue Sainte-Geneviève hinauf.

»Oho!« sagte Chicot, nachdem er seinen Hut vor dem Hause der Rue des Noyers abgenommen, wo er am Morgen sein Gebet verrichtet hatte. »Kehren wir zufällig nach Fontainebleau zurück? In diesem Falle hätte ich nicht den kürzesten Weg gewählt. Doch nein, ich täusche mich, wir werden nicht so weit gehen.«

Die Mönche blieben wirklich vor der Türe der Sainte-Geneviève Abtei stehen, und traten dann in die Vorhalle, in deren Tiefe man einen andern Mönch von demselben Orden erblickte, der mit der größten Aufmerksamkeit die Hände der Eintretenden zu beschauen bemüht war.

»Oh mein Gott!« dachte Chicot, »es scheint, um in die Abtei eingelassen zu werden, muss man diesen Abend reinliche Hände haben. Es geht offenbar etwas Außerordentliches vor.«

Chicot, der sehr in Verlegenheit war, was er tun sollte, um die Menschen nicht zu verlieren, denen er folgte, schaute nach dieser Betrachtung rings umher und sah zu seinem großen Erstaunen aus allen Straßen, welche gegen die Abtei liefen, Capucen hervorkommen, die einen vereinzelt, die andern zu zwei und zwei, doch insgesamt auf die Abtei zu schreitend.

»Ah!« sagte Chicot, »es wird also diesen Abend Generalkapitel in der Abtei gehalten und alle Genovever Frankreichs sind dazu berufen! Das ist, so wahr ich ein Edelmann bin, das, erste Mal, dass mich die Lust erfasst, einem Kapitel beizuwohnen.«

Die Mönche gingen alle unter die Halle, zeigten ihre Hände oder irgend einen Gegenstand, den sie in ihren Händen hielten, und traten ein. »Ich würde mit ihnen eintreten,« sagte Chicot, »doch hierzu fehlen mir zwei sehr wesentliche Dinge. Einmal das respektable Gewand, das sie umhüllt, insofern ich keinen Laien unter diesen heiligen Männern erblicke, und zweitens die Sache, die sie dem Bruder Pförtner zeigen; denn offenbar zeigen sie etwas. Ah! Bruder Gorenflot, mein würdiger Freund, wenn ich Dich hier bei der Hand hätte.«

Diesen Ausruf entriss Chicot die Erinnerung an einen der

ehrwürdigsten Mönche des Ordens der Genovever, einen gewöhnlichen Gast von Chicot, wenn Chicot zufällig nicht im Louvre speiste, eben denselben, mit welchem am Tage der Prozession der Büsser unser Gascogner in der Schenke der Porte Montmartre angehalten, eine Krickente gegessen und gewürzten Wein getrunken hatte.

Und es strömten fortwährend Mönche herbei, so dass es war, als hätte die Hälfte der Bevölkerung von Paris die Kutte genommen, und der Bruder Pförtner prüfte sie insgesamt mit derselben Aufmerksamkeit.

»Sieh da! sieh da!« sagte Chicot zu sich selbst, »es geht offenbar diesen Abend etwas Außerordentliches vor. Wir wollen ganz und gar neugierig sein. Es ist halb acht Uhr und das Almosensammeln vorüber. Ich muss den Bruder Gorenflot im *Füllhorn* finden, denn zu dieser Stunde pflegt er zu Nacht zu speisen.«

Chicot ließ die Heerschar von Mönchen ihre Evolutionen in der Gegend der Abtei machen und in die Halle eintreten, setzte sein Pferd in Galopp und erreichte die Rue Saint-Jacques, wo, dem Benedictinerkloster gegenüber sich blühend und von Schülern und kampflustigen Mönchen sehr fleißig besucht das Gasthaus zum Füllhorn erhob.

Chicot war in dem Hause bekannt, nicht als ein Stammgast, sondern als einer von jenen heimlichen Gästen, welche von Zeit zu Zeit kamen und einen Goldtaler und ein Teilchen ihrer Vernunft in der Anstalt von Meister Claude Bonhomet ließen. So hieß der Ausspender der Gaben von Ceres und Bacchus, welche beständig aus dem berühmten mythologischen Horne strömten, das dem Hause als Schild diente.

Siebzehntes Kapitel.

Worin dem Leser das Vergnügen zu Teil werden wird, die Bekanntschaft des Bruder Gorenflot zu machen, von dem er bereits zweimal im Verlaufe dieser Geschichte hat sprechen hören.

Auf den schönen Tag war ein schöner Abend gefolgt; nur da der Tag kalt gewesen, war der Abend noch viel kälter. Man sah unter dem Hute verspäteter Bürger den durch den Schimmer der Stocklaternen geröteten Dunst ihres Atems sich verdicken. Man hörte deutlich die Tritte der Vorübergehenden auf dem gefrorenen Boden und das schallende Hum! durch die Kälte entrissen und durch die elastischen Oberflächen zurückgeworfen, wie ein Physiker in unsern Tagen sagen würde. Kurz es war einer von den schönen, kalten Abenden des herannahenden Frühjahrs, bei denen uns die freundliche Rosenfarbe der Scheiben eines Gasthauses einen doppelten Reiz gewährt.

Chicot trat zuerst in den Saal, tauchte seinen Blick in alle Winkel und Ecken, und ging, als er Meister Claude, welchen er suchte, nicht fand, vertraulich in die Küche.

Der Herr des Hauses war eben im Zuge, hier eine fromme Vorlesung zu halten, während allmählich eine in einer ungeheuren Bratpfanne enthaltene Masse Schmalzes den erforderlichen Grad von Hitze erreichte, dass man in diese Pfanne mehrere mit Mehl überzogene Merlane werfen konnte.

Bei dem Geräusch, das Chicot eintretend machte, drehte Meister Bonhomet den Kopf um.

»Ah! Ihr seid es, edler Herr,« sagte er, sein Buch schließend, »guten Abend und guten Appetit.«

»Ich danke für den doppelten Wunsch, obgleich die Hälfte davon eben so wohl zu Eurem Nutzen gereicht, als zu meinem. Doch das hängt von Umständen ab.«

»Wie, das hängt von Umständen ab?«

»Ja, Ihr wisst, dass ich nicht allein speisen kann.«

»Wenn es sein muss, mein Herr,« erwiderte Bonhomet, seine pistaziengrüne Mütze lüpfend, »wenn es sein muss, so werde ich mit Euch speisen.«

»Ich danke, mein lieber Wirt, obgleich ich weiß, dass Ihr ein vortrefflicher Gast seid; doch ich suche Jemand.«

»Vielleicht den Bruder Gorenflot?« fragte Bonhomet.

»Ganz richtig,« antwortete Chicot.

»Hat er schon zu speisen angefangen?«

»Nein, doch beeilt Euch.«

»Warum mich beeilen?«

»Ja, denn in fünf Minuten wird er fertig sein.«

»Der Bruder Gorenflot hat noch nicht zu speisen angefangen und wird In fünf Minuten fertig sein, sagt Ihr?«

Chicot schüttelte den Kopf, was in allen Ländern der Welt für ein Zeichen des Unglaubens gilt.

»Mein Herr,« sprach Meister Claude, »es ist heute Mittwoch und wir treten in die Fasten ein.«

»Nun!« versetzte Chicot mit einer Miene, welche eben nicht sehr für die religiösen Bestrebungen von Bruder Gorenflot sprach, »und dann?«

»Ah, bei Gott!« erwiderte Claude mit einer Gebärde, welche offenbar bedeutete: Ich begreife es eben so wenig, als Ihr; doch es ist so.

»Sicherlich ist etwas in der sublunaren Maschine in Unordnung geraten,« sprach Chicot, »fünf Minuten für das Abendbrot von Gorenflot! Ich bin heute bestimmt, wunderbare Dinge zu sehen.«

Und mit der Miene eines Reisenden, der zum ersten Male den Fuß auf einen unbekanntem Boden setzt, machte Chicot ein paar Schritte gegen ein besonderes Kabinett, stieß dessen Glastüre auf, hinter der ein wollener Vorhang mit weißen und rosenfarbigen Vierecken angebracht war, und erblickte im Hintergrunde bei dem Scheine eines Lichtes mit rauchigem Dochte den würdigen Mönch, der auf seinem Teller eine magere Portion in Wasser gekochten Spinat umdrehte, den er dadurch schmackhaft zu machen suchte, dass er in diese Kräutersubstanz einen Rest von Suresner-Käse steckte.

Während der würdige Bruder diese Mischung mit einer Verziehung des Gesichts bewerkstelligt, welche andeutet, dass er keine große Stücke auf die traurige Zusammensetzung hält, wollen wir es versuchen, ihn unsern Lesern unter einem Lichte vorzustellen, das sie dafür entschädigen soll, dass seine Bekanntschaft so lange hinausgeschoben wurde.

Bruder Gorenflot mochte ungefähr acht und dreißig Jahre und fünf Fuß Königsmaß haben. Diese etwas kleine Gestalt glich sich vielleicht, wie der Bruder sagte, durch die bewunderungswürdige Harmonie der Verhältnisse aus; was er an Höhe verlor, gewann er wieder an Breite, denn er erfreute sich eines Durchmessers von beinahe drei Fuß von einer Schulter zur andern, was, wie man weiß, einem Umkreise von neun Fuß gleichkommt.

Im Mittelpunkte dieser herkulischen Schulterblätter saß ein breiter, von zolldicken und strickartig hervorspringenden Muskeln befurchter Hals. Leider stand dieser Hals ebenfalls im Verhältnis zu dem Übrigen; er war nämlich kurz und dick, was bei den ersten zu starken Gemütsbewegungen, von welchen der Bruder Gorenflot heimgesucht würde, einen Schlagfluss befürchten lassen musste. Doch im Bewusstsein dieser Mangelhaftigkeit und der daraus hervorgehenden Gefahr gab sich Bruder Gorenflot nie heftigen Eindrücken hin; wir müssen sogar sagen, dass man ihn selten so sichtbar bewegt sah, als er es zur Stunde war, wo Meister Chicot in sein Kabinett trat.

»Ei! mein Freund, was macht Ihr denn da?« rief unser Gascogner, abwechselnd das Gemüse, Gorenflot, das nicht geputzte Licht und einen bis an den Rand mit kaum durch ein paar Tropfen Wein gefärbtem Wasser gefüllten Humpen anschauend.

»Ihr seht, mein Bruder, ich nehme mein Abendbrot,« antwortete Gorenflot, indem er eine Stimme so mächtig wie die Glocke einer Abtei erklingen ließ.

»Ihr nennt das Abendbrot, Gorenflot? Kraut, Käse? Geht doch!« rief Chicot.

»Wir sind an einem der ersten Mittwoche der Fastenzeit; denken wir an unser Heil, mein Bruder, denken wir an unser Heil,« erwiderte Gorenflot näselnd und gottselig die Augen zum Himmel aufschlagend.

Chicot war ganz erstaunt. Aus seinem Blicke konnte man entnehmen, dass er bereits mehr als einmal Gorenflot auf eine andere Weise die heilige Fastenzeit, in welche man eingetreten war, hatte verherrlichen sehen.

»Unser Heil!« wiederholte er, »was Teufels haben Wasser und Gras mit unserem Heile zu tun?«

»Freitags sollst Du kein Fleisch verzehren,
»Fastend halt auch den Mittwoch in Ehren.«

sprach Gorenflot.

»Um welche Zeit habt Ihr gefrühstückt?«

»Ich habe gar nicht gefrühstückt, mein Bruder,« antwortete der Mönch, immer mehr näselnd.

»Ah! wenn es sich nur darum handelt, zu näseln, so bin ich bereit, mich mit allen Genovevern der Welt in einen Kampf einzulassen. Doch wenn Ihr nicht gefrühstückt habt,« sagte Chicot unmäßig näselnd, »was habt Ihr denn getan, mein Bruder?«

»Ich habe eine Rede gemacht,« versetzte Gorenflot, stolz das Haupt erhebend.

»Ah bah! eine Rede? Und warum?«

»Um sie diesen Abend in der Abtei zu halten.«

»Halt,« dachte Chicot, »eine Rede diesen Abend, das ist komisch.«

»Und ich muss sogar,« fügte Gorenflot bei, indem er eine erste Gabel Spinat mit Käse an den Mund führte, »und ich muss sogar daran denken, nach Hause zu kehren; mein Auditorium könnte ungeduldig werden.«

Chicot fielen die zahllosen Mönche ein, die er nach der Abtei hatte gehen sehen, und da er sich erinnerte, Herr von Mayenne wäre wahrscheinlich unter diesen Mönchen, so fragte er sich, wie es komme, dass Gorenflot, der bis zu diesem Tage wegen verschiedener Eigenschaften geschätzt worden war, welche durchaus keine Beziehung zu der Beredsamkeit hatten, von seinem Superior, Joseph Foulon, dem damaligen Abte von Sainte-Geneviève, gewählt worden sei, um vor dem lothringischen Prinzen und einer so zahlreichen Versammlung zu predigen.

»Bah!« sagte er, »und zu welcher Stunde werdet Ihr predigen?«

»Von neun Uhr bis halb zehn Uhr, mein Bruder.«

»Gut; wir haben drei Viertel auf neun Uhr. Ihr werdet mir wohl fünf Minuten schenken. Es ist bei Gott acht Tage, dass wir keine Gelegenheit mehr gefunden haben, mit einander zu speisen.«

»Das ist nicht unser Fehler,« sprach Gorenflot, »und glaubt mir, geliebter Bruder, unsere Freundschaft wird dadurch keine Verminderung erleiden: die Pflichten Eures Amtes fesseln Euch an unsern großen König, Heinrich III., den Gott erhalten möge! Die Pflichten meines Amtes legen mir das Almosensammeln und nach dem Almosensammeln das Gebet auf; man darf sich also nicht darüber wundern, dass wir so lange getrennt sind.«

»Ja, doch das scheint mir gerade ein Grund mehr, freudig zu sein, wenn wir uns zusammenfinden.«

»Ich bin auch unendlich freudig,« erwiderte Gorenflot mit der kläglichsten Miene der Erde, »doch ich muss Euch darum nicht minder verlassen.«

Und der Mönch machte eine Bewegung, um aufzustehen.

»Esst doch wenigstens vollends Euer Kraut,« sagte Chicot, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte und ihn wieder nieder sitzen machte.

Gorenflot schaute den Spinat an und stieß einen Seufzer aus; dann richteten sich seine Augen auf das rot gefärbte Wasser, und er wandte den Kopf ab.

Chicot sah, dass der Augenblick, den Angriff zu beginnen, gekommen war, und fuhr fort:

»Ihr erinnert Euch des kleinen Mittagsbrottes, von dem ich so eben sprach; wie? an der Porte Montmarte; Ihr wisst, wo wir, während unser großer König Heinrich III. sich und Andere geißelte, eine Krickente aus den Sümpfen der Grange-Batelière mit einer Kraftbrühe von Krebsen speisten und von jenem hübschen Burgunderweine tranken; wie nennt Ihr doch jenen Wein? Ist es nicht ein Wein, den Ihr entdeckt habt?«

»Es ist ein Wein aus meiner Gegend, aus der Romanée.«

»Ja, ja, ich erinnere mich, es ist die Milch, die Ihr eingesogen habt, als Ihr zur Welt kamt, würdiger Sohn von Noah!«

Gorenflot ließ mit einem schwermütigen Lächeln seine Zunge über seine Lippen hingehen.

»Was sagt Ihr zu jenem Weine?« sprach Chicot.

»Er war gut, doch es gibt bessern.«

»Das sagte auch eines Abends Claude Bonhomet, unser Wirt, welcher behauptet, es liegen davon in seinem Keller fünfzig Flaschen, wogegen der seines Bruders von der Porte Montmartre nur Treberwein sei.«

»Das ist die reine Wahrheit,« versetzte der Mönch.

»Wie, das ist die Wahrheit?« rief Chicot, »und Ihr trinkt von diesem abscheulichen, gefärbten Wasser, während wir nur die Hand auszustrecken haben, um einen solchen Wein zu trinken? Puah!«

Chicot nahm den Humpen und goss seinen Inhalt in das Zimmer.

»Alles hat seine Zeit, mein Bruder,« sprach Gorenflot. »Der Wein ist gut, wenn man, nachdem man ihn getrunken, nichts mehr zu tun hat, als Gott für seine Gaben zu verherrlichen. Doch wenn man eine Rede halten muss, so ist das Wasser vorzuziehen, nicht für den Geschmack, sondern für den Gebrauch: *Facunda est aqua.*«

»Bah!« rief Chicot. »*Magis facundum est vinum*, und zum Beweise mag dienen, dass ich, der ich auch eine Rede halten muss und Vertrauen zu meinem Recepte habe, eine Flasche von dem Weine von der Romanée kommen lassen werde . . . und was ratet Ihr mir, dazu zu nehmen?«

»Nehmt nicht von diesem Kraute, es ist ganz außerordentlich schlecht.«

»Aeh,« sagte Chicot, indem er den Teller von Gorenflot an die Nase hielt, »äh!«

Diesmal öffnete er ein kleines Fenster und warf den Teller mit dem Gemüse auf die Straße. Dann wandte er sich um und rief:

»Meister Claude!« Der Wirt, welcher wahrscheinlich horchte, erschien auf der Schwelle.

»Meister Claude,« sagte Chicot, »bringt mir zwei Flaschen von dem Weine der Romanée, den Ihr besser als irgend Jemand zu haben behauptet.«

»Zwei Flaschen!« versetzte Gorenflot, »Warum, da ich nicht trinke?«

»Wenn Ihr tränkt, so würde ich vier, so würde ich sechs Flaschen, so würde ich Alles kommen lassen, was im Hause ist. Doch wenn ich allein trinke, trinke ich schlecht, und zwei Flaschen werden mir genügen.«

»In der Tat, bemerkte Gorenflot, »zwei Flaschen, das ist vernünftig, und wenn Ihr dazu nur magere Speisen wählt, so wird Euer Beichtvater nichts dagegen einzuwenden haben.«

»Gewiß,« versetzte Chicot, »Fettes, an einem Mittwoch in der Fastenzeit, pfui doch!«

Und er wandte sich gegen einen Speisekasten, während Meister Bonhomet die zwei verlangten Flaschen aus dem Keller holte, und zog eine Poularde von Mans daraus hervor.

»Was macht Ihr denn da, mein Bruder?« sagte Gorenflot, der mit einem unwillkürlichen Interesse den Bewegungen des Gascogners folgte, »was macht Ihr denn da?«

»Ihr seht, ich bemächtige mich dieses Karpfen, aus Furcht, es könne ihn ein Anderer an sich reißen. An den Mittwochen in der Fastenzeit tritt eine Concurrrenz bei dergleichen Esswaren ein.«

»Ein Karpfe!« rief Gorenflot erstaunt.

»Allerdings ein Karpfe,« antwortete Chicot, indem er ihm den appetitlichen Vogel unter die Augen legte.

»Und seit wann hat ein Karpfe einen Schnabel?« fragte der Mönch.

»Einen Schnabel, wo seht Ihr einen Schnabel? Ich sehe nur ein Maul.«

»Füße?« fuhr der Genovever fort.

»Flossen.«

»Federn?«

»Schuppen; mein lieber Gorenflot, Ihr seid betrunken.«

»Betrunken!« rief Gorenflot, »betrunken! Ah, bei Gott! ich betrunken, ich, der ich nur Spinat gegessen und Wasser getrunken habe.«

»Euer Spinat belastet Euch den Magen und Euer Wasser steigt Euch in den Kopf.«

»Hier kommt unser Wirt, er soll entscheiden.«

»Worüber?«

»Ob dies ein Karpfe oder eine Poularde ist.«

»Es sei. Doch zuerst soll er die Flaschen öffnen. Ich will wissen, ob es derselbe ist. Öffnet, Meister Claude, öffnet.«

Meister Claude zog den Stöpsel aus einer Flasche und goß Chicot ein halbes Glas ein.

Chicot leerte das halbe Glas und ließ seine Zunge schnalzen.

»Ah!« sagte er, »ich bin ein schlechter Koster und meine Zunge hat nicht das geringste Gedächtnis. Ich kann durchaus nicht angeben, ob er besser oder schlechter ist, als der von der Porte Montmartre; ich weiß sogar nicht einmal gewiss, ob es derselbe ist.«

Die Augen von Gorenflot funkelten, während er die paar Tropfen flüssigen Rubin betrachtete, welche in dem Grunde des Glases von Chicot geblieben waren.

»Hört, mein Bruder,« sagte Chicot und goß einen Fingerhut voll Wein in das Glas des Mönches, »Ihr seid in der Welt für Euren Nächsten; leitet mich.«

Gorenflot nahm das Glas, setzte es an seine Lippen und verkostete langsam die wenigen Tropfen, die es enthielt.

»Es ist sicherlich von demselben Gewächs,« sagte er, »doch —«

»Doch,« wiederholte Chicot.

»Doch es war zu wenig,« fuhr der Mönch fort, »es war zu wenig, als dass ich entscheiden könnte, ob jener schlechter oder besser gewesen ist.«

»Es liegt mir aber daran, dies zu wissen. Pest! ich will nicht getäuscht werden, und wenn Ihr nicht eine Rede zu halten hättet, mein Bruder, so würde ich Euch bitten, diesen Wein noch einmal zu kosten.«

»Wenn es Euch Vergnügen macht —«

»Bei Gott!« rief Chicot. Und er füllte zur Hälfte das Glas des Genovevers.

Gorenflot setzte das Glas mit nicht weniger Ehrfurcht als das erste Mal an die Lippen und kostete mit nicht geringerer Gewissenhaftigkeit.

»Besser,« sagte er, »dieser ist besser, ich stehe dafür.«

»Bah! Ihr seid im Einverständnis mit unserem Wirt.«

»Ein guter Trinker,« versetzte Gorenflot, »muss beim ersten Schlucke das Gewächs, beim zweiten die Qualität und beim dritten den Jahrgang erkennen.«

»Ah! was den Jahrgang betrifft,« rief Chicot, »ich möchte wohl den Jahrgang dieses Weines wissen.«

»Das ist sehr leicht,« antwortete Gorenflot, ihm sein Glas reichend, »gießt mir nur zwei Tropfen ein, und ich will ihn Euch nennen.«

Chicot füllte das Glas des Mönches bis auf drei Vierteile; der Mönch leerte das Glas langsam, doch ohne abzusetzen.

»1561,« sagte er sodann, das Glas auf den Tisch stellend.

»Ganz richtig,« rief Claude Bonhomet, »1561, so ist es.«

»Guter Gorenflot,« sagte der Gascogner, sein Haupt entblößend, »man hat in Rom Leute selig gesprochen, die es nicht so sehr verdienten, als Ihr.«

»Ein wenig Gewohnheit, mein Bruder,« versetzte Gorenflot bescheiden.

»Und etwas Anlage,« sprach Chicot. »Pest! die Gewohnheit allein macht es nicht, davon bin ich Zeuge, der ich wohl behaupten kann, dass ich die Gewohnheit habe. Nun! was macht Ihr denn?«

»Ihr seht es, ich stehe auf.«

»Warum?«

»Um in meine Versammlung zu gehen.«

»Ohne ein Stück von meinem Karpfen zu essen?«

»Ah! das ist wahr,« sprach Gorenflot, »es scheint, mein würdiger Bruder, Ihr versteht Euch noch viel weniger auf die Speise, als auf den Trank. Meister Bonhomet, was für ein Tier ist das?«

Bruder Gorenflot deutete auf den Gegenstand des Streites. Der Wirt schaute mit Erstaunen denjenigen an, welcher diese Frage an ihn richtete.

»Ja,« fügte Chicot bei, »man fragt Euch, was für ein Tier dies sei.«

»Bei Gott! eine Poularde,« sprach, der Wirt.

»Eine Poularde,« versetzte Chicot mit bestürzter Miene.

»Und zwar von Mans,« fuhr Meister Claude fort.

»Nun!« rief Gorenflot triumphierend.

»Ich habe, wie es scheint, Unrecht gehabt,« sagte Chicot.

»Doch, da mir viel daran liegt, diese Poularde zu essen und dennoch nicht zu sündigen, so macht mir im Namen der Gefühle unserer gegenseitigen Liebe das Vergnügen, mein Bruder, ein paar Tropfen Wasser darauf zu sprengen und sie Karpfe zu taufen.«

»Ah! ah!« rief Gorenflot.

»Ja, ich bitte Euch, sonst habe ich am Ende irgend ein Tier im Stande der Todsünde gegessen.«

»Es sei!« sagte Gorenflot, der, von Natur ein vortrefflicher Gesellschafter, durch das dreimalige Kosten in Zug zu geraten anfing, »doch ich sehe kein Wasser mehr hier.«

»Es ist irgendwo gesagt,« entgegnete Chicot:

»Du wirst Dich in dringendem Falle dessen bedienen, was Du bei der Hand findest. Die Absicht macht Alles; tauft mit Wein, mein Bruder; tauft mit Wein, das Tier wird darum vielleicht etwas weniger katholisch, aber nicht schlechter sein.«

Chicot füllte das Glas des Mönches bis an den Rand, und damit war die Flasche geleert.

Gorenflot aber sprach:

»Im Namen von Bacchus, Momus und Comus, der Dreieinigkeit des großen Heiligen Pantagruel, taufe ich dich Karpfe.«

Und er tauchte das Ende seiner Finger in den Wein und ließ ein paar Tropfen auf das Tier fallen.

»Nun, mein Freund,« sagte der Gascogner, mit seinem Glase an das des Mönches stoßend, »nun auf das Wohl des Neu getauften; möge er gar gebraten sein und möge die Kunst, welche Meister Claude Bonhomet zu seiner Vervollkommnung entwickeln wird, die Eigenschaften, die er von der Natur erhalten hat, noch vermehren.«

»Auf seine Gesundheit,« sprach Gorenflot, ein schallendes Gelächter unterbrechend, um ein Glas Burgunder zu leeren, das ihm Chicot eingeschenkt hatte, »auf seine Gesundheit. Das ist bei Gott ein vortrefflicher Wein.«

»Meister Claude,« sagte Chicot, »steckt mir sogleich diesen Karpfen an den Spieß; beträufelt ihn mit frischer Butter, in welche Ihr zuvor Speck und Schalotten hackt; wenn er sodann sich zu vergolden anfängt, so legt zwei geröstete Brotschnitten in die Bratpfanne und tragt es warm auf.«

Gorenflot sagte kein Wort, aber er billigte mit dem Auge und mit einer gewissen kleinen Kopfbewegung, die ein gänzlichendes Beipflichten andeutete.

»Und nun,« sagte Chicot, als er sah, dass seinen Absichten völlig entsprochen wurde, »und nun Meister Bonhomet, Sardinen und Thon. Wir sind in der Fastenzeit, wie so eben der fromme Bruder Gorenflot bemerkte, und ich will ein reines Fastenessen machen. Ferner . . . so wartet doch . . . zwei Flaschen von dem vortrefflichen Wein der Romanée vom Jahrgang 1561.«

Die Düfte dieser Küche, welche an die den wahren Gourmants so teure südliche Küche erinnerten, fingen an sich zu verbreiten und unmerklich dem Mönche zu Gehirn zu steigen. Seine Zunge wurde feucht, seine Augen glänzten, doch er hielt noch an sich und machte sogar eine Bewegung, um aufzustehen.

»Ihr verlasst mich also im Augenblick des Kampfes?« sprach Chicot.

»Es muss sein, mein Bruder,« sagte Gorenflot, die Augen zum Himmel aufschlagend, um Gott das Opfer zu bezeichnen, das er ihm brachte.

»Es ist sehr unklug von Euch, so wegzugehen, um eine Fastenpredigt zu halten.«

»Warum?« stammelte der Mönch.

»Weil es Euch an Lunge fehlen wird, mein Bruder. Gallien hat gesagt: *Pulmo hominis facile deficit.*«

(Die Lunge des Menschen ist schwach und fehlt leicht.)

»Ach! ja, ich habe das oft selbst erfahren; wenn ich Lunge hätte, wäre ich ein Blitz der Beredsamkeit.«

»Seht Ihr!«

»Zum Glück,« versetzte Gorenflot, auf seinen Stuhl zurückfallend, »zum Glück habe ich Eifer.«

»Ja, aber der Eifer genügt nicht; an Eurer Stelle würde ich von diesen Sardinen kosten und noch ein paar Tropfen von diesem

Nektar trinken.«

»Eine einzige Sardine,« sagte Gorenflot, »und ein einziges Glas Wein.«

Chicot legte eine Sardine auf den Teller des Bruders und reichte ihm die zweite Flasche.

Der Mönch aß die Sardine und trank den Inhalt eines Glases.

»Nun!« fragte Chicot, der, während er den Genovever immer wieder auf den Artikel des Essens und Trinkens, brachte, selbst sehr nüchtern blieb, »nun?«

»In der Tat, ich fühle mich etwas leichter,« sagte Gorenflot.

»Beim Donner! wenn man eine Rede zu halten hat, handelt es sich nicht darum, sich etwas minder schwach zu fühlen, sondern man muss sich völlig wohl fühlen,« sprach der Gascogner, »und um zu diesem Ziele zu gelangen, würde ich an Eurer Stelle die zwei Floßfedern von diesem Karpfen essen, denn, wenn Ihr nicht mehr eßt, so setzt Ihr Euch der Gefahr aus, den Wein zu spüren. *Merum sobrio male olet.*«⁷

»Ah! Teufel!« rief Gorenflot, »Ihr habt Recht, ich dachte nicht daran.«

Und da man in diesem Augenblick die Poularde vom Spieße zog, so schnitt Chicot einen von ihren Füßen ab, die er Floßfedern getauft hatte; der Mönch speiste diesen Fuß mit dem Beine und mit dem Schenkel.

»Beim Leibe Christi! das ist ein köstlicher Fisch,« rief Gorenflot.

Chicot schnitt ihm die andere Floßfeder ab, die er auf den Teller des Mönches legte, während er zart den Saft des Flügels aussaugte.

»Und dieser herrliche Wein,« sagte er, die dritte Flasche öffnend. Einmal im Zuge, einmal erwärmt, einmal in den Tiefen seines ungeheuren Magens erweckt, hatte Gorenflot nicht die Kraft, von selbst stehenzubleiben; er verschlang den Flügel, machte ein Skelett aus dem Rumpfe, rief Bonhomet und sagte zu ihm:



Chicot und Gorenflot

»Meister Claude, ich fühle mich sehr hungrig, habt Ihr mir nicht einen gewissen Speckpfannkuchen angeboten?«

»Gewiss,« erwiderte Chicot, »und er ist sogar befohlen. Nicht wahr, Bonhomet?«

»Allerdings,« antwortete der Wirt, der seinen Kunden nie widersprach, wenn ihre Reden auf einen Zuwachs von Verbrauch und folglich von Ausgaben abzielten.

»Bringt ihn, bringt ihn, Meister,« rief der Mönch.

»In fünf Minuten,« sagte der Wirt, der auf einen Blick von Chicot hinaus eilte, um das Verlangte zu bereiten.

»Ah!« machte Gorenflot, indem er eine ungeheure, mit einer Gabel bewaffnete Faust auf den Tisch fallen ließ, »es geht besser . . . «

»Nicht wahr?« versetzte Chicot.

»Und wenn der Pfannkuchen da wäre, so würde ich nur einen Mund voll daraus machen, wie ich aus diesem Glas nur einen Schluck mache.«

Und das Auge vor Lüsternheit funkelnd, leerte der Mönch den vierten Teil der dritten Flasche.

»Ah! Ihr wart also krank?«

»Ich war ganz blöde, Freund,« sagte Gorenflot, »diese verfluchte Rede hatte mich entkräftet; seit drei Tagen denke ich beständig daran.«

»Sie muss herrlich sein.«

»Glänzend,« rief der Mönch.

»Sagt mir etwas davon, bis der Pfannkuchen kommt.«

»Nein, eine Rede bei Tische, wo hast Du das gesehen, Meister Narr, etwa am Hofe des Königs, Deines Herrn?«

»Man hält sehr schöne Reden an dem Hofe von König Heinrich, den Gott erhalten möge!« sagte Chicot, seinen Hut abnehmend.

»Und worüber handeln diese Reden?« fragte Gorenflot.

»Über die Tugend.«

»Ah! ja,« rief der Mönch, sich auf seinem Stuhle zurückwerfend, »es ist auch ein ganz tugendhafter Bursche, Dein König Heinrich III.«

»Ich weiß nicht, ob er tugendhaft ist, oder ob er nicht ist,« entgegnete Chicot, »ich weiß nur, dass ich nie etwas gesehen habe, worüber ich hätte erröten müssen.«

»Mord und Tod! ich glaube es wohl, es ist schon lange her, dass Du nicht mehr errötest, Meister Unzüchter.«

»Oh!« rief Chicot, »ich, die Enthaltbarkeit in Person, die Reinheit in Fleisch und Blut! Ich, der ich allen Prozessionen folge, alle Fasten mitmache.«

»Ja, mit einem Sardanapal, mit einem Nebukadnezar, mit einem Herodes! Eigennützige Prozessionen, berechnete Fasten! Zum Glücke weiß man ihn nach und nach auswendig, Deinen König Heinrich III., den der Teufel holen möge.«

Und statt der verweigerten Rede, stimmte Gorenflot folgendes Lied an:

Der König sich in Not befand
Durchstreifte drum sein eigen Land,
Legt sich auf Lüg und Bitten,
Ihm ward des Himmels Gnadentrost
Bei karger Brot- und Wasserkost,
Wie's han die Eremiten.
Paris, das kennt sein Leben,
Und will ihm nichts mehr geben,
Dem armen Bettelmann.
Zu viel hat man geliehen,
Drum lässt man ihn jetzt ziehen:
Helf Gott, der helfen kann.

»Bravo!« rief Chicot, »bravo!«

Dann fügte er ganz leise bei:

»Gut, da er singt, so wird er auch sprechen.«

In diesem Augenblick trat Meister Bonhomet ein; er hielt in der einen Hand den berühmten Pfannkuchen und in der andern zwei neue Flaschen.

»Bring ihn, bring ihn,« rief der Mönch, dessen Augen funkelten, während ein breites Lächeln seine zwei und dreißig Zähne entblößte.

»Doch, mein Freund, es scheint mir, Ihr habt eine Rede zu halten,« sagte Chicot.

»Die Rede ist hier,« erwiderte der Mönch, an seine Stirne schlagend, welcher sich die glühende Farbe seiner Wangen zu bemächtigen anfing.

»Um halb zehn Uhr,« sagte Chicot.

»Ich log,« versetzte der Mönch, »*omnis homo mendax, confiteor*.«

»Um welche Stunde sollte es also wirklich sein?«

»Um zehn Uhr.«

»Um zehn Uhr? Ich glaubte, die Abtei würde um neun Uhr

geschlossen.«

»Man mag sie schließen,« versetzte Gorenflot, das Licht durch die in seinem Glas enthaltene Rubinmasse betrachtend, »man mag sie immerhin schließen, ich habe den Schlüssel.«

»Den Schlüssel der Abtei,« rief Chicot, »Ihr habt den Schlüssel der Abtei?«

»Hier in meiner Tasche,« antwortete Gorenflot, an seine Kutte schlagend.

»Unmöglich, ich kenne die klösterlichen Regeln, ich bin in drei Klöstern in Pönitz gewesen. Der Schlüssel wird einem einfachen Bruder nicht anvertraut.«

»Hier ist er,« sagte Gorenflot, sich auf seinem Stuhle zurückwerfend und Chicot ein Geldstück zeigend.

»Sieh da, Geld. Ah! ich verstehe, Ihr bestecht den Bruder Pförtner, um zurückkehren zu können, wann es Euch beliebt, unglücklicher Sünder.«

Gorenflot schlitzte seinen Mund bis an die Ohren mit jenem freundlichen und glückseligen Lächeln des Trunkenen.

»*Sufficit*,« stammelte er.

Und er wollte das Geldstück wieder in seine Tasche stecken.

»Wartet, wartet!« sagte Chicot, »was für eine drollige Münze ist das?«

»Mit dem Bildnisse des Ketzers. Sie ist auch am Herzen durchlöchert.«

»In der Tat, es ist ein Teston, geschlagen vom König von Bearn und hat wirklich ein Loch.«

»Einen Dolchstich,« rief Gorenflot, »Tod dem Ketzer. Derjenige, welcher den Ketzer tötet, wird zum Voraus selig gesprochen, und ich gebe ihm meinen Teil am Paradies.«

»Ah! ah! die Dinge kommen nach und nach zum Vorschein,« sagte leise Chicot, »doch der Unglückliche ist noch nicht hinreichend betrunken.«

Und er füllte abermals das Glas des Mönches.

»Ja,« sprach der Gascogner, »Tod dem Ketzer, und es lebe die Messe!«

»Es lebe die Messe!« rief Gorenflot, den Inhalt seines Glases

mit einem Zuge leerend, »es lebe die Messe!«

»Also,« sagte Chicot, der, als er den Teston in der Tiefe der großen Hand seines Gastes sah, sich des Pfortners erinnerte, wie er die Hände von allen den Mönchen, welche unter die Halle der Abtei geströmt waren, prüfend anschaute, »also Ihr zeigt dieses Geldstück bei Eurem Eintritt dem Bruder Pfortner . . . und . . . «

»Und gehe hinein.«

»Ohne Schwierigkeit?«

»Wie dieses Glas Wein in meinen Magen geht.«

Und der Mönch verschluckte eine neue Dose von dem edlen Tranke.

»Pest!« rief Chicot, »wenn die Vergleichung richtig ist, so müsst Ihr ohne Schwierigkeit hineinkommen.«

»Nämlich . . . « stammelte Gorenflot ganz berauscht, »nämlich für den Bruder Gorenflot öffnet man beide Flügel.«

»Und Ihr haltet Eure Rede?«

»Und ich halte meine Rede,« sagte der Mönch. »Seht, wie sich das macht: Ich komme, hörst Du, Chicot, ich komme . . . «

»Ich glaube wohl, dass ich höre, ich bin ganz Ohr.«

»Ich komme also, wie ich Dir sagte, die Versammlung ist zahlreich und auserlesen; es sind Barone; es sind Grafen; es sind Herzöge.«

»Und sogar Prinzen.«

»Und sogar Prinzen,« wiederholte der Mönch, »Du hast es gesagt, Prinzen, nichts Anderes. Ich trete demütig unter die Treuen der Union.«

»Die Treuen der Union, was für eine Treue ist das?« fragte Chicot.

»Ich trete unter die Treuen der Union; man ruft den Bruder Gorenflot und ich schreite vor.«

Bei diesen Worten erhob sich der Mönch.

»Es ist gut,« sagte Chicot, »geht vor.«

»Und ich schreite vor,« sprach Gorenflot, indem er die Tat mit dem Worte zu verbinden suchte; doch kaum hatte er einen Schritt gemacht, als er an einer Ecke des Tisches stolperte und auf den Boden fiel.

»Bravo!« rief Chicot, während er ihn wieder aufhob und auf einen Stuhl setzte.

»Ihr schreitet vor, Ihr begrüßt die Versammlung und sagt.«

»Nein, ich sage nicht, die Freunde sagen.«

»Und was sagen die Freunde?«

»Die Freunde sagen: Bruder Gorenflot, die Rede des Bruders Gorenflot, ei! ein schöner Liguistename, Bruder Gorenflot!«

Und der Mönch wiederholte seinen Namen, ihn durch die Betonung liebkosend.

»Ein schöner Liguistename,« sagte Chicot, »welche Wahrheit wird noch aus dem Weine dieses Trunkenboldes hervorkommen?«

»Dann fange ich an.«

Und der Mönch stand auf, schloss die Augen, weil er geblendet, lehnte sich an die Wand, weil er völlig berauscht war.

»Ihr fangt an,« sagte Chicot, ihn an der Mauer haltend, wie Paillasse den Arlequin.

»Ich fange an: ›Meine Brüder, es ist ein schöner Tag für den Glauben. Meine Brüder, es ist ein sehr schöner Tag für den Glauben.«

Nach diesem Superlativ sah Chicot, dass er nichts mehr aus dem Mönche herausbringen konnte, und ließ ihn los, Bruder Gorenflot, der das Gleichgewicht nur durch die Stütze behauptete, welche ihm Chicot bot, rutschte, sobald ihm diese Stütze entging, wie ein schlecht befestigtes Brett an der Wand hin und stieß mit seinen Füßen an den Tisch, von welchem in Folge dieses Stoßes alsbald mehrere leere Flaschen herabfielen.

»Amen!« sprach Chicot.

Beinahe in demselben Augenblick erschütterte ein donnerähnliches Schnarchen die Scheiben des engen Cabinets.

»Gut,« sagte Chicot, »die Füße der Poularde tun, ihre Wirkung. Unser Freund hat auf zwölf Stunden Schlaf und ich kann ihn ganz bequem auskleiden.«

Chicot dachte ohne Zweifel, es wäre keine Zeit zu verlieren, löste sogleich die Schnüre an dem Gewand des Mönches, entblößte jeden Arm, drehte Gorenflot wie einen Nussack um, wickelte ihn in das Tischtuch, band ihm eine Serviette um den

Kopf, rollte die Kutte des Mönches unter seinem Mantel zusammen, und ging in die Küche.

»Meister Bonhomet,« sagte er, dem Wirt einen Rosenobel reichend, »hier für unser Abendbrot, hier für mein Pferd, das ich Euch empfehle, und hier besonders, damit man den würdigen Bruder Gorenflot nicht aufweckt, denn er schläft wie ein Seliger.«

»Gut!« antwortete der Wirt, der seine Rechnung bei diesen drei Dingen fand, »seid unbesorgt, Herr Chicot.«

Auf diese Versicherung entfernte sich Chicot und erreichte, leicht wie ein Hirsch, hellsehend wie ein Fuchs, die Ecke der Rue Saint-Etienne, wo er, nachdem er mit großer Vorsicht den Teston mit dem Bildnis des Bearners in seine rechte Hand gelegt hatte, das Kleid des Bruders anzog. Um drei Viertel auf zehn Uhr zeigte er sich sodann nicht ohne ein gewisses Herzklopfen ebenfalls an der Pforte der Sainte-Geneviève Abtei.

Fünftes bis achttes Bändchen

Erstes Kapitel.

Wie Chicot bemerkte, dass es leichter war, in die Sainte-Geneviève Abtei hinein, als aus ihr herauszukommen.

Als Chicot die Kutte des Mönches anzog, nahm er eine sehr wichtige Vorsichtsmaßregel: er verdoppelte die Dicke seiner Schultern durch geschickte Verteilung seines Mantels und anderer Kleidungsstücke, die das Gewand des Mönches unnötig machte.

Er hatte dieselbe Farbe des Bartes wie Gorenflot, und obgleich der Eine an den Ufern der Saône und der Andere an denen der Garonne geboren war, so hatte er sich doch so oft damit belustigt, die Stimme seines Freundes nachzuahmen, dass er dies jeden Augenblick zum Täuschen zu tun vermochte. Jedermann aber weiß, dass der Bart und die Stimme die zwei einzigen Dinge sind, welche aus den Tiefen einer Mönchskapuze hervorkommen.

Die Türe sollte sich eben schließen, als Chicot kam, und der Bruder Pförtner erwartete nur noch einige Verspätete.

Der Gascogner zeigte seinen Bearer mit dem durchbohrten Herzen und wurde ohne Widerspruch eingelassen.

Zwei Mönche gingen vor ihm; er folgte ihnen und drang mit ihnen in die Kapelle des Klosters, die er kannte, weil er den König oft dahin begleitet hatte, denn der König gewährte der Sainte-Geneviève Abtei einen besonderen Schutz.

Die Kapelle war von romanischer Bauart, sie rührte nämlich aus dem elften und zwölften Jahrhundert her und das Chor bedeckte, wie in allen Kapellen dieser Zeit, eine Gruft, oder eine unterirdische Kirche. Dadurch kam es, dass das Chor um acht bis zehn Fuß höher war, als das Schiff, und dass man in das Chor auf zwei Seitentreppe hinaufstieg, während eine eiserne Türe, die sich zwischen den zwei Treppen öffnete, von dem Schiffe in die

Gruft führte, in welche man, wenn diese Türe geöffnet war, auf eben so vielen Stufen, als sich an den Treppen des Chors fanden, hinabstieg.

In dem Chor, das die ganze Kirche beherrschte, waren auf beiden Seiten des Altars, über welchem sich ein Gemälde der heiligen Genoveva fand, das man Meister Rosso zuschrieb, die Statuen von Chlodwig und Chlothilde.

Nur drei Lampen beleuchteten die Kapelle, die eine hing mitten im Chor, die zwei andern waren in gleicher Entfernung von einander im Schiffe angebracht.

Das kaum genügende Licht verlieh dieser Kirche eine größere Feierlichkeit, indem es ihre Verhältnisse verdoppelte, da die Einbildungskraft die im Schatten verlorenen Teile bis in's Unendliche ausdehnen konnte.

Chicot musste Anfangs seine Augen an die Dunkelheit gewöhnen; um sie zu üben, unterhielt er sich damit, dass er die Mönche zählte. Es waren ihrer hundert und zwanzig im Schiff und zwölf im Chor, im Ganzen hundert und zwei und dreißig. Die zwölf Mönche im Chor standen in einer einzigen Linie vor dem Altar neben einander und schienen das Tabernakel wie eine Reihe von Schildwachen zu verteidigen.

Chicot sah zu seinem Vergnügen, dass er nicht der Letzte war, der sich denjenigen anschloss, welche der Bruder Gorenflot als die Treuen der Union bezeichnet hatte. Hinter ihm traten noch drei Mönche in weiten grauen Gewändern ein, die sich vor der Linie aufstellten, die wir als eine Reihe von Schildwachen bezeichnet haben.

Ein kleines Mönchlein, das Chicot noch nicht gesehen hatte, ohne Zweifel ein Chorknabe des Klosters, ging in der Kapelle umher, um zu sehen, ob Jedermann an seinem Posten wäre; nach vollendeter Inspektion sprach der Kleine mit einem von den zuletzt angekommenen drei Mönchen, der sich in der Mitte fand.

»Wir sind unserer hundert und sechs und dreißig,« sagte der Mönch mit einer starken Stimme, »das ist die Zahl Gottes.«

Sogleich standen die hundert und zwanzig im Schiffe knienden Mönche auf und nahmen Platz auf den Stühlen oder in den Chorsitzen. Bald verkündigte ein gewaltiges Geräusch von Angeln

und Riegeln, dass die schweren Türen sich schlossen.

Nicht ohne ein gewisses Herzklopfen hörte Chicot, so mutig er war, das Knirschen der Schlösser. Um sich Zeit zur Erholung zu lassen, setzte er sich in den Schatten seines Stuhles, von wo aus seine Augen sich natürlich auf die drei Mönche richteten, welche die Hauptpersonen dieser Versammlung zu sein schienen.

Man hatte ihnen Lehnstühle gebracht und sie saßen da wie drei Richter; hinter ihnen standen die zwölf Mönche des Chors. Als der durch das Schließen der Türen und durch die Veränderung der Stellung der Anwesenden veranlasste Lärmen aufgehört hatte, erklang dreimal eine kleine Glocke.

Es war dies ohne Zweifel das Signal zum Stillschweigen, denn es ließ sich ein gedehntes »Still« von allen Seiten während der zwei ersten Schläge hören und beim dritten erlosch jedes Geräusch.

»Bruder Monsoreau,« sagte der Mönch, welcher bereits gesprochen hatte, »welche Nachricht bringt Ihr der Union aus der Provinz Anjou?«

Zwei Dinge spannten die Aufmerksamkeit von Chicot.

Einmal diese Stimme mit einem so ausdrucksvollen Klang, dass sie mehr geeignet schien, auf dem Schlachtfelde aus dem Visiere eines Helmes, als in der Kirche aus der Kapuze eines Mönches zu kommen.

Sodann der Name von Bruder Monsoreau, der erst seit ein paar Tagen bei Hofe bekannt war, wo er erwähnetermaßen einen gewissen Eindruck hervorgebracht hatte.

Ein Mönch von hoher Gestalt, dessen Gewand eckige Falten bildete, ging mit festen, kühnen Schritten durch einen Teil der Versammlung und bestieg den Rednerstuhl.

Chicot suchte sein Gesicht zu erschauen, aber es war unmöglich.

»Gut,« sagte er, »wenn man das Gesicht der Andern nicht sieht, so werden wenigstens die Andern auch das meinige nicht sehen.«

»Meine Brüder,« sprach nun eine Stimme, in der Chicot bei ihren ersten Tönen die des Oberstjägermeisters erkannte, »die Nachrichten aus der Provinz Anjou sind nicht befriedigend; nicht

als ob es uns, an Sympathien gebrähe, sondern weil wir dort keine Vertreter haben. Die Verbreitung der Union war dort dem Baron von Méridor anvertraut; doch in Verzweiflung über den vor Kurzem erfolgten Tod seiner Tochter, hat dieser Greis die Angelegenheiten der heiligen Ligue vernachlässigt, und bis er über den Verlust, den er erlitten, getröstet ist, können wir nicht auf ihn zählen. Ich meines Teils bringe drei neue Anhänger für den Bund und habe ihre Namen nach der Vorschrift in den Stock des Klosters niedergelegt. Der Rat wird beurteilen, ob diese drei neuen Brüder, für die ich mich übrigens wie für mich selbst verbürge, zu der heiligen Union zugelassen werden sollen.«

Ein Gemurmeln der Billigung durchlief die Reihen der Mönche, und Bruder Monsoreau hatte bereits seinen Platz wieder erreicht, als dieses Geräusch noch nicht erloschen war.

»Bruder La Hurière,« sprach derselbe Mönch, der bestimmt schien, die Getreuen nach seinem Gutdünken aufzurufen, »sagt uns, was Ihr in der Stadt Paris gemacht habt.«

Ein Mönch mit niedergeschlagener Kapuze trat in den Stuhl, den Herr von Monsoreau leer gelassen hatte, und sprach:

»Ihr wisst Alle, ob ich dem katholischen Glauben ergeben bin und ob ich Beweise von dieser Ergebenheit an dem großen Tage seines Triumphes geliefert habe. Ja, meine Brüder, seit jener Zeit, und ich rühme mich dessen, war ich einer der Getreuen unseres großen Heinrich von Guise, und aus dem Munde von Herrn von Besme, dem Gott alle Segnungen verleihen möge, habe ich die Befehle erhalten, die ich so strenge befolgte, dass ich meine eigenen Mietsleute töten wollte⁸ In Folge dieser meiner Anhänglichkeit an die heilige Sache wurde ich zum Viertelsmeister ernannt, und ich darf wohl sagen, dass dies ein glücklicher Umstand für die Religion war. Ich konnte so alle Ketzer des Quartier Saint-Germain-l'Auxerrois, — wo ich immer noch in der Rue de l'Arbre-Sec das Gasthaus zum schönen Gestirne zu Euren Diensten halte, meine Brüder, — aufschreiben, und nachdem ich sie aufgeschrieben, unseren Freunden bezeichnen. Ich habe allerdings nicht mehr Durst nach dem Blute der Hugenotten, wie früher, werde mir aber nie den wahren Zweck der heiligen Union verbergen, welche wir zu gründen bemüht sind.«

»Wir wollen doch hören,« sagte Chicot zu sich selbst, »dieser

La Hurière war, wenn ich mich recht erinnere, ein wütender Ketzerschlächter, und er muss in Vieles eingeweiht sein, wenn man bei den Herren Liguisten das Vertrauen nach den Verdiensten abmisst.«

»Sprecht, sprecht,« sagten mehrere Stimmen.

La Hurière, der hier Gelegenheit fand, sein Rednertalent zu entwickeln, das er nur selten entwickeln konnte, obgleich er es als ihm angeboren betrachtete, hustete und fuhr fort:

»Wenn ich mich nicht täusche, meine Brüder, so ist es nicht allein die Vertilgung der Privatketzerei, was uns beschäftigt. Die guten Franzosen müssen Sicherheit haben, dass sie nie Ketzer unter den Prinzen treffen werden, welche sie zu regieren berufen sind. Doch, meine Brüder, wie steht unsere Sache? Franz II., der ein Eifriger zu werden versprach, starb ohne Kinder; Karl IX., der ein Eifriger war, ist ebenfalls kinderlos gestorben. Heinrich III., dessen Glauben zu untersuchen, dessen Handlungen zu beurteilen nicht meine Sache ist, wird wahrscheinlich ohne Kinder sterben; es bleibt noch der Herzog von Anjou, der nicht nur ebenfalls keine Kinder hat, sondern auch lau gegen die heilige Union zu sein scheint.«

Hier unterbrachen den Redner mehrere Stimmen, worunter die des Oberstjägermeisters.

»Warum lau?« sagte diese Stimme, »und Was bewegt Euch, diese Anschuldigung gegen den Prinzen vorzubringen?«

»Ich sage lau, weil er seinen Beitritt noch nicht ausgesprochen hat, obgleich er uns von dem erhabenen Bruder, der mich unterbrochen, bestimmt verheißen worden ist.«

»Wer sagt Euch, er habe seinen Beitritt nicht ausgesprochen, da neue Anhänger gemeldet sind?« entgegnete die Stimme. »Ihr habt, wie mir scheint, nicht das Recht, Jemand zu verdächtigen, so lange die Enthüllung noch nicht geschehen ist.«

»Es ist wahr,« sprach La Hurière, »ich werde noch warten; doch nach dem Herzog von Anjou, der sterblich ist und keine Kinder hat, — bemerkt wohl, dass, man jung in dieser Familie stirbt, — an wen kommt die Krone? An den wildesten Hugenotten, den man sich einbilden kann, an einen Renegaten, einen Rückfälligen, einen Nebukadnezar.«

Statt eines Gemurmels unterbrach hier wütendes Beifallsgeschrei La Hurière.

»Kurz, an Heinrich von Bearn, den man oft in Tarbes oder in Pau von seinen Liebschaften in Anspruch genommen glaubt, während man ihn in Paris trifft.«

»In Paris?« riefen mehrere Stimmen, »in Paris? das ist unmöglich!«

»Er ist nach Paris gekommen,« rief La Hurière. »Er befand sich hier in der Nacht, wo Frau von Sauves ermordet wurde; er ist vielleicht noch in diesem Augenblick hier.«

»Tod dem Bearner!« riefen mehrere Stimmen.

»Ja, allerdings Tod,« rief La Hurière, »und sollte er sich zufällig im Schönen Gestirne einquartieren, so stehe ich für ihn; doch er wird nicht kommen. Man fängt einen Fuchs nicht zweimal in demselben Bau. Er wird anderswo wohnen, bei einem Freunde; denn er hat Freunde, der Ketzer! Nun wohl, die Zahl dieser Freunde muss man vermindern oder bekannt machen. Unsere Union ist heilig; unsere Ligue ist gesetzmäßig, gesegnet, geweiht durch unsern heiligen Vater, den Papst Gregor III. Ich fordere, dass man nicht länger ein Geheimnis daraus mache, dass die Listen den Viertelsmeistern und Zehnern übergeben werden, und dass diese mit den Listen in den Häusern umhergehen und die guten Bürger zum Unterzeichnen einladen. Diejenigen, welche unterzeichnen, sind unsere Freunde, diejenigen, welche ihre Unterschrift verweigern, sind unsere Feinde, und zeigt sich die Gelegenheit zu einer zweiten Bartholomäusnacht, die den wahren Gläubigen immer dringlicher zu werden scheint, nun! so werden wir tun, was wir bereits in der ersten getan haben, wir werden Gott die Mühe ersparen, die Guten von den Bösen auszuscheiden.«

Auf diese Rede erscholl ein Donner des Beifalls; als er sich mit der Langsamkeit und dem Geräusch wieder gelegt hatte, woran man erkennt, dass die Zurufe nur unterbrochen sind, ließ sich die ernste Stimme des Mönches, der bereits wiederholt gesprochen hatte, abermals vernehmen, und sie sagte:

»Der Antrag des Bruders La Hurière, dem die heilige Union für seinen Eifer dankt, ist in Erwägung zu ziehen und wird im hohen Rate verhandelt werden.«

Der Beifall verdoppelte sich. La Hurière machte mehrere Verbeugungen, um der Versammlung zu danken, stieg die Stufen des Rednerstuhles herab, und kehrte gebeugt unter seinem ungeheuren Triumphe an seinen Platz zurück.

»Ah! ah!« sagte Chicot zu sich selbst, »ich fange an klar in Allem dem zu sehen. Man hat in Betreff des katholischen Glaubens weniger Zutrauen zu meinem Sohne Heinrich, als zu seinem Bruder Karl IX. und den Herren von Guise; das ist sehr wahrscheinlich, da Mayenne hinter dieser Geschichte steckt. Die Herren von Guise wollen im Staate eine eigene kleine Gesellschaft bilden, deren Gebieter sie sein werden; so wird der große Heinrich, der ein General ist, die Armeen, so wird der dicke Mayenne die Bürgerschaft, so wird der erhabene Kardinal die Kirche in den Händen halten, und an einem schönen Morgen wird mein Sohn Heinrich wahrnehmen, dass er nichts hat, als seinen Rosenkranz, mit dem man ihn ganz artig sich in ein Kloster zurückzuziehen einladen wird. Vortrefflich, höchst vernünftig geschlossen! Ah! ja wohl . . . doch es bleibt noch der Herzog von Anjou. Teufel! was wird man mit dem Herzog von Anjou machen?«

»Bruder Gorenflot!« sprach die Stimme des Mönches, welcher bereits den Oberstjägermeister und La Hurière aufgerufen hatte.

Doch war er nun mit den Betrachtungen beschäftigt, die wir so eben unsern Lesern mitgeteilt haben, oder war er noch nicht daran gewöhnt, auf den Namen zu antworten, den er doch mit der Kutte des Bruder Almosensammlers angenommen, Chicot antwortete nicht.

»Bruder Gorenflot!« rief die Stimme des Mönchleins, eine so klare und spitzige Stimme, dass Chicot bebte.

»Oh! Oh!« murmelte er, »man sollte glauben, eine Frauenstimme rufe den Bruder Gorenflot. Sind in dieser ehrenwerten Versammlung nicht nur die Rangstufen, sondern auch die Geschlechter vermischt?«

»Bruder Gorenflot,« wiederholte dieselbe weibliche Stimme, »seid Ihr denn nicht hier?«

»Ah! Bruder Gorenflot, das bin ich, vorwärts,« sagte Chicot ganz leise zu sich selbst.

Dann sprach er laut und näselnd wie der Mönch:

»Doch, doch, hier bin ich, hier bin ich. Ich war in tiefe Betrachtungen versunken, welche die Rede des Bruder La Hurière in mir erzeugt hatte, und ich hörte nicht, dass ich gerufen wurde.«

Ein nachträgliches Beifallsgemurmel zu Gunsten von La Hurière, dessen Worte noch in allen Herzen wieder klangen, ließ sich vernehmen und gönnte Chicot Zeit, sich vorzubereiten.

Chicot konnte im Namen von Gorenflot *nicht* antworten, da Keiner die Kapuze zurückschlug, wird man sagen. Doch die Anwesenden waren gezählt, wie man sich erinnert, sie kannten sich und erwarteten sich; bei Beschauung der Gesichter, und diese Beschauung würde durch die Abwesenheit eines Mannes, den man für gegenwärtig hielt, hervorgerufen worden sein, hätte man den Betrug entdeckt, und dann wäre die Lage von Chicot sehr ernst geworden.

Chicot zögerte also keinen Augenblick. Er stand auf, machte sich sehr breit, stieg die Stufen des Rednerstuhles hinauf und schlug, während er hinaufstieg, seine Kapuze so viel als möglich vor.

»Meine Brüder,« sagte er, die Stimme des Mönches zum Täuschen nachahmend, »ich bin der Bruder Almosensammler dieses Klosters, und Ihr wisst, dass mir dieses Amt das Recht verleiht, in die Wohnungen Aller einzutreten. Ich mache von diesem Rechte zum Wohle des Herrn Gebrauch.«

»Meine Brüder,« fuhr er fort, sich des Eingangs von Gorenflot erinnernd, der so unvermutet durch den Schlaf unterbrochen worden war, welcher noch zu dieser Stunde, kraft des verschluckten Getränkes, den wahren Gorenflot in seiner Gewalt hielt, »meine Brüder, es ist ein schöner Tag für den Glauben, der Tag, der uns hier vereinigt. Sprechen wir offenherzig, meine Brüder, da wir hier in dem Hause des Herrn sind.«

»Was ist das Königreich Frankreich? Ein Körper; der heilige Augustin hat es gesagt: *Omnis civitas corpus est*. Jede Bürgerschaft ist ein Körper. Was ist die Bedingung des Heiles eines Körpers? Die gute Gesundheit. Wie erhält man die Gesundheit des Körpers? Indem man kluge Aderlässe vornimmt,

wenn ein Übermaß von Kräften vorhanden ist. Die Feinde der katholischen Religion sind nun aber offenbar zu stark, da wir sie fürchten: man muss also diesen großen Körper, den wir Gesellschaft nennen, noch einmal zur Ader lassen; das ist es, was mir jeden Tag die Gläubigen wiederholen, von denen ich nach dem Kloster die Eier, die Schinken und das Geld trage.«

Dieser erste Teil der Rede von Chicot brachte eine große Wirkung auf die Zuhörer hervor.

Chicot ließ dem Beifallsgemurmel, das er angeregt hatte, Zeit, sich auszubilden und hernach wieder zu legen, und fuhr dann fort:

»Man wird mir vielleicht einwenden, die Kirche habe einen Abscheu vor dem Blute; *ecclesia abhorret a sanguine*. Doch bemerkt wohl, meine lieben Brüder, der Gottesgelehrte sagt nicht, vor welchem Blute die Kirche einen Abscheu habe, und ich würde einen Ochsen gegen ein Ei wetten, dass er in keinem Falle von dem Blute der Ketzler sprechen wollte. In der Tat: *Fons malus corruptorum sanguis hereticorum autem pessimus!* Und dann noch ein anderer Beweis, meine Brüder: ich habe gesagt die Kirche! Doch wir sind nicht allein die Kirche, Bruder Monsoreau, der vorhin so beredt gesprochen, hat, ich bin es fest überzeugt, sein Oberstjägermeisters-Messer am Gürtel. Bruder La Hurière handhabt den Speiß mit großer Leichtigkeit. *Veru agreste, lethiferum tamen instrumentum*. Ich selbst, der ich mit Euch spreche, meine Brüder, ich Jacques Nepomucène Gorenflot, habe die Muskete in der Champagne getragen und Hugenotten bei der Predigt niedergeschossen. Das wäre eine für mich hinreichende Ehre gewesen und ich hätte mein Paradies bereits gemacht. Ich glaubte es wenigstens, als man plötzlich in meinem Gewissen Bedenklichkeiten erhob: die Hugenotten waren, ehe man sie verbrannte oder niederschoss, ein wenig geschändet worden. Es scheint, dies verdarb die schöne Handlung, wenigstens wie mir mein Beichtvater sagte . . . Ich beeilte mich auch, in einen Orden einzutreten, und um die Befleckung zu tilgen, welche die Ketzler in mir zurückgelassen hatten, tat ich von diesem Augenblick an das Gelübde, den Rest meiner Tage in Enthaltbarkeit hinzubringen und nur noch gute Katholiken zu besuchen.«

Dieser zweite Teil der Rede hatte einen nicht minder günstigen Erfolg als der erste, und Jeder schien die Mittel zu bewundern,

deren sich der Herr bedient hatte, um die Bekehrung von Bruder Gorenflot zu bewerkstelligen.

Es mischte sich auch einiges Beifallklatschen in das Gemurmel der Billigung, Chicot verbeugte sich bescheiden vor der Versammlung und fuhr fort:

»Es bleibt uns noch übrig, von den Führern zu sprechen, die wir uns gegeben haben, und über die sich, wie es mir, dem armen, unwürdigen Genovever, vorkommt, wohl etwas sagen lässt. Es ist allerdings schön, und besonders klug, sich in der Nacht unter einer Kutte hereinzuschleichen und den Bruder Gorenflot predigen zu hören, doch es scheint mir, die Pflicht solcher Mandatare darf sich nicht hierauf beschränken. Eine so große Behutsamkeit gibt den verdammten Hugenotten zu lachen, während sie im Ganzen, wenn es sich um Degenstiche handelt, Wütende sind. Ich verlange also, dass wir eine Haltung annehmen, welche würdiger ist der Leute von Herz, wie wir sind, oder vielmehr wie wir scheinen wollen. Was ist es, was wir wünschen? Die Vertilgung der Ketzerei . . . Nun wohl, das lässt sich auf allen Dächern ausschreien. Wir wollen durch die Straßen von Paris, unsere schöne Haltung und unsere guten Partisanen zur Schau stellend, wie eine heilige Prozession marschieren und nicht wie die Diebe in der Nacht, welche an allen Kreuzwegen schauen, ob die Wache nicht komme. Doch wer ist der Mann, der das Beispiel hierzu geben wird? Sprecht. Ich, Jacques Nepomucène Gorenflot, ich, der unwürdige Bruder des Sainte-Geneviève-Ordens, ich, der demütige und arme Almosensammler dieses Klosters, ich werde es sein, der, den Kürass auf dem Rücken, die Pickelhaube auf dem Kopfe und die Muskete auf der Schulter, wenn es sein muss, an der Spitze von guten Katholiken marschiert, die ihm folgen wollen, und das werde ich tun, wäre es auch nur, um die Häupter erröten zu machen, welche sich verbergen, als handelte es sich bei der Verteidigung der Kirche darum, irgend eine Dirnengeschichte im Streite zu behaupten.«

Die Rede von Chicot entsprach den Gefühlen einer großen Anzahl von Mitgliedern der Ligue, welche nicht die Notwendigkeit einsahen, auf einem andern Wege auf das Ziel loszugehen, als auf dem Wege, dessen Schranke sechs Jahre vorher die Bartholomäusnacht geöffnet hatte, und die folglich durch die

Langsamkeit und das Zögern der Führer in Verzweiflung gebracht wurden. Diese Rede, sagen wir, entzündete das heilige Feuer in allen Herzen, und außer drei Kapuzen, welche schweigsam blieben, rief die ganze Versammlung: »Es lebe die Messe! Heil dem braven Bruder Gorenflot! Die Prozession! die Prozession!«

Die Begeisterung wurde um so lebhafter erregt, als sich der Eifer des würdigen Bruders zum ersten Male unter einem solchen Lichte zeigte. Bis dahin hatten ihn seine vertrautesten Freunde allerdings zur Zahl der Eifrigen gerechnet, doch derjenigen Eifrigen, welche das Gefühl der Selbsterhaltung in den Schranken der Klugheit bleiben ließ. Aus dieser Halbtinte, in der er sich gehalten hatte, warf sich der Bruder Gorenflot, plötzlich zum Kriege gewaffnet, in das glänzende Licht der Arena; es herrschte ein gewaltiges Erstaunen, das eine große Wiedereinsetzung und Ehrenerklärung herbeiführte, und Viele gingen in ihrer Bewunderung so weit, dass sie Bruder Gorenflot, der die erste Prozession predigte, auf eine Höhe mit Peter dem Einsiedler stellten, welcher den ersten Kreuzzug gepredigt hatte.

Zum Unglück oder zum Glück für denjenigen, welcher diese Begeisterung hervorgerufen hatte, lag es nicht im Plane der Führer, ihn seinen Lauf nehmen zu lassen. Einer von den drei schweigsamen Mönchen neigte sich an das Ohr des Mönchleins, und die Flötenstimme des Kindes ertönte sogleich unter dem Gewölbe, dreimal aufrufend:

»Meine Brüder, die Stunde zum Rückzug hat geschlagen, die Sitzung ist aufgehoben.«

Die Mönche standen brummend auf, und während sie bei der nächsten Sitzung einstimmig die von dem braven Bruder Gorenflot beantragte Prozession zu fördern sich gelobten, schlugen sie langsam den Weg nach der Türe ein. Viele näherten sich dem Rednerstuhle, um den Bruder Almosensammler zu beglückwünschen, wenn er von der Tribüne herabsteigen würde, auf der er einen so großen Erfolg gehabt hatte. Doch bedenkend, von Nahem gehört, dürfte seine Stimme, in der er einen gewissen gascognischen Accent nie auszumerzen im Stande gewesen war, erkannt werden; von Nahem gesehen, könnte sein Körper einiges Staunen erregen, insofern er in senkrechter Linie sechs bis sieben Zoll mehr bot, als Bruder Gorenflot, welcher allerdings im Geiste

seiner Zuhörer gewachsen war, doch nur moralisch, — dies bedenkend, warf sich Chicot auf die Knie und schien, wie Samuel, in ein Gespräch unter vier Augen mit dem Herrn vertieft.

Man achtete also seine Extase, und Jeder wanderte nach dem Ausgang mit einer Aufregung, welche unter der Kapuze, in deren Falten man Öffnungen für die Augen gelassen hatte, Chicot sehr belustigte.

Doch der Zweck von Chicot war gleichsam verfehlt. Was ihn bewogen hatte, ohne sich einen Urlaub zu erbitten, Heinrich III. zu verlassen, war der Anblick des Herzogs von Mayenne. Was ihn bewogen hatte, nach Paris zurückzukehren, war der Anblick von Nicolas David. Chicot hatte, wie gesagt, das doppelte Gelübde einer Rache getan, doch er war ein zu kleiner Kamerad, um einen Prinzen aus dem Hause Lothringen anzugreifen, oder er musste, um es ungestraft zu tun, lange und geduldig auf eine Gelegenheit warten. Nicht dasselbe fand bei Nicolas David statt, der nur ein einfacher normannischer Advokat war, allerdings ein sehr verschmitzter Bursche, welcher, ehe er in den Advokatenstand trat, das Soldatenhandwerk trieb, und als Soldat Fechtmeister war. Doch ohne Fechtmeister zu sein, bildete sich Chicot ein, er verstehe ganz anständig mit dem Rapiere zu spielen; die große Frage war für ihn also, seinen Feind wieder aufzufinden, und hatte er ihn einmal aufgefunden, so stellte er sein Leben wie die alten Ritter unter den Schutz seines guten Rechtes und seines Schwertes.

Chicot betrachtete also alle Mönche, während sie hinter einander weggingen, um wo möglich unter den Kutten und Kapuzen die lange, und magere Gestalt von Meister Nicolas zu erkennen, als er plötzlich wahrnahm, dass jeder Mönch beim Weggehen einer Prüfung, der beim Eintritte ähnlich, unterworfen wurde, und aus seiner Tasche irgend ein Zeichen ziehend sein Exeat nur erhielt, wenn es ihm der Bruder Pförtner nach Beschauung dieses Zeichens gegeben hatte. Chicot glaubte sich Anfangs getäuscht zu haben; doch sein Zweifel verwandelte sich bald in Gewissheit, und diese Gewissheit machte den Schweiß an den Wurzeln seiner Haare hervorbrechen.

Bruder Gorenflot hatte ihm wohl das Zeichen angegeben, mit dessen Hilfe man eintreten konnte, aber er hatte vergessen, ihm

das Zeichen zu weisen, mit dem man hinauszukommen vermochte.

Zweites Kapitel.

Wie Chicot, genötigt in der Kirche der Abtei zu bleiben, Dinge hörte und sah, welche zu sehen und zu hören sehr gefährlich war.

Chicot beeilte sich, vom Rednerstuhle herabzusteigen und sich unter die letzten Mönche zu mischen, um wo möglich das Zeichen zu erkennen, mit dessen Hilfe man die Straße zu erreichen vermochte, und sich dieses Zeichen zu verschaffen, wenn es noch Zeit wäre. Nachdem er die Verspäteten eingeholt und seinen Kopf über ihre Köpfe gestreckt hatte, erkannte Chicot, dass das Ausgangszeichen ein als Stern geschnittener Denier war.

Unser Gascogner hatte eine große Anzahl Deniers in seiner Tasche, doch leider hatte keiner diesen besonderen Schnitt, der um so ungewöhnlicher war, als er für immer ein auf eine solche Art verstümmeltes Stück aus dem Geldumlauf verbannte.

Chicot überschaute die Lage der Dinge mit einem Blicke. Konnte er an der Türe seinen gesternten Denier nicht vorzeigen, so würde er als ein falscher Bruder erkannt; da sich natürlich die Untersuchung durchaus nicht hierauf für Meister Chicot, den Narren des Königs, ein Amt, das ihm große Vorrechte im Louvre und in den andern Schlössern verlieh, aber in der Sainte-Geneviève-Abtei, besonders unter den obwaltenden Umständen, viel von seiner Wunderkraft verlor, da sich, sagen wir, die Untersuchung hierauf nicht beschränken würde, so war Chicot in einer Falle gefangen; er erreichte den Schatten eines Pfeilers und kauerte sich in die Ecke eines Beichtstuhles, der an die Ecke dieses Pfeilers angelehnt war.

»Und dann,« sprach Chicot zu sich selbst, »indem ich mich zu Grund richte, stürze ich zugleich meinen einfältigen Souverain in das Verderben, den ich dummer Weise liebe, obgleich ich ihm Grobheiten mache und Beleidigungen sage. Es wäre allerdings besser gewesen, in das Gasthaus zum Füllhorn zurückzukehren, um Bruder Gorenflot wieder aufzusuchen; doch zu dem Unmöglichen ist Niemand verpflichtet.«

Und während er so mit sich selbst sprach, das heißt, mit einem Gegenredner, der am meisten dabei interessiert ist, kein Wort von dem zu sagen, was er vernimmt, verbarg sich Chicot, so gut er konnte, zwischen der Ecke seines Beichtstuhles und dem Simswerke seines Pfeilers.

Dann hörte er den Chorknaben von dem Eingange aus rufen:

»Ist Niemand mehr da? Man wird sogleich die, Türe schließen.«

Keine Stimme antwortete.

Chicot streckte den Hals aus und sah wirklich die Kapelle leer, mit Ausnahme von drei mehr als je in ihre Kutten gewickelten Mönchen, welche in den Lehnstühlen saßen, die man ihnen mitten in das Chor gebracht hatte.

»Gut,« dachte Chicot, »wenn man nur die Fenster nicht schließt, mehr verlange ich nicht.«

»Machen wir die Runde,« sagte der Chorknabe zu dem Bruder Pförtner.

»Gottes Tod! das ist ein Mönchlein, welches ich im Herzen trage,« sprach Chicot.

Der Bruder Pförtner zündete eine Kerze an und begann, gefolgt von dem Chorknaben, in der Kirche umherzugehen.

Es war kein Augenblick zu verlieren. Der Bruder Pförtner und seine Kerze mussten auf vier Schritte an Chicot Vorüberkommen, dessen Entdeckung dann keinem Zweifel mehr unterlag. Chicot wandte sich geschickt um den Pfeiler, blieb im Schatten, bis sich der Schatten drehte, öffnete den Beichtstuhl, der nur mit der Klinke geschlossen war, und schlüpfte in das längliche Gehäuse, dessen Türe er hinter sich zuzog, nachdem er sich darin niedergesetzt hatte.

Der Bruder Pförtner und das Mönchlein gingen auf vier Schritte an ihm vorüber, und Chicot sah durch das geschnitzte Gitterwerk auf sein Gewand das Licht der Kerze strahlen, die ihnen leuchtete.

»Den Teufel!« sagte Chicot zu sich selbst, der Bruder Pförtner, das Mönchlein und diese drei Mönche werden nicht ewig in der Kirche bleiben; sind sie weggegangen, so setze ich die Stühle auf die Bänke, den Pelion auf den Ossa, wie Herr Ronsard sagt, und entfliehe durch das Fenster.«

»Ah! ja, durch das Fenster,« fuhr Chicot, sich selbst antwortend, fort, »doch wenn ich vor dem Fenster bin, so werde ich mich in dem Hofe befinden, und der Hof ist nicht die Straße. Ich glaube, es ist noch besser, ich bringe die Nacht im Beichtstuhle zu. Das Gewand von Gorenflot ist warm; es wird eine minder heidnische Nacht sein, als die, welche ich anderswo zugebracht hätte, und ich rechne: sie zu meinem Heile.«

»Lösche die Lampen aus,« sagte der Chorknabe, »lösche sie aus, damit man außen gut sieht, die geistliche Versammlung sei vorbei.«

Der Pförtner erstickte sogleich mit Hilfe eines ungeheuren Löschornes die zwei Lampen des Schiffes, das sodann in eine grabartige Finsternis versank.

Dann löschte er die des Chors aus.

Die Kirche war nur noch durch den bleichen Strahl erleuchtet, den ein Wintermond mit großer Mühe durch die gemalten Scheiben dringen ließ.

Nach dem Lichte erlosch auch das Geräusch.

Die Glocke schlug Mitternacht.

»Gottes Barmherzigkeit!« sagte Chicot, »um Mitternacht in einer Kirche; wenn mein Sohn Henriquet an meiner Stelle wäre, hätte er schön Angst. Zum Glücke sind wir von minder furchtsamer Beschaffenheit. Vorwärts, Chicot, mein Freund, guten Abend und gute Nacht.«

Nachdem Chicot diesen Wunsch an sich gerichtet hatte, machte er es sich so bequem als möglich in seinem Beichtstuhle, stieß den kleinen inneren Riegel vor, um zu Hause zu sein, und schloss die Augen.

Seine Augenlider waren ungefähr zehn Minuten mit einander verbunden, und durch die ersten Dünste des Schlafes gestört, sah sein Geist in dem Geheimnisvollen, schwankenden Lichte, das die Abenddämmerung des Gedankens bildet, eine Menge unentschiedener Gestalten, als ein starker Schlag auf eine Glocke in der Kirche erscholl und zitternd sich in ihren Tiefen verlor.

»Oho!« sagte Chicot, die Augen wieder öffnend und die Ohren spitzend: »was soll das bedeuten?«

Gleichzeitig entzündete sich die Lampe des Chors wieder und

beleuchtete mit ihrem ersten Reflexe die drei Mönche, welche immer noch auf derselben Stelle und in derselben Unbeweglichkeit neben einander saßen.

Chicot war nicht ganz frei von einer gewissen Furcht; denn so viel er auch Mut besaß, so gehörte doch unser Gascogner seiner Zeit an, und seine Zeit war die phantastischer Überlieferungen und furchtbarer Legenden.

Er machte sachte das Zeichen des Kreuzes und murmelte dabei ganz leise:

»*Vade retro Satanas!*«

Doch da die Lichter nicht mit dem Zeichen unserer Erlösung erloschen, was sie sicher getan hätten, wenn es höllische gewesen wären: da die drei Mönche trotz des *Vade retro* an ihren Plätzen blieben, so fing der Gascogner an zu glauben, er hätte es mit natürlichen Lichtern, und wenn nicht mit Mönchen, doch mit Männern in Fleisch und Knochen zu tun.

Chicot schüttelte sich darum nicht minder, von dem Schauer des Erwachenden erfasst, zu dem das Beben des Menschen hinzukommt, der Furcht hat.

In diesem Augenblick erhob sich langsam eine von den Platten des Chors und blieb auf ihrer schmalen Base aufgerichtet. Eine graue Kapuze zeigte sich am Rande der schwarzen Öffnung, dann erschien ein ganzer Mönch und fasste Fuß auf dem Marmor, während sich die Platte wieder sachte hinter ihm schloss.

Bei diesem Anblick vergaß Chicot die Probe, die er so eben versucht hatte, und hörte auf, Vertrauen auf die Beschwörung zu setzen, welche er für entscheidend hielt. Seine Haare sträubten sich auf seinem Haupt, und er glaubte einen Augenblick, alle Priore, Äbte und Dekane von Sainte-Geneviève bis auf Pierre Boudin, den Vorgänger des gegenwärtigen Superiors, würden in ihren Gräbern, welche in der Gruft lagen, wo einst die Mönche von Sainte-Geneviève schlummerten, wiedererstehen und nach dem Beispiele, das man ihnen gegeben, mit ihren knöchigen Schädeln die Platten des Chors aufheben.

Doch dieser Zweifel dauerte nicht lange.

»Bruder Monsoreau,« sagte einer von den drei Mönchen des Chors zu demjenigen, welcher auf eine so seltsame Weise

erschienen war, »ist der Erwartete angekommen?«

»Ja, Messeigneurs, und er harrt außen,« antwortete derjenige, an welchen die Frage gerichtet war.«

»Öffnet ihm die Türe, und er mag zu uns kommen.«

»Gut,« sagte Chicot, »es scheint, die Komödie hat zwei Akte; ich habe nur den ersten gesehen. Zwei Akte! schlechter Zuschnitt.«

Und während Chicot mit sich selbst scherzte, fühlte er nichtsdestoweniger einen letzten Schauer, der tausend scharfe Spitzen aus dem Sitze, auf welchem er saß, hervorspringen zu machen schien.

Der Bruder Monsoreau stieg indessen eine von den Treppen hinab, die vom Schiffe in das Chor führten, und öffnete die bronzene Türe, welche in die zwischen den zwei Treppen liegende Gruft ging.

Zu gleicher Zeit ließ der Mönch in der Mitte seine Kapuze nieder und enthüllte die große Narbe, ein edles Zeichen, an dem die Pariser mit so viel Trunkenheit denjenigen erkannten, welcher für den Helden der Katholiken galt, bis er ihr Märtyrer werden würde.

»Der große Heinrich von Guise in Person, derselbe, den Seine sehr einfältige Majestät in la Charité beschäftigt glaubt. Ah! ich begreife nun. Derjenige, welcher zu seiner Rechten sitzt und die Anwesenden gesegnet hat, ist der Kardinal von Lothringen, während ich in dem Vermummten zu seiner Linken, der mit dem Chorknaben sprach, Monseigneur von Mayenne, meinen Freund, erkenne; doch wo den Teufel! befindet sich bei Allem dem Meister Nicolas David?«

In der Tat, als sollten sogleich die Vermutungen von Chicot bestätigt werden, fielen die Kapuze des Mönches rechts und die Kapuze des Mönches links zurück und entblößten den gescheiten Kopf, die breite Stirne und das durchdringende Auge des berühmten Kardinals und das unendlich gemeinere Gesicht des Herzogs von Mayenne.

»Ah! ich erkenne dich, heilige, aber sichtbare Dreieinigkeit,« sagte Chicot! »Nun wollen wir sehen, was du machst, ich bin ganz Auge; wir wollen hören, was du sprichst, ich bin ganz Ohr.«

In diesem Augenblick war Herr von Monsoreau an der eisernen Türe der Gruft angelangt, die sich vor ihm öffnete.

»Habt Ihr geglaubt, er würde erscheinen?« fragte der Balafré seinen Bruder, den Kardinal.

»Ich glaubte es nicht nur, sondern ich habe sogar unter meinem Rocke Alles, was man braucht, um das heilige Öfläschchen zu ersetzen.«

Nahe genug bei der Dreieinigkeit, wie er sie nannte, um Alles zu sehen und Alles zu hören, sah nun Chicot unter dem schwachen Schimmer der Lampe eine Büchse von Vermeil mit getriebener Arbeit in Relief glänzen.

»Halt,« sagte Chicot, »es scheint, man will irgend Jemand salben. Wie sich das gut trifft . . . ich habe immer eine Salbung zu sehen gewünscht.«

Während dieser Zeit kamen ungefähr zwanzig Mönche, den Kopf in ungeheuren Kapuzen verborgen, aus der Türe der Gruft hervor und stellten sich in das Schiff. Ein Einziger stieg, geführt von Herrn von Monsoreau, die Treppe des Chors hinauf und nahm seinen Platz in einem Chorstuhle, oder vielmehr auf der Stufe dieses Stuhles.

Der Chorknabe, welcher wieder erschienen war, holte ehrfurchtsvoll die Befehle des Mönches rechts ein, und verschwand sodann.

Der Herzog von Guise ließ seinen Blick auf dieser Versammlung umhergehen, welche, um fünf Sechstel weniger zahlreich als die erste, aller Wahrscheinlichkeit nach eine Versammlung von Auserwählten war, und sprach, nachdem er sich versichert hatte, dass ihn nicht nur Jedermann hörte, sondern auch mit Ungeduld hörte:

»Freunde, die Zeit ist kostbar; ich gehe also gerade auf das Ziel los. Ihr habt so eben, ich setze voraus, Ihr nahmt an der ersten Versammlung Anteil, Ihr habt so eben, sage ich, in den Berichten einiger Mitglieder der katholischen Ligue die Klagen von denjenigen des Bündnisses vernommen, welche der Kälte und sogar des bösen Willens einen von den Vornehmsten unter uns, den dem Throne am nächsten stehenden Prinzen, beschuldigen. Der Augenblick ist gekommen, um diesem Prinzen das zu geben,

was wir ihm an Achtung und Gerechtigkeit schuldig sind; Ihr werdet ihn selbst hören und beurteilen, Ihr, denen es am Herzen liegt, den Hauptzweck der heiligen Ligue zu erfüllen, ob Eure Führer die Vorwürfe der Trägheit und Kälte verdienen, die ihnen so eben von einem der Brüder der heiligen Ligue, den wir in unser Geheimnis einzuweihen nicht für geeignet erachteten, von dem Mönche Gorenflot gemacht worden sind.«

Bei diesem Namen, welchen der Herzog von Guise mit einem Tone aussprach, der seine schlimmen Absichten gegen den kriegerischen Genovever enthüllte, konnte sich Chicot in seinem Beichtstuhle einer Heiterkeit nicht enthalten, die, wenn auch stumm, darum doch in Betracht der hohen Personen, welche den Gegenstand derselben bildeten, durchaus nicht am Platze war.

»Meine Brüder,« fuhr der Herzog fort, »der Prinz, dessen Mitwirkung man uns versprochen hatte, der Prinz, auf dessen einfache Beipflichtung, ich will gar nicht sagen Gegenwart, wir kaum zu hoffen wagten, der Prinz ist hier.«

Alle Blicke richteten sich neugierig auf den Mönch, der zur Rechten der drei lothringischen Fürsten auf der Stufe des Chorsitzes stand.

»Monseigneur,« sprach der Herzog von Guise, sich an denjenigen wendend, welcher für den Augenblick der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, »der Willen Gottes scheint mir offenkundig, denn da Ihr Euch entschlosst, uns beizutreten, so war das, was wir getan, wohl getan. Nun eine Bitte, Hoheit: schlagt Eure Kapuze zurück, damit die Getreuen mit ihren eigenen Augen sehen, dass Ihr das Versprechen haltet, welches wir ihnen in Eurem Namen geleistet haben, ein so schmeichelhaftes Versprechen, dass sie ihm keinen Glauben zu schenken wagten.«

Der Geheimnisvolle Mensch, den Heinrich von Guise so angeredet hatte, legte seine Hand an seine Kapuze, schlug sie auf seine Schultern zurück, und Chicot, der unter dieser Kutte irgend einen lothringen'schen Prinzen, von dem er noch nicht hätte sprechen hören, zu finden erwartete, sah zu seinem Erstaunen den Kopf des Herzogs von Anjou hervorkommen; dieser Kopf aber war bei dem Scheine der düsteren Lampe so bleich, dass er der einer Marmorstatue zu sein schien.

»Oho!« sagte Chicot, »unser Bruder von Anjou! er wird also nicht müde werden, mit den Köpfen von Andern um den Thron zu spielen.«

»Es lebe Monseigneur, der Herzog von Anjou,« riefen alle Anwesende.

Franz wurde noch bleicher als zuvor.

»Habt nicht bange, Monseigneur,« sprach Heinrich von Guise, »diese Kapelle ist taub und die Türen sind wohl verschlossen.«

»Glückliche Vorsicht,« sagte Chicot zu sich selbst.

»Meine Brüder,« sprach der Graf von Monsoreau,

»Seine Hoheit wünscht einige Worte an die Versammlung zu richten.«

»Ja, ja, er spreche,« riefen alle Stimmen, »wir hören.«

Die drei lothringischen Prinzen wandten sich gegen den Herzog von Anjou um und verbeugten sich vor ihm.

Der Herzog von Anjou stützte sich auf die Arme seines Chorstuhles; man hätte glauben sollen, er wäre dem Fallen nahe.

»Meine Herren,« sagte er mit einer so dumpfen, zitternden Stimme, dass man kaum die Worte, die er sprach, hören konnte, »meine Herren, ich lebe der Überzeugung, dass Gott, der oft unmerklich und ganz in der Stille bei den Dingen dieser Welt erscheint, im Gegenteil seine durchdringenden Augen beständig auf uns gerichtet hält und nur so stumm und sorglos, wie man glauben dürfte, bleibt, um eines Tages durch einen kräftigen, ausfallenden Schlag bei den Unordnungen, welche die tollen Bestrebungen menschlicher Geschöpfe veranlassen, in das Mittel zu treten.«

Der Anfang der Rede des Herzogs war, wie sein Charakter, ziemlich finster; es hoffte auch Jeder, es würde ein wenig Licht auf die Gedanken Seiner Hoheit fallen, damit man sie tadeln oder ihnen seinen Beifall schenken könnte.

Der Herzog fuhr mit einer etwas sichereren Stimmt fort:

»Ich habe auch meine Augen auf die Welt geworfen, und da ich nicht ihre ganze Oberfläche mit meinem schwachen Blicke umfassen konnte, so heftete ich sie auf Frankreich. Was sah ich dann in diesem ganzen Reiche? die heilige Religion Christi in ihren erhabenen Grundfesten erschüttert, die wahren Diener

Gottes zerstreut und geächtet. Ich erforschte nun die Tiefen des Abgrundes, den seit zwanzig Jahren die Ketzereien geöffnet haben, welche unter dem Vorwande, sicherer Gott zu erreichen, den Glauben untergraben, und meine Seele war wie die des Propheten von Schmerzen überströmt.«

Ein Gemurmel des Beifalls durchlief die Versammlung. Der Herzog hatte seine Sympathie für die Leiden der Kirche geoffenbart, was beinahe eine Kriegserklärung gegen diejenigen war, welche die Kirche leiden machten.

»Mitten unter diesem tiefen Kummer,« fuhr der Prinz fort, »drang zu mir das Gerücht, dass mehrere edle Herren, fromme Freunde der Gebräuche unserer Vorfahren, den erschütterten Altar zu befestigen suchten. Ich schaute umher, und es kam mir vor, als wohnte ich bereits dem jüngsten Gerichte bei, und als hätte Gott in zwei Körper die Verworfenen und die Auserwählten getrennt. Auf einer Seite waren jene, und ich wich voll Abscheu zurück; auf der andern Seite waren die Auserwählten, und ich ging hin und warf mich in ihre Arme. Meine Brüder, hier bin ich.«

»Amen!« sagte ganz leise Chicot.

Doch dies war eine unnötige Vorsicht: Chicot hätte ganz laut antworten können, und seine Stimme wäre unter dem Beifallsgeschrei und den Bravo's, die sich bis zu den Gewölben der Kapelle erhoben, doch nicht gehört worden.

Die drei lothringischen Prinzen, welche das Zeichen zum Beifall gegeben hatten, ließen denselben wieder sich legen; dann machte der Kardinal, der am nächsten bei dem Herzog war, noch einen Schritt gegen ihn und sprach:

»Ihr seid freiwillig unter uns gekommen?«

»Vollkommen freiwillig, mein Herr.«

»Wer hat Euch von dem heiligen Geheimnis unterrichtet?«

»Mein Freund, ein für die Religion eifriger Mann, der Herr Graf von Monsoreau.«

»Nun, da Eure Hoheit zu den Unsrigen gehört,« sprach der Herzog von Guise, »wollt die Güte haben, Monseigneur, uns zu sagen, was Ihr für das Wohl der heiligen Ligue zu tun gedenkt?«

»Ich gedenke der katholischen, römisch apostolischen Religion in allen ihren Forderungen und Bedürfnissen zu dienen,«

antwortete der Neophyt.

»Heilige Jungfrau! bei meiner Seele, das sind große Dummköpfe, dass sie sich verbergen, um solche Dinge zu sagen,« sprach Chicot zu sich selbst. »Warum schlagen sie das nicht ganz einfach Heinrich III., meinem erhabenen Herrn, vor? Alles dies wäre ihm ganz genehm . . . Prozessionen, Geißelungen, Ausrottungen der Ketzerei wie in Rom, Scheiterhaufen und *Auto da fe*, wie in Flandern und Spanien. Doch das ist das einzige Mittel, zu machen, dass dieser gute Fürst Kinder bekommt. Bei Gott! ich habe große Lust, aus meinem Beichtstuhle vorzutreten und mich ebenfalls zu zeigen, so sehr rührt mich dieser liebe Herzog von Anjou! Fahre fort, würdiger Bruder Seiner Majestät, edler Einfaltspinsel, fahre fort.«

Und der Herzog von Anjou, als wäre er für die Ermutigung empfänglich gewesen, fuhr in der Tat fort.

»Doch das Interesse der Religion,« sprach er, »ist nicht das einzige Ziel, das die Edelleute sich vorsetzen müssen. Ich meinerseits, ich habe noch ein anderes wahrgenommen.«

»Polttausend,« sagte Chicot, »ich bin auch ein Edelmann, das interessiert mich also wie die Andern; sprich Anjou, sprich!«

»Monseigneur, man hört Eure Hoheit mit der tiefsten Aufmerksamkeit,« sagte der Kardinal von Guise.

»Und unsere Herzen schlagen vor Hoffnung,« fügte Herr von Mayenne bei.

»Ich werde mich also erklären,« fuhr der Herzog von Anjou fort, indem er mit seinem Blicke die finsternen Tiefen der Kapelle durchforschte, als wollte er sich versichern, dass seine Worte nur in Ohren fielen, welche dieselben zu empfangen würdig wären.

Herr von Monsoreau begriff die Furcht des Prinzen und beruhigte ihn durch ein Lächeln und einen höchst bezeichnenden Blick.

»Wenn nun ein Edelmann an das gedacht hat, was er Gott schuldig ist,« sagte der Herzog unwillkürlich die Stimme dämpfend, »so denkt er an sein . . . «

»Bei Gott! an seinen König,« flüsterte Chicot, »das ist bekannt.«

»An sein Vaterland,« sprach der Herzog von Anjou, »und es fragt sich, ob sein Vaterland die ganze ihm gebührende Ehre und

die ihm als seinen Anteil bestimmte Wohlfahrt genieße; denn ein guter Edelmann bezieht seine Vorteile zuerst von Gott und dann von dem Lande, dessen Kind er ist.«

Die Versammlung spendete diesen Worten den heftigsten Beifall.

»Nun, und der König?« sprach Chicot, »von dem armen Monarchen ist also nicht mehr die Rede, und ich, der ich glaubte, wie es auf der Pyramide von Juvisy geschrieben steht, man sage, immer: *Gott, die Ehre und die Frauen.*«

»Ich frage mich also fuhr der Herzog von Anjou, dessen hervorspringende Backenknochen sich allmählich mit einer fieberhaften Röte überzogen, fort, »ich frage mich also, ob mein Land sich des Friedens und des Glückes erfreue, wie es dieses so süße und so schöne Vaterland, das man Frankreich nennt, verdient, und ich sehe mit Schmerz, dass dem nicht so ist.«

»In der Tat, meine Brüder, der Staat findet sich zerrissen durch verschiedenartige Willens- und Geschmacksrichtungen, von denen die einen so mächtig sind, als die andern. Bei der Schwäche eines obersten Willens, der, vergessend, dass er Alles zum Wohl seiner Untertanen beherrschen muss, sich dieses königlichen Grundsatzes nur in launenhaften Zwischenräumen und stets auf eine so widersinnige Weise erinnert, dass seine energischen Akte nur statt haben, um das Schlimme zu tun, muss man allerdings dem unseligen Gesckicke Frankreichs oder der Verblendung seines Oberhauptes dieses Unglück zuschreiben. Doch obgleich wir die wahre Quelle nicht kennen, oder sie nur vermuten, so ist das Unglück darum nicht minder wahr und wirklich vorhanden, und ich beschuldige desselben entweder die durch Frankreich gegen die Religion begangenen Verbrechen, oder die durch gewisse falsche Freunde des Königs mehr als durch den König selbst verübten Gottlosigkeiten. Daraus erfolgte, meine Herren, dass ich mich in dem einen oder in dem andern Falle als ein Diener des Altars und des Thrones mit denjenigen verbinden musste, welche durch alle Mittel die Vertilgung der Ketzerei und den Untergang treuloser Räte zu bewerkstelligen suchen. Das ist es, meine Herren, was ich für die Ligue tun will, indem ich mich mit Euch verbinde.«

»Oho!« murmelte Chicot mit ganz erstaunten Augen, »das

Ende eines Ohres schaut hervor und es ist nicht, wie ich Anfangs geglaubt habe, ein Eselsohr, sondern ein Fuchsohr.«

Dieser Eingang des Herzogs von Anjou, welcher unseren durch drei Jahrhunderte von der Politik jener Zeit getrennten Lesern vielleicht etwas lang vorgekommen ist, hatte die Anwesenden dergestalt interessiert, dass sich die meisten derselben dem Prinzen näherten, um keine Silbe von dieser Rede zu verlieren, welche der Prinz mit einer immer dunkleren Stimme sprach, je mehr der Sinn seiner Worte klar wurde.

Das Schauspiel war nun seltsam. Die Anwesenden, ungefähr fünf und zwanzig bis dreißig an der Zahl, ließen, die Kapuzen zurückgeschlagen, edle, kühne, aufgeweckte, von Neugierde funkelnde Gesichter erschauen, und gruppierten sich so unter dem Scheine der einzigen Lampe, welche die Szene beleuchtete.

Große Schatten verbreiteten sich in allen andern Teilen des Gebäudes, und diese schienen dem Drama, das auf einem Punkte vorging, gleichsam fremd zu sein.

Mitten in der Gruppe unterschied man das bleiche Gesicht des Herzogs von Anjou, dessen Stirnknochen seine tief liegenden Augen verbargen, während sein Mund, wenn er sich öffnete, der unheimliche Rachen eines Totenkopfes zu sein schien.

»Monseigneur,« sprach der Herzog von Guise, »indem ich Eurer Hoheit für die Worte, die Ihr gesprochen, danke, glaube ich Euch bemerken zu müssen, dass Ihr von Männern umgeben seid, welche nicht nur den Grundsätzen, zu denen Ihr Euch bekennt, sondern auch der Person Eurer Königlichen Hoheit selbst zugetan sind, eine Behauptung, von der Euch, solltet Ihr daran zweifeln, die Folge der Sitzung auf eine kräftigere Weise, als Monseigneur wohl denken mag, überzeugen dürfte.«

Der Herzog von Anjou verbeugte sich und warf während er sich wieder erhob einen unruhigen Blick auf die Versammlung.

»Oho!« murmelte Chicot, »wenn ich mich nicht täusche, so war Alles, was ich bis jetzt gesehen habe, nur ein Vorspiel, und es wird hier etwas Wichtigeres vorgehen, als alle die Fadheiten, welche bis daher gesagt und getan worden sind.«

»Monseigneur,« sprach der Kardinal, dem der Blick des Prinzen nicht entgangen war, »sollte Eure Hoheit zufällig irgend eine

Furcht haben, so werden sie hoffentlich schon die Namen derjenigen, von welchen sie in diesem Augenblick umgeben ist, beruhigen. Hier sind der Herr Gouverneur d'Aunis, Herr d'Entragues der Jüngere, Herr von Ribeirac und Herr von Livarot, junge, ebenso brave, als loyale Edelleute, welche Eure Hoheit vielleicht kennt. Hier sind ferner der Herr Vitzthum von Castillon, der Herr Baron von Lusignan, die Herren Cruce und Leclerc, Alle durchdrungen von Eurer Weisheit, Monseigneur, und glücklich, unter Euren Auspicien auf die Befreiung der heiligen Religion und des Thrones auszuziehen. Wir werden also mit Dankbarkeit die Befehle empfangen, die Eure Königliche Hoheit uns zu geben die Gnade haben will.«

Der Herzog von Anjou konnte sich einer Bewegung des Stolzes nicht erwehren. Diese hochmütigen Guisen, die man nie zum Beugen gebracht hatte, sprachen von Gehorsam.

Der Herzog von Mayenne fügte bei:

»Ihr seid durch Eure Geburt, durch Eure Weisheit das natürliche Haupt der Union, Monseigneur, und wir müssen von Euch hören, welches Verfahren gegen die falschen Freunde des Königs, von denen so eben die Rede war, zu beobachten ist.«

»Nichts kann einfacher sein,« antwortete der Prinz mit jener fieberhaften Exaltation, welche bei schwachen Menschen die Stelle des Mutes einnimmt, »wenn schmarotzerische und giftige Pflanzen, ohne die man eine reiche Ernte beziehen würde, in einem Felde wachsen, so muss man diese gefährlichen Kräuter mit der Wurzel ausreißen. Der König ist nicht von Freunden, sondern von Höflingen umgeben, die ihn zu Grunde richten und einen beständigen Skandal in Frankreich und in der Christenheit erregen.«

»Das ist wahr,« sagte der Herzog von Guise mit einer düsteren Stimme.

»Und überdies,« fügte der Kardinal bei, »und überdies verhindern uns diese Höflinge, uns, die wahren Freunde des Königs, zu Seiner Majestät zu gelangen, wie es das Recht unserer Ämter und unserer Geburt ist.«

»Überlassen wir es,« sprach ungestüm der Herzog von Mayenne, »überlassen wir den gemeinen Liguisten, denen der

ersten Ligue, die Sorge Gott zu dienen. Indem sie Gott dienen, werden sie denjenigen dienen, welche ihnen von Gott sprechen. Wir betreiben unsere Angelegenheiten. Menschen hindern, belästigen uns; sie trotzen uns, sie beleidigen uns, sie verfehlen sich beständig gegen die Achtung, welche sie dem Prinzen, den wir am meisten ehren, schuldig sind.«

Die Stirne des Herzogs von Anjou bedeckte sich mit Röte.

»Zerstören wir,« fuhr Mayenne fort, »zerstören wir bis auf den Letzten diese verfluchte Brut, die der König mit den Fetzen unseres Vermögens bereichert, und von denen Jeder von uns einen aus dem Leben zu streichen sich anheischig macht. Wir sind unserer dreißig, zählen wir sie.«

»Das heißt sehr weise gedacht,« sagte der Herzog von Anjou, »und Ihr habt bereits Eure Aufgabe vollbracht, Herr von Mayenne.«

»Was geschehen ist, zählt nicht,« erwiderte der Herzog.

»Ihr müsst uns jedoch gewähren lassen, Monseigneur,« sagte Entragues, »ich übernehme Quélus.«

»Und ich Maugiron,« sagte Livarot.

»Und ich Schomberg,« rief Ribeirac.

»Gut, gut,« wiederholte der Herzog, »und wir haben noch Bussy, meinen braven Bussy, der wohl auch Einige übernehmen wird.«

»Und wir? und wir?« riefen alle Liguisten.

Herr von Monsoreau schritt vor.

»Ah! ah!« sagte Chicot, der, als er sah, welche Wendung die Dinge nahmen, nicht mehr lachte. »Da kommt der Oberstjägermeister und fordert seinen Teil am Jägerrecht.«

Chicot täuschte sich.

»Meine Herren,« sprach Monsoreau, »ich verlange einen Augenblick Stillschweigen. Wir sind entschlossene Männer und fürchten uns, offenherzig mit einander zu reden. Wir sind verständige Männer und drehen uns um nichtige Bedenklichkeiten.«

»Auf, meine Herren, ein wenig Mut, ein wenig Kühnheit, ein wenig Offenherzigkeit. Es handelt sich nicht um die Mignons von König Heinrich, und nicht um die Schwierigkeiten, die wir haben,

wenn wir uns seiner Person nähern wollen.«

»Vorwärts!« sagte Chicot, die Augen in seinem Beichtstuhle weit aufsperrend und sich einen akustischen Trichter aus seiner linken Hand machend, um kein Wort von dem, was man sprach, zu verlieren. »Vorwärts! beeile Dich, ich warte.«

»Was uns Alle beschäftigt, Monseigneur,« fuhr der Graf fort, »ist die Unmöglichkeit, vor der wir festgehalten sind. Es ist das Königtum, das man uns gibt, und das für einen französischen Adel nicht annehmbar ist; es sind die Litaneien, der Despotismus, die Ohnmacht und die Orgien, die Verschwendung für Feste, welche ganz Europa vor Mitleid lachen machen, die Knauserei für Alles, was den Krieg und die Künste betrifft. Es ist nicht Unwissenheit, es ist nicht Schwäche; ein solches Benehmen, meine Herren, ist Wahnsinn.«

Eine Todesstille empfing die Worte des Oberstjägermeisters. Der Eindruck war um so tiefer, als Jeder sich selbst ganz leise sagte, was er laut gesagt hatte, so dass Jeder bebte, wie bei dem Echo seiner eigenen Stimme, und schauerte, dass er in allen Punkten der Ansicht des Redners war.

Herr von Monsoreau, der wohl fühlte, dass dieses Stillschweigen nur von einem Übermaß von Billigung herrührte, fuhr fort:

»Sollen wir unter einem närrischen, trägen und nichtstuerischen König in dem Augenblick leben, wo Spanien die Scheiterhaufen anzündet, in dem Augenblick, wo Deutschland die alten im Schatten der Klöster entschlummerten Heresiarchen aufweckt, wo England mit seiner unbeugsamen Politik die Ideen und die Köpfe abschneidet? Alle Nationen arbeiten glorreich an irgend Etwas. Wir, wir schlafen, meine Herren, verzeiht mir, dass ich dieß vor einem großen Fürsten sage, der vielleicht meine Vermessenheit tadeln wird, denn er hat das Familienvorurteil; meine Herren, seit vier Jahren werden wir nicht mehr von einem König, sondern von einem Mönche regiert.«

Geschickt vorbereitet und eben so geschickt seit einer Stunde durch die Umsicht der Führer zurückgehalten, fand der Ausbruch nun mit einer solchen Heftigkeit statt, dass Niemand in diesen Besessenen die kalten und ruhigen Berechner der vorhergehenden Szene wiedererkannt hätte.

»Nieder mit Valois!« rief man, »nieder mit Bruder Heinrich! Geben wir uns zum Oberhaupte einen adeligen Fürsten, einen ritterlichen König, einen Tyrannen, wenn es sein muss, doch nicht einen Kuttenknecht.«

»Meine Herren! meine Herren!« rief heuchlerisch der Herzog von Anjou, »Verzeihung, ich beschwöre Euch, für meinen Bruder, der sich täuscht oder vielmehr getäuscht wird. Lasst mich hoffen, meine Herren, dass unsere weisen Vorstellungen, dass die wirksame Vermittlung der Macht der Ligue ihn auf den guten Weg zurückführen werden.«

»Zische, Schlange, zische!« sagte Chicot.

»Monseigneur,« sprach der Herzog von Guise, »Eure Hoheit hat, vielleicht etwas früh, den aufrichtigen Ausdruck der Gesinnung des Bundes vernommen. Nein, es handelt sich hier nicht mehr um eine Ligue gegen den Bearner, eine Vogelscheuche für Schwachköpfe; es handelt sich nicht mehr um eine Ligue, um die Kirche aufrecht zu halten, die sich wohl selbst halten wird; es handelt sich darum, meine Herren, den Adel Frankreichs aus der verächtlichen Lage zu ziehen, in der er sich befindet. Zu lange waren wir durch die Achtung zurückgehalten, welche Eure Hoheit uns einflößt; zu lange waren wir durch diese uns wohlbekanntes Liebe für ihre Familie mit Gewalt in die Grenzen der Verstellung eingeschlossen. Nun ist Euch Alles enthüllt, Monseigneur, und Eure Hoheit wird sogleich der wahren Sitzung der Ligue beiwohnen, denn Alles, was bis jetzt geschehen ist, war nur der Eingang.«

»Was wollt Ihr damit sagen, Herr Herzog?« fragte der Prinz, zitternd zugleich vor Unruhe und Ehrgeiz.

»Monseigneur,« fuhr der Herzog fort, »wir sind versammelt, wie der Herr Oberstjägermeister so richtig bemerkt hat, nicht um Fragen zu wiederholen und wieder zu besprechen, welche in der Theorie bereits abgenutzt sind, sondern um wirksam zu handeln. Wir wählen uns heute einen Führer, der im Stande ist, den Adel von Frankreich zu ehren und zu bereichern; und wie es bei den alten Franken, wenn sie sich einen Führer wählten, Sitte war, ihm ein seiner würdiges Geschenk zu geben, so bieten mir als Geschenk dem Führer, den wir uns gewählt haben . . . «

Alle Herzen schlugen, doch keines so stark, als das des

Herzogs.

Er blieb indessen stumm und unbeweglich, und nur seine Blässe verriet seine Aufregung.

»Meine Herren,« fuhr der Herzog fort, indem er von dem hinter ihm stehenden Stuhle einen ziemlich schweren Gegenstand nahm, den er zwischen seinen Händen in die Höhe hob, »meine Herren, dies ist das Geschenk, das ich in Eurer Aller Namen zu den Füßen des Prinzen niederlege.«

»Eine Krone!« rief der Herzog, nur mit Mühe sich haltend, »mir eine Krone, meine Herren?«

»Es lebe Franz III.!« rief mit einer Stimme, die das Gewölbe erbeben machte, die gedrängte Masse der Edelleute, welche ihre Schwerter gezogen hatten.

»Mir, mir?« stammelte der Herzog, zugleich vor Freude und vor Ehrgeiz zitternd, »mir? Das ist unmöglich! Mein Bruder lebt noch, mein Bruder ist der Gesalbte des Herrn.«

»Wir setzen ihn einstweilen ab,« sprach der Herzog, »bis Gott durch seinen Tod unsere Wahl sanktioniert, oder vielmehr bis einer seiner Untertanen, müde dieser ruhmlosen Regierung, durch Gift oder durch den Dolch der Gerechtigkeit Gottes zuvorkommt.«

»Meine Herren,« erwiderte mit schwachem Tone der Prinz, »meine Herren!«

»Monseigneur,« sprach der Kardinal, »auf das so eben von Eurer Hoheit ausgedrückte so edle Bedenken ist Folgendes unsere Antwort: Heinrich war der Gesalbte des Herrn, aber wir haben ihn abgesetzt; er ist nicht mehr der Auserwählte Gottes, und Ihr seid es nunmehr, Monseigneur. Hier ist ein Tempel, eben so ehrwürdig, als der von Rheims, denn hier haben die Überreste der heiligen Genoveva, der Patronin von Paris, geruht; hier ist der Leib von Chlodwig, dem ersten christliche König, begraben worden; Monseigneur, in diesem heiligen Tempel, im Angesicht der Bildsäule des wahren Gründers der französischen Monarchie, sage ich Euch, ich, einer der Fürsten der Kirche, der ich ohne wahnsinnigen Ehrgeiz und Stolz einst ihr Oberhaupt zu werden hoffen darf, Monseigneur, hier ist, um das heilige Chrisam zu ersetzen, ein von dem Papste Gregor XIII. überschicktes Öl.

Monseigneur, ernennet Euren zukünftigen Erzbischof von Rheims, ernennet Euren Connetable, und in einem Augenblick werdet Ihr zum König geweiht sein, und Euer Bruder Heinrich wird, wenn er Euch nicht den Thron abtritt, als Usurpator betrachtet. Kind! zünde die Kerzen des Altars an.«

Auf der Stelle kam der Knabe, der nur auf diesen Befehl zu warten schien, mit einem Anzünder in der Hand aus der Sakristei hervor, und in einem Augenblick funkelten fünfzig Kerzen, sowohl auf den, Altar, als im Chor.

Man sah nun auf dem Altar eine von Edelsteinen glänzende Mitra und ein breites mit Lilien verziertes Schwert. Es war die erzbischöfliche Mitra; es war das Schwert des Connetable.

In derselben Minute, inmitten der Finsternis, welche die Beleuchtung des Chors nicht hatte zerstreuen können, erwachte die Orgel und ließ das: *Veni Creator* ertönen.

Diese von den drei lothringischen Prinzen vorbereitete Entwicklung, welche der Herzog selbst nicht vorhergesehen hatte, brachte einen tiefen Eindruck auf die Anwesenden hervor. Die mutigen begeisterten sich und sogar die Schwachen fühlten sich stark.

Der Herzog von Anjou erhob das Haupt und ging mit einem sichereren Schritte und mit einem festeren Arme, als man hätte erwarten sollen, auf den Altar zu, nahm mit der linken Hand die Mitra und mit der rechten das Schwert, kehrte zu dem Herzog und zu dem Kardinal, welche zum Voraus auf diese doppelte Ehre hofften, zurück, setzte die Mitra auf das Haupt des Kardinals und gürtete dem Herzog das Schwert um.

Einstimmiger Beifall begrüßte diese entscheidende Handlung, welche man um so weniger erwartet hatte, als man den unentschlossenen Charakter des Prinzen kannte.

»Meine Herren,« sprach der Herzog zu den Umstehenden, »gebt Eure Namen dem Herrn Herzog von Mayenne, Großmeister von Frankreich, an; an dem Tage, wo ich König bin, sollt Ihr alle Ritter des Ordens werden.«

Der Beifall verdoppelte sich, und die Anwesenden gaben einer nach dem andern Herrn von Mayenne ihre Namen an.

»Mordieu!« sagte Chicot, »das ist eine schöne Gelegenheit, das

blaue Band zu bekommen. Ich werde nie eine ähnliche finden, und muss diese jetzt unbenutzt vorübergehen lassen!«

»Nun zum Altar, Sire,« sprach der Kardinal von Guise.

»Herr von Monsoreau, mein Oberst-Kapitän,« sagte der Herzog von Anjou, »meine Herren von Ribeirac und d'Entragues, meine Kapitäne, von Livarot, mein Lieutenant der Gardien, nehmt im Chor die Plätze ein, zu denen Euch der Rang, den ich Euch anvertraue, berechtigt.«

Jeder von den Genannten nahm den Posten, den ihm bei einer wahren Salbungsceremonie die Etiquette angewiesen hätte.

»Meine Herren,« fügte der Herzog sich an den Rest der Versammlung wendend bei, »Ihr werdet Alle eine Bitte an mich richten, und ich werde bemüht sein, keinen einzigen Unzufriedenen zu machen.«

Mittlerweile war der Kardinal hinter das Tabernakel gegangen und hatte die priesterlichen Gewänder angelegt. Bald erschien er wieder mit der heiligen Ölflasche, die er auf den Altar niedersetzte.

Dann machte er dem Chorknaben ein Zeichen, und dieser brachte ihm das Evangelienbuch und das Kreuz. Der Kardinal nahm das eine und das andere, legte das Kreuz auf das Evangelienbuch, und streckte Beides gegen den Herzog von Anjou aus, der die Hand darauf drückte.

»In Gegenwart Gottes,« sprach der Herzog, »gelobe ich meinem Volke, unsere heilige Religion aufrecht zu halten und zu ehren, wie es sich dem Allerchristlichsten König und ältesten Sohne der Kirche geziemt. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium!«

»Amen!« antworteten einstimmig alle Anwesende.

»Amen!« wiederholte eine Art von Echo, das aus den Tiefen der Kirche zu kommen schien.

Der Herzog von Guise, der, wie gesagt die Funktionen des Connetable verrichtete, stieg die drei Stufen des Altars hinauf und legte vor dem Tabernakel sein Schwert nieder, das der Kardinal segnete.

Der Kardinal zog es nun aus der Scheide, nahm es bei der Klinge und reichte es dem König, der es beim Griffe fasste.

»Sire,« sprach er, »nehmt dieses Schwert, das Euch mit dem Segen des Herrn gegeben ist, damit Ihr durch dasselbe und durch die Kraft des heiligen Geistes allen Euren Feinden zu widerstehen, die heilige Kirche und das Euch anvertraute Reich zu beschützen und zu verteidigen vermöget. Nehmt dieses Schwert, damit Ihr mit seiner Hilfe Gerechtigkeit übt, Witwen und Waisen beschirmt, Unordnungen schlichtet, damit Ihr, Euch durch alle Eure Tugenden mit Ruhm bedeckend, mit demjenigen zu regieren verdient, dessen Ebenbild auf Erden Ihr seid, und der regiert mit dem Vater und dem heiligen Geiste durch alle Jahrhunderte.«

Der Herzog senkte das Schwert so, dass die Spitze den Boden berührte, und gab es, nachdem er es Gott dargeboten, dem Herzog von Guise zurück.

Der Chorknabe brachte ein Kissen, legte es vor den Herzog von Anjou nieder, und dieser kniete darauf.

Dann öffnete der Kardinal das kleine Kästchen von Vermeil und zog mit der Spitze einer goldenen Nadel einen kleinen Teil von dem heiligen Öle heraus, das er auf dem Kelchdeckel ausbreitete.

Den Kelchdeckel in der linken Hand, sprach er zwei Gebete über den Herzog.

Dann nahm er das heilige Chrisam mit dem Daumen, zog ein Kreuz oben auf dem Haupt des Herzogs und sprach:

»Ungo te in regem de oleo sanctificato, in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti.«

Beinahe in demselben Augenblick trocknete der Chorknabe die Salbung mit einem goldgestickten Sacktuch ab.

Dann nahm der Kardinal die Krone mit beiden Händen und senkte sie auf das Haupt des Prinzen nieder, doch ohne sie ihm aufzusetzen.

Sogleich näherten sich der Herzog von Guise und der Herzog von Mayenne und hielten die Krone von beiden Seiten.

Und der Kardinal, der sie nun auch mit der linken Hand hielt, sprach, den Prinzen mit der rechten segnend:

»Gott krönt Dich mit der Krone des Ruhmes und der Gerechtigkeit.«

Dann sie dem Prinzen auf das Haupt setzend:

»Empfange diese Krone im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.«

Bleich und zitternd, fühlte der Herzog von Anjou, wie sich die Krone auf sein Haupt drückte, und griff instinktiv danach.

Dann erscholl das Glöckchen des Chorknaben, und es beugten sich die Stirnen aller Anwesenden.

Bald aber erhoben sich diese wieder, schlangen die Schwerter und riefen, »Es lebe Franz III.«

»Sire,« sprach der Kardinal zu dem Herzog von Anjou, »Ihr regiert von heute an über Frankreich, denn Ihr seid von Papst Gregor XIII., dessen Stellvertreter ich bin, geheiligt.«

»Gottes Donner! welch ein Unglück, dass ich keinen Kropf habe!« murmelte Chicot.

»Meine Herren,« sprach der Herzog, sich stolz und majestätisch erhebend, »ich werde nie die Namen der dreißig Edelleute vergessen, die mich zuerst für würdig gehalten haben, über sie zu regieren. Und nun lebt wohl, meine Herren, Gott bleibe Euer Schutz und Schirm!«

Der Kardinal verbeugte sich und ebenso der Herzog von Guise; Chicot aber, der sie von der Seite sah, bemerkte, dass die zwei lothringischen Prinzen, während der Herzog von Mayenne den neuen König zurückführte, ein ironisches Lächeln austauschten.

»Oho!« sagte der Gascogner, »was bedeutet dies und wozu dient das Spiel, wenn Jedermann betrügt?«

Während dieser Zeit hatte der Herzog die Treppe der Gruft wieder erreicht, und bald verschwand er in der Finsternis der unterirdischen Kirche, wohin ihm einer nach dem anderen alle Anwesende folgten, die drei lothringischen Prinzen ausgenommen, welche in die Sakristei zurückkehrten, während der Bruder Pförtner die Kerzen des Altars auslöschte.

Der Chorknabe schloss die Gruft hinter ihnen, und die Kirche war von jener Lampe erleuchtet, welche, allein unauslöschlich, ein unbekanntes Symbol, nur zu den Auserwählten einer geheimnisvollen Einweihung zu sprechen schien.

Drittes Kapitel.

Wie Chicot, während er einen Kurs in der Geschichte zu machen glaubte, einen Kurs in der Genealogie machte.

Chicot stand in seinem Beichtstuhle auf, um seinen steif gewordenen Beinen wieder Geschmeidigkeit zu verleihen. Er hatte alle Ursache, zu glauben, diese Sitzung wäre die letzte, und da es beinahe zwei Uhr Morgens war, so beeilte er sich, seine Anordnungen für den Rest der Nacht zu treffen. Doch zu seinem größten Erstaunen kamen die drei lothringischen Prinzen, als sie den Schlüssel der Gruft zweimal hatten knirschen hören, abermals aus der Sakristei hervor; nur hatten sie diesmal die Kutte abgelegt und wieder ihre gewöhnlichen Kleider genommen.

Zu gleicher Zeit, als der Chorknabe sie erscheinen sah, brach er in ein so lustiges und treuherziges Gelächter aus, dass Chicot, dadurch angesteckt, ebenfalls zu lachen anfang, ohne zu wissen, warum.

Der Herzog von Mayenne näherte sich rasch der Treppe und sagte:

»Lacht nicht so geräuschvoll, meine Schwester, sie sind kaum weggegangen und könnten Euch hören.«

»Seine Schwester,« sprach Chicot, von einem Erstaunen zum andern übergehend, zu sich selbst, »sollte zufällig dieses Mönchlein eine Frau sein?«

Der Novize warf wirklich seine Kapuze zurück und entblößte den geistreichsten und reizendsten Frauenkopf den je Leonardo da Vinci, der doch die Joconde⁹ gemalt, auf die Leinwand übertragen hatte.

Es waren schwarze, von Bosheit funkelnde Augen, welche jedoch, wenn sie ihre Pupillen erweiterten und ihren ebenholzfarbigen Kreis ausdehnten, einen durch ihren Ernst beinahe furchtbaren Ausdruck annahmen. Es war ein kleiner, frischroter, zarter Mund, eine mit strenger Korrektheit gezeichnete Nase, es war ein gerundetes Kinn, welches das vollkommene

Oval eines etwas bleichen Gesichts schloss, worauf eine trefflich geformte, rabenschwarze, doppelte Augenbraue hervortrat.

Kurz es war die Schwester der Herren von Guise, Frau von Montpensier, eine gefährliche Sirene, welche geschickt unter dem dicken Rocke des kleinen Mönches die so sehr getadelte Unvollkommenheit einer etwas hohen Schulter und die unzierliche Krümmung ihres rechten Beines verbarg, das sie leicht hinken machte.

In Folge dieser Unvollkommenheit hatte sich die Seele eines Dämons in diesen Körper, dem Gott den Kopf eines Engels gegeben, einquartiert.

Chicot erkannte sie, denn er hatte sie wohl zwanzigmal der Königin Louise von Vaudemont, ihrer Base, den Hof machen sehen, und es wurde ihm ein großes Geheimnis durch ihre Gegenwart und die ihrer drei Brüder enthüllt, welche so beharrlich am Platze blieben, nachdem alle Welt weggegangen war.

»Ah! mein Bruder Kardinal,« sagte die Herzogin in krampfhafter Heiterkeit, »welch einen heiligen Mann spielt Ihr, und wie spricht Ihr so gut von Gott! Einen Augenblick machtet Ihr mir bange, denn ich glaubte, Ihr nähmt die Sache im Ernste; . . . und er, der sich salben und krönen ließ! Oh! was für ein abscheuliches Gesicht hatte er unter der Krone!«

»Gleichviel,« erwiderte der Herzog, »wir haben, was wir haben wollten, und Franz kann sich nun nicht mehr lossagen; der Monsoreau, der ohne Zweifel dabei irgend ein dunkles Interesse hatte, trieb die Sache so weit, dass wir nun sicher sind, dass er uns nicht verlassen wird, wie er es La Mole und Coconnas mitten auf dem Wege zum Schafott getan hat.«

»Oho!« sagte Mayenne, »das ist ein Weg, den man nicht so leicht Prinzen von unserem Geschlechte nehmen lässt, und es wird immer näher vom Louvre nach der Sainte-Geneviève-Abtei, als vom Rathause auf den Grève-Platz sein.«

Chicot begriff, dass man mit dem Herzog von Anjou ein Spiel getrieben hatte, und da er den Prinzen hasste, so hätte er gern für diese Mystifikation die Guisen umarmt, Mayenne ausgenommen, für den er sodann bei Frau von Montpensier ein Doppeltes getan haben würde.

»Kommen wir wieder auf unsere Angelegenheiten, meine Herren,« sagte der Kardinal. »Nicht wahr, es ist Alles gut geschlossen?«

»Oh! ich flehe Euch dafür,« versetzte die Herzogin, »übrigens kann ich nachsehen.«

»Nein,« entgegnete der Herzog, »Ihr müsst müde sein, mein lieber, kleiner Chorknabe.«

»Meiner Treue, ich bin es nicht, denn es war zu belustigend.«

»Mayenne, Ihr sagt, er sei hier?« fragte der Herzog.

»Ja.«

»Ich habe ihn nicht bemerkt.«

»Ich glaube es wohl, er ist verborgen.«

»Wo dies?«

»In einem Beichtstuhle.«

Diese Worte erschollen in den Ohren von Chicot wie die hundert tausend Trompeten der Apokalypse.

»Wer ist denn in dem Beichtstuhle verborgen?« fragte er sich, zitternd in seinem engen Gehäuse, »bei Gott, ich sehe Niemand.«

»Dann hat er Alles gesehen und Alles gehört.«

»Gleichviel; ist er nicht uns?«

»Bringt ihn mir, Mayenne,« sagte der Herzog.

Mayenne stieg eine von den Treppen des Chors hinab und schien sich zuerst der Örtlichkeit versichern zu wollen, dann wandte er sich in gerader Linie nach dem von dem Gascogner bewohnten Beichtstuhle.

Chicot war mutig; doch diesmal klapperten seine Zähne vor Angst und ein kalter Schweiß fing an von seiner Stirne auf seine Hände zu träufeln.

»Ah!« sagte er zu sich selbst, während er seinen Degen von den Falten seiner Kutte loszumachen suchte, »ich will nicht wie ein feiger Schuft in diesem Kasten sterben. Gehen wir der Gefahr entgegen! Und da die Gelegenheit sich bietet, töten wir wenigstens ihn, ehe wir sterben.«

Um dieses mutige Vorhaben in Ausführung zu bringen, streckte Chicot, der endlich den Griff seines Degens gefunden hatte, bereits die Hand nach der Türklinke aus, als die Stimme der

Herzogin erscholl.

»Nicht in diesem, Mayenne,« rief sie, »nicht in diesem, im andern, links, ganz hinten.«

»Ah! sehr gut,« sprach der Herzog, der dem Beichtstuhle von Chicot so nahe war, dass er ihn bereits mit dem Finger berühren konnte, und nun auf den Zuruf seiner Schwester sich rasch nach dem entgegengesetzten Beichtstuhle umwandte.

»Uff!« sagte der Gascogner, einen Seufzer ausstoßend, um den ihn Gorenflot beneidet hätte, »es war Zeit; doch wer Teufels ist in dem andern?«

»Kommt heraus, Meister Nicolas David,« sprach Mayenne, »wir sind allein.«

»Hier bin ich, Monseigneur,« antwortete ein Mann, aus dem Beichtstuhle hervortretend.

»Gut,« murmelte der Gascogner, »du fehltest noch zum Feste, Meister Nicolas; ich suchte dich überall, und nun endlich in dem Augenblick, wo ich dich nicht mehr suchte, finde ich dich.«

»Nicht wahr, Ihr habt Alles gesehen und Alles gehört?« sprach der Herzog von Guise.

»Ich habe kein Wort von dem, was geschehen ist, verloren, und werde, seid unbesorgt, Monseigneur, nicht den geringsten Umstand vergessen.«

»Ihr könnt also Alles dem Abgesandten Seiner Heiligkeit Gregor XIII. berichten?« fragte der Balafre¹⁰.

»Alles, ohne irgend etwas wegzulassen.«

»Nun sagt mir mein Bruder Mayenne, Ihr habet Wunder für uns getan. Lasst hören, was habt Ihr getan?«

Der Kardinal und die Herzogin näherten sich neugierig; die drei Prinzen und ihre Schwester bildeten nun eine einzige Gruppe.

Durch die Lampe in voller Beleuchtung, stand Nicolas David etwa drei Fuß von ihnen.

»Ich habe getan, was ich versprochen, Monseigneur,« antwortete Nicolas David, »ich habe nämlich das Mittel gefunden, Euch ohne Widerspruch den Thron von Frankreich einnehmen zu lassen.«

»Er auch!« murmelte Chicot. »Ah! es will also die ganze Welt König von Frankreich werden. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.«

Man sieht, dass die Heiterkeit in dem Geiste des braven Chicot wiedererstanden war. Diese Heiterkeit entsprang drei Umständen.

Einmal entging er auf eine unerwartete Weise einer drohenden Gefahr; sodann entdeckte er eine gute Verschwörung, und in dieser guten Verschwörung fand er das Mittel, seine zwei großen Feinde, den Herzog von Mayenne und den Advokaten Nicolas David, zu Grunde zu richten.

»Lieber Gorenflot,« murmelte er, als sich alle diese Gedanken ein wenig in seinem Kopfe geordnet hatten, »welch ein Abendbrot werde ich Dir morgen für die Vermietung Deiner Kutte bezahlen!«

»Ist die Usurpation zu unleugbar, so wollen wir uns dieses Mittels enthalten,« sprach Heinrich von Guise. »Ich will nicht alle Könige der Christenheit, welche von göttlichem Rechte ausgehen, auf dem Rücken haben.«

»Ich habe an dieses Bedenken von Monseigneur gedacht,« sagte der Advokat, sich vor dem Herzoge verbeugend und mit sicherem Auge das Triumvirat anschauend. »Ich bin nicht allein geschickt in der Fechtkunst, Monseigneur, wie meine Feinde gern ausgebreitet hätten, um mir Euer Vertrauen zu entziehen; in Studien der Theologie und der Gesetzeskunde aufgezogen, habe ich, wie es ein guter Casuist und gelehrter Jurist tun muss, die Annalen und Dekrete befragt, welche meiner Behauptung in Betreff unsrer Gebräuche und Gewohnheiten bei der Thronfolge Gewicht verleihen. Die Legitimität gewinnen, heißt Alles gewinnen, und ich habe entdeckt, meine Herren, dass Ihr die gesetzlichen Erben seid, und dass die Valois nur ein schmarotzerischer und usurpatorischer Zweig sind.«

Das Vertrauen, mit dem Nicolas David diese kleine Rede sprach, veranlasste eine lebhafte Freude bei Frau von Montpensier, eine große Neugierde bei dem Kardinal und dem Herzog von Mayenne, und entrunzelte beinahe die ernste Stirne des Herzogs von Guise.

»Das allerdings sehr erhabene Haus Lothringen vermag übrigens nur schwer einen Vorrang vor den Valois zu behaupten,« sagte der Herzog von Guise.

»Es ist dies jedoch bewiesen,« erwiderte Meister Nicolas, indem er seine Kutte aufhob, um aus seinen weiten Hosen ein

Pergament hervorzuziehen, und durch die Bewegung den Griff eines langen Degens entblößte.

Der Herzog nahm das Pergament aus den Händen von David und fragte diesen:

»Was ist dies?«

»Der Stammbaum des Hauses Lothringen.«

»Und der Stamm selbst ist?«

»Karl der Große, Monseigneur.«

»Karl der Große!« riefen die drei Brüder mit einer ungläubigen Miene, die jedoch nicht ganz von einer gewissen Befriedigung frei war, »das ist unmöglich. Der erste Herzog von Lothringen war ein Zeitgenosse von Karl dem Großen, doch er hieß Reginar und war keineswegs ein Verwandter des großen Kaisers.«

»Wartet doch, Monseigneur,« versetzte Nicolas, »Ihr begreift, dass ich durchaus nicht eine von jenen Fragen hervorgesucht habe, welche man durch eine einfache Verneinung abschneidet und die der erste Wappenkönig zunichte macht. Was Ihr braucht, ist ein guter Prozess, der lange dauert, der das Volk und das Parlament beschäftigt, und während dessen Dauer Ihr nicht das Volk, das Euch zugetan ist, sondern das Parlament verführen könnt. Seht doch, Monseigneur, es ist so: Reginar, der erste Herzog von Lothringen, ein Zeitgenosse von Karl dem Großen.«

»Giselbert, sein Sohn, ein Zeitgenosse von Ludwig dem Frommen.«

»Heinrich, der Sohn von Giselbert, ein Zeitgenosse von Karl dem Kahlen.«

»Aber,« sagte der Herzog von Guise.

»Ein wenig Geduld, Monseigneur, wir sind bald dabei. Bona?«

»Ja,« sagte der Herzog, »die Tochter von Rikuinus, dem zweiten Sohne von Reginar.«

»Gut,« versetzte der Advokat, »an wen verheiratet?«

»Bona? . . . «

»Ja.«

»An Karl von Lothringen, Sohn von Ludwig IV, König von Frankreich.«

»An Karl von Lothringen, Sohn von Ludwig IV., König von Frankreich,« wiederholte David. »Fügt nun bei: der Krone Frankreichs beraubt durch den Usurpator Hugo Capet auf Ludwig V.«

»Oh! oh!« machten gleichzeitig der Herzog von Mayenne und der Kardinal.

»Fahrt fort,« sprach der Balafré, »es liegt ein Schein hierin.«

»Karl von Lothringen beerbte seinen Bruder Lothar bei der Erlöschung seines Geschlechts. Das Geschlecht von Lothar ist aber erloschen, und Ihr, meine Herren, seid die einzigen Erben der Krone Frankreichs.«

»Mord und Tod!« sagte Chicot, »das Tier ist noch giftiger, als ich dachte.«

»Was sagt Ihr hierzu, mein Bruder?« fragten gleichzeitig der Kardinal und der Herzog von Mayenne.

»Ich sage,« antwortete der Balafré, »dass es leider in Frankreich ein Gesetz gibt, welches man das salische nennt und das alle unsere Ansprüche zu nichte macht.«

»Hierbei erwartete ich Euch, Monseigneur,« rief David mit der Anmaßung der befriedigten Eitelkeit, »was ist das erste Beispiel des salischen Gesetzes?«

»Die Thronbesteigung von Philipp von Valois zum Nachtheil von Eduard von England.«

»Um welche Zeit fand diese Thronbesteigung statt?« Der Balafré suchte in seinen Erinnerungen.

»1328,« sagte ohne zu zögern der Kardinal von Guise.

»Das heißt, 341 Jahre nach der Usurpation von Hugo Capet, 240 Jahre nach Erlöschung des Geschlechts von Lothar. Eure Vorfahren hatten seit 240 Jahren Rechte auf die Krone, als das salische Gesetz erfunden wurde. Jedermann aber weiß, dass das Gesetz keine rückwirkende Kraft hat.«

»Ihr seid ein geschickter Mann, Meister Nicolas David,« sprach der Balafré, den Advokaten mit einem Staunen anschauend, in das sich etwas Verachtung mischte.

»Das ist sehr geistreich,« bemerkte der Kardinal.

»Das ist sehr schön,« sagte Mayenne.

»Das ist sehr bewunderungswürdig,« sprach die Herzogin, »ich

bin nun königliche Prinzessin und will nur einen Kaiser von Deutschland zum Gemahl haben.«

»Mein Gott und Herr,« sagte Chicot, »Du weißt, dass ich stets nur eine Bitte an Dich gerichtet habe: *Nec nos inducas in tentationem et libera nos ab avocatibus.*«

Der Herzog von Guise allein war nachdenkend bei der allgemeinen Begeisterung geblieben.

»Und solche Ränke sollen für einen Mann von meiner Gestalt notwendig sein!« murmelte er. »Und wenn man bedenkt, dass die Völker Pergamente wie dieses anschauen, statt den Adel des Mannes in den Blitzen seiner Augen oder seines Schwertes zu lesen! . . . «

»Ihr habt Recht, Heinrich, zehnmal Recht. Und wenn man sich begnügt, in das Gesicht zu sehen, so wäret Ihr König unter den Königen, denn die andern Fürsten erscheinen als Pöbel gegen Euch. Doch um den Thron zu besteigen, ist das Wesentliche, wie Meister Nicolas David bemerkte, ein guter Prozeß, und wenn wir hierzu gelangt sind, so wird, wie Ihr selbst gesagt habt, das Wappen unseres Hauses nicht zu sehr die anderen über den Thronen Europas aufgehängten Wappen verunstalten.«

»Dann ist diese Genealogie gut,« sprach seufzend Heinrich von Guise »und hier sind die zweihundert Goldtaler, welche mein Bruder Mayenne für Euch verlangt hat, Meister Nicolas David.«

»Und hier sind noch zweihundert weitere,« sprach der Kardinal zu dem Advokaten, dessen Augen voll Wohlbehagen funkelten, während er das Geld in seine weiten Beinkleider steckte, »ich gebe sie Euch für die neue Sendung, mit der wir Euch beauftragen werden.«

»Sprecht, Monseigneur, ich bin ganz zu Befehlen Eurer Eminenz.«

»Wir können Euch nicht beauftragen, selbst nach Rom an unsern heiligen Vater Gregor XIII. diese Genealogie zu überbringen, der er notwendig seine Billigung geben muss. Ihr seid ein zu kleiner Kamerad, um Euch die Türe des Vatikans öffnen zu lassen.«

»Ach!« sagte Nicolas David, »ich habe allerdings viel Herz, bin jedoch von armer Geburt. Ah! wenn ich nur ein einfacher

Edelmann wäre!«

»Willst du wohl schweigen, Landstreicher?« murmelte Chicot.

»Doch Ihr seid es nicht,« fuhr der Kardinal fort, »und das ist ein Unglück. Wir sind also genötigt, mit dieser Sendung Peter von Gondy zu beauftragen.«

»Erlaubt, mein Bruder,« sprach die Herzogin, welche wieder ernst geworden war, »die Gondy sind allerdings Leute von Geist, doch wir haben keine Gewalt über sie. Ihr Ehrgeiz allein bürgt uns für dieselben, und sie können eben so gut für diesen Ehrgeiz Befriedigung bei König Heinrich, als bei dem Hause Guise finden.«

»Meine Schwester hat Recht,« sagte der Herzog von Mayenne mit seiner gewöhnlichen Rohheit, »und wir können uns nicht Peter von Gondy anvertrauen, wie wir uns Nicolas David anvertrauen, der uns gehört und den wir hängen lassen, wann es uns beliebt.«

Diese Naivität des Herzogs, dem Advokaten unmittelbar in das Gesicht geschleudert, brachte eine seltsame Wirkung auf den unglücklichen Gesetzkundigen hervor; er schlug ein krampfhaftes Gelächter auf, das den größten Schrecken andeutete.

»Mein Bruder Karl scherzt,« sagte Heinrich von Guise zu dem erbleichenden Advokaten, »man weiß, dass Ihr unser Getreuer seid, denn Ihr habt es uns in vielen Angelegenheiten bewiesen.«

»Besonders in der meinigen,« dachte Chicot, seinem Feinde, oder vielmehr seinen beiden Feinden die Faust weisend.

»Beruhigt Euch, Karl; beruhigt Euch, Catharine; alle meine Vorsichtsmaßregeln sind bereits getroffen: Peter von Gondy wird diese Genealogie nach Rom bringen, jedoch vermischt mit andern Papieren und ohne zu wissen, was er bei sich trägt. Der Papst wird billigen oder missbilligen, ohne dass Gondy diese Billigung oder Missbilligung kennt. Gondy wird endlich, stets ohne zu wissen, was er überbringt, mit dieser gebilligten oder gemissbilligten Genealogie nach Frankreich zurückkehren. Ihr, Nicolas David, reist beinahe zu derselben Zeit, wie er, ab und erwartet ihn in Châlons, in Lyon, oder in Avignon, je nachdem Ihr von uns Weisung bekommt, in der einen oder in der andern von diesen drei Städten anzuhalten. Ihr allein also werdet das wahre Geheimnis dieses Unternehmens in Händen haben. Ihr erseht

hieraus, dass Ihr immer der Mann unseres Vertrauens seid.«

David verbeugte sich.

»Du weißt, unter welcher Bedingung,« murmelte Chicot, »unter der Bedingung, gehenkt zu werden, wenn du einen Querschritt machst. Doch sei unbesorgt, ich schwöre dir bei der heiligen Genoveva, welche hier in Gips, in Marmor oder in Holz, vielleicht sogar in Knochen gegenwärtig ist, dass du dich in diesem Augenblick zwischen zwei Galgen befindest, dass aber der nächste derjenige ist, welchen ich dir vorbehalte.«

Die drei Brüder drückten sich die Hand und umarmten ihre Schwester, die Herzogin, welche ihnen ihre in der Sakristei zurückgelassenen drei Mönchsgewänder überbracht hatte; nachdem sie denselben beim wieder Anziehen der beschützenden Kutten geholfen, schlug sie ihre Kapuze auf ihre Augen herab, und ging den drei Prinzen zu der Halle voran, wo sie der Bruder Pförtner erwartete, und durch welche sie, gefolgt von Nicolas David, dessen Goldtaler bei jedem Schritte klangen, verschwanden.

Hinter ihnen schob der Bruder Pförtner die Riegel vor, kehrte in die Kirche zurück und löschte die Lampe des Chors aus.

Sogleich bemächtigte sich eine gedrängte Finsternis der Kapelle und erneuerte den geheimnisvollen Schrecken, der bereits mehr als einmal die Haare von Chicot sich sträuben gemacht hatte.

In dieser Finsternis entfernte sich das Geräusch der Sandalen des Mönches auf den Platten der Kapelle, wurde immer schwächer und verlor sich am Ende gänzlich.

Fünf Minuten, welche Chicot sehr lang vorkamen, vergingen, ohne dass irgend Etwas dieses Stillschweigen und diese Dunkelheit störte.

»Gut,« sagte der Gascogner, »diesmal ist wirklich Alles zu Ende, wie es scheint, die drei Akte sind gespielt und die Schauspieler sind abgegangen. Wir wollen ihnen zu folgen suchen; ich habe genug Komödie für eine Nacht.«

Chicot, der von seinem Gedanken, den Tag in der Kirche abzuwarten, zurückgekommen war, seitdem er die Gräber beweglich und die Beichtstühle bewohnt sah, hob sachte die

Klinke auf, öffnete vorsichtig die Türe und setzte den Fuß hinaus.

Während des Umhergehens des Chorknaben hatte Chicot in einer Ecke eine Leiter gesehen, welche dazu bestimmt war, die Reliquienkasten von gefärbtem Glase zu reinigen. Er verlor keine Zeit. Die Hände ausgestreckt, mit den Füßen behutsam vorrückend, gelangte er geräuschlos bis in die Ecke, legte die Hand an die Leiter und setzte dieselbe, sich so gut als möglich orientierend, an ein Fenster.

Beim Scheine des Mondes bemerkte Chicot, dass er sich in seinen Vorhersehungen nicht getäuscht hatte: das Fenster ging auf den Kirchhof des Klosters, der selbst an die Rue Bordelle stieß.

Chicot öffnete das Fenster und setzte sich rittlings darauf, zog die Leiter mit jener Kraft und Geschicklichkeit, welche beinahe immer die Freude oder die Furcht verleihen, an sich und ließ sie von Innen nach Außen übergehen.

Sobald er wieder hinabgestiegen war, verbarg er die Leiter in einer unten an die Mauer gepflanzten Eibenhecke, schlüpfte von Grab zu Grab bis zur letzten Einfriedung, die ihn von der Straße trennte, und kletterte sodann auch über diese, jedoch nicht ohne einige Steine loszumachen, welche mit ihm auf die Straße hinabsanken.

Hier nahm sich Chicot Zeit, mit voller Brust zu atmen.

Er war mit ein paar Schrammen einem Wespenneste entkommen, wo er mehr als ein Mal fühlte, dass es sich um sein Leben handelte.

Als die Luft wieder freier in seiner Lunge spielte, nahm er rasch seinen Lauf nach der Rue Saint-Jacques und blieb erst an dem Gasthaus zum Füllhorn stehen, an das er, ohne sich zu besinnen, klopfte.

Meister Claude Bouhomet öffnete in Person. Der gute Mann wusste, dass jede Störung sich bezahlt, und rechnete mehr darauf, sein Glück bei den außerordentlichen Gästen, als bei den ordentlichen zu machen.

Er erkannte Chicot auf den ersten Blick, obgleich Chicot als Kavalier weggegangen war und als Mönch zurückkehrte.

»Ah! Ihr seid es, mein edler Herr,« sagte er, »seid willkommen.«

Chicot gab ihm einen Taler.

»Und Bruder Gorenflot?« fragte er.

Ein breites Lächeln beleuchtete das Antlitz von Meister Bonhomet; er ging auf das Kabinett zu, stieß die Türe auf und sprach:

»Seht hier!«

Bruder Gorenflot schnarchte auf derselben Stelle, wo ihn Chicot gelassen hatte.

»Gottes Tod! mein ehrwürdiger Freund,« sagte der Gascogner,
»Du hast, ohne es zu vermuten, einen tüchtigen Alp gehabt.«

Viertes Kapitel.

Wie Herr und Frau von Saint-Luc neben einander reisten und wie ein Reisegefährte sie einholte.

Am andern Morgen, ungefähr um die Stunde, wo Bruder Gorenflot warm eingepackt in seine Kutte erwachte, hätte unser Leser, wenn er auf der Straße von Paris nach Angers gereist wäre, zwischen Chartres und Nogent zwei Reiter, einen Edelmann und seinen Pagen, sehen können, deren Rosse neben einander marschierten, während sie sich gegenseitig mit den Nüstern liebkosten und ein Gespräch durch Wiehern und Schnaufen führten, wie ehrliche Tiere, welche, obgleich des Wortes beraubt, nichtsdestoweniger Mittel, gegenseitig ihre Gedanken auszudrücken, gefunden haben.

Die Reiter waren Tags zuvor, ungefähr zur selben Stunde, auf rauchenden Rennern mit schaubedektem Maule in Chartres angekommen; einer von diesen Rennern war sogar auf dem Platze der Kathedrale gestürzt, und da dies in dem Augenblicke geschah, wo die Gläubigen sich zur Messe begaben, so bot er kein uninteressantes Schauspiel für die Bürger von Chartres, dieser herrliche, vor Ermattung hin sterbende Renner, um den sich seine Eigentümer nicht mehr zu bekümmern schienen, als wenn es eine einfache Mähre gewesen wäre.

Einige hatten bemerkt (die Bürger von Chartres waren jederzeit große Beobachter), einige hatten bemerkt, sagen wir, dass der größere von den zwei Reitern einen Taler in die Hand eines ehrlichen Jungen drückte, der ihn und seinen Gefährten zu einer nahen Herberge führte, und dass durch die Hinterpforte dieser Herberge, welche auf die Ebene ging, die zwei Reisenden eine halbe Stunde nachher auf zwei frischen Pferden mit jenem leuchtenden Kolorit der Wangen weg ritten, das zu Gunsten eines Glases warmen Weins spricht, den man getrunken hat.

Sobald man sich im freien Felde befand, das zwar noch kahl und kalt, aber bereits mit den bläulichen Tönen, den Vorläufern des Frühlings, geschmückt war, näherte sich der größere von den

zwei Reitern dem kleineren und sprach, die Arme öffnend:

»Liebes Frauchen, küsse mich in aller Ruhe, denn zu dieser Stunde haben wir nichts mehr zu befürchten.«

Da beugte sich Frau von Saint-Luc, sie war es, anmutig vor, öffnete den dicken Mantel, in den sie gehüllt war, stützte ihre beiden Arme auf die Schultern des jungen Mannes und gab ihm, unablässig ihre Augen in seinen Blick tauchend, den langen, zärtlichen Kuss, den er von ihr verlangte.

Folge der Versicherung, welche Saint-Luc seiner Frau gegeben, und vielleicht auch des Kusses, den Frau von Saint-Luc ihrem Manne gereicht hatte, war, dass man an diesem Tage in einem kleinen Gasthaus des nur vier Stunden von Chartres liegenden Dorfes Courville anhielt, welches Gasthaus durch seine Vereinzelung, durch seine doppelten Türen und eine Menge anderer Vorteile den zwei liebenden Gatten jede Garantie der Sicherheit bot.

Hier blieben sie den ganzen Tag und die ganze Nacht, sehr geheimnisvoll verborgen in ihrem kleinen Zimmer, wo sie sich, nachdem sie hatten ein Frühstück auftragen lassen, einschlossen, dem Wirte befehlend, in Betracht des langen Weges, den sie zurückgelegt, und der dadurch verursachten Müdigkeit, sie nicht vor dem andern Morgen bei Tagesanbruch zu stören, ein Befehl, der sehr pünktlich befolgt wurde.

Am Morgen dieses Tages finden wir also Herrn und Frau von Saint-Luc wieder auf der Straße von Chartres nach Nogent. Da sie aber an diesem Tage noch viel ruhiger waren, als am vorhergehenden, so reisten sie nicht mehr wie Flüchtlinge, auch nicht mehr wie Verliebte, sondern wie Schüler, die sich jeden Augenblick vom Wege abwenden, um sich einander auf irgend einem kleinen Hügel wie eine Reiterstatue auf ihrem Pferde bewundern zu lassen, rissen die ersten Knospen ab, suchten die ersten Moose auf, pflückten die ersten Blumen, diese Schildwachen des Frühlings, welche den Schnee durchdringen, der zu verschwinden bereit ist, und freuten sich unendlich über den Reflex eines Sonnenstrahls, der im Gefieder der Enten spielte, oder über einen durch die Ebene hin fliehenden Hasen.

»Morbleu!« rief plötzlich Saint-Luc, »wie schön ist es doch, frei zu sein! Bist Du je frei gewesen, Jeanne?«

»Ich,« antwortete die junge Frau mit freudiger Stimme, »nie; es ist das erste Mal, dass ich von Luft und Raum nehme, was mir beliebt. Mein Vater war argwöhnisch. Meine Mutter war eine Stubenhockerin. Ich ging nie ohne eine Gouvernante, zwei Kammerfrauen und einen großen Lackei aus, so dass ich mich nicht erinnere, über eine Wiese gelaufen zu sein, seitdem ich, ein tolles, lachendes Kind, im Walde von Méridor mit meiner guten Diana umhersprang, mit der ich durch Dick und Dünn so lange um die Wette rannte, bis wir uns einander am Ende gar nicht mehr fanden. Da hielten wir wohl zuweilen zitternd bei dem Geräusche einer Hirschkuh, eines Dambockes oder eines Rehes an, das erschrocken aus seinem Schlupfwinkel hervorbrach; . . . und wenn es dann wieder still war, fragten wir mit einem gewissen Schauer die Stimme des Gehölzes, wohin wir geraten wären. Doch Du, mein viel geliebter Saint-Luc, Du warst wenigstens frei?«

»Ich, frei?«

»Allerdings, ein Mann.«

»Ah! ja wohl, niemals. Mit dem Herzog von Anjou erzogen, von ihm nach Polen fortgeführt, von ihm nach Paris zurückgebracht, und durch die beständige Beobachtung der Gesetze der Etiquette verurteilt, ihn nie zu verlassen, verfolgt, sobald ich mich entfernte, durch die klägliche Stimme, die mir unablässig zurief: ›Saint-Luc, mein Freund, ich langweile mich, komm und langweile Dich mit mir.‹ Frei! Oh, ja wohl! Und dieses Korsett, das mir den Magen einzwängte, und diese gestärkte Krause, welche mir den Hals schändete, und diese mit Gummi frisierten Haare, die sich bei der Feuchtigkeit vermengten und beim Staube beschmutzten, und endlich die mit Nadeln an meinen Kopf befestigte Haube . . . Oh! nein, nein, meine gute Jeanne, ich glaube, ich war weniger frei, als Du . . . Du siehst auch, ich benütze meine Freiheit, es ist eine herrliche Sache und ich weiß nicht, warum man sich derselben beraubt, wenn man es anders machen kann.«

»Und wenn man uns wieder einholt, Saint-Luc,« sprach die junge Frau, einen unruhigen Blick hinter sich werfend, »wenn man uns in die Bastille bringt?«

»Schließt man uns mit einander ein, meine kleine Jeanne, so ist es nur ein halbes Übel; mir scheint, während des ganzen

gestrigen Tages sind wir nicht mehr und nicht minder eingeschlossen geblieben, als wenn wir Staatsgefangene wären, und wir haben uns dennoch nicht zu sehr gelangweilt.«

»Saint-Luc, traue dem nicht,« sagte Jeanne mit einem Lächeln voll Bosheit und Heiterkeit, »wenn man uns wieder erwischt, so glaube ich nicht, dass man uns zusammensetzt.«

Und die reizende Frau errötete, da sie so viel hatte sagen wollen, während sie so wenig sagte.

»So verbergen wir uns gut,« sagte Saint-Luc.

»Oh! sei unbesorgt,« antwortete Jeanne, »in dieser Hinsicht haben wir nichts zu befürchten, und wir werden wohl verborgen sein. Wenn Du Méridor kennen würdest und seine großen Eichen, welche Säulen eines Tempels zu sein scheinen, dessen Gewölbe der Himmel ist, und seine endlosen Gebüsche und seine trägen Flüsse, die im Sommer unter düsteren Bogen von Laubwerk und im Winter unter Lagern von dürren Blättern hinfließen; dann die großen Teiche, die Kornfelder, die Blumenbeete, die Rasen ohne Ende und die kleinen Türmchen, aus denen unablässig Tausende von Tauben, flatternd und summend wie die Bienen um einen Korb, hervorkommen; und dann, und dann, das ist noch nicht Alles, Saint-Luc, mitten unter Allem dem die Königin dieses kleinen Reiches, die Zauberin dieser Gärten Armida's, die schöne, die gute, die unvergleichliche Diana, ein diamantenes Herz in einer goldenen Fassung, kurz, Du wirst sie lieben, Saint-Luc.«

»Ich liebe sie bereits, denn sie hat Dich geliebt.«

»Oh! ich bin fest überzeugt, sie liebt mich noch und wird mich immer lieben. Diana wechselt nicht launenhaft in ihren Freundschaften. Kannst Du Dir das glückliche Leben einbilden, das wir in diesem Neste von Blumen und Moosen führen werden, das der Frühling wieder mit seinem Grün zu schmücken anfängt! Diana hat die Regierung im Hause ihres Vaters, des alten Barons, übernommen; wir haben uns also nicht um ihn zu bekümmern. Er ist ein Krieger aus der Zeit von Franz I., ebenso schwach und harmlos geworden, als er einst stark und mutig war; er hat nur noch eine Erinnerung aus der Vergangenheit, den Sieger von Marignan und den Besiegten von Pavia, nur noch eine Liebe in der Gegenwart und eine Hoffnung auf die Zukunft, seine teure Diana. Wir können in Méridor wohnen, ohne dass er es weiß oder

nur bemerkt. Und wenn er es weiß? Oh! wir haben dann nichts Anderes zu tun, als ihm zu sagen, seine Diana sei das schönste Mädchen der Welt und der König Franz I. der größte Feldherr aller Zeiten.«

»Ah! das ist reizend,« sagte Saint-Luc, »doch ich sehe große Streitigkeiten voraus.«

»Wie so?«

»Zwischen dem Baron und mir.«

»Worüber? Etwa über Franz I.?«

»Nein. Ich lasse ihm seinen ersten Feldherrn hingehen; aber wegen des schönsten Mädchens der Welt.«

»Ich zähle nicht mehr, da ich Deine Frau bin.«

»Ah! das ist richtig,« sprach Saint-Luc.

»Kannst Du Dir dieses Leben vorstellen, mein Geliebter?« fuhr Jeanne fort. »Schon am Morgen in den Wald durch die kleine Türe des Pavillon, den sie uns zur Wohnung geben wird. Ich kenne diesen Pavillon, zwei Türmchen, verbunden durch ein Mittelgebäude aus der Zeit von Ludwig XII., eine bewunderungswürdige Architektur, die Du anbeten wirst, Du, der Du die Blumen und die Spitzen liebst. Und von den Fenstern eine ruhige, düstere Aussicht auf die großen Waldungen, die sich, so weit das Auge reicht, ausdehnen, und in deren Alleen man in der Ferne irgend einen Damhirsch oder ein bei dem geringsten Geräusch den Kopf erhebendes Reh äsen sieht, dann auf der entgegengesetzten Seite eine offene Perspektive auf goldene Ebenen, auf Dörfer mit roten Dächern und weißen Mauern, auf die im Sonnenschein spiegelnde und ganz mit kleinen Schiffen bedeckte Loire. Dann haben wir, drei Meilen entfernt, einen See mit einer Barke im Schilfrohr, unsere Pferde, unsere Hunde, mit denen wir den Hirsch in den großen Waldungen hetzen, während der Baron, der nichts von seinen Gästen weiß, auf das entfernte Gebell horchen und sagen wird: ›Diana, höre doch, man sollte glauben Asträa und Phlegeton jagen.««

›Und wenn sie jagen, guter Vater,‹ spricht Diana, ›so lass sie immerhin jagen,‹

»Vorwärts, Jeanne,« sagte Saint-Luc, »wie gern möchte ich bereits in Méridor sein.«

Und Beide spornten ihre Pferde, welche ein paar Stunden lang rasch den Raum durchmaßten, aber dann plötzlich anhielten, um ihren Gebietern Muße zu lassen, ein unterbrochenes Gespräch wieder aufzunehmen, oder einen schlecht gegebenen Kuß zu verbessern.

So machte man den Weg von Chartres nach Le Mans, wo die zwei Gatten ziemlich beruhigt sich einen Tag aufhielten; am Morgen nach diesem Tage, der abermals eine glückliche Station auf diesem glücklichen Wege bildete, den sie verfolgten, drangen sie mit dem festen Willen, am Abend Méridor zu erreichen, in die sandigen Waldungen, welche sich zu jener Zeit von Guécelard nach Ecomoy erstreckten.

Hier angelangt, betrachtete sich Saint-Luc als außer aller Gefahr, denn er kannte die abwechselnd tobende und träge Laune des Königs, der, je nach der Stimmung seines Geistes, im Augenblick der Abreise von Saint-Luc diesem zwanzig Couriere und hundert Garden mit dem Befehle, die Flüchtlinge tot oder lebendig zurückzubringen, nachgeschickt, oder sich damit begnügt hatte, einen großen Seufzer auszustoßen, den Arm um einen Zoll länger als gewöhnlich aus dem Bette zu strecken und zu murmeln:

»Oh! Verräter Saint-Luc, warum habe ich Dich nicht früher gekannt!«

Da nun aber die Flüchtlinge von keinem Courier eingeholt worden waren, da sie keinen Mann von der Leibwache des Königs erblickt, so unterlag es kaum einem Zweifel, dass sich der König, statt in seiner tobenden Laune, in seiner trägen befunden hatte.

Das sagte sich Saint-Luc, während er zuweilen einen Blick hinter sich auf die einsame Straße warf, auf der nicht der geringste Verfolger erschien.

»Gut,« dachte er, »der Sturm wird auf den armen Chicot zurückgefallen sein, der, obgleich ein Narr, und gerade vielleicht, weil er ein Narr ist, mir einen so guten Rat gegeben hat. Ich werde dies höchstens mit einem mehr oder minder witzigen Anagramm zu büßen haben.«

Hierbei erinnerte sich Saint-Luc eines furchtbaren Anagramms,

das Chicot am Tage seiner Gunst auf ihn gemacht hatte.

Plötzlich fühlte Saint-Luc, dass die Hand seiner Frau auf seinem Arme ruhte.

Er bebte. Das war keine Liebkosung.

»Was gibt es denn?« fragte er.

»Schau,« sagte Jeanne.

Saint-Luc wandte sich um und sah am Horizont einen Reiter, der dieselbe Straße verfolgte wie sie und sein Pferd stark anzutreiben schien.

Der Reiter war auf der Höhe des Weges; er hob sich kräftig von dem matten Himmel ab und schien durch jene Wirkung der Perspektive, welche unsere Leser wohl zuweilen wahrgenommen haben, größer, als er von Natur war.

Diese Erscheinung dünkte Saint-Luc ein schlimmes Vorzeichen, sei es in Folge der Stimmung seines Geistes, weiche die Wirklichkeit Lügen zu strafen schien, sei es, dass er trotz der Ruhe, die er heuchelte, irgend einen launenhaften Umschlag von König Heinrich III. befürchtete.

»Ja, in der Tat,« sprach er unwillkürlich erbleichend, »dort kommt ein Reiter.«

»Fliehen wir,« sagte Jeanne, indem sie ihrem Pferde den Sporn gab.,

»Nein,« entgegnete Saint-Luc, dem seine Furcht die Kaltblütigkeit nicht benehmen konnte, »nein, dieser Reiter ist allein, so viel ich beurteilen kann, und wir dürfen nicht vor einem einzigen Menschen fliehen. Reiten wir etwas bei Seite und lassen wir ihn vorüber, und sobald er vorüber ist, setzen wir unsern Weg fort.«

»Doch wenn er anhält?«

»Wenn er anhält, so werden wir sehen, mit wem wir es zu tun haben, und dem gemäß handeln.«

»Du hast Recht und ich hatte Unrecht, mich zu fürchten, da mein Saint-Luc bei mir ist, um mich zu verteidigen.«

»Gleichviel, fliehen wir immerhin,« sprach Saint-Luc, einen letzten Blick auf den Unbekannten werfend, der, als er sie gewahrte, sein Pferd in Galopp setzte, »denn sich, es ist eine Feder auf jenem Hut, und unter dem Hut eine Krause, die mich

einigermaßen beunruhigt.«

»Oh mein Gott! wie können Dich eine Feder und eine Krause beunruhigen?« sagte Jeanne ihrem Gatten folgend, der ihr Pferd am Zügel genommen hatte und mit sich in den Wald zog.

»Weil die Feder eine Farbe hat, welche in diesem Augenblick bei Hofe sehr in der Mode ist, und weil mir die Krause von einem ganz neuen Schnitte zu sein scheint; solche Federn aber würden zum Färben zu viel Geld und solche Krausen zum Stärken zu viel Mühe für Edelleute aus der Gegend von Le Mans kosten, als dass wir es mit einem Landsmann der schönen Poularden, welche Chicot so sehr schätzt, zu tun haben sollten. Vorwärts! vorwärts, Jeanne, dieser Reiter kommt mir ganz vor wie ein Abgesandter des Königs, meines erhabenen Herrn.«

»Vorwärts,« sagte die junge Frau, zitternd wie Laub bei dem Gedanken, sie könnte von ihrem Gatten getrennt werden.

Doch dies ließ sich leichter sagen, als ausführen.

Die Fichten waren sehr dicht gepflanzt und bildeten eine wahre Mauer von Zweigen, und dabei sanken die Pferde bis an den Brustknochen in den sandigen Boden. Während dieser Zeit näherte sich der Reiter wie ein Blitz, und man hörte den Galopp seines Rosses auf dem Bergabhang.

»Mein Jesus und Herr!« rief die junge Frau, »es ist allerdings auf uns abgesehen.«

»Meiner Treue,« sprach Saint-Luc anhaltend, »gilt es uns, so wollen wir doch sehen, was er im Schilde führt, denn wenn er absteigt, wird er uns immerhin einholen.«

»Er hält an,« sagte die junge Frau.

»Er steigt sogar ab und kommt in das Gehölze,« versetzte Saint-Luc.

»Ah! meiner Treue, ich gehe ihm entgegen, und wenn es der Teufel in Person wäre.«

»Warte,« sagte Jeanne, ihren Gatten zurückhaltend.

»Warte, mir scheint, er ruft.«

Der Unbekannte trat wirklich in den Wald, nachdem er sein Pferd an eine von den Fichten am Saume angebunden hatte, und rief:

»He! mein Herr, he! entflieht nicht, tausend Teufel! Ich bringe

Euch etwas, was Ihr verloren habt.«

»Was sagt er?« fragte die Gräfin.

»Meiner Treue! er sagt, wir hätten etwas verloren.«

»He! mein Herr,« fuhr der Unbekannte fort, »kleiner Herr, Ihr habt Eure Armspange im Gasthause von Courville vergessen. Was Teufels! ein Frauenportrait verliert man nicht und besonders nicht das Portrait der ehrwürdigen Frau von Cossé. Der teuren Mama zu Liebe lasst mich nicht so furchtbar laufen.«

»Diese Stimme ist mir bekannt,« rief Saint-Luc.

»Und dann spricht er von meiner Mutter.«

»Hast Du denn Deine Armspange verloren, mein Kindchen?«

»Ei, mein Gott! ja, ich bemerkte es erst diesen Morgen und konnte mich nicht erinnern, wo ich sie hatte liegen lassen.«

»Es ist Bussy,« rief plötzlich Saint-Luc.

»Der Graf von Bussy, unser Freund?« versetzte Jeanne ganz bewegt.

»Gewiss, unser Freund,« sprach Saint-Luc, dem Grafen mit derselben Eile entgegenlaufend, mit der er ihm vorher zu entgehen gesucht hatte.

»Saint-Luc! ich täuschte mich nicht,« sprach die wohlklingende, freudige Stimme von Bussy, der mit einem Sprung bei dem jungen Ehepaare war. »Guten Morgen, Madame,« fuhr er laut lachend fort, während er der Gräfin das Portrait darreichte, das sie wirklich in dem Gasthaus von Courville, wo die Reisenden, wie man sich erinnert, eine Nacht zubrachten, vergessen hatte.

»Kommt Ihr, um uns im Namen des Königs zu verhaften, Herr von Bussy?« fragte Jeanne lächelnd.

»Ich? meiner Treue, nein; ich gehöre nicht so sehr zu den Freunden Seiner Majestät, dass sie mir Vertrauenssendungen übertragen sollte. Nein, ich fand Eure Armspange in Courville; dies verkündigte mir, dass Ihr mir vorausreistet. Da trieb ich mein Pferd an, erblickte Euch, vermutete, Ihr wäret es, und verfolgte Euch, ohne es zu wollen. Entschuldigt mich deshalb.«

»Also . . . « sagte Saint-Luc mit einer letzten Wolke des Argwohns, »also ist es der Zufall, der Euch denselben Weg machen lässt, den wir machen?«

»Der Zufall,« antwortete Bussy, »und nun, da ich Euch getroffen

habe, werde ich sagen die Vorsehung.«

Und Alles, was an Zweifel im Innern von Saint-Luc übrig geblieben war, verschwand vor dem so glänzenden Auge und dem so aufrichtigen Lächeln des schönen Edelmanns.

»Ihr reist also?« sagte Jeanne.

»Ich reise,« antwortete Bussy, wieder zu Pferde steigend.

»Doch nicht, wie wir.«

»Leider, nein.«

»Nicht wegen einer Ungnade, wollte ich sagen.«

»Meiner Treue, es fehlt nicht viel.«

»Und Ihr geht?«

»Ich gehe in die Gegend von Angers. Und Ihr?«

»Wir auch.«

»Ja, ich begreife, Brissac liegt etwa zwölf Stunden von hier, zwischen Angers und Saumur. Ihr werdet wie die verfolgten Tauben eine Zufluchtsstätte im väterlichen Hause suchen; das ist reizend, und ich würde Euer Glück beneiden, wenn der Neid nicht ein gemeines Laster wäre.«

»Ei! Herr von Bussy,« sagte Jeanne mit einem Blicke voll Dankbarkeit, »heiratet und Ihr werdet so glücklich sein, als wir es sind; ich schwöre Euch, das Glück ist etwas sehr Leichtes, wenn man sich liebt.«

Und sie schaute Saint-Luc lächelnd an, als wollte sie sich auf sein Zeugnis berufen.

»Madame,« sagte Bussy, »ich misstrauere diesem Glücke; es hat nicht Jedermann das Los, sich wie Ihr mit dem Privilegium des Königs zu heiraten.«

»Geht doch, Ihr, der überall geliebte Mann.«

»Wenn man überall geliebt wird, Madame,« versetzte Bussy seufzend, »so ist es, als ob man nirgends geliebt wäre.«

»Nun!« sprach Jeanne, ihrem Gatten einen Blick des Einverständnisses zuwerfend, »lasst mich Euch verheiraten; einmal wird dies sehr vielen eifersüchtigen Ehemännern, die ich kenne, die Ruhe verleihen, und dann verspreche ich Euch, Ihr sollt das Glück finden, dessen Dasein Ihr leugnet.«

»Ich leugne das Dasein des Glückes nicht, Madame,« erwiderte

Bussy mit einem Seufzer, »ich leugne nur, dass dieses Glück für mich gemacht ist.«

»Soll ich Euch verheiraten?« wiederholte Frau von Saint-Luc.

»Verheiratet Ihr mich nach Eurem Geschmacke, nein; verheiratet Ihr mich nach meinem Geschmacke, ja.«

»Ihr sagt das wie ein Mensch, der Junggeselle zu bleiben entschlossen ist.«

»Vielleicht.«

»Ihr seid also in eine Frau verliebt, die Ihr nicht heiraten könnt?«

»Graf,« sagte Bussy, »habt die Gnade, bittet Frau von Saint-Luc, mir nicht tausend Dolche in das Herz zu stoßen.«

»Ah! nehmt Euch in Acht, Bussy, Ihr könntet mich am Ende glauben machen, Ihr wäret in meine Frau verliebt.«

»In diesem Falle werdet Ihr wenigstens zugestehen, dass ich ein Liebhaber voll Zartheit bin, und dass die Ehemänner sehr Unrecht hätten, wenn sie auf mich eifersüchtig wären.«

»Ah! das ist wahr,« sprach Saint-Luc, der sich erinnerte, dass Bussy seine Frau zu ihm in den Louvre geführt hatte.

»Doch gleichviel, gesteht, dass Euer Herz irgendwo gefangen ist.«

»Ich gestehe es.«

»Durch eine Liebe oder durch eine Laune?« fragte Jeanne.,

»Durch eine Leidenschaft, Madame.«

»Ich werde sie heilen.«

»Ich glaube es nicht.«

»Ich werde Euch verheiraten.«

»Ich bezweifle es.«

»Und ich werde Euch so glücklich machen, als Ihr zu sein verdient.«

»Ach! Madame, mein einziges Glück ist nunmehr, unglücklich zu sein.«

»Ich bin sehr halsstarrig, das sage ich Euch zum Voraus,« rief Jeanne.

»Und ich auch,« sprach Bussy.

»Graf, Ihr werdet nachgeben.«

»Hört, Madame,« sagte der junge Mann, »wir wollen als Freunde reisen. Verlassen wir zuerst diese Sandgrube, wenn es Euch gefällig ist, dann erreichen wir zum Nachtquartier jenes reizende Dorf, das dort in der Sonne glänzt.«

»Dieses oder ein anderes.«

»Ich gebe keinem den Vorzug.«

»Ihr werdet uns also begleiten?«

»Bis zu dem Orte, wohin ich gehe, wenn ich Euch dadurch nicht lästig werde.«

»Im Gegenteil. Doch tut etwas Besseres, kommt mit mir an den Ort, nach welchem wir gehen.«

»Und wohin geht Ihr?«

»Nach dem Schlosse Méridor.«

Das Blut stieg Bussy in das Gesicht und floss wieder zu seinem Herzen zurück. Er wurde sogar so bleich, dass es um sein Geheimnis geschehen gewesen wäre, wenn nicht Jeanne in diesem Augenblick ihren Gatten lächelnd angeschaut hätte.

Bussy hatte also Zeit, sich zu erholen, während die zwei jungen Eheleute oder vielmehr die zwei Liebenden mit den Augen mit einander sprachen, und der jungen Frau Bosheit durch Bosheit zurückzugeben; nur bestand seine Bosheit in einem tiefen Stillschweigen über seine Absichten.

»Nach dem Schlosse Méridor, Madame,« sagte er, nachdem er wieder hinreichend Kraft gewonnen hatte, um diesen Namen auszusprechen. »Ich bitte Euch, was ist das?«

»Das Gut von einer meiner Freundinnen,« antwortete Jeanne.

»Das Gut von einer Eurer Freundinnen . . . und,« fuhr Bussy fort, »und sie ist auf ihrem Gute?«

»Allerdings,« antwortete Frau von Saint-Luc, denn sie wusste durchaus nichts von den Ereignissen, welche seit zwei Monaten in Méridor vorgefallen waren, »habt Ihr nie von dem Baron von Méridor, einem der reichsten poitevinischen Barone, sprechen hören, und . . . «

»Und,« wiederholte Bussy, als er sah, dass Jeanne inne hielt.

»Und von seiner Tochter, Diana von Méridor, dem schönsten Mädchen, das man je gesehen hat.«

»Nein, Madame,« erwiderte Bussy, beinahe erstickt durch die furchtbare Gemütserschütterung.

Während Jeanne hiernach ihren Gatten abermals mit einem seltsamen Ausdrucke anschaute, fragte sich der junge Edelmann ganz leise, durch welches seltsame Glück er auf dieser Straße ohne einen notwendigen Zusammenhang Leute träfe, die mit ihm von Diana von Méridor sprächen, um das Echo des einzigen Gedankens zu bilden, den er im Herzen hatte.

War es eine Überraschung? dies ließ sich nicht als wahrscheinlich annehmen; oder eine Falle? das war unmöglich. Saint-Luc befand sich bereits nicht mehr in Paris, als er Eintritt bei Frau von Monsoreau gefunden und erfahren hatte, dass Frau von Monsoreau Diana von Méridor hieß.

»Und ist dieses Schloss noch sehr fern von hier, Madame?« fragte Bussy.

»Sieben Stunden, glaube ich, und ich wollte wetten, dass wir dort und nicht in Eurem kleinen, in der Sonne glänzenden Dorfe, zu dem ich übrigens, wie Ihr sehen konntet, kein Vertrauen habe, diesen Abend Quartier nehmen werden.«

»Ihr kommt doch mit nicht wahr?«

»Ja, Madame.«

»Vorwärts,« sagte Jeanne, »das ist bereits ein Schritt zu dem Glücke, welches ich Euch vorschlug.«

Bussy verbeugte sich und ritt fortwährend neben den zwei jungen Eheleuten, welche in Folge der Verbindlichkeiten, die sie gegen ihn hatten, die freundlichsten Gesichter machten. Eine Zeit lang schwieg Jedes. Endlich getraute sich Bussy, der noch mancherlei Dinge zu erfahren hatte, Fragen zu machen. Es war dies das Vorrecht seiner Stellung, die er zu benützen entschlossen schien.

»Und der Baron von Méridor, von dem wir sprachen, der reichste Poitevin, was für ein Mann ist es?«

»Ein vollkommener Edelmann, ein Tapferer aus den alten Zeiten, ein Ritter, der, wenn er in den Tagen von König Arthur gelebt hätte, sicherlich einen Platz an der Tafelrunde bekommen haben würde.«

»Und an wen,« fragte Bussy, seine Gesichtsmuskeln und die

Aufregung seiner Stimme bewältigend, »und an wen hat er seine Tochter verheiratet?«,

»Seine Tochter verheiratet?«

»Das frage ich.«

»Diana verheiratet?«

»Was wäre dabei Außerordentliches?«

»Nichts; doch Diana ist nicht verheiratet, man hätte mich sicherlich zuerst hiervon benachrichtigt.«

»Also ist Fräulein von Méridor auf dem Schlosse bei ihrem Vater?«

»Wir hoffen es,« erwiderte Saint-Luc, auf diese Antwort einen Nachdruck legend, um seiner Frau zu zeigen, er habe sie begriffen und er teile ihre Ansichten und verbinde sich mit ihren Plänen.

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein, während dessen Jedes seine Gedanken verfolgte.

»Ah!« rief plötzlich Jeanne, sich auf ihren Steigbügel erhebend, »dort sind die Türmchen des Schlosses. Seht, seht, Herr von Bussy, mitten unter jenen großen Bäumen ohne Blätter, welche jedoch in einem Monat so schön sein werden. Seht Ihr das Schieferdach?«

»Ah! ja, gewiss,« sagte Bussy mit einer Erschütterung, über welche dieses brave, bis jetzt etwas wild gebliebene Herz selbst staunte, »ja, ich sehe es; das ist also das Schloss Méridor?«

Und durch eine natürliche Gegenwirkung des Geistes erinnerte er sich bei dem Anblick dieser selbst in der Trauerzeit der Natur so schönen und reichen Landschaft, bei dem Anblick dieses stattlichen Herrenhauses der in dem Nebel von Paris und in dem erstickenden Winkel der Rue Saint-Antoine vergrabenen armen Gefangenen.

Auch diesmal seufzte er, doch nicht mehr ganz allein vor Schmerz. Dadurch, dass sie ihm wiederholt Glück versprochen, hatte ihm Frau von Saint-Luc Hoffnung verliehen.

Fünftes Kapitel.

Der verwaiste Greis.

Frau von Saint-Luc hatte sich nicht getäuscht, zwei Stunden nachher war man vor dem Schlosse Méridor.

Seit den letzten zwischen den Reisenden ausgetauschten und von uns wiederholten Worten fragte sich Bussy, ob er nicht seinen guten Freunden, die sich ihm geoffenbart hatten, das Abenteuer erzählen sollte, das Diana von Méridor entfernt hielt. Doch einmal auf dem Wege der Mitteilungen, musste Bussy nicht nur enthüllen, was alle Welt bald erfahren würde, sondern auch, was er allein wusste und Niemand entdecken wollte. Er wich daher vor einem Geständnis, zurück, das natürlich zu viele Fragen und Erläuterungen herbeiführte.

Auch wollte er in Méridor als ein völlig unbekannter Mann erscheinen. Er wollte Herrn von Méridor ohne irgend eine Vorbereitung sehen und von Herrn von Monsoreau und dem Herzog von Anjou sprechen hören; er wollte sich endlich überzeugen, nicht dass die Erzählung von Diana aufrichtig, er hatte diesen Engel der Reinheit nicht einen Augenblick im Verdachte der Lüge, sondern dass man sie selbst in keinem Punkte getäuscht, und dass die Erzählung; die er mit so mächtigem Interesse gehört, eine getreue Auslegung der Ereignisse gewesen sei.

Bussy bewahrte, wie man sieht, zwei Gefühle, welche den erhabenen Mann in seiner herrschenden Sphäre, selbst unter den Verirrungen der Liebe, aufrecht halten: diese zwei Gefühle waren die Vorsicht in Beziehung auf Fremde und die tiefe Achtung vor der Person, die man liebt.

Durch die Macht, welche Bussy über sich behalten hatte, trotz ihres weiblichen Scharfsinns getäuscht, blieb Frau von Saint-Luc auch überzeugt, der junge Mann habe zum ersten Male den Namen von Diana gehört, und da dieser Name in ihm weder eine Erinnerung, noch eine Hoffnung erwecke, so erwartete er in Méridor ein den neuen Gästen gegenüber sehr linkisches und sehr verlegenes Provinzmädchen zu treffen.

Sie hoffte daher, sich an seiner Überraschung weiden zu können.

Eines setzte sie indessen in Erstaunen: dass Diana, nachdem der Wächter in sein Horn geblasen, um einen Besuch zu verkündigen, nicht auf die Zugbrücke lief, während es ein Signal war, auf welches Diana immer herbeieilte.

Doch an der Stelle von Diana sah man aus der Halle des Schlosses einen gebückten, auf einen Stock gestützten Greis hervortreten. Er trug einen grünen, mit Fuchspelz verbrämten Sammetoberrock und an seinem Gürtel glänzte ein silbernes Pfeifchen neben einem Bunde Schlüssel.

Der Abendwind hob auf seiner Stirne seine langen schneeweißen Locken.

Er kam über die Zugbrücke, gefolgt von zwei großen Hunden von deutscher Abstammung, welche langsam und mit gleichen Schritten, mit gesenkten Köpfen und keiner dem andern um eine Linie voran tretend hinter, ihm marschierten. Als der Greis an die Brustwehr trat, fragte er mit schwacher Stimme:

»Wer ist da, und wer erweist einem armen Greise die Ehre, ihn zu besuchen?«

»Ich, ich, Seigneur Augustin,« erwiderte die lustige Stimme der jungen Frau.

Denn Jeanne von Cossé nannte den Greis so, um ihn von seinem jüngeren Bruder zu unterscheiden, der Guillaume geheißen hatte und drei Jahre vorher gestorben war.

Doch statt mit dem freudigen Ausrufe zu antworten, den Jeanne aus seinem Munde zu hören hoffte, erhob der Baron langsam das Haupt, heftete auf die Reisenden blicklose Augen, und entgegnete:

»Ihr? ich sehe nicht. Wer? Ihr . . . «

»Oh! mein Gott,« rief Jeanne, »erkennt Ihr mich denn nicht? Ah! es ist wahr, meine Verkleidung . . . «

»Entschuldigt mich,« sprach der Greis, »doch ich sehe beinahe nicht mehr. Die Augen der Greise sind nicht gemacht, um zu weinen, und wenn sie zu viel weinen, so brennen sie die Tränen.«

»Ah! lieber Baron,« sagte die junge Frau, »ich sehe in der Tat, dass Euer Gesicht abnimmt, denn Ihr hättet mich sonst selbst

unter meinen Männerkleidern erkannt. Ich muss Euch also meinen Namen nennen.«

»Ja, gewiss«, erwiderte der Greis, »denn ich sage Euch, dass ich Euch kaum sehe.«

»Nun, ich will Euch auf die Spur helfen, lieber Seigneur Augustin; ich bin Frau von Saint-Luc.«

»Saint-Luc . . . ich kenne Euch nicht.«

»Mein Mädchennamen aber,« sprach die heitere junge Frau, »mein Mädchennamen ist Jeanne von Cossé-Brissac.«

»Ah! mein Gott!« rief der Greis, während er die Schranke mit seinen zitternden Händen zu öffnen suchte, »ah! mein Gott!«

Jeanne, welche diese seltsame, von dem, was sie erwartete, so verschiedene Aufnahme nicht begriff und dem Alter des Greises, so wie der Abnahme seiner Sinne zuschrieb, sprang, als sie sich endlich erkannt sah, vom Pferde und warf sich, ihrer frühen Gewohnheit gemäß, in seine Arme; doch während sie ihn umarmte, fühlte sie, dass seine Wangen feucht waren: er weinte.

»Das ist Freude,« dachte sie. »Ah! das Herz bleibt immer jung.«

»Kommt,« sagte der Greis, nachdem er Jeanne auf die Stirne geküsst hatte.

Und als hätte er ihre zwei Gefährten gar nicht bemerkt, ging der Greis wieder mit seinem langsamen, abgemessenen Schritte nach dem Schlosse zu, stets in derselben Entfernung von seinen zwei Hunden gefolgt, welche sich nur die Zeit genommen hatten, die Fremden kurz zu beschauen und zu beriechen.

Das Schloss bot einen seltsam traurigen Anblick; alle Läden waren geschlossen und man hätte es für ein ungeheures Grab halten können. Die Diener, welche hin und her gingen, waren schwarz gekleidet. Saint-Luc richtete einen Blick an seine Frau, um sie zu fragen, ob sie so das Schloss zu finden erwartet hätte.

Jeanne begriff, und da es sie selbst drängte, von ihrem Erstaunen befreit zu werden, so sagte sie:

»Und Diana . . . sollte sie sich unglücklicher Weise nicht hier befinden?«

Der Greis blieb wie vom Donner gerührt stehen und schaute die junge Frau mit einem Ausdrucke an, der beinahe dem Schrecken glich.

»Diana!« sagte er.

Und bei diesem Namen den Kopf auf jeder Seite ihres Herrn erhebend, stöhnten die zwei Hunde kläglich.

Bussy konnte sich eines Schauders nicht erwehren. Jeanne schaute Saint-Luc an, und Saint-Luc blieb stehen, denn er wusste nicht, ob er weiter gehen oder auf der Stelle umkehren sollte.

»Diana!« wiederholte der Greis, als hätte er diese ganze Zeit gebraucht, um die Frage, die man an ihn gemacht, zu verstehen. »Ihr wisst also nicht?«

Und seine bereits schwache und zitternde Stimme erlosch gänzlich in einem Schluchzen, das sich aus der tiefsten Tiefe seines Herzens los wand.

»Was denn? was ist denn geschehen?« rief Jeanne, voll Schrecken die Hände faltend.

»Diana ist tot!« antwortete der Greis, seine Arme mit einer verzweiflungsvollen Gebärde zum Himmel emporstreckend, während ihm ein Strom von Tränen entstürzte.

Und er sank auf die ersten Stufen der Freitreppe, zu der man gelangt war.

»Todt!« rief Jeanne bleich wie ein Gespenst.

»Todt!« stammelte Bussy. »Er hat auch ihn glauben lassen, sie wäre tot. Ach! armer Greis, wie wirst Du mich eines Tages lieben.«

»Tod! Todt!« wiederholte der Baron, »sie haben sie mir getötet.«

»Ah! mein lieber Herr,« sagte Jeanne, die nach dem Schlage, den sie erhalten, das einzige Mittel, welches das schwache Herz der Frauen zu brechen verhindert, die Tränen gefunden hatte.

Und sie fing an zu schluchzen und übergoss mit Zähren das Antlitz des Greises, dessen Hals ihre Arme umschlangen.

Der alte Herr erhob sich wankend und sprach:

»Gleichviel, wenn das Haus auch verödet und leer ist, so ist es darum doch nicht minder gastfreundlich; tretet ein.«

Jeanne nahm den Greis beim Arme, durchschritt mit ihm den Säulengang, den ehemaligen Saal der Wachen, aus dem ein Speisesaal geworden war, und trat mit ihm in das Empfangsgemach.

Ein Diener, dessen verstörtes Gesicht und gerötete Augen seine zärtliche Anhänglichkeit an seinen Herrn bezeichneten, ging, die Türen öffnend, voran; Saint-Luc und Bussy folgten.

Sobald man im Empfangsgemache war, setzte sich oder sank vielmehr der Greis in seinen großen Lehnstuhl von geschnitztem Holz.

Der Diener stieß ein Fenster auf, um Luft zu machen, und zog sich in einen Winkel zurück, ohne das Zimmer zu verlassen.

Jeanne wagte es nicht, das Stillschweigen zu unterbrechen. Sie zitterte, die Wunden des Greises durch Fragen wieder zu öffnen, und dennoch konnte sie sich, wie alle junge glückliche Personen, nicht entschließen, das Unglück, das man ihr ankündigte, als eine Wirklichkeit zu betrachten. Es gibt ein Alter, wo man den Abgrund des Todes nicht ermessen kann, weil man nicht an den Tod glaubt.

Der Baron kam ihrem Wunsche entgegen und sprach:

»Ihr habt mir gesagt, Ihr wäret verheiratet, liebe Jeanne; jener Herr ist also Euer Gemahl?«

Und er bezeichnete Bussy.

»Nein, Seigneur Augustin; dieser ist Herr von Saint-Luc.«

Herr von Saint-Luc verbeugte sich tiefer noch vor dem unglücklichen Vater, als vor dem Greise. Der Baron grüßte ihn väterlich und strengte sich sogar an, zu lächeln; dann mit den blicklosen Augen sich gegen Bussy wendend, fuhr er fort:

»Und dieser Herr ist Euer Bruder, der Bruder Eures Gemahls, ein Verwandter von Euch?«

»Nein, lieber Baron, es ist nicht unser Verwandter, sondern unser Freund, Herr Louis von Clermont, Graf von Bussy d'Amboise, Edelmann des Herrn Herzogs von Anjou.«

Bei diesen Worten erhob sich der Greis wie von einer Feder bewegt, schleuderte einen furchtbaren Blick auf Bussy und fiel dann wieder, wie erschöpft durch diese stumme Herausforderung, einen Seufzer ausstoßend zurück.

»Was bedeutet das?« fragte Jeanne.

»Kennt Euch der Baron, Herr von Bussy?« fragte Saint-Luc.

»Es ist das erste Mal, dass ich die Ehre habe, den Herrn Baron von Méridor zu sehen,« antwortete mit ruhigem Tone Bussy, der

allein die Wirkung begriff, den der Name des Herrn Herzogs von Anjou auf den Greis hervorgebracht hatte.

»Ah! Ihr seid Edelmann des Herrn Herzogs von Anjou,« sagte der Baron, »Ihr seid Edelmann dieses Ungeheuers, dieses Teufels, und Ihr wagt es, dies zu gestehen, und habt die Keckheit, Euch bei mir zu zeigen?«

»Ist er verrückt?« fragte ganz leise Saint-Luc seine Frau, den Baron mit erstaunten Augen anschauend.

»Der Schmerz wird eine Störung in seinem Geiste hervorgebracht haben.«

Herr von Méridor hatte seine letzten Worte, welche Jeanne zweifeln ließen, ob er sich des vollen Besitzes seiner Vernunft erfreue, mit einem Blicke begleitet, der noch viel drohender war, als der erste; doch stets unempfindlich, hielt Bussy diesen Blick in einer Stellung tiefer Ehrfurcht aus und antwortete nicht.

»Ja, von diesem Ungeheuer,« fuhr Herr von Méridor fort, dessen Kopf immer mehr in Verwirrung zu geraten schien, »von diesem Mörder, der mir meine Tochter umgebracht hat!«

»Armer Herr!« murmelte Bussy.

»Aber was sagt Ihr denn da?« fragte Jeanne.

»Ihr wisst es also nicht, Ihr, die Ihr mich mit bestürzten Augen anschaut,« rief Herr von Méridor, die Hände von Jeanne und die von Saint-Luc ergreifend und in den seinen vereinigend, »der Herzog von Anjou hat meine Diana umgebracht; der Herzog von Anjou hat mir mein Kind, meine Tochter getötet.«

Der Greis sprach diese Worte mit einem solchen Ausdrucke des Schmerzes, dass die Tränen selbst Bussy in die Augen traten.

»Edler Herr,« sagte die junge Frau, »wäre dies auch der Fall, und ich begreife nicht, wie es möglich ist, so könnt Ihr doch dieses furchtbaren Unglücks Herrn von Bussy nicht beschuldigen, Herrn von Bussy, den redlichsten, den hochherzigsten Edelmann der Erde. Seht doch, mein lieber Vater, Herr von Bussy weiß nichts von dem, was Ihr sagt; Herr von Bussy weint wie wir und mit Euch. Wäre er wohl hier erschienen, wenn er den Empfang hätte vermuten können, den Ihr ihm bereitet! Ah! teurer Seigneur Augustin, im Namen Eurer viel geliebten Tochter Diana, sagt uns, wie die Katastrophe gekommen ist.«

»Ihr wusstet es also nicht?« sprach der Greis, sich an Bussy wendend.

Bussy verbeugte sich, ohne zu antworten.

»Mein Gott! nein, kein Mensch wusste etwas von diesem Ereignis,« sagte Jeanne.

»Meine Diana ist gestorben, und ihre beste Freundin wusste nichts von ihrem Tode! Oh! es ist wahr, ich habe Niemand geschrieben, mit Niemand davon gesprochen; es kam mir vor, die Welt könnte nicht mehr leben, sobald Diana nicht mehr lebte; es war mir, als müsste das ganze Weltall Trauer um sie tragen.«

»Sprecht, sprecht, das wird Euch erleichtern!« rief Jeanne.

»Wohl!« sagte der Baron schluchzend, »dieser heillose Prinz, diese Schande des französischen Adels, sah meine Diana, fand sie schön, ließ sie entführen und nach dem Schlosse Beaugé bringen, um sie zu entehren, wie er es mit der Tochter eines Leibeigenen gemacht haben würde. Doch Diana, meine heilige und edle Diana, wählte den Tod. Sie stürzte sich aus einem Fenster in den See, und man fand nichts mehr, als ihren auf der Oberfläche des Wassers schwimmenden Schleier.«

Der Greis konnte seine Worte nur unter Tränen und Schluchzen hervorbringen, was diese Szene zu einem der traurigsten Schauspiele gestaltete, welche Bussy bis dahin gesehen hatte, — Bussy, der Mann des Krieges, gewohnt, Blut zu vergießen und Blut vergießen zu sehen.

Jeanne schaute, beinahe ohnmächtig, den Grafen mit einer Art von Schrecken an.

»Oh! Graf!« rief Saint-Luc, »nicht wahr, das ist abscheulich? Graf, Ihr müsst diesen schändlichen Prinzen verlassen; Graf, ein edles Herz, wie das Eurige, kann nicht der Freund eines Räubers und Mörders bleiben.«

Ein wenig gestärkt durch diesen Ausruf, erwartete der Greis die Antwort von Bussy, um seine Meinung über ihn festzustellen; die mitfühlenden Worte von Saint-Luc trösteten ihn. Bei mächtigen moralischen Krisen sind die körperlichen Schwächen groß, und es ist keine der geringsten Versüßungen für den Schmerz des durch einen Lieblingshund gebissenen Kindes, diesen Hund, von dem es gebissen worden ist, schlagen zu sehen.

Doch statt auf die Rede von Saint-Luc zu antworten, machte Bussy einen Schritt gegen Herrn von Méridor und sprach:

»Mein Herr Baron, wollt Ihr mir die Ehre einer Unterredung unter vier Augen bewilligen?«

»Hört Herrn von Bussy, teurer Herr!« sagte Jeanne, »Ihr werdet sehen, dass er gut ist und Dienste zu leisten weiß.«

»Redet, mein Herr,« sagte der Baron zitternd, denn er ahnte etwas Seltsames aus dem Blicke des jungen Mannes.

Bussy wandte sich an Saint-Luc und seine Frau und sprach, Beide mit einem Auge voll Adel und Freundschaft anschauend:

»Ihr erlaubt?«

Die zwei jungen Leute verließen den Saal, auf einander gestützt und doppelt selig durch ihr Glück bei diesem ungeheuren Unglück.

Als sich die Türe wieder hinter ihnen geschlossen hatte, näherte sich Bussy dem Baron und sagte mit einer tiefen Verbeugung:

»Mein Herr, Ihr habt in meiner Gegenwart einen Prinzen, dem ich diene, angeklagt, und zwar mit einer Heftigkeit angeklagt, welche mich nötigt, eine Erklärung von Euch zu fordern.«

Der Greis machte eine Bewegung.

»Oh! täuscht Euch nicht in dem völlig ehrfurchtsvollen Sinne meiner Worte; ich spreche mit der größten Sympathie zu Euch, und sage Euch mit dem lebhaftesten Verlangen, Euren Kummer zu mildern: Herr Baron, erzählt mir in allen ihren einzelnen Umständen die schmerzliche Katastrophe, der Ihr so eben gegen Herrn von Saint-Luc und seine Frau erwähntet. Ist Alles wirklich geschehen, wie Ihr glaubt, und ist Alles ganz und gar verloren?«

»Mein Herr, ich hatte einen Augenblick Hoffnung. Ein edler, rechtschaffener Mann, Herr von Monsoreau, liebte meine arme Tochter und interessierte sich für sie.«

»Herr von Monsoreau! lasst hören, wie hat er sich in dieser ganzen Sache benommen?«

»Oh! sein Benehmen war edel und würdig, denn Diana hatte seine Hand ausgeschlagen. Er war es aber, der mich zuerst von den schändlichen Plänen des Herzogs benachrichtigte. Er war es, der mir das Mittel angab, sie scheitern zu machen; er verlangte

nur Eines, um meine Tochter zu retten, und auch das bewies den ganzen Adel und die ganze Rechtschaffenheit seiner Seele; er verlangte, dass ich sie ihm, wenn es ihm gelänge, sie den Händen des Herzogs zu entreißen, zur Ehe geben sollte, damit er, jung, tatkräftig und unternehmend, sie gegen einen mächtigen Prinzen verteidigen könnte, was ihrem Vater unmöglich wäre.

»Ich gab mit Freuden meine Einwilligung; aber ach! es war unnötig; er kam zu spät und fand meine arme Diana nur durch den Tod von der Schande errettet.«

»Und seit diesem unseligen Augenblick,« fragte Bussy, »seit diesem Augenblick hat Herr von Monsoreau keine Nachricht von sich gegeben?«

»Es ist erst ein Monat, seitdem diese Ereignisse vorgefallen sind, und der arme Mann wird es nicht gewagt haben, vor mir zu erscheinen, nachdem sein edles Unternehmen gescheitert ist.«

Bussy neigte das Haupt; Alles war ihm klar.

Er begriff nun, wie es Herrn von Monsoreau gelungen war, dieses Mädchen, das er liebte, dem Prinzen zu entführen, und wie er aus Furcht, der Prinz könnte entdecken, Diana wäre seine Frau geworden, dem Gerüchte von ihrem Tode selbst bei dem armen Vater hatte Glauben verschaffen lassen.

»Nun, mein Herr?« sprach der Greis, als er sah, dass Träumerei des jungen Mannes Stirne beugte, und dass er seine Augen, welche wiederholt bei seiner Erzählung gefunktelt hatten, auf den Boden heftete.

»Mein Herr Baron,« antwortete Bussy, »ich bin von Monseigneur dem Herzog von Anjou beauftragt, Euch nach Paris zu bringen, wo Euch Seine Hoheit zu sprechen wünscht.«

»Mich sprechen!« rief der Baron, »ich soll nach dem Tode meiner Tochter diesem Menschen gegenüber stehen! Was kann mir der Mörder zu sagen haben?«

»Wer weiß? er will sich vielleicht rechtfertigen!«

»Und wenn er sich auch rechtfertigte,« rief der Greis, »ach! meine Tochter wird darum nicht minder verloren sein. Nein, Herr von Bussy, nein, ich gehe nicht nach Paris; ich würde mich dadurch überdies zu weit von dem Orte entfernen, wo mein armes Kind in seinem kalten Leichentuche von Schilfrohr ruht.«

»Herr Baron,« sagte Bussy mit fester Stimme, »erlaubt mir, Euch dringend um Willfahung zu bitten; es ist meine Pflicht, Euch nach Paris zu führen, und ich bin ausdrücklich deshalb hierher gekommen.«

»Wohl! ich werde nach Paris gehen,« rief der Greis zitternd vor Zorn, »doch wehe denen, die mein Unglück herbeigeführt haben. Der König wird mich hören, und wenn er mich nicht hört, so werde ich an alle Edelleute Frankreichs einen Ruf ergehen lassen. Auch gut,« murmelte er ganz leise, »ich vergaß in meinem Schmerz, dass ich eine Waffe in meinen Händen habe, von der ich bis jetzt keinen Gebrauch machte. Herr Baron von Bussy, ich werde Euch begleiten.«

»Und ich, Herr Baron,« versetzte Bussy, ihn bei der Hand ergreifend, »ich empfehle Euch die Geduld, die Ruhe und die Würde, welche einem christlichen Edelmann geziemen. Gott hat für erhabene Seelen eine unendliche Barmherzigkeit, und Ihr wisst nicht, was Euch von ihm vorbehalten ist. Ich bitte Euch auch, mich in Erwartung des Tages, wo diese Barmherzigkeit an das Licht treten wird, nicht unter Eure Feinde zu zählen, denn Ihr wisst nicht, was ich für Euch zu tun im Begriffe bin. Morgen, mein Herr Baron, werden wir uns, wenn es Euch gefällig ist, mit Tagesanbruch auf den Weg begeben.«

»Ich willige ein,« antwortete der alte Herr, unwillkürlich bewegt durch den sanften Ton, mit dem Bussy diese Worte sprach, »doch mittlerweile seid Ihr, Freund oder Feind, mein Gast, und ich muss Euch in Euer Zimmer führen.«

Und der Baron nahm vom Tische einen silbernen Leuchter mit drei Armen, und stieg mit schwerem Tritte, gefolgt von Bussy d'Amboise, die Ehrentreppe hinauf.

Die Hunde wollten ihn begleiten, er hielt sie durch ein Zeichen zurück; zwei von seinen Dienern gingen mit andern Lichtern hinter Bussy.

Als der Graf auf die Schwelle des für ihn bestimmten Zimmers gelangte, fragte er, was aus Herrn von Saint-Luc und seiner Frau geworden wäre.

»Mein alter Germain wird für sie gesorgt haben,« antwortete der Greis. »Schlaft wohl, Herr Graf!«

Sechstes Kapitel.

Wie sich Rémy der Haudouin, in Abwesenheit von Bussy, in dem Hause der Rue Saint-Antoine ein Verständnis verschafft hatte.

Herr und Frau von Saint-Luc konnten sich von ihrem Erstaunen nicht erholen. Bussy im Geheimnisse mit Herrn von Méridor; Bussy im Begriff, mit dem Greise nach Paris abzureisen; Bussy endlich, wie es schien, die Leitung der Angelegenheiten übernehmend, von denen sie Anfangs glauben mußten, sie wären ihm völlig fremd und unbekannt, Bussy war für die beiden jungen Leute ein unerklärliches Rätsel.

Was den Baron betrifft, so hatte auf diesen die magische Gewalt des Titels: Königliche Hoheit, ihre gewöhnliche Wirkung hervorgebracht; ein Edelmann zur Zeit von Heinrich III. war noch nicht so weit, dass er über Titel und Wappen lachte.

Königliche Hoheit bedeutete für Herrn von Méridor wie für jeden Andern, den König ausgenommen, unwiderstehliche Macht, das heißt Blitz und Donner.

Am Morgen nahm der Baron Abschied von seinen Gästen, die er in seinem Schlosse einquartierte; doch die Schwierigkeit der Lage begreifend, gelobten sich Saint-Luc und seine Frau, Méridor, sobald es tunlich wäre, zu verlassen, um sich auf die benachbarten Besitzungen von Brissac zu begeben, wenn man der Einwilligung des ängstlichen Marschalls versichert wäre.

Bussy bedurfte nur einer Sekunde, um sein sonderbares Benehmen zu rechtfertigen. Herr des Geheimnisses, das er besaß und Jedermann entdecken konnte, glich Bussy einem von den bei den Orientalen so beliebten Zauberern, welche mit dem ersten Schlage ihres Stabes Tränen aus allen Augen quellen machen und mit dem zweiten alle Pupillen erweitern und jeden Mund durch ein freudiges Lächeln schlitzen.

Diese Sekunde, von der wir sagten, sie genüge, um so große Veränderungen zu bewerkstelligen, wurde von ihm dazu angewendet, dass er einige Silben in das Ohr fallen ließ, das ihm

die reizende Frau von Saint-Luc gierig darbot.

Als diese paar Silben gesprochen waren, blühte ihr Gesicht auf; ihre so reine Stirne färbte sich mit einer köstlichen Röte; man sah ihre kleinen, weißen, wie Perlmutter glänzenden Zähne unter den Korallen ihrer Lippen erscheinen, und als sie ihr Gatte erstaunt anschaute, um zu fragen, legte sie einen Finger auf den Mund, entfloh mit Sprüngen und warf Bussy einen Kuss des Dankes zu.

Der Greis hatte nichts von dieser ausdrucksvollen Pantomime gesehen; das Auge auf das Haus seiner Ahnen geheftet, liebte er maschinenmäßig seine zwei Hunde, welche ihn zu verlassen sich nicht entschließen konnten; er gab seinen unter seinem Abschied und unter seinem Worte gebeugten Dienern mit bewegter Stimme einige Befehle.

Dann bestieg er mit großer Mühe und nur mit Hilfe seines Stallmeisters einen alten Schecken, den er besonders liebte, denn er war in den letzten Bürgerkriegen sein Schlachtroß gewesen, grüßte mit einer Gebärde das Schloss Méridor und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen.

Das Auge glänzend, erwiderte Bussy ein Lächeln von Jeanne und wandte sich häufig um, um seinen Freunden Lebewohl zu sagen. Als Jeanne ihn verließ, sprach sie zu ihm:

»Was für ein seltsamer Mann seid Ihr, Herr Graf; ich hatte Euch verheißen, das Glück erwarte Euch in Méridor, und Ihr seid es im Gegenteil, der das entflohene Glück nach Méridor zurückbringt!«

Von Méridor nach Paris ist es weit; besonders weit für einen alten Baron, dessen Körper von Degenstichen und Musketenschüssen durchlöchert ist, die er in den heftigen Kriegen erhalten hatte, wo die Wunden noch im Verhältnis zu den Kriegern standen. Diese Entfernung bildete auch einen langen Weg für den würdigen Schecken, Jarnac genannt, der bei diesem Namen sein unter der Mähne gebeugtes Haupt erhob und ein noch stolzes Auge umherlaufen ließ.

Sobald man auf dem Marsch war, legte sich Bussy auf Studien: diese Studien bestanden darin, dass er durch seine Sorgfalt und kindliche Aufmerksamkeit das Herz des Greises, dessen Hass er sich Anfangs zugezogen hatte, zu gewinnen trachtete, und dies gelang ihm ohne Zweifel, denn am Morgen des sechsten Tages,

als man in Paris ankam, sagte der Baron von Méridor zu seinem Gefährten folgende Worte, welche klar die in seinem Geiste durch die Reise hervorgebrachte Veränderung bezeichneten:

»Es ist sonderbar, Graf, ich bin hier meinem Unglück näher, als je, und dennoch fühle ich mich minder unruhig, als ich es bei der Abreise war.«

»Noch zwei Stunden, Seigneur Méridor, und Ihr werdet mich so beurteilen, wie ich von Euch beurteilt werden will,« sagte Bussy.

Die Reisenden ritten durch den Faubourg Saint-Marcel in die Stadt Paris, durch diesen ewigen Eingang, dessen Bevorzugung sich zu jener Zeit begreift, weil dieses furchtbare Quartier, eines der hässlichsten von Paris, damals in Folge seiner zahlreichen Kirchen, seiner Tausende von pittoresken Häusern und seiner kleinen Brücken über Kloaken parisisch erschien.

»Wohin gehen wir?« fragte, der Baron, »nach dem Louvre ohne Zweifel?«

»Ich muss Euch zuerst nach meinem Hotel führen, edler Herr,« antwortete Bussy, »Ihr sollt Euch einige Minuten erfrischen und dann in den Stand setzen, die Person, zu welcher ich Euch führen werde, wie es sich geziemt, zu sehen.«

Der Baron ließ sich geduldig lenken; Bussy führte ihn geraden Wegs nach seinem Hotel in der Rue de Grenelle-Saint-Honoré.

Die Leute des Grafen erwarteten ihn nicht oder erwarteten ihn gleichsam nicht mehr: bei Nacht durch eine kleine Türe, zu der er allein den Schlüssel besaß, nach Hause zurückkehrend, hatte er selbst sein Pferd gesattelt und war abgereist, ohne irgend Jemand zu sehen, als Rémy den Haudouin. Man begreift also, dass sein plötzliches Verschwinden, die Gefahren, welche er in der vorhergehenden Woche gelaufen war, was sich durch seine Wunde verraten hatte, seine abenteuerlichen Gewohnheiten endlich, in denen keine Lektion eine Veränderung bewerkstelligte, viele Leute auf den Glauben brachten, er wäre in eine ihm von seinen Feinden auf seinem Wege gestellte Falle geraten; solange seinem Mute günstig, wäre das Glück endlich einmal gegen seine Verwegenheit gewesen, und Bussy wäre einem Degenstiche oder einem Büchschusse unterlegen.

So geschah es, dass die besten Freunde und treuesten Diener

von Bussy bereits neuntägige Gebete für seine Rückkehr an das Sonnenlicht anordneten, eine Rückkehr, die ihnen eben so unwahrscheinlich vorkam, als die von Pyriothous, während Andere, positivere Menschen, nur auf seinen Leichnam rechneten und die ängstlichen Nachforschungen nach diesem in den Gossen, in den verdächtigen Kellern, in den Steinbrüchen des Weichbildes, in dem Bette der Bièvre und in den Gräben der Bastille anstellten.

Eine einzige Person antwortete, wenn man sie um Nachricht über Bussy bat:

»Der Herr Graf befindet sich wohl.«

Wollte man aber das Verhör weiter treiben, so blieb die Auskunft, die sie geben konnte, insofern sie nicht mehr wusste, hierbei stehen.

Diese Person, welche wegen ihrer beruhigenden, aber wenig umständlichen Antwort viel Anschmücken und böse Komplimente zu erdulden hatte, war Meister Rémy der Haudouin, der vom Morgen bis zum Abend im kurzen Trab umherlief, seine Stunden mit seltsamen Betrachtungen verlor, von Zeit zu Zeit, bei Tag oder bei Nacht, aus dem Hotel verschwand, sodann mit ungewöhnlichem Appetit zurückkehrte, und jedes Mal, wenn er kam, durch seine Heiterkeit etwas Heiterkeit in das Herz dieses Hauses brachte.

Nach einer von diesen Geheimnisvollen Abwesenheiten kehrte der Haudouin in dem Augenblick in das Hotel zurück, wo der Ehrenhof von Freudengeschrei erscholl, wo eifertige Diener sich auf den Zügel des Rosses von Bussy warfen und sich stritten, wer sein Stallmeister sein sollte, denn statt abzusteigen, blieb der Graf zu Pferde.

»Ihr freut Euch, dass Ihr mich lebendig seht, . . . ich danke Euch,« sagte Bussy. »Ihr fragt mich, ob ich es wirklich sei, oder ob Ihr meinen Schatten erblickt. Ich bin es, schaut mich an, berührt mich, doch macht geschwinde. Gut, nun helft diesem würdigen Edelmann vom Pferde steigen, und merkt wohl, dass ich ihn mehr achte und verehere, als wenn er ein Prinz wäre.«

Bussy hatte Recht, dass er den Greis so hervorhob, denn man schenkte ihm Anfangs nicht die geringste Aufmerksamkeit, und die Diener des Hauses waren, nach seinen bescheidenen,

durchaus nicht modischen Kleidern und nach seinem Schecken urteilend, dessen Wert diese Leute, gewohnt mit Bussy's Pferden zu manövrieren, rasch zu schätzen wussten, sie waren, sagen wir, versucht, den alten Herrn für einen ehemaligen Stallmeister zu halten, der sich nach irgend einer Provinz zurückgezogen, und nun von ihrem Herrn aus der Verbannung wie aus einer anderen Welt zurückgebracht würde.

Als aber diese Worte gesprochen waren, drängten sie sich sogleich um den Baron. Der Haudouin betrachtete die ganze Szene heimlich lachend, wie er dies zu tun pflegte, und es bedurfte des vollen Ernstes von Bussy, um dieses Lachen zum Abzug, von dem lustigen Gesicht des jungen Doktors zu zwingen.

»Rasch ein Zimmer für Monseigneur,« rief Bussy.

»Welches?« fragten sogleich fünf bis sechs eilfertige Stimmen.

»Das beste, das meinige.«

Und er reichte dem Greise den Arm, um ihn die Treppe hinauf zu führen, und suchte ihn mit noch größerer Ehre zu empfangen, als ihm zu Teil geworden war.

Herr von Méridor gab sich dieser gewinnenden Höflichkeit ohne Widerstand und beinahe ohne Willen hin, wie man sich am Abhänge gewisser Träume gehen lässt, die uns in jene phantastischen Länder, das Reich der Einbildungskraft und der Nacht, führen.

Man brachte dem Baron den goldenen Becher des Grafen und Bussy wollte ihm selbst den Wein der Gastfreundschaft einschenken.

»Ich danke, ich danke, mein Herr!« sagte der Baron, »doch werden wir nicht bald dahin gehen, wohin wir gehen sollen?«

»Ja, Seigneur Augustin, bald, seid unbesorgt, und es wird nicht allein ein Glück für Euch, sondern auch für mich sein.«

»Was sagt Ihr und warum sprecht Ihr beinahe beständig eine Sprache, die ich nicht verstehe?«

»Ich sage, Seigneur Augustin, dass ich mit Euch von einer für große Seelen barmherzigen Vorsehung gesprochen habe, und dass wir uns dem Augenblick nähern, wo ich in Eurem Namen diese Barmherzigkeit anrufen werde.«

Der Baron betrachtete Bussy mit erstaunter Miene, doch Bussy

machte ihm mit der Hand ein ehrfurchtsvolles Zeichen, welches sagen wollte: »Ich komme sogleich zurück,« und verließ ihn mit lächelnden Lippen.

Der Haudouin stand, wie er es erwartete, an der Türe Schildwache; Bussy nahm den jungen Mann am Arm und führte ihn in ein Kabinett.

»Nun, lieber Hippokrates,« fragte er, »wie weit sind wir?«

»Wo?«

»In der Rue Saint-Antoine, bei Gott!«

»Monseigneur, wir sind auf einem für Euch sehr interessanten Punkte. Nichts Neues hierbei.«

Bussy atmete.

»Der Gemahl ist also nicht zurückgekommen?« sagte er. »Doch wohl, aber ohne Erfolg; in dieser ganzen Geschichte steckt ein Vater, der die Entwicklung herbeiführen, ein Gott, der, an einem schönen Morgen in einer Maschine herabsteigen soll, wie es scheint, und so erwartet man den abwesenden Vater und den unbekanntem Gott.«

»Gut; doch woher weißt Du alle diese Umstände?«

»Ihr begreift wohl,« erwiderte der Haudouin mit seiner guten, treuherzigen Heiterkeit, »Ihr begreift, dass Eure Entfernung für einen Augenblick meine Stellung bei Euch zu einer Sinecure gemacht hat, und ich wollte die Augenblicke, die Ihr mir liebt, zu Eurem Vorteil benutzen.«

»Sprich, was hast Du getan? Erzähle, mein lieber Rémy, ich höre.«

»Sobald Ihr abgereist wart, brachte ich Geld, Bücher und einen Degen in ein kleines Zimmer, das ich gemietet hatte; dieses Zimmer gehört zu dem Hause, welches die Ecke der Rue Saint-Antoine und der Rue Sainte-Catherine bildet.«

»Gut!«

»Von dort konnte ich das Euch bekannte Haus von den Kellerlöchern bis zu den Kaminen überschauen.«

»Sehr gut!«

»Kaum in meinem Zimmer, fasste ich Posto an einem Fenster.«

»Vortrefflich!«

»Ja, aber es fand sich nichtsdestoweniger etwas Lästiges bei dieser Vortrefflichkeit.«

»Was?«

»Wenn ich sah, so wurde ich gesehen, und man sollte im Ganzen Verdacht gegen einen Menschen schöpfen, der beständig eine und dieselbe Perspektive betrachtete; man konnte mich wegen meiner Beharrlichkeit nach Verlauf von zwei bis drei Tagen für einen Dieb, für einen Verliebten, für einen Spion oder für einen Narren ansehen.«

»Ausgezeichnet geurteilt, mein lieber Haudouin. Doch was hast Du sodann getan?«

»Oh! ich habe sodann gesehen, dass ich meine Zuflucht zu den großen Mitteln nehmen müsste.«

»Nun?«

»Meiner Treue, ich habe mich verliebt.«

»Wie?« rief Bussy, der nicht begriff, in welcher Hinsicht ihm die Liebe von Rémy nützen konnte.

»Es ist, wie ich Euch zu sagen die Ehre habe,« erwiderte mit ernsthafter Miene der junge Doktor, »verliebt, sehr verliebt, närrisch verliebt.«

»In wen?«

»In Gertrude.«

»In Gertrude, die Zofe von Frau von Monsoreau?«

»Mein Gott! ja, in Gertrude, die Zofe von Frau von Monsoreau. Was wollt ihr, Monseigneur, ich bin kein Edelmann, um mich in Gebieterinnen zu verlieben; ich bin ein armer kleiner Arzt, ohne eine andere Praxis, als einen Kunden, der mir hoffentlich nur in bedeutenden Zwischenräumen Arbeit geben wird, und ich muss wohl, wie wir in der Sorbonne sagten, meine Erfahrungen *in anima vili* machen.«

»Armer Rémy, glaube mir, dass ich Deine Ergebenheit zu schätzen weiß.«

»Ei! Monseigneur,« erwiderte der Haudouin, »ich bin im Gegenteil nicht so sehr zu beklagen. Gertrude ist ein gutes Stück von einem Mädchen; sie hat zwei Zoll mehr als ich und würde mich, wenn sie mich am Rockkragen hielte, mit ausgestreckten Armen aufheben, was bei ihr von einer großen Entwicklung der

Muskeln des Bizeps und des Deltoideus herrührt. Das flößt mir für sie alle Verehrung ein, die ihr schmeichelt; und da ich ihr immer nachgebe, so streiten wir uns nie; dann besitzt sie auch ein kostbares Talent.«

»Welches, mein armer Rémy?«

»Sie erzählt vortrefflich.«

»In der Tat?«

»Ja, und durch sie erfahre ich Alles, was in dem Hause ihrer, Gebieterin vorgeht . . . wie? was sagt Ihr? Ich dachte, es wäre nicht unangenehm, ein Verständnis im Hause zu haben.«

»Mein lieber Haudouin, Du bist ein guter Genius, den mir der Zufall oder vielmehr die Vorsehung auf meinen Weg geführt hat; Du stehst also mit Gertrude in einem Verhältnis . . . «

»*Puella me diligit*,« antwortete der Haudouin, sich mit einer geheuchelten Fadheit auf den Füßen wiegend.

»Und Du wirst im Hause empfangen?«

»Gestern Abend, das heißt um Mitternacht, hatte ich dort meinen ersten Zutritt auf den Fußspitzen durch die Türe mit dem Gitter, die Ihr so wohl kennt.«

»Und wie bist Du zu diesem Glücke gekommen?«

»Auf einem ganz natürlichen Wege.«

»Sprich!«

»Am zweiten Tage nach Eurer Abreise, am Tage nach meiner Einquartierung in dem kleinen Zimmer wartete ich an der Türe, bis die Dame meiner zukünftigen Gedanken herauskäme, um Einkäufe zu machen, ein Geschäft, das sie, ich muss es gestehen, jeden Morgen von acht bis neun Uhr treibt. Um acht Uhr und zehn Minuten sah ich sie erscheinen; sogleich verließ ich meinen Beobachtungsposten und stellte mich ihr in den Weg.«

»Und sie erkannte Dich?«

»So gut, dass sie einen Schrei ausstieß und entfloh.«

»Nun?«

»Ich eilte ihr nach und holte sie nur mit großer Mühe ein, denn sie läuft sehr stark; doch Ihr begreift, die Röcke, das hindert immer ein wenig.«

›Jesus!« sagte sie.

›Heilige Jungfrau!‹ rief ich.

›Das gab ihr einen guten Begriff von mir, ein Anderer, der minder fromm gewesen wäre, als ich hätte gerufen: ›Alle Wetter, oder alle Teufel!‹

›Der Arzt!‹ sagte sie.

›Die reizende Haushälterin!‹ erwiderte ich.

›Sie lächelte, doch rasch sich besinnend, sagte sie: ›Ihr täuscht Euch, mein Herr, ich kenne Euch nicht.‹

›Aber ich kenne Euch,‹ entgegnete ich, ›denn seit drei Tagen lebe ich nicht mehr, bin ich nicht mehr, bete ich Euch an; so, dass ich nicht mehr in der Rue Beautreillis wohne, sondern in der Rue Saint-Antoine an der Ecke der Rue Sainte-Catherine, und dass ich mein Quartier nur verändert habe, um Euch aus- und eingehen zu sehen; bedürft Ihr meiner noch, um schöne Edelleute zu verbinden, so müsst Ihr mich nun nicht mehr in meiner alten Wohnung suchen, sondern in meiner neuen.‹

›»Stille!‹ sagte sie.

›Oh! Ihr seht wohl,‹ erwiderte ich.

›Und so machte sich unsere Bekanntschaft oder knüpfte sie sich wieder an.«

›»Zu dieser Stunde bist Du also?«

›»So glücklich, als ein Liebender sein kann; . . . bei Gertrude, wohl verstanden, Alles ist beziehungsweise; doch ich bin mehr als glücklich, ich stehe auf dem Gipfel der Seligkeit, weil ich das erreicht habe, was ich in Eurem Interesse erreichen wollte.«

›»Aber, sie wird vielleicht vermuten?«

›»Nichts; ich sprach nicht einmal von Euch mit ihr. Kennt der arme Rémy der Haudouin vornehme Edelleute, wie den Seigneur von Bussy? Nein, ich fragte sie nur mit gleichgültigem Tone: ›Und bei Eurem jungen Herrn geht es besser?‹

›Bei welchem jungen Herrn?‹

›Bei dem Kavalier, den ich bei Euch behandelt habe.‹

›Das ist nicht mein junger Herr,‹ antwortete sie.

›Ah! da er in dem Bette Eurer Gebieterin lag, so glaubte ich . . . ‹

›Oh! mein Gott, nein, der arme junge Mann,‹ entgegnete sie

seufzend, ›er ging uns nichts an, durchaus nichts; wir haben ihn sogar seitdem nur ein Mal gesehen.«

›Dann wisst Ihr also nicht einmal seinen Namen?‹ fragte ich.

›Oh! doch wohl!‹

›»Ihr konntet ihn wissen und wieder vergessen haben.«

›Das ist ein Name, den man nicht vergisst.«

›Wie heißt er denn?‹

›Habt Ihr zuweilen von Herrn von Bussy sprechen hören?‹

›Bei Gott!‹ antwortete ich, ›Bussy, der brave Bussy.«

›Wohl, der ist es.«

›Doch die Dame?‹

›»Meine Gebieterin ist verheiratet, mein Herr.«

›Man ist verheiratet, man ist treu, und denkt dennoch zuweilen an einen hübschen jungen Mann, den man gesehen hat . . . und wenn auch nur einen Augenblick, besonders wenn dieser hübsche junge Mann verwundet, interessant war, und in unserem Bette lag.«

›Um offenherzig zu sein . . . ‹ antwortete Gertrude, ›ich sage auch nicht, meine Gebieterin denke nicht an ihn.«

Eine lebhaftige Röte übergoss die Stirne von Bussy.

›Wir sprechen sogar von ihm, so oft wir allein sind,‹ fuhr Gertrude fort.

›»Vortreffliches Mädchen!« rief der Graf.

›Und was sagt Ihr zu ihm?‹ fragte ich.

›Ich erzähle von seinen Heldentaten, was nicht schwer ist, insofern man in Paris nur von den Degenstichen spricht, die er austeilt und empfängt. Ich teilte ihr, immer meiner Gebieterin, sogar ein kleines Lied mit, das ihr in der Mode ist.«

›Ah! Ich kenne es,‹ erwiderte ich, ›nicht wahr?‹

Un beau chercheur de noise,
C'est le seigneur d'Amboise,
Tendre et fidele aussi
C'est Monseigneur Bussy!¹¹

›Ganz richtig!‹ rief Gertrude. ›Und meine Gebieterin singt nichts anderes mehr.«

Bussy drückte dem jungen Manne die Hand; ein

unbeschreiblicher Schauer des Glücks durchlief seine Adern.

»Das ist Alles?« sagte er. »Oh! Der Mensch ist so unersättlich in seinen Wünschen.«

»Alles Monseigneur . . . Ah! Ich werde später mehr wissen, doch der Teufel! Man erfährt nicht alles an einem Tage . . . oder einer Nacht.«

Siebentes Kapitel.

Der Vater und die Tochter.

Der Bericht von Rémy machte Bussy sehr glücklich; er erfuhr daraus wirklich zwei Dinge: einmal, dass Herr von Monsoreau immer noch gehasst wurde, und dann, dass er, Bussy, bereits mehr geliebt war.

Auch erquickte die Freundschaft des jungen Mannes für ihn sein Herz. In allen Gefühlen, welche vom Himmel kommen, liegt eine Ausdehnung, ein Aufblühen unseres ganzen Wesens, das unsere Fähigkeiten zu verdoppeln scheint. Man fühlt sich glücklich, weil man sich gut fühlt.

Bussy begriff, dass nun keine Zeit mehr zu verlieren war, und dass jeder Schmerzensschauer, der das Herz des Greises zusammenschnürte, gleichsam als ein Frevler betrachtet werden musste: es ist ein solcher Umsturz der Gesetze der Natur in einem Vater, der seine Tochter beweint, dass derjenige, welcher den Vater mit einem einzigen Worte zu trösten vermag, den Fluch aller Väter verdient, wenn er ihn nicht tröstet.

Als Herr von Méridor in den Hof hinabging, fand er ein frisches Pferd, das Bussy für ihn bereit halten ließ. Ein anderes Pferd erwartete Bussy. Beide stiegen auf und entfernten sich in Begleitung von Rémy.

Sie gelangten in die Rue Saint-Antoine, nicht ohne ein großes Erstaunen auf Seiten von Herrn von Méridor, der seit zwanzig Jahren nicht mehr nach Paris bekommen war und bei dem Geräusch der Pferde, bei dem Geschrei der Lackeien und dem viel häufigeren Vorüberfahren der Kutschen, Paris seit der Regierung von Heinrich II. sehr verändert fand.

Doch trotz dieses Erstaunens, das beinahe an Bewunderung grenzte, verharrte der Baron nichtsdestoweniger in einer Traurigkeit, welche immer mehr zunahm, je mehr er sich dem unbekanntem Ziele seiner Reise näherte. Welchen Empfang würde ihm der Herzog bereiten, und welche neue Schmerzen sollten aus dieser Zusammenkunft entspringen!

Dann fragte er sich von Zeit zu Zeit, Bussy voll Erstaunen anschauend, durch welche seltsame Hingebung er bestimmt worden sei, beinahe blindlings diesem Edelmann eines Prinzen zu folgen, der an seinem ganzen Unglück schuldig war. Hätte es nicht seiner Würde mehr entsprochen, dem Herzog von Anjou Trotz zu bieten und, statt Bussy an jeden Ort zu begleiten, an welchen ihn dieser nach seinem Belieben führen würde, geraden Weges in den Louvre zu gehen und sich dem König zu Füßen zuwerfen? Was konnte ihm der Prinz sagen? Worin konnte er ihn trösten? Gehörte er nicht zu denjenigen, welche goldene Worte wie einen augenblicklichen Balsam auf die Wunde legen, die sie geschlagen haben, während die Wunde, sobald man wieder aus ihrer Gegenwart entfernt ist, nur heftiger und schmerzlicher blutet, als zuvor?

So erreichte man die Rue Saint-Paul. Bussy hatte wie ein gewandter Feldherr Rémy voran geschickt, mit dem Befehle, die Straße zu Rekognoszieren und die Mittel und Wege, durch die man in die Festung gelangen konnte, vorzubereiten.

Rémy wandte sich an Gertrude und kam bald zu seinem Herrn mit der Meldung zurück, kein Männerhut, kein Schwert versperrte den Gang, die Treppe und die in das Zimmer von Frau von Monsoreau führende Hausflur.

Alle Beratungen fanden begreiflicher Weise mit leiser Stimme zwischen Bussy und dem Haudouin statt.

Während dieser Zeit schaute der Baron verwundert umher.

»Wie«, sagte er, »hier wohnt der Herzog von Anjou?«

Und ein Gefühl des Trotzes, der Herausforderung begann sich bei dem geringen Aussehen des Hauses in ihm zu regen.

»Nicht gerade, mein Herr,« antwortete lächelnd Bussy, »doch wenn es nicht seine Wohnung ist, so ist es wenigstens die einer Dame, welche er geliebt hat.«

Eine Wolke zog über die Stirne des alten Edelmanns hin.

»Mein Herr,« sagte er, sein Pferd anhaltend, »wir Leute aus der Provinz sind nicht geeignet für dergleichen Manieren; die leichten Sitten von Paris erschrecken uns dergestalt, dass wir Euren Geheimnissen gegenüber nicht zu leben wissen. Ist dem Herrn Herzog von Anjou daran gelegen, den Baron von Méridor zu

sehen, so muss er ihn in seinem Palaste empfangen und nicht in dem Hause von einer seiner Geliebten. Und dann,« fügte der Greis mit einem tiefen Seufzer bei, »warum führt Ihr, der Ihr ein ehrlicher Mann zu sein scheint, mich zu einer von diesen Frauen? Etwa um mir begreiflich zu machen, dass meine arme Diana noch leben würde, wenn sie, wie die Gebieterin dieser Wohnung, die Schande dem Tode vorgezogen hätte?«

»Stille! stille! Herr Baron,« sagte Bussy mit jenem redlichen Lächeln, das sein stärkstes Überzeugungsmittel dem Greise gegenüber gewesen war, »stellt nicht zum Voraus falsche Vermutungen aus. Bei meinem adeligen Ehrenworte, es handelt sich durchaus nicht um das, was Ihr denkt. Die Dame, welche Ihr sehen werdet, ist vollkommen tugendhaft und jeder Achtung würdig.«

»Aber wer ist sie denn?«

»Es ist die Frau eines Edelmanns, den Ihr kennt.«

»In der Tat? Doch warum sagt Ihr denn, der Prinz habe sie geliebt?«

»Weil ich stets die Wahrheit sage, mein Herr Baron; tretet ein und Ihr werdet selbst urteilen, wenn Ihr das, was ich Euch versprochen habe, in Erfüllung gehen seht.«

»Nehmt Euch in Acht, ich beweinte mein geliebtes Kind, und Ihr sagtet mir: ›Tröstet Euch, Herr, die Barmherzigkeit Gottes ist groß,‹ mir einen Trost in meinen Leiden versprechen, hieß beinahe mir ein Wunder versprechen.«

»Tretet ein, mein Herr,« wiederholte Bussy mit dem Lächeln, das beinahe immer den alten Edelmann verführte.

Der Baron stieg ab.

Gertrude war auf die Schwelle gelaufen und schaute mit bestürztem Auge den Haudouin, Bussy und den Greis an, denn sie konnte nicht erraten, durch welche Fügung der Vorsehung viele diese Männer sich vereinigt fanden.

»Meldet Frau von Monsoreau, Herr von Bussy sei zurückgekommen und wünsche sie sogleich zu sprechen,« sagte der junge Graf. »Doch bei Eurer Seele!« fügte er ganz leise bei, »erwähnt mit keinem Worte der Person, die mich begleitet.«

»Frau von Monsoreau!« versetzte der Greis voll Erstaunen,

»Frau von Monsoreau!«

»Vorwärts, Herr Baron,« sprach Bussy, den Seigneur Augustin mit sich in den Gang ziehend.

Während nun der Greis mit wankenden Schritten die Treppe hinaufstieg, hörte man die Stimme von Diana mit einem sonderbaren Zittern antworten:

»Herr von Bussy! sagst Du, Gertrude, Herr von Bussy? Lass ihn eintreten.«

»Diese Stimme,« rief der Baron plötzlich mitten auf der Treppe stille flehend, »diese Stimme! O mein Gott! mein Gott!«

»Geht immer zu, Herr Baron,« sagte Bussy.

Doch in demselben Augenblick und während der Baron sich ganz zitternd an dem Treppengeländer hielt und umherschaute, erglänzte mitten unter einem goldenen Sonnenstrahl Diana, schöner als je, himmlisch lächelnd, obgleich sie ihren Vater zu sehen nicht erwartete.

Bei diesem Anblick, den er für eine magische Erscheinung hielt, gab der Greis einen furchtbaren Schrei von sich und bot, die Arme ausgestreckt, das Auge starr, ein so vollkommenes Bild des Schreckens und des Wahnsinns, dass Diana, im Begriff sich an seinen Hals zu stürzen, ebenfalls im höchsten Maße erschrocken anhielt.

Die Hand ausstreckend traf der Greis in ihrem Bereiche die Schulter von Bussy und stützte sich darauf.

»Diana lebt!« murmelte der Baron von Méridor,

»Diana! meine Diana, von der man mir gesagt hatte, sie wäre tot . . . o mein Gott!«

Und dieser kräftige Streiter, dieser gewaltige Kämpfer in den auswärtigen und in den bürgerlichen Kriegen, die ihn beständig verschont hatten, diese alte Eiche, welche der Blitzstrahl des Todes von Diana aufrecht ließ, dieser Athlet, der so mächtig gegen den Schmerz gerungen hatte, wich gebrochen, vernichtet durch die Freude, mit wankenden Knien zurück, und wäre ohne Bussy bei dem Anblick des geliebten Bildes, das vor seinen Augen, in verworrene Atome geteilt, wirbelte, die Treppe hinabgestürzt.

»Mein Gott! Herr von Bussy,« rief Diana eilig die paar Stufen

hinabsteigend, welche sie von dem Greise trennten, »was hat denn mein Vater?«

Und erschrocken über die plötzliche Blässe und die seltsame Wirkung, hervorgebracht durch ein Zusammentreffen, das sie für zuvor angekündigt halten musste, fragte die junge Frau noch mehr mit den Augen, als mit der Stimme.

»Der Herr Baron von Méridor hielt Euch für tot und beweinte Euch, Madame, wie ein solcher Vater eine solche Tochter beweinen muss.«

»Wie, und Niemand benahm ihm die Täuschung?« rief Diana.

»Niemand.«

»Oh! nein, nein, Niemand!« rief der Greis aus seiner augenblicklichen Vernichtung hervorgehend.

»Niemand, nicht einmal Herr von Bussy.«

»Undankbarer!« sagte der Graf mit einem Tone sanften Vorwurfes.

»Oh! ja,« erwiderte der Greis, »ja, Ihr habt Recht, dieser Augenblick bezahlt mich für alle meine Schmerzen. O meine Diana! meine geliebte Diana,« fuhr er fort, mit einer Hand seine Tochter an seine Lippen ziehend und die andere Bussy reichend.

Doch plötzlich den Kopf zurückwerfend, als ob eine schmerzliche Erinnerung oder eine neue Furcht sich seines Herzens bemächtigt hätte, trotz der Rüstung der Freude, wenn man sich so ausdrücken darf, die ihn nun umhüllte, sprach der Greis:

»Aber, was sagtet Ihr mir, Herr von Bussy . . . Ich sollte Frau von Monsoreau sehen? wo ist sie?«

»Ach! mein Vater,« murmelte Diana.

Bussy raffte alle seine Kräfte zusammen und antwortete:

»Ihr habt sie vor Euch und der Graf von Monsoreau ist Euer Schwiegersohn.«

»Wie?« stammelte der Greis, »Herr von Monsoreau ist mein Schwiegersohn, und die ganze Welt, Du, er selbst, Alles ließ mich in Unwissenheit?«

»Ich zitterte, Euch zu schreiben, mein Vater, aus Furcht, der Brief könnte in die Hände des Prinzen fallen. Überdies glaubte ich, Ihr wüsstet Alles.«

»Doch in welcher Absicht,« sagte der Greis, »warum alle diese seltsamen Geheimnisse?«

»Oh! ja, mein Vater, denkt doch nach,« rief Diana, »warum ließ Euch Herr von Monsoreau glauben, ich wäre tot? Warum ließ er Euch in Unwissenheit darüber, dass er mein Gatte geworden?«

Der Baron bebte, als befürchtete er, seinen Blick in die Tiefe dieser Finsternis zu tauchen, und befragte schüchtern die funkelnden Augen seiner Tochter und die verständige Schwermut von Bussy.

Während dieser ganzen Zeit hatte man Schritt für Schritt den Salon erreicht.

»Herr von Monsoreau, mein Schwiegersohn,« stammelte fortwährend der Baron von Méridor, wie vernichtet.

»Das darf Euch nicht in Erstaunen setzen,« entgegnete Diana mit dem Tone sanften Vorwurfes, »habt Ihr mir nicht befohlen, ihn zu heiraten, mein Vater?«

»Ja, wenn er Dich retten würde.«

»Nun, er hat mich gerettet,« sprach mit dumpfer Stimme Diana, auf einen neben ihrem Betpult stehenden Stuhl sinkend.

»Er hat mich gerettet, wenn nicht vom Unglück, doch wenigstens von der Schande.«

»Warum ließ er mich denn an Deinen Tod glauben, mich, der ich so bitterlich weinte?« wiederholte der Greis.

»Warum ließ er mich vor Verzweiflung sterben, während mir ein einziges Wort das Leben zurückgeben konnte?«

»Oh! darunter steckt noch eine Falle,« rief Diana. »Mein Vater, Ihr werdet mich nicht mehr verlassen. Herr von Bussy, nicht wahr, Ihr werdet uns beschützen?«

»Ach! Madame,« erwiderte der junge Mann sich verbeugend, »es kommt mir nicht mehr zu, in Eure Familiengeheimnisse einzudringen. Als ich das seltsame Benehmen und die Machinationen Eures Gemahls sah, musste ich Euch einen Verteidiger suchen, den Ihr zugestehen könntet. Diesen Verteidiger habe ich in Méridor gesucht. Ihr seid bei Eurem Vater, ich ziehe mich zurück.«

»Er hat Recht,« sprach traurig der Greis. »Herr von Monsoreau hat den Zorn des Herzogs von Anjou gefürchtet und Herr von

Bussy fürchtet ihn ebenfalls.«

Diana warf dem jungen Mann einen von ihren Blicken zu, und dieser Blick bedeutete:

»Ihr, den man den braven Bussy nennt, habt Ihr Furcht vor dem Herrn Herzog von Anjou, wie Herr von Monsoreau Furcht haben könnte?«

Bussy begriff den Blick von Diana, lächelte und sagte:

»Herr Baron, verzeiht mir die seltsame Frage, die ich Euch zu machen bitte, und Ihr, Madame, entschuldigt mich in Betracht meiner Absicht, Euch einen Dienst zu leisten.«

Beide warteten, sich gegenseitig anschauend.

»Mein Herr Baron,« sprach Bussy, »ich bitte Euch, fragt Frau von Monsoreau . . . «

Und er legte einen besonderen Nachdruck auf diese Worte, welche die junge Frau erbleichen machten. Bussy bemerkte die Pein, die er Diana bereitet hatte, und fuhr fort:

»Fragt Eure Tochter, ob sie glücklich sei durch die Ehe, die Ihr derselben befiehlt und zu der sie einwilligte.«

Diana faltete die Hände und stieß einen Seufzer aus. Dies war die einzige Antwort, welche sie Bussy zu geben vermochte. Allerdings wäre keine andere so bestimmt gewesen.

Die Augen des alten Barons füllten sich mit Tränen, denn er fing an einzusehen, dass seine vielleicht zu voreilige Freundschaft für Herrn von Monsoreau einen großen Anteil an dem Unglück seiner Tochter hatte.

»Ist es nun wahr,« sprach Bussy, »ist es wahr, mein Herr, dass Ihr, ohne durch irgend eine List oder irgend eine Gewalt dazu gezwungen zu werden, die Hand Eurer Tochter Herrn von Monsoreau gegeben habt?«

»Ja, wenn er sie retten würde.«

»Und er hat sie wirklich gerettet. Dann brauche ich Euch nicht zu fragen, mein Herr, ob es Eure Absicht ist, Euer Wort als verbindlich und verpfändet zu betrachten?«

»Es ist ein Gesetz für Alle und besonders für die Edelleute, Ihr müsst das besser als irgend Jemand wissen, mein Herr, das, was man versprochen hat, zu halten. Herr von Monsoreau hat nach Eurem eigenen Geständnis meiner Tochter das Leben gerettet,

meine Tochter gehört folglich Herrn von Monsoreau.«

»Ah! warum bin ich nicht gestorben?« murmelte die junge Frau.

»Madame,« sprach Bussy, »Ihr seht, dass ich Recht hatte, wenn ich Euch sagte, ich hätte nichts mehr hier zu tun. Der Herr Baron gibt Euch Herrn von Monsoreau und Ihr habt ihm selbst versprochen, ihm Euch zu geben, wenn Ihr Euren Vater unversehrt wiedersehen würdet.«

»Oh! zerreißt mir nicht das Herz, Herr von Bussy!« rief Frau von Monsoreau, sich dem Grafen nähernd, »mein Vater weißt nicht, dass ich vor diesem Manne Angst habe; mein Vater weißt nicht, dass ich ihn hasse; mein Vater erblickt hartnäckig in ihm einen Retter, und ich sage hartnäckig, durch meine Instinkte erleuchtet: dieser Mann ist mein Henker.«

»Diana! Diana!« sprach der Baron, »er hat Dich gerettet.«

»Ja,« rief Bussy, über die Grenzen fortgerissen, in denen ihn seine Klugheit und sein Zartgefühl bis jetzt gehalten hatten, »ja, doch wenn die Gefahr minder groß war, als Ihr glaubtet, wenn die Gefahr scheinbar war, wenn . . . was weißt ich? Hört, Baron, es waltet hier noch ein Geheimnis ob, das ich aufzuklären habe und aufklären werde. Doch ich beteure Euch, hätte ich das Glück gehabt, mich an der Stelle von Herrn von Monsoreau zu befinden, so würde ich Eure unschuldige schöne Tochter ebenfalls vor der Schande gerettet haben, und, bei dem Gotte, der mich hört! ich hätte sie diesen Dienst nicht bezahlen lassen.«

»Er liebte sie,« sprach Meridor, der selbst fühlte, was Alles Gehssiges in dem Benehmen von Herrn von Monsoreau lag, »und der Liebe muss man verzeihen.«

»Und ich!« rief Bussy, »bin ich etwa . . . «

Doch erschrocken über die Worte, welche unwillkürlich seinem Herzen entströmen wollten, hielt Bussy inne, und ein aus seinen Augen springender Blitz vollendete den auf seinen Lippen unterbrochenen Satz.

Diana verstand ihn darum nicht minder, und vielleicht noch besser, als wenn er vollständig gewesen wäre.

»Nun!« sagte sie errötend, »nicht wahr, Ihr habt mich begriffen? Nun! mein Freund, mein Bruder, Ihr habt diese beiden Titel gefordert und ich gebe sie Euch; nun! mein Freund, nun! mein

Bruder, vermögt Ihr etwas für mich?«

»Aber der Herzog von Anjou! der Herzog von Anjou!« murmelte der Greis, der beständig den Blitz, der ihn bedrohte, in dem Zorne der königlichen Hoheit zucken sah.

»Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche vor dem Zorn der Fürsten bange haben,« antwortete der junge Mann, »und täusche ich mich nicht sehr, so brauchen wir diesen Zorn nicht zu fürchten. Wenn Ihr wollt, Herr von Méridor, so werde, ich Euch so sehr mit dem Prinzen befreunden, dass er Euch gegen Herrn von Monsoreau beschützt, von welchem, glaubt mir, die wahre Gefahr, die unbekannte, aber gewisse, die unsichtbare, aber vielleicht unvermeidliche Gefahr kommt.«

»Doch wenn der Herzog erfährt, dass Diana lebt, ist Alles verloren,« versetzte der Greis.

»Gut,« rief Bussy, »ich sehe wohl, dass Ihr, was ich Euch auch sagen mag, Herrn von Monsoreau vor mir und mehr als mir glaubt. Sprechen wir nicht mehr davon; weist mein Anerbieten zurück, Herr Baron; weist die allmächtige Unterstützung zurück, die ich Euch zu Hilfe rufen wollte. Werft Euch in die Arme des Mannes, der Euer Vertrauen so schön gerechtfertigt hat. Ich sagte es Euch: ich habe meine Aufgabe erfüllt, und ich habe nichts mehr hier zu tun. Gott befohlen, Seigneur Augustin, Gott befohlen, Madame; Ihr seht mich nicht mehr, ich entferne mich, lebt wohl!«

»Oh!« rief Diana, den jungen Mann beim Arm fassend, »habt Ihr mich ein einziges Mal schwanken sehen? Habt Ihr mich auf ihn zurückkommen sehen? Nein. Ich flehe Euch auf den Knien an, Herr von Bussy, verlasst mich nicht.«

Bussy drückte die schönen Hände von Diana, und sein ganzer Zorn sank, wie der Schnee auf dem Kamme der Gebirge sinkt, wenn ihn das warme Lächeln der Maisonnette schmilzt.

»Ist es so, dann gut!« sagte Bussy, »ja, Madame, ich nehme die heilige Sendung an, die Ihr mir anvertraut, und vor Ablauf von drei Tagen, denn ich brauche Zeit, um den Prinzen zu erreichen, der sich, wie ich höre, mit dem König auf einer Pilgerfahrt nach Chartres befindet, vor drei Tagen werdet Ihr Neues sehen, oder ich will meinen Namen Bussy verlieren.«

Und sich Diana mit einer Trunkenheit nähernd, welche sowohl

seinen Blick als seinen Hauch in Flammen setzte, fügte er mit leiser Stimme bei:

»Wir sind gegen den Monsoreau verbunden; erinnert Euch, dass nicht er Euren Vater zu Euch zurückgeführt hat, und seid nicht treulos.«

Und zum letzten Male dem Baron die Hand drückend, eilte er aus dem Zimmer.

Achtes Kapitel.

Wie der Bruder Gorenflot erwachte, und welcher Empfang ihm in seinem Kloster zu Teil wurde.

Wir haben unsern Freund Chicot in Extase von dem nicht unterbrochenen Schläfe und dem glänzenden Schnarchen von Bruder Gorenflot zurückgelassen; er machte dem Wirte ein Zeichen, sich zu entfernen und das Licht mitzunehmen, und empfahl ihm ganz besonders, dem würdigen Bruder kein Wort von seinem Abgang um zehn Uhr Abends und von seiner Rückkehr um drei Uhr Morgens zu sagen.

Da Meister Bonhomet Eines bei dem zwischen dem Narren und dem Mönche bestehenden Verhältnis bemerkt hatte, nämlich dass der Narr beständig bezahlte, so hegte er für den Narren eine große Verehrung während seine Achtung vor dem Mönche im Ganzen nur gering war.

Er versprach daher Chicot, den Mund in keinem Falle über die Ereignisse der Nacht zu öffnen, und entfernte sich, die zwei Freunde in der Finsternis lassend, wie es ihm befohlen worden war.

Bald bemerkte Chicot einen Umstand, der seine Bewunderung erregte: der Bruder Gorenflot schnarchte und sprach zu gleicher Zeit; was nicht, wie man etwa glauben könnte, ein mit Vorwürfen vollgestopftes Gewissen, sondern einen mit Speisen überladenen Magen andeutete.

Die Worte, welche Gorenflot in seinem Schläfe sprach, bildeten, an einander gereiht, eine furchtbare Mischung von heiliger Beredsamkeit und bacchischen Maximen.

Chicot bemerkte indessen, dass er, wenn er in vollständiger Finsternis bleiben würde, große Mühe hätte, die Wiederherstellung zu bewerkstelligen, welche er vornehmen musste, damit Gorenflot bei seinem Erwachen nichts vermutete; er konnte in der Tat in der Dunkelheit unvorsichtiger Weise auf eines von den vier Gliedern des Mönches, deren verschiedene Richtungen er nicht kannte, treten und ihn durch den Schmerz

seiner Lethargie entziehen.

Chicot blies daher auf die Kohlen der Glutpfanne, um die Szene ein wenig zu beleuchten.

Bei dem Geräusche dieses Blasens hörte Gorenflot auf zu schnarchen und murmelte:

»Meine Brüder! das ist ein gewaltiger Wind; es ist der Hauch des Herrn, es ist der Atem, den er mir einflößt.«

Und er fing wieder an zu schnarchen.

Chicot wartete einen Augenblick, bis der Schlaf abermals seinen ganzen Einfluss gewonnen hatte, und begann dann den Mönch auszuwickeln.

»Brrruh!« machte Gorenflot, »welche Kälte! Das wird die Trauben hindern, reif zu werden.«

Chicot hielt mitten in seiner Operation an und nahm diese erst einen Augenblick nachher wieder auf.

»Ihr kennt meinen Eifer, meine Brüder,« fuhr der Mönch fort, »Alles für die Kirche und Monseigneur den Herzog von Guise.«

»Canaille!« sagte Chicot.

»Das ist meine Meinung,« sprach Gorenflot, »doch es ist gewiss . . . «

»Was ist gewiss?« fragte Chicot, den Mönch aufhebend, um ihm sein Kleid anzuziehen.

»Es ist gewiss, dass der Mensch stärker ist, als der Wein; Bruder Gorenflot hat gegen den Wein gekämpft, wie Jakob gegen den Engel, und Bruder Gorenflot hat den Wein gebändigt.«

Chicot zuckte die Achseln.

Diese unzeitige Bewegung machte, dass der Mönch ein Auge öffnete, und, über ihn geneigt, sah er das Lächeln von Chicot, welches bei diesem zweifelhaften Scheine etwas Unheimliches, Furchtbares hatte.

»Oh! keine Gespenster, keine Kobolde,« sagte der Mönch, als ob er sich bei irgend einem Hausgeiste beklagte, der die mit ihm geschlossene Übereinkunft vergessen hätte.

»Er ist immer noch ganz und gar berauscht,« sprach Chicot, indem er Gorenflot vollends in sein Kleid wickelte und seine Kapuze auf seinen Kopf vorzog.

»Gut, gut,« brummte der Mönch, »der Messner hat die Chorthüre geschlossen, und der Wind dringt nicht mehr zu mir.«

»Nun erwache, wenn Du willst, mir gleichviel,« sagte Chicot.

»Der Herr hat mein Gebet erhört,« murmelte der Mönch, »und der Nordwind, den er geschickt hatte, um den Weinstock erfrieren zu lassen, hat sich in einen sanften Zephyr verwandelt.«

»Amen!« sprach Chicot.

Und nachdem er die leeren Flaschen und beschmutzten Teller so wahrscheinlich als möglich geordnet, machte er sich ein Kopfkissen aus Servietten und einem Tischtuche und entschlief neben seinem Gefährten.

Dem in seine Augen fallenden hellen Tag und der spitzigen Stimme des Wirtes gelang es gemeinschaftlich, den dicken Dunst zu durchdringen, der die Gedanken von Gorenflot in einem bleiernen Schlafe gefesselt hielt.

Er erhob sich und setzte sich mit Hilfe seiner Hände auf denjenigen Teil, welchen die vorsichtige Natur dem Menschen als Hauptschwerpunkt gegeben hat.

Als diese Operation nicht ohne Schwierigkeit vollzogen war, fing er an, den bezeichnenden Durcheinander des Geschirrs zu betrachten, während Chicot, der durch eine anmutige Biegung eines seiner Arme keine einzige Bewegung des Mönches verlor, sich stellte, als schnarchte er, und zwar mit einer Natürlichkeit, welche seiner von uns bereits erwähnten Nachahmungsgabe alle Ehre machte.

»Heller Tag!« rief der Mönch, »Corbleu! heller Tag! Es scheint, ich habe die Nacht hier zugebracht!«

Dann seine Gedanken sammelnd, fügte er bei:

»Und die Abtei! Oh! oh!«

Hiernach zog er den Strick seines Kleides zusammen, eine Mühe, die sich Chicot nicht geben zu müssen geglaubt hatte.

»Gleichviel,« sagte er, »ich hatte einen seltsamen Traum; es kam mir vor, als wäre ich tot und in ein mit Blut beflecktes Leichentuch gehüllt.«

Gorenflot täuschte sich nicht ganz: er hatte, halb erwachend, das Tischtuch, das ihn umgab, für ein Leichentuch und die Weinflecken für Blutstropfen gehalten.

»Zum Glück war es nur ein Traum,« sprach Gorenflot und schaute abermals umher.

Bei dieser neuen Untersuchung fielen seine Augen auf Chicot, der, als er fühlte, dass er vom Mönche betrachtet wurde, mit verdoppelter Kraft schnarchte.

»Wie schön ist doch ein Trunkener!« sagte Gorenflot, Chicot mit Bewunderung anschauend.

»Und wie glücklich ist er, dass er so schlafen kann,« fügte der Mönch bei. »Ah! das kommt davon her, dass er nicht in meiner Lage ist.«

Und er stieß einen Seufzer aus, der die Stärke des Schnarchens von Chicot erreichte, so dass der Seufzer wahrscheinlich den Gascogner erweckt haben würde, hätte der Gascogner wirklich geschlafen.

»Wenn ich ihn wecken würde, um ihn um seine Meinung zu fragen?« dachte der Mönch, »er ist ein Mann von gutem Rat.«

Chicot verdreifachte die Dose, und das Schnarchen, das den Ton einer Orgel erreicht hatte, ging zur Nachahmung des Donners über.

»Nein,« versetzte Gorenflot, »das würde ihm zu viel Vorteil über mich gewähren. Ich werde wohl eine gute Lüge ohne ihn finden.«

»Doch wie die Lüge auch sein mag,« fuhr der Mönch fort, »ich werde immerhin Mühe haben, das Einsperren zu vermeiden. Es ist nicht gerade das Gefängnis, was ich fürchte, sondern Wasser und Brot in Folge davon. Hätte ich nur wenigstens etwas Geld, um den Bruder Kerkermeister zu bestechen! . . . «

Als Chicot dies hörte, zog er aus seiner Tasche sachte eine ziemlich runde Börse und verbarg sie unter seinem Bauche.

Diese Vorsicht war nicht ganz unnötig: mehr zerknirscht als je, näherte sich Gorenflot seinem Freunde und murmelte die schwermütigen Worte: »Wenn er wach wäre, würde er mir einen Taler nicht verweigern; doch sein Schlaf ist mir heilig . . . und ich will ihn nehmen.«

Bei diesen Worten erhob sich der Bruder Gorenflot, nachdem er eine Zeit lang sitzen geblieben war, auf seine Knie, neigte sich gegen Chicot vor und streckte ganz zart seine Hand in die Tasche des Schläfers.

Trotz des von seinem Gefährten gegebenen Beispiels, dachte Chicot nicht daran, seinen Hausgeist anzurufen, und ließ ihn nach Belieben in der einen und der andern Tasche seines Wammses suchen.

»Das ist sonderbar,« sagte der Mönch, »nichts in den Taschen. Ah! vielleicht im Hut.«

Während der Mönch seine Nachforschung vornahm, leerte Chicot seine Börse in seine Hand und steckte sie platt und leer in seine Hosentasche.

»Nichts in dem Hute,« sprach der Mönch, »das wundert mich. Mein Freund Chicot, ein Narr voll Vernunft, geht doch nie ohne Geld aus. Ah! Du guter, alter, ehrlicher Gallier,« fügte er mit einem Lächeln bei, das seinen Mund bis an die Ohren schlitzte, »ich habe Deine Beinkleider vergessen.«

Und mit der Hand in die Beinkleider von Chicot schlüpfend, zog er die leere Börse heraus.

»Mein Jesus!« murmelte der Mönch, »und wer wird die Zeche bezahlen?«

Dieser Gedanke brachte auf Gorenflot einen tiefen Eindruck hervor, denn er machte sich sogleich auf die Beine, wandte sich mit noch etwas weinschweren, aber ziemlich raschen Schritten nach der Türe, ging ohne ein Gespräch mit dem Wirte anzuknüpfen, obgleich ihm derselbe in dieser Hinsicht entgegentkam, durch die Küche, und entfloh.

Dann steckte Chicot sein Geld wieder in seine Börse, seine Börse in seine Tasche, stand auf, lehnte sich mit dem Ellenbogen an ein Fenster, an welches bereits ein Sonnenstrahl drang, und vergaß Gorenflot in einer tiefen Betrachtung.

Der Bruder Almosensammler verfolgte indessen, den Bettelsack auf der Schulter, seinen Weg mit einer ernsten Miene, die den Vorübergehenden als Nachdenken erscheinen konnte, aber nichts Anderes war, als eine innere Beschäftigung, denn Gorenflot suchte eine von jenen herrlichen Lügen lockerer Mönche oder verspäteter Soldaten, eine Lüge, deren Grund immer derselbe ist, während den Einschlag eine launenhafte Stickerei je nach der Einbildungskraft des Lügners bildet.

Bruder Gorenflot gewahrte von ferne die Türen des Klosters, sie

kamen ihm noch düsterer vor, als gewöhnlich, und er betrachtete als ein unglückliches Vorzeichen die Gegenwart von vier Mönchen, welche auf der Schwelle mit einander sprachen und abwechselnd die vier Himmelsgegenden betrachteten.

Doch kaum war er aus der Rue Saint-Jacques hervorgetreten, als ihm eine große Bewegung unter den Brüdern im Augenblick, wo sie ihn gewahrten, die furchtbarste Angst einjagte, die er in seinem Leben gehabt hatte.

»Sie sprechen von mir,« sagte er, »sie deuten auf mich, sie warten auf mich; man hat mich diese Nacht gesucht; meine Abwesenheit hat Ärger gegeben. Ich bin verloren!«

Und es schwindelte ihm; der tolle Gedanke, zu entfliehen kam ihm in den Kopf; doch bereits eilten ihm mehrere Mönche entgegen; man verfolgte ihn ohne Zweifel.

Bruder Gorenflot ließ sich Gerechtigkeit widerfahren und sagte sich, er wäre nicht für das Rennen gebaut; man würde ihn einholen, knebeln, in das Kloster schleppen; er zog daher die Resignation vor.

Mit gesenktem Ohr ging er auf seine Genossen zu, welche zu zögern schienen, ob sie mit ihm sprechen sollten.

»Ah!« sagte Gorenflot, »sie geben sich den Anschein, mich nicht zu erkennen, ich bin ein Stein des Anstoßes.«

Endlich näherte sich einer von ihnen Gorenflot und sagte zu ihm:

»Armer, teurer Bruder!«

»Lasst mich Euch erklären, mein Vater . . . «

Gorenflot stieß einen Seufzer aus und schlug die Augen zum Himmel auf.

»Ihr wisst, dass der Prior Euch erwartet,« sagte ein Anderer.

»Ah! mein Gott!«

»Oh! Mein Gott, ja,« fügte ein Dritter bei, »er hat befohlen, Euch zu ihm zu führen, sobald Ihr in das Kloster zurückgekehrt wärt.«

»Das befürchtete ich,« sprach Gorenflot.

Und mehr tot als lebendig, trat er in das Kloster, dessen Türe sich hinter ihm schloss.

»Ah! Ihr seid es,« rief der Bruder Pförtner. »kommt geschwinde,

der ehrwürdige Prior Joseph Foulon verlangt nach Euch.«

Und der Bruder Pförtner nahm Gorenflot bei der Hand und führte oder schleppte ihn vielmehr bis in das Zimmer des Prior.

Auch hier schlossen sich die Türen wieder.

Gorenflot schlug die Augen nieder, aus Furcht, dem zornigen Blicke des Abtes zu begegnen; er fühlte sich allein, verlassen von der ganzen Welt, einem Superior gegenüber, der aufgebracht, mit Recht aufgebracht sein musste.

»Ah! Ihr seid es, endlich seid Ihr da,« sprach der Abt.

»Mein Ehrwürdiger,« stammelte der Mönch.

»Welche Unruhe habt Ihr mir bereitet!« sagte der Prior.

»Zu viel Güte, mein Vater,« versetzte Gorenflot, der den nachlässigen Ton, den er nicht erwartet hatte, durchaus nicht begriff.

»Nicht wahr, Ihr habt Euch gefürchtet, nach der Szene dieser Nacht zurückzukehren?«

»Ich gestehe, dass ich nicht zurückzukehren wagte,« erwiderte der Mönch, dessen Stirne mit eiskaltem Schweiß bedeckt war.

»Ah! Lieber Bruder,« sprach der Abt, »was Ihr getan habt, ist sehr jugendlich und sehr unvorsichtig.«

»Lasst mich Euch erklären, mein Vater . . . «

»Was bedarf es einer Erklärung? Euer Ausfall . . . «

»Ich brauche Euch nicht zu erklären . . . « sagte Gorenflot, »desto besser, denn ich war sehr in Verlegenheit, wie ich dies tun sollte.«

»Ich begreife das sehr gut. Ein Augenblick der Exaltation, die Begeisterung hat Euch fortgerissen; die Exaltation ist eine heilige Tugend, die Begeisterung ist ein frommes Gefühl; doch übertriebene Tugenden werden beinahe zu Lastern, und die ehrenvollsten Gefühle sind beim Übermaß tadelnswert.«

»Verzeiht, mein Vater,« sagte Gorenflot, »doch wenn Ihr auch begreift, ich begreife nicht ganz. Von welchem Ausfall spricht Ihr?«

»Von dem, welchen Ihr diese Nacht gemacht habt.«

»Aus dem Kloster?« fragte schüchtern der Mönch.

»Nein, im Kloster.«

»Ich habe einen Ausfall im Kloster gemacht.«

»Ja, Ihr.«

Gorenflot kratzte sich an der Nase. Er begann einzusehen, dass die unterbrochene Rede auf einem Missverständnis beruhte.

»Ich bin ein eben so guter Katholik als Ihr, doch Eure Kühnheit hat mich erschreckt.«

»Meine Kühnheit?« sagte Gorenflot, »ich bin also sehr kühn gewesen?«

»Mehr als kühn, mein Sohn, Ihr seid verwegen gewesen.«

»Ah! man muss das den Verirrungen eines noch wenig geschmeidigen Temperaments verzeihen; ich werde mich bessern, mein Vater.«

»Ja, doch mittlerweile muss ich notwendig für Euch und für uns die Folgen dieses auffallenden Benehmens fürchten. Wenn die Sache unter uns vorgefallen wäre, so hätte es nichts zu bedeuten.«

»Wie! die Sache ist in der Welt bekannt?«

»Allerdings, Ihr wusstet wohl, dass mehr als hundert Laien da waren, die kein Wort von Eurer Rede verloren.«

»Von meiner Rede?« versetzte Gorenflot, immer mehr erstaunt.

»Ich gestehe, dass sie schön war, ich gestehe, dass der Beifall Euch berauschen, dass die allgemeine Beistimmung Euren Kopf verwirren musste; doch eine Prozession durch die Straßen von Paris vorschlagen, sich anbieten, den Panzer umzuschnallen, es darauf anlegen, dass man den Helm auf dem Kopfe und die Partisane auf der Schulter einen Aufruf an alle gute Katholiken ergehen lasse . . . dass es so weit kam, Ihr müsst zugestehen, das war zu stark.«

Gorenflot schaute den Prior mit Augen an, welche alle Nuancen des Erstaunens durchliefen.

»Es gibt nur ein Mittel, Alles zu versöhnen und auszugleichen,« fuhr der Prior fort. »Der religiöse Saft, der in Eurem edlen Herzen gärt, würde Euch in Paris schaden, wo es so viele boshafte Augen gibt, die Euch bespählen. Ich wünsche, Ihr würdet ihn ausgießen . . . «

»Wo dies, mein Vater?« fragte Gorenflot, überzeugt, es handle sich um eine Wanderung in das Gefängnis.

»In der Provinz.«

»Eine Verbannung!« rief Gorenflot.

»Es könnte Euch noch viel Schlimmeres begegnen, wenn Ihr hier bleibt.«

»Und was könnte mir denn begegnen?«

»Ein Criminalprozeß, der aller Wahrscheinlichkeit nach ewigen Kerker, wenn nicht den Tod herbeiführen würde.«

Gorenflot erlebte furchtbar; er konnte nicht begreifen, wie er sich dadurch, dass er sich in einer Schenke betrunken und die Nacht außerhalb des Klosters zugebracht, der Gefahr eines ewigen Kerkers oder gar des Todes ausgesetzt haben sollte.

»Während Ihr, wenn Ihr Euch dieser vorübergehenden Verbannung unterwerft, mein teurer Bruder, nicht allein der Gefahr entgeht, sondern auch die Fahne des Glaubens in der Provinz aufpflanzt. Gefährlich und sogar unmöglich unter den Augen des Königs und seiner verfluchten Günstlinge, wird das, was Ihr in dieser Nacht getan und gesagt habt, in der Provinz viel leichter ausführbar. Reist so schnell als möglich ab, Bruder Gorenflot, vielleicht ist es schon zu spät, und die Bogenschützen haben bereits Befehl erhalten, Euch zu verhaften.«

»Wehe! mein ehrwürdiger Vater, was sagt Ihr da?« stammelte der Mönch, ganz erschrockene Augen in ihren Höhlen umher wälzend, denn je länger der Prior, dessen Milde er Anfangs bewunderte, sprach, desto mehr staunte er über die ungeheure Größe, die eine im Ganzen erlässliche Sünde annahm, »die Bogenschützen, sagt Ihr, was habe ich mit den Bogenschützen zu tun?«

»Ihr habt nichts mit ihnen zu tun, aber sie könnten wohl mit Euch zu tun haben.«

»Man hat mich also angezeigt?« fragte Bruder Gorenflot.

»Ich wollte darauf wetten. Reist, reist so schnell als möglich.«

»Reisen, mein Ehrwürdiger!« rief Gorenflot ganz niedergeschmettert, »das ist leicht zu sagen; doch wie soll ich leben, wenn ich abgereist bin?«

»Nichts kann leichter sein. Ihr seid der Bruder Almosensammler des Klosters; das sind Eure Mittel zum Unterhalt. Von Euren Sammlungen habt Ihr bis jetzt die Andern ernährt, von Euren

Sammlungen werdet Ihr Euch selbst nähren. Und dann seid unbesorgt: mein Gott! das von Euch entwickelte System wird Euch in der Provinz so viele Parteigänger verschaffen, dass es Euch meiner festen Überzeugung nach an nichts fehlen kann. Doch geht in Gott, geht, und kommt besonders nicht zurück, bevor man Euch benachrichtigt hat.«

Hiernach umarmte der Prior den Bruder Gorenflot auf das Zärtlichste und schob ihn, zwar sanft, aber mit einer erfolgreichen Beharrlichkeit bis an die Türe seiner Zelle.

Die ganze Gemeinde war, den Bruder Gorenflot erwartend, versammelt.

Kaum erschien er, als Alle auf ihn losstürzten und Alle seine Hände, seinen Hals oder seine Kleider berühren wollten. Einige gingen in ihrer Verehrung so weit, dass sie den Saum seines Rockes küssten.

»Gott befohlen,« sprach ein Mönch, ihn an sein Herz pressend, »Ihr seid ein heiliger Mann, vergesst mich nicht in Euren Gebeten.«

»Bah!« sagte Gorenflot zu sich selbst, »ich ein heiliger Mann?«

»Lebt wohl,« rief ein Anderer ihm die Hand drückend, »mutiger Streiter für den Glauben, lebt wohl; Gottfried von Bouillon war nur wenig gegen Euch.«

»Lebt wohl, Märtyrer,« sagte ein Dritter, das Ende seines Strickes küssend, »die Blindheit wohnt noch unter uns, doch die Stunde des Lichtes wird kommen.«

Und so fand sich Gorenflot, von Arm zu Arm, von Kuss zu Kuss, von Lobpreisung zu Lobpreisung, bis zur Türe des Klosters geschoben, welche sich hinter ihm schloss, sobald er die Schwelle überschritten hatte.

Gorenflot schaute diese Türe mit einem Ausdruck an, den nichts wiederzugeben vermochte, und wich endlich rückwärts aus Paris, als hätte ihm der Engel der Vertilgung die Spitze seines flammenden Schwertes gezeigt.

Das einzige Wort, das ihm entschlüpfte, als er zum Tore kam, war:

»Der Teufel soll mich holen! sie sind insgesamt Narren, oder wenn sie es nicht sind, barmherziger Gott! so bin ich es.«

Neuntes Kapitel.

*Wie Bruder Gorenflot überzeugt blieb, er wäre
Nachtwandler, und dieses Gebrechen bitter
beklagte.*

Bis zu dem unseligen Tage, zu welchem wir gelangt sind, bis zu dem Tage, wo den armen Mönch die unerwartete Verfolgung traf, hatte der Bruder Gorenflot ein beschauliches Leben geführt, das heißt, am frühen Morgen ausgehend, wenn er frische Luft schöpfen wollte, spät, wenn er die Sonne suchte, auf Gott und die Küche der Abtei bauend, hatte er stets nur daran gedacht, sich die sehr weltlichen und überdies sehr seltenen Extras des Füllhornes zu verschaffen; diese Extras waren den Launen der Gläubigen unterworfen und konnten nur von den Almosen in Geld abgezogen werden, welche der Bruder Gorenflot vorübergehend in der Rue Saint-Jacques einen Halt machen ließ; nach dem Halte kamen die Almosen, vermindert um die Summe, welche Gorenflot auf dem Wege gelassen hatte, in das Kloster. Wohl war noch Chicot, sein Freund, vorhanden, der gute Mahle und gute Gäste liebte. Der Mönch sah ihn bisweilen drei oder vier Tage hinter einander, dann vergingen wieder vierzehn Tage, ein Monat, sechs Wochen, ohne dass er erschien, mochte er nun mit dem König eingeschlossen bleiben, oder ihn auf einer Pilgerfahrt begleiten, oder für seine eigene Rechnung eine Geschäfts- oder Phantasiereise ausführen. Gorenflot war also einer von den Mönchen, bei denen, wie bei gewissen Soldaten, Kindern der Truppe, die Welt bei dem Superior des Hauses, das heißt bei dem Obersten des Klosters, anfang und bei dem leeren Fleischtopf endigte. Dieser Soldat der Kirche, dieses Kind der Kutte, wenn es uns erlaubt ist, auf ihn den malerischen Ausdruck anzuwenden, den wir soeben auf die Verteidiger des Vaterlandes angewendet haben, hatte sich nie eingebildet, er müsste sich eines Tages emsig auf den Weg begeben und Abenteuer suchen.

Wenn er noch Geld gehabt hätte; doch die Antwort des Priors auf seine Frage war so einfach und ohne apostolischen Schmuck,

wie ein Bruchstück des heiligen Lucas.

»Suche und du wirst finden.«

Bedenkend, dass er genötigt sein sollte, in der Ferne zu suchen, fühlte sich Gorenflot müde, ehe er angefangen hatte.

Die Hauptsache war indessen, sich vor Allem der Gefahr zu entziehen, die ihn bedrohte, einer unbekanntes, jedoch nach dem, was aus den Worten des Priors hervorging, dringenden Gefahr. Der arme Mönch gehörte nicht zu denjenigen, welche ihr Äußeres verkleiden und den Nachforschungen durch irgend eine geschickte Metamorphose entgehen können; er beschloss daher, ungesäumt das Weite zu gewinnen, schritt in diesem Entschluss rasch durch die Porte Bordelle, ging behutsam und sich so dünn als möglich machend an dem Schilderhaus der Nachtwächter und an dem Posten der Schweizer vorbei, aus Furcht, diese Bogenschützen, welche ihm der Prior so sehr hervorgehoben hatte, wären nur zu fassbare Wirklichkeiten.

Doch als er einmal in freier Luft, als er einmal auf ebenem Felde, als er fünfhundert Schritte vor dem Thor war, als er am Rande des Grabens wie einen Lehnstuhl das erste Gras des Frühjahrs erblickte, das aus der bereits grünenden Erde hervorzudringen strebte, als er die freudige Sonne am Horizont, die Einsamkeit rechts und links gewahrte und das Gemurmel der Stadt hinter sich hörte, setzte er sich auf die Böschung der Straße, steckte sein doppeltes Kinn in seine breite, fette Hand, kratzte sich mit dem Zeigefinger an dem viereckigen Knopf einer Bulldogsnase und versenkte sich in eine Träumerei in Begleitung von Seufzern.

Abgesehen von dem Saiteninstrumente, welches ihm fehlte, glich Bruder Gorenflot nicht wenig einem von den Hebräern, welche, ihre Harfe an eine Weide hängend, zur Zeit der Zerstörung von Jerusalem den Text zu dem berühmten Verse: *Super flumina Babylonis*, und den Gegenstand zu einer Myriade von schwermütigen Gemälden lieferten.

Gorenflot seufzte um so mehr, als die neunte Morgenstunde herannahte, die Stunde, zu der man im Kloster zu Mittag speiste, denn in der Zivilisation zurück, befolgten die guten Mönche, wie es Leuten geziemt, welche sich von der Welt losgesagt haben, noch im Jahre der Gnade 1578 die Gewohnheit des guten Königs

Karl V., der um acht Uhr Morgens nach seiner Messe zu Mittag speiste.

Man könnte eben so gut die von dem Winde am Gestade des Meeres an einem Sturmtage aufgehobenen Sandkörner zählen, als die widersprechenden Gedanken, welche hinter einander in dem Gehirne des nüchternen Gorenflot auskrochen.

Sein erster Gedanke, derjenige, von welchem er sich am schwersten zu befreien vermochte, war, nach Paris zurückzukehren, geradezu in das Kloster zu gehen, dem Abt zu erklären, er zöge entschieden den Kerker der Verbannung vor, und nötigenfalls einzuwilligen, die Disziplin, die Peitsche, die doppelte Peitsche und das *in pace* auszuhalten, wenn man ihm schwören würde, man wolle sich mit seinen Mahlen beschäftigen, welche Mahle er sogar auf fünf täglich beschränken zu lassen gedachte.

Auf diesen Gedanken, der so hartnäckig war, dass er mehr, als eine volle Viertelstunde das Gehirn des armen Mönches bearbeitete, folgte ein anderer, etwas vernünftigerer: er wollte geraden Wegs nach dem Füllhorne gehen, Chicot dahin rufen lassen, wenn er ihn nicht noch eingeschlafen fände, ihm die klägliche Lage auseinandersetzen, in welche er in Folge seiner bacchischen Aufforderungen, denen er, Gorenflot, nachzugeben die Schwäche gehabt, geraten war, und von diesem edelmütigen Freunde sich ein Kostgeld erbitten.

Dieser Plan beschäftigte Gorenflot eine weitere Viertelstunde, denn es war ein vernünftiger Kopf und der Gedanke nicht ganz ohne Verdienst.

Endlich kam ein dritter Gedanke, dem es nicht an einer gewissen Kühnheit gebrach; er hatte im Sinne, sich um die Mauern der Hauptstadt zu wenden, durch die Porte Saint-Germain oder die Tour de Nesle zurückzukehren und heimlich seine Einsammlungen in Paris fortzusetzen. Er kannte die guten Orte, die fruchtbaren Winkel, die kleinen Gassen, wo gewisse Gevaterinnen saftiges Geflügel aufzogen und stets einen in seinem Fett erstickten Kapaun in den Sack des Almosensammlers zu werfen hatten. Er sah in dem dankbaren Spiegel seiner Erinnerung ein gewisses Haus mit einer Freitreppe, wo man Konserven aller Art bereitete, und zwar hauptsächlich,

wenigstens bildete sich Bruder Gorenflot dies ein, um in den Sack des Almosensammlers im Austausch für seinen väterlichen Segen bald ein Viertel Gelee von getrockneten Quitten, bald ein Dutzend eingemachte Nüsse, bald eine Schachtel gedörrte Äpfel, deren Geruch allein einen Sterbenden erquickt hätte, fallen zu lassen. Denn es ist nicht zu leugnen, die Gedanken von Bruder Gorenflot waren hauptsächlich den Freuden der Tafel und den Süßigkeiten der Ruhe zugewendet; so dass er nicht ohne eine gewisse Unruhe an jene Advokaten des Teufels dachte, welche, genannt die Trägheit und die Leckerei, am jüngsten Gerichte gegen ihn plaidiren würden. Mittlerweile aber folgte der würdige Mönch, vielleicht nicht ohne Gewissensbisse, doch er folgte jedenfalls dem mit Blüten bedeckten Abhang, der in den tiefen Schlund führt, in welchem beständig, wie Scylla und Charybdis, diese zwei Todsünden brüllen.

Auch dieser letzte Plan lächelte ihn an; auch diese Lebensart dünkte ihm diejenige, zu welcher er von der Natur bestimmt wäre; doch um diesen Plan auszuführen, um diese Lebensart zu verfolgen, musste er in Paris bleiben und sich der Gefahr aussetzen, auf jedem Schritte den Bogenschützen, den Sergenten, den kirchlichen Behörden, einer gefährlichen Heerde für einen herumschweifenden Mönch, zu begegnen.

Dann zeigte sich noch ein anderer Übelstand: der Säckelmeister des Sainte-Geneviève Klosters war ein zu sorgfältiger Verwalter, um Paris ohne einen Bruder Almosensammler zu lassen; Gorenflot lief Gefahr, sich einem Kollegen gegenüber zu finden, der vor ihm den unbestreitbaren Vorzug gesetzlicher Ausübung seiner Funktionen gehabt hätte.

Dieser Gedanke machte Gorenflot beben, und er hatte, auch sicherlich Grund dazu.

So weit war er mit seinen Selbstgesprächen und Befürchtungen, als er in der Ferne, unter der Porte Bordelle, einen Reiter erscheinen sah, der bald das Gewölbe durch den Galopp seines Rosses erschütterte.

Der Unbekannte stieg an einem Hause ab, das ungefähr hundert Schritte von dem Orte lag, wo Gorenflot saß; er klopfte an, man öffnete ihm, und Roß und Reiter verschwanden in dem Hause.

Gorenflot bemerkte diesen Umstand, weil er das Glück des Reiters beneidete, der ein Pferd besaß und es folglich verkaufen konnte.

Doch nach einem Augenblick kam der Reiter, Gorenflot erkannte ihn an seinem Mantel, kam der Reiter, sagen wir, wieder aus dem Hause heraus, und da sich in einiger Entfernung eine Baumgruppe fand und vor der Baumgruppe ein großer Steinhaufen lag, so kauerte er sich zwischen den Bäumen und dieser Bastei neuerer Art nieder.

»Hier bereitet sich offenbar ein Hinterhalt,« murmelte Gorenflot. »Wäre ich den Bogenschützen minder verdächtig, so würde ich sie benachrichtigen, oder wäre ich mutiger, so würde ich mich dem widersetzen.«

Der Mann, der im Hinterhalte lag, und dessen Augen das Thor der Stadt nur verließen, um die Gegend mit einer gewissen Unruhe zu durchforschen, gewahrte jetzt mit einem der raschen Blicke, die er nach rechts und links warf, Gorenflot, welcher immer noch auf dem Boden saß und sein Kinn auf die Hand stützte. Dieser Anblick war ihm lästig; er stellte sich, als ginge er mit gleichgültiger Miene hinter den Bruchsteinen spazieren.

»Das ist eine Haltung,« sagte Gorenflot, »das ist ein Wuchs . . . es ist mir, als sollte ich ihn kennen; . . . doch nein, unmöglich.«

In dieser Sekunde sank der Unbekannte, der Gorenflot den Rücken zuwendete, plötzlich nieder, als ob ihm die Muskeln seiner Beine den Dienst versagt hätten. Er hatte ein gewisses Geräusch von Hufeisen vom Tore der Stadt her gehört.

Es kamen in der Tat drei Männer, von denen zwei Lackeien zu sein schienen, drei gute Maultiere und drei dicke Mantelsäcke durch die Porte Bordelle aus Paris heraus. Sobald sie der Mann hinter den Bruchsteinen erblickt hatte, machte er sich wo möglich noch kleiner, kroch mehr, als er ging, erreichte die Baumgruppe, wählte sich den dicksten Baum aus, duckte sich hinter demselben, und nahm die Stellung eines Jägers auf dem Anstand.

Der Reiterzug kam vorüber, ohne ihn zu sehen, oder wenigstens ohne ihn zu bemerken, während im Gegenteil der

Mann im Hinterhalte den Zug mit den Augen zu verschlingen schien.

»Ich habe es verhindert, dass das Verbrechen begangen worden ist,« sagte Gorenflot, »und meine Anwesenheit auf dem Wege gerade in diesem Augenblick ist eine von jenen Kundgebungen des göttlichen Willens, die mir wohl am Ende noch zu einem Frühstück verhelfen werden.«

Als die Kavalkade vorüber war, kehrte der Lauernde in das Haus zurück.

»Gut,« sagte Gorenflot, »das ist ein Umstand, der mir, wenn ich mich nicht sehr täusche, den gewünschten Vorteil verschaffen wird. Ein Mann auf der Lauer will nicht gern gesehen werden. Es ist ein Geheimnis, das ich besitze, und wäre es nur sechs Deniers wert, ich werde es mir zu Nutzen machen.«

Und ohne zu zögern, wandte sich Gorenflot nach dem Hause; doch je mehr er sich demselben näherte, desto mehr erinnerte er sich der martialischen Haltung des Reiters, des langen Raufdegens, der an seine Waden schlug, und des furchtbaren Auges, mit dem er die Kavalkade hatte vorüberziehen sehen; dann sagte er zu sich selbst:

»Ich glaube offenbar, ich habe Unrecht gehabt; ein solcher Mann wird sich nicht einschüchtern lassen.«

An der Türe war Gorenflot völlig überzeugt, und er kratzte sich nicht mehr an der Nase, sondern hinter dem Ohr.

Plötzlich hellte sich das Gesicht des Mönches auf.

»Ein Gedanke,« sagte er.

Das Erwachen eines Gedankens in dem entschlummerten Gehirn des Mönches, war ein solcher Fortschritt, dass er selbst darüber staunte, als ihm dieser Gedanke kam; doch man sagte sich schon in jener Zeit: Die Notdurft ist die Mutter der Gewerbstätigkeit.

»Ein Gedanke,« wiederholte er, »und zwar ein ziemlich geistreicher Gedanke.«

»Ich werde ihm sagen: ›Mein Herr, jeder Mensch hat seine Pläne, seine Wünsche, seine Hoffnungen; ich werde für Eure Pläne beten, gebt mir etwas.‹ Sind seine Pläne schlecht, wie ich gar nicht bezweifle, so ist es ein doppeltes Bedürfnis, dass man

für ihn betet, und in dieser Hinsicht wird er mir ein Almosen geben. Und ich unterwerfe die Frage dem ersten Doktor, der mir begegnet . . . nämlich, ob wir für Pläne, die uns unbekannt sind, beten dürfen, wenn wir einen schlimmen Zweifel über dieselben gefasst haben. Was der Doktor mir sagt, werde ich tun; folglich bin ich nicht mehr verantwortlich, sondern er, und wenn ich keinen Doktor finde, so werde ich mich, insofern ein Zweifel obwaltet, des Gebetes enthalten. Mittlerweile habe ich mit dem Almosen des Mannes mit den schlechten Absichten gefrühstückt.«

In Folge dieser Entscheidung drückte sich Gorenflot an die Mauer und wartete.

Fünf Minuten nachher öffnete sich die Türe abermals und Ross und Reiter erschienen wieder.

Gorenflot näherte sich und sprach:

»Mein Herr, wenn fünf *Pater* und fünf *Ave* Euch zum Gelingen Eurer Pläne angenehm wären . . . «

Der Reiter wandte den Kopf gegen den Mönch um und rief:

»Gorenflot!«

»Herr Chicot,« murmelte der Mönch ganz verwundert.

»Wohin des Teufels gehst Du denn, Gevatter?« fragte Chicot.

»Ich weiß es nicht, und Ihr?«

»Das ist etwas Anderes, ich weiß es, ich gehe gerade vor mich hin.«

»Sehr weit?«

»Bis ich anhalte. Doch Du, Gevatter, da Du mir nicht sagen kannst, in welcher Absicht Du Dich hier befindest, so vermute ich Etwas.«

»Was?«

»Du bespähst mich.«

»Mein Jesus! ich Euch bespähen, der Herr bewahre mich; ich habe Euch gesehen, und mehr nicht.«

»Gesehen, was?«

»Ich sah Euch bei dem Vorüberziehen der Maultiere lauern.«

»Du bist ein Narr.«

»Doch wohl, hinter jenen Steinen, mit aufmerksamen Augen . . . «

»Höre, Gorenflot, ich will mir ein Haus außerhalb der Stadt bauen lassen; jene Bruchsteine gehören mir, und ich versicherte mich, ob sie von guter Qualität wären.«

»Ah! das ist etwas Anderes,« versetzte der Mönch, der nicht das kleinste Wort von dem glaubte, was ihm Chicot antwortete, »ich täuschte mich.«

»Doch Du, was machst Du außerhalb der Barriere?«

»Ach! Herr Chicot, ich bin geächtet,« erwiderte Gorenflot mit einem ungeheuren Seufzer.

»Wie!« rief Chicot.

»Geächtet, sage ich Euch.«

Und sich in seine Kutte hüllend, richtete Gorenflot seine kurze Gestalt auf und wiegte seinen Kopf von vorn nach hinten, mit dem gebieterischen Blicke des Menschen, dem eine große Katastrophe ein Recht verleiht, das Mitleid von seines Gleichen zu fordern.

»Meine Brüder verstoßen mich aus ihrem Schoße,« fuhr er fort, »ich bin *exkommuniziert, anathematisirt*.«

»Bah! und warum dies?«

»Hört, Meister Chicot,« sprach der Mönch, die Hand auf sein Herz legend, »Ihr mögt mir glauben oder nicht glauben, ich weiß es nicht.«

»Sollte man Euch etwa diese Nacht in irgend einem Winkel mit öffentlichen Dirnen begegnet haben, Gevatter?«

»Abscheulicher Scherz, Ihr wisst gar wohl, was ich seit gestern Abend getan habe.«

»Das heißt, von acht Uhr bis zehn Uhr weiß ich es, aber nicht von zehn Uhr bis drei Uhr.«

»Wie, von zehn Uhr bis drei Uhr?«

»Ja, um zehn Uhr seid Ihr weggegangen.«

»Ich,« rief Gorenflot, den Gascogner mit weit aufgerissenen Augen anschauend.

»So sehr weggegangen, dass ich Euch fragte, wohin Ihr ginget.«

»Wohin ich ginge, habt Ihr mich gefragt?«

»Ja!«

»Und ich antwortete Euch?«

»Ihr antwortetet mir, Ihr wolltet eine Rede halten.«

»Es liegt etwas Wahres in Allem dem, jedoch . . . « murmelte Gorenflot erschüttert.

»Bei Gott! es ist so wahr, dass Ihr mir Eure Rede zum Teil vorsagtet, sie war sehr lang.«

»Sie hatte drei Abteilungen, das ist die Form, Welche Aristoteles empfiehlt.«

»Es waren furchtbare Dinge gegen den König Heinrich III. in Eurer Rede.«

»Bah!« rief Gorenflot.

»So furchtbar, dass ich nicht erstaunen würde, wenn man Euch als Urheber von Unruhen verfolgte.«

»Herr Chicot, Ihr öffnet mir die Augen; sah ich wirklich ganz wach aus, als ich mit Euch sprach?«

»Ich muss Euch sagen, Gevatter, dass Ihr mir seltsam vorkam, Euer Blick besonders war von einer Starrheit, die mich erschreckte; man hätte glauben sollen, Ihr wäret erwacht, ohne es zu sein, und Ihr sprächet im Schläfe.«

»Ich weiß jedoch ganz gewiss, dass ich diesen Morgen im Füllhorn erwacht bin, und der Teufel soll mich holen, wenn das nicht wahr ist.«

»Was ist darüber zu staunen?«

»Wie! was darüber zu staunen sei, da Ihr mir sagt, ich sei, um zehn Uhr aus dem Füllhorn weggegangen!«

»Ja, doch Ihr seid um drei Uhr Morgens zurückgekehrt, und zum Beweise sage ich Euch, dass Ihr die Türe offen ließt und dass ich sehr kalt hatte.«

»Und ich auch,« versetzte Gorenflot, »ich erinnere mich dessen.«

»Ihr seht wohl!«

»Wenn das, was Ihr mir sagt, wahr ist . . . «

»Wie! Gevatter, das ist die reine Wahrheit. Fragt nur Meister Bonhomet.«

»Meister Bonhomet?«

»Allerdings, er hat Euch die Türe geöffnet. Ich muss Euch sogar

bemerken, Ihr wart sehr vom Stolze aufgeblasen, und ich sagte zu Euch: »Pfui, Gevatter! der Stolz steht einem Manne schlecht, besonders wenn dieser Mann ein Mönch ist.«

»Und worauf war ich denn stolz?«

»Auf den Erfolg Eurer Rede, auf die Complimente des Herzogs von Guise, des Kardinals und des Herzogs von Mayenne, welche Gott erhalten möge,« fügte der Gascogner den Hut lüpfend bei.

»Dann ist mir Alles klar,« sagte Gorenflot.

»Das ist ein Glück . . . Ihr gesteht also, dass Ihr bei dieser Versammlung gewesen seid; wie Teufels nennt Ihr sie? Wartet doch? die Versammlung der heiligen Union. So ist es.«

Gorenflot ließ sein Haupt auf seine Brust sinken, stieß einen Seufzer aus und sprach:

»Ich bin ein Nachtwandler . . . schon längst vermutete ich es.«

»Nachtwandler, was soll das bedeuten?«

»Das bedeutet, Herr Chicot, dass bei mir der Geist die Materie beherrscht, so daß, während die Materie schläft, der Geist wacht, und dass dann der Geist der Materie befiehlt, welche, obgleich völlig eingeschlummert, zu gehorchen genötigt ist.«

»Ei, Gevatter,« rief Chicot, »das gleicht sehr irgend einer Zauberei; wenn Ihr besessen seid, so sagt es offenherzig; ein Mann, der im Schläfe geht, der schlafend sich gebärdet, der, immer schlafend, Reden hält, in denen er den König angreift . . . bei Gott! das geht nicht mit natürlichen Dingen zu; zurück Beelzebub, *vade retro Satanas*.«

Und Chicot ließ sein Pferd einen Seitensprung machen.

»Auch Ihr verlasst mich, Herr Chicot,« sprach Gorenflot, »*Tu quoque Brute*. Ah! ah! das hätte ich nie von Euch geglaubt.«

Und der Mönch suchte, ganz in Verzweiflung, ein Schluchzen zu modulieren.

Chicot hatte Mitleid mit dieser ungeheuren Verzweiflung, welche um so furchtbarer erschien, als sie auf einem Punkte zusammengedrängt war.

»Laß hören,« sprach er, »was hast Du mir gesagt?«

»Wann?«

»So eben.«

»Ach! ich weiß es nicht, mein Kopf ist voll und mein Magen ist leer; bringt mich wieder auf den rechten Weg, Herr Chicot.«

»Du hast mir von Reisen gesprochen.«

»Es ist wahr, ich sagte Euch, der ehrwürdige Prior habe mich aufgefordert, eine Reise zu machen.«

»Wohin?« fragte Chicot.

»Wohin es mir beliebt würde,« antwortete der Mönch.

»Und Du gehst?«

»Ich weiß es nicht.« Gorenflot hob seine Hände zum Himmel auf und fuhr fort: »Um der Gnade Gottes Willen, Herr Chicot, leiht mir zwei Taler, damit ich meine Reise machen kann.«

»Ich werde etwas Besseres tun,« sagte Chicot.

»Ah! was werdet Ihr tun?«

»Ich habe Dir auch gesagt, ich reise.«

»Das ist wahr, das habt Ihr mir gesagt.«

»Nun wohl! ich nehme Dich mit.«

Gorenflot schaute den Gascogner misstrauisch und wie ein Mensch an, der nicht an eine solche Gunst zu glauben wagt.

»Doch unter der Bedingung, dass Du sehr vernünftig bist, bist Du dies, so erlaube ich Dir, sehr gottlos zu sein. Nimmst Du meinen Vorschlag an?«

»Ob ich ihn annehme,« rief der Mönch, »ob ich ihn annehme . . . doch haben wir auch Geld zum Reisen?«

»Seht,« sprach Chicot, eine lange, anmutig vom Halse an gerundete Börse aus der Tasche ziehend.

Gorenflot machte einen Freudensprung.

»Wie viel?« fragte er.

»Hundert und fünfzig Pistolen.«

»Und wohin gehen wir?«

»Du wirst es sehen, Gevatter.«

»Wann frühstücken wir?«

»Sogleich.«

»Doch auf was soll ich reiten?« fragte Gorenflot unruhig.

»Nicht auf meinem Pferde, bei Gott! denn Du würdest es umbringen.«

»Was ist dann zu machen?« versetzte Gorenflot mit trübseligem Auge.

»Nichts ist einfacher. Du hast einen Bauch wie Silen, Du bist ein Trunkenbold wie er. Nun, damit die Ähnlichkeit vollkommen ist, kaufe ich Dir einen Esel.«

»Ihr seid mein König, Herr Chicot, Ihr seid meine Sonne. Nehmt einen etwas starken Esel; Ihr seid mein Gott. Doch sagt, wo werden wir frühstücken?«

»Hier, bei Gott! hier an dieser Stelle. Schau über diese Türe und lies, wenn Du lesen kannst.«

Man war in der Tat vor eine Art von Herberge gelangt. Gorenflot folgte der von dem Finger von Chicot angegebenen Richtung und las: »Hier gibt es Schinken, Eier, Aalpastete und weißen Wein.«

Es wäre schwer zu sagen, welche Revolution in dem Gesicht von Gorenflot bei diesem Anblick vorging. Seine Züge dehnten sich aus, seine Augen funkelten, sein Mund schlitzte sich, um eine doppelte Reihe weißer, hungriger Zähne zu zeigen. Endlich hob er seine Arme als Zeichen freudigen Dankes in die Luft, wiegte seinen ungeheuren Leib mit einem gewissen Takte und sang folgendes Lied, für welches nur sein Entzücken zur Entschuldigung dienen konnte:

»Riecht der Esel nur die Weid,
Spitzt er stracks das lange Ohr,
Ist die Flasch vom Kork befreit,
Spritzt wilder Wein empor.
Doch ist nichts so ausgelassen,
Als der Mönch vom Wein erhitzt,
Der sich tollt in Schenk und Gassen,
Wenn die Freiheit ihm geblitzt.«

»Gut gesagt!« rief Chicot, »und um keine Zeit zu verlieren, setzt Euch zu Tische, mein lieber Bruder; ich will Euch auftragen lassen und einen Esel suchen.«

Zehntes Kapitel.

Wie Bruder Gorenflot auf einem Esel, genannt Panurgos reiste und auf seiner Reise viele Dinge erfuhr, von denen er nichts wusste.

Was Chicot so gleichgültig gegen die Sorge für seinen eigenen Magen machte, für den er, obgleich er ein Narr war, oder ein Narr zu sein sich rühmte, sonst eben so viel Achtung hegte, als nur ein Mönch hegen konnte, war der Umstand, dass Chicot, ehe er das Gasthaus zum Füllhorn verließ, reichlich gefrühstückt hatte.

Dann sättigen die großen Leidenschaften, wie man behauptet, und Chicot hatte gerade in diesem Augenblick eine große Leidenschaft.

Er setzte also Bruder Gorenflot an einen Tisch des kleinen Hauses und man brachte ihm Schinken, Eier, Wein, was er mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit und Beharrlichkeit expedierte.

Mittlerweile ging Chicot in die Nachbarschaft, um den von seinem Gefährten verlangten Esel zu kaufen; er fand bei Bauern von Sceaux, zwischen einem Ochsen und einem Pferde, diesen friedlichen Esel, den Gegenstand der Wünsche von Gorenflot. Er war vier Jahre alt, spielte ins Braune und hielt einen ziemlich fetten Leib auf vier spindeldürren Beinen. In jener Zeit kostete ein solcher Esel zwanzig Livres, Chicot gab zweiundzwanzig und wurde für seine Großmut gesegnet.

Als Chicot mit seiner Eroberung zurückkam und in Begleitung derselben in das Zimmer trat, in welchem Gorenflot zu Mittag speiste, stürzte Gorenflot, der so eben die Hälfte einer Aalpastete verschlungen und seine dritte Flasche geleert hatte, begeistert durch den Anblick seines Tieres und überdies durch die Dünste eines edlen Weines zu allen zärtlichen Gefühlen geneigt, stürzte Gorenflot, sagen wir, seinem Esel um den Hals und steckte ihm, nachdem er denselben auf den einen und auf den andern Kinnbacken geküsst hatte, eine lange Brotkruste zwischen die Zähne, wobei der Esel vor Vergnügen schrie.

»Oh! oh!« sagte Gorenflot, »dieses Tier hat eine schöne

Stimme, wir werden zuweilen mit einander singen. Meinen Dank, Freund Chicot, meinen Dank!«

Und er taufte sogleich seinen Esel mit dem Namen Panurgos.

Chicot warf einen Blick auf den Tisch und sah, dass er ohne Tyrannei von seinem Gefährten fordern konnte, er möge bei seinem Mahle da stehen bleiben, wo er war. Er sprach also mit jenem Tone, dem Gorenflot nichts entgegenzusetzen wusste:

»Vorwärts, Gevatter, aufgebrochen. In Melun nehmen wir Vesperbrot.«

Die Stimme von Chicot war so gebieterisch und Chicot hatte mitten in den etwas harten Befehl ein so süßes Versprechen einschlüpfen lassen, dass Gorenflot, statt irgend eine Bemerkung zu machen:

»In Melun! in Melun!« wiederholte.

Und ohne Verzug hisste sich Gorenflot mit Hilfe eines Stuhles auf seinen Esel, der nur mit einem ledernen Polster bekleidet war, von welchem zwei Riemen in Form von Steigbügeln herabgingen. Der Mönch steckte seine Sandalen in die Riemen, nahm die Leine des Esels in seine rechte Hand, stützte seine linke Faust auf seine Hüfte, und verließ das Wirtshaus majestätisch wie der Gott, mit welchem er, wie Chicot mit Recht behauptete, einige Ähnlichkeit hatte.

Chicot schwang sich auf sein Pferd mit der Gewandtheit eines vollendeten Reiters, und die zwei Gefährten schlugen unverzüglich im kurzen Trabe ihrer Tiere den Weg nach Melun ein.

So machte man vier Lieues in einem Zuge, dann hielt man einen Augenblick an. Der Mönch benützte einen schönen Sonnenschein, um sich auf dem Grasboden auszustrecken und zu schlafen. Chicot machte seinerseits eine Berechnung der Tagesmärsche, aus der er ersah, dass er, um hundert und zwanzig Lieues, zu zehn Lieues im Tag, zurückzulegen, im Ganzen zwölf Tage brauchen würde.

Panurgos fraß mit dem Ende seiner Lippen ein Büschel Disteln ab.

Zehn Lieues waren vernünftiger Weise Alles, was man von den vereinigten Kräften eines Esels und eines Mönches erwarten

konnte.

Chicot schüttelte den Kopf.

»Es ist nicht möglich,« murmelte er, Gorenflot betrachtend, der auf dem Rande seines Grabens nicht mehr und nicht minder schlief, als auf den weichsten Eiderdaunen, »es ist nicht möglich, wenn der Kuttenmann mir folgen will, so muss er wenigstens fünfzehn Lieues im Tage machen.«

Bruder Gorenflot war, wie man sieht, seit einiger Zeit für Alpträume bestimmt.

Chicot stieß ihn mit dem Ellenbogen, um ihn aufzuwecken und ihm, wenn er wach wäre, seine Bemerkung mitzuteilen.

Gorenflot öffnete die Augen und rief: »Sind wir in Melun? Ich habe Hunger.«

»Nein, Gevatter,« versetzte Chicot, »noch nicht, und das ist es gerade, warum ich Euch wecke; es ist dringend, dass wir dahin kommen, und wir reisen zu langsam, beim Teufel! viel zu langsam.«

»Ah! es ist ärgerlich für Euch, lieber Herr Chicot, so sachte zu marschieren? Die Straße des Lebens steigt in die Höhe, da sie im Himmel ausmündet, und das Steigen ist ermüdend. Wer drängt uns übrigens? Je mehr wir Zeit brauchen, um den Weg zurückzulegen, desto länger bleiben wir beisammen. Reise ich nicht für die Verbreitung des Glaubens, und für Euer Vergnügen? Nun! je weniger schnell wir gehen, desto besser wird der Glaube verbreitet werden; je weniger schnell wir gehen, desto besser werdet Ihr Euch unterhalten. Meine Ansicht, zum Beispiel, wäre es, wir würden einige Tage in Melun bleiben; man bekommt dort, wie man mich versichert, vortreffliche Aalpasteten, und ich möchte gern eine vernünftige und gewissenhafte Vergleichung zwischen den Aalpasteten von Melun und denen anderer Gegenden anstellen. Was sagt Ihr dazu, Herr Chicot?«

»Ich sage,« erwiderte der Gascogner, »dass es im Gegenteil meine Ansicht ist, so schnell als möglich zu reiten und erst in Montereau zu Nacht zu speisen, um die verlorene Zeit wieder einzubringen.«

Gorenflot schaute seinen Reisegefährten wie ein Mensch an, der nicht begreift.

»Vorwärts, aufgebrochen!« sagte Chicot.

Der Mönch, welcher der Länge nach ausgestreckt lag und seine Hände hinter seinem Kopfe gekreuzt hielt, setzte sich nur auf und stieß einen Seufzer aus.

»Wenn Ihr übrigens,« fuhr Chicot fort, »wenn Ihr zurückbleiben und nach Eurer Bequemlichkeit reisen wollt, so steht es Euch frei.«

»Nein,« sagte Gorenflot, erschrocken über diese Vereinzelnung, der er nur durch ein Wunder entgangen war, »nein, ich folge Euch, Herr Chicot, ich liebe Euch zu sehr, um Euch zu verlassen.«

»Also aufgesessen, Gevatter, aufgesessen.«

Gorenflot zog seinen Esel an einen Weichstein, und so gelang es ihm, sich darauf festzusetzen; aber diesmal nicht mehr rittlings, sondern auf die Seite, nach Art der Frauen; er behauptete, es wäre ihm dies bequemer, um zu plaudern. Doch der Mönch hatte eine Verdopplung der Geschwindigkeit in dem Marsche seines Tieres vorhergesehen, und bei dieser Anordnung der Dinge besaß er zwei Stützpunkte: die Mähne und den Schweif.

Chicot ließ sein Pferd einen starken Trab gehen; der Esel folgte schreiend.

Die ersten Augenblicke waren furchtbar für Gorenflot; zum Glücke hatte derjenige Teil, auf welchem er ruhte, eine solche Oberfläche, dass es ihm minder schwierig wurde, als einem Andern, seinen Schwerpunkt zu behaupten.

Von Zeit zu Zeit erhob sich Chicot in seinen Steigbügeln, und als er am Horizont nicht sah, was er suchte, verdoppelte er seine Geschwindigkeit.

Gorenflot ließ diese ersten Zeichen des Forschens und der Ungeduld, ganz allein darauf bedacht, sich auf seinem Tiere zu erhalten, vorübergehen, ohne nach der Ursache zu fragen. Als er sich aber allmählich etwas beruhigt, als er unter seiner Anstrengung gehörig zu atmen gelernt und bemerkt hatte, dass Chicot dasselbe Spiel fortsetzte, sagte er:

»Ei, was sucht Ihr denn, lieber Chicot?«

»Nichts,« erwiderte dieser, »ich schaue nur, wohin wir gehen.«

»Mir scheint, wir gehen nach Melun; Ihr habt es selbst gesagt,

und Ihr fügtet sogar Anfangs bei . . . «

»Wir gehen nicht, Gevatter, wir gehen nicht,« sagte Chicot sein Pferd spornend.

»Wie! wir gehen nicht!« rief der Mönch, »wir kommen doch nicht aus dem Trab.«

»Im Galopp! Im Galopp!« rief der Gascogner, indem er sein Pferd diesen Gang nehmen ließ.

Durch das Beispiel fortgerissen, schlug Panurgos ebenfalls einen Galopp an, jedoch mit einer schwer verkleideten Wut, welche nichts Gutes für seinen Reiter versprach.

Chicot glaubte wiederholt ersticken zu müssen.

»Sagt doch, sagt doch, Herr Chicot,« rief er, sobald er sprechen konnte, »Ihr nennt das eine Vergnügensreise; ich belustige mich dabei nicht im Geringsten.«

»Vorwärts! vorwärts!« antwortete Chicot.

»Die Anhöhe ist steil.«

»Gute Reiter galoppieren nur bergan.«

»Ja, doch ich bilde mir entfernt nicht ein, ich sei ein guter Reiter.«

»So bleibt zurück.«

»Nein, beim blauen Teufel! um keinen Preis der Welt,« rief Gorenflot.

»Also vorwärts! vorwärts! wie Ich Euch sagte.«

Und Chicot trieb sein Pferd zu noch einem Grade mehr Schnelligkeit an.

»Panurgos röchelt! Panurgos bleibt stehen!« schrie Gorenflot.

»Dann lebt wohl, Gevatter,« sagte Chicot.

Gorenflot hatte einen Augenblick Lust, auf dieselbe Weise zu antworten; doch er erinnere sich, dass das Pferd, welches er aus dem Grunde seines Herzens verfluchte, und das einen so phantastischen Menschen trug, zugleich auch die Börse trug, welche in der Tasche dieses Menschen war. Er ergab sich also in sein Schicksal, schlug mit seinen Sandalen an die Seiten des wütenden Esels und zwang ihn, sich wieder in Galopp zu setzen.

»Ich werde meinen armen Panurgos umbringen,« rief auf eine klägliche Weise der Mönch, um einen entscheidenden Schlag

dem Interesse von Chicot beizubringen, da er keinen Einfluss auf die Empfänglichkeit seines Gemüts zu haben schien. »Ich werde ihn sicherlich umbringen.«

»Nun, so bringt ihn um, Gevatter,« antwortete Chicot, ohne dass ihn diese Bemerkung, welche Gorenflot für so wichtig hielt, nur im Mindesten langsamer zu reiten veranlasste, »bringt ihn um, und wir kaufen ein Maultier.«

Der Esel, als hätte er diese bedrohlichen Worte begriffen, verließ die Mitte der Straße und sprang auf einen kleinen, sehr schmalen Seitenweg, auf welchem Gorenflot nicht zu Fuße zu gehen gewagt hätte.

»Zu Hilfe!« schrie der Mönch, »zu Hilfe, ich stürze in den Fluss.«

»Es ist keine Gefahr,« sagte Chicot, »wenn Ihr in den Fluss fallt, so büрге ich Euch dafür, dass Ihr allein schwimmt.«

»Oh! ich werde sicherlich sterben,« murmelte Gorenflot, »und wenn man bedenkt, dass mir Alles dies widerfährt, weil ich ein Nachtwandler bin!«

Und der Mönch schlug zum Himmel einen Blick auf, welcher sagen wollte:

»Herr! Herr! welches Verbrechen habe ich begangen, dass Du mich mit einer solchen Krankheit schlägst.«

Oben auf der Anhöhe angelangt, hielt Chicot sein Pferd so plötzlich und so kurz an, dass es sich auf seinen Hinterbeinen bog, und dass sein Kreuz beinahe den Boden berührte.

Gorenflot, ein minder guter Reiter als Chicot, der überdies statt eines Zaumes nur eine Leine hatte, Gorenflot setzte seinen Weg fort.

»Halt an, halt beim Teufel an!« rief Chicot.

Doch der Esel hatte den Gedanken, zu galoppieren, und der Gedanke eines Esel ist etwas Hartnäckiges.

»Wirst Du anhalten?« rief Chicot, »oder so wahr ich ein Edelmann bin, ich sende Dir eine Pistolenkugel nach.«

»Welch ein Teufel von einem Menschen ist das!« sagte Gorenflot zu sich selbst, »und was für ein Tier hat ihn gebissen?«

Als die Stimme von Chicot immer furchtbarer klang und der Mönch bereits die Kugel, mit der man ihn bedrohte, pfeifen zu

hören glaubte, führte er ein Manœuvre aus, für welches ihm die Art und Weise, wie er saß, die größte Leichtigkeit verlieh: er ließ sich nämlich von seinem Tiere auf die Erde herabgleiten.

»Hier bin ich,« sprach er, während er mutig auf sein Hinterteil sank und sich mit beiden Händen an die Leine des Esels anklammerte, der ihn so ein paar Schritte machen ließ, endlich aber stille stand.

Hiernach suchte Gorenflot Chicot, um auf seinem Gesicht die Zeichen der Zufriedenheit zu ernten, welche unfehlbar bei dem Anblick eines so geschickt ausgeführten Manoeuvre darauf ausgeprägt sein müssten.

Doch Chicot war hinter einem Felsen verborgen und setzte von hier seine Signale und Drohungen fort.

Diese Vorsicht machte dem Mönche begreiflich, dass etwas unter seinem Spiele verborgen war. Er schaute vorwärts und gewahrte in einer Entfernung von fünfhundert Schritten auf der Straße drei Männer, die sich ruhig auf ihren Maultieren fortbewegten. Mit dem ersten Blicke erkannte er die Reisenden, welche am Morgen durch die Porte Bordelle ausgelitten und von dem hinter einem Baume lauernenden Chicot mit so glühenden Augen verfolgt worden waren.

Chicot wartete in derselben Stellung, bis die drei Reisenden aus dem Gesicht waren; dann erst kam er zu seinem Gefährten, welcher noch auf derselben Stelle saß, auf die er gefallen war, und immer noch die Leine von Panurgos in den Händen hielt.

»Hört, Freund,« sprach Gorenflot, der die Geduld zu verlieren anfing, »erklärt mir doch ein wenig, was für einen Handel wir treiben, Herr Chicot: so eben noch mussten wir reiten, was die Tiere nur immer laufen konnten, und nun sollen wir plötzlich hier am Platze bleiben.«

»Höre, Freund, ich wollte wissen, ob Euer Esel von guter Race wäre, und ob man mich nicht betrogen hätte, als man mich denselben mit zwei und zwanzig Livres bezahlen ließ; die Probe ist nun gemacht, und ich bin im höchsten Grade zufrieden.«

Der Mönch ließ sich, wie man leicht begreift, nicht betören, und er schickte sich an, dies seinem Freunde bemerkbar zu machen, als seine natürliche Trägheit die Oberhand gewann und ihm den

Rat zuflüsterte, sich in keine weiteren Streitigkeiten einzulassen.

Er begnügte sich daher, ohne dass er seine schlimme Laune verbarg, Chicot zu erwidern:

»Gleichviel, ich bin sehr müde und habe Hunger.«

»Nun, das ist mir ganz lieb,« versetzte Chicot, dem Kутtenmann lustig auf die Schulter klopfend. »Ich bin auch müde, ich habe auch Hunger, und bei dem ersten Wirtshause, das wir auf unserer Straße treffen . . . «

»Nun?« fragte Gorenflot, der kaum an den Umschlag, den diese Worte ankündigten, glauben konnte.

»In dem ersten Wirtshaus, sage ich, lassen wir uns Schweinsrippchen auf dem Rost gebraten, ein paar frikassierte Hühner und eine Schleifkanne besten Weines geben, der sich im Keller findet.«

»Wirklich,« versetzte Gorenflot, »ist es diesmal gewiss?«

»Ich verspreche es Euch.«

»Wohl,« sagte der Mönch sich erhebend, »so wollen wir sogleich nach diesem beseligenden Wirtshaus forschen. Komm, Panurgos, du sollst Kleie bekommen.«

Der Esel schrie vor Vergnügen.

Chicot stieg wieder zu Pferde, Gorenflot führte seinen Esel an der Leine.

Das so sehr ersehnte Wirtshaus erschien bald vor den Augen der Reisenden; es stand zwischen Corbeil und Melun; doch, zum großen Erstaunen von Gorenflot, der aus der Ferne das erquickliche Aussehen desselben bewunderte, befahl Chicot dem Mönch, wieder seinen Esel zu besteigen, und schlug einen Umweg auf der linken Seite ein, um hinter dem Hause vorbeizukommen. Gorenflot, dessen Fassungskraft reißennde Fortschritte machte, gab sich übrigens mit einem Blicke Rechenschaft von dieser Sonderbarkeit; die drei Maultiere, deren Spur Chicot zu verfolgen schien, hatten vor der Türe angehalten.

»Nach dem Belieben dieser verfluchten Reisenden,« dachte Gorenflot, »richten sich also die Ereignisse unserer Fahrt und ordnen sich die Stunden unserer Mahle? Das ist traurig.«

Und er stieß einen tiefen Seufzer aus.

Als Panurgos sah, dass man sich von der geraden Linie

entfernte, welche, wie Jedermann und selbst jeder Esel weiß, die kürzeste ist, hielt er plötzlich an und stemmte sich auf seine vier Füße, als wäre er entschlossen, auf der Stelle, wo er sich befand, Wurzel zu fassen.

»Seht,« sagte Gorenflot mit kläglichem Tone, »selbst mein Esel kann nicht mehr weiter gehen.«

»Ah! er will nicht mehr weiter gehen,« versetzte Chicot, »warte! warte!«

Und er näherte sich einer Kornelkirschehecke und schnitt einen fünf Fuß langen, etwa einen Daumen dicken, zugleich festen und biegsamen Stock ab.

Panurgos war keines von den albernen vierfüßigen Tieren, die sich nicht um das bekümmern, was um sie her vorgeht, und die Ereignisse erst ahnen, wenn sie ihnen auf den Rücken fallen.

Er hatte das Manoeuvre von Chicot verfolgt, schien die Achtung vor demselben zu fühlen, die er verdiente, machte, sobald er seine Absichten zu bemerken glaubte, die Beine wieder gelenkig, und entfernte sich, die Füße gut aufhebend.

»Er geht, er geht!« rief der Mönch Chicot zu.

»Gleichviel,« erwiderte dieser, »wenn man in Gesellschaft eines Mönches und eines Esels reist, ist ein Steck nie überflüssig.«

Und der Gascogner schnitt sich den seinigen vollends zurecht.

Elftes Kapitel.

Wie Bruder Gorenflot seinen Esel gegen ein Maultier und sein Maultier gegen ein Pferd vertauschte.

Die Plackereien von Gorenflot waren indessen, wenigstens für diesen Tag, ihrem Ende nahe; nachdem man den Umweg gemacht hatte, folgte man wieder der Hauptstraße und gelangte in einer Entfernung von drei Viertelstunden zu einem andern Wirtshaus. Chicot wählte ein Zimmer, das auf die Straße ging, und befahl, das Abendbrot im Zimmer aufzutragen; doch man sah, dass Essen und Trinken eine sekundäre Beschäftigung von Chicot war. Er speiste nur mit der Hälfte seiner Zähne, während er mit allen seinen Augen sah und mit allen seinen Ohren hörte. Diese Unruhe dauerte bis zehn Uhr; als Chicot jedoch um zehn Uhr nichts gesehen und nichts gehört hatte, hob er die Sitzung auf und befahl, sein Pferd und den Esel des Mönches, gestärkt durch eine doppelte Portion Haber und Kleie, mit Tagesanbruch bereit zu halten.

Gorenflot, der seit einer Stunde eingeschlafen schien, sich aber nur in jener süßen Extase befand, welche auf ein gutes, mit einer gehörigen Quantität edlen Weines befeuchtetes Mahl folgt, stieß einen Seufzer aus.

»Mit Tagesanbruch?« sagte er.

»Ei, beim Teufel!« versetzte Chicot,

»Du musst gewohnt sein, um diese Stunde aufzustehen.«

»Warum dies?«

»Wegen der Frühmetten.«

»Ich war durch den Superior davon freigesprochen,« antwortete der Mönch.

Chicot zuckte die Achseln, und das Wort Faulenzer erstarb auf seinen Lippen.

»Ja wohl, Faulenzer,« sagte Gorenflot, »ja wohl, doch warum nicht?«

»Der Mensch ist für die Arbeit geboren,« antwortete spruchreich der Gascogner.«

»Und der Mönch für die Ruhe,« versetzte der Bruder, »der Mönch ist die Ausnahme des Menschen.«

Zufrieden mit diesem Argumente, das sogar Chicot zu rühren schien, erhob sich Gorenflot voll Würde und ging auf sein Bett zu, welches Chicot, ohne Zweifel aus Furcht vor einer Unklugheit, in demselben Zimmer, das er für sich gewählt, hatte bereiten lassen.

Wenn Bruder Gorenflot, nicht im tiefsten Schlafe gelegen wäre, so hätte er wirklich am andern Morgen bei Tagesanbruch Chicot aufstehen, sich dem Fenster nähern und hinter dem Fenster auf Beobachtung legen sehen können.

Obgleich durch den Vorhang geschützt, machte Chicot bald einen raschen Schritt rückwärts, und wenn Gorenflot, statt fortwährend zu schlafen, aufgewacht wäre, so hätte er das Klappern der Hufeisen von drei Maultieren auf dem Pflaster hören können.

Chicot ging sogleich auf Gorenflot zu und schüttelte ihn am Arme, bis er die Augen öffnete.

»Aber werde ich denn gar keinen Augenblick mehr Ruhe haben?« stammelte Gorenflot, der zehn Stunden hinter einander geschlafen hatte.

»Geschwinde, geschwinde,« sagte Chicot, »kleiden wir uns an und brechen wir auf!«

»Doch das Frühstück?« bemerkte der Mönch.

»Es findet sich auf der Straße von Montereau.«

»Was ist Montereau?« fragte der Mönch, ein in der Geographie sehr unwissender Mensch.

»Montereau,« erwiderte der Gascogner, »Montereau ist die Stadt, wo man frühstückt; genügt das?«

»Ja,« antwortete Gorenflot lakonisch.

»Wohl, Gevatter, ich gehe hinab, um unsere Zeche und das Futter für unsere Tiere zu bezahlen; wenn Ihr in fünf Minuten nicht bereit seid, reise ich ohne Euch ab.«

Eine Mönchstoilette ist bald gemacht, Gorenflot brauchte jedoch sechs Minuten dazu. Als er vor die Türe kam, sah er auch, dass Chicot, pünktlich wie ein Schweizer, bereits voraus ritt.

Der Mönch bestieg seinen Panurgos; angestachelt durch die doppelte Ration Heu und Haber, die ihm Chicot hatte geben lassen, schlug der Esel von selbst einen Galopp an und hatte bald seinen Reiter an die Seite des Gascogners getragen.

Der Gascogner stand aufrecht in den Steigbügeln und machte vom Kopf bis zu den Füßen keine Biegung. Gorenflot erhob sich in den seinigen und sah am Horizont die drei Maultiere und die drei Reiter hinter einem kleinen Hügel hinabsteigen.

Der Mönch stieß einen Seufzer aus bei dem Gedanken, wie traurig es war, dass ein fremder Einfluss so auf sein Geschick wirkte.

Diesmal hielt ihm Chicot Wort, und man frühstückte in Montereau.

Der ganze Tag hatte große Ansehnlichkeit mit dem vorhergehenden und der nächstfolgende bot ungefähr dieselbe Serie von Ereignissen. Wir gehen also rasch über die Einzelheiten weg. Gorenflot gewöhnte sich allmählich an diese von Zufälligkeiten abhängige Existenz, als er gegen Abend Chicot stufenweise seine Heiterkeit verlieren sah; seit Mittag hatte er keinen Schatten von den drei Reisenden bemerkt, die er verfolgte; er speiste in übler Laune zu Nacht und schlief schlecht.

Gorenflot aß und trank für zwei und versuchte seine besten Lieder. Chicot verharrte in seiner Unempfindlichkeit.

Kaum erwachte der Tag, als er bereits auf seinen Beinen war und seinen Gefährten schüttelte; der Mönch kleidete sich an, und unmittelbar beim Aufbruche setzte man sich in einen Trab, der sich bald in einen wütenden Galopp verwandelte.

Doch man mochte immerhin rennen und jagen, es ließen sich keine Maultiere am Horizont sehen.

Gegen Mittag waren Esel und Pferd zum Umfallen müde.

Chicot ritt gerade auf ein Zollhäuschen zu, das mitten auf der Brücke von Villeneuve-le-Roi erbaut war.

»Habt Ihr drei Reisende auf Maultieren diesen Morgen hier vorüber kommen sehen?«

»Diesen Morgen, mein edler Herr?« antwortete der Zolleinnehmer, »nein, doch gestern.«

»Gestern?«

»Ja, gestern Abend um sieben Uhr.«

»Habt Ihr sie wahrgenommen?«

»Verdammt! wie man Reisende wahrnimmt.«

»Ich frage Euch, ob Ihr Euch des Äußeren dieser Männer erinnert?«

»Es kam mir vor, als wäre es ein Herr mit zwei Lackeien.«

»So ist es,« sagte Chicot, und er gab dem Einnehmer einen Taler.

Dann mit sich selbst sprechend, murmelte er:

»Gestern Abend um sieben Uhr . . . Donner und Teufel! sie haben zwölf Stunden vor mir voraus. »Vorwärts, Mut! Mut!«

»Hört, Herr Chicot,« sprach der Mönch, »Mut habe ich noch für mich, aber nicht mehr für Panurgos.«

Seit zwei Tagen übertrieben, zitterte das arme Tier wirklich auf seinen vier Beinen und teilte Gorenflot die Erschütterung seines elenden Körpers mit.

»Und auch Euer Pferd, seht, in welchem elenden Zustande es ist!« fuhr Gorenflot fort.

Das edle Tier, so eifrig es auch war, und gerade vielleicht wegen seines Feuereifers, troff von Schaum, und ein warmer Dampf drang aus seinen Nüstern hervor, während ihm das Blut aus den Augen springen zu wollen schien.

Chicot untersuchte rasch die zwei Tiere und schien der Ansicht seines Gefährten beizupflichten. Gorenflot atmete, doch plötzlich rief Chicot:

»Bruder Almosensammler, es handelt sich hier darum, einen großen Entschluß zu fassen.«

»Das tun wir bereits seit einigen Tagen,« entgegnete Gorenflot, dessen Gesicht sich im Voraus zersetzte, ehe er nur wusste, was man ihm vorschlagen wollte.

»Wir müssen uns verlassen,« sprach Chicot, den Ochsen, wie man sagt, mit einem Male bei den Hörnern fassend.

»Ah!« rief Gorenflot, »stets derselbe Scherz. Uns verlassen, und warum?«

»Ihr reitet zu langsam, Gevatter.«

»Gott und die Jungfrau! ich jage wie der Wind; sind wir nicht

diesen Morgen fünf Stunden hinter einander galoppiert?«

»Das ist noch nicht genug.«

»Also wieder aufgebrochen! Je schneller wir gehen, desto früher werden wir ankommen; denn ich setze voraus, dass wir am Ende ankommen.«

»Mein Pferd will nicht mehr laufen und Euer Esel verweigert den Dienst.«

»Was ist dann zu machen?«

»Wir lassen die Tiere hier und nehmen sie wieder im Vorüberkommen.«

»Doch wir? Wollt Ihr die Reise zu Fuß fortsetzen?«

»Wir reiten auf Maultieren.«

»Wie bekommen?«

»Wir kaufen.«

»Gut, auch noch dieses Opfer,« sagte Gorenflot seufzend.

»Also?«

»Es mag sein mit den Maultieren.«

»Bravo! Gevatter, Ihr fangt an Euch zu bilden. Empfiehlt Bayard und Panurgos der Sorge des Wirtes. Ich will unsere Ankäufe machen.«

Gorenflot entledigte sich gewissenhaft des Auftrags, den man ihm erteilte: während eines viertägigen Umgangs mit Panurgos hatte er, wie wir sagen nicht, seine Eigenschaften, sondern seine Mängel schätzen gelernt und erkannt, dass seine drei Hauptfehler dieselben waren, zu denen er sich selbst hinneigte, nämlich Trägheit, Unenthaltbarkeit und Lüsternheit. Diese Bemerkung hatte ihn gerührt, und nur mit Bedauern trennte er sich von seinem Esel; doch Gorenflot war nicht allein träge, unenthaltbar und lüstern, sondern auch selbstsüchtig, und er wollte sich lieber von Panurgos, als von Chicot trennen, in Betracht, dass dieser, wie gesagt, die Börse hatte.

Chicot kam mit zwei Maultieren, auf welchen man an diesem Tage zwanzig Lieues zurücklegte, so dass Chicot am Abend die Freude hatte, die drei Maultiere vor der Türe eines Hufschmiedes zu erblicken.

»Ah!« machte er, zum ersten Male atmend.

»Ah!« seufzte der Mönch.

Doch das geübte Auge des Gascogners erkannte weder das Geschirr der Maultiere, noch ihren Herrn, noch dessen Diener.

Die Maultiere waren auf ihren natürlichen Schmuck beschränkt, das heißt, völlig entblößt; der Herr und die Lackeien aber waren verschwunden.

Mehr noch, um diese Tiere her standen unbekannte Leute, welche eine Besichtigung vorzunehmen schienen: es war vor Allem ein Rosstäuscher und dann der Hufschmied nebst zwei Franziskanern; sie ließen die Maultiere um und um drehen und betrachteten die Zähne, die Füße und die Ohren; mit einem Worte, sie untersuchten dieselben.

Ein Schauer durchlief den ganzen Körper von Chicot.

»Gehe voraus,« sagte er zu Gorenflot, »nähere Dich den Franziskanern, nimm sie bei Seite, befrage sie; als Mönche werden sie gegen den Mönch kein Geheimnis haben; erkundige Dich geschickt, von wem diese Maultiere kommen, um welchen Preis man sie verkaufen will, und was aus ihren Eigentümern geworden ist; dann komm zurück und melde mir Alles.«

Unruhig durch die Unruhe seines Freundes, setzte Gorenflot sein Maultier in scharfen Trab und kehrte einen Augenblick nachher wieder zurück.

»Hört die Geschichte,« sagte er.

»Wisst Ihr vor Allem, wo wir sind?«

»Ei bei Gott! wir sind auf der Straße von Lyon, und das ist das Einzige, was ich notwendig wissen muss.«

»Allerdings; doch es ist, wenigstens wie Ihr mir gesagt habt, auch von Belang für Euch, zu erfahren, was aus den Eigentümern dieser Maultiere geworden ist.«

»Ja, vorwärts!«

»Derjenige, welcher, ein Edelmann zu sein scheint, hat hier die Straße nach Avignon eingeschlagen, eine Straße, welche Allem nach den Weg abkürzt und durch Chateau-Chinon und Privas führt.«

»Allein?«

»Wie, allein?«

»Ich frage, ob er allein diese Straße eingeschlagen habe.«

»Mit einem Lackei.«

»Und der andere Lackei?«

»Der andere Lackei hat seinen Weg fortgesetzt.«

»Gegen Lyon?«

»Gegen Lyon.«

»Vortrefflich . . . Und warum geht der Edelmann nach Avignon? Ich glaubte, er ginge nach Rom . . . Doch,« fuhr Chicot fort, als spräche er mit sich selbst, »ich frage Dich da Dinge, welche Du nicht wissen kannst.«

»Oh! wohl . . . ich weiß es,« antwortete Gorenflot.

»Ah! Ihr staunt darüber?«

»Wie, Du weißt es?«

»Ja, er geht nach Avignon, weil Seine Heiligkeit der Papst Gregor XIII. einen Legaten mit seinen Vollmachten nach Avignon geschickt hat.«

»Gut, ich begreife; und die Maultiere?«

»Die Maultiere waren abgemattet; sie haben sie an einen Pferdehändler verkauft, der sie wieder an Franziskaner verkaufen will.«

»Um wie viel?«

»Um fünfzehn Pistolen das Stück.«

»Wie haben sie die Reise fortgesetzt?«

»Auf Pferden, die sie kauften.«

»Von wem?«

»Von einem Reiterkapitän, der sich in diesem Augenblick auf Remonte hier befindet.«

»Beim Teufel! Gevatter,« rief Chicot, »Du bist ein kostbarer Mann; erst heute lerne ich Dich schätzen.«

Gorenflot blies sich auf.

»Nun vollende, was Du angefangen hast,« fuhr Chicot fort.

»Was habe ich zu tun?« Chicot stieg ab, warf, die Zügel dem Mönche um den Arm und erwiderte:

»Nimm die zwei Maultiere und biete sie an zwanzig Pistolen den Franziskanern an; sie sind Dir den Vorrang schuldig.«

»Und sie werden mir ihn geben,« sagte Gorenflot, »oder ich zeige sie bei ihrem Superior an.«

»Bravo, Gevatter, Du bildest Dich.«
»Ah! doch wie setzen wir unsere Reise fort?«
»Zu Pferde, beim Donner! zu Pferde!«
»Teufel!« machte der Mönch, sich hinter dem Ohre kratzend.
»Vorwärts . . . ein Stallmeister wie Du . . . «
»Bah! ich bilde mir nichts darauf ein. Doch wo werde ich Euch wiederfinden?«
»Auf dem Platze vor dem Rathaus.«
»Erwartet mich dort.«

Der Mönch ging mit entschlossenem Schritte, auf die Franziskaner zu, während Chicot durch eine Seitengasse sich nach dem Hauptplatz des kleinen Fleckens begab.

Hier traf er in der Herberge zum Hahnen den Reiterkapitän, der ein hübsches Glas Auxerre-Wein trank, welchen Wein die Liebhaber zweiten Ranges mit dem Gewächse von Burgund verwechseln. Er zog bei ihm neue Erkundigungen ein, und es wurden ihm in jeder Hinsicht die Nachrichten von Gorenflot bestätigt.

In einem Augenblick hatte Chicot mit dem Remonteur einen Handel über zwei Pferde abgeschlossen, welche dieser auf der Stelle als *auf dem Wege gestorben* in seine Liste eintrug und in Folge dieses Unfalles beide für fünf und dreißig Pistolen geben konnte.

Es handelte sich nur noch darum, den Preis für die Sättel und Zäume zu machen, als Chicot aus einer kleinen Seitengasse den Mönch, die zwei Sättel auf seinem Kopfe und die zwei Zäume an den Händen, hervorkommen sah.

»Oh! oh!« rief er, »was ist das, Gevatter?«
»Nun, es sind die Sättel und Zäume unserer Maultiere.«
»Du hast sie zurückbehalten, guter Bruder?« fragte Chicot mit seinem breiten Lächeln.
»Ja wohl.«
»Und die Maultiere verkauft?«
»Um zehn Pistolen das Stück.«
»Die man Dir bezahlt hat?«
»Hier ist das Geld,« antwortete Gorenflot und ließ seine Tasche

klingen, welche mit Münze aller Art gefüllt war.

»Gottes Tod!« rief Chicot, »Du bist ein großer Mann, Gevatter.«

»So bin ich nun einmal,« versetzte Gorenflot mit bescheidenem Stolze.

»Zum Werke,« sagte Chicot.

»Ah! ich habe Durst,« entgegnete der Mönch.

»Wohl, so trinke, während ich unsere Tiere saddle; doch nicht zu viel.«

»Eine Flasche.«

»Gut, eine Flasche.«

Gorenflot trank zwei und übergab Chicot den Rest des Geldes.

Chicot hatte einen Augenblick den Gedanken, dem Mönche die um den Preis der zwei Flaschen verminderten, zwanzig Pistolen zu lassen, aber er bedachte, dass er von dem Tage an, wo Gorenflot zwei Taler besäße, nicht mehr über ihn Meister wäre. Er nahm also das Geld, ohne dass der Mönch bemerkte, dass er einen Augenblick gezögert hatte, und schwang sich in den Sattel.

Der Mönch bestieg sein Roß ebenfalls mit Hilfe des Reiteroffiziers, der ein gottesfürchtiger Mann war und Gorenflot den Fuß hielt, ein Dienst, wofür ihm der Mönch, sobald er sich in das Gleichgewicht gesetzt hatte, seinen Segen erteilte.

»Das lasse ich mir gefallen,« rief Chicot, im Galopp vom Platze reitend, »das ist ein vortrefflicher Bursche.«

Als Gorenflot sein Abendbrot vor sich her rennen sah, trieb er sein Pferd auf seine Fährte; er machte übrigens Fortschritte in der Reitkunst; statt sich mit einer Hand an der Mähne und mit der andern am Schweife anzuklammern, wie er dies sonst tat, fasste er mit beiden Händen den Sattelknopf und rannte mit diesem einzigen Stützpunkte so lange es Chicot haben wollte.

Er entwickelte am Ende mehr Tätigkeit, als sein Patron, denn so oft Chicot den Gang veränderte und sein Pferd mäßigte, setzte der Mönch, der den Galopp dem Trabe vorzog, seinen Weg mit gleicher Geschwindigkeit, seinem Tiere ein Hurrah zurufend, fort.

So edle Anstrengungen verdienten ihren Lohn: am andern Abend holte Chicot etwas vor Châlons Meister Nicolas David wieder ein, der immer noch als Lackei verkleidet war: er verlor ihn nicht mehr aus dem Blicke, und alle drei ritten am Abend des

achten Tages nach ihrer Abreise von Paris durch die Thore von Lyon ein.

Es war dies ungefähr der Augenblick, wo, einer entgegengesetzten Straße folgend, Bussy, Saint-Luc und seine Frau im Schlosse Méridor ankamen.

Zwölftes Kapitel.

Wie sich Chicot und sein Gefährte im Gasthof zum Schwanen des Kreuzes einquartierten, und wie sie vom Wirte aufgenommen wurden.

Meister Nicolas David wandte sich, immer noch als Lackei verkleidet, nach der Place des Terreaux und wählte den ersten Gasthof, welcher der zum Schwanen des Kreuzes war.

Chico sah ihn eintreten und verharrte einen Augenblick in Beobachtung, um sich zu versichern, dass er Platz gefunden hätte und sich folglich nicht mehr entfernen würde.

»Hast Du irgend eine Einwendung gegen den Gasthof zum Schwanen des Kreuzes?« fragte der Gascogner seinen Reisegefährten.

»Nicht die geringste,« antwortete dieser.

»Du wirst also hineingehen und den Preis für ein besonderes Zimmer machen; Du sagst, Du erwartest Deinen Bruder, und erwartest mich auch wirklich auf der Schwelle des Hauses; ich gehe spazieren, kehre erst wenn es völlig Nacht ist zurück und finde Dich dann auf Deinem Posten; bis dahin wirst Du den Plan des Hauses, kennen und mich so in das Zimmer führen, dass ich mich nicht an Leuten stoße, die ich nicht sehen will. Begreifst Du?«

»Vollkommen,« antwortete Gorenflot.

»Wähle ein geräumiges, heiteres, zugängliches Zimmer, welches wo möglich an das des so eben angekommenen Reisenden stößt; mache, dass es Fenster nach der Straße hat, damit ich sehen kann, wer aus und eingeht; nenne unter keiner Bedingung meinen Namen und versprich Goldberge.«

»Das soll geschehen.«

Gorenflot entledigte sich seines Auftrags ganz vortrefflich.

Als das Zimmer gewählt war, kam die Nacht; als die Nacht gekommen war, nahm er Chicot bei der Hand und führte ihn in das fragliche Zimmer.

Der Mönch, schlau, wie es ein Mann der Kirche stets ist, so albern ihn die Natur auch geschaffen haben mag, bemerkte Chicot, dass ihre Stube, obschon auf einem andern Ruheplatz liegend, als das von Nicolas David, dennoch an dessen Zimmer anstoße und von demselben nur durch einen Verschlag von Holz und Kalk getrennt werde, den man, wenn man wolle, leicht durchbohren könne.

Chicot hörte dem Mönche mit der größten Aufmerksamkeit und mit lächelndem Antlitz zu; als er geendigt hatte, erwiderte Chicot:

»Alles, was Du mir gesagt hast, verdient eine Belohnung, und Du sollst heute beim Abendbrot Xereswein bekommen, Gorenflot; ja, bei Gott, Du sollst davon bekommen, oder ich bin nicht Dein Freund.«

»Ich kenne den Rausch nicht, den dieser Wein erzeugt,« sagte Gorenflot, »doch er muss sehr angenehm sein.«

»Donner und Hagel!« sprach Chicot, von dem Zimmer Besitz ergreifend, »Du sollst ihn in zwei Stunden kennen lernen, das sage ich Dir.«

Chicot ließ den Wirt rufen.

Man findet vielleicht, dass der Erzähler dieser Geschichte im Gefolge seiner Personen die Begebenheiten in einer großen Anzahl von Wirtshäusern umher wandeln lässt. Hierauf antwortet er, dass es nicht sein Fehler ist, wenn seine Personen, die Einen, um, den Wünschen ihrer Geliebten zu gehorchen, die Andern, um dem Zorn des Königs zu entfliehen, nach Norden und nach Süden reisen. Zwischen das Altertum, das des Wirtshauses in Folge brüderlicher Gastfreundschaft nicht bedurfte, und zwischen das moderne Leben gestellt, wo das Wirtshaus mit seiner Tafel zur Notwendigkeit geworden ist, sieht er sich genötigt, in den Gasthöfen anzuhalten, in denen die wichtigen Ereignisse seines Buches vorfallen müssen; übrigens stellten sich die Karavansereis unseres Westens in jener Zeit unter einer dreifachen Form dar, welche nicht zu verachten war und in unsern Tagen viel von ihrem Charakter verloren hat; diese dreifache Form war die Herberge, der Gasthof und die Schenke. Wohl gemerkt, wir sprechen nicht von den angenehmen Badehäusern, welche in unsern Tagen nichts Gleichbedeutendes haben und, vom Rom der Kaiser an das Paris unserer Könige vermacht, vom Altertum die vielfachen

Annehmlichkeiten seiner weltlichen Toleranzen entlehnten.

Doch diese Anstalten waren noch unter der Regierung von König Heinrich III. in den Mauern der Hauptstadt eingeschlossen; die Provinz hatte noch nichts Anderes, als den Gasthof, die Herberge und die Schenke.

Wir befinden uns nun in einem Gasthofs.

Das ließ der Wirt sehr gut fühlen, als er Chicot, der ihn, wie gesagt, hatte rufen lassen, antwortete, er müsse Geduld fassen, insofern er mit einem Reisenden zu sprechen habe, der, vor ihm angekommen, auch ein Vorzugsrecht geltend machen könne.

Chicot erriet, dieser Reisende wäre sein Advokat.

»Was können sie sich zu sagen haben?« fragte Chicot.

»Ihr glaubt, der Wirt und Euer Mann haben Geheimnisse mit einander?«

»Verdammt! Ihr begreift es wohl, da dieses Spitzbubengesicht, das wir gesehen haben . . . ich setze voraus, es ist das des Wirtes«

»Ganz richtig.«

»Sich herbei lässt, mit einem als Lackei gekleideten Menschen zu sprechen.«

»Ah!« erwiderte Gorenflot, »er hat seine Kleider gewechselt; ich habe ihn gesehen; er ist jetzt ganz schwarz angezogen.«

»Ein Grund mehr. Der Wirt ist ohne Zweifel bei der Intrige beteiligt.«

»Soll ich seine Frau Beichte zu hören suchen?«

»Nein, es ist mir lieber, wenn Du einen Gang durch die Stadt machst.«

»Bah! und das Abendbrot?«

»Ich lasse es in Deiner Abwesenheit bereiten; hier hast Du einen Taler, um Dich in den Zug zu bringen.«

Gorenflot nahm den Taler dankbar an.

Der Mönch hatte sich im Verlaufe der Reise schon mehr als einmal den halbnächtlichen Ausflügen überlassen, die er anbetete und in Folge seines Titels als Bruder Almosensammler in Paris von Zeit zu Zeit zu machen wagte.¹² Doch seit seinem Austritte aus dem Kloster waren ihm diese Ausflüge nur noch teurer

geworden. Gorenflot atmete nunmehr die Freiheit durch alle Poren ein, und er war bereits dahin gelangt, dass sich sein Kloster nur noch unter der Gestalt eines Gefängnisses seiner Erinnerung darstellte.

Er entfernte sich also den Rock an der Seite aufgeschlagen und seinen Taler in der Tasche.

Kaum war Gorenflot aus dem Zimmer, als Chicot, ohne einen Augenblick zu verlieren, einen Bohrer nahm und ein Loch in den Verschlag in der Höhe des Auges machte. Ungefähr so groß wie die eines Blasrohrs erlaubte ihm diese Öffnung wegen der Dicke des Brettes nicht, die verschiedenen Teile des Zimmers deutlich zu sehen; doch wenn er sein Ohr fest an das Loch hielt, so hörte er ziemlich deutlich die Stimmen.

Durch die Stellung der Personen und durch den Platz, den sie im Zimmer einnahmen, konnte indessen Chicot zufälliger Weise ganz genau den Wirt sehen, der mit Nicolas David sprach.

Einige Worte entgingen Chicot, wie gesagt, doch das, was er von der Unterredung auffing, genügte, um ihm zu beweisen, dass David großes Aufheben von seiner Treue gegen den König machte und sogar einer Sendung erwähnte, welche ihm von Herrn von Morvilliers anvertraut worden sein sollte.

Während er so sprach, hörte ihm der Wirt allerdings achtungsvoll zu, aber mit einem Gefühle, das zum mindesten Gleichgültigkeit war, denn er antwortete wenig. Chicot glaubte sogar, in seinen Blicken oder in dem Tone seiner Stimme eine ziemlich bezeichnende Ironie zu bemerken, so oft er den Namen des Königs aussprach.

»Ei! Ei!« sagte Chicot, »sollte unser Wirt zufällig ein Liguist sein; beim Teufel! das werde ich sehen.«

Und da nichts Wichtiges im Zimmer von Meister Nicolas David gesprochen wurde, so wartete Chicot, bis ihm der Wirt ebenfalls einen Besuch machen würde.

Endlich öffnete sich die Türe.

Der Wirt hielt seine Mütze in der Hand; aber er hatte durchaus dieselbe spöttische Physiognomie, welche Chicot so sehr auffiel, als er ihn mit dem Advokaten sprechen sah.

»Setzt Euch hierher, mein lieber Herr,« sagte Chicot zu ihm,

»und ehe wir eine bestimmte Anordnung treffen, hört, wenn es Euch gefällig ist, meine Geschichte an.«

Der Wirt schien diesen Eingang missliebzig zu vernehmen und bedeutete sogar mit einem Zeichen des Kopfes, er wünsche stehen zu bleiben.

»Nach Eurem Belieben, mein Herr,« fuhr Chicot fort.

Der Wirt machte ein Zeichen, welches sagen wollte, um nach seinem Belieben zu handeln, brauche er keines Menschen Erlaubnis.

»Ihr habt mich mit einem Mönche gesehen,« sprach Chicot.

»Ja, mein Herr.« versetzte der Wirt.

»Stille, man darf nicht davon reden . . . dieser Mönch ist geächtet.«

»Bah!« rief der Wirt, »sollte es ein verkleideter Hugenotte sein?«

Chicot nahm eine Miene beleidigter Würde an.

»Hugenotte!« sprach er im Tone des Abscheus, »wer hat gesagt Hugenotte? Wisst, dass dieser Mönch ein Verwandter von mir ist, und dass keiner von meinen Verwandten zu den Hugenotten gehört. Geht doch! braver Mann, Ihr solltet rot werden, dass Ihr so Ungeheuerliches sprecht.«

»Ah! nein Herr, das hat man wohl schon gesehen.«

»Nie in meiner Familie, Herr Wirt! Dieser Mönch ist im Gegenteil der erbitterteste Feind, der sich je gegen die Hugenotten entfesselt hat, dergestalt, dass er in Ungnade bei Seiner Majestät dem König Heinrich III. gefallen ist, welcher bekanntlich die Hugenotten beschützt.«

Der Wirt fing an, ein lebhaftes Interesse an der Verfolgung von Gorenflot zu nehmen.

»Stille!« sagte er, einen Finger auf den Mund legend.

»Wie, stille?« fragte Chicot, »solltet Ihr zufällig Leute des Königs hier haben?«

»Ich befürchte es,« erwiderte der Wirt mit einem Zeichen des Kopfes, »hier nebenan ist ein Reisender.«

»Dann werden wir uns sogleich flüchten, mein Vetter und ich, denn geächtet, bedroht . . . «

»Wohin werdet Ihr gehen?«

»Wir besitzen ein paar Adressen, die uns ein Wirt, ein Freund von uns, Meister La Hurière gegeben hat.«

»La Hurière, kennt Ihr La Hurière?«

»St! Ihr müsst nicht davon sprechen; wir haben in der Bartholomäusnacht Bekanntschaft gemacht.«

»Ah! ich sehe, dass Ihr Beide, Euer Vetter und Ihr, fromme Leute seid; ich kenne La Hurière ebenfalls. Als ich diesen Gasthof kaufte, hatte ich sogar Lust, zum Beweise der Freundschaft, dasselbe Schild anzunehmen wie er: Zum schönen Gestirne; doch mein Haus war unter dem Namen zum Schwanen des Kreuzes bekannt, und ich befürchtete, diese Veränderung könnte mir schaden. Ihr sagt also, Euer Vetter . . . «

»Er hat die Unklugheit gehabt, gegen die Hugenotten zu predigen, und der Erfolg seiner Rede war so groß, dass Seine Allerchristlichste Majestät, wütend über diesen Erfolg, der ihm die Stimmung der Geister enthüllte, meinen Vetter aufsuchen ließ, um ihn in einen Kerker zu sperren.«

»Und dann?« fragte der Wirt mit einem Tone der Teilnahme, in welchem man sich nicht täuschen konnte.

»Meiner Treue, ich entführte ihn.«

»Und daran habt Ihr wohl getan, lieber, armer Herr.«

»Herr von Guise machte mir zwar wohl das Anerbieten, ihn zu beschützen.«

»Wie, der große Heinrich von Guise? Heinrich der Balafre?«

»Heinrich der Heilige.«

»Ja, wie Ihr sagt, Heinrich der Heilige.«

»Doch ich befürchtete den Bürgerkrieg.«

»Wenn Ihr Freunde von Herrn von Guise seid, so kennt Ihr das.«

Und der Wirt machte Chicot mit der Hand eine Art von Maurerzeichen, an welchem sich die Liguisten erkannten.

Chicot hatte in der bekannten Nacht, die er im Sainte-Geneviève Kloster zubrachte, nicht nur dieses Zeichen, das wohl zwanzigmal vor ihm wiederholt wurde, sondern auch das, mit welchem man darauf antwortete, gesehen.

»Bei Gott! und Ihr das,« erwiderte Chicot und machte das zweite Zeichen.

»Dann seid Ihr hier wie in Eurem Eigentum,« sprach der Wirt mit der freundlichsten Hingebung, »mein Haus ist das Eurige; betrachtet mich als einen Freund; ich betrachte Euch als einen Bruder, und wenn Ihr kein Geld habt . . . «

Chicot zog statt jeder Antwort eine Börse aus seiner Tasche, welche, obgleich bereits etwas angegriffen, noch eine ziemlich ansehnliche Korpulenz bot.

Der Anblick einer rundlichen Börse ist stets angenehm, selbst für den edelmütigen Mann, der uns Geld anbietet und so erfährt, dass wir dessen nicht bedürfen, wodurch er das Verdienst seines Anerbietens behält, ohne dass er es in Ausführung zu bringen braucht.

»Gut,« sagte der Wirt.

»Um Euch noch mehr zu beruhigen,« fügte Chicot bei, »muss ich Euch bemerken, dass wir für die Verbreitung des Glaubens reisen, und dass unsere Reise uns von dem Schatzmeister der heiligen Union bezahlt wird. Bezeichnet uns also einen Gasthof, wo wir nichts zu befürchten haben.«

»Bei Gott! Ihr werdet nirgends mehr in Sicherheit sein, als hier, meine Herren, das sage ich Euch.«

»Ihr spracht so eben von einem Manne, der hier nebenan wohne.«

»Ja, doch der mag sich wohl hüten, denn bei der ersten Späherei, die ich von ihm wahrnehme, muss er sich aus dem Hause scheeren.«

»Ihr heißt Bernouillet?«

»Das ist mein Name, Herr, und er ist unter den Gläubigen, wenn nicht der Hauptstadt, doch der Provinz bekannt, dessen darf ich mich wohl rühmen. Sprecht ein Wort, und ich setze ihn vor die Türe.«

»Warum dieß? Lasst ihn im Gegenteil; es ist besser, wenn man seine Feinde in seiner Nähe hat, man kann sie wenigstens überwachen.«

»Ihr habt Recht,« sprach Bernouillet voll Bewunderung.

»Doch was bringt Euch auf den Glauben, dieser Mann sei unser

Feind?« fragte Chicot, »ich sage unser Feind,« fuhr der Gascogner mit einem zarten Lächeln fort, »denn ich sehe wohl, dass wir Brüder sind.«

»Oh ja, ganz gewiss,« sprach der Wirt, »was mich auf den Glauben bringt . . . «

»Das frage ich Euch.«

»Er kam verkleidet als Lackei hierher und zog dann eine Art von Advokatengewand an; er ist aber eben so wenig Advokat, als Lackei, in Betracht, dass ich unter einem auf einen Stuhl geworfenen Mantel die Spitze eines langen Raufdegens habe hervorschauen sehen. Dann sprach er mir vom König, wie Niemand von ihm spricht, endlich gestand er mir, er habe eine Sendung von Herrn von Morvilliers, der, wie Ihr wisst, ein Diener des Nebukadnezar ist.«

»Des Herodes, wie ich ihn nenne.«

»Des Sardanapal!«

»Bravo!«

»Ah! ich sehe, dass wir uns verstehen,« sagte der Wirt.

»Bei Gott . . . ich bleibe also.«

»Ich glaube wohl.«

»Aber kein Wort von meinem Vetter.«

»So wahr Gott lebt!«

»Und von mir auch nicht.«

»Für wen haltet Ihr mich? Doch stille, hier kommt Jemand.«

Gorenflot erschien auf der Schwelle.

»Oh! er ist es, der würdige Mann,« rief der Wirt. Und er ging auf den Mönch zu und machte ihm das Zeichen der Liguisten.

Bei diesem Zeichen ergriffen Gorenflot Staunen und Schrecken.

»Antwortet, antwortet doch, mein Bruder,« sprach Chicot, »unser Wirt weiß Alles und er ist dabei.«

»Er ist dabei,« sagte Gorenflot, »bei was ist er?«

»Bei der heiligen Union,« sagte Bernouillet mit halber Stimme.

»Ihr seht wohl, dass Ihr antworten könnt; antwortet doch!«

Gorenflot antwortete, was den Wirt mit Freude erfüllte.

»Doch man hat mir Xeres-Wein versprochen,« sagte Gorenflot, den es drängte, das Gespräch zu verändern.

»Xeres, Malaga, Alicante, alle Weine meines Kellers stehen zu Eurer Verfügung, mein Bruder.«

Gorenflot ließ seinen Blick von dem Wirt auf Chicot und von Chicot zum Himmel übergehen.

Er begriff durchaus nicht, was ihm begegnete, und in seiner ganz mönchischen Demut erkannte er offenbar, dass sein Glück bei Weitem seine Verdienste überstieg.

Gorenflot berauschte sich drei Tage hinter einander: am ersten Tage mit Xeres, am zweiten mit Malaga, am dritten mit Alicante; doch Gorenflot gestand, dass ihm von allen diesen Trunkenheiten die des Burgunders die angenehmste dünke.

Während dieser vier Tage, in denen Gorenflot seine önophilen Versuche machte, hatte Chicot sein Zimmer nicht verlassen und vom Morgen bis zum Abend den Advokaten Nicolas David belauert.

Der Wirt schrieb diese Zurückgezogenheit von Chicot seiner Furcht vor dem vorgeblichen Royalisten zu und tat sein Möglichstes, diesem tausend Streiche zu spielen.

Doch nichts wirkte, wenigstens scheinbar. Nicolas David, der mit Peter von Gondy im Gasthofs zum Schwanen des Kreuzes eine Zusammenkunft verabredet hatte, wollte seine provisorische Wohnung nicht verlassen, befürchtend, der Bote der Herren von Guise könnte ihn nicht auffinden, und so blieb er in Gegenwart des Wirtes scheinbar gegen Alles unempfindlich. War die Türe hinter Meister Bernouillet geschlossen, so gab Nicolas David allerdings Chicot, der sein Loch nicht verließ, das belustigende Schauspiel seiner geheimen Wut.

Schon am andern Tage nach seiner Einquartierung sagte er, als er die schlimmen Absichten seines Wirtes bemerkte, diesem die Faust weisend oder vielmehr die Faust der Türe weisend, durch die er abgegangen war: »Noch fünf oder sechs Tage, Bursche, und du sollst es mir bezahlen.«

Chicot wusste genug, er war überzeugt, Nicolas David würde den Gasthof nicht verlassen, ehe er die Antwort des Legaten hätte.

Doch beim Herannahen des sechsten Tages, welcher der siebente der Ankunft im Gasthaus war, wurde Nicolas David, dem

der Wirt, trotz der Einwendungen und Bitten von Chicot, bedeutet hatte, er brauche nunmehr sein Zimmer, wurde Nicolas David, sagen wir, krank.

Der Wirt forderte ihn auf, seine Wohnung zu verlassen, so lange er noch gehen könnte; der Advokat verlangte eine Frist bis zum andern Tage und behauptete, es würde dann besser sein; am andern Tage war es viel schlimmer.

Der Wirt teilte diese Kunde seinem Freunde, dem Liguisten, mit und sagte dabei, sich die Hände reibend:

»Nun! unser Royalist, unser Herodes-Freund wird die Revue des Admirals passieren, ran tan plan plan plan plan.«

Die *Revue des Admirals passieren*¹³ nannte man damals unter den Liguisten von dieser Welt in die andere übergehen.

»Bah!« versetzte Chicot, »Ihr glaubt, er werde sterben?«

»Ein abscheuliches Fieber, mein lieber Bruder, ein dreitägiges Fieber, ein viertägiges Fieber mit Verdoppelungen, dass er im Bette aufspringt; die Ärzte begreifen es gar nicht; er hat einen teuflermäßigen Hunger; er wollte mich erdrosseln und schlägt meine Leute. Die Ärzte begreifen es nicht.«

Chicot dachte nach und fragte dann:

»Habt Ihr ihn gesehen?«

»Gewiss, da ich Euch sage, er habe mich erdrosseln wollen.«

»Wie war er?«

»Er war bleich, verstört, entstellt, und schrie, wie ein Besessener.«

»Was schrie er?«

»Gebt auf den König Acht; man führt Böses gegen den König im Schilde.«

»Der Elende!«

»Der Schuft! Von Zeit zu Zeit sagt er sodann, er erwarte einen Menschen, der von Avignon komme, und er wolle diesen Menschen sehen, ehe er sterbe.«

»Seht Ihr . . . ah! er spricht von Avignon.«

»In jeder Minute.«

»Donner und Teufel!« rief Chicot.

»Sagt doch,« versetzte der Wirt, »es wäre possierlich, wenn er

abfahren müsste.«

»Sehr possierlich, doch es wäre mir nicht lieb, wenn er vor der Ankunft des Mannes von Avignon sterben würde.«

»Warum dies? Je früher er stirbt, desto früher sind wir von ihm befreit.«

»Ja; doch ich treibe den Hass nicht so weit, dass ich Leib und Seele verderben will; und da dieser Mann von Avignon kommt, um ihn Beichte zu hören . . . «

»Ei, seht doch, dass es irgend eine Ausgeburt seines Fiebers, irgend eine Einbildung ist, die ihm die Krankheit in den Kopf gesetzt hat, und dass er Niemand erwartet.«

»Bah! wer weiß.«

»Ihr seid von einem guten Christenteige,« versetzte der Wirt.

»Vergeltet das Böse mit Gutem, spricht das göttliche Gesetz.«

Der Wirt entfernte sich ganz verwundert.

Gorenflot hatte durchaus keinen Anteil an allen diesen Dingen genommen und legte sichtbar an Fett zu. Nach acht Tagen krachte die Treppe, die zu seinem Zimmer führte, unter seinem Gewichte und fing an ihn zwischen dem Geländer und der Wand einzupressen; so dass Gorenflot eines Abends Chicot voll Schrecken verkündigte, die Treppe magere ab. Im Übrigen beschäftigten ihn weder David, noch die Ligue, noch der klägliche Zustand, in welchen die Religion versunken war: seine einzige Sorge war es, die Gerichte zu wechseln und die verschiedenen Sorten Burgunderwein mit den verschiedenen Speisen, die er sich auftragen ließ, in Einklang zu bringen, während der Wirt, so oft er ihn ausgehen oder heimkehren sah, ganz erstaunt ausrief:

»Wer sollte glauben, dass dieser dicke Pater ein Stern der Beredsamkeit ist!«

Dreizehntes Kapitel.

Wie der Mönch, den Advokaten Beichte hörte und wie der Advokat den Mönch Beichte hörte.

Der Tag, der das Haus von Bernouillet von seinem Gast befreien sollte, kam endlich oder schien zu kommen. Meister Bernouillet stürzte in das Zimmer von Chicot mit einem so unmäßigen Gelächter, dass dieser eine Zeit lang warten musste, ehe er die Ursache davon in Erfahrung bringen konnte.

»Er stirbt!« rief der menschenfreundliche Wirt, »er verscheidet, er kriecht endlich!«

»Und das macht Euch dergestalt lachen?« fragte Chicot.

»Ich glaube wohl. Der Streich ist auch vortrefflich.«

»Was für ein Streich?«

»Gesteht nur, dass Ihr ihm denselben gespielt habt, mein edler Herr.«

»Ich, einem Kranken einen Streich?«

»Ja.«

»Was gibt es denn, was ist ihm denn begegnet?«

»Was ihm begegnet ist?«

»Ihr wisst, dass er beständig nach seinem Manne von Avignon schrie.«

»Nun, sollte dieser Mann gekommen sein?«

»Er ist gekommen.«

»Habt Ihr ihn gesehen?«

»Bei Gott! Geht irgend eine Person ein oder aus, ohne dass ich sie sehe?«

»Und wie war er?«

»Der Mann von Avignon? klein, mager und rosenfarbig.«

»So ist es!« entschlüpfte Chicot.

»Ihr seht wohl, dass Ihr ihn geschickt habt, da Ihr ihn kennt.«

»Der Bote ist angekommen,« rief Chicot aufstehend und seinen Schnurrbart kräuselnd. »Donner und Teufel! erzählt mir das, Gevatter Bernouillet.«

»Das ist ganz einfach, um so mehr, als Ihr, wenn Ihr den Streich nicht gemacht habt, mir wenigstens sagen werdet, wer es sein kann. Vor ungefähr einer Stunde hing ich ein Kaninchen am Laden auf, als ein großes Pferd und ein kleiner Reiter vor der Türe anhielten.«

›Ist Meister Nicolas hier?‹ fragte der kleine Mann.

Ihr wisst, dass sich der heillose Royalist unter diesem Namen einschreiben ließ.

›Ja, mein Herr,‹ antwortete ich.

›So sagt ihm, die Person, welche er von Avignon erwarte, sei angekommen.‹

›Gern, mein Herr, doch ich muss Euch von Einem benachrichtigen.‹

›Von was?‹

›Dass Meister Nicolas, wie Ihr ihn nennt, stirbt.‹

›Ein Grund mehr, dass Ihr meinen Auftrag ohne Verzug besorgt.‹

›Doch Ihr wisst vielleicht nicht, dass er an einem bösartigen Fieber stirbt?‹

›Wirklich?‹ rief der Mann, ›dann kann ich Euch nicht genug Eile empfehlen.‹

›Wie, Ihr beharrt darauf?‹

›Ich beharre.‹

›Trotz der Gefahr?‹

›Ich sage Euch, dass ich ihn sehen muss.‹

»Der kleine Mann ärgerte sich und sprach mit einem gebieterischen Tone, der keinen Widerspruch zuließ; ich führte ihn daher in das Zimmer des Sterbenden.«

»Er ist also dort?« fragte Chicot, die Hand in der Richtung dieses Zimmers ausstreckend.

»Er ist da . . . nicht wahr, das ist drollig?«

»Sehr drollig.«

»Welch ein Unglück, dass man ihn nicht hören kann!«

»Ja, das ist ein Unglück.«

»Die Szene muss äußerst komisch sein!«

»Im höchsten Grade; doch wer hindert Euch einzutreten?«

»Er hat mich weggeschickt.«

»Unter welchem Vorwand?«

»Unter dem Vorwand, er müsse beichten.«

»Wer hindert Euch an der Türe zu horchen?«

»Ihr habt Recht,« sagte der Wirt und stürzte aus dem Zimmer.

Chicot eilte seinerseits an sein Loch.

Peter von Gondy saß oben an dem Bette des Kranken; doch sie sprachen Beide so leise, dass Chicot nicht ein Wort von ihrer Unterredung hören konnte.

Hätte er übrigens auch diese Unterredung, welche ihrem Ende zuging, gehört, so würde er wenig dadurch erfahren haben, denn nach fünf Minuten stand Herr von Gondy auf, nahm von dem Sterbenden Abschied und entfernte sich.

Chicot lief an das Fenster.

Ein Lackei hielt, auf einem Stumpfschwanz sitzend, das große Pferd am Zügel, von welchem der Wirt gesprochen hatte: einen Augenblick nachher erschien der Botschafter der Herren von Guise, schwang sich auf den Sattel, und ritt um die Ecke der Straße, welche nach der Landstraße von Paris führte.

»Gottes Tod!« sagte Chicot, »wenn er nur nicht die Genealogie mit sich fortnimmt; in jedem Fall werde ich ihn einholen, und müsste ich zu diesem Behufe zehn Pferd, zu Tod, reiten.«

»Doch nein,« fuhr er fort, »diese Advokaten sind feine Füchse, der unsrige besonders, und ich habe den Verdacht . . . Ich möchte nur wissen,« fuhr Chicot ungeduldig mit dem Fuße stampfend, und ohne Zweifel in seinem Geiste seinen Gedanken mit einem andern verknüpfend, fort, »ich möchte nur wissen, wo dieser verwünschte Gorenflot ist?«

In diesem Augenblick kam der Wirt zurück.

»Nun?« rief Chicot.

»Er ist abgereist,« sprach der Wirt.

»Der Beichtvater?«

»Der eben so wenig ein Beichtvater ist, als ich.«

»Und der Kranke?«

»Er ist nach der Unterredung ohnmächtig geworden.«

»Ihr seid fest überzeugt, dass er sich noch in seinem Zimmer

befindet?«

»Er wird aus demselben wahrscheinlich nur kommen, um sich auf den Kirchhof führen zu lassen.«

»Gut; geht und schickt mir meinen Bruder, sobald er wieder erscheint.«

»Selbst wenn er betrunken ist?«

»In welchem Zustande er sein mag.«

»Es ist also dringend?«

»Es ist für das Wohl der Sache.«

Bernouillet ging eiligst hinaus, denn er war ein Mann voll Eifer.

Nun bekam Chicot das Fieber; er wusste nicht, ob er Gondy nachlaufen, oder bei David eindringen sollte; war der Advokat so krank, als der Wirt behauptete, so hatte er ohne Zweifel Herrn von Gondy seine Depechen übergeben. Chicot ging also wie ein Narr in seinem Zimmer auf und ab, schlug sich vor die Stirne und suchte einen Gedanken unter den Millionen von Kügelchen, die in seinem Gehirne kochten.

Man hörte nichts mehr im Nebenzimmer; von seinem Beobachtungsposten aus konnte Chicot nur die Ecke des in seine Vorhänge eingehüllten Bettes sehen.

Plötzlich erscholl eine Stimme auf der Treppe, Chicot bebte: es war die des Mönches.

Von dem Wirte angetrieben, der ihn vergebens schweigen machen wollte, stieg Gorenflot eine nach der andern die Stufen der Treppe herauf und sang dabei mit weinschwerer Stimme ein Trinklied.

Chicot lief an die Türe und rief:

»Stille doch, Trunkenbold!«

»Trunkenbold,« sagte Gorenflot, »weil man getrunken hat!«

»Ruhig! komm hierher; und Ihr, Bernouillet, Ihr wisst . . . «

»Ja,« sprach der Wirt, machte ein Zeichen des Einverständnisses und sprang die Treppe hinab.

»Komm hierher, sage ich Dir,« fuhr Chicot fort, während er den Mönch in sein Zimmer zog, »und lass uns im Ernste mit einander reden.«

»Beim Teufel! Ihr scherzt, Gevatter,« entgegnete Gorenflot, »ich

bin ernsthaft, wie der Esel, wenn er säuft.«

»Oder wenn er gesoffen hat,« versetzte Chicot die Achseln zuckend.

Dann führte er ihn zu einem Stuhle, auf welchem sich Gorenflot voll Wohlbehagen »ein Ah!« von sich gebend, niederließ.

Chicot schloß die Türe und kehrte zu Gorenflot mit einem so ernststen Gesicht zurück, dass dieser begriff, er müsste zuhören.

»Sprecht, was gibt es denn *noch*?« fragte der Mönch, als sollte dieses Wort alle Verfolgungen zusammenfassen, welche Chicot ihn aushalten ließ.

»Was es gibt?« erwiderte Chicot mit hartem Tone, »Du denkst nicht genug an die Pflichten Deines Standes; Du wälzest Dich in der Üppigkeit, Du verfaulst in der Völlerei, und mittlerweile mag aus der Religion werden, was da will.«

Gorenflot schlug große, verwunderte Augen zu Chicot auf.

»Ich?« sagte er.

»Ja, Du; schau nur wie gemein Du aussiehst. Dein Rock ist zerrissen; Du hast Dich auf dem Wege geschlagen, Dein Auge ist mit einem blauen Kreise umgeben.«

»Ich?« versetzte Gorenflot, immer mehr erstaunt über die Vorwürfe, an welche ihn Chicot nicht gewöhnt hatte.

»Allerdings; Du hast Kot über den Knien, und was für Kot? weißen Kot, und das dient zum Beweise, dass Du Dich in den Vorstädten betrunken hast.«

»Das ist meiner Treue wahr.«

»Unglücklicher! ein Genovever-Mönch, wenn Du noch Franziskaner wärst!«

»Chicot, mein Freund, ich bin also sehr schuldig?« sprach Gorenflot gerührt.

»Das heißt, Du verdienst, dass Dich das Feuer des Himmels bis auf die Sandalen verzehrt; nimm Dich in Acht, wenn das so fortgeht, so verlasse ich Dich.«

»Chicot, mein Freund, das würdest Du nicht tun.«

»Es gibt auch Bogenschützen in Lyon.«

»Oh! Gnade, mein teurer Beschützer!« stammelte der Mönch, der nicht zu weinen, sondern wie ein Stier zu blöken anfang.

»Pfui! das hässliche Tier,« fuhr Chicot fort, »und ich frage Dich, in welchem Augenblick überlässest Du Dich solchen Ausschweifungen? In dem Augenblick, wo wir einen Nachbar haben, der in den letzten Zügen liegt.«

»Das ist wahr,« sprach Gorenflot mit zerknirschter Miene.

»Sage mir, bist Du ein Christ, ja oder nein?«

»Ich bin ein Christ,« rief Gorenflot aufstehend, »ich bin ein Christ, beim Papste in Rom, ich bin es, und würde es auf dem Roste des heiligen Lorenz laut verkünden.«

Und den Arm wie zu einem Schwure ausstreckend, sang er, dass die Fensterscheiben zitterten:

»Ich bin ein Christenblut,
dass ist mein einzig Gut!«

»Genug,« rief Chicot ihn mit der Hand knebelnd, »wenn Du ein Christ bist, so lass Deinen Bruder nicht ohne Beichte sterben.«

»Das ist richtig, wo ist mein Bruder, dass ich seine Beichte hören kann? . . . nämlich wenn ich getrunken habe, denn ich sterbe vor Durst.«

Chicot reichte dem Mönche einen Krug voll Wasser, den dieser beinahe ganz leerte.

»Ah! mein Sohn,« sagte er, den Krug wieder auf den Tisch stellend, »ich fange an klar zu sehen.«

»Das ist ein Glück,« erwiderte Chicot, entschlossen diesen Augenblick der geistigen Helle von Gorenflot zu benützen.

»Nun, sprich, mein zärtlicher Freund,« fuhr der Mönch fort, »wen soll ich Beichte hören?«

»Unsern unglücklichen, sterbenden Nachbar.«

»Man gebe ihm eine Pinte Wein mit Honig.«

»Ich habe nichts dagegen einzuwenden, doch er bedarf mehr des geistigen, als des zeitlichen Beistandes. Du wirst ihn aufsuchen.«

»Glaubt Ihr, ich sei hinreichend vorbereitet, Herr Chicot?« fragte schüchtern der Mönch.

»Du! ich habe Dich nie so voll Salbung gesehen, wie in diesem Augenblick. Du wirst ihn zum Guten zurückführen, wenn er verirrt ist, Du wirst ihn gerade in's Paradies schicken, wenn er die Straße

dahin sucht.«

»Ich laufe.«

»Warte doch, ich muss Dir den Gang angeben, den Du zu befolgen hast.«

»Warum? man kennt sein Amt, da man bereits zwanzig Jahre Mönch ist.«

»Ja, doch Du sollst heute nicht allein Dein Amt verrichten, sondern auch meinen Willen tun.«

»Euren Willen?«

»Und wenn Du ihn pünktlich ausführst, hörst Du wohl? so lege ich im Füllhorn hundert Pistolen für Dich nieder, die Du nach Deiner Wahl vertrinken oder verspeisen kannst.«

»Vertrinken *und* verspeisen, das ist mir lieber.«

»Gut, es sei, hundert Pistolen, verstehst Du? wenn Du diesen würdigen Sterbenden Beichte hörst.«

»Ich werde ihn Beichte hören, oder die Pest soll mich ersticken! Wie soll ich ihn Beichte hören?«

»Merke wohl: Dein Gewand verleiht Dir ein großes Ansehen, Du sprichst im Namen Gottes und im Namen des Königs; Du musst durch Deine Beredsamkeit diesen Menschen zwingen, Dir die Papiere zuzustellen, welche man ihm von Avignon gebracht hat.«

»Warum soll ich ihn zwingen, mir diese Papiere zuzustellen?«

Chicot schaute den Mönch mitleidig an und erwiderte:

»Um tausend Taler zu bekommen, doppelter Schafskopf.«

»Das ist richtig; ich gehe.«

»Warte doch, er wird Dir sagen, er habe so eben gebeichtet.«

»Nun, wenn er so eben gebeichtet hat?«

»So antwortest Du ihm, er habe gelogen; derjenige, welcher so eben sein Zimmer verlassen, sei kein Beichtvater, sondern ein Intrigant, wie er.«

»Aber er wird sich ärgern.«

»Was liegt Dir daran, da er stirbt.«

»Das ist wahr.«

»Du wirst also von Gott sprechen, Du wirst vom Teufel sprechen, Du wirst sprechen, von was Du willst, musst ihm aber

auf die eine oder die andere Weise die Papiere von Avignon aus den Händen ziehen.«

»Und wenn er widersteht?«

»So verweigerst Du ihm die Absolution, so verfluchst Du, so anathematisirst Du ihn.«

»Oder ich nehme ihm die Papiere mit Gewalt ab.«

»Auch das . . . doch sprich, bist Du hinreichend vom Rausche befreit, um meine Instruktionen pünktlich zu erfüllen?«

»Pünktlich, Ihr werdet es sehen.«

Gorenflot fuhr mit der Hand über sein breites Gesicht und schien die oberflächlichen Spuren der Trunkenheit zu verwischen; seine Augen wurden ruhig, obgleich man sie bei aufmerksamer Beschauung etwas stier hätte finden können; sein Mund artikulierte nur noch abgemessene Worte mit Mäßigung; seine Gebärde wurde nüchtern, wenn sie auch noch ein wenig zitternd blieb.

Dann wandte er sich feierlich nach der Türe.

»Einen Augenblick,« sagte Chicot, »wenn er Dir die Papiere gegeben hat, fasse sie fest in eine Hand und klopfe mit der andern an die Wand.«

»Und wenn er mir sie verweigert?«

»So klopfe auch.«

»Also soll ich in dem einen wie in dem andern Falle klopfen?«

»Ja.«

»Es ist gut.«

Hiernach verließ Gorenflot das Zimmer, während Chicot, einer unsäglichen Aufregung preisgegeben, sein Ohr fest an die Wand drückte, um auch das geringste Geräusch zu vernehmen.

Zehn Minuten nachher verkündigte ihm das Krachen des Bodens, dass Gorenflot bei seinem Nachbar eintrat, und bald sah er ihn in dem Kreise, den sein Gesichtsstrahl umfassen konnte, erscheinen.

Der Advokat erhob sich in seinem Bette und betrachtete die fremde Erscheinung.

»Ei! guten Morgen, mein Bruder,« sagte Gorenflot mitten im Zimmer stille stehend und seine breiten Schultern ins

Gleichgewicht setzend.

»Was wollt Ihr hier, mein Vater?« murmelte der Kranke mit schwacher Stimme.

»Mein Sohn, ich bin ein unwürdiger Klosterbruder; ich höre, dass Ihr in Gefahr seid, und komme, um über die Interessen Eurer Seele mit Euch zu sprechen.«

»Ich danke,« erwiderte der Sterbende, »doch ich glaube, Eure Sorge ist überflüssig: es geht mir besser.«

Gorenflot schüttelte den Kopf und rief:

»Ihr glaubt?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Eine List von Satan, der Euch gern ohne Beichte sterben sehen möchte.«

»Satan wäre betrogen,« versetzte der Kranke, »denn ich habe so eben gebeichtet.«

»Wem?«

»Einem würdigen, Priester, der von Avignon ankommt.«

Gorenflot schüttelte abermals den Kopf und sprach:

»Das ist kein Priester.«

»Wie? es ist kein Priester!«

»Nein.«

»Woher wisst Ihr das?«

»Ich kenne ihn.«

»Denjenigen, welcher von hier weggeht?«

»Ja,« sagte Gorenflot mit so überzeugtem Ausdrucke, dass der Sterbende, so schwer auch die Advokaten aus der Fassung zu bringen sind, doch unruhig wurde.

»Da es nun nicht besser bei Euch geht,« fuhr Gorenflot fort, »und da dieser Mensch kein Priester war, so müsst Ihr beichten.«

»Das ist mir ganz genehm,« sprach der Advokat mit etwas stärkerer Stimme, »doch ich will beichten, bei wem es mir beliebt.«

»Ihr habt nicht mehr Zeit, einen Andern suchen zu lassen, mein Sohn, und da ich hier bin . . . «

»Wie! ich hätte nicht mehr Zeit,« rief der Kranke mit einer Stimme, welche immer stärker wurde, »wenn ich Euch sage, dass

es besser bei mir geht, wenn ich Euch versichere, dass ich ganz gewiss dem Tode entkommen werde!«

Gorenflot schüttelte zum dritten Male den Kopf und sprach mit demselben Phlegma:

»Und ich versichere Euch, mein Sohn, dass ich auf nichts Gutes mehr bei Euch rechne; Ihr seid durch die Ärzte und ebenso durch die göttliche Vorsehung verurteilt; ich weiß wohl, es ist grausam, Euch dies zu sagen, aber wir kommen am Ende Alle dahin, mag es nun etwas früher oder etwas später sein; es gibt eine Waage, die Waage der Gerechtigkeit, und dann ist es tröstlich, in diesem Leben zu sterben, da man im andern wieder aufersteht. Pythagoras selbst sagte dies, mein Sohn, und das war nur ein Heide. Auf, mein liebes Kind, beichtet.«

»Doch ich versichere Euch, mein Vater, dass ich mich bereits viel besser fühle, was ohne Zweifel eine Wirkung Eurer heiligen Gegenwart ist.«

»Ein Irrtum, mein Sohn, ein Irrtum,« sprach Gorenflot, »es gibt im letzten Augenblicke ein wieder Aufflackern des Lebens. Das ist die Lampe, die sich noch einmal entzündet, um einen letzten Schein von sich zu geben. Sprecht,« fuhr der Mönch fort, während er sich neben das Bett des Kranken setzte, »nennt mir Eure Intrigen, Eure Komplotte, Eure Machinationen.«

»Meine Intrigen, meine Komplotte, meine Machinationen?« wiederholte Nicolas David, zurückweichend vor dem seltsamen Mönche, den er nicht kannte, und der ihn so gut zu kennen schien.

»Ja,« sagte Gorenflot, indem er ruhig seine beiden Ohren zum Hören bereit hielt und seine beiden Daumen über seinen verschlungenen Händen an einander drückte, »wenn Ihr mir dann Alles gesagt habt, so gebt Ihr mir die Papiere, und Gott wird es vielleicht gestatten, dass ich Euch absolviere.«

»Was für Papiere?« rief der Kranke mit einer so starken, so kräftig klingenden Stimme, als ob er sich seiner vollen Gesundheit erfreuen würde.

»Die Papiere, welche der angebliche Priester Euch von Avignon überbracht hat.«

»Und wer sagt Euch, der angebliche Priester habe mir Papiere

gebracht?« fragte der Advokat, ein Bein aus der Decke vorstreckend, mit so heftiger Betonung, dass Gorenflot in dem Anfange der Gottseligkeit gestört wurde, in die er sich auf seinem Lehnstuhle versenkte.

Gorenflot dachte, der Augenblick sei gekommen, um Kraft anzuwenden.

»Derjenige, welcher es gesagt hat, weiß, was er sagt,« sprach der Mönch, »vorwärts, die Papiere, die Papiere, oder keine Absolution.«

»Ei, ich kümmerge mich den Teufel um Deine Absolution, Lumpenkerl!« rief David aus dem Bette springend und Gorenflot bei der Gurgel packend.

»Oh! oh!« schrie der Mönch, »Ihr habt das hitzige Fieber? Ihr wollt nicht beichten . . . «

Geschickt und kräftig auf die Gurgel des Mönches gedrückt, unterbrach der Daumen des Advokaten seinen Satz und dieser wurde durch ein Pfeifen fortgesetzt, das einem Röcheln glich.

»Ich will nun Dich Beichte hören, Kuttenknecht Beelzebubs,« rief der Advokat David, »und was das hitzige Fieber betrifft, so wirst Du sehen, ob es mich dergestalt fesselt, dass ich dadurch Dich zu erdrosseln verhindert werde.«

Bruder Gorenflot war stark, aber er befand sich unglücklicher Weise in dem Augenblick der Reaktion, wo die Trunkenheit auf das Nervensystem wirkt und dasselbe lähmt, was gewöhnlich geschieht, wie zugleich durch eine entgegengesetzte Reaktion die moralischen Fähigkeiten Stärke zu gewinnen anfangen.

Alle seine Kräfte zusammenraffend, vermochte er daher nur von seinem Sitze auszustehen, das Hemd des Advokaten mit seinen breiten Händen zu fassen und ihn heftig von sich zurückzustoßen.

Es ist nicht zu leugnen, so gelähmt Bruder Gorenflot auch war, so stieß er doch Nicolas David so ungestüm zurück, dass dieser mitten in das Zimmer rollte.

Doch wütend erhob der Advokat sich wieder, sprang nach dem langen Degen, den Meister Bernouillet bereits bemerkt hatte, und der gerade über seinen Kleidern an der Wand hing, zog ihn aus der Scheide und setzte die Spitze an den Hals des Mönches, der, erschöpft durch diese äußerste Anstrengung, auf seinen Stuhl

niedergefallen war.

»Nun ist es an Dir, zu beichten,« sprach der Advokat mit dumpfer Stimme, »beichtest Du nicht, so wirst Du sterben.«

Völlig wieder nüchtern durch den unangenehmen Druck der kalten Klinge auf sein Fleisch, begriff Gorenflot den Ernst seiner Lage.

»Oh! Ihr wart also nicht krank,« sagte er, »Euer scheinbarer Toteskampf war also eine Komödie?«

»Du vergisst, dass es nicht an Dir ist, zu fragen, sondern zu antworten,« sagte der Advokat.

»Auf was antworten?«

»Auf das, was ich Dich fragen werde.«

»Sprecht.«

»Wer bist Du?«

»Ihr seht es wohl.«

»Das heißt nicht antworten,« entgegnete der Advokat, seinen Degen etwas fester ansetzend.

»Ei! den Teufel, merkt doch ein wenig auf! Wenn Ihr mich tötet, ehe ich Euch antworte, so werdet Ihr nichts, gar nichts erfahren.«.

»Du hast Recht, Dein Name?«

»Bruder Gorenflot.«

»So bist Du also ein wirklicher Mönch?«

»Wie, ein wirklicher Mönch? Ich glaube wohl!«

»Warum befindest Du Dich in Lyon?«

»Weil ich verbannt bin.«

»Wer hat Dich in dieses Gasthaus geführt?«

»Der Zufall.«

»Wie viele Tage bist Du hier?«

»Seit sechzehn Tagen.«

»Warum bispähst Du mich?«

»Ich habe Euch nicht bispäht.«

»Woher wusstest Du, dass ich Papiere erhalten habe?«

»Man sagte es mir.«

»Wer hat es Dir gesagt?«

»Derjenige welcher mich zu Euch schickte.«

»Wer hat Dich zu mir geschickt?«

»Ich kann es Euch nicht sagen.«

»Du wirst es mir dennoch sagen.«

»Oh weh!« rief der Mönch. »Barmherziger Himmel! Ich rufe, ich schreie!«

»Und ich töte.«

Der Mönch stieß einen Schrei aus, ein Blutstropfen erschien an der Degenspitze des Advokaten.

»Sein Name?« rief dieser.

»Ah! Meiner Treue, mag es gehen, wie es will,« sagte der Mönch, »ich habe ausgehalten, so lange ich konnte.«

»Ja, vorwärts, Deine Ehre ist gedeckt. Derjenige, welcher Dich zu mir geschickt hat . . . «

»Ist . . . «

Gorenflot zögerte noch, es fiel ihm schwer, die Freundschaft zu verraten.

»Vollende,« sprach der Advokat, mit dem Fuße stampfend.

»Wehe mir! Es ist Chicot.«

»Der Narr des Königs?«

»Er selbst!«

»Und wo ist er?«

»Hier bin ich!« sprach eine Stimme, und Chicot erschien auf der Schwelle, bleich, ernst und den bloßen Degen in der Hand.

Vierzehntes Kapitel.

Wie Chicot, nachdem er ein Loch mit dem Bohrer gemacht hatte, eines mit dem Degen macht.

Als Meister Nicolas David denjenigen erkannte, von welchem er wusste, dass er sein Todfeind war, konnte er sich einer Bewegung des Schreckens nicht erwehren.

Gorenflot benutzte diesen Augenblick, um sich auf die Seite zu werfen und auf diese Art der geraden Linie zwischen seinem Halse und dem Degen des Advokaten auszuweichen.

»Zu Hilfe!« rief er, »herbei, zu Hilfe, man erwürgt mich.«

»Ah! ah! lieber Herr David,« sagte Chicot, »Ihr seid es also?«

»Ja,« stammelte David, »ja allerdings, ich bin es.«

»Entzückt, Euch wiederzutreffen,« versetzte der Gascogner.

Dann sich gegen Gorenflot umwendend:

»Mein lieber Gorenflot, Deine Gegenwart als Mönch war so eben hier sehr notwendig, weil man den Herrn für sterbend hielt; aber nun, da sich der Herr besser befindet, braucht er keinen Beichtiger mehr, und er wird es mit einem Edelmann zu tun haben.«

David suchte höhnisch zu lächeln.

»Ja, mit einem Edelmann,« fuhr Chicot fort, »mit einem Edelmann, der Euch zeigen wird, dass er von guter Abkunft ist. Mein lieber Gorenflot,« sagte er, sich an den Mönch wendend, »tut mir die Liebe, stellt Euch als Schildwache auf den Ruheplatz, verhindert Jedermann, wer es auch sein mag, mich in der kleinen Unterredung zu stören, die ich mit diesem Herrn pflegen werde.«

Gorenflot war nichts erwünschter, als sich in einer gewissen Entfernung von Nicolas David zu befinden; er beschrieb auch rasch den Kreis, den er zu durchlaufen hatte, indem er sich so nahe als möglich an die Mauer drückte, und sobald er die Türe erreicht hatte, stürzte er hinaus, um hundert Pfund leichter, als er es bei seinem Eintritt gewesen war.

Chicot schloß die Türe hinter ihm und stieß immer mit demselben Phlegma den Riegel vor.

David hatte Anfangs diesen Eingang mit einer Bestürzung betrachtet, welche von dem Unvorhergesehenen der Lüge herrührte; doch auf seine wohlbekannte Stärke in den Waffen und darauf sich verlassend, dass er mit dem Einzelnen allein war, beruhigte er sich wieder, und als der Gascogner sich umwandte, fand er ihn auf den Fuß des Bettes gestützt, seinen Degen in der Hand und ein Lächeln auf den Lippen.

»Kleidet Euch an, mein Herr,« sagte Chicot, »ich werde Euch die Zeit dazu lassen, denn ich will keinen Vorteil über Euch haben. Ich weiß, dass Ihr ein mutiger Fechter seid und den Degen handhabt, wie Leclerc in Person, doch das ist mir vollkommen gleich.«

»Der Spaß ist gut,« erwiderte David lachend.

»Ja, es kommt mir wenigstens so vor, da ich ihn mache, und er wird Euch, der Ihr ein Mann von Geschmack seid, sogleich noch viel besser vorkommen. Wisst Ihr, was ich in diesem Zimmer suche, Meister Nicolas?«

»Den Rest der Steigriemenhiebe, die ich Euch im Namen des Herzogs von Mayenne an dem Tage, wo Ihr so leicht durch das Fenster sprangt, erteilte.«

»Nein, mein Herr, ich kenne die Rechnung und werde die Hiebe, seid unbesorgt, demjenigen zurückgeben, welcher sie mir erteilen ließ. Was ich hier suche, ist eine gewisse Genealogie, welche Herr Peter von Gondy ohne zu wissen, was er trug, nach Avignon brachte, und ohne zu wissen, was er zurücktrug, Euch so eben übergeben hat.« David erbleichte.

»Welche Genealogie?« sagte er.

»Die der Herren von Guise, welche, wie Ihr wisst, in gerader Linie von Karl dem Großen abstammen.«

»Ah! ah!« rief David, »Ihr seid also ein Spion, mein Herr; ich glaubte, Ihr wäret nur ein Narr.«

»Mein lieber Herr David, ich werde, wenn es Euch genehm ist, bei Gelegenheit das Eine und das Andere sein; Spion, um Euch hängen zu lassen, Narr, um darüber zu lachen.«

»Mich hängen lassen?«

»Hoch und kurz, mein Herr. Ihr werdet hoffentlich nicht auf das Köpfen Anspruch machen wollen, das ist nur gut für Edelleute.«

»Und wie wollt Ihr das anfangen?«

»Die Sache ist ganz einfach; ich erzähle nur die Wahrheit. Ich muss Euch sagen, lieber Herr David, dass ich im vergangenen Monat der kleinen Versammlung beigewohnt habe, welche im Sainte-Geneviève Kloster zwischen den durchlauchtigsten Herren von Guise und Frau von Montpensier gehalten wurde.«

»Ihr?«

»Ja, ich war in dem Beichtstuhle dem Eurigen gegenüber einquartiert; nicht wahr, man ist sehr schlecht darin? Um so schlechter, wenigstens was mich betrifft, als ich, um herauszugehen, warten musste, bis Alles vorüber war, und die Sache sehr lange nicht endigen wollte. Ich wohnte also den Reden von Herrn von Monsoreau, von Meister La Hurière und einem gewissen Mönche bei, dessen Namen ich vergessen habe, der mir aber sehr beredt vorkam. Ich kenne die Geschichte der Krönung von Herrn von Anjou, welche etwas weniger belustigend war, dagegen fand ich das kleine Stück höchst komisch; man spielte die Genealogie der Herren von Lothringen, durchgesehen, vermehrt und verbessert von Meister Nicolas David. Es war ein gar possierliches Stück, dem nichts mehr fehlte, als die Visa Seiner Heiligkeit.«

»Ah! Ihr kennt die Genealogie?« sagte David, der, kaum an sich haltend, voll Zorn auf seine Lippen biß.

»Ja, und ich fand sie unendlich geistreich, besonders in Beziehung auf das salische Gesetz. Nur ist es ein Unglück, so viel Geist zu besitzen: man macht dadurch, dass man gehenkt wird; bewogen von einem zärtlichen Interesse für einen so geistreichen Mann, sagte ich mir auch: Wie, ich sollte ihn henken lassen, diesen braven Herrn David, einen sehr angenehmen Fechtmeister, einen Advokaten erster Stärke, einen meiner guten Freunde endlich, während ich ihn im Gegenteil nicht nur vor dem Strange retten, sondern auch sein Glück machen kann, das Glück von diesem braven Advokaten, von diesem guten Fechtmeister, von diesem vortrefflichen Freunde, von dem Ersten, der, das Maß meines Rückens nehmend, mir das Maß meines Herzens gegeben hat; nein, das soll nicht sein. Als ich Euch sodann von einer Reise sprechen hörte, fasste ich den Entschluss, da mich nichts zurückhielt, mit Euch, das heißt hinter Euch zu reisen. Ihr

seid durch die Porte Bordelle hinaus geritten, nicht wahr? Ich beobachtete Euch, Ihr habt mich nicht gesehen und darüber wundere ich mich nicht, denn ich war gut verborgen; von diesem Augenblick folgte ich Euch, verlor Euch bald aus dem Gesicht, erwischte Euch bald wieder, und hatte viel Mühe, das versichere ich Euch. Endlich kamen wir in Lyon an; ich sage wir, denn eine Stunde nach Euch war ich in demselben Gasthofe wie Ihr einquartiert, nicht allein in demselben Gasthofe mit Euch, sondern auch in dem Zimmer nebenan; seht, in diesem, das von dem Eurigen nur durch eine einfache Scheidewand getrennt ist; Ihr könnt Euch wohl denken, dass ich nicht, Euch unablässig mit den Augen verfolgend, von Paris nach Lyon gereist bin, um Euch hier aus dem Gesicht zu verlieren. Nein, ich habe ein kleines Loch gebohrt, mit dessen Hilfe ich Euch, so viel ich wollte, zu beobachten vermochte, und ich gestehe, ich machte mir das Vergnügen mehr als einmal des Tages. Endlich wurdet Ihr krank; der Wirt wollte Euch vor die Türe setzen, Ihr hattet eine Zusammenkunft mit Herrn von Gondy im Schwanen des Kreuzes verabredet; Ihr befürchtetet, er könnte Euch anderswo nicht finden, oder wenigstens nicht so schnell finden. Eure Krankheit war ein Auskunftsmittel, durch das ich mich nur halb betören ließ; da Ihr jedoch im Ganzen wirklich krank sein konntet, da wir Alle sterblich sind, eine Wahrheit, von der ich Euch sogleich zu überzeugen suchen werde, so schickte ich Euch einen braven Mönch, meinen Freund, meinen Gefährten, um Euch zur Reue zu ermahnen, zur Bekehrung zurückzuführen; doch, ein verhärteter Sünder, wie Ihr seid, wolltet Ihr ihm mit Eurem Raufdegen die Gurgel durchbohren, ohne an die Maxime des Evangeliums zu denken: Wer mit dem Schwerte schlägt, wird durch das Schwert sterben. Da kam ich, mein lieber Herr David, und sagte zu Euch: Hört, wir sind alte Bekannte, alle Freunde; machen wir die Sache mit einander ab; sprecht, nun, da Ihr auf dem Laufenden seid, wollt Ihr die Sache abmachen?«

»Auf welche Weise?«

»Auf die Weise, auf welche sie sich geordnet hätte, wenn Ihr wirklich krank gewesen wäret, meinem Freunde Gorenflot gebeichtet und ihm die Papiere, die er von Euch verlangte, zugestellt haben würdet. Dann hatte ich Euch vergeben und sogar

von ganzem Herzen ein *in manus*, für Euch gesagt. Nun, ich werde nicht bei dem Lebendigen sein, als bei dem Toten, und ich habe Euch nur noch Folgendes zu bemerken: die Fechtkunst, die Reitkunst, die Chicane, die Kunst, dicke Börsen in große Taschen zu stecken, Alles versteht Ihr. Es wäre ärgerlich, wenn ein Mann wie Ihr plötzlich aus der Welt verschwände, in der er ein so schönes Glück zu machen bestimmt ist. Wohl, mein lieber Herr David, lasst die Verschwörungen. Vertraut Euch mir. Brecht mit den Guisen. Gebt mir Eure Papiere, und so wahr ich ein Edelmann bin! ich schliesse Euren Frieden mit dem König.«

»Während im Gegenteil, wenn ich sie Euch nicht gebe?« fragte Nicolas David.

»Ah! Wenn Ihr sie mir nicht gebt, dann ist es etwas Anderes. So wahr ich ein Edelmann bin, ich töte Euch! Ist das immer noch komisch, lieber Herr David?«

»Immer mehr,« antwortete der Advokat, seinen Degen streichelnd.

»Doch wenn Ihr sie mir gebt,« fuhr Chicot fort, »wenn Ihr sie mir gebt, so ist Alles vergessen; Ihr glaubt mir vielleicht nicht, Herr David, denn Ihr habt eine schlimme Natur, und bildet Euch ein, mein Groll habe sich in mein Herz eingegraben, wie der Rost in das Eisen. Nein, ich hasse Euch, das ist wahr, doch ich hasse Herrn von Mayenne mehr als Euch; gebt mir das Mittel, durch das ich Herrn von Mayenne zu Grunde richten kann, und ich rette Euch. Und dann, soll ich noch ein paar Worte beifügen, die Ihr nicht glauben werdet, Ihr, der Ihr nur Euch selbst liebt? Wohl! ich liebe den König, so nichtig, so verdorben, so ausgeartet er auch ist, ich liebe den König, der mir eine Zuflucht, Schutz gegen Euren Schlächter von Mayenne gegeben hat, welcher bei Nacht an der Spitze von fünfzehn Banditen auf dem Platze des Louvre mordet! Ihr wisst, wen ich meine, den armen Saint-Mégrin; wart Ihr nicht einer von seinen Henkern? Nicht? desto besser, ich glaubte es so eben, und glaube es jetzt noch viel mehr. Nun! er soll ruhig regieren, mein armer König Heinrich, was bei den Mayenne und den Genealogien von Nicolas David unmöglich ist. Überliefert mir also diese Genealogie, und so wahr ich ein Edelmann bin, ich verschweige Euren Namen und mache Euer Glück.«

Während dieser langen Auseinandersetzung seiner Gedanken

beobachtete Chicot David als ein verständiger und fester Mann. Im ganzen Verlaufe dieser Prüfung sah er nicht ein einziges Mal die stählerne Fiber, welche das starre Auge des Advokaten erweiterte, sich abspannen; nicht ein einziger guter Gedanke hellte seine düsteren Züge auf, nicht ein Umschlag des Herzens erweichte seine krampfhaft an den Degen gepresste Hand.

»Vorwärts,« sagte Chicot, »ich sehe, dass all meine Beredsamkeit verloren ist und dass Ihr mir nicht glaubt; es bleibt mir nur noch ein Mittel, Euch einmal für Eure alten Unbilden gegen mich zu bestrafen und dann die Erde von einem Manne zu befreien, der weder mehr an die Redlichkeit, noch an die Menschlichkeit glaubt. Ich werde Euch hängen lassen. Gott befohlen, mein Herr David.«

Hiernach machte Chicot einen Schritt rückwärts gegen die Türe, ohne den Advokaten aus dem Gesicht zu verlieren.

Dieser machte einen Schritt vorwärts.

»Und Ihr glaubt, ich werde Euch weggehen lassen?« rief der Advokat, »nein, mein schöner Spion; nein, Chicot, mein Freund; wenn man Geheimnisse weiß, wie die der Genealogie, so stirbt man! Wenn man Nicolas David bedroht, so stirbt man! Wenn man hier eingetreten ist, wie Du eingetreten bist, so stirbt man!«

»Ihr macht mir die Sache ganz bequem,« antwortete Chicot mit derselben Ruhe, »ich zögerte nur, weil ich sicher bin, dass ich Euch töten werde. Crillon lehrte mich, als er vor zwei Monaten mit mir focht, einen eigentümlichen Stoß, einen einzigen; doch er wird bei meiner Ehre genügen. Übergebt mir die Papiere,« fügte er mit einer furchtbaren Stimme bei, »oder ich töte Euch! und ich will Euch sagen wie: Ich durchbohre Euch die Gurgel an derselben Stelle, an welcher Ihr meinem Freunde Gorenflot zur Ader lassen wolltet.«

Chicot hatte nicht sobald diese Worte vollendet, als David mit einem wilden Gelächter auf ihn losstürzte; Chicot empfing ihn mit dem Degen in der Faust.

Die zwei Gegner waren ungefähr von demselben Wuchs, doch die Kleider von Chicot verbargen seine Magerkeit, während nichts die lange, dünne und biegsame Gestalt des Advokaten verbarg.

Er sah aus wie eine gestreckte Schlange, so sehr verlängerte

sein Arm seinen Kopf, so sehr bewegte sich sein behender Degen wie ein dreifacher Wurfspieß; aber er hatte es, wie es ihm Chicot vorhergesagt, mit einem harten Gegner zu tun; Chicot, der beinahe jeden Tag sich mit dem König in den Waffen übte, war einer der stärksten Fechter geworden; dies konnte Nicolas David wahrnehmen, als er immer das Eisen seines Feindes fand, auf welche Weise er ihn auch angreifen mochte.

Er machte einen Schritt rückwärts.

»Ah! ah!« sagte Chicot, »nicht wahr, Ihr fangt an zu begreifen? Wohl! noch einmal, die Papiere.«

David warf sich statt jeder Antwort abermals auf den Gascogner, und es entspann sich ein zweiter, längerer, erbitterter Kampf, obgleich sich Chicot auf das Parieren beschränkte und noch keinen Stoß getan hatte.

Dieser zweite Kampf endigte sich wie der erste dadurch, dass der Advokat einen Schritt rückwärts machte.

»Ah! ah!« rief Chicot. »nun ist die Reihe an mir.«

Und er tat einen Schritt vorwärts.

Während er vortrat, wich David von der Klinge, um ihn zurückzuhalten. Chicot parierte Prime, band den Degen seines Gegners Terz auf Terz, und traf ihn auf die Stelle, die er ihm vorher bezeichnet hatte. Er bohrte ihm die Hälfte seines Degens in die Gurgel.

»Das ist der Stoß,« sagte Chicot.

David antwortete nicht; er fiel sogleich, einen Mund voll Blut ausspeiend, vor Chicot nieder.

Chicot wich einen Schritt zurück.

Obgleich auf den Tod verwundet, kann eine Schlange sich noch aufrichten und beißen.

Doch David versuchte es in einer natürlichen Bewegung, sich zu seinem Bette zu schleppen, als wollte er noch sein Geheimnis verteidigen.

»Ah!« rief Chicot, »ich hielt Dich für einen listigen, verschlagenen Burschen und Du bist im Gegenteil ein dummer Tölpel. Ich wusste den Ort nicht, wo Du Deine Papiere verborgen hattest, Du aber zeigst mir denselben.«

Und während David sich in den Zuckungen des Todeskampfes

krümmte, hob Chicot die Matratze auf und fand unter dem Kopfkissen eine kleine Pergamentrolle, die David, da er nicht wusste, welche Katastrophe ihn bedrohte, nicht besser zu verbergen bemüht gewesen war.

In dem Augenblick, wo er sie öffnete, um sich zu versichern, es wäre wirklich das gesuchte Papier, erhob sich David in der höchsten Wut, fiel aber sogleich wieder zurück und gab den letzten Seufzer von sich.

Chicot durchlief zuerst mit einem vor Freude und Stolz funkelnden Auge das durch Peter von Gondy von Avignon überbrachte Papier.

Getreu der Politik des Souverain der Kirche seit seiner Thronbesteigung, hatte der Legat unten an das Papier geschrieben:

»*Fiat ut voluit Deus: Deus jura hominum fecit.*«

»Das ist ein Papst, der den Allerchristlichsten König sehr schlecht behandelt,« sagte Chicot.

Und er legte das Pergament sorgfältig zusammen und steckte es in die sicherste Tasche seines Wammses, nämlich in die, welche unmittelbar an seiner Brust ruhte.

Dann nahm er den Körper des Advokaten, der beinahe ohne Blut zu vergießen gestorben war, denn die Natur der Wunde hatte die Blutung nach Innen zusammengedrängt, legte ihn so in sein Bett, dass das Gesicht dem Bettgange zugewendet war, öffnete wieder die Türe und rief Gorenflot.



Chicot überflog das von Pierre de Gondy mitgebrachte Pergament, seine Augen funkelten vor Freude und Stolz .

Gorenflot trat ein.

»Wie bleich seht Ihr aus!« sagte der Mönch.

»Ja,« versetzte Chicot, »die letzten Augenblicke dieses armen Mannes haben mich einigermaßen erschüttert.«

»Er ist also tot?« fragte Gorenflot.

»Man hat alle Ursache, es zu glauben.«

»Er befand sich doch vorhin noch so wohl.«

»Nur zu wohl. Er wollte schwer verdauliche Dinge, essen und ist wie Anakreon dadurch gestorben, dass er falsch geschluckt hat.«

»Oh! oh! der Schuft wollte mich erdrosseln, mich, einen Mann der Kirche, das wird ihm Unglück gebracht haben.«

»Vergebt ihm, Gevatter, Ihr seid ein Christ.«

»Ich vergebe ihm, obgleich er mir sehr bange gemacht hat.«

»Das ist noch nicht Alles,« sprach Chicot, »es geziemt sich, dass Ihr einige Kerzen anzündet und ein paar Gebete bei seiner Leiche murmelt.«

»Warum dies?«

Dies war, wie man sich erinnert, das gewöhnliche Wort von Gorenflot.

»Wie! warum dies? Um nicht verhaftet und als Mörder in das Stadtgefängnis gebracht zu werden.«

»Ich! der Mörder dieses Menschen! Geht doch, er wollte mich erwürgen.«

»Mein Gott, ja! Und da es ihm nicht gelungen ist, so hat der Zorn sein Blut in Aufruhr gebracht; ein Gefäß wird in seiner Brust gesprungen sein; und gute Nacht! Ihr seht, dass Ihr im Ganzen die Ursache seines Todes seid, Gorenflot. Allerdings eine unschuldige Ursache; doch gleichviel! Mittlerweile bis Eure Unschuld erkannt ist, dürfte man gar schlimm gegen Euch verfahren.«

»Ich glaube, dass Ihr Recht habt, Meister Chicot,« sprach der Mönch.

»Um so mehr Recht, als in dieser guten Stadt Lyon ein etwas zäher Official ist.«

»Jesus,« murmelte der Mönch.

»Tut also, was ich Euch sage, Gevatter.«

»Was soll ich tun?«

»Quartiert Euch hier ein, sprecht mit Salbung alle Gebete, welche Ihr wisst, und sogar diejenigen, welche Ihr nicht wisst, und wenn der Abend gekommen ist und Ihr allein seid, so verlasst den

Gasthof nicht langsam, nicht eilig; Ihr kennt die Werkstätte des Hufschmieds, welche die Straßenecke bildet?»

»Gewiss, dort habe ich gestern Abend diesen Schlag bekommen,« sagte Gorenflot, sein schwarz umkreistes Auge zeigend.

»Rührende Erinnerung! Nun, ich werde Sorge tragen, dass Ihr daselbst Euer Pferd findet, versteht Ihr? Ihr steigt auf, ohne irgend Jemand eine Erklärung zu geben; und wenn Euch das Herz nur noch Etwas sagt, so kennt Ihr die Straße nach Paris; in Villeneuve-le-Roi verkauft Ihr Euer Pferd und nehmt wieder Panurgos.«

»Ah! der gute Panurgos. Ihr habt Recht, es wird mich unendlich freuen, ihn wiederzusehen, denn Ich liebe ihn. Doch wie soll ich bis dahin leben?« fügte der Mönch mit kläglichem Tone bei.

»Wenn ich gebe, so gebe ich und lasse meine Freunde nicht betteln, wie man es in dem Sainte-Geneviève Kloster macht; nehmt!«

Und Chicot zog eine Faust voll Taler aus seiner Tasche und legte sie in die breite Hand des Mönchs.

»Edelmütiger Mann!« rief Gorenflot bis zu Tränen gerührt, »lasst mich bei Euch in Lyon bleiben. Ich liebe Lyon, es ist die zweite Hauptstadt des Königreiches und eine gastfreundliche Stadt.«

»Begreifst Du denn nicht, dreifaches Tier, dass ich nicht bleibe, dass ich abreise, und zwar so schnell, dass ich Dich nicht auffordern kann, mir zu folgen.«

»Euer Wille geschehe, Herr Chicot,« sprach Gorenflot in sein Schicksal ergeben.

»So ist es gut, so liebe ich Dich, Gevatter,« sagte Chicot.

Und er setzte den Mönch neben das Bett, ging zum Wirt hinab, nahm ihn bei Seite und sprach zu ihm:

»Meister Bernouillet, es ist, ohne dass Ihr es vermutet, ein großes Ereignis in Eurem Hause vorgefallen.«

»Bah!« erwiderte der Wirt mit erschrockenen Augen, »was gibt es denn?«

»Dieser wütende Royalist, dieser Verräter der Religion, dieser abscheuliche Begünstiger der Hugenotten . . . «

»Nun!«

»Er hat diesen Morgen den Besuch eines Boten von Rom bekommen.«

»Ich weiß es wohl, denn ich habe es Euch selbst gesagt.«

»Unser heiliger Vater, der Papst, dem alle zeitliche Gerechtigkeit auf dieser Welt übertragen ist, unser heiliger Vater, der Papst, schickte ihn unmittelbar zu dem Verschwörer; nur wusste der Verschwörer aller Wahrscheinlichkeit nach nicht in welcher Absicht.«

»In welcher Absicht schickte er ihn denn?«

»Geht hinauf in das Zimmer Eures Gastes, Meister Bernouillet, hebt seine Decke ein wenig auf, betrachtet ihn in der Gegend des Halses und Ihr werdet es erfahren.«

»Hollah! Ihr erschreckt mich!«

»Ich sage Euch nicht mehr. Diese Gerechtigkeit ist in Eurem Hause gepflogen worden, Meister Bernouillet. Es ist eine sehr große Ehre, die Euch der Papst erweist.«

Hiernach drückte Chicot seinem Wirte zehn Goldtaler in die Hand, ging in den Stall und ließ die zwei Pferde herausführen.

Der Wirt flog indessen leichter als ein Vogel seine Treppe hinauf und trat in das Zimmer von Nicolas David.

Er fand hier Gorenflot im Gebet.

Rasch näherte er sich dem Bette und hob gemäß der ihm erteilten Instruktion die Decke auf.

Er fand die Wunde noch frischrot an der bezeichneten Stelle, doch der Körper war bereits kalt.

»So sterben alle Feinde der heiligen Religion,« sprach der Wirt, indem er Gorenflot ein Zeichen des Einverständnisses machte.

»Amen!« antwortete der Mönch.

Diese Ereignisse fielen ungefähr um dieselbe Zeit vor, wo Bussy in die Hände des alten Barons, der sie für tot hielt, Diana von Méridor zurückgab.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie der Herzog von Anjou erfuhr, dass Diana von Méridor nicht tot war.

Mittlerweile waren die letzten Tage des Aprils gekommen.

Die große Kathedrale von Chartres hatte man weiß ausgeschlagen, und Garben von Blätterwerk (man hat gesehen, dass in der Zeit, zu der wir gelangt sind, Blätter noch eine Seltenheit waren), ersetzten an den Pfeilern die abwesenden Blumen. Der König stand mit nackten Füßen, wie er von dem Thore von Chartres gekommen war, mitten im Schiffe und schaute von Zeit zu Zeit umher, ob alle seine Höflinge und alle seine Freunde getreulich sich eingefunden hätten. Doch die Einen hatten, geschunden durch das Straßenpflaster, ihre Schuhe wieder genommen; ausgehungert oder ermattet ruhten oder speisten die Andern in irgend einem Wirtshaus an der Straße, in das sie als Contrebande geschlüpft waren, und nur eine kleine Anzahl besaß den Mut, in der Kirche auf den feuchten Platten mit nackten Füßen zu bleiben.

Die religiöse Zeremonie, durch die man Frankreich einen Erben zu geben bezweckte, wurde vollzogen; die zwei Hemden unserer Lieben Frau, deren Zeugungskraft in Betracht der großen Anzahl von Wundern, die sie bewirkt hatten, nicht in Abrede gestellt werden konnte, wurden aus den goldenen Reliquienkästen hervorgeholt und das Volk, das in großer Menge zu dieser Feierlichkeit herbeigelaufen war, verneigte sich unter dem Feuer der Strahlen, welche aus dem Tabernakel hervorsprangen, als die zwei Hemden zum Vorschein kamen.

Heinrich III. hörte in diesem Augenblick, mitten unter dem allgemeinen Stillschweigen, ein seltsames Geräusch, ein Geräusch, das ungemein einem unterdrückten Gelächter glich, und er suchte aus Gewohnheit, ob Chicot nicht da wäre, denn es kam ihm vor, als dürfte nur Chicot die Kühnheit haben, in einer solchen Minute zu lachen.

Doch es war nicht Chicot, den der Anblick der zwei heiligen

Hemden lachen machte; denn Chicot war leider abwesend, was den König sehr betrübte, der ihn, wie man sich erinnern wird, plötzlich auf der Straße nach Fontainebleau verloren hatte, ohne dass er seither wieder von ihm sprechen hörte. Es war ein Reiter, den sein noch rauchendes Pferd so eben vor die Türe der Kirche gebracht hatte, und der sich mit seinen kotbefleckten Stiefeln und Kleidern mitten durch die Höflinge Bahn brach, welche in dem Gewande von Büßern oder nur einfache Säcke über dem Kopfe, jedenfalls aber mit bloßen Füßen umherstanden.

Als er den König sich umwenden sah, blieb er mutig mit dem Anscheine der Ehrfurcht im Chor stehen; denn dieser Reiter war ein Mann vom Hofe, das erkannte man mehr noch an seiner Haltung, als an dem eleganten Schnitte der Kleider, die er trug.

Unzufrieden darüber, dass er diesen Reiter so spät kommen, so viel Lärmen machen und sich auf eine so freche Weise durch seine Kleidung von der klösterlichen Tracht unterscheiden sah, welche an diesem Tag Ordonnanz war, warf ihm der König einen Blick des Vorwurfs und Ärgers zu.

Der Ankömmling gab sich den Anschein, als bemerke er es nicht, schritt über einige Platten hin, auf denen die Bildnisse von Bischöfen ausgehauen waren, ließ seine Zugbrückenstiefeln (diese waren damals Mode), krachen und kniete neben dem Sammetstuhle des Herrn Herzogs von Anjou nieder, der mehr in seine Gedanken, als in seine Gebete versunken, dem, was um ihn her vorging, nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte.

Als er indessen die Berührung des Ankömmlings fühlte, wandte er sich rasch um und rief mit halber Stimme: »Bussy!«

»Guten Morgen, Monseigneur,« erwiderte der Graf, als ob er den Herzog erst am Abend zuvor verlassen hätte und als ob, seitdem er ihn verlassen, nichts Wichtiges vorgefallen wäre.

»Aber bist Du denn wahnsinnig?« sagte der Prinz zu ihm.

»Warum, Monseigneur?«

»Dass Du von irgend einem Orte, an dem Du gerade warst, weggehst und nach Chartres kommst, um die Hemden Unserer Lieben Frau zu sehen.«

»Monseigneur, ich muss Euch sogleich sprechen.«

»Warum bist Du nicht früher gekommen?«

»Wahrscheinlich, weil es unmöglich gewesen ist.«

»Aber was ist denn in den drei Wochen vorgefallen, seitdem Du verschwunden bist?«

»Gerade hiervon wollte ich mit Euch sprechen.«

»Bah! Du wirst wohl warten, bis wir aus der Kirche sind.«

»Ich muss dies zu meinem Verdrusse.«

»Stille! das ist das Ende; fasse Geduld, und wir kehren mit einander in meine Wohnung zurück.«

»Ich zähle darauf, Monseigneur.«

Der König hatte so eben über sein Hemd von feiner Leinwand das ziemlich grobe Hemd Unserer Lieben Frau gezogen, und die Königin war mit Hilfe ihrer Frauen beschäftigt, dasselbe zu tun.

Der König warf sich nun auf die Knie nieder, die Königin ahmte ihn nach; jedes von ihnen blieb einen Augenblick unter einem Traghimmel und betete aus vollem Herzen, während die Anwesenden, um dem König den Hof zu machen, mit der Stirne auf die Erde schlugen.

Hiernach erhob sich der König wieder, zog sein heiliges Hemd aus, verbeugte sich vor dem Erzbischof, grüßte die Königin und wandte sich nach der Türe der Kathedrale.

Doch auf dem Wege blieb er stehen: er hatte Bussy bemerkt.

»Ah! mein Herr,« sagte er, »es scheint, unsere Andachten sind nicht nach Eurem Geschmack, denn Ihr konntet Euch nicht entschließen, Gold und Seide abzulegen, während Euer König In Bure und Sarsche einhergeht.«

»Sire,« antwortete Bussy voll Würde, jedoch vor Ungeduld unter dieser Anrede erbleichend, »Niemand kann den Dienst Eurer Majestät so sehr im Herzen tragen, wie ich, nein, selbst Keiner von denjenigen, deren Kutte am allerbescheidensten ist, deren Füße am meisten zerrissen sind; doch ich komme von einer langen und ermüdenden Reise zurück und erfuhr erst diesen Morgen die Fahrt Eurer Majestät nach Chartres. Ich machte zwei und zwanzig Lieues in fünf Stunden, Sire, um Eure Majestät einzuholen: darum hatte ich keine Zeit, meine Kleider zu wechseln, was Eure Majestät nicht bemerkt haben würde, wenn ich, statt hierherzukommen, um meine Gebete in Demut mit den ihrigen zu verbinden, in Paris geblieben wäre.«

Der König schien ziemlich zufrieden mit diesem Grunde, da er jedoch seine Freunde anschaute und bemerkte, dass einige von ihnen über die Worte von Bussy die Achseln zuckten, befürchtete er, sie zu ärgern, wenn er dem Edelmann seines Bruders ein gutes Gesicht machen würde, und ging vorüber.

Bussy ließ den König gehen, ohne eine Miene zu verziehen.

»Wie!« sagte der Herzog, »siehst Du denn nicht?«

»Was?«

»Dass Schomberg, Quélus und Maugiron bei Deiner Entschuldigung die Achseln gezuckt haben.«

»Doch, Monseigneur, ich habe es ganz wohl gesehen,« antwortete Bussy mit ruhigem Tone.

»Nun?«

»Glaubt Ihr, ich werde etwa meines Gleichen oder ungefähr meines Gleichen in der Kirche umbringen? Nein, ich bin ein zu guter Christ, um dies zu tun.«

»Ah! vortrefflich,« versetzte der Herzog ganz erstaunt, »ich glaubte, Du hättest es nicht gesehen, oder Du hättest es nicht sehen wollen.«

Bussy zuckte ebenfalls die Achseln, nahm den Prinzen am Ausgang der Kirche bei Seite und sagte:

»Nicht wahr, bei Euch, Monseigneur?«

»Sogleich, denn Du musst mir sehr viel mitzuteilen haben.«

»Ja, in der Tat, Monseigneur, ich habe Euch viele und sehr wichtige Dinge mitzuteilen, von denen Ihr sicherlich nichts vermutet.«

Der Herzog schaute Bussy voll Erstaunen an.

»Es ist so,« sprach Bussy.

»Gut, lass mich nur den König begrüßen, und ich gehöre Dir.«

Der Herzog nahm Abschied von seinem Bruder, der, ohne Zweifel durch eine ganz besondere Gnade Unserer Lieben Frau zur Nachsicht gestimmt, dem Prinzen die Erlaubnis gab, nach Paris zurückzukehren, wann es ihm gut dünken würde.

Der Herzog von Anjou kam in aller Eile wieder zu Bussy, schloss sich mit ihm in eines von den Zimmern in dem Hotel ein, das ihm als Wohnung angewiesen war, und sagte:

»Laß hören, Kamerad, setze Dich und erzähle mir Dein Abenteuer; weißt Du, dass ich Dich für tot gehalten habe?«

»Ich glaube es wohl, Monseigneur.«

»Weißt Du, dass der ganze Hof aus Freude über Dein Verschwinden weiße Kleider angelegt hat, und dass die Brust von Vielen zum ersten Male, seitdem Du den Degen zu halten verstehst, frei atmete? Doch es handelt sich nicht um dieses; Du hast mich verlassen, um eine schöne Unbekannte zu verfolgen. Wer war die Frau, und was habe ich zu erwarten?«

»Ihr sollt ernten, was Ihr gesät habt, Monseigneur, nämlich viel Schande.«

»Was beliebt?« versetzte der Herzog noch mehr erstaunt über diese seltsamen Worte, als über den unehrerbietigen Ton von Bussy.

»Monseigneur hat gehört,« erwiderte Bussy kalt, »es ist also unnötig, dass ich wiederhole.«

»Erklärt Euch, mein Herr, und überlasst Chicot die Rätsel und Anagramme.«

»Oh! das ist ganz leicht, Monseigneur, und ich beschränke mich darauf, Euer Gedächtnis anzurufen.«

»Aber wer ist denn diese Frau?«

»Ich glaubte, Monseigneur hätte sie erkannt.«

»Sie war es also? rief der Herzog.

»Ja, Monseigneur.«

»Du hast sie gesehen?«

»Ja.«

»Hat sie mit Dir gesprochen?«

»Allerdings, nur die Gespenster sprechen nicht. Vielleicht hatte Monseigneur das Recht, sie für tot zu halten, und die Hoffnung, sie wäre tot.«

Der Herzog erbleichte und blieb wie niedergeschmettert durch die harten Worte des Mannes, welcher sein Höfling hätte sein sollen.

»Nun ja, Monseigneur,« fuhr Bussy fort, »obgleich Ihr ein junges Mädchen von edlem Geschlechte zum Märtyrertum getrieben habt, so ist doch dieses Mädchen dem Märtyrertum

entgangen; doch atmet noch nicht und glaubt Euch noch nicht freigesprochen, denn das Leben erhaltend, hat die Arme ein noch viel größeres Unglück gefunden.«

»Was denn, was ist ihr denn begegnet?« fragte der Herzog ganz zitternd.

»Monseigneur, ein Mann rettete ihr das Leben, ein Mann bewahrte ihr die Ehre, doch dieser Mann ließ sich seinen Dienst unendlich teuer bezahlen, und es ist zu beklagen, dass er ihr denselben geleistet hat.«

»Sprich, vollende.«

»Wohl, Monseigneur, Diana von Méridor warf sich, um den bereits ausgestreckten Armen des Herzogs von Anjou zu entgehen, dessen Maitresse sie nicht sein wollte, in die Arme eines Mannes, den sie verabscheut.«

»Was sagst Du?«

»Ich sage, dass Diana von Méridor heute Frau von Monsoreau heißt.«

Statt der Blässe, welche gewöhnlich die Wangen von Franz bedeckte, strömte sein Blut so heftig in sein Gesicht, dass man hätte glauben sollen, es wäre nahe daran, ihm aus den Augen zu springen.

»Heiliges Blut Christi!« rief der Prinz wütend, »ist das wahr?«

»Bei Gott! da ich es sage,« erwiderte Bussy mit seiner stolzen Miene.

»Das ist es nicht, was ich meinte,« versetzte der Prinz, »ich hatte keinen Verdacht gegen Eure Redlichkeit, Bussy, und fragte mich nur, ob einer meiner Edelleute, ein Monsoreau, die Kühnheit gehabt hätte, gegen meine Liebe eine Frau zu beschützen, die ich durch diese Liebe ehrte.«

»Und warum nicht?«

»Du hättest also getan, was er getan hat?«

»Ich hätte noch etwas Besseres getan, Monseigneur, ich hätte Euch darauf aufmerksam gemacht, dass Eure Liebe auf einem Irrwege sei.«

»Einen Augenblick, Bussy,« sprach der Herzog, nun wieder ruhig geworden, »hört, wenn es Euch gefällt; Ihr begreift, mein Lieber, dass ich mich nicht rechtfertige.«

»Und Ihr habt Unrecht, mein Prinz, denn Ihr seid nur ein Edelmann, so oft es sich um Biederkeit handelt.«

»Nun, deshalb bitte ich Euch, der Richter von Monsoreau zu sein.«

»Ich soll sein Richter sein?«

»Ja, Ihr, und Ihr sollt mir sagen, ob er nicht ein Verräter, ein Verräter gegen mich ist.«

»Gegen Euch?«

»Gegen mich, dessen Absichten er kannte.«

»Und die Absichten Eurer Hoheit waren . . . «

»Mich von Diana lieben zu lassen.«

»Euch lieben zu lassen?«

»Ja, aber in keinem Fall Gewalt anzuwenden.«

»Das waren Eure Absichten, Monseigneur?« versetzte Bussy mit einem ironischen Lächeln.

»Ganz gewiss, und diese Absichten habe ich bewahrt bis zum letzten Augenblick, obgleich sie Herr von Monsoreau mit aller Logik, die ihm zu Gebot stand, bekämpfte.«

»Monseigneur! Monseigneur! was sagt Ihr da? Dieser Mensch hat Euch angetrieben, Diana zu entehren?«

»Ja.«

»Durch seine Ratschläge?«

»Durch seine Briefe. Willst Du einen von seinen Briefen sehen?«

»Oh! wenn ich das glauben könnte!« rief Bussy.

»Warte einen Augenblick, Du sollst sehen.«

Und der Herzog lief nach einem kleinen Kistchen, das beständig ein Page in seinem Kabinett hielt, zog ein Billett daraus hervor, gab es Bussy und sagte:

»Lies, da Du an dem Worte Deines Prinzen zweifelst, Bussy nahm das Billett mit zitternder Hand und las:

»Monseigneur,

»Eure Hoheit mag sich beruhigen: der Handstreich lässt sich ohne Gefahr ausführen, denn die junge Person reist diesen Abend ab, um acht Tage bei einer Tante zuzubringen, welche im Schlosse du Lude wohnt; ich übernehme die Sache und Ihr

braucht Euch nicht darum zu bekümmern. Was die Bedenklichkeiten der jungen Dame betrifft, so glaubt mir, dass sie verschwinden werden, sobald sie sich in Gegenwart Eurer Königlichen Hoheit befindet; mittlerweile handle ich . . . und diesen Abend . . . wird sie im Schlosse Beaugé sein.

»Eurer Hoheit ehrfurchtsvoller Diener

»Bryant von Monsoreau.«

»Nun, was sagst Du dazu?« fragte der Prinz, nachdem der Graf den Brief zum zweiten Male gelesen hatte.

»Ich sage, dass Ihr gut bedient seid, Monseigneur.«

»Das heißt, dass ich im Gegenteil verraten bin.«

»Ah! es ist richtig, ich vergaß die Folge.«

»Mit mir sein Spiel treiben . . . der Elende! Er ließ mich an den Tod einer Frau glauben . . . «

»Die er Euch stahl; in der Tat, der Verrat ist schwarz; doch,« fügte Bussy mit einer beißenden Ironie bei, »doch die Liebe von Herrn von Monsoreau dient zur Entschuldigung.«

»Ah! Du glaubst,« versetzte der Herzog mit seinem schlimmen Lächeln.

»Verdammt! ich habe keine Meinung hierüber; ich glaube, wenn Ihr glaubt.«

»Was würdest Du an meiner Stelle tun? Doch warte, . . . was hat er selbst getan?«

»Er machte den Vater von Diana glauben, Ihr wäret der Räuber. Er bot sich ihm zur Unterstützung an, fand sich im Schlosse Beaugé mit einem Briefe des Baron von Méridor ein, näherte sich endlich mit einer Barke den Fenstern des Schlosses und entführte die Gefangene. Nachdem er sie in dem Euch bekannten Hause eingeschlossen, trieb er sie von Schrecken zu Schrecken und veranlasste sie so, seine Frau zu werden.«

»Ist das nicht eine heillose Unredlichkeit?«

»Unter den Schutz der Eurigen gestellt, Monseigneur,« antwortete der Edelmänn mit seiner gewöhnlichen Keckheit.

»Ah! Bussy, Du sollst sehen, ob ich mich zu rächen weiß.«

»Euch rächen! geht doch, Monseigneur, Ihr werdet nichts

dergleichen tun.«

»Warum?«

»Die Prinzen rächen sich nicht, Monseigneur, sie strafen. Ihr werdet diesem Monsoreau seine Schändlichkeit vorwerfen und ihn bestrafen.«

»Und auf welche Weise?«

»Indem Ihr Fräulein von Méridor das Glück zurückgebt.«

»Kann ich dies?«

»Gewiss.«

»Wie?«

»Dadurch, dass Ihr sie frei macht.«

»Sprich, erkläre Dich.«

»Nichts kann leichter sein; die Heirat ist gezwungen und folglich ungültig.«

»Du hast Recht.«

»Lasst also die Ehe für nichtig erklären, Monseigneur, und Ihr habt als würdiger Mann und als edler Prinz gehandelt.«

»Ahl ah!« versetzte der Prinz argwöhnisch, »welche Wärme! das interessiert Dich also, Bussy?«

»Mich, nicht im Geringsten; mich interessiert es, dass man nicht sagt, Louis von Clermont, Graf von Bussy diene einem treulosen Prinzen und einem Manne ohne Ehre.«

»Wohl, Du wirst sehen. Doch wie die Heirat brechen?«

»Das ist ganz leicht, man darf nur den Vater handeln lassen.«

»Den Baron von Méridor?«

»Ja.«

»Aber er wohnt fern in Anjou.«

»Er ist hier, Monseigneur, er ist in Paris.«

»Bei Dir?«

»Nein, bei seiner Tochter. Sprecht mit ihm, Monseigneur, sagt ihm, er könne auf Euch zählen; statt in Eurer Hoheit zu sehen, was er bis jetzt gesehen hat, nämlich einen Feind, sieht er dann in Euch einen Beschützer, und er, der Euren Namen verfluchte, wird Euch anbeten, wie seinen guten Geist.«

»Er ist ein mächtiger Herr in seinem Lande,« sagte der Herzog, »und man behauptet, er sei sehr einflussreich in der ganzen

Provinz.«

»Ja, Monseigneur, doch Ihr müsst Euch vor Allem erinnern, dass er Vater, dass seine Tochter unglücklich, und dass er durch das Unglück seiner Tochter ebenfalls unglücklich ist.«

»Und wann kann ich ihn sehen?«

»Sogleich bei Eurer Rückkehr nach Paris.«

»Gut.«

»Es ist also abgemacht, nicht wahr, Monseigneur?«

»Ja.«

»Bei Eurem adeligen Worte?«

»Bei meinem Fürstenworte.«

»Und wann werdet Ihr abreisen?«

»Diesen Abend; wartest Du auf mich?«

»Nein, ich eile voraus.«

»Gehe und halte Dich bereit.«

»Ganz zu Euren Diensten, Monseigneur. Wo werde ich Eure Hoheit finden?«

»Bei dem Lever des Königs, morgen gegen Mittag.«

»Ich werde dort sein, Monseigneur; Gott befohlen.«

Bussy verlor keinen Augenblick, und den Weg, zu dem der Herzog in seiner Sänfte schlafend fünfzehn Stunden brauchte, legte der junge Mann, der, das Herz voll Liebe und Freude, nach Paris zurückkehrte, in fünf Stunden zurück, um dem Baron, dem er Beistand verheißen, und Diana, der er die Hälfte ihres Lebens bringen wollte, früher Trost zu gewähren.

Sechzehntes Kapitel.

Wie Chicot in den Louvre zurückkehrte und von König Heinrich III. empfangen wurde.

Alles schlief Im Louvre, denn es war erst elf Uhr Morgens. Die Wachen des Hofes schienen vorsichtig zu marschieren; die Reiter, welche die Garde ablösten, kamen im Schritt.

Man ließ den König, der von seiner Pilgerfahrt müde war, ruhen.

Zwei Männer zeigten sich zu gleicher Zeit an dem Hauptthor des Louvre; der eine mit einem Berber von unvergleichlicher Frische, der andere mit einem von Schaum ganz flockigen Andalusier.

Sie hielten gerade vor dem Thore und schauten einander an; denn auf entgegengesetzten Wegen gekommen, trafen sie sich erst hier.

»Herr von Chicot,« rief der jüngere von Beiden, artig grüßend, »wie befindet Ihr Euch diesen Morgen?«

»Ah! es ist der Herr von Bussy. Vortrefflich, mein Verehrtester,« antwortete Chicot mit einer Gewandtheit und Höflichkeit, woran sich eben so sehr der Edelmann erkennen ließ, als man an dem Gruße von Bussy den vornehmen Herrn und den feinen Mann erkannte.

»Ihr wollt dem Lever des Königs beiwohnen, mein Herr?« fragte Bussy.

»Und Ihr wohl auch?«

»Nein. Ich komme, um Monseigneur den Herzog von Anjou zu begrüßen. Ihr wisst, Herr von Chicot,« fügte Bussy bei, »Ihr wisst, dass ich nicht das Glück habe, zu den Günstlingen Seiner Majestät zu gehören.«

»Das ist ein Vorwurf, den ich dem König und nicht Euch machen werde, mein Herr.«

Bussy verbeugte sich.

»Und Ihr kommt von fern her?« fragte Bussy. »Man sagte, Ihr wäret verreist?«

»Ja, mein Herr, ich jagte. Doch Ihr, reistet Ihr nicht ebenfalls?«

»In der Tat, ich machte eine Fahrt nach der Provinz. Wäret Ihr nun wohl so gut, mir einen Dienst zu leisten?« fuhr Bussy fort.

»Wie? so oft Herr von Bussy, in welcher Beziehung es auch sein mag, über mich zu verfügen die Gewogenheit hat, wird es mir immer zur unendlichen Ehre gereichen.«

»Wohl! Ihr werdet in den Louvre gelangen, Ihr der Bevorzugte, während ich im Vorzimmer bleibe; wollt daher den Herrn Herzog von Anjou benachrichtigen, dass ich auf ihn warte.«

»Der Herr Herzog ist im Louvre und wird ohne Zweifel dem Lever Seiner Majestät beiwohnen; warum tretet Ihr nicht mit mir ein, mein Herr?«

»Ich fürchte das böse Gesicht des Königs.«.

»Bah!«

»Bei Gott! er hat mich bis jetzt noch nicht an sein freundlichstes Lächeln gewöhnt.«

»Seid unbesorgt, das wird sich binnen Kurzem ändern.«

»Ah! ah! Ihr seid also ein Nekromant, Herr von Chicot?«

»Zuweilen. Auf! Mut gefasst, kommt, Herr von Bussy.«

Sie traten in der Tat ein und wandten sich, der Eine nach der Wohnung des Herrn Herzogs von Anjou, der, wie wir bereits bemerkt zu haben glauben, die Gemächer einnahm, welche einst die Königin Margarethe inne gehabt hatte, der Andere nach dem Zimmer des Königs.

Heinrich III. war so eben erwacht; er läutete mit der großen Glocke und eine Wolke von Dienern und Freunden stürzte in das königliche Gemach; die Geflügelbrühe, der gewürzte Wein und die Fleischpasteten waren bereits aufgetragen, als Chicot ganz lustig bei seinem erhabenen Herrn erschien, und ehe er guten Morgen sagte, aus der Schüssel zu essen und aus der goldenen Schale zu trinken anfang.

»Beim Tode Gottes!« rief der König entzückt, obgleich er den Zornigen spielte, »das ist, glaube ich, dieser Schuft von einem Chicot, ein Flüchtling, ein Straßenläufer, ein Bursche, den man henken sollte.«

»Nun! nun! was hast Du denn, mein Sohn,« sagte Chicot, indem er sich ohne Umstände mit seinen staubigen Stiefeln auf

den ungeheuren Lehnstuhl mit goldenen Lilien setzte, in welchem Heinrich III. selbst saß, »wir vergessen also die kleine Rückkehr von Polen, wo wir die Rolle des Hirsches spielten, während die Magnaten die der Hunde zu spielen liebten. Tajo! tajo!«

»Ah! mein Unglück ist wieder zurückgekommen,« rief Heinrich, »ich werde nichts Anderes mehr hören, als solche unangenehme Dinge. Ich war seit drei Wochen so ruhig!«

»Bah! bah! Du klagst immer; der Teufel soll mich holen, man könnte glauben, Du wärst einer Deiner Untertanen. Sprich, was hast Du in meiner Abwesenheit getan, mein kleiner Henriquet? Hast Du dieses schöne Frankreich ein wenig drollig regiert?«

»Herr Chicot!«

»Strecken unsere Völker die Zunge heraus?«

»Bursche!«

»Hat man einen von den kleinen frisierten Herren gehenkt? Ah! verzeiht, Herr von Quéulus, ich sah Euch nicht.«

»Chicot, wir werden uns entzweien.«

»Ist noch etwas Geld in unsern Kassen oder in denen der Juden übrig? Das wäre kein Unglück, wir bedürfen sehr der Belustigung, das Leben ist so drückend!«

Und er raffte auf der Vermeilplatte die goldgelben Fleischpastetchen zusammen.

Der König fing an zu lachen: damit endigte es immer.

»Laß hören,« sagte er, »was hast Du während Deiner langen Abwesenheit gemacht?«

»Ich habe den Plan zu einer kleinen Prozession in drei Akten ersonnen:

»Erster Akt.

Büßer nur mit einem Hemde und einer Hose bekleidet steigen, sich die Haare ausraufend und sich gegenseitig geißelnd, vom Louvre zum Montmartre hinauf.

»Zweiter Akt.

Dieselben Büßer steigen bis an den Gürtel entkleidet und sich mit Rosenkränzen von spitzigen Dornen peitschend vom Montmartre in die Sainte-Geneviève Abtei herab.

»Dritter Akt.

Dieselben Büßer kommen, sich mit Peitschenhieben Fetzen von den Schulterblättern schlagend, von der Sainte-Geneviève Abtei in den Louvre zurück.

»Ich dachte wohl daran, sie, als unerwartete Entwicklung, über den Grève-Platz gehen zu lassen, wo sie der Henker insgesamt vom ersten bis zum letzten verbrannt hätte; aber es fiel mir ein, der Herr habe wohl da oben ein wenig Schwefel von Sodom und ein wenig Pech von Gomorra aufbewahrt, und ich will ihn nicht des Vergnügens berauben, selbst den Rostbraten zu machen . . . Doch, meine Herren, in Erwartung des großen Tages wollen wir uns belustigen.«

»Vor Allem sprich, wohin bist Du geraten?« sagte der König.

»Weißt Du, dass ich in allen schlechten Häusern von Paris nach Dir fahnden ließ?«

»Hast Du den Louvre gut durchsucht?«

»Irgend ein Unzüchter wird Dich mitgenommen haben?«

»Das kann nicht wohl sein, denn Du hast alle Unzüchter bei Dir gehabt, Heinrich.«

»Ich täuschte mich also?«

»Ei! mein Gott, ja, wie immer.«

»Wir werden sehen, dass Du am Ende Buße tatest.«

»Ganz richtig. Ich legte mich ein wenig auf die Religion, um zu ergründen, was daran wäre, und meiner Treue, ich bin davon zurückgekommen. Ich habe genug an den Mönchen. Pfui, die hässlichen Tiere!«

In diesem Augenblick trat Herr von Monsoreau beim König ein, vor dem er sich sehr tief verbeugte.

»Ah! Ihr seid es, Herr Oberstjägermeister,« sagte Heinrich.

»Wann werdet Ihr eine schöne Jagd halten lassen?«

»Wann es Eurer Majestät beliebt. Man meldet mir, dass wir viele Schweine in Saint-Germain-en-Laye haben.«

»Es ist etwas sehr Gefährliches um ein Schwein,« sagte Chicot, »ich erinnere mich, dass König Karl IX. beinahe von einem Schweine auf der Jagd getötet worden wäre; und dann sind die Spieße so hart, und das macht Blasen an unsern kleinen Händen. Nicht wahr, mein Sohn?«

Herr von Monsoreau schaute Chicot von der Seite an.

»Höre,« sagte der Gascogner zu Heinrich, »Dein Oberstjägermeister ist vor nicht langer Zeit einem Wolf begegnet.«

»Warum?«

»Er hat, wie die Wolken des Dichters Aristophanes, das Gesicht davon behalten, besonders das Auge; es ist auffallend!«

Herr von Monsoreau wandte sich um und sprach erbleichend zu Chicot:

»Herr Chicot, ich bin nur wenig für Narren geeignet, da ich selten bei Hofe gelebt habe, und sage Euch, dass ich in Gegenwart meines Königs nicht gedemütigt werden will, hauptsächlich, wenn es sich um seinen Dienst handelt.«

»Wohl, mein Herr,« versetzte Chicot, »Ihr seid ganz das Gegenteil von uns, da wir Leute von Hofe sind; wir haben auch viel gelacht über die letzte Narrenposse.«

»Über welche Narrenposse?« fragte Monsoreau.

»Er ernannte Euch zum Oberstjägermeister; Ihr seht, dass dieser gute Henriquet, wenn auch weniger Narr als ich, doch noch viel verrückter ist.«

Monsoreau schleuderte dem Gascogner einen wütenden Blick zu.

»Stille! stille!« sagte Heinrich, der einem Streit entgegensah, »sprechen wir von etwas Anderem, meine Herren.«

»Ja,« versetzte Chicot, »sprechen wir von den Verdiensten Unserer Lieben Frau von Chartres.«

»Chicot, keine Gottlosigkeiten,« rief der König mit strengem Tone.

»Gottlosigkeiten, ich? Geh doch, Du hältst mich für einen Mann der Kirche, während ich ein Mann des Schwertes bin. Im Gegenteil, ich mache Dich auf etwas aufmerksam, mein Sohn.«

»Auf was?«

»Darauf, dass Du gegen Unsere Liebe Frau von Chartres schlecht, äußerst schlecht verführst, mein Sohn,«

»Warum!«

»Ganz gewiss, Unsere Liebe Frau hatte zwei Hemden, welche daran gewöhnt waren, sich beisammen zu finden, und Du hast sie

getrennt. An Deiner Stelle hätte ich sie vereinigt, Heinrich, und es wäre wenigstens eine Hoffnung mehr auf ein Wunder vorhanden gewesen.«

Diese etwas rohe Anspielung auf die Trennung des Königs und der Königin machte die Freunde des Königs lachen.

Der König streckte die Arme, rieb sich die Augen aus und lächelte ebenfalls.

»Diesmal hat der Narr bei Gott Recht,« sagte er und sprach dann von etwas Anderem.

»Mein Herr,« flüsterte Monsoreau Chicot zu, »wäre es Euch gefällig, ohne irgend ein Aufsehen zu erregen, mich in jener Fenstervertiefung zu erwarten?«

»Wie, mein Herr? mit dem größten Vergnügen.«

»Wohl, so gehen wir auf die Seite.«

»In die Tiefe eines Waldes, wenn es Euch beliebt, mein Herr.«

»Genug der Scherze, sie sind unnötig, denn es ist Niemand da, um sie zu hören,« sagte Monsoreau zu dem Narren, in die Fenstervertiefung tretend, in welche ihm dieser vorangegangen war. »Wir stehen einander gegenüber, wir sind uns die Wahrheit schuldig, Herr Chicot, Herr Narr; ein Edelmann verbietet Euch, hört Ihr wohl das Wort, verbietet Euch, über ihn zu lachen; er fordert Euch besonders auf, es wohl zu überlegen, ehe Ihr ihn in einen Wald bescheidet, denn in den Wäldern, wohin Ihr mich so eben führen wolltet, wächst eine Sammlung von Stöcken, ganz würdig, als Nachfolger von denjenigen zu dienen, die Euch auf eine so harte Weise von Herrn von Mayenne aufgemessen worden sind.«

»Ah!« sagte Chicot ohne eine scheinbare Bewegung, obwohl sein schwarzes Auge einen düsteren Blitz schleuderte, »ah! Ihr erinnert mich an Alles das, was ich Herrn von Mayenne schuldig bin; Ihr wollt also, dass ich Euer Schuldner werde, wie ich der seinige bin, dass ich Euch in meinem Gedächtnis auf dieselbe Linie setze, und Euch einen gleichen Teil von meiner Dankbarkeit bewahre?«

»Mein Herr, es scheint mir, Ihr vergesst unter Euren Gläubigern die Hauptperson zu zählen.«

»Das wundert mich, mein Herr; dann ich darf mich Wohl

rühmen, dass ich ein vortreffliches Gedächtnis besitze; ich bitte, wer ist denn dieser Gläubiger?«

»Meister Nicolas David.«

»Oh! bei diesem täuscht Ihr Euch,« erwiderte Chicot, »ich bin ihm nichts mehr schuldig, er ist bezahlt.«

In diesem Augenblick mischte sich ein Dritter in das Gespräch. Es war Bussy.

»Ah! Herr von Bussy,« sagte Chicot, »kommt mir ein wenig zu Hilfe. Hier ist Herr von Monsoreau, der mich, wie Ihr seht, gestellt hat und mir nicht mehr und nicht weniger als einem Hirsch oder einem Dammbock nachsetzen will; sagt ihm, dass er sich täusche, Herr von Bussy, dass er es mit einem Eber zu tun habe, und dass sich der Eber gegen den Jäger umkehre.«

»Herr Chicot,« sprach Bussy, »ich glaube, Ihr tut dem Herrn Oberstjägermeister Unrecht, wenn Ihr denkt, er halte Euch nicht für das, was Ihr seid, nämlich für einen guten Edelmann. Mein Herr,« fuhr Bussy, sich an den Grafen wendend, fort, »ich habe die Ehre, Euch zu benachrichtigen, dass Euch der Herr Herzog von Anjou zu sprechen wünscht.«

»Mich?« fragte Monsoreau unruhig.

»Euch selbst, mein Herr,« antwortete Bussy.

Monsoreau heftete auf Bussy einen Blick, mit dem er bis in die Tiefe seiner Seele zu dringen beabsichtigte, der aber auf der Oberfläche stehen bleiben musste, so voll Heiterkeit waren die Augen und das Lächeln von Bussy.

»Begleitet Ihr mich, mein Herr?« fragte diesen der Oberstjägermeister.

»Nein, ich laufe zu Seiner Hoheit und melde dem Herzog, dass Ihr seinem Befehle Folge leisten werdet, während Ihr von dem König Abschied nehmt.«

Nach diesen Worten kehrte Bussy zurück, wie er gekommen war, und schlüpfte mit seiner gewöhnlichen Gewandtheit durch die Heerschaar der Höflinge.

Der Herzog von Anjou wartete wirklich in seinem Kabinett und durchlief abermals den unsern Lesern bekannten Brief.

Als er Geräusch an der Türe hörte, glaubte er, es wäre Monsoreau, der seinem Befehle Folge leistete, und verbarg

diesen Brief.

Bussy erschien.

»Nun?« sagte der Herzog.

»Monseigneur, er kommt sogleich.«

»Vermutete er nichts?«

»Und wenn dies der Fall wäre, wenn er auf seiner Hut wäre?« versetzte Bussy. »Ist er nicht Eure Kreatur, durch Euch aus dem Nichts gezogen, könnt Ihr ihn nicht wieder in das Nichts zurückwerfen?«

»Allerdings,« antwortete der Herzog mit der ängstlichen Miene, die ihm immer das Herannahen von Ereignissen verlieh, wobei er einige Energie entwickeln sollte.

»Erscheint er Euch minder schuldig, als er es gestern war?«

»Hundertmal mehr; seine Verbrechen gehören zu denjenigen, welche wachsen, wenn man darüber nachdenkt.«

»Alles drängt sich übrigens auf einen Punkt zusammen,« sagte Bussy: »er hat durch Verrat eine edle Jungfrau geraubt; er hat sie betrügerischer Weise und durch Mittel, welche eines Edelmannes unwürdig sind, geheiratet; er wird selbst die Auflösung dieser Ehe fordern, oder Ihr fordert sie für ihn.«

»Das ist so beschlossen.«

»Und bei dem Namen des Vaters, bei dem Namen des Mädchens, bei dem Namen des Schlosses Méridor, bei dem Namen von Diana, ich habe Euer Wort?«

»Ihr habt es.«

»Bedenkt, dass sie benachrichtigt sind, dass sie in Angst den Erfolg Eurer Zusammenkunft mit diesem Mann erwarten.«

»Das Mädchen wird frei sein, darauf verpfände ich Euch mein Ehrenwort, Bussy.«

»Ah!« rief Bussy, »wenn Ihr dies tut, so seid Ihr in der Tat ein großer Fürst, Monseigneur.«

Und er nahm die Hand des Herzogs, diese Hand, welche so viele falsche Versprechungen unterzeichnet, so viele Schwüre gebrochen hatte, und küsste sie ehrfurchtsvoll.

In diesem Augenblick hörte man Tritte im Vorgemach.

»Hier kommt er,« sagte Bussy.

»Lasst Herrn von Monsoreau eintreten,« rief Franz mit einer Strenge, die Bussy als ein gutes Vorzeichen erschien.

Diesmal konnte der junge Edelmann, beinahe sicher, dass er das so sehr erstrebte Resultat erreichen werde, seinen Blick nicht abhalten, während er Monsoreau grüßte, eine leichte Tinte stolzer Ironie anzunehmen; der Oberstjägermeister empfing seinerseits den Gruß von Bussy mit jenem glasigen Blicke, hinter dem er seine Gefühle, wie hinter einer uneinnehmbaren Festung, verschanzte.

Bussy wartete in dem uns bereits bekannten Gange, in demselben Gange, wo La Mole in einer Nacht beinahe von Karl IX., Heinrich III., dem Herzog von Alençon und dem Herzog von Guise mit der Gürtelschnur der Königin Mutter erdrosselt worden wäre. Dieser Gang war, wie der Treppenplatz, zu dem er führte, im Augenblick gedrängt voll von Edelleuten, welche herbeikamen, um dem Herzog den Hof zu machen.

Bussy mischte sich unter sie, und Jeder beeiferte sich, ihm seinen Platz abzutreten, sowohl in Folge der Achtung, in der er stand, als wegen der Gunst, welcher er sich beim Herzog von Anjou erfreute. Der junge Edelmann verschloss alle seine Gefühle in seinem Innern und erwartete, ohne etwas von der furchtbaren Angst merken zu lassen, die er in seinem Herzen zusammendrängte, den Erfolg der Unterredung, bei der sein ganzes Glück auf dem Spiele stand.

Die Unterredung musste notwendig belebt sein: Bussy hatte genug von Herrn von Monsoreau gesehen, um zu begreifen, dass dieser sich nicht würde ohne Kampf zerstören lassen. Doch der Herzog durfte nur die Hand auf ihn legen, und wenn er sich nicht bog, so müsste er brechen.

Plötzlich ließ sich das wohlbekanntes Geräusch der Stimme des Prinzen hören. Diese Stimme schien zu befehlen.

Bussy bebte vor Freude.

»Ah!« sagte er, »der Herzog hält mir Wort.«

Doch auf dieses Geräusch folgte kein zweites, und da Alle schwiegen und einander voll Unruhe anschauten, so herrschte bald eine tiefe Stille unter den Höflingen.

Gestört in seinem begonnenen Traum, nunmehr dem Strome

der Hoffnung und dem Gegenstrom der Furcht unterworfen, fühlte Bussy beinahe eine Viertelstunde Minute für Minute vergehen.

Plötzlich öffnete sich die Zimmertüre des Herzogs und man hörte durch die Vorhänge freudige Stimmen hervordringen.

Bussy wusste, dass der Herzog mit dem Oberstjägermeister allein war, und dass ihre Unterredung, wenn sie ihren gewöhnlichen Gang gehabt hatte, in diesem Augenblick nichts weniger als lustig sein musste.

Diese Heiterkeit machte ihn beben.

Bald näherten sich die Stimmen; der Türvorhang wurde aufgehoben. Monsoreau kam rückwärts und sich verbeugend heraus. Der Herzog begleitete ihn bis an die Grenze seines Zimmers und sagte:

»Gott befohlen, Freund; es ist eine abgemachte Sache.«

»Freund,« murmelte Bussy, »Gottes Blut! was bedeutet das?«

»Monseigneur,« sprach Monsoreau, immer gegen den Prinzen gewendet, »nach der Ansicht (Eurer Hoheit ist also nun das beste Mittel die Veröffentlichung?«

»Ja, ja,« antwortete der Herzog, »alle diese Geheimnisse sind Kindereien.«

»Also werde ich sie schon diesen Abend dem König vorstellen,« versetzte Monsoreau.

»Geht ohne Furcht, ich werde Alles vorbereiten.«

Der Herzog trat noch näher zu dem Oberstjägermeister und sagte ihm ein paar Worte in das Ohr.

»Es ist geschehen, Monseigneur.«

Monsoreau verbeugte sich zum letzten Male vor dem Herzog, welcher, ohne Bussy zu sehen, der unter den Falten eines Vorhanges, an den er sich anklammerte, um nicht zu fallen, verborgen war, die im Gange Anwesenden betrachtete.

»Meine Herren,« sprach Monsoreau, sich an die Edelleute wendend, welche auf ihre Reihe in der Audienz warteten und sich bereits vor einer Gunst verbeugten, bei deren Schimmer die von Bussy zu erbleichen schien, »meine Herren, erlaubt mir, Euch eine Neuigkeit zu verkündigen: Monseigneur gestattet mir so eben, meine Verheiratung mit Fräulein Diana von Méridor, meiner

Gattin seit einem Monat, zu verkündigen und sie unter diesen Anspielen heute Abend dem Hofe vorzustellen.«

Bussy wankte; war der Schlag auch nicht mehr unerwartet, so war er doch so heftig, dass er dadurch niedergeschmettert zu werden befürchtete. Da streckte er den Kopf vor, und der Herzog und er, Beide bleich von sehr entgegengesetzten Gefühlen, wechselten einen Blick, der Verachtung von Seiten Bussys, des Schreckens von Seiten des Herzogs von Anjou.

Monsoreau durchschritt die Gruppe der Edelleute unter Komplimenten und Glückwünschen.

Bussy machte eine Bewegung, um auf den Herzog zuzugehen; doch der Herzog sah diese Bewegung und kam ihm zuvor, indem er den Türvorhang fallen ließ; zu gleicher Zeit schloss sich hinter dem Vorhange die Türe, und man hörte das Knirschen des Schlüssels im Schloss.

Bussy fühlte nun, wie sein Blut heiß und stürmisch nach seinen Schläfen und nach seinem Herzen floss. Seine Hand traf den an seinem Gürtel hängenden Degen und zog ihn maschinenmäßig halb aus der Scheite, denn die Leidenschaften nahmen bei diesem Manne einen unwiderstehlichen ersten Erguß; die Liebe aber, die ihn zu dieser Heftigkeit angetrieben hatte, lähmte seine ganze Hitze; ein bitterer, tiefer, stechender Schmerz erstickte seinen Zorn: statt anzuschwellen; zerriss sein Herz.

In diesem Paroxysmus zweier mit einander kämpfender Leidenschaften unterlag die Energie des jungen Mannes, wie mit einander, weil sie sich gegenseitig bei ihrer höchsten Ansteigung gestoßen, zwei zornige Wogen fallen, weiche den Himmel erklettern zu wollen schienen.

Bussy begriff, dass er, wenn er hier blieb, das Schauspiel seines wahnsinnigen Schmerzes geben musste; er folgte dem Gange, erreichte die geheime Treppe, stieg in den Hof des Louvre hinab, sprang auf sein Pferd und schlug im Galopp den Weg nach der Rue Saint-Antoine ein.

Der Baron und Diana erwarteten die von Bussy versprochene Antwort; sie sahen den jungen Mann bleich, mit verstörtem Gesicht und blutigen Augen erscheinen.

Diana begriff Alles und stieß einen Schrei aus.

»Madame,« rief Bussy, »verachtet mich, hasst mich; ich glaubte etwas in dieser Welt zu sein und bin nur ein Atom. Ich glaubte etwas zu vermögen und kann mir nicht einmal das Herz ausreißen. Madame, Ihr seid wirklich die Frau von Herrn von Monsoreau, seine gesetzliche, zu dieser Stunde anerkannte Frau, und sollt als solche noch diesen Abend vorgestellt werden. Ich aber bin ein armer Narr, ein elender Wahnsinniger, oder vielmehr, ja, wie Ihr sagtet, Herr Baron, der Herr Herzog von Anjou ist ein Feiger und ein Schändlicher.«

Und er verließ den Vater und die Tochter im höchsten Schrecken, und stürzte wahnsinnig vor Schmerz, trunken vor Wut, aus dem Zimmer und durch die Gänge, sprang auf sein Pferd, drückte ihm beide Sporen in den Bauch, ließ, ohne zu wissen, wohin er ritt, die Zügel schießen, nur beschäftigt, sein unter seiner krampfhaften Hand tobendes Herz zurückzudrängen, und jagte fort, Schwindel und Schrecken auf seinem Wege verbreitend.

Siebzehntes Kapitel.

Was zwischen Monseigneur dem Herzog von Anjou und dem Oberstjägermeister vorgefallen war.

Es ist nun Zeit, die plötzliche Veränderung zu erklären, welche sich in dem Benehmen des Herzogs von Anjou gegen Bussy bewerkstelligt hatte.

Als er Herrn von Monsoreau nach den Ermahnungen seines Edelmanns empfing, war er auf das Günstigste für die Pläne des letzteren gestimmt. Seine leicht reizbare Galle überströmte aus einem Herzen, welches von den zwei in demselben herrschenden Leidenschaften geschworen war: die Eitelkeit des Herzogs hatte ihre Wunde erhalten; die Furcht vor einem öffentlichen Lärmen, mit dem ihn Bussy im Namen von Herrn von Méridor bedrohte, peitschte noch viel schmerzhafter den Zorn von Franz.

Zwei Gefühle dieser Art bringen in ihrer Verbindung furchtbare Explosionen hervor, wenn das Herz, das dieselben enthält, mit Pulver gesättigten Bomben ähnlich, fest genug gebaut, hermetisch genug verschlossen ist, dass der doppelte Druck dasselbe zersprengt.

Herr von Anjou empfing den Oberstjägermeister mit einem von jenen strengen Gesichtern, welche die Unerschrockensten zittern machten, denn man kannte die Mittel von Franz im Punkte der Rache.

»Eure Hoheit hat mich rufen lassen?« sagte Monsoreau sehr ruhig und mit einem mit Vorhängen versehenen Blicke: denn gewohnt, die Seele des Prinzen zu beherrschen, erriet dieser Mann das ganze Feuer, das unter der scheinbaren Kälte brannte, und man hätte glauben sollen, das Gesicht des lebenden Wesens auf die leblosen Gegenstände übertragend, verlange er Rechenschaft von dem Zimmer über die Ansichten des Gebieters.

»Fürchtet nichts, mein Herr,« sprach der Herzog, der ihn begriffen hatte, »es ist Niemand hinter diesen Tapeten; wir können frei, und besonders offenherzig mit einander reden.«

Monsoreau verbeugte sich.

»Denn Ihr seid ein guter Diener, Herr Oberstjägermeister von Frankreich, und Ihr habt Anhänglichkeit für meine Person?«

»Ich glaube es, Hoheit.«

»Ich bin dessen gewiss, mein Herr; Ihr habt mich bei vielen Gelegenheiten über die gegen mich angezettelten Komplotte unterrichtet; Ihr habt mich, häufig Eure Interessen vergessend und Euer Leben auf das Spiel sehend, in meinen Unternehmungen unterstützt.«

»Hoheit . . . «

»Ich weiß es. Noch kürzlich, ich muss Euch daran erinnern, denn Ihr besitzt in der Tat so viel Zartgefühl, dass nie auch nur eine mittelbare Anspielung die von Euch geleisteten Dienste hervorhebt; noch kürzlich bei jenem unglücklichen Abenteuer . . . «

»Bei welchem Abenteuer, Monseigneur?«

»Beider Entführung von Fräulein von Méridor; armes Mädchen . . . «

»Ach!« murmelte Monsoreau, so, dass die Antwort nicht ernstlich auf das, was Franz gesagt hatte, anwendbar war.

»Nicht wahr, Ihr beklagt sie?« sprach der Letzte, ihn auf einen sichern Boden führend.

»Beklagt Ihr sie nicht auch, Hoheit?«

»Ich? Oh! Ihr wisst, ob ich diese traurige Laune bereut habe! Und seht, ich bedurfte meiner ganzen Freundschaft für Euch, ich musste ganz so, wie ich es bin, an Eure guten Dienste gewöhnt sein, um zu vergessen, dass ich das Mädchen ohne Euch nicht entführt hätte.«

Monsoreau fühlte den Stich.

»Sollten dies nur einfach Gewissensbisse sein?« sagte er zu sich selbst.

»Monseigneur,« sprach er dann laut, »Eure natürliche Güte bringt Euch dazu, dass Ihr übertreibt: Ihr habt den Tod des Mädchens nicht mehr veranlasst, als ich selbst . . . «

»Wie so?«

»Ihr hattet sicherlich nicht die Absicht, die Gewalt bis zu dem

Tode von Fräulein von Méridor zu treiben.«

»Oh! nein.«

»Dann spricht Euch die Absicht frei, Monseigneur; es ist ein Unglück, wie dergleichen der Zufall jeden Tag herbeiführt.«

»Und dann,« fügte der Herzog, seinen Blick in das Herz von Monsoreau tauchend, bei, »und dann hat der Tod Alles in seinen ewigen Fluss gehüllt.«

Die Stimme des Prinzen vibrierte so sehr, dass Monsoreau sogleich die Augen aufschlug und zu sich sagte:

»Das sind keine Gewissensbisse.«

»Monseigneur,« sprach er sodann, »darf ich offenherzig mit Eurer Hoheit reden?«

»Warum solltet Ihr zögern?« versetzte der Prinz mit einem Erstaunen, in das sich ein gewisser Stolz mischte.

»In der Tat,« sprach Monsoreau, »ich weiß nicht, warum ich zögern sollte.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Oh! Monseigneur, ich will damit sagen, dass bei einem durch seinen Verstand und durch den Adel seines Gemütes so erhabenen Prinzen die Offenherzigkeit fortan das Hauptelement bilden muss.«

»Fortan? Was hat das zu bedeuten?«

»Am Anfang hielt es Eure Hoheit nicht für geeignet, sich dieser Offenherzigkeit gegen mich zu bedienen.«

»Wirklich!« entgegnete der Herzog, in ein Gelächter ausbrechend, das einen wütenden Zorn offenbarte.

»Hört mich, Monseigneur,« sprach Monsoreau demütig. »Ich weiß, was mir Eure Hoheit sagen wollte.«

»Sprecht also.«

»Eure Hoheit wollte mir zu verstehen geben, Diana von Méridor wäre vielleicht nicht tot und überhöbe diejenigen, welche sich für ihre Mörder hielten, der Gewissensbisse.«

»Oh! wie viel Zeit habt Ihr gebraucht, mein Herr, um mir diese tröstliche Betrachtung anzustellen. Ihr seid, bei meinem Wort! ein treuer Diener. Ihr habt mich düster, bekümmert gesehen; Ihr habt mich von den traurigen Träumen sprechen hören, die mich seit

dem Tode dieser Frau heimsuchten, mich, dessen Empfindlichkeit, Gott sei Dank, keine alltägliche ist; . . . und Ihr habt mich so leben lassen, während Ihr mir mit diesem einzigen Zweifel so viele Leiden ersparen konntet? . . . Wie soll ich ein solches Benehmen nennen, mein Herr?«

Der Herzog sprach diese Worte mit der ganzen Heftigkeit eines dem Ausbruche nahen Zornes.

»Monseigneur,« antwortete Monsoreau, »man sollte glauben, Eure Hoheit erhebe eine Anklage gegen mich . . . «

»Verräter!« rief plötzlich der Herzog, sich dem Oberstjägermeister einen Schritt nähernd, »ich erhebe sie und begründe sie . . . Du hast mich hintergangen! Du hast mir diese Frau genommen, die ich liebte.«

Monsoreau erbleichte furchtbar, verlor aber nichts von seiner ruhigen, beinahe stolzen Haltung.

»Das ist wahr,« sagte er.

»Ah! das ist wahr . . . der Unverschämte, der Dieb!«

»Wollt die Gnade haben, etwas leiser zu sprechen, Monseigneur,« versetzte Monsoreau immer gleich ruhig. »Eure Hoheit vergisst, dass sie mit einem Edelmann, mit einem guten Diener spricht.«

Der Herzog brach in ein krampfhaftes Gelächter aus.

»Mit einem guten Diener des Königs!« fuhr Monsoreau eben so unempfindlich, als vor dieser furchtbaren Drohung fort.

Der Herzog hielt bei diesem einzigen Worte an.

»Was wollt Ihr damit sagen?« murmelte er.

»Ich will damit sagen,« versetzte Monsoreau sanft und unterwürfig, »dass Monseigneur, wenn er sich die Mühe nehmen wollte, mich anzuhören, begreifen würde, ich habe diese Frau genommen, weil Seine Hoheit sie nehmen wollte.«

Erstaunt über so viel Kühnheit, fand der Herzog keine Antwort.

»Hört meine Entschuldigung,« sprach demütig der Oberstjägermeister, »ich liebte Fräulein von Méridor glühend.«

»Ich auch!« erwiderte Franz mit einer unbeschreiblichen Würde.

»Es ist wahr, Monseigneur, Ihr seid mein Herr, doch Fräulein von Méridor liebte Euch nicht.«

»Liebte sie Dich?«

»Vielleicht,« murmelte Monsoreau.

»Du lügst! Du lügst! Du hast ihr Gewalt angetan, wie ich ihr Gewalt antat. Nur bin Ich, der Herr, gescheitert, während es Dir, dem Knechte, gelungen ist. Ich habe nichts als die Macht, während Du den Verrat hattest.«

»Monseigneur, ich liebte sie.«

»Was liegt mir daran?«

»Monseigneur . . . «

»Drohungen, Schlange?«

»Monseigneur, nehmt Euch in Acht,« sprach Monsoreau, den Kopf senkend, wie der Tiger, der zum Sprung ansetzt. »Ich liebte sie, sage ich Euch, und ich bin keiner von Euren Knechten, wie Ihr Euch so eben äußert. Meine Frau gehört mir, wie mein Grund und Boden. Niemand kann sie mir nehmen, nicht einmal der König. Ich wollte diese Frau besitzen und habe sie genommen.«

»Wahrhaftig,« sagte Franz, nach der auf dem Tische stehenden silbernen Glocke stürzend. »Du hast sie genommen, wohl! Du sollst sie auch zurückgeben.«

»Ihr täuscht Euch, Monseigneur,« rief Monsoreau ebenfalls nach dem Tische stürzend, um den Prinzen am Läuten zu verhindern. »Haltet Euren schlimmen Gedanken, mir zu schaden, zurück, denn wenn Ihr einmal rufen, wenn Ihr mir eine öffentliche Beleidigung antun würdet . . . «

»Du wirst diese Frau zurückgeben, sage ich Dir.«

»Sie zurückgeben, warum? . . . sie ist meine Frau, sie wurde mir vor Gott angetraut.«

Monsoreau rechnete auf die Wirkung dieses Wortes, aber der Prinz verließ seine zornige Haltung nicht und rief:

»Ist sie Deine Frau vor Gott, so wirst Du sie den Menschen zurückgeben!«

»Wie? Er weiß also Alles?« sagte Monsoreau.

»Ja, er weiß alles.«

»Du wirst diese Heirat brechen, ich werde sie aufheben, und wärst Du hundertmal vor allen Göttern, die im Himmel regieren, verbunden.«

»Ah! Monseigneur, Ihr blasphemirt.«

»Morgen wird Fräulein von Méridor ihrem Vater zurückgegeben sein, morgen reisest Du in die Verbannung, die ich Dir auferlegen werde. In einer Stunde hast Du Deine Stelle als Oberstjägermeister verkauft, dies sind meine Bedingungen, wenn nicht, so nimm Dich in Acht, Vasall, ich zerbreche Dich, wie ich dieses Glas zerbreche.«

Und der Prinz ergriff eine Schale von emailliertem Kristall, ein Geschenk des Erzherzogs von Österreich, und schleuderte sie wie ein wütender gegen Monsoreau, der von ihren Splittern umhüllt wurde.

»Ich werde die Frau nicht zurückgeben, ich werde meine Stelle nicht verlassen, ich werde in Frankreich bleiben,« erwiderte Monsoreau auf Franz zulaufend.

»Warum dies, Verfluchter?«

»Weil ich mir Begnadigung vom König von Frankreich, von dem in der Sainte-Geneviève Abtei erwählten König erbitte, und weil der so gute, so edle, über die noch neue göttliche Gunst so glückliche Souverain sich nicht weigern wird, den ersten Supplicanten zu hören, der ein Gesuch an ihn richtet.«

Monsoreau hatte diese furchtbaren Worte stufenweise betont; das Feuer seiner Augen ging allmählich in sein Wort über, das zum Donner wurde.

Franz erleichte, machte einen Schritt rückwärts, zog die schwere Tapete vor die Eingangstüre, nahm dann Monsoreau bei der Hand und sagte, jedes Wort kurz abstoßend, als ob er mit seinen Kräften zu Ende gewesen wäre:

»Es ist gut . . . es ist gut . . . tragt mir dieses Gesuch leiser vor, ich höre Euch.«

»Ich werde demütig sprechen,« sagte Monsoreau plötzlich wieder ruhig geworden, »demütig, wie es sich für den untertänigsten Diener Eurer Hoheit geziemt.«

Franz ging langsam in dem großen Gemache umher, und wenn er hinter die Tapeten schauen konnte, so schaute er jedes Mal.

Er schien nicht glauben zu können, die Worte von Monsoreau wären nicht gehört worden.

»Was sagtet Ihr?« fragte er.

»Ich sagte, Monseigneur, eine unselige Liebe habe Alles gemacht. Die Liebe, edler Herr, ist die gebieterischste der Leidenschaften . . . Um mich vergessen zu lassen, dass Eure Hoheit die Augen auf Diana geworfen hatte, musste ich nicht mehr meiner Herr sein.«

»Ich sagte es Euch, Graf, das ist ein Verrat.«

»Beugt mich nicht nieder, Monseigneur, hört vielmehr, welcher Gedanke mir kam. Ich sah Euch jung, reich, glücklich, ich sah Euch als den ersten Fürsten der christlichen Welt.«

Der Herzog machte eine Bewegung.

»Denn Ihr seid es,« flüsterte Monsoreau dem Herzog in das Ohr, »zwischen diesem obersten Range und Euch ist nur ein leicht zu zerstreuer Schatten . . . Ich sah den ganzen Glanz Eurer Zukunft, und dieses ungeheure Glück mit dem Wenigen vergleichend, nach dem Ich strebte, geblendet von Eurer zukünftigen Ausstrahlung, die mich beinahe verhinderte, die arme, kleine Blume zu sehen, welche ich zu besitzen wünschte, gebrechlich gegen Euch meinen Herrn, sagte ich mir »Überlassen wir den Prinzen seinen glänzenden Träumen, seinen herrlichen Entwürfen; das ist sein Ziel, ich suche das meinige im Schatten . . . Er wird kaum meine Entfremdung bemerken, kaum wird er die armselige Perle, die ich seiner königlichen Binde raube, entschlüpfen fühlen.«

»Graf! Graf!« sprach der Herzog, unwillkürlich durch den Zauber dieses Gemäldes berauscht.

»Ihr werdet mir vergeben, nicht wahr, Monseigneur.«

In diesem Augenblick schlug der Herzog die Augen auf.

Er sah an der mit vergoldetem Leder tapezierten Wand das Portrait von Bussy, das er gern zuweilen anschaute, wie er einst das Portrait von La Mole angeschaut hatte. Dieses Portrait hatte ein so stolzes Auge, eine so erhabene Miene, das Bild hielt seinen Arm so herrlich auf der Hüfte gerundet, dass der Herzog Bussy selbst mit seinem Feuerauge aus der Mauer hervorkomme zu sehen glaubte, um ihn aufzufordern, Mut zu fassen und mutig zu handeln.

»Nein,« sagte er, »ich kann Euch nicht verzeihen; nicht meinetwegen übe ich Strenge, dessen ist Gott mein Zeuge,

sondern weil ein Vater in Trauer, ein unwürdig missbrauchter Vater seine Tochter zurückverlangt, weil eine Frau, gezwungen Euch zu heiraten, um Rache gegen Euch schreit, weil mit einem Worte die erste Pflicht eines Fürsten Gerechtigkeit ist.«

»Monseigneur . . . «

»Ich sage Euch, es ist die erste Pflicht eines Fürsten, und ich werde Gerechtigkeit üben.«

»Wenn die Gerechtigkeit die erste Pflicht eines Fürsten ist,« entgegnete Monsoreau, »so ist die Dankbarkeit die erste Pflicht eines Königs . . . Monseigneur.«

»Nun!«

»Ihr habt mir die Krone zu verdanken, Sire.«

»Monsoreau!« rief der Herzog mit einem Schrecken, der noch größer war, als bei den ersten Angriffen des Oberstjägermeisters.

»Monsoreau!« wiederholte er zitternd und mit leiser Stimme, »seid Ihr ein Verräter gegen den König, wie Ihr ein Verräter gegen den Prinzen wart?«

»Ich halte mich an das, was mich stützt, Sire,« fuhr Monsoreau mit immer kräftigerer Betonung fort.

»Unglücklicher! . . . « sagte der Herzog, abermals das Portrait von Bussy anschauend. »Ich kann nicht! . . . Ihr seid ein ehrlicher Edelmann, Monsoreau, und begreift, dass ich das, was Ihr getan habt, nicht zu billigen vermag.«

»Warum dies, Monseigneur?«

»Weil es eine Eurer und meiner unwürdige Handlung ist . . . Verzichtet auf diese Frau. Oh! mein lieber Graf . . . noch dieses Opfer; mein lieber Graf, ich werde Euch durch Alles entschädigen, was Ihr von mir verlangen möget.«

»Eure Hoheit liebt also noch Diana von Méridor?« versetzte Monsoreau, bleich vor Eifersucht.

»Nein! nein! ich schwöre Euch, nein!«

»Nun, was kann dann Eure Hoheit bestimmen? Sie ist meine Frau; bin ich nicht ein guter Edelmann? Kann sich Jemand so in die Geheimnisse meines Lebens mischen?«

»Aber sie liebt Euch nicht.«

»Was ist daran gelegen!«

»Tut es meinetwegen, Monsoreau . . . «

»Ich kann nicht . . . «

»Dann . . . « sprach der Herzog in der furchtbarsten Verlegenheit, »dann . . . «

»Überlegt es Euch, Sire!«

Der Herzog wischte sich den Schweiß ab, der bei dem von dem Grafen ausgesprochenen Titel auf seine Stirne trat.

»Ihr werdet mich angeben . . . «

»Dem von Euch entthronten König, ja, Eure Majestät, denn verletzte mich mein neuer Fürst in meiner Ehre, in meinem Glück, so würde ich zu dem alten zurückkehren.«

»Das ist schändlich!«

»Allerdings, Sire, doch ich liebe hinreichend, um schändlich zu sein.«

»Das ist feig!«

»Ja, Eure Majestät, doch ich liebe hinreichend, um feig zu sein.«

Der Herzog machte eine Bewegung gegen Monsoreau. Dieser aber hielt ihn durch einen einzigen Blick, durch ein einziges Lächeln zurück und sprach:

»Ihr werdet nichts dabei gewinnen, wenn Ihr mich tötet, Monseigneur; es gibt Geheimnisse, welche mit den Leichnamen obenauf schwimmen! Bleiben wir, Ihr ein König voll Milde, ich, der demütigste Eurer Untertanen!«

Der Herzog presste die Finger heftig an einander und zerriss sie, sich mit den Nägeln.

»Auf! auf, mein guter Herr! Tut etwas für den Mann, der Euch am Besten in der ganzen Sache gedient hat.«

Franz stand auf.

»Was verlangt Ihr?« sagte er.

»dass Eure Majestät . . . «

»Unglücklicher! Unglücklicher! ich soll Dich also anflehen?«

»O Monseigneur!« rief Monsoreau, sich verbeugend.

»Sprecht!« murmelte Franz.

»Monseigneur, Ihr werdet mir verzeihen?«

»Ja.«

»Monseigneur, Ihr werdet mich mit Herrn von Méridor aussöhnen?«

»Ja.«

»Monseigneur, Ihr werdet meinen Heiratsvertrag mit Fräulein von Méridor unterzeichnen?«

»Ja,« machte der Herzog mit einer erstickten Stimme.

»Und Ihr werdet meine Frau durch ein Lächeln auszeichnen an dem Tage, an welchem sie in Zeremonie im Kreise der Königin erscheint, der ich sie vorzustellen die Ehre zu haben wünsche?«

»Ja,« sprach Franz, »ist das Alles?«

»Durchaus Alles, Monseigneur.«

»Geht, Ihr habt mein Wort.«

»Und Ihr,« sagte Monsoreau, sich dem Ohre des Herzogs nähernd, »Ihr werdet den Thron behalten, den Ihr mit meiner Hilfe bestiegen habt! Gott befohlen, Sire.«

Diesmal sagte er es so leise, dass die Harmonie des Wortes dem Prinzen süß dünkte.

»Nun muss ich nur noch erfahren, durch wen der Herzog unterrichtet worden ist,« dachte Monsoreau.

Achtzehntes Kapitel.

Wie der Herr Kanzler von Morvilliers Verschwörungen zu behandeln pflegte.

An demselben Tage stellte Herr von Monsoreau, gemäß seinem gegen den Herzog von Anjou geäußerten Wunsche, seine Frau bei der Königin Mutter und bei der Königin vor.

Heinrich hatte sich sorgenvoll wie immer, von Herrn von Morvilliers benachrichtigt, dass am andern Tage ein großer Rat gehalten werden sollte, niedergelegt.

Heinrich stellte nicht einmal Fragen an den Kanzler; es war spät; Seine Majestät hatte Lust, zu schlafen. Man wählte die bequemste Stunde, um weder die Ruhe, noch den Schlaf des Königs zu stören.

Dieser würdige Beamte kannte vollkommen seinen Herrn und wusste, dass der König, im Gegensatze zu Philipp von Macedonien, entschlummert oder nüchtern, nicht mit der gehörigen Klarheit die Mitteilungen, die er ihm zu machen hatte, anhören würde.

Er wusste auch, dass Heinrich, bei dem Schlaflosigkeiten sehr häufig vorkamen, — es ist die Apanage des Mannes, der über dem Schlummer Anderer wachen soll, selbst nicht zu schlafen, — mitten in der Nacht an die verlangte Audienz denken und sie mit einer nach der Wichtigkeit des Umstandes gestachelten Neugierde erteilen würde.

Alles ging, wie es Herr von Morvilliers vorhergesehen hatte.

Nach einem ersten Schlummer von drei bis vier Stunden erwachte Heinrich. Das Verlangen des Kanzlers kam ihm in den Kopf, er setzte sich auf sein Bett, fing an zu denken, schob sich sodann müde, allein zu denken, über seine Matratze herab, zog seine seidenen Unterhosen an, schlüpfte in seine Pantoffeln und wandelte, ohne etwas an seiner Nachttoilette zu ändern, die ihn einem Gespenst ähnlich machte, bei dem Scheine seiner Lampe, welche, seitdem der Hauch des Ewigen mit Saint-Luc nach Anjou übergegangen war, nicht mehr erlosch, nach dem Zimmer von

Chicot, demselben, in welchem die Hochzeit von Fräulein von Brissac so glücklich gefeiert worden war

Der Gascogner lag in tiefem Schlaf und schnarchte wie eine Esse.

Heinrich zog ihn dreimal am Arme, ohne dass es ihm gelang, denselben zu wecken.

Beim dritten Male jedoch, als der König die Gebärde mit der Stimme begleitet und Chicot aus vollem Halse angeschrien hatte, öffnete der Gascogner ein Auge.

»Chicot!« wiederholte der König.

»Was gibt es denn?« fragte Chicot.

»Ei! mein Freund, wie kannst Du so schlafen, wenn Dein König wacht?«

»Ah, mein Gott!« rief Chicot, der sich stellte, als kenne er den König nicht, »ist Seine Majestät von einer Unverdaulichkeit befallen worden?«

»Chicot, mein Freund, ich bin es!«

»Wer, Du?«

»Ich, Heinrich.«

»Die Becassinen¹⁴ ersticken Dich offenbar. Ich habe es Dir doch vorhergesagt; Du hast zu viel davon gegessen und eben so auch zu viel von der Krebsuppe.«

»Nein,« versetzte Heinrich, »denn ich habe kaum davon gekostet.«

»Dann bist Du vergiftet.

»Alle Teufel! wie bleich siehst Du aus, Heinrich!«

»Das ist meine Leinwandmaske.«

»Du bist also nicht krank?«

»Nein.«

»Warum weckst Du mich dann auf?«

»Weil der Kummer mich verfolgt.«

»Du hast Kummer?«

»Viel.«

»Desto besser.«

»Wie, desto besser?«

»Ja, der Kummer macht nachdenkend, und Du wirst bedenken,

dass man einen ehrlichen Menschen Morgens um zwei Uhr nur weckt, um ihm ein Geschenk zu machen. Was bringst Du mir? lass sehen.«

»Nichts, Chicot. Ich will mit Dir plaudern.«

»Das ist nicht genug.«

»Chicot, Herr von Morvilliers ist gestern Abend an den Hof gekommen.«

»Du empfängst schlechte Gesellschaft, Heinrich; was tat er hier?«

»Er bat mich um eine Audienz.«

»Ah! das ist ein Mensch, der zu leben weiß; nicht wie Du, der Du Morgens um zwei Uhr in der Leute Zimmer kommst, ohne: Aufgepasst! zu sagen.«

»Was kann er mir mitzuteilen haben, Chicot?«

»Wie, Unglücklicher,« rief der Gascogner, »um mich das zu fragen, weckst Du mich auf?«

»Chicot, mein Freund, Du weißt, dass Herr von Morvilliers meine Polizei besorgt.«

»Meiner Treue, nein, ich wusste es nicht.«

»Chicot, ich finde im Gegenteil, dass Herr von Morvilliers stets sehr gut unterrichtet ist.«

»Und wenn ich bedenke, dass ich schlafen könnte, statt solche Alfanzereien zu hören!«

»Du zweifelst an der Wachsamkeit des Kanzlers?« fragte Heinrich.

»Ja, bei Gott! ich zweifle daran und habe meine Gründe.«

»Welche?«

»Wird es Dir genügen, wenn ich Dir einen angebe?«

»Ja, sobald er gut ist.«

»Und Du lässt mich hernach in Ruhe?«

»Gewiß.«

»Wohl! eines Tags; nein, es war eines Abends.«

»Gleichviel.«

»Im Gegenteil, das ist sehr wichtig. Nun! eines Abends habe ich Dich in der Rue Froidmantel geschlagen; Du hattest Quélus und Schomberg bei Dir . . . «

»Du hast mich geschlagen?«
»Ja, geprügelt, alle drei geprügelt.«
»Aus welcher Veranlassung?«
»Ihr hattet meinen Pagen beleidigt . . . Ihr empfangt die Schläge, und Herr von Morvilliers sagte Euch nichts davon.«
»Wie!« rief Heinrich,
»Du warst es, Frevler? Du warst es, Ruchloser?«
»Ich selbst,« erwiderte Chicot, sich die Hände reibend, »nicht wahr, ich schlage gut, mein Sohn, wenn ich schlage?«
»Elender!«
»Du gestehst also, dass es wahr ist?«
»Ich werde Dich peitschen lassen, Chicot.«
»Es handelt sich nicht darum: ist es wahr, oder ist es nicht wahr? Das ist es, was ich Dich frage.«
»Du weißt wohl, dass es wahr ist, Unglücklicher.«
»Hast Du am andern Tage Herrn von Morvilliers kommen lassen?«
»Ja, Du warst selbst dabei, als er kam.«
»Hast Du ihm den ärgerlichen Unfall erzählt, der am Tage zuvor einem Dir befreundeten Edelmann begegnet war?«
»Ja.«
»Hast Du ihm befohlen, den Schuldigen aufzufinden?«
»Ja.«
»Hat er ihn aufgefunden?«
»Nein.«
»Wohl, so lege Dich schlafen, Heinrich, denn Du siehst, Deine Polizei ist schlecht beschaffen.«

Und er drehte sich gegen die Wand um, ohne mehr antworten zu wollen, und fing an mit dem Geräusch der schweren Artillerie zu schlafen, was dem König jede Hoffnung benahm, ihn diesem zweiten Schlafe zu entziehen.

Heinrich kehrte seufzend in sein Zimmer zurück und begann, in Ermangelung eines Menschen, mit dem er plaudern konnte, mit seinem Windhund Narciß das Unglück der Könige zu beweinen, dass sie die Wahrheit immer nur auf ihre Kosten erfahren.

Am andern Tage versammelte sich der Rat. Er wechselte nach

den wechselnden Freundschaften des Königs. Diesmal bestand er aus Quélus, Maugiron, Épernon und Schomberg, welche alle vier seit mehr als sechs Monaten in Gunst standen.

Chicot saß am oberen Ende des Tisches, schnitt Schiffe aus Papier und reihte sie methodisch an einander an, um, wie er sagte, eine Flotte für Seine Allerchristlichste Majestät nach dem Muster der Seiner Allerkatholischsten Majestät zu machen.

Man meldete Herrn von Morvilliers.

Der Staatsmann hatte sein dunkelstes Costüme und seine düsterste Miene angenommen.

Stach einer tiefen Verbeugung, die ihm von Chicot zurückgegeben wurde, näherte er sich dem König und sagte:

»Ich bin vor dem Rate Eurer Majestät?«

»Ja, vor meinen besten Freunden. Sprecht.«

»Sire, das verleiht mir Sicherheit, und ich bedarf derselben. Es handelt sich darum, Eurer Majestät ein furchtbares Komplott anzuzeigen.«

»Ein Komplott?« riefen alle Anwesende.

Chicot spitzte das Ohr und unterbrach die Verfertigung einer herrlichen Galeone mit zwei Köpfen, aus der er die Admiralsbarke machen wollte.

»Ein Komplott, ja, Majestät,« sprach Herr von Morvilliers, die Stimme mit jenem Geheimnisvollen Wesen dämpfend, das furchtbare Mitteilungen ahnen lässt.

»Oh! Oh!« rief der König. »Lasst hören, ist es ein spanisches Komplott?«

In diesem Augenblick trat der Herzog von Anjou, zum Rate berufen, in den Saal, dessen Türen sich sogleich wieder hinter ihm schlossen.

»Ihr hört, mein Bruder,« sagte Heinrich, nach den gewöhnlichen Zeremonien,

»Herr von Morvilliers zeigt uns ein Complott gegen die Sicherheit des Staates an.«

Der Herzog heftete langsam auf die anwesenden Edelleute den uns bekannten so scharfen und misstrauischen Blick.

»Ist es möglich?« murmelte er.

»Ach! ja, Monseigneur,« antwortete Herr von Morvilliers, »ein sehr bedrohliches Komplott.«

»Erzählt uns das,« sagte Chicot, seine vollendete Galeone in ein Kristallbecken setzend, das auf dem Tische stand.

»Ja,« stammelte der Herzog, »erzählt uns das, Herr Kanzler.«

»Ich höre,« sagte Heinrich.

Der Kanzler nahm seine verschleiertste Stimme, seine gebückteste Stellung und seinen besorgtesten Blick an, und sprach:

»Sire, seit langer Zeit bewache ich die geheimen Gänge einiger Unzufriedener.«

»Oh! oh!« rief Chicot . . . »einiger? Ihr seid sehr bescheiden, Herr von Morvilliers!«

»Es waren Menschen ohne einen bestimmten Lebensunterhalt,« fuhr der Kanzler fort, »Krämer, Handwerksleute, Schreiber, wohl auch Straßenjungen, Schüler und anderes Gelichter.«

»Das sind keine große Fürsten,« versetzte Chicot mit vollkommener Ruhe und ein neues Schiff anfangend.

Der Herzog von Anjou lächelte gezwungen.

»Ihr werdet sehen, Sire,« sagte der Kanzler, »ich wusste, dass die Unzufriedenen stets zwei Hauptgelegenheiten benutzten, den Krieg und die Religion . . . «

»Das ist sehr vernünftig,« sprach Heinrich. »Hernach?«

Der Kanzler fuhr, sehr glücklich über dieses Lob, fort:

»Ich hatte in der Armee Eurer Majestät ergebene Offiziere, die mich von Allem unterrichteten; in der Religion ist das schwieriger.

Dann schickte ich Leute in's Feld . . . «

»Immer sehr vernünftig,« sagte Chicot.

»Und endlich,« sprach Morvilliers, »endlich gelang es mir, durch meine Agenten einen Mann von dem Gerichtsbezirke von Paris zu bestimmen . . . «

»Was zu tun?« fragte der König.

»Die Prediger zu belauern, welche das Volk gegen Eure Majestät aufregen.«

»Oh! Oh!« dachte Chicot, »sollte mein Freund bekannt sein?«

»Diese Leute bekommen die Eingebung nicht von Gott, Sire, sondern von einer gegen die Krone sehr feindselig gestimmten Partei. Diese Partei habe ich studiert.«

»Sehr gut,« sagte der König.

»Sehr vernünftig,« sprach Chicot.

»Und ich kenne ihre Hoffnungen,« fügte triumphierend Morvilliers bei.

»Das ist herrlich!« rief Chicot.

Der König hieß den Gascogner durch ein Zeichen schweigen.

Der Herzog von Anjou verlor den Redner nicht ans dem Gesicht.

»Mehr als zwei Monate,« sprach der Kanzler, »unterhielt ich im Lohne Eurer Majestät Leute von großer Geschicklichkeit, von bewährtem Mute, und allerdings auch von einer unersättlichen Habgier, welche ich indessen im Vorteil des Königs zu benutzen suchte, denn während ich sie herrlich bezahlte, gewann ich immer noch. Ich erfuhr von ihnen, dass ich gegen das Opfer einer sehr starken Geldsumme die erste Versammlung der Verschwörer kennen lernen sollte.«

»Das ist gut,« rief Chicot, »bezahle mein König, bezahle!«

»Ah! darauf sollt es mir nicht ankommen,« erwiderte Heinrich, »sprecht . . . Kanzler, der Zweck dieses Komplottes, die Hoffnung dieser Verschwörer?«

»Sire, es handelt sich um nichts Geringeres, als um eine zweite Bartholomäusnacht.«

»Gegen wen?«

»Gegen die Hugenotten.«

Die Anwesenden schauten sich erstaunt an.

»Wie viel hat Euch das ungefähr gekostet?« fragte Chicot.

»Fünf und siebenzig tausend Livres einerseits, hundert tausend andererseits.«

Chicot wandte sich gegen den König und rief:

»Für tausend Taler sage ich Dir das Geheimnis von Herrn von Morvilliers, wenn Du willst.«

Dieser machte eine Gebärde des Erstaunens; das Gesicht des Herzogs von Anjou sah noch besser aus, als sich erwarten ließ.

»Sprich,« antwortete der König.

»Es ist die reine, einfache Ligue,« sagte Chicot, »die seit zehn Jahren begonnene Ligue. Herr von Morvilliers hat entdeckt, was jeder Pariser Bürger wie sein *Pater noster* auswendig weiß.«

»Mein Herr . . . « unterbrach ihn der Kanzler.

»Ich sage die Wahrheit und werde es beweisen,« rief Chicot mit einem Advokaten tone.

»So nennt mir den Ort der Versammlung der Liguisten.«

»Sehr gern, 1) der öffentliche Platz; 2) der öffentliche Platz; 3) die öffentlichen Plätze.«

»Herr Chicot spottet,« versetzte der Kanzler mit einer Grimasse, »und ihr Erkennungszeichen?«

»Sie sind gekleidet als Pariser und bewegen die Beine, wenn sie marschieren,« erwiderte Chicot mit ernster Miene.

Ein allgemeines Gelächter empfing diese Erklärung. Herr von Morvilliers glaubte, es gehöre zum guten Geschmack, dem Zuge nachzugeben, und lachte mit den Andern; doch wieder düster werdend, sprach er:

»Endlich hat mein Spion einer ihrer Sitzungen beigewohnt, und zwar an einem Orte, den Herr Chicot nicht kennt.«

Der Herzog von Anjou erbleichte.

»Wo dies?« fragte der König.

»In der Sainte-Geneviève Abtei.«

Chicot ließ ein papierenes Huhn fallen, das er in die Admiralsbarke einschiffte.

»In der Sainte-Geneviève-Abtei!« rief der König.

»Es ist unmöglich,« murmelte der Herzog.

»So ist es,« sagte Morvilliers, sehr zufrieden über die Wirkung, die er hervorbrachte, und mit einem gewissen Triumph in der ganzen Versammlung umherschauend.

»Und was machten sie, Herr Kanzler? Was haben sie beschlossen?« fragte der König.

»Dass die Liguisten sich Führer ernennen sollten, dass jedes Mitglied sich zu bewaffnen hätte, dass jede Provinz von dem Hauptsitze der Verschwörung aus einen Abgesandten erhalten sollte, dass alle bei Seiner Majestät beliebten Hugenotten, dies

sind ihre Ausdrücke . . . «

Der König lächelte.

»An einem bestimmten Tage niedergemetzelt werden müssten.«

»Ist das Alles?« fragte Heinrich.

»Teufel!« rief Chicot, »man sieht wohl, dass Du ein Katholik bist.«

»Ist das wirklich Alles?« sagte der Herzog.

»Nein, Monseigneur . . . «

»Pst! ich glaube wohl, dass es nicht Alles ist. Wenn wir nur dieses für 175, 000 Livres hätten, so wäre der König bestohlen.«

»Sprecht, Kanzler,« sagte der König.

»Sie haben Häupter.«

Chicot sah, wie sich auf dem Herzen des Prinzen sein Wamms, von den Schlägen gehoben, bewegte.

»Halt! halt! halt!« rief er, »ein Komplott, das seine Häupter hat, . . . es ist erstaunlich! Wir müssen jedoch noch etwas für unsere 175, 000 Livres bekommen.«

»Diese Häupter . . . ihre Namen?« fragte der König, »wie heißen diese Häupter?«

»Zuerst ein Prediger, ein Fanatiker, dessen Namen ich um 10, 000 Livres erkaufte habe.«

»Daran habt Ihr wohl getan!«

»Der Genovever-Bruder Gorenflot!«

»Armer Teufel!« rief Chicot mit wahrem Mitleid.

»Es stand geschrieben, dass ihm dieses Abenteuer nicht gelingen sollte!«

»Gorenflot!« sagte der König, diesen Namen aufschreibend, »gut, und hernach . . . «

»Hernach . . . « versetzte der Kanzler zögernd, »Sire, das ist Alles.«

Morvilliers ließ abermals auf der Versammlung einen forschenden, Geheimnisvollen Blick umherlaufen, der zu sagen schien:

»Wenn Eure Majestät allein wäre, so würde sie noch viel mehr erfahren.«

»Sprecht, Kanzler, ich habe nur Freunde hier . . . sprecht.«

»Oh! Sire, derjenige, dessen Namen ich zu nennen zögere, hat auch sehr mächtige Freunde.«

»In meiner Nähe?«

»Überall.«

»Sind sie mächtiger als ich?« rief Heinrich, bleich vor Zorn und Unruhe.

»Sire, ein Geheimnis sagt man nicht mit lauter Stimme.

Entschuldigt mich, ich bin ein Staatsmann.«

»Das ist richtig.«

»Das ist sehr vernünftig!« rief Chicot, »doch wir sind lauter Staatsmänner.«

»Mein Herr,« sprach der Herzog von Anjou, »wir werden dem König unsere untertänige Ehrfurcht bezeigen, wenn die Mitteilung nicht in unserer Gegenwart gemacht werden kann.«

Herr von Morvilliers zögerte. Chicot beobachtete die geringste Gebärde, befürchtend, es könnte dem Kanzler, so einfältig er auch zu sein schien, geglückt sein, etwas minder Gewöhnliches zu entdecken, als seine ersten Offenbarungen.

Der König machte dem Kanzler ein Zeichen, sich zu nähern, dem Herzog von Anjou, auf dem Platze zu bleiben, Chicot, zu schweigen, und den drei Günstlingen, ihre Aufmerksamkeit abzulenken.

Sogleich neigte sich Herr von Morvilliers an das Ohr Seiner Majestät; doch er hatte nicht die Hälfte der nach allen Regeln der Etiquette abgemessenen Bewegung gemacht, als ein ungeheures Geschrei im Hofe des Louvre erscholl. Der König erhob sich rasch, die Herren von Quélus und Épernon stürzten nach dem Fenster, Herr von Anjou fuhr mit der Hand nach dem Degen, als ob dieser ganze drohende Lärm gegen ihn gerichtet wäre.

Sich auf den Füßen erhebend, sah Chicot zugleich in den Hof und in das Zimmer.

»Halt! Herr von Guise!« rief er zuerst, »Herr von Guise kommt in den Louvre.«

»Der Herzog von Guise?« stammelte der Herzog von Anjou.

»Nicht wahr, es ist seltsam . . . dass Herr von Guise sich in

Paris befindet?« sprach langsam der König, der in dem verdutzten Blicke von Herrn von Morvilliers den Namen gelesen hatte, welchen ihm der letztere ins Ohr sagen wollte.

»Bezog sich die Mitteilung, die Ihr mir machen wolltet, auf meinen Vetter Guise?« fragte er mit leiser Stimme den Beamten.

»Ja, Sire, er führte den Vorsitz bei der Versammlung,« antwortete der Kanzler in demselben Tone.

»Und die Andern?«

»Ich kenne keine Andere.«

Heinrich befragte Chicot mit einem Blicke.

»Himmel und Erde!« rief der Gascogner, eine königliche Haltung annehmend: »lasst meinen Vetter von Guise eintreten.«

Und sich gegen Heinrich neigend, flüsterte er diesem zu:

»Das ist Einer, dessen Namen Du, wie ich glaube, so genau kennst, dass Du nicht nötig hast, ihn in Deine Schreibtafel einzutragen.«

Die Huissiers öffneten geräuschvoll die Türe.

»Einen Flügel, meine Herren,« sprach Heinrich, »einen einzigen! beide Flügel sind für den König.«

Der Herzog war weit genug in der Gallerie vorgeschritten, um diese Worte zu hören; doch dies änderte nichts an dem Lächeln, mit dem er vor dem König zu erscheinen entschlossen war.

Neunzehntes Kapitel.

Was Herr von Guise im Louvre tat.

Hinter Herrn von Guise kamen in großer Anzahl Offiziere, Höflinge, Edelleute, und hinter dieser glänzenden Escorte erschien das Volk, ein minder glänzendes, aber sicheres und furchtbares Geleite.

Nur waren die Edelleute in den Palast eingetreten und das Volk vor der Türe geblieben. Von den Reihen dieses Volkes ging das Geschrei hoch in dem Augenblick aus, wo der Herzog von Guise, den es aus dem Gesicht verloren hatte, bereits in die Gallerie drang.

Beim Anblicke dieser Armee, welche den Cortège des Pariser Helden bildete, so oft er in den Straßen erschien, hatten die Wachen die Waffen ergriffen und schleuderten, hinter ihrem braven Obersten aufgestellt, dem Volke drohende Blicke, dem Triumphator stumme Herausforderungen zu.

Guise hatte die Haltung dieser Soldaten bemerkt, welche Crillon befehligte; er richtete einen kleinen Gruß voll Freundlichkeit an den Obersten, der den Degen in der Faust vier Schritte vor seinen Leuten stand und steif und unempfindlich in seiner verächtlichen Unbeweglichkeit verharrte.

Diese Empörung eines Mannes und eines Regiments gegen seine so allgemein anerkannte Macht, fiel dem Herzog auf, seine Stirne wurde einen Augenblick sorgenvoll, doch je mehr er sich dem König näherte, desto mehr hellte sie sich wieder auf, so dass er lächelnd in das Cabinet von Heinrich III. trat.

»Ah! Ihr seid es, ein Vetter?« sprach der König, »was für einen Lärmen macht Ihr! Klingen nicht die Trompeten? Es kam mir vor, als hätte ich sie gehört.«

»Sire,« antwortete der Herzog, »die Trompeten klingen in Paris nur für den König, im Felde nur für den General, und ich bin zugleich zu sehr mit dem Hofe und mit dem Felde bekannt, um mich darin zu täuschen. Hier würden die Trompeten zu viel Geräusch für einen Untertan machen, und dort nicht genug für

einen Prinzen.«

Heinrich biss sich auf die Lippen.

»Bei dem Tode Gottes!« sagte er nach einem Stillschweigen, das er dazu anwandte, den lothringischen Prinzen mit dem Auge zu verschlingen, »Ihr seid sehr strahlend, mein Vetter? Kommt Ihr erst heute von der Belagerung von La Charite an?«

»Erst heute, ja, Sire,« antwortete der Herzog mit einem leichten Erröten.

»Meiner Treue, Euer Besuch ist viel Ehre für uns, mein Vetter, viel Ehre, sehr viel Ehre.«

Heinrich III. wiederholte die Worte, wenn er zu viele Gedanken zu verbergen hatte, wie man die Reihen der Soldaten vor einer Batterie Kanonen verdichtet, welche erst in einem gewissen Augenblick demaskiert werden soll.

»Viel Ehre,« wiederholte Chicot, mit einer so genauen Nachahmung des Tones, dass man hätte glauben sollen, diese zwei Worte kämen auch noch vom König.

»Sire,« sprach der Herzog, »Eure Majestät spottet ohne Zweifel; wie könnte mein Besuch denjenigen ehren, von welchem alle Ehre kommt?«

»Ich meine damit, Herr von Guise,« versetzte Heinrich, »ich meine, dass jeder gute Katholik bei der Rückkehr aus dem Felde zuerst Gott in einem von seinen Tempeln zu besuchen pflege; der König kommt nach Gott. Ehrt Gott, dient dem König, Ihr wisst, das ist ein halb politisches, halb religiöses Axiom.«

Die Röte des Herzogs von Guise wurde diesmal deutlicher; der König, der dem Herzog scharf in das Gesicht sehend gesprochen hatte, gewahrte diese Röte, sein Blick ging, wie durch eine instinktartige Bewegung geleitet, vom Herzog von Guise auf den Herzog von Anjou über, und er sah mit Erstaunen, dass sein guter Bruder eben so bleich, als sein schöner Vetter rot war.

Diese innere Bewegung, welche sich auf eine so entgegengesetzte Weise auf das Äußere übertrug, fiel ihm auf. Er wandte seine Augen mit einem affektierten Wesen ab, nahm eine freundliche Miene an, . . . ein Sammet, unter welchem Niemand besser, als Heinrich III., seine königlichen Krallen zu verbergen wusste, und sprach:

»In jedem Fall, Herzog, kommt nichts meiner Freude darüber gleich, dass ich Euch allen schlimmen Wechselfällen des Krieges entgangen sehe, obgleich Ihr, wie man sagt, die Gefahr aus eine verwegene Weise suchtet. Doch die Gefahr kennt Euch, mein Vetter, und flieht Euch.«

Der Herzog verbeugte sich vor diesem Kompliment.

»Ich sage Euch auch, mein Vetter, strebt nicht so ehrgeizig nach Todesgefahren; für uns wäre dies in der Tat sehr hart, für Müßiggänger, wie wir sind, die wir schlafen, essen, jagen, und statt jeder Eroberung neue Moden, neue Gebete erfinden.«

»Ja, Sire,« sprach der Herzog, sich, an die letzte, Worte haltend, »wir wissen, dass Ihr ein erleuchteter und frommer Fürst seid, und dass kein Vergnügen Euch den Ruhm Gottes und die Interessen der Kirche aus dem Gesicht verlieren zu lassen vermag. Deshalb sind wir mit so viel Vertrauen zu Eurer Majestät gekommen.«

»Sieh doch das Vertrauen Deines Veters, Heinrich,« sagte Chicot, dem König die Edelleute bezeichnend, welche aus Achtung außerhalb des Zimmers standen, »er hat ein Drittel an der Türe Deines Kabinetts und die zwei andern Drittel an der des Louvre gelassen.«

»Mit Vertrauen,« wiederholte Heinrich, »kommt Ihr nicht immer mit Vertrauen zu mir, mein Vetter?«

»Sire, versteht mich wohl, das Vertrauen, von welchem ich spreche, bezieht sich auf den Vorschlag, den ich Euch zu machen gedenke.«

»Ah! Ah! Ihr wollt mir etwas vorschlagen, Vetter. Dann sprecht mit Vertrauen, wie Ihr sagt, mit vollem Vertrauen. Was habt Ihr mir vorzuschlagen?«

»Die Ausführung eines der schönsten Gedanken, welche die christliche Welt in Bewegung gesetzt haben, seitdem die Kreuzzüge unmöglich geworden sind.«

»Sprecht, Herzog.«

»Sire,« sprach der Herzog, doch diesmal die Stimme so erhebend, dass er im Vorzimmer gehört werden konnte, »Sire, es ist nicht nur ein leerer Titel, der des Allerchristlichsten Königs: er verpflichtet zu einem glühenden Eifer für die Verteidigung der

Religion. Der älteste Sohn der Kirche, und dies ist Euer Titel, muss stets bereit sein, seine Mutter zu verteidigen.«

»Halt,« sagte Chicot, »mein Vetter predigt mit einem großen Raufdegen an der Seite und mit einer Pickelhaube auf dem Kopfe, das ist komisch! Es setzt mich nicht mehr in Erstaunen, dass die Mönche Krieg führen wollen. Heinrich, ich verlange von Dir ein Regiment für Gorenflot.«

Der Herzog stellte sich, als hörte er nicht. Heinrich kreuzte seine Beine über einander, setzte seinen Ellenbogen auf den Schoß und steckte sein Kinn in seine Hand.

»Ist die Kirche durch die Sarazenen bedroht, mein lieber Herzog?« fragte er. »Oder solltet Ihr zufällig nach dem Titel eines Königs von Jerusalem streben?«

»Sire,« erwiderte der Herzog, »wenn mir das Volk auf meinem Wege zuströmte und meinen Namen mit Segnungen überhäufte, so ehrte es mich mit diesem Empfange nur, um mich für meinen Eifer in Verteidigung des Glaubens zu belohnen. Ich habe bereits die Ehre gehabt, mit Eurer Majestät, ehe sie den Thron bestieg, von dem Plane eines Bündnisses zwischen allen wahren Katholiken zu sprechen.«

»Ja, ja,« sagte Chicot, »ich erinnere mich, bei Gott, Heinrich, die Ligue, durch die St. Bartholomäusnacht; die Ligue, mein König, bei meinem Worte, Du bist sehr vergeßlich, mein Sohn, dass Du Dich eines so siegreichen Gedankens nicht erinnerst.«

Der Herzog wandte sich bei dem Geräusche dieser Worte um und ließ auf den, welcher sie gesprochen, einen verächtlichen Blick fallen; er wusste nicht, welches Gewicht diese Worte, beladen durch die ganz frischen Offenbarungen von Herrn von Morvilliers, auf den Geist des Königs hatten.

Der Herzog von Anjou war von einer gewaltigen Bangigkeit ergriffen, und einen Finger auf den Mund legend, schaute er starr den Herzog von Guise an, der bleich und unbeweglich wie die Bildsäule der Bedachtsamkeit auf seiner Stelle stehen blieb.

Diesmal gewährte der König das Zeichen des Einverständnisses nicht, das die Interessen der beiden Prinzen mit einander verband; Chicot aber näherte sich seinem Ohre unter dem Vorwand, in die Rubinkettchen seiner Toque eines von

seinen zwei Hühnern zu stecken, und sagte ganz leise zu ihm:

»Sieh Deinen Bruder an, Heinrich.«

Das Auge von Heinrich richtete sich rasch empor; der Finger des Herzogs senkte sich beinahe eben so rasch; doch es war bereits zu spät. Heinrich hatte die Bewegung gesehen und die Ermahnung, welche sie ausdrückte, erraten.

»Sire,« fuhr der Herzog von Guise fort, dem die Handlung von Chicot nicht entgangen war, ohne dass er jedoch seine Worte hatte hören können, »die Katholiken haben in der Tat diese Verbindung die heilige Ligue genannt, und Ihr Hauptzweck ist, den Thron gegen die Hugenotten, ihre Todfeinde, zu befestigen.«

»Gut gesagt,« rief Chicot, »ich billige *pedibus et nutu*.«

»Doch es ist wenig, sich zu verbinden,« fuhr der Herzog fort, »es ist wenig, eine Masse zu bilden, Sire, so gedrängt sie auch sein mag. Man muss ihr eine Richtung geben, aber in einem Königreiche, wie Frankreich, versammeln sich mehrere Millionen Menschen nicht ohne das Gutheißen des Königs.«

»Mehrere Millionen Menschen!« rief Heinrich, der sich gar nicht bemühte, ein Erstaunen zu verbergen, das man mit Recht hätte als Furcht auslegen können.

»Mehrere Millionen Menschen,« wiederholte Chicot, »ein leichter Kern von Unzufriedenen, der, wenn er, wie ich gar nicht zweifle, von geschickten Händen gepflegt wird, schöne Früchte tragen muss.«

Diesmal schien die Geduld des Herzogs erschöpft; er presste seine Lippen verächtlich zusammen, drückte den Fuß, mit dem er nicht zu stampfen wagte, fest auf die Erde, und sprach nach kurzem Stillschweigen:

»Ich wundere mich, Sire, dass Eure Majestät es duldet, dass man mich so oft unterbricht, während ich die Ehre habe, von so wichtigen Gegenständen mit ihr zu reden.«

Bei dieser Kundgebung, deren Richtigkeit er zu fühlen schien, ließ Chicot wütende Augen im Kreise umherlaufen und rief, die kreischende Stimme des Huissier vom Parlament nachahmend:

»Stille doch, oder man wird es beim Teufel mit mir zu tun haben!«

»Mehrere Millionen Menschen!« versetzte der König, der nur

mit Mühe diese Zahl verschlucken konnte, »das ist schmeichelhaft für die katholische Religion; doch wie viel gibt es denn, diesen mehreren Millionen Verbündeter gegenüber, Protestanten in meinem Lande?«

Der Herzog schien zu suchen.

»Vier,« sagte Chicot.

Bei diesem neuen Witze brachen die Freunde des Königs in ein Gelächter aus, während Guise die Stirne faltete und die Edelleute im Vorzimmer laut gegen die Frechheit des Gascogners murrten.

Der König wandte sich langsam gegen die Türe um, von wo das Murren kam, und da Heinrich, wenn er wollte, einen Blick voll Würde besaß, so hörte das Murren alsbald auf.

Dann seinen Blick auf den Herzog zurückwendend, ohne etwas an dem Ausdrucke desselben zu ändern, sagte er:

»Sprecht, mein Herr, was verlangt Ihr? kommt zum Ziele . . . «

»Ich verlange, Sire, denn die Volkstümlichkeit meines Königs ist mir vielleicht noch teurer als die meinige, ich verlange, dass Eure Majestät klar zeige, sie sei uns in ihrem Eifer für die katholische Religion ebenso sehr überlegen, wie in allen andern Dingen, und dass sie so den Unzufriedenen jeden Vorwand, die Kriege wieder zu beginnen, benehme.«

»Ah! wenn nur vom Kriege die Rede ist, mein Vetter, ich besitze Truppen, und Ihr allein habt unter Euren Befehlen in dem Lager, das Ihr verließ, um mir diese vortrefflichen Ratschläge zu geben, gegen fünf und zwanzig tausend Mann.«

»Sire, wenn ich vom Kriege spreche, so muss ich mich vielleicht deutlicher erklären.«

»Erklärt Euch, mein Vetter; Ihr seid ein großer Feldherr, und es wird mir Vergnügen machen, Euch über solche Stoffe reden zu hören.«

»Sire, ich wollte sagen, dass in den gegenwärtigen Zeitläuften die Könige berufen seien, zweierlei Kriege zu führen, den moralischen Krieg, wenn ich mich so ausdrücken darf, und den politischen Krieg, den Krieg gegen die Ideen und den Krieg gegen die Menschen.«

»Gottes Tod!« rief Chicot, »wie kräftig ist diese Auseinandersetzung.«

»Stille, Narr,« sagte der König.

»Die Menschen,« fuhr der Herzog fort, »die Menschen sind sichtbar, fühlbar, sterblich; man trifft sie, man greift sie an, man schlägt sie; und wenn man sie geschlagen hat, macht man ihnen den Prozess und henkt sie, oder besser noch«

»Ja,« sagte Chicot, »man hängt sie, ohne ihnen den Prozess zu machen; das ist kürzer und königlicher.«

»Doch die Ideen,« fuhr der Herzog fort, »sie trifft man nicht so, Sire, sie entschlüpfen, sie sind, unsichtbar und eindringend; sie verbergen sich hauptsächlich vor den Augen derjenigen, welche sie zerstören wollen; geschützt im Grunde der Seele, schlagen sie tiefe Wurzeln, und je mehr man die unklugen Zweige, welche hervorkommen, abschneidet, desto mächtiger und unausrottbarer werden die inneren Wurzeln. Eine Idee, Sire, ist ein Zwerg-Riese, den man Tag und Nacht überwachen muss, denn die Idee, welche gestern noch zu Euren Füßen kroch, wird morgen Euer Haupt überragen. Eine Idee, Sire, ist der Funke, der in das Stroh fällt; man bedarf guter Augen am hellen Tage, um den Anfang des Brandes zu erraten, und darum, Sire, sind Millionen von Wächtern nötig.«

»Also die vier Hugenotten Frankreichs zu allen Teufeln!« rief Chicot, »bei Gott, ich beklage sie.«

»Und um diese Bewachung zu überwachen,« fuhr der Herzog fort, »trage ich bei Euch auf die Ernennung eines Führers dieses heiligen Bundes an.«

»Ihr habt gesprochen, mein Vetter?« fragte Heinrich den Herzog.

»Ja, Sire, und zwar ohne Umschweife, wie Eure Majestät sehen konnte.«

Chicot stieß einen furchtbaren Seufzer aus, während der Herzog von Anjou, der sich von seiner ersten Angst erholt halte, dem lothringischen Prinzen zulächelte.

»Nun,« sagte der König zu seiner Umgebung, »was denkt Ihr hiervon, meine Herren?«

Chicot nahm, ohne etwas zu antworten, seinen Hut und seine Handschuhe, fasste mit der Faust eine Löwenhaut am Schweife, schleppte sie in eine Ecke des Zimmers, und legte sich darauf

nieder.

»Was macht Ihr, Chicot?« fragte der König.

»Sire,« sagte Chicot, »die Nacht ist wie man behauptet eine gute Ratgeberin. Warum behauptet man dies? Weil man bei Nacht schläft. Ich will schlafen, Sire, und werde morgen mit ausgeruhtem Kopfe meinem Vetter Guise eine Antwort geben.«

Und er streckte sich bis an die Klauen des Tieres aus.

Der Herzog schleuderte dem Gascogner einen wütenden Blick zu, den dieser, ein Auge öffnend, durch ein donnerähnliches Schnarchen erwiderte.

»Nun, Sire?« fragte der Herzog, »was denkt Eure Majestät?«

»Ich denke, dass Ihr wie immer Recht habt, mein Vetter; ruft also Eure vornehmsten Liguisten zusammen, erscheint an ihrer Spitze, und ich werde den Mann wählen, dessen die Religion bedarf.«

»Wann dies, Sire?« fragte der Herzog.

»Morgen.«

Und dieses letzte Wort aussprechend, teilte er geschickt sein Lächeln: der Herzog von Guise bekam die erste Hälfte davon, der Herzog von Anjou die zweite.

Der Letztere wollte sich mit dem Hofe zurückziehen, aber bei dem ersten Schritte, den er in dieser Absicht machte, sagte Heinrich zu ihm:

»Bleibt, mein Bruder, ich habe mit Euch zu sprechen.«

Der Herzog von Guise drückte einen Augenblick eine Hand an seine Stirne, als wollte er eine Welt voll Gedanken zurückdrängen; dann zog er mit seinem Gefolge ab, und dieses verlor sich unter den Gewölben.

Eine Minute nachher hörte man das Geschrei der Menge, die seinen Austritt aus dem Louvre begrüßte, wie sie seinen Eintritt begrüßt hatte.

Chicot schnarchte immer noch, wir können jedoch nicht dafür stehen, dass er schlief.

Zwanzigstes Kapitel.

Castor und Pollux.

Der König verabschiedete alle seine Lieblinge, während er seinen Bruder zurückbehielt.

Der Herzog von Anjou hatte während der ganzen vorhergehenden Szene die Haltung eines Gleichgültigen behauptet, jedoch nicht in den Augen von Chicot und in denen den Herzogs, welchen seine Unruhe nicht entgangen war, und er nahm auch die Aufforderung des Königs ohne Misstrauen an, denn er wusste nichts von dem Blicke, den ihm der König in Folge der Einflüsterung von Chicot zugesandt und der seinen indiskreten Finger zu nahe bei seinen Lippen erwischt hatte.

»Sire,« sprach der Herzog, »das Glück Eurer Majestät, wenn sich Eure Majestät wirklich glücklich fühlt, ist nur eine Belohnung, die der Himmel ihren Verdiensten schuldig ist.«

Heinrich schaute seinen Bruder an und erwiderte:

»Ja, sehr glücklich! denn wenn mir die großen Gedanken nicht kommen, so kommen sie denjenigen, welche mich umgeben. Mein Vetter von Guise aber hat in der Tat einen großen Gedanken gehabt.«

Der Herzog verbeugte sich zum Zeichen der Beipflichtung.

Chicot öffnete ein Auge, als ob er mit geschlossenen Augen nicht so gut hörte, und als ob er das Gesicht des Königs sehen müsste, um seine Worte besser zu verstehen.

»In der Tat,« fuhr Heinrich fort, »unter einer Fahne alle Katholiken vereinigen, aus dem Königreich die Kirche machen, ohne das Ansehen zu haben, ganz Frankreich von Calais bis Languedoc, von Bretagne bis Burgund bewaffnen, so dass ich stets ein Heer bereit habe, um gegen die Engländer, gegen die Flammänder, gegen den Spanier zu marschieren, ohne dass der Flammänder, der Engländer oder der Spanier je darüber in Unruhe geraten können, wisst Ihr, Franz, dass dies ein herrlicher Gedanke ist?«

»Nicht wahr, Sire?« versetzte der Herzog ganz entzückt, als er

sah, dass sein Bruder in die Pläne des Herzogs von Guise, seines Verbündeten, einging.

»Ja, und ich gestehe, dass ich mich von ganzem Herzen bewogen fühle, den Urheber eines so schönen Gedankens reichlich zu belohnen.«

Chicot öffnete beide Augen; doch er schloss sie sogleich wieder: er hatte auf dem Antlitz des Königs jenes unmerkbar lächeln wahrgenommen, das nur für ihn allein, der seinen Heinrich besser als irgend Jemand kannte, sichtbar war, und dieses lächeln genügte ihm.

»Ja,« fuhr der König fort, »ein solcher Plan verdient eine Belohnung und ich werde Alles für denjenigen tun, welcher ihn entworfen hat. Ist wirklich der Herzog von Guise der Vater dieses schönen Gedankens, oder vielmehr dieses schönen Werkes, Franz? Denn nicht wahr, das Werk ist begonnen, mein Bruder?«

Der Herzog von Anjou erwiderte durch ein Zeichen, die Sache habe wirklich einen Anfang genommen.

»Immer besser,« versetzte der König. »Ich sagte vorhin, ich wäre ein glücklicher Fürst, ich hätte sagen sollen zu glücklich, da nicht nur solche Gedanken meinen Nächsten kommen, sondern da sie sogar in ihrem Eifer, ihrem König und ihrem Verwandten nützlich zu sein, diese Gedanken in Ausführung bringen. Doch ich habe Euch bereits gefragt, mein lieber Franz,« sagte Heinrich, seine Hand auf die Schulter seines Bruders legend, »ich habe Euch bereits gefragt, ob ich wirklich meinem Vetter Guise für diese königliche Idee dankbar sein müsste?«

»Nein, Sire, der Herr Kardinal von Lothringen hatte sie schon vor mehr als zwanzig Jahren, und die Bartholomäusnacht allein verhinderte die Ausführung, oder machte vielmehr diese Ausführung für den Augenblick unnötig.«

»Ah! welch ein Unglück, dass der Kardinal von Lothringen gestorben ist! ich hätte ihn beim Tode Seiner Heiligkeit Gregor XIII. zum Papste machen lassen; darum ist es nicht minder wahr,« fuhr Heinrich mit jener bewunderungswürdigen Gutmütigkeit fort, die aus ihm den ersten Komödianten seines Reiches machte, »es ist darum nicht minder wahr, dass sein Neffe den Gedanken beerbt und benützt hat. Leider kann ich ihn nicht zum Papst

machen; doch ich werde . . . zu was könnte ich ihn denn machen, was er nicht schon wäre, Franz?»

»Sire,« erwiderte Franz, völlig getäuscht durch die Worte seines Bruders, »Ihr übertreibt die Verdienste Eures Veters; der Gedanke ist eine Erbschaft, wie ich Euch bereits sagte, und es hat ihn ein Mann sehr in Kultivierung dieser Erbschaft unterstützt.«

»Nicht wahr, sein Bruder, der Kardinal?«

»Er hat sich allerdings auch damit beschäftigt; doch ihn meine ich nicht.«

»Herr von Mayenne also?«

»Oh! Sire, Ihr erweist ihm zu viel Ehre.«

»Das ist wahr. Wie lässt sich denken, diesem Schlächter könnte ein politischer Gedanke kommen. Doch wem soll ich für die meinem Vetter von Guise geleistete Unterstützung dankbar sein?«

»Mir, Sire.«

»Euch!« rief Heinrich, als wäre er im höchsten Maße erstaunt.

Chicot öffnete ein Auge.

Der Herzog verbeugte sich.

»Wie!« sagte Heinrich, »während ich die ganze Welt gegen mich entfesselt sah, die Prediger gegen meine Laster, die Dichter und Pasquillenmacher gegen meine Lächerlichkeiten, die Doktoren der Politik gegen meine Fehler; während meine Freunde über meine Ohnmacht spotteten, während die Lage der Dinge so peinlich wurde, dass ich sichtbar abmagerte und jeden Morgen mehr graue Haare hatte, ist Euch ein solcher Gedanke gekommen, Franz, Euch, den ich, ich muss es gestehen, — seht, der Mensch ist schwach und die Könige sind blind, — Euch, den ich nicht immer als meinen Freund betrachtete. Ah! Franz, wie schuldig fühle ich mich!«

Und bis zu Tränen gerührt, reichte Heinrich seinem Bruder die Hand.

Chicot öffnete beide Augen.

»Oh! der Gedanke ist herrlich, ist siegreich,« fuhr Heinrich fort. »Während ich, ohne Geschrei zu erregen, keine Steuern zu erheben, keine Truppen auf die Beine zu bringen vermochte,

während ich nicht spazieren gehen, nicht schlafen, nicht lieben konnte, ohne die Leute lachen zu machen, gibt mir der Gedanke von Herrn von Guise, oder vielmehr der Eurige, mein Bruder, Geld, Armee, Freunde und Ruhe. Damit nun diese Ruhe fortwähre, Franz, ist Eines notwendig.«

»Was?«

»Mein Vetter sprach so eben davon, dass man dieser ganzen großen Bewegung einen Führer geben müsse.«

»Ja, gewiss.«

»Ihr begreift, Franz, dieser Führer kann keiner von meinen Günstlingen sein; keiner hat zugleich den Kopf und das Herz, wie dies bei einer so großen Angelegenheit notwendig ist. Quélus ist brav, aber der Unglückliche beschäftigt sich nur mit seinen Liebschaften. Maugiron ist brav; doch der Eitle denkt nur an seinen Putz. Schomberg ist brav, aber er ist kein tiefer Geist, seine besten Freunde müssen dies zugestehen. Épernon ist brav, doch er ist bei all seiner scheinbaren Offenherzigkeit ein Heuchler, dem ich nicht einen Augenblick trauen würde, obgleich ich ihm ein gutes Gesicht mache. Ihr wisst, Franz,« sprach Heinrich mit wachsender Hingebung, »es ist eine der schwersten Lasten der Könige, dass sie unablässig sich zu verstellen genötigt sind. Wie wohl ist es mir,« fügte Heinrich bei, »wenn ich offenherzig sprechen kann, wie in dieser Stunde. Ah! dann atme ich auch.«

Chicot schloss wieder beide Augen.

»Nun, ich sagte Euch also,« fuhr Heinrich fort, »daß, wenn mein Vetter von Guise diesen Gedanken gehabt habe, an dessen Entwicklung Ihr so viel Anteil nahmt, Franz, ich sagte Euch, dass ihm die Aufgabe zukommen müsse, denselben in Ausführung zu bringen.«

»Was meint Ihr, Sire?« rief Franz, keuchend vor Unruhe.

»Ich sage, um eine solche Bewegung zu leiten, bedürfe es eines großen Fürsten.«

»Sire, nehmt Euch in Acht!«

»Eines guten Feldherrn, eines geschickten Unterhändlers.«

»Eines geschickten Unterhändlers besonders,« wiederholte Franz.

»Nun, Franz, kommt dieser Posten nicht in jeder Hinsicht Herrn

von Guise zu?«

»Mein Bruder,« sprach Franz,

»Herr von Guise ist bereits sehr mächtig.«

»Ja, allerdings, aber seine Macht bildet meine Kraft.«

»Der Herzog von Guise hält die Armee und die Bürgerschaft in den Händen, wie der Kardinal von Lothringen die Kirche; Mayenne ist ein Werkzeug der beiden Brüder; Ihr vereinigt viele Kräfte in einem einzigen Hause.«

»Das ist wahr; ich dachte auch schon daran, Franz.«

»Wenn die Guisen französische Prinzen wären, so ließe sich das begreifen, denn es läge in ihrem Interesse, das Haus Frankreich zu vergrößern.«

»Ganz gewiss; doch sie sind im Gegenteil lothringische Prinzen.«

»Von einem Hause, das stets mit dem unsrigen rivalisierte.«

»Hört, Franz, Ihr habt den wunden Fleck berührt. Ich hielt Euch nicht für einen so guten Politiker; ja, das ist es, was mich abmagert, was mir die weißen Haare macht; seht, diese Erhebung des Hauses Lothringen neben dem unsrigen ist es; es vergeht kein Tag, Franz, an welchem nicht diese drei Guisen, — Ihr habt es gesagt, diese drei halten Alles in den Händen, — es vergeht kein Tag, wo nicht der Herzog, der Kardinal, oder Mayenne, kurz der Eine oder der Andere, mir durch Kühnheit, oder Geschicklichkeit, oder Gewalt, oder List einen Fetzen von meiner Macht, einige Teilchen von meinen Vorrechten nimmt, ohne dass ich, ein armer, schwacher, vereinzelter Mann, entgegenwirken kann. Ah! Franz, wenn wir diese Erklärung schon früher gehabt hätten, wenn ich hätte in Eurem Herzen lesen können, wie ich in diesem Augenblick darin lese, so wäre ich, in Euch eine Unterstützung findend, besser widerstanden, als ich es getan habe; doch jetzt ist Alles zu spät.«

»Warum dies?«

»Weil es ein Kampf wäre, und jeder Kampf mich in der Tat ermüdet. Ich werde ihn also zum Haupte der Ligue ernennen.«

»Und Ihr habt sehr Unrecht, mein Bruder«, versetzte Franz.
»Doch wen soll ich denn ernennen, Franz? Wer wird den gefährlichen Posten annehmen? Ja, gefährlich, denn seht Ihr

nicht, was des Herzogs Gedanke war? Er wollte, dass ich ihn zum Führer der Ligue ernenne.«

»Nun?«

»Jeder Mensch, den ich statt seiner ernenne, wird sein Feind.«

»Ernennt einen Mann, der mächtig genug ist, dass seine Kraft, auf die Einige gestützt, nichts von der Kraft und Macht der drei vereinigten Lothringer zu fürchten hat.«

»Ei! mein Bruder,« versetzte Heinrich im Tone der Entmutigung, »ich kenne Niemand von solchen Verhältnissen.«

»Schaut um Euch her, Sire.«

»Um mich her? Ich sehe nur Euch und Chicot, mein Bruder, Euch, die Ihr wirklich meine Freunde seid.«

»Oh! Oh!« murmelte Chicot, »sollte er mir einen schlimmen Streich spielen wollen?«

Und er schloss wieder seine Augen.

»Nun,« sagte der Herzog, »Ihr begreift nicht?«

Heinrich schaute seinen Bruder an, als ob ein Schleier von seinen Augen fiele.

»Wie!« rief er.

Franz machte eine Bewegung mit dem Kopfe.

»Nein,« sprach Heinrich, »Ihr werdet nie einwilligen, Franz. Die Aufgabe ist zu hart; Ihr werdet nicht alle diese Bürger exerzieren lassen; Ihr werdet Euch nicht die Mühe geben, die Reden ihrer Prediger durchzusehen; Ihr werdet Euch im Falle eines Treffens nicht zum Schlächter in den in Schlachtbänke verwandelten Straßen von Paris machen lassen; man muss dreifach, wie Herr von Guise, sein, und einen rechten Arm haben, der sich Karl, und einen linken, der sich Ludwig nennt. Der Herzog aber hat in der Bartholomäusnacht gar hübsch totgeschlagen; was haltet Ihr davon, Franz?«

»Nur zu hübsch totgeschlagen, Sire.«

»Ja, vielleicht. Doch Ihr antwortet mir nicht auf meine Frage, Franz. Wie, Ihr würdet gern das Gewerbe treiben, das ich Euch genannt habe? Ihr würdet Euch an den verbogenen Panzern dieser Maulaffen und an den Kasserollen reiben, die sie sich in Form von Helmen auf den Kopf setzen? Wie, Ihr würdet Euch volkstümlich machen, Ihr, der höchste Edelmann, der Vornehmste

meines Hofes? Tod meines Lebens! Bruder, wie man sich mit dem Alter verändert!«

»Ich würde das vielleicht nicht für mich tun, Bruder, aber ich täte es sicherlich für Euch.«

»Guter Bruder, vortrefflicher Bruder!« sprach Heinrich, mit der Fingerspitze eine Träne trocknend, welche nie bestanden hatte.

»Es würde Euch also nicht zu sehr missfallen, Heinrich, wenn ich die Arbeit übernehme, die Ihr Herrn von Guise anvertrauen wolltet?« sagte Franz.

»Mir missfallen?« rief Heinrich. »Beim Teufel und seinem Horn! nein, das missfällt mir nicht, das entzückt mich im Gegenteil. Ihr dachtet also auch an die Ligue? Desto besser, Gottes Tod! desto besser. Ihr hattet also auch ein kleines Ende von einem Gedanken! was sage ich, ein kleines Ende? das große Ende. Nach dem, was Ihr mir mitgeteilt habt, ist es bei meinem Worte herrlich. Ich sehe mich in der Tat von erhabenen Geistern umgeben, und ich bin der große Esel meines Königreiches.«

»Ah! Eure Majestät spottet.«

»Ich! Gott soll mich bewahren; die Lage der Dinge ist zu ernst. Ich sage, was ich denke, Franz; Ihr entzieht mich einer um so größeren Verlegenheit, als ich seit einiger Zeit krank bin, Franciot. Meine Fähigkeiten nehmen ab; Miron erklärt mir das oft. Doch lasst uns auf die ernsthafte Sache zurückkommen; was bedarf ich übrigens meines Geistes, da ich mich bei dem Lichte des Eurigen erleuchten kann? Wir sagen also, dass ich Euch zum Haupte der Ligue ernennen werde, wie?«

Franz bebte vor Freude.

»Oh!« rief er, »wenn mich Eure Majestät dieses Vertrauens würdig hielte!«

»Vertrauen; ah! Franz, Vertrauen; wem soll ich, sobald Herr von Guise nicht Führer ist, misstrauen, der Ligue selbst? Sollte mich etwa die Ligue in Gefahr bringen? Sprich, mein guter Franz, sage mir Alles . . . «

»Oh! Sire,« rief der Herzog.

»Was ich ein Narr bin!« versetzte Heinrich, »in diesem Fall wäre mein Bruder nicht der Anführer, oder vielmehr, sobald mein Bruder der Anführer wäre, gäbe es keine Gefahr mehr für mich.

Nicht wahr, das ist Logik? Unser Lehrer hat uns unser Geld nicht gestohlen; nein, meiner Treue, ich habe kein Misstrauen. Übrigens kenne ich in Frankreich noch genug Männer vom Schwerte, um sicher zu sein, dass ich immer in guter Gesellschaft gegen die Ligue an dem Tage vom Leder ziehen werde, wo mich eben diese Ligue zu sehr beengte.«

»Das ist wahr, Sire,« antwortete der Herzog mit einer Naivität, welche beinahe eben so gut geheuchelt war, als die seines Bruders, »der König bleibt immer der König.«

Chicot öffnete abermals ein Auge.

»Bei Gott!« rief Heinrich. »Doch leider kommt mir auch ein Gedanke; es ist unglaublich, wie viel Gedanken heute wachsen; es gibt solche Tage.«

»Was für ein Gedanke, mein Bruder?« fragte der Herzog, bereits unruhig, weil er nicht glauben konnte, ein solches Glück würde ohne ein Hindernis in Erfüllung gehen.

»Ei! unser Vetter Guise, der Vater oder vielmehr der sich für den Vater der Erfindung hält, unser Vetter Guise hat sich wahrscheinlich in den Kopf gesetzt, er werde der Anführer der Ligue. Er wird auch einen Oberbefehl haben wollen?«

»Einen Oberbefehl, Sire!«

»Ohne Zweifel, ohne allen Zweifel sogar; er hat wahrscheinlich die Sache nur genährt, damit sie ihm Nutzen bringe. Ihr behauptet allerdings, sie auch genährt zu haben; doch nehmt Euch in Acht, Franz, das ist kein Mann, um das Opfer des *Sic vos non vobis* zu werden. Ihr kennt Virgil: *Nidificates, aves..*«

»Oh, Sire!«

»Franz, ich wollte wetten, dass er den Gedanken hatte. Er weiß, dass ich so sorglos bin.«

»Ja. Doch sobald Ihr ihm Euren Willen bezeichnet habt, wird er nachgeben.«

»Oder sich stellen, als gäbe er nach. Und ich habe Euch bereits gesagt: Nehmt Euch in Acht, Franz, mein Vetter Guise hat einen langen Arm. Ich sage noch mehr, ich sage, er hat lange Arme und nicht Einer in dem Reiche, ich nehme sogar den König nicht aus, würde wie er dieselben ausstreckend mit der einen Hand Spanien und mit der andern England, Don Juan von Österreich und

Elisabeth berühren. Der Degen von Bourbon war nicht so lang, als der Arm meines Veters Guise, und dennoch hat er Franz I., unserem Ahnherrn, viel Schlimmes zugefügt.«

»Wenn ihn aber Eure Majestät für so gefährlich hält,« entgegnete Franz, »so ist dies ein Grund mehr, mir den Oberbefehl der Ligue zu übergeben, um ihn zwischen meine Gewalt und die Eurige zu nehmen, und ihm sodann bei dem ersten Verrate, den er in das Werk setzen will, seinen Prozess zu machen.«

Chicot öffnete das andere Auge.

»Seinen Prozess, Franz, seinen Prozess? Es war gut für Ludwig XI., einen reichen und mächtigen Herrn, Prozesse zu machen und Schafotte errichten zu lassen. Doch ich habe nicht einmal genug Geld, um allen schwarzen Sammet zu kaufen, dessen ich bei einem solchen Falle bedürfen könnte.«

Während Heinrich, der sich trotz seiner Selbstbeherrschung allmählich belebt hatte, diese Worte sprach, ließ er einen Blick durchdringen, dessen Feuer der Herzog nicht aushalten konnte.

Chicot schloss wieder beide Augen.

Es trat ein kurzes Stillschweigen unter den Brüdern ein.

Der König brach es zuerst.

»Man muss also Alles schonend behandeln, mein lieber Franz,« sagte er, »keine Kriege zwischen meinen Untertanen. Ich bin der Sohn von Heinrich dem Händelsüchtigen und Catharina der Verschmitzten; ich habe etwas Schlauheit von meiner guten Mutter; ich werde den Herzog von Guise rufen lassen und ihm so viele schöne Versprechungen machen, dass wir Eure Angelegenheit auf friedlichem Wege ordnen.«

»Sire,« rief der Herzog von Anjou, »Ihr bewilligt mir den Oberbefehl, nicht wahr?«

»Ich glaube es wohl.«

»Es ist Euch daran gelegen, dass ich ihn habe?«

»Ungeheuer viel.«

»Ihr wollt es?«

»Es ist mein größter Wunsch; doch es darf meinem Vetter Guise nicht zu sehr missfallen.«

»Seid unbesorgt, wenn Ihr kein anderes Hindernis gegen meine

Ernennung seht, so übernehme ich es, die Sache mit dem Herzog abzumachen.«

»Wann dies?«

»Auf der Stelle.«

»Ihr sucht ihn also auf? Ihr wollt ihm also einen Besuch machen? Oh! mein Bruder, bedenkt, die Ehre ist zu groß!«

»Nein, Sire, ich werde ihn nicht aufsuchen.«

»Wie so?«

»Er erwartet mich.«

»Wo?«

»Bei mir.«

»Bei Euch? Ich habe das Geschrei gehört, mit dem man ihn beim Austritt aus dem Louvre begrüßte.«

»Ja, doch nachdem er durch das große Thor hinausgegangen ist, wird er durch die Schlupfporte zurückgekommen sein; der König hatte ein Recht auf den ersten Besuch des Herzogs von Guise, ich habe ein Recht auf den zweiten.«

»Ah! mein Bruder, welchen Dank weiß ich Euch, dass Ihr unsere Prærogative so gut wahrt, während ich sie in meiner Schwäche zuweilen vernachlässige oder aufgebe! Geht also, Franz, und trefft eine Übereinkunft.«

Der Herzog nahm die Hand seines Bruders und bückte sich, um sie zu küssen.

»Was macht Ihr, Franz, in meine Arme, an mein Herz,« rief Heinrich, »hier ist Euer wahrer Platz.«

Und die Brüder umarmten sich wiederholt; nach einem letzten Drucke der Freiheit zurückgegeben, verließ der Herzog von Anjou das Kabinett, durchschritt rasch die Galerien, und lief in seine Wohnung.

Sein Herz musste wie das des ersten Schiffers mit Eichenholz und Eisen umschlossen sein, um nicht vor Freude zu zerbersten.

Als der König sah, dass sein Bruder weggegangen war, knirschte er vor Zorn, eilte dann rasch durch den geheimen Gang, der zu dem Zimmer von Margarethe von Navarra führte, das nun, wie gesagt, von dem Herzog von Anjou bewohnt wurde, und erreichte eine in der Wand angebrachte zylinderartige Öffnung,

wo er eben so gut die Unterredung hören konnte, welche zwischen dem Herzog von Anjou und dem Herzog von Guise stattfinden sollte, als Dionys aus seinem Verstecke die Gespräche seiner Gefangenen hörte.

»Donner und Teufel!« sagte Chicot, beide Augen zugleich öffnend und sich auf sein Hinterteil setzend, »wie rührend sind doch solche Familienszenen! Ich glaubte einen Augenblick, ich wäre im Olymp und wohnte der Wiedervereinigung von Castor und Pollux nach ihrer sechsmonatlichen Trennung bei.«

Einundzwanzigstes Kapitel.

*Wie unleugbar das Horchen das beste Mittel ist,
um zu hören.*

Der Herzog von Anjou traf mit seinem Gast, dem Herzog von Guise in dem Zimmer der Königin von Navarra zusammen, wo einst der Béarner und Mouy, mit leiser Stimme und den Mund am Ohr, ihre Entweichungspläne verabredet hatten; der kluge Heinrich wusste wohl, dass es im Louvre wenige Zimmer gab, die nicht so beschaffen waren, dass sie die Worte, selbst mit halber Stimme gesprochen, an das Ohr desjenigen gelangen ließen, welcher ein Interesse hatte, sie zu hören. Dem Herzog von Anjou war dieser Umstand auch nicht unbekannt, doch völlig irre geführt durch die Freundlichkeit seines Bruders, vergaß er denselben oder legte ihm kein Gewicht bei.

Heinrich III. trat, wie gesagt, an seinen Beobachtungsposten in demselben Augenblick, wo sein Bruder im Zimmer erschien, so dass keines der Worte der Sprechenden dem König entging.

»Nun, Monseigneur?« fragte rasch der Herzog von Guise.

»Herzog, die Sitzung ist aufgehoben.«

»Ihr wart sehr bleich, Monseigneur.«

»Sichtbar?« versetzte der Herzog unruhig.

»Für mich, ja, Monseigneur.«

»Der König hat nichts gesehen?«

»Nichts, wenigstens wie ich glaube; und Seine Majestät hielt Eure Hoheit zurück.«

»Ihr habt es bemerkt, Herzog?«

»Allerdings, um mit Euch über den Vorschlag zu sprechen, den ich ihm gemacht habe.«

»Ja, mein Herr.«

Es trat ein ziemlich peinliches Stillschweigen ein, dessen Sinn Heinrich III., der so stand, dass er nicht ein Wort von ihrer Unterredung verlor, vollkommen begriff.

»Und was sagt Seine Majestät, Monseigneur?« fragte der

Herzog von Guise.

»Der König billigt den Gedanken; doch je riesiger dieser Gedanke ist, desto gefährlicher kommt ihm ein Mann wie Ihr, an die Spitze desselben gestellt, vor.«

»Also sind wir dem Scheitern nahe?«

»Ich befürchte es, mein lieber Herzog, und die Ligue scheint mir unterdrückt.«

»Teufel!« rief der Herzog, »das hieße vor der Geburt sterben, vor dem Anfang endigen.«

»Sie haben Beide gleich viel Verstand,« sagte eine leise Stimme, an das Ohr von Heinrich klingend, der sich über sein Observatorium beugte.

Heinrich wandte sich rasch um und sah den großen Körper von Chicot, der sich ebenfalls vor einem Loche bückte, um zu horchen.

»Du bist mir gefolgt, Schurke!« rief der König.

»Schweige doch,« sagte Chicot, mit der Hand eine Gebärde machend, »schweige doch, mein Sohn, Du hinderst mich, zu hören.«

Der König zuckte die Achseln; doch da Chicot im Ganzen das einzige menschliche Wesen war, in das er Vertrauen setzte, so fing er wieder an zu horchen.

Der Herzog von Guise hatte abermals das Wort genommen und sagte:

»Monseigneur, mir scheint, der König würde in diesem Falle sogleich seine Weigerung ausgesprochen haben; er empfing mich schlecht genug, dass er es auch gewagt hätte, seine ganze Ansicht zu äußern; will er mich vielleicht entsetzen?«

»Ich glaube es,« erwiderte der Prinz zögernd.

»Dann würde er das ganze Unternehmen zu Grunde richten.«

»Sicherlich, und da Ihr den Kampf angesponnen hattet, so musste ich Euch mit allen meinen Mitteln unterstützen, und dies habe ich auch getan.«

»Worin, Monseigneur?«

»Darin: dass mir der König beinahe freie Hand gelassen hat, die Ligue in das Leben zu rufen oder für immer zu töten.«

»Wie dies?« sprach der lothringische Herzog, dessen Blick unwillkürlich funkelte.

»Hört, das wird immer der Billigung der Hauptführer unterworfen, wie Ihr begreift. Wenn er, statt die Ligue auszutreiben und aufzulösen, ein der Unternehmung günstiges Haupt ernennen würde, wenn er statt den Herzog von Guise zu diesem Posten zu erheben, den Herzog von Anjou auf denselben stellte . . . «

»Aha!« machte der Herzog von Guise, der weder diesen Ausruf bewältigen, noch das Blut zurückdrängen konnte, das ihm in das Gesicht stieg.

»Gut!« sagte Chicot, »die zwei Hunde werden sich um das Bein raufen.«

Doch zum großen Erstaunen von Chicot und besonders von Heinrich, der in diesem Punkte weniger wusste, als Chicot, hörte der Herzog von Guise plötzlich auf, sich zu verwundern und zu ärgern, und sprach mit einer ruhigen, beinahe freudigen Stimme:

»Ihr seid ein sehr geschickter Politiker, Monseigneur, wenn Ihr das gemacht habt.«

»Ich habe es gemacht,« antwortete der Herzog.

»Sehr rasch.«

»Ja, doch ich muss sagen, die Umstände unterstützten mich und ich benützte dies. Übrigens ist nichts bestimmt festgestellt, mein lieber Herzog, und ich wollte nicht abschließen, ehe ich Euch gesehen.«

»Warum, Monseigneur?«

»Weil ich noch nicht weiß, wohin dies führen wird.«

»Aber ich weiß es,« sagte Chicot.

»Das ist ein kleines Komplott,« sprach Heinrich lächelnd.

»Von dem Dir Herr von Morvilliers, der Deiner Behauptung nach immer sehr gut unterrichtet ist, nichts mitgeteilt hat; doch lass uns horchen, das wird interessant.«

»Nun, ich will Euch sagen, Monseigneur, nicht wohin uns das führen wird, denn Gott allein weiß dies, sondern wozu uns das nützen kann,« sprach der Herzog von Guise, »die Ligue ist eine zweite Armee; da ich nun die erste in Händen habe, wie mein Bruder, der Kardinal, die Kirche, so vermag Euch nichts zu

widerstehen, so lange wir vereinigt bleiben.«

»Abgesehen davon,« versetzte der Herzog von Anjou, »abgesehen davon, dass ich der Präsumtiverbe der Krone bin.«

»Ah! Ah!« machte der König.

»Er hat Recht,« sagte Chicot, »das ist Deine Schuld, mein Sohn, Du trennst immer die zwei Hemden Unserer Lieben Frau von Chartres.«

»Monseigneur, obgleich Präsumtiverbe der Krone, berechnet einmal die schlimmen Chancen.«

»Herzog, glaubt Ihr, das sei nicht bereits geschehen und ich habe nicht alle hundertmal abgewogen?«

»Zuerst ist der König von Navarra da.«

»Oh! der beunruhigt mich nicht, denn es beschäftigt ihn ganz und gar seine Liebschaft mit der Fosseuse.«

»Monseigneur, er wird Euch Alles bis auf die Schnüre Eurer Börse streitig machen; er ist gerieben, er ist mager, er ist ausgehungert, er gleicht einer von den Katzen aus den Rinnsteinen, welche schon der Geruch einer Maus ganze Nächte vor einer Luke zubringen lässt, während die fette, vollgepfropfte, eingesperrte Katze, so plump ist ihre Pfote, ihre Krallen nicht aus der Umhüllung hervorbringen kann; der König von Navarra beobachtet Euch; er ist auf der Lauer; er verliert weder Euch, noch Euren Bruder aus dem Gesicht; es hungert ihn nach Eurem Throne. Wartet, bis demjenigen, welcher darauf sitzt, ein Unfall widerfährt, und Ihr werdet sehen, ob die magere Katze nicht Muskeln hat, und ob sie nicht mit einem einzigen Satze von Pau nach Paris springt, um Euch ihre Klauen fühlen zu lassen.«

»Ein Unfall demjenigen, welcher auf dem Thron sitzt,« wiederholte langsam Franz, seine forschenden Augen auf den Herzog von Guise heftend.

»Ei! ei!« flüsterte Chicot, »höre, Heinrich, dieser Guise sagt sehr belehrende Dinge, und ich rate Dir, Nutzen daraus zu ziehen.«

»Ja, Monseigneur,« wiederholte der Herzog von Guise, »ein Unfall! Die Unfälle sind nicht selten in Eurer Familie, Ihr wisst es wie ich, oder vielleicht besser als ich. Ein Prinz erfreut sich guter Gesundheit und verfällt plötzlich in ein Siechtum; ein anderer zählt

noch auf lange Jahre, während er kaum noch ein paar Stunden zu leben hat.«

»Hörst Du, Heinrich, hörst Du?« sagte Chicot, den König, dessen Antlitz kalter Schweiß bedeckte, bei der Hand nehmend.

»Ja, es ist wahr,« sprach der Herzog mit einer so dumpfen Stimme, dass der König und Chicot, um ihn zu hören, ihre Aufmerksamkeit verdoppeln mussten. »Es ist wahr, die Prinzen meines Hauses werden unter unseligen Einflüssen geboren; doch mein Bruder Heinrich ist, Gott sei Dank! kräftig und gesund; er hat die Strapazen des Krieges ausgehalten und denselben widerstanden. Um so mehr wird er nun widerstehen, da sein Leben nur eine Reihe von Erholungen ist, die er ebenso gut aushält, als er einst den Krieg ausgehalten hat.«

»Ja, Monseigneur, erinnert Euch jedoch eines Umstandes: die Erholungen, denen sich die Könige von Frankreich hingeben, sind nicht immer ohne Gefahr; so ist zum Beispiel Euer Vater, König Heinrich II., der ebenfalls glücklich den Gefahren des Krieges entgangen war, bei den von Euch erwähnten Erholungen gestorben. Das Eisen des Spießes von Montgomery war allerdings eine harmlose Waffe, doch für einen Panzer und nicht für ein Auge; auch starb König Heinrich II., und das war, denke ich, ein Unfall. Ihr werdet mir sagen, fünfzehn Jahre nach diesem Unfall habe die Königin Mutter Herrn von Montgomery, der sich der Wohltat der Verjähmung zu erfreuen glaubte, festnehmen und enthaupten lassen. Das ist wahr, aber der König ist darum nicht minder gestorben. Was Euren Bruder, den verstorbenen König Franz, betrifft, seht Ihr, wie seine geistige Schwäche ihm beim Volke geschadet hat; er ist auch sehr unglücklich gestorben, dieser würdige Fürst. Ihr werdet zugeben, ein Ohrenübel, wer Teufels würde das für einen Unfall halten? Es war doch einer und zwar ein sehr ernster. Ich habe auch mehr als einmal im Lager, in der Stadt und sogar bei Hofe sagen hören, diese tödliche Krankheit sei in das Ohr von König Franz II. durch einen eingeflößt worden, den man sehr mit Unrecht den Zufall genannt habe, insofern er einen andern wohlbekanntem Namen führte.«

»Herzog,« murmelte Franz errötend.

»Ja, Monseigneur, ja,« fuhr der Herzog fort, »der Name König bringt seit einiger Zeit Unglück; wer sagt *König*, sagt *gewagt*. Seht

Anton von Bourbon: es ist sicherlich der Königsname, der ihm den Büchschuss in die Schulter eingetragen hat, ein Unfall, der für jeden Andern als einen König keines Wegs tödlich gewesen wäre, und in Folge dessen er dennoch starb. Das Auge, das Ohr und die Schulter veranlassten viel Trauer in Frankreich, und das erinnert mich sogar daran, dass Euer Herr von Bussy bei dieser Gelegenheit sehr hübsche Verse gemacht hat.«

»Was für Verse?« fragte Heinrich.

»Geh' doch!« sagte Chicot, »solltest Du sie etwa nicht kennen?«

»Nein.«

»Wärest Du entschieden ein wahrer König, da man Dir dergleichen Dinge verbirgt? Ich will sie Dir sagen, höre:

›Durch das Auge, die Schulter und das Ohr
Frankreich drei Könige verlor,
Durch das Auge, das Ohr und die Schulter . . . ‹

Doch stille! stille! bedenke, Dein Bruder wird noch etwas viel Interessanteres sagen.«

»Aber die Verse, wie lauten sie weiter?«

»Später; jetzt lass uns horchen.«

»Was meinst Du?«

»Ich meine, es fehlen noch zwei Personen zu dem Familiengemälde; aber höre, Herr von Guise spricht und wird sie gewiss nicht vergessen.«

Der Dialog fing wirklich in diesem Augenblick wieder an.

»Abgesehen davon, Monseigneur,« fuhr der Herzog von Guise fort, »abgesehen, dass die Geschichte Eurer Verwandten und Verbündeten nicht ganz in den Versen von Bussy enthalten ist.«

»Sagte ich es Dir nicht!« flüsterte Chicot, Heinrich mit dem Ellenbogen stoßend.

»Ihr vergesst Johanna d'Albret, die Mutter des Béarners, welche durch die Nase starb, weil sie an parfümierten Handschuhen roch, die sie auf dem Pont-Saint-Michel bei dem Florentiner gekauft hatte; ein sehr unerwarteter Unfall, der um so mehr alle Welt überraschte, als man die Leute kannte, welche damals dieses Todes ungemein bedurften. Werdet Ihr leugnen, Monseigneur, dass Euch dieser Tod sehr in Erstaunen setzte?«

Der Herzog bewegte nur statt jeder Antwort die Augenbrauen, was seinem tief liegenden Auge einen noch düsteren Ausdruck verlieh.

»Und der Unfall mit König Karl IX., den Eure Hoheit vergisst,« sagte der Herzog, »dieser verdient doch der Erwähnung. Ihn hat weder durch das Auge, noch durch das Ohr, noch durch die Nase der Unfall ergriffen, sondern durch den Mund.«

»Wie beliebt?« rief Franz.

Und Heinrich III. hörte auf dem dröhnenden Boden den Tritt seines Bruders, der voll Schrecken zurückwich.

»Ja, Monseigneur, durch den Mund,« wiederholte Guise, »es ist etwas Gefährliches um Jagdbücher, deren Blätter so an einander geklebt sind, dass man sie nicht umdrehen kann, ohne jeden Augenblick seinen Finger am Mund zu befeuchten. Solche alte Scharteken verunreinigen den Speichel, und ein Mensch, wäre es auch ein König, geht nicht weit, wenn sein Speichel verdorben ist.«

»Herzog! Herzog!« wiederholte zweimal der Prinz, »ich glaube, dass Ihr nach Eurem Vergnügen Verbrechen schmiedet.«

»Verbrechen,« entgegnete Guise, »ei! wer spricht denn von Verbrechen? Monseigneur, ich erzähle nur Unfälle; hört Ihr wohl, Unfälle! Es ist nie von etwas Anderem, als von Unfällen die Rede gewesen. War es nicht auch ein Unfall, das Abenteuer, das König Karl IX. auf der Jagd begegnete?«

»Halt!« sagte Chicot, »das ist eine Neuigkeit für Dich, da Du ein Jäger bist; höre, höre, das muss seltsam sein.«

»Ich weiß, was er meint,« versetzte Heinrich.

»Ja, aber ich weiß es nicht, ich war noch nicht bei Hofe vorgestellt; lass mich also horchen, mein Sohn.«

»Ihr wisst, Monseigneur, von welcher Jagd ich sprechen will,« fuhr der lothringische Prinz fort, »ich spreche von der Jagd, wo Ihr in der edelmütigen Absicht, das Wildschwein zu töten, das auf Euren Bruder zulief, mit solcher Hast Feuer gabt, dass Ihr, statt das Tier zu treffen, auf das Ihr zieltet, dasjenige tragt, auf welches Ihr nicht zieltet. Dieser Büchenschuss, Monseigneur, beweist besser als alles Andere, wie sehr man Zufällen misstrauen muss. Man kennt bei Hofe Eure Geschicklichkeit, Monseigneur. Nie fehlt

Eure Hoheit ihren Schuss, und Ihr musstet sehr erstaunt sein, als Ihr damals fehlte, besonders da die Böswilligkeit ausstreute, der Sturz des Königs unter sein Pferd hätte seinen Tod verursachen können, wäre es dem König von Navarra nicht gelungen, das Wildschwein zu erlegen, das Eure Hoheit gefehlt hatte.«

»Nun aber,« sprach der Herzog von Anjou, indem er die Sicherheit wieder zu erringen suchte, in welche die Ironie des Herzogs von Guise so grausam Bresche geschossen hatte, »was für ein Interesse hatte ich bei dem Tode des Königs, meines Bruders, da der Nachfolger von Karl IX. Heinrich III. heißen sollte?«

»Wartet einen Augenblick, Monseigneur, wir müssen uns verständigen; es war bereits ein Thron erledigt, der von Polen. Der Tod von König Karl IX. erledigte einen andern, den von Frankreich. Ich weiß wohl, Euer älterer Bruder hätte unstreitig den Thron von Frankreich gewählt. Doch es war immer noch ein sehr wünschenswerter schlimmster Fall, dieser Thron von Polen; es gibt Leute, welche, wie man versichert, mit aller Begierde nach dem armseligen Thrönchen des Königs von Navarra trachteten. König Heinrich III. ist wohl in zehn Tagen von Warschau zurückgekommen, warum solltet Ihr nicht, wenn ein Unfall eingetreten wäre, das getan haben, was Heinrich III. getan hat?«

Heinrich III. schaute Chicot an, der seinerseits den König anschaute, aber nicht mehr mit dem Ausdrucke der Bosheit und des Hohnes, den man gewöhnlich in dem Auge des Narren wahrnahm, sondern mit einem beinahe zärtlichen Interesse, das jedoch von seinem durch die Sonne des Südens gebräunten Gesicht alsbald wieder verschwand.

»Was folgert Ihr hieraus, Herzog?« fragte der Herzog von Anjou, der dieser Unterredung, in welcher die ganze Unzufriedenheit des Herzogs von Guise durchblickte, ein Ende zu machen suchte.

»Monseigneur, ich folgere daraus, dass jeder König, wie wir so eben sagten, seinen Unfall hat. Ihr aber seid der unvermeidliche Unfall von König Heinrich III., besonders wenn Ihr Haupt der Ligue werdet, denn Haupt der Ligue sein, heißt beinahe König des Königs sein, nicht zu rechnen, dass Ihr, indem Ihr Euch zum obersten Führer der Ligue macht, den Unfall der nahe

bevorstehenden Regierung Eurer Hoheit, nämlich den Béarner, unterdrückt.«

»Nahe bevorstehend! hörst Du?« rief Heinrich III.

»Beim Teufel! ich glaube wohl, dass ich höre,« sagte Chicot.

»Also . . . « versetzte der Herzog von Guise.

»Also,« wiederholte der Herzog von Anjou, »ich werde annehmen, nicht wahr, das ist Eure Ansicht?«

»Wie?« rief der lothringische Prinz, »ich bitte Euch, anzunehmen, Monseigneur.«

»Und heute Abend?«

»Oh! seid unbesorgt, seit diesem Morgen sind meine Leute im Felde, und Paris wird heute Abend merkwürdig sein.«

»Was macht man diesen Abend in Paris?« fragte Heinrich.

»Wie, Du errätst es nicht?«

»Nein.«

»Oh! wie einfältig Du bist! diesen Abend unterzeichnet man öffentlich die Ligue, das versteht sich: denn man unterzeichnet sie längst insgeheim: man erwartete nur Deine Zustimmung; Du hast sie diesen Morgen gegeben, und heute Abend wird unterzeichnet; den Teufel! Du siehst es, Heinrich, Deine Unfälle, denn Du hast zwei . . . Deine Unfälle verlieren keine Zeit.«

»Es ist gut,« sprach der Herzog von Anjou, »diesen Abend also.«

»Ja, diesen Abend,« sagt, Heinrich.

»Wie,« versetzte Chicot, »Du würdest Dich der Gefahr aussetzen und heute Abend in den Straßen der Hauptstadt umherlaufen, Heinrich?«

»Allerdings.«

»Du hast Unrecht, Heinrich.«

»Warum?«

»Hüte Dich vor den Unfällen.«

»Ich werde gute Begleitung haben, sei unbesorgt; komm übrigens mit mir.«

»Geh! Du hältst mich für einen Hugenotten, mein Sohn, nein. Ich bin ein guter Katholik und will die Ligue unterzeichnen, eher zehnmal als einmal, eher hundertmal als zehnmal.«

Die Stimmen des Herzogs von Anjou und des Herzogs von Guise erloschen.

»Noch ein Wort,« sagte der König, Chicot zurückhaltend, der sich entfernen wollte: »Was denkst Du von Allem dem?«

»Ich denke, dass keiner von den Königen, Euren Vorfahren, seinen Unfall kannte: Heinrich II. hatte das Auge nicht vorhergesehen; Franz II. hatte das Ohr nicht vorhergesehen; Anton von Bourbon hatte die Schulter nicht vorhergesehen; Johanna d'Albret hatte die Nase nicht vorhergesehen; Karl IX. hatte den Mund nicht vorhergesehen. Ihr habt also einen großen Vorteil vor ihnen, Meister Heinrich, denn beim Teufel! Ihr kennt Euren Bruder, nicht wahr, Sire?«

»Ja, beim Tode Gottes! man wird es binnen Kurzem erfahren.«



Heinrich III.

Neuntes bis zwölftes Bändchen

Erstes Kapitel

Der Abend der Ligue.

Paris hat so, wie wir es kennen, bei seinen Festen nur noch einen mehr oder minder großen Lärmen, eine mehr oder minder beträchtliche Menschenmenge; doch es ist immer derselbe Lärmen, es ist immer dieselbe Menge; das ehemalige Paris hatte mehr als dies. Es gewährte einen hübschen Anblick, wenn man durch die schmalen Gassen am Fuße dieser Häuser mit Balkonen und Giebeln, von denen jedes seinen eigentümlichen Charakter bot, die Myriaden von Menschen sich drängen sah, welche nach einem Punkte stürzten, auf dem Wege beschäftigt, sich anzuschauen, sich zu bewundern, sich einander zuzurufen, wegen der Seltsamkeit von Diesem oder Jenem. Kleider, Waffen, Sprache, Gebärde, Stimme, Gang, Alles bildete

einen bemerkenswerten Umstand, und diese tausend Einzelheiten machten, auf einem einzigen Punkte versammelt, ein höchst interessantes Ganzes.

Man höre nun, wie Paris Abends um acht Uhr an dem Tage war, wo Herr von Guise nach seinem Besuche bei dem König und nach seiner Unterredung mit dem Herzog von Anjou die Ligue von den Bürgern der guten Hauptstadt des Königreiches unterzeichnen zu lassen gedachte.

Zahllose Bürger, angetan mit ihren schönsten Kleidern, wie zu einem Feste, oder bedeckt mit ihren schönsten Waffen, wie zu einer Revue oder zu einem Kampfe, wandten sich nach den Kirchen: die Haltung aller dieser Männer, welche von einem Gefühle bewegt wurden und nach einem Ziele steuerten, war zugleich freudig und bedrohlich, besonders wenn sie vor einem Posten von Schweizern oder von Chevaulegers vorüberkamen. Ihre Haltung und das Geschrei, das Gezische und die Drohungen, womit dieselbe begleitet war, mußten Herrn von Morvilliers in Unruhe versetzt haben, hätte dieser Beamte nicht seine guten Pariser gekannt . . . spöttische, witzige Leute, aber unfähig, zuerst Schlimmes zu tun, wenn nicht ein boshafter Freund sie antreibt oder ein unkluger Feind sie herausfordert.

Was noch das Geräusch dieser Menge und besonders den bunten Anblick, den sie bot, vermehrte, waren viele Frauen, welche es verachtet hatten, an einem so großen Tage das Haus zu hüten, und gutwillig oder mit Gewalt ihren Männern nachgefolgt wären: einige hatten noch etwas Besseres getan, sie hatten die Litanei ihrer Kinder mitgenommen, und sie waren seltsam anzuschauen, diese kleinen Tierchen, wie sie an den ungeheuren Musketen, an den riesigen Säbeln oder an den furchtbaren Hellebarden ihrer Väter hingen. Zu jeder Zeit, in allen Epochen, in allen Jahrhunderten, liebte es der Straßenjunge von Paris, eine Waffe zu schleppen, wenn er sie noch nicht tragen konnte, oder dieselbe bei einem Anderen zu bewundern, wenn er sie noch nicht selbst zu schleppen vermochte.

Von Zeit zu Zeit ließ eine etwas belebtere Gruppe die alten Schwerter, dieselben aus der Scheide ziehend, den Tag sehen: eine solche feindselige Demonstration fand besonders statt, wenn man an einem Hause vorüberkam, welches nach einem

Hugenotten roch. Dann schrien die Kinder aus vollem Halse: »St. Bartholomä! . . . mi! mi!« während die Väter ausriefen: »Auf den Scheiterhaufen mit den Parpaillots!¹⁵ auf den Scheiterhaufen!«

Dieses Geschrei zog zuerst an die Fenster irgend ein bleiches Gesicht von einer alten Magd oder einem schwarzen Diener, und veranlassten hernach ein Geräusch von Riegeln hinter der Haustür. Dann setzte der Bürger, glücklich und stolz, dass er wie der Hase von Lafontaine, einem Feigeren als er, Furcht eingejagt hatte, seinen Triumphzug fort und übertrug an andere Orte seine lärmende, aber harmlose Drohung.

In der Rue de l'Arbre-Sec war die Versammlung besonders beträchtlich. Die Straße war buchstäblich vollgepfropft, und die Menge drängte sich stürmisch gegen eine glänzende Laterne, welche über einem Schilde hing, das viele von unsern Lesern erkennen werden, wenn wir ihnen sagen, dass dieses Schild ein sich auf einem Azurgrunde drehendes Huhn vorstellte, mit der Unterschrift: Zum Schönen Gestirne.

Auf der Schwelle dieses Hauses stand ein Mann mit einer baumwollenen Mütze nach der Mode der Zeit, welche ein vollkommen kahles Haupt bedeckte, und perorirte mit großer Heftigkeit und mit Einstreuung aller möglicher Beweissätze. In einer Hand schwang dieser Mann ein bloßes Schwert, mit der andern schüttelte er ein Register, dessen Blätter halb mit Unterschriften bedeckt waren, und dabei schrie er:

»Kommt! kommt! brave Katholiken, tretet in den Gasthof zum Schönen Gestirne, wo Ihr guten Wein und ein gutes Gesicht findet; kommt, der Augenblick ist günstig; in dieser Nacht werden die Guten von den Bösen getrennt. Morgen früh kennt man das gute Korn und die Trespe; kommt, meine Herren, Ihr, die Ihr zu schreiben wisst, kommt und schreibt, und Ihr, die Ihr nicht zu schreiben wisst, kommt ebenfalls und vertraut Eure Namen und Eure Vornamen entweder mir, Meister La Hurière, oder meinem Gehilfen, Herrn Croquentin.«

Herr Croquentin, ein junger Bursche aus Périgord, weiß gekleidet wie Éliacin und den Leib umgürtet mit einem Stricke, in welchem sich ein Messer und ein Schreibzeug den Raum zwischen der letzten und vorletzten Rippe, streitig machten, Herr Croquentin, sagen wir, schrieb wirklich die Namen seiner

Nachbarn und obenan den seines ehrenwerten Patrons, des Meisters La Hurière.

»Meine Herren, es ist für die Messe,« rief aus vollem Halse der Wirt zum Schönen Gestirne, »meine Herren, es ist für die heilige Religion.«

Es lebe die heilige Religion, meine Herren, es lebe die Messe. Ah! . . . «

Und er erstickte beinahe vor Aufregung und Müdigkeit, denn diese Begeisterung dauerte seit vier Uhr Nachmittags.

Folge hiervon war, dass viele Leute, beseelt von demselben Eifer, in dem Register von Meister La Hurière unterzeichneten, wenn sie schreiben konnten, oder ihre Namen Croquentin überließen, wenn sie es nicht verstanden.

Die Sache war um so schmeichelhafter für La Hurière, als die Nachbarschaft von Saint-Germain-l'Auxerrois eine furchtbare Konkurrenz für ihn bildete: doch zum Glücke waren die Gläubigen in jener Zeit zahlreich, und die zwei Anstalten näherten sich, statt sich zu schaden: diejenigen, welche nicht hatten bis in die Kirche dringen können, um ihre Namen auf dem Hauptaltare, wo man unterzeichnete, niederzulegen, suchten bis zu den Tischen zu schlüpfen, wo Meister La Hurière sein doppeltes Sekretariat hielt? und diejenigen, welche bei dem doppelten Sekretariat von La Hurière gescheitert waren, bewahrten die Hoffnung, glücklicher bei Saint-Germain-l'Auxerrois zu sein.

Als die Register von La Hurière und Croquentin beide voll waren, ließ der Herr des Schönen Gestirnes unverzüglich zwei andere verlangen, damit keine Störung im Unterschreiben stattfände, und die Einladungen begannen wieder auf's Schönste von Seiten des Wirtes, der ganz stolz auf diesen Erfolg war, welcher Meister La Hurière endlich im Geiste von Herrn Guise die hohe Stellung verschaffen musste, nach der er seit langer Zeit trachtete.

Während die Unterzeichner der neuen Register sich dem Strome eines unablässig zunehmenden Eifers überließen und, wie gesagt, von einer Straße in die andere und sogar von einem Quartier in das andere zurückflossen, sah man durch die Menge einen Mann von hoher Gehalt kommen, der sich, in guter Anzahl

Rippenstöße und Fußtritte austeilend, eine Bahn brach und so das Register von Herrn Croquentin erreichte.

Hier angelangt, nahm er die Feder aus den Händen eines ehrlichen Bürgers, der so eben seine mit einem zitternden Schnörkel geschmückte Unterschrift vollendet hatte, schrieb seinen Namen in halbzollhohen Buchstaben auf eine noch weiße Seite, die sogleich schwarz wurde, säbelte dazu einen heldenmäßigen Federzug, verschönert mit Tintenspritzern und gekrümmt wie das Labyrinth von Dädalos, und gab dann die Feder einem Unterschriftgierigen, der hinter ihm Queue machte.

»Chicot!« sagte der zukünftige Unterzeichner. »Pst! das ist ein Herr, der wunderschön schreibt.«

Chicot, denn er war es wirklich, der, nachdem er, wie wir gesehen, seinen Herrn nicht hatte begleiten wollen, für eigene Rechnung der Ligue nachlief. Nachdem Chicot Urkunde von seiner Gegenwart in dem Register von Herrn Croquentin gegeben hatte, ging er sogleich zu dem von Meister La Hurière. Dieser hatte die flammende Unterschrift gesehen und für sich einen so glorreichen Federzug beneidet. Chicot wurde also nicht mit offenen Armen, aber mit offenem Register empfangen, nahm die Feder aus den Händen eines Wollenwarenhändlers der Rue de Bethisy, und schrieb seinen Namen mit einem noch hundertmal herrlicheren Zuge ein, wonach er Meister La Hurière fragte, ob er nicht ein drittes Register hätte.

La Hurière verstand keinen Spaß: er war ein schlimmer Gast außerhalb seines Wirtshauses. Er sah Chicot schief an, Chicot schaute ihm ins Gesicht. La Hurière murmelte den Namen Parpaillot, Chicot nannte den Namen Sudelkoch. La Hurière ließ sein Register los, um die Hand an seinen Degen zu legen. Chicot legte seine Feder nieder, um im Stande zu sein, den seinigen aus der Scheide zu ziehen; endlich sollte sich die Szene wahrscheinlich durch einige Degenstiche endigen, wobei der Wirt zum Schönen Gestirne einen schlechten Handel gemacht hätte, als sich Chicot in den Ellenbogen gekniffen fühlte und sich umwandte.

Derjenige, welcher ihn kniff, war der König, als einfacher Bürger gekleidet; an seiner Seite hatte er Quélus und Schomberg, welche wie er verkleidet waren und außer ihrem Raufdegen jeder noch

eine Büchse auf der Schulter trugen.

»Nun! nun!« sagte der König, »was gibt es denn? Gute Katholiken streiten sich unter einander! das ist ein schlimmes Beispiel.«

»Mein edler Herr,« erwiderte Chicot, ohne zu tun, als erkenne er Heinrich, »urteilt, auf welcher Seite das Recht ist. Dieser Halunke hier schreit die Vorübergehenden an, damit man in seinem Register unterzeichne, und wenn man unterzeichnet hat, so schreit er noch viel lauter.«

Die Aufmerksamkeit von La Hurière wurde durch neue Liebhaber abgelenkt, und ein heftiges Gedränge trennte von der Anstalt des fanatischen Wirtes Chicot, den König und die Mignons, welche die Versammlung überschauten, da sie zufällig auf einer Türschwelle standen.

»Welch ein Feuer!« sagte Heinrich, »und wie schön ist es diesen Abend für die Religion in den Straßen meiner guten Stadt!«

»Ja, Sire, doch es ist schlimmes Wetter für die Ketzer, und Eure Majestät weiß, dass man sie für einen solchen hält. Schaut links, immer mehr links, dort, was seht Ihr?«

»Ah! ah! das breite Gesicht von Herrn von Mayenne und die spitze Schnauze des Kardinals.«

»Stille, Sire, man spielt ein sicheres Spiel, wenn man weiß, wo die Feinde sind, und wenn unsere Feinde nicht wissen, wo wir sind.«

»Glaubst Du, ich habe etwas zu befürchten?«

»Ei, guter Gott! bei einer Menge wie diese hier kann man für nichts stehen. Man hat ein offenes Messer in seiner Tasche, dieses Messer bohrt sich ganz treuherzig in den Bauch des Nachbars, ohne zu wissen, was es tut; der Nachbar stößt einen Schwur aus und gibt den Geist auf. Wenden wir uns auf eine andere Seite, Sire.«

»Bin ich gesehen worden?«

»Ich glaube nicht, aber man wird Euch ohne allen Zweifel sehen, wenn Ihr länger hier bleibt.«

»Es lebe die Messe! es lebe die Messe!« rief eine Volkswoge, welche aus den Hallen kam und wie eine steigende Flut in die

Rue de l'Arbre-Sec stürzte.«

»Es lebe Herr von Guise! Es lebe der Kardinal! Es lebe Herr von Mayenne!« antwortete die vor der Türe von La Hurière stehende Menge, sobald sie die zwei lothringischen Prinzen erkannt hatte.

»Oh! oh! was bedeutet dieses Geschrei?« sagte Heinrich III., die Stirne faltend.

»Dieses Geschrei beweist, dass Jeder gut an seinem Platze ist und an demselben bleiben sollte: Herr von Guise auf den Straßen und Ihr im Louvre; geht in den Louvre, Sire! geht in den Louvre!«

»Kommst Du mit uns?«

»Ich? oh! nein, Du bedarfst meiner nicht, mein Sohn. Du hast Deine gewöhnlichen Leibwachen. Vorwärts, Quélus! vorwärts, Maugiron! Ich will das Schauspiel bis zum Ende sehen, denn ich finde es sonderbar, wenn auch nicht gerade belustigend.«

»Wohin gehst Du?«

»Ich will meinen Namen in andere Register schreiben. Morgen sollen hundert Autographa von mir in den Straßen von Paris umherlaufen. Nun sind wir auf dem Quai, guten Abend, mein Sohn, ziehe Dich rechts, ich will mich links ziehen: Jeder seines Wegs; ich laufe nach Saint-Merry, um einen berühmten Prediger zu hören.«

»Oh! Ah! was bedeutet dieser neue Lärmen?« fragte plötzlich der König, »und warum läuft man so auf dem Pont-Neuf?«

Chicot erhob sich auf den Fußspitzen, aber er konnte nichts sehen, als eine schreiende, brüllende, drängende, stoßende Volksmasse, welche Jemand oder Etwas im Triumphe zu tragen schien.

Plötzlich öffneten sich die Volkswogen in dem Augenblick, wo der breiter werdende Quai, der Rue des Lavandières gegenüber, der Menge sich rechts und links auszudehnen gestattete, und, wie das vom Gewässer zu den Füßen vom Hyppolyt getragene Ungeheuer, wurde ein Mensch, der die Hauptperson dieser burlesken Szene zu sein schien, durch die Volkswellen bis zu den Füßen des Königs getrieben.

Dieser Mensch war ein Mönch auf einem Esel reitend; der Mönch sprach und gestikulierte.

Der Esel schrie.

»Alle Teufel!« sagte Chicot, sobald er den Mann und den Esel, welche einander tragend, in Szene getreten waren, erkannt hatte, »ich sprach so eben von einem berühmten Prediger, den ich in Saint-Merry hören wollte; es ist nicht mehr nötig, so weit zu gehen; hören wir ein wenig diesen.«

»Ein Prediger auf einem Esel,« versetzte Quélus.

»Warum nicht, mein Sohn.«

»Das ist Silen!« rief Maugiron.

»Welcher ist der Prediger?« fragte der König. »Sie sprechen Beide zu gleicher Zeit.«

»Der Untere ist beredter,« erwiderte Chicot, »aber der Obere spricht besser Französisch; höre, Heinrich, höre!«

»Stille!« rief man von allen Selten, »stille!«

»Stille!« rief Chicot mit einer Stimme, welche alle andere Stimmen übertönte.

Jeder schwieg. Man bildete einen Kreis um den Mönch und den Esel. Der Mönch hob an und sprach:

»Meine Brüder, Paris ist eine herrliche Stadt, Paris ist der Stolz Frankreichs, und die Pariser sind ein Volk von geistreichen Leuten, wie das Lied sagt.«

Und der Mönch begann aus voller Kehle zu singen:

»Pariser Du, mein schöner Freund,
Was kennst Du doch die Wissenschaften!«

Aber mit diesen Worten oder vielmehr mit dieser Melodie vermischte der Esel sein Accompagnement so laut und mit solcher Heftigkeit, dass er seinem Reiter den Vers abschnitt.

Das Volk brach in ein Gelächter aus.

»Schweige doch, Panurgos,« rief der Mönch, »du wirst sprechen, wenn die Reihe an dir ist. Aber laß mich zuerst reden.«

Der Esel schwieg.

»Meine Brüder,« fuhr der Prediger fort, »die Erde ist ein Tal der Schmerzen, in welchem der Mensch meistens seinen Durst nur mit Tränen löschen kann.«

»Er ist völlig betrunken,« sagte der König.

»Bei Gott!« versetzte Chicot.

»Ich, der ich mit Euch rede,« fuhr der Mönch fort, »komme, so wie Ihr mich seht, aus der Verbannung zurück wie die Hebräer, und seit acht Tagen leben wir, Panurgos und ich, nur von Almosen und Entbehrungen.«

»Wer ist denn Panurgos?« fragte der König.

»Aller Wahrscheinlichkeit nach der Superior seines Klosters,« antwortete Chicot. »Doch laß mich hören; der gute Mann rührt mich.«

»Wer hat mir das eingetragen? Herodes. Ihr wisst, von welchem Herodes ich sprechen will.«

»Und Du auch, mein Sohn,« sagte Chicot, »ich habe Dir das Anagramm erklärt.«

»Bursche!«

»Mit Wem sprichst Du, mit mir, mit dem Mönch oder mit dem Esel?«

»Mit allen Dreien.«

»Meine Brüder,« fuhr der Mönch fort, »hier ist mein Esel, den ich wie ein Lamm liebe; er wird Euch sagen, dass wir in drei Tagen von Villeneuve-le-Roi hierher gereist sind, um der großen Feierlichkeit dieses Abends beizuwohnen, und wie sind wir gereist:

»Die Börse leer,
Die Kehle trocken.«

»Doch daraus haben wir uns nichts gemacht, Panurgos und ich.«

»Wen des Teufels nennt er denn Panurgos?« fragte der König, den dieser pantagruelische Name beschäftigte.

»Wir sind also gereist,« fuhr der Mönch fort, »und wir sind angekommen, um zu sehen, was vorgeht; wir sehen zwar nun, aber wir begreifen nicht. Was geht denn vor, meine Brüder? Setzt man heute Herodes ab? Steckt man Bruder Heinrich heute in ein Kloster?«

»Ah! ah!« sagte Quélus, »ich habe große Lust, dieses dicke Weinfass anzustechen; was meinst Du, Maugiron?«

»Bah!« versetzte Chicot, »Du ärgerst Dich wegen einer solchen Kleinigkeit, Quélus? Steckt sich der König nicht jeden Tag in ein

Kloster? Glaube mir, Heinrich, wenn man Dir nicht mehr tut, als dieses, so hast Du Dich nicht zu beklagen, nicht wahr, Panurgos?«

Bei seinem Namen gerufen, spitzte der Esel die Ohren und fing an furchtbar zu schreien.

»Oh! Panurgos, oh!« sagte der Mönch, »hast du Leidenschaften! Meine Herren,« fuhr er fort, »ich habe Paris mit zwei Reisegefährten verlassen, mit Panurgos, der mein Esel ist, und mit Chicot, der der Narr Seiner Majestät ist. Meine Herren, könnt Ihr mir sagen, was aus meinem armen Freunde Chicot geworden?«

Chicot machte eine Grimasse.

»Ah!« sagte der König, »es ist Dein Freund!«

Quélus und Maugiron brachen in ein Gelächter aus.

»Er ist schön, Dein Freund,« fügte der König bei, »und besonders ehrfurchtsvoll; wie heißt er denn?«

»Es ist Gorenflot, Heinrich; Du weißt, der liebe Gorenflot, den Herr von Morvilliers bereits mit zwei Worten bei Dir berührt hat.«

»Der Brandstifter von Sainte-Geneviève?«

»Derselbe.«

»Dann werde ich ihn hängen lassen.«

»Unmöglich!«

»Warum?«

»Weil er keinen Hals hat.«

»Meine Brüder,« fuhr Gorenflot fort, »meine Brüder, Ihr seht in mir einen wahren Märtyrer. Meine Brüder, meine Sache, oder vielmehr die aller guten Katholiken verteidigt man in diesem Augenblick. Ihr wisst nicht, was in der Provinz vorgeht und was die Hugenotten brauen. Wir waren genötigt, in Lyon einen Menschen zu töten, der den Aufruhr predigte. So lange noch eine einzige Brut in ganz Frankreich übrig ist, haben die guten Herzen keinen Augenblick Ruhe. Rotten wir also die Hugenotten aus. Zu den Waffen, meine Brüder, zu den Waffen!«

Mehrere Stimmen wiederholten:

»Zu den Waffen!«

»Beim Tode Gottes!« sprach der König, »mach', dass dieser

Trunkenbold schweigt, oder er bereitet uns eine zweite Bartholomäusnacht.«

»Warte, warte,« sagte Chicot.

Und ein Blasohr aus den Händen von Quélus nehmend, ging er hinter den Mönch und versetzte ihm mit seiner ganzen Kraft mit dem hohlen, klingenden Instrument einen Schlag auf die Schulter.

»Mörder! Mörder!« rief der Mönch.

»Ah! Du bist es,« sagte Chicot, seinen Kopf unter dem Arm des Mönches durchstreckend, »wie geht es Dir, Kuttenmann?«

»Zu Hilfe, Herr Chicot, zu Hilfe, die Feinde des Glaubens wollen mich ermorden; doch ich werde nicht sterben, ohne dass meine Stimme sich hörbar macht; in's Feuer mit den Hugenotten, auf den Scheiterhaufen den Béarner!«

»Willst Du schweigen, Tier!«

»Zum Teufel die Gascogner!« fuhr der Mönch fort.

In diesem Augenblick fiel ein zweiter Schlag, nicht von einem Rohre, sondern von einem Stocke, auf die Schulter von Gorenflot, der diesmal wirklich einen Schmerzensschrei ausstieß.

Chicot schaute erstaunt umher, aber er sah nur den Stock; der Streich war von einem Manne geführt worden, der sich in der Menge verlor, nachdem er dem Bruder Gorenflot diese flüchtige Züchtigung erteilt hatte.

»Ah! ah!« sagte Chicot, »wer Teufels rächt uns so? Ich muss mir darüber Sicherheit verschaffen.«

Und er lief dem Manne mit dem Stocke nach, der, von einem einzigen Gefährten begleitet, längs dem Quai hinschlüpfte.



Jeanne ist weggelaufen

Zweites Kapitel.

Die Rue de la Ferronnerie.

Chicot besaß gute Beine und würde sich derselben mit Vorteil bedient haben, um den Mann einzuholen, der Gorenflot geschlagen, hätte ihm nicht etwas Seltsames in der Haltung dieses Mannes und besonders in der seines Gefährten begreiflich

gemacht, es wäre gefährlich, so ungestüm eine Wiedererkennung hervorzurufen, die er vermeiden zu wollen schien. Die zwei Flüchtlinge trachteten sichtbar darnach, sich in der Menge zu verlieren, und wandten sich nur an den Straßenecken um, in der Absicht, sich zu versichern, dass man ihnen nicht folgte.

Chicot dachte, es gebe nur ein Mittel, den Anschein zu vermeiden, als folgte er ihnen, nämlich ihnen voranzugehen. Beide gingen nach der Rue Saint-Honoré durch die Rue de la Monnaie und die Rue Tirechappe; an der Ecke der letzteren schritt er an ihnen vorbei, lief rann rasch zu und legte sich am Ende der Rue des Bourdonnais in Hinterhalt.

Die zwei Männer gingen die Rue Saint-Honoré hinauf, zogen sich auf der Seite der Getreidehalle hin und marschierten, den Hut über die Stirne herabgeschlagen, den Mantel bis an die Augen hinaufgezogen, mit einem eiligen Schritte, der etwas Militärisches hatte, nach der Rue de la Ferronnerie. Chicot ging ihnen fortwährend voran.

An der Ecke der Rue de la Ferronnerie blieben die zwei Männer abermals stehen, um zum letzten Male umherzuschauen.

Mittlerweile hatte Chicot immer mehr Raum gewonnen und war bis in die Hälfte der Straße gelangt.

Mitten in der Straße und vor einem Hause, das dem Einsturz nahe zu sein schien, so alt war es, stand eine Sänfte mit zwei kräftigen Pferden bespannt. Chicot blickte umher, sah den eingeschlafenen Führer auf dem Vordersitze und eine Frau, welche unruhig zu sein schien und ihr Gesicht an die Jalousie drückte; es kam ihm der leuchtende Gedanke, die Sänfte erwarte die zwei Männer; er drehte sich um dieselbe und schlüpfte, geschützt von ihrem Schatten, so wie von dem des Hauses, unter eine große Steinbank, die zur Auslage für Gemüsehändler diente, welche zweimal in der Woche in jener Zeit in der Rue de la Ferronnerie Markt hielten.

Kaum hatte er sich darunter gekauert, als er die zwei Männer an den Köpfen der Pferde erscheinen sah, wo sie abermals unruhig anhielten; einer von ihnen weckte den Kutscher, und da dieser einen sehr harten Schlaf hatte, so entschlüpfte ihm ein vortrefflich ausgesprochenes Cap di diou, während der andere, noch ungeduldiger, ihn mit seiner Dolchspitze in das Hinterteil

stach.

»Oh! oh!« sagte Chicot, »ich täusche mich nicht, es sind Landsleute; es wundert mich nicht mehr, dass sie Gorenflot so hübsch gestriegelt haben, da er schlimm von den Gascognern sprach.«

Die junge Frau erkannte ebenfalls in den zwei Männern diejenige, welche sie erwartete, und neigte sich rasch aus dem Schlege der schweren Maschine. Chicot sah sie nun deutlicher; sie mochte etwa zwanzig bis zwei und zwanzig Jahre alt sein, war sehr schön und sehr bleich, und wenn es Tag gewesen wäre, so hätte man an dem Dunste, der ihre goldblonden Haare und ihre schwarzumkreisten Augen befeuchtete, an ihren mattweißen Händen, an der kraftlosen Haltung ihres ganzen Körpers zu erkennen vermocht, dass sie einem krankhaften Zustande preisgegeben war, dessen Geheimnis die häufigen Ohnmachten und die Rundung ihres Leibes rasch enthüllt haben würden.

Doch von Allem dem sah Chicot nur dreierlei: dass sie jung, bleich und blond war.

Die zwei Männer näherten sich der Sänfte und standen so natürlich zwischen ihr und der Bank, unter der sich Chicot verborgen hatte.

Der Größere von Beiden nahm mit zwei Händen die weiße Hand, die ihm die Dame durch die Öffnung der Sänfte reichte, stellte den Fuß auf den Tritt und setzte die zwei Arme auf den Schlag.

»Nun, mein Herzchen,« fragte er die Dame, »nun, mein Liebchen, wie geht es uns?«

Die Dame antwortete mit einem traurigen Lächeln, den Kopf schüttelnd und auf ihren Flacon mit Riechsalz deutend.

»Abermals Schwächen! *Ventre-saint-gris!* wie böse wäre ich Euch, dass Ihr so krank seid, meine Geliebte, wenn ich mir Eure süße Krankheit nicht zum Vorwurf machen müsste!«

»Und warum des Teufels führt Ihr Madame nach Paris,« sprach der andere Mann mit ziemlich hartem Tone, »es ist bei meiner Treue ein wahrer Fluch, dass Ihr beständig irgend einen Unterrock an Euer Wamms genäht haben müsst.«

»Ei! lieber Agrippa,« sagte derjenige von den zwei Männern,

welcher zuerst gesprochen hatte und der Gatte oder der Geliebte der Dame zu sein schien, »es ist ein so großer Schmerz, sich von dem, was man liebt, zu trennen.«

»Cordioux! ich möchte bei meiner Seele rasend werden, wenn ich Euch so sprechen höre,« versetzte der saure Gefährte, »seid Ihr nach Paris gekommen, um Liebesgeschichten zu treiben, grüner Galant? Es scheint mir, Béarn ist groß genug für Eure sentimentalischen Spaziergänge, und Ihr brauchtet sie nicht bis nach Babylon fortzutreiben, wo Ihr uns zwanzigmal diesen Abend beinahe kreuzlahm gemacht hättet. Kehrt zurück, wenn Ihr an den Vorhängen von Sänften buhlen wollt; doch hier, Mordioux! macht keine andere Intrigen als politische, mein Herr und Gebieter.«

Chicot hätte bei dem Worte Gebieter gern den Kopf erhoben, doch er konnte eine solche Bewegung nicht wagen, ohne gesehen zu werden.

»Lasst ihn brummen, mein Liebchen, und kümmert Euch nicht darum; ich glaube, er bekäme Übelkeiten und Ohnmachten wie Ihr, wenn er nicht mehr brummen würde!«

»*Ventre-saint-gris!* wie Ihr sagt,« rief der Andere, »steigt doch wenigstens in die Sänfte, wenn Ihr Madame Zärtlichkeiten sagen wollt, Ihr setzt Euch weniger der Gefahr aus, erkannt zu werden, als wenn Ihr auf der Straße stehen bleibt.«

»Du hast Recht, Agrippa,« sagte der verliebte Gascogner. »Und Ihr seht, mein Liebchen, dass er kein so schlimmer Ratgeber ist, als man glauben sollte. Macht mir Platz, mein Herzchen, das heißt, wenn Ihr mir erlaubt, mich an Eure Seite zu setzen, insofern ich nicht zu Euren Füßen liegen kann.«

»Ich erlaube es nicht nur, Sire, sondern ich wünsche es sehnlichst,« antwortete die junge Dame.

»Sire!« murmelte Chicot, der fortgerissen von einer unüberlegten Bewegung den Kopf erheben wollte und sich schmerzhaft an der Sandsteinbank stieß, »Sire, was sagt sie denn da?«

Mittlerweile benützte der glückliche Liebhaber die ihm erteilte Erlaubnis, und man hörte den Boden der Sänfte unter einem neuen Gewichte knarren.

Auf das Knarren folgte ein langer, zärtlicher Kuss.

»Mordioux!« rief der außerhalb der Sänfte gebliebene Gefährte, »der Mensch ist in der Tat ein sehr albernes Tier.«

»Ich lasse mich hängen, wenn ich etwas begreife,« murmelte Chicot, »doch wir wollen warten: Jeder kommt zum Ziele, der zu warten weiß.«

»Oh! wie glücklich bin ich,« fuhr, ohne sich im Geringsten um die Ungeduld seines Freundes zu bekümmern, an die er übrigens seit langer Zeit gewohnt zu sein schien, derjenige fort, welchen man Sire nannte; »*Ventre-saint-gris*, es ist heute ein schöner Tag. Meine guten Pariser verfluchen mich von ganzer Seele und würden mich ohne Barmherzigkeit umbringen, wenn sie wüssten, wo sie mich zu diesem Behufe festnehmen könnten. Meine Pariser arbeiten vortrefflich, um mir den Weg zum Throne zu ebnen, und ich halte in meinen Armen die Frau, die ich liebe! Wo sind wir, d'Aubigné? Wenn ich König bin, — will ich an dieser Stelle eine Statue dem Genius des Béarners errichten lassen.«

»Des Béarn . . . «

Chicot hielt an, er hatte sich eine zweite Beule auf der ersten gestoßen.

»Wir sind in der Rue de la Ferronnerie, Sire, und es riecht hier nicht gut,« sprach d'Aubigné, der die Dinge angriff, wenn er die Menschen anzugreifen müde war.

»Es scheint mir,« fuhr Heinrich fort, denn unsere Leser haben ohne Zweifel bereits den König von Navarra erkannt, »es scheint mir, ich umfasse klar mein ganzes Leben; ich sehe mich als König, ich fühle mich auf dem Throne, stark und mächtig, doch vielleicht weniger geliebt, als ich es zu dieser Stunde bin, und mein Blick taucht in die Zukunft bis zu der Minute meines Todes. Oh! meine Geliebte, wiederholt mir noch einmal, dass Ihr mich liebt, denn bei Eurer Stimme schmilzt mein Herz.«

Und mit einem schwermütigen Gefühle, das sich seiner oft bemächtigte, ließ der Béarnier tief seufzend seinen Kopf auf die Schulter seiner Geliebten sinken.

»O mein Gott!« sagte die junge Frau erschrocken, »seid Ihr unwohl, Sire?«

»Gut! das fehlte noch,« murmelte d'Aubigné, »ein schöner Soldat, ein schöner General, ein schöner König, der in Ohnmacht

fällt.«

»Nein, mein Liebchen, beruhigt Euch,« versetzte Heinrich, »es wäre ein Glück, wenn ich bei Euch ohnmächtig würde.«

»In der Tat, Sire,« sprach d'Aubigné, »ich weiß nicht, warum Ihr Heinrich von Navarra unterzeichnet; Ihr solltet Ronsard oder Clement Marot unterzeichnen. Cordioux! wie kommt es, dass Ihr eine so schlechte Ehe mit Frau Margot führt, während Ihr Beide so zärtlich der Poesie ergeben seid?«

»Ah! d'Aubigné, ich bitte Dich, schweige von meiner Frau. *Ventre-saint-gris!* Du kennst das Sprichwort: wenn wir sie treffen würden?«

»Gut, dass sie in Navarra ist, nicht wahr?« sprach d'Aubigné.

»*Ventre-saint-gris!* bin ich nicht auch in Navarra? Nimmt man nicht wenigstens an, ich sei dort? Höre, Agrippa, Du hast mir einen Schauer gemacht; steig? ein und laß uns zurückkehren.«

»Meiner Treue, nein,« erwiderte d'Aubigné, »geht, und ich werde Euch von hinten folgen; ich würde Euch belästigen und, was noch schlimmer ist, Ihr würdet mich belästigen.«

»Schließe also den Schlag, Bär von Béarn, und mache, was Du willst,« sagte Heinrich.

Dann sich an den Kutscher wendend: »Lavarenne, Du weißt, wohin?«

Die Sänfte entfernte sich langsam, gefolgt von d'Aubigné, der, obgleich den Freund schmähend, doch den König bewachen wollte.

Dieser Abgang befreite Chicot von einer furchtbaren Angst, denn nach einer solchen Unterredung mit Heinrich war d'Aubigné nicht der Mann, den Unglücklichen, der sie gehört, leben zu lassen.

»Nun fragt es sich,« sagte Chicot, auf Händen und Füßen unter seiner Bank hervorkommend, »nun fragt es sich, soll der Valois erfahren, was vorgefallen ist?«

Chicot richtete sich auf, um seinen, durch den Krampf steif gewordenen langen Beinen wieder Elastizität zu geben.

»Und warum soll er es erfahren?« fuhr der Gascogner, mit sich selbst sprechend, fort, »zwei Männer, die sich verbergen, und eine schwangere Frau! In der Tat, das wäre feig. Nein, ich werde

nichts sagen, und dann, ist es nicht die Hauptsache, dass ich unterrichtet bin, da ich im Ganzen regiere?«

Chicot machte ganz allein einen freudigen Luftsprung.

»Es ist etwas Hübsches um die Verliebten!« sprach Chicot, »doch d'Aubigné hat Recht, er liebt zu oft für einen König in partibus, dieser teure Heinrich von Navarra. Vor einem Jahre kam er wegen Frau von Sauves nach Paris zurück; heute lässt er sich dahin das reizende kleine Geschöpf folgen, das Ohnmachten hat. Wer Teufels mag es sein? Die Fosseuse wahrscheinlich. Und dann, wenn ich es mir überlege, wenn Heinrich von Navarra ein ernstlicher Prätendent ist, wenn er wirklich nach dem Throne strebt, der arme Junge, so muss er ein wenig daran denken, seinen Feind den Balafré, seinen Feind den Kardinal von Guise, und seinen Feind diesen teuren Herzog von Mayenne zu vernichten. Wohl, ich liebe ihn, den Béarnier, und bin überzeugt, dass er früher oder später diesem abscheulichen lothringischen Schlächter einen schlimmen Streich spielen wird. Ich werde entschieden nicht von dem schnaufen, was ich gesehen und gehört habe.«

In diesem Augenblick zog eine Bande betrunkenener Liguisten unter dem Rufe: »Es lebe die Messe! Tod dem Béarnier! Auf den Scheiterhaufen die Hugenotten! Verbrennt die Ketzer!« vorüber.

Die Sänfte drehte sich indessen um die Mauerecke des Cimetière des Saints-Innocens und verschwand in den Tiefen der Rue Saint-Denis.

»Wir wollen uns die Sache noch einmal wiederholen und durchgehen,« sagte Chicot, »ich habe den Kardinal von Guise gesehen, ich habe den Herzog von Mayenne gesehen, ich habe den König Heinrich von Valois gesehen, ich habe den König Heinrich von Navarra gesehen; ein einziger Prinz fehlt mir zu meiner Sammlung, das ist der Herzog von Anjou; wir wollen ihn suchen, bis wir ihn finden. Lasst sehen, wo ist mein Franz III. Bei Gott! ich habe eine wahre Sehnsucht nach dem Anblick dieses würdigen Monarchen.«

Hiernach schlug Chicot wieder den Weg nach der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois ein.

Chicot war nicht der Einzige, der den Herzog von Anjou suchte

und sich über seine Abwesenheit beunruhigte; auch die Guisen suchten ihn überall, doch sie waren nicht glücklicher als Chicot. Herr von Anjou war nicht der Mann, sich unkluger Weise bloßzustellen, und wir werden später sehen, welche Vorsichtsmaßregeln ihn noch von seinen Freunden entfernt hielten. Einen Augenblick jedoch glaubte ihn Chicot gefunden zu haben; es war dies in der Rue Béthisy: eine zahlreiche Gruppe hatte sich vor der Türe eines Weinhändlers gebildet, und unter dieser Gruppe erkannte Chicot Herrn von Monsoreau und den Balafre.

»Gut!« sagte er, »hier sind die Schiffshalter!¹⁶ der Haifisch kann nicht fern sein.«

Chicot täuschte sich; Herr von Monsoreau und der Balafre waren beschäftigt, vor der Türe, einer mit Trunkenen vollgepfropften Schenke viel Wein einem Sprecher einzugießen, dessen stammelnde Beredsamkeit sie dadurch anstachelten.

Dieser Redner war der über alles Maß berauschte Gorenflot, Gorenflot, der seine Reise nach Lyon und seinen Zweikampf in einem Gasthofs mit einem furchtbaren Anhänger von Calvin erzählte.

Herr von Guise schenkte dieser Erzählung, in der er einen Zusammenhang mit dem Stillschweigen von Nicolas David zu erkennen glaubte, die beharrlichste Aufmerksamkeit.

Die Rue Béthisy war gedrängt voll von Menschen; mehrere liguistische Edelleute hatten ihre Pferde an einem Rundplatz angebunden, wie sie sehr gewöhnlich in den meisten Straßen jener Zeit waren. Chicot blieb am Ende der Gruppe, welche diesen Rundplatz schloss, stehen und horchte.

Taumelnd, unablässig von seinem lebendigen Stuhle zurückfallend und wohl oder übel wieder in den Sattel von Panurgos gesetzt, sprach Gorenflot nur noch in Abstoßen; doch er sprach leider immer noch und war das Spielzeug der Beharrlichkeit des Herzogs und der Geschicklichkeit von Herrn von Monsoreau, welche Bruchstücke von Vernunft und Brocken von Geständnissen aus ihm herauszogen.

Eine solche Beichte erschreckte den Gascogner natürlich viel mehr, als die Anwesenheit des Königs von Navarra in Paris. Er

sah den Augenblick kommen, wo Gorenflot seinen Namen entschlüpfen lassen würde, und dieser Name konnte ein unseliges Licht auf das ganze Geheimnis werfen. Chicot verlor keine Zeit; er schnitt oder band die Zäume der Pferde ab, welche sich an den Läden der Buden des Rundplatzes liebkosten, gab einigen derselben heftige Steigriemenhiebe und jagte sie so mitten unter die Menge, die sich vor ihrem Galopp und ihrem Gewieher hastig und durchbrochen öffnete.

Gorenflot hatte bange für Panurgos, die Edelleute hatten bange für ihre Pferde und ihre Mantelsäcke, Viele hatten bange für sich selbst. Die Versammlung brach aus einander und zerstreute sich. Der Ruf: Feuer! Feuer! erscholl von einem Dutzend Stimmen wiederholt. Chicot schoss wie ein Pfeil durch die Gruppen, näherte sich Gorenflot, zeigte ihm ein Paar flammende Augen, die demselben den Rausch zu benehmen anfangen, ergriff Panurgos beim Zügel und drehte, statt der Menge zu folgen, dieser den Rücken zu, so dass die doppelte Bewegung, in entgegengesetzter Richtung gemacht, bald einen beträchtlichen Raum zwischen Gorenflot und dem Herzog von Guise ließ, einen Raum, den auf der Stelle der stets anwachsende Kern zu spät herbei gelaufener Neugieriger füllte.

Chicot zog nun den schwankenden Mönch in den Hintergrund einer Art von Sackgasse, welche das Seitengemälde der Kirche Saint-Germain- l'Auxerrois bildete, lehnte ihn und Panurgos an die Mauer an, wie es ein Bildhauer getan haben würde, der ein Basrelief in den Stein hätte incrustiren wollen, und sagte zu ihm:

»Ah! Trunkenbold! ah! Heide! ah! Verräter! ah! Abtrünniger! Du ziehst also immer einen Krug Wein Deinem Freunde vor?«

»Ah! Herr Chicot!« stammelte der Mönch.

»Wie! ich füttere Dich, Schändlicher!« fuhr Chicot fort, »ich tränke Dich, ich fülle Dir die Taschen und den Magen, und Du verrätst Deinen Herrn?«

»Ah! Chicot,« sagte der Mönch erschüttert.

»Du erzählst meine Geheimnisse, Elender!«

»Lieber Freund!«

»Schweige, Du bist ein Schmarotzer und verdienst eine Züchtigung.«

Der gedrängte, kräftige, ungeheure Mönch, der Mönch, mächtig wie ein Stier, aber gezähmt durch die Reue und besonders durch den Wein, wankte, ohne sich zu verteidigen, in den Händen von Chicot, der ihn schüttelte wie einen von Luft aufgeblasenen Ball.

Panurgos allein protestierte gegen die Gewalt, die man seinem Freunde antat, durch Fußtritte, welche Niemand traf, und ihm von Chicot mit Stockschlägen zurückgegeben wurden.

»Mir eine Züchtigung!« murmelte der Mönch, »eine Züchtigung Eurem Freunde, lieber Herr Chicot?«

»Ja, ja, Du sollst sie bekommen,« rief Chicot und der Stock des Gascogners ging auf einen Augenblick von dem Kreuze des Esels auf die breiten, fleischigen Schultern des Mönches über.

»Oh! wenn ich nüchtern wäre,« sagte Gorenflot mit einer Bewegung des Zornes.

»Du würdest mich schlagen, nicht wahr, Undankbarer, nicht wahr, mich, Deinen Freund?«

»Ihr mein Freund, Herr Chicot? Und Ihr schlagt mich tot!«

»Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.«

»Reißt mir lieber sogleich das Leben aus,« rief Gorenflot.

»Ich sollte es tun.«

»Oh! Wenn ich nüchtern wäre,« wiederholte der Mönch mit einem tiefen Seufzer.

»Du hast es bereits gesagt,« sprach Chicot, seine Freundschaftsbeweise gegen den armen Genovever wiederholend, der aus Leibeskräften zu blöken anfing.

»Gut, nach dem Ochsen kommt das Kalb,« sagte der Gascogner. »Man klammre sich nun an Panurgos an und lege sich hübsch im *Füllhorn* zu Bette.«

»Ich sehe meinen Weg nicht mehr,« sagte der Mönch, aus dessen Augen große Tränen liefen.

»Ah!« rief Chicot, »wenn Du den Wein beweinen würdest, den Du getrunken hast, so könnte es Dir vielleicht wenigstens den Rausch benehmen. Doch nein, ich muss Dir noch als Führer dienen.«

Und Chicot fing an, den Esel am Zaume zu ziehen, während sich der Mönch mit beiden Händen an seinem Tiere anklammerte und sich unsäglich anstrebte, um seinen Schwerpunkt zu

behaupten.

So wanderten sie über den Pont aux Meuniers durch die Rue Saint-Barthelemy, über die kleine Brücke und durch die Rue Saint-Jacques hinauf, der Mönch stets weinend, der Gascogner stets ziehend.

Zwei Kellner, Gehilfen von Meister Bonhomet, heben den Mönch auf Befehl von Chicot von seinem Esel herab und führten ihn in das unsern Lesern bekannte Kabinett.

»Es ist geschehen,« sagte Meister Bonhomet zurückkehrend.

»Hat er sich niedergelegt?« fragte Chicot.

»Er schnarcht.«

»Vortrefflich! Da er jedoch früher oder später erwachen wird, so erinnert Euch, dass er nicht erfahren soll, wie er zurückgekommen ist: also kein Wort der Erklärung; es wäre sogar nicht übel, wenn er glauben würde, er hätte dieses Haus seit der bekannten Nacht, wo er in seinem Kloster so großen Lärmen gemacht, nicht verlassen, und wenn er Alles, was ihm in der Zwischenzeit begegnet ist, für einen Traum hielte.«

»Schon gut, Herr Chicot,« erwiderte der Wirt, »doch was ist denn dem armen Mönche begegnet?«

»Ein großes Unglück, es scheint, er hat in Lyon mit einem Abgesandten von Herrn von Mayenne Streit bekommen und ihn getötet.«

»Oh! mein Gott!« rief der Wirt, »dann hat wohl . . . «

»Herr von Mayenne hat, wie es scheint, geschworen, er wolle seinen Namen verlieren, wenn er ihn nicht lebendig rädern lasse,« antwortete Chicot.

»Seid unbesorgt,« sagte Bonhomet, »er wird unter keinem Vorwand von hier wegkommen.«

»Gut; und nun,« fuhr der Gascogner über Gorenflot beruhigt fort, »und nun muss ich durchaus meinen Herzog von Anjou finden, und den wollen wir stracks suchen.«

Und er lief eiligst nach dem Hotel Seiner Majestät Franz III.

Drittes Kapitel.

Der Prinz und der Freund.

Chicot hatte erwähnter Maßen vergebens den Herzog von Anjou während des Abends der Ligue in den Straßen von Paris gesucht.

Der Herzog von Guise hatte, wie man sich erinnert, den Prinzen aufgefordert, auszugehen; diese Aufforderung beunruhigte die argwöhnische Hoheit. Franz überlegte, und nach einer Überlegung übertraf Franz an Vorsicht die Schlange.

Da es indessen sein Interesse erheischte, dass er mit eigenen Augen ansah, was an diesem Abend vorging, so beschloss er, der Aufforderung zu entsprechen, fasste aber zugleich den Entschluss, nur mit gehöriger Begleitung den Fuß aus seinem Palaste zu setzen.

Wie jeder Mensch, der fürchtet, eine Lieblingswaffe zu Hilfe ruft, so suchte der Herzog seinen Degen auf, der Bussy d'Amboise war.

Die Furcht musste den Herzog bedeutend anspornen, dass er sich zu diesem Schritte entschied. Seitdem er in Beziehung auf Herrn von Monsoreau getäuscht worden war, grollte Bussy, und Franz gestand sich selbst, dass er an der Stelle von Bussy und vorausgesetzt, er hätte dessen Stelle einnehmend auch seinen Mut bekommen, mehr als Ärger gegen den Prinzen, der ihn auf eine so grausame Weise verraten, kundgegeben haben würde.

Bussy, wie alle auserwählte Naturen, fühlte übrigens viel lebhafter den Schmerz, als das Vergnügen: es kommt selten vor, dass ein in der Gefahr unerschütterlicher, dem Eisen und dem Feuer gegenüber kalter und ruhiger Mann nicht leichter als ein Feiger den Gemütsbewegungen des Verdrusses unterliegt. Diejenigen, welche die Frauen am leichtesten weinen machen, sind von den Männern am meisten zu fürchten.

Bussy schlummerte gleichsam in seinem Schmerze; er hatte Diana bei Hofe empfangen, als Gräfin von Monsoreau anerkennen, von der Königin Louise in den Rang ihrer Hofdamen aufnehmen sehen; er hatte tausend neugierige Blicke diese

unvergleichliche Schönheit, die er gleichsam entdeckt und aus dem Grabe gezogen, verschlingen sehen. Er hatte einen ganzen Abend hindurch seine glühenden Blicke auf die junge Frau, die ihre bedrückten Augen nicht aufschlug, unter dem Glanz dieses Festes geheftet. Ungerecht wie jeder Mensch, der wahrhaft liebt, die Vergangenheit vergessend, und selbst in seinem Geiste alle Glücksphantome, welche diese Vergangenheit darin erzeugt, zerstörend, hatte sich Bussy nicht gefragt, wie viel Diana, ihre Augen so gesenkt haltend, leiden müsste, sie, die sich gegenüber ein durch eine mitfühlende Traurigkeit verschleiertes Antlitz mitten unter diesen gleichgültigen oder albern neugierigen Gesichtern gewahren konnte.

»Oh!« sagte Bussy zu sich selbst, als er sah, dass er vergebens auf einen Blick wartete, »die Frauen besitzen nur Gewandtheit und Kühnheit, wenn es sich darum handelt, einen Vormund, einen Gatten oder eine Mutter zu täuschen; sie sind linkisch, sie sind feig, wenn sie eine Schuld einfacher Dankbarkeit abtragen sollen; sie fürchten sich dergestalt, liebend zu erscheinen, sie setzen einen solchen übertriebenen Preis auf ihre geringste Gunstbezeugung, dass sie, um denjenigen, der nach ihnen strebt, in Verzweiflung zu bringen, ihn nicht anschauen, wenn es gerade ihre Laune ist, und würde ihm das Herz darüber brechen. Diana konnte mir ganz offenherzig sagen: Ich danke, Herr von Bussy, für das, was Ihr für mich getan habt; doch ich liebe Euch nicht. Ich wäre an dem Schlage gestorben, oder geheilt worden. Doch nein! sie zieht mich vor, sie lässt mich lieben und vergebens lieben; aber sie hat nichts dabei gewonnen, denn ich liebe sie nicht mehr, ich verachte sie.«

Und er entfernte sich aus dem königlichen Kreise, Wut im Herzen.

In diesem Augenblick war es nicht mehr das edle Antlitz, das alle Frauen mit Liebe und alle Männer mit Schrecken anschauten; es war eine matte Stirne, ein falsches Auge, ein schiefes Lächeln.

Bussy sah sich, als er wegging, in einem großen venezianischen Spiegel und fand seinen Anblick selbst unerträglich.

»Doch ich bin ein Narr,« sagte er, »warum sollte ich mich für eine Einzige, die mich verachtet, bei hundert verhasst machen,

die mich lieben! Aber warum verachtet sie mich, oder vielmehr, wessen wegen verachtet sie mich?»

»Etwa wegen des langen Skeletts mit dem leichenbleichen Gesichte, das, stets zehn Schritte von ihr aufgepflanzt, sie unablässig mit seinem eifersüchtigen Blicke bewacht und sich auch stellt, als sähe es mich nicht? Und wenn ich bedenke, dass ich diesen Menschen, sobald ich wollte, in einer Viertelstunde stumm und kalt, mit zehn Zoll von meinem Degen im Herzen, unter meinem Knie halten könnte; wenn ich bedenke, dass ich auf dieses weiße Kleid das Blut desjenigen, der die Blumen darauf geheftet, schleudern könnte; wenn ich bedenke, dass ich, da ich nicht geliebt werden kann, wenigstens furchtbar und gehasst wäre!

»Oh! ihren Haß, ihren Haß, eher als ihre Gleichgültigkeit.«

»Ja, doch das wäre alltäglich und gemein; das würden ein Quélus oder ein Maugiron tun, wenn ein Quélus oder ein Maugiron zu lieben wüssten. Es ist besser, dem von mir so sehr bewunderten Helden des Plutarch, dem jungen Antiochus zu gleichen, der vor Liebe starb, ohne dass er ein Geständnis wagte, ohne dass eine Klage über seine Lippen kam. Ja, ich werde mich töten! Ja, ich, der ich Leib an Leib mit allen furchtbaren Männern dieses Jahrhunderts gekämpft, ich, der ich Crillon, den braven Crillon selbst entwaffnet vor mir gesehen und sein Leben in der Hand gehabt habe, ja, ich werde meinen Schmerz auslöschen, ich werde ihn in meiner Seele ersticken, wie es Hercules mit dem Riesen Antäos getan hat, ohne ihn ein einziges Mal mit dem Fuße die Erde, seine Mutter, berühren zu lassen. Nein, nichts ist mir, Bussy, unmöglich, mir, den man wie Crillon, den Tapferen nannte, und Alles, was die Helden getan haben, werde ich auch tun.«

Bei diesen Worten entfaltete er die krampfhafteste Hand, mit der er seine Brust zerriss, wischte er den Schweiß von der Stirne und schritt langsam auf die Türe zu; seine Faust wollte heftig an die Tapete schlagen: er befahl sich Geduld und Sanftmut, und ging hinaus, ein Lächeln auf den Lippen, die Ruhe auf der Stirne und einen Vulkan im Herzen.

Als er auf dem Wege dem Herzog von Anjou begegnete, wandte er allerdings den Kopf ab, denn er fühlte, alle Festigkeit seines Gemüts könnte nicht so weit gehen, dass er lächeln und

sogar den Prinzen grüßen würde, der ihn seinen Freund nannte und auf eine so schändliche Weise verriet.

Der Prinz sprach im Vorübergehen den Namen Bussy aus, Bussy aber wandte sich nicht um.

Bussy kehrte nach Hause zurück. Er legte seinen Degen auf den Tisch, nahm seinen Dolch aus der Schelle, häkelte selbst Wamms und Mantel auf, und setzte sich in ein großes Fauteuil, den Kopf an sein Wappenschild stützend, das die Rücklehne bildete.

Seine Leute sahen ihn in Gedanken versunken; sie glaubten, er wollte ruhen, und entfernten sich. Bussy schlief nicht, er träumte.

Auf diese Art brachte er mehrere Stunden zu, ohne zu bemerken, dass am andern Ende des Zimmers ein Mann saß, der ihn neugierig beobachtete, keine Gebärde machte, kein Wort sprach, und ohne Zweifel auf eine Gelegenheit wartete, um durch ein Wort oder durch eine Gebärde von Bussy eine Verbindung anzuknüpfen.

Endlich lief ein eisiger Schauer über die Schultern von Bussy herab und machte seine Augen schwanken; der Beobachter rührte sich nicht.

Bald klapperten die Zähne des Grafen auf einander, seine Arme wurden steif, sein schwerer Kopf glitt an der Lehne des Stuhles herab und fiel auf seine Schulter.

In diesem Augenblick stand der Mann, der ihn forschend anschaute, einen Seufzer ausstoßend auf, näherte sich ihm und sprach: »Herr Graf, Ihr habt das Fieber.«

Der Graf hob seine von der Hitze des Anfalls mit Purpur übergossene Stirne in die Höhe und erwiderte:

»Ah! Du bist es, Rémy.«

»Ja, Herr Graf, ich erwartete Euch hier.«

»Hier, und warum?«

»Weil man da, wo man leidet, nicht lange bleibt.«

»Ich danke, mein Freund,« sprach Bussy, den jungen Mann bei der Hand fassend.

Rémy behielt diese furchtbare Hand, welche schwächer geworden war, als die eines Kindes, in der seinigen und drückte sie voll Liebe und Ehrfurcht an sein Herz.

»Lasst hören,« sagte er, »wir müssen nun wissen, Herr Graf, ob Ihr so bleiben wollt. Soll Euch das Fieber packen und niederwerfen, so bleibt auf; wollt Ihr es bezähmen, so legt Euch zu Bette und lasst Euch irgend ein schönes Buch vorlesen, aus dem Ihr ein Beispiel nehmen und Kraft schöpfen könnt.«

Der Graf hatte nichts mehr in der Welt zu tun, als zu gehorchen; er gehorchte.

Es fanden ihn also in seinem Bette alle die Freunde, die ihn besuchten.

Während des ganzen folgenden Tages verließ Rémy das Lager des Grafen nicht; er hatte das doppelte Amt eines Arztes für den Körper und eines Arztes für die Seele; er besaß erfrischende Getränke für den einen und sanfte Worte für die andere.

Doch am nächsten Tage, an dem Tage, an welchem Herr von Guise in den Louvre kam, schaute Bussy umher und Rémy war nicht da.

»Er wird müde geworden sein,« dachte Bussy, »und das ist ganz natürlich! Der arme Junge muss so sehr der Luft, der Sonne, des Frühlings bedürfen; und dann erwartete ihn ohne Zweifel Gertrude; Gertrude ist nur eine Kammerfrau, doch sie liebt ihn . . . eine Kammerfrau, welche liebt, ist mehr wert, als eine Königin, welche Nicht liebt.«

So verging der Tag, Rémy erschien nicht wieder. Gerade weil er abwesend war, sehnte sich Bussy nach ihm; er hatte furchtbare Regungen der Ungeduld gegen den armen Jungen und murmelte wiederholt:

»Oh! ich glaubte noch an Dankbarkeit und Freundschaft! Nun aber will ich an nichts mehr glauben.«

Gegen Abend, als die Straßen sich mit Menschen und Geräusch zu füllen anfangen, als der bereits verschwundene Tag die Gegenstände im Zimmer nicht mehr zu unterscheiden gestattete, hörte Bussy sehr laute und sehr zahlreiche Stimmen im Vorgemach.

Ein Diener lief ganz bestürzt herbei und meldete: »Monseigneur, der Herzog von Anjou.«

»Lasst ihn eintreten,« erwiderte Bussy, die Stirne faltend bei dem Gedanken, dass sich sein Gebieter um ihn bekümmerte,

dieser Gebieter, den er bis auf seine Höflichkeit verachtete.

Der Herzog trat ein. Das Zimmer von Bussy war ohne Licht. Kranke Herzen lieben die Dunkelheit, denn sie bevölkern dieselbe mit Gespenstern.

»Es ist sehr düster bei Dir, Bussy,« sagte der Herzog, »das muss Dich verdrießlich machen.«

Bussy schwieg; der Widerwille schloss ihm den Mund.

»Bist Du denn ernstlich krank, dass Du mir nicht antwortest?« fuhr der Herzog fort.

»Ich bin in der Tat sehr krank, Monseigneur,« murmelte Bussy.

»Deshalb habe ich Dich seit zwei Tagen nicht bei mir gesehen?«

»Ja, Monseigneur.«

Ärgerlich über dieses lakonische Wesen, machte der Prinz ein paar Gänge durch das Zimmer, beschaute die im Schatten sich hervorhebenden Bildhauereien und befühlte die Stoffe.

»Du wohnst gut, Bussy, wie mir scheint,« sagte der Herzog.

Bussy antwortete nicht.

»Meine Herren, bleibt im Nebenzimmer,« sprach der Herzog zu seinen Edelleuten, »mein armer Bussy ist offenbar sehr krank. Warum hat man nicht Miron davon benachrichtigt? Der Arzt eines Königs ist nicht zu gut für Bussy.«

Ein Diener von Bussy schüttelte den Kopf; der Herzog bemerkte diese Bewegung.

»Sprich, Bussy, hast Du Kummer?« fragte der Prinz in beinahe untätigem Tone.

»Ich weiß es nicht,« antwortete der Graf.

Der Herzog näherte sich ihm, jenen Liebenden ähnlich, welche man zurückstößt, und die, je mehr man sie zurückstößt, desto geschmeidiger und gefälliger werden.

»Auf, Bussy, sprich doch mit mir!« rief er.

»Was soll ich Euch sagen, Monseigneur?«

»Du bist gegen mich aufgebracht, wie?« fügte der Herzog mit leiser Stimme bei.

»Ich, aufgebracht, worüber? Auch erzürnt man sich nicht gegen Fürsten. Wozu sollte dies nützen?«

Der Herzog schwieg.

»Doch wir verlieren die Zeit in Umschweifen,« sagte Bussy.

»Kommen wir zur Sache, Monseigneur.«

Der Herzog schaute Bussy an.

»Nicht wahr, Ihr bedürft meiner?« sprach dieser mit einer unglaublichen Härte.

»Oh! Herr von Bussy!«

»Ei! allerdings, Ihr bedürft meiner; ich wiederhole es; glaubt Ihr, ich denke, Ihr besucht mich aus Freundschaft? Nein, bei Gott, denn Ihr liebt Niemand.«

»Oh! Bussy, Du sagst mir solche Dinge!«

»Lasst uns zum Ziele kommen, sprecht, Monseigneur, was braucht Ihr? Wenn man einem Fürsten gehört und dieser Fürst sich so verstellt, dass er uns Freund nennt, nun, so müssen wir ihm für diese Verstellung Dank wissen und ihm Alles zum Opfer bringen, selbst das Leben. Sprecht.«

Der Herzog errötete, da er aber im Schatten war, so sah diese Röte Niemand.

»Ich wollte nichts von Dir, Bussy, und Du täuschest Dich, wenn Du glaubst, mein Besuch sei eigennützig gewesen,« sagte der Herzog. »Ich wünsche nur, da diesen Abend das Wetter so schön und ganz Paris wegen der Unterzeichnung der Ligue in Bewegung ist, Dich in meiner Gesellschaft zu haben, um ein wenig durch die Straßen der Stadt zu laufen.«

Bussy schaute den Herzog an und erwiderte: »Habt Ihr nicht Aurilly?«

»Einen Lautenspieler!«

»Oh! Monseigneur, Ihr gebt ihm nicht alle seine Eigenschaften; ich glaubte, er versehe noch andere Funktionen bei Euch, und außer Aurilly habt Ihr überdies noch zehn bis zwölf Edelleute, deren Degen ich an dem Tafelwerk meines Vorzimmers klirren höre.«

Der Türvorhang hob sich langsam auf.

»Wer ist da?« fragte hochmütig der Herzog, »wer tritt in ein Zimmer, in welchem ich bin, ohne sich melden zu lassen?«

»Ich, Rémy,« antwortete der Haudouin majestätisch und keines

Wegs verlegen eintretend.

»Wer ist Rémy?« fragte der Herzog.

»Rémy, Monseigneur, ist der Arzt,« antwortete der junge Mann.«

»Rémy ist mehr als der Arzt, Monseigneur, es ist der Freund,« sprach Bussy.

»Ah!« machte der Herzog.

»Du hast gehört, was Monseigneur wünscht?« fragte Bussy, indem er das Bett zu verlassen sich anschickte.

»Ja, Ihr sollt ihn begleiten, doch . . . «

»Was doch . . . « versetzte der Herzog.

»Doch Ihr werdet ihn nicht begleiten, gnädiger Herr,« antwortete der Haudouin.

»Warum dies?« rief Franz.

»Weil es außen zu kalt ist, Monseigneur.«

»Zu kalt?« versetzte der Herzog, erstaunt, dass man ihm zu widerstehen wagte.

»Ja, zu kalt. Ich, der ich für die Gesundheit von Herrn von Bussy gegen seine Freunde und besonders gegen mich verantwortlich bin, verbiete ihm folglich, auszugehen.«

Bussy wollte nichtsdestoweniger aus dem Bette springen, doch die Hand von Rémy begegnete der seinigen und drückte sie auf eine bezeichnende Weise.

»Es ist gut,« sagte der Herzog, »da er so große Gefahr laufen würde, wenn er ausginge, so wird er zu Hause bleiben.«

Und über die Maßen gereizt, machte Seine Hoheit zwei Schritte gegen die Türe.

Bussy rührte sich nicht.

Der Herzog wandte sich wieder gegen das Bett um und fragte:

»Es ist also entschieden, Du wagst es nicht?«

»Ihr seht, Monseigneur, der Arzt verbietet es mir.«

»Du solltest Miron rufen, Bussy, er ist ein großer Doktor.«

»Monseigneur, ich liebe einen befreundeten Arzt mehr, als einen gelehrten,« sprach Bussy.

»Dann Gott befohlen!«

»Lebt wohl, Monseigneur.«

Und der Herzog entfernte sich mit großem Geräusch.

Kaum war er weggegangen, als Rémy, der ihm mit den Augen folgte, bis er das Hotel verlassen hatte, an das Bett des Kranken eilte und ihm zurief:

»Auf! gnädiger Herr, erhebt Euch, und zwar sogleich, wenn es Euch beliebt.«

»Warum aufstehen?«

»Um einen Gang mit mir zu machen, es ist zu warm in diesem Zimmer.«

»Aber Du sagtest doch so eben zu dem Herzog, es wäre zu kalt außen.«

»Seitdem er weggegangen ist, hat sich die Temperatur verändert.«

»Somit . . . « sprach Bussy sich neugierig erhebend.

»Somit bin ich in diesem Augenblick überzeugt, dass Euch die Luft gut tun würde.«

»Ich verstehe nicht . . . «

»Versteht Ihr etwas von den Tränken, die ich Euch gebe? Und dennoch verschluckt Ihr sie. Vorwärts, aufgestanden! Ein Spaziergang mit dem Herrn Herzog von Anjou war gefährlich, mit dem Arzt ist er heilsam; das sage ich Euch; habt Ihr denn kein Vertrauen mehr zu mir? dann müsst Ihr mich wegschicken.«

»Auf denn! da Du es willst.«

»Es muss sein.«

Bussy stand bleich und zitternd auf.

»Die interessante Blässe! der schöne Kranke!« rief Rémy.

»Doch wohin gehen wir?«

»In ein Quartier, dessen Luft ich erst heute analysiert habe.«

»Und diese Luft?«

»Ist vortrefflich für Eure Krankheit, edler Herr.«

Bussy kleidete sich an.

»Meinen Hut und meinen Degen,« sagte er.

Er setzte den einen auf und gürtet den andern um.

Dann gingen Beide weg.

Viertes Kapitel.

Etymologie der Rue de la Jussienne.

Rémy nahm seinen Kranken unter dem Arm, wandte sich links, wählte die Rue Coquillière und folgte ihr bis zum Wall.

»Das ist sonderbar,« sagte Bussy, »Du führst mich in die Gegend der Sümpfe, der Grange-Batelière, und behauptest, dieses Quartier sei gesund.«

»O Herr!« erwiderte Rémy, »ein wenig Geduld, wir wenden uns um die Rue Pagevin, lassen die Rue Breneuse rechts, und kommen in die Rue Montmartre; Ihr werdet sehen, was für eine schöne Straße das ist.«

»Glaubst Du, ich kenne sie nicht?«

»Nun, wenn Ihr sie kennt, desto besser! ich verliere die Zeit nicht damit, dass ich Euch die Schönheiten derselben zeige, und führe Euch sogleich in ein hübsches, kleines Haus. Kommt immerhin, ich sage Euch nur dieses.«

In der Tat, nachdem er die Porte Montmartre links gelassen und ungefähr zweihundert Schritte in der Straße gemacht hatte, wandte sich Rémy rechts.

»Ah! ah! Du tust es, wie es scheint, absichtlich,« rief Bussy, »wir kehren dahin zurück, wo wir hergekommen sind.«

»Dieses,« antwortete Bussy, »dieses ist die Rue de la Gypecienne oder de l'Egyptienne, wie Ihr wollt, eine Straße, die das Volk bereits Rue de la Gyssienne zu nennen anfängt, und binnen Kurzem die Rue de la Jussienne nennen wird, weil es weicher ist und der Geist der Sprache immer stärker dahin strebt, je mehr man gegen Süden vorrückt, die Vokale zu vermehren. Ihr müsst das wissen gnädigster Herr, da Ihr in Polen gewesen seid. Stehen diese Bursche nicht noch bei ihren vier Consonanten hinter einander, weshalb sie, wenn sie sprechen, aussehen, als zermalmten sie Kieselsteine und als fluchten sie während des Zermalmens.«

»Das ist ganz richtig, doch da wir, glaube ich, nicht hierher gekommen sind, um einen Cursus in der Philologie zu machen, so

sprich, wohin gehen wir?«

»Seht Ihr jene kleine Kirche?« erwiderte Rémy ohne etwas Anderes auf das, was Bussy sagte, zu antworten.

»Schaut doch, Herr, wie stolz sie gelegen ist, mit ihrer Fassade nach der Straße und mit ihrem Chor nach dem Garten der Gemeinde! Ich wette, Ihr habt sie bis auf diesen Tag noch nie wahrgenommen?«

»In der Tat, ich kannte sie nicht.«

Bussy war nicht der einzige vornehme Mann, der nie in die Kirche Sainte-Marie-l'Egyptienne gekommen war, eine ganz volkstümliche Kirche, welche die Gläubigen, die sie zu besuchen pflegten, auch unter dem Namen der Quoqhéron-Capelle kannten.

»Nun,« sagte Rémy, »da Ihr wisst, wie diese Kirche heißt, Monseigneur, und das Äußere hinreichend betrachtet habt, so lasst uns eintreten, und Ihr werdet die Glasmalereien des Schiffes sehen: sie sind sehr merkwürdig.«

Bussy schaute den Haudouin an und gewahrte auf dem Antlitz des jungen Mannes ein so sanftes Lächeln, dass er begriff, der Doktor hätte, indem er ihn in die Kirche eintreten ließ, einen andern Zweck, als ihm Glasmalereien zu zeigen, die man jetzt nicht sehen konnte, insofern es Nacht war.

Doch es gab noch Etwas, was man sehen konnte, denn das Innere der Kirche war für den Abendgottesdienst beleuchtet; es waren dies die naiven Malereien des sechzehnten Jahrhunderts, von denen Italien bei seinem schönen Klima noch viele aufbewahrt, während bei uns die Feuchtigkeit einerseits und der Vandalismus andererseits so viel als nur immer möglich an den Wänden diese Überlieferungen aus einer vergangenen Zeit, diese Beweise eines Glaubens, der nicht mehr besteht, verwischt haben. Der Künstler hatte wirklich *al fresco* für Franz I. und auf Befehl dieses Königs das Leben der heiligen Maria der Ägypterin gemalt; unter der Zahl der merkwürdigsten Gegenstände dieses Lebens hatte der Künstler, ein naiver Bilderkrämer und großer Freund der Wahrheit, wenn nicht der anatomischen, doch, wenigstens der geschichtlichen, an der am meisten in die Augen fallenden Stelle der Capelle den schwierigen Moment angebracht, wo die heilige Maria, welche kein Geld hat, um den Fährmann zu

bezahlen, sich selbst als Lohn für ihre Überfahrt anbietet.

Es ist billig, hier zu bemerken, dass trotz der Verehrung der Gläubigen für Maria, die bekehrte Ägypterin, viele ehrenhafte Frauen des Quartiers meinten, der Maler hätte diesen Gegenstand weglassen oder ihn wenigstens auf eine minder naive Weise behandeln können, und der Grund, den sie angaben, oder vielmehr nicht angaben, war, dass gewisse Einzelheiten der Freske zu häufig den Blick der jungen Ladendiener ablenkten, welche die Tuchhändler, ihre Herren, an Sonn- und Feiertagen in die Kirche mitbrachten.

Bussy schaute den Haudouin an, der, für eine Minute Ladendiener geworden, mit großer Aufmerksamkeit dieses Gemälde betrachtete.

»Ist es Deine Absicht,« sagte er zu ihm, »anakreontische Gedanken mit Deiner Kapelle der ägyptischen Maria in mir entstehen zu lassen? Wenn dem so ist, so täuschst Du Dich in der Gattung. Du musst Mönche und Studenten hierher führen.«

»Gott soll mich behüten: *Omnis cogitatio libidinosa cerebrum inficit.*«

»Nun?«

Hört, man kann sich doch nicht die Augen aushöhlen, wenn man hierher kommt.«

»Sprich, nicht wahr, Du hattest einen andern, da Du mich in diese Kirche führtest, als mich die Kniee der ägyptischen Maria sehen zu lassen?«

»Meiner Treue, nein.«

»So habe ich genug, laß uns gehen.«

»Geduld! der Gottesdienst geht zu Ende. Wenn wir uns jetzt entfernen, so stören wir die Gläubigen.«

Und hierbei hielt der Haudouin Bussy beim Arm zurück.

»Ah! nun entfernen sich Alle,« sprach Rémy.

»Wir wollen es machen, wie die Anderen, wenn es Euch beliebt.«

Bussy wandte sich nach der Türe mit sichtbarer Gleichgültigkeit und Zerstreung.

»Wie!« sagte der Haudouin, »Ihr wollt weggehen, ohne Weihwasser zu nehmen. Wo Teufels habt Ihr denn den Kopf?«

Bussy gehorchte wie ein Kind und schritt auf die Säule zu, an der der Weihkessel befestigt war.

Der Haudouin benützte diese Bewegung, um ein Zeichen des Einverständnisses einer Frau zu machen, welche auf das Zeichen des jungen Doktors ebenfalls auf die Säule zuging, nach der Bussy strebte.

In dem Augenblick, wo der Graf die Hand nach dem muschelförmigen Weihkessel ausstreckte, den zwei Ägypter von schwarzem Marmor trugen, streckte sich auch eine etwas plumpe, etwas rote Hand, welche jedoch eine Frauenhand war, nach der seinigen aus und befeuchtete ihre Finger mit dem Reinigungswasser.

Bussy konnte nicht umhin, seine Augen von der plumpen, roten Hand nach dem Gesicht der Frau zu richten, doch in demselben Augenblick wich er plötzlich erbleichend zurück, denn er hatte in der Eigentümerin dieser Hand Gertrude, halb verborgen unter einem schwarzen, wollenen Schleier, erkannt.

Bussy blieb mit ausgestrecktem Arme, ohne dass er daran dachte, das Zeichen des Kreuzes zu machen, während Gertrude, ihn grüßend, vorbeiging und ihre hohe Gestalt unter dem Gewölbe der kleinen Kirche von der Seite zeigte.

Zwei Schritte hinter Gertrude, deren kräftige Arme Platz machten, kam eine Frau, sorgfältig in einen seidenen Mantel gehüllt, eine Frau, deren zierliche, junge Formen, deren reizender Fuß, deren zarter Wuchs Bussy denken ließen, es gebe nur einen solchen Wuchs, einen solchen Fuß, eine solche Form auf dieser Welt.

Rémy hatte ihm nichts zu sagen, er schaute ihn nur an; Bussy begriff nun, warum ihn der junge Mann in die Rue Sainte-Marie-l'Egyptienne geführt und in die Kirche hatte eintreten lassen.

Bussy folgte dieser Frau, der Haudouin folgte Bussy.

Es wäre etwas Belustigendes gewesen, diese Prozession von vier Gestalten, welche sich mit gleichmäßigem Schritte folgten, hätten nicht die Traurigkeit und Blässe von Zweien derselben grausame Leiden geoffenbart.

Stets voraus marschierend, drehte sich Gertrude um die Ecke der Rue Montmartre, ging einige Schritte in dieser Straße und

warf sich dann plötzlich in eine Gasse ohne Ausgang, nach der sich eine Türe öffnete.



Auf einer kleinen Holzbank mit dem Rücken zur Kirchenmauer saß Diane

Bussy zögerte.

»Nun, Herr Graf,« fragte Rémy, »wollt Ihr, dass ich Euch auf die Fersen trete?«

Bussy ging weiter.

Gertrude, welche beständig voraus marschierte, zog einen

Schlüssel aus der Tasche und ließ ihre Gebieterin eintreten, welche an ihr vorbeiging, ohne den Kopf umzudrehen.

Der Haudouin sagte zwei Worte zu der Kammerfrau, trat auf die Seite und ließ Bussy vorüber; dann trat er mit Gertrude ein, sie verschlossen die Türe wieder und die Gasse war abermals verödet.

Es mochte ungefähr halb acht Uhr Abends sein. Man hatte den Anfang des Mais erreicht. Bei der lauen Luft, welche den ersten Atem des Frühlings verkündigte, begannen sich die Blätter im Schoße ihrer gesprungenen Hüllen zu entwickeln.

Bussy schaute umher und fand sich in einem kleinen Garten von ungefähr fünfzig Fuß im Gevierte; dieser Garten war umgeben von sehr hohen Mauern, auf deren Oberfläche die Jungfernrebe und der Epheu, ihre neuen Schösslinge ausbreitend, von Zeit zu Zeit einige kleine Teilchen Kalk abspringen machten und dem Winde den scharfen, kräftigen Wohlgeruch zuwarfen, den die Frische des Abends ihren Blättern entreißt.

Lange Nelken schossen freudig aus den Spalten des alten Kirchengemäuers hervor und zeigten ihre zierlichen kupferroten Knospen.

In der Morgensonne erschlossen, erschütterte endlich der erste Flieder mit seinen süßen Ausströmungen das noch schwankende Gehirn des jungen Mannes, der sich fragte, ob so viel Wohlgeruch, Wärme und Leben ihm, der noch vor einer Stunde so allein, so schwach, so verlassen gewesen, nur einzig von der Gegenwart einer so zärtlich geliebtem Frau zukämen.

Unter einer Laube von Jasmin und Waldreben, auf einer hölzernen an die Mauer der Kirche angelehnten Bank saß Diana, die Stirne gesenkt, die Hände träge an ihren Seiten herabfallend, und man sah sie zwischen ihren Fingern eine zerknitterte Nelke entblättern, die sie zerbrach und deren Blüten sie auf dem Sande ausstreute, ohne nur zu denken, was sie tat.

In diesem Augenblick begann eine Nachtigall, in einem benachbarten Kastanienbaum verborgen, ihren langen, schwermütigen Gesangs den sie von Zeit zu Zeit mit schallenden Noten wie mit Raketen schmückte.

Bussy befand sich allein in diesem Garten mit Frau von Monsoreau, denn Rémy und Gertrude hielten sich in der Entfernung; er näherte sich ihr: Diana hob das Haupt.

»Mein Herr Graf,« sprach sie mit schüchterner Stimme, »jeder Umschweif wäre unserer unwürdig; wenn Ihr mich so eben in jener Kirche fandet, so war es nicht der Zufall, der Euch dahin führte.«

»Nein, Madame, der Houdouin veranlasste mich, auszugehen, ohne mir zu sagen, in welcher Absicht, und ich schwöre Euch, dass ich nicht wusste . . . «

»Ihr täuscht Euch im Sinne meiner Worte, mein Herr,« erwiderte Diana traurig.

»Ja, ich weiß wohl, dass Herr Rémy Euch in die Kirche geführt hat, und zwar vielleicht mit Gewalt.«

»Madame, es war nicht Gewalt . . . ich wusste nicht, wen ich dort sehen sollte . . . «

»Das ist ein hartes Wort, Herr Graf,« sprach Diana den Kopf schüttelnd und einen feuchten Blick zu Bussy aufschlagend. »Beabsichtigt Ihr, mir begreiflich zu machen, wenn Ihr das Geheimnis von Rémy gekannt hättet, so würdet Ihr ihm nicht gefolgt sein?«

»Oh! Madame . . . «

»Das ist natürlich, das ist billig, mein Herr, Ihr habt mir einen ausgezeichneten Dienst geleistet, und ich habe Euch für Eure Güte noch nicht gedankt; verzeiht und genehmigt den ganzen Ausdruck meiner Erkenntlichkeit.«

»Madame . . . «

Bussy hielt inne; er war so betäubt, dass er weder Worte, noch Gedanken zu seinen Diensten hatte.

»Doch ich wollte Euch beweisen,« fuhr Diana sich belebend fort, »ich wollte Euch beweisen, dass ich weder eine undankbare Frau, noch ein Herz ohne Gedächtnis bin. Ich habe Herrn Rémy gebeten, mir die Ehre einer Unterredung mit Euch zu verschaffen; ich habe diese Zusammenkunft angegeben; verzeiht, wenn ich Euch missfiel.«

Bussy legte eine Hand auf sein Herz und erwiderte: »O Madame! Ihr glaubt das nicht.«

Die Gedanken kehrten allmählich zu diesem armen, gebrochenen Herzen zurück, und es kam ihm vor, als ob der sanfte Abendwind, der ihm so süße Wohlgerüche und so zärtliche Worte brachte, zugleich eine Wolke von den Augen nähme.

»Ich weiß,« fuhr Diana fort, welche die Stärkere war, denn sie hatte sich seit langer Zeit auf diese Zusammenkunft vorbereitet, »ich weiß, wie viel Schlimmes Ihr bei Vollziehung meines Auftrages gehabt habt. Ich kenne Euer ganzes Zartgefühl. Glaubt mir, ich kenne Euch und schätze Euch. Urteilt also, was ich bei dem Gedanken leiden musste, Ihr dürftet die Gefühle meines Herzens mißkennen.«

»Madame,« sprach Bussy, »ich bin seit drei Tagen krank.«

»Ja, ich weiß es,« antwortete Diana mit einer Röte, welche ihre ganze Teilnahme an dieser Krankheit verriet, »ich weiß es und litt mehr als Ihr, denn Herr Rémy, er täuschte mich ohne Zweifel, Herr Rémy ließ mich glauben . . . «

»Eure Vergesslichkeit veranlasse mein Leiden. Oh! das ist wahr.«

»Ich musste also tun, was ich tue, Graf,« sprach Frau von Monsoreau. »Ich sehe Euch, ich danke Euch für Eure verbindliche Fürsorge und schwöre Euch eine ewige Dankbarkeit; . . . glaubt nun, dass ich aus dem Grunde meines Herzens spreche.«

Bussy schüttelte traurig den Kopf und antwortete nicht.

»Zweifelt Ihr an meinen Worten?« sagte Diana.

»Madame, die Menschen, welche Freundschaft für irgend Jemand haben, bezeigen diese Freundschaft, wie sie es vermögen; Ihr wusstet mich am Abend bei der Vorstellung am Hofe im Palast; Ihr wusstet, dass ich vor Euch stand; Ihr musstet meinen ganzen Blick auf Eurer Person lasten fühlen und habt nicht ein einziges Mal die Augen aufgeschlagen; Ihr habt mir nicht durch ein Wort, nicht durch eine Gebärde, nicht durch ein Zeichen begreiflich gemacht, meine Anwesenheit wäre Euch bekannt; am Ende habe ich Unrecht, Madame: vielleicht erkanntet Ihr mich nicht, denn Ihr hattet mich nur zweimal gesehen.«

Diana antwortete mit einem Blicke so traurigen Vorwurfs, dass Bussy dadurch bis in die Tiefe des Herzens erschüttert wurde.

»Verzeiht, Madame, verzeiht,« sagte er, »Ihr seid durchaus

keine Frau, wie alle anderen, und dennoch handelt Ihr wie die gewöhnlichen Frauen; diese Heirat?«

»Wisst Ihr nicht, wie ich sie zu schließen genötigt gewesen bin?«

»Ja, doch sie war leicht zu brechen.«

»Im Gegenteil, unmöglich.«

»Verkündigte Euch denn nichts, dass in Eurer Nähe ein ergebener Mann wachte?«

Diana schlug die Augen nieder und erwiderte: »Gerade das war es, was mir bange machte.«

»Seht, welchen Rücksichten und Betrachtungen Ihr mich opfert. O bedenkt, was mein Leben ist, seitdem Ihr einem Andern gehört!«

»Mein Herr,« sprach die Gräfin voll Würde, »eine Frau wechselt den Namen nicht, ohne dass ein großer Nachtheil für ihre Ehre daraus entspringt, wenn zwei Männer leben, von denen der eine den Namen trägt, den sie aufgegeben, der andere den Namen, den sie angenommen hat.«

»Immerhin habt Ihr vorgezogen, den Namen Monsoreau zu behalten.«

»Glaubt Ihr?« stammelte Diana. »Desto besser!«

Und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Als Bussy sah, wie sie ihr Haupt auf ihre Brust sinken ließ, kam er ihr erschüttert entgegen und sprach:

»Ich bin also nun wieder das geworden, was ich war, nämlich ein Fremder für Euch.«

»Ach!« seufzte Diana.

»Euer Stillschweigen sagt es hinreichend.«

»Ich kann nur durch mein Stillschweigen sprechen.«

»Euer Stillschweigen, Madame, ist die Fortsetzung Eures Empfangs im Louvre. Im Louvre saht Ihr mich nicht, hier sprecht Ihr nicht mit mir.«

»Im Louvre war ich in Gegenwart von Herrn von Monsoreau, Herr von Monsoreau beobachtete mich, und er ist eifersüchtig.«

»Eifersüchtig! Und was braucht er denn noch, mein Gott! Welches Glück kann er denn beneiden, da die ganze Welt *sein*

Glück beneidet?«

»Ich sage Euch, dass er eifersüchtig ist, mein Herr; seit einigen Tagen hat er Jemand in der Gegend unseres neuen Hauses umherstreifen sehen.«

»Ihr habt also das kleine Haus in der Rue Saint-Antoine verlassen?«

»Wie!« rief Diana, durch eine unüberlegte Bewegung fortgerissen, »dieser Mann . . . Ihr wart es also nicht?«

»Madame, seitdem Eure Heirat öffentlich verkündigt worden ist, seitdem Ihr vorgestellt worden seid, seit jenem Abend im Louvre endlich, wo Ihr mich keines Blickes würdigtet, liege ich zu Bette, verzehrt mich das Fieber, sterbe ich. Ihr seht, dass Euer Gemahl wenigstens nicht auf mich eifersüchtig zu sein brauchte, denn mich hat er nicht in der Nähe seines Hauses erblickt.«

»Wohl, mein Herr Graf, wenn es wahr ist, dass Ihr, wie Ihr mir sagt, ein Verlangen hattet, mich wiederzusehen, so dankt diesem unbekanntem Manne; denn wie ich Herrn von Monsoreau kenne, machte mich dieser Mann für Euch zittern, und ich wollte Euch sehen, um Euch zu sagen: Setzt Euch nicht so der Gefahr aus, Herr Graf, macht mich nicht noch unglücklicher, als ich bereits bin.«

»Beruhigt Euch, Madame, ich wiederhole Euch, ich bin es nicht gewesen.«

»Lasst mich nun Alles vollenden, was ich Euch zu sagen hatte. In der Furcht vor diesem Mann, den wir nicht kennen, den aber Herr von Monsoreau vielleicht kennt, in der Furcht vor diesem Mann verlangt er, dass ich Paris verlasse; somit,« fügte Diana, Bussy die Hand reichend, bei, »somit könnt Ihr diese Unterredung als die letzte betrachten . . . Morgen reise ich nach Méridor ab.«

»Ihr reist, Madame?« rief Bussy, »Es gibt kein anderes Mittel, Herrn von Monsoreau zu beschwichtigen; es gibt nur dieses Mittel, meine Ruhe wieder zu finden. Überdies hasse ich meinerseits Paris, hasse ich die Welt, den Hof, den Louvre; ich bin glücklich, mich mit meinen Erinnerungen aus der Mädchenzeit in die Einsamkeit zurückzuziehen; es ist mir, als müsste mir, wenn ich wieder auf dem Pfade meiner Jugendjahre wandle, ein wenig von dem vergangenen Glücke wie ein sanfter erquickender Tau

auf das Haupt fallen. Mein Vater begleitet mich. Ich werde dort Herrn und Frau von Saint-Luc finden, welche es beklagen, dass sie mich nicht bei sich haben. Lebt wohl, Herr von Bussy.«

Bussy verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

»Vorwärts!« murmelte er, »Alles ist für mich vorbei.«

»Was sagt Ihr da?« rief Diana aufstehend.

»Ich sage, Madame, dass der Mann, der Euch verbannt, ich sage, dass dieser Mann, der mir die einzige Hoffnung nimmt, die mir blieb, die Hoffnung, dieselbe Luft mit Euch zu atmen, Euch hinter einem Fenstervorhang zu erblicken, im Vorübergehen Euer Kleid zu berühren, ein lebendes Wesen endlich und nicht einen Schatten anzubeten, ich sage, dass dieser Mann mein Todfeind ist, und dass ich ihn, und müsste ich auch dabei sterben, mit meinen Händen vertilgen werde.«

»Oh, Herr Graf!«

»Der Elende!« rief Bussy, »wie, es ist noch nicht genug, dass er Euch zur Frau hat, Euch, das schönste, das keuscheste Geschöpf, er ist auch noch eifersüchtig! Eifersüchtig! Lächerliches, gefräßiges Ungeheuer, das die ganze Welt verschlingen würde.«

»Oh! beruhigt Euch, Graf, beruhigt Euch, mein Gott! er ist vielleicht entschuldbar.«

»Er ist entschuldbar? Und Ihr verteidigt ihn, Madame?«

»Oh! wenn Ihr wüsstet!« sagte Diana, ihr Antlitz mit beiden Händen bedeckend, als befürchtete sie, Bussy könnte trotz der Dunkelheit die Röte darauf wahrnehmen.

»Wenn ich wüsste?« wiederholte Bussy. »Ei, Madame, ich weiß Eines: dass man Unrecht hat, an die übrige Welt zu denken, wenn man Euer Gatte ist.«

»Doch . . . « sagte Diana mit zitternder, dumpfer, heißer Stimme, »doch wenn Ihr Euch täuschtet, Herr Graf, wenn er es nicht wäre!«

Und bei diesen Worten mit ihrer kalten Hand über die glühenden Hände von Bussy streifend, stand die junge Frau auf und entfloh, leicht wie ein Schatten, in den düsteren Windungen des kleinen Gartens, nahm Gertrude beim Arm und verschwand, sie mit sich fortziehend, ehe es Bussy, trunken, strahlend,

wahnsinnig, nur versucht hatte, den Arm auszustrecken, um sie zurückzuhalten.

Er gab einen Schrei von sich und erhob sich schwankend.

Rémy kam gerade, um ihn in seinen Armen aufzufangen und auf die Bank niederzusetzen, welche Diana so eben verlassen hatte.

Fünftes Kapitel.

Wie das Wamms von Épernon Risse bekam und Schomberg blau gefärbt wurde.

Während Meister La Hurière Unterschriften auf Unterschriften häufte, während Chicot den Bruder Gorenflot in das Füllhorn consignirte, während Bussy in dem beseligenden kleinen Garten voll der Wohlgerüche, der Gesänge und der Liebe wieder zum Leben kam, war Heinrich düster über Alles das, was er in der Stadt gesehen, aufgebracht über die Predigten, die er in den Kirchen gehört, wütend über die geheimnisvollen Begrüßungen, die seinem Bruder Anjou zu Teil geworden, den er in der Rue Saint-Honoré, begleitet von Herrn von Guise und von Herrn von Mayenne mit einem ganzen Gefolge von Edelleuten, welche Herr von Monsoreau zu befehligen schien, an sich hatte vorüberziehen sehen; war Heinrich, sagen wir, in Begleitung von Maugiron und Quélus in den Louvre zurückgekehrt.

Der König hatte seiner Gewohnheit gemäß den Palast mit seinen vier Freunden verlassen; Schomberg aber und Épernon hatten, gelangweilt, als sie Heinrich sorgenvoll sahen, und darauf rechnend, dass man bei einem solchen Durcheinander auf Belustigungen und Abenteuer hoffen durfte, einige Schritte vom Louvre das erste Gedränge benützt, um an der Ecke der Rue de l'Astruce zu verschwinden, und ließen sich, während der König mit seinen zwei Freunden seinen Spaziergang auf dem Quai fortsetzte, vom Volke durch die Rue d'Orléans ziehen.

Ehe sie hundert Schritte gemacht, hatte bereits jeder seinen Handel. D'Épernon steckte sein Blasrohr einem laufenden Bürger zwischen die Beine, und dieser rollte zehn Schritte fort; Schomberg nahm ihre Kopfbedeckung einer Frau ab, die er für alt und hässlich gehalten hatte, während er sie glücklicher Weise schön und jung fand.

Beide aber hatten ihren Tag schlecht gewählt, um mit den guten, gewöhnlich so geduldigen Parisern anzubinden; es durchlief die Straßen das Aufruhrfieber, das oft plötzlich mit

seinen Flügeln in die Mauern der Hauptstädte schlägt. Der umgestürzte Bürger erhob sich wieder und schrie: Nieder den Parpaillot! Es war ein Eifriger, man glaubte ihm und warf sich auf Épernon; die ihres Kopfputzes beraubte Frau schrie: Auf den Mignon! was noch viel schlimmer war, und ihr Ehemann, ein Färber seines Handwerks, ließ seine Gesellen auf Schomberg los.

Schomberg war brav; er blieb stehen, wollte laut sprechen und legte seine Hand an den Degen.

Épernon war klug, er entfloh.

Heinrich kümmerte sich nicht mehr um seine zwei Mignons, er kannte sie und wusste, dass Beide sich gut aus ihren Händeln zu ziehen pflegten: der Eine mit Hilfe seiner Beine, der Andere mit Hilfe seiner Arme; er machte also, wie wir gesehen, seine Runde, und kehrte sodann nach dem Louvre zurück.

Wieder in seinem Waffencabinet, zitterte er in seinem großen Lehnstuhl sitzend vor Ungeduld und suchte einen guten Gegenstand, um in Zorn zu geraten und diesen Zorn ausbrechen zu lassen.

Maugiron spielte mit Narciß, dem Windhunde des Königs.

Quélus hatte sich, die Fäuste an seine Backen stützend, auf ein Kissen niedergelassen und schaute den König an.

»Sie arbeiten, sie arbeiten,« sagte der König. »Ihr Komplott schreitet vorwärts; bald Tiger, bald Schlangen kriechen sie, wenn sie nicht springen.«

»Ei! Sire,« versetzte Quélus, »gibt es nicht beständig Komplote in einem Königreich? Was Teufels sollten denn die Söhne von Königen, die Brüder von Königen, die Brüder von Königen machen, wenn sie nicht komplettieren würden?«

»In der Tat, Quélus, mit Euren einfältigen Maximen und Euren dicken, aufgedunsenen Backen kommt Ihr mir ganz vor, als hättet Ihr in der Politik die Stärke von Gilles vom Saint-Laurent-Markte.«

Quélus drehte sich auf seinem Kissen um und bot dem König unehrerbietig den Rücken.

»Hört, Maugiron,« fuhr der König fort, »Gottes Tod! habe ich Recht oder Unrecht, und darf man mich mit Albernheiten und Gemeinplätzen einschläfern, als ob ich ein ganz gewöhnlicher König oder ein Wollwarenhändler wäre, der seine Lieblingskatze

zu verlieren befürchtet?«

»Ei! Sire,« erwiderte Maugiron, der stets und in jedem Punkte der Ansicht von Quélus war, »wenn Ihr nicht ein gewöhnlicher König seid, so beweist es dadurch, dass Ihr als großer König auftrittet. Was Teufels! hier ist Narciß, ein guter Hund, ein gutes Tier; doch wenn man ihn an den Ohren zieht, so knurrt er und wenn man ihm auf die Pfoten tritt, so beißt er.«

»Schön,« sagte Heinrich, »da vergleicht mich abermals Einer mit einem Hunde.«

»Nein, Sire,« entgegnete Maugiron, »Ihr seht im Gegenteil, dass ich Narciß bei Weitem über Euch stelle, da Narciß sich zu verteidigen weiß, was Eure Majestät nicht zu tun versteht.«

Und er wandte Heinrich ebenfalls den Rücken zu.

»Ah! nun bin ich allein,« sagte der König, »fahrt nur fort, meine Freunde, am Ende wirft man mir noch vor, ich verschleudere das Königreich; verlasst mich, beleidigt mich, schändet mich Alle; ich habe nur Henker um meine Person, bei meinem Ehrenwort! Ah! Chicot, mein armer Chicot, wo bist Du?«

»Vortrefflich,« sagte Quélus, »das fehlte uns nur noch. Nun ruft er vollends Chicot.«

»Das ist ganz einfach,« versetzte Maugiron.

Und der Unverschämte fing an zwischen seinen Zähnen ein gewisses Sprichwort zu kauen, das sich, in das Axiom übersetzt: *Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist.*

Heinrich faltete die Stirne; ein Blitz furchtbaren Zornes leuchtete aus seinen großen schwarzen Augen, und diesmal war es allerdings ein Königsblick, den er seinen unbescheidenen Freunden zu schleuderte.

Doch ohne Zweifel erschöpft durch diese Velleität eines Zornes, fiel Heinrich wieder auf seinen Stuhl zurück und rieb die Ohren von einem der kleinen Hunde in dem Korb.

In diesem Augenblick erscholl ein rascher Schritt in dem Vorzimmer, und Épernon trat ohne Kopfbedeckung, ohne Mantel und mit zerrissenem Wamms ein.

Quélus und Maugiron wandten sich um und Narciß stürzte kläffend auf den Ankömmling los, als ob er die Höflinge des

Königs nur an ihren Kleidern erkennen würde.

»Barmherziger Jesus!« rief Heinrich, »was ist Dir denn begegnet?«

»Sire,« sprach Épernon, »schaut mich an, so behandelt man die Freunde Eurer Majestät.«

»Wer hat Dich so behandelt?« fragte der König.

»Mord und Tod! Euer Volk, oder vielmehr das Volk des Herrn Herzogs von Anjou, das: Es lebe die Ligue! Es lebe die Messe! Es lebe Guise! Es lebe die ganze Welt, und nur nicht: Ihr sollt leben, schrie.«

»Und was hast Du denn diesem Volke getan, dass es Dich so behandelte?«

»Ich? Nichts. Was soll ein Mann einem Volke tun. Es hat mich als Freund Eurer Majestät erkannt, und das war hinreichend.«

»Doch Schomberg?«

»Was, Schomberg?«

»Schomberg ist Dir nicht zu Hilfe gekommen, Schomberg hat Dich nicht verteidigt?«

»Schomberg hatte beim Teufel genug für eigene Rechnung zu tun.«

»Wie so?«

»Ich ließ ihn in den Händen eines Färbers, dessen Frau er die Haube abgerissen hatte und der mit seinen fünf oder sechs Gesellen gerade im Zuge war, ihm eine schlimme Viertelstunde zu bereiten.«

»Bei Gottes Tod!« rief der König, »und wo hast Du meinen armen Schomberg gelassen?« sagte Heinrich aufstehend, »ich eile ihm selbst zu Hilfe. Man wird vielleicht sagen können, meine Freunde haben *mich* verlassen,« fügte Heinrich Maugiron und Quélus anschauend bei, »doch man wird wenigstens nicht sagen, ich habe meine Freunde verlassen.«

»Ich danke, Sire,« sprach eine Stimme hinter Heinrich, »ich danke, hier bin ich, Gott verdamme mich! ich habe mich selbst herausgerissen, doch es ging nicht ohne Mühe.«

»Oh! Schomberg, das ist die Stimme von Schomberg,« riefen die drei Mignons. »Doch wo Teufels bist Du?«

»Bei Gott! wo ich bin, Ihr seht mich wohl,« rief dieselbe Stimme. Und aus den dunklen Tiefen des Kabinetts sah man nicht einen Menschen, sondern einen Schatten hervorkommen.

»Schomberg!« rief der König, »woher kommst Du und warum erscheinst Du mit dieser Farbe?«

Schomberg war wirklich von dem Scheitels bis zu den Zehen, keinen Teil seiner Kleider oder seiner Person ausgenommen, mit dem schönsten Königsblau, das man sehen konnte, überstrichen.

»Der Teufel!« rief er, »die Elenden! Ich wundere mich nicht mehr, dass mir all dieses Volk nachjagte.«

»Aber was ist denn vorgefallen?« fragte Heinrich. »Wenn Du gelb wärst, so ließe es sich durch die Furcht erklären; doch blau?«

»Die Schurken haben mich in eine Kübel getaucht; ich glaubte, sie tauchten mich ganz einfach in eine Wasserkufe, doch es war eine Indigokübel.«

»Oh! Mord und Tod!« rief Quélus in ein Gelächter ausbrechend, »sie sind da gestraft, wo sie gesündigt haben. Der Indigo ist sehr teuer und Du musst ihnen wenigstens für zwanzig Taler Farbe mitgenommen haben.«

»Dir rate ich zu scherzen . . . ich hätte Dich an meiner Stelle sehen mögen.«

»Und Du hast keinem den Bauch aufgeschlitzt?« fragte Maugiron.

»Ich ließ meinen Dolch irgendwo, mehr weiß ich nicht, bis an das Heft in eine Scheide von Fleisch gesteckt; doch in einer Sekunde war Alles abgemacht, ich wurde gepackt, aufgehoben, fortgeschleppt, in die Küpe getaucht und beinahe ertränkt.«

»Und wie hast Du Dich ihren Händen entrissen?«

»Ich habe den Mut gehabt, eine Feigheit zu begehen.«

»Was hast Du gemacht?«

»Ich schrie: Es lebe die Ligue!«

»Gerade wie ich,« sprach Épernon, »nur nötigte man mich, beizufügen: Es lebe der Herzog von Anjou.«

»Mich auch,« versetzte Schomberg, sich vor Wut in die Hände beißend, »ich habe das auch geschrien. Doch das ist noch nicht

Alles.«

»Wie, mein armer Schomberg,« sagte der König, »sie ließen Dich noch etwas Anderes schreien?«

»Nein, sie ließen mich nichts Anderes schreien, und es war an diesem genug. Doch in dem Augenblick, wo ich: Es lebe der Herzog von Anjou, rief . . . «

»Nun?«

»Erratet, was vorging.«

»Wie soll ich das erraten?«

»Bussy, sein verdammter Bussy hörte, wie ich seinen Herrn leben ließ . . . «

»Das musste er allerdings nicht begreifen,« sagte Quélus.

»Bei Gott! denn es war schwer zu sehen, was vorfiel; ich hatte den Dolch an der Kehle und war in einer Küpe.«

»Wie,« versetzte Maugiron, »er ist Dir nicht zu Hilfe gekommen? Das müsste doch unter Edelleuten der Fall sein.«

»Er? es scheint, er hatte an ganz Anderes zu denken; es fehlten ihm nur noch Flügel, um sich in die Lüfte emporzuschwingen, denn er berührte kaum die Erde.«

»Und dann hat er Dich vielleicht nicht erkannt,« sagte Maugiron.

»Ein schöner Grund!«

»Warst Du bereits blau?«

»Ah! das ist richtig,« sagte Schomberg.

»In diesem Falle wäre er entschuldbar,« versetzte Heinrich, »denn in der Tat, mein armer Schomberg, ich erkenne Dich nicht wieder.«

»Gleichviel,« sprach der junge Mann, der nicht vergebens von deutschem Ursprung war, »wir werden uns anderswo als an der Ecke der Rue Coquillière treffen, und eines Tages werde ich nicht in einer Küpe stecken.«

»Oh! ich grolle nicht dem Knechte, sondern dem Herrn,« sagte Épernon, »ich möchte es nicht mit Bussy, sondern mit Monseigneur dem Herzog von Anjou zu tun haben.«

»Ja, ja,« rief Schomberg, »Monseigneur der Herzog von Anjou, der uns durch die Lächerlichkeit umbringen will, bis er uns mit

dem Dolche umbringt.«

»Der Herzog von Anjou, dessen Lob man in den Straßen sang. Ihr habt es gehört, Sire,« sagten gleichzeitig Quélus und Maugiron.

»Er ist allerdings Herr und Meister in Paris zu, dieser Stunde und nicht mehr der König; versucht es ein wenig hinauszugehen,« sagte Épernon zu dem König, »und Ihr werdet sehen, ob man Euch mehr achtet, als uns.«

»Oh! mein Bruder, mein Bruder,« murmelte Heinrich mit drohendem Tone.

»Ah! ja, Sire, Ihr werdet noch oft sagen, wie Ihr so eben gesagt habt: ›Oh! mein Bruder, mein Bruder!‹ ohne einen Entschluß gegen diesen Bruder zu fassen,« sprach Schomberg, »und dennoch erkläre ich Euch, dieser Bruder hat irgend ein Komplott im Kopfe.«

»Ei Gottes Tod!« rief Heinrich, »das ist es ja gerade, was ich zu diesen Herren sagte, als Du hier eintratst; doch sie antworteten mir damit, dass sie die Achseln zuckten und mir den Rücken zuwandten.«

»Sire,« entgegnete Maugiron, »wir haben die Achseln gezuckt und den Rücken gewendet, nicht weil Ihr sagtet, es werde ein Komplott gemacht, sondern weil wir Euch nicht in der Laune sahen, dasselbe zu unterdrücken.«

»Und nun,« sprach Quélus, »und nun wenden wir uns wieder um, um Euch zu sagen: Rettet uns, Sire, oder vielmehr rettet Euch, denn wenn wir gefallen sind, seid Ihr tot. Morgen kommt Herr von Guise in den Louvre; morgen verlangt er von Euch die Ernennung eines Anführers der Ligue; morgen werdet Ihr den Herzog von Anjou dazu ernennen, wie Ihr dies zu tun versprochen habt, und ist einmal der Herzog von Anjou Führer der Ligue, das heißt an der Spitze von hunderttausend durch die Orgien dieser Nacht erhitzten Parisern, so macht er mit Euch, was ihm beliebt.«

»Oh! oh!« rief Heinrich, »und im Falle eines äußersten Entschlusses wäret Ihr geneigt, mich zu unterstützen?«

»Ja, Sire,« antworteten einstimmig die vier jungen Leute.

»Vorausgesetzt jedoch, Sire, dass mir Eure Majestät Zeit gönnt, eine neue Mütze aufzusetzen, einen andern Mantel und ein

anderes Wamms anzuziehen,« sagte Épernon.

»Geh' in meine Garderobe, Épernon, und mein Kammerdiener wird Dir Alles geben; wir sind von demselben Wuchse.«

»Und vorausgesetzt, dass Ihr mir Zeit gönnt, ein Bad zu nehmen,« sprach Schomberg.

»Geh' in meine Badestube, Schomberg, und mein Bader wird für Dich sorgen.«

»Sire,« sagte Schomberg, »wir dürfen also hoffen, dass die Beleidigung nicht ungerächt bleiben wird?«

Heinrich gebot mit der Hand Stillschweigen, neigte das Haupt auf seine Brust und schien in tiefes Nachdenken zu versinken.

Nach einem Augenblicke aber sagte er:

»Quélus, erkundigt Euch, ob der Herr Herzog von Anjou in den Louvre zurückgekehrt ist.«

Quélus ging hinaus, Épernon und Schomberg warteten mit den Andern auf die Antwort von Quélus, so sehr war ihr Eifer durch die nahe bevorstehende Gefahr wiederbelebt; nicht während des Sturmes, sondern während der Windstille sieht man die widerspenstigen Matrosen.

»Sire,« fragte Maugiron, »Eure Majestät fasst also einen Entschluss?«

»Ihr werdet es sehen,« antwortete der König.

Quélus kam zurück und meldete:

»Der Herr Herzog ist noch nicht wieder im Louvre erschienen.«

»Es ist gut,« sprach der König, »Épernon, wechselt Eure Kleider, Schomberg, wechselt Eure Farbe; und Ihr, Quélus, und Ihr, Maugiron, geht in den Hof hinab und haltet mir gut Wache, bis mein Bruder zurückkommt.«

»Und wenn er gekommen ist?« fragte Quélus.

»Wenn er gekommen ist, so lasst Ihr alle Tore schließen; geht.«

»Bravo, Sire,« rief Quélus.

»Sire,« sprach Épernon, »in zehn Minuten bin ich wieder hier.«

»Ich, Sire,« versetzte Schomberg, »ich kann nicht sagen, wann ich hier sein werde', denn das hängt von der Qualität der Farbe ab.«

»Kommt nur so bald als möglich,« antwortete der König.

»Eure Majestät will also allein bleiben?« fragte Maugiron.

»Nein, Maugiron, ich bleibe mit Gott, den ich um seinen Schutz für unser Unternehmen bitten will.«

»Bittet ihn wohl, Sire,« sagte Quélus, »denn ich fange an zu glauben, er verständigt sich mit dem Teufel, um uns Alle mit einander in dieser und in jener Welt zu verdammen.«

»Amen!« sprach Maugiron.

Die zwei jungen Männer, welche Wache halten sollten, gingen durch eine Türe ab.

Die zwei, welche ihre Kleider wechseln sollten, entfernten sich durch die andere.

Sobald der König allein war, kniete er vor sein Betpult nieder.

Sechstes Kapitel.

Chicot ist immer mehr König von Frankreich.

Es schlug Mitternacht: die Pforten des Louvre schlossen sich gewöhnlich um Mitternacht, doch Heinrich hatte weislich berechnet, der Herzog von Anjou würde unfehlbar an diesem Abend im Louvre schlafen gehen, um dem Verdachte, den der Tumult von Paris während der vorhergehenden Stunden in dem Geiste des Königs entstehen lassen könnte, weniger Spielraum zu gönnen.

Der König hatte also Befehl gegeben, die Tore bis um ein Uhr offen zu halten.

Um ein Viertel auf ein Uhr kam Quélus herauf und meldete: »Sire, der Herzog ist zurückgekehrt.«

»Was macht Maugiron?«

»Er ist als Schildwache unten geblieben, um zu sehen, ob der Herzog nicht ausgehen würde.«

»Es ist keine Gefahr.«

»Also . . . « sagte Quélus mit einer Bewegung, um dem König anzudeuten, man dürfte nur noch handeln.

»Also . . . lassen wir ihn ruhig schlafen gehen,« erwiderte Heinrich.

»Wer ist bei ihm?«

»Herr von Monsoreau und seine gewöhnlichen Edelleute.«

»Und Bussy?«

»Herr von Bussy ist nicht dabei.«

»Gut!« sprach der König, für den es eine große Erleichterung war, seinen Bruder seines besten Degens beraubt zu wissen.

»Was befiehlt der König?« fragte Quélus.

»Man sage Épernon und Schomberg, sie mögen sich beeilen, und man benachrichtige Herrn von Monsoreau, dass ich ihn zu sprechen wünsche.«

Quélus verbeugte sich und vollzog seinen Auftrag mit aller Eile, die dem menschlichen Willen die Leidenschaft des Hasses und

die Rachgier, in einem Herzen vereinigt, zu verleihen im Stande sind.

Fünf Minuten nachher traten Épernon und Schomberg ein, der eine neu angekleidet, der andere hübsch von der Farbe befreit; nur die Vertiefungen des Gesichts hatten eine bläuliche Tinte beibehalten, welche nach der Behauptung des Baders erst in Folge mehrerer Dampfbäder verschwinden sollte.

Nach den zwei Mignons erschien Herr von Monsoreau.

»Der Herr Kapitän der Garden Eurer Majestät hat mir angekündigt, sie erwiese mir die Ehre, mich zu sich zu berufen,« sprach der Oberstjägermeister sich verbeugend.

»Ja, mein Herr,« sagte der König, »ja, als ich diesen Abend spazieren ging, fand ich die Sterne so glänzend und den Mond so schön, dass ich dachte, wir dürften bei einem so herrlichen Wetter morgen eine vortreffliche Jagd machen; es ist erst Mitternacht, Herr Graf; geht auf der Stelle nach Vincennes ab, lasst mir einen Dambock stellen, und wir jagen morgen.«

»Aber, Sire,« erwiderte Monsoreau, »ich glaubte, Eure Majestät hätte die Gnade gehabt, auf morgen Monseigneur von Anjou und Herrn von Guise zu bescheiden, um einen Anführer der Ligue zu ernennen.«

»Nun, mein Herr, hernach?« sagte der König mit dem stolzen Tone, dem so schwer zu antworten war.

»Hernach, Sire, hernach . . . es wird an Zeit gebrechen.«

»Es gebreicht dem, der sie anzuwenden weiß, nie an Zeit, Herr Oberstjägermeister; deshalb sage ich Euch: Ihr habt Zeit, diesen Abend abzureisen, insofern Ihr sogleich abreist. Ihr habt Zeit, einen Dambock in dieser Nacht zu stellen, und Ihr werdet Zeit haben, die Equipagen bis morgen um zehn Uhr bereit zu halten. Geht also, und zwar auf der Stelle! Quélus und Schomberg, lasst Herrn von Monsoreau auf meinen Befehl das Thor des Louvre öffnen, und lasst es, abermals auf meinen Befehl, wieder schließen, wenn er weggegangen ist.«

Der Oberstjägermeister ging ganz erstaunt hinaus.

»Das ist eine Laune des Königs?« fragte er die jungen Männer im Vorzimmer.

»Ja,« antworteten sie lakonisch.

Herr von Monsoreau sah, dass von dieser Seite nichts herauszubekommen war, und schwieg.

»Oh! Oh!« murmelte er in seinem Innern, einen Seitenblick auf die Gemächer des Herzogs von Anjou werfend, »es scheint mir, das riecht nicht gut für Seine Königliche Hoheit.«

Doch es gab kein Mittel, den Prinzen zu warnen; Quélus und Schomberg blieben, der eine an der rechten, der andere an der linken Seite des Oberstjägermeisters.

Einen Augenblick glaubte er, die zwei Mignons hätten besondere Befehle und hielten ihn gefangen; erst als er sich außerhalb des Louvre befand und die Tore wieder hinter sich schließen hörte, sah er ein, dass sein Verdacht unbegründet war.

Nach zehn Minuten kamen Schomberg und Quélus zum König zurück.

»Nun stille, und folgt mir alle Vier,« sprach der König.

»Wohin gehen wir?« fragte Épernon, stets klug.

»Diejenigen, welche mitkommen, werden es sehen,« antwortete der König.

»Vorwärts!« sagten gleichzeitig die vier jungen Leute. Die Mignons befestigten ihre Degen, häkelten ihre Mäntel zu und folgten dem König, welcher sie, eine Laterne in der Hand, durch den uns bekannten Gang führte, durch den wir mehr als einmal die Königin Mutter und den König Karl IX. zu ihrer Tochter und ihrer Schwester, der guten Margot, haben gehen sehen, deren Gemächer erwähnstermaßen der Herzog von Anjou für sich genommen hatte.

Ein Kammerdiener wachte im Gang; doch ehe er Zeit hatte, sich umzudrehen, um seinen Herrn zu benachrichtigen, fasste ihn Heinrich bei der Hand, befahl ihm, zu schweigen, und schob ihn seinen Begleitern zu, welche denselben in ein Kabinett stießen und einschlossen.

Der König drehte also selbst den Knopf des Zimmers um, in welchen Monseigneur der Herzog von Anjou zu schlafen pflegte.

Der Herzog war so eben zu Bette gegangen, freudig gewiegt durch die Träume des Ehrgeizes, welche die Ereignisse des Abends in ihm erzeugten: er hatte seinen Namen mit Begeisterung nennen und den des Königs brandmarken hören.

Geführt von dem Herzog von Guise hatte er das Volk von Paris vor ihm und seinen Edelleuten sich öffnen sehen, während die Edelleute des Königs ausgezischt, verhöhnt und beschimpft wurden. Nie, seit dem Anfange dieser langen Laufbahn voll dumpfer Schleichwege, voll schüchterner Komplotte, voll unterirdischer Minen, war er in der Volksgunst und folglich in der Hoffnung so weit vorgerückt gewesen.

Er hatte auf den Tisch einen Brief niedergelegt, den ihm Herr von Monsoreau im Auftrage von Herrn von Guise übergeben, welcher ihn zugleich auffordern ließ, sich unfehlbar am andern Tage bei dem Lever des Königs einzufinden.

Der Herzog bedurfte einer solchen Aufforderung nicht, denn er hatte sich selbst gelobt, in der Stunde des Triumphs nicht zu fehlen. Doch sein Erstaunen war groß, als er die Türe des geheimen Ganges sich öffnen sah, und sein Schrecken erreichte den höchsten Grad, als er erkannte, sie hätte sich so unter der Hand des Königs geöffnet.

Heinrich hieß durch ein Zeichen seine Gefährten auf der Türschwelle bleiben und ging, ernst, die Stirne gefaltet und ohne ein Wort zu sprechen, auf das Bett von Franz zu.

»Sire,« stammelte der Herzog, »die Ehre, welche mir Eure Majestät erweist, ist so unvorhergesehen . . . «

»Dass sie Euch erschreckt, nicht wahr?« entgegnete der König, »ich begreife das; doch nein, nein, bleibt, mein Bruder, steht nicht auf.«

»Aber, Sire, erlaubt mir . . . « versetzte der Herzog zitternd und den Brief an sich ziehend, den er so eben gelesen hatte.

»Ihr last?« fragte der König.

»Ja, Sire.«

»Eine interessante Lektüre, ohne Zweifel, da sie Euch bis zu einer so vorgerückten Stunde der Nacht wach erhielt.«

»Oh! Sire,« antwortete der Herzog mit einem eisigen Lächeln, »nichts Interessantes, der kleine Abendbote.«

»Ja,« sagte Heinrich, »ich begreife, der Abendbote, der Bote von Venus; doch nein, ich täusche mich; man verschließt nicht mit Siegeln von solchem Umfang die Billetts, die man durch Iris oder Merkur bestellen lässt.«

Der Herzog verbarg den Brief gänzlich.

»Er ist diskret, dieser liebe Franz,« sprach der König mit einem Gelächter, das zu sehr dem Knirschen der Zähne glich, als dass sein Bruder nicht hätte darüber erschrecken sollen.

Er strengte sich indessen an und suchte wieder einige Sicherheit zu gewinnen.

»Will mir Eure Majestät etwas allein sagen?« fragte der Herzog, dem eine Bewegung der vier an der Türe zurückgebliebenen Edelleute offenbarte, dass sie horchten und sich an dem Anfang der Szene ergötzen.

»Was ich Euch besonders zu sagen habe, Monseigneur,« sprach der König mit einem Nachdruck auf das Wort Monseigneur, welches das Ceremonial von Frankreich den Brüdern der Könige bewilligt, »werdet Ihr selbst geeignet finden, wenn ich es Euch heute vor Zeugen sage. Meine Herren,« fuhr er, sich gegen die vier jungen Leute umwendend fort, »hört wohl, der König erlaubt es Euch.«

Der Herzog hob den Kopf empor und sprach mit dem gehässigen, giftigen Blicke, den der Mensch der Schlange entlehnt hat:

»Sire, ehe Ihr einen Mann meines Ranges beleidigt, hättet Ihr mir die Gastfreundschaft des Louvre verweigern müssen; in dem Hotel Anjou hätte ich wenigstens die Freiheit gehabt, Euch zu antworten.«

»Ihr vergesst,« erwiderte Heinrich mit einer furchtbaren Ironie, »Ihr vergesst, dass Ihr überall, wo Ihr seid, mein Untertan seid, und dass meine Untertanen bei mir sind, überall, wo sie sind, denn Gott sei Dank, ich bin der König! . . . der König des Bodens! . . . «

»Sire,« rief Franz, »ich bin hier im Louvre . . . bei meiner Mutter.«

»Und Eure Mutter ist bei mir,« antwortete Heinrich. »Lasst uns die Sache abkürzen, Monseigneur: gebt mir dieses Papier.«

»Welches?«

»Bei Gott! das, welches Ihr last; das Papier, das offen auf Eurem Nachttische lag, und das Ihr verbargt, als Ihr mich erblicktet.«

»Sire, bedenkt!«

»Was?« fragte der König.

»Dass Ihr eine Forderung macht, welche eines guten Edelmanns unwürdig, aber dagegen eines Officianten Eurer Polizei würdig ist.«

Der König wurde leichenbleich und rief:

»Den Brief, Monsieur!«

»Einen Brief von einer Frau, Sire, bedenkt doch?«

»Es, gibt Briefe von Frauen, welche zu sehen sehr gut ist, während sie höchst gefährlich sind, wenn man sie nicht sieht; dies beweisen die Briefe, welche unsere Mutter schreibt.«

»Mein Bruder!«

»Den Brief, Monsieur!« rief der König mit dem Fuße stampfend, »oder ich lasse ihn Euch durch vier Schweizer entreißen!«

Der Herzog sprang aus seinem Bette, den Brief zerknittert in seinen Händen haltend, und offenbar in der Absicht, den Kamin zu erreichen, um ihn in das Feuer zu werfen.

»Ihr würdet das Eurem Bruder tun?« rief er.

Heinrich erriet seine Absicht und stellte sich zwischen ihn und den Kamin.

»Nicht meinem Bruder,« sprach der König, »sondern meinem Todfeinde? nicht meinem Bruder, sondern dem, Herzog von Anjou, der den ganzen Abend in den Straßen von Paris an dem Schweife von Herrn von Guise umher gelaufen ist! Meinem Bruder, der mir einen Brief von Einem oder dem Andern seiner Mitschuldigen zu verbergen versucht.«

»Diesmal ist Eure Polizei schlecht unterrichtet,« versetzte der Herzog.

»Ich sage Euch, dass ich auf dem Siegel die berüchtigten, drei gestümmelten Amseln von Lothringen gesehen habe, welche die Lilien von Frankreich aufzufressen trachten. Gebt mir, Mord und Tod! gebt mir, oder . . . «

Heinrich machte einen Schritt gegen den Herzog und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Franz fühlte nicht sobald die königliche Hand auf sich lasten, er hatte nicht sobald mit einem schiefen Blick die drohende Stellung

der vier Mignons wahrgenommen, welche vom Leder zu ziehen anfangen, als er halb rückwärts gegen sein Bett auf die Knie stürzte und ausrief:

»Herbei! zu Hilfe! zu Hilfe! mein Bruder will mich töten!«

Diese Worte, das Gepräge eines tiefen Schreckens in sich tragend, das ihnen die Überzeugung verlieh, brachten ihren Eindruck auf den König hervor und erstickten seinen Zorn gerade dadurch, dass sie das Maß desselben größer voraussetzten, als es wirklich war. Er dachte, Franz könnte wirklich einen Mord befürchten, und dieser Mord wäre ein Brudermord gewesen. Da fasste es ihn wie ein Schwindel bei dem Gedanken, dass in seiner Familie, einer verfluchten Familie, wie alle diejenigen, in Kelchen ein Geschlecht aussterben soll, es erfasste ihn wie ein Schwindel bei dem Gedanken, dass in seiner Familie die Brüder einander durch Tradition mordeten.

»Nein,« sagte er, »Ihr täuscht Euch, mein Bruder, der König führt gegen Euch nichts Böses in der Art dessen, was Ihr befürchtet, im Schilde; Ihr habt wenigstens gekämpft, erklärt Euch für besiegt. Ihr wisst, dass der König der Gebieter und Herr ist, oder wenn Ihr es nicht wusstet, so wisst Ihr es wenigstens jetzt. Wohl! so sagt es nicht nur leise, sondern auch ganz laut.«

»Oh! ich sage es, mein Bruder, und verkündige es laut,« rief der Herzog.

»Sehr gut. Diesen Brief also . . . denn der König befiehlt Euch, ihm diesen Brief zu übergeben.«

Der Herzog ließ das Papier fallen.

Der König hob es auf, faltete dasselbe, ohne es zu lesen, zusammen, und verschloss es in seiner Tasche.

»Ist das Alles?« fragte der Herzog mit seinem schielenden Blicke.

»Nein,« erwiderte Heinrich, »Ihr müsst noch wegen dieser Rebellion, welche glücklicher Weise keinen ärgerlichen Erfolg gehabt hat, das Zimmer hüten, bis mein Verdacht in Beziehung auf Euch völlig zerstreut ist. Ihr seid hier bequem, die Wohnung ist Euch bekannt und hat nicht zu sehr das Aussehen eines Gefängnisses; bleibt hier. Ihr werdet wenigstens jenseits der Türe gute Gesellschaft haben, denn für heute Nacht bewachen Euch

diese vier Herren. Morgen früh werden sie von einem Posten von Schweizern abgelöst.«

»Doch meine Freunde, kann ich sie sehen?«

»Wen nennt Ihr Eure Freunde?«

»Herrn von Monsoreau zum Beispiel, Herrn von Ribeirac, Herrn Antraguët, Herrn von Bussy.«

»Oh ja!« sagte der König, »sprecht mir auch noch von diesem.«

»Sollte er das Unglück gehabt haben, Eurer Majestät zu missfallen?«

»Ja.«

»Wann dies?«

»Immer, und diese Nacht besonders.«

»Diese Nacht, was hat er denn in dieser Nacht getan?«

»Er hat mich in den Straßen von Paris beschimpfen lassen.«

»Euch, Sire?«

»Ja, mich, oder meine Getreuen, was dasselbe ist.«

»Bussy hat Jemand in den Straßen von Paris in dieser Nacht beschimpfen lassen? Man hat Euch getäuscht, Sire.«

»Ich weiß, was ich sage, Monsieur.«

»Sire,« rief der Herzog mit triumphierender Miene, »Herr von Bussy hat sein Hotel seit zwei Tagen nicht verlassen! Er liegt zu Hause, krank, vom Fieber geschüttelt.«

Der König wandte sich gegen Schomberg um.

»Wenn ihn das Fieber schüttelte,« sprach der junge Mann, »so geschah es wenigstens nicht in seinem Hause, sondern in der Rue Coquillère.«

»Wer hat Euch gesagt, dass Herr von Bussy in der Rue Coquillère war?« fragte der Herzog von Anjou sich erhebend.

»Ich habe ihn gesehen.«

»Ihr habt Bussy auf der Straße gesehen?«

»Bussy, frisch, munter, freudig . . . er sah aus wie der glücklichste Mensch der Welt und war begleitet von seinem gewöhnlichen Akolyten, von diesem Rémy, von diesem Stallmeister, von diesem Arzt, was weiß ich!«

»Dann begreife ich es nicht,« sagte der Herzog erstaunt: »ich habe Herrn von Bussy am Abend besucht; er lag tief unter der

Decke und muss mich selbst getäuscht haben.«

»Es ist gut,« sprach der König, »Herr von Bussy wird wie die Anderen und mit den Anderen bestraft, sobald die Sache aufgeklärt ist.«

Der Herzog dachte, den Zorn des Königs auf Bussy überfließen zu lassen, wäre ein gutes Mittel, ihn von sich abzuwenden, und versuchte es nicht, seinen Edelmann weiter zu verteidigen.

»Wenn Herr von Bussy dies getan hat,« sagte der Herzog, »wenn er, nachdem er sich mit mir auszugehen geweigert, allein ausgegangen ist, so hatte er ohne Zweifel Absichten, die er mir, dessen Ergebenheit für Eure Majestät er kennt, nicht zugestehen wollte.«

»Ihr hört, meine Herren, was mein Bruder behauptet,« sagte der König, »er behauptet, er habe Herrn von Bussy nicht bevollmächtigt.«

»Desto besser,« versetzte Schomberg.

»Warum desto besser?«

»Weil uns Eure Majestät vielleicht machen lassen wird, was wir machen wollen.«

»Es ist gut! es ist gut! man wird später sehen,« sprach Heinrich. »Meine Herren, ich empfehle Euch meinen Bruder, habt für ihn während dieser ganzen Nacht, wo Euch die Ehre zu Teil wird, ihm als Wache zu dienen, jede Rücksicht, die man einem Prinzen von Geblüt, das heißt, dem Ersten des Königreiches nach mir schuldig ist.«

»Oh, Sire!« sprach Quélus mit einem Blicke, der den Herzog schauen machte, »Sire, seid unbesorgt, wir wissen, was wir Seiner Hoheit schuldig sind.«

»Es ist gut; Gott befohlen, meine Herren,« sprach Heinrich.

»Sire!« rief der Herzog, mehr erschrocken über die Abwesenheit des Königs, als er es über die Anwesenheit desselben gewesen war, »wie! ich bin im Ernste gefangen! wie! meine Freunde können mich nicht besuchen? wie! es wird mir verboten sein, auszugehen?«

Und der Gedanke an den andern Tag ging ihm durch den Kopf, an diesen andern Tag, an dem seine Gegenwart bei Herrn von Guise so notwendig war.

»Sire,« sagte der Herzog, als er sah, dass der König nahe daran war, nachzugeben, »lasst mich wenigstens bei Eurer Majestät erscheinen; bei Eurer Majestät ist mein Platz. Ich bin dort eben so gut Gefangener, als anderswo, und besser bewacht, als an allen möglichen Plätzen. Sire, bewilligt mir die Gnade, bei Eurer Majestät bleiben zu dürfen.«

Auf dem Punkte, der Bitte des Herzogs von Anjou zu willfahren, in der er nichts Ungeeignetes erblickte, wollte der König mit einem Ja antworten, als seine Aufmerksamkeit von seinem Bruder abgezogen, und nach der Türe durch einen sehr langen und beweglichen Körper gelenkt wurde, der mit den Armen, mit dem Kopfe, mit dem Halse, mit Allem, was er zu rühren vermochte, die verneinendsten Gebärden machte, die man ersinnen und, ohne die Knochen zu verrenken, ausführen konnte.

Es war Chicot, der Nein machte.

»Nein,« sagte Heinrich zu seinem Bruder, »Ihr seid sehr gut hier, Monsieur, und es ist mir genehm, dass Ihr hier bleibt.«

»Sire,« stammelte der Herzog.

»Sobald es Belieben des Königs von Frankreich ist, muss Euch das genügen, Monsieur,« fügte Heinrich mit einer hochmütigen Miene, welche den Herzog vollends niederschmetterte, bei.

»Ich sagte doch, ich wäre der wahre König von Frankreich!« murmelte Chicot.

Siebentes Kapitel.

Wie Chicot einen Besuch bei Bussy machte und was daraus erfolgte.

Am Tage nach dieser Nacht frühstückte Bussy gegen neun Uhr Morgens ruhig mit Rémy, der ihm in seiner Eigenschaft als Arzt stärkende Speisen und Getränke verordnete; sie plauderten über die Ereignisse des vergangenen Abends, und Rémy suchte sich der Legenden zu erinnern, auf welche sich die Fresken der kleinen Kirche Sainte-Marie-l'Egyptienne bezogen.

»Sage doch, Rémy,« fragte ihn plötzlich Bussy, »glaubtest Du nicht den Edelmann zu erkennen, den man in eine Küpe tauchte, als wir an der Ecke der Rue Coquillere vorüberkamen?«

»Allerdings, Herr Graf, und zwar dergestalt, dass ich mich seit diesem Augenblick seines Namens zu entsinnen suche.«

»Du hast ihn also nicht bestimmt erkannt?«

»Nein, er war bereits sehr blau.«

»Ich hätte ihn befreien sollen,« sagte Bussy, »es ist eine Pflicht von Leuten von Stand, sich gegen den Pöbel Hilfe zu leisten; doch in der Tat, Rémy, ich war zu sehr mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt.«

»Wenn wir ihn aber nicht erkannten,« sprach der Haudouin, »so hat er sicherlich uns erkannt, uns, die wir unsere natürliche Farbe hatten, denn es kam mir vor, als rollte er schreckliche Augen im Kopfe umher und zeigte uns mit irgend einer Drohung die Faust.«

»Bist Du dessen gewiss, Rémy?«

»Ich stehe für die furchtbaren Augen, bin jedoch weniger gewiss über die Faust und die Drohung,« erwiderte der Haudouin, der den reizbaren Charakter von Bussy kannte.

»Dann muss man erfahren, wer dieser Edelmann ist, Rémy, denn ich kann eine solche Beleidigung nicht so hingehen lassen.«

»Wartet doch! wartet doch!« rief der Haudouin, als wäre er aus dem kalten Wasser heraus, oder in das heiße Wasser hineingekommen, »oh! mein Gott, ich habe es, ich kenne ihn.«

»Wie so?«

»Ich habe ihn schwören hören.«

»Ich glaube es wohl, bei Gott! es würde Jedermann in einer solchen Lage geschworen haben.«

»Ja, aber, er hat deutsch geschworen.«

»Bah!«

»Er hat *Gott verdamme* gesagt.«

»Dann ist es Schomberg.«

»Er selbst, Herr Graf, er selbst.«

»Wenn dem so ist, mein lieber Rémy, so halte Deine Salben bereit.«

»Warum dies?«

»Weil binnen Kurzem an seiner Haut oder an der meinigen etwas zu flicken sein wird.«

»Ihr werdet nicht so töricht sein, Euch töten zu lassen, während Ihr Euch einer so guten Gesundheit erfreut und so glücklich seid,« sprach Rémy, mit dem Auge blinzeln. »Verdammt, die heilige Maria, die Ägypterin, hat Euch bereits einmal auferweckt; sie könnte müde werden, ein Wunder zu tun, das Christus selbst nicht zweimal versuche.«

»Im Gegenteil, Rémy, Du kannst Dir gar nicht vorstellen, welch einen Genuss es bereitet, wenn man glücklich ist, sein Leben gegen das Leben eines Andern einzusetzen. Ich versichere Dich, dass ich mich nie gern geschlagen habe, wenn ich große Summen im Spiele verloren, meine Geliebte bei einem Fehltritt ertappt, oder mir irgend etwas vorzuwerfen hatte; so oft aber im Gegenteil meine Börse rund, mein Herz leicht und mein Gewissen rein ist, gehe ich keck und lustig auf den Kampfplatz: dann bin ich meiner Hand sicher. Ich lese in der Tiefe der Augen meines Gegners; ich werfe ihn mit meinem Glücksstrahl nieder; ich bin in der Lage eines Menschen, der beim Würfelspiel im Vorteil ist und den Wind Fortuna's das Geld seines Gegners sich zutreiben fühlt. Nein, dann bin ich glänzend und meiner gewiss. Ich würde mich unstreitig heute bewunderungswürdig schlagen, Rémy,« sprach der junge Mann, dem Doktor die Hand reichend, »denn mit Deiner Hilfe bin ich sehr glücklich.«

»Wartet einen Augenblick,« versetzte der Haudouin, »Ihr werdet Euch dennoch, wenn es Euch gefällig ist, dieses Vergnügens

berauben. Eine mir befreundete schöne Dame hat mir Euch empfohlen und mich schwören lassen, Euch unversehrt zu erhalten, unter dem Vorwand, Ihr wäret Ihr das Leben schuldig, und man hätte nicht die Freiheit, über das, was man schuldig ist, zu verfügen.«

»Guter Rémy,« sagte Bussy, sich in die Woge des Geistes versenkend, welche dem verliebten Menschen Alles, was man sagt und was man tut, zu hören und zu sehen gestattet, wie man hinter einer Gaze im Theater die Gegenstände ohne ihre Ecken und ohne die Rauheiten ihrer Töne erblickt . . . ein köstlicher Zustand, der beinahe ein Traum ist, denn während wir mit der Seele dem zarten, treuen Gedanken folgen, sind unsere Sinne zerstreut durch das Wort oder die Gebärde eines Freundes.

»Ihr nennt mich guter Rémy,« sprach der Haudouin, »weil ich Euch Frau von Monsoreau habe wiedersehen lassen; doch werdet Ihr mich auch noch guter Rémy nennen, wenn Ihr von ihr getrennt seid, und leider naht der Tag, wenn er nicht bereits eingetreten ist.«

»Was sagst Du?« rief Bussy mit heftigem Tone. »Wir wollen nicht hierüber scherzen, Meister Haudouin.«

»Ei! mein Herr, ich scherze nicht; wisst Ihr nicht, dass sie nach Anjou abreist, und dass mich selbst der Schmerz trifft, von Mademoiselle Gertrude getrennt zu werden? . . . Ah!«

Bussy konnte sich eines Lächelns über die scheinbare Verzweiflung von Rémy nicht erwehren.

»Du liebst sie sehr?« fragte er.

»Ich glaube wohl . . . und sie erst . . . Wenn Ihr wüsstet, wie sie mich schlägt.«

»Und Du gibst das zu?«

»Aus Liebe für die Wissenschaft. Sie hat mich gezwungen, eine ausgezeichnete Pomade zu Tilgung der blauen Flecken zu erfinden.«

»Dann müsstest Du mehrere Töpfe an Schomberg schicken.«

»Sprechen wir nicht mehr von Schomberg; es ist abgemacht, dass wir ihn seinen Schmutz nach Belieben abwaschen lassen.«

»Ja, und lass uns auf Frau von Monsoreau oder vielmehr auf Diana von Méridor zurückkommen, denn Du weißt . . . «

»O mein Gott! ja, ich weiß.«

»Rémy, wann reisen wir ab?«

»Ah! das vermutete ich; so spät als möglich, Herr Graf.«

»Warum dies?«

»Einmal, weil wir in Paris den lieben Herrn von Anjou, den Führer der Gemeinde, haben, der sich gestern Abend, wie mir scheint, in solche Geschichten gesteckt hat, dass er Eurer offenbar bedarf.«

»Und hernach?«

»Hernach, weil Herr von Monsoreau in Folge eines ganz besonderen Segens nichts vermutet, wenigstens in Beziehung auf Euch, und weil er wohl etwas vermuten dürfte, wenn er Euch zu gleicher Zeit wie seine Frau, welche nicht seine Frau ist, aus Paris verschwinden sehen würde.«

»Nun, was ist mir an seinen Vermutungen gelegen?«

»Oh! ja, doch mir liegt sehr viel daran, mein lieber Herr. Ich übernehme es, die im Duelle erhaltenen Degenstiche wieder zu flicken, denn da Ihr ein Fechter erster Stärke seid, so werdet Ihr nie sehr bedeutende Wunden bekommen; aber ich weise die Dolchstiche zurück, die im Hinterhalte beigebracht werden, besonders von eifersüchtigen Ehemännern; das sind Tiere, welche in solchen Fällen sehr hart stoßen; gedenkt nur des armen Herrn von Saint-Mégrin, der auf eine so abscheuliche Weise von unserem Freunde, Herrn von Guise um das Leben gebracht wurde.«

»Was willst Du, lieber Freund, wenn es in meinem Verhängnis liegt, von Herrn von Monsoreau getötet zu werden?«

»Nun?«

»Nun, so wird er mich töten.«

»Und acht Tage, einen Monat, ein Jahr nachher wird Frau von Monsoreau ihren Gatten heiraten, was Eure Seele, die dies von oben oder von unten sieht und sich nicht widersetzen kann, weil sie keinen Körper mehr hat, ungeheuer wütend machen muss.«

»Du hast Recht, Rémy; ich will leben.«

»Ja, gut, doch mit dem Leben ist noch nicht Alles abgemacht, glaubt mir, Ihr müsst meine Ratschläge befolgen; Ihr müsst gegen den Monsoreau artig sein; er ist in diesem Augenblick furchtbar

eifersüchtig auf den Herzog von Anjou, weil dieser, während Ihr zum Glück vor Fieber in Eurem Bette schauertet, unter den Fenstern der Dame wie ein abenteuernder Spanier auf- und abging und an seinem Aurilly erkannt wurde. Kommt ihm auf jede Weise entgegen, diesem guten Gatten, der es nicht ist; habt nicht einmal den Anschein, als fragtet Ihr, was aus seiner Frau geworden; es ist dies unnötig, da Ihr es doch wisst, und er wird überall austreten, Ihr seid der einzige Edelmann, der die Tugenden von Scipio: Mäßigkeit und Keuschheit, besitze.«

»Ich glaube, Du hast Recht,« sprach Bussy, »da ich nicht mehr auf den Bären eifersüchtig bin, so will ich ihn zähmen, das wird höchst possierlich sein. Ah! verlange nun von mir, was Du willst, Rémy; Alles ist mir leicht, denn ich bin glücklich.«

In diesem Augenblick klopfte Jemand an die Türe und die zwei Tischgenossen schwiegen.

»Wer ist da?« fragte Bussy.

»Monseigneur«, antwortete ein Page, »es ist unten ein Herr, der Euch sprechen will.«

»Mich sprechen, so frühe; wer ist es?«

»Ein großer Herr, in einem grünen Sammetkleid mit rosenfarbigen Strümpfen, ein etwas lächerliches Gesicht, sieht aber aus wie ein ehrlicher Mann.«

»Ei!« dachte Bussy ganz laut, »sollte es Schomberg sein?«

»Er hat gesagt: ein großer Herr.«

»Das ist wahr; oder der Monsoreau?«

»Er sagt: sieht aus wie ein ehrlicher Mann.«

»Du hast Recht, Rémy, es kann weder der Eine noch der Andere sein; lasst ihn eintreten.«

Der Gemeldete erschien nach einem Augenblick auf der Schwelle.

»Ah! mein Gott,« rief Bussy, bei dem Anblick des Besuches hastig aufstehend, während Rémy, ein bescheidener Freund, sich durch die Türe eines Kabinetts entfernte.

»Herr Chicot!« rief Bussy.

»Er selbst, Herr Graf,« antwortete der Gascogner.

Der Blick von Bussy heftete sich auf ihn mit dem Erstaunen,

das in allen Buchstaben ausdrückt, ohne dass der Mund den geringsten Anteil an dem Gespräche zu nehmen nötig hat: »Mein Herr, in welcher Absicht kommt Ihr hierher?«

Ohne anders gefragt zu werden, erwiderte auch Chicot mit sehr ernstem Tone:

»Mein Herr, ich komme, um Euch einen kleinen Handel vorzuschlagen.«

»Lasst hören, mein Herr,« versetzte Bussy erstaunt.

»Was versprecht Ihr mir, wenn ich Euch einen großen Dienst leiste?«

»Das hängt von dem Dienste ab, mein Herr,« antwortete Bussy ziemlich verächtlich.

Der Gascogner stellte sich, als bemerkte er diese verächtliche Miene nicht, setzte sich nieder und sagte, seine langen Beine über einander kreuzend:

»Ich bemerke, dass Ihr mir nicht die Ehre erweist, mich zum Sitzen einzuladen.«

Bussy stieg die Röte in das Gesicht.

»Ihr müsst noch so viel zu der Belohnung beifügen, die mir zukommen wird, wenn ich Euch den fraglichen Dienst geleistet habe,« sagte Chicot.

Bussy antwortete nicht.

»Mein Herr,« fuhr Chicot, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, fort, »kennt Ihr die Ligue?«

»Ich habe viel davon sprechen hören,« antwortete Bussy, der nun dem, was ihm der Gascogner sagte, eine gewisse Aufmerksamkeit zu schenken anfang.

»Nun wohl, mein Herr, Ihr müsst folglich wissen, dass es eine Verbindung ehrlicher Christen ist, welche sich in der Absicht, auf eine religiöse Weise ihre Nachbarn, die Hugenotten, niederzumetzeln, vereinigt haben. — Gehört Ihr zu der Ligue, mein Herr? Ich gehöre dazu.«

»Aber, mein Herr . . . «

»Sagt nur Ja oder Nein.«

»Erlaubt mir zu staunen . . . «

»Ich gab mir die Ehre, Euch zu fragen, ob Ihr zur Ligue gehört;

habt Ihr mich verstanden?«

»Herr Chicot,« sagte Bussy, »da ich die Fragen nicht liebe, deren Sinn ich nicht begreife, so bitte ich Euch, das Gespräch zu verändern, und ich werde noch einige dem Wohlanstand bewilligte Minuten warten, um Euch zu sagen, dass ich, insofern ich die Fragen nicht liebe, natürlich auch die Frager nicht liebe.«

»Sehr gut: der Wohlanstand ist wohlanständig, wie der liebe Herr von Monsoreau sagt, wenn er guter Laune ist.«

Bei dem Namen Monsoreau, den der Gascogner ohne eine scheinbare Anspielung aussprach, wurde Bussy wieder aufmerksam.

»Hm!« sagte er ganz leise, »sollte er etwas vermuten und mir diesen Chicot zugeschickt haben, um mich auszuforschen? . . . «

Dann laut:

»Lasst hören, Herr Chicot, kommt zur Sache, Ihr wisst, dass wir nur noch ein paar Minuten haben.«

»*Optime!* einige Minuten, das ist viel. In einigen Minuten sagt man sich vielerlei Dinge; ich sage Euch also, dass ich mich in der Tat der Mühe, Euch zu fragen, hätte überheben können, insofern Ihr, wenn Ihr nicht bei der heiligen Ligue seid, unzweifelhaft bald dabei sein werdet, da Herr von Anjou dabei ist.«

»Herr von Anjou, wer hat Euch das gesagt?«

»Er selbst, mit meiner Person sprechend, wie die Herren Juristen sagen, oder vielmehr schreiben, wie zum Beispiel der gute und liebe Herr Nicolas David schrieb . . . diese Fackel des *forum parisiense*, welche Fackel erloschen ist, ohne dass man weiß, wer sie ausgeblasen hat: Ihr begreift aber, dass Ihr, wenn der Herr Herzog von Anjou bei der Ligue ist, wohl nicht umhin könnt, auch dabei zu sein, Ihr, der Ihr beim Teufel sein rechter Arm seid! Die Ligue weiß zu gut, was sie tut, um einen einarmigen Führer anzunehmen.«

»Nun, Herr Chicot, und hernach?« sagte Bussy mit einem offenbar höflicheren Tone, als er bis dahin gehabt hatte.

»Hernach,« erwiderte Chicot, »nun hernach, wenn Ihr dabei seid, oder man glaubt nur, dass Ihr dabei seid, und das wird man sicherlich glauben, so wird Euch begegnen, was Seiner königlichen Hoheit begegnet ist.«

»Was ist denn Seiner königlichen Hoheit begegnet?« fragte Bussy.

»Mein Herr,« antwortete Chicot ausstehend und die Stellung nachahmend, welche Bussy einen Augenblick vorher angenommen hatte, »ich liebe die Fragen nicht und erlaube mir Euch sogleich zu sagen, ich liebe auch die Frager nicht; ich habe also große Lust, Euch tun zu lassen, was man in dieser Nacht Eurem Herrn getan hat.«

»Herr Chicot,« sagte Bussy mit einem Lächeln, das alle Entschuldigungen enthielt, welche ein Edelmann machen kann, »sprecht, ich bitte Euch, wo ist der Herr Herzog?«

»Er ist im Gefängnis.«

»Wo dies?«

»In seinem Zimmer. Vier von meinen Freunden bewachen ihn scharf: Herr von Schomberg, der gestern Abend blau angemalt wurde, wie Ihr wisst, da Ihr im Augenblick der Operation gerade dort vorübergingt; Herr von Épernon, der von der Furcht, die er ausgestanden hat, gelb aussieht; Herr von Quélus, der vor Zorn rot, und Herr von Maugiron, der vor Überdruß weiß ist; das ist hübsch anzuschauen, denn da der Herr Herzog aus Angst grün zu werden anfängt, so können wir Bevorzugten des Louvre einen vollkommenen Regenbogen genießen.«

»Mein Herr,« sagte Bussy, »Ihr glaubt also, meine Freiheit sei bedroht?«

»Bedroht? wartet doch ein wenig; ich nehme sogar an, dass man in diesem Augenblick auf dem Wege ist, sein muss . . . oder sein müsste . . . um Euch zu verhaften.«

Bussy bebte.

»Liebt Ihr die Bastille, Herr von Bussy? das ist ein für Betrachtungen ganz geeigneter Ort, und Herr von Laurent Testu, der Gouverneur desselben, macht eine ziemlich angenehme Küche mit seinen jungen Tauben.«

»Man würde mich also in die Bastille setzen?« rief Bussy.

»Meiner Treue! ich muss in meiner Tasche etwas wie einen Befehl haben, Euch dahin zu führen, Herr von Bussy.

Wollt Ihr ihn sehen?«

Chicot zog wirklich hiernach aus den Taschen seiner Hose, in

der drei Schenkel wie der seinige Platz gehabt hätten, einen Befehl in bester Form, des Inhalts, Herrn Louis von Clermont, Seigneur von Bussy d'Amboise, überall, wo er wäre, zu verhaften und gefänglich einzuziehen.

»Redaktion von Herrn von Quélus,« sagte Chicot, »sehr gut geschrieben.«

»Ah! mein Herr,« rief Bussy, gerührt durch die Handlung von Chicot, »Ihr leistet mir in der Tat einen großen Dienst.«

»Ich glaube, ja; seid Ihr auch meiner Ansicht, mein Herr?«

»Mein Herr, ich beschwöre Euch, behandelt mich als einen ehrenhaften Mann; rettet Ihr mich heute, um mir bei einem andern Zusammentreffen zu schaden? denn Ihr liebt den König, und der König liebt mich nicht.«

»Mein Herr Graf,« sprach Chicot von seinem Stuhle aufstehend und sich verbeugend, »ich rette Euch, um Euch zu retten, denkt nun von meiner Handlung, was Euch beliebt.«

»Aber ich bitte, welchem Umstand soll ich ein solches Wohlwollen zuschreiben?«

»Vergesst Ihr, dass ich eine Belohnung von Euch verlangt habe?«

»Das ist wahr.«

»Nun?«

»Oh! mein Herr, von ganzem Herzen.«

»Ihr werdet also ebenfalls tun, was ich früher oder später von Euch fordere?«.

»So wahr ich Bussy heiße! insofern die Sache tunlich ist.«

»Das genügt mir,« sprach Chicot aufstehend.

»Steigt nun zu Pferde und verschwindet; ich überbringe den Befehl demjenigen, welchem er zukommt.«

»Ihr solltet mich also nicht selbst verhaften?«

»Geht doch, für wen haltet Ihr mich? Ich bin ein Edelmann.«

»Aber ich verlasse meinen Herrn.«

»Nehmt Euch das nicht zu Gewissen, er hat Euch bereits verlassen.«

»Ihr seid ein braver Edelmann, Herr Chicot,« sagte Bussy zu dem Gascogner.

»Bei Gott! ich weiß es wohl,« erwiderte dieser.

Bussy rief den Haudouin.

Der Haudouin, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, horchte an der Türe: er trat sogleich ein.

»Rémy!« rief Bussy, »Rémy unsere Pferde.«

»Sie sind gesattelt, Monseigneur,« antwortete Rémy ruhig.

»Mein Herr,« sagte Chicot, »das ist ein junger Mann, der viel Geist hat.«

»Bei Gott!« sprach Rémy, »ich weiß es wohl.«

Und Chicot grüßte ihn und er grüßte Chicot, wie es etwa fünfzig Jahre später Guillaume Gorju und Gauthier Garguille gemacht hätten.

Bussy raffte ein paar Stöße Taler zusammen, steckte sie in seine Taschen und in die des Haudouin, grüßte Chicot, dankte ihm zum letzten Male und schickte sich an hinabzugehen.

»Verzeiht, Herr,« sagte Chicot, »Ihr müsst mir erlauben, Eurer Abreise beizuwohnen.«

Und er folgte Bussy und dem Haudouin bis in den kleinen Hof vor dem Stall, wo wirklich zwei Pferde gesattelt an den Händen des Pagen warteten.

»Wohin gehen wir?« fragte Rémy, nachlässig die Zügel seines Pferdes zusammenfassend.

»Ich denke . . . « sagte Bussy zögernd, oder wenigstens scheinbar zögernd.

»Was meint Ihr zu der Normandie, mein Herr,« versetzte Chicot, der ihm zuschaute und die Pferde als Kenner prüfend betrachtete.

»Nein,« antwortete Bussy, »das ist zu nahe.«

»Was denkt Ihr von Flandern?« fuhr Chicot fort.

»Das ist zu weit.«

»Ich glaube,« sagte Rémy, »Ihr werdet Euch für Anjou entscheiden, was in einer vernünftigen Entfernung von hier liegt, nicht wahr, Herr Graf?«

»Ja, Anjou, das geht,« antwortete Bussy errötend.

»Mein Herr,« sprach Chicot, »da Ihr Eure Wahl getroffen habt und abreisen wollt . . . «

»Auf der Stelle.«

»So habe ich die Ehre, Euch zu grüßen; gedenkt meiner in Euren Gebeten.«

Und der würdige Mann entfernte sich stets gleich ernst und gleich majestätisch, mit seinem ungeheuren Raufdegen an die Ecken der Häuser stoßend.

»Das ist doch das Verhängnis, Herr,« sagte Rémy.

»Rasch vorwärts!« rief Bussy, »vielleicht holen wir sie ein.«

»Ah! Herr,« sprach der Haudouin, »wenn Ihr das Verhängnis unterstützt, so raubt Ihr ihm sein Verdienst.«

Und sie brachen auf.

Achtes Kapitel.

Das Schachspiel von Chicot, das Bilboquet von Quélus und das Blasrohr von Schomberg.

Man darf wohl sagen, dass Chicot trotz seiner scheinbaren Kälte mit der vollsten Freude in den Louvre zurückkehrte.

Es war für ihn eine dreifache Befriedigung, einem Braven wie Bussy einen Dienst geleistet, an einer Intrige gearbeitet, und für den König einen Staatsstreich möglich gemacht zu haben, wie ihn die Umstände erforderten.

Bei dem wohlbekanntem Kopfe und Herzen von Bussy, bei dem wohlbekanntem Verbindungsgeiste der Herren von Guise, war man großer Gefahr preisgegeben, wenn man einen stürmischen Tag über der guten Stadt Paris sich erheben sah.

Alles, was der König gefürchtet, Alles, was Chicot vorhergesehen, geschah, wie sich erwarten ließ.

Herr von Guise, nachdem er am Morgen bei sich die Hauptliguisten empfangen, von denen ihm jeder die mit Unterschriften bedeckten Register überbrachte, die wir an den Kreuzwegen, vor den Türen der bedeutendsten Wirtshäuser und sogar auf den Altären der Kirchen geöffnet gesehen haben; Herr von Guise, nachdem er der Ligue einen Führer versprochen und Jeden hatte schwören lassen, er werde den Führer anerkennen, den der König ernenne; Herr von Guise endlich, nachdem er mit dem Kardinal und mit Herrn von Mayenne eine Unterredung gepflogen, verließ sein Hotel, um sich zu dem Herzog von Anjou zu begeben, den er gegen zehn Uhr am Abend vorher aus dem Gesicht verloren hatte.

Chicot vermutete den Besuch; sobald er die Wohnung von Bussy verließ, streifte er daher auch unverzüglich in der Gegend des Hotel Alençon umher, das an der Ecke der Rue Hautefeuille und der Rue Saint-André lag. Er war ungefähr eine Viertelstunde hier, als er den Erwarteten aus der Rue de la Huchette hervorkommen sah.

Chicot verschwand an der Ecke der Rue du Cimetière, und der

Herzog trat in das Hotel, ohne ihn gesehen zu haben.

Der Herzog fand den ersten Kammerdiener des Prinzen sehr unruhig darüber, dass er seinen Herrn nicht hatte zurückkommen sehen; aber er vermutete, was vorgefallen war, nämlich, dass der Herzog von Anjou im Louvre, Nachtquartier genommen.

Der Herzog fragte, ob er in Abwesenheit des Prinzen nicht Aurilly sprechen könnte; der Kammerdiener antwortete, Aurilly wäre im Kabinett seines Herrn, und es stünde ihm vollkommen frei, ihn zu befragen.

Aurilly, der Lautenspieler und Vertraute des Prinzen, war wirklich, wie man sich erinnert, in alle Geheimnisse des Herrn Herzogs von Anjou eingeweiht und musste besser als irgend Jemand wissen, wo sich Seine Hoheit befand.

Aurilly war mindestens eben so unruhig, als der Kammerdiener, und er legte von Zeit zu Zeit seine Laute, über welche seine Finger zerstreut hinliefen, nieder, um sich dem Fenster zu nähern und durch die Scheiben zu schauen, ob der Herzog nicht zurückkäme.

Man hatte dreimal in den Louvre geschickt und jedes Mal hatte man die Antwort erhalten, sehr spät in den Palast zurückgekehrt, schlief Monseigneur noch.

Herr von Guise erkundigte sich bei Aurilly nach dem Herzog von Anjou.

Aurilly war am Abend zuvor an der Ecke der Rue de l'Arbre-Sec durch eine Gruppe, welche die Versammlung vor der Türe des Gasthauses zum Schönen Gestirne vermehrte, von seinem Herrn getrennt worden und zurückgekehrt, um ihn im Hotel Alençon zu erwarten, ohne dass er etwas von dem Entschluss Seiner Königlichen Hoheit, im Louvre zu schlafen, wusste.

Der Lautenspieler erzählte sodann dem lothringischen Prinzen die dreifache Gesandtschaft, die er nach dem Louvre geschickt, und die Antwort, welche allen drei Boten zu Teil geworden war.

»Er schläft um elf Uhr, das ist kaum glaublich,« sagte der Herzog, »der König selbst ist gewöhnlich um diese Stunde auf. Ihr solltet in den Louvre gehen, Aurilly.«

»Ich habe wohl daran gedacht, Monseigneur, doch ich befürchte, dieser angebliche Schlaf ist ein Befehl, den er dem

Concierge des Louvre erteilt hat, und er selbst befindet sich wegen irgend eines galanten Abenteuers in der Stadt; wenn dem so wäre, so würde Monseigneur vielleicht ärgerlich darüber werden, dass man ihn suchte.«

»Aurilly,« entgegnete der Herzog, »glaubt mir, Monseigneur ist ein zu vernünftiger Mann, um an einem Tage wie der heutige einem Liebeshandel nachzulaufen. Geht also ohne Furcht in den Louvre und Ihr werdet Monseigneur dort finden.«

»Ich gehe, mein Herr, da Ihr es wünscht; doch was soll ich ihm sagen?«

»Ihr sagt ihm, die Zusammenberufung im Louvre sei auf zwei Uhr angeordnet, und er wisse wohl, dass wir uns besprechen müssen, ehe wir uns bei dem König einfinden. Ihr begreift, Aurilly,« fügte der Herzog mit einer ziemlich unehrerbietigen Bewegung übler Laune bei, »Ihr begreift, dass es sich in dem Augenblick, wo der König einen Führer für die Ligue zu ernennen im Begriffe ist, nicht darum handelt, zu schlafen.«

»Sehr gut, Monseigneur, und ich werde Seine Hoheit bitten, hierher zu kommen.«

»Wo ich ihn mit Ungeduld erwarte, mögt Ihr ihm sagen, denn, auf zwei Uhr zusammenberufen, sind bereits Viele im Louvre, und es ist kein Augenblick zu verlieren. Ich lasse mittlerweile Herrn von Bussy holen.«

»Es wird geschehen, Monseigneur. Doch was soll ich tun, wenn ich Seine Hoheit nicht finde?«

»Wenn Ihr Seine Hoheit nicht findet, Aurilly, so sucht sie nicht zu eifrig, es genügt, wenn Ihr ihr später sagt: Ich habe mich bemüht, sie zu treffen. In jedem Fall werde ich eine Viertelstunde vor zwei Uhr im Louvre sein.«

Aurilly verbeugte sich vor dem Herzog und ging weg.

Chicot sah ihn aus dem Hotel kommen und erriet die Ursache seines Ausgangs.

Wenn der Herr Herzog von Guise die Haft von Herrn von Anjou erfuhr, so war Alles verloren oder es geriet wenigstens Alles in Verwirrung. Chicot gewährte, dass Aurilly die Rue de la Huchette hinaufging, um den Weg über den Pont Saint-Michel einzuschlagen, schritt daher mit aller Geschwindigkeit seiner

langen Beine die Rue Saint-André-des-Arts hinab und eilte über die Seine in dem Augenblick, wo Aurilly kaum vor dem großen Châtelet anlangte.

Wir wollen Aurilly folgen, da er uns unmittelbar auf den Schauplatz der wichtigen Ereignisse des Tages führt.

Er ging die mit Bürgern, welche alle den Anblick von Triumphatoren hatten, besetzten Quais hinab und erreichte den Louvre, der mitten unter diesem ganzen Pariser Jubel mit seiner ruhigsten und gesegnetsten Erscheinung vor ihn trat.

Aurilly kannte seine Leute und seinen Hof; er plauderte zuerst mit dem Offizier vom Thor, der stets eine bedeutende Person für die Neuigkeitensucher und Skandalriecher war.

Der Offizier vom Thor war ganz Honig; der König war in der besten Laune erwacht.

Aurilly ging vom Offizier vom Thor zum Concierge über.

Der Concierge ließ frisch gekleidete Diener die Revue passieren und verteilte unter sie Hellebarden von einem neuen Muster.

Er lächelte dem Lautenspieler zu und erwiderte seine Bemerkungen über Regen und schön Wetter, was Aurilly, die beste Meinung von der politischen Atmosphäre gab.

Dem zu Folge ging Aurilly weiter und stieg die zu dem Herzog führende große Treppe hinauf, wobei er viele Grüße an die bereits auf den Zugängen und in den Vorzimmern zerstreut umher stehenden Höflinge austeilte.

An der Türe der Wohnung Seiner Hoheit fand er Chicot auf einer Art Feldstuhl sitzend.

Chicot spielte ganz allein Schach und schien in eine tiefe Kombination versunken.

Aurilly suchte vorüberzugehen, aber Chicot nahm mit seinen langen Beinen die ganze Länge des Ruheplatzes ein.

Er war genötigt, dem Gascogner auf die Schulter zu klopfen.

»Ah! Ihr seid es,« sagte Chicot, »verzeiht, Herr Aurilly.«

»Was macht Ihr denn, Herr Chicot?«

»Ich spiele Schach, wie Ihr seht.«

»Ganz allein?«

»Ganz allein . . . ich studiere einen Coup . . . versteht Ihr das Schachspiel, mein Herr?«

»Kaum.«

»Ja, ich weiß, Ihr seid Musiker, und die Musik ist eine so schwierige Kunst, dass diejenigen, welche sich ihr widmen, genötigt sind, derselben ihre ganze Zeit und ihren ganzen Verstand zu überlassen.«

»Es scheint, der Coup ist sehr bedeutend?« fragte Aurilly lachend.

»Ja, mein König beunruhigt mich; Ihr sollt erfahren, Herr Aurilly, dass beim Schachspiele der König eine höchst nichtige, unbedeutende Person ist, welche keinen Willen hat, nur einen Schritt rechts, einen Schritt links, einen Schritt vorwärts, einen Schritt rückwärts machen kann, während er von sehr behenden Feinden, von Rittern, welche mit einem Male drei Felder springen, und von einer Menge von Bauern umgeben ist, die ihn bedrängen, pressen, mit Plackereien überhäufen, so dass er, wenn er schlecht beraten wird, in kurzer Zeit ein verlorener Monarch ist; er hat allerdings seinen Narren, der hin und hergeht, von einem Ende des Schachbretts zum andern tragt, der das Recht hat, sich vor ihn, hinter ihn und neben ihn zu stellen, doch es ist darum nicht minder wahr, dass der Narr, je mehr er seinem König ergeben ist, desto mehr sich selbst preisgibt, Herr Aurilly, und in diesem Augenblick, muss ich Euch gestehen, befinden sich mein König und sein Narr in einer sehr gefährlichen Stellung.«

»Doch wie kommt es,« fragte Aurilly, »wie kommt es, Herr Chicot, dass Ihr alle diese Kombinationen vor der Türe Seiner Hoheit studiert?«

»Weil ich Herrn von Quélus erwarte, der hier ist.«

»Wo hier?« fragte Aurilly.

»Bei Seiner Hoheit.«

»Herr von Quélus bei Seiner Hoheit?« versetzte Aurilly erstaunt.

Während dieses Gespräches machte Chicot dem Lautenspieler Raum, indem er seine Anstalt in den Korridor versetzte, wodurch sich der Bote von Herrn von Guise nunmehr zwischen ihn und die Eingangstür gestellt fand.

Der Bote zögerte jedoch, diese Türe zu öffnen.

»Aber was tut denn Herr von Quélus bei dem Herrn Herzog von Anjou?« fragte Aurilly, »ich wusste nichts von dieser großen Freundschaft.«

»St!« machte Chicot mit einer geheimnisvollen Miene.

Dann beschrieb er, beständig sein Schachbrett in den Händen haltend, mit seiner langen Person eine krumme Linie, wodurch seine Lippen, ohne dass seine Füße ihren Platz verließen, an das Ohr von Aurilly gelangten.

»Er bittet Seine Königliche, Hoheit wegen eines kleinen Streites, den sie gestern mit einander gehabt, um Verzeihung,« flüsterte Chicot.

»In der Tat?« sagte Aurilly.

»Der König hat es verlangt; Ihr wisst, dass die zwei Brüder in diesem Augenblick im besten Einvernehmen mit einander stehen. Der König wollte eine Unverschämtheit von Herrn von Quélus nicht dulden, und Quélus hat den Befehl erhalten, sich zu demütigen.«

»Wahrhaftig?«

»Ah! Herr Aurilly, ich glaube, wir treten in das goldene Zeitalter, der Louvre wird Arcadien und die zwei Brüder *Arcades ambo*. Oh! verzeiht, Herr Aurilly, ich vergesse immer, dass Ihr ein Musiker seid.«

Aurilly lächelte und ging in das Vorzimmer, die Türe weit genug öffnend, dass Chicot einen höchst bezeichnenden Blick mit Quélus wechseln konnte, der übrigens ohne Zweifel schon benachrichtigt war.

Chicot setzte seine palamedischen Kombinationen wieder fort, wobei er seinen König nicht härter vielleicht, als es ein Souverain in Fleisch und Knochen verdient hätte, wohl aber härter, als es ein unschuldiges Stück Elfenbein verdiente, ausschalt.

Als Aurilly sich im Vorzimmer befand, wurde er sehr höflich von Quélus begrüßt, in dessen Händen ein herrliches Bilboquet von Ebenholz mit Elfenbein eingelegt rasche Evolutionen machte.¹⁷

»Bravo, Herr von Quélus,« sagte Aurilly, als er den jungen Mann einen sehr schwierigen Coup ausführen sah, »bravo!«

»Ah! mein lieber Herr Aurilly,« erwiderte Quélus, »wann werde

ich das Bilboquet so gut spielen, als Ihr die Laute spielt.«

»Wann Ihr eben so viele Tage Euer Spielzeug studiert habt, als ich Jahre brauchte, um mein Instrument zu studieren. Doch wo ist Monseigneur, spracht Ihr ihn nicht diesen Morgen, mein Herr?«

»Ich habe in der Tat Audienz bei ihm, mein lieber Aurilly, doch Schomberg kommt vor mir.«

»Ah! Herr von Schomberg auch,« sagte der Lautenspieler mit neuem Erstaunen.

»Oh! mein Gott, ja. Der König ordnete es so; er ist dort im Speisesaal. Tretet ein, Herr Aurilly und macht mir das Vergnügen, den Prinzen daran zu erinnern, dass wir warten.«

Aurilly öffnete die zweite Tür und erblickte Schomberg, der halb auf einen großen mit Federn ausgestopften Schemel lag.

Schomberg zielte mit einem Blasohr, um durch einen an einem seidenen Faden am Plafond hängenden goldenen Ring Kügelchen von parfümierter Erde zu schießen, von denen er einen großen Vorrat in seiner Jagdtasche hatte, und die ihm ein Lieblingshund jedes Mal zurückbrachte, so oft sie nicht an der Wand zerbrochen waren.

»Wie!« rief Aurilly, »bei Monseigneur eine solche Übung . . . Ah! Herr von Schomberg.«

»Ah! guten Morgen, Herr Aurilly,« sagte Schomberg, den Gang seines Spieles unterbrechend, »Ihr seht, ich töte die Zeit in Erwartung meiner Audienz.«

»Doch wo ist denn Monseigneur?« fragte Aurilly.

»Stille! Monseigneur ist in diesem Augenblick beschäftigt, Épernon und Maugiron zu verzeihen. Aber wollt Ihr nicht eintreten, Ihr, der Ihr in so vertrautem Verhältnis zu dem Prinzen steht.«

»Vielleicht wäre es unbescheiden?« fragte der Musiker.

»Nicht im Geringsten, im Gegenteil, Ihr werdet ihn in seinem Malercabinet finden; tretet ein, Herr Aurilly, tretet ein.«

Und er schob Aurilly an der Schulter in das anstoßende Zimmer, wo der erstaunte Musiker zuerst Épernon erblickte, der vor einem Spiegel seinen Schnurrbart mit Gummi steif machte, während Maugiron am Fenster sitzend Kupferstiche ausschnitt, gegen welche die Basreliefs im Tempel der Venus Aphrodite in Knidos und die Malereien des Fischteiches von Tiber in Capreae

für Heiligenbilder gelten konnten.

Der Herzog saß ohne Degen in einem Lehnstuhl zwischen diesen zwei Männern, welche ihn nur anschauten, um seine Bewegungen zu überwachen, und nur mit ihm sprachen, um ihn unangenehme Worte hören zu lassen.

Als er Aurilly sah, wollte er ihm entgegenzueilen.

»Sachte, Monseigneur,« sprach Maugiron, »Ihr tretet auf meine Bilder.«

»Mein Gott!« rief der Musiker, »was sehe ich hier? man beleidigt meinen Herrn.«

»Der liebe Herr Aurilly,« sagte Épernon, während er seinen Schnurrbart zu biegen fortfuhr, »wie geht es? Sehr gut, denn er kommt mir ein wenig rot vor . . . «

»Tut mir die Freundschaft, Herr Musiker, und bringt mir gefälligst Euren kleinen Dolch,« sprach Maugiron.

»Meine Herren! meine Herren!« rief Aurilly, »erinnert Ihr Euch nicht mehr, wo Ihr seid?«

»Doch, doch, mein lieber Orpheus,« erwiderte Épernon, »deshalb bittet Euch mein Freund um Euren Dolch. Ihr seht, dass der Herr Herzog keinen hat.«

»Aurilly,« sprach der Herzog mit einem Tone voll Schmerz und Wut, »errätst Du denn nicht, dass ich ein Gefangener bin?«

»Gefangener, von wem?«

»Von meinem Bruder. Du hättest es begreifen sollen, als Du meine Kerkermeister erblicktest.«

Aurilly stieß einen Schrei des Erstaunens aus und rief:

»Oh! wenn ich es vermutet hätte!«

»Ihr würdet Eure Laute mitgenommen haben, um Seine Hoheit zu zerstreuen, mein lieber Herr Aurilly,« sprach eine spöttische Stimme, »ich dachte daran, ließ sie holen und hier ist sie.«

Und Chicot reichte wirklich dem armen Musiker seine Laute; hinter Chicot konnte man Quélus und Schomberg sehen, welche gähnten, dass sie sich den Kiefer beinahe ausrenkten.

»Und die Schachpartie, Chicot?« fragte Épernon.

»Oh! ja, es ist wahr,« sagte Quélus.

»Meine Herren, ich glaube, dass mein Narr seinen König rettet;

doch bei Gott! es wird nicht ohne Mühe abgehen. Auf, Herr Aurilly, gebt mir Euren Dolch für diese Laute, Zug um Zug.«

Ganz bestürzt gehorchte der Musiker und setzte sich auf ein Kissen zu den Füßen seines Herrn.

»Nun ist bereits Einer in der Rattenfalle,« sagte Quélus, »gehen wir zu den Andern über.«

Nach diesen Worten, welche Aurilly die Erklärung der vorhergehenden Szenen gaben, kehrte Quélus an seinen Posten im Vorzimmer zurück, wobei er nur Schomberg bat, sein Blasrohr gegen sein Bilboquet zu vertauschen.

»Es ist richtig,« sagte Chicot, »man muss Abwechselung in seine Vergnügungen bringen; um mit den meinigen zu wechseln, will ich die Ligue unterzeichnen.«

Und er verschloss die Türe und ließ die Gesellschaft Seiner Hoheit, um den Lautenspieler vermehrt, zurück.

Neuntes Kapitel.

Wie der König einen Anführer für die Ligue ernannte und wie dies weder Seine Hoheit der Herzog von Anjou, noch Monseigneur der Herzog von Guise war.

Die Stunde des großen Empfangs war gekommen, oder sollte vielmehr kommen, denn seit Mittag empfing der Louvre die bedeutendsten Häupter, die Beteiligten und sogar die Neugierigen. Paris, stürmisch wie am Tage zuvor, nur mit dem Unterschied, dass die Schweizer, welche dem Feste des vorhergehenden Tages nicht beigewohnt hatten, an diesem Tage die Hauptpersonen des Schauspiels waren; Paris, stürmisch wie am Tage zuvor, sagen wir, schickte nach dem Louvre seine Deputationen von Liguisten, seine Körperschaften von Arbeitern, seine Schöpffen, seine Milizen und seine sich immer wieder gebärenden Wellen von Zuschauern, welche an den Tagen, wo das ganze Volk mit irgend Etwas beschäftigt ist, um das Volk her, um es zu beschauen, erscheinen, eben so zahlreich, eben so tätig, eben so neugierig, als ob es in Paris zwei Völker gäbe, und als ob in dieser Stadt, im Kleinen dem Bilde der Welt, sich jede einzelne Person nach Belieben in zwei Teile teilen könnte, von denen die eine handeln und die andere handeln sehen würde.

Es hatte sich also eine beträchtliche Volksmasse um den Louvre zusammengedrängt; doch man zittere darum nicht für den Louvre. Es war noch nicht die Zeit, wo das Gemurmel der Völker, in Donner verwandelt, die Mauern mit dem Hauche seiner Kanonen zertrümmert und das Schloss über seinen Herren zusammenstürzt; die Schweizer, diese Vorfahren des 10. August und des 27. Juli lächelten über die Massen der Pariser, obgleich diese Massen bewaffnet waren, und die Pariser lächelten über die Schweizer, die Zeit war noch nicht für das Volk gekommen, den Vorhof seiner Könige mit Blut zu bespritzen.

Man glaube indessen nicht, dass es dem Drama, weil es minder düster war, an Interesse gebrach; es war im Gegenteil eine der

merkwürdigsten Szenen, die wir bis jetzt skizziert haben, die Szene, welche der Louvre bot. Der König saß in seinem großen Saale, im Thronsaale, von seinen Freunden, von seinen Dienern, von seinen Offizieren, von seiner Familie umgeben und wartete, bis alle Körperschaften vor ihm defiliert hatten, um sodann, ihre Führer in diesem Palast zurücklassend, die ihnen angewiesenen Plätze unter den Fenstern und in den Höfen des Louvre einzunehmen.

Er konnte so mit einem Male in Masse seine Feinde überschauen und beinahe zählen . . . von Zeit zu Zeit durch Chicot unterrichtet, der hinter seinem königlichen Fauteuil verborgen war, gewarnt durch einen Blick der Königin Mutter, oder aufmerksam gemacht durch ein Zittern geringerer Liguisten, welche weniger eingeweiht in die Geheimnisse, als ihre Führer, viel ungeduldiger waren, als diese.

Plötzlich trat Herr von Monsoreau ein.

»Sieh,« sagte Chicot, »schau doch, Henriquet.«

»Was soll ich anschauen?«

»Schau, bei Gott! Deinen Oberstjägermeister an! es ist der Mühe wert; er ist bleich und kotig genug, um ein Anschauen zu verdienen.«

»In der Tat, er ist es,« sprach der König.

Heinrich machte Herrn von Monsoreau ein Zeichen, der Oberstjägermeister näherte sich ihm.

»Was macht Ihr im Louvre, mein Herr?« fragte Heinrich. »Ich glaube, Ihr wäret in Vincennes beschäftigt, uns einen Hirsch zu bestätigen.«

»Der Hirsch war wirklich um sieben Uhr diesen Morgen bestätigt; als es aber beinahe Mittag war und ich keine Nachricht hatte, befürchtete ich, es wäre Euch ein Unglück widerfahren, und eilte hierher.«

»In der Tat?« versetzte der König.

»Sire,« sprach der Graf, »wenn ich mich gegen meine Pflicht verfehlt habe, so schreibt diesen Fehler nur einem Übermaß von Ergebenheit zu.«

»Ja, mein Herr,« antwortete Heinrich, »und glaubt mir, dass ich diese Ergebenheit zu schätzen weiß.«

»Wenn nun . . . « sagte der Graf zögernd, »wenn nun Eure Majestät verlangt, dass ich nach Vincennes zurückkehre, da ich mich überzeugt habe . . . «

»Nein, nein, bleibt, mein Oberstjägermeister, diese Jagd war eine Phantasie, die uns durch den Kopf fuhr und wieder ging, wie sie gekommen ist; bleibt und entfernt Euch nicht, ich brauche in meiner Umgebung Leute, die mir ergeben sind, und Ihr habt Euch selbst unter diejenigen gestellt, auf deren Ergebenheit ich rechnen kann.«

Monsoreau verbeugte sich.

»Wo befiehlt Eure Majestät, dass ich mich aufhalten soll?« fragte der Graf.

»Willst Du mir ihn für eine halbe Stunde geben?« flüsterte Chicot dem König ins Ohr.

»Warum?«

»Um ihn in Wut zu bringen. Was macht es Dir? Du bist mir wohl einige Entschädigung dafür schuldig, dass ich einer so verdrießlichen Zeremonie, wie die, welche Du uns versprichst, beiwohnen muss.«

»Nun, so nimm ihn.«

»Ich habe die Ehre gehabt, Eure Majestät zu fragen, wo sie wünsche, dass ich Platz nehme?« fragte der Graf zum zweiten Male.

»Ich glaubte Euch geantwortet zu haben: Wo Ihr wollt. Hinter meinem Stuhle, zum Beispiel. Dahin stelle ich meine Freunde.«

»Kommt, mein Oberstjägermeister,« sprach Chicot, Herrn von Monsoreau einen Teil von dem Raume überlassend, den er sich allein vorbehalten hatte, »kommt und riecht mir ein wenig diese Bursche da. Das ist ein Wildbret, das man ohne Leithund stellen kann. Donner und Teufel, welch ein Geruch, Herr Graf! Die Schuhmacher ziehen vorüber oder sind vielmehr vorübergezogen; nun kommen die Rotgerber. Tod meines Lebens! mein Oberstjägermeister, wenn Ihr die Fährte von diesen verliert, so erkläre ich Euch, dass ich Euer Anstellungspatent zurücknehme!«

Herr von Monsoreau stellte sich, als hörte er, oder er hörte vielmehr, ohne den Sinn der Worte aufzufassen. Er war zu sehr beschäftigt und schaute mit einer Unruhe umher, welche dem

König um so weniger entging, als Chicot ihn darauf aufmerksam zu machen bemüht war.

»Ei!« sagte er ganz leise zum König, »weißt Du, auf was Dein Oberjägermeister in diesem Augenblick jagt?«

»Nein; auf was jagt er?«

»Auf Deinen Bruder Anjou.«

»Den hat er auf jeden Fall nicht im Gesicht,« sagte Heinrich lachend.

»Nein, er kann höchstens seinen Stand mutmaßen. Ist Dir daran gelegen, dass er nicht erfährt, wo er sich befindet?«

»Es wäre mir nicht unangenehm, wenn er eine falsche Spur verfolgen würde, das muss ich gestehen.«

»Warte, warte! ich will ihn auf eine falsche Spur bringen. Man sagt, der Wolf habe den Geruch des Fuchses; er wird sich darin täuschen. Frage ihn nur, wo die Gräfin sei?«

»Warum dies?«

»Frage ihn immerhin.«

»Herr Graf,« sprach Heinrich, »was habt Ihr denn mit Frau von Monsoreau gemacht? Ich erblicke sie nicht unter diesen Damen.«

Der Graf bebte, als ob ihn eine Schlange in den Fuß gestochen hätte.

Chicot kratzte sich an der Nasenspitze und blinzelte dem König mit den Augen zu.

»Sire,« antwortete der Oberstjägermeister, »die Frau Gräfin ist krank, die Luft von Paris war ihr schädlich und sie reiste in dieser Nacht, nachdem sie sich von der Königin Urlaub erbeten und diesen erhalten hätte, mit dem Baron von Méridor, ihrem Vater, ab.«

»Nach welchem Teile von Frankreich reist sie?« fragte der König, sehr erfreut, eine Gelegenheit zu finden, den Kopf abzuwenden, während die Rotgerber vorüberzogen.

»Nach Anjou, ihrer Heimat, Sire.«

»Es ist wahr,« sagte Chicot ernst, »die Luft von Paris ist schwangeren Frauen nicht zuträglich: *Gravidis uxoribus Lutetia inclemens*. Ich rate Dir, das Beispiel des Grafen nachzuahmen, Heinrich, und Deine Frau auch irgendwohin zu schicken, wenn sie

einmal schwanger sein wird . . . «

Monsoreau erbleichte und schaute Chicot wütend an.

Dieser aber schien, den Ellenbogen auf den königlichen Sessel und das Kinn in seine Hand gestützt, äußerst aufmerksam die Posamentierer zu betrachten, welche unmittelbar auf die Rotgerber folgten.

»Und wer hat Euch gesagt, Herr Unverschämt, die Gräfin wäre schwanger?« murmelte Monsoreau.

»Ist sie es nicht?« sagte Chicot, »mir scheint, es wäre noch viel unverschämter, dies vorauszusetzen.«

»Sie ist es nicht, mein Herr.«

»Halt! halt,« versetzte Chicot, »hast Du gehört, Heinrich? ich glaube, Dein Oberstjägermeister hat denselben Fehler begangen, wie Du; er hat die Hemden Unserer Lieben Frau einander zu nähern vergessen.«

Monsoreau schloss die Fäuste und verschlang seinen Zorn, nachdem er Chicot einen Blick des Hasses und der Drohung zugeworfen hatte, den dieser dadurch erwiderte, dass er seinen Hut auf die Augen drückte und die dünne, lange Feder, welche diesen Hut beschattete, wie eine Schlange spielen ließ.

Der Graf sah, dass der Augenblick schlecht gewählt war, und schüttelte den Kopf, als wollte er von seiner Stirne die Wolken, von denen sie belastet, fallen machen.

Chicot entwölkte sich ebenfalls und sprach, von einer düsteren Miene zum freundlichsten Lächeln übergehend:

»Die arme Gräfin, sie wird vor Langweile auf dem Wege sterben.«

»Ich habe dem König gesagt, sie reise mit ihrem Vater,« erwiderte Monsoreau.

»Es mag sein, ein Vater ist etwas Ehrwürdiges, doch nicht gerade unterhaltend; und wenn sie zu ihrer Zerstreung auf dem Wege nur den würdigen Baron hätte, aber glücklicher Weise . . . «

»Was?« fragte rasch der Graf.

»Was, was?« versetzte Chicot.

»Was soll das glücklicher Weise bedeuten?«

»Ah! ah! es war eine Ellipse, die Ihr machtet, Herr Graf.«

Der Graf zuckte die Achseln.

»Ich bitte Euch um Verzeihung, mein Oberstjägermeister. Die fragende Form, der Ihr Euch bedientet, nennt man eine Ellipse, fragt nur Heinrich, der ein Philolog ist.«

»Ja,« sagte Heinrich, »doch was bedeutete Dein Adverbium: *Glücklicher Weise*.«

»Glücklicher Weise bedeutet glücklicher Weise. Glücklicher Weise, sagte ich und darin bewunderte ich die Güte Gottes. Glücklicher Weise, sagte ich, befinden sich zu dieser Stunde auf der Landstraße einige von unseren Freunden und zwar von den kurzweiligsten, welche die Gräfin, wenn sie dieselbe treffen, sicherlich zerstreuen werden; und,« fügte Chicot nachlässig bei, »und da sie denselben Weg verfolgen, so werden sie die Gräfin sehr wahrscheinlich treffen. Oh! ich sehe sie von hier aus. Siehst Du sie, Heinrich, Du, der Du ein Mann von Einbildungskraft bist? Siehst Du sie auf einem schönen grünen Wege ihre Pferde tummelnd und der Gräfin fünfzig lustige Schwänke erzählend, worüber sich die liebe Dame halb zu Tode lacht?«

Ein zweiter Dolch, noch schneidender als der erste, in die Brust des Oberstjägermeisters gedrückt! Es war jedoch nicht möglich, auszubrechen; der König war anwesend, und Chicot hatte wenigstens für den Augenblick einen Verbündeten im König. Monsoreau nahm auch eine Freundlichkeit an, die für die Anstrengung zeugte, mit der er seine böse Laune bewältigt hatte, und sprach, Chicot zugleich mit dem Blicke und der Stimme schmeichelnd:

»Wie, Ihr habt Freunde, die nach Anjou reisen?«

»Ihr könntet sogar sagen, wir haben, Herr Graf, denn diese Freunde sind noch mehr die Eurigen, als die meinigen.«

»Ihr setzt mich in Erstaunen, Herr Chicot; ich kenne Niemand, der . . . «

»Gut! spielt den Geheimnisvollen.«

»Ich schwöre Ihnen.«

»Mein Herr Graf, diese Freunde sind Euch so teuer, dass Ihr sie so eben aus Gewohnheit, denn es ist Euch vollkommen bekannt, dass sie sich auf der Straße nach Anjou befinden, dass Ihr sie so eben, sage ich, aus Gewohnheit, wie ich gesehen, unter der

Menge gesucht habt . . . vergebens, wohl verstanden.«

»Ich,« versetzte der Graf, »Ihr wollt das gesehen haben?«

»Ja, Ihr, der Oberstjägermeister, der bleichste von allen vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Oberstjägermeistern, von Nimrod bis auf Herrn von d'Antefort, Euren Vorgänger.«

»Herr Chicot . . . «

»Der bleichste, ich wiederhole es: *Veritas veritatum*. Das ist ein Barbarismus, in Betracht, dass es immer nur eine Wahrheit gibt, und insofern, wenn es zwei geben würde, wenigstens eine davon nicht wahr wäre; Ihr seid kein Philolog, lieber Herr Esau.«

»Nein, mein Herr, das bin ich nicht; deshalb bitte ich Euch, unmittelbar auf die Freunde zurückzukommen, von denen Ihr spracht, und, wenn es Euch das Übermaß von Einbildungskraft, das man an Euch bemerkt, gestattet, diese Freunde bei ihren wahren Namen nennen zu wollen.«

»Ei! Ihr wiederholt immer dieselbe Sache. Sucht, Herr Oberstjägermeister, sucht beim Teufel! es ist Euer Gewerbe, die Tiere zu bestätigen, dies beweist der unglückliche Hirsch, den Ihr diesen Morgen gestört habt, ohne dass er es von Euch gewärtigen durfte. Wenn man Euch im Schlafe hindern würde, wäret Ihr damit zufrieden?«

Die Augen von Monsoreau irrten voll Schrecken auf der Umgebung von Heinrich umher.

»Was!« rief er, als er einen Platz neben dem König leer sah.

»Vorwärts!« sagte Chicot.

»Der Herr Herzog von Anjou!« rief der Oberstjägermeister.

»Tajo! tajo! das Tier ist lanciirt,« sprach Chicot.

»Er ist heute abgereist!« rief der Graf.

»Er ist heute abgereist,« antwortete Chicot, »aber er *mag* gestern Abend abgereist sein. Ihr seid kein Philolog, mein Herr, doch fragt den König, der es ist. Wann, das heißt in welchem Augenblick ist Dein Bruder verschwunden, Henriquet?«

»In dieser Nacht,« antwortete der König.

»Der Herzog, der Herzog abgereist,« murmelte Monsoreau bleich und zitternd. »Ah! mein Gott! mein Gott! was sagt Ihr mir da, Sire!«

»Ich sage nicht, mein Bruder sei abgereist,« erwiderte der König, »ich sage nur, er sei in dieser Nacht verschwunden, und seine besten Freunde wissen nicht, wo er sei.«

»Oh!« rief der Graf voll Zorn, »wenn ich das glaubte!«

»Nun! nun! was würdet Ihr tun? Bedenkt übrigens ein wenig, was für ein großes Unglück wäre es denn, wenn er Frau von Monsoreau einige Süßigkeiten vorsagen würde? Er ist der Galant der Familie, unser Freund Franz; er war es für den König Karl IX., zur Zeit, da König Karl IX, noch lebte, und er ist es für König Heinrich III., der etwas Anderes zu tun hat, als galant zu sein; es ist beim Teufel doch das Wenigste, dass es am Hofe einen Prinzen gibt, der den Geist der Franzosen vertritt.«

»Der Herzog, der Herzog abgereist,« wiederholte Monsoreau, »seid Ihr dessen gewiss, mein Herr?«

»Und Ihr?« fragte Chicot.

Der Oberstjägermeister wandte sich noch einmal nach dem Platze um, den gewöhnlich der Herzog in der Nähe seines Bruders einnahm, dieser Platz aber blieb fortwährend leer.

»Ich bin verloren,« murmelte er mit einer Bewegung, die seine Absicht, zu entfliehen, so deutlich bezeichnete, dass ihn Chicot zurückhielt.

»Verhaltet Euch doch ruhig, Mord und Tod! Ihr bewegt Euch fortwährend hin und her, und das macht dem König übel. Ich möchte um mein Leben gern an der Stelle Eurer Frau sein, und wäre es nur, um den ganzen Tag einen Prinzen mit zwei Nasen zu sehen und Herrn Aurilly zu hören, der die Laute spielt wie der selige Orpheus. Welches Glück hat Eure Frau, welches Glück!«

Monsoreau bebte vor Zorn.

»Ruhig, Herr Oberstjägermeister,« sagte Chicot, »Verbergt doch Eure Freude; seht, die Sitzung beginnt; es ist unschicklich, so seine Leidenschaften zu offenbaren; hört die Rede des Königs.«

Der Oberstjägermeister war genötigt, an seinem Platze zu bleiben, denn der Saal des Louvre hatte sich wirklich allmählich gefüllt: er verharrte also unbeweglich und in der vom Ceremonial vorgeschriebenen Stellung. Die ganze Versammlung hatte sich niedergesetzt, Herr von Guise trat ein und beugte das Knie vor

dem König, nicht ohne einen Blick unruhigen Erstaunens auf den von dem Herrn Herzog von Anjou leer gelassenen Stuhl zu werfen.

Der König stand auf; die Herolde befahlen Stillschweigen.

»Meine Herren«, sprach der König unter dem tiefsten Stillschweigen, nachdem er sich versichert hatte, dass Épernon, Schomberg, Maugiron und Quélus, von ihrer Wache durch einen Posten von sechs Schweizern abgelöst, eingetreten waren und sich hinter ihm hielten, »meine Herren, gleichsam zwischen den Himmel und die Erde gestellt, hört ein König eben so wohl die Stimmen, die ihm von Oben, als die Stimmen, die ihm von Unten zukommen, nämlich das, was Gott befiehlt, und das, was sein Volk verlangt. Die Vereinigung aller Gewalten in einem einzigen Bunde zusammengefasst, um den katholischen Glauben zu verteidigen, enthält eine Bürgschaft für alle meine Untertanen, das begreife ich sehr wohl. Ich halte auch den Rat, den uns mein Vetter von Guise gegeben hat, ganz genehm und erkläre die heilige Ligue als ordentlich und wie sich's gehört gebilligt und eingesetzt, und da ein so großer Körper ein gutes und mächtiges Haupt haben muss, da es von Wichtigkeit erscheint, dass der zu Aufrechterhaltung der Kirche berufene Führer einer der eifrigsten Söhne der Kirche ist, und dass ihm dieser Eifer durch seine Natur und durch seine Stellung eingeprägt und vorgezeichnet wird, so erwähle ich einen christlichen Fürsten, um ihn an die Spitze der Ligue zu stellen, und erkläre, dass fortan dieser Führer heißen wird . . . «

Heinrich machte absichtlich eine Pause.

Der Flug einer Mücke hätte unter dieser allgemeinen Unbeweglichkeit Aufsehen erregt.

Heinrich wiederholte:

»Und erkläre, dass dieser Führer heißen wird: Heinrich von Valois, König von Frankreich und von Polen.«

Diese Worte sprechend erhob Heinrich die Stimme absichtlich, zum Zeichen des Triumphs und um die Begeisterung seiner zum Ausbruch bereiten Freunde anzufachen, wie auch, um die Liguisten vollends niederzuschmettern, deren dumpfes Gemurmel Unzufriedenheit, Erstaunen und Schrecken kundgab.

Der Herzog von Guise blieb wie vernichtet, große Schweißtropfen liefen von seiner Stirne; er wechselte einen Blick mit dem Herzog von Mayenne und dem Kardinal, seinem Bruder, welche sich mitten unter den Gruppen der Häupter der Ligue, der eine zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken, hielten.

Mehr erstaunt als je über die Abwesenheit des Herzogs von Anjou, fing Monsoreau an, der Worte von Heinrich III. sich erinnernd, ruhiger zu werden.

Der Herzog konnte in der Tat verschwunden, und deshalb doch nicht abgereist sein . . .

Der Kardinal verließ, ohne dass es den Anschein einer bestimmten Absicht hatte, die Gruppe, in der er sich befand, und schlüpfte zu seinem Bruder.

»Franz,« sagte er ihm ins Ohr, »wenn ich mich nicht sehr täusche, sind wir hier nicht mehr in Sicherheit. Lasst uns eiligst Abschied nehmen, denn der Pöbel ist seltsam, und der König, den er gestern verfluchte, wird auf einige Tage sein Götze werden.«

»Lasst uns weggehen,« erwiderte Mayenne. »Erwartet unsern Bruder hier, ich will den Rückzug vorbereiten.«

Während dieser Zeit hatte der König zuerst die auf dem Tische liegende und zum Voraus von Herrn von Morvilliers, der einzigen Person, welche nebst der Königin Mutter von dem Geheimnis Kenntnis hatte, abgefasste Urkunde unterzeichnet; als dies geschehen war, sagte er mit dem höhnischen Tone, den er bei Gelegenheit so gut anzunehmen wusste, näselnd zu Herrn von Guise:

»Unterschreibt doch, mein teurer Vetter.«

Und er reichte ihm die Feder und fügte mit der Fingerspitze den Platz bezeichnend bei:

»Dort, dort, unter mir. Dann, gebt die Feder dem Herrn Kardinal und dem Herrn Herzog von Mayenne.«

Doch der Herzog von Mayenne war bereits unten an den Stufen und der Kardinal im andern Zimmer.

Der König bemerkte ihre Abwesenheit und sprach: »Nun so gebt sie dem Oberstjägermeister.«

Der Herzog unterzeichnete, reichte die Feder dem Oberstjägermeister und machte eine Bewegung, um sich

zurückzuziehen.

»Wartet,« sagte der König.

Und während Quélus mit einer spöttischen Miene die Feder aus den Händen von Herrn von Monsoreau nahm, und nicht nur der ganze gegenwärtige Adel, sondern auch alle zu diesem Ereignis zusammengerufene Vorsteher von Körperschaften sich anschickten, unter dem König auf fliegende Blätter zu unterzeichnen, deren Folge die verschiedenen Register bilden sollten, in denen am Abend vorher Jeder, groß oder klein, edel oder gemein, seinen Namen hatte einschreiben können, während dieser Zeit sagte der König zum Herzog von Guise:

»Mein Vetter, es war, glaube ich, Eure Ansicht für die Bewachung unserer Hauptstadt ein gutes Heer mit allen Kräften der Ligue zu errichten? Das Heer ist errichtet und zwar auf eine entsprechende Weise, insofern der natürliche General der Pariser der König ist.«

»Sicherlich,« antwortete der Herzog, ohne genau zu wissen, was er sagte.

»Doch ich vergesse nicht,« fuhr der König fort, »ich vergesse nicht, dass noch ein anderes Heer zu befehligen ist, und dass dieser Oberbefehl von Rechts wegen dem ersten Kriegsmanne des Reiches zukommt. Während ich bei der Ligue befehlige, befehligt Ihr bei der Armee, mein Vetter.«

»Und wann soll ich abreisen?« fragte der Herzog.

»Auf der Stelle,« antwortete der König.

»Heinrich, Heinrich,« sagte Chicot, den die Etiquette verhinderte, geraden Wegs auf den König zuzulaufen, um ihn in voller Rede aufzuhalten, wozu er große Lust hatte.

Da ihn aber der König nicht hörte, oder wenn er ihn hörte, nicht begriff, so schritt er, eine ungeheure Feder in der Hand haltend, ehrfurchtsvoll vor und brach sich Bahn bis zum König, dem er ganz leise zuflüsterte: »Du wirst wohl schweigen, doppelter Pinsel.«

Doch es war bereits zu spät, der König hatte, wie wir gesehen, dem Herzog von Guise seine Ernennung schon angekündigt und übergab ihm trotz aller Gebärden und Grimassen des Gascogners sein zum Voraus unterzeichnetes Patent.

Der Herzog von Guise nahm sein Patent und ging hinaus.

Der Kardinal erwartete ihn an der Türe des Saals und der Herzog von Mayenne erwartete Beide am Thor des Louvre.

Sie stiegen auf der Stelle zu Pferde, und nach kaum zehn Minuten waren alle drei außerhalb Paris.

Der Rest der Versammlung zog sich allmählich zurück.

Die Einen riefen: »Es lebe der König!« die Andern: »Es lebe die Ligue!«

»Ich habe wenigstens ein großes Problem gelöst,« sagte Heinrich lachend.

»O ja, Du bist ein tüchtiger Mathematiker,« murmelte Chicot.

»Allerdings,« versetzte der König, »indem ich alle diese Schufte die zwei entgegengesetzten Rufe ausstoßen machte, gelang es mir, sie Eines und dasselbe schreien zu lassen.«

»*Sta bene!*« sagte die Königin Mutter, Heinrich die Hand drückend.

»Glaube dies und trinke Milch,« sprach der Gascogner, »sie ist wütend, denn die Guisen sind durch den Schlag niedergeschmettert.«

»Oh! Sire, Sire, welch einen herrlichen Gedanken habt Ihr da gehabt,« riefen die Günstlinge, sich stürmisch dem König nähernd.

»Sie glauben, es werde ihnen Geld wie Manna regnen.«

Heinrich wurde im Triumph in seine Gemächer zurückgeführt; mitten unter dem Cortège, der den König begleitete, spielte Chicot die Rolle des antiken Verleumders, indem er seinen Herrn mit Wehklagen verfolgte.

Die Beharrlichkeit, mit der Chicot den Halbgott des Tages daran erinnerte, dass er nur ein Mensch war, fiel ihm dergestalt auf, dass er alle Welt entließ und mit Chicot allein blieb.

»Hört, Freund,« sagte Heinrich sich gegen den Gascogner umwendend, »wisst Ihr, dass Ihr nie zufrieden seid, Meister Chicot, und dass dies höchst lästig wird? Was Teufels! ich verlange keine Gefälligkeit von Euch, sondern gesunden Verstand.«

»Du hast Recht, Heinrich, denn dessen bedarfst Du am meisten.«

»Gestehe wenigstens, dass der Streich gut gespielt war?«
»Das ist es gerade, was ich nicht zugestehen will.«
»Ah! Du bist eifersüchtig, mein Herr König von Frankreich?«
»Ich, Gott soll mich behüten! ich würde mir bessere Gegenstände zur Eifersucht wählen.«
»Den Teufel! Herr Epilogist.«
»Oh! welch eine furchtbare Eitelkeit!«
»Sprich, bin ich König der Ligue, oder bin ich es nicht.«
»Gewiss, Du bist es ganz unzweifelhaft. Aber . . . «
»Was aber?«
»Du bist nicht mehr König von Frankreich.«
»Und wer ist denn König von Frankreich?«
»Jedermann außer Dir, Heinrich, Dein Bruder zuerst.«
»Mein Bruder? Von wem sprichst Du?«
»Von Herrn von Anjou, bei Gott!«
»Den ich gefangen halte?«
»Ja, denn obgleich Gefangener ist er gesalbt und Du bist es nicht.«
»Durch wen ist er gesalbt?«
»Durch den Kardinal von Guise; in der Tat, Heinrich, ich rate Dir, noch einmal von Deiner Polizei zu sprechen; man salbt einen König in Paris in Gegenwart von zwei und dreißig Personen in der Sainte-Geneviève-Kirche, und Du weißt es nicht.«
»Den Teufel, und Du weißt es?«
»Ganz gewiss.«
»Und wie kannst Du wissen, was ich nicht weiß?«
»Oh! weil Du Dir Deine Polizei durch Herrn von Morvilliers machen lässt, während ich sie mir selbst mache.«
Heinrich runzelte die Stirne.
»Wir haben also bereits als König von Frankreich, ohne Heinrich von Valois zu zählen, Franz von Anjou, dann haben wir noch, lass sehen,« sagte Chicot, indem er sich die Miene gab, als suchte er, »wir haben noch den Herzog von Guise.«
»Den Herzog von Guise?«
»Den Herzog von Guise, Heinrich von Guise, Heinrich der

Balafgré. Ich wiederhole Dir: wir haben noch den Herzog von Guise.«

»In der Tat, ein schöner König, den ich verbanne, den ich zur Armee schicke.«

»Gut! als ob man Dich nicht nach Polen verbannt hätte; als ob es nicht näher von La Charité nach dem Louvre, denn von Warschau nach Paris wäre! Oh! es ist wahr, Du schickst ihn zur Armee; das ist die Feinheit des Stoßes, die Geschicklichkeit des Streiches; Du schickst ihn zur Armee, das heißt, Du stellst dreißig tausend Mann unter seine Befehle; alle Donner und welche Armee! . . . eine wahre Armee . . . nicht wie Deine Armee der Ligue . . . Nein . . . nein . . . eine Armee von Bürgern, das ist gut für Heinrich von Valois, den König der Mignons; Heinrich von Guise braucht eine Armee von Soldaten und von welchen Soldaten! von abgehärteten, an den Krieg gewöhnten, durch die Kanone geröteten Leuten, welche fähig sind, zwanzig Heere der Ligue zu verschlingen, so dass Heinrich von Guise, bereits König der Sache nach, wenn er eines Tags den albernen Gedanken hätte, König dem Namen nach werden zu wollen, nur seine Trompeten gegen die Hauptstadt drehen und sagen dürfte: ›Vorwärts! verschlingen wir Paris als *einen* Bissen und Heinrich von Valois und den Louvre zugleich,‹ und sie würden es tun, die Bursche, ich kenne sie.«

»Ihr vergesst nur Eines bei Eurer Beweisführung, Ihr erhabener Politiker,« sprach Heinrich.

»Ah, verdammt! wohl möglich, besonders wenn das, was ich vergesse, ein vierter König ist.«

»Nein,« sagte Heinrich mit erhabener Verachtung, »Ihr vergesst, dass man, um den Gedanken zu haben, über Frankreich zu regieren, während ein Valois die Krone trägt, ein wenig rückwärts schauen und seine Ahnen zählen muss. Käme ein solcher Gedanke Herrn von Anjou, so wollte ich es mir noch gefallen lassen; er ist vom Geschlecht, um Ansprüche zu machen; seine Ahnen sind die meinigen; die Waage kann zwischen uns schwanken, denn unter uns ist es nur eine Erstgeburtsfrage. Aber Herr von Guise . . . geht doch, Meister Chicot, studiert die Wappenkunst, Freund, und sagt uns, ob die Lilien von Frankreich nicht von besserem Hause sind, als die Amseln von Lothringen.«

»Ei! Ei!« rief Chicot, »das ist gerade der Irrtum, Heinrich.«

»Wie, wo ist der Irrtum?«

»Allerdings. Herr von Guise ist von viel besserem Hause, als Du glaubst.«

»Von besserem Hause, als ich vielleicht?« entgegnete Heinrich lächelnd.

»Es gibt kein vielleicht, mein lieber Henriquet.«

»Ihr seid ein Narr, Herr Chicot.«

»Bei Gott! das ist mein Titel.«

»Aber ich sage, ein wirklicher Narr, ein Narr, den man binden sollte. Lernt ein wenig lesen, mein Freund.«

»Nun wohl, Heinrich, Du, der Du lesen kannst, Du, der Du nicht nötig hast, in die Schule zurückzukehren, wie ich, lies ein wenig dieses.«

Chicot zog hiernach aus seiner Brust das Pergament hervor, auf welches Nicolas David die uns bekannte Genealogie geschrieben hatte, dieselbe, welche von Avignon, gebilligt vom Papst, zurückgekommen war und Heinrich von Guise von Karl dem Großen abstammen ließ.

Heinrich erleichte, sobald er einen Blick auf das Pergament geworfen und bei der Unterschrift des Legaten das Siegel des heiligen Vaters erkannt hatte.

»Was sagst Du dazu, Heinrich?« fragte Chicot, »die Lilien sind etwas verrückt, wie? So wahr Gott lebt, die Amseln scheinen mir so hoch fliegen zu wollen, als der Adler Cäsars; nimm Dich in Acht, mein Sohn!«

»Sprich, durch welches Mittel hast Du Dir diese Genealogie verschafft?«

»Ich, beschäftige ich mich mit dergleichen Dingen? sie hat mich aufgesucht.«

»Aber wo war sie, ehe sie Dich aufsuchte?«

»Unter dem Kopfkissen eines Advokaten.«

»Und wie hieß dieser Advokat?«

»Meister Nicolas David.«

»Wo war er?«

»In Lyon.«

»Und wer hat sie unter dem Kopfkissen dieses Advokaten geholt?«

»Einer von meinen Freunden.«

»Was macht dieser Freund?«

Er predigt.«

»Wie heißt er?«

»Gorenflot.«

»Wie,« rief Heinrich, »der abscheuliche Liguist, der die aufrührerische Rede in Sainte-Geneviève hielt und mich gestern in den Straßen von Paris beschimpfte?«

»Du erinnerst Dich der Geschichte von Brutus, der den Narren spielte . . . «

»Dein Genovever ist also ein tiefer Politiker?«

»Habt Ihr von Herrn von Machiavelli, dem Sekretär der Republik Florenz, sprechen hören? Eure Großmutter ist seine Schülerin.«

»Er hat also dieses Pergament dem Advokaten entwendet?«

»Ah! ja wohl, entwendet; er hat es ihm mit Gewalt genommen.«

»Nicolas David, diesem Raufer?«

»Nicolas David, diesem Raufer.«

»Dein Mönch ist also mutig?«

»Wie Bayard.«

»Und nachdem er diesen schönen Schlag ausgeführt, hat er sich nicht vor mir gezeigt, um seine Belohnung in Empfang zu nehmen?«

»Er ist demütig in sein Kloster zurückgekehrt und wünscht nur, man möge vergessen, dass er es verlassen hat.«

»Demnach ist er bescheiden?«

»Wie der heilige Crispin.«

»Chicot, so wahr ich ein Edelmann bin, Dein Freund erhält die erste erledigte Abtei,« sprach der König.

»Ich danke für ihn, Heinrich.«

»Meiner Treue,« sagte Chicot sodann zu sich selbst, »er steht nun zwischen Mayenne und Valois, zwischen einem Stricke und einer Präbende; wird er gehenkt, wird er Abt werden? Das Ende wird es lehren. In jedem Fall muss er, wenn er noch schläft, in diesem Augenblick drollige Träume haben.«

Zehntes Kapitel.

Eteokles und Polynikes.

Dieser Tag der Ligue endigte stürmisch und glänzend, wie er angefangen hatte.

Die Freunde des Königs freuten sich, die Prediger der Ligue schickten sich an, Bruder Heinrich zu kanonisieren, und unterhielten sich, wie man es einst beim heiligen Moritz getan hatte, von den großen Kriegertaten von Valois, dessen Jugend so strahlend gewesen war.

Die Günstlinge sagten: »Endlich ist der Löwe erwacht.«

Die Liguisten sagten:

»Endlich hat der Fuchs die Falle erraten.«

Und da der Charakter der französischen Nation hauptsächlich Eitelkeit ist und die Franzosen Häupter von untergeordnetem Verstand nicht lieben, so freuten sich die Verschwörer selbst, dass sie von ihrem König überlistet worden waren.

Die Vornehmsten derselben hatten sich allerdings in Sicherheit gebracht.

Die drei lothringischen Prinzen hatten Paris mit verhängten Zügeln verlassen, und ihr Hauptagent, Herr von Monsoreau, war im Begriff, aus dem Louvre wegzugehen und Anstalten zu seiner Abreise zu treffen, um den Herrn Herzog von Anjou einzuholen.

Doch in dem Augenblick, wo er den Fuß auf die Schwelle setzte, trat Chicot auf ihn zu.

Der Palast war leer von Liguisten, und der Gascogner hatte nichts mehr für seinen König zu befürchten.

»Wohin geht Ihr denn in so großer Hast, Herr Oberstjägermeister?«

»Zu Seiner Hoheit,« antwortete der Graf lakonisch.

»Zu Seiner Hoheit?«

»Ja, ich bin unruhig über Monseigneur. Wir leben nicht in einer Zeit, wo die Prinzen sich ohne ein gutes Gefolge auf die Reise begeben können.«

»Oh! dieser ist brav, so brav, dass man es verwegen nennen könnte.«

Der Oberstjägermeister schaute den Gascogner an.

»In jedem Fall,« sagte Chicot, »wenn Ihr unruhig seid, bin ich es noch viel mehr.«

»Über wen?«

»Immer über dieselbe Hoheit.«

»Warum?«

»Ihr wisst nicht, was man spricht?«

»Sagt man nicht, er sei abgereist?«

»Man sagt, er sei tot,« flüsterte der Gascogner ganz leise dem Grafen in's Ohr.

»Bah!« versetzte Monsoreau mit einem Tone des Erstaunens, der von einer Beimischung der Freude nicht ganz frei war, »Ihr sagtet doch, er wäre auf dem Wege.«

»Verdammt, man hatte mich überredet. Ich bin so vertrauensvoll, dass ich jeden Bären glaube, den man mir aufbindet; nun aber habe ich alle Ursache, anzunehmen, dass der arme Prinz, wenn er sich auf dem Wege befindet, auf dem Wege nach der andern Welt begriffen ist.«

»Was veranlasst Euch zu diesem traurigen Gedanken?«

»Nicht wahr, er ist gestern in den Louvre hereingekommen?«

»Allerdings; ich kam mit ihm herein.«

»Nun, man hat ihn nicht wieder hinausgehen sehen.«

»Aus dem Louvre?«

»Nein.«

»Doch Aurilly?«

»Verschwunden!«

»Doch seine Leute?«

»Verschwunden! verschwunden! verschwunden!«

»Das ist ein Scherz, nicht wahr, Herr Chicot?« sagte der Oberstjägermeister.

»Fragt!«

»Wen?«

»Den König.«

»Man fragt Seine Majestät nicht.«

»Bah! es ist nur, wie man sich dabei benimmt.«

»Hört,« sagte der Graf, »ich kann nicht in einem solchen Zweifel bleiben.«

Und Chicot verlassend, oder vielmehr ihm voranschreitend, ging er nach dem Kabinett des Königs.

Seine Majestät hatte sich so eben entfernt.

»Wohin ist der König gegangen?« fragte der Oberstjägermeister, »ich muss ihm über gewisse Befehle, die er mir gegeben, Bericht erstatten.«

»Zu dem Herrn Herzog von Anjou,« antwortete derjenige, an welchen er sich wandte.

»Zu dem Herrn Herzog von Anjou!« sagte der Graf zu Chicot, »der Prinz ist also nicht tot?«

»Ah! ich fürchte, es ist nicht viel besser,« versetzte der Gascoqner.

Die Gedanken des Oberstjägermeisters verwirrten sich ganz und gar; es wurde zur Gewissheit, dass Herr von Anjou den Louvre nicht verlassen hatte. Einzelne Gerüchte, die er auffasste, gewisse Bewegungen von Dienstleuten bestätigten ihm die Wahrheit.

Da er aber die eigentliche Ursache der Abwesenheit des Prinzen nicht wusste, so setzte ihn diese Abwesenheit in einem so entscheidenden Augenblick in Erstaunen.

Der König hatte sich wirklich zu dem Herzog von Anjou begeben; da aber der Oberstjägermeister, trotz seines großen Verlangens, zu erfahren, was bei dem Prinzen vorging, nicht bis zu ihm dringen konnte, so musste er in der Flur auf Nachrichten warten.

Um der Sitzung beizuwohnen, hatten die vier Mignons erwähnstermaßen ihre Stelle an Schweizer übergeben; doch sobald die Versammlung vorüber war, trug trotz des Überdrusses, den ihnen ihre Wache bei dem Prinzen bereitete, der Wunsch, Seiner Hoheit unangenehm zu sein, indem sie ihm den Triumph des Königs mitteilen würden, den Sieg über den Widerwillen davon, und sie nahmen wieder ihren Posten ein, Schomberg und Épernon im Salon, Maugiron und Quélus unmittelbar in dem

Zimmer Seiner Hoheit.

Franz fühlte sich seinerseits von der furchtbaren, durch die Unruhe verdoppelten Langweile heimgesucht, und es ist nicht zu leugnen, das Gespräch dieser Herren war durchaus nicht geeignet, ihn zu zerstreuen.

»Siehst Du,« rief Quélus von einem Ende des Zimmers zum andern, als ob der Prinz gar nicht da gewesen wäre, Maugiron zu, »siehst Du, Maugiron, erst seit einer Stunde fange ich an, unsern Freund Valois zu schätzen; in der Tat, es ist ein großer Politiker.«

»Erkläre Deine Worte,« erwiderte Maugiron, sich auf einer Chaise-longue breit machend.

»Der König hat ganz laut von der Verschwörung gesprochen, folglich stellte er sich vorher, als merkte er nichts davon; stellte er sich, als merkte er nichts davon, so fürchtete er sie; wenn er aber nun ganz laut davon sprach, so fürchtete er sie nicht mehr.«

»Logisch,« sagte Maugiron.

»Wenn er sie nicht mehr fürchtet, so wird er sie bestrafen; Du kennst Valois, er glänzt gewiss durch eine große Anzahl hoher Eigenschaften, aber seine strahlende Person ist ziemlich dunkel in Beziehung auf Milde.«

»Zugestanden.«

»Wenn er aber nun die genannte Verschwörung bestraft, so geschieht es durch einen Prozess; findet ein Prozess statt, so bekommen wir, ohne uns viel Mühe zu geben, eine zweite Vorstellung der Geschichte von Amboise zu genießen.«

»Bei Gott, ein schönes Schauspiel!«

»Ja, und wobei unsere Plätze zum Voraus bezeichnet sind, wenn nicht . . . «

»Lass hören, wenn nicht . . . «

»Wenn nicht . . . das ist auch möglich, wenn man nicht alle richterliche Formen bei Seite lässt, wegen der Stellung der Angeklagten, und die Sache, wie man zu sagen pflegt, unter dem Kaminmantel abmacht.«

»Ich bin für die letzte Meinung,« sprach Maugiron, »so werden gewöhnlich Familienangelegenheiten behandelt; und die neueste Verschwörung ist eine wahre Familienangelegenheit.«

Aurilly warf dem Prinzen einen unruhigen Blick zu.

»Meiner Treu,« sprach Maugiron, »ich weiß Eines: ich würde an der Stelle des Königs die ganzen Köpfe nicht schonen; in der Tat, weil sie zweimal schuldig sind, wenn sie sich eine Verschwörung erlauben, glauben diese Herren, es sei ihnen jede Conspiration gestattet. Ich sage also, ich würde einen oder zwei mit Ruten streichen lassen, Einen ganz besonders und zwar tüchtig, dann würde ich die ganze Brut ertränken.«

»In diesem Falle wäre es nicht übel, wenn man die berüchtigte Erfindung der Säcke wieder ins Leben rufen würde,« rief Quélus.

»Und worin bestand die Erfindung?«

»Eine königliche Laune, welche sich ungefähr aus dem Jahre 1350 herschreibt; man band nämlich einen Menschen in einen Sack in Gesellschaft von drei bis vier Katzen und warf das ganze in das Wasser; die Katzen, welche die Feuchtigkeit nicht ertragen können, fühlten sich nicht so bald in der Seine, als sie sich wegen des Unfalls, der ihnen begegnet, an den Menschen hielten, dann gingen in dem Sack Dinge vor, welche man leider nicht sehen konnte.«

»In der Tat, Du bist der Born des Wissens, und Dein Gespräch ist höchst interessant.«

»Man könnte diese Erfindung nicht auf die Führer anwenden; die Vornehmen haben immer das Recht, die Wohltat der Enthauptung auf öffentlichen Platze oder die Ermordung in einem Winkel zu fordern; doch wie Du sagtest, auf die Brut, und unter Brut verstehe ich die Günstlinge. Die Stallmeister, Haushofmeister, die Lautenspieler . . . «

»Meine Herren,« stammelte Aurilly bleich vor Schrecken.

»Antworte doch nicht, Aurilly,« sagte Franz, »das kann nicht mich betreffen und folglich auch nicht mein Haus; man spottet nicht über Prinzen von Geblüt in Frankreich.«

»Nein, man behandelt sie ernsthafter,« sagte Quélus, »man schneidet ihnen den Hals ab; Ludwig XI., der große König, enthielt sich dessen nicht, zum Beweise dient Herr von Nemours.«

Die Mignons waren so weit in ihrem Gespräche, als man Geräusch im Salon hörte; die Türe öffnete sich und der König erschien auf der Schwelle.

Franz stand auf und rief:

»Sire, ich appelliere an Eure Gerechtigkeit wegen der unwürdigen Behandlung, die mich Eure Leute erdulden lassen.«

Doch Heinrich schien seinen Bruder weder gesehen noch gehört zu haben.

»Guten Morgen, Quélus,« sagte er, seinen Günstling auf beide Wangen küssend, »guten Morgen, mein Kind, Dein Anblick erquickt meine Seele; und Du, mein armer Maugiron, wie geht es Dir?«

»Ich langweile mich zum Sterben,« antwortete Maugiron, »als ich es übernahm, Euren Bruder zu bewachen, Sire, glaubte ich, es würde unterhaltender sein. Pfui! der langweilige Prinz; das ist ganz der Sohn Eures Vaters und Eurer Mutter.«

»Sire, Ihr hört,« sagte Franz, »liegt es denn in Eurem königlichen Willen, dass man Euren Bruder so beleidigt?«

»Stille, mein Herr,« erwiderte Heinrich, ohne sich umzudrehen, »ich liebe es nicht, dass meine Gefangenen sich beklagen.«

»Gefangener, so lange es Euch gefällt, doch dieser Gefangene ist darum nicht minder Euer«

»Der Titel, den Ihr anruft, ist gerade derjenige, welcher Euch in meinem Geiste zu Grunde richtet. Mein Bruder schuldig, ist doppelt schuldig.«

»Doch wenn er es nicht ist?«

»Er ist es!«

»Welches Verbrechens?«

»Mir missfallen zu haben, mein Herr.«

»Sire,« sagte Franz gedemütigt, »bedürfen unsere Familienstreitigkeiten der Zeugen?«

»Ihr habt Recht. Meine Herren, meine Freunde, lasst mich also einen Augenblick mit meinem Herrn Bruder plaudern.«

»Sire,« flüsterte ihm Quélus zu, »es ist nicht klug von Eurer Majestät, zwischen zwei Feinden zu bleiben.«

»Ich nehme Aurilly mit,« sagte Maugiron dem König in das andere Ohr.

Die zwei Edelleute führten Aurilly, der zugleich vor Neugierde brannte und vor Unruhe starb, mit sich hinaus.

»Wir sind nun allein,« sagte der König.

»Ich erwartete diesen Augenblick mit Ungeduld, Sire.«

»Und ich auch; ah! Ihr trachtetet nach meiner Krone, mein würdiger Etiokles; ah! Ihr machtet Euch aus der Ligue ein Mittel und aus dem Throne ein Ziel. Ah! man salbte Euch in einem Winkel von Paris, in einer einsamen Kirche, damit Ihr Euch plötzlich den Parisern ganz glänzend von heiligem Öle zeigen könntet.«

»Eure Majestät lässt mich nicht sprechen,« sagte Franz, der allmählich den Zorn des Königs steigen fühlte.

»Warum sprechen? um zu lügen, oder wenigstens um mir Dinge zu sagen, die ich eben so gut weiß, als Ihr; doch nein, Ihr würdet lügen, mein Bruder, denn das Geständnis dessen, was Ihr getan habt, wäre zugleich das Geständnis, dass Ihr den Tod verdientet! Ihr würdet lügen, und diese Schande will ich Euch ersparen.«

»Mein Bruder! mein Bruder!« versetzte Franz bestürzt, »ist es wirklich Eure Absicht, mich mit solchen Schmähungen zu überhäufen?«

»Wenn das, was ich sage, für Schmähung gehalten werden kann, so lüge ich, und ich will dann auch lügen. Sprecht, sprecht, ich höre, unterrichtet uns darüber, dass Ihr kein Unredlicher, und was noch schlimmer ist, kein Ungeschickter seid.«

»Ich weiß nicht, was Eure Majestät damit sagen will, und sie scheint es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, in Rätseln mit mir zu sprechen.«

»Dann will ich Euch meine Worte erklären,« rief Heinrich mit einer drohenden Stimme, welche gewaltig an die Ohren von Franz klang: »Ja, Ihr habt gegen mich konspiriert, wie Ihr einst gegen meinen Bruder Karl konspiriertet; nur geschah es früher mit Hilfe des Königs von Navarra, während es heute mit Hilfe des Herzogs von Guise geschieht. Ein schöner Plan, ich bewundere ihn: er hätte Euch eine herrliche Stelle in der Geschichte der Usurpatoren verschafft. Es ist wahr, früher krocht Ihr wie eine Schlange, und heute wollt Ihr beißen wie ein Löwe; nach der Treulosigkeit die offene Gewalt, nach dem Gifte das Schwert.«

»Gift! was wollt Ihr damit sagen, mein Herr!« rief Franz bleich vor Zorn und wie jener Etiokles, mit dem ihn Heinrich verglichen

hatte, eine Stelle suchend, wo er Polynikes mit seinen Flammenblicken, in Ermanglung von Schwert und Dolch, treffen könnte. »Welches Gift?«

»Das Gift, mit dem Du unsern Bruder Karl ermordet hast; das Gift, das Du Heinrich von Navarra, Deinem Verbündeten, bestimmtest. Es ist bekannt, dieses unselige Gift; unsere Mutter hat schon so oft davon Gebrauch gemacht, deshalb hast Du ohne Zweifel darauf Verzicht geleistet; deshalb wolltest Du die Rolle eines Feldherrn spielen und die Milizen der Ligue befehligen. Doch schau mir wohl in's Gesicht, Franz,« fuhr Heinrich mit einem drohenden Schritte gegen seinen Bruder fort, »schau mich an und sei überzeugt, dass ein Mann von Deinem Schlage niemals einen Mann von dem meinigen töten wird.«

Franz wankte unter dem Gewichte dieses furchtbaren Angriffs; aber ohne Rücksicht, ohne Barmherzigkeit für seinen Gefangenen fuhr der König fort:

»Das Schwert! das Schwert! ich mochte Dich wohl in diesem Zimmer mit mir unter vier Augen das Schwert in der Hand haltend sehen. Ich habe Dich bereits im Betrüge besiegt, Franz; denn auch ich habe krumme Pfade eingeschlagen, um zum Throne von Frankreich zu gelangen, doch um diese Pfade zurückzulegen, musste man über den Bauch von einer Million Polen hin schreiten; das war etwas Anderes. Wenn Ihr Betrüger sein wollt, so seid es, aber auf diese Weise; wenn Ihr mich nachahmen wollt, so ahmt mich nach, doch nicht indem Ihr mich verkleinert. Das sind königliche Intrigen, das ist eine Betrügerei eines Feldherrn würdig; ich wiederhole Dir also, in listigen Ränken bist Du besiegt und in einem ehrlichen Kampfe würdest Du getötet. Denke also nicht mehr daran, auf die eine oder die andere Weise zu kämpfen, denn von nun an handle ich als König, als Gebieter, als Despot, von nun an überwache ich Dich in allen Deinen Bewegungen und Schwankungen, verfolge ich Dich in Deiner Finsternis, und bei dem geringsten Zögern, bei dem geringsten Zweifel, bei der geringsten Dunkelheit strecke ich meine mächtige Hand aus und werfe Dich, den Schwachen, keuchend dem Beile meines Henkers zu. Dies hatte ich Dir in Beziehung auf unsere Familienangelegenheiten zu sagen, mein Bruder; deshalb wollte ich Dich ohne Zeugen sprechen, Franz; deshalb werde ich

meinen Freunden befehlen, Dich diese Nacht allein zu lassen, damit Du über meine Worte nachdenken kannst. Bringt die Nacht wirklich guten Rat, wie man sagt, so muss dies besonders bei Gefangenen der Fall sein.«

»Also wegen einer Laune Eurer Majestät,« murmelte der Herzog, »auf einen Verdacht, der einem bösen Traum gleicht, den Ihr gemacht hättet, bin ich bei Euch in Ungnade gefallen?«

»Besser, Franz! Du bist unter meine Gerechtigkeit gefallen.«

»Aber bestimmt doch wenigstens eine Frist meiner Gefangenschaft, Sire, damit ich weiß, woran ich mich zu halten habe.«

»Wenn man Euch Euer Urteil vorliest, werdet Ihr es erfahren.«

»Meine Mutter! könnte ich nicht meine Mutter sehen?«

»Warum? Es gab nur drei Exemplare in der Welt von dem berühmten Jagdbuch das mein armer Bruder Karl verschlungen hat . . . verschlungen, ja, das ist das rechte Wort: von den zwei andern ist eines in London, und eines in Florenz. Überdies bin ich kein Nimrod, wie mein armer Bruder. Lebt wohl, Franz!«

Der Prinz fiel ganz niedergeschmettert auf einen Stuhl.

»Meine Herren,« sagte der König, die Türe wieder öffnend, »der Herzog hat mich um die Freiheit gebeten, diese Nacht über eine Antwort nachzudenken, die er mir morgen geben soll. Ihr werdet ihn also allein lassen, mit Ausnahme der Vorsichtbesuche, die Ihr ihm von Zeit zu Zeit machen zu müssen glaubt. Ihr werdet Euren Gefangenen vielleicht etwas exaltiert durch das Gespräch finden, das wir mit einander gehabt haben; aber bedenkt, dass der Herzog von Anjou, gegen mich konspirierend, auf den Titel meines Bruders Verzicht geleistet hat; es gibt also hier nur einen Gefangenen und Wachen, und keine Zeremonien; wenn Euch der Gefangene unartig begegnet, so meldet es mir, ich habe die Bastille unter der Hand, und in der Bastille Meister Laurent Testu, den ersten Mann der Welt, um widerspenstige Gefangene zu bezähmen.«

»Sire! Sire!« murmelte Franz, einen letzten Versuch wagend, »erinnert Euch, dass ich Euer . . . «

»Ihr wart, glaube ich, auch der Bruder von Karl IX.,« sagte Heinrich.

»Aber man gebe mir wenigstens meine Diener zurück.«

»Ihr könnt Euch nicht beklagen, Ich beraube mich der meinigen, um sie Euch zu geben.«

Und der König schloß die Türe vor dem Gesichte seines Bruders, und dieser wich bleich und wankend zurück und sank in seinen Lehnstuhl nieder.

Elftes Kapitel.

Wie man nicht immer seine Zeit verliert, wenn man in den leeren Schränken nachsucht.

Die Szene, welche der Herzog von Anjou mit dem König gehabt, ließ ihn seine Lage als ganz verzweifelt betrachten. Die Mignons machten ihn mit Allem bekannt, was im Louvre vorgefallen; sie schilderten ihm die Niederlage der Herren von Guise und den Triumph von Heinrich noch viel größer, als Beides in Wirklichkeit gewesen war; er hatte, was ihm Anfangs völlig unbegreiflich vorkam, die Stimme des Volks: »Es lebe der König und es lebe die Ligue!« schreien hören. Er fühlte sich verlassen von den Hauptführern, welche ihre eigenen Personen zu verteidigen hatten. Verlassen von seiner durch Vergiftungen und Morde dezimierten, durch Hass und Zwistigkeiten getrennten Familie, seufzte er, die Augen der Vergangenheit zuwendend, an die ihn der König erinnert hatte, und bedenkend, dass er bei seinem Kampfe gegen Karl IX. wenigstens zu Vertrauten oder vielmehr zu Betörten die zwei ergebenen Seelen, die zwei flammenden Schwerter, die man La Mole und Coconnas nannte, gehabt hatte.

Das Beklagen verlorener Vorteile ist die Reue bei vielen Gewissen.

In seiner Vereinzelung fühlte Herr von Anjou zum ersten Male eine Art von Reue, dass er La Mole und Coconnas aufgeopfert.

In jener Zeit liebte, tröstete ihn Schwester Margarethe. Wie hatte er es seiner Schwester Margarethe gelohnt?

Es blieb noch seine Mutter, die Königin Catharina. Sie hatte sich seiner nie anders bedient, als wie *er* sich Anderer bediente, das heißt in der Eigenschaft von Werkzeugen . . . und Franz ließ sich Gerechtigkeit widerfahren. Einmal in den Händen seiner Mutter, fühlte er, dass er sich nicht mehr gehören würde, als das Schiff im Ozean, wenn der Sturm braust, seiner Herr ist.

Er bedachte, dass er noch vor Kurzem ein Herz, das so viel wert war, als alle andere Herzen, einen Degen, der alle andere Degen aufwog, bei sich hatte.

Bussy, der brave Bussy trat in seiner vollen Gestalt vor sein Gedächtnis.

Ah! diesmal glich das Gefühl von Franz wirklich einem Gewissensbisse, denn er hatte Bussy gegen sich aufgebracht, um Monsoreau zu gefallen; er hatte Monsoreau gefallen wollen, weil dieser sein Geheimnis wusste, und nun war das Geheimnis, mit dem dieser beständig drohte, zur Kenntnis des Königs gelangt, so dass Monsoreau nicht mehr zu fürchten war.

Er hatte sich also mit Bussy unnötig und umsonst entzweit, eine Handlung, welche, wie seitdem ein großer Politiker gesagt hat, viel mehr als ein Verbrechen, ein Fehler war.

Welch ein Vorteil wäre es aber für den Prinzen in seiner gegenwärtigen Lage gewesen, zu wissen, dass Bussy, Bussy dankbar und folglich treu, über ihm wachte; Bussy der Unüberwindliche, Bussy das redliche Gemüt; Bussy der Liebling von Allen, so sehr machen ein redliches Gemüt und eine kräftige Hand Jedem, der das eine von Gott und die andere vom Zufall erhalten hat, Freunde.

Wachte Bussy über ihm, so wurde die Freiheit wahrscheinlich, die Rache gewiss.

Doch im Herzen verwundet, grollte Bussy dem Prinzen und hatte sich unter sein Zelt zurückgezogen, und es blieben dem Gefangenen fünf und vierzig Fuß Höhe zu durchmessen, um in die Gräben hinab zu gelangen, und vier Mignons kampfunfähig zu machen, um bis in den Gang zu dringen; abgesehen davon, dass die Höfe voll von Schweizern und Soldaten waren.

Von Zeit zu Zeit kehrte er auch an das Fenster zurück und senkte seinen Blick in die Gräben hinab; doch eine solche Höhe konnte dem mutigsten einen Schwindel verursachen, und Herr von Anjou war durchaus nicht über den Schwindel erhaben.

Dabei trat von Stunde zu Stunde einer von den Wächtern des Prinzen, Schomberg oder Maugiron, Épernon oder Quéhus, in sein Zimmer, machte, ohne sich um die Anwesenheit des Prinzen zu bekümmern, zuweilen sogar auch ohne ihn zu grüßen, seine Runde, öffnete die Türen und die Fenster, durchsuchte die Schränke und die Kisten, schaute unter die Betten und unter die Tische, und versicherte sich sogar, dass die Vorhänge an ihrem

Platze und dass die Leintücher nicht in Streifen zerschnitten waren.

Von Zeit zu Zeit neigten sich diese Wachen über den Balkon, und die fünf und vierzig Fuß Höhe beruhigten sie.

»Meiner Treue,« sagte Maugiron, als er nach einer solchen Durchsuchung zurückkehrte, »meiner Treue, ich leiste darauf Verzicht; ich verlange, nicht mehr den Saal zu verlassen, wo bei Tage unsere Freunde uns besuchen, und nicht mehr bei Nacht von vier Stunden zu vier Stunden aufzuwachen, um dem Herrn Herzog von Anjou einen Besuch abzustatten.«

»Man sieht auch wohl, dass wir große Kinder sind,« sagte Épernon, »und dass wir stets Kapitän und nie Soldaten gewesen; wir verstehen es nicht, den Befehl auszulegen.«

»Wie dies?« fragte Quélus.

»Allerdings; was verlangt der König? dass wir Herrn von Anjou bewachen, und nicht, dass wir ihn anschauen.«

»Um so mehr,« versetzte Maugiron, »als er gut zu bewachen, aber gar nicht schön anzuschauen ist.«

»Vortrefflich,« rief Schomberg, »aber nehmen wir uns in Acht, in unserer Bewachung nicht nachlässig zu werden, der Teufel ist verschmitzt.«

»Das mag sein,« sprach Épernon, »doch man muss nicht nur verschmitzt sein, wie mir scheint, um über den Leib von vier Burschen, wie wir sind, zu schreiten.«

Und sich aufrichtend, kräuselte Épernon stolz seinen Schnurrbart.

»Er hat Recht,« sagte Quélus.

»Gut,« entgegnete Schomberg, »glaubst Du, der Herr Herzog von Anjou sei so einfältig, es zu versuchen, gerade durch unsere Galerie zu entfliehen? Wenn er sich durchaus flüchten will, so wird er ein Loch durch die Mauer machen.«

»Womit? er hat keine Waffen.«

»Er hat die Fenster,« sagte ziemlich schüchtern Schomberg, der die Tiefe der Gräben gemessen zu haben sich erinnerte.

»Ah! die Fenster! das ist bei meinem Worte reizend,« rief Épernon, »bravo, Schomberg! die Fenster! Du würdest also fünf und vierzig Fuß hinabspringen.«

»Ich gestehe, dass fünf und vierzig Fuß . . . «

»Und er, der hinkt, er, der ungeschickt ist, er, der furchtsam ist wie . . . «

»Du,« versetzte Schomberg.

»Mein Lieber,« sprach Épernon, »Du weißt, dass ich nur vor Gespenstern Angst habe; das ist eine Nervensache.«

»Alle diejenigen, welche er im Duell getötet hat, sind ihm in derselben Nacht erschienen,« sprach Quélus mit ernstem Tone.

»Lachen wir nicht,« versetzte Maugiron, »ich habe eine Menge von wunderbaren Entweichungen gelesen, mit Betttüchern zum Beispiel.«

»Ah! was das betrifft, die Bemerkung von Maugiron ist sehr vernünftig,« sagte Épernon. »Ich sah in Bordeaux einen Gefangenen, der sich mittelst seiner Betttücher geflüchtet hatte.«

»Du hörst,« rief Schomberg.

»Ja,« erwiderte Épernon, »aber seine Schenkel waren gebrochen und der Kopf gespalten; sein Tuch war zufällig um etwa dreißig Fuß zu kurz gewesen, und er hatte sich genötigt gesehen, zu springen, wonach man die Flucht als vollständig betrachten konnte, denn sein Körper war aus seinem Gefängnis und seine Seele aus seinem Leibe entflohen.«

»Nun, und wenn er entkommt, so haben wir eine Jagd auf einen Prinzen von Geblüt,« sagte Quélus, »wir verfolgen ihn, wir umstellen ihn, und während wir ihn umstellen, bemühen, wir uns ihm, ohne dass es den Anschein einer Absicht hat, etwas zu zerschlagen.«

»Ah! Gottes Tod! dann treten wir in unsere Rolle zurück,« rief Maugiron, »wir sind wieder Jäger und nicht mehr Gefangenenwärter.«

Die Verhandlung schien geschlossen und man ging zu etwas Anderem über, jedoch nicht ohne zu bestimmen, dass man fortwährend von Stunde zu Stunde einen Besuch in dem Zimmer des Prinzen machen müsse.

Die Mignons hatten ganz Recht darin, dass der Herzog von Anjou nie eine Flucht mit Gewalt versuchen und eben so wenig sich zu einer gefahrvollen oder schwierigen Entweichung entschließen würde.

Nicht als ob es dem würdigen Prinzen an Einbildungskraft gefehlt hätte, wir müssen im Gegenteil sagen, dass sich seine Einbildungskraft einer wütenden Arbeit hingab, während er zwischen seinem Bette und dem bekannten Kabinett auf- und abging, das einige Nächte hindurch La Mole bewohnt hatte, als ihn Margarethe in der Bartholomäusnacht bei sich aufgenommen.

Von Zeit zu Zeit drückte sich das bleiche Gesicht des Prinzen an die Scheiben des Fensters, das nach den Gräben des Louvre ging. Jenseits der Gräben dehnte sich ein ungefähr fünfzehn Fuß breites, sandiges Ufer aus, und jenseits dieses Ufers sah man inmitten der Dunkelheit die Seine ruhig wie einen Spiegel sich entrollen.

Auf der andern Seite erhob sich mitten in der Finsternis ein unbeweglicher Riese, das war die Tour de Nesle.

Der Herzog hatte den Sonnenuntergang in allen seinen Phasen verfolgt; er hatte mit dem Interesse, das der Gefangene solchen Schauspielen bewilligt, die Abnahme des Lichtes und die Fortschritte der Dunkelheit verfolgt; er hatte das bewunderungswürdige Schauspiel des alten Paris mit seinen durch die letzten Sonnenstrahlen vergoldeten und durch die ersten Strahlen des Mondes versilberten Dächern betrachtet; allmählich aber ergriff ihn ein gewaltiger Schrecken, als er ungeheure Wolken am Himmel hinrennen und, über dem Louvre sich anhäufend, ein Gewitter für die Nacht verkündigen sah.

Unter anderen Schwächen hatte der Herzog von Anjou auch die, bei dem Lärmen des Donners zu zittern.

Dann hätte er viel gegeben, wenn ihn die Mignons unmittelbar unter ihren Augen bewacht haben würden, und wäre er dabei auch ihren Beleidigungen ausgesetzt gewesen.

Es war aber nicht möglich, sie zurückzurufen, denn er hätte dadurch ihren Spöttereien einen zu schönen Spielraum gewährt.

Der Prinz versuchte es, sich auf sein Bett zu werfen, konnte aber durchaus nicht schlafen; er wollte lesen, die Buchstaben wirbelten vor seinen Augen wie schwarze Teufel; er wollte trinken, der Wein kam ihm bitter vor; er streifte mit den Fingerspitzen über die Laute von Aurilly hin, welche an der Wand hängen geblieben war, aber er fühlte das Vibriren der Saiten so auf seine Nerven

wirken, dass er zum Weinen Lust bekam. Dann fing er an zu fluchen wie ein Heide und Alles zu zerbrechen, was er im Bereiche seiner Hand fand. Das war ein Familienfehler, an den man sich längst im Louvre gewöhnt hatte.

Die Mignons öffneten ein wenig die Türe, um zu sehen, was diesen abscheulichen Lärmen veranlasste; als sie wahrnahmen, dass es der Prinz war, der sich zu zerstreuen suchte, schlossen sie die Türe wieder, wodurch sich der Zorn des Prinzen verdoppelte.

Er hatte gerade einen Stuhl zerbrochen, als ein Geklirre, in dessen Ton man sich nie täuscht, ein kristallisches Geklirre auf der Seite des Fensters erklang, während zu gleicher Zeit Herr von Anjou einen scharfen Schmerz an der Hüfte fühlte.

Sein erster Gedanke war, man hätte ihn mit einem Büchenschuss verwundet, und dieser Schuss wäre das Werk eines Emissärs des Königs.

»Ah! Verräter! ah! Feiger!« rief der Gefangene, »Du lässt mich erschießen, wie Du es mir versprochen hast. Oh! ich bin tot.«

Und er sank auf den Teppich nieder.

Doch im Fallen brachte er seine Hand an einen ziemlich harten Gegenstand, der ungleicher und besonders dicker war, als es eine Flintenkugel zu sein pflegt.

»Oh! ein Stein,« sagte der Prinz, »also ein Falkonettsschuss? Doch ich hätte den Knall hören müssen.«

Und zu gleicher Zeit zog er das Bein zurück und streckte es wieder aus; obgleich der Schmerz ziemlich heftig war, so hatte der Prinz doch offenbar nichts gebrochen.

Hob den Stein auf und untersuchte die Scheibe.

Der Stein war so kräftig geschleudert worden, dass er das Glas mehr durchlöchert, als zerbrochen hatte.

Der Stein schien in ein Papier gewickelt.

Die Gedanken des Herzogs fingen nun an ihre Richtung zu verändern.

Kam ihm dieser Stein, statt von einem Feinde nach ihm geschleudert worden zu sein, nicht im Gegenteil von einem Freunde zu?

Der Schweiß trat ihm auf die Stirne; die Hoffnung hat ihre

Bangigkeiten, wie der Schrecken.

Der Herzog näherte sich dem Lichte.

Es war um den Stein wirklich ein Papier gewickelt, das mittelst eines seidenen Fadens mit mehreren Knöpfen festgehalten wurde.

Das Papier hatte offenbar die Härte des Steines gemildert, denn dieser würde ohne seine Umhüllung dem Prinzen sicherlich heftigere Schmerzen gemacht haben, als er ihm machte.

Die Seide zerreißen, das Papier entrollen und lesen war für den Herzog die Sache einer Sekunde, denn er fühlte sich völlig wiederbelebt.

»Ein Brief,« murmelte er, verstohlen umherschauend.

Und er las.

»Seid Ihr müde, das Zimmer zu hüten? liebt Ihr die frische Lust und die Freiheit? Tretet in das Kabinett, in welchem die Königin von Navarra Euren armen Freund, Herrn de la Mole verborgen hielt; öffnet den Schrank, und die untere Leiste verschiebend werdet Ihr einen doppelten Boden finden: in diesem doppelten Boden ist eine seidene Leiter; befestigt sie selbst an den Balkon, zwei kräftige Arme werden Euch die Leiter unten im Graben steif machen.

Ein Pferd, schnell wie der Wind, bringt Euch an sicheren Ort.

Ein Freund.«

»Freund!« rief der Prinz, »ein Freund! ich wusste nicht, dass ich einen Freund habe. Wer ist denn dieser Freund, der sich meiner erinnert?«

Und der Herzog dachte einen Augenblick nach; da er aber nicht wusste, auf wem er seinen Geist halten lassen sollte, lief er an das Fenster, um hinauszuschauen, doch er sah Niemand.

»Sollte es eine Falle sein?« murmelte der Prinz, bei dem die Furcht zuerst von allen Gefühlen erwachte.

»Doch man kann sich vorerst versichern, ob der Schrank einen doppelten Boden hat, und ob dieser doppelte Boden eine Leiter enthält,« fügte er bei.

Ohne das Licht von seinem Platze zu verrücken und

entschlossen, aus größerer Vorsicht sich auf das einfache Zeugnis seiner Hände zu verlassen, wandte sich der Prinz nach dem Kabinett, dessen Türe er oft mit zitterndem Herzen in jener Zeit geöffnet hatte, wo er hier die Frau Königin von Navarra, blendend von jener Schönheit zu finden hoffte, welche Franz vielleicht mehr schätzte, als es sich für einen Bruder geziemte.

Auch diesmal schlug das Herz von Herrn von Anjou mit aller Gewalt.

Er öffnete tastend den Schrank, untersuchte alle Bretter, gelangte zu dem unteren, und drückte, nachdem er hinten und vorne gedrückt hatte, auch auf eine der Seiten und bemerkte, dass die Leiste wich.

Sogleich schob er seine Hand in den hohlen Raum und fühlte an seinen Fingerspitzen die Berührung einer seidenen Leiter.

Wie ein Dieb, der mit seiner Beute, entflieht, lief der Herzog seinen Schatz mit sich schleppend in sein Zimmer.

Es schlug zwei Uhr. Der Herzog dachte sogleich an den Besuch, der jede Stunde stattfand; er beeilte sich daher, seine Leiter unter dem Kissen eines Lehnstuhles zu verbergen, und setzte sich darauf, Sie war so künstlich gemacht, dass sie in dem engen Raum, in dem sie der Herzog vergraben, hatte, vollkommen verborgen blieb.

Es waren in der Tat kaum fünf Minuten verlaufen als Maugiron im Schlafrock, unter dem linken Arm einen bloßen Degen und in der rechten Hand eine Kerze haltend, erschien.

Während er bei dem Herzog eintrat, fuhr er fort mit seinen Freunden zu sprechen.

»Der Bär ist wütend,« sagte eine Stimme, »er hat vor einem Augenblick Alles zerbrochen; nimm Dich in Acht, Maugiron, dass er Dich nicht verschlingt.«

»Unverschämter!« murmelte der Herzog.

»Ich glaube, Eure Hoheit hat mir die Ehre erwiesen, das Wort an mich zu richten,« sagte Maugiron mit seiner frechsten Miene.

Im Begriffe, loszubrechen, hielt der Herzog wieder an sich, bedenkend, dass ein Streit einen Zeitverlust nach sich ziehen und vielleicht seine Entweichung vereiteln würde.

Er verschluckte seinen Zorn und drehte seinen Stuhl so, dass

er dem jungen Manne den Rücken zuwandte.

Maugiron näherte sich, die traditionellen Vorschriften befolgend, dem Bette, um die Leintücher zu untersuchen, und dem Fenster, um sich von dem Vorhandensein der Vorhänge zu überzeugen; er bemerkte bald eine zerbrochene Scheibe, dachte aber, der Herzog hätte sie in seinem Zorne zerschmettert.

»Hollah! Maugiron,« rief Schomberg, »bist Du bereits gefressen, dass Du nichts sprichst? Dann seufze wenigstens, dass man weiß, woran man sich zu halten hat, und Dich rächen kann.«

Der Herzog ließ vor Zorn seine Finger krachen.

»Nein,« erwiderte Maugiron, »mein Bär ist im Gegenteil sehr sanft und völlig bezähmt.«

Der Herzog lächelte schweigend in seiner Dunkelheit.

Und hiernach verließ Maugiron, ohne nur den Prinzen zu grüßen, was doch die geringste einem so hohen Herrn gebührende Höflichkeit war, das Zimmer und verschloss sodann die Türe doppelt.

Der Prinz ließ ihn gewähren; als aber der Schlüssel im Schloss zu knirschen aufgehört hatte, murmelte er;

»Meine Herren, nehmt Euch in Acht, der Bär ist ein sehr feinsinniges Tier.«



Marguerite de Valois

Zwölftes Kapitel.

Ventre-saint-gris.

Sobald der Herzog allein war, zog er, da er wusste, dass er wenigstens eine Stunde Ruhe vor sich hatte, seine Strickleiter unter dem Kissen hervor, entrollte sie langsam und untersuchte jeden Knoten, jede Sprosse mit der ängstlichsten Vorsicht.

»Die Leiter ist gut,« sagte er, »und was sie betrifft, sie bietet man mir nicht als ein Mittel, um die Rippen zu brechen.«

Dann entwickelte er die Leiter vollends gänzlich und zählte zwei und dreißig Sprossen, jede fünfzehn Zoll von der andern entfernt.

»Die Länge ist hinreichend,« dachte er, »auch von dieser Seite ist nichts zu befürchten.«

Er blieb einen Augenblick in ein Nachdenken versunken.

»Ah! wenn ich mir die Sache überlege«, sagte er, »die verdammten Mignons schicken mir diese Leiter; ich befestige sie an dem Balkon, sie lassen mich machen, und während ich hinabsteige, schneiden sie die Bande ab . . . das ist die Falle.«

Dann dachte er abermals nach.

»Ei! nein,« fuhr er fort, »es ist nicht möglich; sie sind nicht so albern, zu glauben, ich würde mich der Gefahr aussetzen, hinabzusteigen, ohne die Türe zu verrammeln, und ist die Türe verrammelt, so mussten sie berechnen, dass ich Zeit habe, zu entfliehen, ehe es ihnen gelungen ist, sie einzustoßen.«

»So würde ich es machen,« sagte er umherschauend, »so würde ich es gewiss machen, wenn ich mich zur Flucht entschliesse.«

»Wie ist jedoch voranzusetzen, ich werde an die Unschuld dieser in einem Schranke der Königin von Navarra gefundenen Leiter glauben? Denn welche Person in der ganzen Welt dürfte, mit Ausnahme meiner Schwester Margarethe, das Vorhandensein dieser Leiter kennen?«

»Lasst sehen,« wiederholte er, »wer ist der Freund? Das Billett ist unterzeichnet: Ein Freund.«

Wer ist der Freund des Herzogs von Anjou, der so gut den

Boden der Schränke meiner Wohnung oder der von meiner Schwester kennt?«

Der Herzog hatte kaum diesen Gedanken ausgebildet, der ihm ein siegreicher zu sein schien, als ihn, da er das Billett noch einmal las, um wo möglich die Handschrift zu erkennen, plötzlich eine Idee erfasste.

»Bussy!« rief er.

In der Tat, Bussy, den so viele Damen anbeteten, Bussy, der als ein Held der Königin von Navarra erschien, welche, wie sie selbst in ihren Denkwürdigkeiten zugesteht, Angstschreie ausstieß, so oft er sich schlug, Bussy, der Verschwiegene, Bussy, bewandert in der Wissenschaft der Schränke, war es nicht aller Wahrscheinlichkeit nach Bussy, der Einzige von allen seinen Freunden, auf welchen der Herzog wirklich zählen konnte, war es nicht Bussy, der ihm das Billett zugesandt hatte?

Und die Verlegenheit des Herzogs nahm noch mehr zu.

Alles vereinigte sich jedoch, um den Herzog zu überreden, der Urheber des Billetts wäre Bussy. Der Herzog kannte nicht alle Gründe, die der Graf hatte, ihm zu grollen, denn er wusste nichts von seiner Liebe für Diana von Méridor; allerdings vermutete er etwas; da der Prinz Diana geliebt hatte, so musste er begreifen, wie schwierig es war, die schöne junge Frau zu sehen, ohne sie zu lieben; doch dieser leichte Argwohn verschwand darum nicht minder vor den Wahrscheinlichkeiten. Bussy hatte es seine Rechtschaffenheit nicht gestattet, müßig zu bleiben, während man seinen Herrn in Fesseln schlug; Bussy hatte das abenteuerliche Aussehen des Unternehmens verführt; er hatte sich auf seine Weise, nämlich ihm die Freiheit wiedergebend, an dem Herzog rächen wollen. Es unterlag keinem Zweifel mehr, Bussy hatte geschrieben, Bussy wartete.

Um sich vollends aufzuklären, näherte sich der Prinz dem Fenster; er sah in dem Nebel, der vom Flusse aufstieg, drei längliche Silhouetten, welche Pferde sein mussten, und zwei pfeifenartige Gegenstände, welche, scheinbar in den Boden gepflanzt, zwei Männer sein mussten.

Zwei Männer, ganz richtig: Bussy und sein getreuer Haudouin.

»Die Versuchung ist mächtig,« murmelte der Herzog, »und die

Falle, wenn es eine Falle ist, zu künstlich gestellt, als dass ich mich schämen müsste, wenn ich mich durch dieselbe fangen ließe.«

Franz schaute durch das Schlüsselloch in den Salon; er erblickte seine vier Wächter; zwei schliefen, die zwei andern hatten das Schachbrett von Chicot geerbt und spielten Schach.

Er löschte sein Licht aus. Dann öffnete er sein Fenster und neigte sich über den Balkon.

Der Schlund, den er mit dem Blicke zu ergründen suchte, wurde durch die Finsternis noch furchtbarer. Er wich zurück.

Doch Luft und Raum üben auf den Gefangenen eine so unwiderstehliche Anziehungskraft aus, dass Franz, als er in sein Zimmer zurückkehrte, ersticken zu müssen sich einbildete. Dieses Gefühl ergriff ihn so heftig, dass etwas wie Lebensüberdruß und Gleichgültigkeit gegen den Tod in seinen Geist einzog.

Hierüber ganz erstaunt, dachte der Prinz, der Mut sei ihm gekommen.



Ein Angst, der er nicht widerstehen konnte, hielt Franz gefangen.

Diesen Augenblick der Exaltation benutzend, ergriff er die seidene Leiter, befestigte sie an seinem Balkon mittelst den eisernen Haken, welche sie an einem ihrer Enden bot, wandte sich dann nach der Türe um, die er so gut möglich verrammelte, und kehrte zum Fenster, zurück, fest überzeugt, um das von ihm geschaffene Hindernis zu besiegen, wäre man genötigt, zehn Minuten, das heißt, mehr Zeit zu verlieren, als er brauchen würde, um die unterste Sprosse seiner Leiter zu erreichen.

Er suchte hierauf in der Ferne wieder die Pferde und die Männer zu erschauen, aber er sah nichts mehr.

»Das wäre mir lieber,« murmelte er, »allein fliehen ist besser, als mit dem bekanntesten Freunde fliehen, und noch viel besser, als mit einem unbekanntem Freunde.«

In diesem Augenblick herrschte vollständige Finsternis, und das erste Murren des seit einer Stunde drohenden Sturmes fing an am Horizonte zu ertönen; eine große Wolke breitete sich wie ein liegender Elefant von einer Seite des Flusses zur andern aus, wobei sein Kreuz sich an den Palast anlehnte, während sein gekrümmter, Rüssel über die Tour de Nesle ausgestreckt lag und sich an dem südlichen Ende der Stadt verlor.

Ein Blitz spaltete für einen Augenblick die ungeheure Wolke, und es kam dem Prinzen vor, als erblickte er im Graben unter sich diejenigen, welche er vergebens auf dem Ufer gesucht hatte.

Ein Pferd wieherte; es unterlag keinem Zweifel mehr, er wurde erwartet.

Der Herzog rüttelte an der Leiter, um sich zu versichern, dass sie gut befestigt war; dann stieg er auf das Gelände und setzte den Fuß auf die erste Stufe.

Niemand wäre im Stande, die furchtbare Angst zu beschreiben, welche in diesem Augenblick das Herz des Gefangenen, der zwischen eine schwache seidene Schnur, als jede Stütze, und die tödlichen Drohungen seines Bruders gestellt war, zusammenschnürte.

Doch kaum hatte er den Fuß auf das erste Querholz gestellt, als er bemerkte, dass die Leiter, statt zu schwanken, wie er es erwartet hatte, im Gegenteil steif wurde, und dass die zweite Sprosse sich seinem zweiten Fuße bot, ohne dass die Leiter die in einem solchen Falle ganz natürliche drehende Bewegung zu machen schien.

War es ein Freund oder ein Feind, der unten die Leiter hielt, waren es offene Arme oder bewaffnete Arme, die ihn bei der letzten Sprosse erwarteten? Ein unwiderstehlicher Schrecken bemächtigte sich des Prinzen; er hielt noch den Balkon mit der linken Hand; er machte sogar eine Bewegung, um wieder hinaufzusteigen.

Man hätte glauben sollen, die unsichtbare Person, welche den Prinzen am Fuße der Mauer erwartete, erriete Alles, was in seinem Herzen vorging, denn im demselben Augenblick gelangte ein kleines, sehr sanftes und sehr gleichmäßiges Zucken, eine Art von Aufforderung der Seide an den Fuß des Herzogs.

»Man hält die Leiter unten,« sagte er, »man will nicht, dass ich falle.«

Und er fuhr fort, hinabzusteigen: die Leiter wurde so fest angezogen, dass man hätte glauben sollen, die Sprossen würden durch hölzerne Stangen gehalten. Franz bemerkte, dass man die Sprossen von der Mauer zu entfernen bemüht war, um ihm das Aufstützen seines Fußes zu erleichtern.

Von nun an ließ er sich wie ein Pfeil hinabgleiten, wobei er sich eher an den Händen, als auf den Sprossen senkte und im raschen Schusse den gefütterten Flügel seines Mantels opferte.

Statt die Erde zu berühren, der er sich instinkartig mit seinen Füßen nahe wusste, fühlte er sich plötzlich in die Arme eines Mannes gehoben, der ihm nur die drei Worte zuflüsterte:

»Ihr seid gerettet.«

Dann trug man ihn an den Rand des Grabens und von hier schob man ihn auf einem zwischen Steinen und eingefallener Erde gebahnten Wege fort; er gelangte endlich an den Kamm; hier erwartete ihn ein anderer Mann, der ihn am Kragen fasste und zu sich hinaufzog; als er auch seinem Gefährten hinaufgeholfen hatte, lief er gebückt wie ein Greis bis zum Flusse. Die Pferde waren wirklich an der Stelle, wo Franz sie von Anfang gesehen.

Der Prinz begriff, dass kein Zurückweichen mehr möglich war; er wusste sich völlig der Gnade seiner Retter anheimgegeben.

Hastig lief er zu einem der drei Pferde und schwang sich hinauf; seine zwei Gefährten taten dasselbe. Die Stimme, die bereits ganz leise in sein Ohr gesprochen hatte, sagte mit derselben Kürze und auf dieselbe geheimnisvolle Weise:

»Reitet zu!«

Und alle drei ritten im Galopp davon.

»Das geht bis jetzt gut,« dachte der Prinz, »wir wollen hoffen, dass die Folge des Abenteuers den Anfang nicht Lügen strafen

wird.«

»Ich danke, ich danke, mein braver Bussy,« flüsterte ganz leise der Prinz seinem Kameraden zur Rechten zu, der bis an die Nase in einen großen braunen Mantel gehüllt war.

»Reitet zu!« antwortete dieser aus seinem Mantel heraus, und er gab selbst das Beispiel, und die drei Reiter flogen wie Schatten durch die Nacht hin.

So gelangte man zum großen Graben der Bastille, über den man auf einer Brücke ritt, die am Abend zuvor von den Liguisten improvisiert worden war; diese wollten nämlich ihre Verbindungen mit ihren Freunden nicht unterbrechen lassen und ersannen deshalb das Mittel einer Brücke, das, wie man sieht, die Verbindungen ungemein erleichterte.

Die drei Reiter wandten sich gegen Charenton. Das Pferd des Prinzen schien Flügel zu haben. Plötzlich setzte der Gefährte rechts über den Graben und sprengte in den Wald von Vincennes, wobei er nur mit seiner gewöhnlichen lakonischen Kürze dem Prinzen: »Kommt!« zurief.

Der Gefährte links tat dasselbe, jedoch ohne zu sprechen.

Seit dem Augenblick des Aufbruchs war keine Silbe aus dem Munde des Letzteren gekommen.

Der Prinz hatte nicht einmal nötig, sein Ross den Zaum oder die Waden fühlen zu lassen, das edle Tier sprang mit demselben Feuer, das die zwei anderen Pferde geoffenbart hatten, über den Graben, und auf das Gewieher, mit dem es über das Hindernis wegsetzte, antwortete das Gewieher von verschiedenen Pferden aus der Tiefe des Waldes.

Der Prinz wollte anhalten, denn er befürchtete, man führe ihn in einen Hinterhalt.

Doch es war zu spät, das Tier schoss mit solcher Gewalt, dass es das Gebiss nicht mehr fühlte; als es jedoch seine zwei Gefährten ihren Gang etwas mäßigen sah, mäßigte es den seinigen ebenfalls, und Franz befand sich in einer Art von Lichtung, wo acht bis zehn Mann zu Pferde, militärisch aufgestellt, sich durch den Reflex des Mondes, der ihre Panzer versilberte, vor den Augen enthüllten.

»Oh! Oh!« sagte der Prinz, »was soll das bedeuten, mein

Herr?«

»*Ventre-saint-gris!*« rief derjenige, an welchen die Frage gerichtet war, »das soll bedeuten, dass wir gerettet sind.«

»Ihr, Heinrich,« rief der Herzog ganz erstaunt, »Ihr, mein Befreier?«

»Ei,« versetzte der Béarner, »was ist da zu staunen, sind wir nicht Verbündete?«

Dann umherschauend, um seinen zweiten Gefährten zu suchen, sagte er:

»Agrippa, wo Teufels bist Du?«

»Hier bin ich,« antwortete d'Aubigné, der die Zähne noch nicht von einander gebracht hatte, »es ist ganz hübsch, dass Ihr Eure Pferde auf diese Art zurichtet, besonders da Ihr so viele habt.«

»Gut, gut,« sagte der König von Navarra, »murre nicht, wenn uns nur zwei ausgeruhte, frische Pferde übrig bleiben, mit denen wir ein Dutzend Stunden in einem Zuge machen können, mehr brauche ich nicht.«

»Aber wohin führt Ihr mich denn, mein Vetter?« fragte Franz unruhig.

»Wohin Ihr wollt, nur müssen wir rasch gehen, denn d'Aubigné hat Recht, die Ställe des Königs von Frankreich sind besser ausgerüstet, als die meinigen, und er ist reich genug, zwanzig Pferde zu Tode reiten zu lassen, wenn er sich in den Kopf gesetzt hat, wir müßten eingeholt werden.«

»Es steht mir in der Tat frei, zu gehen, wohin ich will?« fragte Franz.

»Sicherlich, ich erwarte Eure Befehle.«

»Wohl, also nach Angers.«

»Ihr wollt nach Angers? Gut, nach Angers, es ist wahr, Ihr seid dort zu Hause.«

»Doch Ihr, mein Vetter?«

»Vor Angers verlasse ich Euch und eile nach Navarra, wo meine gute Margot mich erwartet; sie muss sich ohne mich sehr langweilen!«

»Wusste Niemand, dass Ihr hier wart?«

»Ich bin gekommen, um drei Diamanten meiner Frau zu

verkaufen.«

»Oh! sehr gut.«

»Und zu gleicher Zeit auch, um ein wenig in Erfahrung zu bringen, ob mich die Ligue wirklich zu Grunde richten würde.«

»Ihr seht, dass dem nicht so ist.«

»Ja, mir Eurer Hilfe.«

»Wie, mit meiner Hilfe?«



Heinrich von Navara

»Ja wohl, allerdings, wenn Ihr, statt Euch zu weigern, Führer

der Ligue zu werden, da Ihr wusstet, dass sie gegen mich gerichtet war, diese Stellung angenommen und gemeinschaftliche Sache mit den Feinden gemacht hättet, so wäre ich verloren gewesen. Sobald ich hörte, der König habe Euch für Eure Weigerung mit dem Gefängnis bestraft, schwor ich auch, Euch aus demselben zu befreien, und ich habe Euch daraus befreit.«

»Immer noch so einfältig,« sagte der Herzog von Anjou zu sich selbst, »in der Tat, es ist eine Gewissenssache, ihn zu betrügen.«

»Seht, mein Vetter,« sagte lächelnd der Béarnier, »geht nach Anjou. Oh, Herr von Guise, Ihr glaubt gewonnenes Spiel zu haben, doch ich schicke Euch hier einen lästigen Kameraden, Nehmt Euch in acht.«¹⁸

Und da man ihnen in diesem Augenblick die von Heinrich verlangten frischen Pferde brachte, schwangen sich beide in den Sattel und sprengten, begleitet von d'Aubigné, der ihnen brummend folgte, im Galopp fort.

Dreizehntes Kapitel.

Die Freundinnen.

Während Paris kochte, wie das Innere eines Ofens, reiste Frau von Monsoreau, begleitet von ihrem Vater, und von zweien jener Diener, die man damals wie Hilfstruppen zu einer Expedition anwandte, in Märschen von zehn Stunden im Tage nach dem Schlosse Méridor.

Auch sie fing an die Freiheit zu genießen, die den Menschen, welche gelitten haben, so kostbar ist. Das Azurblau des Himmels auf dem Lande, mit dem stets drohenden, wie ein Flor über den schwarzen Türmen der Bastille hängenden Himmel verglichen, das bereits grüne Laubwerk, die schönen Wege, die sich wie lange, schlangenförmige Bänder in dem Grunde der Wälder verloren, Alles dies kam ihr frisch und jung, reich und neu vor, als ob sie wirklich aus dem Grabe hervorgegangen wäre, in das ihr Vater sie versenkt geglaubt hatte.

Der alte Baron war um zwanzig Jahre verjüngt. Wenn man ihn im Gleichgewicht auf den Steigbügeln sah, wie er den alten Jarnac mit den Fersen aufmunterte, hätte man den edlen Herrn für einen von den graubärtigen Ehemännern halten sollen, welche ihre Neuvermählte, verliebt über ihr wachend, geleiten.

Wir unternehmen es nicht, diese lange Reise zu beschreiben. Es gab dabei keine Vorfälle, als Sonnenaufgang und Sonnenuntergang. Zuweilen warf sich Diana ungeduldig aus ihrem Bette, wenn der Mond die Scheiben ihres Zimmers im Gasthof versilberte, weckte den Baron, schüttelte den schweren Schlaf von seinen Leuten, und man reiste bei einem schönen Mondschein ab, um einige Stunden des langen Weges zu gewinnen, den die junge Frau endlos fand.

Man musste sie dann in vollem Marsche sehen, wie sie Jarnac, der ganz stolz darauf war, den andern voraus zukommen, und sodann die Diener an sich vorbeiziehen ließ, und allein auf einem kleinen Hügel zurückblieb, um in die Tiefe des Thales zu schauen, ob ihr nicht Einer folgte . . . Und wenn das Tal öde war und Diana nichts erblickt hatte, als die auf den Weiden zerstreuten Heerden,

oder den schweigsamen Glockenturm irgend eines am Ende der Straße liegenden Fleckens, so kehrte sie ungeduldiger als je zurück.

Dann sagte ihr Vater, der seiner Tochter mit dem Blicke gefolgt war, zu ihr:

»Fürchte nichts, Diana.«

»Fürchten, was, mein Vater?«

»Schaust Du nicht, ob Herr von Monsoreau Dir folge?«

»Ah! es ist wahr, ja, darnach schaute ich,« sagte die junge Frau mit einem neuen Blicke rückwärts.

So kam Diana, von Furcht zu Furcht, von Hoffnung zu Täuschung, gegen das Ende des achten Tages in Méridor an, und wurde auf der Zugbrücke von Frau von Saint-Luc und ihrem Gatten empfangen, welche in Abwesenheit des Barons Gebieter im Schlosse geworden waren.

Dann begann für diese drei Personen jenes Leben, wie es sich jeder Mensch, Virgil, Longus und Theokritos lesend, geträumt hat.

Der Baron und Saint-Luc jagten vom Morgen bis zum Abend. Den Spuren ihrer Pferde folgten die Jäger des Schlosses in beständiger Hast. Man sah Lawinen von Hunden in Verfolgung eines Hasen oder eines Fuchses rollen, und wenn der Donner dieser wütenden Kavalkade in die Wälder überging, bebten Diana und Jeanne, die im Schatten eines Gebüsches auf dem Moos neben einander saßen, ein paar Augenblicke und nahmen dann bald ihr zärtliches, geheimnisvolles Gespräch wieder auf.

»Erzähle mir,« sagte Jeanne, »erzähle mir Alles, was Dir in Deinem Grabe begegnet ist, denn Du warst wirklich für uns tot. Sieh, der blühende Weißdorn wirft uns seine letzten Schneeflöckchen zu und der Holunder sendet seinen berauscheden Wohlgeruch. Eine sanfte Sonne spielt in den großen Zweigen der Eichen. Kein Hauch in der Luft, kein lebendiges Wesen im Park, denn die Hirsche sind so eben entflohen, als sie die Erde zittern fühlten, und die Füchse haben sich rasch in den Bau geflüchtet: erzähle, kleine Schwester, erzähle.«

»Was sagte ich Dir?«

»Du sagtest mir nichts. Du bist also glücklich . . . Oh! doch das

schöne Auge in einen bläulichen Schatten getaucht, die perlmutterartige Blässe Deiner Wangen, das flüchtige, rasche Aufschlagen Deiner Augenlider, während der Mund ein nie vollendetes Lächeln versucht . . . Diana, Du mußt mir viel zu sagen haben.«

»Nichts, nichts.«

»Du bist also sehr glücklich mit Herrn von Monsoreau?«

Diana bebte.

»Du siehst wohl!« rief Jeanne mit einem zärtlichen Vorwurf.

»Mit Herrn von Monsoreau!« wiederholte Diana, »warum hast Du diesen Namen ausgesprochen, warum hast Du dieses Gespenst mitten unter unsern Wäldern, mitten unter unsern Blumen, inmitten unseres Glückes heraufbeschworen . . . «

»Gut, ich weiß jetzt, warum der dunkle Kreis um Deine Augen, und warum Du sie so oft zum Himmel aufschlägst, doch ich weiß nicht, weshalb Dein Mund zu lächeln versucht.«

Diana schüttelte traurig den Kopf.

»Du hast mir, glaube ich, gesagt,« fuhr Jeanne mit ihrem weißen, runden Arm die Schultern von Diana umschlingend fort, »Du sagtest mir, glaube ich, Herr von Bussy habe viel Teilnahme für Dich an den Tag gelegt?«

Diana errötete dergestalt, dass ihr so zartes und so rundes Ohr ganz entflammt zu sein schien.

»Es ist ein reizender Kavalier, dieser Herr von Bussy,« sagte Jeanne und sang:

Un beau chercheur de noise,
C'est le seigneur d'Amboise.

Diana legte ihren Kopf auf den Schoß ihrer Freundin und flüsterte mit einer Stimme, sanfter, als die Grasmücken, wenn sie im grünen Laube ihre Lieder ertönen lassen:

Tendre, fidele aussi
C'est le brave . . . «

»Bussy! sage es doch . . . « vollendete Jeanne einen freudigen Kuß auf die Augen ihrer Freundin drückend.

»Genug der Tollheiten,« sprach Diana plötzlich. »Herr von Bussy denkt nicht mehr an Diana von Méridor.«

»Das ist möglich!« versetzte Jeanne, »doch ich möchte wohl glauben, dass er Diana von Méridor sehr gefällt.«

»Sage mir das nicht.«

»Warum? Ist es Dir etwa unangenehm?«

Diana schwieg einen Augenblick.

»Ich sage Dir, Herr von Bussy denkt nicht an mich . . . und daran tut er wohl. Oh! ich bin feig gewesen . . . « murmelte die junge Frau.

»Was sagst Du da?«

»Nichts, nichts.«

»Höre Diana, Du fängst wieder an zu weinen, Dich anzuklagen . . . Du, feig! Du, meine Heldin; Du bist gezwungen worden . . . «

»Ich glaubte es . . . ich sah Gefahren, Schlünde unter meinen Füßen . . . jetzt, Jeanne, kommen mir diese Gefahren chimärisch vor, diese Schlünde, ein Kind könnte mit einem Schritte darüber wegsetzen. Ich bin feig gewesen, sage ich Dir; oh! warum habe ich keine Zeit gehabt, nachzudenken?«

»Du sprichst mir in Rätseln.«

»Nein, das ist es noch nicht,« rief Diana in größter Verwirrung sich erhebend. »Nein, es ist nicht mein Fehler, er, Jeanne, er hat nicht gewollt. Ich erinnere mich der Lage, die mir furchtbar vorkam; ich zögerte, ich schwankte . . . mein Vater bot mir seine Unterstützung an und ich hatte Furcht . . . er, er bot mir seinen Schutz an . . . doch nicht auf eine Weise, um mich zu überzeugen; der Herzog von Anjou war gegen ihn, der Herzog von Anjou hatte sich mit Herrn von Monsoreau verbunden, wirst Du sagen. Nun, was ist an dem Herzog von Anjou und dem Grafen von Monsoreau gelegen! Wenn man etwas wirklich will, wenn man Einen wirklich liebt . . . oh! siehst Du, Jeanne, kein Fürst, kein Herr vermöchte mich zurückzuhalten, wenn ich einmal liebte . . . «

Und ihrer Exaltation preisgegeben, lehnte sich Diana an eine Eiche, als hätte die Seele den Körper gebrochen, und als besäße dieser nicht mehr Kraft genug, sich aufrecht zu halten.

»Beruhige Dich, geliebte Freundin, sei vernünftig . . . «

»Ich sage Dir, wir sind feig gewesen.«

»Wir . . . oh! Diana, von wem sprichst Du da? Dieses wir ist

beredt, meine teure Diana . . . «

»Ich will sagen, mein Vater und ich . . . und hoffe, Du wirst es nicht anders verstehen . . . Mein Vater ist ein guter Edelmann und konnte mit dem König sprechen; ich bin stolz und fürchte einen Mann nicht, wenn ich ihn hasse . . . Doch siehst Du? das Geheimnis dieser Feigheit, ich nenne es Dir in wenigen Worten: ich habe begriffen, dass er mich nicht liebte.«

»Du belügst Dich selbst!« rief Jeanne, »wenn Du das glaubtest, so wie ich Dich sehe, so würde ich hingehen und es ihm mit eigenem Munde zum Vorwurf machen . . . Doch Du glaubst es nicht, Du weißt das Gegenteil, Heuchlerin,« fügte sie mit einer zärtlichen Liebkosung bei.

»Du bist bezahlt, um an die Liebe zu glauben,« versetzte Diana ihren Platz wieder neben Jeanne einnehmend, »Du, die Du Herrn von Saint-Luc einem König zum Trotz geheiratet hast, Du, die er mitten aus Paris entführte, Du, die man vielleicht verfolgt, Du, die Du ihm Acht und Verbannung durch Deine Küsse belohnst.«

»Und er findet sich reichlich belohnt,« rief die mutwillige junge Frau.

»Ich, ich — bedenke ein wenig und sei nicht selbstsüchtig; — ich, die dieser aufbrausende junge Mann zu lieben behauptet, ich, die ich die Blicke des unzählbaren Bussy fesselte, die Blicke dieses Mannes, der keine Hindernisse kennt, ich habe mich öffentlich verheiratet, ich habe mich den Augen des ganzen Hofes dargeboten, und er hat mich nicht einmal angeschaut; ich habe mich ihm im Kloster der Gypecienne anvertraut; wir waren allein, er hatte Gertrude, den Haudouin, seine zwei Mitschuldigen und mich! die noch Schuldigere . . . Oh! wenn ich bedenke, durch die Kirche selbst konnte er mich, mit einem Pferde vor der Türe, in einem Flügel seines Mantels entführen! In diesem Augenblick, siehst Du, fühlte ich, dass er meinerwegen leidend, trostlos war; ich sah seine schmach tenden Augen, seine bleiche und zugleich vom Fieber brennende Lippe. Hätte er von mir verlangt, ich sollte sterben, um seinem Auge den Glanz, um seinen Lippen die Frische wiederzugeben, ich wäre gestorben . . . Nun, ich bin weggegangen, und er dachte nicht einmal daran, mich an der Ecke meines Schleiers zurückzuhalten. — Warte, warte noch . . . Oh! Du kannst Dir nicht vorstellen, was ich leide . . . Er

wusste, dass ich Paris verließ, dass ich nach Méridor zurückkehrte, er wusste, dass Herr von Monsoreau . . . oh! ich erröte . . . dass Herr von Monsoreau nicht mein Gatte ist; er wusste, dass ich allein reiste und auf dem ganzen Wege, liebe Jeanne, wandte ich mich um, denn ich glaubte jeden Augenblick den Galopp seines Pferdes hinter uns zu hören. Nichts! es war das Echo des Weges, das sich vernehmen ließ! Ich sage Dir, dass er nicht an mich denkt, und dass ich nicht eine Reise nach Anjou wert bin . . . während es so viele schöne und artige Frauen am Hofe des Königs von Frankreich gibt, deren Lächeln hundert Geständnisse des in den Gebüsch von Méridor begrabenen Provinzmädchens aufwiegt. Begreifst Du nun? Bist Du überzeugt? Habe ich Recht? Bin ich vergessen, verachtet, meine arme Jeanne?«

Sie hatte nicht sobald diese Worte vollendet, als die Zweige der Eiche heftig krachten; ein Staub von Moos und zerbrochenem Gips wälzte sich längs der alten Mauer hin und ein mitten aus dem Epheu und den wilden Maulbeerstauden hervorspringender Mann fiel so plötzlich zu den Füßen von Diana, dass diese einen furchtbaren Schrei ausstieß.

Jeanne hatte sich entfernt; hatte diesen Mann erschaut und erkannt.

»Ihr seht wohl, dass ich hier bin,« murmelte Bussy auf den Knien, den Saum des Kleides von Diana küssend, den er ehrfurchtsvoll in seiner zitternden Hand hielt.

Diana erkannte ebenfalls die Stimme, das Lächeln des Grafen, und im Herzen getroffen, außer sich, erstickt von diesem unerwarteten Glücke, öffnete sie ihre Arme und sank, des Gefühls beraubt, an die Brust desjenigen, welchen sie der Gleichgültigkeit beschuldigt hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Die Liebenden.

Die Ohnmachten der Freude sind weder lang noch gefährlich. Man hat tödliche gesehen, doch das Beispiel ist außerordentlich selten.

Diana öffnete daher bald wieder die Augen und fand sich in den Armen von Bussy, denn Bussy hatte Frau von Saint-Luc nicht das Vorrecht, den ersten Blick von Diana zu erhaschen, überlassen wollen.

»Oh!« flüsterte sie erwachend, »oh! es ist abscheulich von Euch, Graf, dass Ihr uns so überfallt.«

Bussy erwartete andere Worte. Und wer weiß? die Männer sind so anspruchsvoll, wer weiß, sagen wir, ob er nicht etwas Anderes, als Worte erwartete, er, der mehr als einmal die Rückkehr zum Leben nach Ohnmachten erfahren hatte.

Aber Diana blieb nicht nur hierbei stehen, sondern sie entwand sich sogar sanft den Armen, die sie gefangen hielten, und kehrte zu ihrer Freundin zurück, welche Anfangs bescheiden einige Schritte unter die Bäume gemacht hatte, dann neugierig, wie es jede Frau ist, auf das reizende Schauspiel einer Wiederversöhnung unter Leuten, die sich lieben, ganz sachte zurückgekehrt war, nicht um an dem Gespräche Teil zu nehmen, sondern nur nahe genug zu den Redenden, um nichts davon zu verlieren.

»Nun!« fragte Bussy, »empfangt Ihr mich so, Madame?«

»Nein,« erwiderte Diana, »denn in der Tat, Herr von Bussy, was Ihr getan habt, ist zart, ist liebevoll . . . aber . . . «

»Oh! kein aber,« seufzte Bussy, seinen Platz wieder zu den Füßen von Diana einnehmend.

»Nein, nein, nicht so, nicht zu meinen Füßen, Herr von Bussy.«

»Oh! lasst mich einen Augenblick beten, wie ich es tue,« sprach der Graf, die Hände faltend, »ich habe so lange diesen Platz beneidet.«

»Ja; doch um ihn einzunehmen, seid Ihr über die Mauer

gestiegen. Das ist nicht nur nicht schicklich für einen Herrn Eures Ranges, sondern es ist auch unklug für Einen, der für mein Glück Sorge tragen würde.«

»Wie so?«

»Wenn man Euch zufällig gesehen hätte?«

»Wer sollte mich gesehen haben?«

»Unsere Jäger, die kaum vor einer Viertelstunde hinter der Mauer vorüberkamen.«

»Oh! beruhigt Euch, Madame, ich verberge mich zu sorgfältig, um gesehen zu werden.«

»Ihr verbergt Euch!« sagte Jeanne, »oh! in der Tat, das ist höchst romantisch, erzählt uns das, Herr von Bussy.«

»Vor Allem, wenn ich Euch auf dem Wege nicht einholte, so war es nicht mein Fehler; ich wählte einen Weg, und Ihr verfolgtet den andern. Ihr seid durch Rambouillet gekommen und ich durch Chartres. Hört und urteilt, ob Euer armer Bussy verliebt ist; ich wagte es nicht, Euch einzuholen und ich zweifelte doch nicht, dass ich es könnte. Ich fühlte, dass Jarnac nicht verliebt wäre und dass das würdige Tier sich nur mittelmäßig für die Rückkehr nach Méridor begeistern würde. Euer Vater hatte auch keinen Grund, zu eilen, da er Euch bei sich besaß. Doch nicht in Gegenwart Eures Vaters, nicht in Gesellschaft Eurer Leute wollte ich Euch wiedersehen; denn ich hatte mehr bange, als Ihr wohl glauben mögt, Euch auf irgend eine Weise bloßzustellen. Ich legte den Weg Etappe für Etappe zurück und speiste vom Stiel meiner Gerte; der Stiel meiner Gerte war meine gewöhnliche Nahrung während dieser Tage.«

»Armer Junge!« sagte Jeanne, »sieh nur, wie er abgemagert ist.«

»Ihr kommt endlich an,« fuhr Bussy fort, »ich hatte eine Wohnung in der Vorstadt genommen und sah Euch, hinter einem Laden verborgen, vorüberziehen.«

»Oh! mein Gott,« fragte Diana, »seid Ihr denn unter Eurem Namen in Angers?«

»Für wen haltet Ihr mich denn?« versetzte lächelnd Bussy, »nein, ich bin ein reisender Kaufmann; seht mein zimmetfarbiges Kleid an; es verrät mich nicht zu leicht, denn es ist eine Farbe,

welche viel unter den Tuchhändlern und Goldschmieden getragen wird und dann habe ich auch eine gewisse unruhige, geschäftige Miene, die einem Botaniker, der Kräuter sucht, nicht übel steht. Kurz, man hat mich noch nicht bemerkt.«

»Bussy, der schöne Bussy, zwei Tage hinter einander in einer Provinzstadt, ohne erkannt worden zu sein? Man wird das nie bei Hofe glauben,« sagte Jeanne.

»Fahrt fort, Graf,« sprach Diana errötend. »Wie kommt Ihr von der Stadt hierher?«

»Ich habe zwei Pferde von auserwählter Race, ich besteige eines derselben; ich reite im Schritt aus der Stadt, halte auch stille, um Anschlag-Zettel und Schilder zu betrachten, doch bin ich einmal aus den Blicken, so schlägt mein Pferd einen Galopp an, der ihm die vier Stunden, die es von hier nach der Stadt ist, in zwanzig Minuten zurückzulegen erlaubt. Einmal in den Waldungen von Méridor, betrachte ich mir die Örtlichkeit und finde die Mauer des Parks, doch sie ist lang, sehr lang, denn der Park ist groß. Gestern untersuchte ich diese Mauer vier Stunden und kletterte an vielen Stellen hinauf, stets in der Hoffnung, Euch zu erblicken. Endlich verzweifelte ich beinahe, als ich Euch am Abend in dem Augenblick, wo Ihr nach Hause zurückkehrtet, gewahrte. Die zwei großen Hunde des Barons sprangen hinter Euch und Frau von Saint-Luc hielt ihnen ein junges Feldhuhn in die Luft, das sie zu erreichen suchten, dann verschwandet Ihr.«

»Ich sprang dort herab; ich lief hierher, wo Ihr so eben wart; ich sah, dass Gras und Moos beständig zertreten wurden; daraus schloss ich, Ihr dürftet diesen Ort, der während des Sonnenscheins so reizend ist, als Lieblingsaufenthalt gewählt haben; um mich auszukennen, brach ich durchs Unterholz, wie auf der Jagd; und seufzend, was mir furchtbar wehe tut . . . «

»Aus Mangel an Gewohnheit,« unterbrach ihn Jeanne lächelnd.

»Ich sage nicht nein, Madame; seufzend also, was mir furchtbar wehe tut, ich wiederhole es, schlug ich den Weg nach der Stadt ein; ich war sehr müde; ich hatte überdies, auf die Bäume kletternd, mein zimmetfarbiges Wamms zerrissen, und dennoch, trotz der Risse meines Wammses, trotz des Druckes, der auf meiner Brust lastete, fühlte ich Freude in meinem Herzen, denn ich hatte Euch gesehen.«

»Das scheint mir eine bewunderungswürdige Erzählung zu sein,« sagte Jeanne, »und was für furchtbare Hindernisse habt Ihr überwunden, das ist schön und das ist heldenmütig; aber ich, die ich kein so großes Herz habe, wie Ihr, die ich mich fürchte, auf Bäume zu klettern, ich hätte an Eurer Stelle mein Wamms erhalten, ich hätte besonders meine schönen, weißen Hände geschont; seht, in welchem abscheulichen Zustande sich die Eurigen befinden, sie sind ganz durch die Dornen zerkratzt.«

»Ja, aber ich hätte diejenige nicht gesehen, welche ich sehen wollte.«

»Im Gegenteil, ich würde Diana von Méridor und sogar Frau von Saint-Luc gesehen und viel besser gesehen haben, als Ihr.«

»Was hättet Ihr denn getan?« fragte Bussy voll Eifer.

»Ich wäre geraden Wegs nach der Brücke des Schlosses Méridor und dann durch das Thor in das Schloss selbst hineingegangen. Der Herr Baron hätte mich in seine Arme geschlossen, Frau von Monsoreau hätte mich bei Tische neben sich gesetzt, und Frau von Saint-Luc hätte Anagramme mit mir gemacht. Das war das Allereinfachste in der Welt; es ist freilich wahr, dass an das Einfachste in der Welt Verliebte nie denken.«

Bussy schüttelte den Kopf mit einem Blick und einem Lächeln an Diana gerichtet.

»O nein, nein,« sagte er, »was Ihr getan hättet, war gut für Jedermann, aber nicht für mich.«

Diana errötete wie ein Kind, und dasselbe Lächeln und derselbe Blick spiegelten sich in ihren Augen und auf ihren Lippen ab.

»Ah! ah!« rief Jeanne, »es scheint, ich verstehe nichts mehr von den schönen Manieren?«

»Nein!« sprach Bussy den Kopf schüttelnd, »nein, ich konnte nicht in das Schloss gehen! Madame ist verheiratet, der Herr Baron ist dem Gemahl seiner Tochter, wer es auch sein mag, eine strenge Überwachung schuldig.«

»Gut,« versetzte Jeanne, »ich erhalte da eine Lektion in der Höflichkeit; ich danke, Herr von Bussy, denn ich verdiene sie; das wird mich lehren, mich in das Gespräch von Narren zu mischen.«

»Von Narren?« wiederholte Diana.

»Von Narren oder Verliebten,« antwortete Frau von Saint-Luc,

»und folglich . . . «

Sie küsste Diana auf die Stirne, machte Bussy eine Verbeugung und entfloh.

Diana wollte sie mit einer Hand zurückhalten, aber Bussy ergriff sie bei der andern, und Diana musste sich entschließen, ihre Freundin frei zu lassen.

Bussy und Diana blieben also allein.

Diana schaute Frau von Saint-Luc nach, die sich Blumen pflückend entfernte, dann setzte sie sich errötend nieder.

Bussy legte sich zu ihren Füßen.

»Nicht wahr?« sagte er, »ich habe wohl getan, Madame, und Ihr billigt mein Benehmen?«

»Ich will nicht heucheln,« antwortete Diana, »und überdies kennt Ihr den Grund meiner Gedanken; ja, ich billige Euer Benehmen, doch hierbei bleibt meine Nachsicht stehen; indem ich Euch herbeiwünschte, indem ich Euch rief, wie ich es so eben tat, war ich wahnsinnig, war ich schuldig.«

»Mein Gott! was sagt Ihr da, Diana?«

»Ach! Graf, ich sage die Wahrheit; ich habe das Recht, Herrn von Monsoreau, der mich so weit getrieben hat, unglücklich zu machen, doch ich habe dieses Recht nur, indem ich einen Andern glücklich zu machen mich enthalte. Ich kann ihm meine Gegenwart, mein Lächeln, meine Liebe verweigern; doch wenn ich diese Gunstbezeugungen einem Andern gewährte, so würde ich denjenigen bestehlen, der wider meinen Willen mein Gebieter ist.«

Bussy hörte geduldig diese ganze Moral an, welche allerdings durch die Anmut und Weichheit von Diana ungemein versüßt wurde.

»Nicht wahr, nun ist es an mir, zu sprechen?« sagte er.

»Sprecht,« antwortete Diana.

»Freimütig?«

»Sprecht.«

»Wohl, von dem, was Ihr so eben sagtet, Madame, habt Ihr nicht ein Wort in dem Grunde Eures Herzens gefunden.«

»Wie?«

»Hört mich, ohne ungeduldig zu werden, Madame, Ihr seht, dass ich Euch geduldig angehört habe; Ihr habt mich mit Sophismen niedergeschlagen.«

Diana machte eine Bewegung.

»Die Gemeinplätze der Moral sind nur dies, wenn es ihnen an Anwendung fehlt,« fuhr Bussy fort. »Im Austausch gegen Eure Sophismen, Madame, will ich Euch Wahrheiten geben. Ein Mann ist Euer Gebieter, sagt Ihr: habt Ihr diesen Mann gewählt? Nein, ein unseliges Verhängnis nötigte ihn Euch auf und Ihr unterwarft Euch. Ist es nun Eure Absicht, Euer ganzes Leben hindurch die Folgen eines so gehässigen Zwanges zu ertragen? Dann ist es meine Sache, Euch davon zu befreien.«

Diana öffnete den Mund, um zu sprechen.

Bussy hielt sie mit einem Zeichen zurück.

»Oh! ich weiß, was Ihr mir antworten wollt,« sagte der junge Mann.

»Ihr wollt mir antworten, wenn ich ihn herausfordere und töte, so werdet Ihr mich nie wiedersehen. Es sei, ich sterbe vor Schmerz, weil ich Euch nicht mehr sehen kann, doch Ihr werdet frei, Ihr werdet glücklich leben, Ihr könnt einen artigen Mann glücklich machen, der zuweilen in seiner Freude meinen Namen segnen und sagen wird: Ich danke, Bussy, ich danke, dass Ihr uns von diesem abscheulichen Monsoreau befreit habt! Und Ihr selbst, Diana, Ihr, die Ihr es nicht wagt, mir, dem Lebenden zu danken, würdet mir danken, wenn ich tot wäre.«

Die junge Frau ergriff die Hand des Grafen, drückte sie zärtlich und sprach:

»Ihr habt noch nicht gefleht, Bussy, und Ihr droht bereits.«

»Euch drohen? Oh! Gott hört mich und weiß, was meine Absicht ist; ich liebe Euch so glühend, Diana, dass ich nicht handeln werde, wie ein anderer Mann handeln würde. Ich weiß, dass Ihr mich liebt. Mein Gott! verteidigt Euch nicht, Ihr würdet in die Klasse der gemeinen Geister zurückkehren, deren Worte ihre Handlungen Lügen strafen. Ich weiß es, denn Ihr habt es gestanden. Seht, eine Liebe, wie die meinige, strahlt auch wie die Sonne und belebt alle Herzen, die sie berührt; also werde ich Euch nicht anflehen; ich werde mich nicht in Verzweiflung

verzehren. Nein, ich werfe mich zu Euren Füßen nieder, die ich küsse, und sage, die rechte Hand auf dem Herzen, auf diesem Herzen, das nie gelogen hat, weder aus Eigennutz noch aus Furcht: Diana, ich liebe Euch, ich liebe Euch für mein ganzes Leben! Diana, ich schwöre Euch im Angesicht des Himmels, ich werde für Euch, ich werde Euch anbetend sterben. Sagt Ihr mir sodann abermals: Geht, raubt nicht einem Andern sein Glück, so erhebe ich mich ohne einen Seufzer, ohne ein Zeichen von diesem Platze, wo ich doch so glücklich bin, verbeuge mich tief vor Euch und spreche zu mir: »Diese Frau liebt mich nicht; diese Frau wird mich nie lieben.« Dann reise ich ab, und Ihr werdet mich nie mehr sehen. Doch da meine Ergebenheit für Euch größer ist, als meine Liebe, da mein Wunsch, Euch glücklich zu sehen, die Gewissheit, dass ich selbst nicht glücklich sein kann, überlebt, so werde ich, insofern ich das Glück eines Andern nicht gestohlen habe, das Recht besitzen, ihm sein Leben, das meinige dabei opfernd, zu rauben; das werde ich tun, Madame, und zwar aus Furcht, Ihr könntet ewig Sklavin sein, und das dürfte Euch zum Vorwand dienen, die braven Leute, die Euch lieben, unglücklich zu machen.«

Bussy war, indem er so sprach, immer mehr in Bewegung geraten. Diana las in seinen so glänzenden und so redlichen Augen die ganze Stärke seines Entschlusses: sie begriff, dass er tun würde, was er sagte, dass sich seine Worte unzweifelhaft in Handlungen übertragen würden; und wie der Aprilschnee in den Sonnenstrahlen schmilzt, so schmolz ihre Strenge bei der Flamme seines Blickes.

»Wohl!« sagte sie, »ich danke Euch für die Gewalt, die Ihr mir antut, Freund. Es ist abermals eine Zartheit von Euch, dass Ihr mir sogar die Reue, Euch nachgegeben zu haben, benehmt. Werdet Ihr mich nun bis zum Tode lieben, wie Ihr sagt? Werde ich nicht das Spiel Eurer Phantasie sein und werdet Ihr mich nicht eines Tags bitter beklagen lassen, dass ich nicht auf die Liebe von Herrn von Monsoreau hörte? Doch nein, ich habe keine Bedingungen zu machen; ich bin besiegt, ich bin preisgegeben, ich gehöre Euch, wenigstens der Liebe nach, Bussy. Bleibt, und nun, da mein Leben das Eurige ist, wacht über uns.«

Während Diana diese Worte sprach, legte sie eine von ihren so

weißen und so zarten Händen auf die Schulter von Bussy und reichte ihm die andere, die er voll Inbrunst an die Lippen drückte: Diana schauerte unter diesem Kusse.

Man hörte dann die leichten Schritte von Jeanne, begleitet von einem kleinen, bezeichnenden Husten; sie brachte ein Bündel neuer Blumen und den ersten Schmetterling, der sich vielleicht noch aus seinem seidenen Bälgchen gewagt hatte: es war ein Admiral mit rot und schwarzen Flügeln.

Instinkartig trennten sich die verschlungenen Hände.

Jeanne gewahrte diese Bewegung.

»Verzeiht, meine Freunde, dass ich Euch störe,« sagte sie, »doch wir müssen nach Hause zurückkehren, sonst wird man uns suchen. Herr Graf, begeben Sie Euch gefälligst wieder zu Eurem vortrefflichen Pferde, das vier Stunden in einer halben macht, und lasst uns so langsam als möglich, denn ich setze voraus, dass wir sehr viel zu plaudern haben, die fünfzehnhundert Schritte gehen, die uns vom Schlosse trennen. Seht, durch Eure Hartnäckigkeit, Herr von Bussy, verliert Ihr das Mittagmahl im Schlosse, das besonders vortrefflich für einen Mann sein muss, der geritten und über Mauern geklettert ist, und hundert gute Scherze, die wir gemacht hätten, abgesehen von dem Austausch gewisser Blicke, die dem Herzen einen unendlichen Reiz gewähren. – Vorwärts, Diana, laßt uns nach Hause gehen.«

Und sie nahm ihre Freundin beim Arm und machte einen leichten Versuch, sie mit sich fortzuziehen.

Bussy schaute die zwei Freundinnen mit einem Lächeln an; noch halb auf seine Seite gewendet, reichte ihm Diana die Hand.

Er näherte sich ihr und fragte:

»Nun, ist das Alles, was Ihr mir zu sagen habt?«

»Morgen,« antwortete Diana, »nicht wahr, das ist abgemacht?«

»Morgen nur?«

»Morgen und immer!«

Bussy konnte sich eines kleinen Freudenschreis nicht erwehren; er neigte seine Lippen auf die Hand von Diana; dann den beiden Frauen ein letztes Lebewohl zuwerfend, entfernte er sich, oder entfloh er vielmehr.

Er fühlte, dass er einer Willensanstrengung bedurfte, um sich

von Diana zu trennen, mit der wiedervereinigt zu werden, er so lange verzweifelt war.

Diana folgte ihm mit dem Blick bis in die Tiefe des Gehölzes und horchte, ihre Freundin am Arme haltend, auf das entfernte Geräusch seiner Tritte im Gesträuche.

»Ah! willst Du nun ein wenig mit mir plaudern, Diana?« sagte Jeanne, als Bussy völlig verschwunden war.

»Oh! ja,« antwortete die junge Frau bebend, als ob sie die Stimme ihrer Freundin einem Traum entrissen. »Ich höre Dich.«

»Wohl, meine Liebe, morgen werde ich mit Saint-Luc und Deinem Vater auf die Jagd gehen.«

»Wie! Du wirst mich allein im Schlosse lassen?«

»Höre, teure Freundin, ich habe auch meine moralischen Grundsätze, und es gibt gewisse Dinge, welche zu tun ich nicht einwilligen kann.«

»Oh! Jeanne,« rief Frau von Monsoreau, »kannst Du mir so Hartes sagen, mir, Deiner Freundin?«

»Es kommt hier nicht auf die Freundin an,« sprach Frau von Saint-Luc mit derselben Ruhe. »Ich kann nicht so fortfahren.«

»Ich glaubte, Du liebtest mich, Jeanne, und nun durchbohrst Du mir das Herz,« versetzte Diana, Tränen in den Augen, »Du willst nicht fortfahren, sagst Du, was willst Du denn nicht fortfahren?«

»Fortfahren,« flüsterte Jeanne ihrer Freundin in's Ohr, »fortfahren, ein Hindernis zu sein, dass Ihr Euch ganz nach Eurem Wohlgefallen lieben könnt.«

Diana schloss die lachende junge Frau in ihre Arme und bedeckte ihr blühendes Gesicht mit Küssen.

Während sie die Freundin so umschlossen hielt, ließen die Jagdhörner ihre lärmenden Fanfaren erschallen.

»Horch, man ruft uns,« sagte Jeanne, »der arme Saint-Luc wird ungeduldig. Sei also nicht härter gegen ihn, als ich es gegen den Verliebten im zimmetfarbigen Wamms sein will.«

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Bussy dreihundert Pistolen für sein Pferd fand und es um nichts gab.

Am andern Tage entfernte sich Bussy von Angers, ehe der am frühesten aufstehende Bürger seinen Morgenimbiss genommen hatte.

Er ritt nicht, er flog auf der Straße. Diana war auf eine Terrasse des Schlosses gestiegen, von wo aus man den weißlichen, gekrümmten Pfad sah, der sich wellenförmig durch die grünen Wiesen zog. Sie erblickte den schwarzen Punkt, während er wie ein Meteor vorrückte und das gewundene Band der Straße immer länger hinter sich ließ.

Sogleich stieg sie wieder herab, um Bussy nicht Zeit zum Warten zu gönnen und um sich ein Verdienst aus dem Warten zu machen.

Die Sonne erreichte kaum die Gipfel der hohen Eichen, das Gras war mit Tau beperlt; man hörte in der Ferne auf dem Berge das Horn von Saint-Luc, den Jeanne zu blasen aufforderte, um ihre Freundin an den Dienst zu erinnern, den sie ihr dadurch leistete, dass sie dieselbe allein ließ.

Es herrschte eine so gewaltige, so heftige Freude in dem Herzen von Diana, sie fühlte sich so berauscht von ihrer Jugend, von ihrer Schönheit, von ihrer Liebe, dass es ihr zuweilen während des Laufens vorkam, als würde ihr Körper durch ihre Seele auf Flügel erhoben, um ihn Gott zu nähern.

Doch der Gang vom Hause bis zum Gebüsch war lang, die kleinen Füße der jungen Frau wurden müde durch das Niedertreten des dichten Grases, und es gebrach ihr wiederholt auf dem Wege an Atem; sie konnte daher den Ort der Zusammenkunft erst in dem Augenblick erreichen, wo Bussy auf dem Kamme der Mauer erschien und herabsprang. Er sah sie laufen; sie stieß ihren kleinen Freudenschrei aus; er kam mit ausgebreiteten Armen auf sie zu; sie stürzte, ihre beiden Hände auf ihr Herz drückend, gegen ihn: ihr Morgengruß war ein langes,

glühendes Pressen. Was hatten sie sich zu sagen? sie liebten sich. Was hatten sie zu denken? sie sahen sich. Was hatten sie zu wünschen? sie saßen neben einander und hielten sich bei der Hand.

Der Tag verging wie eine Stunde. Als Diana zuerst aus dieser sanften Erstarrung, welche der Schlaf einer durch Glückseligkeit müden Seele ist, erwachte, drückte Bussy die Hand der träumerischen jungen Frau an sein Herz und sagte:

»Diana, es scheint mir, heute hat mein Leben begonnen; es scheint mir, von heute an sehe ich klar auf dem Wege, der mich zur Ewigkeit führt. Ihr seid, zweifelt nicht daran, das Licht, das mir so viel Glück enthüllt; ich wusste nichts von dieser Welt, nichts von der Lage der Menschen in dieser Welt; ich kann Euch auch wiederholen, was ich Euch gestern sagte: durch Euch habe ich angefangen zu leben und mit Euch werde ich sterben.«

»Und ich,« erwiderte sie, »ich, die ich mich eines Tags ohne Bedauern in die Arme des Todes geworfen habe, ich zittere heute aus Angst, nicht lange genug zu leben, um alle Schätze zu erschöpfen, die mir Eure Liebe verheißt. Doch warum kommt Ihr nicht in das Schloss, Louis? Meinen Vater würde es glücklich machen, Euch zu sehen. Herr von Saint-Luc ist Euer Freund und verschwiegen . . . Bedenkt, dass eine Stunde, die wir uns mehr sehen, unschätzbar ist.«

»Ach! Diana, wenn ich eine Stunde in das Schloss gehe, so werde ich immer gehen; wenn ich dahin gehe, so wird es die ganze Provinz erfahren; dringt das Gerücht zu den Ohren des Werwolfes, Eures Gemahls, so wird er herbeieilen . . . Ihr habt mir verboten, Euch von ihm zu befreien . . . «

»Wozu soll es nützen?« sagte sie mit jenem Ausdruck, den man stets nur in der Stimme einer Frau findet, welche man liebt.

»Für unsere Sicherheit, nämlich für die Sicherheit unseres Glückes ist es von Belang, dass wir unser Geheimnis vor Jedermann verbergen, Frau von Saint-Luc weiß es bereits, Herr von Saint-Luc wird es ebenfalls erfahren! . . . «

»Oh! Warum . . . «

»Würdet Ihr mir jetzt etwas verbergen?« sagte Bussy.

»Nein . . . das ist wahr.«

»Ich habe diesen Morgen Saint-Luc durch ein paar Zeilen um eine Zusammenkunft in Angers gebeten. Er wird kommen und ich erhalte dann sein Ehrenwort, dass Ihm nie eine Silbe über dieses Abenteuer entschlüpfen wird. Dies ist um so wichtiger, liebe Diana, als man mich sicherlich überall sucht. Die Ereignisse waren ernster Natur, als wir Paris verließen.«

»Ihr habt Recht . . . und dann ist mein Vater ein so ängstlich gewissenhafter Mann, dass er im Stande wäre, so sehr er mich auch liebt, mich bei Herrn von Monsoreau anzugeben.«

»Verbergen wir uns wohl . . . und gibt uns Gott unsern Feinden preis, so können wir wenigstens sagen, dass anders handeln unmöglich war.«

»Gott ist gut, Louis; zweifelt in diesem Augenblick nicht an ihm.«

»Ich zweifle nicht an Gott, ich fürchte irgend einen auf unsere Freude eifersüchtigen Dämon.«

»Sagt mir Lebewohl, mein Herr, und reitet nicht so rasch zurück; Euer Pferd macht mir bange.«

»Ihr habt nichts zu befürchten, es kennt bereits den Weg und ist der sanfteste, sicherste Renner, den ich je bestiegen habe. Kehre ich in meine süßen Gedanken versunken in die Stadt zurück, so führt er mich, ohne dass ich den Zügel berühre.«

Die Liebenden tauschten tausend Worte dieser Art vermischt mit tausend Küssen aus. Endlich ließ das Jagdhorn in der Nähe des Schlosses die Melodie ertönen, welche Jeanne mit ihrer Freundin verabredet hatte, und Bussy entfernte sich.

Als er sich von dem berausenden Tage träumend und stolz auf seine Freiheit, er, den die Ehrenbezeugungen, die Sorgen des Reichtums und die Gunst eines Prinzen von Geblüt stets mit goldenen Ketten umschlungen hielten, als er sich, sagen wir, der Stadt näherte, bemerkte er, dass die Stunde nicht mehr ferne war, wo man die Tore schloß. Sein Pferd, das den ganzen Tag in den Blättern und im Grase geweidet hatte, setzte diese angenehme Beschäftigung auf dem Wege fort, und so kam die Nacht.

Bussy war im Begriff, dem Tiere die Sporen zu geben, um die verlorene Zeit wieder einzuholen, als er hinter sich den Galopp von ein paar Pferden hörte.

Für einen Menschen, der sich verbirgt, und besonders für einen Liebenden, erscheint Alles als eine Drohung. Die glücklich Liebenden haben dies mit den Dieben gemein. Bussy fragte sich, ob es besser wäre, einen Galopp anzuschlagen, um einen Vorsprung zu gewinnen, oder sich auf die Seite zu werfen und die Reiter vorüber zulassen; doch ihr Lauf war so rasch, dass sie sich in einem Augenblick bei ihm befanden.

Sie waren ihrer zwei. Bussy dachte, es wäre keine Feigheit, zwei Männer zu vermeiden, wenn man so viel wert ist, als vier, und drückte sich auf die Seite; er sah, dass die Fersen von einem der Reiter fest in die Flanken seines Tieres gepresst waren, und dass dieses noch durch eine gute Anzahl von Steigriemenhieben, die ihm sein Gefährte erteilte, angestachelt wurde.

»Vorwärts! dort ist die Stadt,« sagte dieser Mann mit seinem sehr scharfen gascognischen Accente, »noch dreihundert Peitschenhiebe und hundert Spornstiche . . . also Mut gefasst und vorwärts.«

»Das Tier hat keinen Atem mehr, es schauert, es wird schwach, es weigert sich, zu gehen,« erwiderte derjenige, welcher voraus ritt. »Ich gäbe doch hundert Pferde, wenn ich in meiner Stadt wäre.«

»Das ist irgend ein verspäteter Einwohner von Angers,« sagte Bussy zu sich selbst. »Doch . . . wie die Furcht die Leute so albern macht . . . ich glaubte die Stimme zu erkennen . . . Halt, das Pferd des braven Mannes wankt.«

In diesem Augenblick waren die Reiter im Niveau von Bussy auf der Straße.

»He! nehmt Euch in Acht, mein Herr,« rief er, »verlasst die Steigbügel rasch, Euer Tier stürzt.«

Das Pferd fiel wirklich schwerfällig auf die Seite und bewegte krampfhaft ein Bein, als ob es die Erde bearbeitete; plötzlich stockte sein geräuschvoller Atem, seine Augen verdunkelten sich, der Schaum erstickte es und es verschied.

»Mein Herr, dreihundert Pistolen,« rief der abgesetzte Reiter, »drehundert Pistolen für das Pferd, das Euch trägt.«

»Ah! mein Gott!« rief Bussy, sich ihm nähernd.

»Hört Ihr mich? mein Herr, ich habe Eile . . . «

»Ei! mein Prinz, nehmt es für nichts,« sprach mit dem Zittern einer unsäglichen Aufregung Bussy, der den Herzog von Anjou erkannt hatte.

Zu gleicher Zeit hörte man das Knarren einer Pistole, die der Gefährte des Prinzen spannte.

»Haltet ein!« rief der Herzog von Anjou diesem unbarmherzigen Verteidiger zu, »haltet ein, Herr d'Aubigné, es ist Bussy, oder der Teufel soll mich holen!«

»Ja, ich bin es, mein Prinz! Doch was macht Ihr, dass Ihr um diese Stunde und auf diesem Wege Pferde zu Tode reitet?«

»Ah! es ist Herr von Bussy?« sagte d'Aubigné, »dann bedürft Ihr meiner nicht mehr, Monseigneur . . . Erlaubt mir, zu demjenigen zurückzukehren, welcher mich gesandt hat, wie die heilige Schrift sagt.«

»Nicht ohne einen aufrichtigen Dank und das Versprechen einer dauernden Freundschaft in Empfang zu nehmen,« sagte der Prinz.

»Ich nehme Alles an, Monseigneur, und werde Euch eines Tages an Eure Worte erinnern.«

»Herr d'Aubigné! . . . Monseigneur! . . . Ah! ich falle aus den Wolken,« sagte Bussy.

»Wusstest Du es nicht,« erwiderte der Prinz mit einem Ausdrücke von Unzufriedenheit und Misstrauen, »erwartetest Du mich nicht, da Du hier bist?«

»Teufel!« sagte Bussy zu sich selbst, Alles bedenkend, was sein verborgener Aufenthalt in Anjou dem argwöhnischen Geiste von Franz Zweideutiges bieten konnte, »Teufel, wir wollen uns nicht bloßstellen!«

»Ich tat etwas Besseres, als Euch erwarten,« sagte er, »doch da Ihr in die Stadt hinein wollt, ehe die Tore geschlossen werden, so sitzt auf, Monseigneur.«

Er bot sein Pferd dem Prinzen, der einige zwischen dem Sattel und der Schabracke verborgene wichtige Papiere von dem seinigen loszumachen beschäftigt war.

»Gott befohlen, Monseigneur,« sprach d'Aubigné umwendend.

»Herr von Bussy, Euer Diener!« Und er entfernte sich.

Bussy sprang leicht auf das Kreuz hinter seinen Herrn und

lenkte das Pferd nach der Stadt, während er sich ganz leise fragte, ob dieser schwarz gekleidete Prinz nicht der finstere Dämon wäre, der die bereits auf sein Glück eifersüchtige Hölle gegen ihn erwecke.

Sie gelangten nach Angers beim ersten Klang der Trompeten des Schoppenamtes.

»Was nun tun, Monseigneur?«

»In das Schloss! Man pflanze mein Panier auf, man soll mich anerkennen, man rufe den Adel der Provinz zusammen.«

»Nichts ist leichter,« sagte Bussy, den Fügsamen spielend, um Zeit zu gewinnen, und überdies zu sehr erstaunt, um etwas Anderes als leidend zu sein.

»He da, meine Herren, trompetet!« rief er den Herolden zu, welche nach dem ersten Blasen zurückkamen.

Diese schauten ihn an und schenkten ihm keine große Aufmerksamkeit, da sie zwei Männer, ganz mit Staub und Schweiß bedeckt und von ziemlich geringfügiger Equipage, erblickten.

»Oho!« sagte Bussy, auf sie zuschreitend, »ist der Herr in seinem Hause nicht bekannt? Man hole sogleich den Schöpffen vom Dienste!«

Dieser anmaßende Ton brachte die gehörige Wirkung auf die Herolde hervor; einer von ihnen näherte sich und rief voll Schrecken, den Herzog aufmerksam betrachtend:

»Mein Jesus und Gott! ist es nicht unser gnädigster Herr!« Der Herzog war sehr leicht an der Mißstaltung seiner geteilten Nase zu erkennen.

»Monseigneur der Herzog!« fügte er, den andern Herold, der vor Erstaunen aufsprang, beim Arm packend.

»Ihr wisst nun so viel als ich,« sprach Bussy, »strengt Euren Athem, an, lasst Eure Trompeten Blut und Wasser schwitzen und Jedermann in der Stadt erfahre in einer Viertelstunde, dass Monseigneur zu Hause angekommen ist.«

»Wir, Monseigneur, gehen langsam nach dem Schlosse; wenn wir dort ankommen, ist der Spieß bereits am Feuer, um uns zu empfangen.«

Bei dem ersten Schrei der Herolde bildeten sich bereits die

Gruppen, bei dem zweiten liefen die Kinder und alten Weiber durch alle Quartiere und riefen: »Monseigneur ist in der Stadt, Heil Monseigneur!«

Die Schöpfen, der Gouverneur, die vornehmsten Edelleute stürzten nach dem Palast, gefolgt von einer Menge, welche immer dichter und gedrängter wurde.

So waren, wie es Bussy vorhergesehen hatte, die Behörden der Stadt vor dem Prinzen im Schlosse, um ihn würdig zu empfangen. Als er über den Quai zog, konnte er kaum das Gedränge durchschneiden; aber Bussy fand wieder einen von den Herolden, der, den Pöbel mit Trompetenstreichen bearbeitend, seinem Prinzen bis zu den Stufen des Stadthauses Bahn brach.

Bussy bildete die Nachhut.

»Meine Herren und sehr getreuen Freunde,« sprach der Prinz, »ich bin gekommen, um mich in die Arme meiner guten Stadt Angers zu werfen. In Paris haben mich die furchtbarsten Gefahren bedroht; ich verlor sogar meine Freiheit. Es gelang mir, mit Hilfe einiger guten Freunde zu entfliehen.«

Bussy biß sich in die Lippen; er erriet den Sinn des ironischen Blickes von Franz.

»Und seitdem ich mich, in Eurer Stadt fühle, sind meine Ruhe und mein Leben gesichert.«

Sehr erstaunt, riefen die Behörden nur schwach: »Es lebe unser gnädigster Herr!«

Auf die bei jeder Reise des Prinzen herkömmlichen Vorteile hoffend, rief das Volk: »Heil!«

»Wir wollen zu Nacht speisen; ich habe seit diesem Morgen nichts mehr zu mir genommen,« sagte der Prinz.

Der Herzog war in einem Augenblick von seinem Hause umgeben, das er in seiner Eigenschaft als Herzog von Anjou unterhielt, und dessen vornehmste Diener allein ihren Herrn kannten. Dann kam die Reihe an die Edelleute und an die Damen der Stadt.

Der Empfang dauerte bis Mitternacht; die Stadt wurde beleuchtet, Musketenschüsse erschollen in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen, die Glocke der Kathedrale wurde geläutet und der Wind trug bis nach Méridor die geräuschvollen

Töne der traditionellen Freude der guten Einwohner von Angers.



Sechzehntes Kapitel.

Diplomatie des Herrn Herzogs von Anjou.

Als der Lärm der Musketen sich in den Straßen ein wenig verloren hatte, als die Schwingungen der Glocke etwas langsamer geworden waren, als die Vorzimmer sich allmählich entleert, als endlich Bussy und der Herzog sich allein befanden, sagte dieser:

»Nun lasst uns plaudern.«

Mit seinem Scharfsinn sah Franz ein, dass Bussy seit ihrem Zusammentreffen viel zuvorkommender, als gewöhnlich war.

Mit seiner Kenntnis des Hofes urteilte er, Bussy befände sich in einer Verlegenheit, und er könnte folglich mittelst eines geschickten Verfahrens einen Vorteil über ihn gewinnen.

Doch Bussy hatte Zeit, sich vorzubereiten, und erwartete seinen Prinzen festen Fußes.

»Lasst uns plaudern, Monseigneur,« erwiderte er.

»An dem letzten Tage, da wir uns sahen, wart Ihr sehr krank, mein armer Bussy,« sprach der Prinz.

»Es ist wahr, Monseigneur, ich war sehr krank, und es ist beinahe ein Wunder, was mich gerettet hat.«

»An jenem Tage war ein gewisser für Euer Heil ganz wütender Arzt bei Euch: er biss, wie mir schien, sehr kräftig alle diejenigen, welche sich Euch näherten.«

»Das ist abermals wahr, mein Prinz, denn der Haudouin liebt mich ungemein.«

»Er hielt Euch streng im Bett.«

»Darüber war ich von ganzer Seele wütend, wie Eure Hoheit sehen konnte.«

»Doch wenn Ihr so wütend gewesen wäret, so hättet Ihr die Fakultät zu allen Teufeln schicken und mit mir ausgehen können, wie ich Euch bat.«

»Verdammt!« sagte Bussy, auf hunderterlei Arten seinen Apothekerhut zwischen seinen Fingern hin und her drehend.

»Doch,« fuhr der Herzog fort, »doch, da es sich um eine

wichtige Angelegenheit handelte, so hattet Ihr bange, Euch zu gefährden.«

»Wie beliebt?« versetzte Bussy, mit der Faust denselben Hut auf seine Augen drückend, »Ihr sagtet, glaube ich, ich hätte bange gehabt, mich zu gefährden, mein Prinz?«

»Ich habe es gesagt,« antwortete der Herzog von Anjou.

Bussy sprang von seinem Stuhle auf, stellte sich vor den Prinzen und rief:

»Wohl! Ihr habt gelogen, Monseigneur, Ihr habt Euch selbst belogen, hört Ihr, denn Ihr glaubt nicht ein Wort, nicht ein einziges Wort von dem, was Ihr gesagt habt. Auf meiner Haut sind zwanzig Narben, welche beweisen, dass ich mich zuweilen gefährdet habe, dass ich jedoch nie Furcht hatte, und ich kenne meiner Treue viele Leute, welche nicht dasselbe zu sagen und besonders zu zeigen vermöchten.«

»Ihr habt immer unwidersprechliche Beweise, Herr von Bussy,« entgegnete der Herzog sehr bleich und aufgeregt, »wenn man Euch beschuldigt, so schreit Ihr lauter als der Vorwurf, und bildet Euch dann ein, Ihr habet Recht.«

»Oh! ich habe nicht immer Recht, Monseigneur, ich weiß es wohl, ich weiß aber auch, bei welchen Gelegenheiten ich Unrecht habe.«

»Und bei welchen Gelegenheiten habt Ihr Unrecht? sprecht, ich bitte Euch.«

»Wenn ich undankbaren Leuten diene.«

»In der Tat, mein Herr, ich glaube Ihr vergesst Euch,« sprach der Prinz, plötzlich sich mit der ihm bei gewissen Veranlassungen eigentümlichen Würde erhebend.

»Wohl! ich vergesse mich, Monseigneur,« versetzte Bussy, »tut einmal in Eurem Leben eben so viel, vergesst Euch oder vergesst mich.«

Bussy machte nun zwei Schritte, um wegzugehen, doch der Prinz war noch schneller als er, und der Graf fand den Herzog vor der Türe.

»Werdet Ihr leugnen, mein Herr, dass Ihr am Tage, wo Ihr Euch weigertet, mit mir auszugehen, einen Augenblick nachher ausgegangen seid?« fragte der Herzog.

»Ich,« entgegnete Bussy, »ich leugne nie etwas, wenn man mich nicht zwingen will, zu gestehen.«

»So sagt mir, warum Ihr hartnäckig auf Eurem Willen, zu Hause zu bleiben, bestanden seid.«

»Weil ich Geschäfte hatte.«

»Bei Euch?«

»Bei mir und anderswo.«

»Ich glaubte, wenn ein Edelmann im Dienste eines Prinzen ist, so müssten seine Hauptgeschäfte die Geschäfte dieses Prinzen sein.«

»Und wer besorgt gewöhnlich Eure Geschäfte, wenn ich es nicht tue?«

»Ich sage nicht nein, und finde Euch gewöhnlich treu und ergeben; ich sage sogar noch mehr, ich entschuldige Eure schlimme Laune.«

»Ah! Ihr seid sehr gütig.«

»Ja, denn Ihr hattet einigen Grund, mir zu grollen.«

»Ihr gesteht es, Monseigneur?«

»Ja, ich hatte Euch die Ungnade von Herrn von Monsoreau versprochen. Es scheint, Ihr hasst Herrn von Monsoreau sehr?«

»Ich, keines Wegs. Ich finde, dass er ein hässliches Gesicht hat, und hätte ihn gern von Hofe entfernt gewusst, um dieses Gesicht nicht mehr vor Augen zu sehen. Ihr, Monseigneur, liebt im Gegenteil dieses Gesicht. Über Geschmackssachen muss man nicht streiten.«

»Nun, da Ihr nur die einzige Entschuldigung hattet, dass Ihr mir wie ein verdorbenes, boshafes Kind grolltet, so sage ich Euch, dass es doppelt Unrecht von Euch war, nicht mit mir ausgehen zu wollen, und nach mir dennoch auszugehen, um unnötige Heldentaten auszuführen.«

»Ich habe Heldentaten ausgeführt? Und so eben warft Ihr mir vor . . . seid doch folgerecht, Monseigneur, welche Heldentaten habe ich ausgeführt?«

»Dass Ihr Herrn von Épernon und Herrn von Schomberg böse seid, begreife ich. Ich habe auch einen Groll gegen sie und zwar einen tödlichen; doch ihr musstet Euch auf den Groll beschränken und den Augenblick abwarten.«

»Oho! was kommt denn da noch, Monseigneur?«

»Schlagt sie tot, beim Teufel, schlägt sie Beide tot; schlägt sie alle Vier tot, und ich werde Euch im höchsten Maße dankbar sein, aber erbittert sie nicht, besonders wenn Ihr fern seid; denn ihre Erbitterung fällt auf mich zurück.«

»Sagt, was habe ich denn dem ehrwürdigen Gascogner getan?«

»Ihr sprecht von Épernon, nicht wahr?«

»Ja.«

»Wohl, Ihr habt ihn steinigen lassen.«

»Ich?«

»Dergestalt, dass sein Wamms in Fetzen zerrissen wurde und ihm der Mantel in Stücken vom Leibe fiel, weshalb er nur in Hosen in den Louvre zurückkehrte.«

»Gut, das ist Einer, gehen wir zu dem Deutschen über. Was ist mein Unrecht gegen Herrn von Schomberg?«

»Werdet Ihr leugnen, dass Ihr Schomberg habt mit Indigo färben lassen? Als ich ihn drei Stunden nach seinem Unfall wiedersah, war er noch azurblau; und Ihr nennt das einen guten Scherz. Geht doch!«

Und der Prinz fing unwillkürlich an zu lachen, während Bussy, sich der Figur erinnernd, welche Schomberg in seiner Küpe spielte, ebenfalls in ein schallendes Gelächter ausbrach.

»Also gelte ich für denjenigen, welcher ihnen diesen Streich gespielt haben soll?« sagte Bussy.

»Ich bin es vielleicht?«

»Und Ihr fühlt den Mut in Euch, Monseigneur, einem Manne, der solche Gedanken hat, Vorwürfe zu machen? Seht, ich sagte es Euch so eben, Ihr seid ein Undankbarer.«

»Einverstanden. Nun höre, wenn Du wirklich deshalb ausgegangen bist, verzeihe ich Dir.«

»Gewiss?«

»Ja, bei meinem Ehrenwort; doch damit sind meine Beschwerden noch nicht zu Ende.«

»Immer zu!«

»Sprechen wir ein wenig von mir.«

»Es sei.«

»Was hast Du getan, um mich aus der Verlegenheit zu ziehen?«

»Ihr seht wohl, was ich getan habe.«

»Nein, ich sehe es nicht.«

»Nun wohl, ich bin nach Anjou abgereist.«

»Das heißt, Du hast Dich geflüchtet.«

»Ja, doch indem ich mich flüchtete, rettete ich Euch.«

»Statt Dich so weit wegzubegeben, konntest Du in der Gegend von Paris bleiben? Mir scheint, Du wärest mir in Montmartre nützlicher gewesen, als in Angers.«

»Ah! darin sind unsere Ansichten gerade verschieden, Monseigneur. Ich wollte lieber nach Anjou gehen.«

»Ihr werdet zugeben, Eure Laune ist ein nur sehr mittelmäßiger Grund.«

»Nein, denn es war der Zweck dieser Laune, Euch Parteigänger anzuwerben.«

»Ah! das ist etwas Anderes. Nun so sprecht, was habt Ihr getan?«

»Es wird morgen Zeit sein, Euch zu antworten, denn es ist gerade die Stunde, zu der ich Euch verlassen muss.«

»Und warum mich verlassen?«

»Weil ich mich mit einer höchst wichtigen Person zu besprechen habe.«

»Ah! wenn es sich so verhält, dann ist es gut; geht, Bussy, doch seid klug.«

»Klug, wozu? Sind wir nicht die Stärkeren hier?«

»Gleichviel, wage nichts; Hast Du bereits viele Schritte getan?«

»Wie soll ich, ich bin erst seit zwei Tagen hier?«

»Doch Du verbirgst Dich wenigstens.«

»Ob ich mich verberge, ich glaube bei Gott wohl! Seht, unter welcher Tracht ich mit Euch spreche; pflege ich zimmetfarbige Wämmser zu tragen? Ich habe mich indessen abermals Euch zu Lieb in diese abscheuliche Hülle gesteckt.«

»Und wo wohnst Du?«

»Ah! darin werdet Ihr meine Ergebenheit erkennen. Ich

wohne . . . ich wohne in einer erbärmlichen Hütte am Walle, mit einem Ausgange nach dem Fluss. Aber Ihr, mein Prinz, sprecht, wie seid Ihr aus dem Louvre gekommen? Wie geschah es, dass ich Euch, ein verschlagenes Pferd zwischen den Beinen und Herrn d'Aubigné an der Seite, auf der Landstraße traf?«

»Weil ich Freunde habe,« sagte der Prinz.

»Ihr Freunde? geht doch!«

»Freunde, die Du nicht kennst.«

»Vortrefflich! Und wer sind diese Freunde?«

»Der König von Navarra und Herr d'Aubigné, den Ihr gesehen habt.«

»Der König von Navarra! . . . Ah! es ist wahr. Habt Ihr nicht mit einander konspiriert?«

»Ich habe nie konspiriert, Herr von Bussy.«

»Nein! fragt ein wenig La Mole und Coconnas.«

»La Mole,« sagte der Prinz mit düsterer Miene, »La Mole hatte ein anderes Verbrechen begangen, als das, für welches er dem allgemeinen Glauben nach gestorben ist.«

»Gut! lassen wir La Mole und kommen wir auf Euch zurück, um so mehr, Monseigneur, als wir einige Mühe hätten, uns über diesen Punkt zu verständigen. Wo des Teufels seid Ihr aus dem Louvre hinausgekommen?«

»Durch das Fenster.«

»Oh! wirklich. Und durch welches?«

»Durch das meines Schlafzimmers.«

»Ihr kanntet also die Strickleiter?«

»Welche Strickleiter?«

»Die im Schranke.«

»Ah! es scheint Du kanntest sie,« sagte der Prinz erbleichend.

»Verdammt,« rief Bussy, »Eure Hoheit weiß, dass ich zuweilen das Glück hatte, in dieses Zimmer zu kommen.«

»Zur Zeit meiner Schwester Margot, nicht wahr? Und Du kamst durch das Fenster hinein?«

»Beim Teufel, Ihr stiegt wohl durch dasselbe heraus.« Ich wundere mich nur, dass Ihr die Leiter gefunden habt.«

»*Ich* habe sie nicht gefunden.«

»Wer denn?«

»Niemand, man hat sie mir angegeben.«

»Wer?«

»Der König von Navarra.«

»Ah! ah! der König von Navarra kennt die Leiter; ich hätte es nicht geglaubt. Nun, soviel ist gewiss, Ihr seid gesund und wohl erhalten hier; wir setzen Anjou in Flammen, und mit demselben Zuge werden sich auch Angoumois und Béarn entzünden: das wird einen hübschen Brand geben!«

»Aber sprachst Du nicht von einer Zusammenkunft?« sagte der Herzog.

»Ah! bei Gott das ist wahr; doch das Interesse unserer Unterredung ließ es mich vergessen. Gott befohlen, Monseigneur.«

»Nimmst Du Dein Pferd?«

»Wenn es Monseigneur nützlich ist, so mag er es behalten, ich habe ein zweites.«

»Dann nehme ich es an; später werden wir unsere Rechnungen in Ordnung bringen.«

»Ja, Monseigneur, und Gott wolle, dass ich Euch nichts schuldig bin.«

»Warum dies?«

»Weil ich denjenigen, welchen Ihr gewöhnlich mit Bereinigung Eurer Rechnungen beauftragt, nicht liebe.«

»Bussy!«

»Es ist wahr, Monseigneur, es war abgemacht, nicht mehr hiervon zu sprechen.«

Fühlend, wie sehr er Bussy's bedurfte, reichte ihm der Prinz die Hand.

Bussy gab ihm die seinige, jedoch den Kopf schüttelnd.

Und sie trennten sich.

Bussy kehrte mitten in der finsternen Nacht zu Fuße nach Hause zurück, doch statt Saint-Luc, den er bei sich zu treffen erwartete, fand er nur einen Brief, worin ihm die Ankunft seines Freundes auf den andern Tag gemeldet wurde. Um sechs Uhr Morgens verließ Saint-Luc wirklich Méridor, gefolgt von einem Jäger, und wandte

sich gegen Angers. Er gelangte an den Fuß der Wälle, bei Öffnung der Tore, und erreichte, ohne die seltsame Aufregung des Volkes wahrzunehmen, das Haus von Bussy.

Die zwei Freunde umarmten sich herzlich.

»Mein lieber Saint-Luc,« sagte Bussy, »wollt Ihr die Gastfreundschaft meiner armen Hütte gütigst annehmen? Ich lagere in Angers.«

»Ja,« versetzte Saint-Luc, »nach Art der Sieger, nämlich auf dem Schlachtfeld.«

»Was wollt Ihr damit sagen, lieber Freund?«

»Dass meine Frau nicht mehr Geheimnisse für mich hat, als ich für sie habe, und dass sie mir Alles erzählte, mein teurer Bussy. Es besteht völlige Gemeinschaft unter uns, empfangt meine besten Komplimente, mein Meister in jeder Sache, und da Ihr mich gerufen habt, so erlaubt mir, Euch einen Rat zu geben.«

»Sprecht.«

»Entledigt Euch geschwinde dieses abscheulichen Monsoreau. Niemand kennt bei Hofe Eure Verbindung mit seiner Frau, und es ist jetzt der günstige Augenblick; nur müsst Ihr ihn nicht entschlüpfen lassen; wenn Ihr später die Witwe heiratet, so wird man wenigstens nicht sagen, Ihr habet sie zur Witwe gemacht, um sie zu heiraten.«

»Es waltet nur ein Hindernis bei diesem schönen Plane ob, der mir gleich von Anfang in den Kopf gekommen ist, wie er Euch kam.«

»Seht Ihr . . . und welches?«

»Ich habe Diana geschworen, das Leben ihres Gatten zu schonen, wohl verstanden, so lange er mich nicht angreift.«

»Ihr hattet Unrecht.«

»Ich!«

»Ihr hattet im höchsten Maße Unrecht.«

»Warum dies?«

»Weil man keine solche Eide leistet. Was Teufels, wenn Ihr Euch nicht beeilt, wenn Ihr ihm nicht zuvorkommt, so sage ich Euch: der Monsoreau, ein vollendeter Meister in allen Bosheiten, wird Euch entdecken, und wenn er Euch entdeckt, wird er Euch umbringen, da er nichts weniger als ritterlich ist.«

»Es wird geschehen, was Gott entschieden hat,« sagte Bussy lächelnd, »doch abgesehen davon, dass ich den Eid brechen würde, welchen ich Diana geleistet, wenn ich ihren Gatten tötete . . . «

»Ihren Gatten? . . . Ihr wisst wohl, dass er es nicht ist.«

»Ja, doch er trägt darum nicht minder den Titel. Abgesehen davon, sage ich, dass ich den Eid brähe, den ich ihr geleistet habe, würde mich die Welt steinigen, mein Lieber, und derjenige, welcher heute in aller Augen ein Ungeheuer ist, würde in seinem Sarge als ein Engel erscheinen, den ich ins Grab gebracht.«

»Auch riet ich Euch nicht, ihn selbst zu töten.«

»Mörder! Ah! Saint-Luc, Ihr gebt mir da einen traurigen Rat.«

»Geht doch! wer sprach von Mördern?«

»Wovon sprecht Ihr denn?«

»Von nichts, lieber Freund; es ging mir nur ein Gedanke durch den Kopf, der jedoch noch nicht hinreichend gereift ist, dass ich ihn Euch mitteilen könnte. Ich liebe diesen Monsoreau nicht mehr, als Ihr, obschon ich nicht dieselben Ursachen habe, ihn zu hassen: sprechen wir von der Frau, statt von dem Manne.«

Bussy erwiderte lächelnd: »Ihr seid ein braver Kamerad, Saint-Luc, und Ihr könnt auf meine Freundschaft rechnen; Ihr wisst aber, meine Freundschaft besteht aus drei Dingen: aus meiner Börse, aus meinem Schwerte und aus meinem Leben.«

»Ich danke und nehme Euer Anerbieten an, doch nur unter der Bedingung der Wiedervergeltung.«

»Doch sprecht nun, was wolltet Ihr mir von Diana sagen?«

»Ich wollte Euch fragen, ob Ihr nicht ein wenig nach Méridor zu kommen im Sinne hättet.«

»Mein lieber Freund, ich danke, Ihr kennt meine Bedenklichkeiten.«

»Ich weiß Alles. In Méridor wäret Ihr der Gefahr ausgesetzt, den Monsoreau zu treffen, obgleich er achtzig Lieues von uns entfernt ist, ausgesetzt ferner, ihm die Hand zu drücken, und es ist hart, einem Manne, den man erdrosseln möchte, die Hand zu drücken, der Gefahr endlich ausgesetzt, Diana umarmen zu sehen, und es ist sehr hart, die Frau, die man liebt, umarmen sehen zu müssen.«

»Ah!« rief Bussy wütend, »wie gut begreift Ihr, warum ich nicht nach Méridor komme! Nun, lieber Freund . . . «

»Ihr entlasst mich?« sagte Saint-Luc, sich in der Absicht von Bussy täuschend.

»Nein,« erwiderte dieser, »ich bitte Euch im Gegenteil, zu bleiben, denn nun ist es an mir, Euch zu fragen.«

»Tut es.«

»Habt Ihr in dieser Nacht nicht den Lärmen von Glocken und Musketen gehört?«

»In der Tat, und wir fragten uns dort, was es wohl Neues geben möchte.«

»Habt Ihr diesen Morgen durch die Stadt reitend nicht eine gewisse Veränderung bemerkt?«

»Nicht wahr, etwas wie eine große Aufregung? Ja, ich wollte Euch fragen, woher sie käme.«

»Sie kommt davon her, dass der Herr Herzog von Anjou gestern Abend hier eingetroffen ist.«

Saint-Luc machte einen Sprung von seinem Stuhle, als ob man ihm die Gegenwart des Teufels angekündigt hätte.

»Der Herzog in Angers; man sagte, er wäre im Gefängnis im Louvre.«

»Gerade weil er im Gefängnis im Louvre war, befindet er sich jetzt in Angers. Es ist ihm gelungen, durch ein Fenster zu entweichen und sich hierher zu flüchten.«

»Nun!« fragte Saint-Luc.

»Nun! lieber Freund, das ist eine herrliche Gelegenheit, Euch für die kleinen Verfolgungen Seiner Majestät zu rächen. Der Prinz hat bereits eine Partei, er wird Truppen bekommen, und wir brauen etwas wie ein hübsches Bürgerkriegchen.«

»Oh! oh!« rief Saint-Luc.

»Und ich zählte darauf, Ihr würdet mit mir das Schwert ziehen.«

»Gegen den König?« versetzte Saint-Luc mit einer plötzlichen Kälte.

»Ich sage nicht gerade, gegen den König,« sprach Bussy, »ich sage, gegen diejenigen, welche das Schwert gegen uns ziehen werden.«

»Mein lieber Bussy,« sprach Saint-Luc, »ich bin nach Anjou gekommen, um die Landlust zu genießen, und nicht, um mich gegen Seine Majestät zu schlagen.«

»Aber lasst mich Euch immerhin Monseigneur vorstellen.«

»Unnötig, mein wertester Bussy; ich liebe Angers nicht und gedenke es bald zu verlassen; es ist eine langweilige, schwarze Stadt; die Steine sind hier weich wie Käse und der Käse ist hart wie Stein.«

»Mein bester Saint-Luc, Ihr würdet mir einen großen Dienst tun, wenn Ihr mir meine Bitte bewilligt: der Herzog hat mich gefragt, warum ich hierher gekommen sei, und da ich es ihm nicht sagen konnte, weil er selbst in Diana verliebt war und bei ihr scheiterte, so machte ich ihn glauben, ich wäre gekommen, um alle Edelleute des Cantons für seine Sache zu gewinnen; ich fügte sogar bei, ich hätte diesen Morgen eine Zusammenkunft mit einem derselben.«

»Wohl, so sagt, Ihr habet diesen Edelmann gesehen, und er erbitte sich sechs Monate Bedenkzeit.«

»Mein lieber Saint-Luc, ich finde Eure Logik, wenn ich es Euch gestehen soll, nicht minder widerspenstig, als die meinige.«

»Hört, ich hänge in dieser Welt nur an meiner Frau, Ihr nur an Eurer Geliebten; wir wollen uns über einen Punkt einigen; ich verteidige bei jeder Gelegenheit Diana, verteidigt Ihr bei jeder Gelegenheit Frau von Saint-Luc. Einen Liebesvertrag, gut, aber keinen politischen Vertrag. Nur auf diese Art wird es uns gelingen, uns zu verständigen.«

»Ich sehe, dass ich Euch nachgeben muss, Saint-Luc, denn diesmal ist der Vorteil auf Eurer Seite. Ich bedarf Eurer, während Ihr meiner entbehren könnt.«

»Keines Wegs, ich nehme im Gegenteil Euren Schutz in Anspruch.«

»Wie so?«

»Denkt Euch, die Angevins, denn so werden die Rebellen heißen, belagern Méridor und stecken es in den Sack.«

»Ah, Teufel! Ihr habt Recht«, rief Bussy, »Ihr wollt nicht, dass die Belagerten die Folgen einer Erstürmung erdulden.«

Die zwei Freunde lachten, und da in der Stadt die Kanonen erschollen, und der Kammerdiener von Bussy diesem meldete,

der Prinz habe bereits dreimal nach ihm gefragt, so schworen sie sich abermals nicht politische Verbrüderung, und trennten sich, gegenseitig von einander entzückt.

Bussy lief nach dem herzoglichen Schloß, dem bereits der Adel aus allen Teilen der Provinz zuströmte; die Ankunft des Herzogs hatte sich wie ein Echo verbreitet, und auf vier bis fünf Stunden in der Runde erhoben sich Städte und Dörfer bei dieser großen Kunde.

Der Graf beeilte sich, einen offiziellen Empfang, ein Mahl, Reden zu veranstalten; er dachte, während der Prinz empfangen, speisen, und besonders Reden halten würde, hätte er Zeit, Diana zu sehen, und wäre es auch nur für einen Augenblick. Als er dem Prinzen auf einige Stunden Beschäftigung gegeben hatte, kehrte er nach seinem Hause zurück, bestieg ein zweites Pferd und schlug im Galopp den Weg nach Méridor ein.

Der Herzog hielt, sich selbst überlassen, sehr schöne Reden, und brachte eine wunderbare Wirkung hervor, indem er von der Ligue sprach, mit Diskretion die Punkte berührte, welche seine Verbindung mit dem Herzog von Guise betrafen, und sich als einen von dem König wegen des Vertrauens, das ihm die Pariser bezeigt, verfolgten Prinzen darstellte.

Während der Antworten und Handküsse ließ der Herzog die Edelleute Revue passieren, und bemerkte sich sorgfältig diejenige, welche gekommen waren, und noch sorgfältiger diejenige, welche noch fehlten.

Als Bussy zurückkehrte, war es vier Uhr Nachmittags; er sprang vom Pferde und erschien von Schweiß und Staub bedeckt vor dem Herzog.

»Ah! Ah! mein braver Bussy,« sagte der Herzog, »Du bist in der Arbeit begriffen, wie es scheint.«

»Ihr seht es, Monseigneur.«

»Du hast warm.«

»Ich bin scharf geritten.«

»Nimm Dich in Acht, dass Du nicht krank wirst. Du bist vielleicht noch nicht ganz wiederhergestellt.«

»Es ist keine Gefahr.«

»Woher kommst Du?«

»Aus der Umgegend. Ist Eure Hoheit zufrieden, hat sie zahlreichen Hof gehabt?«

»Ja, ich bin ziemlich zufrieden; doch bei diesem Hofe fehlt Einer.«

»Wer?«

»Dein Schützling.«

»Mein Schützling?«

»Ja, der Baron von Méridor.«

»Ah!« machte Bussy, die Farbe wechselnd.

»Und man sollte ihn nicht vernachlässigen, obgleich er mich vernachlässigt. Der Baron hat Einfluß in der Provinz.«

»Ihr glaubt?«

»Ich weiß es gewiss. Er war der Correspondent der Ligue in Angers; es hatte ihn Herr von Guise erwählt, und die Herren von Guise wählen im Allgemeinen ihre Leute gut. Er muss kommen, Bussy.«

»Doch, wenn er nicht kommt, Monseigneur?«

»Kommt er nicht zu mir, so tue ich den ersten Schritt und besuche ihn.«

»In Méridor?«

»Warum nicht?« Bussy konnte den eifersüchtigen, verzehrenden Blick nicht zurückhalten, der aus seinen Augen sprang.

»Im Ganzen . . . warum nicht?« sagte er, »Ihr seid Prinz, Alles ist Euch erlaubt.«

»Ah! Du glaubst also, dass er mir immer noch grolle?«

»Ich weiß es nicht. Wie sollte ich es wissen?«

»Du hast ihn nicht gesehen?«

»Nein.«

»Bei den Großen der Provinz handelnd, hättest Du wohl mit ihm zu tun haben können.«

»Ich würde nicht verfehlt haben, hätte er nicht mit mir zu tun gehabt.«

»Nun?«

»Ich bin in den Versprechungen, die ich ihm geleistet, nicht glücklich genug gewesen, um mich so eilig vor ihm zu zeigen.«

»Hat er nicht, was er wünschte?«

»Wie so?«

»Er wollte, dass der Graf seine Tochter heirate, und der Graf hat sie geheiratet.«

»Gut, Monseigneur, sprechen wir nicht mehr davon,« sagte Bussy und wandte dem Herzog den Rücken zu.

In diesem Augenblick traten neue Edelleute ein, der Herzog ging ihnen entgegen, und Bussy blieb allein.

Die Worte des Prinzen gaben ihm viel zu denken.

Was mochten die wirklichen Gedanken des Prinzen in Beziehung auf den Baron von Méridor sein?

Waren sie so beschaffen, wie der Prinz sie ausgedrückt hatte? Sah er in dem alten Herrn nur ein Mittel, seine Sache durch die Unterstützung eines geachteten, mächtigen Mannes zu verstärken? Oder waren seine politischen Pläne nur ein Mittel, sich Diana zu nähern?

Bussy untersuchte die Lage des Prinzen so wie sie war: er sah ihn mit seinem Bruder entzweit, aus dem Louvre verbannt, das Haupt eines Aufruhrs in der Provinz, er warf die materiellen Interessen des Prinzen und seine verliebten Phantasien in die Waagschale.

Dieses letzte Interesse war sehr leicht im Vergleich mit den andern.

Bussy wollte dem Herzog alle seine übrigen Unbilden verzeihen, wenn er hier sich jedes Unrechts enthalten würde.

Er brachte die ganze Nacht damit hin, dass er mit Seiner Königlichen Hoheit und den angevinischen Edelleuten bankettierte und den angevinischen Damen seine Huldigung zu Füßen, legte, und dann, dass er sie, als man nach dem Abendbrote Musikanten holen ließ, die neuesten Tänze lehrte.

Es versteht sich, dass er die Bewunderung der Frauen und die Verzweiflung der Männer erregte, und da ihn einige von den letzteren anders anschauten, als sich Bussy gern anschauen ließ, so strich er acht bis zehnmal seinen Schnurrbart in die Höhe und fragte drei bis vier von diesen Herren, ob sie ihm nicht die Gunst eines Spaziergangs im Mondscheine auf dem Rasen bewilligen wollten.

Doch sein Ruf war ihm nach Angers vorangegangen, und es blieb bei den Vorschlägen von Bussy.

Vor der Türe des Palastes fand Bussy ein offenherziges, redliches, freundliches Gesicht, das er achtzig Lieues von sich entfernt glaubte.

»Ah!« sagte er mit einem Gefühle lebhafter Freude, Du bist es, Rémy.«

»Ei! mein Gott, ja, Monseigneur.«

»Ich wollte Dir schreiben, Du solltest zu mir kommen.«

»In der Tat?«

»Bei meinem Ehrenwort.«

»Das ist vortrefflich; ich befürchtete, Ihr würdet mich schelten.«

»Worüber?«

»Dass ich ohne Erlaubnis gekommen sei. Doch meiner Treue! ich hörte sagen, Monseigneur der Herzog von Anjou wäre aus dem Louvre entwichen und nach der Provinz abgereist. Ich erinnerte mich, dass Ihr Euch in der Gegend von Angers aufhieltet; ich dachte, es würde ein Bürgerkrieg entstehen, und viele Degenstiche müssten ausgeteilt und eingenommen, Löcher in großer Anzahl müssten in die Haut meines Nächsten gemacht werden, und da ich meinen Nächsten liebe, wie mich selbst, und sogar mehr als mich selbst, so eilte ich herbei.«

»Du hast wohl daran getan, Rémy, bei meiner Ehre, Du fehltest mir.«

»Wie geht es Gertrude, Monseigneur?«

Der Graf lächelte und erwiderte:

»Ich verspreche Dir, mich bei Diana zu erkundigen, sobald ich sie sehen werde.«

»Und ich, seid unbesorgt, ich werde dagegen Gertrude, sobald ich sie sehe, um Nachrichten über Frau von Monsoreau bitten,« sprach Rémy.

»Du bist ein herrlicher Kamerad; und wie hast Du mich aufgefunden?«

»Bei Gott! eine schöne Schwierigkeit: Ich fragte, wo das herzogliche Schloss wäre, und wartete vor der Türe, nachdem ich zuvor mein Pferd in den Stall des Prinzen geführt hatte, wo ich,

Gott vergebe mir, das Eurige erkannte.«

»Ja, der Prinz hat das seinige zu Tode geritten, ich lieh ihm Roland, und da er kein anderes Pferd hatte, so behielt er ihn.«

»Daran erkenne ich Euch, Ihr seid der Prinz und der Prinz ist der Diener.«

»Beeile Dich nicht, mich so hoch zu stellen, Rémy, Du wirst sehen, wie Monseigneur wohnt.«

Und so sprechend, führte er den Haudouin in sein kleines Haus am Walle.

»Meiner Treue,« sagte Bussy, »Du siehst den Palast, quartiere Dich ein, wo Du kannst und wie Du kannst.«

»Das wird nicht schwierig sein, und ich bedarf keines großen Raumes; auch werde ich, wie Ihr wisst, wenn es sein muss, stehend schlafen: ich bin hierzu hinreichend müde.«

Die zwei Freunde, denn Bussy behandelte den Haudouin mehr als Freund, denn als Diener, trennten sich und Bussy, der doppelt zufrieden war, dass er sich wieder zwischen Diana und Rémy fand, entschlief sogleich.

Um bequem zu schlafen, hatte der Herzog allerdings gebeten, nicht mehr mit den Kanonen zu schießen und das Musketenfeuer einzustellen; die Glocken waren in Folge der Blasen, welche die Läutenden an den Händen bekamen, von selbst entschlummert.

Bussy stand frühzeitig auf und eilte nach dem Schlosse, nachdem er Rémy zuvor hatte bedeuten lassen, er möge ihm dahin nachfolgen. Es lag ihm daran, das erste Gähnen Seiner Hoheit zu beobachten, um wo möglich den Gedanken des Prinzen aus der gewöhnlich sehr bezeichnenden Grimasse des erwachenden Schläfers zu ersehen.

Der Herzog wachte auf, doch man hätte glauben sollen, er bediene sich, wie sein Bruder Heinrich, einer Maske beim Schlafen. Bussy hatte sich vergebens so frühzeitig auf die Beine gemacht.

Er hielt ein Verzeichnis von allen möglichen Dingen bereit, von denen das Eine immer wichtiger war, als das Andere.

Zuerst ein Spazierritt außerhalb der Mauern, um die Befestigung des Platzes in Augenschein zu nehmen.

Eine Revue der Einwohner und ihrer Waffen.

Ein Besuch im Arsenal und Bestellung von Munition aller Art.

Eine sehr sorgfältige Untersuchung der Abgaben der Provinz, um den guten und getreuen Vasallen des Prinzen einen kleinen Steuerzusatz, bestimmt zur inneren Ausschmückung der Kisten, zu verschaffen.

Endlich Korrespondenz.

Doch Bussy wusste zum Voraus, dass er nicht besonders auf diesen letzten Artikel rechnen durfte: der Herzog von Anjou schrieb wenig, schon damals beobachtete er das Sprichwort: das Geschriebene bleibt.

So bewaffnet gegen die schlimmen Gedanken, welche dem Prinzen kommen konnten, sah er seine Augen sich öffnen, jedoch ohne in diesen etwas lesen zu können.

»Ah! Ah!« rief der Herzog.

»Du bist schon hier.«

»Meiner Treue, ja, Monseigneur, ich konnte nicht schlafen, so sehr gingen mir die Interessen Eurer Hoheit im Kopfe um; was machen wir diesen Morgen? Halt! wenn wir etwas jagen würden?«

»Gut,« sagte ganz leise Bussy zu sich selbst, »das ist abermals eine Beschäftigung, an die ich nicht dachte.«

»Wie!« sprach der Herzog, »Du behauptest, Du habest die ganze Nacht an meine Interessen gedacht, und das Ergebnis Deines Nachdenkens und Deines Wachens ist nichts Anderes, als dass Du mir eine Jagd vorschlägst? Gehe doch!«

»Es ist wahr . . . wir haben auch keine Meute.«

»Und keinen Oberstjägermeister,« versetzte der Prinz.

»Oh! meiner Treue, die Jagd würde mir ohne ihn nur um so angenehmer vorkommen.«

»Ich bin nicht wie Du, er fehlt mir.«

Der Herzog sagte dies mit einer seltsamen Mine.

Bussy bemerkte es und sprach:

»Dieser würdige Mann, Euer Freund, hat Euch, wie es scheint, auch nicht befreit.«

Der Herzog lächelte.

»Gut,« dachte Bussy, »ich kenne dieses Lächeln, es ist sein

schlimmes; Monsoreau mag sich in Acht nehmen.«

»Du grollst ihm also?« fragte der Prinz.

»Dem Monsoreau?«

»Ja.«

»Und worüber sollte ich ihm grollen?«

»Darüber, dass er mein Freund ist.«

»Ich beklage ihn im Gegenteil sehr.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Dass er, je höher Ihr ihn steigen lasst, desto tiefer fallen wird, wenn er einmal fällt.«

»Ich sehe, Du bist guter Laune.«

»Ich?«

»Ja, wenn Du guter Laune bist, sagst Du mir solche Dinge. – Gleichviel,« fuhr der Herzog fort, »ich behaupte, was ich gesprochen habe, Herr von Monsoreau wäre uns hier sehr nützlich gewesen.«

»Warum dies?«

»Weil er Güter in der Gegend besitzt.«

»Er?«

»Er oder seine Frau.«

Bussy biss sich in die Lippen: der Herzog brachte das Gespräch auf den Punkt zurück, von dem er es am Tage vorher nur mit großer Mühe entfernt hatte.

»Ah! Ihr glaubt,« sagte Bussy.

»Allerdings. Méridor ist vier Stunden von Angers; weißt Du das nicht, Du, der Du mir den alten Baron zugeführt hast?«

Bussy begriff, dass er sich nicht durfte aus der Fassung bringen lassen.

»Bei Gott!« sagte er, »ich habe ihn zu Euch gebracht, weil er sich an meinen Mantel hing, und wenn ich ihm nicht die Hälfte davon zwischen den Fingern lassen wollte, wie es der heilige Martin tat, so musste ich ihn wohl zu Euch führen. Übrigens hat ihm meine Protektion nicht viel genützt.«

»Höre,« sprach der Herzog, »ich habe einen Gedanken.«

»Teufel!« sagte Bussy, der den Gedanken des Herzogs stets misstraute.

»Ja . . . Monsoreau hat die erste Partie gegen Dich gewonnen; doch ich will Dir die zweite überlassen.«

»Wie versteht Ihr das, mein Prinz?«

»Das ist ganz einfach; Du kennst mich, Bussy?«

»Ich habe dieses Unglück, mein Prinz.«

»Glaubst Du, ich sei der Mann, eine Schmach zu dulden und unbestraft zu lassen?«

»Je nachdem.«

Der Herzog lächelte mit einem noch viel schlimmeren Lächeln, als das erste Mal, während er sich in die Lippen biß und den Kopf von oben nach unten schüttelte.

»Sprecht, erklärt Euch, Monseigneur,« sagte Bussy.

»Nun wohl! Der Oberstjägermeister hat mir ein Mädchen, das ich liebte, gestohlen, um seine Frau daraus zu machen; ich meinerseits will ihm seine Frau stehlen, um meine Geliebte daraus zu machen.«

Bussy strengte sich an, um zu lächeln; doch so heftig er auch dieses Ziel zu erreichen wünschte, so gelang es ihm doch nur, eine Grimasse zu schneiden.

»Herrn von Monsoreau die Frau stehlen!« stammelte er.

»Nichts ist leichter, wie mir scheint: die Frau ist auf ihre Güter zurückgekommen; Du hast mir gesagt, sie hasse ihren Gemahl; ich kann also ohne große Eitelkeit darauf zählen, sie werde mich Monsoreau vorziehen, besonders wenn ich ihr verspreche . . . was ich ihr verspreche.«

»Und was werdet Ihr Frau von Monsoreau versprechen?«

»Sie von ihrem Gemahl zu befreien.«

»Ei! warum habt Ihr das nicht sogleich getan?« wollte Bussy rufen.

Doch er hatte den Mut, an sich zu halten.

»Ihr würdet diese schöne Handlung ausführen?« sagte er.

»Du sollst es sehen. Mittlerweile werde ich dem Baron immerhin in Méridor einen Besuch machen.«

»Ihr wagt es?«

»Warum nicht?«

»Ihr wollt vor dem alten Baron erscheinen, den Ihr verließt,

nachdem Ihr mir gelobt . . . «

»Ich habe eine vortreffliche Entschuldigung.«

»Woher des Teufels nehmt Ihr sie?«

»Ja, ich werde ihm sagen: Ich habe diese Heirat nicht gebrochen, weil Monsoreau, welcher wusste, dass Ihr einer der vornehmsten Agenten der Ligue seid und dass ich das Haupt derselben bin, uns Beide an den König zu verkaufen drohte.«

»Ah! ah! erfindet Eure Hoheit diese Entschuldigung?«

»Ich muss gestehen, nicht ganz.«

»Dann begreife ich,« sprach Bussy.

»Du begreifst?« versetzte der Herzog, sich in der Antwort seines Edelmanns täuschend.

»Ja.«

»Ich werde ihn glauben machen, seine Tochter verheiratend, habe ich sein Leben, das bedroht gewesen, gerettet.«

»Das ist herrlich.«

»Nicht wahr? doch wenn ich bedenke . . . Schau' einmal aus dem Fenster, Bussy.«

»Warum dies?«

»Schau' immerhin.«

»Gut, es geschieht.«

»Wie ist das Wetter?«

»Ich muss Eurer Hoheit gestehen, schön.«

»Wohl, so bestelle Pferde, und wir wollen ein wenig sehen, wie es dem guten Méridor geht.«

»Sogleich, Monseigneur.«

Und Bussy, der seit einer Viertelstunde die ewig komische Rolle von Mascarille in Verlegenheit spielte, stellte sich, als wollte er weggehen, schritt nach der Türe, kehrte aber wieder um und fragte:

»Verzeiht, Monseigneur, wie viel Pferde befiehlt Ihr?«

»Vier, fünf, wie Du willst.«

»Wenn Ihr die Sache mir überlasst, Monseigneur, so werde ich ein Hundert bestellen.«

»Gut, ein Hundert,« sprach der Prinz erstaunt, »doch warum dies?«

»Um ungefähr fünfundzwanzig zu haben, deren ich im Falle eines Angriffs sicher bin.«

Der Prinz bebte.

»Im Falle eines Angriffs!« rief er.

»Ja, ich habe sagen hören, es gebe sehr viele Waldungen in dieser Gegend, und es wäre nichts Seltsames, wenn wir in irgend einen Hinterhalt fielen.«

»Ah! ah!« sprach der Prinz, »dächtest Du?«

»Monseigneur weiß, dass der wahre Mut die Vorsicht nicht ausschließt.«

Der Prinz wurde träumerisch.

»Ich werde hundert und fünfzig bestellen,« sagte Bussy und schritt abermals auf die Türe zu.

»Warte einen Augenblick,« sprach der Prinz.

»Was gibt es, Monseigneur?«

»Glaubst Du, ich sei in Angers in Sicherheit, Bussy?«

»Bei Gott, die Stadt ist nicht fest, jedoch gut verteidigt . . . «

»Ja, gut verteidigt, aber sie kann schlecht verteidigt werden; so brav Du auch bist, so wirst Du doch immer nur an einem Orte sein.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Wenn ich in der Stadt nicht in Sicherheit bin, und ich bin es nicht, da Bussy daran zweifelt . . . «

»Ich habe nicht gesagt, ich zweifle daran, Monseigneur.«

»Gut, gut, wenn ich nicht in Sicherheit bin, so muss ich mich rasch darein bringen.«

»Das sind goldene Worte, Monseigneur.«

»Ich will das Schloss untersuchen und mich darin verschanzen.«

»Ihr habt Recht, Monseigneur, gute Verschanzungen, das ist die Hauptsache.«

Bussy stammelte; er war nicht an die Furcht gewöhnt, und es fehlte ihm an klugen Worten.

»Und dann noch ein anderer Gedanke.«

»Der Morgen ist fruchtbar, Monseigneur.«

»Ich will die Méridor hierher kommen lassen.«

»Monseigneur, Eure Gedanken sind heute außerordentlich scharf und kräftig. Steht auf und lasst uns das Schloss untersuchen.«

Der Prinz rief seine Leute; Bussy benützte diesen Augenblick, um hinauszugehen.

Er fand den Haudouin in den Vorzimmern. Ihn suchte er.

Bussy führte ihn in das Kabinett des Herzogs, schrieb eine Zeile, ging in ein Treibhaus, pflückte einen Strauß von Rosen, wickelte das Billett um die Stiele, begab sich in den Stall, sattelte Roland, steckte den Strauß in die Hand des Haudouin, und lud diesen ein, aufzusitzen.

Dann führte er ihn vor die Stadt, wie Hainan Mardachai, zeigte ihm eine Art von Fußpfad und sprach:

»Hier lass Roland gehen; am Ende des Pfades findest Du den Wald, im Wald einen Park, um diesen Park eine Mauer, an der Stelle der Mauer, wo Roland stille hält, wirfst Du den Strauß über die Mauer.«

»Derjenige, welchen man erwartet, kommt nicht,« sagte das Billett, »weil derjenige, welchen man nicht erwartete, gekommen ist, und zwar drohender als je, denn er liebt immer noch. Nehmt mit den Lippen und dem Herzen Alles, was unsichtbar in diesem Papiere ist.«

Rémy ließ Roland die Zügel schießen, und dieser eilte im Galopp in der Richtung von Méridor fort.

Bussy kehrte zu dem herzoglichen Palast zurück und fand den Prinzen angekleidet.

Für Rémy war es die Sache einer halben Stunde. Fortgetragen wie eine Wolke vom Wind, den Worten seines Herrn vertrauend, jagte Bussy durch Wiesen, Feld und Wald, über Bäche und Hügel, und hielt erst vor einer halb eingestürzten Mauer an, deren Kamm durch Epheu an die Zweige der Eichen festgebunden zu sein schien.

Hier erhob sich Rémy auf seinen Steigbügel, befestigte das Billett noch besser an den Strauß, stieß einen kräftigen Laut aus und warf den Strauß über die Mauer.

Es erscholl ein kleiner Schrei von der andern Seite, woran er erkannte, dass die Botschaft im Hafen angelangt war.

Rémy hatte nichts mehr hier zu tun, denn man hatte keine Antwort von ihm verlangt.

Er wandte daher nach der Seite, von der er gekommen war, den Kopf des Pferdes, das sein Mahl auf Kosten der Eichelerte einnehmen wollte und eine lebhafte Unzufriedenheit äußerte, als man es in seinen Gewohnheiten störte; doch Rémy machte einen ernsten Gebrauch von Sporen und Reitpeitsche: Roland fühlte sein Unrecht und schlug seinen gewöhnlichen Galopp an.

Vierzig Minuten nachher erkannte er seinen neuen Stall, wie er das Gebüsch erkannt hatte, und nahm von selbst seinen Platz an der mit Heu gefüllten Raufe und an seiner von Haber strotzenden Krippe ein.

Bussy besuchte das Schloss mit dem Prinzen.

Rémy kam in dem Augenblick wieder zu ihm, wo er ein zu einer Schlupfporte führendes unterirdisches Gewölbe in Augenschein nahm.

»Nun!« fragte er seinen Boten, »was hast Du gesehen? was hast Du gehört? was hast Du gemacht?«

»Eine Mauer, einen Schrei, acht Stunden,« antwortete Rémy auf die lakonische Weise der Kinder Sparta's, die sich zum Ruhm der Gesetze Lykurgs den Bauch von Füchsen zerfleischen ließen.

Siebzehntes Kapitel.

Eine Truppe von Angevins.

Es gelang Bussy, den Herzog so gut mit seinen Kriegszurüstungen zu beschäftigen, dass er zwei Tage lang weder nach Méridor zu gehen, noch den Baron nach Angers kommen zu lassen Zeit fand.

Zuweilen jedoch kam der Herzog auf seine Besuchsgedanken zurück. Doch sogleich spielte Bussy den Eifrigen, untersuchte die Musketen der ganzen Wache, ließ die Pferde zum Kriege requirieren, Kanonen auffahren, Laffeten in den Stand setzen, als ob es sich um die Eroberung eines fünften Weltteils handelte.

Wenn Rémy dies sah, so fing er an, Charpie zu machen, seine Instrumente zu schleifen, seine Balsame zu bereiten, als ob er die Hälfte des Menschengeschlechtes wundärztlich behandeln müsste.

Der Herzog wich dann vor diesen ungeheuren Vorbereitungen zurück.

Es versteht sich von selbst, dass Bussy von Zeit zu Zeit unter dem Vorwande, die Runde bei den äußeren Festungswerken zu machen, auf seinen Roland sprang und in vierzig Minuten zu einer gewissen Mauer gelangte, auf die er sich um so leichter schwang, als er bei jedem Erklettern einige Steine fallen machte und der Mauerkamm, unter seinem Gewichte einsinkend, allmählich eine Bresche wurde.

Roland brauchte man nicht mehr zu sagen, wohin man ging; Bussy durfte ihm nur die Zügel schießen lassen und seine Augen schließen.

»Bereits sind zwei Tage gewonnen,« sagte Bussy »und ich müsste viel Unglück haben, wenn mir in den nächsten zwei Tagen nicht ein kleines Glück zu Teil würde.«

Bussy hatte nicht Unrecht, wenn er auf sein gutes Glück baute.

Am Abend des dritten Tages, als man eine ungeheure Zufuhr von Lebensmitteln, den Ertrag einer Requisition des Herzogs bei seinen lieben und getreuen Angevins, in die Stadt einließ, als Herr

von Anjou, um den guten Prinzen zu spielen, das schwarze Brot der Soldaten kostete und mit seinen Zähnen gesalzene Heringe und getrockneten Kabeljau zerriss, hörte man einen gewaltigen Lärmen an einem der Tore der Stadt.

Herr von Anjou erkundigte sich, woher der Lärmen käme, doch Niemand konnte es ihm sagen.

Es erfolgte hierdurch eine Austeilung von Schlägen mit Partisanenstielen und von Kolbenstößen an eine gute Anzahl von Bürgern, welche durch die Neuheit eines seltsamen Schauspiels herbeigezogen wurden.

Ein auf einem weißen, von Schweiß triefenden Rosse reitender Mann hatte sich an der Barriere des Pariser Tores gezeigt.

In Folge seines Einschüchterungssystems hatte sich Bussy zum Generalkapitän des Landes Anjou, zum Großmeister aller Plätze ernennen lassen und die strengste Disziplin besonders in Anjou eingeführt; Niemand konnte ohne ein Losungswort aus der Stadt Hinaus, Niemand konnte ohne dasselbe Losungswort oder irgend ein Feldzeichen in die Stadt herein.

Diese Disziplin hatte keinen andern Zweck, als den Herzog zu verhindern, irgend Jemand an Diana zu schicken, ohne dass er es wusste, und Diana zu verhindern nach Angers zu kommen, ohne dass er davon benachrichtigt würde.

Das wird vielleicht etwas übertrieben erscheinen. Doch fünfzig Jahre nachher machte Buckingham ganz andere Tollheiten für Anna von Österreich.

Der Mann mit dem Schimmel war also wie gesagt in wütendem Galopp angelangt und gerade auf den Posten zugeritten. Doch der Posten hatte seinen Befehl; der Befehl war der Schildwache gegeben worden; die Schildwache kreuzte die Partisane; der Reiter schien sich nicht viel darum zu bekümmern, doch die Schildwache rief: In's Gewehr! der Posten kam heraus und man musste sich in eine Erklärung einlassen.

»Ich bin Anraguet und will den Herzog von Anjou sprechen,« sagte der Reiter.

»Wir kennen keinen Anraguet,« antwortete der Führer des Postens, »wenn Ihr aber den Herzog von Anjou sprechen wollt, so wird Euer Wunsch erfüllt werden, denn wir verhaften Euch und

führen Euch zu Seiner Hoheit.«

»Mich verhaften?« entgegnete der Reiter, »das müsste mir ein lustiger Lümmel sein, der Charles von Balzac d'Entragues, Baron von Cuneo und Grafen von Graville, verhaften wollte.«

»Das wird dennoch geschehen,« sagte seinen Ringkragen zurecht richtend der Bürger, der zwanzig Mann hinter sich hatte und nur einen vor sich sah.

»Wartet ein wenig, meine guten Freunde,« rief Antraguët, »Ihr kennt die Pariser noch nicht, nicht wahr? Gut, ich will Euch ein Pröbchen von dem geben, was sie zu tun im Stande sind.«

»Verhaften wir ihn! führen wir ihn zu Monseigneur,« riefen die wütenden Milizer.

»Nur sachte, meine kleinen Lämmer von Anjou, ich werde dieses Vergnügen haben.«

»Was sagt er da?« fragten sich die Bürger.

»Er sagt, sein Pferd habe erst zwölf Stunden gemacht,« antwortete Antraguët, »und er werde Euch Allen über die Bäuche reiten, wenn Ihr Euch nicht auf die Seite schiebt. Auf die Seite also, oder, Ventreboeuf . . . «

Und da die Bürger von Angers aussahen, als verstünden sie den Pariser Fluch nicht, so nahm Antraguët das Schwert in die Hand und schlug mit einem wunderbaren Cirkelhieb die nächsten Schäfte der Hellebarden ab, deren Spitzen man ihm entgegenstreckte.

In weniger als zwei Minuten waren fünfzehn bis zwanzig Helebarden in Besenstiele verwandelt.

Die wütenden Bürger drangen mit Stockschlägen auf den Ankömmling ein, der vorne, hinten, rechts und links mit einer außerordentlichen Gewandtheit parierte.

»Ah! ah! der schöne Einzug,« sagte er lachend, und sich auf seinem Pferde windend, »oh! die ehrlichen, die guten Bürger von Angers! wie man sich hier so herrlich belustigt! Der Prinz hat sehr Recht gehabt, Paris zu verlassen, und ich habe wohlgetan, ihm nachzufolgen.«

Und Antraguët parierte nicht nur auf's Schönste, sondern von Zeit zu Zeit, wenn er sich nicht zu sehr bedrängt fühlte, zerhieb er mit seiner spanischen Klinge das lederne Koller des Einen, die

Pickelhaube des Andern, und schlug zuweilen auch mit einem platten Schwertstreiche irgend einen unklugen Krieger nieder, der sich, den Kopf nur geschützt durch die angevinische Wollenmütze,¹⁹ in den Streit mischte.

Die aufrührerischen Bürger schlugen nach Herzenslust, verstümmelten sich gegenseitig, und griffen dann wieder von Neuem an; man hätte glauben sollen, sie kämen wie die Soldaten von Kadmos aus der Erde hervor.

Anraguet fühlte, dass er müde zu werden anfing, und rief, als er die Reihen immer dichter werden sah:

»Ruhig, Ihr Leute, es ist gut; Ihr seid mutig wie die Löwen, das bleibt abgemacht, und ich werde Zeugniß davon ablegen. – Doch Ihr seht, dass Ihr nur noch Hellebardenstiele habt, und dass Ihr nicht mit Euren Musketen umzugehen wisst. Es war mein Entschluß, in die Stadt hineinzureiten, doch ich wusste nicht, dass sie von einem Heere von Cäsaren bewacht wird. Ich leiste darauf Verzicht, Euch zu besiegen. Guten Abend, lebt wohl, ich gehe, sagt nur dem Prinzen, ich wäre ausdrücklich von Paris gekommen, um ihn zu sehen.«

Es war indessen dem Kapitän gelungen, das Feuer der Lunte seiner Muskete mitzuteilen, im Augenblick aber, wo er die Kolbe an seine Schulter legte, versetzte ihm Anraguet mit seinem biegsamen Rohre so wütende Streiche auf seine Finger, dass er sein Gewehr losließ und abwechselnd auf dem rechten und dem linken Fuße sprang.

»Schlagt ihn tot! schlägt ihn tot!« riefen die wütenden, mordgierigen Milizer, »lasst ihn nicht entfliehen, er darf nicht entweichen!«

»Ah!« sagte Anraguet, »so eben wolltet Ihr mich nicht hineinlassen, und nun soll ich nicht hinaus; nehmt Euch in Acht, das verändert meine Taktik: Statt mich des flachen Schwertes zu bedienen, werde ich die Schneide benützen, statt Hellebarden abzuschlagen, werde ich Faustgelenke abschlagen; sprecht, meine lieben Schafe von Anjou, wird man mich hinauslassen?«

»Nein, schlägt ihn tot! er ist müde! schlägt ihn tot!«

»Sehr gut, ganz vortrefflich, ganz nach Eurem Belieben.«

»Ja! ja!«

»Wohl, so nehmt Eure Finger in Acht, denn ich schlage die Hände ab.«

Kaum hatte er diese Worte vollendet, kaum schickte er sich an, seine Drohung zu verwirklichen, als ein zweiter Reiter am Horizont erschien, mit derselben Wut herbei eilte, im schärfsten Galopp die Barriere erreichte und wie der Blitz in das Gemenge fiel, das nun zu einem wahren Kampfe wurde.

»Anraguet!« rief der Ankömmling, »Anraguet, ei! was Teufels machst Du denn mitten unter diesen Bürgern?«

»Livarot!« rief Anraguet sich umwendend, »ah! bei Gott, Du bist als Entsatz willkommen . . . Montjoie und Saint-Denis!«

»Ich wusste wohl, dass ich Dich einholen würde; vor vier Stunden bekam ich Nachricht von Dir, und seit diesem Augenblick folge ich Dir auf der Ferse. Doch in was bist Du denn geraten? Gott vergebe mir, man massakriert Dich.«

»Ja, es sind unsere Freunde von Anjou, welche mich weder hinein, noch herauslassen wollen.«

»Meine Herren,« sprach Livarot den Hut in die Hand nehmend, »wäre es Euch gefällig, ein wenig rechts oder links auf die Seite zu gehen, damit wir durch können?«

»Sie verhöhnen uns!« riefen die Bürger, »schlagt sie tot! schlagt sie tot!«

»Ha! so sind die Bürger von Anjou,« sprach Livarot, mit der einen Hand seinen Hut wieder auf den Kopf setzend, mit der andern sein Schwert ziehend.

»Ja, Du siehst,« sagte Anraguet, »leider sind es ihrer Viele.«

»Bah! wir drei werden schon mit ihnen fertig.«

»Ja, wir drei, wenn wir zu drei wären, doch wir sind nur zu zwei.«

»Hier kommt Ribeirac.«

»Er auch?«

»Hörst Du ihn?«

»Ich sehe ihn.«

»He, Ribeirac! he, hierher! hierher!«

In demselben Augenblick erschien wirklich Ribeirac, nicht weniger eilig als seine Gefährten, vor der Stadt Angers.

»Ah! man schlägt sich,« sagte Ribeirac, »das ist ein glücklicher Fall. Guten Morgen, Anraguet, guten Morgen, Livarot.«

»Lasst uns angreifen,« sprach Anraguet.

Die Milizer betrachteten ziemlich verblüfft die neue Verstärkung, die den zwei Freunden zukam, welche von dem Zustande der Angegriffenen in den der Angreifenden überzugehen sich anschickten.

»Ah! sie sind ein ganzes Regiment,« sagte der Kapitän der Miliz zu seinen Leuten, »meine Herren, unsere Schlachtordnung scheint mir fehlerhaft zu sein, und ich schlage vor, eine halbe Wendung links zu machen.«

Mit der Geschicklichkeit, welche sie bei der Ausführung militärischer Bewegungen charakterisiert, begannen die Bürger sogleich eine halbe Wendung links.

Dies kam davon her, dass sie, abgesehen von der Aufforderung ihres Kapitäns, welche sie natürlich zur Klugheit zurückführte, die drei Reiter in einer martialischen Haltung, welche auch die Unerschrockensten zittern machte, sich neben einander aufstellen sahen.

»Es ist ihre Vorhut,« riefen die Bürger, welche sich selbst einen Vorwand zur Flucht geben wollten. »Lärm geschlagen!«

»Feuer!« riefen die Andern, »Feuer! Feuer!«

»Der Feind! der Feind!« schrien die Meisten.

»Wir sind Familienväter. Wir sind uns unsern Frauen und Kindern schuldig. Rette, wer sich retten kann,« brüllte der Kapitän.

Und in Folge dieser verschiedenartigen Schreie, welche jedoch, wie man sieht, insgesamt denselben Zweck hatten, entstand ein furchtbarer Tumult in den Straßen und die Stockschläge fingen an wie Hagel auf die Neugierigen zu fallen, deren gedrängter Kreis die Furchtsamen zu entfliehen verhinderte.

Nun gelangte der Lärm des Zankes bis auf den Platz vor dem Schlosse, wo der Prinz, wie gesagt, das schwarze Brot, die gesalzenen Heringe und den getrockneten Kabeljau seiner Parteigänger kostete.

Bussy und der Prinz erkundigten sich; man sagte ihnen, drei Männer oder vielmehr drei eingefleischte Teufel, welche von Paris gekommen, machten diesen ganzen Höllenlärm.

»Drei Männer!« sagte der Prinz, »sieh doch nach, was es ist, Bussy.«

»Drei Männer?« sprach Bussy, »kommt Monseigneur.«

Und Beide brachen auf: Bussy voran, der Prinz vorsichtig in Begleitung von etwa zwanzig Reitern folgend.

Sie kamen an Ort und Stelle, als die Bürger das von uns erwähnte Manoeuvre zum großen Nachtheil der Schultern und Schädel der Neugierigen auszuführen angingen.

Bussy erhob sich auf seinen Steigbügeln, und sein Adlerauge erkannte, in das Gemenge tauchend, Livarot an seiner langen Gestalt.

»Tod meines Lebens!« rief er dem Prinzen mit einer Donnerstimme zu, »kommt doch herbei, Monseigneur: es sind unsere Freunde von Paris, die uns belagern.«

»Ei! nein,« antwortete Livarot, mit einer den Lärmen der Schlacht beherrschenden Stimme, »es sind im Gegenteil Deine Freunde von Anjou, die uns angreifen.«

»Nieder das Gewehr!« rief der Herzog, »nieder das Gewehr, Ihr Halunken, es sind Freunde!«

»Freunde!« riefen die Bürger, gequetscht, geschunden, lendenlahm. »Freunde! dann hätte man ihnen die Parole geben sollen; seit einer guten Stunde behandeln wir sie wie Heiden und sie behandeln uns wie Türken.«

Und die zurückweichende Bewegung wurde vollends ausgeführt.

Livarot, Anraguet und Ribeirac rückten als Triumphatoren in den durch das Weichen der Bürger frei gewordenen Raum, und Alle beeilten sich, Seiner Hoheit die Hand zu küssen, wonach Jeder sich in die Arme von Bussy warf.

»Ich glaube,« sagte philosophisch der Kapitän, »ich glaube, es ist eine Truppe von Angevins, während wir es für einen Flug von Geiern hielten.«

»Monseigneur,« flüsterte Bussy dem Herzog zu, »ich bitte Euch, zählt Eure Milizer.«

»Warum dies?«

»Zählt sie immerhin, nur so ungefähr, im Ganzen, ich meine nicht einen um den andern.«

»Es sind ihrer wenigstens hundert und fünfzig.«

»Ja, wenigstens.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Ich will damit sagen, dass Ihr hier keine ausgezeichnete Krieger habt, da sie sich von drei Männern schlagen ließen.«

»Das ist wahr,« versetzte der Herzog, »hernach?«

»Hernach? reitet einmal aus der Stadt hinaus mit solchen Burschen!«

»Ja,« versetzte der Herzog, »doch ich werde mit den drei Männern ausreiten, welche die Andern geschlagen haben.«

»Oh wehe!« sagte Bussy ganz leise, »daran dachte ich nicht. Die Feigen sollen leben, ihrer Logik wegen.«

Achtzehntes Kapitel.

Roland.

Durch die Verstärkung, welche dem Herzog von Anjou zugekommen war, konnte er zahllose Rekognoszierungen um den Platz her vornehmen.

Begleitet von seinen Freunden ritt er mit einem kriegerischen Gefolge umher, auf das die Bürger von Angers sich im höchsten Maße stolz zeigten, obschon die Vergleichung dieser gut berittenen, gut equipirten Edelleute mit den zerrissenen Geschirren und den verrosteten Waffen der städtischen Miliz nicht gerade zum Vorteil der letzteren ausfiel.

Man besuchte zuerst die Wälle, dann die Gärten, welche an die Wälle stießen, dann das an die Gärten stoßende Land, und endlich die auf diesem Lande zerstreuten Schlösser, und nicht ohne ein gewisses Gefühl sehr scharf hervortretender Anmaßung spottete der Herzog im Vorübersehen, in ihrer Nähe, oder mitten unter ihnen, über die Waldungen, die ihm so bange gemacht, oder mit denen ihm Bussy so bange gemacht hatte.

Die angevinischen Edelleute kamen mit Geld; sie fanden an dem Hofe des Herzogs von Anjou eine Freiheit, welche sie entfernt nicht an dem Hofe von Heinrich III. trafen, und mussten unfehlbar ein lustiges Leben in einer Stadt führen, welche, wie es jede Hauptstadt sein soll, ganz geneigt war, die Börsen ihrer Gäste zu plündern.

Es waren noch nicht drei Tage vergangen, als Anraguet, Ribeirac und Livarot bereits Verbindungen mit den am meisten in Pariser Moden und Manieren verliebten adeligen Angevins gemacht hatten. Es versteht sich von selbst, dass diese würdigen Herren verheiratet waren und hübsche junge Frauen hatten.

Es geschah auch nicht für sein Privatvergnügen, wie diejenigen glauben dürften, welche die Selbstsucht des Herzogs von Anjou kennen, dass er so schöne Cavalcaden in der Stadt machte. Nein. Diese Spazierritte gereichten zum Vergnügen der Pariser Edelleute, welche ihn aufgesucht, der angevinischen Herren und

besonders der angevinischen Damen.

Gott musste sich vor Allem darüber freuen, da die Sache der Ligue die Sache Gottes war.

Dann musste der König unzweifelhaft wütend darüber werden.

Endlich wurden die Damen dadurch beglückt.

So war die große Dreieinigkeit der Zeit vertreten: Gott, der König und die Damen.

Die Freude erreichte den höchsten Grad an dem Tage, wo man mit herrlicher Ausrüstung zweiundzwanzig Reitpferde, dreißig Zugpferde und vierzig Maultiere, welche mit den Sänften, den Wagen und den Fourgons die Equipagen des Herrn Herzogs von Anjou bildeten, anlangen sah.

Alles dies kam wie durch einen Zauber von Tours für die mäßige Summe von fünfzigtausend Talern, welche der Herr Herzog von Anjou zu diesem Behufe geopfert hatte.

Es ist nicht zu leugnen, die Pferde waren gesattelt, aber die Sättel blieb man den Sattlern schuldig; es ist nicht zu leugnen, die Kisten hatten herrliche Schlösser, doch sie waren leer. Der letztere Artikel gereichte ihnen beim Prinzen zum Lobe, denn er hätte sie durch Erpressungen füllen können. Aber es lag nicht in der Natur des Prinzen, zu nehmen, er liebte es mehr, zu entwenden.

Nichtsdestoweniger brachte die Erscheinung dieses Zugs eine großartige Wirkung in Angers hervor.

Die Pferde kamen in die Ställe, die Wagen wurden in den Remisen aufgereiht. Die Kisten ließ man durch die innigsten Vertrauten des Prinzen tragen. Man konnte nur sehr sicheren Händen die Summen anvertrauen, welche sie nicht enthielten.

Endlich schloss man die Tore des Palastes vor der Nase der geschäftigen Menge, welche in Folge dieser Vorsichtsmaßregel überzeugt war, der Prinz habe eine Summe von zwei Millionen in die Stadt bringen lassen, während es sich im Gegenteil darum handelte, eine beinahe ähnliche Summe, auf welche die leeren Kisten rechneten, hinauszuschaffen.

Der Ruf des Herzogs von Anjou in Beziehung auf Überfluss war von diesem Tage an fest begründet, und die ganze Provinz blieb nach dem Schauspiele, welches sie vor ihren Augen hatte

vorgehen sehen, überzeugt, er wäre reich genug, um im Falle der Not gegen ganz Europa Krieg zu führen.

Dieses Vertrauen sollte dahin wirken, dass die Bürger in Geduld die neuen Abgaben annehmen würden, welche der Prinz, unterstützt durch die Ratschläge seiner Freunde, von den Angevins zu erheben gedachte. Übrigens kamen die Angevins den Wünschen des Herzogs von Anjou beinahe entgegen.

Man bedauert nie das Geld, das man den Reichen leiht oder schenkt.

Der König von Navarra, der im Rufe der Armut stand, hätte nicht den vierten Teil des Erfolgs erlangt, den der Herzog von Anjou mit dem Rufe des Reichtums erlangte. Doch kehren wir zu dem Herzog zurück.

Der würdige Prinz lebte als Patriarch in einem Überflusse an allen Gütern des Landes, und Jedermann weiß, dass Anjou ein gutes Land ist.

Die Straßen waren bedeckt mit Reitern, welche nach Angers eilten, um dem Prinzen ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen oder ihre Dienste anzubieten.

Herr von Anjou betrieb seinerseits Rekognoszierungen: diese zielten immer auf die Auffindung irgend eines Schatzes ab.

Bussy brachte es dahin, dass keine von diesen Rekognoszierungen bis zu dem Schlosse, welches Diana bewohnte, getrieben wurde.

Bussy behielt sich diesen Schatz für sich allein vor, und plünderte auf seine Weise den kleinen Winkel der Erde, der sich, nach gehöriger Verteidigung auf Gnade und Ungnade ergeben hatte.

Während Herr von Anjou rekognoszierte und Bussy plünderte, kam aber Herr von Monsoreau, auf seinem Jagdpferde reitend, vor den Toren von Angers an.

Es mochte ungefähr vier Uhr Nachmittags sein; um zu dieser Stunde anzulangen, hatte Herr von Monsoreau an demselben Tage sechzehn Lieues gemacht. Seine Sporen waren auch rot und sein mit Schaum bedecktes Pferd halb tot.

Die Zeit war vorüber, wo man an den Toren der Stadt den Ankommenden Schwierigkeiten machte: man war jetzt so stolz, so

hochmütig in Angers, dass man ohne Widerspruch ein Bataillon Schweizer hätte passieren lassen, und wäre dieses Bataillon von dem braven Crillon selbst befehligt worden.

Herr von Monsoreau, der nicht Crillon war, ritt geradezu und sagte nur:

»Zum Palast von Monseigneur dem Herzog von Anjou.«

Er hörte die Antwort nicht, welche die Wachen hinter ihm brüllten; sein Pferd schien sich nur durch ein Wunder von Gleichgewicht, das gerade von der Schnelligkeit, mit der es marschierte, herrühren musste, auf den Beinen zu halten; das arme Tier lief ohne Bewusstsein von seinem Leben, und es war zu wetten, dass es fallen würde, sobald es anhielte.

Es hielt vor dem Palast; doch Herr von Monsoreau war ein vortrefflicher Reiter, das Pferd war von Race: das Pferd und der Reiter blieben stehen.

»Der Herr Herzog,« rief der Oberstjägermeister.

»Monseigneur ist auf Rekognoszierung ausgeritten,« antwortete die Schildwache.

»Wohin?« fragte Herr von Monsoreau.

»Da hinaus,« antwortete die Wache, nach einer der vier Kardinalgegenden des Himmels deutend.

»Teufel!« rief Monsoreau, »was ich dem Herzog sagen muss, hat große Eile; was soll ich machen?«

»*Mettre t'abord fotre chifal a l'écurie,*« antwortete der Soldat, der ein elsässischer Reiter war, »*gar si fous ne l'abbuyez pas contre un mur il dombera*²⁰.«

»Der Rat ist gut, obgleich in schlechtem Französisch gegeben,« sagte Monsoreau. »Wo sind die Ställe, mein braver Mann?«

»La-pas!«²¹

In diesem Augenblick näherte sich ein Mann dem Grafen und nannte ihm seine Eigenschaft.

Es war der Haushofmeister.

Herr von Monsoreau antwortete ebenfalls durch die Aufzählung seines Namens, seines Vornamens und seiner Eigenschaften.

Der Haushofmeister verbeugte sich ehrfurchtsvoll; der Name des Oberstjägermeisters war längst in der Provinz bekannt.

»Mein Herr,« sagte er, »habt die Gnade, einzutreten und etwas auszuruhen. Monseigneur ist vor kaum zehn Minuten weg geritten und wird diesen Abend vor acht Uhr nicht zurückkehren.«

»Nicht vor acht Uhr diesen Abend!« versetzte Monsoreau, an seinem Schnurrbart nagend, »das hieße zu viel Zeit verlieren. Ich bin der Überbringer einer wichtigen Nachricht, welche Seine Hoheit nicht früh genug erfahren kann. Vermöget Ihr mir nicht ein Pferd und einen Führer zu geben?«

»Ein Pferd? wohl zehn, mein Herr,« sprach der Haushofmeister. »Was einen Führer betrifft, so ist das schwierig, denn Monseigneur hat nicht gesagt, wohin er reiten würde, und Ihr werdet durch Fragen eben so viel erfahren; auch möchte ich das Schloss nicht gern entblößen. Es ist einer von den scharfen Befehlen Seiner Hoheit.«

»Ah! ah!« entgegnete der Oberstjägermeister, »man ist also nicht in Sicherheit hier?«

»Oh! mein Herr, man ist stets in Sicherheit unter Männern wie die Herren Bussy, Livarot, Ribeirac, Antraquet, unsern unüberwindlichen Prinzen, Monseigneur den Herzog von Anjou, nicht zu zählen; doch Ihr begreift . . . «

»Ja, ich begreife, dass es minder sicher ist, wenn sie nicht da sind.«

»So ist es, mein Herr.«

»Ich nehme also ein frisches Pferd aus dem Stalle und suche den Herzog, unter Wegs mich nach ihm erkundigend, einzuholen.«

»Es ist Alles zu wetten, mein Herr, dass es Euch auf diese Art gelingen wird, Seine Hoheit zu treffen.«

»Man ist nicht im Galopp weg geritten?«

»Im Schritt, mein Herr, im Schritt.«

»Sehr gut! es ist also abgemacht; zeigt mir das Pferd, das ich nehmen kann.«

»Tretet in den Stall, mein Herr, und wählt selbst; sie gehören alle Monseigneur.«

»Vortrefflich.«

Monsoreau trat ein.

Zehn bis zwölf der schönsten und frischesten Pferde nahmen

ein reichliches Mahl aus den mit dem wohlschmeckendsten Futter von Anjou vollgestopften Krippen ein.

»Hier wählt,« sprach der Haushofmeister.

Monsoreau ließ einen Kennerblick über die Reihe hinlaufen und sagte dann: »Ich nehme dieses braunrote Pferd; lasst es mir satteln.«

»Roland.«

»Es heißt Roland?«

»Ja; es ist das Lieblingspferd von Seiner Hoheit. Der Prinz reitet es jeden Tag; Herr von Bussy hat es ihm geschenkt, und Ihr würdet es sicherlich nicht im Stall finden, wenn Seine Hoheit nicht neue Pferde probierte, welche von Tours für sie angekommen sind.«

»Ah! es scheint, ich habe keinen schlechten Blick.«

Ein Stallknecht näherte sich.

»Sattelt Roland,« sagte der Haushofmeister.

Das Pferd des Grafen war selbst in den Stall gegangen und hatte sich auf der Streu ausgestreckt, ohne zu warten, bis man ihm Sattel und Zeug abnahm.

Roland war in ein paar Sekunden gesattelt.

Herr von Monsoreau schwang sich leicht auf und fragte zum zweiten Male, in welcher Richtung die Kavalkade sich entfernt habe.

»Sie ist durch dieses Thor gezogen und hat jenen Weg verfolgt,« sprach der Haushofmeister, Herrn von Monsoreau denselben Punkt bezeichnend, den bereits die Schildwache bezeichnet hatte.

»Meiner Treue,« sagte der Oberstjägermeister, indem er die Zügel nachließ und sah, dass das Pferd von selbst diesen Weg einschlug, »man sollte wahrlich glauben, Roland folge der Spur.«

»Oh! seid unbesorgt,« erwiderte der Haushofmeister, »ich habe Herrn von Bussy und seinen Arzt, Herrn Rémy, sagen hören, es sei das gescheiteste Tier auf Erden; sobald es seine Gefährten riecht, holt es sie ein; seht die schönen Beine, sie würden den Neid eines Hirsches erregen.«

»Herrlich!« rief Monsoreau, sich auf die Seite neigend.

Das Tier entfernte sich in der Tat, ohne dass es einer Aufmunterung bedurfte, und verließ sehr entschlossen die Stadt; es machte sogar, um die Straße, welche sich kreisförmig links ausbog, abzukürzen, einen Seitenweg unmittelbar rechts.

Während das Pferd diesen Beweis von Verstand gab, schüttelte es den Kopf, als wollte es dem Gebiss entgehen, welches dasselbe auf seine Lippen pressen fühlte; es schien dem Reiter zu sagen, jeder beherrschende Einfluss wäre bei ihm unnötig, und je mehr es sich dem Tore der Stadt näherte, desto mehr beschleunigte es seinen Gang.

»In der Tat,« sprach Monsoreau, »ich sehe, man hat mir nicht zu viel gesagt; da du deinen Weg so gut weißt, Roland, so gehe.«

Und er legte die Zügel auf den Hals von Roland.

Auf dem äußeren Bollwerk angelangt, zögerte das Pferd einen Augenblick, um sich zu besinnen, ob es sich links oder rechts wenden sollte.

Es wandte sich links.

In diesem Augenblick ging ein Bauer vorüber.

»Habt Ihr eine Truppe von Reitern gesehen, Freund?« fragte Monsoreau.

»Ja, Herr,« antwortete der Bauer, »ich bin ihr dort vorne begegnet.«

Gerade in der Richtung, welche Roland gewählt, war der Bauer dieser Truppe begegnet.

»Gehe, Roland, gehe,« sprach der Oberstjägermeister, die Zügel seinem Pferde überlassend, das nun einen gestreckten Trab anschlug, in dem man natürlich drei bis vier Lieues in der Stunde machen musste.

Das Pferd folgte noch einige Zeit dem Bollwerk; dann wandte es sich plötzlich rechts und wählte einen Pfad, der das Feld quer durchschnitt.

Monsoreau bedachte einen Augenblick, ob er Roland nicht anhalten sollte; doch Roland schien seiner Sache so gewiss, dass er ihn gehen ließ.

Je mehr das Pferd vorrückte, desto mehr belebte es sich. Es ging vom Trab in Galopp über, und in weniger als einer Viertelstunde war die Stadt aus den Blicken des Reiters

verschwunden.

Der Reiter schien ebenfalls seinerseits die Örtlichkeit immer mehr zu erkennen, je weiter er kam.

»Oh!« sagte er, als er in das Gehölze gelangte, »man sollte glauben, wir gingen nach Méridor; hat sich Seine Hoheit zufällig nach der Seite des Schlosses gewendet?«

Und die Stirne des Oberstjägermeisters verdüsterte sich bei diesem Gedanken, der sich nicht zum ersten Male seinem Geiste darbot.

»Oh! oh!« murmelte er, »ich ging zuerst zum Prinzen und verschob den Besuch bei meiner Frau auf morgen. Sollte ich das Glück haben, Beide zu gleicher Zeit zu sehen?«

Ein furchtbares Lächeln zog über die Lippen des Oberstjägermeisters hin.

Das Pferd lief immer fort und blieb mit einer Beharrlichkeit in seiner Richtung nach rechts, dass man daraus erkennen musste, wie sicher es seines Weges war.

»Bei meiner Seele! ich kann nun nicht mehr weit von dem Parke von Méridor entfernt sein,« dachte Monsoreau.

In diesem Augenblick fing das Pferd an zu wiehern. Zu gleicher Zeit antwortete ihm ein anderes Gewieher aus der Tiefe des Laubwerkes hervor.

»Ah! ah!« sagte der Oberstjägermeister, »Roland hat, wie es scheint, seine Gefährten wiedergefunden.«

Das Pferd verdoppelte seine Schnelligkeit und schoss wie ein Blitz unter den hochstämmigen Bäumen hin.

Plötzlich erblickte Monsoreau eine Mauer und ein in der Nähe dieser Mauer angebundenes Pferd.

Dieses Pferd wieherte zum zweiten Male und der Oberstjägermeister erkannte, dass dasselbe auch das erste Mal gewiehert hatte.

»Es ist Jemand hier!« sprach Monsoreau erbleichend.

Neunzehntes Kapitel.

Was Herr von Monsoreau zu verkündigen hatte.

Herr von Monsoreau ging von einem Erstaunen zum andern über; die Mauer von Méridor wie durch einen Zauber gefunden, dieses Pferd, welches das Pferd, das ihn gebracht, liebte, als gehörte es zu seiner vertrautesten Bekanntschaft . . . hierin lag in der Tat Stoff genug zum Nachdenken auch für den am wenigsten Argwöhnischen.

Als er sich näherte, und man kann wohl erraten, ob Herr von Monsoreau sich rasch näherte, bemerkte er den Verfall der Mauer an dieser Stelle; es war eine wahre Leiter, welche eine Bresche zu werden drohte; die Füße schienen sich Stufen im Stein gegraben zu haben und die frisch ausgerissenen Brombeerstauden hingen an ihren zerknickten Zweigen herab. Der Graf umfasste Alles mit einem Blicke, dann ging er von der Gesamtheit zu dem Einzelnen über.

Das Pferd verdiente den ersten Rang und erhielt ihn.

Das indiskrete Tier trug einen Sattel, der mit einer silbergestickten Schabracke verziert war.

In einer der Ecken war ein doppeltes F, das ein A durchschlang.

Das war ganz unzweifelhaft ein Pferd aus den Ställen des Prinzen, denn der Chiffre bedeutete Franz von Anjou.

Der Verdacht des Grafen wurde bei diesem Anblick zum wahren Aufruhr. Der Herzog war also hierher gekommen; er kam also oft, denn außer dem angebundenen Pferde gab es noch ein zweites, das den Weg wusste.

Monsoreau schloss, da der Zufall ihn auf diese Fährte geführt, so mußte er sie bis zum Ende verfolgen.

Dies lag in seinen Gewohnheiten als Oberstjägermeister und als eifersüchtiger Gatte.

Doch so lange er diesseits der Mauer bliebe, würde er offenbar nichts sehen.

Er band folglich sein Pferd neben dem andern Pferde an und begann mutig hinaufzuklettern.

Dies war etwas Leichtes, ein Fuß zeigte dem andern den Weg; die Hand hatte bereits gemachte Plätze, um sich darauf zu legen, die Krümmung des Armes war auf den Steinen an der Oberfläche des Mauerkamms abgezeichnet, und man hatte sorgfältig mit einem Jagdmesser eine Eiche ausgeschnitten, deren Zweige an dieser Stelle den Blick und die Gebärde hemmten.

So viel Anstrengung wurde mit dem erwünschten Erfolge gekrönt; Herr von Monsoreau war nicht sobald auf seinem Beobachtungsposten festgestellt, als er am Fuße eines Baumes eine Mantille von blauer Farbe und einen Mantel von schwarzem Sammet erblickte. Die Mantille gehörte unstreitig einer Frau und der schwarze Mantel einem Mann; übrigens brauchte man nicht sehr ferne zu suchen, der Mann und die Frau gingen fünfzig Schritte von da mit verschlungenen Armen, der Mauer den Rücken zuwendend und überdies durch das Blätterwerk des Gebüsches verborgen, spazieren.

Zum Unglück für Herrn von Monsoreau, der die Mauer nicht an seine Heftigkeit gewöhnt hatte, machte sich ein Stein von der Kappe los und fiel, die Zweige bis auf den Boden durchbrechend, hinab; hier erscholl er mit einem dumpfen Echo.

Bei diesem Geräusch wandten sich die Personen, deren Züge das Gebüsch Herrn von Monsoreau verbarg, wie es scheint, um und erblickten ihn, denn ein schriller, bezeichnender Schrei einer Frauenstimme ließ sich vernehmen, und ein Streifen im Laube verkündigte dem Grafen, dass sie wie zwei aufgescheuchte Rehe entflohen.

Bei dem Schrei der Frau fühlte Monsoreau den Angstschweiß auf seine Stirne steigen; er hatte die Stimme von Diana erkannt.

Unfähig, der Bewegung von Wut zu widerstehen, die ihn fortriss, stürzte er von der Mauer herab und durchschnitt, seinen Degen in der Hand, die Büsche und Zweige, um den Flüchtlingen zu folgen.

Doch Alles war verschwunden, Nichts störte mehr die Stille des Parks; kein Schatten im Grunde der Baumgänge, keine Spur auf den Wegen, kein Geräusch im Gehölze, wenn nicht der Gesang von Nachtigallen und Grasmücken, welche, gewöhnt die Liebenden zu sehen, nicht mehr von ihnen erschreckt wurden.

Was tun der Einsamkeit gegenüber? was beschließen? wohin laufen? Der Park war groß; man konnte diejenigen verfolgend, welche man suchte, denjenigen begegnen, welche man nicht suchte.

Herr von Monsoreau bedachte, dass die Entdeckung, die er gemacht, für den Augenblick genügte; überdies war er sich selbst der Herrschaft eines zu heftigen Gefühles bewusst, um mit der Klugheit zu handeln, die man einem so furchtbaren Nebenbuhler gegenüber zu entwickeln hatte, wie es Franz war; denn er zweifelte nicht daran, dieser Nebenbuhler wäre der Prinz. Sodann, wenn er es zufällig nicht war, so hatte er bei dem Herzog von Anjou eine sehr dringende Sendung zu vollziehen; überdies würde er, wenn er sich wieder bei dem Prinzen befände, wohl sehen, was er von seiner Schuld oder Unschuld zu denken hätte.

Auch kam ihm ein vortrefflicher Gedanke, der Gedanke, die Mauer an derselben Stelle, wo er sie bereits überstiegen hatte, wieder zu erklettern und mit dem seinigen das Pferd des von ihm ertappten Eindringlings im Parke fortzunehmen.

Dieser Racheplan verlieh ihm Kräfte; er lief zurück und gelangte, keuchend und von Schweiß bedeckt, an den Fuß der Mauer.

Mit Hilfe der herabhängenden Zweige erreichte er den Kamm und sank dann wieder auf der andern Seite hinab; doch auf der andern Seile war kein Pferd mehr, oder besser gesagt, waren keine Pferde mehr.

Der vortreffliche Gedanke, den er gehabt, war, ehe er ihm gekommen, auch seinem Feinde gekommen, und sein Feind hatte ihn benutzt.

Herrn von Monsoreau entfuhr ein Gebrülle der Rache, während er die Faust dem boshafte Teufel wies, der sicherlich in dem bereits dichten Schatten des Gehölzes seiner spottete; doch da bei ihm der Wille nicht so leicht besiegt war, so strebte er kräftig gegen die auf einander folgenden Unglücksfälle an, welche es sich zur Aufgabe gemacht zu haben schienen, ihn niederzuschmettern, und auf der Stelle die Örtlichkeit, trotz der rasch einbrechenden Nacht, erforschend, raffte er alle seine Kräfte zusammen und kehrte nach Angers auf einem Querwege, der ihm seit seiner Kindheit bekannt war, zurück.

Zwei und eine halbe Stunde nachher langte er an dem Tore der Stadt,²² sterbend vor Durst, Hitze und Müdigkeit, an; doch die Aufregung des Geistes hatte dem Körper Kräfte gegeben, und es war immer derselbe willensstarke und zugleich heftige Mann.

Überdies hielt ihn ein Gedanke aufrecht: er würde die Schildwache, oder vielmehr die Schildwachen fragen; er würde von Thor zu Thor gehen; er würde hören, durch welches Thor ein Mann mit zwei Pferden zurückgekehrt wäre; er würde seine Börse leeren; er würde Geld versprechen und das Signalement dieses Mannes erfahren. Und früher oder später, wer es auch sein möchte, würde ihm dieser Mann seine Schuld bezahlen.

Er fragte die Schildwache, doch diese war erst seit Kurzem an ihrem Posten und wusste nichts; er trat in die Wachstube und erkundigte sich. Der von der Wache abgekommene Milizsoldat hatte vor ungefähr zwei Stunden ein herrenloses Pferd zurückkehren sehen, das ganz allein den Weg nach dem Palaste eingeschlagen. Der Soldat dachte, es wäre dem Reiter irgend ein Unfall begegnet und das gescheite Pferd hätte allein seinen Weg gesucht.

Monsoreau schlug sich vor die Stirne: er sollte entschieden nichts erfahren.

Er ging nun ebenfalls nach dem herzoglichen Schlosse. Hier herrschten großes Leben, großes Geräusch, große Freude; die Fenster glänzten wie Sonnen und die Küchen funkelten wie entzündete Öfen und strömten durch ihre Luftlöcher die Wohlgerüche von Wildbret und Würznelken aus, welche wohl fähig waren, den Magen vergessen zu machen, dass er ein Nachbar des Herzens ist.

Doch die Gitter waren geschlossen, und dadurch entstand eine Schwierigkeit: man musste sich dieselben öffnen lassen.

Herr von Monsoreau rief den Concierge und nannte sich, doch dieser wollte ihn nicht erkennen.

»Ihr wart aufrecht, und seid gebückt,« sagte er.

»Das ist die Müdigkeit.«

»Ihr wart bleich, und Ihr seid rot.«

»Das ist die Hitze.«

»Ihr wart zu Pferd, und kommt ohne Pferd.«

»Mein Pferd scheute, machte einen Seitensprung, warf mich aus dem Sattel und kehrte ohne Reiter zurück. Habt Ihr mein Pferd nicht gesehen?«

»Doch wohl,« antwortete der Concierge.

»In jedem Fall benachrichtigt den Haushofmeister.«

Sehr erfreut über diesen Auftrag, der ihn jeder Verantwortlichkeit überhob, ließ der Concierge Herrn Rémy benachrichtigen.

Rémy kam und erkannte Monsoreau vollkommen.

»Ei, mein Gott! woher kommt Ihr denn in einem solchen Zustande?« fragte er ihn.

Monsoreau wiederholte die Fabel, welche er bereits dem Concierge erzählt hatte.

»In der Tat,« sprach der Haushofmeister, »wir waren sehr unruhig, als wir das Pferd ohne Reiter zurückkommen sahen, Monseigneur besonders, den ich von Eurer Ankunft zu benachrichtigen die Ehre hatte.«

»Ah! Monseigneur schien unruhig,« versetzte Monsoreau.

»Sehr unruhig.«

»Und was sagte er?«

»Er gab Befehl, Euch bei ihm einzuführen, sobald Ihr kämet.«

»Gut! gönnt mir nur Zeit, um in den Stall zu gehen und nachzusehen, ob dem Pferde Seiner Hoheit nichts geschehen ist.«

Und er ging in den Stall und erblickte an dem Platze, wo er es genommen hatte, das gescheite Tier, das hier fraß, wie ein Pferd, welches das Bedürfnis fühlt, seine Kräfte wiederherzustellen.

Dann wandte sich der Oberstjägermeister nach der Speisehalle, ohne nur sich die Mühe zu geben, seine Kleider zu wechseln, denn er dachte, die Wichtigkeit der Nachricht, die er überbrachte, hätte den Vorrang vor der Etiquette.

Um eine herrlich bestellte und glänzend leuchtete Tafel versammelt, bearbeiteten alle Edelleute des Prinzen und Seine Hoheit selbst die Fasanenpasteten, das auf dem Roste gebratene Schwarzwildbret und die gewürzten Zwischenspeisen, welche sie mit dem schwarzen, so edlen und so weichen Weine von Cahors, oder mit dem treulosen, lieblichen und zugleich sprudelnden

Anjou-Wein befeuchteten, dessen Dünste in den Kopf steigen, ehe die Topase, die er im Glase destilliert, völlig erschöpft sind.

»Der Hof ist vollzählig,« sagte Anraguet, rosig wie ein junges Mädchen und bereits trunken wie ein alter Reitersknecht, »vollzählig und vollständig wie der Keller Eurer Hoheit.«

»Nein, nein,« sagte Ribeirac, »es fehlt uns ein Oberstjägermeister. Es ist in der Tat eine Schande, dass wir das Mahl Seiner Hoheit verzehren, ohne selbst für die Bestellung desselben zu sorgen.«

»Ich stimme für irgend einen Oberstjägermeister,« rief Livarot, »gleichviel wer es ist, und möchte es auch Herr von Monsoreau sein.«

Der Herzog lächelte, denn er allein wusste die Ankunft des Grafen.

Livarot hatte kaum seine Worte und der Prinz kaum sein Lächeln vollendet, als die Türe sich öffnete und Herr von Monsoreau eintrat.

Der Herzog ließ, da er ihn erblickte, einen um so geräuschvolleren Ausruf ertönen, als er mitten unter dem allgemeinen Stillschweigen hörbar wurde.

»Hier ist er,« sprach der Herzog, »Ihr seht, dass wir vom Himmel begünstigt sind, meine Herren, da der Himmel uns auf der Stelle das schickt, was wir wünschen.«

Sehr verlegen über die sichere Haltung des Prinzen, welche bei Seiner Hoheit in ähnlichen Fällen nicht gewöhnlich war, verbeugte sich Monsoreau auf eine ziemlich linkische Weise und wandte den Kopf ab, geblendet wie eine Eule, die man plötzlich aus der Finsternis in das Sonnenlicht bringt.

»Setzt Euch und speist zu Nacht,« sagte der Herzog dem Grafen sich gegenüber einen Platz bezeichnend.

»Monseigneur,« antwortete Monsoreau, »ich habe sehr Durst, ich habe sehr Hunger, ich bin sehr müde; doch ich werde nicht eher trinken, nicht eher essen, nicht eher mich setzen, als bis ich mich bei Eurer Hoheit einer Botschaft von der höchsten Wichtigkeit entledigt habe.«

»Nicht wahr, Ihr kommt von Paris?«

»In aller Hast, Monseigneur.«

»Wohl, ich höre,« sprach der Herzog.

Monsoreau näherte sich Franz und sagte ihm, ein Lächeln auf den Lippen, Haß im Herzen, leise in das Ohr:

»Monseigneur, die Frau Königin Mutter kommt in großen Tagereisen; sie will Eure Hoheit besuchen.«

Der Herzog, auf den Jeder die Augen geheftet hielt, ließ eine plötzliche Freude durchdringen.

»Es ist gut,« sprach er, »ich danke, Herr von Monsoreau, heute wie immer finde ich in Euch einen treuen Diener; meine Herren, setzen wir das Abendmahl fort.«

Und er rückte seinen Stuhl, den er einen Augenblick weggeschoben hatte, um Monsoreau zu hören, wieder an den Tisch.

Das Bankett nahm seinen Fortgang; der Oberstjägermeister hatte nicht sobald, seinen Platz zwischen Ribeirac und Livarot nehmend, die Behaglichkeit eines guten Sitzes gekostet, er fand sich nicht sobald einem reichlichen Mahle gegenüber, als er plötzlich den Appetit verlor.

Der Geist gewann die Oberhand über die Materie.

In traurige Gedanken versenkt, kehrte der Geist in den Park von Méridor zurück und schritt wieder wie ein aufmerksamer Pilger auf dem Pfade fort, der ihn zu der Mauer geführt hatte.

Er sah das wiehernde Pferd, er sah die verfallene Mauer, er sah die fliehenden Schatten der Liebenden, er hörte den Schrei von Diana, den Schrei, der in der tiefsten Tiefe seines Herzens wiederhallt hatte.

Gleichgültig gegen das Geräusch, gegen das Licht, gegen das Mahl, selbst vergessend, an wessen Seite und wem gegenüber er saß, begrub er sich in seine eigenen Gedanken, ließ er seine Stirne sich allmählich mit Wolken bedecken und aus seiner Brust einen dumpfen Seufzer hervorbrechen, der die Aufmerksamkeit der erstaunten Gäste rege machte.

»Ihr sinkt vor Müdigkeit zusammen, Herr Oberstjägermeister,« sagte der Prinz, »in der Tat, Ihr würdet wohl daran tun, wenn Ihr zu Bette ginet.«

»Meiner Treue, ja,« sprach Livarot, »der Rat ist gut, und wenn Ihr ihn nicht befolgt, so lauft Ihr Gefahr, auf Eurem Teller

einzuschlafen.«

»Verzeiht, Monseigneur,« erwiderte Monsoreau den Kopf erhebend, »die Müdigkeit drückt mich in der Tat nieder.«

»Berauscht Euch, Graf,« sagte Antragnet, »nichts benimmt die Müdigkeit so sehr.«

»Und dann vergisst man, wenn man sich berauscht,« murmelte Monsoreau.

»Bah!« rief Livarot, »es nützt nichts, seht meine Herren, sein Glas ist noch voll.«

»Auf Eure Gesundheit, Graf,« sprach Ribeirac sein Glas in die Höhe haltend.

Monsoreau war genötigt, dem Edelmann zu willfahren, und leerte das seinige auf einen Zug.

»Er trinkt doch ganz gut, seht Monseigneur,« sagte Antragnet.

»Ja,« erwiderte der Prinz, der in dem Herzen von Monsoreau zu lesen suchte, »ja, vortrefflich.«

»Ihr müsst uns eine schöne Jagd machen lassen, Graf, Ihr kennt die Gegend,« rief Ribeirac.

»Ihr habt Equipagen, Waldungen,« sagte Livarot.

»Und sogar eine Frau,« fügte Antragnet bei.

»Ja,« wiederholte der Graf maschinenmäßig, »ja, Equipagen, Waldungen und Frau von Monsoreau, ja, meine Herren, ja.«

»Lasst uns ein Schwein jagen, Graf,« sagte der Prinz.

»Ich werde mich bemühen, Monseigneur.«

»Ei! bei Gott,« sprach einer von den angevinischen Edelleuten, »Ihr werdet Euch bemühen, das ist eine schöne Antwort, der Wald hat Überfluss an Schweinen. Wenn ich im alten Schlage jagen würde, wollte ich in fünf Minuten zehn auftreiben.«

Monsoreau erleichte unwillkürlich: der alte Schlag war gerade derjenige Teil des Waldes, wohin ihn Roland geführt hatte.

»Ah! ja, ja, morgen, morgen,« riefen im Chor die Edelleute.

»Wollt Ihr morgen, Monsoreau?« fragte der Herzog.

»Ich stehe stets zu Befehlen Eurer Hoheit«, antwortete Monsoreau, »doch, wie Eure Hoheit vorhin zu bemerken die Gnade hatte, ich bin zu müde, um morgen eine Jagd zu führen. Dann muss ich die Gegend zuvor untersuchen und in Erfahrung

bringen, wie es in unsern Wäldern steht.«

»Und dann lasst ihn, beim Teufel! doch auch seine Frau sehen,« sagte der Prinz mit einem gutmütigen, wohlwollenden Tone, der den armen Ehemann überzeugte, der Herzog wäre sein Nebenbuhler.

»Zugestanden! zugestanden!« riefen die jungen Leute voll Heiterkeit. »Wir geben Herrn von Monsoreau vier und zwanzig Stunden, um in seinen Waldungen Alles zu tun, was zu tun ist.«

»Ja, meine Herren, gewährt mir diese Frist und ich verspreche Euch, sie gut anzuwenden,« erwiderte der Graf.

»Nun erlaube ich Euch, zu Bette zu gehen, mein Oberstjägermeister,« sagte der Prinz.

»Man führe Herrn von Monsoreau in sein Gemach.«

Herr von Monsoreau verbeugte sich und ging um eine große Last, den Zwang, erleichtert hinaus.

Wenn die Menschen Kummer haben, lieben sie die Einsamkeit noch mehr, als die glücklich Liebenden.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie der König Heinrich III. die Flucht seines viel geliebten Bruders, des Herzogs von Anjou erfuhr, und was daraus erfolgte.

Als der Oberstjägermeister den Speisesaal verlassen hatte, wurde das Mahl heiterer, freudiger, freier als je fortgesetzt.

Das düstere Gesicht des Grafen hatte nicht wenig dazu beigetragen, die jungen Edelleute zurückzuhalten, denn unter dem Vorwande und auch unter der Wirklichkeit der Ermattung hatten sie die beständige Beschäftigung mit finsternen Gegenständen entdeckt, welche der Stirne des Grafen das Gepräge einer tödlichen Traurigkeit verlieh, die den besonderen Charakter seiner Physiognomie bildete.

Als er weggegangen war und der Prinz, der sich in seiner Gegenwart immer beengt fühlte, wieder seine Ruhe gewonnen hatte, sagte dieser:

»Sprich, Livarot, Du fingst, als unser Oberstjägermeister eintrat, eben an, uns eure Flucht von Paris zu erzählen, fahre fort.«

Doch da uns unser Geschichtschreibertitel das Vorrecht verleiht, besser als Livarot selbst zu wissen, was vorgefallen war, so werden wir unsere Erzählung an die Stelle der des jungen Mannes setzen; sie wird dadurch vielleicht an Farbe verlieren, aber an Ausdehnung gewinnen, da wir wissen, was Livarot nicht wissen konnte, nämlich, was im Louvre vorgefallen war.

Gegen Mitternacht wurde Heinrich durch ein ungewöhnliches Geräusch erweckt, das im Palaste erscholl, während, wenn der König einmal im Bette lag, das tiefste Stillschweigen vorgeschrieben war.

Man hörte Schwert, Helebardenstöße an die Wände, rasches Laufen in den Galerien, Verwünschungen, dass die Erde sich hätte öffnen sollen, und mitten unter diesem Geräusche, unter diesen Stößen, unter diesen Blasphemien, die durch tausend Echos wiederholten Worte:

»Was wird der König sagen? was wird der König sagen?«

Heinrich richtete sich in seinem Bette auf und schaute Chicot an, der, nachdem er mit Seiner Majestät zu Nacht gespeist, die Beine um seinen Raufdegen geschlungen, sich dem Schlaf in einem großen Lehnstuhle überlassen hatte.

Der Lärmen verdoppelte sich.

Heinrich sprang, ganz glänzend von Pomaden, aus dem Bette und rief:

»Chicot! Chicot!«

Chicot öffnete ein Auge; es war ein kluger Junge, der den Schlaf zu schätzen wusste und nie auf einen Schlag erwachte.

»Ah! Du hast Unrecht gehabt, mich zu rufen,« sagte er.

»Es träumte mir, Du hättest einen Sohn.«

»Höre! höre!« sprach Heinrich.

»Was soll ich hören? Mir scheint, Du sagst mir genug Albernheiten den Tag hindurch, und brauchst mir nicht auch meine Nächte zu nehmen.«

»Hörst Du denn nicht?« rief Heinrich, die Hand in her Richtung des Lärmens ausstreckend.

»Oh! oh!« erwiderte Chicot, »ich höre in der Tat ein Geschrei.«

»Was wird der König sagen? was wird der König sagen?« wiederholte Heinrich, »hörst Du?«

»Es lässt sich zweierlei vermuten: entweder ist Dein Windhund Narciß krank, oder die Hugenotten üben Vergeltung und machen eine Bartholomäusnacht gegen die Katholiken.«

»Hilf mir mich ankleiden, Chicot.«

»Ich will wohl, aber hilf mir zuvor aufstehen.«

»Welch ein Unglück! welch ein Unglück!« wiederholte man in den Gängen.

»Teufel! das wird ernst,« sagte Chicot.

»Wir werden wohl daran tun, uns zu bewaffnen,« sprach der König.

»Wir werden noch besser daran tun, uns eiligst durch die kleine Türe hinauszubegeben, um das Unglück selbst zu sehen und zu beurteilen, statt es uns erzählen zu lassen.«

Den Rat von Chicot befolgend ging Heinrich rasch durch die geheime Türe hinaus und befand sich im Gange, der zu den

Gemächern des Herzogs von Anjou führte.

Hier sah er zum Himmel aufgehobene Arme und hörte er die verzweiflungsvollsten Ausrufungen.

»Oh! oh!« sagte Chicot, »ich errate, Dein unglücklicher Gefangener wird sich in seinem Gefängnis erdrosselt haben. Bei Gott, Heinrich, ich mache Dir mein Kompliment, Du bist ein größerer Politiker, als ich glaubte.«

»Nein, Unglücklicher,« rief Heinrich, »das kann nicht sein.«

»Desto schlimmer,« versetzte Chicot.

»Komm! komm!« rief der König und zog den Gascogner in das Zimmer des Herzogs.

Das Fenster war offen und besetzt von einer Menge auf einander gehäufter Neugieriger, welche die an den eisernen Kreuzen des Balkon befestigte Strickleiter betrachteten.

Heinrich wurde bleich wie der Tod.

»Ei! ei! mein Sohn,« sagte Chicot, »Du bist noch nicht so sehr verdorben, als ich glaubte.«

»Entflohen! entwichen!« rief Heinrich mit einer so mächtig schallenden Stimme, dass alle Edelleute sich umwandten.

Es waren Blitze in den Augen des Königs; seine Hand presste krampfhaft den Griff seines Dolches.

Schomberg raufte sich die Haare aus; Quélus bearbeitete sich das Gesicht mit Faustschlägen und Maugiron stieß wie ein Widder mit dem Kopfe an die Wand.

Épernon war unter dem scheinbaren Vorwand, dem Herzog von Anjou nachzulaufen, verschwunden.

Der Anblick des Märtyrertums, das seine Lieblinge in ihrer Verzweiflung über sich verhängten, beruhigte plötzlich den König.

»He da! sachte, mein Sohn,« sagte er, Maugiron mitten um den Leib zurückziehend.

»Nein, Mord und Tod! ich zerschmettere mir die Hirnschale, oder der Teufel soll mich holen,« schrie der junge Mann, indem er einen Anlauf nahm, um sich den Schädel einzurennen, doch nicht mehr an der Scheidewand, sondern an der Mauer.

»Hollah! helft mir ihn zurückziehen,« rief Heinrich.

»He! Gevatter,« sagte Chicot, »es gibt einen sanfteren Tod,

stoßt Euch ganz einfach Euren Degen durch den Leib.«

»Willst Du wohl schweigen, Henkersknecht,« rief Heinrich, Tränen in den Augen.

Während dieser Zeit schlug sich Quélus fortwährend an die Backen.

»Oh! Quélus, mein Kind, Du wirst Schomberg gleichen, als man ihn in Berlinerblau getaucht hatte; Du wirst furchtbar aussehen, mein Freund.«

Quélus hielt inne.

Schomberg allein fuhr fort, sich die Haare auszuraufen, und heulte dabei vor Wut.

»Schomberg, Schomberg, mein Liebling,« rief Heinrich, »ich bitte Dich, etwas Vernunft!«

»Ich werde ein Narr.«

»Bah!« sagte Chicot.

»Es ist allerdings ein furchtbares Unglück, und deshalb gerade musst Du Deine Vernunft behalten. Ja, es ist ein furchtbares Unglück, ich bin verloren, der Bürgerkrieg in meinem Königreiche . . . Oh! wer hat diesen Streich ausgeführt? Wer hat diese Leiter geliefert? Ich werde die ganze Stadt daran hängen lassen.«

Ein tiefer Schrecken bemächtigte sich aller Anwesenden.

»Wer ist der Schuldige?« fuhr Heinrich fort, »wo ist der Schuldige? zehntausend Taler demjenigen, welcher mir seinen Namen nennt, hunderttausend Taler demjenigen, der mir ihn lebendig oder tot bringt!«

»Wer soll es sein, wenn nicht ein Angevin?« rief Maugiron.

»Bei Gott! Du hast Recht,« sprach Heinrich. Oh! die Angevins, Mord und Tod! Die Angevins sollen es mir bezahlen.«

Und als ob dieses Wort ein Funke gewesen wäre, der das Feuer einem Pulverstreifen mitgeteilt, erscholl ein furchtbarer Ausbruch von Geschrei und Drohungen gegen die Angevins.

»Oh! ja, die Angevins!« rief Quélus.

»Wo sind sie!« brüllte Schomberg.

»Man schlitze ihnen den Bauch auf!« schrie Maugiron.

»Hundert Galgen für hundert Angevins!« fügte der König bei.

Der Ruf: »Tod den Angevins!« wurde von der ganzen Stadt gehört, wie man das Geschrei der israelitischen Mutter durch ganz Rama vernahm.

Heinrich verschwand mittlerweile.



Catherine de Médicis

Er dachte an seine Mutter, schlüpfte aus dem Zimmer, ohne ein Wort zu sagen, und suchte Catharina auf; seit einiger Zeit etwas vernachlässigt, erwartete diese, in ihre scheinbare Sorglosigkeit und geheuchelte Frömmigkeit verschlossen, mit ihrem florentinischen Scharfsinn eine gute Gelegenheit, um ihre Politik

obenauf schwimmen zu sehen.

Als Heinrich eintrat, lag sie halb nachdenkend in einem großen Lehnstuhle und glich mit ihren fetten, aber etwas gelblichen Wangen, mit ihren glänzenden, aber starren Augen, mit ihren fleischigen, aber bleichen Händen mehr einer Statue von Wachs, das Nachsinnen ausdrückend, als einem belebten, denkenden Wesen.

Doch bei der Nachricht von der Entweichung von Franz, welche ihr Heinrich ganz entflammt von Zorn und Hass mitteilte, schien die Statue plötzlich zu erwachen, obgleich die Gebärde, welche dieses Erwachen verkündigte, bei ihr sich darauf beschränkte, dass sie noch tiefer in ihren Lehnstuhl sank und den Kopf schüttelte, ohne etwas zu sagen.

»Ei! meine Mutter,« sprach Heinrich, »Ihr schreit nicht?«

»Warum dies?«

»Wie, diese Entweichung Eures Sohnes erscheint Euch nicht verbrecherisch, bedrohlich, der größten Bestrafung würdig?«

»Mein lieber Sohn, die Freiheit ist wohl eine Krone wert, erinnert Euch, dass ich Euch selbst zu fliehen geraten habe, als Ihr diese Krone erlangen konntet.«

»Meine Mutter, man beleidigt mich.«

Catharina zuckte die Achseln.

»Meine Mutter, man trotzt mir.«

»Ei! nein,« sagte Catharina, »man flüchtet sich nur ganz einfach.«

»Ah!« rief Heinrich, »so nehmt Ihr meine Partei.«

»Was wollt Ihr damit sagen, mein Sohn?«

»Ich sage, dass sich mit dem Alter die Gefühle abstumpfen, ich sage . . . «

Er hielt inne.

»Was sagt Ihr?« fragte Catharina mit ihrer gewöhnlichen Ruhe.

»Ich sage, dass Ihr mich nicht mehr liebt, wie früher.«

»Ihr täuscht Euch,« sprach Catharina mit wachsender Kälte. »Ihr seid mein viel geliebter Sohn, Heinrich. Doch derjenige, über welchen Ihr Euch beklagt, ist auch mein Sohn.«

»Ah! geht mir mit der mütterlichen Moral, Madame,« rief

Heinrich wütend, »wir wissen, was das wert ist.«

»Ei! Ihr müsst es besser wissen, als irgend Jemand, denn Euch gegenüber ist meine Moral stets Schwäche gewesen.«

»Und da Ihr gerade in der Reue begriffen seid, so bereut Ihr auch dieses.«

»Ich fühlte wohl, dass wir dahin kommen würden, mein Sohn; deshalb schwieg ich.«

»Gott befohlen, Madame, lebt wohl,« sagte Heinrich, »ich weiß, was ich zu tun habe, da sich selbst bei meiner Mutter kein Mitleid mehr für mich regt; ich werde Räte finden, welche fähig sind, meinen Groll zu unterstützen und mich in diesem Streite zu erleuchten.«

»Geht, mein Sohn,« sprach ruhig die Florentinerin, »und der Geist Gottes sei mit Euren Ratgebern, denn sie werden dessen sehr bedürfen, um Euch dieser Verlegenheit zu entziehen.«

Und sie ließ ihn weggehen, ohne eine Gebärde zu machen, ohne ein Wort zu sprechen, um ihn zurückzuhalten.

»Gott befohlen, Madame,« wiederholte Heinrich.

Doch bei der Türe blieb er stehen.

»Lebt wohl, Heinrich,« sagte die Königin, »nur noch ein Wort, mein Sohn, ich will Euch keinen Rat geben, mein Sohn: ich weiß, Ihr bedürft meiner nicht; doch bittet Eure Räte, wohl nachzudenken, ehe sie ihre Meinung aussprechen, und noch besser nachzudenken, ehe sie diese Meinung in Vollzug bringen.«

»Oh! ja,« sagte Heinrich, sich an dieses Wort seiner Mutter haltend und es benützend, um nicht weiter zu gehen, »denn die Umstände sind schwierig, nicht wahr, meine Mutter?«

»Ernst,« sprach langsam Catharina, die Augen und die Hände zum Himmel aufhebend, »sehr ernst, Heinrich.«

Betroffen über den Ausdruck des Schreckens, den er in den Augen seiner Mutter zu lesen glaubte, kam der König zurück.

»Wer sind die Menschen, die ihn entführten: habt Ihr keinen Gedanken, meine Mutter?«

Catharina antwortete nicht.

»Ich meinerseits denke, es sind die Angevins,« sagte Heinrich.

Catharina lächelte mit jener Feinheit, welche stets einen

erhabenen Geist offenbarte, der bei ihr wachte, um den Geist der Andern niederzuschlagen oder zu verwirren.

»Die Angevins?« wiederholte sie.

»Ihr glaubt es nicht?« versetzte Heinrich, »es glaubt es doch Jedermann.«

Catharina machte abermals eine Bewegung mit den Schultern und erwiderte:

»Dass die Andern dies glauben, gut; doch Ihr, mein Sohn! . . . «

»Was denn, Madame! . . . was wollt Ihr damit sagen, ich bitte, erklärt Euch.«

»Wozu mich erklären?«

»Eure Erklärung wird mich erleuchten.«

»Euch erleuchten! ich bin nur eine alte, schwatzhafte Frau; mein einziger Einfluss liegt in meiner Reue und in meinen Gebeten.«

»Nein, sprecht, sprecht, meine Mutter, ich höre Euch. Oh! Ihr seid immer noch und werdet stets unserer Aller Seele sein, sprecht.«

»Unnötig, ich habe nur Ideen aus dem vorigen Jahrhundert, und der Geist der Greise besteht nur im Misstrauen. Die betagte Catharina soll in ihrem Alter noch einen Rat von einigem Werte geben! Geht, mein Sohn, unmöglich!«

»Wohl, es sei, meine Mutter,« sprach Heinrich, »verweigert mir Euren Beistand, beraubt mich Eurer Hilfe. Doch in einer Stunde, seht Ihr, mag es Eure Ansicht sein oder nicht, und ich werde es dann erfahren, in einer Stunde habe ich alle Angevins, die sich in Paris aufhalten, hängen lassen.«

»Alle Angevins hängen lassen!« rief Catharina mit dem Erstaunen, das erhabene Geister ergreift, wenn man eine Ungeheuerlichkeit vor ihnen ausspricht.

»Ja, ja, hängen, niedermetzeln, ermorden, verbrennen; in diesem Augenblick laufen meine Freunde bereits in der Stadt umher, um diesen Schurken, diesen Räubern, diesen Rebellen die Knochen zu zerschmettern! . . . «

»Die Unglücklichen mögen sich wohl hüten!« rief Katharina, von der ernsten Lage der Dinge fortgerissen, »sie würden sich selbst zu Grunde richten, woran nichts gelegen wäre, doch sie würden

Euch mit sich in das Verderben stürzen!«

»Wie so?«

»Blinder,« murmelte Catharina, »die Könige werden also ewig Augen haben, um nicht zu sehen.«

Und sie faltete die Hände.

»Die Könige sind nur Könige unter der Bedingung, dass sie die Beleidigungen rächen, die man ihnen zufügt, denn ihre Rache ist dann eine Gerechtigkeit, und in diesem Falle besonders wird sich mein ganzes Königreich erheben, um mich zu verteidigen.«

»Narr! Wahnsinniger! Kind!« murmelte die Florentinerin.

»Warum dies, wie dies?«

»Glaubt Ihr, man werde Männer wie Bussy, wie Antraguët, wie Livarot, wie Ribeirac erwürgen, verbrennen, hängen, ohne Ströme des Blutes fließen zu machen?«

»Gleichviel, wenn man sie nur erwürgt.«

»Ja, allerdings, wenn man sie nur erwürgt; zeigt sie mir tot, und bei Unserer Lieben Frau, ich sage, Ihr habt wohl getan. Doch man wird sie nicht, erwürgen; doch man wird die Fahne des Aufruhrs für sie erheben; doch man wird ihnen das Schwert bloß in die Hand geben, das sie nie für einen Herrn wie Franz aus der Scheide zu ziehen gewagt hätten, während sie im Gegenteil in diesem Falle durch Eure Unklugheit zu den Waffen greifen werden, um ihr Leben zu verteidigen, während Euer Königreich sich erheben wird, nicht für Euch, sondern gegen Euch.«

»Doch, wenn ich mich nicht räche, habe ich Furcht, weiche ich zurück,« rief Heinrich.

»Sagte man je von mir, ich habe Furcht gehabt?« versetzte Catharina, die Stirne faltend und ihre Zähne an ihre dünnen mit Carmin gefärbten Lippen drückend.

»Wenn es jedoch die Angevins wären, meine Mutter, so würden sie eine Züchtigung verdienen.«

»Ja, wenn sie es wären, doch sie sind es nicht.«

»Wer ist es denn, wenn es nicht die Freunde meines Bruders sind?«

»Es sind nicht die Freunde Eures Bruders, denn Euer Bruder hat keine Freunde.«

»Wer ist es denn?«

»Es sind Eure Feinde, oder es ist vielmehr Euer Feind.«

»Welcher Feind?«

»Ei! mein Sohn, Ihr wisst wohl, dass Ihr immer nur einen gehabt habt, wie Euer Bruder Karl nur einen hatte und wie ich immer nur einen gehabt habe.«

»Ihr wollt sagen, Heinrich von Navarra.«

»Ja, Heinrich von Navarra.«

»Er ist nicht in Paris.«

»Ei! wisst Ihr denn, wer in Paris ist, oder nicht in Paris ist? wisst Ihr etwas? habt Ihr um Euch her Leute, welche sehen und hören? Nein, Ihr seid Alle taub, Ihr seid Alle blind.«

»Heinrich von Navarra!« wiederholte der König.

»Mein Sohn, bei jeder Täuschung, die Euch widerfährt, bei jedem Unglück, das Euch begegnet, bei jeder Katastrophe, die sich mit Euch ereignet und deren Urheber Euch unbekannt bleibt, sucht nicht, zögert nicht, forscht nicht, denn das ist unnötig. Ruft: Heinrich, es ist Heinrich von Navarra, und Ihr werdet sicher sein, die Wahrheit gesprochen zu haben . . . Schlagt dahin, wo er ist, und Ihr werdet richtig treffen . . . Oh! dieser Mensch! . . . dieser Mensch! Seht Ihr, das ist das Schwert, das Gott über dem Hause Valois aufgehängt hat.«

»Ihr seid also der Meinung, ich sollte Gegenbefehl in Beziehung auf die Angevins geben?«

»Auf der Stelle, ohne eine Minute, ohne eine Sekunde zu verlieren,« rief Catharina »beeilt Euch, vielleicht ist es schon zu spät; lauft; widerruft Eure Befehle, geht, oder Ihr seid verloren.«

Und sie ergriff ihren Sohn beim Arm und schob ihn mit einer unglaublichen Kraft und Energie gegen die Türe.

Heinrich stürzte aus dem Louvre und suchte seine Freunde einzuholen.

Doch er fand nur Chicot, der auf einem Steine saß und geographische Figuren in den Sand zeichnete.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie Chicot und die Königin Mutter derselben Meinung waren und der König der Meinung von Chicot und der Königin Mutter beitrug.

Heinrich versicherte sich, dass es wirklich der Gascogner war, der, nicht minder aufmerksam als Archimed, entschlossen schien, sich nicht umzudrehen, und würde Paris im Sturme genommen.

»Ah! Unglücklicher,« rief Heinrich mit einer Donnerstimme, »so verteidigst Du Deinen König?«

»Ich verteidige ihn auf meine Weise und glaube, dass dies die gute ist.«

»Die gute!« rief der König, »die gute, fauler Bursche!«

»Ich behaupte es und will es beweisen.«

»Ich bin neugierig, diesen Beweis zu sehen.«

»Das ist leicht: vor Allem haben wir eine große Dummheit gemacht, mein König, wir haben eine ungeheure Dummheit gemacht.«

»Wodurch?«

»Indem wir getan, was wir getan.«

»Ah! ah!« rief Heinrich, betroffen durch die Übereinstimmung dieser zwei außerordentlich scharfen Geister, welche sich nicht hatten besprechen können, um zu demselben Resultate zu gelangen.

»Ja,« antwortete Chicot, »Deine Freunde, indem sie durch die Stadt schreien: Tod den Angevins! . . . und ich bedenke, es ist nicht einmal bewiesen, dass es die Angevins sind, die diesen Streich ausgeführt haben . . . Deine Freunde, sage ich, indem sie durch die Stadt: Tod den Angevins! schreien, machen ganz einfach den kleinen Bürgerkrieg, den die Herren von Guise nicht machen konnten, während sie desselben so sehr bedürfen; und siehst Du, zu dieser Stunde, Heinrich, sind Deine Freunde entweder vollkommen tot, was mir, ich gestehe es, nicht missfiele, Dich aber betrüben würde; oder sie haben die Angevins aus der

Stadt verjagt, was Dir sehr missfiel, dagegen aber den lieben Herrn von Anjou ganz ungeheuer freuen wird.«

»Gottes Tod!« rief der König, »glaubst Du denn, die Dinge seien bereits so weit vorgerückt, wie Du da sagst?«

»Wenn sie es nur nicht mehr sind!«

»Doch Alles dies erklärt mir durchaus nicht, was Du auf diesem Steine sitzend machst.«

»Ich verrichte ein außerordentlich dringendes Geschäft, mein Sohn.«

»Welches?«

»Ich zeichne die Gestalt der Provinzen, die Dein Bruder gegen Dich aufwiegeln wird, und mache eine mutmaßliche Berechnung der Zahl von Menschen, welche jede derselben zu der Empörung zu liefern im Stande ist.«

»Chicot! Chicot!« rief der König, »ich habe um mich her nur Vögel von schlimmen Wahrzeichen.«

»Die Eule singt gut in der Nacht, mein Sohn,« antwortete Chicot, »denn sie singt zu ihrer Stunde. Das Wetter aber ist düster, Henriquet, in der Tat so düster, dass man den Tag für die Nacht halten kann, und ich singe Dir, was Du hören musst. Schau.«

»Was?«

»Schau' meine Landkarte an und urteile. Hier ist zuerst Anjou, das ziemlich einem Törtchen gleicht; siehst Du? dahin hat sich Dein Bruder geflüchtet; ich gebe ihm auch den ersten Platz! Anjou gut geführt, gut geleitet, wie es Dein Oberstjägermeister Monsoreau und Dein Freund Bussy leiten werden, Anjou allein kann uns, wenn ich sage uns, so meine ich Deinem Bruder, zehntausend waffenfähige Leute liefern.«

»Du glaubst?«

»Das ist das Minimum; gehen wir zur Guyenne über. Die Guyenne, Du siehst sie, nicht wahr? hier ist sie; es ist die Figur, die einem Kalbe gleicht, welches auf einem Fuße marschirt. Ah! verdammt! die Guyenne, Du darfst Dich nicht wundern, dass Du dort einige Unzufriedene findest, das ist ein alter Herd der Empörung, und die Engländer sind kaum abgezogen. Die Guyenne wird also entzückt sein, sich erheben zu können, nicht

gegen Dich, sondern gegen Frankreich. Man muss die Guyenne zu achttausend Soldaten berechnen. Das ist wenig! doch sei unbesorgt, es werden an den Krieg und an die Strapazen gewohnte Leute sein; dann haben wir links von der Guyenne Béarn und Navarra. Du siehst? diese zwei Abteilungen, welche einem Affen auf dem Rücken eines Elefanten gleichen. Man hat Navarra sehr abgenagt, doch mit Béarn bleibt ihm immer noch eine Bevölkerung von drei bis viermal hundert tausend Menschen. Nimm an, dass Béarn und Navarra, sehr bedrängt, sehr aufgestachelt, sehr gepresst von Henriot, der Ligue fünf Prozent von ihrer Bevölkerung liefern, so macht dies sechzehntausend Mann; rechnen wir noch einmal: zehntausend für Anjou.«

Und Chicot fuhr fort, Figuren mit seinem Stöckchen in den Sand zu zeichnen.

Also	. . . 10.000
Achttausend für die Guyenne	. . . 8.000
Sechzehntausend für Béarn und Navarra	. . . 16.000
<i>Summe</i>	. . . 34.000

»Du meinst, der König von Navarra werde mit meinem Bruder ein Bündnis schließen?« sagte Heinrich.

»Bei Gott!«

»Du glaubst also, dass er an seiner Flucht Anteil hat?«

Chicot schaute Heinrich fest an und erwiderte:

»Heinrich, dieser Gedanke ist nicht von Dir.«

»Warum?«

»Weil er zu stark ist, mein Sohn.«

»Gleichviel, von wem er sein mag; ich frage Dich, antworte! Glaubst Du, dass Heinrich von Navarra an der Flucht meines Bruders Anteil hat?«

»Ei! ich habe in der Gegend der Rue de la Ferronnerie ein: *Ventre-saint-gris* gehört, das mir heute, da ich wieder daran denke, sehr bündig vorkommt.«

»Du hast ein: *Ventre-saint-gris*! gehört!« rief der König.

»Meiner Treue, ja,« antwortete Chicot, »ich erinnere mich dessen erst heute.«

»Er war also in Paris?«

»Ich glaube es.«

»Und was macht es Dich glauben?«

»Meine Augen.«

»Du hast Heinrich von Navarra gesehen?«

»Ja.«

»Und Du bist nicht gekommen, um mir zu sagen, mein Feind trotze mir sogar in meiner Hauptstadt?«

»Man ist Edelmann oder man ist es nicht,« versetzte Chicot.

»Nun?«

»Wenn man Edelmann ist, so ist man nicht Spion.«

Heinrich dachte einen Augenblick nach und sprach dann:

»Also Anjou und Béarn, mein Bruder Franz und mein Vetter Heinrich.«

»Die drei Guisen nicht zu zählen, wohl verstanden.«

»Wie! Du glaubst, dass sie einen Bund mit einander machen werden?«

»Vier und dreißigtausend Mann einerseits,« sprach Chicot an den Fingern rechnend, »zehntausend für Anjou, achttausend für die Guyenne, sechzehntausend für Béarn, ferner zwanzig bis fünf und zwanzigtausend unter den Befehlen von Herrn von Guise als Generallieutenant Deiner Armeen; Gesamtsumme neun und fünfzigtausend Mann; reduzieren wir diese auf fünfzigtausend wegen der Rheumatismen, der Gicht, des Hüftwehs und anderer Krankheiten. Es bleibt, wie Du siehst, mein Sohn, immer noch eine sehr hübsche Summe.«

»Aber Heinrich von Navarra und der Herzog von Guise sind Feinde.«

»Was sie nicht abhalten wird, sich gegen Dich zu verbinden, mit dem Vorbehalte, sich gegenseitig zu vertilgen, sobald sie Dich vertilgt haben.«

»Du hast Recht, Chicot, meine Mutter hat Recht, Ihr habt Beide Recht; man muss eine missliche Geschichte vermeiden; hilf mir die Schweizer sammeln.«

»Ah! ja wohl, die Schweizer! Quélus hat sie mitgenommen.«

»Meine Wachen.«

»Schomberg hat sie mitgenommen.«

»Wenigstens die Leute von meinem Dienste.«

»Sie sind mit Maugiron weggelaufen.«

»Wie!« rief der König, »ohne meinen Befehl?«

»Und seit wann gibst Du denn Befehle, Heinrich? Ah! wenn es sich um Prozessionen oder Geißelungen handelte, dann würde ich nicht nein sagen; man lässt Dir unumschränkte Gewalt über Deine Haut, und sogar über die Haut der Andern. Doch wenn es sich um den Krieg und das Regieren handelt, alle Teufel! das geht Herrn Schomberg, Herrn Quélus und Herrn Maugiron an; von Épernon sage ich nichts, da er sich verbirgt.«

»Gottes Tod!« rief Heinrich, »geht es so zu?«

»Erlaube mir, Dir zu sagen, mein Sohn: Du bemerkst sehr spät, dass Du nur der siebente oder achte König Deines Reiches bist.«

Heinrich biß sich in die Lippen und stampfte mit dem Fuß.

»Sieh da!« rief Chicot, indem er in der Dunkelheit zu erkennen suchte.

»Was gibt es denn?« fragte der König.

»Bei Gott! sie sind es; sieh, Heinrich, dort kommen Deine Leute.«

Und er zeigte wirklich dem König drei oder vier Reiter, welche gefolgt von einigen andern Menschen zu Pferde und von vielen Leuten zu Fuße herbeikamen.

Die Reiter wollten in den Louvre zurückkehren und erblickten die zwei Männer nicht, welche, halb in der Dunkelheit verloren, am Graben standen.

»Schomberg,« rief der König, »Schomberg hierher!«

»Hollah!« erwiderte Schomberg, »wer ruft mich?«

»Komm immerhin, mein Kind, komm!«

Schomberg glaubte die Stimme zu erkennen und näherte sich.

»Ei, Gott verdamme mich! es ist der König,« sagte er.

»Ich selbst; ich lief Euch nach, und da ich nicht wusste, wo ich Euch einholen sollte, so wartete ich hier mit Ungeduld: Was habt Ihr getan?«

»Was wir getan haben?« sprach ein zweiter Reiter sich nähernd.

»Ah! komm Quélus, komm ebenfalls,« sagte der König, »und gehe besonders nicht mehr ohne meine Erlaubnis weg.«

»Es ist nicht mehr nötig,« sprach ein Dritter, in welchem der König Maugiron erkannte, »Alles ist abgemacht.«

»Alles ist abgemacht,« wiederholte der König.

»Gott sei gelobt,« sprach Épernon, der plötzlich erschien, ohne dass man wusste, woher er kam.

»Hosianna!« rief Chicot, seine Hände zum Himmel erhebend.

»Ihr habt sie also getötet,« sagte der König.

Doch leise fügte er bei:

»Im Ganzen kommen die Toten nicht mehr zurück.«

»Ihr habt sie getötet,« sprach Chicot, »ah! wenn Ihr sie getötet habt, so ist nichts mehr zu sagen.«

»Wir hatten nicht diese Mühe,« antwortete Schomberg, »die Feigen sind entflohen, wie ein Schwarm Tauben; kaum vermochten wir den Degen mit ihnen zu kreuzen.«

Heinrich fragte erbleichend:

»Und mit wem habt Ihr den Degen gekreuzt?«

»Mit Anraguet.«

»Der ist doch wenigstens auf dem Platze geblieben?«

»Nein, er hat einen Lackei von Quélus getötet.«

»Sie waren also auf ihrer Hut?« fragte der König.

»Bei Gott! ich glaube wohl, dass sie dies waren,« rief Chicot, »Ihr brüllt: Tod den Angevins! Ihr rührt die Trommeln, Ihr läutet die Glocken, Ihr lasst ganz Paris von Euren Waffen erklingen, und diese ehrlichen Leute sollen mehr taub sein, als Ihr dumm seid.«

»Also ist nun der Bürgerkrieg entzündet!« murmelte der König mit dumpfer Stimme.

Diese Worte machten Quélus beben.

»Teufel!« rief er, »das ist wahr.«

»Ah! Ihr merkt es endlich,« sagte Chicot, »das ist ein Glück.«

Die Herren von Schomberg und von Maugiron vermuten es noch nicht.«

»Wir behalten uns vor, die Person und die Krone Seiner

Majestät zu verteidigen,« antwortete Schomberg.

»Ei, bei Gott! hierfür haben wir Herrn von Crillon, der weniger laut schreit als Ihr, und dennoch eben so viel wert ist,« sprach Chicot.

»Aber Ihr, der Ihr uns mit Unrecht schmähst und tadelt, Herr Chicot,« versetzte Quélus, »Ihr dachtet vor zwei Stunden wie wir, oder wenn Ihr nicht so dachtet, so schriet Ihr wenigstens wie wir.«

»Ich?« versetzte Chicot.

»Gewiss, Ihr fochtet sogar gegen die Wand und riefst:

›Tod den Angevins!‹«

»Bei mir ist das etwas Anderes,« erwiderte Chicot, »ich bin Narr, wie Jedermann weiß, doch Ihr seid insgesamt Leute von Geist . . . «

»Auf, meine Herren! macht Frieden,« sprach Heinrich, »wir werden bald Krieg genug haben.«

»Was befiehlt Eure Majestät?« fragte Quélus.

»Dass Ihr mit demselben Eifer das Volk zu beruhigen sucht, mit dem Ihr es aufgereggt habt; dass Ihr die Schweizer, die Gardien, die Leute meines Hauses in den Louvre zurückführt, und dass man die Tore schliesse, damit die Bürger das, was vorgefallen ist, morgen für einen Zank von betrunkenen Burschen halten.«

Die jungen Leute entfernten sich mit hängenden Ohren und überbrachten die Befehle des Königs den Offizieren, welche sie bei ihrem unbesonnenen Streiche begleitet hatten.

Heinrich kehrte zu seiner Mutter zurück, welche, tätig, aber zugleich ängstlich und düster, ihren Leuten Befehle gab.

»Nun,« sagte sie, »was ist vorgefallen?«

»Meine Mutter, es ist vorgefallen, was Ihr vorhergesehen habt.«

»Sie sind auf der Flucht?«

»Ach! ja.«

»Ah!« rief sie, »und hernach?«

»Hernach? das ist das Ganze, und mir scheint, es ist genug.«

»Die Stadt?«

»Die Stadt ist in Bewegung, doch sie beunruhigt mich nicht, denn ich halte sie unter meiner Hand.«

»Ja, es sind die Provinzen . . . «

»Die sich empören, erheben werden,« fuhr Heinrich fort.

»Was gedenkt Ihr zu tun?«

»Ich sehe nur ein Mittel.«

»Welches?«

»Die Lage der Dinge anzunehmen, wie sie ist.«

»Auf welche Weise?«

»Ich gebe den Obersten, meiner Leibwache die Parole, ich lasse meine Milizen bewaffnen, ich ziehe das Heer von La Charité zurück, und marschiere gegen Anjou.«

»Und Herr von Guise?«

»Herr von Guise! ich lasse Herrn von Guise, wenn es nötig ist, verhaften.«

»Oh! ja wohl, mit solchen strengen Maßregeln werdet Ihr durchdringen!«

»Was ist zu tun?«

Catharina ließ ihr Haupt auf ihre Brust sinken, dachte einen Augenblick nach, und sprach sodann:

»Alles, was Ihr vorhabt, ist unmöglich, mein Sohn.«

»Ah!« rief Heinrich mit tiefem Ärger, »ich bin also heute sehr schlecht inspiriert.«

»Nein, Ihr seid unruhig; besänftigt Euch zuerst, und dann werden wir sehen.«

»So habt Gedanken für mich, meine Mutter; wir wollen etwas tun, wir wollen uns rühren.«

»Ihr seht, mein Sohn, ich gab Befehle.«

»Wozu?«

»Zur Abreise eines Botschafters.«

»Und an wen werdet Ihr ihn schicken?«

»An Euren Bruder.«

»Einen Botschafter an den Verräter? Ihr demütigt mich, meine Mutter.«

»Es ist nicht der Augenblick, stolz zu sein,« sprach Catharina mit strengem Tone.

»Einen Botschafter, der den Frieden verlangen soll!«

»Der ihn, wenn es sein muss, erkaufen wird.«

»Mein Gott! um welcher Vorteile willen?«

»Ei! mein Sohn,« erwiderte die Florentinerin, »und wäre es nur, um wenn der Friede gemacht ist, in aller Sicherheit diejenigen fassen zu können, welche sich in der Absicht, Krieg gegen Euch zu führen, geflüchtet haben. Sagtet Ihr nicht so eben, Ihr möchtet sie gern bekommen?«

»Oh! ich würde vier Provinzen meines Königreiches dafür geben; eine für den Mann.«

»Nun wohl, wer das Ende will, will auch die Mittel,« versetzte Catharina mit einer durchdringenden Stimme, die den Hass und die Rache tief im Herzen von Heinrich rege machten.

»Ich glaube, Ihr habt Recht, meine Mutter,« sprach der König, »doch wen werden wir abschicken?«

»Sucht unter Euren Freunden.«

»Meine Mutter, ich mag immerhin suchen, ich sehe keinen Mann, dem ich eine solche Sendung anvertrauen könnte.«

»Dann übergebt sie einer Frau.«

»Einer Frau? meine Mutter! solltet Ihr einwilligen?«

»Mein Sohn, ich bin sehr alt, sehr müde, der Tod erwartet mich vielleicht bei meiner Rückkehr; doch ich will diese Reise so rasch machen, dass ich in Angers ankomme, ehe die Freunde Eures Bruders und Euer Bruder selbst Zeit gehabt haben, ihre ganze Macht zu begreifen.«

»Oh! meine Mutter! meine gute Mutter!« rief Heinrich, mit vollem Erguss die Hand von Catharina küssend, »Ihr seid stets meine Stütze, meine Wohltäterin, meine Vorsehung.«

»Das heißt, ich bin stets Königin von Frankreich,« murmelte Catharina auf ihren Sohn einen Blick heftend, in welchem wenigstens eben so viel Mitleid als Zärtlichkeit lag.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Worin nachgewiesen ist, dass die Dankbarkeit eine von den Haupttugenden von Herrn von Saint-Luc war.

Am Morgen nach dem Tage, wo Herr von Monsoreau an der Tafel des Herrn Herzogs von Anjou das klägliche Gesicht gemacht hatte, das ihm vom Prinzen die Erlaubnis verschaffte, sich vor dem Ende des Mahles zu Bette zu begeben, stand der Graf sehr frühzeitig auf und ging in den Hof des Palastes hinab.

Er wollte den Stallknecht aufsuchen, mit dem er bereits zu tun gehabt hatte, und bei diesem wo möglich Erkundigungen über die Gewohnheiten von Roland einziehen.

Es gelang dies dem Grafen ganz gut; er trat unter einen großen Schuppen, wo vierzig prachtvolle Pferde nach Herzenslust das Stroh und den Haber der Angevins knaupelten.

Der erste Blick des Grafen galt der Aufsuchung von Roland; Roland war an seinem Platze und tat Wunder unter den schönsten Fressern.

Mit dem zweiten suchte er den Stallknecht.

Er gewährte ihn alsbald.

Der Knecht stand mit gekreuzten Armen da und sah, nach der Gewohnheit jedes guten Stallknechtes, zu, wie die Pferde seines Herrn auf eine mehr oder minder gierige Weise ihr gewöhnliches Futter fraßen.

»Ei! Freund,« sagte der Graf, »pflegen die Pferde von Monseigneur ganz allein in den Stall zurückzukehren, und werden sie etwa hierzu dressiert?«

»Nein, Herr Graf,« antwortete der Stallknecht »warum fragt mich Eure Herrlichkeit?«

»Wegen des Roland.«

»Ah! ja, er ist gestern ganz allein zurückgekehrt, doch das wundert mich bei Roland nicht, denn es ist ein sehr gescheites Pferd.«

»Ja,« sagte Monsoreau, »das habe ich bemerkt; ist dies schon öfter bei ihm vorgekommen?«

»Nein, Herr Graf, gewöhnlich wird er von Monseigneur dem Herzog von Anjou gebraucht, der ein vortrefflicher Reiter ist und nicht so leicht abgeworfen wird.«

»Roland hat mich nicht abgeworfen, mein Freund,« sprach der Graf, gereizt, dass ein Mensch, und war dieser Mensch auch nur ein Stallknecht, glauben konnte, er, der Oberstjägermeister von Frankreich, wäre abgeworfen worden, »denn obgleich nicht so stark, wie der Herzog von Anjou, bin ich doch ein ziemlich guter Reiter. Nein, ich band ihn unten an einen Baum an, um in ein Haus zu gehen. Bei meiner Rückkehr war er verschwunden; ich glaubte, man hätte mir ihn entweder gestohlen, oder irgend ein Herr hätte, dieses Wegs kommend, den schlechten Spaß gemacht, ihn mitzunehmen; deshalb fragte ich Euch, wer ihn in den Stall gebracht habe.«

»Er ist allein zurückgekommen, wie der Haushofmeister dem Herrn Grafen zu bemerken die Ehre gehabt hat.«

»Das ist seltsam,« sagte Monsoreau.

Er blieb einen Augenblick nachdenkend und fragte dann:

»Du sagst, Monseigneur reite dieses Pferd häufig?«

»Er hat es beinahe jeden Tag geritten, ehe seine Equipagen eingetroffen sind.«

»Ist Seine Hoheit spät zurückgekommen?«

»Ungefähr eine Stunde vor Euch, Herr Graf.«.

»Und welches Pferd hat der Herzog geritten? War es nicht ein rotbraunes Pferd mit vier weißen Füßen und einem Stern auf der Stirne?«

»Nein, Herr Graf,« antwortete der Stallknecht, »der Herzog hat gestern Isolin geritten.«

»Hat nicht ein Edelmann vom Gefolge des Prinzen ein Pferd geritten, wie ich es Dir so eben bezeichnete?«

»Ich kenne Niemand, der ein solches Pferd besitzt.«

»Es ist gut,« sagte Monsoreau mit einer gewissen Ungeduld, dass er so langsam in seinen Nachforschungen vorrückte.

»Es ist gut, ich danke! Sattle mir Roland.«

»Der Herr Graf wünscht Roland zu reiten?«

»Ja, sollte Dir der Prinz Befehl gegeben haben, ihn mir zu verweigern?«

»Nein, Monseigneur, der Stallmeister Seiner Hoheit hat mir im Gegenteil gesagt, alle Pferde seien zu Eurer Verfügung.«

Man konnte gegen einen Prinzen, der so zuvorkommend handelte, nicht böse werden.

Herr von Monsoreau machte mit dem Kopfe ein Zeichen, und der Stallknecht sattelte das Pferd.

Als diese Operation vorüber war, band der Stallknecht Roland von der Krippe los, zäumte ihn auf und führte ihn dem Grafen vor.

»Höre und antworte mir,« sprach der Graf, den Zaum aus den Händen des Knechtes nehmend.

»Wie viel verdienst Du in einem Jahre?«

»Zwanzig Taler, Herr Graf.«

»Willst Du mit einem Male zehn Jahre von Deinem Lohne gewinnen?«

»Bei Gott! das will ich,« sprach der Mann. »Doch wie sollte ich sie gewinnen?«

»Erkundige Dich, wer gestern ein rotbraunes Pferd mit vier weißen Füßen und einem Stern mitten auf der Stirne geritten hat.«

»Oh! Herr Graf, das ist sehr schwierig, es kommen so viele vornehme Herren zum Besuche bei Seiner Hoheit.«

»Ja, doch zweihundert Taler sind ein Stück Geld, das zu gewinnen man sich wohl einige Mühe geben kann.«

»Allerdings, Herr Graf, auch bin ich weit entfernt, zu sagen, ich werde nicht zu forschen suchen.«

»Schön, Dein guter Wille gefällt mir; hier hast Du vorläufig zehn Taler, damit Du in den Zug kommst; Du siehst, es ist jedenfalls nicht Alles verloren.«

»Ich danke, edler Herr.«

»Du sagst dem Prinzen, ich sei ausgeritten, um den Wald für die mir befohlene Jagd zu untersuchen.«

Der Graf hatte kaum diese Worte gesprochen, als das Stroh hinter ihm unter den Tritten eines Ankommenden krachte.

Er wandte sich um.

»Herr von Bussy!« rief der Graf.

»Ei! guten Morgen, Herr von Monsoreau, Ihr in Angers, Welch ein Wunder?« sagte Bussy.

»Und Ihr, mein Herr, indes man behauptete, Ihr wäret krank.«

»Ich bin es in der Tat,« sprach Bussy, »auch schreibt mir mein Arzt vollkommene Ruhe vor; ich habe seit acht Tagen die Stadt nicht verlassen. Ah! ah! Ihr wollt, wie es scheint, Roland reiten? Ich habe dieses Tier an den Herrn Herzog von Anjou verkauft, und er ist so zufrieden mit demselben, dass er es beinahe jeden Tag reitet.«

»Ja,« sprach Monsoreau erbleichend, »ich begreife das, es ist ein herrliches Tier.«

»Ihr seid nicht unglücklich, dass Ihr es so mit dem ersten Blicke wählt,« sagte Bussy.

»Oh! wir machen nicht erst heute Bekanntschaft, ich habe es schon gestern geritten.«

»Dadurch habt Ihr Lust bekommen, es auch heute zu reiten?«

»Ja,« antwortete der Graf.

»Verzeiht,« versetzte Bussy, »Ihr spracht von Vorbereitungen zu einer Jagd.«

»Der Prinz wünscht einen Hirsch zu jagen.«

»Es gibt deren viele in der Gegend, wie ich höre.«

»Sehr viele.«

»Und wo wollt Ihr den Hirsch bestätigen?«

»Unfern von Méridor.«

»Ah! sehr gut,« sagte Bussy, unwillkürlich ebenfalls erbleichend.

»Wollt Ihr mich begleiten?« fragte Monsoreau.

»Nein, tausend Dank,« erwiderte Bussy. »Ich will mich niederlegen, denn ich fühle, dass mich das Fieber wieder packt.«

»Oh! das ist gut,« rief von der Schwelle des Stalles eine sonore Stimme, »Herr von Bussy ist abermals ohne meine Erlaubnis aufgestanden.«

»Der Haudouin!« rief Bussy, »nun werde ich sicherlich wieder ausgescholten. Lebt wohl, Graf; ich empfehle Euch Roland.«

»Seid unbesorgt.«

Bussy entfernte sich, und Herr von Monsoreau sprang in den Sattel.

»Was habt Ihr denn?« fragte der Haudouin, »Ihr seht so bleich aus, dass ich Euch am Ende selbst für krank halten muss.«

»Weißt Du, wohin er reitet?« fragte Bussy.

»Nein.«

»Er reitet nach Méridor.«

»Hofftet Ihr etwa, er würde auf der Seite vorbei ziehen?«

»Mein Gott! was wird geschehen, nach dem, was gestern vorgefallen?«

»Frau von Monsoreau wird leugnen.«

»Doch er hat gesehen.«

»Sie wird behaupten, er sei geblendet gewesen.«

»Diana besitzt sicherlich nicht die Kraft hierzu.«

»Oh! Herr von Bussy, ist es möglich, dass Ihr die Frauen nicht besser kennt!«

»Rémy, ich fühle mich sehr unwohl.«

»Ich glaube es Euch. Geht nach Hause. Ich verschreibe Euch für diesen Morgen . . . «

»Was?«

»Eine gedämpfte Poularde, eine Schnitte Schinken und eine Kraftsuppe mit Krebsen.«

»Oh! ich habe keinen Hunger.«

»Desto mehr muss ich Euch kräftiges Essen verordnen.«

»Rémy, es ahnt mir, dass dieser Henkersknecht eine tragische Szene in Méridor machen wird. In der Tat, ich hätte seinen Vorschlag, ihn zu begleiten, annehmen sollen.«

»Warum dies?«

»Um Diana zu unterstützen.«

»Ich habe Euch gesagt und wiederhole Euch, Frau Diana wird sich selbst unterstützen, und da wir eben so viel tun müssen, so kommt, ich bitte Euch. Überdies soll man Euch nicht hier stehen sehen. Warum seid Ihr trotz meiner Vorschrift ausgegangen?«

»Ich war zu unruhig und konnte mich nicht halten.«

Rémy zuckte die Achseln, führte Bussy weg und setzte ihn bei

verschlossenen Türen vor eine gute Tafel, während Herr von Monsoreau durch dasselbe Thor, wie am Tage vorher, aus Angers weg ritt.

Der Graf hatte seine Gründe, Roland abermals zu verlangen; er wollte sich versichern, ob dieses Tier, dessen Verstand Jedermann rühmte, ihn aus Zufall oder aus Gewohnheit an den Fuß der Parkmauer geführt hatte. Er legte ihm daher, als er den Palast verließ, den Zügel auf den Hals.

Roland entsprach dem, was sein Reiter von ihm erwartete. Kaum vor dem Tore, wandte er sich links; Herr von Monsoreau ließ ihn gewähren; dann rechts, und Herr von Monsoreau ließ ihn abermals gewähren.

Beide gelangten auf den reizenden Fußpfad, dann in die Schläge und endlich in den Hochwald. Je mehr Roland sich Méridor näherte, desto mehr streckte sich sein Trab; endlich verwandelte sich dieser in Galopp, und nach Verlauf von vierzig bis fünfzig Minuten befand sich Herr von Monsoreau im Angesicht der Mauer gerade an derselben Stelle, wie am Tage zuvor.

Nur war der Ort einsam und stille; kein Wiehern ließ sich hören, und es erschien weder ein angebundenes, noch ein umherirrendes Pferd.

Herr von Monsoreau stieg ab; doch um nicht der Unannehmlichkeit ausgesetzt zu sein, den Rückweg zu Fuße machen zu müssen, schlang er den Zaum von Roland um seinen Arm und erkletterte dann die Mauer.

Alles war schweigsam und verlassen, außerhalb wie innerhalb des Parks.

Die langen Baumgänge entrollten sich in's Unabsehbare und einige springende Rehe belebten allein den verödeten Rasen der weiten Wiesgründe.

Der Graf dachte, es wäre unnötig, seine Zeit mit dem Belauern von gewarnten Menschen zu verlieren, welche, ohne Zweifel über seine Erscheinung am Tage zuvor erschrocken, ihre Rendezvous unterbrochen oder einen andern Ort dazu gewählt hätten.

Er stieg wieder zu Pferde, ritt einen kleinen Fußpfad entlang, und kam nach einem Marsche von einer Viertelstunde, wobei er Roland beständig zurückhalten musste, an das Gitter.

Der Baron war beschäftigt, seine Hunde zu peitschen, um sie im Atem zu erhalten, als der Graf über die Zugbrücke ritt. Er erblickte seinen Schwiegersohn und kam ihm auf eine zeremoniöse Weise entgegen.

Diana saß unter einem herrlichen Adamsfeigenbaum und las die Gedichte von Marot. Gertrude, ihre getreue Zofe, stickte an ihrer Seite.

Nachdem der Graf den Baron begrüßt hatte, erblickte er die Frauen. Er stieg ab und näherte sich ihnen. Diana erhob sich, ging dem Grafen drei Schritte entgegen und machte ihm eine ernste Verbeugung.

»Welche Ruhe, oder vielmehr welche Treulosigkeit!« murmelte der Graf, »wie will ich den Sturm im Schoße dieses schlafenden Gewässers aufwühlen!« Ein Lackei näherte sich, der Oberstjägermeister warf ihm den Zaum seines Pferdes zu, wandte sich dann wieder gegen Diana um und sprach:

»Madame, ich bitte Euch, wollt mir eine kurze Unterredung gewähren.«

»Sehr gern, mein Herr,« antwortete Diana.

»Erweist Ihr uns nicht die Ehre, im Schlosse zu bleiben, Herr Graf?« fragte der Baron.

»Ja, mein Herr, wenigstens bis morgen.«

Der Baron entfernte sich, um selbst darüber zu wachen, dass das Zimmer seines Schwiegersohnes nach den Gesetzen der Gastfreundschaft eingerichtet würde.

Monsoreau bezeichnete Diana den Stuhl, den sie soeben verlassen hatte, und setzte sich selbst auf den von Gertrude, während er auf Diana einen Blick heftete, der auch den entschlossensten Mann eingeschüchtert haben würde.

»Madame,« sprach der Graf, »wer war gestern mit Euch im Parke?« Diana schlug zu ihrem Gatten klare, durchsichtige Augen auf.

»Um welche Stunde, mein Herr?« fragte sie mit einer Stimme, aus der sie durch die Festigkeit ihres Willens jede Aufregung zu entfernen gewusst hatte.

»Um sechs Uhr.«

»In welcher Gegend?«

»In der Gegend des alten Schlages.«

»Es muss eine Freundin von mir gewesen sein, die dort spazieren ging, denn ich war es nicht.«

Monsoreau fand in seinem Erstaunen kein Wort der Erwiderung; doch der Zorn nahm bald die Stelle dieses Erstaunens ein, und er fuhr fort:

»Sagt mir den Namen des Mannes.«

»Welches Mannes?«

»Desjenigen, welcher mit Euch spazieren ging.«

»Ich kann ihn Euch nicht nennen, denn ich bin nicht spazieren gegangen.«

»Ihr wart es, sage ich Euch,« rief Monsoreau, mit dem Fuße stampfend.

»Ihr täuscht Euch, mein Herr,« antwortete Diana kalt.

»Wie könnt Ihr leugnen, dass ich Euch gesehen habe?«

»Ah! Ihr selbst, mein Herr?«

»Ja, Madame, ich selbst. Wie könnt Ihr leugnen, dass Ihr es gewesen, da außer Euch keine Frau in Méridor ist?«

»Das ist abermals ein Irrtum, mein Herr, denn Jeanne von Brissac ist hier.«

»Frau von Saint-Luc?«

»Ja, Frau von Saint-Luc, meine Freundin.«

»Und Herr von Saint-Luc?«

»Verlässt seine Frau nicht, wie Ihr wisst, ihre Heirat ist eine Liebesheirat; Ihr habt Herrn und Frau von Saint-Luc gesehen.«

»Es war nicht Herr von Saint-Luc; es war nicht Frau von Saint-Luc. Ich habe Euch vollkommen erkannt; Ihr wart mit einem Mann, den ich nicht kenne, den ich aber kennen lernen werde, das schwöre ich Euch.«

»Ihr beharrt also auf Eurer Behauptung, ich sei es. gewesen?«

»Ich sage, dass ich Euch erkannt habe; ich sage Euch, dass ich den Schrei gehört habe, den Ihr ausgestoßen.«

»Wenn Ihr bei ruhiger Vernunft seid, mein Herr, werde ich Euch gern hören; doch in diesem Augenblick ist es, glaube ich, besser, wenn ich mich zurückziehe.«

»Nein, Madame,« rief Monsoreau, Diana am Arme haltend, »Ihr

werdet bleiben.«

»Mein Herr,« sprach Diana, »hier kommen Herr und Frau von Saint-Luc. Ich hoffe, Ihr werdet vor ihnen an Euch halten.«

Saint-Luc und seine Frau erschienen wirklich am Ende einer Allee, herbeigerufen durch die Glocke, die man eben als Zeichen zum Mittagmahl zu läuten anfang, als hätte man nur Herrn von Monsoreau erwartet, um sich zu Tische zu setzen.

Beide erkannten den Grafen, errieten sogleich, sie würden Diana ohne Zweifel durch ihre Gegenwart einer großen Verlegenheit entziehen, und näherten sich rasch.

Frau von Saint-Luc machte Herrn von Monsoreau eine tiefe Verbeugung, Saint-Luc reichte ihm vertraulich die Hand. Alle drei wechselten einige Komplimente; dann schob Saint-Luc seine Frau an den Arm des Grafen und nahm den von Diana.

Man ging nach dem Schlosse.

In dem Herrenhause von Méridor speiste man um neun Uhr zu Mittag; es war dies eine alte Gewohnheit aus der Zeit des guten Königs Ludwig XII., die der Baron in ihrer ganzen Reinheit beibehalten hatte.

Herr von Monsoreau saß zwischen Saint-Luc und dessen Frau. Durch ein geschicktes Manoeuvre ihrer Freundin von ihrem Gatten entfernt, saß Diana zwischen Saint-Luc und dem Baron.

Das Gespräch war ganz allgemein: es drehte sich natürlich besonders um die Ankunft des königlichen Prinzen in Angers und um die Bewegung, welche diese Ankunft in der Provinz hervorbringen musste.

Monsoreau hätte es gern auf andere Gegenstände gebracht, aber er hatte mit starrköpfigen Tischgenossen zu tun und fand keinen Anklang.

Nicht als hätte sich Saint-Luc geweigert, ihm zu antworten, nein, im Gegenteil: er schmeichelte dem wütenden Gatten mit reizendem Witze, und Diana, die bei dem beständigen Geplauder von Saint-Luc ihrerseits ein Stillschweigen beobachten konnte, dankte ihrem Freunde durch beredete Blicke.

»Dieser alberne Saint-Luc schwatzt wie eine Elster,« sagte der Graf zu sich selbst, »das ist der Mensch, dem ich das Geheimnis, welches ich wissen will, auspressen werde, und zwar auf die eine

oder auf die andere Weise.«

Herr von Monsoreau kannte Saint-Luc nicht, denn er war gerade an den Hof gekommen, als dieser denselben verließ.

Und in dieser Überzeugung antwortete er dem jungen Manne auf eine Weise, wodurch die Freude von Diana verdoppelt und die Ruhe auf alle Punkte zurückgebracht wurden.

Überdies machte Saint-Luc mit dem Auge Frau von Monsoreau Zeichen, und diese Zeichen wollten offenbar sagen: »Seid unbesorgt, Madame, es reift in mir ein Plan.«

Wir werden im nächsten Kapitel sehen, worin der Plan von Herrn von Saint-Luc bestand.

Dreundzwanzigstes Kapitel.

Der Plan von Herrn von Saint-Luc.

Nach vollendetem Mahle nahm Monsoreau seinen neuen Freund beim Arm und führte ihn aus dem Schlosse.

»Wisst Ihr,« sagte er zu ihm, »wisst Ihr, dass ich äußerst glücklich bin, Euch hier gefunden zu haben, denn die Einsamkeit von Méridor erschreckte mich zum voraus!«

»Schön!« versetzte Saint-Luc, »habt Ihr denn nicht Eure Frau? Ich meinerseits würde mit einer solchen Gesellschaft die Wüste noch zu stark bevölkert finden.«

»Ich sage nicht nein,« erwiderte Monsoreau, sich in die Lippen beißend. »Doch . . . «

»Was, doch?«

»Doch ich bin sehr erfreut, Euch hier getroffen zu haben.«

»Mein Herr,« sprach Saint-Luc, sich die Zähne mit einem kleinen goldenen Degen reinigend, »Ihr seid in der Tat sehr artig, denn ich werde nie glauben, dass Ihr nur einen Augenblick mit einer solchen Frau und einer so reichen Natur gegenüber Langweile befürchten konntet.«

»Bah! ich habe die Hälfte meines Lebens im Walde zugebracht.«

»Ein Grund mehr, Euch nicht zu langweilen, denn mir scheint, je mehr man sich an den Wald gewöhnt, desto mehr liebt man ihn; seht doch den herrlichen Park. Ich weiß, dass ich in Verzweiflung sein werde, wenn ich ihn verlassen muss. Leider befürchte ich, dass dies bald der Fall ist.«

»Warum werdet Ihr ihn verlassen?«

»Ei! mein Herr, ist der Mensch Meister seines Geschickes? Es ist das Blatt, das der Wind vom Baum reißt und über die Ebene und durch die Täler hinführt, ohne dass er selbst weiß, wohin er geht. Ihr seid sehr glücklich.«

»Glücklich, wodurch?«

»Dass Ihr unter diesen herrlichen Schatten bleibt.«

»Ah! ich werde ohne Zweifel ebenfalls nicht lange bleiben.«

»Bah! wer kann das sagen? Ich glaube, Ihr täuscht Euch.«

»Nein,« entgegnete Monsoreau, »oh nein, ich bin nicht so begeistert für die schöne Natur, und ich misstrauere diesem Parke, den Ihr so herrlich findet.«

»Wie beliebt?« fragte Saint-Luc.

»Ja,« wiederholte Monsoreau.

»Ihr misstraut diesem Parke, habt Ihr gesagt, und warum?«

»Weil er mir nicht sicher zu sein scheint.«

»In der Tat, nicht sicher?« versetzte Saint-Luc erstaunt.

»Ah! ich begreife, Ihr meint wegen der Einsamkeit?«

»Nein, ich meine nicht gerade deshalb, denn ich setze voraus, Ihr seht Gesellschaft in Méridor.«

»Meiner Treu, nein,« antwortete Saint-Luc mit vollkommener Naivität, »nicht eine Seele.«

»Ah! wirklich?«

»Es ist, wie ich Euch zu sagen die Ehre habe.«

»Wie, Ihr empfangt nicht zuweilen irgend einen Besuch?«

»Seitdem ich hier bin wenigstens nicht.«

»Es macht sich nicht von Zeit zu Zeit von dem schönen Hofe in Angers ein Edelmann los?«

»Nicht einer.«

»Das ist unmöglich.«

»Es ist doch so.«

»Ah! pfui doch, Ihr verleumdet die angevinischen Edelleute.«

»Ich weiß nicht, ob ich sie verleumde, aber der Teufel soll mich holen, wenn mir die Feder von einem einzigen zu Gesicht gekommen ist.«

»Dann habe ich in dieser Hinsicht Unrecht.«

»Ja, ganz und gar Unrecht. Kommen wir also auf das zurück, was Ihr vorhin sagtet, nämlich, der Park wäre nicht sicher. Sind Bären darin?«

»O nein!«

»Wölfe?«

»Ebenso wenig.«

»Räuber?«

»Vielleicht. Sagt mir, mein lieber Herr, Frau von Saint-Luc ist, wie mir schien, sehr hübsch.«

»Ja wohl.«

»Geht sie häufig im Park spazieren?«

»Sehr oft; sie ist wie ich, sie betet das Land an; doch aus welchem Grunde macht Ihr diese Frage an mich?«

»Aus keinem; und wenn sie spazieren geht, begleitet Ihr sie?«

»Immer.«

»Beinahe immer.«

»Aber was Teufels wollt Ihr denn mit Euren Fragen?«

»Ei, mein Gott! nichts, lieber Herr von Saint-Luc, oder beinahe nichts, doch sprecht.«

»Ich höre.«

»Man sagte mir . . . «

»Was sagte man Euch? Redet.«

»Ihr werdet Euch nicht ärgern?«

»Ich ärgere mich nie.«

»Übrigens macht man sich unter Ehemännern solche Geständnisse; man sagte mir, man hätte einen Mann im Parke umherstreichen sehen.«

»Einen Mann?«

»Ja.«

»Der meiner Frau zu Liebe käme?«

»O! das sage ich nicht.«

»Ihr hättet vollkommen Unrecht, es nicht zu sagen, lieber Herr von Monsoreau, denn das ist höchst interessant; ich bitte, wer hat es gesehen?«

»Wozu soll das nutzen?«

»Sagt es immerhin. Nicht wahr, wir plaudern; nun wohl, es ist eben so gut, wenn wir hiervon, als wenn wir von einem andern Gegenstande plaudern. Ihr sagt also, dieser Mann käme Frau von Saint-Luc zu Liebe. Nun! nun! nun!«

»Hört, wenn ich Euch Alles gestehen soll . . . ich glaube nicht, dass es wegen Frau von Saint-Luc geschieht.«

»Und wegen wessen denn sonst?«

»Ich befürchte im Gegenteil wegen Diana.«

»Ah! bah!« rief Saint-Luc, »das wäre mir lieber.«

»Wie! das wäre Euch lieber?«

»Allerdings. Ihr wisst, es gibt keine selbstsüchtigere Race, als die Ehemänner. Jeder für sich! Gott für Alle!«

»Der Teufel vielmehr!«

»Ihr glaubt also, es sei ein Mann hereingekommen?«

»Ich glaube nicht nur, ich habe es gesehen.«

»Ihr habt einen Mann im Parke gesehen?«

»Ja.«

»Allein?«

»Mit Frau von Monsoreau.«

»Wann dies?«

»Gestern.«

»Wo denn?«

»Seht, hier links.«

Und da Monsoreau seinen Spaziergang und den von Saint-Luc nach dem alten Schlage gelenkt hatte, so konnte er von der Stelle aus, wo er war, seinem Gefährten den Platz zeigen.

»Ah!« sagte Saint-Luc, »diese Mauer ist in der Tat in sehr schlechtem Zustand; ich muss den Baron davon in Kenntnis setzen, dass man ihm sein Gehege zu Grunde richtet.«

»Und wen habt Ihr im Verdacht?«

»Ich?«

»Ja.«

»Worüber.«

»Dass er über die Mauer in den Park steige, um mit meiner Frau zu sprechen,« antwortete Monsoreau.

Saint-Luc schien sich in ein tiefes Nachdenken zu versenken, dessen Resultat Herr von Monsoreau voll Angst erwartete.

»Nun?« sagte dieser.

»Verdammt,« rief Saint-Luc, »Ich kann mir Niemand denken, als . . . «

»Als . . . wen?«

»Als Euch,« sprach Saint-Luc wieder aufschauend.

»Ihr scherzt, lieber Herr von Saint-Luc,« versetzte der Graf wie

versteinert.

»Meiner Treue, nein; am Anfang meiner Ehe machte ich auch dergleichen Dinge: warum solltet Ihr sie nicht ebenfalls machen.«

»Geht doch, Ihr wollt mir nicht antworten; gesteht das, lieber Freund, doch seid unbesorgt, ich habe Mut. Helft mir, sucht, es ist ein ungeheurer Dienst, den ich von Euch erwarte.«

Saint-Luc kratzte sich am Ohr und erwiderte sodann: »Ich sehe immer nur Euch.«

»Lasst den Spott, nehmt die Sache im Ernste, denn ich sage Euch, mein Herr, sie ist von großem Belang.«

»Ihr glaubt?«

»Ich bin dessen gewiss.«

»Dann ist es etwas Anderes, und wie kommt dieser Mensch hierher, wisst Ihr es?«

»Bei Gott! verstohlener Weise.«

»Oft?«

»Ich glaube wohl, seine Füße sind in den weichen Stein der Mauer eingedrückt, seht selbst.«

»In der Tat.«

»Habt Ihr denn nie wahrgenommen, was ich Euch hier sage?«

»Oh!« rief Saint-Luc, »ich vermutete es wohl ein wenig.«

»Ah! Ihr seht,« versetzte der Graf keuchend, »sodann?«

»Sodann habe ich mich nicht darum bekümmert, denn ich dachte, Ihr wäret es.«

»Aber wenn ich Euch sage, nein.«

»Ich glaube Euch, mein lieber Herr!«

»Ihr glaubt mir?«

»Ja.«

»Wohl, und dann?«

»Dann ist es irgend ein Anderer.«

Der Oberstjägermeister schaute mit einem beinahe drohenden Auge Saint-Luc an, der seine neckischste und lieblichste Gleichgültigkeit entwickelte.

»Ah!« machte er mit einer so zornigen Miene, dass der junge Mann plötzlich das Haupt erhob.

»Ich habe noch einen andern Gedanken,« sagte Saint-Luc.

»Sprecht!«
Wenn es der . . . «
»Wenn es, wer?«
»Nein.«
»Nein?«
»Aber doch . . . «
»Redet.«
»Wenn es der Herr Herzog von Anjou wäre.«
»Ich hatte das auch gedacht,« versetzte Monsoreau, »doch ich zog Erkundigungen ein; er konnte es nicht sein.«
»Ei! ei! der Herzog ist sehr fein.«
»Ja, aber er konnte es nicht sein.«
»Ihr sagt mir immer, es sei nicht so, und ich soll Euch immer sagen, es sei so.«
»Ganz richtig; Ihr bewohnt das Schloss, Ihr müsst es wissen . . . «
»Wartet!« rief Saint-Luc.
»Habt Ihr es?«
»Ich habe noch einen Gedanken. Wenn Ihr es nicht wart und der Herzog war es auch nicht, so war ich es ohne Zweifel.«
»Ihr?«
»Warum nicht?«
»Ihr solltet zu Pferde von außen in den Park kommen, während Ihr von innen kommen könnt?«
»Ei, mein Gott! ich bin ein so launenhaftes Wesen.«
»Ihr hättet die Flucht ergriffen, als Ihr mich oben auf der Mauer erscheinen saht?«
»Man würde sie, bei Gott! bei Geringerem ergreifen.«
»Ihr tatet also etwas Schlimmes?« sagte der Graf, der seinen Zorn kaum mehr bemeistern konnte.
»Ich sage nicht nein.«
»Ihr spottet am Ende meiner,« rief der Graf erbleichend, »und dies seit einer Viertelstunde.«
»Ihr täuscht Euch, mein Herr,« sprach Saint-Luc seine Uhr ziehend und Monsoreau mit einer Starrheit anschauend, welche

diesen trotz seines wilden Mutes schauern machte.

»Ihr beleidigt mich, mein Herr,« sprach der Graf.

»Glaubt Ihr, Ihr beleidigt mich nicht mit allen Euren Sbirrenfragen?«

»Ah! ich sehe nun klar.«

»Ein schönes Wunder um zehn Uhr Morgens. Und was seht Ihr denn?«

»Ich sehe, dass Ihr mit dem Verräter, mit dem Feigen, den ich gestern beinahe getötet hätte, im Einverständnis seid.«

»Bei Gott!« rief Saint-Luc, »es ist mein Freund.«

»Wenn dem so ist, so werde ich Euch an seiner Stelle töten.«

»Bah! in Eurem Hause! und so plötzlich! ohne: Aufgepasst! zu sagen?«

»Glaubt Ihr, ich werde mir Zwang antun, um einen Elenden zu bestrafen?« rief der Graf ganz außer sich.

»Ah! mein Herr von Monsoreau,« erwiderte Saint-Luc, »wie schlecht erzogen seid Ihr, und wie sehr hat der Umgang mit wilden Tieren Eure Sitten verdorben! Pfui! . . . «

»Ihr seht also nicht, dass ich wütend bin!« brüllte der Graf, indem er sich, die Arme gekreuzt und das Gesicht zerstört von der furchtbaren Verzweiflung, die sein Herz zermarterte, vor Saint-Luc stellte.

»Ich sehe es bei Gott wohl, und die Wut steht Euch in der Tat gar schlecht; Ihr seid abscheulich anzuschauen, mein lieber Herr von Monsoreau.«

Der Graf legte schäumend die Hand an den Degen.

»Ah! merkt wohl auf,« sprach Saint-Luc, »Ihr fordert mich heraus. Ich nehme Euch sogar selbst zum Zeugen, dass ich vollkommen ruhig bin.«

»Ja, Jungfernknecht, ja Weichling, ja Zierpuppe, ich fordere Dich heraus.«

»Habt die Güte, Euch auf die andere Seite der Mauer zu begeben, Herr von Monsoreau; jenseits der Mauer sind wir auf einem neutralen Gebiete.«

»Was liegt mir daran!« rief der Graf.

»Doch *mir* ist daran gelegen, ich will Euch nicht auf Eurem

Boden töten.«

»Gut denn!« sprach Monsoreau, rasch die Bresche erkletternd.

»Nehmt Euch in Acht, geht sachte, Graf! Ein Stein hält nicht fest, er muss sehr erschüttert worden sein. Verwundet Euch wenigstens nicht; in der Tat, ich wäre untröstlich.«

Saint-Luc stieg sodann ebenfalls hinauf.

»Vorwärts! vorwärts! beeile Dich!« rief der Graf den Degen ziehend.

»Und ich komme auf das Land zu meinem Vergnügen,« sagte Saint-Luc mit sich selbst sprechend, »meiner Treue, ich werde mich gut belustigt haben.«

Und er sprang auf die andere Seite der Mauer hinab.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie Herr von Saint-Luc Herrn von Monsoreau den Stoß zeigte, den der König ihm gezeigt hatte.

Herr von Monsoreau erwartete Saint-Luc mit dem Degen in der Hand und furchtbare Appelle mit dem FuÙe machend.

»Bist Du fertig?« sagte der Graf.

»Ah! Ihr habt Euch keinen schlechten Platz gewählt,« erwiderte Saint-Luc, »den Rücken gegen die Sonne; ganz nach Belieben!«

Monsoreau machte eine Viertelswendung.

»Das lasse ich mir gefallen,« rief Saint-Luc, »auf diese Art kann ich sehen, was ich tue.«

»Schone mich nicht, denn ich werde ohne Umschweife zu Werke gehen,« sprach Monsoreau.

»Ah! Ihr wollt mich also durchaus töten?«

»Ob ich es will! . . . oh! Ja . . . ich will es.«

»Der Mensch denkt, Gott lenkt,« sprach Saint-Luc den Degen ziehend.

»Du sagst . . . «

»Ich sage: seht jenes Büschel von Klapperrosen und Löwenzahn an.«

»Nun?«

»Darauf will ich Euch niederstrecken.«

Und er legte sich, beständig lachend, aus.

Monsoreau fiel wütend aus und führte einige GröÙe mit unglaublicher Behendigkeit, die aber Saint-Luc mit derselben Behendigkeit parierte.

»Bei Gott! Herr von Monsoreau,« sagte er, fortwährend mit dem Eisen seines Gegners spielend, »Ihr handhabt den Degen auf eine ganz angenehme Weise, und auÙer mir und Bussy wäre jeder Andere durch Euer letztes Losmachen getötet worden.«

Monsoreau erbleichte furchtbar, als er sah, mit wem er es zu tun hatte.

»Ihr wundert Euch vielleicht, dass Ihr mich mit dem Degen in

der Hand so angemessen findet,« sagte Saint-Luc, »das kommt davon her, dass mir der König, der mich, wie Ihr wisst, ungemein liebt, Lektionen gegeben und unter Anderem einen Stoß gezeigt hat, den ich Euch sogleich auch zeigen werde. – Ich bemerke Euch dies, dass Ihr, wenn ich Euch mit diesem Stoße zufällig töte, das Vergnügen habt, zu wissen, Ihr seid mit einem vom König gelehrten Stoße getötet worden, was außerordentlich schmeichelhaft für Euch ist.«

»Ihr habt unendlich viel Witz!« rief Monsoreau in Verzweiflung, weit ausfallend, um einen geraden Stoß zu führen, der eine Mauer durchbohrt haben müsste.

»Verdammt! man tut was man kann,« sagte Saint-Luc sich auf die Seite werfend und durch diese Bewegung seinen Gegner nützlich, eine halbe Volte zu machen, die ihm die Sonne gerade in die Augen brachte.

»Ah! Ah!« rief er. »Nun seid Ihr einstweilen da, wo ich Euch sehen wollte, bis Ihr auf der Stelle seid, auf die ich Euch legen werde. Nicht wahr, ich habe diesen Coup ziemlich gut ausgeführt? Ich bin auch zufrieden, wahrhaftig sehr zufrieden. Ihr hattet so eben nur fünfzig Chancen bei hundert, getötet zu werden, jetzt habt Ihr neun und neunzig.«

Und mit einer Geschwindigkeit, mit einer Stärke und einer Heftigkeit, welche Monsoreau nicht kannte, und Niemand bei diesem weibischen jungen Manne vermutet hätte, führte Saint-Luc hinter einander und ohne Unterbrechung fünf bis sechs Stöße gegen den Oberstjägermeister aus, der sie ganz betäubt von diesem mit Zischen und Blitzen vermischten Orkan parierte; der sechste war ein Primecoup, bestehend aus einer doppelten Finte, einer Parade und einem Gegenstoß, dessen erste Hälfte zu sehen die Sonne ihn verhinderte, und dessen zweite er nicht sehen konnte, weil der Degen von Saint-Luc ganz in seiner Brust verschwand.

Monsoreau blieb noch einen Augenblick stehen, doch wie eine entwurzelte Eiche, welche nur einen Hauch erwartet, um zu wissen, auf welche Seite sie fallen soll.

»Nun sind die hundert Chancen voll,« sagte Saint-Luc, »und bemerkt wohl, mein Herr, Ihr fallt gerade auf das Büschel, das ich Euch bezeichnet habe.«

Dem Grafen schwanden die Kräfte, seine Hände öffneten sich, seine Augen verschleierten sich; seine Knie bogen sich, und er fiel auf die Klapperrosen, mit deren Purpur er sein Blut vermischte.

Saint-Luc wischte ruhig seinen Degen ab und betrachtete die Abnahme der Nuancen, welche allmählich das Gesicht des sterbenden Menschen in eine Totenmaske verwandelt.

»Ah! Ihr habt mich getötet, mein Herr,« sprach Monsoreau.

»Ich trachtete danach,« erwiderte Saint-Luc, »doch nun, da ich Euch dem Tode nahe hier liegen sehe, soll mich der Teufel holen, wenn mir das, was ich getan, nicht leid ist; Ihr seid mir nun heilig, mein Herr; allerdings seid Ihr furchtbar eifersüchtig, aber Ihr habt Euch mutig benommen.«

Und ganz zufrieden mit dieser Leichenrede kniete Saint-Luc neben Monsoreau nieder und sagte zu ihm:

»Habt Ihr einen letzten Willen zu erklären, mein Herr? Bei meinen, adeligen Ehrenworte, er soll vollzogen werden; ich weiß, gewöhnlich hat man Durst, wenn man verwundet ist: habt Ihr Durst, so werde ich Euch Wasser holen.«

Monsoreau antwortete nicht.

Er hatte sich mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, biss in den Rasen und zerarbeitete sich in seinem Blute.

»Armer Teufel!« murmelte Saint-Luc aufstehend.

»Oh! Freundschaft, Freundschaft, Du bist eine sehr anspruchsvolle Gottheit!«

Monsoreau öffnete ein schwer gewordenes Auge, suchte den Kopf zu erheben, und fiel mit einem dumpfen Seufzer wieder zurück.

»Vorwärts! er ist tot,« sprach Saint-Luc, »denken wir nicht mehr an ihn . . . Das ist leicht gesagt, denken wir nicht mehr an ihn . . . Ich habe bei alle dem doch einen Menschen getötet . . . Man wird nicht sagen, ich habe auf dem Lande meine Zeit verloren.«

Und rasch schwang er sich auf die Mauer, lief durch den Park und erreichte das Schloss.

Die erste Person, die er erblickte, war Diana; sie plauderte mit ihrer Freundin.

»Wie ihr schwarz so gut stehen wird,« sagte Saint-Luc.

Dann sich der reizenden Gruppe der zwei Frauen nähernd, sprach er zu Diana:

»Verzeiht, liebe Diana, ich habe notwendig ein paar Worte mit Frau von Saint-Luc zu reden.«

»Tut das, mein lieber Gast; ich will meinen Vater in der Bibliothek aufsuchen; wenn Du mit Herrn von Saint-Luc zu Ende bist, so holst Du mich dort ab.«

»Ja, unfehlbar,« erwiderte Jeanne.

Diana entfernte sich mit der Hand und mit einem Lächeln grüßend.

Das Ehepaar blieb allein.

»Was gibt es denn?« fragte Jeanne mit dem lachendsten Gesicht, »Ihr seht finster aus, mein teurer Gemahl?«

»Ja wohl, ja wohl,« antwortete Saint-Luc.



Ich respektiere Sie, Monsieur; Sie waren furchtbar eifersüchtig, aber Sie waren ein tapferer Mann.

»Was ist denn geschehen?«

»Ei! mein Gott, ein Unfall.«

»Euch?« fragte Jeanne erschrocken.

»Nicht gerade mir, aber einer Person, die bei mir war.«

»Welcher Person denn?«

»Derjenigen, mit welcher ich spazieren ging.«

»Herrn von Monsoreau?«

»Ach! ja. Armer Mann!«
»Was ist ihm denn begegnet?«
»Ich glaube, er ist tot.«
»Tot!« rief Jeanne mit einer leicht begreiflichen Erschütterung,
»tot!«
»So ist es.«
»Er, der noch so eben hier war, sprechend, schauend . . . «
»Ei! gerade das ist die Ursache seines Todes: er hat zu viel geschaut und besonders zu viel gesprochen.«
»Saint-Luc, mein Freund,« sagte die junge Frau, ihren Gatten bei beiden Händen fassend.
»Was?«
»Ihr verbergt mir etwas?«
»Nein, durchaus nichts, ich schwöre Euch, nicht einmal den Ort, wo er gestorben ist.«
»Und wo ist er gestorben?«
»Dort hinter der Mauer, auf der Stelle, wo unser Freund Bussy sein Pferd anzubinden pflegte.«
»Ihr habt ihn getötet, Saint-Luc!«
»Bei Gott! wer soll es denn getan haben? Wir waren nur zu zwei, ich komme lebendig zurück und sage Euch, dass er tot ist; es lässt sich leicht erraten, wer von Beiden den Andern getötet hat.«
»Ihr Unglücklicher!«
»Oh! teure Freundin, er hat mich beleidigt, herausgefordert; er hat den Degen aus der Scheide gezogen.«
»Das ist furchtbar! das ist furchtbar! der arme Mann!«
»Gut!« versetzte Saint-Luc, »das wusste ich; ich bin überzeugt, ehe acht Tage vergehen, wird man der heilige Monsoreau sagen.«
»Aber Ihr könnt nicht hier bleiben!« rief Jeanne, »Ihr könnt nicht länger unter dem Dach des Mannes wohnen, den Ihr getötet habt.«
»Das sagte ich mir sogleich, und deshalb lief ich hierher, um Euch zu bitten, liebe Freundin, alle Vorkehrungen zur Abreise zu treffen.«
»Er hat Euch wenigstens nicht verwundet?«

»So ist es gut! das ist eine Frage, die zwar etwas spät kommt, mich jedoch mit Euch aussöhnt; nein, ich bin vollkommen unversehrt.«

»Dann werden wir abreisen.«

»So schnell als möglich, denn Ihr begreift, dass man den Unfall jeden Augenblick entdecken kann.«

»Welchen Unfall?« rief Frau von Saint-Luc, auf ihren Gedanken zurückkommend, wie man zuweilen auf den Weg, den man gemacht, zurückkommt.

»Oh!« machte Saint-Luc.

»Ich bedenke, Frau von Monsoreau ist nun Witwe.«

»Das sagte ich mir vorhin auch.«

»Nachdem Ihr ihn getötet hattet?«

»Nein, vorher.«

»Geht, indes ich sie in Kenntnis setze . . . «

»Verfahrt nur sehr schonend, liebe Freundin!«

»Schlimme Natur! Während ich ihr die Sache mitteile, sattelt selbst die Pferde, wie zu einem Spazierritte.«

»Vortrefflicher Gedanke! Es wird gut sein, wenn Ihr noch mehr dergleichen habt; denn was mich betrifft . . . ich muss gestehen, mein Kopf fängt an, etwas in Verwirrung zu geraten.«

»Doch wohin gehen wir?«

»Nach Paris.«

»Nach Paris! und der König?«

Der König wird Alles vergessen haben; es sind so viele Dinge vorgefallen, seitdem wir uns nicht mehr gesehen; auch ist mein Platz an seiner Seite, wenn es Krieg gibt, was wahrscheinlich der Fall sein wird.«

»Es ist gut, wir reisen also nach Paris.«

»Ja: nur wünschte ich Tinte und Feder zu haben.«

»Um an wen zu schreiben?«

»An Bussy; Ihr begreift, dass ich Anjou nicht verlassen kann, ohne ihm zu sagen, warum ich es verlasse.«

»Das ist richtig, Ihr findet in meinem Zimmer Alles, was Ihr zum Schreiben braucht.«

Saint-Luc ging sogleich hinauf und schrieb mit einer Hand, die,

was er auch darin haben mochte, ein wenig zitterte, in Hast folgende Zeilen:

*»Lieber Freund,
»Ihr werdet durch die Stimme des Gerüchtes den Unfall erfahren, der Herrn von Monsoreau begegnet ist; wir hatten in der Gegend des alten Schlages einen Streit über die Ursachen und Wirkungen des Verfalls der Mauern und über das Ungeeignete der Pferde, welche allein gehen. Während der Hitze dieses Streites fiel Herr von Monsoreau auf ein Bündel von Klapperrosen und Löwenzahn, und zwar so unglücklich, dass er auf der Stelle tot war.*

»Euer Freund für das Leben

Saint-Luc.

N.S.

»Da Euch dies im ersten Augenblicke etwas unwahrscheinlich vorkommen dürfte, so füge ich bei, dass wir, als sich dieser Unfall ereignete, Beide den Degen in der Hand hatten.

»Ich reise sogleich nach Paris ab, um dem König meine Huldigung darzubringen, da mir Anjou nach dem, was vorgefallen ist, nicht sehr sicher vorkommt.«

Zehn Minuten nachher eilte ein Diener des Barons als Überbringer dieses Briefes nach Angers, während Herr und Frau von Saint-Luc durch eine Hintertüre, die nach einem Seitenwege ging, allein abreisten und Diana sehr in Tränen und besonders sehr in Verlegenheit, wie sie dem Baron die traurige Geschichte dieses Zweikampfes erzählen sollte, zurückließen.

Sie wandte die Augen ab, als Saint-Luc vorüber kam.

»Dient doch Euren Freunden,« sagte dieser zu seiner Frau, *»offenbar sind alle Menschen undankbar; nur ich allein bin dankbar.«*

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Worin man die Königin Mutter sehr wenig triumphmäßig in die gute Stadt Angers einziehen sieht.

In derselben Stunde, wo Herr von Monsoreau unter dem Degen von Saint-Luc fiel, erscholl eine große Fanfare von vier Trompeten an den bekanntlich mit der größten Sorgfalt geschlossenen Toren von Angers.

Davon in Kenntnis gesetzt, erhoben die Wachen eine Standarte und antworteten durch ähnliche Symphonien.

Es war Catharina von Medicis, welche mit einem ziemlich ansehnlichen Gefolge ihren Einzug in Angers halten wollte.

Man meldete es sogleich Bussy, der sich von seinem Bette erhob, und Bussy suchte den Prinzen auf, welcher sich in das seinige legte.

Die von den angevinischen Trompetern gespielten Melodien waren allerdings sehr schöne Melodien, doch sie hatten nicht die Kraft derjenigen, welche einst die Mauern von Jericho fallen machten; die Tore von Angers öffneten sich nicht.

Catharina neigte sich aus ihrer Sänfte, um sich den vordersten Wachen zu zeigen, in der Hoffnung, die Majestät eines königlichen Gesichtes würde mehr Wirkung hervorbringen, als der Klang der Trompeten. Die Milizer von Angers sahen die Königin, begrüßten sie mit aller Höflichkeit, aber die Tore blieben geschlossen.

Catharina schickte einen Edelmann an die Barriere. Man machte diesem Edelmann alle mögliche Komplimente; als er jedoch Einlass für die Königin Mutter forderte und darauf drang, dass Ihre Majestät mit allen ihr gebührenden Ehren empfangen würde, antwortete man ihm, da Angers ein Kriegsplatz wäre, würde man die Stadt nicht ohne einige unerlässliche Förmlichkeiten öffnen.

Der Edelmann kam sehr gedemütigt zu seiner Gebieterin zurück, und es entschlüpfte Catharina in der ganzen Bitterkeit

seines wirklichen Gehaltes und in der Fülle der dafür angenommenen Bedeutung das Wort, das später Ludwig XIV. nach den Verhältnissen, welche die königliche Würde gewonnen hatte, modifizierte.

»Ich warte!« murmelte sie, und ihre Edelleute zitterten an ihrer Seite.

Bussy, der eine halbe Stunde angewendet hatte, um dem Herzog zu predigen und ihm, hundert Staatsgründe zu schmieden, von denen die einen immer peremptorischer waren, als die andern, Bussy entschloss sich endlich. Er ließ ein Pferd satteln und ihm glänzende Decken auflegen, wählte fünf Edelleute unter denen, welche der Königin Mutter am Unangenehmsten waren, stellte sich an ihre Spitze und ritt Ihrer Majestät mit einem Rectorsschritte entgegen.

Catharina fing an müde zu werden, nicht des Wartens, sondern des Nachsinnens über die Rache, welche sie gegen diejenigen üben wollte, die ihr diesen Streich spielten.

Sie erinnerte sich des arabischen Märchens, worin erzählt wird, ein rebellischer Geist habe, in einem kupfernen Gefäße gefangen, Jeden, der ihn in den zehn ersten Jahrhunderten seiner Gefangenschaft befreien würde, zu bereichern versprochen; später aber habe er wütend, dass er so lange warten musste, dem Unklugen, der den Deckel zerbrechen würde, den Tod geschworen.

So weit war Catharina. Anfangs hatte sie sich vorgenommen, die Edelleute, welche sich ihr entgegenzukommen beeilen würden, auf das Freundlichste zu behandeln. Dann aber gelobte sie sich, denjenigen, welcher zuerst sich zeigen würde, mit ihrem Zorne niederzuschmettern.

Bussy erschien ganz geschmückt an der Barriere, schaute unentschieden hinaus, wie eine nächtliche Schildwache, welche mehr hört als sieht, und rief:

»Wer da?«

Catharina erwartete wenigstens Kniebeugungen; ihr Edelmann schaute sie an, um ihren Willen zu erkennen.

»Geht,« sagte sie, »geht noch einmal an die Barriere, man ruft: Wer da? Antwortet, mein Herr, es ist eine Förmlichkeit . . . «

Der Edelmann kam an die Spitzen des Fallgatters und sprach:

»Es ist die Frau Königin Mutter, welche die gute Stadt Angers besuchen will.«

»Sehr schön, mein Herr,« antwortete Bussy, »wollt Euch links wenden, ungefähr achtzig Schritte von hier findet Ihr das Schlupfthor, eine Seitenpforte für Ihre Majestät!«

»Das Schlupfthor!« rief der Edelmann, »das Schlupfthor, eine Seitenpforte für Ihre Majestät!«

Bussy war nicht mehr da, um zu hören. Er hatte sich bereits mit seinen Edelleuten, welche in die Faust lachten, nach dem Orte gewendet, wo nach seinen Instruktionen Ihre Majestät die Königin Mutter absteigen sollte.

»Hat Eure Majestät gehört?« fragte der Edelmann.

»Das Schlupfthor!«

»Oh! ja, mein Herr, ich habe gehört; gehen wir dort hinein, da man dort hineingeht.«

Und der Blitz ihres Blickes machte den Ungeschickten, der einen Nachdruck auf die der Königin widerfahrene Demütigung gelegt hatte, schnell erbleichen.

Der Zug wandte sich links, und das Schlupfthor öffnete sich.

Bussy kam zu Fuß, das bloße Schwert in der Hand, zu dem kleinen Tore heraus und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor Catharina; um ihn her fegten die Federn der Hüte den Boden.

»Eure Majestät sei in Angers willkommen,« sprach er. An seinen Seiten waren Trommler, welche nicht schlugen, und Hellebardiere, die ihre Waffen nicht bei Fuß setzten.

Die Königin stieg aus ihrer Sänfte und ging, sich auf den Arm eines Edelmanns von ihrem Gefolge stützend, nach dem kleinen Tore zu, nachdem sie zuvor nur mit den Worten: »Ich danke, Herr von Bussy,« geantwortet hatte.

Dies war der ganze Schluss der Betrachtungen, zu denen man ihr Zeit gelassen.

Sie schritt den Kopf hoch tragend weiter. Bussy wandte sich plötzlich und hielt sie sogar am Arme zurück.

»Ah! nehmt Euch in Acht, Madame, das Thor ist sehr niedrig und Eure Majestät könnte sich stoßen.«

»Ich muss mich also bücken?« sprach die Königin, »wie soll ich das machen? . . . Es ist das erste Mal, dass ich so in eine Stadt eintrete.«

Vollkommen natürlich ausgesprochen, hatten diese Worte für die gewandten Höflinge einen Sinn, eine Tiefe und eine Bedeutung, welche mehr als einen Anwesenden nachdenken machten, und Bussy selbst drehte sich, auf die Seite schauend, den Schnurrbart.

»Du bist zu weit gegangen,« sagte ihm Livarot in das Ohr.

»Bah! lass nur,« erwiderte Bussy, »sie wird noch ganz Anderes hören.«

Man hob die Sänfte Ihrer Majestät mit einer Zugwinde über die Mauer, und sie konnte sich wieder einsetzen, um in den Palast zu fahren.

Bussy und seine Freunde stiegen abermals zu Pferde und geleiteten die Sänfte auf beiden Seiten.

»Mein Sohn,« sagte plötzlich Catharina, »ich sehe meinen Sohn von Anjou nicht.«

Diese Worte, welche sie zurückhalten wollte, waren ihr von einem unwiderstehlichen Zorne entrissen worden. Die Abwesenheit von Franz in einem solchen Augenblick war der höchste Grad der Beleidigung.

»Monseigneur ist krank und liegt im Bette, Madame; Eure Majestät kann nicht daran zweifeln, dass sonst Seine Hoheit sich beeilt hätte, ihr selbst die Honneurs seiner Stadt zu machen.«

Hier wurde Catharina wieder erhaben durch Heuchelei.

»Krank! mein armes Kind krank!« rief sie. »Oh! meine Herren, beeilen wir uns . . . er wird doch wenigstens gut gepflegt?«

»Wir tun, was in unsern Kräften liegt,« sprach Bussy, Catharina voll Erstaunen anschauend, als wollte er erforschen, ob in dieser Frau wirklich eine Mutter wäre.

»Weiß er, dass ich hier bin?« fragte Catharina nach einer Pause, die sie nützlich dazu anwandte, alle Edelleute die Revue passieren zu lassen.

»Ja, gewiss, Madame, ja.«

Die Lippen von Catharina pressten sich zusammen.

»Dann muss er sehr leiden,« fügte sie im Tone tiefen Mitleids

bei.

»Furchtbar,« sprach Bussy.

»Monseigneur ist plötzlichen Unpässlichkeiten unterworfen.«

»Es ist eine plötzliche Unpässlichkeit, Herr von Bussy?«

»Mein Gott, ja, Madame.«

So gelangte man zum Palast. Eine große Menschenmenge bildete ein Spalier auf dem Wege der Bussy sprang die Stufen hinauf voran, trat ganz atemlos bei dem Herzog ein und rief:

»Sie ist da . . . Aufgepasst!«

»Ist sie wütend?«

»Außer sich.«

»Beklagt sie sich?«

»Oh! nein, es ist noch schlimmer, sie lächelt.«

»Was hat das Volk gesagt?«

»Das Volk hat keine Miene verzogen; es schaut diese Frau mit einem stummen Schrecken an: wenn es dieselbe nicht kennt, so errät es sie doch.«

»Und sie?«

»Sie teilt Kuschhände aus und beißt sich in die Fingerspitzen.«

»Teufel!«

»Das habe ich mir wohl gedacht, Monseigneur. Donner und Wetter! weicht nicht von der Stelle!«

»Wir halten uns auf dem Kriegsfuß, nicht wahr?«

»Bei Gott! verlangt hundert, um zehn zu bekommen, und Ihr werdet bei ihr immer nur fünf haben.«

»Bah! Du hältst mich also für sehr schwach? . . . Seid Ihr Alle da? Warum ist Herr von Monsoreau nicht zurückgekommen?« fragte der Herzog.

»Ich glaube, er ist in Méridor . . . Oh! wir können seiner wohl entbehren.«

»Ihre Majestät die Königin Mutter!« rief der Huissier auf der Schwelle.

Und sogleich erschien Catharina bleich und ihrer Gewohnheit gemäß schwarz gekleidet.

Der Herzog von Anjou machte eine Bewegung, um aufzustehen, doch mit einer Behendigkeit, welche man bei diesem

durch das Alter abgenutzten Körper nicht hätte voraussetzen sollen, warf sich Catharina in die Arme ihres Sohnes und bedeckte ihn mit Küssen.

»Sie wird ihn ersticken,« dachte Bussy, »das sind wahre Küsse, Mord und Tod!«

Sie tat noch mehr, sie weinte.

»Misstrauen wir ihr,« sprach Antraquet zu Ribeirac, »jede Träne wird mit einem Ohm Blut bezahlt werden.«

Als Catharina ihre Umhalsungen beendet hatte, setzte sie sich an das Bett des Herzogs; Bussy machte ein Zeichen, und die Anwesenden entfernten sich. Er, als wäre er zu Hause, lehnte sich an die Pilaster des Bettes an und wartete ruhig.

»Wollt Ihr nicht die Güte haben, für meine armen Leute zu sorgen, lieber Herr von Bussy?« sagte plötzlich Catharina.

»Nach meinem Sohne seid Ihr unser teuerster Freund und der Herr im Hause; nicht wahr, Ihr tut mir den Gefallen?«

Es war nicht zu zögern.

»Ich bin gefangen,« dachte Bussy.

»Madame, ich fühle mich stets zu glücklich, Eurer Majestät gefällig sein zu können, und gehe deshalb,« sprach er.

»Warte,« murmelte Bussy, »Du kennst hier die Türen nicht so gut, wie im Louvre, ich werde zurückkommen.«

Und er ging hinaus, ohne nur dem Herzog ein Zeichen machen zu können. Catharine misstraute ihm und verlor ihn keine Sekunde aus dem Blick.

Vor Allem suchte Catharina zu erfahren, ob ihr Sohn krank wäre oder sich nur krank stellte. Das musste die ganze Grundlage ihrer diplomatischen Operationen sein.

Doch als ein würdiger Sohn einer solchen Mutter spielte Franz seine Rolle bewunderungswürdig. Sie hatte geweint, er hatte das Fieber.

Catharina wurde getäuscht und glaubte, er wäre krank; sie hoffte daher mehr Einfluss auf einen durch körperliche Leiden geschwächten Geist zu haben, überhäufte den Herzog mit Zärtlichkeiten, umarmte ihn abermals, weinte wieder, und zwar dergestalt, dass er darüber erstaunte und sie nach der Ursache fragte.

»Ihr wart so großer Gefahr preisgegeben! mein Kind,« erwiderte sie.

»Als ich mich aus dem Louvre flüchtete, meine Mutter?«

»Oh! nein, nachdem Ihr Euch geflüchtet hattet.«

»Wie so?«

»Diejenigen, welche Euch in dieser unglücklichen Entweichung unterstützten . . . «

»Nun?«

»Waren Eure grausamsten Feinde . . . «

»Sie weiß nichts, aber sie möchte gern wissen,« dachte er.

»Der König von Navarra!« sprach sie ganz heftig, »diese ewige Geißel unseres Geschlechts . . . Ich erkenne ihn wohl.«

»Ah! ah!« rief Franz, »sie weiß es.«

»Solltet Ihr glauben, dass er sich dessen rühmt und Alles gewonnen zu haben wähnt?« sagte Catharina.

»Das ist unmöglich, man täuscht Euch, meine Mutter.«

»Warum?«

»Weil er keinen Anteil an meiner Entweichung hat und weil ich, wenn er auch Anteil daran hätte, unversehrt bin, wie Ihr bemerkt . . . Ich habe den König von Navarra seit zwei Jahren nicht gesehen.«

»Ich spreche nicht allein von dieser Gefahr, mein Sohn,« versetzte Catharina, fühlend, dass der Schlag nicht getroffen hatte.

»Was noch mehr, mein Mutter?« fragte der Herzog, häufig in seinem Alkoven die Tapete betrachtend, welche sich hinter der Königin bewegte.

Catharina näherte sich Franz und sprach mit einer Stimme, der sie den Ausdruck des Schreckens zu verleihen suchte:

»Der Zorn des Königs! dieser wütende Zorn, der Euch bedroht!«

»Es ist mit dieser Gefahr, wie mit der andern, Madame; der König, ich glaube es wohl, hat einen wütenden Zorn, doch ich bin unverletzt.«

»Ihr meint?« entgegnete sie mit einem Tone, der ganz fähig war, auch die Kühnsten einzuschüchtern.

Die Tapete zitterte.

»Ich bin dessen gewiss,« antwortete der Herzog, »und es ist dies so wahr, meine gute Mutter, dass Ihr selbst gekommen seid, um es mir anzukündigen.«

»Wie so?« fragte Catharina unruhig über diese Ruhe.

»Weil Ihr,« fuhr er mit einem neuen Blicke nach der Scheidewand fort, »weil Ihr, wenn Ihr nur den Auftrag gehabt hättet, mir diese Drohungen zu überbringen, nicht gekommen wäret, und weil der König in einem solchen Falle geögert haben würde, mir eine Geisel wie Eure Majestät zu liefern.«

Die Königin warf den Kopf zurück.

»Ich! eine Geisel!« rief sie.

»Die heiligste und ehrwürdigste von allen,« erwiderte der Herzog lächelnd und Catharina die Hand küssend, doch nicht ohne einen neuen, triumphierenden Blick gegen die Tapete.

Catharina ließ wie vernichtet ihre Arme sinken; sie konnte nicht erraten, dass Bussy durch eine geheime Türe seinen Herrn überwachte und seit dem Anfange des Gespräches, ihm bei jedem Zögern Mut und Geist zusendend, den Prinzen unter seinem Blicke im Schach hielt.

»Mein Sohn,« sprach sie endlich, »es sind nur Friedensworte, was ich Euch bringe, Ihr habt vollkommen Recht.«

»Ich höre, meine Mutter, und Ihr wisst, mit welcher Ehrfurcht; ich glaube, wir fangen an, uns zu verstehen.«

Dreizehntes bis sechzehntes Bändchen

Erstes Kapitel.

Die Kleinen Ursachen und die großen Wirkungen.

Catharina war bei diesem ersten Teile der Unterredung in sichtbarem Nachtheil. Eine solche Niederlage war so wenig vorhergesehen, und besonders so ungewohnt, dass sie sich fragte, ob ihr Sohn so entschieden in seinen Weigerungen wäre, wie er dies zu sein schien, als plötzlich ein kleines Ereignis das Angesicht der Dinge veränderte.

Man hat zu drei Vierteln verlorene Schlachten durch eine Veränderung des Windes gewinnen sehen, *et vice versa*: Marengo und Waterloo sind ein doppeltes Beispiel hiervon. Ein Sandkorn verändert den Lauf der mächtigsten Maschine.

Bussy war, wie gesagt, in einem nach dem Alkoven des Herrn Herzogs von Anjou ausmündenden Gange so gestellt, dass er nur von dem Prinzen gesehen werden konnte; aus seinem Verstecke schob er den Kopf durch einen Spalt der Tapete in den Augenblicken vor, wo er seine Sache bedeutend gefährdet glaubte.

Seine Sache war, wie man begreift, der Krieg um jeden Preis: man musste sich in Anjou behaupten, so lange Herr von Monsoreau hier war, den Mann so überwachen und die Frau besuchen.

Diese außerordentlich einfache Politik verwickelte indessen die Politik von Frankreich im höchsten Grade; bei großen Wirkungen kleine Ursachen.

Deshalb trieb Bussy mit vielen Blicken, mit wütenden Mienen, mit gewaltigen Gebärden, mit furchtbaren Augen und gerunzelter Stirne seinen Herrn zur Starrköpfigkeit an. Der Herzog hatte bange vor Bussy, ließ sich antreiben, und man sah ihn wirklich äußerst hartnäckig.

Catharina war also auf allen Punkten geschlagen, und sie dachte nur noch an einen ehrenvollen Rückzug, als ein kleines Ereignis, ein Ereignis, nicht minder unerwartet, als die Halsstarrigkeit des Herrn Herzogs von Anjou, ihr Entsatz bot. Plötzlich, während der lebhaftesten Unterredung von Mutter und Sohn, während des kräftigsten Widerstandes des Herrn Herzogs von Anjou fühlte Bussy, dass man ihn unten am Mantel zerrte. Begierig, nichts von der Unterredung zu verlieren, streckte er seine Hand, ohne sich umzuwenden, nach der Stelle aus, wo man an ihm zog, und fand ein Faustgelenke; an diesem Gelenke fortgehend, fand er einen Arm, nach dem Arm eine Schulter, und nach der Schulter einen Menschen.

Als er nun sah, dass die Sache wohl der Mühe wert war, wandte er sich um.

Der Mensch war Rémy.

Bussy wollte sprechen, doch Rémy legte einen Finger auf seinen Mund und zog dann seinen Herrn ganz sachte in das anstoßende Zimmer.

»Was gibt es denn, Rémy?« fragte der Graf sehr ungeduldig, »und warum störst Du mich in einem solchen Augenblick?«

»Ein Brief,« erwiderte Rémy ganz leise.

»Der Teufel soll Dich holen! wegen eines Briefes entreiße Du mich einem so wichtigen Gespräche, wie ich es so eben mit Monseigneur dem Herzog von Anjou führte.«

Rémy schien durchaus nicht durch diesen Vorwurf aus der Fassung gebracht.

»Es ist ein Unterschied zwischen den Briefen,« sagte er.

»Allerdings,« dachte Bussy, »woher kommt dieser?«

»Von Méridor.«

»Oh! von Méridor«, versetzte Bussy lebhaft, »ich danke, mein guter Rémy, ich danke.«

»Ich habe also nicht mehr Unrecht?«

»Kannst Du je Unrecht haben? Wo ist der Brief?«

»Ah! gerade der Umstand, dass ihn der Bote nur Euch allein übergeben wollte, ließ mich glauben, er wäre von großer Wichtigkeit.«

»Der Bote hat Recht; ist er da?«

»Ja.«

»Führe ihn hierher.«

Rémy öffnete die Türe, und eine Art von Stallknecht trat ein.

»Hier ist Herr von Bussy,« sagte er, auf den Grafen deutend.

»Gib; ich bin derjenige, nach welchem Du fragst,« sprach Bussy und drückte ihm eine halbe Pistole in die Hand.

»Oh! ich kenne Euch wohl,« sagte der Stallknecht, dem Grafen den Brief reichend.

»Und *sie* hat Dir diesen Brief übergeben?«

»Nein, nicht *sie*, *er*.«

»Wer er?« fragte Bussy, rasch die Handschrift anschauend.

»Herr von Saint-Luc.«

»Ah! Ah!«

Bussy war leicht erbleicht, denn bei dem Worte: er, hatte er geglaubt, es wäre vom Manne und nicht von der Frau die Rede, und Herr von Monsoreau hatte das Vorrecht, Bussy erbleichen zu machen, so oft er an ihn dachte.

Bussy wandte sich ab, um zu lesen und beim Lesen die Aufregung zu verbergen, welche jeder Mensch zu offenbaren befürchten muss, wenn er einen wichtigen Brief erhält und nicht Cesare Borgia, Macchiavel, Catharina von Medicis oder der Teufel ist.

Er hatte Recht, dass er sich umwandte, der arme Bussy, denn kaum hatte er den uns bekannten Brief durchlaufen, als ihm das Blut in das Gehirn stieg und auf seine Augen schlug, wie ein in Wut geratenes Meer, so dass er von bleich purpurrot wurde, einen Augenblick ganz betäubt blieb, und im Gefühle, er würde fallen, sich auf einen Lehnstuhl beim Fenster niederließ.

»Gehe,« sagte Rémy zu dem über die Wirkung des Briefes, den er überbracht, sehr erstaunten Stallknecht.

Und er schob ihn an den Schultern zur Türe hinaus.

Der Stallknecht eilte rasch fort, denn er glaubte, die Nachricht wäre eine schlimme gewesen, und befürchtete, man würde ihm seine halbe Pistole wieder nehmen.

Rémy kehrte zu dem Grafen zurück, schüttelte ihn beim Arm und rief:

»Gottes Tod!, antwortet mir auf der Stelle, oder beim heiligen Aesculap! ich lasse Euch an allen vier Gliedern zur Ader.«

Bussy erhob sich; er war nicht mehr rot, er war nicht mehr betäubt: er war düster.

»Sieh,« sagte er, »sieh, was Saint-Luc für mich getan hat.«

Und er reichte Rémy den Brief.

Rémy las gierig.

»Nun,« sprach er, »mir scheint, dies Alles ist sehr schön, und Herr von Saint-Luc ist ein äußerst artiger Mann.«

Es leben die Leute von Geist, welche eine Seele auf eine geschickte Weise in das Fegefeuer zu expedieren wissen!«

»Das ist unglaublich!« stammelte Bussy.

»Es ist allerdings unglaublich, doch das tut nichts. Unsere Stellung ist nun ganz und gar verändert; ich werde in neun Monaten eine Gräfin von Bussy unter meinen Kunden haben. Alle Teufel! seid unbesorgt, ich accouchire wie Meister Ambroise Paré.«

»Ja,« sprach Bussy, »sie wird meine Frau werden.«

»Mir scheint, es ist zu diesem Behufe nicht viel Großes mehr zu tun, und sie war es bereits mehr, als sie die ihres Gatten gewesen ist.«

»Monsoreau tot!«

»Todt!« wiederholte der Haudouin, »das steht geschrieben.«

»Oh! es ist mir, als träumte ich, Rémy. Wie! ich werde das Gespenst nicht mehr sehen, das stets bereit war, sich gegen mich und das Glück zu erheben? Rémy, wir täuschen uns.«

»Wir täuschen uns nicht im Geringsten. Lest beim Teufel noch einmal! Auf die Klapperrosen gefallen, seht, und zwar so hart, dass er daran gestorben ist! Ich habe schon öfters bemerkt, dass es sehr gefährlich ist, auf Klapperrosen zu fallen; doch ich glaubte, die Gefahr bestünde nur für die Frauen.«

»Aber Diana,« sagte Bussy, ohne auf die Possen von Rémy zu hören, und nur den Wendungen seines Gedankens folgend, der sich in allen Richtungen in seinem Geiste drehte, »aber Diana wird nicht in Méridor bleiben können. Ich will es nicht. Sie muss an einen andern Ort gehen, an einen Ort, wo sie vergessen kann.«

»Ich glaube, Paris wäre zu diesem Behufe ziemlich gut,« sprach der Haudouin, »in Paris vergisst man leicht.«

»Du hast Recht; sie wird wieder von ihrem kleinen Hause in der Rue des Tournelles Besitz ergreifen, und die zehn Monate Witwenschaft bringen wir im Dunkeln zu, wenn überhaupt das Glück still und dunkel sein kann, und die Heirat wird für uns der andere Morgen der Seligkeit des vorhergehenden Tages sein.«

»Das ist wahr,« sprach Rémy, »doch um nach Paris zu gehen . . . «

»Nun?«

»Brauchen wir etwas.«.

»Was?«

»Den Frieden in Anjou.«

»Ganz richtig,« rief Bussy, »sehr richtig. Oh! mein Gott, wie viel Zeit ist verloren, und unnötig verloren.«

»Damit wollt Ihr sagen, Ihr werdet zu Pferde steigen und nach Méridor eilen.«

»Nein, ich wenigstens nicht, doch Du; ich bin durch unüberwindliche Hindernisse hier zurückgehalten; überdies wäre meine Gegenwart in einem solchen Augenblick beinahe unschicklich.«

»Wie kann ich sie sehen? Soll ich mich im Schlosse zeigen?«

»Nein; begib Dich zuerst nach dem alten Schlosse, vielleicht geht sie dort, mich erwartend, spazieren; erblickst Du sie nicht, so eile nach dem Schlosse.«

Und dem jungen Manne, auf den ihn die Erfahrung wie auf ein anderes Ich zählen gelehrt hatte, die Hand drückend, nahm er rasch wieder seinen Platz im Gange hinter der Tapete des Alkovens ein.

Catharina suchte in der Abwesenheit von Bussy das Terrain wieder zu gewinnen, das sie durch seine Gegenwart verloren hatte.

»Mein Sohn,« sagte sie, »ich glaubte, eine Mutter müsste sich stets mit ihrem Kind verständigen können.«

»Ihr seht, meine Mutter, dass dies zuweilen nicht der Fall ist,« antwortete der Herzog von Anjou.«

»Wenn sie es will, wird es stets geschehen.«

»Madame, wenn sie es wollen, hättet Ihr sagen müssen,« versetzte der Herzog, und suchte, zufrieden mit diesem stolzen Worte, Bussy, um durch einen billigenden Blick von ihm belohnt zu werden.

»Aber ich will es!« rief Catharina, »versteht Ihr mich? Franz, ich will es.«

Und der Ausdruck der Stimme bildete einen scharfen Kontrast mit den Worten, denn die Worte waren befehlend und die Stimme beinahe flehend.

»Ihr wollt es?« entgegnete der Herzog von Anjou lächelnd.

»Ja, ich will es, und alle Opfer werden mir leicht werden, um zu diesem Ziele zu gelangen.«

»Ah! ah!« rief Franz, »alle Teufel!«

»Ja, ja, liebes Kind; sagt, was fordert Ihr, was wollt Ihr? Sprecht! befehlt!«

»Oh! meine Mutter!« entgegnete Franz, beinahe verlegen über einen so vollständigen Sieg, der ihm nicht die Möglichkeit ließ, ein strenger Sieger zu sein.

»Hört, mein Sohn,« sprach Catharina mit ihrem einschmeichelndsten Tone, »nicht wahr, Ihr sucht nicht ein Königreich in Blut zu tauchen? Das ist nicht möglich, denn Ihr seid weder ein schlechter Franzose, noch ein schlechter Bruder.«

»Mein Bruder hat mich beleidigt, Madame, und ich bin ihm nichts mehr schuldig, weder als meinem Bruder, noch als meinem König.«

»Doch ich, Franz, ich, Ihr könnt Euch nicht über mich beklagen.«

»Allerdings, Madame, denn Ihr habt mich verlassen,« erwiderte der Herzog, im Glauben, Bussy wäre immer noch da und könnte ihn, wie vorher, hören.

»Ah! Ihr wollt meinen Tod?« sprach Catharina mit düsterem Tone. »Wohl, es sei, ich werde sterben, wie eine Frau sterben muss, die ihre Kinder sich gegenseitig erwürgen sieht.«

Es versteht sich, dass Catharina nicht im Geringsten zu sterben Lust hatte.

»Oh! sagt das nicht, Madame, Ihr verwundet mir das Herz!« rief

Franz, dessen Herz nicht im Geringsten verwundet war.

Catharina zerfloss in Tränen.

Der Herzog nahm seine Mutter bei den Händen und suchte sie zu beschwichtigen, wobei er beständig unruhige Blicke nach dem Alkoven warf.

»Doch was wollt Ihr?« sagte sie, »sprecht wenigstens Eure Forderungen aus, damit wir wissen, woran wir uns zu halten haben.«

»Was wollt Ihr selbst? Sprecht, meine Mutter, ich höre Euch.«

»Ich wünsche, dass Ihr nach Paris zurückkehrtet, liebes Kind, ich wünsche, dass Ihr an den Hof des Königs, Eures Bruders, der Euch die Arme entgegenstreckt, zurückkämet.«

»Ei, Tod meines Lebens! Madame, ich sehe klar, nicht er streckt mir die Arme entgegen, sondern die Zugbrücke der Bastille.«

»Nein, kommt zurück, kommt zurück, und bei meiner Ehre, bei meiner Mutterliebe, bei dem Blute unseres Herrn Jesu Christi (Catharina bekreuzte sich), Ihr werdet von dem König empfangen werden, als ob Ihr der König wäret und er der Herzog von Anjou.«

Der Herzog schaute hartnäckig nach dem Alkoven.

»Willigt ein,« fuhr Catharina fort, »willigt ein, mein Sohn; wollt Ihr andere Apanagen, sprecht, wollt Ihr Leibwachen?«

»Ei! Madame, Euer Sohn hat mir bereits gegeben, und zwar Ehrenwachen, da er seine vier Mignons dazu erwählte.«

»Hört, antwortet mir nicht so: die Wachen, die er Euch zu geben hat, werdet Ihr Euch selbst wählen; Ihr sollt einen Kapitän haben, wenn es sein muss, und dieser Kapitän wird, wenn es auch sein muss, Herr von Bussy werden.«

Erschüttert durch dieses letzte Anerbieten, für welches Bussy, wie er denken musste, empfänglich sein würde, warf der Herzog noch einen Blick nach dem Alkoven, zitternd, er würde einem flammenden Auge und weißen, im Schatten bleckenden Zähnen begegnen. Doch, o welch ein Erstaunen! er sah im Gegenteil Bussy, lachend, freudig, und durch zahlreiche billigende Zeichen des Kopfes Beifall spendend.

»Was soll das bedeuten?« dachte er, »wollte Bussy nur den Krieg, um Kapitän meiner Leibwachen zu werden?«

»Ich muss also einwilligen?« sprach der Herzog laut, und als

fragte er sich selbst.

»Ja! Ja! ja!« machte Bussy mit den Händen, mit den Schultern und mit dem Kopfe.

»Ich müsste also Anjou verlassen, um nach Paris zurückzukehren?« fuhr der Herzog fort.

»Ja! Ja! ja!« machte Bussy mit einer immer mehr zunehmenden Billigungswut.

»Ganz gewiss, liebes Kind,« sprach Catharina, »doch ist es denn so schwer, nach Paris zurückzukehren?«

»Meiner Treue,« sagte der Herzog zu sich selbst, »ich begreife das nicht. Es war unter uns verabredet, dass ich Alles verweigern sollte, und jetzt rät er mir den Frieden und die Umarmungen.«

»Nun!« fragte Catharina ängstlich, »was antwortet Ihr?«

»Meine Mutter, ich werde mir die Sache überlegen,« sprach der Herzog in der Absicht, sich mit Bussy über diesen Widerspruch zu verständigen, »und morgen . . . «

»Er ergibt sich,« dachte Catharina. »Gut, ich habe die Schlacht gewonnen.«

»Bussy hat im Ganzen vielleicht Recht,« sagte der Herzog zu sich selbst.

Und sie trennten sich nach gegenseitiger Umarmung.

Zweites Kapitel.

Wie Herr von Monsoreau die Augen öffnete, schloss und wieder öffnete, was zum Beweise diente, dass er noch nicht ganz tot war.

Es ist etwas Süßes um einen Freund, um so süßer, je seltener es ist. Rémy gestand sich das selbst, während er auf einem der besten Pferde aus den Ställen des Prinzen durch das Feld jagte. Gern hätte er Roland genommen, doch Herr von Monsoreau war ihm in diesem Punkte zuvorgekommen, und er musste sich mit einem andern Pferde begnügen.

»Ich liebe Herrn von Bussy sehr,« sagte der Haudouin zu sich selbst, »und ich glaube, dass Herr von Bussy mich ebenfalls ungemein liebt, deshalb bin ich heute so freudig, denn ich habe heute Glück für zwei.«

Dann fügte er mit voller Brust atmend bei: »In der Tat, mir scheint, mein Herz ist nicht mehr weit genug.«

»Lass sehen,« fuhr er sich selbst befragend fort, »wie soll ich Frau Diana begrüßen?«

»Ist sie gravitatisch, zeremoniös, düster, stumme Verbeugungen und eine Hand auf dem Herzen; lächelt sie, Pirouetten und eine Polonaise, die ich ganz allein ausführen werde.«

»Ist Herr von Saint-Luc noch im Schlosse, ein Vivat und Danksagungen in lateinischer Sprache. Er wird nicht traurig sein, da bin ich fest überzeugt.«

»Ah! ich nähere mich.«

Das Pferd hatte wirklich, nachdem es die gewöhnlichen Wege verfolgt, seinen Reiter bis in die Gegend der Mauer getragen.

»Oh! die schönen Klapperrosen!« sagte Rémy, »das erinnert mich an unsern Oberstjägermeister; diejenigen, auf welche der arme Mann gefallen ist, können nicht schöner sein, als diese hier.«

Rémy näherte sich der Mauer immer mehr.

Plötzlich blieb das Pferd, die Nüstern weit geöffnet, das Auge starr, stille stehen.

Rémy ritt zuvor im starken Trab, erwartete dieses Anhalten nicht, und wäre beinahe über den Kopf von Mithridates geflogen.

So hieß das Pferd, das er statt Rolands genommen hatte.

Rémy, durch die Übung ein Reiter ohne Furcht, stieß seinem Tiere die Sporen in den Bauch: Mithridates rührte sich nicht; er hatte ohne Zweifel diesen Namen wegen der Ähnlichkeit erhalten, welche sein halsstarriger Charakter mit dem des Königs von Pontos bot.

Erstaunt senkte Rémy seine Augen nach dem Boden, um zu suchen, was für ein Hindernis sein Pferd aufhalte; doch er sah nichts, als eine große Blutlache, welche allmählich während sie sich mit einem rosenfarbigen Schaume bekränzte, die Erde und die Blumen einsogen.

»Halt!« rief er, »sollte Herr von Saint-Luc hier Herrn von Monsoreau durchbohrt haben!«

Rémy schaute wieder von der Erde auf und sah rings umher.

In einer Entfernung von zehn Schritten erblickte er im Gebüsche steife Beine und einen Körper, welcher noch viel steifer zu sein schien.

Die Beine waren ausgestreckt, der Leib war an die Mauer angelehnt.

»Sieh da, der Monsoreau,« sagte Rémy. *Hic obiit Nimrod*. Ah! wenn die Witwe ihn so den Raben und Geiern ausgesetzt lässt, so ist es ein gutes Zeichen für uns, und die Leichenrede wird in Pirouetten und in einer Polonaise gehalten werden.«

Rémy, war abgestiegen, machte einige Schritte in der Richtung des Körpers, und sagte sodann:

»Es ist drollig, er liegt *hier* tot, vollkommen tot, und dennoch ist das Blut *dort*. Ah! hier ist eine Spur. Er wird von dort hierhergekommen sein; oder vielmehr der gute Herr von Saint-Luc, der die Menschenfreundlichkeit selbst ist, wird ihn an diese Mauer angelehnt haben, damit ihm das Blut nicht in den Kopf steigt. Ja, so ist es, er ist meiner Treue tot; die Augen offen und ohne Grimasse, mausetot, eins, zwei!«

Rémy machte in der Luft zwei Stöße mit seinem Finger.

Plötzlich wich er verduzt und mit aufgesperrtem Munde zurück; die zwei Augen, welche er offen gesehen hatte, waren wieder geschlossen, und eine Blässe, noch bleifarbig als zuvor, hatte sich über das Gesicht des Hingeschiedenen verbreitet.

Rémy wurde beinahe so bleich als Herr von Monsoreau; doch da er Arzt, das heißt ziemlich materialistisch war, so murmelte er, sich an der Nasenspitze kratzend:

»*Credere portentis mediocre*. Wenn er die Augen geschlossen hat, so ist er noch nicht tot.«

Und da ihm trotz seines Materialismus die Lage der Dinge sehr unangenehm wurde und sich seine Kniegelenke mehr, als es sich geziemte, bogen, so setzte er sich, oder er sank vielmehr an dem Baum nieder, an den er sich anlehnte, und befand sich dem Leichnam gegenüber.

»Ich weiß nicht,« sagte er, »ich weiß nicht, wo ich gelesen habe, dass nach dem Tode gewisse Tätigkeitsphänomene sich erzeugen, welche nur eine Auflösung der Materie, das heißt einen Anfang der Fäulnis, offenbaren.«

»Teufel von einem Menschen! er muss uns selbst noch nach seinem Tode in den Weg treten, das ist schon der Mühe wert. Ja, meiner Treue, die Augen sind nicht nur gut geschlossen, sondern die Blässe hat sogar zugenommen, *color albus chroma chloron*, wie Valien sagt; *color albus* wie Cicero sagt, der ein sehr geistreicher Redner war; übrigens gibt es ein Mittel, zu erfahren, ob er tot ist, oder ob er es nicht ist: ich brauche ihm nur meinen Degen einen Fuß tief in den Leib zu stoßen; wenn er sich nicht rührt, so ist er sicherlich verschieden.«

Rémy schickte sich an, diese menschenfreundliche Probe zu machen; er legte sogar schon die Hand an seinen Degen, als die Augen von Monsoreau sich abermals öffneten.

Diese Erscheinung brachte gerade die entgegengesetzte Wirkung der ersten hervor; Rémy richtete sich wie von einer Feder bewegt auf, und ein kalter Schweiß floss von seiner Stirne.

Diesmal blieben die Augen von Monsoreau weit aufgesperrt.

»Er ist nicht tot,« murmelte Rémy, »er ist nicht tot. Wir sind in einer schönen Lage!«

Ein ganz natürlicher Gedanke regte sich nun in dem Geiste des

jungen Mannes.

»Er lebt,« sagte er, »das ist wahr; doch wenn ich ihn töte, so wird er ganz und gar tot sein.«

Und er schaute Monsoreau an, der ihn ebenfalls mit einem so bestürzten Auge anblickte, dass man hätte glauben sollen!, er könnte in der Seele des Arztes lesen, welcher Art seine Absichten waren.

»Pfui!« rief plötzlich Rémy, »pfui! Welch ein abscheulicher Gedanke! Gott ist mein Zeuge, wenn er hier aufrecht auf seinen Beinen vor mir stünde und sein Schwert schwänge, so würde ich ihn mit freudigem Herzen töten. Doch so, wie er jetzt ist, ohne Kraft und zu drei Vierteln tot, wäre es mehr als ein Verbrechen, wäre es eine Schändlichkeit.«

»Zu Hilfe!« murmelte Monsoreau, »zu Hilfe, ich sterbe!«

»Tod meines Lebens!« sprach Rémy, »die Lage der Dinge ist kritisch. Ich bin Arzt und folglich ist es meine Pflicht, meines Gleichen, wenn es leidet, zu erleichtern. Es ist wahr, der Monsoreau ist so hässlich, dass ich bei, nahe das Recht hätte, zu sagen, er sei nicht meines Gleichen; doch er ist von demselben Geschlechte — *genus Homo*. Auf! wir wollen vergessen, dass ich der Haudouin heiße, wir wollen vergessen, dass ich der Freund von Herrn von Bussy bin, und unsere Pflicht als Arzt erfüllen.«

»Zu Hilfe!« wiederholte der Verwundete.

»Hier bin ich!« sprach Rémy.

»Holt mir einen Priester, einen Arzt.«

»Der Arzt ist gefunden und wird Euch vielleicht vom Priester freisprechen.«

»Der Haudouin!« rief Herr von Monsoreau, Rémy erkennend, »durch welchen Zufall?«

Herr von Monsoreau blieb, wie man sieht, seinem Charakter getreu; in seinem Todeskampfe war er misstrauisch, fragte er. Rémy begriff das ganze Gewicht der Frage. Dieser Wald war kein gebahnter Weg und man kam nicht hierher, ohne ein Geschäft zu haben; die Frage war also beinahe natürlich.

»Wie kommt Ihr hierher?« fragte abermals Monsoreau, dem der Argwohn wieder etwas Kraft verlieh.

»Bei Gott! weil ich eine Stunde von hier Herrn von Saint-Luc

begegnet bin,« antwortete der Haudouin.

»Ah! meinem Mörder,« stammelte Monsoreau zugleich vor Schmerz und Zorn erbleichend.

»Da sagte er mir: ›Rémy, lauft in den Wald, und an dem Orte, den man den alten Schlag nennt, werdet Ihr einen toten Mann finden.«

»Todt!« wiederholte Monsoreau.

»Verdammt! er glaubte es,« sprach Rémy, »Ihr müsst ihm deshalb nicht grollen; dann kam ich, sah ich, Ihr seid besiegt.«

»Und nun sagt mir, Ihr sprecht mit einem Manne, seid also unbesorgt, sagt mir, bin ich wirklich tödlich verwundet?«

»Oh Teufel!« versetzte Rémy, »Ihr fragt mich viel, ich will es jedoch untersuchen.«

Wir bemerkten vorhin, das Gewissen des Arztes habe den Sieg über die Ergebenheit des Freundes davongetragen. Rémy näherte sich also Monsoreau und zog ihm mit allen üblichen Vorsichtsmaßregeln seinen Mantel, sein Wamms und sein Hemd aus.

Der Degen war unter der rechten Brust zwischen der sechsten und siebenten Rippe eingedrungen.

»Hm!« sagte Rémy, »habt Ihr starke Schmerzen?«

»Nicht in der Brust, sondern im Rücken.«

»Ah! lasst ein wenig sehen,« versetzte Rémy, »in welchem Teile des Rückens?«

»Unterhalb der Schulter.«

»Das Eisen wird einen Knochen getroffen haben,« sprach Rémy, »daher der Schmerz.«

Und er beschaute die Stelle, die ihm der Graf als den Sitz eines heftigeren Leidens bezeichnete.

»Nein,« sagte er, »nein, ich täuschte mich, das Eisen ist auf nichts gestoßen, es ist herausgekommen, wie es hineingekommen ist. Pest! ein hübscher Degenstich, Herr Graf; das lasse ich mir gefallen, es ist ein Vergnügen, die Verwundeten von Herrn von Saint-Luc zu behandeln. Ihr seid durch und durch gestoßen, mein lieber Herr.«

Monsoreau fiel in Ohnmacht, doch Rémy kümmerte sich nichts

um diese Schwäche.

»Ah! das ist es wirklich, Ohnmacht, sehr schwacher Puls; das muss so sein.« Er befühlte die Hände und die Beine: »Kälte an den Extremitäten.« Er legte das Ohr an die Brust: »Mangel des Geräusches vom Atemholen.« Er schlug sachte darauf: »Mattheit des Tones. Teufel, Teufel, die Witwenschaft von Frau Diana könnte wohl eine chronologische Angelegenheit sein.«

In diesem Augenblick befeuchtete ein leichter, rötlicher Schaum die Lippen des Verwundeten.

Rémy, zog rasch aus seiner Tasche ein Bündel, nahm daraus eine Lanzette, riss einen Streifen von dem Hemde des Verwundeten und drückte ihm den Arm zusammen. »Wir werden sehen,« sagte er, »wenn das Blut fließt, so ist Frau Diana vielleicht noch nicht Witwe. Doch wenn es nicht fließt . . . Ah! ah! es fließt meiner Treue. Verzeiht, mein lieber Herr von Bussy, verzeiht, doch man ist bei Gott vor Allem Arzt!«

Das Blut sprang wirklich, nachdem es gleichsam einen Augenblick gezögert hatte, aus der Wunde; beinahe zu derselben Zeit, wo es hervorkam, atmete der Kranke und öffnete die Augen.

»Ah!« stammelte er, »ich glaubte, es wäre bereits Alles vorbei.«

»Noch nicht, mein lieber Herr, noch nicht, es ist sogar möglich . . . «

»Dass ich davon komme.«

»O mein Gott! Ja . . . wir wollen zuerst die Wunde schließen. Wartet, rührt Euch nicht. Seht Ihr, die Natur behandelt Euch in diesem Augenblick von Innen, wie ich Euch von Außen behandle. Ich lege einen Verband auf, sie macht ihren Klumpen. Ich lasse das Blut laufen, sie hemmt es. Ah! die Natur ist ein großer Wundarzt, lieber Herr. Halt! ich will Euch die Lippen abtrocknen.«

Rémy fuhr mit einem Sacktuch über die Lippen des Grafen.

»Anfangs habe ich Blut mit vollem Munde ausgespien,« sagte der Verwundete.

»Seht Ihr, die Blutung ist bereits gestillt. Das geht gut, oder vielmehr desto schlimmer.«

»Warum, desto schlimmer?«

»Desto besser für Euch, allerdings; doch desto schlimmer! ich weiß, was ich sagen will. Mein lieber Herr von Monsoreau, ich

befürchte, ich werde das Glück haben, Euch zu heilen.«

»Wie, Ihr befürchtet?«

»Ja, so ist es.«

»Ihr glaubt also, dass ich durchkommen werde?«

»Leider!«

»Ihr seid ein seltsamer Doktor, Herr Rémy.«

»Was ist Euch daran gelegen, wenn ich Euch nur rette! . . . «

Rémy hatte den Aderlass gestillt und stand auf.

»Wie, Ihr verlasst mich?« fragte der Graf.

»Ah! Ihr sprecht zu viel, mein lieber Herr. Zu viel sprechen schadet . . . Ich bin ein Narr, ich müsste ihm vielmehr den Rat geben, zu schreien.«

»Ich verstehe Euch nicht.«

»Zum Glück. Jetzt seid Ihr verbunden.«

»Nun?«

»Nun will ich in's Schloss gehen und Verstärkung holen.«

»Und ich, was soll ich während dieser Zeit tun?«

»Haltet Euch ruhig, rührt Euch nicht, atmet ganz sachte, sucht nicht zu husten, und stören wir vor Allem diesen kostbaren Klumpen nicht. Welches ist das nächste Haus?«

»Das Schloss Méridor.«

»Und wie finde ich den Weg dahin?« fragte Rémy, völlige Unwissenheit heuchelnd.

»Entweder steigt Ihr über die Mauer und befindet Euch dann im Parke, oder Ihr folgt der Mauer und kommt an das Gitter.«

»Gut, ich laufe.«

»Ich danke, edler Mann,« rief Monsoreau.

»Wenn Du wirklich wüsstest, in welchem Grade ich dies bin, so würdest Du mir noch viel mehr danken,« stammelte Rémy.

Und wieder sein Ross besteigend, ritt er im Galopp in der angegebenen Richtung fort.

Nach Verlauf von fünf Minuten kam er in das Schloss, dessen Bewohner insgesamt, geschäftig und beweglich wie Ameisen, deren Wohnung man zerstört hat, in allen Winkeln, in allen Ecken, in allen umliegenden Gebäuden, Höfen, Gärten und Gebüschsuchten, ohne den Platz finden zu können, wo ihr Herr lag, weil

Saint-Luc, um Zeit zu gewinnen, eine falsche Fährte angegeben hatte.

Rémy fiel wie ein Meteor mitten unter sie und schleppte sie auf den Weg, auf dem er gekommen war.

Er ging mit solchem Eifer bei seinen Aufträgen und Empfehlungen zu Werke, dass ihn Frau von Monsoreau unwillkürlich mit Erstaunen anschaute.

Ein sehr geheimer, sehr verschleierter Gedanke erschien in ihrem Geiste und trübte in einer Sekunde die engelische Reinheit dieser Seele.

»Ah! ich hielt ihn für den Freund von Bussy,« murmelte sie, während Rémy, eine Tragbahre, Charpie, frisches Wasser, kurz alle zum Verbinden notwendige Dinge mitnehmend, forteilte.

Aesculap selbst hätte mit seinen Götterflügeln nicht mehr tun können.

Drittes Kapitel.

Wie der Herzog von Anjou nach Méridor ging, um Frau von Monsoreau sein Beileid über den Tod ihres Mannes zu bezeigen, und wie er Herrn von Monsoreau fand, der ihm entgegen kam.

Sobald das Gespräch zwischen dem Herrn Herzog von Anjou und seiner Mutter abgebrochen war, suchte der erstere eiligst Bussy auf, um die Ursache der unglaublichen Veränderung welche bei ihm vorgegangen war, zu erfahren.

Nach Hause zurückgekehrt, las Bussy zum fünften Male den Brief von Saint-Luc, der ihm in jeder Zeile einen immer angenehmeren Sinn bot.

Catharina, die sich ebenfalls zurückgezogen hatte, ließ ihre Leute kommen und befahl, ihre Equipagen zu einer Abreise, welche sie auf den andern Tag oder auf den zweiten Tag spätestens festsetzen zu können glaubte, bereit zu halten.

Bussy empfing den Prinzen mit einem reizenden Lächeln.

»Ah! Monseigneur,« sprach er, »Eure Hoheit hat die Gnade, zu mir zu kommen?«

»Ja, bei Gott!« antwortete der Herzog, »und ich komme, um eine Erklärung von Dir zu fordern.«

»Von mir?«

»Ja, von Dir.«

»Ich höre, Monseigneur.«

»Wie,« rief der Herzog, »Du sagst mir, ich solle mich vom Kopf bis zu den Füßen gegen die Zumutungen meiner Mutter waffnen und mutig den Anlauf aushalten; ich tue dies, und im heftigsten Kampfe, da alle Stöße sich an mir abgestumpft haben, kommst Du und sprichst: Legt Euren Panzer ab, Monseigneur, legt ihn ab.«

»Ich hatte Euch allerdings zu diesem Widerstande aufgefordert, Monseigneur, weil ich nicht wusste, in welcher Absicht Frau Catharina erschienen war. Doch nun, da ich sehe, dass sie zur

Erhöhung des Ruhmes und des Glückes Eurer Hoheit gekommen ist . . . «

»Wie!« entgegnete der Herzog, »zur Erhöhung meines Ruhmes und meines Glückes; wie soll ich denn das verstehen?«

»Allerdings, was will Eure Hoheit? Nicht wahr, über ihre Feinde triumphieren. Denn ich glaube nicht, dass Ihr, wie gewisse Leute behaupten, König von Frankreich zu werden beabsichtigt.«

Der Herzog schaute Bussy verdrießlich an.

»Einige werden es Euch vielleicht raten, Monseigneur,« sprach der junge Mann, »doch diese, glaubt mir, sind Eure grausamsten Feinde; zeigen sie sich zu hartnäckig und Ihr wisst nicht, wie Ihr Euch derselben entledigen sollt, so schickt sie mir; ich werde sie überzeugen, dass sie sich täuschen.«

Der Herzog machte eine Grimasse.

»Übrigens prüft Euch, Monseigneur,« fuhr Bussy fort, »untersucht Eure Nieren, wie die Bibel sagt; habt Ihr hundert tausend Mann, zehn Millionen Livres, Bündnisse im Ausland, und dann, wollt Ihr gegen Euren Herrn marschieren?«

»Mein Herr hat sich keinen Zwang gegen mich angetan,« sprach der Herzog.

»Ah! wenn Ihr ihn auf diesem Fuße nehmt, so habt Ihr Recht, erklärt Euch, lasst Euch krönen, und nehmt den Titel König von Frankreich an; ich wünsche nichts Anderes, als Eure Größe wachsen zu sehen, denn wenn Ihr wachst, wachse ich mit Euch.«

»Wer spricht davon, dass ich König von Frankreich werden wolle?« entgegnete der Herzog mir einem sauren Gesicht, »Du behandelst da eine Frage, deren Lösung ich Niemand, nicht einmal mir vorgelegt habe.«

»Dann ist Alles abgemacht, Monseigneur, und es gibt keinen Streit mehr zwischen uns, da wir über den Hauptpunkt einig sind.«

»Wir sind einig?«

»Wenigstens scheint es mir so. Lasst Euch also eine Compagnie Leibwachen und fünfmal hundert tausend Livres geben. Verlangt, ehe der Friede unterzeichnet ist, von Anjou eine Subsidie, um den Krieg zu führen. Habt Ihr sie, so behaltet Ihr sie auch, das macht zu nichts verbindlich. Auf diese Art haben wir Leute, Geld, Macht, und gehen . . . Gott weiß, wohin.«

»Doch, bin ich einmal in Paris, haben sie mich einmal wieder bei sich, halten sie mich in ihren Händen, so werden sie meiner spotten,« sprach der Herzog.

»Geht doch, Monseigneur, Ihr denkt nicht daran. Sie Eurer spotten? habt Ihr nicht gehört, was Ihre Majestät die Königin Mutter Euch bot?«

»Sie hat mir sehr viel geboten.«

»Ich verstehe, das beunruhigt Euch?«

»Ja.«

»Doch unter Anderem hat sie Euch eine Compagnie Leibwachen angeboten, und sollte diese Compagnie von Herrn von Bussy befehligt werden.«

»Das hat sie mir allerdings angeboten.«

»Wohl, so nehmt es an, das sage ich Euch; ernennt Bussy zum Kapitän, Antraguët und Livarot zu Euren Lieutenants und Ribeirac zu Eurem Fähnrich. Lasst uns vier die Compagnie bilden, wie wir es verstehen; mit dieser Eskorte auf Euren Fersen werdet Ihr dann sehen, ob Jemand Eurer spottet, und Euch nicht grüßt, wenn Ihr vorübergeht, selbst den König nicht ausgenommen.«

»Meiner Treue,« sprach der Herzog, »ich glaube, Du hast Recht und ich werde es mir überlegen.«

»Überlegt es Euch, Monseigneur.«

»Ja, aber was hast Du so aufmerksam gelesen, als ich eintrat?«

Ah! verzeiht, ich vergaß, einen Brief.«

»Einen Brief?«

»Der Euch noch mehr interessiert, als mich; wo des Teufels hatte ich denn den Kopf, dass ich ihn Euch nicht sogleich zeigte?«

»Es ist also eine große Neuigkeit?«

»Oh! mein Gott, ja, und sogar eine traurige Neuigkeit: Herr von Monsoreau ist tot.«

»Was sagt Ihr!« rief der Herzog mit einer so sichtbaren Bewegung des Erstaunens, dass Bussy, der die Augen auf den Prinzen geheftet hatte, unter diesem Erstaunen eine ausschweifende Freude zu bemerken glaubte.

»Tot, Monseigneur.«

»Herr von Monsoreau, tot?«

»Ei, mein Gott, ja! sind wir denn nicht Alle sterblich?«

»Ja, doch man stirbt nicht so plötzlich.«

»Je nachdem; wenn man einen tötet . . . «

»Er ist also getötet worden?«

»Es scheint so.«

»Durch wen?«

»Durch Saint-Luc, mit dem er Händel bekommen hat.«

»Ah! der liebe Saint-Luc!« rief der Prinz.

»Sieh da,« sprach Bussy, »ich wusste nicht, dass der liebe Saint-Luc in diesem Grade mit Euch befreundet ist!«

»Er gehört zu den Freunden meines Bruders, und sobald wir versöhnt sind, sind die Freunde meines Bruders die meinigen.«

»Ah! Monseigneur, das gefällt mir und ich bin entzückt, eine so gute Stimmung bei Euch wahrzunehmen.«

»Du weißt die Sache gewiss?«

»Bei Gott! so gewiss, als man es nur immer wissen kann. Hier ist ein Billett von Saint-Luc, der mir diesen Tod meldet, und da ich so ungläubig bin, als Ihr, und zweifelte, Monseigneur, so schickte ich meinen Wundarzt Rémy ab, um die Sache bestätigen zu lassen und dem alten Baron meine Beileidsbezeugungen zu überbringen.«

»Tot! Monsoreau tot!« wiederholte der Herzog von Anjou, »*ganz allein* tot.«

Dieses Wort entschlüpfte ihm, wie ihm das Wort *der liebe Saint-Luc* entschlüpfte. Beide waren von einer furchtbaren Nativität.

»Er ist nicht ganz allein gestorben, da ihn Saint-Luc getötet hat,« sprach Bussy.

»Oh! ich verstehe,« sagte der Herzog.

»Hatte Monseigneur ihn etwa einem Andern zu töten gegeben?«

»Meiner Treue, nein, und Du?«

»Oh! ich, Monseigneur, ich bin kein so vornehmer Prinz, um solche Geschäfte Andern zu übertragen, und sehe mich stets genötigt, sie selbst zu verrichten.«

»Ah! Monsoreau, Monsoreau,« versetzte der Prinz mit seinem

abscheulichen Lächeln.

»Halt, Monseigneur! man sollte glauben, Ihr wäret dem armen Grafen böse?«

»Nein; Du warst ihm böse.«

»Ei! es ist ganz einfach, dass ich ihm grollte,« erwiderte Bussy, unwillkürlich errötend. »War er nicht Schuld, dass ich eines Tags eine furchtbare Demütigung von Eurer Hoheit zu erdulden hatte?«

»Du erinnerst Dich dessen noch?«

»Oh! mein Gott, nein, Monseigneur, Ihr seht es wohl; doch Ihr, dessen Diener, dessen Freund, dessen getreue Seele er war . . . «

»Gut, gut,« sagte der Prinz, das Gespräch, da es ihm peinlich zu werden anfing, unterbrechend. »Lasst Pferde satteln, Bussy.«

»Pferde satteln? Und warum?«

»Um nach Méridor zu reiten; ich will Frau Diana mein Beileid bezeigen. Überdies war dieser Besuch längst im Plane, und ich weiß nicht, warum er nicht gemacht worden ist; nun aber werde ich ihn nicht länger aufschieben. Bei Gott, ich weiß nicht warum, aber ich habe heute gerade die rechte Stimmung zu solchen Zeremonien.«

»Meiner Treue,« sagte Bussy zu sich selbst, »nun, da der Monsoreau tot ist, und ich nicht mehr befürchten muss, dass er seine Frau an den Herzog verkauft, liegt mir wenig daran, ob er sie wieder sieht, greift er sie an, so werde ich sie wohl ganz allein zu verteidigen wissen. Vorwärts, da mir die Gelegenheit, sie zu sehen, geboten ist, so will ich sie auch benützen.«

Und er entfernte sich, um Befehle zum Satteln der Pferde zu geben.

Eine Viertelstunde nachher, während Catharina schlief, oder sich stellte, als schlief sie, um sich von der Anstrengung der Reise zu erholen, wandten sich der Prinz, Bussy und zehn Edelleute, auf herrlichen Pferden reitend, gegen Méridor mit der Freude, welche stets das schöne Wetter, die blühenden Auen und die Jugend den Menschen, wie den Tieren, einflößen.

Bei dem Anblick dieser herrlichen Kavalkade kam der Pförtner des Schlosses an den Rand des Grabens und fragte nach dem Namen der Gäste.

»Der Herzog von Anjou,« rief der Prinz.

Sogleich ergriff der Pfortner ein Horn und blies eine Fanfare, bei deren Tönen alle Diener des Hauses auf die Zugbrücke eilten.

Bald fand ein rasches Umherlaufen in den Gemächern, in den Gängen und auf den Treppen statt; die Fenster der kleinen Türmchen öffneten sich, man hörte geräuschvolle Tritte auf den Platten, und der alte Baron erschien, die Schlüssel seines Schlosses in der Hand haltend, auf der Schwelle.

»Es ist unglaublich, wie wenig Herr von Monsoreau betrauert wird,« sprach der Herzog, »sieh doch, Bussy, was für natürliche Gesichter alle diese Leute haben.«

Eine Frau trat auf die Freitreppe.

»Ah! da ist die schöne Diana, siehst Du, Bussy, siehst Du?«

»Gewiss, sehe ich, Monseigneur,« antwortete der junge Mann, »doch ich erblicke Rémy nicht,« fügte er ganz leise bei.

Diana kam wirklich aus dem Hause heraus; doch unmittelbar hinter Diana erschien eine Tragbahre, auf welcher sich, das Auge brennend vor Fieber und Eifersucht, Herr von Monsoreau, mehr ähnlich einem indischen Sultan auf seinem Palankin, als einem Toten auf seinem Leichenbette, tragen ließ.

»Oh! oh! was ist das!« rief der Herzog, sich an seinen Gefährten wendend, der weißer geworden war, als das Taschentuch, mit dem er Anfangs seine Erschütterung zu verbergen gesucht hatte.

»Es lebe Monseigneur, der Herzog von Anjou!« rief Monsoreau, mit einer furchtbaren Anstrengung seine Hand in die Luft erhebend.

»Ganz schön!« sagte eine Stimme hinter ihm, »Ihr werdet den Klumpen zerreißen.«

Es war Rémy, der, bis zum Ende seiner Rolle als Arzt getreu, dem Verwundeten diese kluge Warnung erteilte.

Das Erstaunen währte nicht lange bei den Ankommenden — wenigstens nicht lange auf den Gesichtern; der Herzog machte eine Bewegung, um sein Erstaunen in ein Lächeln zu verwandeln, und rief:

»Ah! mein lieber Graf, welch eine glückliche Überraschung! Solltet Ihr glauben, dass man uns gesagt hat, Ihr wäret tot?«

»Kommt, kommt, Monseigneur,« sprach der Verwundete, »kommt, dass ich die Hand Eurer Hoheit küsse. Ich bin, Gott sei Dank, nicht nur nicht tot, sondern werde sogar hoffentlich entkommen, um Euch mit mehr Eifer und Treue zu dienen, als je.«

Was Bussy betrifft, der weder Prinz noch Ehemann war, zwei gesellschaftliche Lagen, wo die Verstellung erste Notwendigkeit ist, so fühlte er einen kalten Schweiß an seinen Schläfen herablaufen. Es wurde ihm unendlich wehe ums Herz, da er diesen zum zweiten Male verlorenen Schatz so nahe bei seinem Besitzer sah.

»Und Ihr, Herr von Bussy,« sprach Monsoreau, »Ihr, der Ihr mit Seiner Hoheit kommt, empfangt meinen innigsten Dank, denn Euch verdanke ich beinahe das Leben.«

»Wie! mir!« stammelte der junge Mann, im Glauben, der Graf spotte.

»Allerdings mittelbar, doch mein Dank ist darum nicht geringer; dieser hier ist mein Retter,« sagte er, auf Rémy deutend, der seine Arme in Verzweiflung zum Himmel erhob und sich gern in den Eingeweiden der Erde verborgen hätte, »ihm haben es meine Freunde zu danken, dass sie mich noch besitzen.«

Und trotz der Zeichen, die ihm der arme Doktor machte, um ihn zum Stillschweigen zu bringen, was aber der Graf nur für eine hygienische Empfehlung hielt, erzählte er mit allem Nachdruck von der Geschicklichkeit, von dem Eifer und den Mühewaltungen, wovon der Haudouin bei ihm eine Probe abgelegt habe.

Der Herzog faltete die Stirne; Bussy schaute Rémy mit einem furchtbaren Ausdruck an.

Der arme Junge begnügte sich, hinter Monsoreau verborgen, eine Gebärde zu entgegnen, welche sagen wollte: »Ach! es ist nicht meine Schuld.«

»Übrigens,« fuhr der Graf fort, »übrigens habe ich erfahren, dass Rémy Euch eines Tages sterbend fand, wie er mich gefunden hat. Das ist ein Band der Freundschaft unter uns; zählt auf die meinige, Herr von Bussy: wenn Monsoreau liebt, so liebt er von ganzem Herzen; wenn er hasst, ist es allerdings gerade, wie wenn er liebt, er hasst auch aus voller Seele.«

Bussy glaubte zu bemerken, der Blitz, der, während er diese

Worte sprach, in den Augen des Grafen zuckte, habe dem Herzog von Anjou gegolten.

Der Herzog sah nichts.

»Vorwärts!« sagte er vom Pferde springend und Diana die Hand reichend: »wollt uns die Ehre dieses Hauses erweisen, das wir in Trauer zu finden glaubten, während es im Gegenteil fortwährend ein Aufenthalt des Segens und der Freude ist. Ihr, Monsoreau, ruht aus; die Ruhe ist den Verwundeten zuträglich.«

»Monseigneur, man soll nicht sagen, Ihr seid zu dem lebenden Monsoreau gekommen, und Monsoreau habe Euch, während er gelebt, die Ehre seines Hauses durch Andere erweisen lassen; meine Leute werden mich tragen, und wohin Ihr geht, begleite ich Euch.«

Diesmal hätte man glauben sollen, der Herzog erkenne den wahren Gedanken des Grafen, denn er ließ die Hand von Diana los.

Von diesem Augenblick atmete Diana.

»Nähert Euch der Gräfin,« sagte Rémy ganz leise Bussy in das Ohr.

Bussy näherte sich Diana, und Monsoreau lächelte ihnen zu. Bussy nahm die Hand von Diana, und Monsoreau lächelte abermals.

»Eine große Veränderung ist vorgegangen,« sagte Diana mit halber Stimme.

»Ach! warum ist sie nicht noch größer?« murmelte Bussy.

Es versteht sich, dass der Baron für den Prinzen und die Edelleute, die ihn begleiteten, alles Gepränge patriarchalischer Gastfreundschaft entwickelte.

Viertes Kapitel.

Von der Unannehmlichkeit der zu breiten Sänften und der zu schmalen Türen.

Bussy verließ Diana nicht; das wohlwollende Lächeln von Monsoreau verlieh ihm eine Freiheit, von der keinen Gebrauch zu machen er sich wohl hütete. Die Eifersüchtigen haben das Privilegium, dass sie, wenn sie einen heftigen Krieg zu Erhaltung ihres Gutes geführt haben, nicht geschont werden, sobald die Wildschützen einmal den Fuß auf ihr Eigentum setzen.

»Madame,« sprach Bussy zu Diana, »ich bin in der Tat der unglücklichste der Menschen. Auf die Nachricht von dem Tode von Herrn von Monsoreau riet ich dem Prinzen, nach Paris zurückzukehren und sich mit seiner Mutter zu vergleichen; er willigte ein, und nun bleibt Ihr in Anjou.«

»O Louis!« antwortete die junge Frau, mit den Spitzen ihrer zarten Finger die Hand von Bussy drückend, »wagt Ihr zu behaupten, Ihr seid unglücklich? Ihr vergesst also so viele schöne Tage, so viele unaussprechliche Freuden, deren Erinnerung wie ein Schauer über mein Herz hinzieht?«

»Ich vergesse nichts, Madame, im Gegenteil, ich erinnere mich nur zu gut, und deshalb finde ich mich, dieses Glück verlierend, so beklagenswert. Begreift Ihr, was ich leiden werde, Madame, wenn ich auf hundert Stunden von Euch, nach Paris zurückkehren muss! Mein Herz bricht, Diana, und ich fühle mich feig.«

Diana schaute Bussy an; es lag so viel Schmerz in seinen Augen, dass sie den Kopf senkte und sich einem Nachdenken überließ.

Der junge Mann wartete eine Minute mit flehendem Blicke und gefalteten Händen.

»Nun!« sprach plötzlich Diana, »Ihr geht nach Paris, Louis, und ich auch.«

»Wie!« rief der junge Mann, »Ihr werdet Herrn von Monsoreau verlassen?«

»Würde ich ihn verlassen, so würde doch er mich nicht

verlassen,« antwortete Diana, »nein, glaubt mir, Louis, es ist besser, er geht mit uns.«

»Verwundet, krank, wie er ist, unmöglich!«

»Er wird mit uns kommen, sage ich Euch.«

Und sogleich verließ sie den Arm von Bussy und näherte sich dem Prinzen, welcher in sehr übler Laune Monsoreau antwortete, dessen Sänfte Ribeirac, Antraguët und Livarot umgaben.

Bei dem Anblick von Diana erheiterte sich die Stirne des Grafen; doch dieser Moment der Ruhe war nicht von langer Dauer; er ging vorüber, wie ein Sonnenstrahl zwischen zwei Stürmen vorüber geht.

Diana näherte sich dem Herzog, und der Graf runzelte die Stirne.

»Monseigneur,« sprach sie mit einem reizenden Lächeln, »man sagt, Eure Hoheit sei ein leidenschaftlicher Liebhaber von Blumen. Kommt, ich will Eurer Hoheit die schönsten Blumen von Anjou zeigen.«

Franz bot ihr artig die Hand.

»Wohin führt Ihr denn Monseigneur, Madame?« fragte Monsoreau unruhig.

»In das Treibhaus, mein Herr.«

»Ah!« machte Monsoreau.« Wohl! es sei, tragt mich in das Treibhaus.«

»Meiner Treue,« sprach Rémy zu sich selbst, »ich glaube, ich habe wohl daran getan, dass ich ihn nicht tötete. Gott sei Dank! er wird sich wohl ganz allein töten.«

Diana lächelte Bussy auf eine Weise zu, welche Wunderbares verhielt.

»Herr von Monsoreau darf nicht vermuten, dass Ihr Anjou verlasst,« sagte sie leise zu ihm, »und ich übernehme das Übrige.«

»Gut!« antwortete Bussy.

Und er näherte sich dem Prinzen, während die Sänfte von Monsoreau sich um ein Gebüsch drehte, und sagte zu ihm: »Monseigneur, nur verschwiegen; der Monsoreau erfahre nicht, dass wir auf dem Punkte sind, uns zu vergleichen.«

»Warum?«

»Weil er die Königin Mutter von unsern Absichten in Kenntnis setzen könnte, um sich eine Freundin aus ihr zu machen, und weil Frau Catharina, mit dem Entschlusse, den Ihr gefasst, bekannt, wohl minder geneigt sein dürfte, sich freigebig in ihren Zugeständnissen und Einräumungen zu zeigen.«

»Du hast Recht,« erwiderte der Herzog, »also misstraust Du?«

»Dem Monsoreau? bei Gott!«

»Wohl! ich auch; ich glaube, er hat absichtlich den Toten gespielt.«

»Nein, bei meiner Treue, er hat einen schönen Degenstich in die Brust bekommen; dieser Einfaltspinsel von einem Rémy, der ihn der Gefahr entrissen, hielt ihn sogar einen Augenblick für tot; seine Seele muss in der Tat mit Pflöcken in dem Körper befestigt sein.«

Man kam vor das Treibhaus.

Diana lächelte dem Prinzen auf eine bezauberndere Weise als je zu.

Der Prinz trat zuerst ein, dann Diana; Monsoreau wollte folgen; doch als seine Sänfte hineingetragen werden sollte, fand es sich, dass man dies durchaus nicht bewerkstelligen konnte; die Türe, im Spitzbogenstil erbaut, war lang und hoch, doch nur so breit wie die größten Kisten, die man für Gewächse braucht, während die Sänfte von Herrn von Monsoreau eine Breite von sechs Fuß hatte.

Bei dem Anblick dieser zu schmalen Türe und der zu breiten Sänfte, stieß Monsoreau ein schweres Stöhnen aus.

Diana trat in das Treibhaus, ohne auf die verzweiflungsvollen Gebärden ihres Gemahls zu merken.

Bussy, für den das Lächeln der jungen Frau, in deren Herz er durch die Augen zu lesen gewohnt war, vollkommen klar wurde, blieb bei Monsoreau und sagte mit großer Ruhe zu ihm:

»Ihr seid vergebens eigensinnig, Herr Graf; diese Türe ist zu schmal und Ihr werdet nie durchkommen.«

»Monseigneur! Monseigneur!« rief Monsoreau, »geht nicht in dieses Treibhaus, es sind tödliche Ausdünstungen, es sind ausländische Blumen darin, welche giftige Wohlgerüche

verbreiten, Monseigneur!«

Franz hörte nicht: trotz seiner gewöhnlichen Vorsicht, verlor er sich, glücklich, in seinen Händen die Hand von Diana zu fühlen, in den grünen, gewundenen Gängen.

Bussy ermutigte Monsoreau, mit dem Schmerz Geduld zu haben; doch trotz der Ermahnungen von Bussy geschah, was geschehen sollte; Monsoreau konnte es nicht aushalten; nicht der körperliche Schmerz, in dieser Hinsicht schien er von Eisen, sondern der moralische Schmerz wurde ihm unerträglich, und er fiel in Ohnmacht.

Rémy trat wieder in alle seine Rechte; er befahl, den Verwundeten in sein Zimmer zurückzubringen.

»Was soll ich nun tun?« fragte Rémy den jungen Mann.

»Ei, bei Gott! vollende, was Du so gut angefangen hast,« antwortete Bussy, »bleibe bei ihm und heile ihn.«

Dann meldete er Diana den Unfall, der Ihrem Gemahl begegnet war.

Diana verließ alsbald den Herzog und kehrte nach dem Schloss zurück.

»Ist es uns gelungen?« fragte Bussy, als sie an ihm vorüberkam.

»Ich glaube,« antwortete sie, »in jedem Fall entfernt Euch nicht, ohne Gertrude gesehen zu haben.«

Der Herzog liebte die Blumen nur, weil er sie mit Diana besuchte: sobald Diana weggegangen war, erinnerte er sich der Warnungen des Grafen und verließ das Gebäude.

Ribeirac, Livarot und Antraquet folgten ihm.

Während dieser Zeit war Diana wieder zu ihrem Gatten gekommen, den Rémy an flüchtigen Salzen riechen ließ.

Der Graf öffnete nach kurzer Zeit die Augen.

Sein Erstes war, dass er sich heftig erheben wollte; doch Rémy hatte diese Bewegung vorhergesehen und der Graf war an seine Matratze angebunden.

Er stieß ein zweites Stöhnen aus; als er aber umherschaute, erblickte er Diana, welche an seinem Kopfkissen stand.

»Ah! Ihr seid es, Madame,« sprach Monsoreau, »es freut mich

sehr, dass ich Euch sehe, um Euch sagen zu können, dass wir diesen Abend nach Paris abreisen.«

Rémy schrie laut auf; doch Monsoreau schenkte ihm nicht mehr Aufmerksamkeit, als ob er gar nicht vorhanden gewesen wäre.

»Was denkt Ihr, mein Herr?« versetzte Diana mit ihrer gewöhnlichen Ruhe, »und Eure Wunde!«

»Madame, die Wunde hat keine Bedeutung,« sprach der Graf, »ich will lieber sterben, als leiden; wir reisen diesen Abend ab, und sollte ich auf dem Wege verscheiden.«

»Wohl, mein Herr, wie es Euch gefällt.«

»Es gefällt mir so; ich bitte Euch, trifft Eure Vorkehrungen.«

»Meine Vorkehrungen werden bald getroffen sein, mein Herr; doch darf ich wohl wissen, welche Ursache diesen schnellen Entschluss herbeigeführt hat?«

»Ich werde es Euch sagen, Madame, wenn Ihr keine Blumen mehr dem Prinzen zu zeigen habt, oder wenn ich Türen habe bauen lassen, welche breit genug sind, dass meine Sänfte überall durchkommt.«

Diana verbeugte sich.

»Aber, Madame . . . « sagte Rémy.

»Der Herr Graf will es,« entgegnete Diana, »und meine Pflicht heischt Gehorsam.«

Rémy glaubte an einem Zeichen der jungen Frau zu erkennen, er möge seine Bemerkungen einstellen, und schwieg, wenn gleich noch ein wenig brummend.

»Sie werden mir ihn töten, und dann wird man sagen, es sei der Fehler der Medizin gewesen,« sprach er zu sich selbst.

Während dieser Zeit schickte der Herzog sich an, Méridor zu verlassen.

Er bezeugte dem Baron die größte Dankbarkeit für den Empfang, den er ihm bereitet hatte, und stieg wieder zu Pferde.

Gertrude erschien in diesem Augenblick; sie meldete ganz laut dem Herzog, bei dem Grafen zurückgehalten, könne ihre Gebieterin nicht die Ehre haben, ihm ihre Huldigung darzubringen, und ganz leise sagte sie Bussy, Diana würde am Abend abreisen.

Man brach auf.

Der Herzog war sehr schwankend in seinem Willen, und seine Launen hatten für den Augenblick wieder vollkommenen Spielraum.

Die grausame Diana verwundete ihn und vertrieb ihn aus Anjou; die lächelnde Diana war eine Lockspeise für ihn.

Da er nichts von dem Entschlusse, den der Oberstjägermeister gefasst, wusste, so dachte er den ganzen Weg entlang darüber nach, welcher Gefahr er sich preisgeben würde, wenn er zu leicht den Wünschen der Königin Mutter Folge leistete.

Bussy hatte dies vorausgesehen und rechnete sogar auf seinen Wunsch, zu bleiben.

»Höre, Bussy,« sagte der Herzog zu ihm, »ich habe nachgedacht.«

»Gut, Monseigneur, und worüber?« fragte der junge Mann.

»Dass es vernünftiger ist, wenn ich mich nicht sogleich den Gründen meiner Mutter füge.«

»Ihr habt Recht; sie hält sich bereits für eine hinreichend tiefe Politikerin.«

»Während ich, wenn ich acht Tage von ihr verlange, oder sie acht Tage hinhalte und einige Feste gebe, zu denen wir den ganzen Adel berufen, meiner Mutter zeige, wie stark wir sind.«

»Vortrefflich geurteilt, Monseigneur. Mir scheint jedoch . . . «

»Ich werde acht Tage hier bleiben,« sprach der Herzog, »und durch diesen Verzug entreiße ich meiner Mutter neue Bedingungen, das sage ich Dir.«

Bussy schien nachzudenken.

»In der Tat, Monseigneur,« rief er sodann, »entreißt Ihr die Bedingungen immerhin; doch seid darauf bedacht, dass Eure Angelegenheiten, statt aus diesem Verzug Nutzen zu ziehen, nicht darunter leiden. Der König zum Beispiel . . . «

»Nun, der König?«

»Mit Euren Absichten nicht vertraut, könnte der König in Zorn geraten; der König ist sehr reizbar . . . «

»Du hast Recht, ich sollte Jemand abschicken, um meinen Bruder in meinem Auftrag zu begrüßen und ihm meine Rückkehr zu melden; das würde mir die acht Tage geben, deren ich bedarf.«

»Ja, doch dieser Jemand läuft große Gefahr,« versetzte Bussy.
Der Herzog lächelte auf seine schlimme Weise und entgegnete:
»Nicht wahr, wenn ich meinen Entschluss ändern würde?«
»Ei! trotz des Versprechens, das Ihr Eurem Bruder geleistet, werdet Ihr Euren Entschluss ändern, wenn das Interesse Euch dazu antreibt; nicht so?«
»Bei Gott!« rief der Prinz.
»Sehr gut! und dann schickt man Euren Botschafter in die Bastille.«
»Wir werden ihn nicht von dem in Kenntnis setzen, was er überbringt, und ihm nur einen Brief geben.«
»Im Gegenteil, gebt ihm keinen Brief und setzt ihn davon in Kenntnis.«
»Dann wird Niemand diese Sendung übernehmen wollen.«
»Geht doch!«
»Du kennst einen Mann, der es tun wird?«
»Ja, ich kenne einen.«
»Wer?«
»Ich, Monseigneur.«
»Du?«
»Ja, ich liebe schwierige Unterhandlungen.«
»Bussy, mein lieber Bussy,« rief der Herzog, »wenn Du dies tust, so kannst Du auf meine ewige Dankbarkeit zählen.«
Bussy lächelte; er kannte das Maaß der Dankbarkeit, von der Seine Hoheit sprach.
Der Herzog glaubte, er zögere.
»Und ich werde Dir zehntausend Taler für Deine Reise geben,« fügte er bei.
»Oh! stille doch, Monseigneur,« sprach Bussy, »seid edelmütiger; bezahlt man denn dergleichen Dienste?«
»Also Du reisest?«
»Ich reise.«
»Nach Paris?«
»Nach Paris.«
»Und wann dies?«

»Bei Gott, wann Ihr wollt.«

»Je eher, desto besser.«

»Ja wohl.«

»Nun?«

»Diesen Abend, wenn Ihr wollt, Monseigneur.«

»Braver Bussy! lieber Bussy! Du willigst also wirklich ein?«

»Ob ich einwillige? Ihr wisst wohl, Monseigneur, dass ich für den Dienst Eurer Hoheit durch das Feuer gehen würde. Es ist abgemacht, ich reise diesen Abend. Ihr lebt lustig hier und erwischt mir von der Königin Mutter irgend eine gute Abtei.«

»Ich denke bereits daran, mein Freund.«

»Dann Gott befohlen, Monseigneur!«

»Gott befohlen, Bussy! Oh! vergiß Eines nicht.«

»Was?«

»Nimm bei meiner Mutter Abschied.«

»Ich werde die Ehre haben.«

Heiterer, flinker, leichter als ein Schüler, dem die Uhr seiner Erholungsstunde geschlagen hat, machte Bussy Catharina seinen Besuch und schickte sich sodann an, aufzubrechen, sobald ihm das Signal zur Abreise von Méridor zukommen würde.

Das Signal ließ bis am andern Morgen auf sich warten; Monsoreau hatte sich nach der Aufregung des Tages so schwach gefühlt, dass ihm selbst die Ruhe einer Nacht als nötig erschienen war.

Doch gegen sieben Uhr meldete Bussy derselbe Stallknecht, der ihm den Brief von Saint-Luc überbracht hatte, der Graf sei trotz der Tränen des alten Barons und des Widerstrebens von Rémy nach Paris in einer Sänfte abgereist, welche Diana, Rémy und Gertrude zu Pferde geleiteten.

Diese Sänfte wurde von acht Männern getragen, die von Stunde zu Stunde abgelöst werden sollten.

Bussy wartete nur auf diese Nachricht; er schwang sich auch sogleich auf ein seit dem Abend vorher gesatteltes Pferd und schlug denselben Weg ein.

Fünftes Kapitel.

In welcher Stimmung König Heinrich III. war, als Herr von Saint-Luc wieder am Hofe erschien.

Seit der Abreise von Catharina dachte der König, wie groß auch sein Vertrauen zu dem Botschafter war, den er nach Anjou geschickt hatte, nur daran, sich gegen die Unternehmungen und Versuche seines Bruders zu waffnen.

Er kannte aus Erfahrung den Geist seines Hauses, er wusste Alles, was ein Kronprätendent, das heißt der neue Mann gegen den legitimen Besitzer, gegen den ärgerlichen und vorhergesehenen Mann, vermag.

Er belustigte sich, oder er langweilte sich vielmehr wie Tiber, indem er mit Chicot Ächtungslisten entwarf, in die man alle diejenigen in alphabetischer Ordnung eintrug, welche nicht großen Eifer im Beitritte zu seiner Partei zeigten.

Diese Listen wurden jeden Tag länger.

Und bei dem S und dem L, nämlich eher zweimal als einmal, schrieb der König jeden Tag den Namen von Herrn von Saint-Luc.

Der Zorn des Königs gegen seinen ehemaligen Liebling wurde indessen durch die Kommentare des Hofes, durch die treulosen Einflüsterungen der Höflinge und durch die bitteren Klagen und Anschuldigungen wegen der Flucht nach Anjou des Gatten von Jeanne von Cossé gut unterhalten, denn diese Flucht war ein Verrat seit dem Tage, wo der Herzog, selbst fliehend, seinen Lauf nach dieser Provinz gerichtet hatte.

Musste Saint-Luc nicht in der Tat, nach Méridor fliehend, als der Fourier des Herrn Herzogs von Anjou, der die Wohnungen des Prinzen in Angers in Bereitschaft halten lassen sollte, betrachtet werden? Mitten unter dieser Unruhe, unter dieser Bewegung war Chicot, der die Mignons aufforderte, ihre Dolche und Raufdegen zu schärfen, um die Feinde Seiner Allerchristlichsten Majestät zu zerhauen und zu zerstechen, war Chicot, sagen wir, herrlich anzuschauen.

Um so herrlicher anzuschauen, als Chicot, während er das

Aussehen hatte, als spielte er die Rolle des Wichtigtuers, in der Tat eine viel ernstere Rolle spielte. Chicot brachte ganz allmählich und gleichsam Mann für Mann eine Armee für den Dienst seines Herrn auf die Beine.

Plötzlich eines Nachmittags, während der König mit der Königin speiste, deren Gesellschaft er bei jeder politischen Gefahr beharrlicher kultivierte, und an die er sich durch die Abreise von Franz natürlich auch wieder anschloss, trat Chicot, den Holzpuppen ähnlich, die man mit Hilfe eines Fadens auseinander zieht, mit ausgestreckten Armen und gespreizten Beinen ein.

»Uff!« sagte er, sich vor Heinrich stellend.

»Was?« fragte der König.

»Herr von Saint-Luc,« antwortete Chicot.«

»Herr von Saint-Luc?« rief Seine Majestät.

»Ja.«

»In Paris?«

»Ja.«

»Im Louvre?«

»Ja.«

Auf diese dreifache Bejahung stand der König ganz rot und zitternd vom Tische auf.

Es wäre schwer gewesen, anzugeben, welches Gefühl ihn belebte.

»Verzeiht,« sagte er zur Königin, seinen Schnurrbart abwischend und seine Serviette auf den Stuhl werfend, »doch das sind Staatsangelegenheiten, welche die Frauen nichts angehen.«

»Ja,« sprach Chicot mit verstärkter Stimme, »das sind Staatsangelegenheiten.«

Die Königin wollte von der Tafel aufstehen, um ihrem Gemahl den Platz zu überlassen.

»Nein, Madame,« sprach Heinrich, »bleibt, wenn es Euch beliebt, ich will in mein Kabinett gehen.«

»Oh! Sire,« sagte die Königin mit der zärtlichen Teilnahme, welche sie beständig für ihren undankbaren Gemahl hegte, »ich bitte Euch, geratet nicht in Zorn.«

»Gott wolle es verhüten,« antwortete Heinrich, ohne zu

bemerken, wie Chicot mit einer verschmitzten Miene seinen Schnurrbart drehte.

Heinrich verließ rasch das Zimmer, Chicot folgte ihm.

Sobald er außen war, fragte Heinrich mit bewegter Stimme:

»Was will der Verräter hier?«

»Wer weiß?« versetzte Chicot.

»Ich bin fest überzeugt, er kommt als Abgeordneter der Stände von Anjou. Er kommt als Botschafter von meinem Bruder, denn so geht es bei Rebellionen; es sind trübe, kotige Wasser, in denen die Empörer alle Arten von Vorteilen fischen, die, wenn auch Anfangs schmutzig, provisorisch und scheinbar widerruflich, am Ende doch höchst ersprießlich, fest und unerschütterlich werden. Dieser hat die Rebellion gerochen und sich einen Geleitbrief daraus gemacht, um hierher zu kommen und mich zu verletzen.«

»Wer weiß?« sagte Chicot.

Der König sah den lakonischen Menschen an und sprach, beständig mit einem ungleichen Schritte, der seine Aufregung offenbarte, durch die Galerie forteilend:

»Es kann auch sein, dass er zurückkommt, um von mir seine Güter zu verlangen, deren Einkünfte ich zurückbehalte, was vielleicht ein wenig widerrechtlich sein dürfte, insofern er kein qualifiziertes Verbrechen begangen hat . . . wie?«

»Wer weiß?« fuhr Chicot fort.

»Ah!« rief der König, »Du wiederholst immer dasselbe, wie mein Papagei; Tod meines Lebens! Du machst mich endlich mit Deinem ewigen: Wer weiß? ungeduldig.«

»Ei, alle Teufel! hältst Du Dich denn für sehr belustigend mit Deinem ewigen Fragen?«

»Man antwortet doch wenigstens etwas.«

»Und was soll ich denn antworten? Hältst Du mich zufällig für das Fatum der Alten; hältst Du mich für Jupiter, für Apollo, oder für Manto? Ei! Du machst mich selbst mit Deinen albernem Vermutungen ungeduldig.«

»Herr Chicot . . . «

»Ferner, mein Herr Heinrich?«

»Chicot, mein Freund, Du siehst meinen Schmerz und lässt

mich hart an.«

»Habe keinen Schmerz, Mord und Tod!«

»Aber die ganze Welt verrät mich.«

»Wer weiß? alle Götter! wer weiß!«

In Mutmaßungen sich verlierend, ging Heinrich in sein Kabinett hinab, wo sich auf die seltsame Nachricht von der Rückkehr von Saint-Luc bereits alle Vertraute des Louvre versammelt hatten; unter ihnen, oder an der Spitze derselben glänzte Crillon, das Auge in Feuer, die Nase rot, und den Schnurrbart empor stehend wie ein Hetzhund, der einen Kampf begehrt.

Saint-Luc stand mitten unter diesen drohenden Gesichtern; er fühlte um sich her den Zorn und die Entrüstung Aller brausen, kümmerte sich aber nicht im Geringsten darum. Seltsamer Weise hatte er seine Frau mitgebracht und auf ein Tabouret am Geländer des Bettes sitzen lassen.

Er selbst stützte die Faust auf seine Hüfte und schaute die Neugierigen und die Unverschämten mit demselben Blicke an, mit dem sie ihn anschauten.

Aus Rücksicht für die junge Frau hatten sich einige von den vornehmen Herrn, trotz ihrer Lust, Saint-Luc mit dem Ellenbogen zu stoßen, zurückgestellt und schwiegen, obgleich es ihr Wunsch war, ein paar unangenehme Worte an ihn zu richten.

In diesem leeren Raume und in diesem Stillschweigen bewegte sich der Exgünstling.

Bescheiden in ihren Reisemantel gehüllt, wartete Jeanne mit niedergeschlagenen Augen.

Stolz in seinen Mantel drapiert, wartete Saint-Luc in einer Haltung, welche die Herausforderung mehr hervorzurufen, als zu fürchten schien.

Die Anwesenden endlich warteten, um herauszufordern und um zu erfahren, warum Saint-Luc an diesen Hof zurückkam, wo ihn Jeder, begierig einen Teil von seiner ehemaligen Gunst an sich zu reißen, sehr unnütz fand.

Mit einem Worte, die Erwartung war, wie man sieht, groß, als der König erschien.

Heinrich trat ein, ganz bewegt, ganz damit beschäftigt, sich selbst aufzuregen: dieses beständige Aufblasen bildet

meistenteils das, was man bei den Fürsten die Würde nennt.

Er trat ein, gefolgt von Chicot, welcher die ruhige, würdige Miene angenommen hatte, die ein König von Frankreich hätte annehmen sollen, und die Haltung von Saint-Luc betrachtete, was Heinrich III. ganz zuerst hätte tun müssen.

»Ah! mein Herr, Ihr hier!« rief sogleich der König, ohne auf diejenigen, welche ihn umgaben, zu merken, und hierin dem Stiere der spanischen Arena ähnlich, der in den Tausenden von Menschen nur einen beweglichen Nebel und in dem Regenbogen der Fahnen nur die rote Farbe erblickt.

»Ja, Sire,« antwortete einfach und bescheiden Saint-Luc, indem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte.

Diese Antwort fiel dem König so wenig auf, diese Haltung voll Ruhe und Ehrfurcht teilte seinem geblendeten Geiste so wenig die Gefühle einer vernünftigen Bezähmung mit, welche die Achtung vor Andern im Vereine mit der eigenen Würde rege machen muss, dass der König ohne Unterbrechung fortfuhr:

»In der Tat, Eure Gegenwart im Louvre überrascht mich auf eine ganz seltsame Weise.«

Auf diesen rohen Ausfall trat eine Totenstille um den König und seinen Günstling ein.

Es war das Schweigen, das auf dem Kampfplatz um zwei Gegner eintritt, welche eine Lebensfrage zu entscheiden im Begriffe sind.

Saint-Luc brach dieses Stillschweigen zuerst und sagte mit seiner gewöhnlichen Zierlichkeit und ohne dass er durch den königlichen Zorn im Geringsten beunruhigt zu sein schien:

»Sire, ich staune nur über Eines: darüber, dass Eure Majestät unter den Umständen, in denen sie sich befindet, mich nicht erwartet hat.«

»Damit wollt Ihr sagen, mein Herr?« versetzte Heinrich mit einem ganz königlichen Stolze sein Haupt erhebend, das bei großen Veranlassungen einen unvergleichlichen Ausdruck von Würde annahm.

»Sire,« antwortete Saint-Luc, »Eure Majestät ist einer Gefahr preisgegeben.«

»Einer Gefahr!« riefen die Höflinge.

»Ja, meine Herren, einer großen, wirklichen, ernsten Gefahr, einer Gefahr, wobei der König von dem Höchsten bis zum Niedrigsten aller derjenigen bedarf, welche ihm ergeben sind; und überzeugt, dass es bei einer Gefahr, wie bei der von mir bezeichneten, keinen schwachen Beistand gibt, komme ich, um zu den Füßen meines Königs das Anerbieten meiner untertänigen Dienste niederzulegen.«

»Ah! ah!« rief Chicot, »siehst Du, mein Sohn, ich hatte Recht, wenn ich sagte: Wer weiß?«

Heinrich III. antwortete Anfangs nicht: er schaute die Versammlung an, die Versammlung war bewegt und verletzt; doch Heinrich erkannte bald in dem Blicke der Anwesenden die Eifersucht, die sich im Grunde der meisten Herzen regte.

Er schloss daraus, dass Saint-Luc etwas getan hatte, dessen die Mehrzahl der Versammelten nicht fähig war, nämlich etwas Gutes.

Er wollte sich jedoch nicht auf den ersten Schlag ergeben und antwortete nach kurzem Stillschweigen:

»Mein Herr, Ihr habt nur Eure Pflicht erfüllt, denn Ihr seid uns Eure Dienste schuldig.«

»Alle Untertanen des Königs sind dem König ihre Dienste schuldig, ich weiß es, Sire,« sprach Saint-Luc, »doch in den gegenwärtigen Zeitläuften vergessen viele Menschen ihre Schulden zu bezahlen. Ich, Sire, komme, um die meinigen abzutragen, und fühle mich glücklich, wenn Eure Majestät die Gnade hat, mich stets unter die Zahl ihrer Schuldner zu rechnen.«

Durch diese beharrliche Sanftheit und Demut entwaffnet, machte Heinrich einen Schritt gegen Saint-Luc und sprach:

»Ihr kommt also aus keinem andern Beweggrund zurück, als aus dem von Euch genannten, Ihr kommt ohne Auftrag, ohne Botschaft, ohne Geleitbrief?«

»Sire,« antwortete lebhaft Saint-Luc, an dem Tone, in dem der König sprach, erkennend, dass in seinem Herrn Groll und Zorn erloschen waren, »Sire, ich komme ganz einfach zurück, um zurückzukommen, und zwar in größter Eile. Nun kann mich Eure Majestät in einer Stunde in die Bastille werfen, in zwei Stunden erschießen lassen; doch ich werde meine Pflicht getan haben.

Anjou steht in Flammen, die Touraine ist im Begriffe, sich zu empören, und die Guyenne erhebt sich, um ihr die Hand zu reichen. Der Herzog von Anjou bearbeitet den Westen und Süden von Frankreich.«

»Und er wird gut unterstützt, nicht wahr?« rief der König.

»Sire,« sprach Saint-Luc, der den Sinn der Worte des Königs verstand, »weder Ratschläge, noch Vorstellungen halten den Herzog auf; und Herr von Bussy, so fest er ist, vermag Euren Bruder nicht über den Schrecken zu beruhigen, den Eure Majestät ihm eingeflößt hat.«

»Ah! ah! der Rebell zittert also?« versetzte Heinrich in seinen Schnurrbart lächelnd.

»Bei Gott! das ist ein geschickter Mann,« sagte Chicot sein Kinn streichelnd.

Und den König mit dem Ellenbogen stoßend, fügte er bei:

»Geh' auf die Seite, Heinrich, dass ich Herrn von Saint-Luc die Hand drücken kann.«

Diese Bewegung erschütterte den König. Er ließ Chicot dem Ankömmling sein Kompliment machen, ging dann langsam auf seinen alten Freund zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach:

»Sei willkommen, Saint-Luc.«

»Ah! Sire, endlich finde ich also meinen viel geliebten Herrn wieder!« rief Saint-Luc, dem König die Hand küssend.

»Ja, doch ich finde Dich nicht wieder,« entgegnete Heinrich, »oder ich finde Dich wenigstens so abgemagert, mein armer Saint-Luc, dass ich Dich nicht erkannt hätte, wenn Du vorübergegangen wärst.«

Bei diesen Worten ließ sich eine weibliche Stimme hören.

»Sire,« sagte diese Stimme, »das ist der Kummer, Eurer Majestät missfallen zu haben.«

Obgleich diese Stimme sanft und ehrfurchtsvoll klang, so bebte doch Heinrich.

Diese Stimme war ihm so widrig, als Augustus der Lärm des Donners.

»Frau von Saint-Luc,« murmelte er. »Ah! es ist wahr, ich hatte es vergessen.«

Jeanne warf sich ihm zu Füßen.

»Steht auf, Madame,« sagte der König, »ich liebe Alles, was den Namen Saint-Luc trägt.«

Jeanne nahm die Hand des Königs und näherte sie ihren Lippen.

Heinrich zog sie rasch zurück.

»Vorwärts,« sprach Chicot zu der jungen Frau, »vorwärts, bekehrt den König, Ihr seid schön genug dazu.«

Doch Heinrich wandte Jeanne den Rücken, schlang seinen Arm um den Hals von Saint-Luc und ging mit ihm in seine Gemächer.

»Also der Friede ist geschlossen, Saint-Luc?« sagte er.

»Sprecht, die Gnade ist bewilligt, Sire,« antwortete der Höfling.

»Madame,« sagte Chicot zu Jeanne, welche unentschlossen zurückgeblieben war, »eine gute Frau darf ihren Gatten nicht verlassen, besonders, wenn ihr Gatte in Gefahr ist.«

Und er schob Jeanne Heinrich und Saint-Luc auf den Fersen nach.

Sechstes Kapitel.

Worin von zwei wichtigen Personen dieser Geschichte die Rede ist, welche der Leser seit einiger Zeit aus dem Blicke verloren hatte.

Es gibt eine, es gibt sogar zwei Personen dieser Geschichte, über deren Begebenheiten und Handlungen der Leser Rechenschaft von uns zu verlangen befugt ist.

Mit der Demut eines Schriftstellers vom alten Stil beeilen wir uns, den Fragen entgegenzukommen, deren Gewicht wir gar wohl fühlen.

Es handelt sich zuerst um einen ungeheuren Mönch mit dicken Augenbrauen, roten, fleischigen Lippen, großen Händen und breiten Schultern, dessen Hals täglich um so viel abnimmt, als Brust und Backen an Entwicklung gewinnen.

Es handelt sich sodann um einen sehr großen Esel, dessen Seiten sich anmutig runden und füllen.

Der Mönch wird, jeden Tag einem von zwei Balken gestützten Fasse ähnlicher.

Der Esel gleicht bereits einer Wiege getragen von vier Spinnrocken.

Der Eine bewohnt eine Zelle im Sainte-Geneviève Kloster, wo ihn die volle Gnade des Herrn heimsucht.

Der Andere bewohnt den Stall desselben Klosters, wo er ganz behaglich an einer immer vollen Raufe lebt.

Der Eine antwortet auf den Namen Gorenflot.

Der Andere sollte auf den Namen Panurgos antworten.

Beide erfreuen sich, für den Augenblick wenigstens, des günstigsten Schicksals, das je ein Esel und ein Mönch geträumt haben mögen. Die Genovever umgeben ihren Gefährten mit jeder Fürsorge und Aufmerksamkeit, und den Gottheiten dritten Ranges ähnlich, welche den Adler von Jupiter, den Pfau von Juno und die Tauben von Venus pflegten, mästen die Laienbrüder Panurgos zu Ehren seines Herrn.

Die Küche der Abtei raucht beständig; der Wein aus den berühmtesten Gegenden von Burgund fließt in die umfangreichsten Humpen. Kommt ein Missionar, der für die Verbreitung des Glaubens die entferntesten Länder bereist hat, kommt ein geheimer Legat des Papstes, um Indulgenzen von Seiner Heiligkeit zu überbringen, so zeigt man ihm den Bruder Gorenflot, dieses doppelte Musterbild der predigenden und der streitenden Kirche, diesen Mann, der das Wort handhabt, wie der heilige Lucas, und das Schwert, wie der heilige Paulus; man zeigt ihm Gorenflot in seiner ganzen Herrlichkeit, das heißt wie er gerade in einem Schmause begriffen ist: man hat einen Tisch für den heiligen Bauch von Gorenflot ausgeschnitten und man bläst sich in einem edlen Stolze auf, indem man den frommen Reisenden sehen lässt, wie Gorenflot für sich allein die Ration der acht kräftigsten Appetitmänner des Klosters verschlingt.

Und wenn der Ankömmling andächtig dieses Wunder betrachtet, so spricht der Prior, die Hände faltend und die Augen zum Himmel aufschlagend:

»Welch eine bewunderungswürdige Natur, der Bruder Gorenflot liebt die Tafel und kultiviert die Künste; Ihr seht, wie er isst! Ah! wenn Ihr die Rede gehört hättet, die er in einer gewissen Nacht gehalten hat, eine Rede, worin er das Anerbieten machte, sich für den Triumph des Glaubens zu opfern! Das ist ein Mund, der spricht, wie St. Johannes Chrysostomus, und schlingt, wie der von Gargantua.«

Es zieht indessen mitten unter dieser Herrlichkeit zuweilen eine Wolke über die Stirne von Gorenflot, das Geflügel von Mans dampft vergebens unter seiner Nase, die kleinen Austern von Flandern enthüllen vergebens ihre Umrisse in der glänzenden Muschel; die verschiedenartig geformten Flaschen bleiben unberührt, obgleich der geöffnete Hals seine Düfte entsendet: Gorenflot ist düster, Gorenflot hat keinen Hunger, Gorenflot träumt.

Dann verbreitet sich das Gerücht, der würdige Genovever sei in einer Entzückung, wie der heilige Franz, oder in einer Ohnmacht, wie die heilige Theresa, und die Bewunderung verdoppelt sich.

Es ist nicht mehr ein Mönch, es ist ein Heiliger? es ist nicht mehr ein Heiliger, sondern ein Halbgott. Einige gehen sogar so

weit, dass sie behaupten, es sei ein vollkommener Gott.

»Stille!« murmelt man, »stören wir den Traum des Bruder Gorenflot nicht.«

Und man entfernt sich ehrfurchtsvoll.

Der Prior allein erwartet den Augenblick, wo Bruder Gorenflot irgend ein Lebenszeichen von sich gibt, nähert sich dem Mönche, nimmt ihn freundlich bei der Hand und befragt ihn ehrerbietig.

Gorenflot erhebt das Haupt und schaut den Prior mit verdutzten Augen an.

Er kommt aus einer andern Welt.

»Was machtet Ihr, mein würdiger Bruder?« fragt der Prior.

»Ich?« spricht Gorenflot.

»Ja, Ihr. Ihr machtet etwas.«

»Ja, mein Vater, ich entwarf eine Rede.«

»In der Art von derjenigen, welche Ihr so mutig in der Nacht der heiligen Ligue gehalten habt?«

So oft man ihm von dieser Rede spricht, beklagt Gorenflot seine Schwäche.

»Ja,« sagt er, einen Seufzer ausstoßend, »in derselben Art. Oh! welch ein Unglück, dass ich sie nicht aufgeschrieben habe.«

»Bedarf ein Mann, wie Ihr, des Aufschreibens, mein lieber Bruder? Nein, er spricht aus Eingebung er öffnet den Mund, und da das Wort Gottes in ihm ist, so fließt das Wort Gottes von seinen Lippen.«

»Ihr glaubt?« versetzt Gorenflot.

»Glücklich, der da zweifelt,« antwortet der Prior.

Gorenflot, der die Notwendigkeit seiner Stellung begreift und durch die Vorgänge gebunden ist, sinnt wirklich hie und da auf eine Rede. Marcus Tullius, Cäsar, St. Gregor, St. Augustin, St. Hieronymus und Tertullian zum Trotze beginnt die Wiedergeburt der heiligen Beredsamkeit mit Gorenflot. *Rerum novus ordo nascitur.*

Von Zeit zu Zeit, am Ende seines Mahles oder mitten unter seinen Entzückungen, erhebt sich Gorenflot und geht, als ob ein unsichtbarer Arm ihn forttrieb, geraden Weges in den Stall; hier schaut er liebevoll Panurgos an, der vor Vergnügen wiehert, und

fährt dann mit seiner gewichtigen Hand durch die reichlichen Haare, in denen seine dicken Finger völlig verschwinden. Dann ist es mehr als Vergnügen, es ist Glück, Panurgos beschränkt sich nicht mehr auf das Wiehern, er wälzt sich.

Der Prior und drei bis vier Würdenträger des Klosters geleiten ihn gewöhnlich bei diesen Gängen und überhäufen Panurgos mit Schmeicheleien und Liebkosungen aller Art: der Eine bietet ihm Kuchen, der Andere Zwieback, der Dritte Macronen, wie einst diejenigen, welche sich Pluto günstig machen wollten, Cerberus Honigfladen boten. Panurgos lässt mit sich machen, was man will, er hat einen verträglichen Charakter; überdies kommen bei ihm die Extasen nicht vor, er hat keine Predigt zu machen, keinen Ruf aufrecht zu halten, als den der Halsstarrigkeit, der Trägheit und der Üppigkeit, und so findet er, dass ihm nichts zu wünschen übrig bleibt, und dass er der Glücklichste der Esel ist.

Der Prior schaut ihn voll Rührung an und spricht:

»Einfach und sanft, das ist die Tugend der Starken.«

Gorenflot hat gelernt, dass man im Lateinischen *ita* für ja sagt; das bedient ihn vortrefflich, und auf Alles, was man zu ihm spricht, antwortet er *ita* mit einer Abgeschmacktheit, welche ihre Wirkung nie verfehlt.

Ermutigt durch diese beständige Beipflichtung sagt der Abt manchmal zu ihm:

»Ihr arbeitet zu viel, mein lieber Bruder, und das macht Euch traurig im Gemüt.«

Gorenflot aber antwortet Messire Joseph Foulon, wie Chicot zuweilen Seiner Majestät Heinrich III. antwortet.

»Wer weiß?«

»Vielleicht sind Euch unsere Speisen ein wenig zu plump,« fügt der Prior bei, »wünscht Ihr etwa, dass man eine Veränderung mit dem Bruder Koch vornehme? Ihr wisst, lieber Bruder: *Quaedam saturationes minus succedunt*.«

»*Ita*,« antwortet ewig Gorenflot, seine Zärtlichkeiten für seinen Esel verdoppelnd.

»Ihr liebkost Euren Panurgos ungemein, mein Bruder,« spricht der Prior, »sollte Euch die Reiselust wieder erfassen?«

»Oh!« antwortet Gorenflot mit einem Seufzer.

Diese Erinnerung ist es allerdings, was Gorenflot quält. Gorenflot, der Anfangs seine Verbannung aus dem Kloster als ein ungeheures Unglück betrachtet hatte, entdeckte in dieser Verbannung unaussprechliche und unbekanntere Freuden, deren Quelle die Freiheit ist. Mitten in seinem Glücke nagt ein Wurm an seinem Herzen: das Verlangen nach Freiheit, Freiheit mit Chicot, dem lustigen Genossen, mit Chicot, den er liebt, ohne genau zu wissen warum, vielleicht, weil er ihn von Zeit zu Zeit schlägt.

»Ach!« spricht schüchtern ein Mönch, der das Spiel der Gesichtszüge von Gorenflot verfolgt hat, »ich glaube, Ihr habt Recht, würdiger Prior, der Aufenthalt im Kloster ermüdet den ehrwürdigen Bruder.«

»Nicht gerade,« erwidert Gorenflot, »doch ich fühle, dass ich für ein Leben des Kampfes, für die Politik des Kreuzweges und für die Predigt vom Weichsteine geboren bin.«

Und während er diese Worte spricht, beleben sich die Augen von Gorenflot; er denkt an die Pfannkuchen von Chicot, an den Anjouwein von Meister Claude Bonhommet, an die untere Stube des Füllhornes.

Seit dem Abend der Ligue oder vielmehr seit dem Morgen des andern Tages, wo er in sein Kloster zurückgekehrt ist, hat man ihn nicht mehr hinausgelassen; seitdem der König sich zum Haupt der Union gemacht, haben die Liguisten ihre Vorsicht verdoppelt.

Gorenflot ist so einfach, dass er nicht einmal daran denkt, seine Stellung zu benützen, um sich die Pforten öffnen zu lassen. Man hat ihm gesagt: Bruder, es ist verboten, hinauszugehen, und er ist nicht hinausgegangen.

Man vermutete die innere Flamme nicht, die ihm die Glückseligkeit des Klosters so drückend machte.

Als man sah, wie seine Traurigkeit von Tag zu Tag zunahm, sagte der Prior zu ihm: »Mein sehr geliebter Bruder, Niemand muss seinen Beruf bekämpfen, der Eurige ist, für Christus zu streiten; geht also, erfüllt die Sendung, die Euch der Herr anvertraut hat, wacht indessen nur über Eurem kostbaren Leben und kommt zum großen Tage zurück.«

»Zu welchem großen Tage?« fragte Gorenflot, einzig von seiner Freude erfüllt.

»Zum Fronleichnamsfeste.«

»*Ita*,« spricht der Mönch mit einer Miene tiefen Einverständnisses, »dass ich mich jedoch auf eine christliche Weise durch Almosen inspiriere, gebt mir etwas Geld,« fügte Gorenflot bei.

Der Prior beeilte sich, eine große Börse zu holen, die er Gorenflot öffnete. Gorenflot tauchte seine breite Hand hinein.

»Ihr werdet sehen, was ich dem Kloster zurückbringe,« spricht er, indem er in die weite Tasche seiner Kutte übergehen lässt, was er aus der Börse des Priors entlehnt hat.

»Nicht wahr, Ihr habt Euren Text, mein lieber Bruder?« fragte Joseph Foulon.

»Ja, gewiss.«

»Wollt ihn mir anvertrauen?«

»Gern; doch Euch allein.«

Der Prior näherte sich Gorenflot und horchte aufmerksam.

»Hört.«

»Ich höre.«

»Der Dreschflegel, der das Korn schlägt, schlägt sich selbst,« spricht Gorenflot.

»Oh! herrlich! oh! erhaben!« ruft der Prior.

Und aus Vertrauen die Begeisterung von Messire Joseph Foulon teilend, wiederholten die Anwesenden:

»Herrlich! erhaben!«

»Und nun, mein Vater, bin ich frei?« fragte Gorenflot voll Demut.

»Ja, mein Sohn,« rief der ehrwürdige Abt, »geht und wandelt auf dem Wege des Herrn.«

Gorenflot ließ Panurgos satteln, bestieg ihn mit Hilfe von zwei kräftigen Mönchen und ritt gegen sieben Uhr Abends aus dem Kloster weg.

Es war der Tag, an welchem Saint-Luc von Méridor ankam. Die von Anjou eingelaufenen Nachrichten erhielten Paris in Bewegung.

Nachdem Gorenflot der Rue Saint-Etienne gefolgt war, wandte er sich rechts und ritt an den Jakobinern vorbei, als plötzlich Panurgos stutzte: eine kräftige Hand hatte sich auf sein Kreuz

gelegt.

»Wer da?« rief Gorenflot erschrocken.

»Gut Freund!« antwortete eine Stimme, welche Gorenflot zu erkennen glaubte.

Gorenflot hatte gute Lust, sich umzuwenden; doch wie die Seeleute, die, so oft sie sich einschiffen, ihren Fuß von Neuem an das Schwanken des Fahrzeugs gewöhnen müssen, so brauchte Gorenflot, so oft er seinen Esel bestieg, einige Zeit, um sein Gleichgewicht wieder zu erhalten.

»Was verlangt Ihr?« fragte er.

»Mein ehrwürdiger Bruder, wollt Ihr die Güte haben, mir den Weg zum Füllhorn zu zeigen?« erwiderte die Stimme.

»Alle Donner!« rief Gorenflot in der höchsten Freude, »es ist Herr Chicot in Person.«

»Ganz richtig,« antwortete der Gascogner, »ich wollte Euch im Kloster aufsuchen, mein lieber Bruder, als ich Euch herauskommen sah. Ich folgte Euch einige Zeit, aus Furcht, mich zu kompromittieren, wenn ich mit Euch sprechen würde; doch nun, da wir allein sind, seht Ihr mich vor Euch. Seid begrüßt, Kuttentmann; beim Teufel! ich finde Euch sehr mager.«

»Und ich finde, bei meiner Ehre, Herr Chicot, dass Ihr dick geworden seid.«

»Ich glaube, wir schmeicheln einander Beide.«

»Aber was habt Ihr denn, Herr Chicot, Ihr scheint schwer beladen?«

»Es ist ein Viertel von einem Dambock, das ich Seiner Majestät gestohlen habe. Wir werden es auf dem Roste braten lassen,« antwortete der Gascogner.

»Lieber Herr Chicot!« rief der Mönch, »und was habt Ihr unter dem andern Arm?«

»Es ist eine Flasche Cyperwein, durch einen König an meinen König gesandt.«

»Lasst sehen,« sprach Gorenflot.

»Es ist der Wein, den ich besonders liebe,« versetzte Chicot, seinen Mantel auf die Seite schiebend, »und Du, Bruder Mönch?«

»Oh! oh!« rief Gorenflot den doppelten Heimfall erblickend und

sich auf seinem Tiere so lustig gebärdend, dass Panurgos sich unter ihm bog, »oh! oh!«

In seiner Freude streckte der Mönch seine Arme zum Himmel empor und sang mit einer Stimme, welche die Fensterscheiben der Häuser rechts und links zittern machte, während ihn Panurgos mit seinem lah-Schreien begleitete:

Musik mit ihren Reizen all'
Erfreut doch nur des Ohres Sinn:
Es kitzelt süß, nährt aber nicht
Die Blum', des Duftes Spenderin.
Dem Himmel darf das Aug' nur nahen,
Den es so gerne möcht' umfahen;
Drum lob ich mir den Wein vor Allem,
Ihn, den man riecht und trinkt und fühlt,
Nie hat Musik und Blum' und Himmel
Mich so ergötzt, erquickt, gekühlt.

Es war das erste Mal seit beinahe einem Monat, dass Gorenflot sang.

Siebentes Kapitel.

Wie Aesculab und Mercur gar wohl in einer Person vereinigt sein können.

Lassen wir die zwei Freunde in das Gasthaus zum Füllhorn eintreten, wohin Chicot, wie man sich erinnert, den Mönch nie ohne gewisse Absichten führte, deren ernste Bedeutung Gorenflot entfernt nicht vermutete, und kehren wir zu Herrn von Monsoreau zurück, welcher den Weg von Méridor nach Paris verfolgt, und zu Bussy, der von Angers, entschlossen, denselben Weg zu machen, abgereist ist.

Es ist nicht nur für einen Reiter mit gutem Pferde nicht schwierig, Leute, welche zu Fuß gehen, einzuholen, sondern er läuft sogar eine Gefahr, die, sie zu überholen.

Dies geschah Bussy.

Man war am Ende des Monats Mai, und es herrschte eine große Hitze, besonders gegen Mittag. Herr von Monsoreau befahl auch, in einem kleinen Walde, der sich auf dem Wege fand, Halt zu machen, und da er wünschte, der Herr Herzog von Anjou möchte seine Abreise so spät als möglich erfahren, so wachte er darüber, dass alle Personen seines Gefolges ihn in die Tiefe des Gehölzes begleiteten, um die größte Sonnenhitze vorübergehen zu lassen; ein Pferd war mit Mundvorräten beladen, man konnte also einen Imbiss machen, ohne zu irgend Jemand seine Zuflucht zu nehmen.

Während dieser Zeit ritt Bussy vorüber.

Doch Bussy zog, wie man sich leicht denken kann, nicht seines Weges, ohne sich zu erkundigen, ob man nicht Pferde, Reiter und eine von Bauern getragene Sänfte gesehen hätte.

Bis zu dem Dorfe Durtal hatte er die bestimmteste und befriedigendste Auskunft erhalten; überzeugt, Diana wäre vor ihm, setzte er sein Pferd in Schritt, und erhob sich in den Steigbügeln auf dem Gipfel jedes Hügels, um in der Ferne die kleine Truppe zu erschauen, in deren Verfolgung er begriffen war. Doch wider sein Erwarten erhielt er keine Auskunft mehr; die Reisenden,

denen er begegnete, hatten Niemand gesehen, und als er die ersten Häuser von La Flèche erreichte, erlangte er die Überzeugung, dass er voraus war, statt zurück zu sein, und dass er voran ritt, statt zu folgen.

Da erinnerte er sich des kleinen Gehölzes, in das er auf seinem Wege gekommen war, und er erklärte sich das Gewieher seines Pferdes, das die Luft mit seinen dampfenden Nüstern im Augenblick seines Eintrittes befragt hatte.

Sein Entschluss war sogleich gefasst; er hielt bei der schlechtesten Schenke der Straße an und stellte sich, nachdem er, minder unruhig über sich selbst, als über sein Tier, auf dessen Stärke er sich vielleicht verlassen musste, sich versichert hatte, dass seinem Pferde nichts fehlte, und stellte sich, sagen wir, an ein Fenster, wobei er besorgt war, sich hinter einem Fetzen Leinwand zu verbergen, der als Vorhang diente.

Was Bussy, hauptsächlich zur Wahl der Schenke bestimmt hatte, war der Umstand, dass sie dem besten Gasthofe der Stadt gegenüberlag, und dass er nicht zweifelte, Monsoreau würde in diesem Gasthofe Halt machen.

Bussy hatte richtig erraten; gegen vier Uhr Nachmittags sah er einen Läufer erscheinen, der vor der Tür des Gasthofes anhielt.

Eine halbe Stunde nachher kam der Zug.

Er bestand in Hauptpersonen aus dem Grafen, der Gräfin, Rémy und Gertrude.

Aus Personen untergeordneten Ranges aus acht Trägern, die von fünf zu fünf Stunden wechselten.

Der Läufer hatte den Auftrag, die Relais von Bauern in Bereitschaft zu halten. Herr von Monsoreau war zu eifersüchtig, um nicht freigebig zu sein, und so erlitt diese Art zu reisen, so ungewöhnlich sie auch war, weder Schwierigkeit, noch Zögerung.

Die Hauptpersonen traten hinter einander in den Gasthof; Diana blieb bis zuletzt vor der Türe, und es kam Bussy vor, als schaute sie unruhig umher. Sein erster Gedanke war, sich zu zeigen; doch er hatte den Mut, sich zu bewältigen: eine Unvorsichtigkeit hätte ihn zu Grunde gerichtet.

Es kam die Nacht; Bussy hoffte, Rémy würde während der Nacht ausgehen, oder es würde Diana an einem Fenster

erscheinen. Er hüllte sich in seinen Mantel und stellte sich als Schildwache auf die Straße.

Er wartete so bis um neun Uhr Abends; um neun Uhr kam der Läufer heraus.

Fünf Minuten nachher näherten sich acht Männer der Türe: vier traten in den Gasthof.

»Sollten sie bei Nacht reisen?« sagte Bussy zu sich selbst, »das wäre ein vortrefflicher Gedanke von Herrn von Monsoreau.«

Es unterstützte wirklich Alles diese Vermutung. Die Nacht war mild, der Himmel ganz mit Sternen besät, und einer von jenen sanften Winden, die der Hauch der verjüngten Erde zu sein scheinen, durchzog liebkosend und mit Wohlgerüchen geschwängert die Luft.

Die Sänfte kam zuerst heraus, dann erschienen Diana, Rémy und Gertrude zu Pferde.

Diana schaute abermals aufmerksam umher; doch während sie schaute, rief sie der Graf, und sie war genötigt, zur Sänfte zurückzukehren.

Die vier Männer vom Relais zündeten Fackeln an und marschierten auf beiden Seiten der Straße.

»Schön,« sagte Bussy, »hätte ich selbst die Einzelheiten dieses Marsches befohlen, ich würde es nicht besser gemacht haben.«

Und er kehrte in seine Schenke zurück, sattelte sein Pferd und folgte dem Zuge.

Diesmal war es nicht möglich, sich in der Straße zu täuschen oder den Zug aus dem Gesicht zu verlieren: die Fackeln deuteten klar den Weg an, den er machte.

Monsoreau ließ Diana nicht einen Augenblick sich von seiner Seite entfernen.

Er plauderte mit ihr oder er schalt sie vielmehr. Der Besuch im Treibhaus diente als Text zu unerschöpflichen Kommentaren und zu einer Menge von giftigen Fragen.

Rémy und Gertrude schmolten mit einander, oder Rémy träumte vielmehr und Gertrude schmolte mit Rémy.

Die Ursache ihres Verdrusses war leicht zu erklären. Rémy sah keine Notwendigkeit mehr, in Gertrude verliebt zu sein, seitdem Diana in Bussy verliebt war.

Der Zug rückte also, während die Einen stritten und die Andern schmollten, auf der Straße fort, als Bussy, der der Kavalkade in einer gewissen Entfernung von dem Bereiche des Blickes folgte, um Rémy auf seine Gegenwart aufmerksam zu machen, in ein Pfeifchen stieß, mit dem er seine Diener im Hotel der Rue de Grenelle-Saint-Honoré zu rufen pflegte.

Der Ton war schrill und vibrierend. Dieser Ton erklang von einem Ende des Hauses zum andern und machte Tiere und Menschen herbeilaufen.

Wir sagen Tiere und Menschen, weil Bussy, wie alle starke Männer, einen Gefallen daran fand, streitsüchtige Hunde, unzählbare Pferde und wilde Falken zu dressieren.

Bei dem Tone des Pfeifchens aber bebten die Hunde in ihren Häusern, die Pferde in ihren Ställen, die Falken auf ihren Stangen.

Rémy erkannte ihn auf der Stelle.

Diana zitterte und schaute den jungen Mann an, der ein bestätigendes Zeichen machte.

Dann ritt er auf ihre linke Seite und sagte ganz leise zu ihr: »Er ist es.«

»Was gibt es?« fragte Monsoreau, »und wer spricht mit Euch, Madame?«

»Mit mir? Niemand, mein Herr.«

»Doch, doch; ein Schatten hat sich zu Euch bewegt und ich habe eine Stimme gehört.«

»Diese Stimme,« sprach Diana, »ist die von Herrn Rémy. Seid Ihr auch auf Herrn Rémy eifersüchtig?«

»Nein; aber ich höre gern laut sprechen, das zerstreut mich.«

»Es gibt jedoch Dinge, die man nicht vor dem Herrn Grafen sagen kann,« sprach Gertrude, ihrer Gebieterin zu Hilfe kommend.

»Warum dies?«

»Aus zwei Gründen.«

»Lass sie hören.«

»Einmal, weil man Dinge sagen kann, welche den Herrn Grafen nicht interessieren, oder Dinge, die denselben zu sehr

interessieren.«

»Und von welcher Art waren die Dinge, welche Herr Rémy Madame so eben gesagt hat?«

»Von der Art derjenigen, welche den Herrn Grafen zu sehr interessieren.«

»Was sagte Euch Rémy, Madame? ich will es wissen.«

»Ich sagte, Herr Graf, wenn Ihr Euch so zerarbeitet, so werdet Ihr tot sein, ehe Ihr den dritten Teil des Weges zurückgelegt habt.«

Bei dem düsteren Schimmer der Fackeln konnte man sehen, wie das Gesicht des Grafen leichenblass wurde.

Diana schwieg zitternd und nachdenkend.

»Er erwartet Euch hinten,« sprach mit kaum verständlicher Stimme Rémy zu Diana, »hemmt ein wenig den Gang Eures Pferdes, er wird Euch einholen.«

Rémy hatte so leise gesprochen, dass Monsoreau nur ein Gemurmel hörte; er strengte sich gewaltig an, warf seinen Kopf zurück und sah, dass Diana ihm folgte.

»Noch eine solche Bewegung, Herr Graf, und ich stehe nicht für die Blutung,« sagte Rémy.

Diana war seit einiger Zeit mutig geworden. Mit ihrer Liebe war die Kühnheit entstanden, welche jede wahrhaft verliebte Frau gewöhnlich über die Grenzen der Klugheit treibt; sie wandte ihr Pferd um und wartete.

In demselben Augenblick stieg Rémy ab, gab seinen Zügel Gertrude zu halten und näherte sich der Sänfte, um den Kranken zu beschäftigen.

»Reicht mir den Puls,« sagte er, »ich wette, wir haben das Fieber.«

Fünf Sekunden nachher war Bussy an der Seite von Diana.

Die zwei jungen Leute hatten nicht nötig, mit einander zu sprechen, um sich zu verstehen; sie hielten sich einander einige Augenblicke lang in süßer Umarmung.

»Siehst Du,« sagte Bussy zuerst das Stillschweigen unterbrechend, »Du reisest, und ich folge Dir.«

»Oh! wie schön werden meine Tage, wie lieblich werden meine

Nächte sein, Bussy, wenn ich Dich beständig in meiner Nähe weiß!«

»Doch bei Tag wird er uns sehen.«

»Nein, Du folgst uns von ferne, und ich allein sehe Dich, mein Louis. An der Biegung der Straßen, auf den Gipfeln der Hügel werden die wallenden Federn Deines Hutes, die Stickerei Deines Mantels, Dein flatterndes Sacktuch in Deinem Namen zu mir sprechen, und Alles wird mir sagen, dass Du mich liebst. Wenn ich in dem Augenblick, wo der Tag sich neigt, oder der blaue Nebel sich in die Ebene senkt, Deine süße Gestalt, mir den Abendkuss zusendend, sich verbeugen sehe, so bin ich glücklich, sehr glücklich.«

»Sprich, sprich immerhin, meine geliebte Diana, denn Du weißt nicht, wie viel Harmonie und Wohlklang in Deiner sanften Stimme liegt.«

»Und wenn wir bei Nacht marschieren, und das wird oft geschehen, denn Rémy hat ihm gesagt, die Frische der Nacht sei seinen Wunden zuträglich, so werde ich von Zeit zu Zeit wie heute zurückbleiben, so kann ich Dich von Zeit zu Zeit in meine Arme schließen und Dir in einem raschen Händedruck Alles sagen, was ich im Verlaufe des Tages von Dir gedacht habe.«

»Oh! wie liebe ich Dich!« flüsterte Bussy.

»Siehst Du,« sprach Diana, »ich glaube, unsere Seelen sind nun so eng verbunden, dass wir, selbst in einer Entfernung von einander, selbst ohne uns zu sprechen, selbst ohne uns zu sehen, durch den Gedanken glücklich sind.«

»Oh ja! doch, Dich sehen, Dich in meine Arme schließen, o Diana! Diana!« Und die zwei Pferde berührten sich und spielten mit einander, ihre mit Silber besetzten Zäume schüttelnd, während die Liebenden sich umschlossen und die Welt vergaßen.

Plötzlich erscholl eine Stimme, die Beide beben machte, Diana vor Angst, Bussy vor Zorn.

»Frau Diana, wo seid Ihr? Frau Diana, antwortet,« rief die Stimme.

Dieser Ruf durchdrang die Luft wie eine Totenbeschwörung.

»Oh! er ist es! er ist es! Ich hatte ihn vergessen,« murmelte Diana. »Er ist es! ich träumte! O süßer Traum! furchtbares

Erwachen!«

»Höre!« rief Bussy, »höre, Diana, wir sind nun vereinigt. Sprich ein Wort, und nichts vermag mehr Dich mir zu entreißen. Diana, lass uns fliehen. Schau', wer hindert uns zu fliehen? Vor uns der weite Raum, das Glück, die Freiheit! Ein Wort, und wir enteilen! ein Wort, und für ihn verloren, gehörst Du auf ewig mir.«

Und der junge Mann hielt sie sanft zurück.

»Doch mein Vater?« entgegnete Diana.

»Wenn Dein Vater erfährt, dass ich Dich liebe . . . «

»Oh! ein Vater! was sagst Du da?«

Dieses einzige Wort machte, dass Bussy in sich selbst zurückkehrte.

»Nichts durch Gewalt, teure Diana,« sagte er, »befiehl, und ich werde gehorchen.«

»Höre,« sprach Diana, die Hand ausstreckend, »unsere Bestimmung ist dort; seien wir stärker als der Dämon, der uns verfolgt; fürchte nichts, und Du wirst sehen, ob ich zu lieben weiß.«

»Mein Gott, wir müssen uns also trennen!« murmelte Bussy.

»Gräfin! Gräfin!« rief die Stimme, »antwortet, oder ich springe von dieser höllischen Sänfte herab, und sollte ich dabei des Todes sein.«

»Gott befohlen,« sprach Diana, »lebe wohl; er würde es machen, wie er sagt, er würde sich töten.«

»Und Du beklagst ihn!«

»Eifersüchtiger!« versetzte Diana mit einem anbetungswürdigen Ausdrucke und einem entzückenden Lächeln.

Und Bussy ließ sie ziehen.

Mit zwei Sprüngen war Diana zu der Sänfte zurückgekehrt: sie fand den Grafen halb ohnmächtig.

»Haltet!« murmelte der Graf, »haltet!«

»Alle Gewitter! haltet nicht! er ist ein Narr; will er sich töten, so mag er sich töten.«

Und die Sänfte ging immer weiter.

»Nach was schreit Ihr denn?« sagte Gertrude, »Madame ist hier an meiner Seite, kommt, Madame, und antwortet ihm; der

Herr Graf hat sicherlich das Delirium.«

Diana ritt ohne ein Wort zu sprechen in den Lichtkreis, den die Fackeln verbreiteten.

»Oh!« machte Monsoreau ganz erschöpft, wo wart Ihr denn?«

»Wo soll ich denn sein, wenn nicht hinter Euch.«

»An meiner Seite, Madame, an meiner Seite; verlasst mich nicht.«

Diana hatte keinen Grund mehr, zurückzubleiben: sie wusste, dass Bussy folgte. Wäre die Nacht durch einen Mondstrahl beleuchtet gewesen, so hätte sie ihn sehen können.

Man kam bei dem Halte an. Monsoreau ruhte ein paar Stunden aus und wollte dann wieder abreisen. Es drängte ihn nicht, nach Paris zu kommen, sondern sich von Angers zu entfernen.

Die von uns erzählte Szene wiederholte sich von Zeit zu Zeit.

Rémy sagte ganz leise:

»Er mag vor Wut ersticken, und die Ehre des Arztes ist gerettet.«

Doch Monsoreau starb nicht: er kam im Gegenteil nach Verlauf von zehn Tagen in Paris an, und es ging merklich besser bei ihm.

Es war entschieden ein sehr geschickter Mann, dieser Rémy, geschickter, als er es selbst wollte.

Während der zehn Tage, welche die Reise gedauert, hatte Diana, durch die Macht ihrer Zärtlichkeit den ganzen gewaltigen Stolz von Bussy gebrochen.

Sie nahm ihm das Versprechen ab, sich bei Monsoreau einzufinden und die Freundschaft, die er ihm bezeugte, auszubeuten.

Der Vorwand zum Besuche war einfach: die Gesundheit des Grafen.

Rémy pflegte den Mann und händigte der Frau die Billetts ein.

»Aesculap und Mercur,« sprach Rémy: »meine Ämter häufen sich.«

Achtes Kapitel.

Wie der Botschafter des Herzogs von Anjou in Paris ankam, und von der Aufnahme, die ihm zu Teil wurde.

Man sah indessen weder Catharina, noch den Herzog von Anjou wieder im Louvre erscheinen, und die Kunde von einer Zwistigkeit der zwei Brüder verbreitete sich immer mehr und erlangte von Tag zu Tag mehr Gewicht.

Der König hatte keinen Boten von seiner Mutter erhalten, und statt gemäß dem Sprichwort: Keine Nachrichten, gute Nachrichten, zu schließen, sagte er sich im Gegenteil, den Kopf schüttelnd:

»Keine Nachrichten, schlimme Nachrichten.«

Und die Mignons fügten bei:

»*Schlecht beraten*, wird Franz seine Mutter zurückbehalten haben.«

Schlecht beraten . . . darauf beschränkte sich in der Tat die ganze Politik dieser sonderbaren Regierung und der drei vorhergehenden.

Schlecht beraten war Karl IX., als er die Bartholomäusnacht, wenn nicht befahl, doch wenigstens gestattete. Schlecht beraten war Franz II., als er das Blutbad von Amboise befahl. Schlecht beraten war Heinrich II., der Vater dieser ganzen verkehrten Race, als er so viele Ketzer und Aufrührer verbrennen ließ, ehe er von Montgomery getötet wurde, der selbst wieder, wie man sagt, schlecht beraten war, als der Splitter seiner Lanze so ungeschickt in das Helmvisier seines Königs drang.

Man wagt es nicht, einem König zu sagen:

»Euer Bruder hat schlimmes Blut in seinen Adern, er sucht Euch, wie es in Eurer Familie gebräuchlich ist, zu entthronen oder zu vergiften, er will Euch tun, was Ihr Eurem älteren Bruder getan habt, was Euer älterer Bruder dem seinigen getan, was Eure Mutter Euch Alle einander tun gelehrt hat.«

Nein, ein König jener Zeit besonders, ein König des

sechzehnten Jahrhunderts hätte diese Bemerkungen als Beleidigungen aufgenommen, denn ein König war zu jener Zeit ein Mensch, und die Zivilisation allein konnte daraus ein Faksimile von Gott, wie Ludwig XIV. oder eine nicht verantwortliche Mythe, wie — einen konstitutionellen König machen.

Die Mignons sagten also zu Heinrich III.:

»Sire, Euer Bruder ist schlecht beraten.«

Und da nur eine einzige Person zugleich die Macht und den Geist hatte, Franz zu beraten, so erhob sich der Sturm gegen Bussy jeden Tag wütender und dem Ausbruche näher.

In den öffentlichen Beratungen war man eben beschäftigt, Mittel zur Einschüchterung zu finden, und in den geheimen Beratungen, Mittel zur Vertilgung zu suchen, als die Nachricht eintraf, Monseigneur der Herzog von Anjou schicke einen Botschafter.

Wie kam diese Nachricht an? durch wen kam sie? wer brachte sie? wer verbreitete sie? Es wäre gleich leicht, zu sagen, wie sich die Wirbelwinde in der Luft, die Staubwirbel im Felde, die Gerüchtewirbel in den Städten erheben.

Es gibt einen Dämon, der gewissen Nachrichten Flügel ansetzt und sie wie Adler in den Raum loslässt.

Als die von uns erwähnte Kunde im Louvre ankam, entstand ein allgemeiner Brand. Der König wurde bleich vor Zorn, und die Höflinge machten sich, wie gewöhnlich die Leidenschaft des Herrn übertreibend, leichenfarbig.

Man schwor. Es wäre schwer zu sagen, was man Alles schwor, aber man schwor unter Anderem:

Wenn dieser Botschafter ein Greis wäre, so sollte er mit Schimpf und Schande behandelt, geprellt und in die Bastille geworfen werden.

Wäre es ein junger Mann, so sollte er gespalten, durchbohrt und in kleine Stücke zerhackt werden, die man in alle Provinzen von Frankreich als Muster des königlichen Zornes schicken würde.

Und die Mignons nahmen ihrer Gewohnheit gemäß Lektionen im Fechten, putzten ihre Raufdegen und übten ihre Dolche an den Wänden.

Chicot ließ seinen Degen in der Scheide, seinen Dolch im

Gürtel, und versank in tiefes Nachdenken.

Als der König Chicot nachdenken sah, erinnerte er sich, dass Chicot eines Tags bei einem schwierigen Punkte, der sich seitdem aufgeklärt, der Meinung der Königin Mutter gewesen war, welche Recht gehabt hatte.

Er begriff also, dass in Chicot die Weisheit des Königreichs lag, und befragte Chicot.

»Sire,« antwortete dieser, nachdem er reiflich nachgedacht hatte, »entweder schickt Euch der Herzog von Anjou einen Botschafter, oder er schickt Euch keinen.«

»Bei Gott!« rief der König, »es war schon der Mühe wert, Dir den Kopf zu zerbrechen, um dieses schöne Dilemma zu finden.«

»Geduld, Geduld, wie in der Sprache von Macchiavelli Eure erhabene Mutter sagt, welche Gott erhalten wolle, Geduld!«

»Du siehst, dass ich habe, da ich Dich anhöre.«

»Schickt er Euch einen Botschafter, so glaubt er es tun zu können; wenn er es tun zu können glaubt, er, der die Klugheit selbst ist, so geschieht es, weil er sich stark fühlt; wenn er sich stark fühlt, so muss man ihn schonen; respektieren wir die Mächte, hintergehen wir sie, aber spielen wir nicht mit ihnen; empfangen wir ihren Botschafter und äußern wir alle mögliche Freude über seinen Anblick. Das verpflichtet zu nichts, Ihr wisst, wie Euer Bruder den guten Admiral Coligny umarmte, der als Botschafter von den Hugenotten erschien, welche sich auch für eine Macht hielten.«

»Du billigst also die Politik meines Bruders Karl IX.?«

»Nein, missversteht mich nicht, ich führe eine Tatsache an und füge bei: wenn wir später Gelegenheit finden, nicht einem armen Teufel von Wappenherold, von Abgesandten, von Beauftragten oder Botschafter zu schaden, wenn wir später Gelegenheit finden, den Herrn, den Urheber, das Haupt, den erhabenen und hochverehrten Prinzen, Monseigneur, den Herzog von Anjou, den wahren, einzigen und alleinigen Schuldigen, wohlverstanden mit den drei Guisen, am Kragen zu nehmen und in einem Schlosse einzusperren, das sicherer ist, als der Louvre, oh! Sire, dann wollen wir es tun.«

»Dieses Vorspiel gefällt mir,« sagte Heinrich III.

»Pest! Du bist nicht edel, mein Sohn. Ich fahre also fort.«

»Immer zu.«

»Wenn er aber keinen Botschafter schickt, warum alle Deine Freunde blöken lassen?«

»Blöken!«

»Du begreifst, ich würde sagen, brüllen, wenn man sie möglicher Weise für Löwen halten könnte. Ich sage blöken . . . weil . . . höre, Heinrich, es macht einem in der Tat übel, wenn man sieht, wie alle diese Bursche, welche bärtiger sind, als die Affen Deiner Menagerie, wie kleine Jungen Gespenster spielen und den Leuten bange machen wollen, indem sie: hu! hu! schreien . . . abgesehen davon, dass sie, wenn der Herzog Niemand schickt, glauben werden, es geschehe ihretwegen, und dann meinen, sie seien ganze Leute.«

»Chicot, Du vergisst, dass die Personen, von denen Du sprichst, meine Freunde, meine einzigen Freunde sind.«

»Soll ich Dir tausend Taler abgewinnen, mein König?«

»Sprich.«

»Wette, dass diese Leute unter jeder Probe, unter jeder Versuchung treu bleiben werden, und ich wette, dass drei Vierteile von ihnen bis morgen Abend mit Leib und Seele mir gehören.«

Die Festigkeit, mit der Chicot sprach, brachte Heinrich III. zum Nachdenken. Er antwortete nicht.

»Sieh, nun träumst Du ebenfalls, nun drückst Du Deine reizende Faust an Deinen hübschen Kinnbacken,« sagte Chicot. »Du bist stärker, als ich glaubte, mein Sohn, denn Du riechst nun die Wahrheit.«

»Was rätst Du mir also?«

»Ich rate Dir, zu warten, mein König. Die Hälfte der Weisheit des Königs Salomo ist in diesem Worte enthalten. Kommt ein Botschafter, so mache eine gute Miene. Kommt Niemand, so mache, was Du willst; aber gehe wenigstens schonend mit Deinem Bruder um, den Du, glaube mir, nicht diesen Burschen opfern musst. Er ist, Gott stehe mir bei, ein großer Schuft, das weiß ich wohl, doch er ist ein Valois. Töte ihn, wenn es Dir zusagt; aber für die Ehre Deines Namens erniedrige ihn nicht, das ist eine Aufgabe, mit der er sich ziemlich vorteilhaft selbst beschäftigt.«

»Das ist wahr, Chicot.«

»Abermals eine Lektion, die Du mir zu verdanken hast; zum Glücke rechnen wir nicht mehr. Nun lass mich schlafen, Heinrich; ich habe mich vor acht Tagen genötigt gesehen, einen Mönch voll zu machen, und wenn ich solche Kraftstücke ausführe, so bin ich auf eine ganze Woche berauscht.«

»Einen Mönch? etwa den guten Genovever, dessen Du bei mir erwähntest?«

»Ganz richtig. Du hast ihm eine Abtei versprochen.«

»Ich?«

»Bei Gott! das ist das Wenigste, was Du für ihn tun kannst, nach dem, was er für Dich getan hat.«

»Er ist mir also immer noch ergeben?«

»Er betet Dich an. Doch höre, mein Sohn . . . «

»Was?«

»In drei Wochen ist das Fronleichnamfest.«

»Nun?«

»Ich hoffe, Du wirst uns für eine hübsche kleine Prozession sorgen.«

»Ich bin der Allerchristlichste König, und es ist meine Pflicht, meinem Volke das Beispiel der Religion zu geben.«

»Und Du wirst wie gewöhnlich Deine Stationen in den vier großen Klöstern von Paris machen.«

»Wie gewöhnlich.«

»Nicht wahr, darunter ist die Sainte-Geneviève Abtei?«

»Allerdings, es ist das zweite Kloster, in das ich mich zu begeben gedenke.«

»Gut.«

»Warum fragst Du mich?«

»Aus keinem besonderen Grunde. Ich bin nur neugierig. Nun weiß ich, was ich wissen will. Guten Abend, Heinrich.«

In diesem Augenblick, und als sich Chicot auf das Bequemste einrichtete, um einen guten Schlaf zu machen, hörte man ein gewaltiges Geräusch im Louvre.

»Was für ein Lärmen ist das?« fragte der König.

»Oh! wehe,« rief Chicot, »es steht geschrieben, dass ich nicht

schlafen soll, Heinrich.«

»Nun?«

»Mein Sohn, miete mir ein Zimmer in der Stadt oder ich verlasse Deinen Dienst; bei meinem Ehrenwort, der Louvre wird unbewohnbar.«

In diesem Augenblick trat der Kapitän der Gardes mit sehr bestürzter Miene ein.

»Was gibt es?« fragte der König.

»Sire,« antwortete der Kapitän, »der Abgesandte des Herrn Herzogs von Anjou steigt im Louvre ab.«

»Mit einem Gefolge?«

»Nein, ganz allein.«

»Dann muss man ihn doppelt gut empfangen, Heinrich, denn es ist ein Tapferer,« sprach Chicot.

»Vorwärts!« sagte der König, der eine ruhige Miene anzunehmen versuchte, welche aber seine kalte Blässe Lügen strafe, »vorwärts, man versammle meinen Hof im großen Saale und kleide mich schwarz an; man muss in traurigem Gewand erscheinen, wenn man das Unglück hat, mit einem Bruder durch Botschafter zu unterhandeln!«

Der Thron von Heinrich III. erhob sich in dem großen Saale.

Um diesen Thron drängte sich eine zitternde, stürmische Menge.

Der König setzte sich traurig und mit gefalteter Stirne.

Aller Augen waren nach der Galerie gerichtet, durch welche der Kapitän der Leibwachen den Gesandten einführen sollte.

»Sire,« sprach Quélus, sich an das Ohr des Königs neigend, »wisst Ihr den Namen dieses Botschafters?«

»Nein, doch was ist mir daran gelegen?«

»Sire, es ist Herr von Bussy; wird die Beleidigung dadurch nicht dreifach?«

»Ich sehe nicht, inwiefern hierin eine Beleidigung liegen kann,« antwortete Heinrich, bemüht, seine Kaltblütigkeit zu behaupten.

»Eure Majestät sieht es vielleicht nicht, aber wir sehen es,« sagte Schomberg.

Heinrich erwiderte nichts; er fühlte den Zorn und den Hass um

seinen Thron gären und beglückwünschte sich, dass er zwei Wälle von dieser Kraft zwischen sich und seine Feinde werfen konnte.

Quélus erleichte und errötete abwechselnd und stützte seine beiden Hände auf den Griff seines Raufdegens.

Schomberg zog seine Handschuhe aus und hob seinen Dolch halb aus der Scheide.

Maugiron nahm seinen Degen aus den Händen eines Pagen und befestigte ihn an seinen Gürtel.

Épernon drehte seinen Schnurrbart bis zu den Augen hinauf und stellte sich hinter seine Kameraden.

Heinrich aber ließ, dem Jäger ähnlich, der seine Hunde gegen den Eber brüllen hört, seine Lieblinge gewähren und lächelte.

»Führt ihn herein,« sprach er.

Auf diese Worte erfolgte eine Todesstille im Saale und es war, als hörte man aus der Tiefe dieser Stille den Zorn des Königs dumpf murren.

Da erscholl ein Fuß, dessen Sporn stolz auf den Platten klirrte, in der Galerie.

Bussy trat, die Stirne hoch, das Auge ruhig und den Hut in der Hand, in den Saal.

Keiner von der Umgebung des Königs zog den hochmütigen Blick des jungen Mannes auf sich. Er schritt gerade auf Heinrich zu, verbeugte sich tief und wartete, bis man ihn fragte, stolz vor dem Throne stehend, doch mit einem ganz persönlichen Stolze, mit dem Stolze des Edelmannes, der nichts Beleidigendes für die königliche Majestät hatte.

»Ihr hier, Herr von Bussy,« sprach der König, »ich glaubte, Ihr wäret im Herzen von Anjou.«

»Sire, ich war wirklich dort,« antwortete Bussy, »doch, ich habe Anjou verlassen, wie Ihr seht.«

»Und was führt Euch in unsere Hauptstadt?«

»Der Wunsch, Eurer Majestät meine Ehrfurcht zu bezeigen.«

Der König und die Mignons schauten sich an.

»Und . . . nichts sonst?« versetzte der König ziemlich hoffärtig.

»Ich füge bei, Sire, den Befehl von Seiner Hoheit, Monseigneur

dem Herzog von Anjou, den Ausdruck seiner Ehrfurcht mit dem meinigen zu verbinden.«

»Und der Herzog hat Euch nichts Anderes gesagt?«

»Er hat mir gesagt, auf dem Punkte, mit der Königin Mutter zurückzukommen, wünsche er, dass Eure Majestät die Rückkehr von einem ihrer treuesten Untertanen erfahre.«

Beinahe überwältigt durch das Erstaunen, konnte der König seine Fragen nicht fortsetzen.

Chicot benützte die Unterbrechung und rief:

»Guten Morgen, Herr von Bussy.«

Bussy wandte sich um, verwundert, dass er einen Freund in dieser Versammlung haben sollte.

»Ah! Herr Chicot, ich grüße Euch von ganzem Herzen,« erwiderte Bussy. »Wie befindet sich Herr von Saint-Luc?«

»Sehr gut; er geht in diesem Augenblick mit seiner Frau in der Gegend der Vogelhäuser spazieren.«

»Und das ist Alles, was Ihr mir zu sagen habt, Herr von Bussy?« fragte der König

»Ja, Sire, ist noch eine andere wichtige Neuigkeit übrig, so wird Seine Hoheit die Ehre haben, sie Euch selbst zu melden.«

»Sehr gut,« sprach der König.

Und er erhob sich stillschweigend von seinem Throne und stieg die zwei Stufen hinab.

Die Audienz war beendet, die Gruppen lösten sich auf.

Bussy bemerkte aus einem Winkel des Auges, dass er von den vier Mignons umgeben und gleichsam in einen lebendigen Kreis von Drohungen eingeschlossen war.

Am äußersten Ende des Saales sprach der König leise mit dem Kanzler.

Bussy stellte sich, als gewahrte er nichts, und unterhielt sich beständig mit Chicot.

Dann, als wäre der König in das Komplott getreten, und als wäre er entschlossen, Bussy zu vereinzeln, rief er:

»Chicot, kommt hierher, man hat Euch hier etwas zu sagen.«

Chicot verbeugte sich mit einer Höflichkeit, der man den Edelmann auf eine Stunde ansah.

Bussy erwiderte seinen Gruß mit nicht geringerer Eleganz und blieb allein in dem Kreise.

Dann veränderte er Gesicht und Haltung; von ruhig, wie er es gegen den König gewesen, war er gegen Chicot artig geworden; von artig wurde er anmutig.

Als er Quélus sich nähern sah, sagte er zu ihm:

»Ei! guten Morgen, Herr von Quélus, kann ich die Ehre haben, Euch zu fragen, wie es in Eurem Hause geht?«

»Ziemlich schlecht, mein Herr,« antwortete Quélus.

»Oh! mein Gott,« rief Bussy, als hätte ihm diese Antwort eine Sorge bereitet, »und was ist denn vorgefallen?«

»Es ist etwas, was uns unendlich belästigt,« erwiderte Quélus.

»Etwas?« versetzte Bussy erstaunt. »Ei! seid Ihr und die Eurigen, und besonders Ihr, Herr von Quélus, nicht mächtig genug, um dieses Etwas umzustürzen?«

»Verzeiht, mein Herr,« sagte Maugiron, der Schomberg auf die Seite schob, welcher vorrückte, um seinen Anteil an der Unterhaltung zu nehmen, die interessant zu werden versprach, »verzeiht, Herr von Quélus wollte nicht sagen Etwas, sondern Einer.«

»Aber wenn Einer Herrn von Quélus beengt, so stoße er ihn auf die Seite, wie Ihr es so eben getan habt,« versetzte Bussy.

»Diesen Rat habe ich ihm auch gegeben, und ich glaube, Quélus ist entschlossen, ihn zu befolgen,« sprach Schomberg.

»Ah! Ihr seid es, Herr von Schomberg?« rief Bussy, »ich hatte nicht die Ehre, Euch zu erkennen.«

»Vielleicht habe ich noch Blau auf dem Gesicht,« entgegnete Schomberg.

»Nein, Ihr seid im Gegenteil sehr bleich; solltet Ihr unpässlich sein, mein Herr?«

»Wenn ich bleich bin, mein Herr, so rührt es vom Zorn her.«

»Ah! Ihr seid also, wie Herr von Quélus, durch irgend Etwas oder durch irgend Jemand belästigt.«

»Ja, mein Herr.«

»Es ist gerade wie bei mir, es belästigt mich auch Jemand,« sagte Maugiron.

»Immer geistreich, mein lieber Herr von Maugiron,« sprach Bussy, »doch in der Tat, meine Herren, je mehr ich Euch anschau, desto mehr beunruhigen mich Eure verstörten Gesichter.«

»Ihr vergesst mich, mein Herr,« rief Épernon, sich stolz vor Bussy aufpflanzend.

»Verzeiht, Herr von Épernon, Ihr wart Eurer Gewohnheit gemäß hinter den Andern, und ich habe so wenig das Vergnügen, Euch zu kennen, dass es nicht an mir war, zuerst mit Euch zu sprechen.«

Zwischen diese vier Wütende gestellt, deren Augen mit einer furchtbaren Beredsamkeit sprachen, bot Bussy durch sein Lächeln und durch seine Ungezwungenheit ein seltsames Schauspiel. Um nicht zu wissen, worauf sie abzielten, hätte er blind und einfältig sein müssen. Um die Miene zu haben, als begriffe er nicht, musste er Bussy sein.

Er schwieg, und dasselbe Lächeln blieb auf seinen Lippen ausgeprägt.

»Nun!« rief mit einem Stimmausbruch und mit dem Stiefel auf den Boden stoßend Quélus, der zuerst ungeduldig wurde.

Bussy schlug die Augen zum Plafond auf und schaute dann umher.

»Mein Herr,« sagte er, »bemerkt Ihr das Echo in diesem Saale? Nichts wirft den Ton so zurück, wie marmorne Wände, und die Stimmen schallen doppelt unter den Gewölben von Stuck; während im Gegenteil, wenn man sich in offenem Felde befindet, die Töne sich teilen, und ich glaube, bei meiner Ehre, dass die Wolken ihren Teil davon nehmen. Ich stelle diese Behauptung nach Aristophanes auf. Habt Ihr Aristophanes gelesen, meine Herren?«

Maugiron glaubte die Einladung von Bussy begriffen zu haben und näherte sich dem jungen Mann, um ihm in's Ohr zu sprechen.

Bussy hielt ihn zurück und sagte:

»Keine geheime Mitteilung hier, ich bitte Euch, mein Herr; Ihr wisst, wie sehr Seine Majestät argwöhnisch ist; sie könnte glauben, wir lästerten.«

Maugiron entfernte sich wütender als je.

Schomberg nahm seinen Platz ein und sagte mit nachdrücklichem Tone:

»Ich bin ein sehr plumper, sehr stumpfer, aber sehr offener Deutscher, ich spreche ganz laut, um denjenigen, welche mich hören, das Verstehen so viel, als ich vermag, zu erleichtern, doch wenn mein Wort, das ich so klar als möglich zu machen suche, nicht begriffen wird, weil derjenige, an welchen ich mich wende, taub ist, oder nicht begriffen wird, weil derjenige, an welchen ich mich wende, nicht begreifen will, so . . . «

»Ihr?« sprach Bussy, auf den jungen Mann, dessen Hand ihre Lage verließ und eine Richtung nach oben nahm, einen von jenen Blicken heftend, wie sie die Tiger allein aus ihren unermeßlichen Augensternen springen lassen, einen von den Blicken, welche aus einem Abgrund hervorzukommen und Feuerströme emporzuschleudern scheinen. »Ihr?«

Schomberg hielt inne.

Bussy zuckte die Achseln, drehte sich auf dem Absatz, und wandte ihm den Rücken zu.

Er stand Épernon gegenüber.

Épernon war einmal im Laufe, er konnte unmöglich zurückweichen.

»Seht, meine Herren,« sagte er, »seht, wie provinzmäßig Herr von Bussy auf seiner Flucht mit dem Herrn Herzog von Anjou geworden ist; er trägt einen langen Bart und hat keine Schleife am Degen; er hat schwarze Stiefeln und einen grauen Filzhut.«

»Das ist eine Bemerkung, die ich mir so eben selbst machte, mein lieber Herr von Épernon. Als ich Euch so gut angekleidet sah, fragte ich mich, wohin ein paar Tage Abwesenheit einen Menschen bringen könnten; ich, Louis von Bussy, Herr von Clermont, bin nun genötigt, ein Muster des Geschmacks an einem kleinen gascognischen Edelmann zu nehmen. Doch lasst mich vorbei, ich bitte Euch, Ihr seid so nahe bei mir, dass Ihr mir auf die Füße getreten habt, und Herr von Quélus auch, was ich trotz meiner Stiefeln wohl fühlte,« fügte er mit einem reizenden Lächeln bei.

Nach diesen Worten ging Bussy zwischen Quélus und Épernon mitten durch und reichte Saint-Luc, der in demselben Augenblick

eingetreten war, die Hand.

Saint-Luc fand diese Hand von Schweiß befeuchtet.

Er begriff, dass etwas Außerordentliches vorging, und zog Bussy zuerst aus der Gruppe und dann aus dem Saale.

Ein seltsames Gemurmel kreiste unter den Mignons und erreichte auch die anderen Gruppen der Höflinge.

»Das ist unglaublich,« sagte Quélus, »ich habe ihn beleidigt, und er hat nicht geantwortet.«

»Ich habe ihn herausgefordert, und er hat nicht geantwortet,« sagte Maugiron.

»Meine Hand hat sich in die Höhe seines Gesichts erhoben, und er hat nicht geantwortet,« sagte Schomberg.

Ich habe ihm auf den Fuß getreten,« rief Épernon, »auf den Fuß getreten, und er hat nicht geantwortet.«

Und er schien um die ganze Dicke des Fußes von Bussy zu wachsen.

»Er hat offenbar nicht verstehen wollen,« versetzte Quélus, »darunter steckt etwas.«

»Ich weiß, was es ist,« sprach Schomberg.

»Was ist es?«

»Er fühlt wohl, dass wir Vier ihn töten würden, und er will nicht getötet werden.«

In diesem Augenblick kam der König zu den jungen Leuten; Chicot sprach ihm in's Ohr.

»Nun, was sagte Herr von Bussy?« fragte der König.

»Es kam mir vor, als hörte ich hier in dieser Richtung laut sprechen.«

»Ihr wollt wissen, was Herr von Bussy sagte, Sire?« entgegnete Épernon.

»Ja, ich bin neugierig,« antwortete der König lächelnd.

»Meiner Treue, nichts Gutes, Sire, er ist nicht mehr Pariser,« sprach Quélus.

»Und was ist er denn?«

»Er ist Bauer und fügt sich.«

»Oh! oh!« rief der König, »was soll das bedeuten?«

»Das soll bedeuten, dass ich einen Hund dressieren will, der

ihm in die Waden beißt,« erwiderte Quélus, »und wer weiß, ob er es durch seine Stiefeln nur bemerkt.«

»Und ich,« sprach Schomberg, »ich habe einen Stechpfahl²³ in meinem Hause, den ich Bussy nennen werde.«

»Und ich, meine Herren, werde ganz gerade aus und viel weiter gehen,« fügte Épernon bei. »Heute habe ich ihm auf den Fuß getreten, morgen werde ich ihn beohrfeigen. Das ist ein falscher Tapferer, ein Tapferer aus Eitelkeit, er sagt sich: ›Ich habe mich für die Ehre geschlagen, und will für das Leben klug sein.««

»Wie, meine Herren,« sprach Heinrich mit verstelltem Zorn, »wie, Ihr habt gewagt, bei mir, im Louvre, einen Edelmann meines Bruders zu misshandeln!«

»Ach! ja,« sagte Maugiron, den verstellten Zorn des Königs mit einer verstellten Demut erwidern, »und obgleich wir ihn sehr misshandelt haben, Sire, so schwöre ich doch, dass er nichts geantwortet.«

Der König schaute Chicot lächelnd an, neigte sich an sein Ohr und fragte:

»Findest Du immer noch, dass sie blöken? Ich glaube sie haben gebrüllt, wie?«

»Ei! vielleicht haben sie auch geweint,« erwiderte Chicot. »Ich kenne Menschen, denen das Geschrei der Katzen furchtbare Schmerzen in den Nerven verursacht. Vielleicht gehört Herr von Bussy zu diesen Menschen. Deshalb wird er ohne zu antworten weggegangen sein.«

»Du glaubst?«

»Wer lange genug lebt, wird es sehen,« antwortete Chicot.

»Lass' gut sein, wie der Herr, so der Diener.«

»Sire, wollt Ihr damit sagen, Bussy sei der Diener Eures Bruders, so täuscht Ihr Euch sehr.«

»Meine Herren,« sprach Heinrich, »ich gehe zu der Königin, mit der ich zu Mittag speise. Auf baldiges Wiedersehen; die Gelosi²⁴ spielen eine Posse, ich lade Euch ein, sie anzuschauen.«

Die Versammlung verbeugte sich ehrfurchtsvoll, und der König ging durch die große Türe weg.

Gerade um diese Zeit trat Saint-Luc durch die andere ein.

Er hielt durch eine Gebärde die vier Edelleute zurück, welche

sich entfernen wollten.

»Verzeiht, Herr von Quélus,« sagte er grüßend, »wohnt Ihr immer noch in der Rue Saint-Honoré?«

»Ja, mein lieber Freund, warum?«

»Ich habe ein paar Worte mit Euch zu sprechen.«

»Ah! ah!«

»Und Ihr, Herr von Schomberg, dürfte ich Euch um Eure Adresse bitten?«

»Ich wohne in der Rue Bethisy,« antwortete Schomberg erstaunt.

»Die Eurige, Épernon, weiß ich.«

»Rue de Grenelle.«

»Ihr seid mein Nachbar. Und Ihr, Maugiron?«

»Ich bin im Louvre einquartiert.«

»Ich werde also, wenn Ihr es erlaubt, bei Euch anfangen; oder vielmehr nein, bei Euch, Quélus.«

»Vortrefflich! ich glaube zu begreifen. Ihr kommt im Auftrage von Herrn von Bussy.«

»Ich sage nicht, in wessen Auftrage ich komme, meine Herren; ich sage nur, dass ich mit Euch zu sprechen habe.«

»Mit allen Vieren?«

»Ja.«

»Nun, wenn Ihr, wie ich voraussetze, nicht im Louvre mit uns sprechen wollt, weil der Ort schlecht ist, so lasst uns zu Einem von uns gehen. Wir können Alle hören, was Ihr Jedem einzeln zu sagen habt.«

»Vortrefflich.«

»Gehen wir also zu Schomberg, Rue Bethisy, das ist zwei, Schritte von hier.«

»Ja, gehen wir zu mir,« sagte der junge Mann.

»Es sei, meine Herren,« sprach Saint-Luc sich abermals verbeugend, »zeigt uns den Weg, Herr von Schomberg.«

»Sehr gern.«

Die fünf Edelleute verließen den Louvre Arm in Arm, und die ganze Breite der Straße einnehmend.

Hinter ihnen marschierten ihre Lackeien bis unter die Zähne

bewaffnet.

So gelangte man in die Rue Bethisy, und Schomberg ließ den großen Salon seines Hotels in Bereitschaft setzen.

Saint-Luc verweilte im Vorzimmer.

Neuntes Kapitel.

Wie sich Herr von Saint-Luc des Auftrags entledigte, den ihm Bussy gegeben hatte.

Lassen wir Saint-Luc einen Augenblick im Vorzimmer von Schomberg und sehen wir, was zwischen ihm und Bussy vorgefallen war.

Bussy verließ, wie wir erwähnten, den Audienzsaal mit seinem Freunde, Grüsse an alle diejenigen richtend, welche der Geist der Hofdienerei nicht so sehr in Anspruch nahm und erfüllte, dass sie darüber einen so furchtbaren Mann wie Bussy vernachlässigten.

Denn in jenen Zeiten roher Kraft, wo die persönliche Gewalt Alles galt, konnte sich ein Mann, wenn er stark und gewandt war, ein kleines physisches und moralisches Königtum in dem schönen Frankreich schaffen.

So herrschte Bussy am Hofe von König Heinrich III.

Doch an diesem Tage war Bussy, wie wir gesehen, ziemlich schlecht in seinem Königreiche aufgenommen worden.

Sobald sie aus dem Saale waren, blieb Saint-Luc stehen, schaute ihn unruhig an und fragte:

»Wird Euch unwohl, mein lieber Freund? In der Tat, Ihr erbleicht, dass man glauben sollte, Ihr wäret auf dem Punkte, in Ohnmacht zu fallen.«

»Nein,« erwiderte Bussy, »ich ersticke nur vor Zorn.«

»Wie, Ihr schenkt also dem Geschwätz von diesen Burschen irgend eine Aufmerksamkeit?«

»Bei Gott! ob ich es tue, mein Freund: Ihr sollt es beurteilen.«

»Ruhig, ruhig, Bussy!«

»Ihr seid reizend . . . ruhig soll ich sein! Wenn man Euch die Hälfte von dem gesagt hätte, was ich gehört habe, so wäre, wie ich Euer Temperament kenne, bereits Einer tot.«

»Nun, was wünscht Ihr?«

»Ihr seid mein Freund, Saint-Luc, und habt mir einen furchtbaren Beweis von Eurer Freundschaft gegeben.«

»Ah! mein Lieber,« erwiderte Saint-Luc, der Monsoreau für tot und begraben hielt, »es ist nicht der Mühe wert; sprecht nicht mehr davon, Ihr beleidigt mich; der Stoß war allerdings hübsch und er ist mir besonders vortrefflich gelungen, doch mir gebührt nicht das Verdienst, der König hat ihn mir gezeigt, während er mich im Louvre gefangen hielt.«

»Teurer Freund!«

»Lassen wir also Monsoreau, wo er ist, und sprechen wir von Diana. Ist die arme Kleine ein wenig zufrieden gewesen? Verzeiht sie mir? Wann ist die Hochzeit? Wann ist die Taufe?«

»Ei! lieber Freund, wartet doch, bis Herr von Monsoreau tot ist.«

»Was beliebt?« versetzte Saint-Luc aufspringend, als ob er auf einen spitzigen Nagel getreten wäre.

»Ei! mein Freund, die Klapperrosen sind keine so gefährliche Pflanzen, wie Ihr Anfangs glaubtet, und er ist durchaus nicht daran gestorben, dass er auf sie fiel; er lebt im Gegenteil und ist wütender als je.«

»Bah! wirklich?«

»Oh! mein Gott, ja, er atmet nur Rache und hat geschworen, Euch bei der ersten Gelegenheit zu töten.«

»In der Tat, mein Lieber, Ihr setzt mich in Verwirrung.«

»Es ist so.«

»Er lebt?«

»Ach! ja.«

»Und wer ist der erzdumme Esel von einem Arzt, der ihn behandelt hat?«

»Der meinige, lieber Freund.«

»Wie! ich kann gar nicht klug werden,« versetzte Saint-Luc ganz bestürzt über diese Offenbarung. »Ah! dann bin, ich entehrt; alle Teufel! ich habe seinen Tod der ganzen Welt verkündigt, er findet seine Erben in Trauer; doch ich werde nicht die Schmach davon haben, ich werde ihn wieder erwischen, und bei dem nächsten Zusammentreffen gebe ich ihm statt eines Degenstichs vier, wenn es sein muss.«

»Beruhigt Euch, Saint-Luc; in der Tat, Monsoreau unterstützt mich besser, ist mir ersprießlicher, als Ihr Euch denken könnt: stellt Euch vor, er hat den Herzog im Verdacht, er habe Euch

gegen ihn abgeschickt; auf den Herzog ist er eifersüchtig. Ich bin ein Engel, ein kostbarer Freund, ein Bayard; kurz, ich bin sein lieber Bussy. Das ist ganz natürlich, dieses Tier von einem Rémy hat ihn herausgerissen.«

»Was für einen albernen Gedanken hat er denn gehabt?«

»Was wollt Ihr? den Gedanken eines ehrlichen Mannes; er bildet sich ein, weil er Arzt sei, müsse er die Leute heilen.«

»Der Bursche ist ein Geisterseher!«

»Kurz, er behauptet, er habe mir das Leben zu verdanken; mir vertraut er seine Frau an.«

»Ah! ich begreife, dass Euch dieses Benehmen seinen Tod leichter abwarten lässt; darum bin ich aber doch im höchsten Maße erstaunt.«

»Teurer Freund!«

»Auf Ehre! ich falle aus den Wolken.«

»Ihr seht, dass es sich für den Augenblick nicht um Herrn von Monsoreau handelt.«

»Nein! genießen wir das Leben, so lange es uns noch zur Seite steht. Aber ich sage Euch, sobald er wieder genesen ist, lasse ich mir ein Panzerhemd machen und meine Fensterläden mit Eisen beschlagen. Ihr erkundigt Euch bei dem Herzog von Anjou, ob ihm seine gute Mutter nicht irgend ein Rezept für ein Gegengift gegeben habe. Mittlerweile wollen wir uns belustigen, mein Lieber.«

Bussy konnte sich eines Lächelns nicht enthalten; er schob seinen Arm unter dem von Saint-Luc durch und sagte:

»Ihr seht also, mein Freund, dass Ihr mir nur einen halben Dienst geleistet habt.«

Saint-Luc schaute ihn mit erstaunter Miene an und erwiderte:

»Es ist wahr; wollt Ihr vielleicht, dass ich ihn vollendete, dies wäre hart; doch, meiner Treue, für Euch, mein lieber Bussy, bin ich bereit, viel zu tun, besonders wenn er mich mit diesem gelben Auge anschaut . . . Puh!«

»Nein, mein Teuerster, nein, ich habe Euch bereits gesagt, lassen wir den Monsoreau, und wenn Ihr mir etwas schuldig seid, so übertragt es auf einen andern Dienst.«

»Sprecht, ich höre.«

»Seid Ihr sehr gut mit diesen Herren Mignons?«

»Meiner Treue wie Hunde und Katzen im Sonnenschein: so lange uns der Strahl Alle erwärmt, sagen wir nichts, wenn nur Einer von uns den Teil des Lichtes und der Wärme der Anderen nähme, oh! dann würde ich für nichts stehen: Zähne und Klauen dürften ein schönes Spiel spielen.«

»Wohl, mein Freund, was Ihr mir da sagt, entzückt mich.«

»Ah! desto besser.«

»Nehmen wir an, der Strahl werde aufgefangen.«

»Nehmen wir das an.«

»Dann zeigt mir Eure schönen weißen Zähne, öffnet mir Eure furchtbaren Klauen, und lasst uns die Partie beginnen.«

»Ich verstehe Euch nicht.«

Bussy lächelte.

»Ihr werdet zum Beispiel, wenn es Euch gefällt, vor Herrn von Quélus treten.«

»Ah! ah!« rief Saint-Luc.

»Nicht wahr, Ihr fangt an zu begreifen.«

»Ja.«

»Vortrefflich.«

»Ihr fragt ihn, an welchem Tage es ihm beliebt, mir die Gurgel abzuschneiden, oder sie sich von mir abschneiden zu lassen.«

»Ich werde ihn das fragen, mein Freund.«

»Das ist Euch nicht unangenehm?«

»Nicht im Mindesten. Ich gehe sogar auf der Stelle, wenn Euch ein Gefallen damit geschieht.«

»Wartet einen Augenblick. Wenn Ihr zu Quélus geht, so werdet Ihr mir das Vergnügen machen, bei dieser Gelegenheit Euch auch zu Herrn von Schomberg zu begeben und dieselbe Frage an ihn zu richten.«

»Ah! Ah! an Schomberg ebenfalls. Teufel! Ihr geht rasch zu Werke, Bussy.«

Bussy machte eine Gebärde, welche keine Erwiderung zuließ.

»Es sei!« sprach Saint-Luc, »Euer Wille geschehe.«

»Nun, da ich Euch so lebenswürdig finde, mein bester Saint-Luc, so werdet Ihr im Louvre bei Herrn von Maugiron eintreten,

bei dem ich den Ringkragen gesehen habe, folglich ist er auf der Wache; Ihr werdet ihn einladen, sich den Anderen anzuschließen, nicht wahr?«

»Oh! oh! drei; bedenkt Ihr auch, Bussy? Doch das ist wenigstens Alles?«

»Nein.«

»Wie? noch nicht.«

»Von dort geht zu Herrn von Épernon; ich will Euch nicht viel Mühe mit ihm machen, denn ich halte ihn für einen ziemlich armseligen Gesellen, doch er gehört am Ende zur Zahl.«

Saint-Luc ließ seine beiden Arme an den Seiten seines Leibes herabfallen, schaute Bussy an und murmelte:

»Vier?«

»So ist es, mein Freund,« erwiderte Bussy mit dem Kopfe ein Zeichen der Beistimmung machend, »vier; es versteht sich von selbst, dass ich einem Manne von Eurem Mut, von Eurem Geiste und Eurem Anstand nicht empfehle, diesen Herren gegenüber mit aller Sanftmut, mit aller der Artigkeit zu Werke zu gehen, die Ihr in so hohem Grade besitzt . . . «

»Oh! lieber Freund!«

»Ich verlasse mich auf Euch, dass Ihr die Sache auf eine . . . ritterliche Weise behandelt.«

»Ihr sollt mit mir zufrieden sein.«

Bussy reichte Saint-Luc lächelnd die Hand und sprach:

»So ist es schön! Ah! meine Herren Mignons, wir werden nun ebenfalls lachen.«

»Nun, mein Freund, die Bedingungen.«

»Was für Bedingungen?«

»Die Eurigen.«

»Ich mache keine, ich nehme die der Herren an.«

»Eure Waffen?«

»Die Waffen dieser Herren.«

»Der Tag, der Ort, die Stunde?«

»Der Tag, der Ort, die Stunde dieser Herren.«

»Doch Ihr . . . «

»Sprechen wir nicht mehr von diesen Erbärmlichkeiten; handelt

und handelt schnell. Ich gehe dort in dem kleinen Garten des Louvre spazieren; Ihr findet mich, wenn der Auftrag vollzogen ist.«

»Ihr wartet also?«

»Ja.«

»Es kann, bei Gott! ein wenig lange dauern.«

»Ich habe Zeit.«

Wir wissen nun, wie Saint-Luc die vier jungen Leute noch im Audienzsaal versammelt fand und wie er das Gespräch anknüpfte. Folgen wir ihm in das Vorzimmer von Schomberg, wo wir ihn, auf eine zeremoniöse Weise und nach allen damals herrschenden Gesetzen der Etiquette wartend, verlassen haben, während die vier Günstlinge Seiner Majestät, die Ursache des Besuches von Saint-Luc vermutend, sich in die vier Hauptecken des Saales postierten.

Nachdem dies geschehen war, öffneten sich die beiden Türflügel, und ein Huissier begrüßte Herrn von Saint-Luc, der die Faust auf der Hüfte, zierlich seinen Mantel mit dem Degen, auf dessen Griff er seine linke Hand stützte, in die Höhe hebend, den Hut in der rechter Hand, bis mitten auf die Schwelle vorschritt, wo er mit einer Regelmäßigkeit stehen blieb, die dem geschicktesten Architekten Ehre gemacht hätte.

»Herr d'Espinay von Saint-Luc!« rief der Huissier.

Saint-Luc trat ein.

Schomberg stand als Herr des Hauses auf und ging seinem Gast entgegen, aber statt zu grüßen, setzte dieser seinen Hut auf den Kopf.

Diese Förmlichkeit verlieh dem Besuche seine Farbe und bezeichnete seine Absicht.

Schomberg antwortete durch eine Verbeugung, wandte sich gegen Quélus um und sprach:

»Ich habe die Ehre, Euch Herrn Jacques von Lévis, Grafen von Quélus, vorzustellen.«

Saint-Luc machte einen Schritt gegen Quélus, verbeugte sich ebenfalls und sagte:

»Ich suchte den Herrn.«

Quélus verbeugte sich.

Schomberg wandte sich nach einem andern Punkte des Saales und fuhr fort:

»Ich habe die Ehre, Euch Herrn Louis von Maugiron vorzustellen.«

Dieselbe Verbeugung von Saint-Luc, dieselbe Antwort von Maugiron.

»Ich suchte den Herrn,« sagte Saint-Luc.

Bei Épernon fand dieselbe Zeremonie mit demselben Phlegma und derselben Langsamkeit statt.

Dann nannte sich Schomberg selbst und erhielt dasselbe Kompliment.

Sobald dies abgemacht war, setzten sich die vier Freunde, Saint-Luc aber blieb stehen und sprach zu Quélus:

»Mein Herr Graf, Ihr habt den Herrn Grafen Louis von Clermont d'Amboise, Seigneur von Bussy, beleidigt; er entbietet Euch seinen höflichen Gruß und fordert Euch zum Einzelkampfe an einem Euch beliebigen Tag und zu einer Euch beliebigen Stunde, damit Ihr mit einander streitet mit den Waffen, die Ihr nach Eurem Gefallen wählen werdet, bis dass der Tod daraus erfolgt . . . Willigt Ihr ein?«

»Gewiss, ja, und der Herr Graf von Bussy, erweist mir dadurch eine große Ehre,« antwortete Quélus mit ruhigem Tone.

»Euren Tag, mein Herr Graf?«

»Ich gebe keinem den Vorzug; nur wäre es mir lieber morgen als übermorgen, übermorgen als die folgenden Tage.«

»Eure Stunde?«

»Morgens.«

»Eure Waffen?«

»Der Raufdegen und der Dolch,«²⁵ wenn sich Herr von Bussy zu diesen beiden Werkzeugen bequemen will.«

Saint-Luc verbeugte sich und erwiderte:

»Alles, was Ihr über diesen Punkt bestimmt, wird für Herrn von Bussy Gesetz sein.«

Dann wandte er sich an Maugiron, der dasselbe antwortete, und sofort an die zwei Andern.

»Doch wir denken an Eines nicht,« sagte Schomberg, der als

Herr vom Hause das Kompliment zuletzt erhielt.

»An was?«

»Wenn es uns gefiele, der Zufall macht zuweilen sonderbare Dinge, wenn uns Allen gefiele, sage ich, einen und denselben Tag zu wählen, so wäre Herr von Bussy sehr in Verlegenheit.«

Saint-Luc verbeugte sich mit seinem höflichen Lächeln auf den Lippen und erwiderte:

»Allerdings wäre Herr von Bussy sehr in Verlegenheit, wie es der Edelmann vier Tapferen Eurer Art gegenüber sein muss; doch er sagt, der Fall wäre nicht neu für ihn, da er sich bereits bei den Tournelles in der Nähe der Bastille ereignet habe.«

»Und er würde mit uns allen Vieren kämpfen?« versetzte Épernon.

»Mit allen Vieren.«

»Einzeln?« fragte Schomberg.

»Einzeln oder zugleich; die Herausforderung geschieht ebenso für Alle mit einander, wie für Einen allein.«

Die vier jungen Leute schauten einander an; Quélus brach zuerst das Stillschweigen und sagte rot vor Zorn:

»Das ist sehr schön von Herrn von Bussy; aber so wenig wir auch wert sein mögen, so können wir doch Jeder besonders unser Geschäft abmachen; wir nehmen also den Vorschlag des Grafen so an, dass wir auf einander folgen, oder was noch besser wäre . . . «

Quélus schaute seine Freunde an; diese begriffen ohne Zweifel seinen Gedanken und machten ein Zeichen der Beipflichtung.

»Oder noch besser wäre es, wenn das Los, da wir einen tapferen Mann nicht zu ermorden suchen, entscheiden würde, wer von uns Herrn von Bussy zufallen soll.«

»Und die drei Anderen?« versetzte Saint-Luc.

»Die drei Anderen! Herr von Bussy hat zu viele Freunde, und wir haben zu viele Feinde, als dass die drei Anderen mit gekreuzten Armen stehen bleiben sollten . . . «

»Ist das auch Eure Ansicht, meine Herren?« fügte Quélus, sich gegen seine Gefährten umwendend, bei.

»Ja,« antworteten sie einstimmig.

»Es wäre mir besonders angenehm, wenn Herr von Bussy zu diesem Feste Herrn von Livarot einladen würde,« sagte Schomberg.

»Wenn ich eine Meinung aussprechen dürfte, so wünschte ich Herr von Balzac d'Entraques dabei zu sehen,« bemerkte Maugiron.

»Und die Partie wäre vollständig, wenn Herr von Ribeirac seine Freunde begleiten wollte,« sagte Quélus.

»Meine Herren,« sprach Saint-Luc, »ich werde dem Herrn Grafen von Bussy Eure Wünsche mitteilen, und ich glaube mich zum Voraus dafür verbürgen zu können, dass er zu artig ist, um denselben nicht zu entsprechen. Und nun, meine Herren, habe ich Ihnen nur noch aufrichtig im Namen des Herrn Grafen zu danken.«

Saint-Luc verbeugte sich abermals, und man sah die vier Köpfe der herausgeforderten Edelleute sich zum Niveau des seinigen bücken.

Die vier jungen Männer geleiteten Saint-Luc bis zur Türe des Salon zurück.

Im letzten Vorzimmer fand er die vier Lackeien versammelt.

Er zog seine mit Gold gefüllte Börse aus der Tasche, warf sie unter sie und rief ihnen zu:

»Trinkt dafür auf die Gesundheit Eurer Herren!«

Zehntes Kapitel.

In welcher Hinsicht Herr von Saint-Luc gesitteter war, als Herr von Bussy, von den Lektionen, die er ihm gab, und welchen Gebrauch der Liebhaber der schönen Diana davon machte.

Saint-Luc kam sehr stolz, dass er seinen Auftrag so gut vollzogen hatte, zurück.

Bussy erwartete ihn und dankte ihm. Saint-Luc fand ihn ganz traurig, was bei einem so mutigen Manne bei der Nachricht von einem guten und glänzenden Duell nicht natürlich war.

»Habe ich die Sache schlecht gemacht?« fragte Saint-Luc.

»Ihr seht ganz verdrießlich aus.«

»Meiner Treue! lieber Freund, ich bedaure nur, dass Ihr, statt eine Frist anzunehmen, nicht gesagt habt: auf der Stelle.«

»Oh! Geduld, die Angevins sind noch nicht gekommen; was Teufels! lasst ihnen Zeit, einzutreffen: und dann, wo ist die Notwendigkeit, Euch so schnell eine Sänfte von Toten und Sterbenden zu machen?«

»Ich möchte gern so bald als möglich sterben.«

Saint-Luc schaute Bussy mit dem Erstaunen an, das vollkommen organisierte Menschen sogleich bei dem geringsten Anscheine eines wenn auch seltsamen Unglücks fühlen.

»Sterben! wenn man Euer Alter, Eure Geliebte und Euren Namen hat!«

»Oh! ich werde vier töten, dessen bin ich gewiss, und einen guten Stich bekommen, der mich auf ewig beruhigt.«

»Schwarze Gedanken, Bussy!«

»Ich möchte Euch wohl in meiner Lage sehen. Ein Mann, den man für tot hielt und der zurückkommt; eine Frau, die das Bett dieses vorgeblichen Sterbenden nicht verlassen kann; nie sich zulächeln, nie sich sprechen, nie sich die Hand berühren. Mord und Tod! ich wünschte Einen zu haben, den ich fuchteln könnte . . . «

Saint-Luc erwiderte diesen Ausbruch durch ein Gelächter, das einen ganzen Schwarm Sperlinge entfliegen machte, die an den Sperberbäumen des Gartens vom Louvre pickten.

»Ah!« rief er, »das ist ein unschuldiger Mensch! wer sollte glauben, die Frauen lieben diesen Bussy, einen Schüler! Mein Freund, Ihr verliert den Verstand, es gibt auf der ganzen Welt keinen Liebenden, der so glücklich ist, wie Ihr.«

»Oh! sehr gut, beweist mir das ein wenig, Ihr verheirateter Mann.«

»*Nihil facilius*, wie der Jesuit Triquet, mein Lehrer, sagte; Ihr seid der Freund von Herrn von Monsoreau?«

»Meiner Treue! ich schäme mich dessen zur Ehre des menschlichen Verstandes. Dieser Tölpel nennt mich seinen Freund.«

»Wohl, so seid seine Freund!«

»Oh! diesen Titel missbrauchen . . . «

»*Prorsus absurdum!*« sprach abermals Triquet. »Ist er wirklich Euer Freund?«

»Er sagt es.«

»Nein, da er Euch unglücklich macht; der Zweck der Freundschaft ist es, dass die Menschen einer durch den andern glücklich werden; dies ist wenigstens die Definition, welche Seine Majestät von der Freundschaft gibt, und der König ist wissenschaftlich gebildet.«

Bussy lachte.

»Ich fahre fort,« sprach Saint-Luc. »Wenn er Euch unglücklich macht, so seid Ihr keine Freunde; Ihr könnt ihn also entweder gleichgültig behandeln und ihm dann seine Frau nehmen, oder als Feind behandeln und ihn abermals töten, wenn er noch nicht zufrieden ist.«

»Ich hasse ihn in der Tat,« sprach Bussy.

»Und er fürchtet Euch.«

»Ihr glaubt, er liebe mich nicht?«

»Versucht es, nehmt ihm seine Frau, und Ihr werdet es sehen.«

»Ist das abermals die Logik des Pater Triquet?«

»Nein, das ist die meinige.«

»Ich mache Euch mein Kompliment.«

»Seid Ihr damit zufrieden?«

»Nein. Ich will lieber ein Ehrenmann sein.«

»Und zugeben, dass Frau von Monsoreau ihren Gatten moralisch und physisch heilt? Denn wenn Ihr Euch töten lasst, so wird sie sicherlich eine Anhänglichkeit an den einzigen Mann bekommen, der ihr übrig bleibt . . . «

Bussy faltete die Stirne.

»Übrigens ist hier auch Frau von Saint-Luc,« fügte Saint-Luc bei, »sie weiß guten Rat. Nachdem sie sich einen Strauß in den Blumenbeeten der Königin Mutter gepflückt hat, wird sie guter Laune sein; hört meine Frau, sie spricht goldene Worte.«

Jeanne kam in der Tat, strahlend, blendend vor Glück und funkelnd vor Bosheit.

Es gibt glückliche Naturen, welche Allem, was in ihrer Nähe ist, wie die Lerche auf dem Felde, ein freudiges Erwachen, ein lachendes Vorzeichen gewähren.

Bussy grüßte sie als Freund; sie reichte ihm die Hand, was zum Beweise dient, dass es nicht der Bevollmächtigte Dubois ist, der diese Mode von England mit dem Vertrage der Quadrupel-Allianz zurückgebracht hat.

»Wie geht es mit Eurer Liebe?« sprach sie, ihren Strauß mit einer goldenen Schnur umwickelnd.

»Sie stirbt,« antwortete Bussy.

»Sie ist verwundet und wird ohnmächtig,« sprach Saint-Luc, »ich wette, dass Ihr sie wieder zu sich bringen werdet, Jeanne.«

»Man zeige mir die Wunde.«

»Mit zwei Worten,« sagte Saint-Luc:

»Herr von Bussy mag dem Grafen von Monsoreau nicht gern ein freundliches Gesicht machen und hat den Plan gefasst, sich zurückzuziehen.«

»Und ihm Diana zu überlassen?« rief Jeanne voll Schrecken.

Unruhig über diese erste Kundgebung fügte Bussy bei:

»Oh! Madame, Saint-Luc sagt Euch nicht, dass ich sterben will.«

Jeanne schaute ihn einen Augenblick mit einem Mitleid an, das

nicht evangelisch war.

»Arme Diana!« murmelte sie, »liebt doch! die Männer sind entschieden insgesamt Undankbare!«

»Gut!« versetzte Saint-Luc, »das ist die Moral meiner Frau.«

»Undankbar, ich!« rief Bussy, »weil ich mich fürchte, meine Liebe dadurch, dass ich sie den feigen Ränken der Heuchelei unterwerfe, zu erniedrigen?«

»Ei! mein Herr, das ist nur ein abscheulicher Vorwand,« sagte Jeanne. »Wenn Ihr wirklich verliebt wäret, so würdet Ihr nur eine Art der Erniedrigung, die, nicht mehr geliebt zu werden, befürchten.«

»Ah! ah!« rief Saint-Luc, »öffnet Euren Schubsack, mein Freund.«

»Aber, Madame,« erwiderte Bussy mit bewegtem Tone, »es gibt Opfer . . . «

»Kein Wort mehr; gesteht, dass Ihr Diana nicht mehr liebt; das wird eines ehrenhaften Mannes würdiger sein.«

Bussy erbleichte schon bei diesem Gedanken allein.

»Ihr wagt es nicht, dies zu sagen, nun wohl, ich werde es ihr sagen.«

»Madame! Madame!«

»Ihr seid belustigend mit Euren Opfern . . . und wir, bringen wir kein Opfer? Wie! sich der Gefahr aussetzen, von einem Tiger von Monsoreau zerfleischt zu werden, alle seine Rechte einem Mann durch Entwicklung einer Kraft, eines Willens aufbewahren, dessen Simson und Hannibal unfähig gewesen wären, das wilde Tier von Mars bezähmen, um es an den Wagen des Herrn Triumphators zu spannen, das ist kein Heldenmut?«

»Oh! ich schwöre Euch, Diana ist erhaben, und ich hätte nicht den vierten Teil von dem getan, was sie jeden Tag tut.«

»Ich danke,« antwortete Saint-Luc mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung, bei der Jeanne in ein Gelächter ausbrach.

Bussy zögerte.

»Und er überlegt noch,« rief Jeanne, »er fällt nicht auf die Knie, er macht nicht sein *mea culpa!*«

»Ihr habt Recht,« antwortete Bussy, »ich bin nur ein Mann, das

heißt ein unvollkommenes Geschöpf, und niedriger, als die gewöhnlichste der Frauen.«

»Es ist ein Glück, dass Ihr hiervon überzeugt seid,« sprach Jeanne.

»Was befiehlt Ihr mir?«

»Macht sogleich einen Besuch.«

»Bei Herrn von Monsoreau?«

»Ei, wer spricht davon? bei Diana.«

»Aber sie verlassen sich nicht, wie mir scheint?«

»Als Ihr Frau von Barbezieux so oft besuchtet, hatte sie nicht immer den dicken Affen bei sich, der Euch biss, weil er eifersüchtig war?«

Bussy lachte ebenfalls, Saint-Luc ahmte ihn nach, Jeanne befolgte ihr Beispiel; es war ein Trio von Heiterkeit, das Alles, was von Höflingen in den Galerien spazieren ging, an die Fenster lockte.

»Madame,« sagte Bussy endlich, »ich gehe zu Herrn von Monsoreau. Lebt wohl.«

Und hiernach trennten sie sich, jedoch nicht ohne dass Bussy Saint-Luc empfohlen hatte, nichts von der Aufforderung zu sagen, die von ihm an die Mignons ergangen war.

Er begab sich in der Tat zu Herrn von Monsoreau, den er im Bette fand.

Der Graf stieß einen Freudenschrei aus, als er ihn erblickte; Rémy hatte ihm versprochen, seine Wunde würde vor drei Wochen geheilt sein.

Diana legte einen Finger auf ihre Lippen: dies war ihre Manier zu grüßen.

Er musste dem Grafen die ganze Geschichte des Auftrages, den der Herzog Bussy erteilt hatte, den Besuch bei Hofe, den Ärger des Königs, und die kalte Miene der Mignons erzählen.

Kalte Miene war das Wort, dessen sich Bussy bediente. Diana lachte nur.

Ganz nachdenkend über diese Neuigkeiten, bat Monsoreau Herrn von Bussy, sich zu ihm herabzubeugen, und sagte ihm in's Ohr:

»Es sind noch Pläne im Spiele, nicht wahr?«

»Ich denke,« antwortete Bussy.

»Glaubt mir,« sprach Monsoreau, »gefährdet Euch nicht für diesen niederträchtigen Menschen, ich kenne ihn, er ist treulos; ich stehe Euch dafür, dass er nie am Rande eines Verrates zögert.«

»Ich weiß es,« sprach Bussy mit einem Lächeln, das den Grafen an die Begebenheit erinnerte, bei der Bussy unter der Verrätereit des Herzogs gelitten hatte.

»Seht Ihr, Ihr seid mein Freund,« sprach Monsoreau, »und ich will Euch zur Vorsicht ermahnen. Fragt mich übrigens um Rat, so oft Ihr Euch in einer schwierigen Lage befindet.«

»Herr Graf! Herr Graf! man muss nach dem Verbinden schlafen,« sprach Rémy, »vorwärts, schlaft!«

»Ja, lieber Doktor. Mein Freund, macht einen Spaziergang mit Frau von Monsoreau. Der Garten soll in diesem Jahre reizend sein.«

»Zu Euren Befehlen,« antwortete Bussy.

Elftes Kapitel.

Die Vorsicht von Herrn von Monsoreau.

Saint-Luc hatte Recht, Jeanne hatte Recht; nach Verlauf von acht Tagen überzeugte sich Bussy davon und ließ ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren.

Ein Mann der alten Zeit sein, wäre schön und groß für die Nachwelt gewesen; aber Bussy vergaß den Plutarch, der, seitdem ihn die Liebe verdorben, sein Lieblingsschriftsteller zu sein aufgehört hatte; schön wie Alcibiades, kümmerte sich Bussy nur um die Gegenwart, und zeigte sich fortan wenig lüstern nach einem Geschichtsartikel neben Scipio oder Bayard in ihren Tagen der Enthaltbarkeit.

Diana war einfacher, war mehr Natur, wie man gegenwärtig sagt. Sie überließ sich den zwei Instinkten, welche der menschenfeindliche Figaro als dem Geschlechte angeboren erkennt, dem Lieben und Täuschen. Sie hatte nie den Gedanken gehabt, bis zur philosophischen Spekulation ihre Ansichten über das, was Charron und Montaigne das *Ehrbare* nennen, zu treiben. Bussy lieben, das war ihre Logik, — nur Bussy gehören, war ihre Moral, — bei der einfachen Berührung seiner Hand am ganzen Leibe zittern, das war ihre Metaphysik.

Herr von Monsoreau, — es waren bereits vierzehn Tage, seitdem sich der Unfall mit ihm ereignet hatte, — Herr von Monsoreau befand sich immer besser. Er hatte das Fieber dadurch vermieden, dass man bei ihm kaltes Wasser anwandte, ein neues Mittel, welches der Zufall, oder vielmehr die Vorsehung Ambroise Paré entdeckte, als er plötzlich eine furchtbare Erschütterung erlitt: er erfuhr, der Herzog von Anjou sei mit der Königin Mutter und seinen Angevins in Paris angekommen.

Der Graf hatte Recht, sich hierüber zu beunruhigen; denn unter dem Vorwande, sich nach ihm zu erkundigen, fand sich der Prinz am andern Tage in seinem Hotel in der Rue des Petits-Pères ein: man kann unmöglich seine Türe vor einer Königlichen Hoheit verschließen, welche einen Beweis von einer so zärtlichen Teilnahme gibt. Herr von Monsoreau empfing den Prinzen, und

der Prinz war bezaubernd gegen den Oberstjägermeister und besonders gegen seine Frau.

Sobald der Prinz weggegangen war, rief Herr von Monsoreau Diana, stützte sich auf ihren Arm und ging, trotz des Geschreis von Rémy, dreimal um seinen Stuhl. Wonach er sich wieder in denselben Stuhl setzte, um den er, wie gesagt, eine dreifache Umschanzungslinie gezogen hatte; er sah sehr zufrieden aus und Diana erriet aus seinem Lächeln, dass er auf irgend eine Duckmäuserei sann.

Doch das gehört in die Privatgeschichte des Hauses Monsoreau ein. Kehren wir also zu der Ankunft des Herrn Herzogs von Anjou zurück, welche zu dem epischen Teile dieses Buches gehört.

Es war, wie man sich leicht denken kann, kein gleichgültiger Tag für die Beobachter, der Tag, an welchem Monseigneur Franz von Valois in den Louvre zurückkam. Man vernehme, was sie bemerkten:

Viel Trotz und Hochmut von Seiten des Königs.

Eine große Launigkeit von Seiten der Königin Mutter.

Und eine untertänige Frechheit von Seiten des Herrn Herzogs von Anjou, der zu sagen schien:

»Warum, des Teufels! ruft Ihr mich zurück, wenn Ihr mir nun, da ich komme, ein so ärgerliches Gesicht macht?«

Dieser ganze Empfang war gewürzt von den flammenden, sprühenden, verzehrenden Blicken der Herrn von Livarot, von Ribeirac und Anraguet, welche, von Bussy in Kenntnis gesetzt, sich sehr freuten, ihren zukünftigen Gegnern begreiflich zu machen, wenn ein Hindernis beim Kampfe stattfände, so würde es sicherlich nicht von ihrer Seite herrühren.

Chicot ging an diesem Tage öfter auf und ab, als Cäsar am Vorabend der Schlacht von Pharsalus.

Dann kehrte Alles wieder zu seiner gewöhnlichen platten Ruhe zurück.

Am zweiten Tag nach seinem Einzug in den Louvre machte der Herzog von Anjou einen zweiten Besuch bei dem Verwundeten.

Von den geringsten Einzelheiten der Zusammenkunft mit seinem Bruder unterrichtet, schmeichelte Monsoreau dem Herzog

von Anjou durch die Gebärde und durch den Ton, um den Herzog in der feindseligsten Stimmung zu erhalten.

Sodann, da es immer besser ging, nahm er, sobald der Herzog sich entfernt hatte, seine Frau beim Arme und machte, statt sich dreimal um seinen Lehnstuhl zu drehen, einen Gang durch sein Zimmer.

Wonach er sich mit einer noch zufriedeneren Miene als das erste Mal nieder setzte.

Diana benachrichtigte Bussy an demselben Abend, Herr von Monsoreau sinne sicherlich auf irgend Etwas.

Einen Augenblick nachher befanden sich Monsoreau und Bussy allein.

»Wenn ich bedenke,« sagte Monsoreau zu Bussy, »wenn ich bedenke, dass dieser Prinz, der mir ein so freundliches Gesicht macht, mein Todfeind ist, und dass er mich durch Herr von Saint-Luc hat ermorden lassen.«

»Oh! ermorden!« rief Bussy, »nehmt Euch in Acht, Herr Graf, Saint-Luc ist ein guter Edelmann und Ihr gesteht selbst, dass Ihr ihn herausgefordert, zuerst den Degen gezogen und den Stich im Zweikampfe erhalten habt.«

»Einverstanden, darum ist es aber nicht minder wahr, dass er der Anreizung des Herzogs von Anjou gehorchte.«

»Hört,« entgegnete Bussy, »ich kenne den Herzog und kenne besonders Herrn von Saint-Luc; ich muss Euch sagen, dass Herr von Saint-Luc ganz und gar dem König ergeben ist und keines Wegs dem Prinzen. Ah! wenn Euer Degenstich von Livarot, Anraguet oder Ribeirac herrührte, dann würde ich nicht nein sagen . . . doch von Saint-Luc.«

»Ihr kennt die Geschichte von Frankreich nicht, wie ich sie kenne, mein lieber Herr von Bussy,« sprach Monsoreau, hartnäckig in seiner Meinung.

Bussy hätte hierauf antworten können, wenn er die Geschichte von Frankreich schlecht kenne, so kenne er dagegen vollkommen die von Anjou, und besonders desjenigen Teils von Anjou, in welchem Méridor eingeschlossen sei.

Endlich kam Monsoreau so weit, dass er aufstand und in den Garten ging.

»Das genügt mir,« sagte er, wieder die Treppe hinaufsteigend.
»Diesen Abend ziehen wir aus.«

»Warum dies?« versetzte Rémy, »seid Ihr in der Rue des Petit-Péres nicht in guter Luft, oder fehlt es Euch etwa an Zerstreung?«

»Im Gegenteil, ich habe nur zu viel Zerstreung; Herr von Anjou ermüdet mich mit seinen Besuchen; er bringt immer etliche und dreißig Edelleute mit sich und das Geräusch ihrer Sporen greift meine Nerven furchtbar an.«

»Doch wohin gehen wir?«

»Ich habe Befehl gegeben, mein kleines Haus bei den Tournelles in Stand zu setzen.«

Bussy und Diana, denn Bussy war immer da, tauschten einen verliebten Blick der Erinnerung aus.

»Wie, diese Baracke!« rief unbesonnener Weise Rémy.

»Ah! ah! Ihr kennt sie,« versetzte Monsoreau.

»Bei Gott!« antwortete der junge Mann, »wer kennt nicht die Wohnungen des Herrn Oberstjägermeisters von Frankreich, besonders wenn man sein Quartier in der Rue Beautreillis gehabt hat?«

Aus Gewohnheit wälzte Monsoreau irgend einen unbestimmten Argwohn in seinem Innern umher.

»Ja, ja,« sagte er, »ich werde dorthin gehen und mich besser dabei befinden. Man kann dort höchstens vier Personen empfangen. Es ist eine Festung, und durch das Fenster sieht man auf eine Entfernung von dreihundert Schritten diejenigen, welche einen besuchen wollen.«

»Nun, und dann?« fragte Rémy.

»Dann kann man sie vermeiden, wenn man will, besonders wenn man sich wohl befindet.«

Bussy biß sich auf die Lippen; er befürchtete, es dürfte eine Zeit kommen, wo ihn Monsoreau ebenfalls vermeiden würde.

Diana seufzte; sie erinnerte sich, Bussy in diesem kleinen Hause verwundet und ohnmächtig auf ihrem Bette gesehen zu haben.

Rémy dachte nach und sprach sodann, zuerst das Stillschweigen unterbrechend:

»Ihr könnt nicht . . . «

»Und warum, wenn ich bitten darf, mein Herr Doktor?«

»Weil ein Oberstjägermeister von Frankreich empfangen, eine Anzahl von Bedienten haben, Equipagen unterhalten muss. Hat er einen Palast für seine Hunde, so begreift sich das, ein Hundestall für ihn selbst, das ist unmöglich.«

»Hm!« machte Monsoreau mit einem Tone, der wohl sagen wollte: es ist wahr.

»Und dann,« fuhr Rémy fort, »denn ich bin der Arzt des Herzens wie der des Körpers, und dann ist es nicht Euer Aufenthalt hier, was Euch beunruhigt.«

»Was ist es denn?«

»Der von Madame.«

»Nun?«

»Nun, so lasst die Gräfin ausziehen.«

»Mich von ihr trennen!« rief Monsoreau, auf Diana einen Blick heftend, in welchem offenbar mehr Zorn als Liebe lag.

»So trennt Euch von Eurem Amte, nehmt Eure Entlassung als Oberstjägermeister; ich glaube, das wäre vernünftig, denn in der Tat, entweder tut Ihr Euren Dienst, oder Ihr tut ihn nicht; tut Ihr ihn nicht, so macht Ihr den König unzufrieden, tut Ihr ihn . . . «

»Ich gedenke zu tun, was ich tun muss, werde aber die Gräfin nicht verlassen,« erwiderte Monsoreau, mit den Zähnen knirschend.

Kaum hatte der Graf diese Worte gesprochen, als man im Hof ein gewaltiges Geräusch von Pferden und Stimmen hörte.

Monsoreau murmelte bebend:

»Abermals der Herzog!«

»Ja, ganz richtig,« sagte Rémy an ein Fenster tretend.

Der junge Mann hatte noch nicht vollendet, als in Folge des Vorrechts der Prinzen, unangemeldet einzutreten, der Herzog bereits im Zimmer erschien.

Monsoreau war auf der Lauer; er sah, dass der erste Blick von Franz Diana gegolten hatte.

Bald gaben ihm die unversiegbaren Artigkeiten des Herzogs noch mehr Aufklärung; er brachte Diana eines von den seltenen

Geschmeiden, wie sie drei bis vier in ihrem Leben die geduldigen und edlen Künstler machten, welche eine Zeit verherrlichten, wo, unerachtet der Langsamkeit ihrer Erzeugung, die Meisterwerke noch häufiger waren, als in unsern Tagen.

Es war ein reizender Dolch mit einem Griffe von ziselirtem Gold; dieser Griff war ein Flacon; auf der Klinge lief eine ganze Jagd mit wunderbarem Talente mit dem Grabstichel gearbeitet hin: Hunde, Pferde, Jäger, Wild, Bäume vermengten sich in einem harmonischen Durcheinander, der den Blick zwang, lange auf dieser Klinge von Azur und Gold zu verweilen.

»Lasst sehen,« sagte Monsoreau, befürchtend, es könnte ein Billett in dem Hefte verborgen sein.

Der Prinz begegnete dieser Furcht, indem er die zwei Teile trennte.

»Euch, der Ihr Jäger seid, die Klinge,« sprach er, »der Gräfin das Heft. Guten Morgen, Bussy, Ihr steht also jetzt in vertrauter Freundschaft mit dem Grafen?«

Diana errötete.

Bussy blieb im Gegentheil Herr seiner selbst und antwortete:

»Monseigneur, Ihr vergesst, dass mir Eure Hoheit diesen Morgen den Auftrag gegeben hat, mich nach Herrn von Monsoreau zu erkundigen. Ich habe den Befehlen Eurer Hoheit wie immer Folge geleistet.«

»Es ist wahr,« sagte der Herzog.

Dann setzte er sich neben Diana und sprach leise mit ihr.

Nach einem Augenblick aber rief der Prinz:

»Graf, es ist furchtbar heiß in diesem Krankenzimmer. Ich sehe, dass die Gräfin erstickt und werde ihr meinen Arm geben, um einen Gang durch den Garten zu machen.«

Der Gatte und der Liebhaber wechselten einen zornigen Blick.

Aufgefordert, in den Garten zu gehen, erhob sich Diana und legte ihren Arm auf den des Prinzen.

»Gebt mir Euren Arm,« sprach Monsoreau zu Bussy.

Und Monsoreau ging hinter seiner Frau hinab.

»Ah! ah!« sagte der Herzog, »es scheint, es geht ganz gut bei Euch.«

»Ja, Monseigneur, und ich hoffe bald im Stande zu sein, Frau von Monsoreau überallhin begleiten zu können, wohin sie auch gehen wird.«

»Gut! doch mittlerweile müsst Ihr Euch nicht anstrengen und ermüden.«

Monsoreau fühlte selbst, wie richtig die Ermahnung des Prinzen war.

Er setzte sich an einen Ort, von wo aus er ihn nicht aus dem Blicke verlieren konnte.

»Hört, Graf,« sagte er zu Bussy, »wenn Ihr sehr liebenswürdig wäret, so würdet Ihr schon diesen Abend Frau von Monsoreau in mein kleines Hotel bei der Bastille begleiten; es ist mir in der Tat lieber, wenn sie dort, als wenn sie hier wohnt. Nachdem ich sie in Méridor den Klauen dieses Geiers entrissen habe, werde ich sie nicht in Paris verschlingen lassen.«

»Nein, mein Herr,« sagte Rémy zu seinem Gebieter, »nein, Ihr könnt das nicht annehmen.«

»Und warum nicht?«

»Weil Ihr Herrn von Anjou gehört und Herr von Anjou Euch nie vergeben würde, wenn Ihr den Grafen bei einem solchen Streiche, den er ihm gespielt, unterstützt hättet.«

»Was ist mir daran gelegen!« wollte der ungestüme junge Mann ausrufen, als ein Blick von Rémy ihm bedeutete, er sollte schweigen.

Monsoreau dachte einen Augenblick nach und sagte sodann:

»Rémy hat Recht, ich kann einen solchen Dienst nicht von Euch verlangen; ich werde sie selbst führen, denn morgen oder übermorgen bin ich im Stande, dieses Haus zu bewohnen.«

»Seid Ihr toll?« versetzte Bussy, »Ihr verliert Eure Stelle.«

»Das ist möglich, doch ich behalte meine Frau,« sagte der Graf, und er faltete bei diesen Worten die Stirne auf eine Weise, welche Bussy seufzen machte.

Der Graf führte in der Tat noch an demselben Abend seine Frau in das uns wohlbekannte Haus der Tournelles.

Rémy half dem Wiedergenesenden sich hier einquartieren.

Dann, da es ein Mann von unerschütterlicher Ergebenheit war, da er begriff, Bussy würde seiner in diesem beschränkten Raume

zur Unterstützung seiner bedrohten Liebe sehr bedürfen, näherte er sich wieder Gertrude, welche damit anfang, dass sie ihn schlug, und damit endigte, dass sie ihm verzieh.

Diana nahm wieder ihr Zimmer ein, das auf der Vorderseite lag, das Zimmer mit dem Portrait und mit dem Bette von weiß und goldenem Damast.

Nur ein Korridor trennte ihr Zimmer von dem des Grafen von Monsoreau.

Bussy riss sich Hände voll Haare aus.

Saint-Luc behauptete, da die Strickleitern den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht hätten, so könnten sie vortrefflich die Leitern ersetzen.

Monsoreau rieb sich die Hände und lächelte bei dem Gedanken an den Ärger des Herrn Herzogs von Anjou.

Zwölftes Kapitel.

Ein Besuch in dem Hause der Tournelles.

Übermäßige Aufregung nimmt bei gewissen Menschen die Stelle der wirklichen Leidenschaft ein, wie der Hunger dem Wolfe und der Hyäne den Anschein von Wut verleiht.

Unter dem Eindrucke eines ähnlichen Gefühls war Herr von Anjou, der in einen unbeschreiblichen Zorn geriet, als er Diana nicht mehr in Méridor fand, nach Paris zurückgekehrt; bei seiner Rückkehr war er beinahe verliebt in diese Frau, und zwar gerade, weil man sie ihm entführte.

In Folge hiervon hatte sich sein Hass gegen Monsoreau, ein Hass, der sich von dem Tage herschrieb, wo der Graf ihn verriet, in Folge hiervon, sagen wir, hatte sich sein Hass in eine Art von Wut verwandelt, welche um so gefährlicher war, als er, da er bereits den energischen Charakter des Grafen erprobt hatte, sich zu einem Schläge bereit halten wollte, ohne dabei sich die geringste Blöße zu geben.

Andererseits hatte er auf seine politischen Hoffnungen nicht Verzicht geleistet, im Gegenteil, und die Überzeugung, die er von seiner Wichtigkeit gewonnen, hatte ihn in seinen eigenen Augen noch vergrößert. Kaum nach Paris zurückgekehrt, fing er seine lichtscheuen, verborgenen Machinationen wieder an. Der Augenblick war günstig: viele von den schwankenden Verschwörern, welche sich ganz nach dem Erfolge richteten, drängten sich, beruhigt durch eine Art von Triumph, den die Schwäche des Königs und die Schlaueit von Catharina den Angevins verliehen hatte, um den Herzog von Anjou und verknüpften so durch unmerkliche, aber mächtige Fäden die Sache des Prinzen mit der der Guisen, welche kluger Weise im Schatten blieben und ein Stillschweigen beobachteten, durch das Chicot ungemein beunruhigt wurde.

Von Seiten des Herzogs fand kein politischer Erguss mehr gegen Bussy statt; Alles beschränkte sich auf eine geheuchelte Freundschaft. Der Prinz fühlte sich auf eine unbestimmte Weise dadurch missgestimmt, dass er den jungen Mann bei Monsoreau

gesehen hatte, und er grollte ihm wegen des Vertrauens, das der sonst so argwöhnische Oberstjägermeister nichtsdestoweniger zu Bussy hatte.

Er erschrak auch über die Freude, die das Gesicht von Diana verklärte, über die frischen Farben, welche die Anbetungswürdige so wünschenswert machten. Der Prinz wusste, dass die Blumen nur im Sonnenscheine und die Frauen nur in der Liebe sich färben und Wohlgerüche verbreiten. Diana war sichtbar glücklich, und für den stets boshafte und sorgenvollen Prinzen erschien das Glück der Andern als eine Feindseligkeit.

Als Prinz geboren, mächtig geworden durch einen finsternen, gekrümmten Weg, entschlossen, sich der Gewalt zu bedienen, sei es für seine Liebe, sei es für seine Rache, seitdem es ihm mit der Gewalt geglückt war, überdies gut beraten durch Aurilly, dachte der Prinz, es wäre eine Schmach für ihn, in seinen Wünschen sich durch so lächerliche Hindernisse, wie die Eifersucht eines Mannes und das Widerstreben, einer Frau, aufhalten zu lassen.

Eines Tages, als er schlecht geschlafen und die Nacht in Verfolgung der schlimmen Träume, die man in einem fieberhaften Halbschlummer macht, zugebracht hatte, fühlte er, dass er sich in einer seinen Wünschen entsprechenden Stimmung befand, und befahl seine Equipagen, um Monsoreau zu besuchen.

Monsoreau war bekanntlich in sein kleines Haus bei den Tournelles gezogen.

Der Prinz lächelte, als man ihm dies meldete. Es war das kleine Stück der Komödie von Méridor. Er erkundigte sich, jedoch nur der Form wegen, wo dieses Haus liege; man antwortete ihm, es liege an der Place Saint-Antoine, und sich gegen Bussy, der ihn begleitet hatte, umwendend, sagte der Prinz:

»Da es bei den Tournelles ist, so gehen wir zu den Tournelles.«

Die Eskorte setzte sich in Marsch, und bald war das ganze Quartier in Bewegung durch die Gegenwart der vierundzwanzig schönen Edelleute, welche gewöhnlich das Gefolge des Prinzen bildeten, und von denen jeder zwei Lackeien und drei Pferde bei sich hatte.

Der Prinz kannte ganz wohl das Haus und die Türe. Bussy kannte Beides nicht minder gut. Sie hielten vor der Türe an,

begaben sich in den Gang und stiegen die Treppe hinauf; nur trat der Prinz in die Zimmer ein, und Bussy blieb auf dem Ruheplatz.

In Folge dieser Anordnung sah der Prinz, während er der Bevorzugte zu sein schien, nur Herrn von Monsoreau, der ihn auf einem Ruhebett liegend empfing, indes Bussy in den Armen von Diana aufgenommen wurde, die ihn zärtlich an ihre Brust drückte, wobei Gertrude getreulich Wache hielt.

Von Natur bleich, wurde Monsoreau leichenfarbig, als er den Prinzen erblickte. Es war dies seine schreckliche Vision.

»Monseigneur,« sagte er, vor Ärger zitternd, »Monseigneur in diesem armen Hause . . . in der Tat, das ist zu viel Ehre für meine geringe Person.«

Die Ironie war sichtbar, denn der Graf gab sich kaum die Mühe, sie zu bemänteln.

Der Prinz schien es indessen durchaus nicht zu bemerken, und dem Wiedergenesenden sich mit einem Lächeln nähernd, sagte er:

»Ich werde dem leidenden Freunde, wohin er auch gehen mag, folgen, um mich nach seinem Wohle zu erkundigen.«

»In der Tat, Prinz, ich glaube, Eure Hoheit hat das Wort Freund ausgesprochen?«

»Ich habe es gesagt, mein lieber Graf; wie geht es Euch?«

»Viel besser, Monseigneur; ich stehe auf, ich gehe hin und her, und in acht Tagen wird Alles vorbei sein.«

»Hat Euch Euer Arzt die Luft der Bastille verordnet?« fragte der Prinz mit dem unschuldigsten Tone der Welt.

»Ja, Monseigneur.«

»Wart Ihr nicht gut in der Rue des Petits-Pères?«

»Nein, Monseigneur, ich bekam dort zu viele Besuche, und diese Besuche machten zu viel Lärmen.«

Der Graf sprach diese Worte mit einer Entschiedenheit, welche dem Prinzen nicht entging; doch dieser schien nicht im Geringsten darauf zu merken.

»Aber Ihr habt keinen Garten hier, wie mir scheint,« sagte er.

»Der Garten war mir schädlich, Monseigneur,« antwortete Monsoreau.

»Wo ginet Ihr denn spazieren, mein Lieber?«

»Das ist es gerade, Monseigneur; ich ging nicht spazieren.«

Der Prinz biss sich in die Lippen und wandte sich auf seinem Stuhle um.

»Ihr wisst, Graf,« sagte er nach kurzem Stillschweigen, »Ihr wisst, dass man von vielen Seiten den König um die Stelle des Oberstjägermeisters bittet.«

»Unter welchem Vorwand, Monseigneur?«

»Viele behaupten, Ihr seid tot.«

»Oh! Monseigneur, ich stehe dafür, dass ich es nicht bin.«

»Ich stehe für gar nichts, Ihr begrabt Euch, folglich seid Ihr tot.«

Monsoreau biss sich ebenfalls auf die Lippen und erwiderte:

»Nun wohl, Monseigneur, ich werde meine Stelle verlieren.«

»Wirklich?«

»Ja, es gibt Dinge, die ich ihr vorziehe.«

»Ah!« versetzte der Prinz, »das ist sehr uneigennützig von Euch.«

»So bin ich nun einmal, Monseigneur.«

»Da Ihr nun einmal so seid, so würdet Ihr es nicht schlimm finden, wenn es der König erführe.«

»Wer dürfte es ihm sagen?«

»Wenn er mich fragt, so muss ich ihm wohl unser Gespräch wiederholen.«

»Meiner Treue, Monseigneur, wenn man Seiner Majestät Alles wiederholen würde, was man in Paris sagt, so hätte sie nicht genug an ihren zwei Ohren.«

»Was sagt man denn in Paris, mein Herr?« versetzte der Prinz, sich gegen den Grafen so ungestüm umwendend, als wenn ihn eine Schlange gebissen hätte.

Monsoreau sah, dass das Gespräch ganz sachte eine zu ernste Wendung für einen Wiedergenesenden, dem nicht die ganze Freiheit des Handelns vergönnt war, genommen hatte; er dämpfte den Zorn, der im Grunde seiner Seele kochte, nahm ein gleichgültiges Gesicht an und erwiderte:

»Was weiß ich, ich armer Gelähmter? die Ereignisse gehen vor sich und ich bemerke kaum den Schatten davon. Wenn der König

ärgerlich darüber ist, dass ich meinen Dienst so schlecht verseehe, so hat er Unrecht.«

»Wieso?«

»Ganz gewiss, mein Unfall . . . «

»Nun?«

»Ist ein wenig seine Schuld.«

»Erklärt Euch.«

»Ist Herr von Saint-Luc, der mir den Degenstich gegeben hat, nicht einer der teuersten Freunde des Königs? Der König hat ihm den geheimen Stoß gezeigt, mit dem er mir die Brust durchbohrte und es beweist mir sogar nichts, dass ihn der König nicht ganz in der Stille gegen mich abgeschickt hat.«

Der Herzog von Anjou machte beinahe ein Zeichen der Billigung.

»Ihr habt Recht,« sagte er, »doch der König ist am Ende der König.«

»Nicht wahr, bis er es nicht mehr ist?« versetzte Monsoreau.

Der Herzog bebte und sprach nach einer kurzen Pause:

»Doch sagt, wohnt Frau von Monsoreau denn nicht hier?«

»Monseigneur, sie ist in diesem Augenblick krank, sonst wäre sie erschienen, um Euch ihre untertänigste Huldigung zu bezeigen.«

»Krank? arme Frau!«

»Ja, Monseigneur.«

»Der Kummer, dass sie Euch leiden sehen musste?«

»Anfangs, dann die Anstrengung dieses Umzugs.«

»Wir wollen hoffen, dass die Unpässlichkeit nicht von langer Dauer sein wird, mein lieber Graf. Ihr habt einen sehr geschickten Arzt.«

Und er hob die Sitzung auf.

»Ich muss gestehen, der liebe Rémy hat mich ausgezeichnet gut gepflegt,« sagte Monsoreau.

»Es ist der Arzt von Bussy, den Ihr mir da nennt.«

»Der Graf hat ihn mir allerdings gegeben, Monseigneur.«

»Ihr steht also in enger Verbindung mit Bussy?«

»Er ist mein bester, ich möchte sogar sagen, er ist mein

einzigster Freund,« antwortete Monsoreau kalt.

»Gott befohlen, Graf,« sprach der Prinz, den Damastvorhang der Türe aufhebend.

Als er in demselben Augenblick den Kopf durch den Vorhang schob, glaubte er das Ende eines Kleides in dem benachbarten Zimmer verschwinden zu sehen, und Bussy erschien plötzlich an seinem Posten mitten im Korridor.

Der Verdacht nahm bei dem Herzog zu.

»Wir brechen auf,« sagte er zu Bussy.

Bussy eilte ohne zu antworten hinab, um dem Gefolge Befehl zu geben, sich bereit zu halten, vielleicht aber auch, um seine Röte vor dem Prinzen zu verbergen.

Allein auf dem Ruheplatze, suchte der Prinz in den Gang zu dringen, wo er das seidene Kleid hatte verschwinden sehen.

Doch sich umwendend, bemerkte er, dass Monsoreau ihm gefolgt war und bleich, sich an das Simswerk anlehnend, auf der Türschwelle stand.

»Eure Hoheit irrt sich im Wege,« sagte der Graf mit kaltem Tone.

»Es ist wahr, ich danke,« stammelte der Prinz und stieg, Wut im Herzen, die Treppe hinab.

Auf dem ganzen Wege, obgleich dieser lang war, wechselten Bussy und der Herzog nicht ein Wort.

Bussy verließ den Herzog vor der Türe seines Hotels.

Als der Herzog allein in seinem Kabinett war, schlüpfte Aurilly geheimnisvoll herein.

»Nun!« sprach der Herzog, als er ihn wahrte, »ich werde vom Gatten schimpflich behandelt.«

»Vielleicht auch vom Liebhaber,« versetzte Aurilly.

»Was sagst Du?«.

»Die Wahrheit, Monseigneur.«

»So vollende.«

»Hört, Monseigneur, ich hoffe, Ihr werdet mir verzeihen, denn es geschah für den Dienst Eurer Hoheit.«

»Abgemacht, ich verzeihe Dir zum Voraus.«

»Nun, ich lauerte unter einem Schoppen im Hofe, nachdem Ihr

hinaufgegangen wart.«

»Und was hast Du gesehen?«

»Ich sah ein Frauenkleid erscheinen, ich sah diese Frau sich neigen, ich sah zwei Arme sich um ihren Hals schlingen; und da mein Ohr geübt ist, so hörte ich ganz deutlich das Geräusch eines langen und zärtlichen Kusses.«

»Doch wer war der Mann?« fragte der Herzog, »hast Du ihn erkannt?«

»Ich vermag Arme nicht zu erkennen, und die Handschuhe haben kein Gesicht, Monseigneur.«

»Ja, doch man vermag Handschuhe zu erkennen.«

»In der Tat, es kam mir vor . . . «

»Nicht wahr, als hättest Du sie erkannt? . . . Vorwärts also!«

»Doch es ist nur eine Vermutung.«

»Gleichviel, sprich immerhin.«

»Nun, Monseigneur, es kam mir vor, als wären es die Handschuhe von Herrn von Bussy.«

»Hirschlederne Handschuhe mit Gold gestickt, nicht wahr?« rief der Herzog, vor dessen Auge plötzlich die Wolke verschwand, welche die Wahrheit verschleierte.

»Hirschledern mit Gold gestickt, ja, Monseigneur, so ist es.«

»Ah! Bussy; ja, Bussy! es ist Bussy!« rief abermals der Herzog, »ich Blinder, der ich war, oder vielmehr nein, ich war nicht blind: ich konnte nur nicht an so viel Keckheit glauben.«

»Nehmt Euch in Acht,« sagte Aurilly, »mir scheint Eure Hoheit spricht sehr laut.«

»Bussy,« wiederholte abermals der Herzog, sich einer Menge von Umständen erinnernd, welche unbemerkt vorübergegangen waren, nun aber in vergrößertem Maßstabe wieder vor seinen Augen schwebten.

»Man müsste jedoch die Sache nicht so leicht glauben Monseigneur,« sagte Aurilly, »könnte nicht ein Mann in dem Zimmer von Frau von Monsoreau verborgen gewesen sein?«

»Ja, allerdings, doch Bussy, Bussy, der im Korridor war, hätte diesen Mann gesehen.«

»Das ist wahr, Monseigneur!«

»Und dann die Handschuhe! die Handschuhe!«
»Das ist abermals wahr; und überdies das Geräusch der Küsse;
ich höre noch . . . «
»Was?«
»Zwei Worte.«
»Welche?«
»Morgen Abend.«
»O mein Gott!.«
»Somit, Monseigneur, wenn wir das Manoeuvre, das wir früher
gemacht, wieder anfangen wollten, könnten wir Gewissheit
erlangen.«
»Aurilly, Morgen Abend fangen wir wieder an.«
»Eure Hoheit weiß, dass ich zu Ihren Diensten bin.«
»Gut. Ah! Bussy,« wiederholte der Herzog durch die Zähne
murmelnd, »Bussy ein Verräter an seinem Herrn! Bussy, dieser
Schrecken von Allen! Bussy, der ehrliche Mann . . . Bussy, der
nicht will, dass ich König von Frankreich sein soll . . . «
Und mit höllischer Freude lächelnd, entließ der Herzog Aurilly,
um mit Muße nachdenken zu können.

Dreizehntes Kapitel.

Die Lauerer.

Aurilly und der Herzog von Anjou hielten sich gegenseitig Wort. Der Herzog beschäftigte Bussy den Tag hindurch so viel als möglich bei sich, um jeden seiner Schritte beobachten zu können.

Bussy wünschte nichts Anderes, als dem Prinzen am Tage den Hof zu machen; auf diese Art hatte er den Abend frei. Dies war seine Methode und er übte sie sogar ohne Hintergedanken.

Um zehn Uhr Abends wickelte er sich in seinen Mantel und wanderte, seine Strickleiter unter dem Arme, nach der Bastille.

Der Herzog, der nicht wusste, dass Bussy eine Strickleiter in seinem Vorzimmer hatte, der nicht glauben konnte, man ginge ganz allein in den Straßen von Paris, der Herzog, welcher dachte, Bussy begeben sich in sein Hotel, um sein Pferd und einen Diener zu nehmen, verlor zehn Minuten mit Vorbereitungen; während dieser zehn Minuten hatte Bussy, flink und verliebt, bereits drei Viertel des Weges gemacht.

Bussy war glücklich, wie es gewöhnlich die kühnen Leute sind; er machte keine unangenehme Begegnung auf dem Weg und sah, als er sich dem Hause näherte, Licht hinter den Fensterscheiben.

Dies war das zwischen ihm und Diana verabredete Zeichen.

Er warf seine Strickleiter nach dem Balkon; mit sechs verkehrt angebrachten Klammern versehen, hing sich diese Leiter immer an etwas an.

Bei dem Geräusch löschte Diana ihre Lampe aus und öffnete das Fenster, um die Leiter zu befestigen.

Die Sache war im Augenblick getan.

Diana schaute auf dem Platze umher, sie durchforschte mit dem Blicke alle Winkel und Ecken: der Platz kam ihr gänzlich leer und verlassen vor.

Dann bedeutete sie Bussy durch ein Zeichen, er könnte heraufsteigen.

Bussy erkletterte die Sprossen zwei und zwei; die Leiter hatte

zehn, und die ganze Angelegenheit war in fünf Sekunden abgemacht.

Der Augenblick war glücklich gewählt, denn während Bussy durch das Fenster hereinstieg, stieg Herr von Monsoreau, der geduldig mehr als zehn Minuten lang an der Türe seiner Frau gehorcht hatte, mit großer Anstrengung die Treppe hinab, gestützt auf den Arm eines vertrauten Dieners, welcher Rémy auf eine sehr vorteilhafte Weise ersetzte, sobald es sich nicht um Verbände und ärztliche Heilmittel handelte.

Dieses doppelte Manoeuvre, das man für die Erfindung eines geschickten Strategen hätte halten können, führte sich dadurch aus, dass Monsoreau die Haustür gerade in dem Augenblick öffnete, wo Bussy seine Strickleiter zurückzog und Diana ihr Fenster wieder schloss.

Monsoreau befand sich auf der Straße; doch die, Straße war, wie gesagt, öde, und der Graf sah nichts.

»Solltest Du schlecht unterrichtet gewesen sein?« fragte Monsoreau seinen Diener.

»Nein, Monseigneur«, antwortete dieser, »ich komme so eben vom Hotel Anjou, und der Sattelmeister, der zu meinen Freunden gehört, hat mir gesagt, Monseigneur habe zwei Pferde für diesen Abend bestellt: vielleicht, Herr Graf, vielleicht geschah es, um ganz anderswohin zu gehen.«

»Wohin soll er gehen?« versetzte der Graf mit finsterer Miene.

Der Graf war wie alle Eifersüchtige: sie glauben, die übrige Welt könne sich nur damit beschäftigen, sie zu plagen.

Er schaute zum zweiten Male umher.

»Vielleicht hätte ich besser daran getan, im Zimmer von Diana zu bleiben,« murmelte er, »doch vielleicht haben sie auch Zeichen, durch die sie mit einander korrespondieren; sie hätte ihn am Ende von meiner Gegenwart in Kenntnis gesetzt und ich würde nichts erfahren haben. Es ist noch besser, ich lauere außen, wie wir es verabredet haben. Vorwärts, führe mich in das Versteck, von dem Du behauptest, man könne Alles aus demselben sehen.«

»Kommt, gnädigster Herr,« sprach der Diener.

Monsoreau ging weiter, halb sich auf den Arm seines Dieners

stützend, halb sich an der Mauer haltend.

Zwanzig bis fünf und zwanzig Schritte von der Türe, auf der Seite der Bastille, fand sich wirklich ein ungeheurer Steinhaufen, der von zertrümmerten Häusern herrührte und den Kindern des Quartiers als Festungswerk diente, wenn sie Gefechte vorstellten, . . . volkstümliche Überreste der Armagnacs und der Bourguignons.

Mitten in diesem Steinhaufen hatte der Diener eine Art von Schilderhaus gemacht, das leicht zwei Personen aufnehmen und verbergen konnte.

Er breitete einen Mantel über den Steinen aus und Monsoreau kauerte sich darauf.

Der Diener nahm seinen Platz zu den Füßen seines Herrn.

Eine geladene Muskete lag für alle Fälle neben ihnen.

Der Diener wollte die Lunte des Gewehrs in Bereitschaft setzen, aber Monsoreau hielt ihn zurück.

»Einen Augenblick,« sagte er, »es wird immer noch Zeit sein. Es ist ein königliches Wildbret, das wir wittern, und Jeder, der Hand daran legt, wird mit dem Strang bestraft.«

Und seine Augen richteten sich glühend, wie die eines in der Nähe einer Schäferei im Hinterhalte liegenden Wolfes, von den Fenstern von Diana in die Tiefen des Faubourg und von den Tiefen des Faubourg in die anliegenden Straßen, denn er wünschte zu überraschen und befürchtete überrascht zu werden.

Diana hatte kluger Weise ihre dichten Vorhänge von Tapetenwerk geschlossen, so dass nur an ihrer Einfassung ein Lichtstrahl durchdrang, der Leben in diesem völlig schwarzen Hause offenbarte.

Monsoreau war noch keine zehn Minuten im Hinterhalte, als zwei Pferde an der Mündung der Rue Saint-Antoine erschienen.

Der Diener sprach nichts, aber er streckte die Hand in der Richtung der zwei Pferde aus.

»Ja,« sagte Monsoreau, »ich sehe wohl.«

Die zwei Reiter stiegen an der Ecke des Hotel des Tournelles ab und banden ihre Pferde an die zu diesem Behufe an der Mauer angebrachten Ringe an.

»Monseigneur,« sagte Aurilly, »ich glaube, wir kommen zu spät;

er wird unmittelbar von Eurem Hotel weggegangen sein; dadurch hatte er zehn Minuten vor Euch voraus und ist wohl bereits hinein.«

»Es mag sein,« erwiderte der Prinz, »aber wenn wir ihn nicht haben hineingehen sehen, so sehen wir ihn doch herauskommen.«

»Ja, aber wann?«

»Wann wir wollen.«

»Wäre es zu viel Neugierde, wenn ich Euch fragen würde, wie Ihr Euch hierbei zu benehmen gedenkt?«

»Nichts ist leichter. Wir brauchen nur an die Türe zu klopfen, nämlich Einer von uns, Du zum Beispiel, unter dem Vorwand, Du wolltest Dich nach Herrn von Monsoreau erkundigen. Jeder Verliebte erschrickt, wenn er Lärmen hört. Gehst Du dann ins Haus hinein, so steigt er zum Fenster hinaus, und ich, der ich außen geblieben bin, sehe ihn sich davon machen.«

»Und der Monsoreau?«

»Was Teufels kann er sagen? Er ist mein Freund ich bin unruhig, ich lasse mich nach ihm erkundigen, weil ich ihn am Tage schlimm aussehend gefunden habe . . . In der Tat, eine ganz einfache Geschichte.«

»Höchst geistreich ausgedacht, Monseigneur,« sagte Aurilly.

»Hörst Du, was sie sprechen?« fragte der Monsoreau seinen Diener.

»Nein, gnädiger Herr, doch wenn sie ihr Gespräch fortsetzen, so müssen wir sie unfehlbar hören, da sie auf diese Seite kommen.«

»Monseigneur,« sagte Aurilly, »hier ist ein Steinhaufen, der ausdrücklich gemacht zu sein scheint, um Eure Hoheit zu verbergen.«

»Ja, doch warte, vielleicht gibt es ein Mittel, durch die Spalten der Vorhänge zu schauen.«

Diana hatte in der Tat, wie gesagt, ihre Lampe wieder angezündet, und ein leichter Schimmer drang von innen nach außen.

Der Herzog und Aurilly drehten sich zehn Minuten lang hin und her, um einen Punkt zu suchen, von wo aus ihre Blicke in das

Innere des Zimmers dringen könnten.

Während dieser verschiedenen Bewegungen kochte Monsoreau vor Ungeduld und legte seine Hand öfters an den Musketenlauf, der minder kalt war, als diese Hand.

»Oh! soll ich das dulden? Soll ich diese Schmach auch noch vollends verschlucken? Nein, nein; meine Geduld ist zu Ende. Mord und Teufel! nicht schlafen, nicht wachen, nicht ruhig leiden können, weil sich dieser elende Prinz eine schändliche Laune in den Kopf gesetzt hat. Nein, ich bin kein gefälliger Knecht, ich bin der Graf von Monsoreau, und wenn er auf diese Seite kommt, so zerschmettere ich ihm bei meiner Ehre die Hirnschale. Zünde die Lunte an, René, zünde sie an . . . «

In diesem Augenblick kam der Prinz, als er sah, dass es unmöglich war, mit seinen Blicken das Hindernis zu durchdringen, auf seinen früheren Plan zurück und schickte sich an, sich in den Trümmern zu verbergen, während Aurilly, an die Türe klopfen würde, als dieser plötzlich, den Abstand zwischen ihm und dem Prinzen vergessend, seine Hand auf den Arm des Herzogs von Anjou legte.

»Nun, mein Herr, was gibt es?« sagte der Prinz erstaunt.

»Kommt, kommt, Monseigneur,« flüsterte Aurilly.

»Aber warum denn?«

»Seht Ihr nicht etwas dort links glänzen? Kommt, Monseigneur, kommt.«

»In der Tat, ich sehe etwas wie einen Funken mitten unter den Steinen.«

»Es ist die Lunte einer Muskete oder einer Büchse, Monseigneur.«

»Ah! Ah!« versetzte der Herzog, »wer Teufels kann hier im Hinterhalte sein?«

»Irgend ein Freund oder Diener von Bussy; wir wollen uns entfernen, einen Umweg machen und von einer andern Seite zurückkehren; der Diener wird ein Zeichen geben, und wir sehen Bussy aus dem Fenster steigen.«

»In der Tat, Du hast Recht,« sprach der Herzog, »komm'.«

Beide schritten über die Straße, um zu dem Platze zurückzukehren, wo sie ihre Pferde angebunden hatten.

»Sie gehen,« sagte der Diener.

»Ja,« sprach Monsoreau. »Hast Du sie erkannt?«

»Mir scheint, es ist der Prinz mit Aurilly.«

»Ganz richtig; doch ich werde im Augenblick noch sicherer sein.«

»Was gedenkt der gnädige Herr zu tun?«

»Komm'.«

Während dieser Zeit wandten sich der Herzog und Aurilly durch die Rue Saint-Catherine, in der Absicht, sich an den Gärten hinzuziehen, um auf dem Boulevard der Bastille zurückzukommen.

Monsoreau ging hinein und befahl, seine Sänfte bereit zu halten.

Was der Herzog vorhergesehen hatte, geschah; bei dem Lärmen, den Monsoreau machte, wurde Bussy unruhig; das Licht erlosch abermals, das Fenster öffnete sich, der Herzog und Aurilly kamen an der Ecke der Bastille hervor und sahen gerade unter dem Fenster der schönen Diana einen zwischen Himmel und Erde schwebenden Schatten; doch dieser Schatten verschwand beinahe in demselben Augenblick an der Ecke der Rue Saint-Paul.

»Gnädiger Herr,« sagte der Diener, »wir werden das ganze Haus aufwecken.«

»Was liegt daran?« erwiderte Monsoreau wütend, »ich bin hier der Herr, wie mir scheint, und ich habe wohl das Recht, bei mir zu machen, was der Herr Herzog von Anjou machen wollte.«

Die Sänfte war bereit; Monsoreau ließ zwei von seinen Leuten holen, welche in der Nähe der Rue des Tournelles wohnten, und als diese Leute, die ihn seit seiner Verwundung zu begleiten pflegten, gekommen waren und ihren Platz an den beiden Schlägen genommen hatten entfernte sich die Maschine im Trabe von zwei kräftigen Pferden und hielt in weniger als einer Viertelstunde vor der Türe des Hotel Anjou.

Der Herzog und Aurilly waren erst seit so kurzer Zeit zurückgekehrt, dass man ihre Pferde noch nicht einmal abgezäumt hatte.

Monsoreau, dem der freie Eintritt bei dem Prinzen gestattet war,

erschien gerade in dem Augenblick auf der Schwelle, wo dieser, nachdem er seinen Hut auf einen Stuhl geworfen, seine Stiefeln einem Kammerdiener darreichte.

Ein Diener war indessen dem Oberstjägermeister ein paar Schritte vorangegangen und meldete ihn bei dem Prinzen.

Hätte der Blitz seine Fensterscheiben zerschmettert, der Herzog könnte nicht mehr darüber erstaunt gewesen sein, als er über die Meldung des Dieners staunte.

»Herr von Monsoreau!« rief er, mit einer Unruhe, die sich zugleich in seiner Blässe und in der Erschütterung seiner Stimme kundgab.

»Ja, Monseigneur, ich selbst,« sprach der Graf, indem er das in seinen Adern tobende Blut zu bewältigen suchte.

Die Anstrengung, die er gegen sich selbst machte, war so gewaltig, dass Herr von Monsoreau fühlte, wie seine Beine unter ihm wichen, und auf einen am Eingang des Zimmers stehenden Sessel fiel.

»Ihr werdet Euch töten, mein lieber Freund,« sagte der Herzog, »ja, Ihr seht gerade jetzt so bleich aus, dass Ihr einer Ohnmacht nahe zu sein scheint.«

»Oh! nein, Monseigneur. Ich habe in diesem Augenblick Eurer Hoheit zu wichtige Dinge anzuvertrauen: es ist möglich, dass ich nachher in Ohnmacht falle.«

»Sprecht, mein lieber Graf,« erwiderte Franz ganz verstört.

»Doch, ich denke, nicht vor Euren Leuten,« versetzte Monsoreau.

Der Herzog entließ Alle, selbst Aurilly.

Die zwei Männer befanden sich allein.

»Eure Hoheit kehrt eben nach Hause zurück?« fragte Monsoreau.

»Wie Ihr seht, Graf.«

»Es ist sehr unklug von Eurer Hoheit, so in der Nacht durch die Straßen zu gehen.«

»Wer sagt Euch, dass ich auf den Straßen gewesen bin?«

»Bei Gott! der Staub, der Eure Kleider bedeckt, Monseigneur.«

»Herr von Monsoreau,« sprach der Prinz mit einem Tone, in

dem man sich nicht täuschen konnte, »treibt Ihr noch ein anderes Gewerbe, als das des Oberstjägermeisters?«

»Das des Spions? Ja, Monseigneur. Alle Welt mischt sich heut zu Tage ein wenig mehr oder minder darein, und ich wie die Andern.«

»Was trägt Euch dieses Gewerbe ein, mein Herr?«

»Ich erfahre dadurch, was vorgeht.«

»Das ist seltsam,« sagte der Prinz sich seiner Glocke nähernd, um möglicher Weise rufen zu können.

»Sehr seltsam,« sprach Monsoreau.

»Erzählt mir also, was Ihr mir zu sagen habt.«

»Ich bin deshalb gekommen.«

»Ihr erlaubt mir, dass ich mich setze?«

»Keine Ironie, Monseigneur, gegen einen untertänigen und getreuen Diener, wie ich, der zu dieser Stunde und in diesem Zustande nur kommt, um Euch einen ganz besonderen Dienst zu leisten. Wenn ich mich gesetzt habe, Monseigneur, so geschah es, bei meiner Ehre, weil ich nicht stehen bleiben konnte.«

»Einen Dienst,« versetzte der Herzog, »einen Dienst?«

»Ja.«

»Sprecht also.«

»Monseigneur, ich komme zu Eurer Hoheit im Auftrag eines mächtigen Fürsten.«

»Des Königs?«

»Nein, von Monseigneur dem Herzog von Guise.«

»Ah! im Auftrage des Herzogs von Guise,« sagte der Prinz, »das ist etwas Anderes; kommt näher und sprecht.«

Vierzehntes Kapitel.

*Wie der Herr Herzog von Anjou unterzeichnete,
und wie er, nachdem er unterzeichnet hatte,
sprach.*

Es trat ein kurzes Stillschweigen zwischen dem Herzog von Anjou und Monsoreau ein. Der Herzog brach es zuerst und fragte:

»Nun, mein lieber Graf, was habt Ihr mir im Auftrage der Herren von Guise zu sagen?«

»Sehr viel, Monseigneur.«

»Sie haben Euch also geschrieben?«

»Oh! nein; die Herren von Guise schreiben nicht mehr seit dem seltsamen Verschwinden von Meister Nicolas David.«

»Ihr seid also beim Heere gewesen?«

»Nein, Monseigneur, sie sind nach Paris gekommen.«

»Wie, die Herren von Guise sind in Paris!« rief der Herzog.

»Ja, Monseigneur.«

»Und ich habe sie nicht gesehen!«

»Sie sind zu klug, um sich bloßzustellen und zu gleicher Zeit Eure Hoheit zu gefährden.«

»Und man hat mich nicht benachrichtigt?«

»Doch, Monseigneur, ich benachrichtigte Euch.«

»Aber was wollen sie hier?«

»Monseigneur, sie finden sich bei der Zusammenkunft ein, zu der Ihr sie beschieden habt.«

»Ich habe sie beschieden?«

»Allerdings, an dem Tage, an welchem Ihr verhaftet wurdet, Monseigneur, empfangt Ihr einen Brief von den Herren von Guise, und ließt ihnen mündlich, durch mich selbst, antworten, sie sollen sich nur vom 31. Mai bis zum 2. Juni in Paris einfinden. Es ist der 31. Mai; habt Ihr die Herren von Guise vergessen, so haben dagegen die Herren von Guise Euch nicht vergessen, wie Ihr seht, Monseigneur.«

Franz erbleichte; es waren seit dieser Zeit wirklich so viele

Dinge vorgefallen, dass er darüber diese Zusammenkunft vergessen hatte, so wichtig sie auch war.

»Es ist richtig,« sprach er, »doch, die Verhältnisse, welche damals zwischen den Herren von Guise und mir bestanden, bestehen nicht mehr.«

»Wenn dem so ist, Monseigneur,« erwiderte der Graf, »so werdet Ihr wohl daran tun, sie davon in Kenntniss zu setzen, denn ich glaube, sie beurteilen die Dinge ganz anders.«

»Wie so?«

»Ja, vielleicht glaubt Ihr Euch gegen sie entbunden, Monseigneur; doch sie halten sich fortwährend gegen Euch für gebunden.«

»Eine Falle, mein lieber Graf, eine Lockspeise, durch die sich ein Mann meiner Art nicht zweimal fangen lässt.«

»Und wo ist Monseigneur einmal gefangen worden?«

»Wie! wo ich gefangen worden bin? Im Louvre, alle Teufel!«

»Geschah dies durch den Fehler der Herren von Guise?«

»Ich sage das nicht,« murmelte der Herzog, »ich sage das nicht; ich sage nur, dass sie meine Flucht in keiner Beziehung unterstützt haben.«

»Das wäre schwierig gewesen, insofern sie sich selbst auf der Flucht befanden.«

»Das ist wahr.«

»Doch als Ihr einmal in Anjou wart, hatte ich nicht von Ihnen den Auftrag, Euch zu sagen, Ihr könnt stets auf sie zählen, wie sie auf Euch zählen konnten, und am Tage, wo Ihr gegen Paris marschieren würdet, würden sie auch marschieren?«

»Das ist ebenfalls wahr,« sprach der Herzog, »aber ich bin nicht gegen Paris marschiert.«

»Doch, Monseigneur, da Ihr hier seid.«

»Ja, aber ich bin in Paris als der Verbündete meines Bruders.«

»Monseigneur wird mir erlauben, ihm zu bemerken, dass er mehr als der Verbündete der Herren von Guise ist.«

»Was bin ich denn?«

»Monseigneur ist ihr Genosse.«

Der Herzog von Anjou biss sich auf die Lippen.

»Und sie haben Euch beauftragt, mir ihre Ankunft zu melden?«

»Ja, sie haben mir diese Ehre erwiesen.«

»Doch sie teilten Euch die Beweggründe ihrer Rückkehr nicht mit?«

»Sie haben mir Alles mitgeteilt, Monseigneur, Beweggründe und Entwürfe, denn sie wussten, dass ich der Vertraute Eurer Hoheit bin.«

»Sie haben also Pläne? Welche?«

»Immer dieselben.«

»Und sie halten sie für ausführbar?«

»Sie halten sie für gewiss.«

»Und diese Pläne haben immer noch zum Zweck . . . «

Der Herzog hielt inne, denn er wagte es nicht, die Worte auszusprechen, welche natürlich auf das, was er bereits gesagt, folgen mussten.

Monsoreau vollendete den Gedanken des Herzogs.

»Zum Zweck, Euch zum König von Frankreich zu machen, ja, Monseigneur.«

Der Herzog fühlte, wie ihm die Röte der Freude in das Gesicht stieg.

»Doch ist der Augenblick günstig?« fragte er.

»Eure Weisheit wird darüber entscheiden.«

»Meine Weisheit?«

»Ja, hört den sichtlichen, unleugbaren Sachverhalt.«

»Sprecht.«

»Die Ernennung des Königs zum Führer der Ligue ist nur eine rasch gebilligte und ebenso rasch wieder verworfene Komödie gewesen. Nun tritt die Gegenwirkung ein, und der ganze Staat erhebt sich gegen die Tyrannei des Königs und seiner Geschöpfe. Die Predigten sind Aufrufe zu den Waffen, die Kirchen sind Orte, wo man den König verflucht, statt zu Gott zu beten. Die Armee zittert vor Ungeduld, die Bürger, verbündeten sich, unsere Emissäre bringen nur neue Unterschriften und Beitritte zur Ligue zurück; kurz die Regierung von Valois berührt ihr Ende. Bei einem solchen Zusammentreffen der Umstände müssen die Herrn von Guise notwendig einen ernstlichen Bewerber um den Thron

wählen, und ihre Wahl ist natürlich bei Euch stehen geblieben. Verzichtet Ihr nun auf Eure früheren Gedanken und Absichten?»

Der Herzog antwortete nicht.

»Nun,« fragte Monsoreau, »was denkt Eure Hoheit?«

»Bei Gott!« antwortete der Prinz, »ich denke . . . «

»Monseigneur weiß, dass er sich ganz offenherzig gegen mich erklären kann.«

»Ich denke, dass mein Bruder keine Kinder hat; dass nach ihm der Thron mir zufällt; dass er von einer schwankenden Gesundheit ist; warum sollte ich mich also mit eben diesen Leuten in Aufruhr setzen, warum sollte ich meinen Namen, meine Würde, meine Liebe in einer unnützen Rivalität gefährden, warum sollte ich es versuchen, mit Gefahr zu nehmen, was mir ohne Gefahr zukommen wird?«

»Darin gerade liegt der Irrtum Eurer Hoheit: der Thron Eures Bruders wird Euch nur zukommen, wenn Ihr ihn nehmt. Die Herren von Guise können nicht selbst Könige sein, doch sie werden nur einen König ihrer Art regieren lassen; sie zählten darauf, der König, den sie an die Stelle des gegenwärtig regierenden setzen wollen, würde Eure Hoheit sein; weigert sich aber Eure Hoheit, so sage ich Euch zum Voraus, dass sie einen Andern suchen werden.«

»Und wen denn,« rief der Herzog von Anjou, die Stirne faltend, »wer wird es denn wagen, sich auf den Thron von Karl dem Großen zu setzen?«

»Ein Bourbon, statt eines Valois, das ist das Ganze, Monseigneur. Ein Sohn vom heiligen Ludwig für einen Sohn vom heiligen Ludwig.«

»Der König von Navarra?« rief Franz.

»Warum nicht? Er ist jung, er ist mutig, er hat allerdings keine Kinder, doch man weiß, dass er bekommen kann.«

»Er ist Hugenotte.«

»Er! hat er sich nicht in der Bartholomäusnacht bekehrt?«

»Ja, aber er hat seitdem wieder abgeschworen.«

»Ei! Monseigneur, was er seinem Leben zu Liebe getan, kann er auch für den Thron tun.«

»Sie denken also, ich werde meine Rechte abtreten, ohne sie

zu verteidigen?«

»Ich glaube, es ist für den Fall vorhergesehen.«

»Ich werde mächtig für meine Sache kämpfen.«

»Bah! sie sind Kriegersleute.«

»Ich werde mich an die Spitze de Ligue stellen.«

»Sie sind die Seele derselben.«

»Ich werde mich mit meinem Bruder verbünden.«

»Euer Bruder wird tot sein.«

»Ich werde die Könige Europas zu Hilfe rufen.«

»Die Könige Europas werden gern die Könige bekriegen, sich aber zweimal umschaun, ehe sie Krieg mit einem Volke anfangen.«

»Wie, mit einem Volke?«

»Ja, die Herren von Guise sind zu Allem entschlossen, sogar Stände zu errichten, sogar eine Republik zu machen.«

Franz faltete die Hände in unaussprechlicher Angst. Monsoreau war furchtbar mit seinen so scharf treffenden Antworten.

»Eine Republik?« murmelte der Herzog.

»Oh! mein Gott, ja, wie in der Schweiz, wie in Genua, wie in Venedig.«

»Doch meine Partei wird es nicht dulden, dass man aus Frankreich eine Republik macht.«

»Eure Partei?« versetzte Monsoreau. »Ei, Hoheit, Ihr seid so uneigennützig, so großmütig gewesen, dass Eure Partei bei meinem Ehrenworte aus kaum mehr, als aus Herrn von Bussy und mir besteht.«

Der Herzog konnte sich eines finsternen Lächelns nicht erwehren.

»Ich bin also gebunden?« sagte er.

»So ungefähr, Monseigneur.«

»Was braucht man seine Zuflucht zu mir zu nehmen, wenn ich, wie Ihr sagt, von aller Macht entblößt bin?«

»Das heißt, Monseigneur, Ihr vermögt nichts ohne die Herren von Guise, aber Ihr vermögt Alles mit ihnen.«

»Ich vermag Alles mit ihnen?«

»Ja, sagt ein Wort, und Ihr seid König.«

Der Herzog erhob sich sehr bewegt, ging im Zimmer umher, zerknitterte Alles, was unter seine Hände kam, Vorhänge, Tapeten, Tischteppich, blieb endlich vor Monsoreau stehen und sagte:

»Du hast wahr gesprochen, Graf, als Du behauptetest, ich hätte nur noch zwei Freunde, Dich und Bussy.«

Und er sprach diese Worte mit einem wohlwollenden Lächeln, das er an die Stelle seiner bleichen Wut zu setzen Zeit gehabt hatte.

»Also . . . « sagte Monsoreau, das Auge glänzend vor Freude.

»Also sprich, getreuer Diener, sprich, ich höre Dich.«

»Ihr befehlt, Monseigneur?«

»Ja.«

»Wohl, Monseigneur, so vernehmt den Plan mit zwei Worten.«

Der Herzog erbleichte, doch er blieb stehen, um zu hören.

Der Graf fuhr fort:

»In acht Tagen ist das Fronleichnamfest, nicht wahr, Monseigneur?«

»Ja.«

»Der König beabsichtigt für diesen heiligen Tag eine große Prozession nach den Hauptklöstern von Paris.«

»Es ist seine Gewohnheit, jedes Jahr um diese Zeit eine solche Prozession zu halten.«

»Dann ist der König, wie Eure Hoheit sich erinnern wird, ohne Leibwache, oder die Wache bleibt wenigstens vor der Türe. Der König hält vor jedem Ruhealtar an; er kniet davor nieder, spricht fünf *Pater* und fünf *Ave*, Alles in Begleitung von sieben Bußpsalmen.«

»Ich weiß das.«

»Er wird auch nach der Sainte-Geneviève Abtei gehen, wie in die andern Klöster.«

»Ohne Widerrede.«

»Da aber ein Unfall vor dem Kloster geschehen sein wird . . . «

»Ein Unfall?«

»Ja, eine Traufe wird in der Nacht eingesunken sein.«

»Nun?«

»So kann der Ruhealtar nicht in der Vorhalle stehen, sondern wird im Hofe selbst sein.«

»Ich höre.«

»Wartet doch: der König tritt ein; vier bis fünf Personen treten mit ihm ein, doch hinter dem König und diesen vier bis fünf Personen schließt man die Türe.«

»Und dann?«

»Dann . . . Eure Hoheit kennt die Mönche, die Seiner Majestät die Huldigungen der Abtei darbringen wurden?«

»Es sind dieselben . . . «

»Welche da waren, als man Eure Hoheit krönte, ganz richtig.«

»Sie werden es wagen, Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen!«

»Oh! nur um ihn zu scheren, das ist Alles; Ihr kennt den Vierzeiler:

Von Drei Kronen verlorst Du die erste
Auf der Flucht und undankbar,
Die zweite läuft stetig Gefahr,
Die Schere beschert die letzte.«

»Man wird sich erkühnen, dies zu tun,« rief der Herzog, das Auge vor Begierde glänzend, »man wird das Haupt eines Königs berühren?«

»Oh! er wird dann nicht mehr König sein.«

»Wie so?«

»Habt Ihr nicht von einem Bruder Genovever, von einem heiligen Manne sprechen hören, der einstweilen Reden hält, bis er Wunder zu tun anfängt?«

»Von Bruder Gorenflot?«

»Ganz richtig.«

»Derselbe, der die Ligue mit der Büchse auf der Schulter predigen wollte?«

»Derselbe.«

»Nun wohl, man wird den König in seine Zelle führen; ist er einmal da, so übernimmt es der Bruder, ihn seine Thronentsagung unterzeichnen zu lassen; sobald er entsagt hat, tritt sodann Frau von Montpensier, die Schere in der Hand, ein. Die Schere ist

bereits gekauft; Frau von Montpensier trägt sie an ihrer Seite. Es ist eine reizende Schere, massiv von Gold und bewunderungswürdig ziseliert. Ehre, wem Ehre gebührt.«

Franz blieb stumm; sein falsches Auge hatte sich erweitert, wie das einer Katze, welche in der Dunkelheit auf ihre Beute lauert.

»Ihr begreift das Übrige, Monseigneur,« fuhr der Graf fort. »Man verkündigt dem Volke, eine fromme Reue über seine Fehler fühlend, habe der König ein Gelübde ausgesprochen, nicht mehr das Kloster zu verlassen. Zweifeln Einige an der Wirklichkeit des Berufes, so hat der Herr Herzog von Guise die Armee, der Herr Kardinal die Kirche und Herr von Mayenne die Bürgerschaft in seiner Gewalt, und mit diesen drei Gewalten macht man das Volk ungefähr Alles glauben, was man will.«

»Doch man wird mich der Gewalttat bezichtigen,« sagte der Herzog nach einem Augenblick.«

»Ihr seid nicht gehalten, Euch an Ort und Stelle zu befinden.«

»Man wird mich als einen Usurpator ansehen.«

»Monseigneur vergisst die Entsagung.«

»Der König wird sich weigern.«

»Es scheint, Bruder Gorenflot ist nicht nur ein sehr fähiger, sondern auch ein sehr starker Mann.«

»Der Plan steht also fest?«

»Ganz und gar.«

»Und man fürchtet nicht, ich werde ihn anzeigen?«

»Nein, Monseigneur, denn es ist noch ein anderer, nicht minder sicherer Plan gegen Euch, im Falle, dass Ihr verraten würdet, festgestellt.«

»Ah! ah!« machte Franz.

»Ja, Monseigneur, doch diesen Plan kenne ich nicht; man weiß, dass ich zu sehr Euer Freund bin, und hat ihn mir deshalb nicht anvertraut. Es ist mir nur bekannt, dass er besteht.«

»Dann füge ich mich, Graf; was muss ich tun?«

»Billigen.«

»Wohl, ich billige.«

»Es genügt nicht, dass Ihr mit Worten billigt.«

»Wie soll ich es denn tun?«

»Schriftlich.«

»Es ist ein Wahnsinn, vorauszusetzen, ich werde hierzu einwilligen.«

»Und warum?«

»Wenn die Verschwörung scheitert?«

»Gerade für den Fall, dass sie scheitern würde, verlangt man die Unterschrift Eurer Hoheit.«

»Man will sich also einen Wall aus meinem Namen machen?«

»Nichts Anderes.«

»Dann schlage ich es aus, und zwar tausendmal.«

»Ihr könnt nicht mehr.«

»Wie, ich kann es nicht mehr ausschlagen?«

»Nein.«

»Seid Ihr verrückt?«

»Ausschlagen heißt verraten.«

»In welcher Hinsicht?«

»In dieser Hinsicht, dass ich gern geschwiegen hätte, dass mir aber Eure Hoheit zu sprechen befohlen hat.«

»Wohl, es sei; diese Herren mögen es nehmen, wie sie wollen, ich werde dann wenigstens meine Gefahr gewählt haben.«

»Monseigneur, hütet Euch, schlecht zu wählen.«

»Ich wage es,« sprach Franz etwas bewegt, doch nichtsdestoweniger bemüht, seine Festigkeit zu erhalten.

»In Eurem Interesse, Monseigneur, rate ich es Euch nicht,« sagte der Graf.

»Aber ich gefährde mich, wenn ich unterzeichne.«

»Wenn Ihr Euch weigert, zu unterzeichnen, so tut Ihr etwas noch viel Schlimmeres, Ihr ermordet Euch.«

Franz schauerte.

»Man würde es wagen?« sagte er.

»Man wird Alles wagen, Monseigneur! Die Verschwörer sind zu weit gegangen und müssen um jeden Preis siegen.«



Er nahm oder besser gesagt, riss dem Grafen den Stift aus der Hand und unterzeichnete.

Der Herzog verfiel in eine leicht begreifliche Unentschiedenheit und sagte endlich:

»Ich werde unterzeichnen.«

»Wann dies?«

»Morgen.«

»Nein, Monseigneur, wenn Ihr unterzeichnet, so müsst Ihr es

sogleich tun.«

»Die Herren von Guise müssen doch die Urkunde der Verbindlichkeit abfassen, die ich gegen sie übernehme.«

»Sie ist bereits abgefasst, Monseigneur, und ich bringe sie mit mir.«

Monsoreau zog ein Papier aus seiner Tasche.

Es war ein unbeschränkter Beitritt zu dem uns bekannten Plane.

Der Herzog las das Papier von einem Ende bis zum andern, und während er las, konnte ihn der Graf immer mehr erbleichen sehen; als er geendigt hatte, wankten sein Knie, und er setzte sich oder sank vielmehr am Tische nieder

»Hier, Monseigneur,« sprach Monsoreau, ihm ein Feder reichend.

»Ich muss also unterzeichnen?« sagte Franz, die Hand an die Stirne drückend, denn sein Kopf schwindelte ihm.

»Ihr müsst, wenn Ihr wollt; Niemand zwingt Euch dazu.«

»Doch wohl, man zwingt mich, da Ihr mir mit einer Ermordung droht.«

»Ich drohe Euch nicht, Monseigneur, Gott behüte mich; ich setze Euch nur in Kenntnis, das ist etwas ganz Anderes.«

»Gebt,« sagte der Herzog.

Und mit einer Anstrengung gegen sich selbst nahm er, oder riss er vielmehr die Feder aus den Händen des Grafen.

Monsoreau folgte ihm mit einem von Hass und Hoffnung glühenden Auge; als er ihn die Feder auf das Papier setzen sah, war er genötigt, sich auf den Tisch zu stützen; sein Augenstern schien sich zu erweitern, während die Hand des Herzogs die Buchstaben bildete, aus denen sein Name bestand.

»Ah!« machte er, als der Herzog geendigt hatte.

Und das Papier mit einer nicht minder heftigen Bewegung ergreifend, als der Herzog die Feder ergriffen hatte, faltete er es zusammen, verschloss dasselbe zwischen seinem Hemd und dem Seidengeflechte, das zu jener Zeit die Weste ersetzte, knöpfte sein Wamms zu und kreuzte seinen Mantel darüber.

Der Herzog betrachtete ihn mit Erstaunen, denn er begriff den

Ausdruck dieses bleichen Gesichts nicht, über welches etwas wie ein Blitz wilder Freude hin zuckte.

»Und nun, Monseigneur, seid klug,« sprach Monsoreau.

»Wie so?« fragte der Herzog.

»Ja, lauft nicht am Abend mit Aurilly durch die Straßen, wie Ihr es vor kaum einem Augenblick getan habt.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Damit will ich sagen, Monseigneur, dass Ihr diesen Abend mit Eurer Liebe eine Frau verfolgt habt, welche ihr Gatte anbetet und auf die er dergestalt eifersüchtig ist, dass er meiner Treue Jeden töten würde, der es wagte, sich ihr ohne seine Erlaubnis zu nähern.«

»Solltet Ihr zufällig von Euch und Eurer Frau sprechen?«

»Ja, Monseigneur, und da Ihr auf den ersten Schlag so richtig erraten habt, so versuche ich es nicht einmal, zu leugnen. Ich habe Diana von Méridor geheiratet, und Niemand soll sie haben, wenigstens so lange ich lebe, nicht einmal ein Prinz. Und hört, Monseigneur, damit Ihr dessen ganz sicher seid, schwöre ich es bei meinem Namen und auf diesen Dolch.«

Und er hielt die Klinge des Dolches beinahe auf die Brust des zurückweichenden Herzogs.

»Mein Herr, Ihr bedroht mich!« rief Franz, bleich vor Zorn und Wut.

»Nein, mein Prinz, ich setze Euch nur wie vorhin in Kenntnis.«

»Und wovon setzt Ihr mich in Kenntnis?«

»Dass Niemand meine Frau haben wird.«

»Und ich, Meister Dummkopf,« rief Anjou außer sich, »ich stehe Euch dafür, dass Ihr mich zu spät in Kenntnis setzt und dass bereits Einer sie hat.«

Monsoreau stieß einen furchtbaren Schrei aus, presste seine beiden Hände in seine Haare und stammelte:

»Nicht Ihr, Monseigneur, nicht Ihr.«

Und immer noch bewaffnet, durfte sich sein Arm nur ausstrecken, um dem Prinzen die Brust zu durchbohren.

Franz wich zurück.

»Ihr seid wahnsinnig, Graf,« sagte er, im Begriff auf die Glocke

zu schlagen.

»Nein, ich sehe klar, ich spreche vernünftig, und ich höre richtig; Ihr habt gesagt, es besitze Einer meine Frau; das habt Ihr gesagt.«

»Ich wiederhole es.«

»Nennt mir die Person und beweist mir die Tatsache.«

»Wer lag diesen Abend zwanzig Schritte von Eurem Haus mit einer Muskete im Hinterhalt?«

»Ich.«

»Wohl! Graf, während dieser Zeit«

»Während dieser Zeit . . . «

»War ein Mann bei Euch, oder vielmehr bei Eurer Frau.«

»Habt Ihr ihn hineingehen sehen.«

»Ich habe ihn herauskommen sehen.«

»Durch die Türe?«

»Durch das Fenster.«

»Ihr habt diesen Mann erkannt?«

»Ja,« sprach der Herzog.

»Nennt ihn!« rief Monsoreau, »nennt ihn, Monseigneur, oder ich stehe für nichts.«

Der Herzog fuhr mit der Hand über, seine Stirne hin, und etwas wie ein Lächeln spielte um seine Lippen.

»Mein Herr Graf,« sprach er, »bei meinem Worte als Prinz von Geblüt, bei meinem Gotte und bei meiner Seele, ehe acht Tage vergehen, mache ich Euch mit dem Manne bekannt, der Eure Frau besitzt.«

»Ihr schwört es mir?« rief Monsoreau.

»Ich schwöre es Euch.«

»Wohl, Monseigneur, in acht Tagen,« sprach der Graf, auf die Stelle seiner Brust klopfend, wo das von dem Prinzen unterzeichnete Papier lag, »in acht Tagen . . . oder, Ihr versteht mich.«

»Kommt in acht Tagen wieder, das ist Alles, was ich Euch zu sagen habe.«

»Auch gut, und sogar noch besser,« sprach Monsoreau, »in acht Tagen werde ich wieder bei vollen Kräften sein, und

derjenige, welcher sich rächen will, bedarf aller seiner Kräfte.«

Und er entfernte sich mit einer Gebärde des Abschieds gegen den Prinzen, die man sehr leicht für eine Gebärde der Drohung hätte halten können.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Spaziergang bei den Tournelles.

Allmählich waren die angevinischen Edelleute wieder nach Paris zurückgekehrt. Wollte man sagen, sie wären mit Vertrauen zurückgekehrt, so würde man es nicht glauben. Sie kannten zu gut den König, seinen Bruder und seine Mutter, um zu hoffen, die Dinge würden mit Familienumarmungen hingehen.

Sie erinnerten sich immer noch jener Jagd, die für sie von den Freunden des Königs angestellt worden war, und sie wollten sich nicht entschließen, zu glauben, man dürfte ihnen einen Triumph als Seitenstück zu dieser sehr unangenehmen Zeremonie geben.

Sie kamen daher schüchtern zurück, schlüpfen in die Stadt, bewaffnet bis unter die Zähne, bereit, bei der geringsten verdächtigen Gebärde Feuer zu geben, und zogen fünfzigmal, ehe sie zum Hotel Anjou kamen, gegen Bürger vom Leder, welche kein anderes Verbrechen begingen, als dass sie dieselben im Vorüberziehen anschauten. Anraguet besonders zeigte sich sehr wild, schob alle diese Unannehmlichkeiten den Herren Mignons des Königs in die Schuhe, und gelobte sich, ihnen bei Gelegenheit ein paar sehr deutliche Worte darüber zu sagen.

Er teilte diesen Plan Ribeirac mit, der ein Mann von gutem Rate war, und dieser erwiderte ihm: ehe man sich ein solches Vergnügen machen würde, müsste man eine oder zwei Grenzen in seinem Bereiche haben.

»Man wird das einzurichten wissen,« sprach Anraguet. Der Herzog bereitete ihnen einen guten Empfang. Es waren seine eigenen Leute, wie die Herren von Maugiron, Quélus, Schomberg und Épernon die Leute des Königs waren.

Er sagte ihnen vor Allem: »Meine Herren, man gedenkt Euch ein wenig zu töten. Der Wind bläst zu solcher Art Empfänge, hütet Euch wohl.«

»Es ist geschehen, Monseigneur,« versetzte Anraguet, »doch geziemt es sich nicht, dass wir Seiner Majestät unsere untertänigste Ehrfurcht bezeigen, denn wenn wir uns verbergen,

so gereicht es Anjou nicht zur Ehre; was meint Ihr?»

»Ihr habt Recht,« sagte der Herzog, »geht, und wenn Ihr wollt, so werde ich Euch begleiten.«

Die jungen Leute befragten sich mit den Blicken. In dieser Minute trat Bussy in den Saal und umarmte seine Freunde.

»Ei!« sagte er, »Ihr kommt sehr spät. Doch was höre ich? Seine Hoheit hat den Vorsatz, sich im Louvre töten zu lassen, wie Cäsar im Senat von Rom. Bedenkt doch, dass Jeder der Herren Mignons gern ein Stückchen von Monseigneur unter seinem Mantel forttragen würde.«

»Aber, lieber Freund, wir wollen uns ein wenig an diesen Herren reiben.«

Bussy lachte und rief: »Ei! ei! man wird sehen, man wird sehen.«

Der Herzog schaute ihn äußerst aufmerksam an.

»Gehen wir in den Louvre, doch wir allein,« sagte Bussy, »Monseigneur wird in seinem Garten bleiben und Mohnköpfe abschlagen.«

Franz stellte sich, als lachte er ganz lustig. Allerdings fühlte er sich sehr glücklich, dass er nicht mehr die Frohne zu leisten hatte.

Die Angevins schmückten sich herrlich. Es waren sehr vornehme Herren, welche gern die Einkünfte der väterlichen Güter in Sammet, Seide und Posamenten verzehrten.

Ihr Verein war eine Mischung von Gold, Edelsteinen und Brocat, worüber auf ihrem Wege das Volk Heil schrie, denn sein untrüglicher Geruchssinn witterte unter diesem glänzenden Putze Herzen von Hass gegen die Mignons des Königs entbrannt.

Heinrich III. wollte diese Herren von Anjou nicht empfangen, und sie warteten vergebens in der Galerie; es waren die Herren Quélus, Maugiron, Schomberg und Épernon, welche mit aller Höflichkeit grüßend und jegliches Bedauern ausdrückend diese Nachricht den Angevins verkündigten.

»Ah! meine Herren,« sprach Anraguet, denn Bussy stellte sich so viel als möglich in den Hintergrund, »die Nachricht ist sehr traurig, doch aus Eurem Munde kommend, verliert sie viel von ihrer Unannehmlichkeit.«

»Meine Herren,« sprach Schomberg, »Ihr seid die zarte Blume

der Anmut und Höflichkeit. Ist es Euch gefällig, dass wir diese verfehlte Aufnahme in einen kleinen Spaziergang verwandeln?»

»Oh! meine Herren, wir wollten Euch eben darum bitten,« versetzte lebhaft Antraguët, dem aber Bussy leicht den Arm berührte, um ihm zu sagen:

»Schweige doch, und lass sie machen.«

»Wohin werden wir wohl gehen?« sagte Quélus suchend.

»Ich kenne einen reizenden Ort in der Gegend der Bastille,« bemerkte Schomberg.

»Meine Herren, wir folgen Euch, geht voran,« sagte Ribeirac.

Die vier Freunde des Königs verließen wirklich den Louvre, gefolgt von den vier Angevins, und wandten sich über die Quais nach dem alten Gehege der Tournelles, damals einem Pferdemarkt, der an den meisten Stellen eben, nur mit einigen mageren Bäumen bepflanzt und da und dort wohl auch mit Schranken besetzt war, welche zum Aufhalten der Pferde oder zum Anbinden derselben dienten.

Man kam an Ort und Stelle.

Quélus nahm das Wort und sprach:

»Seht den schönen Boden, seht den einsamen Ort, und wie der Fuß gut auf diesem Salpeter hält.«

»Meiner Treue, ja,« versetzte Antraguët mehrere Appelle schlagend.

»Nun wohl,« fuhr Quélus fort, »wir dachten, diese Herren und ich, Ihr würdet an einem dieser Tage uns hierher begleiten, um Herrn von Bussy zu sekundieren, zu terzieren, zu quartieren, Herrn von Bussy, Eurem Freunde, der uns die Ehre erwiesen hat, uns alle Vier herauszufordern.«

»Das ist wahr,« sprach Bussy zu seinen erstaunten Freunden.

»Er hatte nichts davon gesagt,« rief Antraguët.

»Oh! Herr von Bussy ist ein Mann, der den Wert der Dinge kennt,« entgegnete Maugiron.

»Werdet Ihr den Vorschlag annehmen, meine Herren von Anjou?«

»Sicherlich, ja,« antworteten einstimmig die drei Angevins, »die Ehre ist so groß, dass wir uns darüber freuen.«

»Ganz vortrefflich,« sagte Schomberg sich die Hände reibend, »ist es Euch nun genehm, dass wir einander wählen?«

»Ich liebe diese Methode,« rief Ribeirac mit glühenden Augen, »und dann . . . «

»Nein,« unterbrach ihn Bussy, »das ist nicht richtig, Wir haben alle dieselben Gefühle, folglich sind wir von Gott inspiriert. Gott macht die menschlichen Gedanken, meine Herren, das versichere ich Euch. Wohl, so überlasst Gott die Sorge, uns zu paaren. Ihr wisst überdies, dass nichts gleichgültiger ist, falls wir dahin übereinkommen, dass der Erste, der frei wird, die Anderen angreift.«

»So muss es sein! so muss es sein!« riefen die Mignons.

»Ein Grund mehr, machen wir es, wie es die Horatier machten: ziehen wir das Los.«

»Zogen sie das Los?« sagte Quélus nachdenkend.

»Ich habe alle Ursache, es zu glauben,« antwortete Bussy.

»Dann wollen wir sie nachahmen.«

»Einen Augenblick, meine Herren,« sprach Bussy, »ehe wir unsere Gegner kennen, wollen wir über die Regeln des Zweikampfes übereinkommen; es wäre nicht anständig, wenn die Bedingungen des Kampfes erst nach der Wahl der Gegner festgesetzt würden.«

»Das ist ganz einfach,« bemerkte Schomberg, »wir schlagen uns, bis der Tod erfolgt, wie Herr von Saint-Luc sagte.«

»Allerdings, doch wie werden wir uns schlagen?«

»Mit dem Degen und mit dem Dolch,« sagte Bussy, »wir sind Alle geübt.«

»Zu Fuß?« fragte Quélus.

»Ei! was wollt Ihr mit einem Pferde machen? man hat keine freie Bewegung.«

»Gut, zu Fuß.«

»An welchem Tage?«

»So bald als möglich.«

»Nein,« versetzte Épernon, »ich habe tausend Dinge zu ordnen, ein Testament zu machen, und dergleichen; verzeiht, ich ziehe das Warten vor . . . drei bis sechs Tage werden uns den

Appetit schärfen.«

»Das heiÙe ich als Tapferer sprechen,« sagte Bussy ziemlich ironisch.

»Ist das abgemacht?«

»Ja. Wir werden uns stets vortrefflich verständigen.«

»So ziehen wir das Los,« sprach Bussy.

»Noch einen Augenblick Geduld,« versetzte Antraguët, »ich mache folgenden Vorschlag: teilen wir das Terrain als unparteiische Leute. Da die Namen durch den Zufall zu zwei und zwei herauskommen werden, so wollen wir vier Abteilungen auf dem Kampfplatz für jedes der vier Paare bezeichnen.«

»Gut gesagt.«

»Ich schlage für Numero 1 das lange Viereck zwischen den zwei Linden vor. Das ist ein schöner Platz.«

»Angenommen.«

»Doch die Sonne?«

»Desto schlimmer für den Zweiten des Paares, er wird dem Osten zugewendet sein.«

»Nein, meine Herren, das wäre ungerecht,« sprach Bussy, »töten wir uns, aber ermorden wir uns nicht. Beschreiben wir einen Halbkreis und setzen wir uns Alle dem Lichte entgegen, die Sonne soll uns Alle vom Profil treffen.«

Bussy zeigte die Stellung, welche auch angenommen wurde, und man zog die Namen.

Schomberg kam zuerst heraus, dann Ribeirac; sie wurden als das erste Paar bezeichnet.

Quélus und Antraguët waren die Zweiten.

Livarot und Maugiron die Dritten; bei dem Namen Quélus runzelte Bussy, der ihn zum Gegner zu haben hoffte, die Stirne.

Als Épernon sah, dass er gezwungener Weise mit Bussy gepaart war, erbleichte er und musste an seinem Schnurrbart ziehen, um etwas Farbe auf seine Wangen zu bekommen.

»Meine Herren,« sprach Bussy, »bis zu dem Tage des Kampfes trennt uns nichts. Wir sind Freunde auf Leben und Tod; wollt Ihr ein Mahl im Hotel Bussy annehmen?«

Alle verbeugten sich zum Zeichen der Einwilligung und kehrten

zu Bussy zurück, wo sie ein prachtvoller Schmaus bis am andern Morgen versammelt hielt.

Sechzehntes Kapitel.

Worin Chicot einschläft.

Alle diese Anordnungen der Angevins waren einmal dem König, und dann Chicot nicht entgangen. Heinrich Gebärdete sich ungeduldig im Innern des Louvre, die Rückkehr seiner Freunde von ihrem Spaziergang mit den Herren von Anjou erwartend.

Chicot folgte von ferne der Promenade, prüfte als Kenner, was Niemand so gut verstehen konnte, wie er, und schlug, nachdem er sich von den Absichten von Bussy und Quélus überzeugt hatte, den Weg nach der Wohnung von Monsoreau ein.

Monsoreau war ein schlauer Mann, konnte aber nicht darauf Anspruch machen, Chicot zu betören; der Gascogner brachte ihm viele Beileidsbezeugungen im Auftrage des Königs; wie sollte er ihn nicht vortrefflich aufnehmen? Chicot fand Monsoreau im Bette.

Der Besuch am vorhergehenden Abend hatte alle Federn dieser kaum wiederaufgebauten Organisation gebrochen, und Rémy beobachtete, eine Hand am Kinn, mit ärgerlichem Gesicht die ersten Anfälle des Fiebers, das sein Opfer wieder zu ergreifen drohte.

Nichtsdestoweniger vermochte Monsoreau das Gespräch aufrecht zu halten und seinen Zorn gegen den Herzog von Anjou so geschickt zu verbergen, dass jeder Andere außer Chicot denselben nicht gergewohnt hätte.

Doch je verschwiegener und zurückhaltender er war, desto eher entdeckte der Gascogner seinen Gedanken.

»In der Tat,« sagte er zu sich selbst, »es kann ein Mann nicht so leidenschaftlich für Herrn von Anjou eingenommen sein, ohne irgend etwas Verborgenes unter dem Spiele zu haben.«

Chicot, der sich auf Kranke verstand, wollte ebenfalls wissen, ob das Fieber des Grafen nicht eine Komödie, nach Art der vor Kurzem von Nicolas David gespielten, wäre.

Doch Rémy täuschte nicht, und bei den ersten Pulsschlägen von Monsoreau dachte Chicot:

»Dieser ist wirklich krank und kann nichts unternehmen. Es

bleibt Herr von Bussy; wir wollen ein wenig sehen, wozu er fähig ist.«

Und er lief in das Hotel Bussy, das er ganz blendend von Lichtern, ganz duftend von Dünsten fand, welche Gorenflot freudige Ausrufe entlockt hätten.

»Verheiratet sich Herr von Bussy?« fragte er einen Lackei.

»Nein, mein Herr,« erwiderte dieser, »Herr von Bussy versöhnt sich mit mehreren vornehmen Herren des Hofes, und man feiert diese Versöhnung durch ein prachtvolles Mahl.«

»Wenn er sie nur nicht vergiftet . . . doch hierzu ist er unfähig, und Seine Majestät kann auch von dieser Seite sicher sein,« dachte Chicot.

Er kehrte in den Louvre zurück und erblickte Heinrich, der fluchend in einem Waffensaale auf- und abging. Er hatte drei Eilboten an Quélus abgeschickt, doch da diese Leute nicht begriffen, warum Seine Majestät in Unruhe war, so machten sie ganz einfach einen Halt bei Herrn von Birague dem Sohne, wo jeder Mann mit der Livree des Königs stets ein volles Glas, einen angeschnittenen Schinken und eingemachte Früchte fand.

Es war dies die Methode der Birague, um in Gunst zu bleiben.

Chicot erschien an der Türe des Cabinets, Heinrich gab einen gewaltigen Ausruf von sich.

»Oh! teurer Freund,« sagte er, »weißt Du, was aus ihnen geworden ist?«

»Aus wem? Aus Deinen Mignons?«

»Ach ja! aus meinen armen Freunden.«

»Sie müssen in diesem Augenblick sehr tief liegen,« versetzte Chicot.

»Sollte man sie mir getötet haben!« rief Heinrich, sich mit drohenden Augen erhebend, »sollten sie des Todes sein?«

»Des Todes, ja, ich befürchte es.«

»Du weißt es und lachst darüber, Heide!«

»Warte doch, mein Sohn, des Todes, ja, doch todestrunken.«

»Ah! Narr . . . wie wehe hast Du mir getan . . . Doch warum verleumdest Du diese Edelleute?«

»Ich verherrliche sie im Gegenteil.«

»Du spottest beständig . . . sprich im Ernste, wenn ich Dich darum bitte; weißt Du, dass sie mit den Angevins weggegangen sind?«

»Bei Gott, ob ich es weiß!«

»Nun, was war die Folge davon?«

»Die Folge davon war das, was ich Dir gesagt habe; sie sind todestrunken oder beinahe so.«

»Doch Bussy, Bussy!«

»Bussy macht sie betrunken, das ist ein sehr gefährlicher Mann.«

»Chicot, ich bitte Dich.«

»Ja wohl! Bussy gibt Deinen Freunden ein Mahl: findest Du das gut?«

»Bussy gibt ihnen ein Mahl? Oh! das ist unmöglich, sie sind geschworene Feinde.«

»Ganz richtig; wären sie Freunde, so würden sie nicht das Bedürfnis fühlen, sich mit einander zu betrinken. Höre, hast Du gute Beine?«

»Was willst Du damit sagen.«

»Würdest Du wohl bis an den Fluß gehen?«

»Ich ginge bis an das Ende der Welt, um dergleichen zu sehen.«

»Wohl! so gehe nur bis zum Hotel Bussy, und Du wirst dieses Wunder erschauen.«

»Du begleitest mich?«

»Ich danke, ich komme eben davon her.«

»Aber, Chicot . . . «

»Oh! nein, nein, Du begreifst, dass ich, der ich bereits gesehen habe, nicht mich erst zu überzeugen brauche; meine Beine sind um drei Zoll kürzer geworden, so viel haben sie sich in den Bauch zurück gearbeitet. Wenn ich noch bis dorthin ginge, so würden sie beim Knie anfangen. Gehe, mein Sohn, gehe.«

Der König schleuderte ihm einen zornigen Blick zu.

»Du bist sehr gut, dass Du Dir Galle dieser Leute wegen machst,« sagte Chicot. »Sie lachen, schmausen und treiben Opposition gegen Deine Regierung. Erwidre alle diese Dinge als

Philosoph; lachen sie, so lass uns auch lachen; speisen sie, so lass uns irgend etwas Gutes und Warmes auftragen. Machen sie Opposition, so lass uns nach dem Abendbrot zu Bette gehen.«

Der König konnte sich des Lächelns nicht erwehren.

»Du kannst Dir schmeicheln, ein wahrer Weiser zu sein,« sprach Chicot. »Es hat in Frankreich langhaarige Könige, einen kühnen König, einen großen König, träge Könige gegeben; ich bin überzeugt, man wird Dich Heinrich den Geduldigen nennen Ah! mein Sohn, es ist eine schöne Tugend, — wenn man keine andere hat!«

»Verraten!« sagte der König zu sich selbst, »verraten . . . diese Menschen haben nicht einmal die Sitten von Edelleuten.«

»Oh! Du bist unruhig über Deine Freunde!« rief Chicot, den König nach dem Saale schiebend, in welchem man das Abendbrot aufgetragen hatte, »Du beklagst sie, als ob sie tot wären, und wenn man Dir sagt, dass sie nicht tot sind, so weinst Du und beunruhigst Dich abermals . . . Heinrich, Du krächzt doch immer und ewig.«

»Ihr macht mich ungeduldig, Chicot.«

»Sprich, wäre es Dir lieber, wenn Jeder von ihnen sieben bis acht große Stiche im Leibe hätte? . . . Sei doch konsequent.«

»Es wäre mir lieber, wenn ich Freunde hätte, auf die ich zählen könnte,« sprach Heinrich mit düsterem Tone.

»O ihr Götter! zähle auf mich, ich bin da, mein Sohn, nur füttere mich . . . Ich will Fasan und Trüffeln,« fügte er, dem König seinen Teller reichend, bei.

Heinrich und sein einziger Freund legten sich frühzeitig zu Bette, der König seufzend über sein leeres Herz, Chicot atemlos über seinen vollen Magen.

Am andern Morgen fanden sich die Herren von Quélus, Schomberg, Maugiron und Épernon bei dem kleinen Lever des Königs ein; der Huissier hatte die Gewohnheit, zu öffnen, und öffnete auch heute bei Erscheinung der Edelleute.

Chicot schlief noch; der König hatte nicht schlafen können. Er sprang wütend aus dem Bette und riß die wohlriechenden Verbände und Zurüstungen ab, welche seine Wangen und seine Hände bedeckten, und rief:

»Hinaus! hinaus! hinaus!«

Ganz erstaunt erklärte der Huissier den jungen Leuten, der König entlasse sie. Sie schauten sich mit gleichem Erstaunen an.

»Aber, Sire,« stammelte Quélus, »wir wollten Eurer Majestät sagen . . . «

»Nicht wahr, dass Ihr nicht mehr betrunken seid?« brüllte der König.

Chicot öffnete ein Auge.

»Verzeiht, Sire,« sprach Quélus mit großem Ernst, »Eure Majestät begeht einen Irrtum . . . «

»Ich habe doch keinen Anjou-Wein getrunken!«

»Ah! sehr gut, sehr gut! . . . Ich begreife . . . ja . . . Nun! . . . «

»Nun! was?«

»Eure Majestät bleibe mit uns allein, und wir werden sprechen, wenn es Euch beliebt.«

»Ich hasse die Trunkenbolde und die Verräter.«

»Sire!« riefen einstimmig die drei Edelleute.

»Geduld, meine Herren,« sprach Quélus sie zurückhaltend, »Seine Majestät hat schlecht geschlafen und wird schlimme Träume gehabt haben. Ein Wort gewährt unserem hochverehrten Fürsten ein besseres Erwachen.«

Diese freche Entschuldigung, durch einen Untertanen seinem König geboten, machte ihren Eindruck auf Heinrich. Er erriet, dass Leute, welche so kühn waren, solche Dinge zu sagen, nur Ehrenhaftes getan haben konnten.

»Sprecht!« sagte der König, »doch seid kurz.«

»Das ist möglich, Sire, aber es ist schwierig.«

»Ja, . . . man dreht sich lange um gewisse Anschuldigungen.«

»Nein, Sire, man geht gerade aus,« erwiderte Quélus, Chicot und den Huissier anschauend, als wollte er Heinrich seine Bitte um eine Privataudienz wiederholen.

Der König machte eine Gebärde; der Huissier ging hinaus.

Chicot öffnete das andere Auge und sagte:

»Merkt nicht auf mich, ich schlafe wie ein Ochse.«

Und seine beiden Augen wieder schließend, fing er an mit voller Lunge zu schnarchen.

Siebzehntes Kapitel.

Worin Chicot erwacht.

Als man sah, dass Chicot so gewissenhaft schlief, so bekümmerte sich Niemand um ihn. Überdies hatte man ziemlich die Gewohnheit angenommen, Chicot als ein Meuble im Schlafzimmer des Königs zu betrachten.

»Eure Majestät weiß nur die Hälfte der Dinge,« sagte Quélus sich verbeugend, »und ich wage zu behaupten, die minder interessante Hälfte. Sicherlich, Niemand hat die Absicht, es zu leugnen, sicherlich haben wir bei Herrn von Bussy gespeist, und ich muss sogar zur Ehre seines Kochs sagen, sehr gut gespeist.«

»Besonders war da ein gewisser Wein von Österreich oder Ungarn, der mir ganz köstlich vorkam!« sprach Schomberg.

»Oh! der gemeine Deutsche,« unterbrach ihn der König, »er liebt den Wein, ich habe es immer vermutet.«

»Ich wusste es gewiss, denn ich sah ihn mehr als zwanzigmal betrunken,« sagte Chicot.

Schomberg wandte sich nach ihm um.

»Merke nicht auf mich, mein Sohn,« rief Chicot.

Schomberg kehrte zum König zurück und sprach:

»Meiner Treue, Sire, ich verberge weder meine Freundschaft, noch meinen Hass; es ist etwas Gutes, um einen guten Wein.«

»Nennen wir eine Sache nicht gut, welche uns den Herrn vergessen lässt,« sprach der König mit frommem Tone.

Schomberg war im Begriff, zu antworten, denn er wollte ohne Zweifel nicht so schnell eine so schöne Sache aufgeben, als Quélus ihm ein Zeichen machte.

»Es ist richtig, fahre fort,« murmelte Schomberg.

»Ich sagte also, Sire,« fuhr Quélus fort, »ich sagte, dass wir während des Mahles, und besonders vor demselben die ernsthaftesten und wichtigsten Unterredungen, hauptsächlich die Interessen Eurer Majestät betreffend, hatten.«

»Ihr macht einen sehr langen Eingang, und das ist ein schlimmes Zeichen,« sprach Heinrich.

»Alle Teufel! was für ein Schwätzer ist dieser Valois,« rief Chicot.

»Oh! oh! Meister Gascogner,« sagte Heinrich mit hochmütiger Miene, »wenn Ihr nicht schlaft, so entfernt Euch von hier.«

»Bei Gott! ich schlafe nicht, denn Du hinderst mich am Schlafen,« versetzte Chicot, »Deine Zunge klappert wie die Ratschen am Charfreitag.«

Als Quélus sah, dass man in dieser königlichen Wohnung einen Gegenstand nicht mit Ernst behandeln konnte, so ernst er auch sein mochte, dergestalt hatte die Gewohnheit Jedermann leichtfertig gemacht, so zuckte er die Achseln und stand ärgerlich auf.

»Sire,« sprach Épernon, sich auf den Hüften wiegend, »es handelt sich um sehr wichtige Gegenstände.«

»Um wichtige Gegenstände?« wiederholte der König.

»Allerdings, wenn das Leben von acht braven Edelleuten Eurer Majestät einer Beachtung wert zu sein scheint.«

»Was wollt Ihr damit sagen?« rief der König.

»Ich will damit sagen, der König möge die Gnade haben, mich anzuhören.«

»Ich höre, mein Sohn, ich höre,« sprach Heinrich, seine Hand auf die Schulter von Quélus legend.

»Nun wohl, ich sagte Euch, Sire, wir hätten sehr ernsthaft mit einander gesprochen; erfahrt nunmehr das Resultat unserer Unterredung: das Königtum ist bedroht, geschwächt.«

»Das heißt, alle Welt scheint gegen uns zu konspirieren,« rief Heinrich.

»Es gleicht,« fuhr Quélus fort, »es gleicht jenen seltsamen Göttern, welche, ähnlich den Göttern von Tiber und Caligula, in das Alter versanken, ohne sterben zu können, und fortwährend in ihrer Unsterblichkeit auf dem Wege tödlicher Schwächen einhergingen. Zu diesem Punkte gelangt, bleiben diese Götter in ihrer zunehmenden Altersschwäche nur stehen, wenn eine schöne Ergebenheit irgend eines Anhängers sie wieder verjüngt und wiedererweckt. Neugeboren durch den Einguss eines jungen, glühenden, edlen Blutes, fangen sie wieder an zu leben und werden abermals stark und mächtig. Wohl, Sire, Euer Königtum

ist diesen Göttern ähnlich; es kann nur noch durch Opfer leben.«

»Er spricht goldene Worte,« sagte Chicot, »Quélus, mein Sohn, predige in den Straßen von Paris, und ich wette einen Ochsen gegen ein Ei, dass Du Lincestre, Cahier, Cotton, und sogar den Blitz der Beredsamkeit, den man Gorenflot nennt, verdunkelst.«

Heinrich antwortete nicht; es ging offenbar eine große Veränderung in seinem Geiste vor; er hatte Anfangs die Mignons durch hochmütige Blicke angegriffen und zurückgewiesen, dann erfasste ihn allmählich das Gefühl der Wahrheit; er wurde nachdenkend, düster, unruhig.

»Immer zu, Ihr seht, dass ich höre, Quélus,« sprach er nach einiger Zeit.

»Sire,« fuhr dieser fort, »Ihr seid ein sehr großer König, doch Ihr habt keine Horizonte mehr vor Euch; der Adel hat Euch Schranken gesetzt, über welche hinaus Ihr nichts mehr seht, wenn nicht die bereits wachsenden Schranken, welche Euch das Volk ebenfalls setzt. Wohl, Sire, Ihr, der Ihr ein mutiger seid, sprecht, was macht man im Kriege, wenn sich ein Bataillon als bedrohliche Mauer dreißig Schritte von einem andern Bataillon aufgestellt hat? Die Feigen schauen rückwärts und entfliehen, wenn sie den Raum frei sehen; die Tapferen senken den Kopf und stürzen vorwärts.«

»Wohl, es sei, vorwärts!« rief der König, »beim Tode Gottes! bin ich nicht der erste Edelmann meines Reiches? Hat man schönere Schlachten gelenkt, als die meiner Jugend, frage ich Euch? Und hat das Jahrhundert, dessen Ende wir nahe sind, viele Namen, welche mächtiger klingen, als Montcontour und Jarnac? Vorwärts, meine Herren, und ich werde als der Erste marschieren, das ist meine Gewohnheit im Kampfe.«

»Ja, Sire,« riefen die jungen Leute, durch diese kriegerische Kundgebung des Königs elektrisiert, »ja, Sire, vorwärts!«

Chicot setzte sich auf.

»Friede dort, Ihr Leute,« sagte er, »lasst meinen Redner fortfahren. Immer zu, Quélus, mein Sohn, Du hast bereits schöne und gute Dinge gesagt, und es bleibt Dir noch viel zu sagen übrig; fahre fort, mein Freund, fahre fort.«

»Ja, Chicot, Du hast auch Recht, wie es oft bei Dir der Fall ist.

Ja, ich werde fortfahren und Seiner Majestät sagen, dass der Augenblick für das Königtum gekommen ist, eines von den Opfern zu bewilligen, von denen wir so eben gesprochen haben. Gegen alle diese Wälle, welche unmerklich Eure Majestät einschließen, werden vier Männer marschieren, sicher, durch Euch, Sire, ermutigt und durch die Nachwelt verherrlicht zu werden.«

»Was sagst Du, Quélus?« fragte der König, die Augen glänzend von einer durch Besorgnis gemilderten Freude, »wer sind diese vier Männer?«

»Ich und diese Herren,« sprach der junge Mann mit dem Gefühle des Stolzes, das jeden Menschen erhebt, der sein Leben für einen Grundsatz oder für eine Leidenschaft einsetzt, »ich und diese Herren, wir weihen uns Euch, Sire.«

»Wozu?«

»Zu Eurem Heile.«

»Gegen wen?«

»Gegen Eure Feinde.«

»Hass von jungen Leuten!« rief Heinrich.

»Oh! das ist der Ausdruck des gewöhnlichen Vorurteils, Sire, und die Zärtlichkeit Eurer Majestät für uns ist so edel, dass sie sich herbei lässt, unter diesem trivialen Mantel sich zu verbergen; doch wir erkennen sie; sprecht als König und nicht als Bürger der Rue Saint-Denis. Stellt Euch nicht, als glaubtet Ihr, Maugiron hasse Anraguet, Schomberg werde durch Livarot beengt, Épernon sei auf Bussy eifersüchtig, und Quélus grolle Ribeirac. Ei! nein, sie sind Alle jung, schön und gut; Freunde und Feinde, Alle könnten sich wie Brüder lieben. Doch es ist nicht eine Rivalität von Menschen gegen Menschen, was uns das Schwert in die Hand gibt, es ist der Krieg von Frankreich gegen Anjou, der Krieg des Volksrechtes gegen das göttliche Recht; wir treten als Streiter für das Königtum auf den Kampfplatz, auf welchem die Streiter der Ligue erscheinen, und sprechen zu Euch: Segnet uns, Herr, lächelt denen zu, welche für Euch sterben werden. Euer Segen wird ihnen vielleicht den Sieg verleihen, Euer Lächeln wird ihnen sterben helfen.«

Beinahe erstickt durch die Tränen, öffnete Heinrich Quélus und den Andern seine Arme. Er versammelte sie an seinem Herzen,

und es war kein Schauspiel ohne Interesse, kein Gemälde ohne Ausdruck, diese Szene, wo der männliche Mut sich mit den Bewegungen einer tiefen Zärtlichkeit verband, welche treue Ergebenheit in dieser Stunde heiligte.

Ernst und verdüstert, die Hand über seiner Stirne, schaute Chicot aus der Tiefe des Alkoven hervor, und dieses gewöhnlich durch die Gleichgültigkeit erkaltete oder durch das Lachen des Spottes zusammengezogene Gesicht war nicht das am Mindesten edle, am Blindesten beredte von den sechsen.

»Ah! meine Braven!« sprach endlich der König, »das ist eine schöne Ergebenheit, das ist ein schöner Vorsatz, und ich fühle mich heute stolz, nicht weil ich über Frankreich regiere, sondern dass ich Euer Freund bin. Da ich aber meine Interessen besser kenne, als irgend Jemand, so werde ich ein Opfer nicht annehmen, dessen Erfolg, in der Hoffnung glorreich, wenn Ihr scheitert, mich in die Hände meiner Feinde liefern würde. Glaubt mir, um Anjou zu bekriegen, genügt Frankreich. Ich kenne meinen Bruder, die Guisen und die Ligue; oft in meinem Leben habe ich wildere, unbotmäßigeren Pferde gezähmt.«

»Aber, Sire, Soldaten urteilen nicht so,« rief Maugiron, »sie können die schlimme Chance bei Prüfung einer Frage dieser Art nicht in Betracht ziehen, bei einer Ehrenfrage, bei einer Gewissensfrage, die der Mensch in seiner Überzeugung verfolgt, ohne sich darum zu bekümmern, was das scharfe Urteil nach strenger Abwägung darüber sagen dürfte.«

»Verzeiht, Maugiron,« erwiderte der König, »ein Soldat kann blindlings vorwärts gehen, doch der Feldherr überlegt.«

»Überlegt also, Sire, und lasst uns handeln, uns, die wir nur Soldaten sind,« sprach Schomberg, »überdies kenne ich die schlimme Chance nicht, ich, der ich stets Glück gehabt habe.«

»Freund, Freund,« unterbrach ihn der König mit traurigem Tone, »ich kann nicht so viel von mir sagen; es ist wahr, Du bist erst zwanzig Jahre alt.«

»Sire,« sprach Quélus, »die verbindlichen Worte Eurer Majestät verdoppeln nur unsern Eifer. An welchem Tage sollen wir das Schwert mit den Herren von Bussy, Livarot, Antraguët und Ribeirac kreuzen?«

»Nie; ich verbiete es Euch durchaus, nie!«

»Habt die Gnade, Sire, entschuldigt,« versetzte Quélus, »dieses Zusammentreffen ist gestern vor dem Mittagsmahl verabredet worden; wir haben gegenseitig unser Wort gegeben und können es nicht zurücknehmen.«

»Entschuldigt mich, mein Herr,« antwortete Heinrich, »der König entbindet von jedem Eide und von jedem Worte, indem er spricht: Ich will, oder ich will nicht, denn der König ist die Allmacht. Lasst diesen Herren zu wissen tun, ich habe Euch mit meinem ganzen Zorn bedroht, wenn Ihr handgemein werdet, und damit Ihr selbst nicht daran zweifelt, schwöre ich Euch, dass ich Euch verbanne, wenn . . . «

»Haltet ein, Sire!« rief Quélus, »denn wenn Ihr uns unseres Wortes entbinden könnt, so kann Gott allein Euch des Eurigen entbinden. Schwört also nicht: haben wir aus einer solchen Veranlassung Euren Zorn verdient und dieser Zorn verdolmetscht sich durch die Verbannung, so gehen wir mit Freuden in die Verbannung, denn sobald wir nicht mehr auf dem Grundgebiete Eurer Majestät sind, können wir unser Wort halten und in fremdem Lande mit unsern Gegnern zusammentreffen.«

»Wenn sich diese Herren Euch nur auf die Entfernung eines Büchschusses nähern,« rief der König, »so lasse ich alle Vier in die Bastille werfen.«

»Sire,« sprach Quélus, »an dem Tage, wo Eure Majestät so verführe, würden wir barfuß und den Strick Euch um dem Hals vor Meister Laurent Testu, dem Gouverneur, erscheinen und uns mit diesen Edelleuten einsperren.«

»Gottes Tod! ich werde ihnen den Kopf abschlagen lassen! Ich bin hoffentlich der König.«

»Wenn unseren Feinden dergleichen begegnete, Sire, so würden wir uns am Fuße ihres Schafotts den Hals abschneiden.«

Heinrich schwieg lange und sprach endlich, seine schwarzen Augen zum Himmel aufschlagend:

»Bei meiner Ehre! das ist ein guter und braver Adel . . . Wenn Gott eine durch solche Leute verteidigte Sache nicht segnen würde! . . . «

»Sei nicht gottlos, blasphemire nicht!« sprach feierlich Chicot,

von seinem Bette herabsteigend und auf den König zu schreitend.
»Ja, es sind edle Herzen. Mein Gott! tue, was er will, hörst Du, mein Herr? Vorwärts, bestimme diesen jungen Leuten einen Tag. Das ist Deine Aufgabe, und nicht, dem Allmächtigen seine Pflicht vorzuschreiben.«

»Oh! mein Gott! mein Gott!« murmelte Heinrich.

»Sire, wir flehen Euch an,« sprachen die vier jungen Männer, den Kopf senkend und das Knie beugend.

»Wohl! es sei. In der Tat, Gott ist gerecht, er verleiht uns den Sieg; übrigens werden wir ihn auf geistlichem und vernünftigem Wege vorzubereiten wissen. Teure Freunde, erinnert Euch, dass Jarnac mit aller Pünktlichkeit seine Andacht verrichtete, ehe er la Chataigneraie bekämpfte; der Letztere war eine gewaltige Klinge, aber er vergaß sich bei Schmäusen, bei Festgelagen, er besuchte die Frauen . . . eine abscheuliche Sünde. Kurz, er versuchte Gott, der vielleicht seiner Jugend, seiner Schönheit, seiner Stärke zulächelte und ihm das Leben retten wollte. Jarnac hieb ihm durch die Kniebeuge. Hört mich, wir werden die große Andacht verrichten; wenn ich Zeit hätte, ließe ich Eure Schwerter nach Rom bringen und vom heiligen Vater weihen. Doch wir haben den Reliquienkasten der heiligen Genoveva, der so viel wert ist, als die besten Reliquien. Wir wollen mit einander fasten, uns geißeln, den großen Tag des Fronleichnamfestes heiligen, und an dem darauf folgenden Tage . . . «

»Oh! Sire, Dank, Dank,« riefen die jungen Leute, »das ist in acht Tagen.«

Und sie stürzten sich auf die Hände des Königs, der sie insgesamt noch einmal umarmte und dann Tränen vergießend in sein Betzimmer zurückkehrte.

»Unser Fehdebrief ist abgefasst,« sprach Quélus, »wir dürfen nur noch Tag und Stunde einfügen. Schreibe, Maugiron, auf diesem Tische, mit der Feder des Königs; schreibe den Tag nach dem Fronleichnamsfeste!«

»Es ist geschehen,« antwortete Maugiron, »wer ist der Herold, der diesen Brief überbringen wird?«

»Ich werde es sein, wenn es Euch beliebt,« sprach Chicot hinzutretend, »nur will ich Euch einen Rat geben, meine Kleinen.

Seine Majestät spricht vom Fasten, von Geißelungen und von Reliquienkasten . . . Das ist vortrefflich als ein Gelübde nach einem Siege; aber vor dem Kampfe ziehe ich die Wirksamkeit einer guten Nahrung, eines edlen Weines, eines einsamen, ruhigen Schlafes von acht Stunden bei Tag oder bei Nacht vor. Nichts gibt dem Faustgelenke die Geschmeidigkeit und den Nerv, wie eine Station von drei Stunden bei Tische, wenigstens ohne Trunkenheit. Was das Kapitel der Liebe betrifft, billige ich die Ansicht des Königs, das verweichlicht zu sehr, und Ihr würdet wohl daran tun, in diesem Punkte Enthaltsamkeit zu üben.«

»Bravo, Chicot!« riefen gleichzeitig die jungen Leute.

»Gott befohlen, meine kleinen Löwen,« erwidert Chicot, »ich gehe in das Hotel Bussy.«

Er machte drei Schritte, kehrte wieder um.

»Doch hört, verlasst den König nicht während des schönen Fronleichnamstags; gehe Keiner von Euch auf das Land; bleibt im Louvre wie eine Hand voll Paladine. Das ist abgemacht, nicht wahr? Ja; dann besorge ich Euren Auftrag.«

Und seinen Brief in der Hand, öffnete Chicot den Winkelmesser seiner langen Beine und verschwand.

Achtzehntes Kapitel.

Das Fronleichnamsfest.

Während dieser acht Tage bereiteten sich die Ereignisse, wie sich der Sturm in der Tiefe des Himmels an ruhigen und drückenden Sommertagen vorbereitet.

Nach einem achtundvierzigstündigen Fieber wieder auf die Beine gebracht, machte es sich Monsoreau zum Geschäft, seinen Ehrendieb selbst zu belauern; da er aber Niemand entdeckte, so blieb er mehr als je von der Heuchelei des Herzogs von Anjou und seinen schlimmen Absichten auf Diana überzeugt.

Bussy setzte seine Tagesbesuche im Hause des Oberstjägermeisters nicht aus. Er wurde nur von den häufigen Spähereien des Wiedergenesenden durch Rémy unterrichtet, und enthielt sich des nächtlichen Einsteigens durch das Fenster.

Chicot machte zwei Teile aus seiner Zeit.

Der eine war seinem viel geliebten Herrn Heinrich von Valois gewidmet, den er so wenig als möglich verließ und wie eine Mutter ihr Kind bewachte.

Der andere gehörte seinem zärtlichen Freunde Gorenflot, welchen er mit großer Mühe seit acht Tagen in seine Zelle zurückzukehren bestimmt hatte, wohin er ihn selbst führte, und wo ihm von dem Abte, Messire Joseph Foulon, der artigste Empfang zu Teil wurde.

Bei diesem ersten Besuche sprach man viel von der Frömmigkeit des Königs, und der Prior schien im höchsten Maße dankbar gegen Seine Majestät dafür, dass sie das Kloster mit ihrer Gegenwart beehren wollte. Diese Ehre war sogar noch größer, als man Anfangs erwartet hatte: auf die Bitte des ehrwürdigen Abtes willigte Heinrich ein, den Tag und die Nacht in Zurückgezogenheit im Kloster zuzubringen.

Chicot bestärkte den Abt in dieser Hoffnung, bei der er nicht zu verharren wagte, und da man wusste, dass Chicot das Ohr des Königs hatte, so lud man ihn ein, wiederzukommen, was er zu tun versprach. Gorenflot aber wuchs um zehn Ellen in den Augen der

Mönche. Es war in der Tat ein Meisterstreich von ihm, dass er auf diese Art das ganze Vertrauen von Chicot gewonnen hatte. Macchiavelli politischen Andenkens hätte es nicht besser machen können.

Eingeladen, wiederzukommen, kam Chicot wirklich; und da er in seinen Taschen, in seinem Mantel, in seinen weiten Stiefeln verschiedene Flaschen von den seltensten und ausgesuchtesten Gewächsen mitbrachte, so empfing ihn Bruder Gorenflot noch viel besser, als Messire Joseph Foulon.

Dann schloss er sich zwei volle Stunden in die Zelle des Mönches ein und teilte, wie man allgemein behauptete, seine Studien und seine Extasen. Den vorletzten Tag vor dem Fronleichnamsfeste brachte er sogar die ganze Nacht im Kloster zu; am andern Morgen ging in der Abtei die Sage, Gorenflot habe Chicot bestimmt, in den geistlichen Stand einzutreten.

Der König gab während dieser Zeit seinen Freunden gute Fechtstunden, suchte mit ihnen neue Stöße und übte besonders Épernon ein, dem das Loos einen so gewaltigen Gegner zugeworfen hatte, und den auch die Erwartung des entscheidenden Tages sichtbar beunruhigte.

Einer, der zu gewissen Stunden in der Nacht in der Stadt umher gelaufen wäre, würde den seltsamen Mönchen begegnet sein, von denen unsere ersten Kapitel eine Beschreibung geliefert haben, und die viel mehr Reitern als Pfaffen glichen. Um das Gemälde, das wir zu skizzieren begonnen haben, zu vervollständigen, könnten wir beifügen, dass das Hotel Guise zugleich die geheimnisvollste und stürmischste Höhle, die bevölkertste im Innern und die ödste von Außen geworden war, dass Beratungen jeden Abend im großen Saale stattfanden, nachdem man zuvor die Läden hermetisch verschlossen hatte, und dass diesen Beratungen Abendessen²⁶ vorhergingen, zu denen man nur Männer einlud, während doch Frau von Montpensier dabei den Vorsitz führte.

Diese Einzelheiten, welche wir in den Memoiren jener Zeit finden, müssen wir unsern Lesern geben, in Betracht, dass sie dieselben in den Archiven der Polizei nicht finden würden. Die Polizei dieser gutmütigen Regierung argwöhnte in der Tat nicht einmal, was angezettelt wurde, obgleich das Komplott, wie man

sehen wird, von Wichtigkeit war, und die würdigen Bürger, welche, die Pickelhaube auf dem Kopfe und die Hellebarde in der Faust, die nächtliche Runde machten, ahnten es eben so wenig, denn es, waren Leute, die nie eine Gefahr errieten, wenn sie nicht vom Feuer, von Dieben, von wütenden Hunden oder streitsüchtigen Trunkenbolden herrührte.

Von Zeit zu Zeit hielt wohl eine Patrouille vor dem Wirtshaus zum Schönen Gestirne in der Rue de l'Arbre-Sec an; doch Meister La Hurière war als ein so eifriger Katholik bekannt, dass man gar nicht daran zweifelte, der gewaltige Lärmen in seinem Hause werde *ad majorem dei gloriam* gemacht.

Unter diesen Verhältnissen erreichte die Stadt Paris Tag für Tag, den Morgen der durch die konstitutionelle Regierung aufgehoben, großen Feierlichkeit, genannt das Fronleichnamsfest.

Am Morgen des großen Tages war ein herrliches Wetter, und die Blumen, mit denen man die Straßen bestreut hatte, entsandten fern hin ihre balsamischen Düfte. Chicot, der seit vierzehn Tagen beständig in dem Zimmer des Königs schlief, weckte an diesem Morgen Heinrich sehr frühzeitig. Es war noch Niemand in das königliche Gemach eingetreten.

»Ah! mein armer Chicot, wehe über Dich!« rief Heinrich, »nie sah ich einen Menschen seine Zeit schlechter wählen, denn Du entreißest mich dem süßesten Traume, den ich in meinem ganzen Leben gehabt habe.«

»Und was träumtest Du, mein Sohn?« fragte Chicot.

»Ich träumte, Quélus habe Herrn Anraguet mit einem Secundstiche durchbohrt, und dieser liebe Freund schwimme in dem Blute seines Gegners. Doch es ist Tag. Wir wollen zum Herrn beten, dass er meinen Traum verwirklicht. Rufe, Chicot, rufe!«

»Was willst Du denn?«

»Mein härenes Hemd und meine Ruten.«

»Willst Du nicht lieber ein gutes Frühstück?« fragte Chicot.

»Heide, der Du die Messe am Fronleichnamstage mit vollem Magen hören willst.«

»Das ist richtig.«

»Rufe, Chicot, rufe!«

»Geduld,« sprach Chicot, »es ist erst acht Uhr, und Du hast bis diesen Abend Zeit, Dich zu peitschen. Plaudern wir zuerst: willst Du mit Deinem Freunde plaudern? Du wirst es nicht bereuen, Valois, so wahr ich Chicot heie.«

»Wohl, so lass uns plaudern, doch mach geschwinde.«

»Wie teilen wir unsern Tag ein, mein Sohn?«

»In drei Teile.«

»Zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit, sehr gut. Lass diese drei Teile hören.«

»Zuerst die Messe in Saint-Germain-l'Auxerrois.«

»Gut.«

»Bei der Rückkehr in den Louvre Imbiss.«

»Sehr gut.«

»Dann Prozession der Büßenden durch die Straßen, wobei, um Stationen zu machen, in den Hauptklstern von Paris, mit den Jakobinern anzufangen und bei Sainte-Geneviève zu endigen, angehalten wird; bei Sainte-Geneviève habe ich dem Prior versprochen, bis den andern Morgen in Zurückgezogenheit in der Zelle eines Heiligen zu verweilen, der die Nacht in Gebeten zubringen wird, um den Erfolg unserer Waffen zu sichern.«

»Ich kenne ihn.«

»Den Heiligen?«

»Vollkommen.«

»Desto besser; Du wirst mich begleiten, Chicot; wir beten mit einander.«

»Ja, sei unbesorgt.«

»Dann kleide Dich an und komm.«

»Warte doch.«

»Worauf?«

»Ich habe Dich noch über einige Einzelheiten zu fragen.«

»Kannst Du mich nicht fragen, während man ankleidet?«

»Ich will Dich lieber fragen, so lange wir allein sind.«

»Beeile Dich, die Zeit geht hin.«

»Was macht Dein Hof?«

»Er folgt mir.«

»Dein Bruder?«

»Er begleitet mich.«

»Deine Leibwache?«

»Die französischen Leibwachen erwarten mich: Crillon im Louvre, die Schweizer warten an der Pforte der Abtei.«

»Vortrefflich! nun bin ich unterrichtet.«

»Ich kann also rufen?«

»Rufe.«

Heinrich schlug auf ein Glöckchen.

»Die Zeremonie wird prachtvoll sein,« fuhr Chicot fort.

»Gott wird uns hoffentlich dafür Dank wissen.«

»Wir werden das morgen sehen. Doch sprich, Heinrich, ehe Jemand herein kommt, hast Du mir nichts Anderes zu sagen?«

»Nein. Habe ich irgend einen einzelnen Umstand der Zeremonie vergessen?«

»Ich spreche nicht hiervon.«

»Wovon sprichst Du denn?«

»Von nichts.«

»Doch Du fragst mich . . . «

»Ob es ganz fest bestimmt sei, dass Du nach der Sainte-Geneviève-Abtei gehst?«

»Ganz gewiss.«

»Und dass Du die Nacht dort zubringst?«

»Ich habe es versprochen.«

»Wohl! wenn Du mir nichts zu sagen hast, so sage ich Dir, mein Sohn, dass mir dieses Zeremonial nicht behagt.«

»Wie?«

»Nein, und wenn wir zu Mittag gespeist haben . . . «

»Wenn wir zu Mittag gespeist haben?«

»Werde ich Dir eine andere Anordnung, die ich ersonnen habe, mitteilen.«

»Es sei, ich willige ein.«

»Wenn Du auch nicht einwilligen würdest, mein Sohn, so wäre es immer dasselbe .«

»Was willst Du damit sagen?«

»Stille! Dein Dienstpersonal tritt in das Vorzimmer.« Die

Hussiers öffneten in der Tat die Türvorhänge, und man sah den Barbier, den Parfümeur und den Kammerdiener Seiner Majestät erscheinen, welche sich des Königs bemächtigten und im Verein an seiner erhabenen Person eine von den Toiletten vornahmen, wie wir sie am Anfang dieses Buches beschrieben haben.

Als die Toilette Seiner Majestät bis zu zwei Dritteln vollendet war, meldete man Seine Hoheit Monseigneur den Herzog von Anjou.

Heinrich wandte sich um und bereitete sein bestes Lächeln, um ihn zu empfangen.

Der Herzog wurde von Herrn von Monsoreau, von Épernon und Aurilly begleitet.

Épernon und Aurilly blieben zurück.

Bei dem Anblick des Grafen, der noch bleich war und furchtbarer aussah, als je, konnte sich der König einer Bewegung des Erstaunens nicht erwehren. Der Herzog bemerkte diese Bewegung, welche auch dem Grafen nicht entging.

»Sire,« sprach der Herzog, »Herr von Monsoreau kommt, um Eurer Majestät seine Huldigung darzubringen.«

»Ich danke, mein Herr,« sagte Heinrich, »und ich bin um so mehr durch Euren Besuch gerührt, als Ihr schwer verwundet worden seid, nicht wahr?«

»Ja, Sire.«

»Auf der Jagd, hat man mir gesagt.«

»Auf der Jagd, Sire.«

»Es geht nun besser, nicht wahr?«

»Ja, Sire, ich bin wiederhergestellt.«

»Sire,« sprach der Herzog von Anjou, »wäre es Euch nicht gefällig, wenn wir unsere Andacht vollbracht haben, uns durch den Herrn Grafen von Monsoreau eine schöne Jagd im Walde von Compiègne einrichten zu lassen?«

»Aber wisst Ihr denn nicht, dass morgen . . . «

Heinrich wollte sagen: »Dass morgen vier von meinen Freunden sich mit vier von den Eurigen schlagen,« doch er erinnerte sich, dass das Geheimnis bewahrt werden sollte, und schwieg.

»Ich weiß nichts, Sire,« versetzte der Herzog von Anjou, »doch wenn mich Eure Majestät zu unterrichten die Gnade hätte . . . «

»Ich wollte sagen,« antwortete Heinrich, »da ich die nächste Nacht in Andachtsübungen in der Sainte-Geneviève-Abtei zubringe, so würde ich vielleicht nicht bereit sein; doch der Herr Graf mag immerhin abgehen; findet die Jagd nicht morgen statt, so geschieht es übermorgen.«

»Ihr hört?« sagte der Herzog zu Monsoreau.

»Ja, Monseigneur,« antwortete der Graf, sich verbeugend.

In diesem Augenblick traten Schomberg und Quélus ein; der König empfing sie mit offenen Armen.

»Noch einen Tag,« sagte Quélus, den König begrüßend.

»Glücklicher Weise nur noch einen Tag,« sprach Schomberg.

Während dieser Zeit sagte Monsoreau zu dem Herzog:

»Ihr lasst mich, wie es scheint, verbannen, Monseigneur.«

»Ist es nicht die Pflicht eines Oberstjägermeisters, Jagden für den König vorzubereiten?« versetzte lachend der Herzog.

»Ich verstehe und sehe, wie es ist,« antwortete Monsoreau. »Diesen Abend läuft der achte Tag der Frist ab, welche Eure Hoheit von mir verlangt hat, und Eure Hoheit will mich lieber nach Compiègne schicken, als ihr Versprechen halten. Doch Eure Hoheit nehme sich in Acht: bis diesen Abend kann ich mit einem einzigen Worte . . . «

Franz fasste den Grafen beim Faustgelenke und erwiderte:

»Schweigt, denn ich halte im Gegenteil das Versprechen, an das Ihr mich erinnert.«

»Erklärt Euch.«

»Jedermann wird Euren Abgang zur Jagd erfahren, da der Befehl offiziell ist.«

»Nun?«

»Ihr werdet nicht abgehen, sondern Euch in der Gegend Eures Hauses verbergen. Im Glauben, Ihr wäret entfernt, wird der Mensch, den Ihr kennen lernen wollt, kommen; das Übrige geht Euch an, denn ich habe mich zu nichts Anderem verbindlich gemacht, wie mir scheint.«

»Ah! ah! wenn es sich so macht . . . «

»Ihr habt mein Wort,« sprach der Herzog.

»Ich habe noch etwas Besseres als dies, Monseigneur, ich habe Eure Unterschrift.«

»Ah! ja, bei Gott! ich weiß es wohl.«

Und der Herzog entfernte sich von Monsoreau, um sich seinem Bruder zu nähern; Aurilly berührte den Arm von Épernon.

»Es ist geschehen,« sprach er.

»Wie? was ist geschehen?«

»Herr von Bussy wird sich morgen nicht schlagen.«

»Herr von Bussy wird sich morgen nicht schlagen?«

»Ich stehe dafür.«

»Und wer wird ihn verhindern?«

»Gleichviel! wenn er sich nur nicht schlägt.«

»Wenn das geschieht, mein lieber Zauberer, so bekommt Ihr tausend Taler.«

»Meine Herren,« sprach Heinrich, dessen Toilette so eben vollendet worden war, »meine Herren, nach Saint-Germain-l'Auxerrois.«

»Und von da in die Sainte-Geneviève Abtei?« fragte der Herzog.

»Ganz gewiss,« antwortete der König.

»Zählt darauf,« sagte Chicot, seine Degenkuppel zuschnallend.

Und Heinrich ging in die Galerie, wo ihn sein ganzer Hof erwartete.

Neunzehntes Kapitel.

Welches zur Klarheit des vorhergehenden Kapitels beitragen wird.

Als Herr von Monsoreau am Abend vorher, nachdem Alles zwischen den Guisen und den Angevins entschieden und festgestellt war, nach Hause zurückkehrte, fand er Bussy.

Er dachte, der brave Edelmann, für den er immer eine große Freundschaft hegte, könnte sich, von nichts unterrichtet, am andern Tage grausam gefährden, und nahm ihn bei Seite.

»Mein lieber Graf,« sagte er, »wollt Ihr mir wohl erlauben, Euch einen Rat zu geben?«

»Wie!« entgegnete Bussy, »ich bitte Euch darum.«

»An Eurer Stelle würde ich mich morgen aus Paris entfernen.«

»Ich? und warum dies?«

»Ich kann Euch nicht mehr sagen, als dass Euch Eure Abwesenheit aller Wahrscheinlichkeit nach vor einer großen Verlegenheit schützen würde.«

»Vor einer großen Verlegenheit?« versetzte Bussy, dem Grafen tief in die Augen schauend, »und vor welcher?«

»Wisst Ihr nicht, was morgen vorgehen soll?«

»Durchaus nicht.«

»Auf Euer Ehrenwort?«

»So wahr ich ein Edelmann bin.«

»Hat Euch Herr von Anjou nichts anvertraut?«

»Nichts. Herr von Anjou teilt mir nur die Dinge mit, die er ganz laut und, ich möchte beifügen, aller Welt sagen kam.«

»Nun wohl, ich, der ich nicht der Herzog von Anjou bin, der ich meine Freunde ihretwegen und nicht meinetwegen liebe, ich sage Euch, mein lieber Graf, dass sich für morgen ernste Ereignisse vorbereiten, und dass die Parteien von Anjou und von Guise auf einen Schlag sinnen, dessen Erfolg der Verlust der Krone für den König sein könnte.«

Bussy, schaute Herrn von Monsoreau mit einem gewissen

Misstrauen an, doch sein Gesicht drückte gänzliche Offenherzigkeit aus und man konnte sich in diesem Ausdruck nicht täuschen.

»Graf,« antwortete er, »ich gehöre, wie Ihr wisst, dem Herzog von Anjou, das heißt mein Leben und mein Schwert gehören ihm. Der König, gegen den ich nie etwas auf eine sichtbare Weise unternommen habe, hegt einen Groll gegen mich und hat keine Gelegenheit versäumt, um mir etwas Verletzendes zu sagen oder zu tun. Und auch morgen« — Bussy dämpfte seine Stimme, — »ich sage das nur Euch allein, versteht Ihr wohl, auch morgen wage ich mein Leben, um Heinrich von Valois in der Person seiner Günstlinge zu demütigen.«

»Also seid Ihr fest entschlossen, Euch allen Folgen Euer Anhänglichkeit an den Herzog von Anjou zu unterziehen?«

»Ja.«

»Ihr wisst, wohin Euch das führt?«

»Ich weiß, wo ich anzuhalten gedenke; welche Ursache ich auch haben mag, mich über den König zu beklagen, so werde ich doch nie die Hand gegen den Gesalbten des Herrn erheben; ich werde die Andern machen lassen und, ohne Jemand zu schlagen oder herauszufordern, dem Herrn Herzog von Anjou folgen, um ihn im Falle der Gefahr zu verteidigen.«

Herr von Monsoreau dachte einen Augenblick nach, legte dann seine Hand auf die Schulter von Bussy und sprach:

»Lieber Graf, der Herzog von Anjou ist ein Treuloser, ein Feiger, ein Verräter, fähig, wegen einer Eifersucht oder einer Furcht seinen treusten Diener, seinen ergebensten Freund zu opfern: lieber Graf, verlasst ihn, befolgt den Rat eines Freundes, bringt den morgigen Tag in Eurem kleinen Hause in Vincennes zu, geht wohin Ihr wollt, doch geht nicht zu der Prozession des Fronleichnamfestes.«

Bussy schaute den Grafen fest an und entgegnete:

»Doch warum folgt Ihr dem Herzog von Anjou?«

»Weil ich für gewisse Dinge, bei welchen meine Ehre beteiligt ist, seiner noch einige Zeit bedarf.«

»Wohl, das ist wie bei mir,« versetzte Bussy, »wegen gewisser Dinge, bei denen meine Ehre ebenfalls beteiligt ist, werde ich dem

Herzog folgen.«

Der Graf von Monsoreau drückte Bussy die Hand, und sie trennten sich.

Wir haben im vorhergehenden Kapitel angeführt, was am andern Tage beim Lever des Königs vorging.

Monsoreau kehrte nach Hause zurück und kündigte seiner Frau seinen Abgang nach Compiègne an; zu gleicher Zeit gab er Befehl, alle Vorkehrungen zu dieser Abreise zu treffen.

Diana vernahm die Kunde mit großer Freude. Sie hatte von ihrem Gemahl das bevorstehende Duell von Bussy und Épernon erfahren, doch Épernon war derjenige von den Mignons des Königs, welcher am wenigsten im Rufe des Mutes und der Geschicklichkeit stand; es regte sich in ihr also nur eine mit Stolz gemischte Furcht, wenn sie an den Kampf des andern Tages dachte.

Bussy erschien schon am Morgen bei dem Herzog und begleitete ihn in den Louvre, wo er sich indessen in der Galerie aufhielt. Von seinem Bruder zurückkehrend, nahm ihn der Herzog mit, und der ganze königliche Kortege setzte sich nach Saint-Germain-l'Auxerrois in Bewegung.

Als der Prinz Bussy so treuherzig, so redlich, so ergeben sah, hatte er wohl einige Gewissensbisse, aber zwei Dinge bekämpften in seinem Innern seine gute Stimmung: die große Herrschaft, welche Bussy über ihn, wie jede mächtige Natur über eine schwache Natur, gewonnen hatte, eine Herrschaft, die ihm die Furcht einflößte, Bussy würde, wenn er auch neben dem Throne stünde, doch der wahre König sein; sodann die Liebe von Bussy für Frau von Monsoreau, eine Liebe, welche alle Martern des Stolzes und der Eifersucht im Herzen des Prinzen rege machte.

Er hatte sich indessen gesagt, denn Monsoreau flößte ihm seinerseits beinahe eben so große Unruhe ein, als Bussy:

»Entweder wird mich Bussy begleiten und, mich durch seinen Mut unterstützend, meine Sache triumphieren machen, und wenn ich dann triumphiert habe, liegt mir wenig daran, was Monsoreau sagt oder tut. Oder wird mich Bussy verlassen, und dann bin ich ihm nichts mehr schuldig, und verlasse ihn ebenfalls.«

In Folge dieser doppelten Betrachtung, deren Gegenstand Bussy war, wandte der Prinz kein Auge von dem jungen Manne ab: er sah ihn mit seinem ruhigen, lächelnden Gesicht, nachdem er artiger Weise Herrn von Épernon, seinem Gegner, den Vortritt gelassen, in die Kirche schreiten und ein wenig rückwärts niederknien.

Der Prinz bedeutete Bussy durch ein Zeichen, er möge sich ihm nähern: in der Stellung, in der er sich befand, war er genötigt, seinen Kopf völlig umzuwenden, während er, wenn er ihn an seine linke Seite brachte, nur die Augen ein wenig drehen durfte.

Die Messe hatte ungefähr seit einer Viertelstunde begonnen, als Rémy in die Kirche trat und neben seinen Herrn niederkniete. Der Herzog bebte bei der Erscheinung des jungen Arztes, von dem er wusste, dass er der Vertraute der geheimsten Gedanken von Bussy war.

Rémy steckte in der Tat nach einem Augenblick und nachdem sie ein paar Worte leise gewechselt hatten, dem Grafen ein Billett in die Hand.

Der Prinz fühlte, wie ein Schauer seine Adern durchließ die Adresse war von einer kleinen, zarten, zierlichen Handschrift.

»Es ist von ihr,« sagte er, »sie meldet ihm, dass ihr Gatte Paris verlässt.«

Bussy legte das Billett in den Grund seines Hutes, öffnete und las es.

Der Prinz sah das Billett nicht mehr; doch er sah das Gesicht von Bussy, das ein Strahl der Freude und Liebe vergoldete.

»Ha! wehe Dir, wenn Du mich nicht begleitest!« murmelte er.

Bussy drückte das Billett an die Lippen und verbarg es dann an seinem Herzen.

Der Herzog schaute umher. Wenn Monsoreau da gewesen wäre, so hätte er wohl nicht die Geduld gehabt, den Abend abzuwarten, um ihm Bussy zu nennen.

Als die Messe beendet war, kehrte man zum Louvre zurück, wo ein Imbiss des Königs in seinen Gemächern und der Edelleute in der Galerie harrte. Die Schweizer bildeten Spaliere von der Pforte des Louvre an. Crillon und die französischen Leibwachen waren im Hofe aufgestellt.

Chicot verlor den König eben so wenig aus dem Blicke, als der Herzog von Anjou Herrn von Bussy.

Beim Eintritt in den Louvre näherte sich Bussy dem Herzog und sagte, sich verbeugend: »Verzeiht, Monseigneur, ich wünschte ein paar Worte mit Eurer Hoheit zu sprechen.«

»Hat es Eile?« fragte der Herzog.

»Große Eile, Monseigneur.«

»Könntest Du es mir nicht während der Prozession sagen? Wir gehen neben einander.«

»Monseigneur wird mich entschuldigen, doch ich hielt Euch gerade zurück, um mir die Erlaubnis zu erbitten, Eure Hoheit nicht begleiten zu dürfen.«

»Wie so?« fragte der Herzog mit einer Stimme, deren Beben er nicht gänzlich verbergen konnte.

»Monseigneur, morgen ist ein großer Tag, wie Eure Hoheit weiß, denn er soll den Streit zwischen Anjou und Frankreich entscheiden; ich wünschte mich daher in mein kleines Haus in Vincennes zurückzuziehen und daselbst den ganzen Tag in der Einsamkeit zu verweilen.«

»Also Du kommst nicht zu der Prozession, während der König kommt und der ganze Hof erscheint?«

»Nein, Monseigneur, natürlich mit Erlaubnis Eurer Hoheit.«

»Du wirst nicht einmal in Sainte-Geneviève zu mir kommen?«

»Monseigneur, ich wünschte den ganzen Tag für mich zu haben.«

»Doch wenn sich im Verlaufe des Tages eine Gelegenheit zeigt, wo ich meiner Freunde bedarf! . . . «

»Da Monseigneur nur meiner bedürfte, um das Schwert gegen den König zu ziehen, so bitte ich doppelt um Urlaub,« antwortete Bussy, »mein Schwert ist Herrn von Épernon verpfändet.«

Monsoreau hatte dem Prinzen am Tage vorher gesagt, er könnte auf Bussy zählen; Alles hatte sich also seit dem vorhergehenden Tage geändert, und diese Veränderung rührte von dem durch den Haudouin in die Kirche gebrachten Billett her.

»Du verlässt also Deinen Herrn und Meister, Bussy?« fragte der Herzog, die Zähne an einander pressend.

»Monseigneur, der Mann, der am andern Tage in einem erbitterten, blutigen, tödlichen Zweikampfe, wie dieser sein wird, sein Leben einsetzt, hat nur noch einen Meister, und diesem Meister soll meine letzte Andacht geweiht sein.«

»Du weißt, dass es sich für mich um den Thron handelt und verlässest mich.«

»Monseigneur, ich habe genug für Euch gearbeitet, und werde morgen abermals für Euch arbeiten. Verlangt nicht mehr als mein Leben von mir.«

»Es ist gut,« versetzte der Herzog mit dumpfer Stimme, »Ihr seid frei, geht, Herr von Bussy.«

Ohne sich um diese plötzliche Kälte zu bekümmern, verbeugte sich Bussy vor dem Prinzen, stieg die Treppe hinab und wanderte, sobald er außerhalb des Louvre war, rasch seinem Hause zu.

Der Herzog rief Aurilly.

Aurilly erschien.

»Nun, Monseigneur?« fragte der Lautenspieler.

»Er hat sich selbst verurteilt.«

»Er folgt Euch nicht?«

»Nein.«

»Er geht zu dem Rendezvous, das ihm das Billett bestimmt?«

»Ja.«

»Diesen Abend also?«

»Diesen Abend.«

»Ist Herr von Monsoreau in Kenntnis gesetzt?«

»Von dem Rendezvous? ja; von dem Mann, den er dabei finden wird? noch nicht.«

»Ihr seid also entschlossen, den Grafen zu opfern?«

»Ich bin entschlossen, mich zu rächen, und befürchte jetzt nur Eines.«

»Was?«

»Monsoreau könnte sich auf seine Kraft und Geschicklichkeit verlassen und Bussy dürfte dadurch entkommen.«

»Monseigneur mag unbesorgt sein.«

»Wie so?«

»Ist Bussy entschieden verurteilt?«

»Ja, beim Teufel! ein Mann, der mich in Vormundschaft hält, mir meinen Willen nimmt und den seinigen daraus macht, mir meine Geliebte nimmt und die seinige daraus macht, eine Art von Löwe, bei dem ich weniger Herr als Wärter bin! Ja, ja, Aurilly, er ist ohne Widerrede, ohne Barmherzigkeit verurteilt.«

»Wohl, so mag Monseigneur, wie ich so eben sagte, unbesorgt sein; entkommt er dem Monsoreau, so entkommt er doch einem Andern nicht.«

»Und wer ist dieser Andere?«

»Befiehlt mir Monseigneur, ihn zu nennen?«

»Ja, ich befehle es Dir.«

»Dieser Andere ist Herr von Épernon.«

»Épernon! Épernon! der sich morgen mit ihm schlagen soll?«

»Ja, Monseigneur.«

»Erzähle mir das.«

Aurilly wollte eben die verlangte Erzählung beginnen, als man den Herzog rief. Der König saß bei der Tafel und wunderte sich, den Herzog von Anjou nicht zu sehen, oder Chicot hatte ihn vielmehr auf seine Abwesenheit aufmerksam gemacht, und der König verlangte nach seinem Bruder.

»Du wirst mir Alles dieß bei der Prozession erzählen,« sagte der Herzog und folgte dem Huissier, der ihn rief.

Nun, da wir mit einer bedeutenderen Person beschäftigt nicht Muße haben werden, dem Herzog und Aurilly in den Straßen von Paris zu folgen, wollen wir unsern Lesern sagen, was zwischen Épernon und dem Lautenspieler vorgegangen war.

Am Morgen, gegen Tagesanbruch, erschien Épernon im Hotel Anjou und verlangte Aurilly zu sprechen.

Der Edelmann kannte seit geraumer Zeit den Musiker, der letztere war berufen worden, ihm Unterricht in der Laute zu geben, und der Schüler und der Lehrer hatten wiederholt mit einander den Bass geschabt oder die Viola gespielt, wie es in jener Zeit nicht allein in Spanien, sondern auch in Frankreich Mode war.

In Folge hiervon verband eine ziemlich innige, nur durch die Etiquette gemäßigte Freundschaft die zwei Musiker.

Herr von Épernon, der feine Gascogner, verfolgte überdies die

Methode des Einschmeichelns, welche darin besteht, dass man zu den Herren durch die Diener gelangt, und es gab wenige Geheimnisse bei dem Herzog von Anjou, von denen er nicht durch seinen Freund Aurilly unterrichtet war.

Fügen wir bei, dass er durch seine diplomatische Geschicklichkeit den König und den Herzog schonte und von dem Einen zum Andern schwebte und schwamm, eines Teils in der Furcht, den zukünftigen König zum Feinde zu haben, andern Teils, um sich den regierenden König geneigt zu erhalten.

Bei diesem Besuche bei Aurilly hatte Épernon den Zweck, mit ihm über sein bevorstehendes Duell mit Bussy zu sprechen. Dieses Duell beunruhigte ihn unablässig im höchsten Maße: während seines ganzen Lebens war der hervorspringende Zug im Charakter von Épernon nie die Tapferkeit gewesen; er hätte aber mehr als tapfer, er hätte verwegen sein müssen, um kaltblütig dem Kampfe mit Bussy entgegenzusehen und zu trotzen; sich mit ihm schlagen, hieß einem sichern Tode in das Auge schauen. Einige hatten es gewagt, doch sie mussten die Erde im Kampfe messen und erhoben sich nicht mehr.

Bei dem ersten Worte, das Épernon dem Lautenspieler über den Gegenstand sagte, der ihn so sehr beunruhigte, trat dieser, vertraut mit dem dumpfen Hasse, den sein Herr gegen Bussy hegte, trat dieser, sagen wir, ganz auf seine Seite, beklagte seinen Zögling auf das Zärtlichste, teilte ihm mit, seit acht Tagen fechte Bussy jeden Morgen zwei Stunden lang mit einem Trompeter von der Garde, der treulosesten Klinge, die man je in Paris gefunden, gewissermaßen einem Künstler, der als Reisender und Philosoph von den Italienern ihr kluges, geschlossenes Spiel, von den Spaniern ihre feinen, glänzenden Finten, von den Deutschen die Unbeugsamkeit des Faustgelenkes und die Logik der Gegenstöße, von den wilden Polen endlich, die man damals die Sarmaten nannte ihre Volten, ihre Sprünge, ihr rasches Niederwerfen, ihr Pressen Leib an Leib entlehnt habe.

Während der langen Aufzählung dieser nachteiligen Chancen verspeiste Épernon aus Schrecken allen Carmin, der seine Nägel glänzend färbte.

»Oh! oh! da bin ich tot!« sagte er halb lachend, halb

erbleichend.

»Verdammt!« rief Aurilly.

»Es ist bei Gott albern, sich auf den Kampfplatz mit einem Menschen zu stellen, der uns ganz zuverlässig töten muss,« versetzte Épernon. »Das ist, als spielte man mit jemandem Würfeln, von dem man weiß, dass er sicher jedes mal einen Pasch Sechs (zweimal Sechs) wirft.«

»Ihr hättet daran denken sollen, bevor ihr Euch dazu entschlossen habt, Herr Herzog.«

»Pest!« sagte d'Epernon, »ich werde mich da herausziehen. Man ist nicht umsonst Gascogner. Ein Narr, wer freiwillig das Leben verlässt, erst recht mit fünfundzwanzig Jahren! Wenn ich bedenke . . . bei Gott, ja! das ist Logik; warte!«

»Sprecht.«

»Du sagst, Herr von Bussy sei sicher, mich zu töten?«

»Ich zweifle nicht einen Augenblick daran.«

»Wenn er seiner Sache sicher ist, so ist es kein Zweikampf mehr, sondern ein Mord.«

»Ganz richtig!«

»Und wenn es ein Mord ist, was Teufels . . . «

»Nun?«

»So ist es mir erlaubt, einem Morde zuvorzukommen durch . . . «

»Durch . . . «

»Durch . . . durch einen Mord.«

»Unleugbar.«

»Was hindert mich daran, da er mich töten will ihn vorher zu töten?«

»O mein Gott! gar nichts, und ich dachte selbst bereits daran.«

»Ist meine Folgerung nicht ganz klar?«

»Klar wie der Tag.«

»Natürlich?«

»Sehr natürlich.«

»Nur werde ich, statt ihn grausam mit meinen Händen zu töten, wie er es mit mir zu machen gedenkt, nur werde ich, da ich einen Abscheu gegen das Blut habe, diese Sorge einem Andern

überlassen.«

»Das heißt, Ihr werdet Sbirren bezahlen?«

»Meiner Treue, ja! wie Herr von Guise und Herr von Mayenne bei Saint-Mégrin.«

»Das wird Euch viel kosten.«

»Ich verwende dreitausend Taler darauf.«

»Für diese dreitausend Taler bekommt Ihr, wenn die Sbirren erfahren, mit wem sie es zu tun haben, kaum sechs Mann.«

»Sechs Mann, ist das nicht genug?«

»Herr von Bussy wird vier getötet haben, ehe sie ihn nur einmal gestreift. erinnert Euch des Scharmützels in der Rue Saint-Antoine, wobei er Schomberg am Schenkel, Euch am Arme verwundete, und Quélus beinahe totschrug.«

»Ich werde sechstausend Taler verwenden, wenn es sein muss,« sprach Épernon. »Alle Teufel! wenn ich die Sache mache, will ich sie gut machen, und er darf nicht entkommen.«

»Habt Ihr Eure Leute?« fragte Aurilly.

»Verdammt! ich habe da und dort unbeschäftigte Leute, ehemalige Soldaten, Bravos, welche im Ganzen so viel wert sind, als die von Venedig und Florenz.«

»Sehr gut! sehr gut! doch nehmt Euch in Acht.«

»Vor was?«

»Wenn es Ihnen missglückt, werden sie Euch angeben.«

»Ich habe den König für mich.«

»Das ist etwas, doch der König kann es nicht behindern, dass Ihr Herr von Bussy getötet habt.«

»Es ist richtig und zwar vollkommen richtig,« sprach Épernon träumerisch.

»Ich könnte Euch wohl eine Anordnung bezeichnen,« sagte Aurilly.

»Sprich, mein Freund, sprich.«

»Doch Ihr werdet vielleicht nicht gemeinschaftliche Sache machen wollen?«

»Nichts würde mir widerstreben, was meine Chancen mich von diesem wütenden Hunde loszumachen, verdoppeln dürfte.«

»Wohl! ein gewisser Feind Eures Feindes ist eifersüchtig.«

»Ah! ah!«

»So dass er ihm zu dieser Stunde . . . «

»Nun! zu dieser Stunde . . . vollende doch.«

»So, dass er ihm eine Falle stellt.«

»Weiter?«

»Doch es fehlt ihm an Geld; mit den sechstausend Talern würde er seine Angelegenheit und die Eurige zum Ziele führen. Nicht wahr, es liegt Euch nichts daran, dass die Ehre dieses Streiches Euch zukommt?«

»Mein Gott, nein! mir ist nichts lieber, als wenn ich im Dunkeln bleibe.«

»Schickt also Eure Leute an den Platz der Zusammenkunft, ohne Euch bekannt zu machen, und er wird sie benützen.«

»Doch wenn mich meine Leute auch nicht kennen, so muss ich doch diesen Menschen kennen.«

»Ich werde ihn Euch diesen Morgen zeigen.«

»Wo?«

»Im Louvre.«

»Es ist also ein Edelmann?«

»Ja.«

»Aurilly, die sechstausend Taler stehen auf der Stelle zu Deiner Verfügung.«

»Es bleibt folglich abgemacht?«

»Unwiderruflich.«

»Im Louvre also!«

»Im Louvre.«

Wir haben im vorhergehenden Kapitel gehört, wie Aurilly zu Épernon sagte:

»Seid unbesorgt, Herr von Bussy wird sich morgen nicht mit Euch schlagen.«

Zwanzigstes Kapitel.

Die Prozession.

Sobald das Mahl beendet war, kehrte der König mit Chicot in sein Zimmer zurück, um das Gewand eines Büßers anzulegen, und schon nach einem Augenblick kam er wieder heraus, mit nackten Füßen, einem Strick um die Hüften und die Kappe auf das Gesicht herabgeschlagen.

Während dieser Zeit hatten die Höflinge dieselbe Toilette gemacht.

Das Wetter war herrlich, das Pflaster mit Blumen bestreut, man sprach davon, die Ruhealtäre wären immer einer herrlicher als der andere, besonders der, welchen die Genovever in der Gruft der Kapelle errichtet hätten.

Eine ungeheure Volksmasse hielt den Weg besetzt, der zu den vier Stationen führte, welche der König machen musste, nämlich bei den Jakobinern, bei den Carmelitern, bei den Kapuzinern und bei den Genovevern.

Die Geistlichkeit von Saint-Germain-l'Auxerrois eröffnete den Zug. Der Erzbischof von Paris trug das heilige Sakrament. Zwischen der Geistlichkeit und dem Erzbischof marschierten rückwärts Knaben, welche die Rauchfässer schwangen, und junge Mädchen, Rosen entblättern.

Dann kam der König, wie gesagt, barfuß und gefolgt von seinen vier Freunden, welche wie er barfuß und in eine Kutte gehüllt waren.

Der Herzog von Anjou folgte, jedoch in seiner gewöhnlichen Kleidung; ihn begleitete sein ganzer angevinischer Hof, vermischt mit den Großwürdenträgern der Krone, welche hinter dem Prinzen gingen, Jeder den ihm von der Etiquette vorgeschriebenen Rang einnehmend.

Dann kamen die Bürger und das Volk.

Es war bereits ein Uhr Nachmittags, als man den Louvre verließ. Crillon und die französischen Garden wollten dem König folgen; doch dieser bedeutete ihnen durch ein Zeichen, es wäre

unnötig, und Crillon und die Gardien blieben zurück, um den Palast zu bewachen.

Es wurde gegen sechs Uhr Abends, als der Kopf des Zuges, nachdem man die Stationen an verschiedenen Ruheplätzen gemacht hatte, endlich das gezackte Portal der alten Abtei und die Genovever, den Prior an der Spitze, erblickte, welche auf den drei Stufen der Schwelle standen, um Seine Majestät zu empfangen.

Während des Marsches, der die Abtei von der letzten Station trennte, von der, welche man bei dem Kloster der Kapuziner gemacht hatte, wurde dem Herzog von Anjou, welcher sich vom Morgen an auf den Beinen befand, von der Anstrengung übel: er erbat sich vom König die Erlaubnis, sich in sein Hotel zurückziehen zu dürfen, was ihm auch bewilligt wurde.

Seine Edelleute trennten sich hierauf auch von dem Zuge und entfernten sich mit ihm, als wollten sie ganz laut kundgeben, es wäre der Herzog, dem sie folgten, und nicht der König.

Doch was hierbei hauptsächlich zu Grunde lag, war der Umstand, dass drei von ihnen sich am andern Tage schlagen mussten, und sich deshalb nicht übermäßig ermüden wollten.

An der Pforte der Abtei gab der König unter dem Vorwand, Quélus, Maugiron, Schomberg und Épernon bedürften nicht weniger der Ruhe, als Livarot, Ribeirac und Antraguët, gab der König, sagen wir, jenen ebenfalls Erlaubnis, sich zu entfernen.

Der Erzbischof, der vom Morgen an sein Amt versah und eben so wenig als die anderen Priester etwas zu sich genommen hatte, sank vor Müdigkeit zusammen; der König bekam Mitleid mit diesen heiligen Märtyrern und entließ sie vor der Türe der Abtei angelangt insgesamt.

Hierauf wandte sich der König gegen den Prior Joseph Foulon und sprach nieselnd: »Hier bin ich, mein Vater, ich komme als ein Sünder und suche Ruhe in Eurer Einsamkeit.«

Der Prior verbeugte sich.

Dann sich an diejenigen wendend, welche der Anstrengung des harten Tages widerstanden hatten und ihm bis zu dieser Stelle gefolgt waren, fügte der König bei:

»Ich danke, meine Herren, geht im Frieden.«

Jeder verbeugte sich ehrfurchtsvoll, und der königliche Büsser stieg eine nach der andern, sich an die Brust schlagend, die Stufen der Abtei hinauf.

Kaum hatte Heinrich die Schwelle überschritten, als die Türen hinter ihm geschlossen wurden.

Der König war so tief in seine Betrachtungen versunken, dass er diesen Umstand, der übrigens, nachdem er seine Gefolge verabschiedet, nichts Außerordentliches hatte, gar nicht wahrnahm.



Herzog von Mayenne

»Wir werden zuerst Eure Majestät in die Gruft führen, die wir nach unseren besten Kräften zu Ehren des Königs des Himmels und der Erde geschmückt haben,« sprach der Prior zum König.

Der König begnügte sich, durch eine Gebärde der Einwilligung

zu antworten, und ging hinter dem Prior.

Doch sobald er unter die düstere Arkade getreten war, wo unbeweglich zwei Reihen von Mönchen standen, sobald man ihn um die Ecke des Hofes, der nach der Kapelle führte, hatte sich wenden sehen, flogen zwanzig Kapuzen in die Luft, und im Halbdunkel sah man von der Freude und vom Stolz des Triumphes funkelnde Augen glänzen.

Das waren sicherlich keine Gesichter von trägen, feigen Mönchen; der dicke Schnurrbart, die braune Haut bezeichneten Kraft und Tätigkeit. Viele enthüllten von Narben durchfurchte Gesichter, und an der Seite des Stolzesten von Allen, an der Seite desjenigen, welcher die erhabenste und berühmteste Narbe trug, erschien das triumphierende und begeisterte Antlitz einer mit einer Kutte bedeckten Frau.

Diese Frau schwang eine goldene Schere, welche an einer an ihren Gürtel gebundenen goldenen Kette hing, und rief:

»Ah! meine Brüder, endlich haben wir den Valois.«

»Meiner Treue, meine Schwester, ich glaube es wie Ihr,« erwiderte der Balafré.

»Noch nicht, noch nicht,« murmelte der Kardinal.

»Wie so?«

»Ja, haben wir bürgerliche Truppen genug, um gegen Crillon und seine Garden Stand zu halten?«

»Wir haben etwas Besseres, als bürgerliche Truppen,« erwiderte der Herzog von Mayenne, »und glaubt mir, es wird kein einziger Musketenschuß gewechselt werden.«

»Sprecht,« sagte die Herzogin von Montpensier, »wie versteht Ihr das? Ein wenig Lärmen wäre mir gar nicht unangenehm gewesen.«

»Nun, meine Schwester, zu meinem Bedauern muss ich Euch sagen, Ihr werdet dieses Vergnügens beraubt sein. Ist der König gefangen, so wird er schreien; doch Niemand wird auf sein Geschrei antworten. Dann lassen wir ihn durch Überredung oder mit Gewalt, jedoch ohne uns zu zeigen, eine Abdankung unterschreiben. Sogleich wird diese Abdankung in der Stadt umherlaufen und die Bürger und Soldaten zu unsern Gunsten stimmen.«

»Der Plan ist gut und kann nun nicht mehr scheitern,« sprach die Herzogin.

»Er ist ein wenig roh,« bemerkte der Kardinal von Guise den Kopf schüttelnd.

»Der König wird sich weigern, die Abdankung zu unterzeichnen,« fügte der Balafré bei, »er ist mutig und wird lieber sterben wollen.«

»Dann mag er sterben,« riefen Mayenne und die Herzogin.

»Nein,« versetzte mit entschiedenem Tone der Herzog von Guise, »nein! Wohl will ich auf einen Fürsten folgen, der abdankt und den man verachtet; doch ich will nicht die Stelle eines ermordeten Mannes einnehmen, den man beklagen wird. Überdies vergesst Ihr in Euren Plänen den Herrn Herzog von Anjou, der, wenn der König getötet ist, sicherlich die Krone verlangt.«

»Er mag sie verlangen, alle Teufel! er mag sie verlangen,« sagte Mayenne, »hier ist unser Bruder, der Kardinal, der für den Fall vorhergesehen hat. Der Herr Herzog von Anjou wird in der Abdankungsakte seines Bruders mit einbegriffen sein. Der Herr Herzog von Anjou hat in Verbindung mit den Hugenotten gestanden und ist folglich unwürdig, zu regieren.«

»Mit den Hugenotten, seid Ihr dessen sicher?«

»Bei Gott! da er mit Hilfe des Königs von Navarra geflohen ist.«

»Gut.«

»Dann folgt eine andere Klausel zu Gunsten unseres Hauses auf den Paragraphen der Entsagung: diese Klausel macht Euch zum Statthalter des Königreiches, mein Bruder, und von der Statthalterschaft bis zur Königswürde ist nur ein Schritt.«

»Ja, ja,« sprach der Kardinal, »ich habe für Alles dies vorhergesehen; doch um sich zu versichern, dass die Abdankung wirklich und besonders freiwillig stattgefunden, könnten die französischen Leibwachen mit Gewalt in die Abtei dringen. Crillon versteht keinen Scherz, und er wäre der Mann, zu dem König zu sagen: ›Sire, wohl ist Lebensgefahr vorhanden, doch retten wir vor Allem die Ehre.«

»Das war die Sache des Generals,« sprach Mayenne, »und der General hat seine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Wir haben hier,

um die Belagerung auszuhalten, achtzig Edelleute, und ich ließ Waffen an hundert Mönche austeilen. Wir werden uns einen Monat gegen eine Armee halten. Abgesehen davon, dass wir im Falle des Unterliegens das unterirdische Gewölbe haben, um mit unserer Beute zu entfliehen.«

»Und was macht der Herzog von Anjou in diesem Augenblick?«

»In der Stunde der Gefahr ist er schwach geworden, wie immer. Der Herzog von Anjou ist nach Hause zurückgekehrt, wo er ohne Zweifel zwischen Bussy und Monsoreau Nachrichten von uns erwartet.«

»Ei, mein Gott! er müsste hier sein, und nicht zu Hause.«

»Ich glaube, Ihr täuscht Euch, mein Bruder,« sprach der Kardinal, »das Volk und der Adel hätten in diesem Zusammensein der zwei Brüder einen Hinterhalt gegen die Familie gesehen. Wir müssen es, wie wir so eben sagten, vermeiden, die Rolle von Usurpatoren zu spielen. Wir erben nur ganz einfach. Indem wir den Herzog von Anjou frei, die Königin Mutter unabhängig lassen, gewinnen wir den Segen von Allen und die Bewunderung unserer Parteigänger, und Niemand hat das kleinste Wort gegen uns zu sagen. Machen wir es nicht so, so haben wir Bussy und hundert andere sehr gefährliche Schwerter gegen uns.«

»Bah! Bussy schlägt sich morgen gegen die Mignons.«

»Bei Gott! er wird sie töten: eine schöne Geschichte, und dann gehört er zu den Unsrigen,« sprach der Herzog von Guise. »Ich, was mich betrifft, mache ihn zum General einer Armee in Italien, wo der Krieg ohne allen Zweifel losbricht. Es ist ein ausgezeichnete Mann, den ich hochachte, dieser Seigneur von Bussy.«

»Und zum Beweise, dass ich ihn nicht weniger achte, als Ihr, mein Bruder, heirate ich ihn, wenn ich Witwe werde,« sagte die Herzogin von Montpensier.

»Ihn heiraten, meine Schwester!« rief Mayenne.

»Hört,« versetzte die Herzogin, »es gibt höher gestellte Damen, als ich bin, die noch viel mehr für ihn getan haben, und er war damals noch nicht General eines Heeres.«

»Gut, gut, wir werden Alles das später sehen,« sagte Mayenne, »nun zum Werke!«

»Wer ist beim König?« fragte der Herzog von Guise.

»Der Prior und der Bruder Gorenflot, wie ich glaube,« antwortete der Kardinal. »Er darf nur bekannte Gesichter sehen, sonst würde er von Anfang an scheu werden.«

»Ja, wir wollen die Früchte der Verschwörung genießen, aber sie nicht pflücken,« sprach Mayenne.

»Ist er schon in der Zelle?« fragte Frau von Montpensier, ungeduldig, dem König die dritte Krone zu geben, die man ihm schon so lange verhielt.

»Oh! nein; er wird zuerst den großen Ruhealtar in der Gruft sehen, und dann die heiligen Reliquien anbeten.«

»Hernach?«

»Hernach wird der Prior einige klangvolle Worte über die Eitelkeit der Güter der Welt an ihn richten, worauf der Bruder Gorenflot, Ihr wisst, derjenige, welcher die herrliche Rede am Abend der Ligue gehalten hat . . . «

»Ja; weiter?«

»Der Bruder Gorenflot wird es versuchen, durch Überredung zu erlangen, was wir nicht gern seiner Schwäche entreißen.«

»In der Tat, das wäre unendlich viel mehr wert,« sprach der Herzog träumerisch.

»Bah! Heinrich ist abergläubisch und geschwächt,« versetzte Mayenne, »ich bin überzeugt, er wird aus Furcht vor der Hölle nachgeben.«

»Und ich bin weniger überzeugt, als Ihr,« sagte der Herzog, »doch unsere Schiffe sind verbrannt, und wir können nicht mehr zurückweichen. Nach dem Versuche des Priors, nach der Rede von Gorenflot, wenn das Eine und das Andere scheitert, wenden wir das letzte Mittel an, nämlich die Einschüchterung.«

»Und dann schere ich meinen Valois,« rief die Herzogin, immer wieder zu ihrem Lieblingsgedanken zurückkehrend.

In diesem Augenblick erscholl eine Glocke unter den durch die ersten Schatten der Nacht verfinsterten Gewölben.

»Der König steigt in die Gruft hinab,« sprach der Herzog von Guise, »vorwärts, Mayenne, ruft Eure Freunde, und werden wir wieder Mönche.«

Sogleich bedeckten die Kapuzen wieder kühne Stirnen,

glühende Augen und sprechende Narben; dann wandten sich dreißig bis vierzig Mönche, geführt durch die drei Brüder, nach der Öffnung der Gruft.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Chicot I.

Der König war in eine Andacht versunken, welche den Plänen der Herren von Guise einen leichten Sieg verhieß.

Er besuchte die Gruft mit der ganzen Gemeinde, küsste den Reliquienkasten und beendigte alle diese Zeremonien, indem er sich die Brust mit verdoppelten Schlägen bearbeitete und die traurigsten Psalmen murmelte.

Der Prior begann hier seine Ermahnungen, welche der König, dieselben Zeichen inbrünstiger Zerknirschung von sich gebend, erwiderte.

Auf eine Gebärde des Herzogs von Guise verbeugte sich Joseph Foulon vor Heinrich und sprach zu ihm:

»Sire, wäre es Euch nun gefällig, Eure irdische Krone zu den Füßen des ewigen Herrn niederzulegen?«

»Lasst uns gehen . . . « antwortete der König ganz einfach.

Und sogleich wanderte die Gemeinde, Spalier auf seinem Wege bildend, nach den Zellen, deren Hauptgang man links erblickte.

Heinrich schien sehr erschüttert. Seine Hände schlugen unablässig an seine Brust; der dicke Rosenkranz klapperte auf den elfenbeinernen Totenköpfen, welche an seinem Gürtel hingen.

Man kam an die Zelle: auf der Schwelle stand in seiner ganzen Breite Bruder Gorenflot, das Gesicht leuchtend, das Auge glänzend wie Karfunkel.

»Hier?« fragte der König.

»Allerdings hier,« antwortete der dicke Mönch.

Der König konnte in der Tat zögern, weil man am Ende des Ganges eine Türe, oder vielmehr ein ziemlich geheimnisvolles Gitter erblickte, das sich gegen eine jähe, dem Auge nur dicke Finsternis bietende Tiefe öffnete.

Heinrich trat in die Zelle.

»*Hic portus salutis?*« murmelte er mit bewegter Stimme.

»Ja,« antwortete Foulon, »*hier ist der Hafen.*«

»Lasst uns,« sprach Gorenflot mit einer majestätischen Gebärde.

Und sogleich schloss sich die Türe wieder; die Tritte der Anwesenden entfernten sich.

Der König erblickte einen Schemel im Hintergrund der Zelle, setzte sich darauf und legte seine Hände in den Schooß.

»Ah! Du bist da, Herodes, Du bist da, Heide, Du bist da. Nebukadnezar,« sprach Gorenflot, ohne irgend einen Übergang und seine fetten Fäuste auf seine Hüften stützend.

Der König schien erstaunt.

»Sprecht Ihr mit mir, mein Bruder?« sagte er.

»Ja, mit Dir spreche ich, mit wem denn sonst? Kann man eine Beleidigung sagen, die Dir nicht zukommt?«

»Mein Bruder!« murmelte der König.

»Bah! Du hast keinen Bruder hier. Lange genug sinne ich auf eine Rede . . . Du sollst sie haben . . . Ich teile sie in drei Punkte, wie jeder gute Prediger. Erstens bist Du ein Tyrann, dann bist Du ein Satyr, und endlich bist Du ein Entthronter: hierüber will ich mit Dir sprechen.«

»Entthront, mein Bruder!« versetzte rasch ausbrechend der König, der halb im Schatten verborgen saß.

»Nicht mehr, nicht weniger. Es ist hier nicht wie in Polen, und Du wirst nicht entfliehen . . . «

»Ein Hinterhalt! . . . «

»Oh! Valois, erfahre, dass ein König nur ein Mensch ist, wenn er noch ein Mensch ist.«

»Gewalttat, mein Bruder!«

»Bei Gott! glaubst Du, dass wir Dich einsperren, um Dich zu schonen!«

»Ihr missbraucht die Religion, mein Bruder.«

»Gibt es eine Religion?« rief Gorenflot.

»Oh! oh!« versetzte der König, »ein Heiliger spricht solche Dinge!«

»Desto schlimmer, ich habe es gesagt.«

»Ihr werdet Euch in Verdammnis bringen.«

»Bringt man sich in Verdammnis?«
»Ihr sprecht als ein Ungläubiger, mein Bruder.«
»Fort mit den Kapucinaden; bist Du bereit, Valois?«
»Wozu?«
»Deine Krone abzulegen; man hat mich beauftragt, Dich hierzu aufzufordern. Ich fordere Dich dazu auf.«
»Aber Ihr begeht eine Todsünde.«
»Oh! oh!« rief Gorenflot mit einem zynischen Gelächter, »ich habe das Recht der Absolution, und absolviere mich zum Voraus. Sprich, leistest Du Verzicht, Bruder Valois?«
»Worauf?«
»Auf den Thron von Frankreich.«
»Eher den Tod!«
»So wirst Du also sterben . . . Halt, hier kommt der Prior zurück . . . entscheide Dich!«
»Ich habe meine Leibwachen, meine Freunde; ich werde mich verteidigen.«
»Das ist möglich, doch man wird Dich vorher töten.«
»Lasst mir wenigstens einen Augenblick zum Nachdenken.«
»Keinen Augenblick, keine Sekunde!«
»Euer Eifer reißt Euch fort, mein Bruder,« sprach der Prior.
Und er machte mit der Hand eine Gebärde, welche dem König sagen wollte:
»Sire, Eure Bitte ist Euch bewilligt.«
Und der Prior schloss die Türe wieder.
Heinrich versank in eine tiefe Träumerei.
»Vorwärts!« sagte er endlich, »wir nehmen das Opfer an.«
Es waren, indes Heinrich nachdachte, zehn Minuten vergangen; man klopfte an die Türe der Zelle.
»Es ist geschehen, er willigt ein,« sprach Gorenflot.
Der König hörte etwas wie ein Gemurmel der Freude und des Erstaunens im Gange.
»Lest ihm die Akte vor,« sprach eine Stimme, welche den König dergestalt beben machte, dass er durch das Gitter der Türe schaute.

Und ein zusammengerolltes Pergament ging aus der Hand eines Mönches in die von Gorenflot über.

Gorenflot las mühsam diese Urkunde dem König vor, der in seinem großen Schmerze die Stirne in den Händen verbarg.

»Und wenn ich mich weigere, zu unterzeichnen?« rief der König in Tränen zerfließend.

»Dann stürzt Ihr Euch doppelt in das Verderben,« antwortete die Stimme des Herzogs von Guise, durch die Kapuze gedämpft. »Betrachtet Euch als einen Toten auf der Welt und zwingt nicht Untertanen, das Blut eines Menschen zu vergießen, der ihr König gewesen ist.«

»Man wird mich nicht zwingen,« sprach Heinrich.

»Ich habe es vorhergesehen,« flüsterte der Herzog seiner Schwester zu, deren Stirne sich faltete, deren Augen einen finsternen Plan offenbarten.

»Geht, mein Bruder,« fügte er, sich an Mayenne wendend bei, »lasst Jedermann bewaffnen, und man halte sich bereit.«

»Wozu?« fragte der König mit kläglichem Tone.

»Zu Allem,« antwortete Joseph Foulon.

Die Verzweiflung des Königs verdoppelte sich.

»Bei Gott!« rief Gorenflot, »ich hasste Dich, Valois, doch nun verachte ich Dich. Vorwärts, unterzeichne, oder Du wirst von meiner Hand sterben.«

»Geduldet Euch,« sagte der König, »geduldet Euch, dass ich mich dem Herrn des Himmels und der Erde empfehle.«

»Er will noch überlegen,« rief Gorenflot.

»Man lasse ihm Zeit bis Mitternacht,« sprach der Kardinal.

»Ich danke, mildherziger Christ,« versetzte der König in einem Paroxysmus der Verzweiflung, »Gott vergelte es Dir.«

»Es ist wirklich ein geschwächtes Gehirn, und wir leisten Frankreich einen Dienst, wenn wir ihn entthronen,« sagte der Herzog von Guise.

»Gleichviel,« versetzte die Herzogin, »so schwach er auch ist, so wird es mir doch Vergnügen machen, ihn zu scheren.«

Während dieses Gesprächs überhäufte Gorenflot, die Arme gekreuzt, den König mit den heftigsten Schmähungen und zählte

ihm alle seine Ausschweifungen vor.

Plötzlich erscholl ein dumpfes Geräusch außerhalb des Klosters.

»Stille!« rief die Stimme des Herzogs von Guise.

Es trat die tiefste Stille ein.

Man unterschied bald kräftige Schläge, welche in gleichmäßigen Zwischenräumen an die sonore Türe der Abtei geschahen.

Mayenne lief so rasch herbei, als es ihm seine Beileibtheit erlaubte, und sprach: »Meine Brüder, eine Truppe bewaffneter Leute erscheint vor dem Portal.«

»Man kommt, um ihn zu suchen,« sagte die Herzogin.

»Um so mehr muss er unterzeichnen,« sprach der Kardinal.

»Unterzeichne! Valois, unterzeichne!« rief Gorenflot mit einer Donnerstimme.

»Ihr habt mir Zeit bis Mitternacht gegeben,« entgegnete mit kläglichem Tone der König.

»Ah! Du besinnst Dich eines Andern, weil Du glaubst, Du werdest unterstützt . . . «

»Allerdings, ich habe eine Hoffnung . . . «

»Zu sterben, wenn er nicht sogleich unterzeichnet,« versetzte die scharfe, gebieterische Stimme der Herzogin.

Gorenflot nahm den König beim Handgelenke und bot ihm eine Feder.

Der Lärmen verdoppelte sich außen.

»Eine neue Truppe!« meldete ein herbei kommender Mönch, »sie umgibt den Vorplatz und schließt ihn links ein.«

»Vorwärts!« riefen ungeduldig Mayenne und die Herzogin.

Der König tauchte die Feder in die Tinte.

»Die Schweizer!« rief Foulon ebenfalls herbeiläufend, »sie überströmen den Kirchhof rechts, die ganze Abtei ist eingeschlossen.«

»Wohl, so werden wir uns verteidigen,« erwiderte entschlossen Mayenne, »mit einer Geisel, wie dieser ist, ergibt sich ein Platz nie auf Gnade und Ungnade.«

»Er hat unterzeichnet!« rief Gorenflot, das Papier aus den

Händen von Heinrich reißend, der ganz niedergeschmettert seinen Kopf in seine Kapuze und seine Kapuze in seine zwei Arme vergrub.

»Dann sind wir König,« sprach der Kardinal zum Herzog, »trage rasch dieses kostbare Papier fort.«

In seinem Schmerzsanfall warf der König die kleine Lampe um, welche allein diese Szene beleuchtete; aber der Herzog hielt bereits das Pergament in seinen Händen.

»Was ist zu tun! was ist zu tun!« fragte ein Mönch, unter dessen Kutte sich ein vollständiger, gut bewaffneter Edelmann hervorhob, »Crillon kommt mit den französischen Leibwachen und droht die Türen zu sprengen. Horcht!«

»Im Namen des Königs!« rief die mächtige Stimme von Crillon.

»Es gibt keinen König!« antwortete Gorenflot durch ein Fenster.

»Wer sagt das, Schurke?« entgegnete Crillon.

»Ich! ich! ich!« rief Gorenflot in der Finsternis mit einem höchst herausfordernden Stolze.

»Man suche diesen Burschen zu Gesicht zu bekommen und jage ihm ein paar Kugeln in den Bauch,« sagte Crillon.

Als Gorenflot sah, dass die Leibwachen ihre Gewehre in Bereitschaft setzten, machte er sogleich den Taucher und fiel mitten in der Zelle auf sein Hinterteil nieder.

»Sprengt die Türe, mein Crillon,« sprach mitten unter dem Stillschweigen eine Stimme, bei der sich die Haare aller im Gange wartenden Mönche, der falschen, wie der ächten, sträubten.

Diese Stimme gehörte einem Manne, der aus den Reihen hervorgetreten und bis auf die Stufen der Abtei gegangen war.

»Hier, Sire,« antwortete Crillon, nach der Hauptpforte einen so siegreichen Streich mit der Axt führend, dass die Mauern stöhnten.

Der Prior trat ganz zitternd an das Fenster und fragte: »Was will man?«

»Ah! Ihr seid es, Messire Foulon,« erwiderte dieselbe ruhige, stolze Stimme, »gebt mir doch meinen Narren zurück, der die Nacht in einer von Euren Zellen zugebracht hat. Ich brauche Chicot; ich langweile mich im Louvre.«

»Und ich, ich unterhalte mich vortrefflich, mein Sohn,« rief

Chicot, sich von seiner Kapuze losmachend und die Menge der Mönche durchschneidend, welche mit einem Gebrülle des Schreckens auf die Seite wichen.

In diesem Augenblick las der Herzog von Guise, der sich eine Lampe hatte bringen lassen, am Schlusse der Urkunde die noch frische, mit so großer Mühe erlangte Unterschrift:

Chicot I.

»Chicot I.! Tausend Donnerwetter!« rief der Herzog.

»Fort! fort! wir sind verloren, lasst uns fliehen!« sagte der Kardinal.

»Ah bah!« machte Chicot, dem beinahe ohnmächtigen Gorenflot Streiche mit dem Strick aufmessend, den er an seinem Gürtel trug, »ah bah! ah bah!«

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Interessen und das Kapital.

Während der König sprach, während die Verschworenen ihn erkannten, gingen sie vom Erstaunen immer mehr zum Schrecken über.

Die Abdankungsurkunde, Chicot I. unterzeichnet, verwandelte den Schrecken in Wut.

Chicot warf seine Kutte über seine Schultern, kreuzte die Arme und hielt, indes Gorenflot so rasch als er nur immer vermochte, entfloh, unbeweglich und lächelnd den ersten Sturm aus.

Es war ein furchtbarer Augenblick, die Edelleute rückten wütend und fest entschlossen, sich für die grausame Mystifikation, deren Opfer sie waren, zu rächen, gegen den Gascogner vor.

Doch dieser Mann ohne Waffen, die Brust nur mit seinen beiden Armen bedeckt, das Gesicht mit der spöttischen Maske, welche so großer Kraft, die solche Schwäche angriff, zu trotzen schien, hielt sie vielleicht mehr zurück, als die Vorstellungen des Kardinals, der ihnen bemerkte, dass der Tod von Chicot zu nichts nützen, wohl aber furchtbar vom König gerächt werden würde, welcher der Genosse seines Narren bei dieser furchtbaren Posse sei.

In Folge hiervon senkten sich die Dolche und Schwerter vor Chicot, der ihnen, geschah es nun aus freudiger Ergebenheit, und Chicot war hierzu fähig, oder durchdrang er ihre Gedanken, fortwährend in's Gesicht lachte.

Die Drohungen des Königs wurden indessen immer dringender und die Axtstreiche von Crillon immer eiliger. Die Türe konnte offenbar nicht mehr lange einem solchen Angriff widerstehen, den man übrigens auch gar nicht zurückzuschlagen suchte. Nach einer kurzen Beratung gab der Herzog von Guise Befehl zum Rückzug.

Dieser Befehl machte Chicot lächeln.

Während der Nächte, die er in Zurückgezogenheit mit Gorenflot zugebracht, hatte er das unterirdische Gewölbe genau besichtigt

und die Ausgangsthüre entdeckt, die er sodann dem König angab, welcher Tocquenot, den Lieutenant der Schweizer-Garden, davor stellte.

Die Liguisten stürzten sich also offenbar einer nach dem andern in den Rachen des Wolfes.

Der Kardinal verschwand zuerst, gefolgt von etwa zwanzig Edelleuten; dann sah Chicot den Herzog mit einer beinahe eben so großen Anzahl von Mönchen weggehen; dann entfernte sich Mayenne, dem man, weil er wegen seines ungeheuren Bauches und seines dicken Halses sehr schwerfällig ging, natürlich die Sorge für den Rückzug anvertraut hatte.

Als Herr von Mayenne zuletzt vor der Zelle von Gorenflot vorüberkam und Chicot ihn so beschwert durch seine Fettmasse marschieren sah, lächelte er nicht mehr, sondern er hielt sich die Seiten vor Lachen.

Chicot horchte zehn Minuten lang, in der Hoffnung, das Geräusch der in den unterirdischen Gang zurückgedrängten Liguisten zu hören; doch statt zu ihm zurückzukehren, entfernte sich das Geräusch zu seinem großen Erstaunen immer mehr.

Plötzlich kam dem Gascogner ein Gedanke, der sein Lachen in ein Zähneknirschen verwandelte. Die Zeit verging, die Liguisten kehrten nicht zurück, die Liguisten hatten folglich wahrgenommen, dass die Türe bewacht wurde, und einen andern Ausgang entdeckt.

Chicot wollte aus der Zelle stürzen, als plötzlich die Türe durch eine unförmliche Masse versperrt wurde, die sich zu seinen Füßen wälzte und Haare rings um ihr Haupt ausraufte.

»Oh! ich Elender, der ich bin!« rief der Mönch.

»Oh! Herr Chicot, verzeiht mir, mein guter Herr Chicot, verzeiht!«

Wie kam Gorenflot, der zuerst entflohen war, allein zurück, während er schon hätte fern sein müssen? Das war eine Frage, welche sich ganz natürlich im Geiste von Chicot erhob.

»Oh! mein guter Herr Chicot, oh! mein lieber Herr Chicot,« heulte Gorenflot, »vergebt Eurem unwürdigen Freunde, der tief bereut und zu Euren Füßen Buße tut.«

»Warum bist Du denn nicht mit den andern Burschen

entflohen?« fragte Chicot.

»Weil ich nicht durchdringen konnte, wo die Andern hinausschlüpfen, weil mich der Herr mit Feistigkeit geschlagen hat! Oh! unglückseliger Bauch, oh! elender Wanst,« rief der Mönch, mit beiden Fäusten auf denjenigen Teil seines Körpers schlagend, an welchen seine Rede gerichtet war. »Ah! warum bin ich nicht dünn, wie Ihr, Herr Chicot! Wie schön und besonders Welch ein Glück ist es, dünnleibig zu sein.«

Chicot begriff die Wehklagen des Mönches durchaus nicht.

»Die Andern gehen also irgendwo hinaus?« rief er endlich mit einer Donnerstimme.

»Was wollt Ihr denn, bei Gott! dass sie machen sollen? Sollen sie den Strang abwarten? Oh! unglückseliger Bauch!«

»Stille, schweig' und antworte mir,« rief Chicot.

»Fragt, Herr Chicot, Ihr habt ganz gewiss das Recht dazu.«

»Wie flüchten sich die Andern?«

»Aus Leibeskräften.«

»Ich begreife . . . doch wo hinaus?«

»Durch das Luftloch.«

»Alle Wetter! durch welches Luftloch?«

»Durch das Luftloch, welches in das Gewölbe des Kirchhofes geht.«

»Ist das der Weg, den Du das unterirdische Gewölbe nennst?«

»Nein, mein lieber Herr Chicot. Die Türe des unterirdischen Gewölbes war von Außen bewacht. In dem Augenblick, wo man öffnen wollte, hörte der große Kardinal einen Schweizer sagen: ›Mich *dürstet*,‹ und daran erkannte man, wer außen war.«

»Alle Teufel!« rief Chicot, »auf diese Art haben die Flüchtlinge einen andern Weg genommen!«

»Ja, lieber Herr Chicot, sie entfliehen durch das Gewölbe des Kirchhofes.«

»Und dieses geht?«

»Einerseits in die Gruft, andererseits unter die Porte Saint-Jacques.«

»Du lügst?«

»Ich, lieber Herr!«

»Wenn sie durch das Gewölbe geflohen wären, das in die Gruft geht, so hätte ich sie an der Zelle vorüber kommen sehen.«

»Das ist es gerade, lieber Herr; sie dachten, sie hätten nicht Zeit, den großen Umweg zu machen, und schlüpfen durch das Luftloch.«

»Durch welches Luftloch?«

»Durch ein Luftloch, das in den Garten geht und den Gang zu beleuchten dient.«

»Du also . . . «

»Ich, der ich zu dick bin . . . «

»Nun?«

»Ich konnte nicht durch; man zog mich an den Füßen zurück, weil ich den Andern den Weg versperrte.«

»Doch!« rief Chicot, das Gesicht plötzlich von einem seltsamen Jubel erleuchtet, »doch wenn Du nicht durchkommen konntest . . . «

»Nein, und ich habe mich gewaltig angestrengt, seht meine Schultern, seht meine Brust.«

»Also er, der noch dicker ist, als Du . . . «

»Wer, er?«

»Oh! mein Gott! wenn Du in dieser Sache für mich bist und mich unterstützt, so verspreche ich Dir eine schöne Kerze; doch er darf auch nicht durchkommen.«

»Herr Chicot.«

»Steh' auf, Pfaffe.«

Der Mönch stand so rasch, als er konnte, auf.

»Gut, nun führe mich zu dem Luftloch.«

»Wohin Ihr wollt, mein lieber Herr.«

»Gehe voran, Unglücklicher, vorwärts!« Gorenflot trabte so schnell als möglich, wobei er von Zeit zu Zeit die Arme zum Himmel erhob und in dem Gange, den er genommen hatte, durch die Hiebe aufrecht erhalten wurde, die ihm Chicot mit seinem Stricke erteilte.

Sie durchschritten Beide die Flur und gingen in den Garten hinab.

»Hier durch,« sagte Gorenflot, »hier durch.«

»Schweige und rasch vorwärts, Bursche.«

Gorenflot unternahm eine letzte Anstrengung und gelangte in die Nähe eines Gebüsches, aus dem Klagen hervorzubringen schienen.

»Dort, dort,« sagte er.

Sein Atem war erschöpft, und er sank auf den Grasboden.

Chicot machte noch drei Schritte und bemerkte etwas, das sich in der Höhe der Erde bewegte.

Neben diesem Etwas, das seinem hinteren Teile nach dem Tiere glich, das Diogenes einen Hahnen mit zwei Füßen und ohne Federn nannte, lagen ein Degen und eine Kutte.

Der Mensch, der sich so unglücklich gepackt fand, hatte sich offenbar nach und nach aller Gegenstände entledigt, die ihn dicker machen konnten, so dass er, für den Augenblick seines Schwertes beraubt und seiner Kutte entkleidet, auf sein einfachstes Aussehen beschränkt war.

Und dennoch machte er, wie Gorenflot, vergebliche, angestrenzte Versuche, um völlig zu verschwinden.

»Mordieu! Ventrebleu! Sangdieu!« rief die erstickte Stimme des Flüchtlings. »Ich wollte lieber mitten durch die Leibwache marschieren! Au! zieht nicht so stark, meine Freunde, ich werde schlüpfen, ganz sachte; ich fühle, dass ich vorrücke, nicht rasch, doch ich rücke vor.«

»Bei allen Heiligen! Herr von Mayenne,« murmelte Chicot, in höchster Freude. »Mein guter Herr und Gott, Du hast Deine Kerze gewonnen!«

»Nicht umsonst hat man mir den Beinamen Hercules gegeben,« sagte die erstickte Stimme, »ich werde diesen Stein aufheben.«

Und er strengte sich so gewaltig an, dass der Stein wirklich zitterte.

»Warte,« sprach ganz leise Chicot, »warte.«

Und er stampfte mit den Füßen, wie Einer, der mit großem Geräusch herbeiläuft.

»Sie kommen,« sagten mehrere Stimmen im Gewölbe.

»Ah!« machte Chicot, als ob er ganz atemlos herbeikäme.

»Ah! Du bist es, elender Mönch?«

»Sagt nichts, Monseigneur,« murmelten die Stimmen, »er hält Euch für Gorenflot.«

»Ah! Du bist es, plumpe Masse, *pondus immobile*, halt! ah! Du bist es, *indigesta moles*, halt!«

Und bei jeder Rede ließ Chicot, endlich an dem so sehr ersehnten Ziele seiner Rache angelangt, mit aller Wut seines Armes auf die fleischigen Teile, die sich ihm darboten, den Strick fallen, mit dem er bereits Gorenflot gepeitscht hatte.

»Stille,« sagten alle Stimmen, »er hält Euch für den Mönch.«

Während er seine Anstrengung, den Stein aufzuheben, verdoppelte, stieß Mayenne nur unterdrückte Seufzer und Klagen aus.

»Ah! Verschwörer,« fuhr Chicot fort, »ah! unwürdiger Mönch; hier, das ist für die Völlerei; hier, das ist für die Faulheit; hier, das ist für den Zorn; hier, das ist für die Üppigkeit; hier, das ist für die Leckerhaftigkeit! Ich bedaure, dass es nur sieben Todsünden gibt; hier, hier, hier, das ist für Deine abscheulichen Laster.«

»Herr Chicot,« sagte Gorenflot mit Schweiß bedeckt, »Herr Chicot, hab Mitleid mit mir.«

»Ha! Verräter,« fuhr Chicot, beständig schlagend, fort, »das ist für Deinen Verrat!«

»Gnade!« murmelte Gorenflot, der alle Streiche, welche auf Mayenne fielen, an sich zu empfinden glaubte.

»Gnade, lieber Herr Chicot!«

Doch statt anzuhalten, berauschte sich Chicot in seiner Rache und verdoppelte die Streiche.

So viel Mayenne auch Gewalt über sich hatte, so vermochte er doch seine Seufzer nicht zurückzuhalten.

»Ah!« fuhr Chicot fort, »warum gefällt es Gott nicht, an die Stelle Deines gemeinen Leibes und Deines sehr bürgerlichen Gerippes die sehr erhabenen und sehr mächtigen Schulterblätter des Herrn Herzogs von Mayenne zu setzen, dem ich eine Tracht Prügel schuldig bin, deren Interessen seit sieben Jahren laufen! . . . Hier, hier, hier.«

Gorenflot stieß einen Seufzer aus und fiel nieder.

»Chicot!« brüllte der Herzog.

»Ja, ich selbst, ja, Chicot, der unwürdige Diener des Königs, Chicot, der kraftlose Arm, der die hundert Arme des Briareus für diese Gelegenheit zu haben wünschte.«

Und immer mehr aufgereizt, wiederholte Chicot seine Streiche mit einer solchen Wut, dass der Leidende alle seine Kräfte zusammenraffte, den Stein in einem Paroxysmus des Schmerzes aufhob und, die Hüften zerrissen, die Lenden blutig, seinen Freunden in die Arme fiel.

Der letzte Schlag von Chicot ging in den leeren Raum.

Chicot wandte sich dann um: der wahre Gorenflot war ohnmächtig, wenn nicht aus Schmerz, doch wenigstens vor Schrecken.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Was in der Nähe der Bastille vorging, während Chicot seine Schulden in der Sainte-Geneviève Abtei bezahlte.

Es war elf Uhr Abends; der Herzog von Anjou wartete ungeduldig in dem Kabinett, wohin er sich in Folge der Schwäche, die ihn in der Rue Saint-Jacques befallen, zurückgezogen hatte, auf einen Boten des Herzogs von Guise, der ihm die Abdankung seines Bruders, des Königs, melden würde.

Er ging von dem Fenster nach der Türe des Kabinetts und von der Türe des Kabinetts zu den Fenstern des Vorzimmers hin und her und schaute oft auf die große Uhr, deren Sekunden in dem Gehäuse von vergoldetem Holz traurig pickten.

Plötzlich hörte er das Stampfen eines Pferdes im Hofe; er glaubte, es könnte das Pferd seines Boten sein, und lief nach dem Balkon; doch von einem Stallknechte am Zügel gehalten, erwartete dieses Tier seinen Herrn.

Der Herr kam aus den inneren Gemächern; es war Bussy; Bussy, der in seiner Eigenschaft als Kapitän der Leibwachen, ehe er zu seinem Rendezvous ging, die Parole gegeben hatte.

Als der Herzog den schönen, mutigen jungen Mann erblickte, über den er sich nie zu beklagen gehabt hatte, fühlte er einen Augenblick Gewissensbisse; doch je mehr er ihn der Fackel sich nähern sah, welche der Knecht in der Hand hielt, desto mehr erleuchtete sich sein Antlitz, und auf diesem Antlitz las der Herzog so viel Freude, Hoffnung und Glück, dass seine ganze Eifersucht wieder erwachte.

Bussy, der nicht wusste, dass ihn der Herzog beobachtete und die verschiedenen Bewegungen seines Gesichts bespähete, wickelte, nachdem er die Parole gegeben, den Mantel um seine Schultern, schwang sich in den Sattel, gab seinem Pferde beide Sporen und sprengte unter das schallende Gewölbe.

Unruhig darüber, dass er Niemand ankommen sah, hatte der Herzog einen Augenblick den Gedanken, ihm Leute

nachzuschicken, denn er vermutete, Bussy würde, ehe er nach der Bastille ritte, einen Halt in seinem Hotel machen; doch er stellte sich vor, wie der junge Mann mit Diana über seine verschmähte Liebe lachte und ihn, den Prinzen, auf eine Linie mit dem verachteten Gatten setzte, und auch diesmal trug sein schlimmer Instinkt den Sieg über den guten davon.

Bussy hatte bei seinem Abgange vor Glück gelächelt; dieses Lächeln war eine Beleidigung für den Prinzen; er ließ ihn gehen; hätte er seinen Blick traurig, seine Stirne düster gesehen, so würde er ihn vielleicht zurückgehalten haben.

Kaum außerhalb des Hotel Anjou, hemmte Bussy seinen hastigen Lauf, als hätte er das Geräusch seines eigenen Marsches befürchtet, und nach seinem Hotel reitend, wie es der Herzog vorhergesehen, übergab er sein Pferd den Händen eines Stallknechts, der ehrfurchtsvoll eine hippiatrische Lection anhörte, die ihm Rémy erteilte.

»Ah! ah!« sagte Bussy, den jungen Doktor erkennend, »Du bist es Rémy.«

»Ja, Monseigneur, in Person.«

»Und noch nicht zu Bette?«

»Es fehlen noch zehn Minuten, Monseigneur; ich bin in meine Wohnung oder vielmehr in die Eurige zurückgekehrt; in der Tat, seitdem ich meinen Verwundeten nicht mehr habe, ist es mir, als hätte der Tag achtundvierzig Stunden.«

»Solltest Du Dich zufällig langweilen?« fragte Bussy.

»Ich befürchte es.«

»Und die Liebe?«

»Ah! ich habe Euch schon oft gesagt, ich misstraue der Liebe und mache im Allgemeinen nur nützliche Studien an ihr.«

»Gertrude ist also verlassen?«

»Vollkommen.«

»Du bist es überdrüssig geworden?«

»Geschlagen zu werden: so offenbarte sich die Liebe meiner Amazone, eines übrigens braven Mädchens.«

»Und Dein Herz spricht nicht für sie diesen Abend?«

»Warum diesen Abend, gnädigster Herr?«

»Weil ich Dich mit mir genommen hätte.«
»Nach der Bastille?«
»Ja,«
»Ihr geht dahin?«
»Allerdings.«
»Und der Monsoreau.«
»Ist in Compiègne, mein Lieber, wo er eine Jagd für Seine Majestät einrichtet.«
»Seid Ihr dessen sicher?«
»Es ist ihm der Befehl diesen Morgen öffentlich gegeben worden.«
»Ah!« Rémy blieb einen Augenblick nachdenkend.
»Sodann?« fragte er.
»Sodann brachte ich den Tag damit hin, dass ich Gott für das Glück dankte, welches er mir für diese Nacht schickt, und ich werde die Nacht damit hinbringen, dass ich dieses Glück genieße.«
»Gut, Jourdain, meinen Degen,« sagte Rémy.
Der Stallknecht verschwand im Innern des Hauses.
»Du hast also Deinen Entschluss geändert?« fragte Bussy.
»Worin?«
»Darin, dass Du Deinen Degen verlangst.«
»Ja, ich begleite Euch bis zur Türe, aus zwei Gründen.«
»Aus welchen?«
»Einmal aus Furcht, Ihr könntet unter Wegs auf etwas Schlimmes stoßen.«
Bussy lächelte.
»Ei, mein Gott! ja, lacht, gnädigster Herr. Ich weiß wohl, dass Ihr ein schlimmes Zusammentreffen nicht fürchtet, und dass der Doktor Rémy ein armseliger Gefährte ist; doch man greift minder leicht zwei Menschen an, als einen. Der zweite Grund ist der, dass ich Euch eine Menge guter Ratschläge zu geben die Ehre habe.«
»Komm, mein lieber Rémy, komm. Wir werden uns von ihr unterhalten, denn nach dem Vergnügen, die Frau, die man liebt, zu sehen, kenne ich kein größeres, als das, von ihr zu sprechen.«

»Es gibt sogar Leute, die das Vergnügen, von ihr zu sprechen, vor das, sie zu sehen, setzen,« bemerkte Rémy.

»Mir scheint, das Wetter ist sehr unsicher,« sprach Bussy.

»Ein Grund mehr; der Himmel ist bald düster, bald klar. Ich liebe die Abwechslung. Ich danke, Jourdain,« fügte er, dem Stallknecht seinen Raufdegen aus der Hand nehmend, bei; dann wieder gegen den Grafen gewendet:

»Ich stehe zu Euren Befehlen, gnädigster Herr, lasst uns aufbrechen.«

Rémy sagte dem Grafen, er hätte ihm eine Menge guter Ratschläge zu geben; kaum waren sie auf dem Wege, als der Doktor wirklich tausend gewichtige Citationen dem Lateinischen entlehnte, um Bussy zu beweisen, er habe Unrecht, Diana diesen Abend einen Besuch zu machen, statt sich ruhig in seinem Bette zu verhalten, in Betracht, dass der Mensch gewöhnlich sich schlecht schlägt, wenn er schlecht geschlafen habe; von den Lehrsprüchen der Fakultät ging er dann zu den Mythen über und erzählte, dass es meistens Venus gewesen sei, welche Mars entwaffnet habe.

Bussy lächelte; Rémy blieb beharrlich.

»Siehst Du, Rémy,« sprach der Graf, »wenn mein Arm ein Schwert hält, so verbindet er sich dergestalt damit, dass die Fibern des Fleisches die Stärke und Geschmeidigkeit des Stahls annehmen, während der Stahl seinerseits sich wie ein lebendiges Fleisch zu erwärmen und zu beleben scheint. Von diesem Augenblick an ist mein Degen ein Arm und mein Arm ein Degen; begreifst Du, von da an handelt es sich nicht mehr um Kräfte und Anordnungen. Eine Klinge wird nicht müde.«

»Nein, aber sie stumpft sich ab.«

»Sei unbesorgt.«

»Ah! mein lieber Herr,« fuhr Rémy fort, »morgen, seht Ihr, handelt es sich um einen Kampf, wie der des Hercules gegen Anteus, wie der des Theseus gegen den Minotaurus, wie der der Dreißig, wie der von Bayard war; es ist etwas Homerisches, etwas Riesiges, etwas Unmögliches; man muss in der Zukunft sagen: der Kampf von Bussy, ist der herausragende Kampf gewesen, und in diesem Kampfe, seht Ihr, in diesem Kampfe soll Euch nach

meinem Willen nicht einmal die Haut gestreift werden.«

»Sei ruhig, mein guter Rémy, Du wirst Wunder sehen: ich habe diesen Morgen vier Degen in die Hände von vier Raufnern gegeben, welche mich im Verlaufe von acht Minuten alle Vier nicht ein einziges Mal zu berühren vermochten, während ich ihnen ihre Wämmser in Fetzen zerriss. Ich sprang wie ein Tiger.«

»Ich sage nicht das Gegenteil, Herr; doch werden Eure Kniebeugen von morgen auch die Kniebeugen von heute sein?«

Hier begannen Bussy und sein Wundarzt ein lateinisches Gespräch, das häufig durch ihr Gelächter unterbrochen wurde.

Sie gelangten so an das Ende der Rue Saint-Antoine.

»Gott befohlen,« sagte Bussy, »wir sind an Ort und Stelle.«

»Wenn ich Euch erwarten würde?« versetzte Rémy.

»Warum dies?«

»Um sicher zu sein, dass Ihr vor zwei Stunden zurückkommt und dass Ihr mindestens fünf bis sechs Stunden guten Schlaf vor Eurem Duell habt.«

»Wenn ich Dir mein Wort gebe?«

»Oh! das genügt mir. Das Wort von Bussy, Teufel! es würde schön aussehen, wenn ich daran zweifeln wollte.«

»Wohl, Du hast es. In zwei Stunden, Rémy, bin ich in das Hotel zurückgekehrt.«

»Es sei, Gott befohlen, gnädigster Herr.«

Die zwei jungen Männer trennten sich. Doch Rémy blieb auf dem Platze, er sah den Grafen nach dem Hause schreiten und, da ihm die Abwesenheit von Monsoreau vollkommene Sicherheit verlieh, durch die Türe eintreten, die ihm Gertrude öffnete, und nicht mehr durch das Fenster steigen.

Dann schlug er philosophisch wieder seinen Weg durch die öden Straßen nach dem Hotel Bussy ein.

Als er auf der Place Beaudoyer ausmündete, sah er fünf Männer auf sich zukommen, welche in Mäntel gehüllt und unter diesen Mänteln, wie es schien, vollkommen bewaffnet waren.

Fünf Männer zu dieser Stunde, das war ein Ereignis; er verbarg sich hinter der Ecke eines Hauses.

Auf zehn Schritte von ihm angelangt, standen die fünf Männer

stille, und nachdem sie sich einen herzlichen guten Abend gewünscht, schlugen vier von ihnen zwei verschiedene Wege ein, während der fünfte unbeweglich und nachdenkend an seinem Platze blieb.

In diesem Augenblick kam der Mond aus einer Wolke hervor und beleuchtete mit einem seiner Strahlen das Gesicht des Nachtschwärmers.

»Herr von Saint-Luc!« rief Rémy.

Saint-Luc erhob das Haupt, als er seinen Namen nennen hörte, und sah einen Menschen auf sich zukommen.

»Rémy!« rief er seinerseits.

»Rémy in Person, und ich bin glücklich, nicht zu sagen: Zu Euren Diensten! insofern Ihr Euch sehr wohl zu befinden scheint. Ist es eine Unbescheidenheit, wenn ich Eure Herrlichkeit frage, was sie zu dieser Stunde so fern vom Louvre mache?«

»Meiner Treue, mein Lieber, ich untersuche auf Befehl des Königs das Antlitz der Stadt. Er sprach zu mir: ›Saint-Luc, gehe in den Straßen von Paris spazieren, und wenn Du zufällig sagen hörst, ich habe abgedankt, so antworte kühn, es sei nicht wahr.«

»Und habt Ihr davon sprechen hören?«

»Niemand hat eine Silbe geflüstert. Da es nun bald Mitternacht, da Alles ruhig ist, und ich keinem Menschen begegnet bin, als Herrn von Monsoreau, so verabschiedete ich meine Leute und war im Begriff, nach Hause zurückzukehren, als Du mich nachdenkend sahst.«

»Wie, Herrn von Monsoreau?«

»Ja.«

»Ihr seid Herrn von Monsoreau begegnet?«

»Mit einer Truppe bewaffneter Leute; es waren wenigstens zehn oder zwölf.«

»Herrn von Monsoreau? Unmöglich!«

»Warum unmöglich?«

»Weil er in Compiègne sein muss.«

»Er soll dort sein, doch er ist nicht dort.«

»Aber der Befehl des Königs?«

»Bah! wer gehorcht dem König?«

»Ihr seid Herrn von Monsoreau mit zehn bis zwölf Mann begegnet?«

»Ganz gewiss.«

»Hat er Euch erkannt?«

»Ich glaube.«

»Ihr wart nur zu fünf?«

»Meine Freunde und ich, nicht mehr.«

»Und er hat sich nicht auf Euch geworfen?«

»Er hat im Gegenteil vermieden, was mich sehr in Erstaunen setzt; als ich ihn erkannte, war ich auf eine furchtbare Schlacht gefasst.«

»Von welcher Seite kam er?«

»Von der Seite der Rue de la Tixeranderie.«

»Ah! mein Gott,« rief Rémy.

»Was?« fragte Saint-Luc, erschrocken über den Ton des jungen Mannes.

»Herr von Saint-Luc, es wird ohne Zweifel ein großes Unglück geschehen.«

»Ein großes Unglück! wem?«

»Herr von Bussy!«

»Bussy! Mord und Tod! Sprecht, Rémy; ich gehöre zu seinen Freunden, wie Ihr wisst.«

»Welch ein Unglück! Herr von Bussy wählte, er wäre in Compiègne.«

»Nun?«

»Er glaubt seine Abwesenheit benützen zu können . . . «

»Und ist?«

»Bei Frau Diana.«

»Ah! das wird verwirrt,« versetzte Saint-Luc.

»Ja, begreift Ihr, er wird Verdacht gehabt, oder man wird ihm Verdacht eingeflößt haben, und er hat sich nur gestellt, als reiste er ab, um unversehens zurückzukommen.«

»Wartet doch!« sagte Saint-Luc, sich vor die Stirne schlagend.

»Habt Ihr einen Gedanken?« entgegnete Rémy.

»Dahinter steckt der Herzog von Anjou.«

»Aber der Herzog von Anjou hat diesen Morgen die Abreise von Herrn von Monsoreau veranlasst.«

»Ein Grund mehr. Habt Ihr Lungen, mein braver Rémy.«

»Beim Teufel! wie Blasebälge.«

»Dann lasst uns laufen, ohne einen Augenblick zu verlieren; Ihr kennt das Haus?«

»Ja.«

»So geht voran.«

Und die zwei jungen Männer begannen einen Lauf durch die Straßen, der verfolgten Hirschen Ehre gemacht hätte.

»Hat er einen großen Vorsprung vor uns?« fragte Rémy im Laufe.

»Wer? der Monsoreau?«

»Ja.«

»Ungefähr eine Viertelstunde,« antwortete Saint-Luc, über einen fünf Fuß hohen Steinhaufler setzend.

»Wenn wir nur noch zu rechter Zeit ankommen,« sprach Rémy, seinen Degen ziehend, um auf jedes Ereignis, gefasst zu sein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Mord.

Bussy war ohne Unruhe und ohne Zögern von Diana, welche der Abwesenheit ihres Gatten sicher zu sein glaubte, aufgenommen worden.

Nie war die schöne Frau so freudig, nie war Bussy so glücklich gewesen. In gewissen Augenblicken, deren ganze Bedeutung die Seele oder vielmehr der Instinkt der Erhaltung fühlt, verbindet der Mensch seine moralischen Fähigkeiten mit Allem, was ihm seine Sinne an körperlichen Mitteln zu bieten vermögen: er konzentriert sich und vervielfältigt sich. Er atmet mit allen seinen Kräften das Leben ein, das ihm jeden Augenblick entschwinden kann, ohne dass er errät, durch welche Katastrophe es ihm entschwinden dürfte.

Erschüttert, und um so mehr erschüttert, als sie ihre Aufregung zu verbergen suchte, erschüttert durch die Furcht vor dem bedrohlichen nächsten Tage, schien Diana zärtlicher als je, weil die Traurigkeit, in den Grund aller Liebe fallend, dieser Liebe den Wohlgeruch der Poesie verleiht, der ihr fehlte; die wahre Liebe ist nicht mutwillig und das Auge einer aufrichtig verliebten Frau ist öfter feucht, als glänzend.

Sie fing auch damit an, dass sie den verliebten jungen Mann zurückhielt.

Sie hatte ihm an diesem Abend zu sagen, sein Leben sei ihr Leben; sie hatte mit ihm die sichersten Mittel zu ihrer Flucht zu besprechen. Denn es war nicht genug mit dem Siege, man musste, wenn man gesiegt hatte, den Zorn des Königs fliehen; es war im höchsten Grade wahrscheinlich, dass Heinrich dem Sieger die Niederlage oder den Tod seiner Lieblinge nie verzeihen würde.

»Und dann,« sprach Diana, den Arm um den Hals von Bussy legend und mit ihren Augen das Antlitz ihres Geliebten verschlingend, »bist Du nicht der bravste Kavalier von Frankreich? Warum solltest Du eine Ehre darein setzen, Deinen Ruhm zu vermehren? Du bist bereits so sehr erhaben über die

andern Männer, dass es nicht edelmütig von Dir wäre, wenn Du Dich noch größer machen wolltest. Du willst den andern Frauen nicht gefallen, denn Du liebst mich und würdest mich auf immer zu verlieren befürchten, nicht wahr, Louis? Louis, verteidige Dein Leben. Ich sage nicht, denke an den Tod, denn mir scheint, es gibt auf dieser Welt keinen Menschen, der groß, der stark, der mächtig genug wäre, um Dich anders als durch Verrat zu töten. Doch denke an die Wunden; man kann verwundet werden, Du weißt es wohl; denn einer Wunde, die Du im Streite mit eben diesen Menschen bekamst, verdanke ich es, dass ich Dich kenne.«

»Sei unbesorgt,« sprach Bussy lachend, »ich werde das Gesicht wahren, denn ich will nicht entstellt werden.«

»Oh! wahre Deine ganze Person. Sie sei Dir heilig, als ob Du ich wäre. Denke an den Schmerz, den Du fühlen müsstest, wenn Du mich verwundet und blutig zurückkommen sehen würdest; nun, denselben Schmerz, den Du empfändest, würde ich Dein Blut erblickend fühlen. Sei klug, mein allzu mutiger Löwe, das ist Alles, was ich Dir empfehle. Mache es wie jener Römer, dessen Geschichte Du mir, um mich zu beruhigen, eines Tages vorgelesen hast. Oh! ahme ihn nach; lass Deine Freunde ihren Kampf vollbringen; leiste demjenigen, welcher am meisten bedroht ist, Hilfe. Doch wenn zwei, wenn drei Männer Dich zu gleicher Zeit angreifen, so fliehe; Du wirst Dich umwenden, wie der Horatier, und sie nach einander und in einer Entfernung von einander töten.«

»Ja, meine liebe Diana.«

»Oh! Du antwortest mir, ohne mich zu verstehen, Louis, Du schaust mich an und hörst mich nicht.«

»Ja, aber ich sehe Dich, und Du bist so schön!«

»Es handelt sich nicht um meine Schönheit in diesem Augenblick, mein Gott! es handelt sich um Dich, um Dein Leben, um unser Leben. Höre, es ist fürchterlich, was ich Dir sagen werde; doch Du sollst es wissen, es wird Dich nicht stärker, aber kluger machen: ich werde den Mut haben, diesem Zweikampf beizuwohnen.«

»Du?«

»Ich werde ihm beiwohnen.«

»Wie dies? unmöglich, Diana.«

»Nein, höre mich: in dem Zimmer neben diesem ist ein Fenster, das in einen kleinen Hof geht und schräge die Aussicht nach dem Gehege der Tournelles bietet.«

»Ja, ich erinnere mich, das ungefähr zwanzig Fuß hohe Fenster, welches ein eisernes Gitter überschaut, auf dessen Spitzen ich eines Tages, Brot fallen ließ, das die Vögel fraßen.«

»Von da aus, begreifst Du, Bussy? werde ich Dich sehen. Stelle Dich nur so, dass ich Dich gewahren kann; Du weißt, dass ich da bin, und kannst mich auch sehen. Doch nein, ich Wahnsinnige, schau' mich nicht an, denn Dein Feind könnte Deine Zerstreuung benützen.«

»Und mich töten, nicht wahr? während ich die Augen auf Dich gerichtet hätte. Wenn ich verurteilt wäre, und man mir die Wahl des Todes ließe, Diana, so würde ich diesen wählen.«

»Ja, aber Du bist nicht verurteilt, es handelt sich nicht darum, zu sterben, sondern im Gegenteil, zu leben.«

»Und ich werde leben, sei unbesorgt; überdies bin ich gut unterstützt, das darfst Du mir glauben; Du kennst meine Freunde nicht, aber ich kenne sie: Anraguet handhabt den Degen so gut wie ich. Ribeirac ist kalt auf dem Kampfplatz und scheint nichts Lebendiges zu haben, als die Augen, mit denen er seinen Gegner verschlingt, und den Arm, mit dem er ihn schlägt. Livarot glänzt durch eine tigerartige Behendigkeit. Die Partie ist schön, glaube mir, Diana, sehr schön. Ich wünschte mehr Gefahr zu laufen, um mehr Verdienst zu haben.«

»Wohl, ich glaube Dir, teurer Freund — und ich lächle, denn ich hoffe; doch höre mich und versprich, mir zu gehorchen.«

»Ja, vorausgesetzt, dass Du mir nicht Dich zu verlassen befehlst.«

»Gerade das ist es, ich wende mich an Deine Vernunft.«



»Sie werden mich umbringen, Madame«, sagt er.

»Dann hättest Du mich nicht verrückt machen sollen.«

»Keine Scherze, mein schöner Edelmann, Gehorsam; durch den Gehorsam beweist man seine Liebe.«

»Befiehl also.«

»Teurer Freund, Deine Augen sind müde; Du bedarfst einer guten Nacht, verlasse mich.«

»Oh, schon!«

»Ich will mein Gebet verrichten, und Du wirst mich umarmen.«

»Man sollte zu Dir beten, wie man zu den Engeln betet.«

»Glaubst Du, die Engel beten nicht zu Gott?« sagte Diana niederkniend.

Und aus dem Grunde ihres Herzens, mit Blicken, welche durch die Decke des Gemaches Gott unter dem Azurgewölbe des Himmels zu suchen schienen, sprach sie:

»Herr, wenn es Dein Wille ist, dass Deine Magd glücklich lebe und nicht in Verzweiflung sterbe, so beschütze denjenigen, welchen Du auf meinen Weg geworfen hast, damit ich ihn liebe und damit er mich liebe.«

Sie vollendete diese Worte; Bussy bückte sich, um sie mit seinen Armen zu umschlingen und ihr Gesicht zu der Höhe seiner Lippen zu erheben, als plötzlich eine Fensterscheibe in Stücke zersprang; dann wurde das Fenster selbst zerschmettert, und drei bewaffnete Männer erschienen auf dem Balkon, während der vierte sich auf das Geländer schwang.

Dieser hatte das Gesicht mit einer Larve bedeckt und hielt in der linken Hand eine Pistole und in der rechten einen bloßen Degen.

Bussy blieb einen Augenblick unbeweglich und wie in Eis verwandelt durch den furchtbaren Schrei, den Diana, an seinen Hals stürzend, ausstieß.

Der Mann mit der Larve machte ein Zeichen, und seine drei Gefährten rückten einen Schritt vor; einer von diesen drei Männern war mit einer Büchse bewaffnet.

Bussy schob in einer und derselben Bewegung Diana mit der linken Hand von sich, während er mit der rechten seinen Degen zog.

Dann sich auf sich selbst zurückbiegend, senkte er ihn langsam und ohne seine Gegner aus dem Blicke zu verlieren.

»Vorwärts! vorwärts! meine Braven,« sprach eine Gräberstimme, welche unter der Sammetmaske hervorkam, »er ist halb tot, die Furcht hat ihn getötet.«

»Du täuschest Dich, ich habe nie Furcht,« entgegnete Bussy.

Diana machte eine Bewegung, um sich ihm zu nähern.

»Geht auf die Seite, Diana,« sagte er mit festem Tone.

Aber statt zu gehorchen, warf sich ihm Diana zum zweiten Male um den Hals.

»Ihr werdet machen, dass man mich tötet, Madame,« sprach er.

Diana entfernte sich und entblößte ihn dadurch völlig. Sie begriff, dass sie ihrem Geliebten nur auf eine einzige Art zu Hilfe kommen konnte: dadurch, dass sie ihm unbedingt gehorchte.

»Ah! ah!« sprach die düstere Stimme, »es ist wirklich Herr von Bussy; ich Dummkopf wollte es nicht glauben. In der Tat, welch ein Freund, welch ein vortrefflicher Freund!«

Bussy schwieg, biß sich auf die Lippen und schaute prüfend umher, um zu wissen, welche Verteidigungsmittel er hätte, sollte man handgemein werden.

»Er erfährt,« fuhr die Stimme mit einer spöttischen Betonung fort, welche ihr tiefes, düsteres Vibrieren noch furchtbarer machte, »er erfährt, dass der Oberstjägermeister abwesend ist, dass er seine Frau allein gelassen hat, dass seine Frau Furcht haben kann, und kommt, um ihr Gesellschaft zu leisten, und wann dies? am Vorabend eines Duelles. Ich wiederhole, welch ein guter, welch ein vortrefflicher Freund ist der Seigneur von Bussy!«

»Ah! Ihr seid es, Herr von Monsoreau,« sprach Bussy. »Gut! werft Eure Larve ab. Ich weiß nun, mit wem ich zu tun habe.«

»So werde ich es machen,« versetzte der Oberstjägermeister, und warf die schwarze Sammetmaske weit von sich.

Diana stieß einen schwachen Schrei aus. Die Blässe des Grafen war die einer Leiche, sein Lächeln das eines Verurteilten.

»Machen wir ein Ende, mein Herr,« sprach Bussy, »ich liebe die geräuschvollen Manieren nicht, für die Helden Homers, für diese Halbgötter war es gut, vorher zu sprechen, ehe sie sich schlugen; ich bin ein Mensch; ich bin nur ein Mensch, der keine Furcht hat, greift mich an oder lasst mich gehen.«

Monsoreau antwortete durch ein scharfes Gelächter, das Diana beben machte, aber bei Bussy den brausendsten Zorn hervorrief.

»Gebt Raum!« wiederholte der junge Mann, der das Blut, welches einen Augenblick nach seinem Herzen zurückgeflossen war, gegen seine Schläfe aufsteigen fühlte.

»Oh! oh!« rief Monsoreau, »gebt Raum, wie Ihr das sagt, Herr von Bussy.«

»Also kreuzt den Degen und lasst uns ein Ende machen,« sprach der junge Mann, »ich muss nach Hause zurückkehren und wohne fern von hier.«

»Ihr seid gekommen, um hier zu ruhen, mein Herr,« entgegnete der Oberstjägermeister, »und Ihr werdet hier ruhen.«

Während dieser Zeit erschien die Köpfe von zwei weiteren Männern durch die Stangen des Balkon; diese zwei Männer schwangen sich auf das Geländer und stellten sich neben ihre Kameraden.

»Vier und zwei macht sechs,« sprach Bussy, »wo sind die Anderen?«

»Sie sind vor der Türe und warten,« antwortete der Oberstjägermeister.

Diana fiel auf die Knie und Bussy hörte ihr Schluchzen, so sehr sie sich auch dagegen anstrebte.

Er warf einen raschen Blick auf sie; dann wieder den Grafen anschauend, sagte er, nachdem er eine Sekunde nachgedacht:

»Mein lieber Herr, Ihr wisst, dass ich ein Mann von Ehre bin.«

»Ja,« entgegnete Monsoreau, »Ihr seid ein Mann von Ehre, wie Madame eine keusche Frau ist.«

»Gut, mein Herr,« sprach Bussy mit einer leichten Bewegung des Kopfes von oben nach unten, »das ist stark, doch es ist verdient, und es wird sich Alles mit einander bezahlen. Nur bitte ich, da ich morgen eine Partie mit vier Edelleuten eingegangen habe, die Ihr kennt, und da diese den Vorrang vor Euch haben, nur bitte ich um Erlaubnis, mich diesen Abend zurückziehen zu dürfen, wobei ich Euch mein Ehrenwort verpfände, dass ich mich wann und wo Ihr wollt wieder efinden werde.«

Monsoreau zuckte die Achseln.

»Hört,« sprach Bussy, »ich schwöre Euch bei Gott, mein Herr, dass ich, sobald ich die Herren von Schomberg, Épernon, Quélus und Maugiron befriedigt habe, Euch gehöre, ganz Euch, und Niemand sonst auf der Welt. Töten sie mich, nun wohl! so seid Ihr durch ihre Hände bezahlt, töte ich im Gegenteil sie, so befinde ich mich im Besitze der Mittel, um Euch selbst zu bezahlen.«

Monsoreau wandte sich gegen seine Leute um und rief: »Vorwärts! drauf, meine Braven!«

»Ah!« sagte Bussy, »ich täuschte mich, das ist kein Duell mehr, sondern ein Mord.«

»Bei Gott!« rief Monsoreau.

»Ja, ich sehe es: wir täuschten uns Beide über einander; doch nehmt Euch in Acht, mein Herr, nehmt Euch in Acht, der Herzog von Anjou wird die Sache übel vermerken.«

»Er schickt mich,« antwortete Monsoreau.

Bussy schauerte. Diana hob die Hände seufzend zum Himmel empor.

»In diesem Falle appelliere ich nur an Bussy allein,« sprach der junge Mann. »Haltet Euch gut, meine Braven!«

Und mit einer Wendung der Hand stürzte er den Betpult um, zog einen Tisch an sich, warf einen Stuhl auf das Ganze, und hatte es in einer Sekunde eine Art von Wall zwischen sich und seinen Feinden improvisiert.

Diese Bewegung war so rasch gewesen, dass die Kugel, welche aus der Büchse fuhr, nur den Betpult traf, in dessen Dicke sie, ihre Gewalt verlierend, eindrang; mittlerweile schlug Bussy einen herrlichen Kredentzisch aus der Zeit von Franz I. nieder und fügte ihn seiner Verschanzung bei.

Durch dieses letzte Geräte war Diana verborgen; sie begriff, dass sie Bussy nur durch ihre Gebete unterstützen konnte, und betete.

Bussy warf einen Blick auf sie, dann auf die Angreifenden, dann auf seinen improvisierten Wall, und rief:

»Vorwärts nun, doch nehmt Euch in Acht, mein Degen sticht.«

Durch Monsoreau angetrieben, machten die gedungenen Raufer eine Bewegung gegen den Eber, der sie auf sich selbst gedrängt und mit glühenden Augen erwartete; einer von ihnen streckte sogar die Hand aus, um den Betpult an sich zu ziehen; doch ehe seine Hand das beschützende Geräte erreicht hatte, fuhr der Degen von Bussy durch eine Öffnung, fasste den Arm in seiner ganzen Länge und schlitzte ihn von der Aderlaßstelle bis zur Schulter.

Der Mann stieß einen Schrei aus und wich bis zum Fenster zurück.

Bussy hörte nun rasche Tritte im Hausgange und glaubte sich

zwischen zwei Feuern gefangen. Er eilte nach der Türe, um den Riegel vorzuschieben, doch ehe er sie erreicht hatte, öffnete sie sich.

Der junge Mann machte einen Schritt rückwärts, um sich zugleich gegen seine alten und gegen seine neuen Feinde in Verteidigung zu setzen.

Zwei Männer stürzten durch die Türe herein.

»Ah! teurer Herr,« rief eine wohlbekannte Stimme, »kommen wir zu rechter Zeit?«

»Rémy!« sagte der Graf.

»Und ich!« rief eine zweite Stimme, »es scheint, man mordet hier?« Bussy erkannte diese Stimme und stieß einen Freudenschrei aus.

»Saint-Luc!«

»Ich selbst.«

»Ah! ah!« sprach Bussy, »ich glaube, Herr von Monsoreau, Ihr werdet nun wohl daran tun, uns vorbeizulassen, denn wenn Ihr nicht auf die Seite geht, so schreiten wir über Euch weg.«

»Drei Männer herbei!« rief Monsoreau.

Und man sah drei neue Gegner über dem Geländer erscheinen.

»Ah! es ist eine ganze Armee?« sprach Saint-Luc.

»Mein Gott und Herr, beschütze ihn!« betete Diana.

»Schändliche!« schrie Monsoreau und stürzte vor, um Diana zu schlagen.

Bussy sah die Bewegung. Behende wie ein Tiger, setzte er mit einem Sprunge über die Verschanzung; sein Degen begegnete den von Monsoreau, dann fiel er weit aus und traf ihn an die Gurgel; doch die Entfernung war zu groß und der Graf wurde nur an der Haut verletzt.

Fünf bis sechs Mann drangen auf Bussy ein.

Einer fiel unter dem Schwerte von Bussy.

»Vorwärts!« rief Rémy.

»Nein, nicht vorwärts,« sprach Bussy, »nimm im Gegenteil Diana und trage sie fort, Rémy.«

Monsoreau brüllte und riss eine Pistole aus den Händen eines Neuankommenden.

Rémy zögerte.

»Doch Ihr?« sagte er.

»Nimm sie fort! nimm sie fort!« rief Bussy.

»Ich übergebe sie Dir.«

»Kommt, Madame,« sprach Rémy.

»Nie; nein, nie, ich werde ihn nicht verlassen.«

Rémy hob sie in seine Arme.

»Bussy!« rief Diana, »Bussy, herbei, zu Hilfe!« Die arme Frau war wahnsinnig, sie unterschied ihre Freunde und ihre Feinde nicht mehr; Alles, was sie von Bussy entfernte, war ihr unselig, tödlich.

»Gehe, gehe,« sprach Bussy, »ich folge Dir.«

»Ja,« brüllte Monsoreau, »ja, Du wirst ihr hoffentlich folgen.«

Und man hörte einen Schuss.

Bussy sah den Haudouin wanken, auf sich selbst zusammensinken, und beinahe in demselben Augenblick Diana mit sich ziehend zu Boden stürzen.

Bussy stieß einen Schrei aus, und sich umwendend sprach Rémy:

»Es ist nichts, mein Gebieter, ich habe die Kugel erhalten; s i e ist unversehrt.«

Drei Männer warfen sich auf Bussy; in dem Augenblick, wo Bussy sich umwandte, trat Saint-Luc zwischen Bussy und die drei Männer; Einer von ihnen fiel.

Die zwei Andern wichen zurück.

»Saint-Luc,« sprach Bussy, »Saint-Luc, ich beschwöre Dich bei derjenigen, welche Du liebst, rette Diana!«

»Aber Du?«

»Ich bin ein Mann.«

Saint-Luc stürzte auf Diana zu, welche sich bereits auf die Knie erhoben hatte, nahm sie in seine Arme und verschwand mit ihr durch die Türe.

»Herbei!« schrie Monsoreau, »herbei Ihr Leute von der Treppe.«

»Ah! Verruchter! ah!Feiger!« rief Bussy.

Monsoreau zog sich hinter seine Leute zurück.

Bussy tat einen Hieb mit verkehrter Hand und einen Stoß mit der Spitze; mit dem ersten spaltete er einen Kopf durch den Schlaf, mit dem zweiten durchbohrte er eine Brust.

»Das räumt auf,« sagte er und kehrte in seine Verschanzung zurück.

»Flieht, Herr, flieht!« murmelte Rémy.

»Ich! fliehen . . . fliehen vor Mördern!«

Dann sich zu dem jungen Manne herab neigend, fügte er bei:

»Diana muss sich zuerst retten; doch Du, was hast Du?«

»Nehmt Euch in Acht!« stammelte Rémy, »nehmt Euch in Acht!«

Es waren wirklich vier Männer durch die Türe von der Treppe herein gedrungen.

Bussy fand sich zwischen zwei Truppen gefasst.

Doch er hatte nur einen Gedanken.

»Und Diana!« rief er, »Diana.«

Ohne eine Sekunde zu verlieren, stürzte er sodann auf die vier Gegner los; unversehens gefasst, fielen zwei, einer verwundet, einer tot.

Da nun Monsoreau vorrückte, so machte er einen Schritt rückwärts und befand sich wieder hinter seinem Wall.

»Stoßt die Riegel vor, dreht den Schlüssel um,« rief Monsoreau, »wir haben ihn, wir haben ihn!«

Während dieser Zeit schleppte sich Rémy mit einer letzten Anstrengung bis vor Bussy und fügte so seinen Körper der Masse der Verschanzung bei.

Es trat eine Pause von einem Augenblick ein.

Die Beine gebogen, den Leib an die Wand gelehnt, die Spitze seines Degens gerade ausgestreckt, warf Bussy einen raschen Blick umher.

Sieben Mann lagen am Boden, neun blieben noch aufrecht.

Bussy zählte sie mit den Augen.

Als er neun Schwerter glänzen sah, als er Monsoreau seine Leute ermutigen hörte, als er seine Füße im Blute waten fühlte, sah dieser Tapfere, der nie die Furcht gekannt, den Tod im Hintergrunde des Zimmers sich erheben und ihm mit seinem

finsteren Lächeln winken.

»Von neun werde ich sicherlich fünf töten,« sagte er, »doch die vier Andern töten mich. Ich habe noch Kräfte zu einem Kampfe von zehn Minuten; nun, so wollen wir in diesen zehn Minuten tun, was nie ein Mensch getan hat, noch tun wird.«

Dann wickelte er um seinen linken Arm seinen Mantel, der ihn wie ein Schild umhüllte, und machte einen Sprung bis mitten in das Zimmer, als ob es seines Ruhmes unwürdig gewesen wäre, länger bedeckt zu kämpfen. Hier begegnete er einem Gewimmel, in welches sein Degen schlüpfte, wie eine Viper in ihre Brut; dreimal sah er eine Öffnung und streckte seinen Arm in diese Öffnung aus; dreimal hörte er das Leder von Wehr gehangen oder die Büffelhaut von Kollern krachen, und dreimal floss ein warmer Blutstrahl durch die Fuge seiner Klinge auf seine rechte Hand.

Während dieser Zeit hatte er zwanzig Hiebe und Stiche mit seinem linken Arme pariert, und sein Mantel war gänzlich zerhackt und zerrissen.

Die Taktik der Mörder änderte sich, als sie zwei Männer fallen und den dritten sich zurückziehen sahen; sie leisteten Verzicht auf den Gebrauch des Degens: die Einen fielen mit Musketenkolben über ihn her, die Andern schossen ihre Pistolen auf ihn ab, deren sie sich noch nicht bedient hatten; doch er war so geschickt, die Kugeln zu vermeiden, bald indem er sich auf die Seite warf, bald indem er sich bückte.

In dieser äußersten Stunde verdoppelte sich sein ganzes Wesen, denn er sah, handelte, hörte nicht nur, sondern erriet sogar beinahe den raschesten und geheimsten Gedanken seiner Feinde; Bussy befand sich in einem der Augenblicke, wo das Geschöpf den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht; er war weniger als ein Gott, weil er sterblich war, doch er war sicherlich mehr als ein Mensch.

Da dachte er, Monsoreau töten müsste dem Kampf ein Ziel setzen; er suchte ihn mit den Augen unter seinen Mördern; aber eben so richtig, als Bussy aufgeregt war, lud Monsoreau die Pistolen von seinen Leuten, oder nahm sie geladen aus ihren Händen und schoss, während er sich hinter seinen Raufern maskiert hielt.

Doch es war etwas Leichtes für Bussy, eine Öffnung zu machen; er warf sich mitten unter die Sbirren, diese traten rasch auf die Seite, und er stand Monsoreau gegenüber.

Derjenige, welcher eine Pistole gespannt in diesem Augenblick in der Hand hielt, schlug auf Bussy an und gab Feuer.

Die Kugel traf die Klinge seines Degens und zerbrach sie sechs Zoll über dem Griffe.

»Entwaffnet!« rief Monsoreau, entwaffnet.«

Bussy machte einen Schritt rückwärts und hob zurückweichend seine zerbrochene Klinge auf.

In einer Sekunde war sie mit seinem Sacktuch an seine Faust befestigt.

Und die Schlacht begann abermals und bot das wunderbare Schauspiel, wie ein Mann ohne Waffen, aber auch beinahe ohne Wunden, sechs wohl bewaffnete Männer in Schrecken setzte und sich aus zehn Leichnamen einen Wall machte.

Der Kampf begann auf's Neue und wurde furchtbarer als je; während die Leute von Monsoreau auf Bussy eindringen, zog Monsoreau selbst, der wohl erraten hatte, der junge Mann werde eine Waffe auf dem Boden suchen, alle diejenigen an sich, welche in seinen Bereich kommen konnten.

Bussy war umzingelt: der Stumpf seiner schartig gewordenen, verkrümmten Klinge zitterte in seiner Hand; die Ermüdung fing an seinen Arm erstarren zu machen; er schaute um sich her, als einer von den Leichnamen wiederbelebt sich auf seine Knie erhob und ihm einen langen, starken Raufdegen in die Hände gab.

Dieser Leichnam war Rémy, der in einer letzten Anstrengung treue, aufopfernde Ergebenheit offenbarte.

Bussy stieß einen Freudenschrei aus und sprang zurück, um seine Hand von seinem Sacktuhe los zu machen und sich von dem unnütz gewordenen Stumpfe zu befreien.

Während dieser Zeit näherte sich Monsoreau Rémy, hielt ihm seine Pistole vor den Kopf und drückte sie ab.

Rémy fiel mit zerschmetterter Stirne nieder, um sich nicht mehr zu erheben.

Bussy stieß einen Schrei, oder vielmehr ein Gebrülle aus. Mit den Mitteln zur Verteidigung waren ihm die Kräfte

wiedergekommen; er ließ sein Schwert im Kreise pfeifen, schlug ein Faustgelenk rechts ab und öffnete eine Backe links.

Die Türe war durch diesen doppelten Schlag freigemacht.

Behende und nervig, warf er sich gegen sie und suchte sie durch einen gewaltigen Stoß, der die Mauer erschütterte, einzudrücken. Doch die Riegel widerstanden ihm.

Erschöpft von der Anstrengung ließ Bussy seinen rechten Arm fallen, indes er mit dem linken die Riegel hinter sich zu ziehen suchte, wobei er jedoch beständig seinen Gegnern das Gesicht bot.

Während dieser Sekunde erhielt er einen Schuss in den Schenkel und zwei Degenstiche in die Seite.

Aber er hatte die Riegel gezogen und den Schlüssel gedreht. Brüllend und erhaben in seiner Wut, schmetterte er mit einem Schwertstreich mit ungekehrter Hand den Erbittersten der Banditen nieder, fiel weit gegen Monsoreau aus und traf ihn in die Brust.

Der Oberstjägermeister gab einen furchtbaren Fluch von sich.

»Ah!« sagte Bussy, die Türe an sich ziehend, »ich fange an zu glauben, dass ich entkommen werde.«

Die vier Männer warfen ihre Waffen weg und klammerten sich an Bussy an; sie konnten ihn mit dem Eisen nicht erreichen, so unverletzbar machte ihn seine wunderbare Geschicklichkeit, und suchten ihn nun zu ersticken.

Doch mit Schlägen seines Schwertknopfes und abwechselnd mit der schneidenden Klinge schlug sie Bussy nieder, zerhackte er sie ohne Unterlass. Monsoreau näherte sich zweimal dem jungen Manne und wurde noch zweimal getroffen.

Aber es hingen sich drei Männer an den Griff seines Degens, und dieser ward seinen Händen entrissen.

Bussy hob einen hölzernen Dreifuß auf, der als Tabouret diente, tat drei Schläge und schmetterte zwei Männer nieder; doch der Dreifuß zerbrach auf der Schulter des dritten, der stehen blieb.

Dieser drückte ihm seinen Dolch in die Brust.

Bussy fasste ihn beim Faustgelenke, riss den Dolch heraus, drehte ihn gegen seinen Feind und zwang ihn, sich selbst zu erstechen.

Der Letzte sprang zum Fenster hinaus.

Bussy machte zwei Schritte, um ihn zu verfolgen, doch unter den Leichnamen ausgestreckt, erhob sich Monsoreau ebenfalls und öffnete ihm die Kniebeuge mit einem Messerstiche.

Der junge Mann stieß einen Schrei aus, suchte mit den Augen ein Schwert, hob das erste das beste auf, und tauchte es so kräftig in die Brust des Oberstjägermeisters, dass er ihn an den Boden nagelte.

»Ah!« rief Bussy, »ich weiß nicht, ob ich sterben werde, doch ich habe dann wenigstens Dich sterben sehen.«

Monsoreau wollte antworten; aber es drang nur sein letzter Seufzer durch seinen halb geöffneten Mund.

Bussy schleppte sich nun in den Gang, er verlor all sein Blut durch seine Wunde am Schenkel und besonders durch die an der Kniebeuge.

Er warf einen letzten Blick zurück.

Der Mond war eben glänzend aus einer Wolke hervorgetreten; sein Licht drang in das mit Blut übergossene Zimmer, es spiegelte sich in den Fensterscheiben, beleuchtete die durch Schwertstreiche zerhackten und von Kugeln durchlöchernden Wände und bestreifte vorübergehend die bleichen Gesichter der Toten, welche meistens verscheidend den wilden, drohenden Blick des Mörders beibehalten hatten.

Bussy fühlte sich bei dem Anblick dieses von ihm bevölkerten Schlachtfeldes, obgleich verwundet, obgleich sterbend, von einem erhabenen Stolze ergriffen.

Er hatte, wie er gesagt, getan, was kein andern Mensch hätte tun können.

Es blieb ihm nun nichts mehr übrig, als zu fliehen, sich zu retten; doch er konnte fliehen, denn er floh vor Toten.

Aber es war für den unglücklichen jungen Mann noch nicht Alles vorbei.

Als er auf die Treppe kam, sah er Waffen im Hofe glänzen; ein Schuss ging los, die Kugel durchdrang seine Schulter.

Der Hof war bewacht.

Da dachte er an das kleine Fenster, durch welches ihm Diana dem Kampfe am anderen Tag zuzuschauen versprochen, und so

rasch als er konnte schleppte er sich dahin.

Es war offen und umrahmte einen schönen, mit Sternen besäten Himmel. Bussy schloss die Türe und verriegelte sie hinter sich; dann stieg er mit großer Mühe hinauf, setzte sich auf das Geländer und maß mit den Augen das eiserne Gitter, um auf die andere Seite zu springen.

»Oh! ich werde nie die Kraft dazu haben,« murmelte Bussy.

Doch in diesem Augenblick vernahm er Tritte auf der Treppe; es war die zweite Truppe, welche heraufstieg.

Bussy hatte keine Mittel zur Verteidigung mehr, er raffte alle seine Kräfte zusammen.

Sich der einzigen Hand und des einzigen Fußes bedienend, wovon er noch Gebrauch machen konnte, schwang er sich hinaus.

Doch während er sich hinaus schwang, glitschte die Sohle seines Stiefels auf dem Steine aus.

Bussy hatte so viel Blut an den Füßen.

Er fiel auf die eisernen Spitzen: die einen drangen in seinen Leib, die andern hakten sich an seinen Kleidern an, und er blieb aufgehängt.

In diesem Augenblick dachte er an den einzigen Freund, der ihm in der Welt blieb.

»Saint-Luc!« rief er, »herbei! Saint-Luc, herbei!«

»Ah! Ihr seid es, Herr von Bussy,« sagte plötzlich eine Stimme, die aus einer Baumgruppe hervorkam.

Bussy bebte: diese Stimme war nicht die von Saint-Luc.

»Saint-Luc!« rief er abermals, »herbei! zu Hilfe! Fürchte nichts für Diana. Ich habe den Monsoreau getötet.«

Er hoffte, Saint-Luc wäre in der Umgegend verborgen und würde auf diese Nachricht herbeikommen.

»Ah! der Monsoreau ist tot?« sagte eine andere Stimme.

»Ja.«

»Gut.«

Und Bussy sah zwei Menschen aus dem Gebüsche hervorkommen; Beide waren verlarvt.

»Meine Herren,« sprach Bussy, »meine Herren, im Namen des

Himmels steht einem armen Edelmann bei, der noch entkommen kann, wenn Ihr ihm helft.«

»Was denkt Ihr, Monseigneur?« fragte mit halber Stimme einer, von den zwei Unbekannten.

»Unvorsichtiger!« sagte der Andere.

»Monseigneur!« rief Bussy, der dies gehört, so sehr hatte seine verzweifelte Lage die Schärfe seiner Sinne vermehrt, »Monseigneur! befreit mich, und ich vergebe Euch, dass Ihr mich verraten habt.«

»Hörst Du?« sagte der Verlarvte.

»Was befiehlt Ihr?«

»Nun! dass Du ihn befreist . . . «

Dann fügte er mit einem Lachen, das seine Larve verbarg, bei:

»Von seinen Leiden . . . «

Bussy wandte den Kopf auf die Seite, von der die Stimme kam, die in einem solchen Augenblick mit spöttischem Tone zu sprechen wagte, und murmelte:

»Oh! ich bin verloren!«

In dieser Sekunde legte sich wirklich der Lauf einer Büchse an seine Brust, und der Schuss ging los.

Der Kopf von Bussy fiel auf seine Schulter und seine Hände wurden steif.

»Mörder! sei verflucht!« stammelte er.

Und er verschied, den Namen von Diana aussprechend.

Die Tropfen seines Blutes fielen von dem Gitter auf denjenigen, welchen man Monseigneur genannt hatte.

»Ist er tot?« riefen mehrere Menschen, die, nachdem sie die Türe gesprengt, am Fenster erschienen.

»Ja,« rief Aurilly, »doch flieht; bedenkt, dass Monseigneur der Herzog von Anjou der Beschützer und Freund von Herrn von Bussy war.«

Diese Menschen verlangten nicht mehr; sie verschwanden.

Der Herzog hörte das Geräusch ihrer Tritte sich entfernen, abnehmen und sich verlieren.

»Aurilly,« sagte der andere Verlarvte, »gehe nun in das Zimmer hinauf und wirf mir durch das Fenster den Leichnam des

Monsoreau herab.«

Aurilly stieg hinaus, erkannte unter der unerhörten Zahl von Leichnamen den des Oberstjägermeisters, lud ihn auf seine Schultern und warf, wie es ihm sein Gefährte befohlen hatte, den Körper zum Fenster hinaus, und dieser bespritzte im Fallen auch mit seinem Blute die Kleider des Herzogs von Anjou.

Franz suchte unter dem Rocke des Oberstjägermeisters und zog die von seiner königlichen Hand unterzeichnete Allianzurkunde hervor.

»Da ist das, was ich suchte,« sagte er, »wir haben nun nichts mehr hier zu tun.«

»Und Diana?« fragte Aurilly vom Fenster aus.

»Meiner Treue! ich bin nicht mehr verliebt, und da sie uns nicht erkannt hat, so binde sie los, binde auch Saint-Luc los, und Beide mögen gehen, wohin sie wollen.«

Aurilly verschwand.

»Ich werde diesmal noch nicht König von Frankreich,« sprach der Herzog, die Urkunde in Stücke zerreißend. »Doch man wird mich diesmal ebenso wenig wegen Hochverrats köpfen.«

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Wie sich der Bruder Gorenflot mehr als je zwischen dem Galgen und der Abtei fand.

Die Begebenheit der Verschwörung war bis zum Ende eine Komödie; an die Mündung dieses Intrigenstromes gestellt, fingen die Schweizer ebenso wenig, als die französischen Garden, welche an seinem Zusammenflusse ihre Netze ausgespannt hatten, um hier die dicken Verschwörer zu fassen, die Fischbrut, der man habhaft werden wollte.

Es war Jedermann durch den unterirdischen Gang entflohen.

Sie sahen also nichts aus der Abtei herauskommen, und in Folge hiervon setzte sich Crillon, sobald die Türe gesprengt war, an die Spitze von etwa dreißig Mann und brach mit dem König in die Sainte-Geneviève Abtei ein.

Es herrschte eine Todesstille in dem weiten, düsteren Gebäude.

Crillon, als ein im Kriege erfahrener Mann, hätte einen gewaltigen Lärmen vorgezogen, denn er fürchtete einen Hinterhalt.

Doch vergebens schickte man Leute zum Rekognoszieren voraus, vergebens öffnete man die Türen und Fenster, vergebens durchforschte man die Gruft, Alles war öde und leer.

Der König marschierte unter den Ersten, ein Schwert in der Hand, und schrie aus vollem Halse:

»Chicot! Chicot!«

Niemand antwortete.

»Sollten sie ihn getötet haben?« sagte der König. »Tod meines Lebens! sie müssen mir meinen Narren mit dem Preise eines Edelmannes bezahlen.«

»Ihr habt Recht, Sire,« antwortete Crillon, »denn er ist einer, und zwar von den bravsten.«

Chicot antwortete nicht, weil er gerade beschäftigt war, Herrn von Mayenne zu peitschen, und er fand ein so großes Vergnügen an seiner Beschäftigung, dass er weder hörte, noch sah, was um ihn her vorging.

Als indessen der Herzog verschwunden und Gorenflot in Ohnmacht gefallen war, und Chicot nun nichts mehr in Anspruch nahm, so hörte er rufen und erkannte die königliche Stimme.

»Hierher, mein Sohn, hierher!« schrie er mit aller Gewalt, während er Gorenflot wenigstens auf sein Hinterteil zu setzen suchte.

Es gelang ihm und er lehnte den Mönch an einen Baum an.

Die Kraft, die er bei diesem Liebeswerke anzuwenden genötigt war, beraubte seine Stimme eines Teils ihres Klanges, so dass Heinrich einen Augenblick zu bemerken glaubte, diese Stimme gelange zu ihm mit einem Ausdrucke der Wehklage.

Es war dem indessen nicht so; Chicot schwelgte im Gegenteil in der ganzen Begeisterung seines Triumphes, nur fragte er sich, als er den kläglichen Zustand des Mönches wahrnahm, ob er diesen verräterischen Dickwanst durchbohren, oder Nachsicht und Milde gegen das umfangreiche Fass üben sollte.

Er schaute daher Gorenflot an, wie Augustus einen Augenblick Cinna anschauen musste.

Gorenflot kam allmählich zu sich, und so albern er war, so war er es doch nicht in einem solchen Grade, dass er sich eine Illusion über das, was seiner harrte, gemacht hätte: überdies glich er nicht wenig jenen beständig von den Menschen bedrohten Tieren, welche instinkartig fühlen, dass die Hand sie stets nur berührt, um sie zu schlagen, dass die der Mund stets nur streift, um sie zu essen.

In dieser Stimmung des Geistes öffnete er die Augen.

»Seigneur Chicot!« rief er.

»Ah! ah!« versetzte der Gascogner, »Du bist also noch nicht tot.«

»Mein guter Seigneur Chicot,« sprach der Mönch mit einer Anstrengung, um die Hände vor seinem ungeheuren Bauch zusammenzubringen, »ist es denn möglich, dass Ihr mich meinen Verfolgern ausliefert, mich, Euren Gorenflot?«

»Canaille,« sagte Chicot, mit einem Tone schlecht verkleideter Zärtlichkeit.

Gorenflot fing an zu heulen. Nachdem es ihm gelungen war, die Hände zusammenzubringen, versuchte er es, sie zu ringen.«

»Mich, der ich mit Euch so gute Abendmahlzeit gemacht habe,« rief er, halb erstickend, »mich, der ich Eurer Behauptung nach so anmutig trank, mich, den Ihr den König der Schwämme nanntet, mich, der ich so sehr die Poularden liebte, die Ihr im Füllhorn bestelltet, und nie etwas Anderes übrig ließ, als die Knochen.«

Dieser letztere Zug erschien Chicot als der erhabenste in seiner Art und bestimmte ihn vollends gänzlich zur Milde.

»Hier sind sie, gerechter Himmel!« rief Gorenflot, indem er sich zu erheben suchte, ohne jedoch zu seinem Ziele gelangen zu können, »hier sind sie, ich bin verloren, ich bin tot. Oh! guter Seigneur Chicot, steht mir bei.«

Und der Mönch, dem es nicht gelang, sich zu erheben, warf sich, was viel leichter war, mit dem Gesicht auf die Erde.

»Erhebe Dich,« sprach Chicot.

»Verzeiht Ihr mir?«

»Wir werden sehen.«

»Ihr habt mich so viel geschlagen, dass dies so hingehen kann.«

Chicot brach in ein Gelächter aus. Der Geist des Mönches war dergestalt verwirrt und gestört, dass er die an Mayenne heimgezählten Schläge zu bekommen geglaubt hatte.

»Ihr lacht, guter Seigneur Chicot?« sagte er.

»Allerdings lache ich, Tier.«

»Ich werde also leben?«

»Vielleicht.«

»Denn Ihr würdet doch gewiss nicht lachen, wenn Euer Gorenflot sterben müsste.«

»Das hängt nicht von mir ab, sondern vom König; der König allein hat das Recht über Leben und Tod.«

Gorenflot unternahm eine neue Anstrengung, und es gelang ihm, sich auf seine beiden Knie zu erheben.

In diesem Augenblick wurde die Finsternis durch ein glänzendes Licht überströmt: eine Menge gestickter Kleider und beim Scheine der Fackeln flammender Schwerter umgab die zwei Freunde.

»Ah, Chicot! mein lieber Chicot!« rief der König, »wie freut es

mich, Dich wiederzusehen!«

»Ihr hört, mein guter Herr Chicot,« sagte ganz leise der Mönch, »dieser große Fürst ist glücklich, Euch wiederzusehen.«

»Nun?«

»Nun, in seinem Glücke wird er Euch nicht verweigern, was Ihr von ihm verlangt; verlangt von ihm meine Begnadigung.«

»Von dem schändlichen Herodes?«

»Oh! stille, lieber Herr Chicot.«

»Nun, Sire,« fragte Chicot, sich gegen den König umwendend, »wie viel habt Ihr in Euren Händen?«

»*Confiteor!*« sprach Gorenflot.

»Nicht einen Einzigen,« erwiderte Crillon, »die Verräter! sie müssen eine uns unbekannte Öffnung gefunden haben.«

»Das ist wahrscheinlich,« sagte Chicot.

»Aber Du hast sie gesehen?« fragte der König.

»Ganz gewiss habe ich sie gesehen.«

»Alle?«

»Von dem Ersten bis zum Letzten.«

»*Confiteor!*« wiederholte Gorenflot, der nicht aus seinem Kreise herauskommen konnte.

»Du hast sie ohne Zweifel erkannt?«

»Nein, Sire.«

»Wie, Du hast sie nicht erkannt?«

»Das heißt, ich habe nur einen Einzigen erkannt, und auch . . . «

»Und auch?«

»Und auch ihn nicht an seinem Gesicht, Sire.«

»Und wen hast Du erkannt?«

»Herrn von Mayenne.«

»Herrn von Mayenne? Denjenigen, welchem Du schuldig warst . . . «

»Nun, wir sind quitt, Sire.«

»Ah! erzähle mir das, Chicot!«

»Später, mein Sohn, später, wir wollen uns mit der Gegenwart beschäftigen.«

»*Confiteor!*« wiederholte Gorenflot.

»Ah! Ihr habt einen Gefangenen gemacht,« sprach plötzlich Crillon, indem er seine breite Hand auf Gorenflot fallen ließ, der sich trotz des Widerstandes seiner Masse unter diesem Schlage bog.

Der Mönch verlor die Sprache.

Chicot zögerte mit der Antwort und gestattete aller Angst, welche aus dem tiefsten Schrecken entsteht, für einen Augenblick das Herz des unglücklichen Mönches zu bewohnen.

Gorenflot wäre beinahe zum zweiten Male in Ohnmacht gefallen, als er um sich her so viele entblößte Schwerter und so viel unbefriedigten, ungestillten Zorn erblickte.

Endlich, nach einem Augenblick des Stillschweigens, während dessen Gorenflot die Trompete des jüngsten Gerichtes an sein Ohr schallen zu hören glaubte, sagte Chicot: »Sire, schaut diesen Mönch wohl an.«

Einer der Anwesenden hielt eine Fackel an das Gesicht von Gorenflot; er schloss die Augen, um weniger zu tun zu haben, wenn er von dieser Welt in die andere übergehen würde.

»Der Prediger Gorenflot?« rief Heinrich.

»*Confiteor! confiteor! confiteor!*« wiederholte rasch der Mönch.

»Er selbst,« antwortete Chicot.

»Derjenige, welcher . . . «

»Ganz richtig,« unterbrach ihn der Gascogner.

»Ah! ah!« machte der König mit einer Miene der Zufriedenheit.

Man hätte den Schweiß mit einem Napfe an den Backen von Gorenflot auffangen können.

Und es war Grund dazu vorhanden, denn man hörte die Schwerter klirren, als ob das Eisen selbst mit Leben begabt und von Ungeduld erregt gewesen wäre.

Einige näherten sich drohend.

Gorenflot fühlte sie mehr, als er sie kommen sah, und stieß einen schwachen Schrei aus.

»Wartet, der König muss Alles erfahren,« rief Chicot.

Und den König bei Seite nehmend, sagte er ganz leise zu ihm:

»Mein Sohn, danke dem Herrn, dass er vor fünfunddreißig

Jahren diesem frommen Manne geboren zu werden gestattet hat; denn er hat uns Alle gerettet.«

»Wie so?«

»Ja, er erzählte mir das Komplott vom Alpha bis zum Omega.«

»Wann dies?«

»Vor ungefähr acht Tagen, so dass er, wenn ihn je die Feinde Eurer Majestät finden würden, ein toter Mann wäre.«

Gorenflot hörte nur die letzten Worte.

»Ein toter Mann!«

Und er fiel auf seine beiden Hände.

»Würdiger Mann,« sprach der König, einen wohlwollenden Blick auf diese Fleischmasse werfend, welche in den Augen jedes Vernünftigen nichts Anderes darstellte, als eine Summe von Materie, fähig, die Glutten des Verstandes zu absorbieren und auszulöschen, »würdiger Mann, wir werden ihn mit unserem Schutze bedecken.«

Gorenflot fasste im Fluge diesen barmherzigen Blick auf und blieb wie die Maske des antiken Parasiten, welche auf der einen Seite bis zu den Zähnen lachte und auf der andern bis an die Ohren weinte.

»Und Du wirst wohl daran tun, mein König, denn er ist einer der merkwürdigsten Diener,« antwortete Chicot.

»Was denkst Du, dass ich mit ihm machen soll?« fragte der König.

»Ich denke, dass er große Gefahr läuft, so lange er in Paris ist.«

»Wenn ich ihm Wachen geben würde?« versetzte der König.

Gorenflot hörte diesen Vorschlag von Heinrich und sagte zu sich selbst:

»Gut! es scheint, ich komme mit dem Gefängnis davon. Das ist mir noch lieber als die Wippe, wenn man mich nur gehörig füttert.«

»Nein,« sagte Chicot, »es ist unnötig, und es genügt, wenn Du mir erlaubst, ihn mitzunehmen.«

»Wohin?«

»Zu mir.«

»Nun, so nimm ihn mit und komm' in den Louvre zurück, wo ich

unsere Freunde treffen und auf den morgigen Tag vorbereiten werde.«

»Steht auf, ehrwürdiger Vater,« sprach Chicot zu dem Mönche.

»Er spottet noch,« murmelte Gorenflot, »schlechtes Herz!«

»Stehe doch auf, einfältiges Tier,« wiederholte ganz leise der Gascogner, indem er ihm mit dem Knie einen Stoß in den Rücken gab.

»Ah! ich habe das wohl verdient!« rief Gorenflot.

»Was sagt er?« fragte der König.

»Sire, er erinnert sich aller seiner Anstrengungen,« antwortete Chicot, »er zählt alle seine Martern auf, und da ich ihm den Schutz Eurer Majestät verspreche, so sagt er, im Bewusstsein seines Wertes: ›Ich habe das wohl verdient!‹«

»Armer Teufel!« rief der König: »sorge nur gut für ihn, mein Freund.«

»Ah! darüber könnt Ihr ruhig sein, Sire; wenn er bei mir ist, fehlt es ihm an nichts.«

»Oh! Herr Chicot!« rief Gorenflot, »mein lieber Herr Chicot, wohin führt man mich?«

»Du wirst es sogleich erfahren. Mittlerweile danke Seiner Majestät, Ungeheuer der Schlechtigkeit, danke.«

»Wofür?«

»Danke, sage ich Dir.«

»Sire,« stammelte Gorenflot, »da Eure gnadenreiche Majestät . . . «

»Ja,« sprach Heinrich, »ich weiß Alles, was Ihr auf Eurer Reise nach Lyon, an dem Tage der Ligue und noch heute getan habt. Seid unbesorgt, Ihr sollt nach Euren Verdiensten belohnt werden.«

Gorenflot stieß einen Seufzer aus.

»Wo ist Panurgos?« fragte Chicot.

»Das arme Tier ist im Stall.«

»Hole ihn, besteige Deinen Esel und sucht mich wieder hier auf.«

»Ja, Herr Chicot.«

Und der Mönch entfernte sich so schnell als er konnte, sehr

erstaunt, dass ihm keine Wachen folgten.

»Nun nimm zwanzig Mann als Eskorte für Dich, mein Sohn, und schicke zehn Mann mit Herrn von Crillon ab,« sprach Chicot.

»Wohin soll ich sie schicken?«

»In das Hotel Anjou; dort lass Dir Deinen Bruder holen.«

»Warum?«

»Damit er nicht zum zweiten Male entflieht.«

»Sollte mein Bruder . . . ?«

»Hast Du Dich bei Befolgung meiner Ratschläge schlecht befunden?«

»Nein, bei Gott!«

»Nun, so tue, was ich Dir sage.«

Heinrich gab dem Obersten der französischen Leibwachen Befehl, ihm seinen Bruder, den Herzog von Anjou, in den Louvre zu holen.

Crillon, der eben nicht gerade die tiefste Zärtlichkeit für den Prinzen hegte, ging sogleich ab.

»Und Du?« fragte Heinrich.

»Ich warte auf meinen Heiligen.«

»Du kommst zu mir in den Louvre?«

»In einer Stunde.«

»Dann verlasse ich Dich.«

»Gehe, mein Sohn.«

Heinrich entfernte sich mit dem Reste der Truppe.

Chicot wanderte nach dem Stall, und als er in den Hof trat, sah er Gorenflot auf Panurgos erscheinen.

Der arme Teufel hatte nicht einmal den Gedanken gehabt, sich dem Schicksal zu entziehen, das seiner harrte.

»Vorwärts, vorwärts,« sagte Chicot, Panurgos an der Leine nehmend, — »eilen wir, man erwartet uns.«

Gorenflot leistete nicht den Schatten von Widerstand, er vergoss nur Tränen, dass man ihn augenscheinlich hätte können mager werden sehen.

»Ich sagte es doch, ich sagte es doch!« murmelte er. Chicot, zuckte die Achseln und zog Panurgos fort.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Worin Chirot errät, warum Épernon Blut an den Füßen und keines auf den Wangen hat.

Als der König in den Louvre kam, fand er seine Freunde im Bette und bereits in einem friedlichen Schlafe begriffen.

Die geschichtlichen Begebenheiten haben einen seltsamen Einfluss, jenen, dass sie ihre Größe auf die Umstände, die ihnen vorhergegangen sind, zurückstrahlen.

Diejenigen, welche die Ereignisse, die an demselben Morgen vorgehen sollten, denn der König kehrte um zwei Uhr in den Louvre zurück, diejenigen, sagen wir, welche diese Ereignisse mit der Illusion anschauen, welche die Vorhersehung verleiht, werden vielleicht einiges Interesse dabei finden, wenn sie den König, der kaum zuvor beinahe seine Krone verloren hätte, sich zu seinen drei Freunden flüchten sehen, welche in einigen Stunden für ihn einer Gefahr trotzen sollen, bei der sie der Verlust ihres Lebens bedroht.

Der Dichter, diese bevorzugte Natur, welche nicht vorhersieht, aber ahnt, wird sie, das sind wir fest überzeugt, schwermütig und reizend finden, diese jungen Gesichter, die der Schlummer erfrischt, die das Vertrauen lächeln macht, und die, wie im väterlichen Schlafzimmer liegend, in neben einander gereihten Betten ruhen.

Heinrich trat leise mitten unter sie, gefolgt von Chicot, der, nachdem er seinen Sträfling in Sicherheit gebracht hatte, zum König zurückgekehrt war.

Ein Bett war leer, das von Épernon.

»Noch nicht zurückgekehrt, der Unkluge!« murmelte der König, »ah! der Unglückliche, ah! der Narr, sich mit Bussy schlagen, mit dem tapfersten Manne von Frankreich, mit dem gefährlichsten der ganzen Welt, und dies gar nicht bedenken!«

»Du hast Recht,« sprach Chicot.

»Man suche ihn! man bringe ihn!« rief der König. »Dann lasse man mir Miron kommen; der Unbesonnene soll einschlafen, selbst

gegen seinen Willen. Der Schlaf soll ihn stark und geschmeidig, und zur Verteidigung fähig machen.«

»Sire,« sprach ein Huissier, »Herr von Épernon kehrt gerade in diesem Augenblick zurück.«

Épernon war wirklich so eben gekommen. Als er die Rückkehr des Königs erfuhr, vermutete er, Heinrich würde einen Besuch in dem gemeinschaftlichen Schlafzimmer machen, und schlich sich nach diesem, in der Hoffnung, es unbemerkt zu erreichen; aber man passte ihm auf und meldete seine Rückkehr dem König, wie wir gesehen.

»Ah! endlich bist Du da,« sprach Heinrich, »komm hierher, Unglücklicher, und sieh Deine Freunde.«

Épernon warf einen Blick im Zimmer umher und machte ein Zeichen, dass er wirklich gesehen.

»Schau Deine Freunde an,« fuhr Heinrich fort: »sie sind weise, sie haben begriffen, von welcher Wichtigkeit der morgige Tag ist; und Du, Unglücklicher, statt zu beten, wie sie es getan, statt zu schlafen, wie sie es tun, läufst Du dem Spiele und unzüchtigen Dirnen nach; bei dem Herzen Gottes! wie bleich bist Du; Du wirst morgen ein schönes Gesicht machen, wenn Du schon diesen Abend ganz kraftlos und unfähig bist.«

Épernon war sehr bleich, in der Tat so bleich, dass ihn die Bemerkung des Königs erröten machte.

»Vorwärts,« sagte Heinrich, »lege Dich nieder und schlafe, ich will es haben; wirst Du auch schlafen können?«

»Ich!« erwiderte Épernon, als ob ihn eine solche Frage in seinem Herzen verletzte.

»Ich frage Dich, ob Du Zeit haben wirst, zu schlafen. Weißt Du, dass Ihr Euch bei Tagesanbruch schlagt, dass in dieser unglücklichen Jahreszeit der Tag um vier Uhr kommt? Es ist zwei Uhr, es bleiben Dir folglich nur zwei Stunden.«

»Zwei Stunden gut angewendet genügen zu Vielem,« versetzte Épernon.

»Wirst Du schlafen?«

»Vollständig, Sire.«

»Ich glaube es nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil Du aufgereggt bist, Du denkst an morgen. Ach! Du hast Recht, denn morgen ist heute. Doch unwillkürlich fasst mich das geheime Verlangen, zu sagen, wir haben den unseligen Tag noch nicht erreicht.«

»Sire,« erwiderte Épernon, »ich verspreche Euch, zu schlafen; aber dazu gehört auch, dass Eure Majestät mich schlafen lässt.«

»Das ist richtig!« murmelte Chicot.

Épernon kleidete sich wirklich aus und legte sich mit einer solchen Ruhe und sogar mit einer solchen Zufriedenheit nieder, dass der König und Chicot ein gutes Vorzeichen daraus entnehmen zu können glaubten.

»Er ist brav wie ein Cäsar,« sprach der König.

»So brav,« sagte Chicot, sich hinter den Ohren kratzend, »so brav, dass ich es bei meiner Ehre nicht begreife.«

»Sieh, er schläft schon.«

Chicot näherte sich dem Bette, denn er zweifelte, dass die Sicherheit von Épernon bis zu diesem Grade ginge.

»Oh! oh!« machte er plötzlich.

»Was denn?« fragte der König.

»Schau!«

Und Chicot deutete mit dem Finger auf die Stiefeln von Épernon.

»Blut,« murmelte der König.

»Er ist im Blute gewatet, mein Sohn. Welch ein Tapferer!«

»Sollte er verwundet sein?« fragte der König unruhig.

»Bah! er hätte es gesagt. Und dann müsste es nur wie bei Achill an der Ferse geschehen sein.«

»Sieh, auch sein Wamms ist befleckt; schau' seinen Ärmel an. Was ist ihm denn begegnet?«

»Vielleicht hat er Einen getötet,« versetzte Chicot.

»Warum dies?«

»Um seine Hand zu üben.«

»Das ist sonderbar,« sagte der König.

Chicot kratzte sich ernsthaft hinter dem Ohr.

»Hm! hm!« machte er.

»Du antwortest mir nicht.«

»Doch: ich mache hm! hm! Das bedeutet sehr viel, wie mir scheint.«

»Mein Gott!« rief Heinrich, »was geht denn um mich her vor, und welche Zukunft erwartet mich? Zum Glücke werde ich morgen . . . «

»Heute, mein Sohn; Du verwechselst es immer.«

»Ja, es ist wahr.«

»Nun, heute?«

»Heute werde ich ruhig sein.«

»Warum dies.«

»Weil sie mir die verfluchten Angevins getötet haben werden.«

»Glaubst Du, Heinrich?«

»Ich bin dessen sicher, sie sind tapfer.«

»Ich habe nie sagen hören, die Angevins wären feig.«

»Nein, gewiss nicht, doch sieh, wie stark sie sind. Sieh Schomberg an, die schönen Muskeln, den schönen Arm.«

»Oh! wenn Du den von Anraguet sehen würdest.«

»Betrachte diese gebieterische Lippe von Quélus und die selbst im Schläfe noch stolze Stirne von Maugiron. Mit solchen Gesichtern muss man unfehlbar siegen. Ah! wenn diese Augen den Blitz schleudern, so ist der Feind schon halb besiegt.«

»Teurer Freund,« erwiderte Chicot traurig den Kopf schüttelnd, »es gibt unter eben so stolzen Stirnen, wie diese hier, Augen, die ich kenne, und die Blitze schleudern, nicht minder furchtbar, als diejenigen, auf welche Du rechnest. Ist dies Alles, was Dich beruhigt?«

»Nein, komm, und ich werde Dir etwas zeigen.«

»Wo?«

»In meinem Kabinett.«

»Und dieses Etwas, das Du mir zeigen willst, verleiht Dir das Vertrauen auf den Sieg?«

»Ja.«

»Komm' also.«

»Warte.«

Heinrich machte einen Schritt, um sich den jungen Leuten zu nähern.

»Was?« fragte Chicot.

»Höre, ich will sie morgen oder vielmehr heute weder traurig machen, noch rühren. Ich werde sogleich von ihnen Abschied nehmen.«

Chicot schüttelte den Kopf und erwiderte: »Nimm Abschied, mein Sohn.«

Der Ton, mit welchem er diese Worte sprach, war so schwermütig, dass der König einen Schauer seine Adern durchlaufen fühlte, und dass eine Träne in seine trockenen Augen trat.

»Lebt wohl, meine Freunde, Gott befohlen, meine guten Freunde,« murmelte der König.

Chicot wandte sich ab, sein Herz war nicht mehr von Marmor, als das des Königs.

Doch bald kehrten seine Augen unwillkürlich zu den jungen Leuten zurück.

Heinrich neigte sich auf sie herab und küsste einen nach dem andern auf die Stirne.

Eine bleiche, rosenfarbige Kerze beleuchtete diese Szene und teilte ihre düstere Tinte den Draperien des Zimmers und den Gesichtern der einzelnen Personen mit.

Chicot war nicht abergläubisch; als er jedoch mit seinen Lippen Heinrich die Stirne von Maugiron, von Quélus und von Schomberg berühren sah, stellte ihm seine Einbildungskraft einen verzweiflungsvollen Lebendigen dar, wie er von Toten, welche bereits in ihren Gräbern liegen, Abschied nimmt.

»Es ist sonderbar, ich habe das nie gefühlt,« sprach Chicot; »arme Kinder!«

Kaum hatte der König seine Freunde vollends geküsst, als Épernon die Augen wieder öffnete, um zu sehen, ob er weggegangen wäre.

Er hatte so eben, auf den Arm von Chicot gestützt, das Zimmer verlassen.

Épernon sprang aus seinem Bette und fing an, so gut er konnte, die Blutflecken auf seinen Stiefeln und auf seinem Kleide zu reinigen.

Diese Beschäftigung führte seinen Geist zu der Szene auf dem

Bastille-Platze zurück.

»Ich hätte nie genug Blut für diesen Menschen gehabt, der heute Abend ganz allein so viel vergossen hat,« murmelte er.

Und er legte sich wieder zu Bette.

Heinrich führte Chicot in sein Kabinett und öffnete ein langes, mit weißem Atlass ausgeschlagenes Kistchen von Ebenholz.

»Schau!« sagte er.

»Degen, ich sehe wohl; doch weiter?«

»Ja, Degen, doch geweihte Degen, lieber Freund.«

»Durch wen geweiht?«

»Durch den heiligen Vater selbst, der mir diese Gunst bewilligt. Dieses Kistchen, so wie Du es stehst, kostet mich, um nach Rom und von dort wieder zurückzukommen, zwanzig Pferde und vier Menschen; aber ich habe die Degen.«

»Stechen sie gut?« fragte Chicot.

»Ohne Zweifel; doch ihr höchstes Verdienst besteht darin, mein lieber Chicot, dass sie geweiht sind.«

»Ja, ich weiß es wohl, aber es macht mir immer Vergnügen, auch zu wissen, dass sie stechen.«

»Heide!«

»Nun lass uns von anderen Dingen sprechen, mein Sohn.«

»Es sei, doch eilen wir.«

»Du willst schlafen?«

»Nein, ich will beten.«

»Dann lass uns von Geschäften sprechen. Hast Du Herrn von Anjou kommen lassen?«

»Ja, er wartet unten.«

»Was gedenkst Du mit ihm zu machen?«

»Ich gedenke ihn in die Bastille werfen zu lassen.«

»Das ist äußerst weise. Nur wähle einen sehr tiefen, sehr sichern und sehr gut verschlossenen Kerker; den zum Beispiel, welcher den Connetable von Saint-Pol oder Jacques von Armagnac aufgenommen hat.«

»Oh! sei unbesorgt.«

»Ich weiß, wo man schönen, schwarzen Sammet verkauft, mein Sohn.«

»Chicot, es ist mein Bruder.«

»Das ist richtig und bei Hofe trägt man die Familientrauer in Violett; wirst Du mit ihm sprechen?«

»Ja, gewiss, und wäre es nur, um ihm jede Hoffnung zu benehmen und ihm zu beweisen, dass seine Komplotte entdeckt sind.«

»Hm!« machte Chicot.

»Siehst Du etwas Unpassendes darin, dass ich mit ihm spreche?«

»Nein; doch an Deiner Stelle würde ich die Rede weglassen und das Gefängnis verdoppeln.«

»Man bringe mir den Herzog von Anjou,« sprach Heinrich.

»Gleichviel, ich bleibe bei meinem ersten Gedanken,« sagte Chicot, den Kopf schüttelnd.

Einen Augenblick nachher trat der Herzog ein; er war sehr bleich und entwaffnet. Crillon folgte ihm, sein Schwert in der Hand haltend.

»Wo habt Ihr ihn gefunden?« fragte der König Crillon in einem Tone, als ob der Herzog nicht da gewesen wäre.

»Sire, Seine Hoheit war nicht zu Hause; doch einen Augenblick, nachdem ich von ihrem Hotel im Namen Eurer Majestät Besitz ergriffen hatte, kehrte Seine Hoheit zurück, und wir verhafteten sie ohne Widerstand.«

»Das ist ein Glück,« sagte der König mit verächtlichem Tone.

Dann sich gegen den Prinzen umwendend, fragte er:

»Wo wart Ihr, mein Herr?«

»Seid überzeugt, Sire, dass ich mich mit Euch beschäftigte, wo ich auch gewesen sein mag,« antwortete der Herzog.

»Ich vermute es,« sagte Heinrich »und Eure Antwort beweist mir, dass ich nicht Unrecht hatte, Euch Gleiches mit Gleichem zu vergelten.«

Franz verbeugte sich ruhig und ehrfurchtsvoll.

»Lasst hören, wo wart Ihr?« sprach der König, auf seinen Bruder zu schreitend, »was machtet Ihr, während man Eure Genossen verhaftete?«

»Meine Genossen?« entgegnete Franz.

»Ja, Eure Genossen,« wiederholte Heinrich.

»Sire, Eure Majestät ist sicherlich schlecht in Beziehung auf meine Person unterrichtet.«

»Oh! diesmal, mein Herr, werdet Ihr mir nicht entkommen, und Eure verbrecherische Laufbahn ist beendet. Auch diesmal werdet Ihr nicht von mir erben, mein Bruder . . . «

»Sire! Sire! habt die Gnade, mäßigt Euch; es erbittert Euch sicherlich irgend Jemand gegen mich.«

»Elender! Du wirst in einem Kerker der Bastille Hungers sterben,« rief der König im höchsten Zorn.

»Ich erwarte Eure Befehle und segne sie, sollten sie auch den Tod über mich verhängen.«

»Aber sprecht endlich, wo wart Ihr, Heuchler?«

»Sire, ich rettete Eure Majestät und arbeitete für den Ruhm und die Ruhe ihrer Regierung.«

»Oh! bei meiner Ehre, die Frechheit ist groß,« sprach der König wie versteinert.

»Bah!« rief Chicot sich zurückwerfend, »erzählt uns das, mein Prinz, das muss seltsam sein.«

»Sire, ich würde es Eurer Majestät auf der Stelle sagen, wenn Eure Majestät mich als Bruder behandelt hätte; doch da sie mich als einen Schuldigen behandelt, so werde ich warten, bis das Ereignis für mich spricht.«

Nach diesen Worten verbeugte er sich abermals und noch ehrfurchtsvoller, als das erste Mal, vor dem König, seinem Bruder, und sprach sodann, sich gegen Crillon und die andern anwesenden Offiziere umwendend:

»Hört: welcher von Euch, meine Herren, wird Frankreichs ersten Prinzen von Geblüt in die Bastille führen?«

Chicot dachte einen Augenblick nach: ein Blitz erleuchtete seinen Geist, und er murmelte: »Ah! ah! ich glaube, ich begreife zu dieser Stunde, warum Herr von Épernon so viel Blut an den Füßen und so wenig auf den Wangen hatte.«

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Morgen des Kampfes.

Eine schöne Sonne erhob sich über Paris; kein Bürger hatte Kunde; doch die royalistischen Edelleute und die von der Partei von Guise, die letzteren noch in einer Bestürzung begriffen, erwarteten das Ereignis und nahmen Klugheitsmaßregeln, um den Sieger zu beglückwünschen.

Der König schlief, wie wir im vorhergehenden Kapitel gesehen haben, die ganze Nacht gar nicht; er betete und weinte, und da er im Ganzen ein mutiger und besonders im Punkte der Duelle erfahrener Mann war, so ging er gegen drei Uhr Morgens mit Chicot aus, um seinen Freunden den einzigen Dienst zu leisten, den er ihnen zu leisten im Stande war.

Er besuchte den Ort, wo der Kampf stattfinden sollte; es war eine merkwürdige und, wir sagen es ohne Spott, wenig bemerkte Szene.

In einer Kleidung von düsterer Farbe, in einen weiten Mantel gewickelt, den Degen an der Seite, die Haare und die Augen unter der Krempe seines Hutes verborgen, folgte der König der Rue Saint-Antoine bis auf dreihundert Schritte jenseits der Bastille; als er jedoch hier angelangt eine Versammlung von vielen Menschen etwas über der Rue Saint-Paul sah, wollte er sich nicht in die Menge wagen, schlug den Weg durch die Rue Sainte-Catherine ein und erreichte von hinten das Gehege der Tournelles.

Man errät, was diese Menge hier machte: sie zählte die Toten der Nacht.

Der König vermied sie und erfuhr folglich nicht, was vorgefallen war.

Chicot, der dem Streite, oder vielmehr der Verabredung, welche acht Tage vorher stattgefunden, beigewohnt hatte, erklärte dem König auf dem Platze selbst, wo der Kampf stattfinden sollte, die Stellung, welche die Kämpfenden einzunehmen hatten, und die Bedingungen des Kampfes.

Kaum war Heinrich unterrichtet, als er den Raum zu messen anfang, zwischen die Bäume schaute, den Sonnenschein berechnete, und sprach:

»Quélus wird sehr ausgesetzt sein; er hat die Sonne rechts, gerade in dem Auge, das ihm bleibt²⁷, während Maugiron ganz im Schatten ist. Quélus hätte den Platz von Maugiron, und Maugiron, der vortreffliche Augen hat, den von Quélus nehmen müssen. Das ist bis jetzt sehr schlecht angeordnet. Schomberg, der eine schwache Kniebeuge hat, findet hier einen Baum, welcher ihm im Falle der Not als Anhaltspunkt dient, und das beruhigt mich in Beziehung auf seine Person; doch Quélus, mein armer Quélus!«

Und er schüttelte traurig den Kopf.

»Du machst mir Pein, mein König,« sprach Chicot. »Schweige doch und quäle mich nicht so; den Teufel! sie werden haben, was sie haben sollen.«

Der König schlug die Augen zum Himmel auf, seufzte und murmelte:

»Mein Gott, höre, wie er blasphemirt; doch zum Glück weißt Du, dass er ein Narr ist.«

Chicot zuckte die Achseln.

»Und Épernon,« fuhr der König fort, »ich bin meiner Treue ungerecht, ich dachte nicht an ihn, wie wird er ausgesetzt sein! Betrachte die Lage des Terrain, mein braver Chicot: links eine Schranke; rechts ein Baum; hinten ein Graben; Épernon, der genötigt sein wird, jeden Augenblick die Stellung zu verändern, denn Bussy ist ein Tiger, ein Löwe, eine Schlange; Bussy ist ein lebendiges Schwert, das springt, das sich verkürzt, das sich entwickelt, das sich krümmt.«

»Bah!« versetzte Chicot, »Épernon beunruhigt mich nicht.«

»Du hast Unrecht, er wird sich töten lassen.«

»Er! er ist nicht so dumm; er hat sicherlich seine Vorsichtsmaßregeln getroffen.«

»Wie verstehst Du das?«

»Ich meine, er wird sich nicht schlagen.«

»Gehe doch! hast Du ihn nicht so eben gehört?«

»Ganz gewiss.«

»Nun?«

»Gerade darum wiederhole ich Dir, dass er sich nicht schlagen wird.«

»Du bist ein ungläubiger, geringschätzender Mensch.«

»Ich kenne meinen Gascogner, Heinrich; doch glaube mir, lass uns zurückkehren, es ist heller Tag, lass uns in den Louvre zurückkehren.«

»Meinst Du, ich werde während des Kampfes im Louvre bleiben?«

»Alle Teufel! Du wirst dort bleiben, denn sähe man Dich hier, so würde Jeder sagen, wenn Deine Freunde Sieger bleiben, du habest den Sieg durch einen Zauberspruch erzwungen, und wenn sie besiegt werden, Du habest ihnen Unglück gebracht.«

»Ei! was kümmere ich mich um Gerüchte und Deutungen? Ich werde sie bis zum Ende lieben.«

»Du sollst wohl ein starker Geist sein, Heinrich; ich mache Dir mein Kompliment darüber, dass Du Deine Freunde liebst: es ist eine seltene Tugend bei Fürsten; doch Du sollst Herrn von Anjou nicht allein im Louvre lassen.«

»Ist Crillon nicht dort?«

»Ei! Crillon ist ein Büffel, ein Rhinoceros, ein Eber, Alles, was Du Tapferes und Unzähmbares haben willst; aber Dein Bruder ist die Blindschleiche, die Viper, die Klapperschlange, er ist jedes Tier, dessen Macht weniger in seiner Kraft, als in seinem Gifte liegt.«

»Du hast Recht, ich hätte ihn sollen in die Bastille werfen lassen.«

»Ich sagte Dir doch, Du habest Unrecht, ihn zu sehen.«

»Ja, ich wurde besiegt durch seine Sicherheit, durch seine Haltung, durch den Dienst, den er mir geleistet zu haben behauptete.«

»Ein Grund mehr für Dich, ihm zu misstrauen. Glaube mir, mein Sohn, lass uns nach Hause zurückkehren.«

Heinrich folgte dem Rate von Chicot und begab sich wieder auf den Weg nach dem Louvre, nachdem er einen letzten Blick auf den zukünftigen Kampfplatz geworfen hatte.

Es war im Palaste bereits Alles auf den Beinen, als der König mit Chicot zurückkam.

Die jungen Leute waren zuerst erwacht und ließen sich von ihren Lackeien ankleiden.

Der König fragte, womit sie sich beschäftigten.

Schomberg machte Biegungen, Quélus befeuchtete sich die Augen mit Rebenwasser, Maugiron trank ein Glas spanischen Wein, Épernon schiff seinen Degen an einem Steine.

Man konnte Épernon übrigens sehen, denn er hatte für diese Operation einen Sandstein vor die Türe des gemeinschaftlichen Zimmers bringen lassen.

»Und Du sagst, dieser Mann sei kein Bayard?« sprach der König, ihm voll Liebe zuschauend.

»Nein, ich sage, er ist ein Scherenschleifer und mehr nicht,« erwiderte Chicot.

Épernon sah ihn und rief: »Der König!«

Trotz des Entschlusses, den er gefasst, und den er auch abgesehen von diesem Umstand nicht zu halten die Kraft gehabt hatte, trat Heinrich nun in ihr Zimmer.

Es war, wie wir bereits erwähnt, ein König voll Majestät und von großer Selbstbeherrschung.

Sein ruhiges und beinahe lächelndes Antlitz verriet kein Gefühl seines Herzens.

»Guten Morgen, meine Herren,« sagte er, »es scheint, ich finde Euch in guter Stimmung.«

»Gott sei Dank, ja, Sire,« antwortete Quélus.

»Ihr seht düster aus, Maugiron.«

»Sire, ich bin sehr abergläubisch, wie Eure Majestät weiß, und da ich schlechte Träume gehabt habe, so stärke ich mir das Herz durch einen Fingerhut voll spanischen Wein.«

»Mein Freund,« sprach der König, »man muss sich stets erinnern, und ich sage dies nach der Behauptung von Miron, der ein großer Dichter ist, man muss sich stets erinnern, dass die Träume von den Eindrücken des vorhergehenden Tages abhängen, aber nie einen Einfluss auf die Handlungen des nächsten ausüben, abgesehen jedoch von dem Willen Gottes.«

»Ihr seht mich auch zum Kampfe gerüstet,« sagte Épernon. »Ich habe diese Nacht ebenfalls schlecht geträumt, aber trotz des Traumes ist der Arm gut und der Blick scharf.«

Und er fiel gegen die Mauer aus, an der er mit seinem frisch geschliffenen Degen einen Einschnitt machte.

»Ja,« sagte Chicot, »Ihr träumtet, Ihr hättet Blut an den Stiefeln; dieser Traum ist nicht schlecht, er bedeutet, man werde eines Tags Triumphator nach Art von Alexander und Cäsar sein.«

»Meine Tapferen,« sprach Heinrich, »Ihr wisst, dass die Ehre Eures Fürsten in Frage steht, da es gewissermaßen seine Sache ist, die Ihr verteidigt; doch es handelt sich nur um die Ehre, versteht Ihr wohl; bekümmert Euch also nicht um die Sicherheit meiner Person. Ich habe in dieser Nacht meinen Thron so befestigt, dass ihn wenigstens einige Zeit kein Stoß zu erschüttern vermag. Schlagt Euch also für die Ehre.«

»Oh! seid unbesorgt, wir verlieren vielleicht das Leben, doch die Ehre wird in jedem Fall unversehrt bleiben,« sprach Quélus.

»Meine Herren,« fuhr der König fort, »ich liebe Euch zärtlich, und ich schätze Euch auch. Lasst mich also Euch einen Rat geben: keinen falschen Mut; nicht wenn Ihr sterbt, habt Ihr Recht, sondern wenn Ihr Eure Feinde tötet.«

»Oh! ich, meinesteils, gebe keinen Pardon,« sprach Épernon.

»Ich stehe für nichts,« versetzte Quélus, »ich werde tun, was ich kann, und mehr nicht.«

»Und ich stehe Eurer Majestät dafür, dass ich meinen Mann, wenn ich sterbe, Stoß um Stoß töte,« sprach Maugiron.

»Ihr schlagt Euch auf den Degen allein?«

»Auf den Degen und auf den Dolch,« antwortete Schomberg.

Der König hielt seine Hand auf seine Brust.

Diese Hand und dieses Herz sprachen, sich berührend, vielleicht mit einander über ihre Befürchtungen durch ihr Beben und durch ihre Pulsschläge; doch im Äußeren stolz, das Auge trocken, die Lippe hochmütig, war er wohl der König, das heißt, er schickte Soldaten in den Kampf und nicht Freunde in den Tod.

»In der Tat, mein König, Du bist in diesem Augenblick wahrhaft schön,« sagte Chicot zu ihm.

Die Edelleute waren bereit; sie hatten nur noch von ihrem Gebieter ehrfurchtsvoll Abschied zu nehmen.

»Geht Ihr zu Pferde?« fragte Heinrich.

»Nein, Sire,« antwortete Quélus, »wir gehen zu Fuße; es ist

eine heilsame Leibesübung, sie macht den Kopf frei, und Eure Majestät hat tausendmal gesagt, es sei der Kopf mehr als der Arm, was den Degen führe und leite.«

»Ihr habt Recht, mein Sohn. Eure Hand.«

Quélus verbeugte sich und küsste die Hand des Königs; die Andern ahmten sein Beispiel nach.

Épernon kniete nieder und sprach: »Sire, segnet meinen Degen.«

»Nein, Épernon,« erwiderte der König, »gebt Euren Degen Eurem Pagen zurück. Ich habe bessere Degen für Euch, als die Eurigen sind. Bringe sie, Chicot.«

»Nein,« versetzte der Gascogner, »gib diesen Auftrag Deinem Kapitän der Leibwachen, mein Sohn; ich bin nur ein Narr, nur ein Heide sogar, und die Segnungen des Himmels könnten sich in unglückliche Zaubersprüche verwandeln, wenn es dem Teufel, meinem Freunde, einfiel, auf meine Hände zu schauen, und er sehen würde, was ich trage.«

»Was für Degen sind es, Sire?« fragte Schomberg, einen Blick auf das Kistchen werfend, das ein Offizier herbeibrachte.

»Degen aus Italien, mein Sohn, in Mailand geschmiedete Degen; die Griffe sind gut, wie Ihr seht, und da Ihr, mit Ausnahme von Schomberg, insgesamt sehr zarte Hände habt, so würde Euch der erste Peitschenhieb entwaffnen, wenn Eure Hände nicht gut eingefügt wären.«

»Dank! Dank, Majestät!« sprachen einstimmig und gleichzeitig die vier jungen Männer.

»Geht, es ist Zeit,« sagte der König, der seine Erschütterung nicht länger verbergen konnte.

»Sire, werden wir zu unserer Ermutigung nicht die Blicke Eurer Majestät haben?« fragte Quélus.

»Nein, das wäre nicht anständig; Ihr schlagt Euch ohne dass man es weiß; Ihr schlagt Euch ohne meine Erlaubnis; geben wir also dem Kampfe keine Feierlichkeit; man soll besonders glauben, er sei die Folge eines Privatstreites.«

Und er entließ sie mit einer wahrhaft königlichen Gebärde.

Als sie ihm aus dem Gesicht waren, als die letzten Diener die Schwelle des Louvre überschritten hatten, als man kein

Geräusch, keine Sporen, als man nichts mehr von den Panzern hörte, welche die kriegsmäßig bewaffneten Stallmeister trugen, da fiel der König auf eine Estrade nieder und rief:

»Ah! ich sterbe.«

»Und ich,« sagte Chicot, »ich will dieses Duell sehen; mir dünkt, ich weiß nicht warum, aber es dünkt mir, es werde etwas Seltsames in Beziehung auf Épernon vorfallen.«

»Du verlässt mich?« fragte der König mit kläglicher Stimme.

»Ja, denn wenn Einer unter ihnen seiner Pflicht schlecht entspräche, so wäre ich da, um seine Stelle zu ersetzen und die Ehre meines Königs aufrecht zu erhalten.«

»Geh' also,« sprach Heinrich.

Kaum hatte der Gascogner seinen Urlaub, als er schnell wie der Blitz forteilte.

Der König kehrte nun in sein Zimmer zurück, ließ alle Läden schließen, verbot männiglich, einen Schrei im Louvre auszustoßen oder ein Wort von sich zu geben, und sagte nur zu Crillon, der Alles, was vorgehen sollte, wusste:

»Wenn wir Sieger sind, Crillon, so wirst Du es mir sagen; sind wir im Gegenteil besiegt, so klopfst Du dreimal an meine Türe.«

»Ja, Sire,« antwortete Crillon, den Kopf schüttelnd.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Freunde von Bussy.

Wenn die Freunde des Königs die Nacht mit ruhigem Schlafen hingebracht hatten, so hatten auch die des Herzogs von Anjou dieselben Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Nach einem guten Abendbrote, zu dem sie sich, ohne den Rat und die Gegenwart ihres Patrons, der sich nicht auf dieselbe Weise um seine Günstlinge kümmerte, wie es der König bei den seinigen tat, vereinigt hatten, legten sie sich in behagliche Betten bei Anraguet, dessen Haus man, weil es dem Kampfplatz am nächsten lag, als Versammlungsort gewählt hatte.

Ein Stallmeister, der von Ribeirac, ein großer Jäger und sehr geschickter Waffenschmied, hatte den ganzen Tag mit dem Putzen und Schleifen der Waffen hingebracht.

Er war überdies beauftragt, die jungen Leute bei Tagesanbruch zu wecken; dies war seine Gewohnheit an allen Morgen von Festen, Jagden und Duellen.

Anraguet hatte vor dem Abendbrot, in der Rue Saint-Denis eine kleine Kaufmannsfrau besucht, die er anbetete, und die man im ganzen Quartiere nur die schöne Bilderhändlerin nannte. Ribeirac hatte an seine Mutter geschrieben, Livarot sein Testament gemacht.

Als es drei Uhr schlug, das heißt, als die Freunde des Königs kaum erwachten, waren sie bereits insgesamt auf den Beinen, frisch, munter und wohl bewaffnet.

Sie hatten rote Hosen und Strümpfe genommen, damit ihre Feinde ihr Blut nicht sehen würden, und damit dieses Blut sie selbst nicht erschrecke; sie trugen Wämmser von grauer Seide, damit, wenn man sich ganz angekleidet schlüge, keine Falte ihre Bewegungen hemmen möchte.

Sie hatten endlich Schuhe ohne Absätze, und ihre Pagen trugen ihre Degen, damit ihr Arm und ihre Schulter keine Ermüdung erlitt.

Es war ein wunderbar schönes Wetter für die Liebe, für die

Schlacht und für den Spaziergang: die Sonne vergoldete die Firste der Dächer, auf denen der funkelnde Tau der Nacht schmolz. Ein scharfer und zugleich köstlicher Geruch stieg von den Gärten auf und verbreitete sich durch die Straßen. Das Pflaster war trocken und die Luft frisch.

Ehe sie das Haus verließen, schickten die Freunde zum Herzog von Anjou, um sich nach Bussy zu erkundigen.

Man ließ ihnen antworten, er sei den Abend vorher um zehn Uhr ausgegangen und seitdem nicht wieder zurückgekehrt.

Der Bote erkundigte sich, ob er allein und bewaffnet ausgegangen sei.

Er erfuhr, dass er in Begleitung von Rémy ausgegangen, und dass Beide ihre Degen bei sich gehabt hatten.

Man war übrigens bei dem Grafen nicht unruhig: es kamen sehr häufig ähnliche Abwesenheiten bei ihm vor; dann kannte man ihn auch als so stark, so mutig und so gewandt, dass selbst ein verlängertes Ausbleiben nur wenig Sorge veranlasste.

Die drei Freunde ließen sich diese Einzelheiten wiederholen.

»Ei! meine Freunde,« sprach Antraguët, »hörtet Ihr nicht sagen, der König habe eine große Hirschjagd im Walde von Compiègne befohlen, und Herr von Monsoreau habe zu diesem Behufe gestern abreisen müssen?«

»Ja,« antworteten die jungen Leute.

»Dann weiß ich, wo er ist: während der Oberstjägermeister den Hirsch bestätigt, jagt er die Hindin von Herrn von Monsoreau; seid unbesorgt, meine Herren, er ist dem Kampfplatz näher, als wir, und er wird vor uns dort sein.«

»Ja,« sprach Livarot, »aber ermüdet, abgemattet, nachdem er die Nacht nicht geschlafen hat.«

Antraguët zuckte die Achseln und erwiderte:

»Wird Bussy etwa müde? Aufgebrochen! vorwärts, meine Herren, wir nehmen ihn im Vorübergehen mit.«

Alle setzten sich in Marsch.

Es war gerade der Augenblick, wo Heinrich die Schwerter unter ihre Feinde austeilte; sie hatten also ungefähr zehn Minuten vor ihnen voraus.

Da Antraguët bei Saint-Eustache wohnte, so führte sie ihr Weg

durch die Rue des Lombards, die Rue de la Verrerie und endlich durch die Rue Saint-Antoine.

Alle diese Straßen waren verlassen. Den Bauern, welche von Montreuil, von Vincennes oder von Saint-Maur-les-Fosses mit ihrer Milch und mit ihren Gemüsen kamen und auf ihren Karren oder auf ihren Maultieren schiefen, war es allein gestattet, den stolzen Zug von drei mutigen Männern, gefolgt von ihren drei Pagen und ihren drei Stallmeistern, zu sehen.

Keine Prahlereien, kein Geschrei, keine Drohungen mehr; wenn man sich schlägt, um zu töten oder um getötet zu werden, wenn man weiß, dass das Duell auf beiden Seiten erbittert, tödlich, unbarmherzig sein wird, so denkt man nach, und die Unbesonnensten waren an diesem Morgen die Träumerischsten.

Als man auf der Höhe der Rue Sainte-Catherine anlangte, richteten alle Drei mit einem Lächeln, welches andeutete, dass einer und derselbe Gedanke sie in dieser Minute beschäftigte, ihre Augen nach dem kleinen Hause von Monsoreau.

»Man muss von dort aus gut sehen, und ich bin überzeugt, dass die arme Diana mehr als einmal an ihr Fenster kommen wird.«

»Sieh da! sie ist schon daran gewesen, wie mir scheint.«

»Warum dies?«

»Das Fenster steht offen.«

»Es ist wahr. Doch was soll die Leiter vor dem Fenster bedeuten, da die Wohnung Türen hat?«

»Das ist in der Tat seltsam,« sagte Antraguët.

Alle drei näherten sich dem Hause mit dem Vorgefühle, dass sie einer großen Offenbarung entgegen gingen.

»Und wir sind nicht die Einzigen, die sich wundern,« sprach Livarot: »seht die Bauern, die im Vorüberfahren sich in ihren Karren erheben, um zu schauen.«

Die jungen Leute gelangten unter den Balkon.

Ein Bauer stand bereits da und schien den Boden zu untersuchen.

»He! Herr von Monsoreau,« rief Antraguët, »kommt Ihr, um uns zu sehen? Dann beeilt Euch, denn es liegt uns daran, zuerst einzutreffen.«

Sie warteten, aber vergebens.

»Niemand antwortet,« sprach Ribeirac, »doch warum des Teufels ist diese Leiter hier?«

»He! Bauernkerl,« sagte Livarot zu dem Landmann, »was machst Du da? hast Du diese Leiter angelegt?«

»Gott behüte mich, meine Herren,« antwortete er.

»Und warum dies?« fragte Antraguët.

»Schaut doch da oben.«

Alle drei schauten empor.

»Blut!?« rief Ribeirac.

»Meiner Treue! ja, Blut,« sagte der Bauer, »und zwar sehr schwarzes.«

»Die Türe ist gesprengt worden,« rief gleichzeitig der Page von Antraguët.

Antraguët warf einen Blick von der Türe auf das Fenster, ergriff die Leiter, und war in einer Sekunde auf dem Balkon.

Er tauchte seinen Blick in das Zimmer.

»Was gibt es denn?« fragten die Andern, die ihn wanken und erbleichen sahen.

Ein furchtbarer Schrei war seine einzige Antwort.

Livarot stieg hinter ihm hinauf.

»Leichen, der Tod, der Tod überall!« rief der junge Mann.

Und Beide drangen in das Zimmer.

Ribeirac blieb von Staunen und Schrecken ergriffen unten.

Während dieser Zeit hielt der Bauer durch seine Ausrufungen alle Vorübergehende an.

Das Zimmer trug überall Spuren des furchtbaren Kampfes der Nacht an sich. Die Blutflecken, oder vielmehr ein Blutstrom hatte sich auf dem Boden ausgebreitet.

Die Tapeten waren von Schwertstreichen und Pistolenkugeln zerhackt und zerrissen.

Die Gerätschaften lagen zertrümmert und gerötet unter Fetzen von Fleisch und Kleidern.

»O Rémy! der arme Rémy!« rief plötzlich Antraguët.

»Todt?« fragte Livarot.

»Bereits kalt.«

»Aber es muss ein ganzes Regiment von Reitern durch dieses Zimmer gezogen sein!« sagte Livarot.

In diesem Augenblick sah Livarot die Türe der Hausflur offen; die Blutspuren deuteten an, dass der Kampf auch auf dieser Seite stattgefunden hatte; er folgte diesen furchtbaren Spuren und kam bis zur Treppe.

Der Hof war öde und leer.

Während dieser Zeit ging Anraguet, statt ihm zu folgen, in das nächste Zimmer; es fand sich überall Blut: das Blut führte zum Fenster.

Er neigte sich über das Gesimse und tauchte sein erschrockenes Auge in den kleinen Garten.

Das eiserne Gitter hielt noch den bleichen, starren Leichnam des unglücklichen Bussy.

Bei diesem Anblick war es nicht mehr ein Schrei, sondern ein Brüllen, was aus der Brust von Anraguet hervordrang.

Livarot lief herbei.

»Schau', Bussy ist tot!« sprach Anraguet.

»Bussy ermordet, durch das Fenster gestürzt! Gehe hinein, Ribeirac, gehe hinein.«

Während dieser Zeit stürzte Livarot in den Hof und begegnete unten an der Treppe Ribeirac, den er mit sich forttriss.

Eine kleine Türe, welche vom Hofe in den Garten führte, gewährte ihnen Durchgang.

»Er ist es!« rief Livarot.

»Seine Faust ist zerhackt,« sprach Ribeirac.

»Er hat zwei Kugeln in der Brust.«

»Er ist von Dolchstichen durchlöchert.«

»Ah! armer Bussy,« brüllte Anraguet, »Rache! Rache!«

Sich umwendend, stieß Livarot auf einen zweiten Leichnam und rief: »Monsoreau!«

»Wie, Monsoreau auch?«

»Ja, Monsoreau, durchlöchert wie ein Sieb, und sein Kopf auf dem Pflaster zerschmettert.«

»Ah! man hat also alle unsere Freunde in dieser Nacht ermordet!«

»Und seine Frau, seine Frau!« rief Anraguet, »Diana, Frau Diana!«

Niemand antwortete, außer dem Pöbel, der um das Haus her zu wimmeln anfang.

In diesem Augenblick geschah es, dass der König und Chicot auf der Höhe der Rue Sainte-Catherine ankamen und sich abwandten, um den Volkshaufen zu vermeiden.

»Bussy, armer Bussy!« rief Ribeirac ganz in Verzweiflung.

»Ja,« sprach Anraguet: »man wollte sich des Furchtbarsten von uns Allen entledigen.«

»Das ist eine Feigheit! das ist eine Schändlichkeit!« riefen die zwei andern jungen Leute.

»Wir wollen uns beim Herzog beklagen,« sprach einer von ihnen.

»Nein,« sagte Anraguet, »wir wollen Niemand die Sorge unserer Rache übertragen; wir würden schlecht gerächt, Freund; warte auf mich.«

Und in einer Sekunde stieg er die Treppe hinab und trat zu Livarot und Ribeirac.

»Meine Freunde,« sprach er, »betrachtet dieses edle Antlitz des Bravsten der Männer; seht die noch frischroten Tropfen seines Blutes; dieser hier gibt uns das Beispiel; dieser hier übertrug keinem seine Rache . . . Bussy! Bussy! wir werden es machen wie Du, sei unbesorgt, wir werden uns rächen!«

Diese Worte sprechend, nahm er den Hut ab, drückte seine Lippen auf die Lippen von Bussy, zog sein Schwert, tauchte es in des Toten Blut und sprach: »Bussy, auf Deine Leiche schwöre ich, dass dieses Blut in dem Blute Deiner Feinde abgewaschen werden soll.«

»Bussy,« sprachen die Andern, »wir schwören, zu töten oder zu sterben.«

»Meine Herren,« sagte Anraguet, seinen Degen wieder in die Scheide steckend, »nicht wahr, keine Gnade, kein Erbarmen?«

Die jungen Männer streckten die Hand über dem Leichnam aus und wiederholten: »Keine Gnade, kein Erbarmen!«

»Doch wir werden nur drei gegen vier sein,« sagte Livarot.

»Ja,« sprach Anraguet, »aber wir haben Niemand ermordet,

und Gott wird die Unschuldigen stark machen. Gott befohlen, Bussy!«

»Gott befohlen, Bussy!« wiederholten die zwei andern Gefährten.

Und sie verließen, Schrecken im Gemüte und Blässe auf der Stirne, dieses verfluchte Haus.

Mit dem Bilde des Todes hatten sie jene tiefe Verzweiflung gefunden, welche die Kräfte verhundertfacht; sie hatten die edle Entrüstung gesammelt, die den Menschen über sein sterbliches Wesen erhaben macht.

Nur mit Mühe durchdrangen sie die Menge, so beträchtlich war sie im Verlaufe einer Viertelstunde geworden.

Als sie auf den Kampfplatz kamen, fanden sie ihre Gegner, welche, die Einen auf Steinen sitzend, die Anderen malerisch über die hölzernen Schranken gelehnt, ihrer harrten.

Sie schämten sich, zuletzt anzukommen, und machten ihre Schritte am Ende laufend.

Die vier Mignons hatten vier Stallmeister bei sich.

Auf der Erde liegend, schienen ihre vier Schwerter ebenfalls zu ruhen und zu warten.

»Meine Herren,« sprach Quélus sich erhebend und mit einem gewissen hochmütigen Ernste grüßend, »wir hatten die Ehre, auf Euch zu warten.«

»Entschuldigt uns, meine Herren,« sprach Antraguët, »doch wir wären ohne die Zögerung eines Freundes vor Euch hier angelangt.«

»Herr von Bussy,« sagte Épernon, »in der Tat, ich sehe ihn nicht; es scheint, er lässt sich diesen Morgen an den Ohren zupfen.«

»Wir haben bis jetzt gewartet, und werden wohl auch noch etwas länger warten,« sprach Schomberg.

»Herr von Bussy wird nicht kommen,« erwiderte Antraguët.

Ein tiefes Erstaunen trat auf allen Gesichtern hervor, nur das von Épernon drückte ein anderes Gefühl aus.

»Er wird nicht kommen,« sagte er, »ah! ah! der Tapferste der Tapferen hat also Furcht?«

»Es kann nicht deshalb sein,« versetzte Quélus.
»Ihr habt Recht, mein Herr,« sprach Livarot.
»Warum wird er nicht kommen?« fragte Maugiron.
»Weil er tot ist,« antwortete Antraguët.
»Tot!« riefen die Mignons.
Épernon sprach nichts und erbleichte nur leicht.
»Und zwar ermordet!« fügte Antraguët bei.
»Wisst Ihr es nicht, meine Herren?«
»Nein,« antwortete Quélus.
»Und warum sollten wir es wissen?«
»Ist es übrigens auch gewiss?« fragte Épernon.
Antraguët zog seinen Degen und rief:
»So gewiss, dass hier von seinem Blute ist.«
»Ermordet!« riefen die drei Freunde des Königs, »Herr von Bussy ermordet!«
Épernon schüttelte fortwährend den Kopf mit einer Miene des Zweifels.
»Dieses Blut schreit nach Rache,« sagte Ribeirac, »hört Ihr es nicht, meine Herren?«
»Ah! man sollte glauben, Euer Schmerz habe eine gewisse Bedeutung,« versetzte Schomberg.
»Bei Gott!« rief Antraguët.
»Was soll das heißen?« fragte Quélus.
»Suche, wem das Verbrechen nützt,« sagt der Rechtsgelehrte,« murmelte Livarot.
»Ah! meine Herren, Ihr werdet Euch laut und deutlich erklären,« rief Maugiron mit einer Donnerstimme.
»Wir kommen gerade deshalb, meine Herren,« entgegnete Ribeirac, »und wir haben mehr Gründe, als man braucht, um uns hundertmal zu erwürgen.«
»Rasch den Degen in die Hand,« sagte Épernon, seine Waffe aus dem Bündel ziehend, »vorwärts, meine Herren!«
»Oh! oh! Ihr seid sehr eilig, Herr Gascogner,« versetzte Livarot, »Ihr sanget nicht so laut, als wir noch vier gegen vier waren.«
»Ist es unser Fehler, wenn Ihr nur noch zu drei seid?« entgegnete Épernon.

»Ja, es ist Euer Fehler,« rief Anraguet, »er ist tot, weil man ihn lieber im Grabe liegend, als aufrecht auf dem Kampfplatz haben wollte; er ist gestorben mit abgehauener Faust, damit diese Faust sein Schwert nicht mehr halten könne; er ist gestorben, weil man um jeden Preis diese Augen auslöschen musste, deren Blitz Euch alle Vier geblendet hätte. Begreift Ihr? bin ich klar?«

Schomberg, Maugiron und Épernon brüllten vor Wut.

»Genug, genug, meine Herren,« sagte Quélus.

»Zieht Euch zurück, Herr von Épernon, wir werden uns drei gegen drei schlagen; diese Herren sollen sehen, ob wir, trotz unseres Rechtes, Leute sind, welche ein Unglück benützen, das wir beklagen, wie sie. Kommt, meine Herren, kommt,« fügte der junge Mann bei, indem er seinen Hut rückwärts warf und die linke Hand erhob, während er mit der rechten sein Schwert zwischen ließ, »kommt, und wenn Ihr uns unter dem freien Himmel und unter dem Blicke Gottes kämpfen seht, werdet Ihr beurteilen, ob wir Mörder sind. Vorwärts, Raum! Raum!«

»Ah! ich hasste Euch,« sprach Schomberg, »nun aber verabscheue ich Euch.«

»Und ich,« versetzte Anraguet, »ich hätte Euch vor einer Stunde getötet, nun würde ich Euch erwürgen. Ausgelegt, meine Herren, ausgelegt!«

»Mit unsern Wämmsern oder ohne Wämmser?« fragte Schomberg.

»Ohne Wamms, ohne Hemd, die Brust nackt, das Herz entblößt,« antwortete Anraguet.

Die jungen Leute warfen ihre Wämmser ab und rissen sich die Hemden vom Leibe.

»Halt,« sprach Quélus sich entkleidend, »ich habe meinen Dolch verloren. Er hielt schlecht in der Scheide und wird auf dem Wege herausgefallen sein.«

»Oder Ihr habt ihn bei Herrn von Monsoreau auf dem Bastilleplatze in irgend einer Scheide gelassen, aus der Ihr ihn nicht mehr herausziehen wagtet,« sagte Anraguet.

Quélus brüllte vor Wut und legte sich rasch aus.

»Aber er hat keinen Dolch, Herr Anraguet, er hat keinen Dolch!« rief Chicot, der in diesem Augenblick auf den Kampfplatz

kam.

»Desto schlimmer für ihn, es ist nicht mein Fehler,« versetzte Antraguët, zog mit der linken Hand seinen Dolch und legte sich ebenfalls aus.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Kampf.

Der Ort, wo dieser furchtbare Kampf stattfinden sollte, war von Bäumen beschattet, wie wir gesehen, und lag ziemlich abgesondert.

Er war gewöhnlich nur von Kindern besucht, welche darauf bei Tage spielten, oder von Trunkenbolden und Dieben, die in der Nacht hier schliefen.

Die von den Pferdehändlern errichteten Schranken entfernten natürlich die Menge, welche, ähnlich den Wellen eines Flusses, beständig einer Strömung folgt und nur an, gezogen durch eine Wirbelbewegung stille hält oder zurückkommt.

Die Menschen, welche in diese Gegend kamen, gingen daran vorbei und hielten nicht an.

Überdies war es noch zu frühzeitig und der allgemeine Zug richtete sich nach dem blutigen Hause von Monsoreau.

Das Herz zitternd, obgleich er nicht von sehr zarter Natur war, setzte sich Chicot vor die Lackeien und Pagen auf ein hölzernes Geländer.

Er liebte die Angevins nicht, er hasste die Mignons, doch die Einen und die Andern waren mutige junge Leute und unter ihrem Fleische floss ein edles Blut, das bald zu Tage springen sollte.

Épernon wollte eine letzte Prahlerei wagen und rief:

»Wie! man hat also bange vor mir?«

»Schweigt, Schwätzer,« sagte Antraguët zu ihm.

»Ich habe mein Recht, die Partie wurde zu acht abgeschlossen,« entgegnete Épernon.

»Weicht zurück!« sagte Ribeirac, ungeduldig ihm den Weg versperrend.

Er kehrte zurück mit einer stolzen Kopfbewegung und steckte seinen Degen wieder in die Scheide.

»Kommt,« sprach Chicot, »kommt, Blüte der Tapferen, sonst werdet Ihr Euch noch ein paar Schuhe verderben, wie gestern.«

»Was sagt der Meister Narr?«

»Ich sage, dass es sogleich hier Blut geben wird, und dass Ihr darin marschieren würdet, wie in dieser Nacht.«

Épernon wurde furchtbar bleich und seine ganze Prahlerei fiel unter diesem grässlichen Vorwurf.

Ribeirac und Schomberg näherten sich nach dem gewöhnlichen Gruß.

Quélus und Antraguët, die sich schon seit einem Augenblick ausgelegt hatten, banden ihre Klingen, indem Jeder einen Schritt vorwärts machte.

Maugiron und Livarot belauerten sich, jeder an eine Schranke angelehnt, und machten Finten auf dem Platze, um den Degen in ihrer Lieblingslage zu binden.

Der Kampf begann, als es fünf Uhr auf Saint-Paul schlug.

Die Wut war in den Zügen der Kämpfenden ausgeprägt; doch ihre zusammengepressten Lippen, ihre drohende Blässe, das unwillkürliche Zittern ihrer Faust deuteten an, dass diese Wut von ihnen durch die Klugheit bemeistert wurde, und dass sie, ähnlich einem wilden Pferde, nicht ohne große Verheerungen losbrechen würde.

Mehrere Minuten lang, was ein ungeheurer Zeitraum ist, fand ein Reiben der Klingen statt, das noch kein Geklirre war.

Nicht ein Stoß wurde getan.

Müde oder vielmehr befriedigt durch das Befühlen seines Gegners, senkte Ribeirac die Hand und wartete einen Augenblick.

Schomberg machte zwei rasche Schritte und führte einen Stoß nach ihm, der der erste aus den Wolken hervorschießende Blitz war.

Ribeirac war getroffen.

Seine Haut wurde blass; ein Blutstrahl sprang aus seiner Schulter; er wich aus seiner Stellung, um sich von seiner Wunde Rechenschaft zu geben.

Schomberg wollte den Stoß wiederholen, doch Ribeirac hob seinen Degen durch eine Primparade und brachte ihm einen Stich in die Seite bei.

Jeder hatte seine Wunde.

»Ruh'n wir nun ein paar Sekunden, wenn Ihr wollt,« sagte Ribeirac.

Quélus und Antragu'et erhitzten sich mittlerweile ebenfalls; doch Quélus, der keinen Dolch hatte, war in großem Nachtheil; er sah sich genötigt, mit seinem linken Arme zu parieren, und da dieser Arm bloß war, so kostete ihn jede Parade eine Wunde. Ohne schwer getroffen zu werden, hatte er nach ein paar Sekunden eine völlig mit Blut überströmte Hand.

Antragu'et, der seinen Vorteil begriff und nicht minder gewandt war, als Quélus, parierte mit einer außerordentlichen Mäßigung. Drei Gegenstöße trafen, und ohne dass er schwer getroffen war, entfloss doch das Blut aus der Brust von Quélus durch drei Wunden.

Doch bei jedem Stoße wiederholte Quélus: »Es ist nichts.«

Livarot und Maugiron hielten sich immer noch in den Grenzen der Klugheit.

Ribeirac war wütend vor Schmerz, fühlte zugleich, dass er mit seinem Blute seine Kräfte zu verlieren anfing, und stürmten auf Schomberg ein.

Schomberg wich keinen Schritt zurück und begnügte sich, seinen Degen vorzustrecken.

Die jungen Leute führten einen Stoß gleichzeitig gegen einander aus.

Ribeirac war die Brust durchbohrt und Schomberg hatte eine Wunde am Halse.

Ribeirac fuhr, tödlich verwundet, mit der linken Hand nach seiner Wunde und entblößte sich dadurch.

Schomberg benützte dies, um Ribeirac einen zweiten Stoß beizubringen, der ihm das Fleisch durchdrang.

Ribeirac aber packte mit seiner rechten Hand die Hand des Gegners und drückte ihm mit der linken seinen Dolch bis an das Heft in die Brust.

Die spitzige Klinge traf in das Herz.

Schomberg stieß einen dumpfen Schrei aus, fiel auf den Rücken und zog Ribeirac nach sich, der immer noch von dem Degen durchstoßen war.

Als Livarot seinen Freund fallen sah, zog er sich rasch einen

Schritt zurück und lief, verfolgt von Maugiron, auf ihn zu.

Er gewann mehrere Schritte im Laufe, half Ribeirac in seiner Anstrengung, sich von dem Degen von Schomberg zu befreien, und riß ihm diesen Degen aus der Brust.

Doch von Maugiron wieder eingeholt, musste er sich mit dem Nachtheil eines schlüpfrigen Bodens, einer schlechten Auslage und der Sonne in den Augen verteidigen.

Nach Verlauf einer Sekunde öffnete ein Dolchstoß Livarot den Kopf, und dieser ließ seinen Degen fallen und stürzte auf seine Knie.

Quélus wurde hart von Anraguet bedrängt.

Maugiron beeilte sich, Livarot durch einen anderen Stich zu durchbohren, und dieser fiel gänzlich.

Épernon stieß einen gewaltigen Schrei aus.

Quélus und Maugiron blieben gegen den einzigen Anraguet.

Quélus war ganz blutig, jedoch von leichten Wunden.

Maugiron war beinahe unversehrt.

Anraguet begriff die Gefahr; er hatte nicht die geringste Schramme bekommen, doch, er fing an sich müde zu fühlen; es war jedoch nicht der Augenblick, um Waffenstillstand von einem verwundeten, wütenden, keuchenden Mann und von einem andern durch das Blutbad erhitzten zu verlangen.

Mit einem Peitschenhiebe schlug er heftig den Degen von Quélus auf die Seite und sprang, die Entfernung des Eisens benützend, leicht unter eine Schranke.

Quélus führte einen kräftigen Hieb mit der Schneide, drang damit aber nur in das Holz.

Doch in diesem Augenblick griff Maugiron Anraguet von der Seite an.

Anraguet wandte sich um, Quélus benützte die Bewegung, um unter der Schranke durchzuschlüpfen.

»Er ist verloren,« sagte Chicot.

»Es lebe der König!« rief Épernon, »mutig, meine Löwen, mutig!«

»Stille, mein Herr, wenn es Euch beliebt,« sprach Anraguet, »beleidigt nicht einen Mann, der sich bis zum letzten Atemzuge

schlagen wird.«

»Und der noch nicht tot ist,« rief Livarot.

Und hässlich durch den blutigen Kot, der ihm den Leib bedeckte, erhob er sich in dem Augenblick, wo Niemand mehr an ihn dachte, auf die Knie und tauchte seinen Dolch zwischen die Schultern von Maugiron, der wie eine Masse stöhnend niederfiel.

»Jesus, mein Gott! ich bin tot!«

Livarot stürzte ohnmächtig zurück, die Anstrengung und der Zorn hatten den Rest seiner Kräfte erschöpft.

»Herr von Quélus, Ihr seid ein braver Mann,« sprach Anraguet, sein Schwert senkend, »ergebt Euch, und ich biete Euch das Leben an.«

»Und warum mich ergeben?« versetzte Quélus, »bin ich auf dem Boden?«

»Nein, doch Ihr seid mit Stichen besiebt, und ich bin noch unversehrt.«

»Es lebe der König!« rief Quélus, »ich habe noch meinen Degen, mein Herr.«

Und er fiel weit gegen Anraguet aus, der den Stoß, so rasch er gewesen war, parierte.

»Nein, mein Herr, Ihr habt ihn nicht mehr,« sprach Anraguet, mit voller Hand die Klinge beim Stichblatt fassend.

Und er drehte Quélus den Arm, dass dieser den Degen losließ.

Nur schnitt sich Anraguet leicht in einen Finger der linken Hand.

»Einen Degen, einen Degen!« brüllte Quélus.

Und sich auf Anraguet mit einem Tigersprunge stürzend, umfasste er ihn mit seinen beiden Armen.

Anraguet ließ sich am Leibe packen, nahm seinen Degen in seine linke Hand und seinen Dolch in seine rechte, und fing an auf Quélus ohne Unterlass und überallhin zu stoßen, wobei er sich bei jedem Stoße mit dem Blute seines Gegners bespritzte, den nichts seinen Feind loszulassen vermochte, und der bei jeder Wunde schrie:

»Es lebe der König!«

Es gelang ihm sogar, die Hand, die ihn schlug, zurückzuhalten

und seinen unversehrten Feind, wie es eine Schlange getan hätte, zwischen seinen Beinen und seinen Armen zu knebeln.

Anraguet fühlte, dass ihm der Atem ausging.

Er wankte und fiel in der Tat.

Doch im Fallen, als ob ihn an diesem Tage Alles begünstigen sollte, erstickte er gleichsam den unglücklichen Quélus.

»Es lebe der König!« murmelte der Letztere im Todeskampf.

Es gelang Anraguet, sich von dem Drucke loszumachen; er stemmte sich auf einen Arm, durchbohrte seinem Gegner mit einem letzten Stoße die Brust und rief:

»Sprich, bist Du nun zufrieden?«

»Es lebe der Kö« stammelte Quélus die Augen halb geschlossen.

Das war Alles; Stillschweigen und der Schrecken des Todes herrschten auf dem Schlachtfelde.

Anraguet erhob sich ganz blutig, doch von dem Blute seines Feindes; er hatte, wie gesagt, nur eine Schramme an der Hand.

Épernon machte voll Schrecken das Zeichen des Kreuzes und ergriff die Flucht, als würde er von einem Gespenst verfolgt.

Anraguet warf auf seine Gefährten und auf seine Feinde, auf Sterbende und Tote einen Blick, wie ihn einst der Horatier auf den Kampfplatz, der über das Schicksal Roms entschied, werfen musste.

Chicot lief herbei und hob Quélus auf, dem sein Blut durch neunzehn Wunden entströmte.

Die Bewegung belebte ihn wieder.

Er öffnete die Augen und sprach:

»Anraguet, bei meiner Ehre, ich bin unschuldig an dem Tode von Bussy.«

»O! ich glaube Euch, mein Herr, ich glaube Euch,« erwiderte Anraguet gerührt.

»Flieht,« murmelte Quélus, »flieht, der König würde Euch nie verzeihen.«

»Und ich, Herr, ich werde Euch nicht so verlassen, und sollte mich das Schafott erwarten,« erwiderte Anraguet.

»Rettet Euch, junger Mann, und versucht nicht Gott,« sprach

Chicot, »Ihr entkommt durch ein Wunder, verlangt nicht zwei an demselben Tage.«

Antraguët näherte sich Ribeirac, der noch atmete.

»Nun!« fragte dieser.

»Wir sind Sieger,« antwortete Antraguët mit leiser Stimme, um Quélus nicht zu verletzen.

»Ich danke,« sprach Ribeirac, »geht.«

Und er fiel ohnmächtig nieder.

Antraguët hob seinen eigenen Degen auf, den er im Kampfe hatte fallen lassen, dann die von Quélus, Schomberg und Maugiron.

»Macht mir den Garaus, mein Herr,« sagte Quélus, »oder lasst mir meinen Degen.«

»Hier ist er, Herr Graf,« antwortete Antraguët, ihm denselben mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung reichend.

Eine Träne glänzte in den Augen des Verwundeten.

»Wir hätten Freunde sein können,« murmelte er.

Antraguët reichte ihm die Hand.

»Gut!« sagte Chicot, »das ist so ritterlich gehandelt, als ein Mensch nur immer handeln kann. Doch rette Dich, Antraguët, denn Du bist würdig, zu leben.«

»Und meine Gefährten?« fragte der junge Mann.

»Ich werde für sie Sorge tragen, wie für die Freunde des Königs.«

Antraguët hüllte sich in den Mantel, den ihm sein Stallmeister reichte, damit man das Blut nicht sehe, mit dem er bedeckt war, ließ die Toten und die Verwundeten unter den Pagen und Lackeien, und verschwand durch die Porte Saint-Antoine.

Schluß.

Bleich vor Unruhe und zitternd bei dem geringsten Geräusche, durchmaß der König den Waffensaal und berechnet mit der Erfahrung eines geübten Mannes die Zeit, die seine Freunde hatten brauchen können, um mit ihren Gegnern zusammenzutreffen und sie zu bekämpfen, so wie die guten und schlimmen Chancen, welche ihnen ihr Charakter, ihre Stärke oder ihre Geschicklichkeit verliehen.

»Zu dieser Stunde,« sagte er Anfangs, »schreiten sie durch die Rue Saint-Antoine.«

»Nun treten sie auf den Wahlplatz.«

»Man zieht die Degen. In diesem Augenblick sind sie handgemein.«

Und ganz bebend fing der arme König bei diesen Worten an zu beten.

Doch den Grund seines Herzens nahmen andere Gefühle in Anspruch, und diese Andacht der Lippen schlüpfte nur an der Oberfläche hin.

Nach einigen Sekunden erhob sich der König wieder und sprach:

»Wenn sich Quélus nur des Gegenstoßes erinnert, den ich ihm gezeigt habe, wobei er mit dem Degen parieren und mit dem Dolche stoßen muss. Was Schomberg betrifft, so ist dies ein kaltblütiger Mann, und er muss Ribeirac unfehlbar töten. Maugiron, wenn er kein Unglück hat, wird sich rasch von Livarot frei machen. Aber Épernon . . . oh! der ist tot. Zum Glück ist er derjenige von den Vieren, welchen ich am wenigsten liebe. Aber leider ist es damit, dass er stirbt, nicht geschehen; ist er tot, so wird Bussy, der furchtbare Bussy, sich vervielfältigend über die Andern herfallen. Oh! mein armer Quélus! mein armer Schomberg! mein armer Maugiron!«

»Sire,« sagte vor der Türe die Stimme von Crillon.

»Wie! schon!« rief der König.

»Nein, Sire, ich bringe keine Nachricht, wenn nicht, dass der Herzog von Anjou Eure Majestät zu sprechen wünscht.«

»Und warum dies?« fragte der König, beständig durch die Türe redend.

»Er sagt, der Augenblick sei für ihn gekommen, Eurer Majestät mitzuteilen, welche Art von Dienst er ihr geleistet, und das, was er dem König zu eröffnen habe, werde einen Teil der Befürchtungen, die ihn in diesem Augenblick bewegen, beschwichtigen.«

»Nun! so geht doch,« sprach der König.

In diesem Augenblick und als Crillon, sich umwandte, um zu gehorchen, erscholl ein rascher Tritt auf den Stufen, und man hörte eine Stimme zu Crillon sagen:

»Ich will auf der Stelle den König sprechen.«

Der König erkannte diese Stimme, öffnete selbst und rief:

»Komm, Saint-Luc, komm. Was gibt es denn wieder? Was hast Du denn, mein Gott, was ist geschehen? Sind sie tot?«

Saint-Luc stürzte wirklich bleich, ohne Hut, ohne Degen, mit Blutflecken gesprenkelt, in das Zimmer des Königs.

»Sire!« rief Saint-Luc, sich vor dem König auf die Knie werfend, »Rache! ich komme, um Rache von Euch zu verlangen.«

»Mein armer Saint-Luc,« versetzte der König, »sprich, was gibt es denn, und was kann Dich in eine solche Verzweiflung bringen?«

»Sire! einer Eurer Untertanen, der Edelste, einer Eurer Soldaten, der Tapferste . . . « Es fehlte ihm das Wort.

»Wie!« rief vor schreitend Crillon, der ein Recht auf den letzten Titel zu haben glaubte.

»Ist diese Nacht erstochen, verräterisch ermordet worden,« vollendete Saint-Luc.

Nur mit einem Gedanken beschäftigt, beruhigte sich der König; es war keiner von seinen vier Freunden, denn er hatte sie am Morgen gesehen.

»Erstochen, ermordet, in dieser Nacht!« sagte der König, »von wem sprichst Du denn, Saint-Luc?«

»Sire, Ihr liebtet ihn nicht, ich weiß es wohl,« fuhr Saint-Luc fort, »doch er war getreu und würde vorkommenden Falles all sein Blut für Eure Majestät gegeben haben, das schwöre ich Euch; sonst wäre er nicht mein Freund gewesen.«

»Ah!« machte der König, der zu begreifen anfang.

Und etwas wie ein Blitz, wenn nicht der Freude, doch wenigstens der Hoffnung beleuchtete sein Antlitz.

»Rache, Sire, für Herrn von Bussy, Rache!« rief Saint-Luc.

»Für Herrn von Bussy?« wiederholte der König, jedes Wort stark betonend.

»Ja, für Herrn von Bussy, den zwanzig Mörder in dieser Nacht erdolchten. Und sie haben wohl daran getan, zu zwanzig zu sein, denn er hat vierzehn von ihnen getötet.«

»Herr von Bussy tot?«

»Ja, Sire!«

»Dann schlägt er sich diesen Morgen nicht,« sagte plötzlich der König, durch eine unwiderstehliche innere Bewegung fortgerissen.

Saint-Luc schleuderte Heinrich einen Blick zu, den dieser nicht aushalten konnte; sich umwendend, sah er Crillon, der immer noch bei der Türe stand und auf neue Befehle wartete.

Er befahl ihm durch ein Zeichen, den Herzog von Anjou zu bringen.

»Nein, Sire,« sprach Saint-Luc mit strengem Tone, »Herr von Bussy hat sich in der Tat nicht geschlagen, und deshalb komme ich, nicht um Rache, wie ich unvorsichtiger Weise Eurer Majestät gesagt habe, sondern um Gerechtigkeit zu verlangen, denn ich liebe meinen König, und besonders die Ehre meines Königs über Alles und finde, dass man, Herrn von Bussy erdolchend, Eurer Majestät einen schlechten Dienst geleistet hat.«

Der Herzog von Anjou war so eben an die Türe gekommen; er stand da, aufrecht und unbeweglich, wie eine Bildsäule von Erz.

Die Worte von Saint-Luc hatten den König erleuchtet; sie erinnerten ihn an den Dienst, den ihm sein Bruder geleistet zu haben behauptete.

Sein Blick kreuzte sich mit dem des Herzogs, und es blieb ihm kein Zweifel mehr, denn während er mit dem Blicke ja antwortete, machte ihm der Herzog von oben nach unten ein unmerkliches Zeichen mit dem Kopfe.

»Wisst Ihr, was man nun sagen wird?« rief Saint-Luc.

»Man wird sagen, wenn Eure Freunde Sieger seien, so seien sie es nur, weil sie Bussy haben ermorden lassen.«

»Und wer wird das sagen, mein Herr?« fragte der König.

»Bei Gott! Jedermann,« rief Crillon, sich ohne Umstände und wie gewöhnlich in das Gespräch mischend.

»Nein, mein Herr,« erwiderte der König, unruhig und gleichsam unterjocht durch die Meinung desjenigen, welcher, seitdem Bussy tot, der Tapferste seines Königreiches war, »nein, mein Herr, man wird es nicht sagen, denn Ihr werdet den Mörder nennen.«

Saint-Luc sah einen Schatten hervorkommen.

Es war der Herzog von Anjou, der drei Schritte im Zimmer gemacht hatte.

Er wandte sich um und erkannte ihn.

»Ja, Sire,« sagte er sich erhebend, »ja, Sire, ich werde ihn nennen, denn ich will um jeden Preis Eure Majestät einer solchen Handlung entlasten.«

»Nun, so sprecht.«

Der Herzog blieb stehen und wartete ruhig.

Crillon hielt sich hinter ihm, schaute ihn schief an und schüttelte den Kopf.

»Sire,« fuhr Saint-Luc fort, »in dieser Nacht hat man Bussy in eine Falle gelockt: während er einer Frau Besuch machte, die ihn liebte, kam der Gatte, von einem Verräter in Kenntnis gesetzt, mit Mördern nach Hause zurück; es waren solche überall, auf der Straße, im Hofe und sogar im Garten.«

Wäre nicht, wie wir erwähnten, Alles im Zimmer des Königs geschlossen gewesen, so hätte man den Prinzen bei diesen letzten Worten trotz seiner Selbstbeherrschung erbleichen sehen können.

»Bussy hat sich verteidigt wie ein Löwe, wurde aber durch die Zahl überwältigt und . . . «

»Und er ist gestorben,« unterbrach ihn der König, »und zwar mir Recht gestorben, denn ich werde einen Ehebruch nicht rächen.«

»Sire, ich habe meine Erzählung nicht beendet,« fuhr Saint-Luc fort. »Der Unglückliche, nachdem er sich beinahe eine halbe Stunde lang im Zimmer verteidigt, nachdem er über seine Feinde triumphiert hatte, flüchtete er sich, verwundet, blutend, verstümmelt; es handelte sich nur darum, ihm eine hilfreiche Hand

zu reichen, welche ich ihm gereicht hätte, wenn ich nicht mit der Frau, die er mir anvertraut, zurückgehalten, wenn ich nicht gebunden, geknebelt gewesen wäre. Leider hatte man vergessen, mich des Gesichts zu berauben, wie man mich der Stimme beraubt, und ich sah, Sire, ich sah zwei Männer sich dem unglücklichen Bussy nähern, der am Schenkel an den Spießen eines eisernen Gitters hing; ich hörte den Verwundeten Hilfe von ihnen verlangen, denn er war berechtigt, in diesen zwei Menschen zwei Freunde zu sehen. Nun, der Eine, Sire, es ist grässlich zu erzählen, doch glaubt mir, es war noch grässlicher, zu sehen und zu hören, der Eine befahl zu feuern, und der Andere gehorchte.«

Crillon ballte die Fäuste und runzelte die Stirne.

»Ihr kennt den Mörder?« fragte der König, unwillkürlich erschüttert.

»Ja,« antwortete Saint-Luc.

Und sich gegen den Prinzen umwendend, sagte er, sein Wort und seine Gebärde mit dem ganzen, so lange zurückgehaltenen Hasse belastend:

»Es ist Monseigneur; der Mörder ist der Prinz! der Mörder ist der Freund!«

Der König erwartete diesen Schlag. Der Herzog hielt ihn aus, ohne eine Miene zu verziehen.

»Ja,« sprach er ruhig, »ja, Herr von Saint-Luc hat gut gesehen und gut gehört; ich habe Herrn von Bussy töten lassen, und Eure Majestät wird diese Handlung zu schützen wissen, denn Herr von Bussy war allerdings mein Diener, aber diesen Morgen, was ich Euch sagen möchte, wollte er seine Waffen gegen Eure Majestät gebrauchen.«

»Du lügst! Mörder! Du lügst!« rief Saint-Luc, »Bussy, von Stichen durchbohrt, Bussy, dem man die Hand mit Schwertstreichen zerhackt, Bussy, die Schulter von einer Kugel zerschmettert, Bussy, durch den Schenkel an einem eisernen Gitter angehängt, Bussy, war nur noch dazu gut, Mitleid seinen grausamsten Feinden einzufloßen, und seine grausamsten Feinde würden ihm Beistand geleistet haben. Doch Du, der Mörder von La Mole und Coconnas, Du tötetest Bussy, wie Du Einen nach dem Andern alle Deine Freunde getötet hast; Du hast

Bussy umgebracht, nicht weil er der Feind Deines Bruders, sondern weil er der Vertraute Deiner Geheimnisse war. Ah! Monsoreau wusste wohl, warum Du dieses Verbrechen begingst.«

»Mein Herr und Gott! dass ich nicht der König bin!« murmelte Crillon.

»Man beleidigt mich bei Euch, mein Bruder,« sagte der Herzog, bleich vor Schrecken, denn zwischen der verkrampten Hand von Crillon und dem blutigen Blickt von Saint-Luc fühlten er sich nicht in Sicherheit.«

»Geht hinaus, Crillon!« sagte der König.

Crillon ging hinaus.

»Gerechtigkeit! Sire, Gerechtigkeit!« rief Saint-Luc fortwährend.

»Sire,« sprach der Herzog, »bestraft mich also dafür, dass ich diesen Morgen die Freunde Eurer Majestät gerettet, und dass ich Eurer Sache, welche auch die meinige ist, ein glänzendes Recht habe widerfahren lassen.«

»Und ich,« rief Saint-Luc, der sich nicht mehr bemeistern konnte, »ich sage Dir, dass die Sache, die Du verfolgst, eine verfluchte Sache ist, und dass auf den Weg, den Du wandelst, der Zorn Gottes niederfallen muss! Sire, Sire! Euer Bruder hat unsere Freunde beschützt, wehe ihnen!«

Den König durchlief es, wie ein Schauer des Schreckens.

In diesem Augenblick hörte man außen ein unbestimmtes Geräusch, dann hastige Schritte, dann dringende Fragen.

Es trat ein tiefes Stillschweigen ein.

Mitten unter diesem Stillschweigen und als ob eine Stimme vom Himmel Saint-Luc Recht geben wollte, erschütterten drei Schläge, langsam und feierlich getan, die Türe unter der kräftigen Faust von Crillon.

Ein kalter Schweiß überströmte die Schläfe von Heinrich, und eine gänzliche Verstörung bemächtigte sich seiner Gesichtszüge.

»Besiegt!« rief er, »meine armen Freunde besiegt!«

»Was sagte ich Euch, Sire?« sprach Saint-Luc.

Der Herzog faltete voll Schrecken die Hände.

»Siehst Du, Feiger!« rief der junge Mann mit großer Anstrengung, »so retten die Morde die Ehre der Fürsten! Erwürge

mich doch ebenfalls, ich habe keinen Degen!«

Und er schleuderte dem Herzog seinen seidenen Handschuh in's Gesicht.

Franz stieß einen Schrei der Wut aus und wurde leichenblass.

Aber der König sah nichts, hörte nichts; er hatte seine Stirne in seine Hände fallen lassen.

»Oh! meine armen Freunde,« murmelte er, »sie sind besiegt, verwundet! Oh! wer wird mir sichere Kunde von ihnen geben?«

»Ich, Sire,« sprach Chicot.

Der König erkannte diese befreundete Stimme und streckte seine Arme aus.

»Nun?« fragte er.

»Zwei sind bereits tot und der Dritte wird bald den letzten Seufzer aushauchen.«

»Wer ist der Dritte, der noch nicht gestorben?«

»Quélus, Sire.«

»Und wo ist er?«

»Im Hotel Bussy, wohin ich ihn habe bringen lassen.«

Der König hörte nicht mehr, mit einem Klagegeschrei eilte er aus dem Zimmer.

Saint-Luc hatte Diana zu ihrer Freundin Jeanne von Brissac geführt; deshalb sein verzögertes Erscheinen im Louvre.

Jeanne wachte drei Tage und drei Nächte bei der unglücklichen Frau, welche dem furchtbarsten Fieberwahn preisgegeben war.

Von Müdigkeit gelähmt, begab sich Jeanne am vierten Tage in ein anderes Zimmer, um ein wenig zu ruhen; als sie aber zwei Stunden nachher in das Gemach ihrer Freunde zurückkehrte, fand sie dieselbe nicht mehr.²⁸

Man weiß, dass Quélus, der einzige von den drei Kämpfenden, der seine neunzehn Wunden überlebte, in demselben Hotel de Boissy, in das ihn Chicot hatte tragen lassen, nach einem Todeskampfe von dreißig Tagen in den Armen des Königs starb.

Heinrich war untröstlich. Er ließ seinen Freunden herrliche Grabmäler errichten, wo sie in Marmor und in ihrer natürlichen

Größe ausgehauen waren. Er stiftete Messen für sie, empfahl sie den Priestern zum Gebete, und fügte seinen gewöhnlichen Gebeten den Vers bei, den er jeden Morgen und Abend wiederholte:

Que Dieu recoive en son giron
Quélus, Schomberg et Maugiron.²⁹

Drei Monate lang bewachte Crillon auf das Strengste den Herzog von Anjou, gegen den der König einen tiefen Hass gefasst hatte und dem er auch nie verzieh.

So erreichte man den September, als Chicot, der den König nie verließ und Heinrich getröstet hätte, wenn man Heinrich hätte trösten können, folgenden Brief, datiert Priorei Beaune und geschrieben von der Hand eines Geistlichen, erhielt:

*»Lieber Seigneur Chicot,
»Die Luft ist gut in unserer Gegend und die Weinlese verspricht in diesem Jahre in Burgund schön zu werden. Man sagt, der König, unser Herr, dem ich, wie es scheint, das Leben gerettet, habe immer viel Kummer; bringt ihn in die Priorei, lieber Herr Chicot, wir lassen ihn einen Wein von 1550 trinken, den ich in unserem Keller entdeckt habe, und der die größten Schmerzen vergessen zu und machen im Stande ist; dies wird ihn erfreuen, denn ich habe in den heiligen Büchern die bewunderungswürdige Phrase: »Der Wein erfreut das Menschenherz!« gefunden. Im Lateinischen macht sich das gar schön, und ich werde es Euch lesen lassen. Kommt also, lieber Herr Chicot, kommt mit dem König, kommt mit Herrn von Épernon, kommt mit Herrn von Saint-Luc, und Ihr werdet sehen, dass wir insgesamt an Fett zunehmen.*

»Der ehrwürdige Prior Dom Gorenflot, der sich Euren ergebensten Diener und Freund nennt.

»N.S.

Sagt dem König, ich habe wegen der vielen Beschwerden, die mir die Einsetzung in mein Amt verursacht, noch nicht Zeit gehabt, für die Seele seiner Freunde zu beten, wie er mir befohlen; doch sobald die Weinlese vorbei sei, werde ich mich gewiss mit ihnen beschäftigen.«

»Amen,« sprach Chicot, »die armen Teufel sind Gott schön empfohlen!«

-Ende-

Fußnoten

- [1]Mignons nannte man die Günstlinge von Heinrich III., weichlich in ihrem ganzen Wesen, zugleich aber stolz und tapfer, nahmen beinahe alle ein tragisches Ende; die berühmtesten finden wir in diesem Werke von Dumas.
- [2]Angevin, was zu Anjou gehört.]
- [3]sehr ungenau, unter ihnen der Augustiner, der Bussy die Beichte abnehmen wollte.
- [4]Der Estortuaire war der Stab, den der Oberstjägermeister dem König übergab, damit er im Galopp reitend die Zweige der Bäume auf die Seite schieben konnte.
- [5]Mäuseberg
- [6]Karl von Lothringen, Herzog von Mayenne, zweiter Sohn von Franz von Guise.
- [7]Lauterer Wein bekommt dem Nüchternen schlecht.
- [8]Eine uns aus der Königin Margot so wohl bekannte Geschichte.
- [9]Mona Lisa
- [10]Beiname des Herzogs von Guise wegen seiner Gesichtsnarbe.
- [11]Ein schöner Händelsucher ist Bussy d'Amboise: doch zärtlich auch und treu ist Monseigneur Bussy.
- [12]Man konnte ihn dann in den verborgensten Winkelkneipen vor einem ungeheuren Weinkrug in der abscheulichsten Gesellschaft, die sich nur immer denken lässt, sitzen sehen.
- [13]Eine Anspielung auf Coligny. D. Ueb.
- [14]Schnepfen
- [15]Ein Spottname für die Hugenotten
- [16]Eine Gattung von Fischen mit einem Schilde auf dem Kopfe, mittels dessen sie sich an verschiedene Körper anhängen oder ansaugen und die man oft an Haifischen hängend findet. Ihr Name Schiffshalter rührt von der alten Sage her, sie seien im Stande, ein Schiff im Laufe aufzuhalten. D. Übers.
- [17]Bilboquet, ein Spiel, bestehend aus einem zugespitzten Stiele mit daran angebrachten kleinem Becher, an diesem Stiele ist eine Kugel an einem Faden befestigt, so dass die im Becher von etwas kleinerem Durchmesser aufgenommene Kugel in die Höhe geworfen werden kann. Man sucht die fallende Kugel mit dem Becher oder mit der Spitze des Stieles aufzufangen. Dieses Spiel war in Frankreich zur Zeit Heinrichs III. ganz allgemein.
- [18]Zum Verständnis dieser Sätze erinnern wir den Leser an die Schilderung

von Heinrich dem IV. In der Königin Margot von Alexandre Dumas.

[19]Bonnet traditionell aus Wolle

[20]Bringt zuerst Euer Pferd in den Stall, denn wenn Ihr es nicht an eine Mauer anlehnt, so wird es fallen.

[21]Dort!

[22]recht ordentlich für 64 Kilometer entlang der Loire, das muss man ihm erst mal nachmachen

[23]Quintaine, Stechpfahl ein Pfahl, nach dem man ehemals auf den Reitschulen mit der Lanze rannt oder mit dem Wurfspießen warf.

[24]italienische Schauspieler, welche Vorstellungen im Hotel de Bourgogne gaben.

[25]La dague, eine größere Art von Dolchen, jetzt nicht mehr, m Gebrauche, wurde in früheren Zeiten hauptsächlich zu Duellen benützt. D. Übers.

[26]diners

[27]Quélus war in einem früheren Duell durch einen Degenstich das linke Auge ausgehöhlt worden.

[28]Was aus ihr geworden ist, hoffen wir in dem nächsten Romane von Dumas, betitelt: »Die Fünf und Vierzig zu erfahren, wo wir einen Teil der Personen wiederfinden werden, welche an der Intrige der Dame von Monsoreau Anteil genommen haben.«

[29]Gott nehme in seinem Schoße Quélus, Maugiron und Schomberg auf.




Henry von Navarra und la Fosseuse

**Die
Fünf und Vierzig
(Les quarante-cinq)**

Fortsetzung der Dame von Monsereau.

Von
Alexandre Dumas.
in Zusammenarbeit mit Auguste Maquet

Aus dem französischen
von
Dr. August Zoller.



Stuttgart.
Verlag der Frankh'schen Buchhandlung.
1847.

Liste der handelnden Personen Periode 1585.	
Heinrich III.	König von Frankreich
Louise de Lorraine	seine Frau
Francois, Herzog d'Anjou	Bruder von Heinrich III.
Aurilly	der Vertraute des Herzog d'Anjou
Catharine de Médicis	Die Königinmutter
Chicot	der Hofnarr des Königs, richtiger Name Robert Briquet.
Anne, Herzog de Joyeuse	Großadmiral von Frankreich.
Henri de Joyeuse, Francis, Cardinal de Joyeuse	sein Bruder
Nogaret de Lavalette	Herzog von Épernon
Graf de Saint-Aignan	
M. de Lognac	Hauptmann der fünfundvierzig Gardisten
Vicomte Ernauton de Caraminges, M. de Saint Maline, M. de Chalabre, Percucas de Pincorney, Pertinax de Montcrabeau, Eustache de Miradoux, Hector de Biran	von den Fünfundvierzig
M. de Crillon	Oberst der französischen Garde
M. de Vesin	Kommandeur der Garnison in Cahors

Liste der handelnden Personen Periode 1585.	
Diane de Méridor	
Rémy le Haudoin	
Die Oberin des Klosters der Hospitalières	
Henri, Herzog von Guise, Herzog von Mayenne, Herzogin von Montpensier, M. ve Mayneville, M. de Crucé, Bussy-Leclerc, M. de Martau, Nicolas Poulain, Leutnant des Propst von Paris	Leaguers
Präsident Brisson vom Rat	
M. de Salcéde	
Henri von Bourbon,	König von Navarra.
Marguerite	seine Frau
M. de Turenne, M. d'Aubiac, M. Duplessis de Mornay	vom Hof von Navarra
Mademoiselle de Montmorency	"la Fosseuse", Mätresse des Königs von Navarra.
William von Nassau	Prince von Orange
Der Bürgermeister von Antwerpen	
Goss	ein flämischer Seemann.
Dom Modeste Gorenflot, Bruder Eusèbe, Bruder Jacques, Bruder Borromée, Bruder Panurgos,	Prieuré der Jakobiner
Maitre Bonhomet	Wirt des Gasthauses "Corne d'Abondance".
Maitre Fournichon	Gastwirt von "Das Schwert des tapferen Chevaliers"
Dame Fournichon	Seine Frau

**Liste der handelnden Personen
Periode 1585.**

Lardille de Chavantrade	Frau von Eustache de Miradoux
Militor de Chavantrade	Ihr Sohn
Maitre Miton, Jean Friard	Bürgerliche
Miron	ein Arzt

Inhaltsverzeichnis

Die Fünf und Vierzig (Les quarante-cinq)

Vorbemerkung.

1tes bis 3tes Bändchen.

Erstes Kapitel. Die Porte Saint-Antoine

Zweites Kapitel. Was außerhalb der Porte Saint-Antoine vorging.

Drittes Kapitel. Revue.

Viertes Kapitel. Die Loge auf der Grève von Seiner Majestät dem König Heinrich III.

Fünftes Kapitel. Die Hinrichtung.

Sechsten Kapitel. Die beiden Joyeuse.

Siebenten Kapitel. Worin das Schwert des kühnen Ritters gegen Amors Rosenstock Recht behält.

Achtes Kapitel. Silhouette von Gascognern.

Neunten Kapitel. Herr von Loignac.

Zehntes Kapitel. Der Panzermann.

Elfte Kapitel. Abermals die Ligue.

Zwölftes Kapitel. Das Gemach Seiner Majestät Heinrich III. im Louvre.

Dreizehntes Kapitel. Das Schlafgemach.

Vierzehntes Kapitel. Der Schatten von Chicot.

Fünfzehntes Kapitel. Wie schwierig es für einen König ist, gute Botschafter zu finden.

Sechzehntes Kapitel. Wie und aus welcher Ursache Chicot gestorben war.

4tes - 7tes Bändchen

Erstes Kapitel. Die Serenade.

Zweites Kapitel. Die Börse von Chicot.

Drittes Kapitel. Die Priorei der Jakobiner.

Viertes Kapitel. Die zwei Freunde.

Fünftes Kapitel. Die Tischgenossen.

Sechstes Kapitel. Bruder Borromée.

Siebentes Kapitel. Die Lektion.

Achtes Kapitel. Die Beichterin.

Neuntes Kapitel. Der Hinterhalt.
Zehntes Kapitel. Die Guisen
Elftes Kapitel. Im Louvre.
Zwölftes Kapitel. Die Enthüllung.
Dreizehntes Kapitel. Zwei Freunde.
Vierzehntes Kapitel. Sainte-Maline.
Fünfzehntes Kapitel. Wie Herr von Loignac eine Anrede an die
Fünf und Vierzig hielt.
Sechzehntes Kapitel. Die Herren Bürger von Paris.
Siebzehntes Kapitel. Bruder Borromée.
Achtzehntes Kapitel. Chicot der Lateiner.
Neunzehntes Kapitel. Die vier Winde.
Zwanzigstes Kapitel. Wie Chicot seine Reise fortsetzte und was
ihm dabei begegnete.
Einundzwanzigstes Kapitel. Dritter Reisetag.
Zweiundzwanzigster Kapitel. Ernauton von Carmainges.
Dreiundzwanzigstes Kapitel. Der Pferdehof.
Vierundzwanzigstes Kapitel. Die sieben Sünden Magdalenens.
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Bel-Esbat.
Sechszwanzigstes Kapitel. Der Brief von Herrn von
Mayenne.
Siebenundzwanzigster Kapitel. Wie Dom Modeste Gorenflot
den König segnete, als er an der Priorei der Jakobiner
vorüberzog.
Achtundzwanzigstes Kapitel. Wie Chicot König Ludwig XI. dafür
segnete, daß er die Post erfunden, und wie er von dieser
Erfindung Gebrauch zu machen beschloß.
Neunundzwanzigster Kapitel. Wie der König von Navarra erriet,
daß Turennius, Turenne und Margota Margot bedeutete.

8tes - 11tes Bändchen

Erstes Kapitel. Die Allee von drei tausend Schritten.
Zweites Kapitel. Das Kabinett von Margarethe.
Drittes Kapitel. Komposition in Version.
Viertes Kapitel. Der spanische Botschafter.
Fünftes Kapitel. Die Armen des Königs von Navarra.
Sechstes Kapitel. Die wahre Geliebte des Königs von Navarra.
Siebentes Kapitel. Wie Chicot sich darüber wunderte, daß er in
der Stadt Nerac so bekannt war.

Achtes Kapitel. Der Oberjägermeister des Königs von Navarra.
Neuntes Kapitel. Wie man den Wolf in Navarra jagte.
Zehntes Kapitel. Wie König Heinrich von Navarra sich benahm,
als er zum ersten Mal Feuer sah.
Elfte Kapitel. Was im Louvre ungefähr um dieselbe Zeit vorfiel,
wo Chicot in die Stadt Nerac kam.
Zwölftes Kapitel. Rothe Feder und weiße Feder.
Dreizehntes Kapitel. Die Türe öffnet sich.
Vierzehntes Kapitel. Wie eine vornehme Dame im Jahre der
Gnade 1586 liebte.
Fünfzehntes Kapitel. Wie Sainte-Maline in das Türmchen kam,
und was darauf erfolgte.
Sechzehntes Kapitel. Was in dem geheimnisvollen Hause
vorfiel.
Siebzehntes Kapitel. Das Laboratorium.
Achtzehntes Kapitel. Was in Flandern Monseigneur Franz von
Frankreich, Herzog von Anjou und von Brabant, Graf von
Flandern machte.
Neunzehntes Kapitel. Vorbereitungen zur Schlacht.
Zwanzigstes Kapitel. Monseigneur.
Einundzwanzigstes Kapitel. Franzosen und Flamänder.
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Die Reisenden.
Dreiundzwanzigster Kapitel. Erklärung.
12tes - 15tes Bändchen
Erstes Kapitel. Das Wasser.
Zweites Kapitel. Die Flucht.
Drittes Kapitel. Verklärung.
Viertes Kapitel. Die zwei Brüder.
Fünftes Kapitel. Die Expedition.
Sechstes Kapitel. Paulus Aemilius.
Siebentes Kapitel. Eine von den Erinnerungen des Herzogs von
Anjou.
Achtes Kapitel. Die Verführung.
Neuntes Kapitel. Die Reise.
Zehntes Kapitel. Wie König Heinrich III. Crillon nicht zum
Frühstück einlud, wie sich Chicot selbst einlud.
Elfte Kapitel. Wie Heinrich, nachdem er Nachricht aus dem
Süden erhalten, Kunde aus dem Norden erhielt.

Zwölftes Kapitel. Die zwei Gevattern.

Dreizehntes Kapitel. Das Füllhorn.

Vierzehntes Kapitel. Was in dem Winkel von Meister Bonhomet vorfiel.

Fünfzehntes Kapitel. Der Gatte und der Liebhaber.

Sechzehntes Kapitel, Wie Chicot in dem Briefe des Herrn Herzogs von Guise klar zu sehen anfing.

Siebzehntes Kapitel. Der Cardinal von Joyeuse.

Achtzehntes Kapitel. Man hat Nachricht von Aurilly.

Neunzehntes Kapitel. Zweifel.

Zwanzigstes Kapitel. Gewißheit.

Einundzwanzigstes Kapitel. Verhängnis.

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Die Hospitaliterinnen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Seine Hoheit Monseigneur der Herzog von Guise.

Postscript.

Fußnoten

Vorbemerkung.

Zwischen dem tragischen Tod von Bussy d'Amboise, wie er in den letzten Kapiteln von ›La Dame de Monsoreaux‹ erzählt wird, und der Ankunft der berühmten gascognischen Leibgarde von Heinrich III. in Paris, die in der Geschichte als die Fünfundvierzig bekannt ist und mit der diese Erzählung beginnt, vergingen etwa sechs oder sieben Jahre.

Die Rache von Diane de Méridor an dem Prinzen, der der Anstifter des konzertierten Angriffs auf Bussy war, ist das Thema, aus dem die ›Fünfundvierzig‹ den größten Teil ihres romantischen Interesses bezieht. Diane, die schöne, lebenswerte, liebende Frau, ist zu einer kalten, lieblosen, erbarmungslosen Statue geworden, Sie lebt nur noch, um ihren ermordeten Geliebten zu rächen; aber sie ist immer noch schön, fast übermenschlich schön, — so schön, dass Henri de Joyeuse sich in hoffnungsloser Liebe zu ihr verliert, und dass der perfide Duc d'Anjou, das Objekt ihrer unerbittlichen Verfolgung, danach dürstet, sie zu besitzen, und ihr durch seine eigene Leidenschaft die Aufgabe leicht macht. Die Geschichte berichtet, dass er aus ungeklärter Ursache in Chateau-Thierry an dem hier angegebenen Datum starb.

Die Bekanntschaft mit Chicot, die in der früheren Geschichte so angenehm begonnen wurde, wird hier mit noch größerem Vergnügen erneuert. Verkleidet als Maitre Robert Briquet, um der Rache des Duc de Mayenne zu entgehen, ist er nicht weniger originell und amüsanter als in seiner eigentlichen Person, — nicht weniger aktiv in seiner Sorge um die Interessen des etwas undankbaren und undankbaren Meisters, dem seine treue Anhänglichkeit nie schwankt.

Die ganze Episode der Mission des Narren am Hof von Navarra - seine gefährliche Reise, sein kurzer Aufenthalt in Nerac, die ›»Jagd‹, die in Cahors endete, und sein Bericht über seine Erlebnisse an den König nach seiner Rückkehr — würde allein ausreichen, um die ›Fünfundvierzig‹ als einen der besten Romane unseres Autors zu bezeichnen. In all seinen vielfältigen Erfahrungen fand Chicot nie einen ebenbürtigen Gegner in Sachen Schlaueit und Finesse, bis er mit Heinrich von Navarra

den Degen kreuzte. Und wie freimütig gestand er seine Niederlage ein, und wie herzlich würdigte jeder die Verdienste des anderen!

Die Ereignisse, die zur Reise des Duc d'Anjou nach Flandern führten, in der Hoffnung, endlich eine Krone zu tragen, das Verhalten Wilhelms von Oranien gegenüber dem französischen Prinzen und der gescheiterte Versuch, Antwerpen zu erobern, werden im Hauptteil der Geschichte hinreichend behandelt. Francois starb nach all seinen Sehnsüchten und Intrigen ungekrönt; und es darf bezweifelt werden, ob er jemals den französischen Thron bestiegen hätte, selbst wenn er seinen Bruder überlebt hätte. Hätte er es getan, so kann man mit Sicherheit sagen, dass die Verbrechen und Unzulänglichkeiten seiner Brüder fast vergessen worden wären, und das Odium, das der Erinnerung an die letzten degenerierten Valois-Könige anhaftet, hätte sich auf ihn konzentriert.

Das stetige Wachstum der Heiligen Liga unter der Führung der Guises und mit der fast erklärten Schirmherrschaft Philipps II. von Spanien ist interessant in die Erzählung eingewoben; vielleicht brauchen wir uns nicht über den Erfolg einer Sache zu wundern, die für ihre Hohepriesterin eine so charmante Persönlichkeit wie die Heldin der berühmten goldenen Schere hatte, — jene energische Intrigantin, die kluge und faszinierende Duchesse de Montpensier.

Es ist interessant zu wissen, welche Wertschätzung diese Romane bei der Landsfrau des Autors, George Sand, selbst eine Romancierin ersten Ranges, genossen.

Andrew Lang schreibt in seinen ›Essays in Little‹: »M. Borie besuchte die berühmte Schriftstellerin zufällig kurz vor ihrem Tod und fand Dumas Roman ›Les Quarante-Cinq‹ auf ihrem Tisch liegen. Er drückte seine Verwunderung darüber aus, dass sie ihn zum ersten Mal las. ›Zum ersten Mal!‹ sagte sie; ›warum, dies ist das fünfte oder sechste Mal, dass ich ›Les Quarante-Cinq‹ und die anderen gelesen habe. Wenn ich krank, ängstlich, melancholisch, müde, entmutigt bin, hilft mir nichts so gut gegen moralische und physische Beschwerden wie ein Buch von Dumas.«

1tes bis 3tes Bändchen.

Erstes Kapitel.

Die Porte Saint-Antoine

Etiamsi omnes!

Am 26. Oktober des Jahren 1585 waren die Barrieren der Porte Saint-Antoine wider alle Gewohnheit noch um halb elf Uhr Morgens geschlossen.

Um drei Viertel auf elf Uhr kam eine Wache von zwanzig Schweizern, in denen man Schweizer aus den kleinen Kantonen, das heißt die besten Freunde des damals regierenden Könige Heinrich III. erkannte, aus der Rue de La Mortellerie hervor und marschierte auf die Porte Saint-Antoine zu, die sich vor ihnen öffnete und hinter ihnen schloß; sobald sie vor dem Tore waren, stellten sie sich längs den Hecken auf, welche außerhalb der Barriere die umfriedeten Plätze begrenzen, und drängten schon durch ihre Erscheinung allein eine große Anzahl den Bauern und geringen Bürgersleuten zurück, welche von Montreuil, Vincennes oder Saint-Maux kamen, um vor Mittag in die Stadt zu gelangen, was sie nicht zu bewerkstelligen vermocht hatten, da das Thor, wie gesagt, geschlossen war.

Ist es wahr, daß die Menge natürlich die Unordnung mit sich bringt, so hätte man glauben können, es wäre der Wille des Herrn Prevot gewesen, durch die Absendung dieser Wache der Unordnung zuvorzukommen, welche an der Porte Saint-Antoine stattfinden könnte.

Die Menge war in der Tat groß; sie kam auf den drei zusammenlaufenden Wegen; jeden Augenblick erschienen Mönche aus den Klöstern des Stadtgebietes, Frauen, welche seitlings auf dem Saumsattel ihrer Esel saßen, Bauern auf ihren Karten, und ballten sich an diese schon beträchtliche Masse an, welche das ungewöhnliche Geschlossensein der Tore vor der

Barriere aufhielt, und Alle bildeten durch ihre mehr oder minder dringenden Fragen ein Geräusch, das zum Grundbaß wurde, während zuweilen einige Stimmen aus diesem Baß hervortraten und bis zur Oktave der Drohung oder der Klage aufstiegen.

Man konnte außer dieser Masse von Ankömmlingen, welche in die Stadt hinein wollten, noch einige besondere Gruppen wahrnehmen, die herausgekommen zu sein schienen. Statt ihre Blicke durch die Zwischenräume der Barriere in die Stadt zu tauchen, schauten diese gierig nach dem Horizont, der von dem Kloster der Jakobiner, der Priorei von Vincennes und dem Kreuz Faubin begrenzt war, als ob ihnen auf einer von diesen drei einen Fächer bildenden Straßen ein Messias zukommen mußte.

Die letzteren Gruppen glichen nicht wenig den ruhigen Inselchen, welche sich inmitten der Seine erheben, während um sie her das Wasser strudelnd und spielend bald einen Teil vom Rasen, bald ein paar alte Weidenstämme ablöst, welche sich am Ende dem Strome hingeben, nachdem sie eine Zeit lang auf dem Wirbel gezögert haben.

Diese Gruppen, zu denen wir beharrlich zurückkehren, weil sie unsere ganze Aufmerksamkeit verdienen, wurden meistens von Bürgern von Paris gebildet, welche sehr hermetisch in ihre Hosen und Wämmser eingepackt waren; denn wir haben vergessen, zu bemerken, das Wetter war kalt, der Nordostwind schneidend, und große Wolken, die sich nahe über der Erde, fortwälzten, schienen den Bäumen die letzten gelben Blätter, welche sich noch traurig darauf schaukelten, entreißen zu wollen.

Drei von diesen Bürgern sprachen mit einander, oder es sprachen vielmehr zwei und der dritte hörte zu. Drücken wir unsere Gedanken genauer aus und sagen wir: der dritte schien nicht einmal zu hören, so groß war die Aufmerksamkeit, mit der er gegen Vincennes schaute.

Beschäftigen wir uns zuerst mit dem Letzteren.

Es war ein Mann, der von hoher Gestalt sein mußte, wenn er sich aufrecht hielt; aber in diesem Augenblick waren seine Beine, von denen er, wie es schien, nicht wußte, was er mit ihnen machen sollte, wenn er sie nicht zu ihrer nötigen Bestimmung anwandte, unter ihm gebogen, während seine Arme, verhältnismäßig nicht minder lang, als seine Beine, sich über

seinem Wamms kreuzten. An die Hecke angelehnt, gehörig auf das elastische Buschwerk gestützt, hielt er mit einer Beharrlichkeit, welche der Klugheit eines Menschen glich, der nicht erkannt sein will, sein Gesicht hinter seiner breiten Hand verborgen und wagte es nur ein Auge entblößt zu lassen, dessen durchdringender Blick zwischen dem Mittelfinger und dem Ringfinger durchschloß, welche nur in der für den Durchgang des Gesichtsstrahls streng notwendigen Entfernung auseinander blieben.

An der Seite dieses seltsamen Menschen plauderte ein kleiner Mann der aus einem Erdhaufen gestiegen war, mit einem dicken Mann, welcher am Abhang diesen Haufens schwankte und sich bei jedem Schwanken wieder an den Knöpfen des Wammses seines Gegenredners anhakete.

Es waren zwei weitere Bürger, welche mit der sitzenden Person die kabbalistische Drei bildeten, die wir in einem der vorhergehenden Paragraphen angekündigt haben.

»Ja, Meister Miton«, sprach der kleine Mann zu dem Dicken, »ja, ich sage und wiederhole, es werden hundert tausend Personen um das Schafott von Salcède zusammentreffen, wenigstens hundert tausend Personen. Seht, ohne diejenigen, welche sich schon auf der Grève versammelt haben, oder welche sich nach diesem Platze aus den verschiedenen Quartieren von Paris begeben, — seht, wie viel Leute hier sind und das ist nur ein Thor. Urteilt also, denn wenn wir wohl zählten, würden wir sechzehn Tore finden.«

»Hundert tausend, das ist viel, Gevatter Friard«, erwiderte der Dicke, »glaubt mir, Viele werden meinem Beispiel folgen und den unglücklichen Salcède nicht vierteilen sehen, aus Furcht vor einem Tumult, und sie haben Recht.«

»Meister Miton, Meister Miton, nehmt Euch in Acht«, entgegnete der kleine Mann, »Ihr sprecht da wie ein Politiker. Es wird nichts vorkommen, durchaus nichts, ich stehe Euch dafür.«

»Nicht wahr, mein Herr?« fuhr er dann, als er sah, daß der Andere den Kopf mit einer Miene den Zweifeln schüttelte, fort, indem er sich an den Mann mit den langen Armen und den langen Beinen wandte, der, statt fortwährend in der Richtung von Vincennes zu schauen, ohne seine Hand von dem Gesichte zu

nehmen, eine Viertelschwenkung gemacht hatte und nun die Barriere zum Zielpunkte seiner Aufmerksamkeit wählte.

»Wie beliebt?« fragte dieser, als ob er eben so wenig den Anruf, der an ihn gerichtet war, als die demselben vorhergehenden an den zweiten Bürger gerichteten Worte gehört hatte.

»Ich sage, es wird heute auf der Grève nichts vorfallen.«

»Ich glaube, daß Ihr Euch täuscht und daß die Verteilung von Salcède statthaben wird«, antwortete ruhig der Mann mit den langen Armen.

»Ja, allerdings, aber ich sage, es werde kein Lärmen bei dieser Verteilung entstehen.«

»Es wird der Lärmen der Peitschenhiebe stattfinden, die man den Pferden gibt.«

»Ihr begreift mich nicht. Unter Lärmen verstehe ich Aufruhr, und ich sage, es werde kein Aufruhr losbrechen. Wenn ein Aufruhr hätte entstehen sollen, so würde der König nicht haben eine Loge im Stadthause schmücken lassen, um mit den zwei Königinnen und einem Teile des Hofes der Hinrichtung beizuwohnen.«

»Wissen die Könige je, wann es Meutereien geben soll?« sprach mit einer Miene erhabenen Mitleids der Mann mit den langen Armen und den langen Beinen.

»Oh! Oh!« machte Meister Miton, sich an das Ohr des andern Bürgers neigend. »Das ist ein Mensch, der in einem seltsamen Tone spricht. Kennt Ihr ihn, Gevatter?«

»Nein«, antwortete der kleine Mann.

»Nun! warum redet Ihr dann mit ihm?«

»Ich rede mit ihm, um mit ihm zu reden.«

»Und Ihr habt Unrecht; Ihr seht wohl, daß er nicht gesprächssamer Natur ist.«

»Mir scheint jedoch«, versetzte der Gevatter Friard laut genug, um von dem Mann mit den langen Armen gehört zu werden, »mir scheint, daß es das größte Glück des Lebens ist, seine Gedanken auszutauschen.«

»Mit denjenigen, welche man sehr gut kennt«, erwiderte Meister Miton, »aber nicht mit denen, welche man nicht kennt.«

»Sind nicht alle Menschen Brüder, wie der Pfarrer von Saint-

Leu sagt?« fügte der Gevatter Friard mit überzeugendem Tone bei.

»Das heißt, sie waren es ursprünglich; doch in Zeiten wie die unsrigen hat sich die Verwandtschaft sonderbar gelockert, Gevatter Friard. Plaudert also mit mir, wenn Ihr durchaus Plaudern wollt, und überlasst diesen Fremden seinen Gedanken.«

»Ich kenne Euch seit langer Zeit, wie Ihr sagt, und weiß zum Voraus, was Ihr mir antworten werdet, während dieser Unbekannte mir im Gegenteil vielleicht etwas Neues zu sagen hätte.«

»St! er horcht auf Euch.«

»Desto besser; wenn er auf uns horcht, so wird er mir vielleicht antworten. Ihr denkt also, es werde auf der Grève Lärmen geben?« fuhr er sich, an den Unbekannten wendend fort.

»Ich habe kein Wort hiervon gesagt.«

»Ich behaupte nicht, daß Ihr es gesagt habt«, versetzte Friard mit einem Tone, den er fein zu machen suchte, »ich behaupte nur, daß Ihr das denkt.«

»Und worauf gründet Ihr diese Gewißheit? Solltet Ihr ein Zauberer sein, Herr Friard?«

»Halt! er kennt mich«, rief der Bürger im höchsten Maße erstaunt, »und woher kennt er mich?«

»Habt ich Euch nicht zwei oder dreimal genannt, ›Gevatter?‹« sprach Miton die Achseln zuckend, wie ein Mensch, der sich vor einem Fremden des geringen Verstandes seines Gefährten schämt.

»Ah! es ist war«, sagte Friard, der sich anstrengte um zu begreifen, und in Folge dieser Anstrengung auch wirklich begriff, »bei meinem Wort es ist wahr. Nun! da er mich kennt, wird er mir wohl antworten. Nun! mein Herr«, fuhr er fort, indem er sich wieder an den Unbekannten wandte, »ich denke, Ihr deutet, es werde auf der Grève Lärmen geben, in Betracht, daß Ihr, wenn Ihr es nicht dachtet, dort wäret, indes Ihr im Gegenteil hier seid . . . ha . . . «

Dieses ha bewies, daß der Gevatter Friard in seiner Folgerung die entferntesten Gesetzen seiner Logik und seines Geistes erreicht hatte.

»Aber Ihr, Herr Friard, der Ihr das Gegenteil von dem denkt, was Ihr denkt, daß ich denke«, erwiderte der Unbekannte, indem er auf die schon von seinem Gegenredner ausgesprochenen und von ihm wiederholten Worte einen besonderen Nachdruck legte »warum seid Ihr nicht auf der Grève? Mir scheint doch, das Schauspiel ist ergötzlich genug, daß sich die Freunde des Königs dort drängen. Hiernach werdet Ihr mir vielleicht antworten, Ihr gehört nicht zu den Freunden des Königs, sondern zu denen von Herrn von Guise, und Ihr erwartet hier die Lothringer, welche, wie man sagt, in Paris einfallen sollen, um Herrn den Salcède zu befreien.«

»Nein, mein Herr«, antwortete rasch der Dicke, sichtbar erschrocken über die Voraussetzung des Unbekannten, »nein, mein Herr, ich erwarte meine Frau, Madame Nicole Friard, welche vier und zwanzig Tischtücher in die Priorei der Jakobiner getragen hat, da sie sich der Ehre erfreut, die Privatwäscherin von Don Modeste Gorenflot, dem Abte der genannten Priorei der Jakobiner, zu sein. Doch um auf den Tumult zurückzukommen, von dem der Gevatter Miton sprach, und an den ich eben so wenig glaube als Ihr, wenigstens wie Ihr sagt . . . «

»Gevatter, Gevatter«, rief Miton, »schaut doch, was vorgeht.«

Meister Friard folgte der durch den Finger seines Gefährten angegebenen Richtung und sah, daß man außer den Barrieren, deren Schließung die Geister so sehr beunruhigte, auch nach das Thor schloß.

Als dieses Thor geschlossen war, stellte sich ein Teil der Schweizer vor dem Graben auf.

»Wie! Wie!« rief Friard erbleichend, »es ist nicht genug mit der Barriere und man schließt nun auch noch das Thor.«

»Nun! was sagte ich?« versetzte Miton, ebenfalls erbleichend.

»Das ist drollig, nicht wahr?« rief der Unbekannte lachend.

Und während er lachte, entblößte er zwischen dem Schnurrbart und dem Kinnbart eine Reihe weißer Zähne, welche durch die Gewohnheit, sich derselben wenigstens viermal des Tage zu bedienen, vortrefflich geschärft zu sein schienen.

Bein Anblick dieser neuen Maßregel erhoben sich ein langes Gemurmel des Erstaunens und einige Schreie des Schreckens

aus der gedrängten Menge, welche die Zugänge der Barriere belagerte.

»Laßt den Kreis bilden«, rief die gebieterische Stimme eines Offiziers.

Das Manoeuvre wurde auf der Stelle ausgeführt, doch nicht ohne Schwierigkeit; genötigt, zurückzuweichen, zerquetschten die Leute zu Pferde und die auf den Karren da und dort einige Füße oder sie drückten rechts und links ein paar Rippen in der Menge ein.

Die Weiber schrien, die Männer fluchten, diejenigen, welche fliehen konnten, flohen, einander über den Haufen werfend.

»Die Lothringer! die Lothringer!« rief eine Stimme mitten unter diesem Getümmel.

Der furchtbarste Schrei, aus dem bleichen Wörterbuch der Angst entlehnt, hätte keine raschere und entschiedenerere Wirkung hervorbringen können, als der Ruf:

»Die Lothringer!!!«

»Nun! seht Ihr? seht Ihr?« rief Miton zitternd, »die Lothringer, die Lothringer, fliehen wir!«

»Fliehen, und wohin?«

»In dieses Gehege«, erwiderte Miton, der sich die Hände zerriß, indem er die Dornen der Hecke faßte, auf der der Unbekannte ganz bequem saß.

»In dieses Gehege«, rief Friard, »das ist leichter zu sagen, als zu tun, Meister Miton. Ich sehe kein Loch, durch das man in dieses Gehege gelangen könnte; und Ihr beabsichtigt doch wohl nicht, über die Hecke zu setzen, welche höher ist, als ich.«

»Ich werde mich bemühen«, erwiderte Miton unter neuen Anstrengungen.

»Ah! nehmt Euch doch in Acht, meine Frau«, rief Friard in dem schmerzlichen Tone eine Menschen, der den Kopf zu verlieren anfängt, »Euer Esel tritt mir auf die Fersen. Uf! Herr Reiter, paßt doch auf, Euer Pferd schlägt aus. Ho! Ho! Kärrner, mein Freund, Ihr rennt mir die Gabel Eures Karrens in die Seite!«

Während sich Meister Miton an die Zweige des Hages klammerte, um darüber zu kommen, und der Gevatter Friard vergebens ein Loch suchte, um durchzuschlüpfen, stand der

Unbekannte auf, öffnete ganz einfach den Zirkel seiner langen Beine und stieg mit einer Bewegung, der eines Reiters ähnlich, welcher sich in den Sattel setzt, über die Hecke, ohne daß ein Zweig seine Hosen streifte.

Meister Miton ahmte ihn, die seinigen an drei Stellen zerreißend nach, aber nicht so ging es beim Gevatter Friard, der weder darüber, noch unten durch kommen konnte, und immer mehr bedroht, von der Menge erdrückt zu werden, ein herzzerreißendes Geschrei ausstieß, als der Unbekannte seinen langen Arm ausstreckte ihn zugleich bei seiner Halskrause und beim Kragen seines Wammses packte, aufhob und auf die andere Seite der Hecke mit einer Leichtigkeit setzte, als ob er es mit einem Kinde zu tun gehabt hätte.

»Oh! oh! oh!« rief Meister Miton, ergötzt durch dieses Schauspiel und mit den Augen dem Aufheben und Herablassen seines Freundes Friard folgend, »Ihr seht aus, wie das Schild zum Großen-Absalon.«

»Uf!« rief Friard, die Erde berührend, »mag ich aussehen, wie Uhr wollt, ich bin nun auf der andern Seite des Hages, und das habe ich dem Herrn zu verdanken.« Dann sich erhebend, um den Unbekannten anzuschauen, dem er kaum an die Brust reichte, fuhr er fort: »Ah! mein Herr, wie viel Gnade, Ihr seid ein wahrer Herkules, bei meinem Ehrenwort, so wahr ich Jean Friard heie; Euren Namen, mein Herr, den Namen meines Retters . . . meines Freundes?«

Der brave Mann sprach in der Tat diesen Namen mit dem berflieen eines tief erkenntlichen Herzens aus.

»Ich heie Briquet, mein Herr«, erwiderte der Unbekannte, »Robert Briquet, Euch zu dienen.«

»Ich erlaube mir, zu sagen, Ihr habt mir schon bedeutend gedient. Oh! meine Frau wird Euch segnen; . . . doch meine arme Frau, sie wird in diesem Gedränge erstickt werden. Ah! verfluchte Schweine, die nur dazu taugen, die Leute zu erdrücken.«

Der Gevatter Friard hatte kaum diesen Ausruf beendet, als er auf seine Schulter eine Hand so schwer wie die einer eisernen Statue fallen fühlte.

Diese Hand war die eines Schweizers.

»Soll ich Euch niederschlagen, Freundchen?« sprach der kräftige Soldat.

»Ah! wir sind eingeschlossen!« rief Friard.

»Rette sich, wer kann!« fügte Miton bei.

Und da sie die Hecke hinter sich und Raum vor sich hatten, so entflohen Beide, verfolgt von dem stillen Gelächter und dem höhnischen Blicke des Mannes mit den langen Armen, der, als er sie aus dem Gesichte verloren, sich dem Schweizer näherte, den man hier als Schildwache aufgestellt.

»Die Hand ist gut, Kamerad, wie es scheint?« sprach er.

»Ja wohl, Herr, nicht schlecht, nicht schlecht.«

»Desto besser, denn das ist von Belang, besonders wenn die Lothringer kämen, wie man sagt.«

»Sie kommen nicht.«

»Nicht?«

»Durchaus nicht.«

»Warum schließt man dann dieses Thor? Ich begreife das nicht.«

»Es ist nicht nötig, es zu begreifen«, erwiderte der Schweizer, über seinen Witz in ein schallenden Gelächter ausbrechend.

»Das ist richtig, Kamerad, ganz richtig . . . ich danke«, erwiderte Robert Briquet.

Hiermit entfernte sich Robert Briquet, um sich einer andern Gruppe zu nähern, während der würdige Helvetier zu lachen aufhörte und durch die Zähne murmelte:

»Bei Gott! ich glaube, er spottet meiner. Was ist das für ein Mensch, der einen Schweizer Seiner königlichen Majestät auszulachen sich erlaubt?«¹

Eine von diese Gruppen wurde von einer beträchtlichen Anzahl außerhalb der Stadt durch dieses unerwartete Schließen der Tore überraschter Bürger gebildet. Diese Bürger umgaben vier oder fünf Reiter von martialischer Haltung, denen das Schließen der Tore, wie es schien, sehr unbequem war, denn sie schrien mit voller Lunge:

»Das Thor! das Thor!«

Welche Schreie, von allen Anwesenden mit wachsender Hitze

wiederholt, in diesem Augenblick einen Höllenlärm verursachten.

Robert Briquet schritt auf diese Gruppe zu und rief noch lauter als einer von denjenigen, die sie bildeten:

»Das Thor! das Thor!«

Folge davon war, daß einer von den Reitern, entzückt über diese Stimmgewalt, sich gegen ihn umwandte ihn grüßte und zu ihm sprach:

»Ist es nicht schändlich, mein Herr, daß man am hellen Tage ein Stadtthor schließt, als ob die Engländer oder die Spanier Paris belagerten?«

Zweites Kapitel.

Was außerhalb der Porte Saint-Antoine vorging.

Robert Briquet schaute aufmerksam denjenigen an, welcher das Wort an ihn richtete.

Es war ein Mann von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, und er schien der Anführer der drei oder vier anderen Reiter zu sein, die ihn umgaben.

Dieses prüfende Betrachten gab ohne Zweifel Robert Briquet Vertrauen, denn sogleich verbeugte er sich ebenfalls und erwiderte:

»Oh! mein Herr, Ihr habt Recht, zehnmal Recht, zwanzigmal Recht; aber«, fügte er bei, »dürfte ich Euch, ohne neugierig zu sein, fragen, welchem Beweggrunde Ihr diese Maßregel zuschreibt?«

»Bei Gott!« rief einer von den Umstehenden, »der Furcht, die sie haben, man könnte ihnen ihren Salcède fressen.«

»Cap de Bious! ein trauriger Fraß!« sprach eine Stimme.

Robert Briquet wandte sich nach der Seite, von der diese Stimme kam, deren Accent ihm einen Gascogner andeutete, und er erblickte einen Mann von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, der seine Hand auf das Kreuz des Pferdes von demjenigen stützte, welcher ihm der Anführer der Andern zu sein geschienen hatte.

Der junge Mann war barhaupt; ohne Zweifel hatte er seinen Hut im Getümmel verloren.

Meister Briquet schien ein Beobachter zu sein, doch in der Regel waren seine Beobachtungen kurz; er wandte auch sogleich seinen Blick wieder von dem Gascogner ab, der ihm ohne Zweifel bedeutungslos vorkam, um ihn zu dem Reiter zurückzuführen.

»Aber«, sprach er, »da man meldet, dieser Salcède gehöre Herrn von Guise, so ist es kein so schlechter Ragout.«

»Bah! man sagt das?« versetzte der neugierige Gascogner, seine Ohren weit aufsperrend.

»Ja, allerdings, man sagt das«, antwortete der Reiter, die

Achseln zuckend, »aber in unsern Zeitläufen sagt man so viel närrisches Zeug.«

»Ah!« bemerkte Briquet mit seinem forschenden Auge und seinem spöttischen Lächeln, »Ihr glaubt also, mein Herr, Salcède gehöre nicht Herrn von Guise?«

»Ich glaube es nicht nur, sondern ich bin dessen sicher«, antwortete der Reiter. Dann, als er sah, daß Robert Briquet, sich ihm nähernd, eine Bewegung machte, welche sagen wollte: »Ah, bah! Und worauf gründet Ihr diese Sicherheit?« fügte er bei:

»Ganz gewiß: wenn Salcède dem Herzog gehört hätte, so würde der Herzog ihn nicht haben hängen oder wenigstens nicht an Händen und Füßen gebunden haben von Brüssel nach Paris fahren lassen, ohne mindestens einen Entführungsversuch zu seinen Gunsten zu machen.«

»Einen Entführungsversuch!« versetzte Briquet, »das wäre sehr gewagt; denn er mag gelingen oder scheitern, sobald er von Seiten von Herrn von Guise käme, würde Herr von Guise zugestehen, daß er gegen den Herzog von Anjou konspiriert habe.«

»Ich bin überzeugt, Herr von Guise wäre durch diese Betrachtung nicht zurückgehalten worden«, erwiderte trocken der Reiter, »und da er Salcède weder reklamiert, noch verteidigt hat, so gehört Salcède nicht ihm an.«

»Entschuldigt meine Beharrlichkeit«, fuhr Briquet fort, »ich erfinde nicht, es scheint sicher, daß Salcède gesprochen hat.«

»Wo dies?«

»Vor den Richtern.«

»Nein, nicht vor den Richtern, mein Herr, auf der Folter.«

»Ist dies nicht dasselbe?« fragte Meister Robert Briquet mit einer Miene, die er vergebens naiv zu machen suchte.

»Nein, das ist entfernt nicht dasselbe; man behauptet, er habe gesprochen, das mag sein, aber man wiederholt nicht, was er gesagt hat.«

»Ihr werdet mich abermals entschuldigen«, entgegnete Robert Briquet, »man wiederholt es, und zwar sehr ausführlich.«

»Und was hat er gesagt? laßt hören?« fragte ungeduldig der Reiter, »sprecht, Ihr, der Ihr so gut unterrichtet seid.«

»Ich rühme mich nicht gut unterrichtet zu sein, da ich mich im Gegenteil bei Euch zu belehren suche, mein Herr.«

»Verständigen wir uns«, versetzte der Reiter immer ungeduldiger, »Ihr habt behauptet, man wiederhole die Worte von Salcède; wie lauten diese Worte?«

»Ich kann nicht dafür stehen, daß es seine eigenen Worte sind«, sagte Robert Briquet, dem es, wie es schien, ein Vergnügen machte, den Reiter aufzustacheln.

»Aber wie heißen diejenigen, welche man ihm in den Mund legt?«

»Man behauptet, er habe zugestanden, daß er für Herrn von Guise konspirierte.«

»Gegen den König von Frankreich, ohne Zweifel. Immer dasselbe Lied!«

»Nicht gegen Seine Majestät den König von Frankreich, sondern gegen Seine Hoheit Monseigneur den Herzog von Anjou.«

»Wenn er das zugestanden hat . . . «

»Nun!« fragte Robert Briquet

»Nun! so ist er ein Elender«, sprach der Reiter, die Stirne faltend.

»Ja«, sagte leise Robert Briquet, »doch hat er getan, was er zugestanden, so ist er ein braver Mann. Ah! mein Herr, der spanische Bock, der, Flaschenteufel und die Wippe veranlaßten ehrliche Leute, viele Dinge zu sagen.«

»Ach! Ihr sprecht da eine große Wahrheit aus«, versetzte der Reiter sich besänftigend und einen Seufzer von sich gebend.

»Bah!« unterbrach ihn der Gascogner, der beständig den Kopf in der Richtung jedes Redenden ausstreckte und Alles gehört hatte, »bah! Spanischer Bock, Flaschenkessel und Wippe, schöne Erbärmlichkeiten dies Alles! Hat Salcède gesprochen, so ist er ein Schuft und sein Patron ebenfalls.«

»Oh! Oh!« machte der Reiter, der ein Auffahren der Ungeduld nicht zu bewältigen vermochte, »Ihr singt sehr laut, Herr Gascogner!«

»Ich?«

»Ja, Ihr.«

»Cap de Bious, ich ich singe auf der Tonart, die mir beliebt; desto schlimmer für diejenigen, welchen mein Gesang nicht gefällt.«

Der Reiter machte eine Bewegung des Zorns.

»Ruhe!« sagte eine zugleich sanfte und gebieterische Stimme, deren Eigentümer Robert Briquet vergebens zu erkennen suchte.

Der Reiter schien gegen sich selbst zu kämpfen; doch er besaß nicht die Kraft, ganz an sich zu halten.«

»Kennt Ihr diejenigen, von welchen Ihr sprecht?« fragte er den Gascogner.

»Ob ich Salcède kenne?«

»Ja.«

»Nicht im Geringsten.«

»Und den Herzog von Guise?«

»Eben so wenig.«

»Und den Herzog von Anjou?«

»Noch weniger.«

»Wißt Ihr, daß Herr von Salcède ein Braver ist?«

»Desto besser, dann wird er brav sterben.«

»Und daß Herr von Guise, wenn er konspirieren will, selbst konspiriert?«

»Cap de Bious, was geht das mich an?«

»Und daß der Herzog von Anjou, früher Herr von Alencon, Jeden hat töten lassen, der sich für ihn interessierte, La Mole, Coconnas, Bussy und Andere?²«

»Ich kümmere mich den Teufel darum.«

»Wir, Ihr kümmert Euch den Teufel darum?«

»Mayneville! Mayneville!« murmelte dieselbe Stimme.

»Allerdings kümmere ich mich nicht darum. Gottes Blut! ich weiß nur Eines: ich habe heute, noch diesen Morgen, in Paris zu tun, und wegen des wütenden Salcède schließt man mir die Tore vor der Nase zu. Cap de Bious! dieser Salcède ist ein Lumpenkerl, und eben so alle diejenigen welche daran Schuld sind, daß ich die Tore geschlossen, statt geöffnet finde.«

»Oh! das ist ein rauhborstiger Gascogner, und wir werden ohne Zweifel etwas Interessantes sehen«, murmelte Briquet.

Doch das Interessante, das der Bürger erwartete, kam nicht. Der Reiter, dem bei dieser letzten Rede das Blut ins Gesicht gestiegen war, senkte die Nase, schwieg und verschluckte seinen Zorn.

»Ihr habt im Ganzen Recht«, sagte er nach einer Pause, »ein Gewitter über alle diejenigen, welche uns verhindern nach Paris hinein zu kommen.«

»Oh! Oh!« sagte zu sich selbst Robert Briquet, der weder die Nuancen vom Gesichte des Reiters noch die zweimaligen Aufforderungen, welche an seine Geduld ergangen waren, verloren hatte, »ah! Ah! es scheint, ich werde etwas sehen, das noch interessanter sein dürfte, als das, was ich erwartet hatte.«

Während er diese Betrachtung anstellte, erklang eine Trompete und beinahe in demselben Augenblick trennten die Schweizer, diese ganze Menge mit ihren Hellebarden schlitzend, als ob sie eine Lerchenpastete durchschneiden würden, die Gruppen in zwei compacte Stücke welche sich auf beiden Seiten des Weges aufstellten und die Mitte leer ließen.

In dieser Mitte ritt der Offizier, von dem wir gesprochen und dessen Bewachung das Thor anvertraut zu sein schien, auf und ab; nach einem Augenblick prüfender Beschauung, welche einer Aufforderung glich, befahl er sodann seinen Trompetern zu blasen, was auf der Stelle ausgeführt wurde und in allen den Massen ein Stillschweigen herrschen machte, das man nach so viel Aufregung und Getöse für unmöglich gehalten hätte.

Der Ausrufer mit seiner mit Lilien besäten Tonika, auf der Brust ein Schild mit dem Wappen von Paris, trat sodann, ein Papier in der Hand, vor und las mit der diesen Leuten eigentümlichen näselnden Stimme:

»Kund und zu wissen unserem guten Volke von Paris und der Umgegend, daß die Tore von jetzt bis ein Uhr Nachmittags geschlossen sind, und daß Niemand vor dieser Stunde in die Stadt eindringen wird, nach dem Willen des Königs und durch die Wachsamkeit des Herrn Prevot von Paris.«

Der Ausrufer hielt inne, um wieder Atem zu schöpfen. Sogleich benützten die Anwesenden die Pause, um ihr Erstaunen und ihre Unzufriedenheit durch ein langen Gezische zu äußern, das der

Ausrufer, man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne eine Miene zu verziehen aushielt.

Der Offizier machte ein gebieterisches Zeichen mit der Hand, und bald war die Stille wiederhergestellt.

Der Ausrufer fuhr ohne Unruhe und ohne Zögern fort, als ob ihn die Gewohnheit gegen diese Kundgebungen, wie er einer preisgegeben war, gepanzert hätte.

»Von dieser Maßregel sollen ausgenommen sein diejenigen, welche sich durch Erkennungszeichen ausweisen oder gehörig mit Mandaten versehen sind.«

»Gegeben im Hotel der Prevoté von Paris, auf ausdrücklichen Befehl Seiner: Majestät am 26 Oktober des Jahres der Gnade 1585.«

»Trompeter, blast.«

Die Trompeter ließen sogleich ihr heiseres Geschmetter vernehmen.

Kaum hatte der Ausrufer zu sprechen aufgehört, als hinter der Linie der Schweizer und der Soldaten, die Menge zu wogen anfang, wie eine Schlange, deren Ringe sich aufschwellen und krümmen.

»Was bedeutet das?« fragte man sich bei den Friedlichsten.
»Ohne Zweifel abermals ein Komplott.«

»Oh! oh! ohne Zweifel, um es zu verhindern, daß wir in die Stadt hinein kommen, hat man die Sache so eingerichtet«, sagte leise sprechend zu seinen Gefährten der Reiter, der mit so seltener Geduld die Ungezogenheiten des Gascogners ertragen hatte: »diese Schweizer, dieser Ausrufer, diese Riegel, diese Trompeten, das ist Alles unseretwegen; bei meiner Seele, ich bin stolz darauf.«

»Platz! Platz! Ihr Leute«, rief der Offizier, der die Abteilung befehligte. »Tausend Teufel! Ihr seht wohl, daß Ihr diejenigen, welche das Recht haben, sich die Tore öffnen zu lassen, weiter zu gehen verhindert!«

»Cap de Bious, ich bin einer, der durchkommen wird, wenn alle Bürger der Erde zwischen ihm und der Barriere wären«, sagte mit den Ellenbogen spielend der Gascogner, der sich durch seine groben Erwiderungen die Bewunderung von Meister Robert

Briquet zugezogen hatte.

Und er war in der Tat in einem Augenblick in dem leeren Raum, der sich mit Hilfe der Schweizer zwischen den zwei Reihen der Zuschauer gebildet hatte.

Man denke sich, wie sich die Augen voll Eifer und Neugierde auf einen Mann richteten, der so sehr begünstigt war, daß er eintreten durfte, während die Anderen nach einem strengen Befehle außen bleiben mußten.

Doch der Gascogner kümmerte sich wenig um alle diese neidischen Blicke; er dehnte sich stolz aus und ließ durch sein dünnes grünes Wamms alle Muskeln seines Körpers hervortreten, welche eben so viele durch eine innere Kurbel angespannte Stricke zu sein schienen. Dürr und knochig standen seine Faustgelenke um drei Zoll aus seinen abgeschabten Ärmeln hervor; er hatte einen klaren Blick, gelbe, krause Haare, sei es durch die Natur, sei es durch den Zufall, denn der Staub nahm ein gutes Zehntel von ihrer Farbe in Anspruch. Groß und geschmeidig schlossen sich seine Füße an Knöcheln so nervig wie die eines Hirsches an. An einer von seinen Händen, nur an einer einzigen trug er einen Handschuh von gesticktem Leder, der ganz erstaunt schien, daß er bestimmt sein sollte das andere Leder, das noch rauer war als das seinige, zu beschützen; mit der anderen Hand schwang er ein Haselstößchen.

Er sah einen Augenblick umher, dachte dann wohl, der Offizier, von dem wir gesprochen, wäre die wichtigste Person dieser Truppe, und ging gerade auf ihn zu.

Dieser schaute ihn eine Zeit lang an, ohne mit ihm zu reden.

Ohne sich sich im Geringsten aufs der Fassung bringen zu lassen, tat der Gascogner das selbe.

»Ihr habt Euren Hut verloren, wie es scheint?« sagte er zu ihm.

»Ja, mein Herr.«

»Geschah es im Gedränge?«

»Nein, ich hatte einen Brief von meiner Geliebten erhalten. Cap de Bious, ich las ihn am Flusse, eine Viertelmeile von hier, als mir plötzlich ein Windstoß den Brief und den Hut entriß. Ich lief dem Brief nach, obgleich der Knopf meines Hutes ein einziger Diamant war. Meinen Brief erwischte ich, als ich aber zum Hut

zurückkehrte, hatte ihn der Wind in den Fluß fortgenommen, in den Fluß von Paris! . . . Er wird das Glück von irgend einem armen Teufel machen. Desto besser!«

»Somit seid Ihr barhaupt?«

»Findet man keine Hüte in Paris, Cap de Bious! Ich werde einen herrlicheren kaufen und einen Diamant zweimal so groß, als der erste war, daran setzen.«

Der Offizier zuckte unmerklich die Achseln, aber so unmerklich auch diese Bewegung war, entging sie doch dem Gascogner nicht.

»Wenn es beliebt!« sagte er.

»Ihr habt eine Karte?« fragte der Offizier.

»Gewiß habe ich eine, und eher zwei als eine.«

»Eine einzige wird genügen, wenn sie in Ordnung ist.«

»Aber täusche ich mich nicht?« fuhr der Gascogner die Augen weit aufsperrend fort, »nein, Cap de Bious, ich täusche mich nicht, ich habe das Vergnügen, mit Herrn von Loignac zu sprechen?«

»Es ist möglich, mein Herr«, antwortete trocken der Offizier, sichtbar wenig erfreut über diese Wiedererkennung.

»Mit Herrn von Loignac meinem Landsmann?«

»Ich sage nicht nein.«

»Mit einem Vetter?«

»Es ist gut, Eure Karte?«

»Hier ist sie . . . «

Der Gascogner zog aus seinem Handschuh eine kunstvoll abgeschnittene Karte.

»Folgt mir«, sagte Loignac, ohne die Karte anzuschauen, »Ihr und Eure Gefährten, wenn Ihr habt, wir wollen die Einlaßscheine untersuchen.«

Und er nahm seinen Posten beim Thor.

Der barhauptete Gascogner folgte ihm.

Fünf andere Männer folgten dem barhaupteten Gascogner.

Der Erste war mit einem herrlichen Panzer von so wunderbarer Arbeit bedeckt, daß man hätte glauben sollen, er käme aus den Händen von Benvenuto Cellini. Da indessen das Muster, nach dem dieser Panzer gemacht worden, etwas aus der Mode

gekommen war, so erregte dieses Prachtstück eher Gelächter als Bewunderung.

Allerdings entsprach kein anderer Teil des diesen Panzer tragenden Menschen der beinahe königlichen Herrlichkeit des Prospectus.

Der Zweite, der gleichen Schrittes hinter ihm ging, wurde von einem dicken Lakaien mit gräulichen Haaren gefolgt, und mager und gebräunt, wie er war, schien er der Vorläufer von Don Quicote zu sein, wie sein Diener für den Vorläufer von Sancho gelten konnte.

Der Dritte erschien mit einem Kinde auf seinen Armen; ihm folgte eine Frau, die sich an seinem ledernen Gurte! anklammerte, während zwei Kinder, das eine von vier, das andere von fünf Jahren, sich an dem Rock der Frau festhielten.

Der Vierte erschien hinkend und gleichsam an einen langen Degen befestigt.

Um den Zug zu beschließen, rückte ein junger Mann von schönem Aussehen auf einem Rappen herbei, der zwar mit Staub bedeckt, aber von edler Race war.

Dieser hatte gegen die Andern die Miene eines Königs.

Genötigt, ziemlich sachte zu marschieren, um nicht seinen Gefährten voranzukommen, übrigens vielleicht innerlich zufrieden, nicht zu nahe bei ihnen reiten zu müssen, blieb dieser junge Mann einen Augenblick an den Grenzen der vom Volke gebildeten Hecke.

In diesem Augenblick fühlte er, daß man ihn an der Scheide seines Degens zog, und neigte sich rückwärts.

Derjenige, welcher seine Aufmerksamkeit durch diese Berührung rege machte, war ein junger Mensch mit schwarzen Haaren, funkelndem Auge, klein, schwächlich, anmutig und sorgfältig behandschult.

»Was steht zu Dienst, mein Herr?« fragte unser Reiter.

»Mein Herr, eine Bitte.«

»Sprecht, aber sprecht geschwinde, ich bitte Euch, man wartet aus mich.«

»Ich muß notwendig in die Stadt hinein, mein Herr, es ist eine gebieterische Notwendigkeit für mich, versteht Ihr? Ihr Eurerseits

seid allein und braucht einen Pagen, der Eurem guten Aussehen Ehre macht.«

»Nun.«

»Nun! gebt und es wird gegeben; nehmt mich mit hinein und ich werde Euer Page sein.«

»Ich danke«, sprach der Reiter, »aber ich will von Niemand bedient sein.«

»Nicht einmal von mir?« fragte der junge Mann mir einem so seltsamen Lächeln, daß der Reiter fühlte, wie die eisige Hülle schmolz, mit der er sein Herz zu umschließen versucht hatte.

»Ich wollte sagen, ich könnte nicht bedient sein.«

»Ja. ich weiß, Ihr seid nicht reich, Herr Ernauton von Carmainges«, sagte der junge Page.

Der Reiter bebte, aber ohne diesem Beben eine Aufmerksamkeit zu schenken, fuhr der Jüngling fort:

»Auch werden wir nicht vom Gehalt sprechen; wenn Ihr mir bewilligt, was ich von Euch fordere, sollt Ihr im Gegenteil und zwar hundertfach, für die Dienste, die Ihr mir leistet, belohnt werden; ich bitte also, laßt mich Euch bedienen und bedenkt, daß derjenige, welcher bittet, zuweilen befohlen hat.«

»Kommt«, sagte der Reiter, unterjocht durch diesen Ton der Beredung und zugleich der Autorität.

Der Jüngling reichte ihm die Hand, was sehr vertraulich für einen Pagen war; dann sich gegen die uns schon bekannte Gruppe umwendend, sprach er:

»Ich komme hinein, das ist das Wichtigste; Ihr, Mayneville, sucht dasselbe zu tun, durch welches Mittel es auch sein mag.«

»Damit ist nicht Alles geschehen, daß Ihr hinein kommt«, erwiderte der Edelmann, »er muß Euch sehen.«

»Oh! seid unbesorgt, sobald ich dieses Thor im Rücken habe, wird er mich sehen.«

»Vergeßt nicht das verabredete Zeichen.«

»Zwei Finger auf den Mund, nicht wahr?«

»Ja; Gott helfe Euch!«

»Nun!« rief der Herr des Rappen, »Herr Page, entschließen wir uns?«

»Hier bin ich, Herr«, antwortete der junge Mann, und er sprang leicht auf das Kreuz hinter seinen Gefährten. der den fünf anderen Auserwählten nachfolgte, welche eben damit beschäftigt waren, ihre Karten vorzuweisen und ihre Rechte darzutun.

»Alle Wetter!« sagte Robert Briquet, der ihnen nachschaute, »das ist eine ganze Landung von Gascognern, oder der Teufel soll mich holen!«

Drittes Kapitel.

Revue.

Diese Prüfung, welcher die sechs Bevorzugten sich zu unterziehen hatten, die wir aus den Reihen des Volkes hervortreten sahen, um sich dem Tore zu nähern, war weder sehr lang, noch sehr verwickelt.

Man mußte die Hälfte einer Karte aus der Tasche ziehen und sie dem Offizier überreichen, der sie mit einer andern Hälfte verglich, und wenn sich bei dieser Vergleichung die beiden Hälften zusammenfügten und ein Ganzes bildeten, so waren die Rechte des Inhabers der Karte nachgewiesen.

Der barhaupte Gascogner näherte sich zuerst. Mit ihm begann folglich die Revue.

»Euer Name?« fragte der Offizier.

»Mein Name? Herr Offizier, er steht auf der Karte geschrieben, auf der Ihr noch etwas Anderen sehen werdet.«

»Gleichviel! Euer Name?« wiederholte der Offizier ungeduldig, »wißt Ihr Euren Namen nicht?«

»Doch wohl, ich weiß ihn, Cap de Bious! Und wenn ich ihn auch vergessen hätte, so könntet Ihr mir ihn sagen, da wir Landsleute und Vetter sind.«

»Euer Name? tausend Teufel! Glaubt Ihr, ich habe Zeit in Wiedererkennungen zu verlieren?«

»Es ist gut — Ich heiße Perducas von Pincorney.«

»Perducas von Pincorney«, versetzte Herr von Loignac, welchem wir fortan den Namen geben werden, mit dem ihn sein Landsmann begrüßt hatte; dann die Augen auf die Karte werfend:

»Perducas von Pincorney, am 26. Oktober 1585, auf den Schlag zwölf Uhr.«

»Porte Saint-Antoine«, fügte der Gascogner bei, indem er seinen schwarzen, dünnen Finger auf die Karte ausstreckte.

»Sehr gut! in Ordnung; tretet ein«, sagte Herr von Loignac, um jedes weitere Gespräch zwischen ihm und seinem Landsmann kurz abzuschneiden. »Nun ist die, Reihe an Euch!« sprach er zum

Zweiten.

Der Mann. mit dem Panzer näherte sich.

»Eure Karte?« fragte Loignac

»Wie, Herr von Loignac«, rief dieser, »erkennt Ihr nicht den Sohn von einem Eurer Jugendfreunde, den Ihr zwanzigmal auf Euren Knien geschaukelt habt?«

»Nein.«

»Pertinax von Montcrabeau«, versetzte der junge Mann erstaunt, »Ihr erkennt ihn nicht?«

»Wenn ich im Dienste bin, erkenne ich Niemand, mein Herr. Eure Karte?«

Der junge Mann mit dem Panzer reichte seine Karte.

Pertinax von Montcrabeau, am 26. Oktober, auf den Schlag zwölf Uhr, Porte Saint-Antoine. Geht zu.«

Der junge Mann ging vorüber und folgte etwas verblüfft über den Empfang Perducas nach, der ihn am Thor erwartete.

Der dritte Gascogner näherte sich; es war der mit der Frau und den Kindern.

»Eure Karte?« fragte Loignac.

Seine gehorsame Hand tauchte sogleich in eine kleine Waidtasche von Ziegenfell, weiche an seiner rechten Seite hing.

Aber es war vergeblich: belästigt durch das Kind, das er auf dem Arme trug, konnte er das Papier nicht finden, das man von ihm forderte.

»Was Teufels macht Ihr mit dem Kinde, mein Herr, Ihr seht wohl, daß es Euch hindert?«

»Es ist mein Sohn, Herr von Loignac.«

»Nun! so setzt Euren Sohn auf die Erde.«

Der Gascogner gehorchte, das Kind fing an zu heulen.

»Ihr seid also verheiratet?« fragte Loignac.

»Ja, Herr Offizier.«

»Mit zwanzig Jahren?«

»Man heiratet jung bei uns, Ihr wißt es wohl, Herr von Loignac, Ihr, der Ihr mit achtzehn geheiratet habt.«

»Gut«, sagte Loignac »das ist abermals einer, der mich kennt.«

Die Frau hatte sich mittlerweile genähert, und die an ihrem

Rocke hängenden Kinder waren ihr gefolgt.

»Und warum sollte er nicht verheiratet sein?« fragte sie, indem sie sich aufrichtete und von ihrer sonnengebräunten Stirne ihre schwarzen Haare strich, die der Staub des Weges wie einen Teig daran kleben machte, »ist es in Paris aus der Mode gekommen, zu heiraten? Ja, mein Herr, er ist verheiratet und hier sind noch zwei Kinder, die ihn Vater nennen.«

»Ja, aber es sind nur die Söhne meiner Frau, Herr von Loignac, wie auch dieser große Junge, der hinten steht; tritt vor, Militor, und grüße Herrn von Loignac, unsern Landsmann.«

Ein junger Mensch von sechzehn bis siebzehn Jahren, kräftig, lebhaft und durch sein rundes Auge, sowie durch seine Nase einem Falken ähnlich, näherte sich, die Hände in seinem Gürtel von Büffelleider; er war in eine gute Kasake von gestrickter Wolle gekleidet, trug auf seinen muskeligen Beinen eine Hose von Gamsleder und ein entstehender Schnurrbart beschattete seine zugleich freche und sinnliche Lippe.

»Es ist Militor, mein Stiefsohn, Herr von Loignac, der älteste Sohn meiner Frau, die eine Chavantrade, eine Verwandte der Loignac Militor von Chavantrade, ist, Euch zu dienen. Verbeuge dich, Militor.«

Dann sich zu dem Kinde bückend, das sich schreiend auf der Straße wälzte, fügte er bei, während er seine Karte in allen Taschen suchte:

»Schweige, Scipion, schweige, Kleiner.«

Um dem Befehle seines Vaters zu gehorchen verbeugte sich Militor während dieser Zeit leicht und ohne seine Hände aus dem Gürtel zu ziehen.

»Um Gottes willen, mein Herr, Eure Karte«, rief Loignac ungeduldig.

»Kommt und helft mir, Lardille«, sagte der Gascogner errötend zu seiner Frau.

Lardille machte nacheinander die an ihrem Rocke angeklammerten Hände los und suchte selbst in dem Weidsack und in den Taschen ihres Mannes.

»Wir müssen sie verloren haben«, sagte sie.

»Dann lasse ich Euch verhaften«, versetzte Loignac.

Der Gascogner wurde bleich und erwiderte:

»Ich heie Eustache von Miradoux und werde mich durch Herrn von Sainte-Maline, meinen Vetter, empfehlen.«

»Ah! Ihr seid ein Verwandter von Sainte-Maline«, sagte Loignac, ein wenig besänftigt . . . »Freilich, wenn man sie hört, sind sie mit allen verwandt; so sucht noch einmal und sucht mit Erfolg!«

»Lardille, seht in den Kleidern Eurer Kinder nach«, sprach Eustache, zitternd vor rger und Unruhe.

Lardille kniete vor ein kleines Päckchen bescheidener Effekten nieder und drehte es murrend um.

Der junge Scipion fuhr fort, sich heiser zu schreien, daß seine Brüder von der Mutter her, als sie sahen, daß man sich um nicht um sie bekümmerte, sich zu belustigen, ihm Sand in den Mund zu stopfen.

Militor regte sich nicht; es war, als gingen die Erbärmlichkeiten des Familienlebens unter oder über diesen großen Burschen hin, ohne ihn zu berühren.

»Ei!« rief plötzlich Herr von Loignac, »was sehe ich dort auf dem Ärmel dieses Schpses in einem ledernen Umschlag?«

»Ja, ja, das ist es«, rief Eustache triumphierend, »das ist ein Gedanke von Lardille; ich erinnere mich nun, sie hat die Karte Militor angenäht.«

»Damit er doch etwas trage«, sagte Loignac spöttisch. »Pfu! das große Kalb, das nicht einmal mit den Armen schlenkert, aus Furcht, seine Arme zu tragen.«

Militors Lippen erbleichten vor Zorn, während sein Gesicht auf der Nase, auf dem Kinn und auf der Stirn marmorartig rot wurde.

»Ein Kalb hat keine Arme«, brummte er mit boshafte Augen, »es hat Klauen wie gewisse Leute von meiner Bekanntschaft.«

»Friede!« sagte Eustache, »du siehst wohl, Militor, daß Herr von Loignac uns die Ehre erweist, mit uns zu scherzen.«

»Nein, bei Gott! ich scherze nicht«, erwiderte Loignac, »dieser große Bursche soll im Gegenteil meine Worte so nehmen, wie ich sie sage. Wenn er mein Stiefsohn wäre, ließe ich ihn Mutter, Bruder, Gepäck tragen und würde selbst noch darauf steigen und ihm die Ohren verlängern, um ihm zu beweisen, daß er nur ein

Esel ist.«

Militor kam ganz aus der Fassung; Eustache wurde unruhig; aber unter dieser Unruhe trat eine gewisse Freude über die Demütigung hervor, welche seinem Stiefsohn widerfuhr.

Um jede Schwierigkeit zu beseitigen und ihren Erstgeborenen von den Sarkasmen von Herrn von Loignac zu retten, überreichte Lardille dem Offizier die von ihrer ledernen Umhüllung befreite Karte.

Herr von Loignac nahm sie und las:

»Eustache von Miradoux, am 26. Oktober, Schlag zwölf Uhr, Porte Saint-Antoine.«

»Geht«, sagte er, »und seht, daß Ihr keine von Euren Meerkatzen, schön oder häßlich, verliert.«

Eustache von Miradoux nahm den jungen Scipion wieder auf seine Arme; Lardille hing sich abermals an seinen Gürtel; die zwei Kinder klammerten sich wieder am Rock ihrer Mutter an; und diese Familientraube schloß sich, mit dem schweigsamen Militor, denjenigen an, die nach überstandener Prüfung warteten.

»Die Pest!« murmelte Loignac zwischen den Zähnen, während er Eustache von Miradoux und den Seinigen mit den Augen folgte, »welchen Auswurf von Soldaten wird Herr von Épernon da haben.«

Dann wandte er sich um und rief dem vierten zu:

»Nun kommt Ihr dran!«

Diese Worte waren an den vierten Bittsteller gerichtet.

Er war allein und sehr steif, hielt den Daumen um den Mittelfinger zusammen, um seinem eisengrauen Wamms Schneller zu geben und den Staub zu vertreiben; sein Schnurrbart, der von Katzenhaaren gemacht zu sein schien, seine grünen, funkelnden Augen, seine Brauen, deren Bogen einen Halbkreis über zwei hervorspringenden Backenknochen bildete, seine dünnen Lippen endlich verliehen seinem Gesichte den Typus des Mißtrauens und karger Zurückhaltung, woran den Menschen erkennt, der eben so sorgfältig den Grund seiner Börse als den seines Herzens verbirgt.

»Chalabre, am 26. Oktober, auf den Schlag zwölf Uhr. Es ist gut, geht!« sagte Loignac.

»Ich denke, es sind Reisekosten bewilligt«, bemerkte mit süßlichem Tone der Gascogner.

»Ich bin nicht Zahlmeister, mein Herr«, erwiderte Loignac trocken, »ich bin nur Torwart, geht.«

Chalabre ging vorüber.

Hinter Chalabre kam ein blonder junger Reiter, der, als er seine Karte zog, aus seiner Tasche einen Würfel und mehrere Tarockkarten fallen ließ.

Er nannte sich Saint-Capautel, und da seine Erklärung durch die Karte bestätigt wurde, welche der Offizier in Ordnung fand, so folgte er Chalabre.

Es blieb noch der sechste, der zufolge der Aufforderung des improvisierten Pagen vom Pferde gestiegen war und Herrn von Loignac eine Karte überreichte, auf der man las:

»Ernauton von Carmainges, am 26. Oktober, auf den Schlag zwölf Uhr.«

Während Herr von Loignac die Karte las, war der Page, der ebenfalls abgestiegen, bemüht, seinen Kopf zu verbergen, indem er die Kinnkette am Pferde seines Herrn noch fester anzog.

»Der Page gehört Euch?« fragte Loignac, mit dem Finger auf den jungen Menschen deutend.

»Ihr seht, Herr Kapitän«, erwiderte Ernauton, der weder lügen noch verraten wollte, »daß er mein Pferd zäumt.«

»Geht zu«, sagte Herr von Loignac, der mit großer Aufmerksamkeit Herrn von Carmainges betrachtete, dessen Gesicht und Haltung ihm mehr zu gefallen schien, als die aller anderen.

»Das ist doch wenigstens ein Erträglicher«, murmelte er.

Ernauton stieg wieder zu Pferde, der Page war ihm, gleichsam absichtslos, aber nicht langsam, vorangegangen und hatte sich schon mit der Gruppe der übrigen vermischt.

»Öffnet das Tor«, rief Loignac, »und laßt diese sechs Personen und die Leute ihres Gefolges hinein.«

»Vorwärts, rasch«, sagte der Page, »in den Sattel und Marsch!«

Ernauton wich abermals der Gewalt, die dieses seltsame Geschöpf über ihn ausübte, und da das Tor offen war, so gab er seinem Pferd den Sporn und drang, von dem Pagen geleitet, bis

in das Herz des Faubourg Saint-Antoine.

Loignac ließ hinter den sechs Auserwählten das Tor wieder schließen zur großen Unzufriedenheit der Menge, welche nach Erfüllung der Förmlichkeit ebenfalls passieren zu dürfen glaubte und nun geräuschvoll ihre Mißbilligung äußerte.

Meister Miton, der nach einem unbändigen Laufe querfeldein, allmählich wieder Mut gefaßt hatte, und während er das Terrain auf jedem Schritte sondierte, am Ende wieder auf den Platz zurückgekommen war, wagte es, einige Klagen über die Willkür vorzubringen, mit der die Soldateske die Verbindung unterbrach.

Gevatter Friard, dem es gelungen war, seine Frau wiederzufinden, und der, von ihr beschützt, nichts mehr zu befürchten schien, erzählte seiner erhabenen Enehälfte die Neuigkeiten des Tages, bereichert und geschmückt mit Kommentaren seiner Art.

Die Reiter endlich, von denen einer von dem kleinen Pagen Mayneville genannt worden war, beratschlagten, ob sie nicht die Ringmauer umgehen sollten in der Hoffnung, irgendeine Bresche daran zu finden und durch diese Bresche in die Stadt hineinzukommen, ohne daß sie nötig hätten, sich länger an diesem oder einem andern Tore zu zeigen.

Robert Briquet als ein analysierender Philosoph und als ein Gelehrter, der die Quintessenz auszieht, Robert Briquet, sagen wir, bemerkte, daß die ganze Entwicklung der so eben von uns erzählten Szene bei dem Tore so vorgehen würde, und daß er aus den einzelnen Gesprächen der Reiter, der Bürger und den Bauern nichts mehr erfahren könnte.

Er näherte sich also immer mehr einer kleinen Baracke, welche dem Torwart als Loge diente und durch zwei Fenster erhellt wurde, von denen eins gegen Paris, das andere gegen das Feld ging.

Kaum hatte er sich auf seinem neuen Posten aufgestellt, als ein Mann, der im schnellsten Galopp herbeieilte, von seinem Pferde sprang, in die Loge trat und am Fenster erschien.

»Ah! ah!« machte Loignac.

»Hier bin ich, Herr von Loignac«, sagte er.

»Gut, woher kommt Ihr?«

»Von der Porte Saint-Victor.«

»Euer Sortenzettel?«

»Fünf.«

»Die Karten?«

»Hier sind sie.«

Loignac nahm die Karten, untersuchte sie und schrieb auf eine Schiefertafel, welche zu diesem Behufe bereit zu sein schien, die Ziffer 5.

Der Bote entfernte sich wieder.

Es waren kaum fünf Minuten vorüber, als zwei andere Boten kamen.

Loignac befragte sie nach einander und immer durch sein Fenster.

Der eine kam von der Porte Bourdelle und brachte die Ziffer 4.

Der andere kam von der Porte du Temple und meldete die Ziffer 6.

Die Boten verschwanden und wurden nach und nach von vier anderen ersetzt, welche kamen:

Der erste von der Porte Saint-Denis mit der Ziffer 5.

Der zweite von der Porte Saint-Jacques mit der Ziffer 3.

Der dritte von der Porte Saint-Honoré mit der Ziffer 8.

der vierte von der Porte Montmartre mit der Ziffer 4.

Es erschien ein letzterer, der von der Porte Bussy kam und die Ziffer 4 brachte.

Nun reihte Loignac aufmerksam und ganz leise folgende Ziffern an einander:

Porte Saint-Victor	5
Porte Bourdelle	4
Porte du Temple	6
Porte Saint-Denis	5
Porte Saint-Jacques	3
Porte Saint-Honoré	8
Porte Montmartre	4

Porte Bussy	4
Porte Saint-Antoine	6
Gesamtsumme	45

»Es ist gut.«

»Nun öffnet die Tore, und es trete ein, wer will«, rief Loignac mit starker Stimme.

Die Tore öffneten sich.

Sogleich drängten sich Pferde, Maultiere, Weiber, Kinder nach der Stadt, auf die Gefahr, unter dem Pressen der zwei Pfeiler der Zugbrücke erstickt zu werden.

In einer Viertelstunde verlief durch diese weite Arterie, die man Rue Saint-Antoine nennt, die Anhäufung der Volksmenge, welche sich vom Morgen um diesen augenblicklichen Damm aufhielt.

Das Geräusch entfernte sich allmählich.

Robert Briquet, der bis zuletzt geblieben, nachdem er der Erste gewesen war, stieg phlegmatisch über die Kette der Brücke und sagte:

»Alle diese Leute wollten etwas sehen und haben nichts gesehen, nicht einmal in ihren Angelegenheiten; ich wollte nichts sehen und bin der einzige, der etwas gesehen hat. Das ist aufmunternd; fahren wir fort; doch wozu fortfahren? Ich weiß bei Gott genug. Wird es für mich von Nutzen sein, Herrn von Salcède in vier Stücke zerreißen zu sehen? Wahrlich! nein. Überdies habe ich auf die Politik Verzicht geleistet.«

»Gehen wir zum Mittagessen; die Sonne würde Mittag bezeichnen, wenn es eine Sonne gäbe; es ist Zeit.«

Er sprach es und kehrte nach Paris zurück mit seinem ruhigen, boshaften Lächeln.

Viertes Kapitel.

Die Loge auf der Grève von Seiner Majestät dem König Heinrich III.

Wenn wir nur bis zur Grève, wohin er ausmündet, diesem bevölkerten Wege des Quartiers Saint-Antoine folgen würden, so fänden wir wieder unter der Menge vieler von unsern Bekannten. Doch während diese armen Bürgersleute, minder weise als Robert Briquet, gestoßen, gedrängt, gequetscht hinter einander gehen, ziehen wir es mittels des Privilegiums, das uns unsere Geschichtsschreiberflügel geben, vor, uns auf den Platz selbst zu versetzen, und wenn wir das ganze Schauspiel mit einem Blicke umfaßt haben, auf kurze Zeit zur Vergangenheit zurückzukehren, um die Ursache zu ergründen, nachdem wir die Wirkung betrachtet haben.

Man darf wohl sagen, daß Meister Friard recht hatte, wenn er zu hundert tausend Menschen wenigstens die Zahl der Zuschauer berechnete, welche sich auf dem Platze der Grève und in der Umgegend zusammenfinden würden, um das Schauspiel zu genießen, das sich daselbst vorbereitete. Ganz Paris hatte sich Rendezvous beim Stadthause gegeben, und Paris ist sehr pünktlich. Paris versäumt kein Fest, und es ist ein Fest, sogar ein außerordentliches Fest, der Tod eines Menschen, wenn er so viele Leidenschaften zu erregen gewußt hat, daß die Einen ihn verfluchen und die Andern ihn loben, während ihn die Mehrzahl beklagt.

Der Zuschauer, dem es gelang, auf den Platz hinaus zu kommen, sei es über den Quai bei der Schenke zum Bilde unser lieben Frau, sei es durch die Halle der Place Beaudoyer, erblickte zuerst auf der Grève die Bogenschützen des Lieutenants vom Stadtgericht Tanchon, und eine große Anzahl von Schweizern und Chevaulegers, welche ein kleines, ungefähr vier Fuß hohes Schafott umgaben.

So niedrig, daß es nur für diejenigen sichtbar war, welche es umgaben, oder für die Leute, welche an einem Fenster Platz zu

finden das Glück hatten, erwartete dieses Schafott den Missetäter, dessen sich die Mönche seit dem Morgen bemächtigt hatten, und nach dem energischen Ausdrücke des Volkes, die Pferde entgegenharrten, um ihn die große Reise machen zu lassen.

Unter dem Wetterdache des ersten Hauses nach der Rue du Mouton, auf dem Platze, stampften wirklich vier kräftige Pferde, vom Perche, mit prallen Kreuzen, weißen Mähnen, langhaarigen Füßen ungeduldig das Pflaster und bissen einander wiehernd zum großen Schrecken der Frauen, die diesen Platz freiwillig gewählt hatten, oder durch die Gewalt auf die Seite gedrängt wurden.

Die Pferde waren neu; kaum einige Male hatten sie in den grasreichen Ebenen ihrer Heimat auf ihrem breiten Rückgrat das pausbackige Kind eines bei der Rückkehr vom Felde, wenn die Sonne unterging, verspäteten Bauer getragen.

Aber nach den wiehernden Pferden und dem leeren Schafott, war dasjenige, was am Beständigsten die Blicke der Menge anzog, das mit rotem Samt und Gold ausgeschlagene Hauptfenster des Stadthauses über dessen Balkon ein mit dem königlichen Wappenschild verzierter Teppich von Samt herabhing.

Dieses Fenster war in der Tat die Loge des Königs.

Es schlug halb ein Uhr aus Saint-Jean-en-Grève, als dieses Fenster, der Einlassung eines Gemäldes ähnlich, sich mit Personen füllte, die sich in einen Rahmen stellten.

Zuerst kam Heinrich III., bleich, beinahe kahl, obgleich er zu dieser Zeit erst vierunddreißig bis fünf und dreißig Jahre alt war, das Auge eingesunken in seine schwarzblaue Höhle und den Mund ganz zitternd von Nervenzuckungen.

Er erschien düster, den Blick starr, zugleich majestätisch und wankend, seltsam in seiner Haltung, seltsam in seinem Gang, mehr ein Schatten als ein Lebender, mehr ein Gespenst, als ein König, ein für seine Untertanen stets unbegreifliches und von ihnen nicht begriffenes Geheimnis, denn wenn sie ihn erscheinen sahen, wußten sie nicht, ob sie: »Es lebe der König!« rufen oder für seine Seele beten sollten.

Heinrich war in ein schwarzes Wams mit schwarzen

Posamenten gekleidet; er hatte weder Orden noch Edelsteine; ein einziger Diamant, der als Agraffe für drei kurze, krause Federn diente, glänzte an seinem Toquet. Er trug in seiner linken Hand ein schwarzes Hündchen, das ihm seine Schwägerin, Maria Stuart, aus ihrem Gefängnis geschickt hatte, und auf dessen seidenem Fell seine feinen, weißen Finger wie alabasterne Finger glänzten.

Hinter ihm kam Catharina von Medici, schon vom Alter gekrümmt, denn die Königinmutter war damals sechsundsechzig bis sieben und sechzig Jahre alt; doch den Kopf trug sie noch fest und gerade; unter ihrer gewohnheitsmäßig zusammengezogenen Stirn schleuderte sie einen scharfen Blick, aber trotz dieses Blickes war ihre Erscheinung unter ihren ewigen Trauerkleidern matt und kalt wie ein WachsBild.

In derselben Linie zeigte sich das schwermütige und sanfte Antlitz der Königin Luise von Lothringen, der scheinbar bedeutungslosen, in Wirklichkeit aber getreuen Gefährtin seines geräuschvollen und unglücklichen Lebens.

Die Königin Catharina von Medici ging einem Triumph entgegen.

Die Königin Luise wohnte einer Hinrichtung bei.

König Heinrich behandelte eine Angelegenheit.

Eine dreifache Nuance, die man auf der hochmütigen Stirn der ersten, der ergebenen der Zweiten und auf der bewölkten und gelangweilten des Dritten lesen konnte.

Hinter den erhabenen Personen, die das Volk bewunderte, kamen zwei hübsche junge Leute: der eine von kaum zwanzig, der andere von höchstens fünfundzwanzig Jahren.

Sie hielten sich am Arm, trotz der Etikette, die verbietet, daß die Menschen vor den Königen aneinander zu hängen scheinen.

Sie lächelten:

Der jüngere mit unaussprechlicher Traurigkeit, der ältere mit bezaubernder Anmut; sie waren schön, sie waren groß, sie waren Brüder.

Der jüngere hieß Henri von Joyeuse, Graf du Bouchage, der andere Herzog Anne von Joyeuse. Noch vor kurzem war er bei Hofe nur unter dem Namen d'Arques bekannt; aber der König

liebte ihn über alles und hatte ihn ein Jahr zuvor, die Vicomte Joyeuse zu einem Herzogtum und zur Pairie erhebend, zum Pair gemacht.

Das Volk hegte gegen diesen Günstling keinen Haß, wie einst gegen Maugiron, Quelus, Schomberg, einen Haß, den Épernon allein geerbt.

Es empfing also den Fürsten und die beiden Brüder mit bescheidenem, aber schmeichelhaftem Zurufe.

Heinrich grüßte das Volk ernst und ohne zu lächeln, dann küßte er seinen Hund auf den Kopf.



Louise von Lorraine; Frau von Henry III.

Er wandte sich gegen die jungen Leute um und sagte zu dem Älteren:

»Lehnt Euch an die Tapete an, Anne; ermüdet Euch nicht dadurch, daß Ihr stehenbleibt; es wird vielleicht lange dauern.«

»Ich hoffe es«, unterbrach ihn Catharina, »lange und gut, Sire.«

»Ihr glaubt also, Salcède werde sprechen, meine Mutter?«

»Gott wird hoffentlich unseren Feinden diese Verwirrung geben. Ich sage unseren Feinden, denn es sind auch Eure Feinde, meine Tochter«, fügte sie bei, indem sie sich an die Königin wandte, welche erbleichte und ihr sanftes Auge senkte.

Der König schüttelte den Kopf mit einer Gebärde des Zweifels.

Dann wandte er sich wieder zu Joyeuse um und sagte, als er sah, daß dieser trotz seiner Aufforderung immer noch stand:

»Nun, Anne, tut, was ich gesagt habe, lehnt Euch mit dem Rücken an die Wand oder stützt Euch mit den Ellenbogen auf meinen Stuhl.«

»Eure Majestät ist in der Tat zu gut, und ich werde nur von der Erlaubnis Gebrauch machen, wenn ich wirklich müde bin.«

»Und wir werden nicht warten, bis Du es bist, nicht wahr, mein Bruder«, sagte Henri ganz leise.

»Seid unbesorgt«, erwiderte Anne mehr mit den Augen als mit der Stimme.

»Mein Sohn, sehe ich nicht ein Getümmel dort an der Ecke des Quai?« fragte Catharina.

»Welch ein scharfes Gesicht, meine Mutter! In der Tat, ich glaube, Ihr habt recht. Oh! wie schlimm sind meine Augen, und ich bin doch nicht alt.«

»Sire«, sagte Joyeuse, »dieser Tumult rührt vom Zurückdrängen des Volkes durch die Kompanie der Bogenschützen her. Sicherlich kommt der Verurteilte.«

»Wie schmeichelhaft ist es für Könige, einen Menschen vierteilen zu sehen, der in seinen Adern einen Tropfen königlichen Blutes hat«, sagte Catharina von Medicis.

Und bei diesen Worten ließ sie ihren Blick auf Luise ruhen.

»Oh! Madame, verzeiht, schont mich«, versetzte die junge Königin mit einer Verzweiflung, die sie vergebens zu verbergen

suchte, »nein, dieses Ungeheuer gehört nicht zu meiner Familie, und Ihr wolltet nicht sagen, es sei von derselben.«

»Gewiß nicht«, sagte der König, »ich bin überzeugt, daß meine Mutter dies nicht sagen wollte.«

»Ei!« erwiderte Catharina mit Bitterkeit, »er hält zu den Lothringern, und die Lothringer sind die Eurigen, Madame; ich denke es wenigstens. Dieser Salcède berührt Euch also an und zwar ziemlich nahe.«

»Das heißt«, unterbrach sie Joyeuse mit einer ehrenhaften Entrüstung, die der hervorstechende Zug seines Charakters war und bei jeder Veranlassung gegen denjenigen, welcher sie gereizt, wer es auch sein mochte, losbrach, das heißt, »er berührt vielleicht Herrn von Guise, aber keineswegs die Königin von Frankreich.«

»Ah! Ihr seid da, Herr von Joyeuse«, sagte Catharina mit unbeschreiblichem Hochmut und mit einer Demütigung einen Widerspruch zurückbezahlend. »Ah! Ihr seid da? Ich hatte Euch nicht gesehen.«

»Ich bin da, nicht nur mit Bewilligung, sondern auf Befehl des Königs, Madame«, antwortete Joyeuse, Heinrich mit dem Blick befragend. »Es ist nicht so ergötzlich, einen Menschen vierteilen zu sehen, daß ich zu einem solchen Schauspiel kommen sollte, wenn ich nicht dazu genötigt wäre.«

»Joyeuse hat recht, Madame«, sagte Heinrich, »es handelt sich hier nicht um Lothringer, nicht um Guise und besonders nicht um die Königin; es handelt sich darum, Herrn von Salcède, einen Mörder, der meinen Bruder töten wollte, in vier Stücke zerreißen zu sehen.«

»Ich habe heute wenig Glück«, sagte Catharina, plötzlich nachgebend, was ihre geschickteste Taktik war, »ich mache, daß meine Tochter weint, und Gott verzeihe mir, ich glaube, ich bewirke auch, daß Herr von Joyeuse lacht.«

»Ah! Madame«, rief Luise, Catharinas Hände ergreifend, »ist es möglich, daß sich Eure Majestät so in meinem Schmerze täuscht?«

»Und in meiner tiefen Ehrfurcht?« fügte Anne von Joyeuse bei und verbeugte sich auf den Arm des königlichen Lehnstuhles.

»Es ist wahr, es ist wahr«, versetzte Catharina, einen letzten Pfeil in das Herz ihrer Schwiegertochter abdrückend. »Ich sollte wissen, wie peinlich es Euch ist, mein liebes Kind, die Komplotte Eurer Verwandten von Lothringen enthüllen zu sehen, und obgleich Ihr nichts dafür könnt, leidet Ihr doch durch diese Verwandtschaft.«

»Ah! Was das betrifft, meine Mutter, das ist ein wenig wahr«, sagte der König, der Jedermann in Einklang zu bringen suchte, »denn diesmal wissen wir, woran wir uns in Beziehung auf die Teilnahme von Herrn von Guise an dem Komplott zu halten haben.«

»Aber Sire«, sprach Louise von Lothringen, kühner, als sie es bis jetzt getan hatte, »Eure Majestät weiß wohl, daß ich, als ich Königin von Frankreich wurde, meine Verwandten ganz unten am Throne gelassen habe.«

»Oh!« rief Anne von Joyeuse, »Ihr seht wohl, daß ich mich nicht täuschte, Sire, der Missetäter erscheint auf dem Platz. Teufel! welch ein gemeines Gesicht!«

»Er hat Angst«, sagte Catharina, »er wird sprechen.«

»Wenn er die Kraft dazu hat«, entgegnete der König. »Seht doch, meine Mutter, sein Kopf wankt wie der eines Leichnams.«

»Ich wiederhole«, versetzte Joyeuse, »er ist abscheulich.«

»Wie soll ein Mensch schön sein, dessen Inneres so häßlich ist? Habe ich Euch nicht die geheimen gegenseitigen Beziehungen des Physischen und Moralischen erklärt, Anne, wie Hippokrates und Galenus dieselben verstanden und erklärten?«

»Ich sage nicht nein, Sire, aber ich bin kein Jünger von Eurer Stärke, und ich habe zuweilen gesehen, daß äußerst häßliche Menschen sehr tapfere Soldaten waren. Nicht wahr, Henri?«

Anne wandte sich nach seinem Bruder um, als wollte er dessen Beifall zu Hilfe rufen; doch Henri schaute ohne zu sehen, horchte, ohne zu hören; er war in tiefe Träumerei versunken, der König antwortete daher für ihn.

»Ei, mein Gott! mein lieber Anne«, rief er, »wer sagt, daß jener dort nicht tapfer sei? Er ist es wie ein Bär, wie ein Wolf, wie eine Schlange. Erinnert Ihr Euch nicht seiner Manieren? Er hat in seinem Hause einen normannischen Edelmann, seinen Feind,

verbrannt. Er hat sich zehnmal geschlagen und drei von seinen Gegnern getötet; man hat ihn beim Falschmünzen ertappt und deshalb zum Tode verurteilt.«

»Wobei er sodann durch die Vermittlung des Herrn Herzog von Guise, Eures Veters, meine Tochter, begnadigt worden ist«, sagte Catharina de Medicis.

Diesmal war Louise von Lothringen mit ihren Kräften zu Ende; sie vermochte nur einen Seufzer auszustoßen.

»Das ist ein wohlgefülltes Dasein, welches bald sein Ende erreichen wird«, sagte Joyeuse.

»Herr von Joyeuse, ich hoffe im Gegenteil, es wird so langsam wie möglich endigen«, sagte Catharina.

»Madame«, erwiderte Joyeuse, den Kopf schüttelnd, »die Pferde, die ich dort unter jenem Wetterdache sehe, kommen mir so kräftig und ungeduldig vor, ganz unbeschäftigt stehen bleiben zu sollen, daß ich nicht an einen sehr langen Widerstand der Muskeln, Nerven und Sehnen des Herrn von Salcède glaube.«

»Ja, wenn man nicht für den Fall vorhersehen würde«, versetzte Catharina mit jenem Lächeln, das nur ihr angehörte, »doch, mein Sohn ist barmherzig, er wird den Knechten Befehle geben, daß sie sachte ziehen.«

»Aber, Madame«, warf die Königin schüchtern ein, »ich habe Euch diesen Morgen zu Frau von Mercœur sagen hören, dieser Unglückliche würde nur zwei Züge auszuhalten haben.«

»Von Herzen gern, wenn er sich gut benimmt«, erwiderte Catharina, »dann wird er so rasch wie möglich abgefertigt werden; doch Ihr versteht, meine Tochter, und ich wollte, Ihr würdet es ihm sagen lassen, da Ihr Euch für ihn interessiert, er halte sich gut, das ist seine Sache.«

»Madame«, sprach die Königin, »Gott hat mir nicht wie Euch die Stärke verliehen, und ich habe somit nicht viel Mut, leiden zu sehen.«

»So werdet Ihr es nicht anschauen.«

Louise schwieg.

Der König hatte nichts gehört; er war ganz Auge, denn man beschäftigte sich damit, den Missetäter vom Karren zu nehmen, der ihn gebracht hatte, um ihn auf das kleine Schafott zu legen.

Während dieser Zeit hatten die Hellebardiere, die Bogenschützen und die Schweizer den Raum beträchtlich erweitert, und es herrschte nun rings um das Schafott eine Leere, welche groß genug war, daß alle Blicke Salcèdes trotz der geringen Erhöhung des Blutgerüstes unterscheiden konnten.

Salcède mochte ungefähr vierunddreißig bis fünf und dreißig Jahre alt sein, er war stark und kräftig; seine bleichen Gesichtszüge, worauf einige Schweiß- und Blutstropfen perlten, belebten sich, wenn er umherschaute, durch einen unbeschreiblichen Ausdruck bald der Hoffnung, bald der Angst.

Gleich Anfangs warf er seine Blicke nach der königlichen Loge; aber sein Auge verweilte nicht hier, als hätte er begriffen, daß ihm aus derselben statt der Rettung der Tod zukam.

Er ging auf die Menge über; im Schoße dieses stürmischen Meeres wühlte er mit seinen glühenden Augen und mit seiner am Rande seiner Lippen zitternden Seele.

Die Menge schwieg.

Salcède war kein gemeiner Mörder, Salcède war vor allem von guter Geburt; da Catharina de Medicis, welche sich um so mehr auf die Genealogie verstand, als sie pfui darüber zu machen schien, einen Tropfen königlichen Blutes in seinen Adern entdeckt hatte; dabei war er ein Kapitän von einigem Rufe gewesen. Nun durch einen schmachvollen Strick gebunden, hatte diese Hand einst mutig das Schwert geführt; dieser bleiche Kopf, auf dem sich die Schrecknisse des Todes abmalten, Schrecknisse, die der Missetäter ohne Zweifel in der tiefsten Tiefe seiner Seele verschlossen haben würde, wenn die Hoffnung nicht zu viel Platz eingenommen hätte, dieser bleiche Kopf hatte großartige Pläne beherbergt.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Salcède für viele Zuschauer ein Held war; für viele andere ein Opfer; wohl betrachteten ihn Einige als einen Mörder, aber die Menge hat stets Mühe in ihrer Verachtung in die Reihen gemeiner Mörder diejenigen zuzulassen, welche große Morde versucht haben, die das Buch der Geschichte gleichzeitig mit dem der Justiz einträgt.

Man erzählte sich in der Menge, Salcède sei aus einem Kriegergeschlechte geboren; sein Vater habe heftig den Kardinal

von Lothringen bekämpft, was ihm in der Metzerei in der Bartholomäusnacht einen glorreichen Tod eingetragen, der Sohn aber habe, diesen Tod vergessend oder vielmehr seinen Haß einem Ehrgeize opfernd, für den der große Haufe immer eine gewisse Sympathie hegt, einen Vertrag mit Spanien und mit den Guisen eingegangen, um in Flandern die wachsende Souveränität des bei den Franzosen so sehr verhaßten Herzogs von Anjou zu vernichten.

Man sprach ferner von seiner Verbindung mit Baza und Balouin, den angeblichen Urhebern des Komplotts, das den Herzog Franz, den Bruder Heinrichs III., beinahe das Leben gekostet hätte; man führte die Gewandtheit an, welche Salcède bei diesem ganzen Prozesse entwickelt hatte, um dem Rade, dem Galgen oder dem Scheiterhaufen zu entgehen, worauf noch das Blut seiner Genossen rauchte; allein hatte er durch falsche, sehr künstliche Geständnisse, sagten die Lothringer, seine Richter so sehr geködert, daß der Herzog von Anjou, um mehr zu erfahren, für den Augenblick sein Leben verschonte und ihn in nach Frankreich führen ließ, statt ihn in Antwerpen oder Brüssel enthaupten zu lassen; allerdings gelangte er am Ende zu demselben Resultat; aber auf der Reise, die der Zweck seiner Geständnisse war, hoffte Salcède von seinen Parteigängern befreit und entführt zu werden; zu seinem Unglück hatte er ohne Herrn von Bellièvre gerechnet, der, mit dieser kostbaren Verwahrung betraut, so gut Wache hielt, daß weder die Spanier, noch die Lothringer, noch die Liguisten sich des Gefangenen eine Meile nähern konnten.

Salcède hoffte im Gefängnis, Salcède hoffte auf der Folter; Salcède hoffte auf dem Karren; er hoffte noch auf dem Schafott. Nicht als hätte es ihm an Mut oder Resignation gefehlt; aber er gehörte zu den lebhaften Wesen, die sich bis zum letzten Atemzuge mit der Hartnäckigkeit und der Stärke wehren, welche die menschliche Kraft nicht immer bei den Geistern von untergeordnetem Werte erreicht.

Dem König entging so wenig wie dem Volk dieser beständige Gedanke von Salcède.

Catharina studierte ängstlich jede, auch die geringste Bewegung des unglücklichen jungen Mannes; aber sie war zu weit von ihm entfernt, um der Richtung seiner Blicke zu folgen und

ihr fortwährendes Spiel zu bemerken.

Bei der Ankunft des Missetäters erhoben sich wie durch einen Zauber Stockwerke von Männern, Frauen und Kinder; so oft ein neuer Kopf über diesen beweglichen, aber schon von dem wachsamen Auge von Salcède gewesenen Niveau erschien, analysierte er ihn völlig in einer Prüfung von einer Sekunde, welche wie eine Prüfung von einer Stunde dieser übermäßig gereizten Organisation genügte, in der die so kostbare Zeit alte Fähigkeiten verzehnfachtes oder vielleicht verhundertfachte.

Nach diesem Blick, nach diesem auf das unbekannte und neue Gesicht geschleuderten Blitz, wurde Salcède wieder düster und wandte seine Aufmerksamkeit einer andern Seite zu.

Der Henker fing indessen an, sich seiner zu bemächtigen, und band ihn mitten um den Leib auf den Mittelpunkt des Schafotts.

Auf ein Zeichen von Meister Tranchon, dem Lieutenant vom Stadtgericht und Kommandanten der Hinrichtung, waren schon zwei Bogenschützen durch die Menge gedrungen, um die Pferde zu holen.

Unter anderen Umständen oder in einer anderen Absicht hätten die Bogenschützen nicht einen Schritt in dieser kompakten Masse machen können, aber die Menge wußte, was die Bogenschützen tun wollten, und sie schloß sich noch enger an und gab Raum, wie man auf einem überfüllten Theater stets den mit wichtigen Rollen beauftragten Schauspielern Platz macht.

In diesem Augenblick entstand ein Geräusch an der Türe der königlichen Loge, und den Vorhang aufhebend meldete der Huissier Ihren Majestäten, der Präsident Brisson und vier Räte, von denen der eine der Berichterstatter des Prozesses, wünschten die Ehre zu haben, mit dem König über den Gegenstand der Hinrichtung eine kurze Unterredung zu pflegen.

»Das ist wunderbar«, sagte der König.

Dann sich gegen Catharina umwendend, fuhr er fort:

»Meine Mutter, Ihr werdet befriedigt werden.«

Catharina machte ein leichtes Zeichen mit dem Kopf, womit sie ihre Billigung bezeugte.

»Laßt die Herren eintreten«, sagte der König.

»Sire, eine Gnade«, sprach Joyeuse.

»Laß hören«, erwiderte der König, »vorausgesetzt, es ist nicht die Begnadigung des Verurteilten.«

»Seid unbesorgt, Sire.«

»Nun?«

»Sire es ist ein Ding, was besonders das Gesicht meines Bruders und hauptsächlich auch das meinige verletzt: die roten Roben und die schwarzen Roben; Eure Majestät wolle also die Güte haben, uns zu erlauben, daß wir uns zurückziehen.«

»Wie, Ihr interessiert Euch so wenig für meine Angelegenheiten, Herr von Joyeuse, daß Ihr Euch in einem solchen Augenblick entfernen zu dürfen verlangt?« rief Heinrich.

»Glaubt das nicht, Sire, Alles, was Eure Majestät berührt, ist von tiefem Interesse für mich; aber ich bin von einer erbärmlichen Organisation und die schwächste Frau ist in diesem Punkte stärker als ich. Ich kann keine Hinrichtung sehen, ohne auf acht Tage krank zu werden. Da nun aber nur ich noch bei Hofe lache, seit dem mein Bruder, ich weiß nicht warum, nicht mehr lacht, so bedenkt, was aus dem armen, jetzt schon so trübseligen Louvre werden wird, wenn es mir einfällt, ihn noch trübseliger zu machen. Habt also Gnade, Sire . . . «

»Du willst mich verlassen, Anne?« sagte Heinrich mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Traurigkeit.

»Seht, Sire, Ihr fordert sehr viel; eine Hinrichtung auf der Grève, das heißt die Rache und das Schauspiel, und zwar ein Schauspiel, auf das Ihr, ganz im Gegensatze zu mir, äußerst begierig seid, die Rache und das Schauspiel genügen Euch nicht, und Ihr müßt Euch noch zugleich an der Schwäche Eurer Freunde weiden.«

»Bleibe, Joyeuse, bleibe; Du wirst sehen, daß es interessant ist.«

»Ich zweifle nicht daran; ich befürchte sogar, wie ich Eurer Majestät gesagt habe, das Interesse dürfte sich auf einen Grad steigern, wo ich es nicht mehr auszuhalten vermöchte. Ihr erlaubt mir also, Sire, nicht wahr?«

Und er machte eine Bewegung gegen die Türe.

»Gehe«, sagte Heinrich III. seufzend, »halte es nach Deiner Phantasie, es ist mein Loos allein zu leben.«

Und der König wandte sich die Stirne gefaltet gegen seine Mutter, denn er befürchtete, sie könnte das Gespräch gehört haben, das zwischen ihm und seinem Günstling stattgefunden.

Das Gehör von Catharina war eben so fein als ihr Gesicht, wenn sie aber nicht hören wollte, so war kein Ohr härter als das ihrige.

Mittlerweile neigte sich Joyeuse an das Ohr seines Bruders und sagte zu ihm:

»Geschwinde, geschwinde, du Bouchage, während die Räte eintreten, schlüpfe hinter ihren großen Roben hinaus und laß uns wegschleichen; der König sagt, jetzt ja, in fünf Minuten wird er nein sagen.«

»Ich danke, mein Bruder«, erwiderte der junge Mann, »ich war wie Du, es drängte mich, wegzugehen.«

»Vorwärts, die Roben erscheinen, verschwinde zarte Nachtigall.«

Man sah in der Tat hinter den Herren Räten wie zwei rasche Schatten die zwei jungen Leute entfliehen.

Hinter ihnen fiel der Vorhang mit seinen schweren Flügeln herab.

Als der König den Kopf umwandte, waren sie schon verschwunden.

Heinrich stieß einen Seufzer aus und küßte seinen kleinen Hund.

Fünftes Kapitel.

Die Hinrichtung.

Die Räte blieben schweigsam im Hintergrunde der königlichen Loge stehen und warteten, bis der König das Wort an sie richtete.

Der König ließ einen Augenblick auf sich warten, wandte sich dann gegen sie um und sprach:

»Nun, meine Herren, was gibt es Neues? Guten Morgen, Herr Präsident Brisson.«

»Sire«, antwortete der Präsident mit seiner leichten Würde, die man bei Hofe seine Hugenotten-Höflichkeit nannte, — »wir kommen, um Eure Majestät, wie es Herr von Thou gewünscht hat, anzuflehen, das Leben des Schuldigen zu schonen. Ohne Zweifel hat er einige Offenbarungen zu machen, und wenn man ihm das Leben verspräche, würde man sie von ihm erhalten.«

»Aber hat man sie nicht von ihm erhalten, Herr Präsident?«

»Ja, Sire, — teilweise, — genügt das Eurer Majestät?«

»Ich weiß, was ich weiß, Messire.«

.»Eure Majestät weiß also, woran sie sich in Beziehung auf die Teilnahme Spaniens bei dieser Angelegenheit zu halten hat.«

»Spaniens, ja, Herr Präsident, und sogar mehrerer anderer Mächte.«

»Es wäre wichtig, diese Teilnahme zu konstatieren, Sire.«

»Der König hat auch die Absicht, die Hinrichtung zu verschieben«, sagte Catharina, »wenn der Schuldige ein mit seinen Angaben vor dem Richter, der ihn auf die Folter spannen ließ, gleichlautendes Bekenntnis unterzeichnet.«

Brisson fragte den König mit den Augen und der Gebärde.

»Das ist meine Absicht und ich verberge sie nicht länger«, sagte der König, »Ihr könnt Euch davon überzeugen. Herr Brisson, wenn Ihr Euren Lieutenant vom Gericht mit dem Missetäter sprechen laßt.«

»Eure Majestät hat mir nichts mehr zu befehlen?«

»Nichts, Doch keine Veränderung in den Geständnissen, oder

ich nehme mein Wort zurück! — Sie sind öffentlich, sie müssen vollständig sein.«

»Ja, Sire. Mit dem Namen der beteiligten Personen?«

»Mit dem Namen, mit allen Namen.«

»Selbst wenn diese Personen durch das Geständnis des Verbrechers mit Hochverrat und Empörung gegen das Oberhaupt befleckt würden?«

»Selbst wenn diese Namen die meiner nächsten Verwandten wären«, sagte der König.

»Es soll geschehen, wie Eure Majestät befiehlt.«

»Ich will mich erklären, Herr Brisson, damit kein Missverständnis obwalte. Man bringe dem Verurteilten Feder und Papier. Er schreibe sein Bekenntnis und zeige dadurch öffentlich, daß er sich unserer Gnade und Barmherzigkeit anheimstellt. Hernach werden wir sehen.«

»Aber ich kann versprechen?«

»Versprecht immerhin.«

»Seht, meine Herren«, sagte der Präsident, seine Räte verabschiedend.

Und nachdem er sich ehrfurchtsvoll vor dem König verbeugt hatte, ging er hinter ihnen hinaus.

»Er wird sprechen«, sagte Louise von Lothringen, ganz zitternd, »er wird sprechen und Eure Majestät wird ihn begnadigen. Seht, wie der Schaum auf seine Lippen tritt.«

»Nein, nein, er sucht nur«, erwiderte Catharina.

»Was sucht er denn?«

»Parbleu«, sprach Heinrich III., »das ist nicht schwer zu erraten: er sucht den Herrn Herzog von Parma, den Herrn Herzog von Guise; er sucht Monsieur meinen Bruder, den allerkatholischsten König. Ja, suche! suche! warte, glaubst Du die Grève sei ein so bequemer Ort für Hinterhalte, wie die Straße von Flandern? glaubst Du, ich habe hier nicht hundert Bellièvre, um Dich zu verhindern, vom Schafott hinabzusteigen, wohin Dich ein Einziger geführt hat?«

Salcède hatte die Bogenschützen abgehen sehen, um die Pferde zu holen. Er hatte den Präsidenten und die Räte in der Loge des Königs bemerkt, — dann hatte er sie wieder

verschwinden sehen: er begriff, daß der König Befehl zur Hinrichtung gegeben hatte.

Da erschien auf seinem leichenbleichen Munde der blutige Schatten, den die junge Königin wahrgenommen: in der tödlichen Ungeduld, die ihn verzehrte, biß sich der Unglückliche bis auf das Blut in die Lippen.

»Niemand! Niemand!« murmelte er. »Nicht Einer von denjenigen, welche mir Hilfe versprochen hatten! Feige! Feige! Feige!«

Der Lieutenant Tranchon näherte sich dem Schafott und sagte zu dem Henker:

»Haltet Euch fertig.«

Der Nachrichter machte ein Zeichen gegen das andere Ende des Platzes und man sah die Pferde, die Menge durchschneidend, eine stürmische Furche zurücklassen, die sich, der des Meeres ähnlich, wieder hinter ihnen schloß.

Diese Furche wurde von den Zuschauern gebildet, welche der rasche Durchzug der Pferde niederwarf oder zurückdrängte; aber die umgestürzte Mauer schloß sich alsbald wieder, und zuweilen wurden die Ersten die Letzten und so gegenseitig, — denn die Starken warfen sich in den leeren Raum.

Man konnte nun an der Ecke der Rue de la Vannerie, als die Pferde hier vorüberkamen, einen uns bekannten hübschen jungen Mann von dem Weichsteine, auf dem er stand, herabspringen sehen, angetrieben den einem Jüngling von kaum fünfzehn bis sechzehn Jahren, der sehr heißgierig auf dieses furchtbare Schauspiel zu sein schien. Dies war der geheimnisvolle Page und der Vicomte Ernauton von Carmainges.

»Geschwinde! Geschwinde!« flüsterte der Page seinem Gefährten in's Ohr, werft Euch in das Loch, es ist kein Augenblick zu verlieren.«

»Aber man wird uns erdrücken«, entgegnete Ernauton, »Ihr seid ein Narr, mein kleiner Freund.«

»Ich will sehen, von Nahem sehen«, sagte der Page mit so gebieterischem Tone, daß man leicht zu erkennen vermochte, dieser Befehl komme aus einem an das Befehlen gewöhnten Mund.

Ernauton gehorchte.

»Schließt Euch fest an die Pferde an«, sagte der Page, »verlaßt sie nicht um eine Sohle breit, oder wir kommen nicht an Ort und Stelle.«

»Aber ehe wir ankommen, werdet Ihr in Stücke zerschmettert sein.«

»Kümmert Euch nicht um mich. Vorwärts! Vorwärts!«

»Die Pferde werden ausschlagen.«

»Packt das letzte am Schweif; nie schlägt ein Pferd, wenn man es so hält.«

Ernauton unterlag unwillkürlich dem seltsamen Einfluß dieses Kindes; er gehorchte und hing sich an den Schweif des Pferdes an, während sich der Page an seinem Gürtel festhielt.

Mitten durch diese wie ein Meer wogende, wie ein Gebüsch dornige Menge gelangten sie, hier einen Flügel von ihrem Mantel, dort ein Bruchstück von ihrem Wamms, anderswo ihre Hemdkrause zurücklassend, zu gleicher Zeit mit dem Gespann bis auf drei Schritte zu dem Schafott, auf welchem sich Salcède in den Zuckungen der Verzweiflung krümmte.

»Sind wir an Ort und Stelle?« murmelte atemlos der junge Mann, als er Ernauton anhalten sah.

»Ja, zum Glück, denn meine Kräfte sind erschöpft«, antwortete der Vicomte.

»Ich sehe nicht.«

»Tretet vor mich.«

»Nein, nein, noch nicht . . . Was macht man?«

»Schlingen an das Ende der Stricke.«

»Und was macht er?«

»Wer er?«

»Der Verurteilte.«

»Er verdreht die Augen wie ein Geier aus der Lauer.«

Die Pferde waren nahe genug am Schafott, daß die Knechte des Henkers an die Füße und Fäuste von Salcède die an ihren Kummeten befestigten Zugriemen binden konnten.

Salcède brüllte, als er an seinen Knöcheln die raue Berührung der Stricke fühlte, die eine Schlinge um sein Fleisch

zusammenzog.

Er richtete einen äußersten, einen unbeschreiblichen Blick an diesen ungeheuren Platz, dessen hundert tausend Zuschauer er im Kreise seines Gesichtsstrahl umfaßte.

»Mein Herr?« sagte höflich der Lieutenant Tranchon, »beliebt Euch, mit dem Volke zu sprechen, ehe wir vorfahren?«

Und er näherte sich dem Ohre des Verbrechers, um leise beizufügen:

»Ein gutes Geständnis . . . und Euer Leben ist gerettet.«

Salcède schaute ihm bis in die Tiefe der Seele.

Dieser Blick war so beredet, daß er die Wahrheit aus dem Herzen von Tranchon zu reißen schien und sie bis in seine Augen heraussteigen machte, wo sie hervorbrach.

Salcède täuschte sich nicht und begriff, daß der Lieutenant aufrichtig war und halten würde, was er versprach.

»Ihr seht«, fuhr Tranchon fort, »man verläßt Euch, Ihr habt keine andere Hoffnung mehr auf dieser Welt, als die, welche ich Euch biete.«

»Nun wohl!« sagte Salcède mit einem heiseren Seufzer, »gebietet Stillschweigen, ich bin bereit, zu sprechen.«

»Der König verlangt ein geschriebenes und unterzeichnetes Geständnis.«

»Dann macht mir die Hände frei und gebt mir eine Feder, ich werde schreiben.«

»Euer Geständnis?«

»Mein Geständnis, es sei.«

Entzückt vor Freude hatte Tranchon nur ein Zeichen zu machen, denn es war für den Fall vorhergesehen. Ein Bogenschütze hielt das Erforderliche bereit; er gab ihm Schreibzeug, Federn, Papier, und Tranchon legte Alles auf das Holz des Schafotts.

Zu gleicher Zeit lockerte man um ungefähr drei Fuß den Strick, der das rechte Faustgelenke von Salcède hielt und hob ihn auf die Estrade, damit er schreiben konnte.

Als Salcède saß, fing er an, mit aller Kraft zu atmen und sich seiner Hand zu bedienen. um seine Lippen abzuwischen und

seine Haare zurückzustreichen, welche feucht von Schweiß über seine Augbrauen herabfielen.

»Vorwärts, vorwärts«, sagte Tranchon, »setzt Euch bequem und schreibt Alles.«

»Oh! habt nicht bange«, erwiderte Salcède seine Hand nach der Feder ausstreckend. »Seid ruhig, ich werde diejenigen nicht vergessen, welche mich vergessen.«

Bei diesen Worten schaute er zum letzten Male umher. Ohne Zweifel war der Augenblick, sich zu zeigen, für den Pagen gekommen, denn er ergriff Ernauton bei der Hand und sagte zu ihm:

»Mein Herr, habt die Güte, nehmt mich in Eure Arme und hebt mich über diese Köpfe empor, die mich zu sehen verhindern.«

»Ah! in der Tat, Ihr seid unersättlich, junger Mensch.«

»Noch diesen Dienst, mein Herr.«

»Ihr mißbraucht mich.«

»Ich muß den Verurteilten sehen, versteht Ihr? ich muß ihn sehen.«

Dann, als Ernauton wahrscheinlich nicht rasch genug auf diese Einschärfung antwortete, fügte er bei:

»Habt Mitleid, Herr, habt Gnade ich flehe Euch an.«

Das Kind war nicht mehr ein phantastischer Tyrann, sondern ein unwiderstehlich Flehender.

Ernauton hob den jungen Menschen in seine Arme, doch nicht ohne ein gewisses Erstaunen über die Zartheit des Körpers, den er in seinen Händen hielt.

Der Kopf des Pagen überragte nun die anderen Köpfe.

Eben hatte Salcède seine Rundschau vollendend, die Feder ergriffen.

Plötzlich erblickte er zu seinem großen Erstaunen das Antlitz des jungen Menschen.

In diesem Augenblick drückte der Page zwei Finger auf seine Lippen. Eine unsägliche Freude verbreitete sich auf dem Gesichte des Verbrechers. Es war wie die Trunkenheit des bösen Reichen, da Lazarus einen Tropfen Wasser auf seine vertrocknete Zunge fallen läßt.

Er hatte das so ungeduldig erwartete Signal erkannt, das ihm Hilfe verkündigte.

Nach einer Betrachtung von mehreren Sekunden bemächtigte sich Salcède des Papiers, das ihm Tranchon unruhig über sein Zögern reichte, und fing an mit einem fieberhaften Eifer zu schreiben.

»Er schreibt, er schreibt«, murmelte die Menge.

»Er schreibt«, wiederholte die Königin Mutter mit offenbarer Freude.

»Er schreibt«, sagte der König, »bei Gottes Tod! ich werde ihn begnadigen.«

Plötzlich unterbrach sich Salcède, um noch einmal den jungen Menschen anzuschauen.

Der junge Mensch wiederholte dasselbe Zeichen, und Salcède schrieb weiter.

Dann nach einem kürzeren Zwischenraum unterbrach er sich wieder, um abermals zu schauen.

Diesmal machte der Page Zeichen mit den Fingern und dem Kopfe.

»Seid Ihr zu Ende?« fragte Tranchon, der sein Papier nicht aus dem Gesichte verlor.

»Ja«, antwortete Salcède maschinenmäßig.

»So unterzeichnet.«

Salcède unterzeichnete, ohne seine Augen, welche an den jungen Menschen genietet blieben, auf das Papier zu richten.

Tranchon streckte seine Hand nach dem Geständnis aus.

»Dem König, dem König allein«, sprach Salcède.

Und er reichte dem Lieutenant das Papier, doch mit einem Zögern und wie ein besiegter Soldat, der seine letzte Waffe übergibt.

»Wenn Ihr Alles wohl gestanden habt, so seid Ihr gerettet, Herr von Salcède«, sagte der Lieutenant.

Ein aus Spott und Unruhe gemischtes Lächeln trat auf den Lippen des Verurteilten hervor, der den geheimnisvollen Pagen ungeduldig zu befragen schien.

Ermüdet wollte Ernauton seine Last niedersetzen und öffnete

die Arme. Der Page glitt auf den Boden.

Mit ihm verschwand die Vision, die den Verurteilten aufrecht erhalten hatte.

Als ihn Salcède nicht mehr sah, suchte er ihn mit den Augen; dann rief er ganz verwirrt:

»Nun! Nun!«

Niemand antwortete.

»Rasch, rasch, beeilt Euch«, sagte er, »der König hat das Papier in der Hand, er wird es sogleich lesen.«

Niemand rührte sich.

Der König entfaltete lebhaft das Geständnis.

»Oh! tausend Teufel!« rief Salcède, »sollte man mich hintergangen haben? Ich erkannte sie doch wohl! Sie war es, sie war es!«

Kaum hatte der König die ersten Zeilen durchlaufen, als er von Entrüstung ergriffen zu sein schien.

Dann erbleichte er und schrie:

»Oh! der Elende! . . . oh! der boshafte Mensch!«

»Was gibt es, mein Sohn?« fragte Catharina.

»Er nimmt Alles zurück, meine Mutter; er behauptet, nie etwas gestanden zu haben.«

»Und dann?«

»Dann erklärte er die Herren von Guise für unschuldig und allen Komplotten fremd.«

»In der Tat«, stammelte Catharina, »wenn es wahr ist.«

»Er lügt«, rief der König, »er lügt wie ein Heide.«

»Was wißt Ihr davon, mein Sohn? die Herren von Guise sind vielleicht verleumdet worden. Die Richter haben vielleicht in ihrem zu großen Eifer die Angaben falsch ausgelegt.«

»Ei. Madame«, rief Heinrich, der sich nicht mehr länger bemeistern konnte, »ich habe Alles gehört.«

»Ihr, mein Sohn?«

»Ja, ich.«

»Und wann dies, wenn's beliebt?«

»Als der Schuldige die Folter auszuhalten hatte . . . ich war hinter einem Vorhang; ich habe nicht eines von seinen Worten

verloren, und jedes von diesen Worten drang in meinen Kopf wie ein Nagel unter dem Hammer.«

»Nun, so laßt ihn unter der Folter sprechen, da er die Folter braucht; befiehlt, daß die Pferde anziehen.«

Vom Zorne hingerissen erhob Heinrich die Hand.

Der Lieutenant Tranchon wiederholte dieses Zeichen.

Schon waren die Stricke wieder an die vier Glieder des Missetäters gebunden worden; vier Männer sprangen auf die vier Pferde; vier Peitschenhiebe erschollen, und die vier Rosse stürzten in entgegengesetzten Richtungen fort.

Eins furchtbares Krachen und ein entsetzlicher Schrei erhob sich zu gleicher Zeit vom Boden des Schafotts. Man sah, wie die Glieder des unglücklichen Salcède blau wurden, sich verlängerten und mit Blut unterliefen; sein Gesicht war nicht mehr das eines menschlichen Geschöpfes: es war die Maske eines Dämons.

»Ah! Verrat! Verrat!« schrie er. »Nun! ich werde sprechen, ich will sprechen, ich will Alles sagen. Ah! verfluchte Herzog . . . «

Seine Stimme übertönte das Gewieher der Pferde und den Lärmen der Menge; aber plötzlich erlosch sie.

»Haltet ein! haltet ein!« rief Catharina.«

Es war zu spät. Kurz zuvor noch durch den Schmerz und die Wut starr, fiel der Kopf von Salcède plötzlich auf den Boden des Blutgerüstes.

»Laßt ihn sprechen«, rief die Königin Mutter. »Haltet ein, haltet doch ein!«

Das Auge von Salcède war übermäßig erweitert, starr, und blieb hartnäckig auf die Gruppe geheftet, wo der Page erschienen war. Tranchon folgte geschickt der Richtung.

Aber Salcède konnte nicht mehr sprechen, er war tot.

Tranchon gab leise seinen Bogenschützen einige Befehle und diese durchsuchten die Menge in der durch die verratenden Blicke von Salcède bezeichneten Richtung.

»Ich bin entdeckt«, sagte der junge Page Ernauton ins Ohr, »habt Mitleid, helft mir, unterstützt mich, Herr, sie kommen! sie kommen!«

»Aber wer seid Ihr denn?«

»Eine Frau . . . rettet mich, beschützt mich!«

Ernauton erleichte, aber der Edelmuth trug den Sieg über das Erstaunen und die Furcht davon.

Er stellte seine Schutzbefohlene vor sich, brach ihr Bahn durch gewaltige Streiche mit dem Knopfe seines Degens und trieb sie bis zur Ecke der Rue du Mouton, gegen eine offene Türe.

Der junge Page stürzte darauf zu und verschwand in dieser Türe, die ihn zu erwarten schien und sich hinter ihm schloß.

Er hatte nicht einmal Zeit gehabt, ihn nach seinem Namen zu fragen, nach wo er ihn wiederfinden würde.

Aber während er verschwand, machte ihm der Page, als hätte er seinen Gedanken erraten, ein Zeichen voll von Versprechungen.

Nunmehr frei, wandte sich Ernauton gegen den Mittelpunkt des Platzes um und umfaßte mit einem Blicke das Schafott und die königliche Loge.

Salcède lag starr und bleifarbig auf dem Blutgerüste ausgestreckt.

Catharina stand leichenbleich und zitternd in der Loge.

»Mein Sohn«, sagte sie endlich, sich den Schweiß von der Stirne wischend, »Ihr würdet wohl daran tun, mit Eurem Scharfrichter zu wechseln. Dieser ist ein Liguist.«

»Woran seht Ihr es?«

»Schaut! Schaut!«

»Nun, ich schaue.«

»Salcède hat nur einen Zug erlitten, und er ist tot.«

»Weil er zu empfindlich für den Schmerz ist.«

»Nein, nein!« entgegnete Catharina, mit einem Lächeln der Verachtung, das ihr die geringe Scharfsichtigkeit ihres Sohnes entriß, »nein, sondern weil er unter dem Schafott mit einem feinen Strick in dem Augenblick erdrosselt worden ist, wo er diejenigen, welche ihn sterben ließen, anklagen wollte. Laßt den Leichnam durch einen gelehrten Doktor untersuchen, und ich bin sicher, Ihr findet um seinen Hals den Kreis, den der Strick daran zurückgelassen hat.«

»Ihr habt Recht«, sprach Heinrich, dessen Augen einen

Moment funkelten, »mein Vetter von Guise ist besser bedient als ich.«

»Stille! Stille! mein Sohn, keinen Lärmen, man würde unserer spotten; denn die Partie ist diesmal wiederum verloren.«

»Joyeuse hat wohl daran getan, sich anderwo zu belustigen«, sagte der König, »man kann auf nichts in dieser Welt zählen, nicht einmal auf die Hinrichtungen. Gehen wir, meine Damen, gehen wir.«

Sechsten Kapitel.

Die beiden Joyeuse.

Die Herren von Joyeuse hatten sich, wie wir gesehen, während dieser ganzen Szene durch die Hintergebäude des Stadthauses entfernt; sie ließen bei den Equipagen des Königs ihre Lakaien, welche mit ihren Pferden auf sie warteten, und gingen neben einander durch die Straßen dieses volkreichen Quartiers, welche an diesem Tage ganz verlassen waren, so sehr zog das Schauspiel auf der Grève die Bevölkerung an sich.

Sobald sie außen waren, wanderten sie Arm in Arm fort, aber ohne mit einander zu reden.

Kurz zuvor noch so freudig, war Henri ernst, in Gedanken versunken, beinahe düster.

Anne schien unruhig und gleichsam über das Stillschweigen seines Bruders verlegen.

Er war es auch, der zuerst dieses Stillschweigen brach.

»Nun, Henri«, fragte er, »wohin führst Du mich.«

»Ich führe Dich nicht, ich gehe Dir voran, mein Bruder«, erwiderte Henri, als ob er plötzlich erwachte.

»Wünschst Du irgend wohin zu gehen, mein Bruder?«

»Und Du?«

Henri lächelte traurig.

»Oh! Ich«, sagte er, »mir ist es gleichviel, wohin ich gehe.«

»Du gehst doch diesen Abend irgendwohin«, entgegnete Anne, »denn jeden Abend gehst Du zu derselben Stunde aus, um erst ziemlich spät in den Nacht nach Hause zu kommen, und zuweilen kommst Du gar nicht nach Hause.«

»Willst Du mich ausfragen, mein Bruder?« sagte Henri mit einer reizenden Weichheit, gemischt mit einer gewissen Ehrfurcht vor seinem älteren Bruder.

»Ich Dich ausfragen? Gott behüte mich! Die Geheimnisse gehören denjenigen, welche sie bewahren.«

»Wenn Du es wünschst, habe ich keine Geheimnisse für Dich.

Du weißt es wohl.«

»Du wirst keine Geheimnisse für mich haben, Henri?«

»Nie, mein Bruder; bist Du nicht zugleich mein Herr und mein Freund?«

»Verdammt! ich dachte, Du kümmerst Dich nicht um mich, der ich nur ein armer Laie bin; ich dachte, Du hättest unseren weisen Bruder, diesen Pfeiler der Gottesgelehrtheit, diese Leuchte der Religion, diesen gelehrten Architekten der Gewissensfälle des Hofes, der eines Tages Cardinal sein wird, ich dachte, Du vertrautest ihm, und fändest in ihm zugleich Beichte, Absolution und wer weiß . . . Rat; denn in unserer Familie«, fügte Anne lachend bei, »ist man zu Allem gut, Du weißt es, davon zeugt unser vielgeliebter Vater.«

Henri du Bouchage ergriff die Hand seines Bruders und drückte sie liebevoll.

»Du bist für mich mehr als Gewissensrat, mehr als Beichtiger, mehr als Vater, mein lieber Anne«, sagte er, »ich wiederhole, Du bist mein Freund.«

»So sprich, mein Freund, warum habe ich Dich, der Du so heiter warst, allmählich traurig werden sehen, und warum gehst Du, statt bei Tage auszugehen, jetzt nur noch bei Nacht aus?«

»Mein Bruder, ich bin nicht traurig«, erwiderte Henri lächelnd.

»Was bist Du denn?«

»Ich bin verliebt.«

»Gut, und dieses Versunkensein?«

»Kommt davon her, daß ich unablässig an meine Liebe denke.«

»Und Du seufzest, während Du mir das sagst?«

»Ja.«

»Du seufzest, Du, Henri, Graf du Bouchage, Du, der Bruder von Joyeuse, Du, den die schlimmen Zungen den dritten König von Frankreich nennen? Du weißt, Herr von Guise ist der zweite, wenn nicht gar der erste! Du, der Du reich, der Du schön bist, der Du Pair von Frankreich sein wirst, wie ich, und Herzog, wie ich, bei der ersten Gelegenheit, die ich finde, Du bist verliebt, nachdenkend und seufzest; Du, der Du: Hilariter³ zum Wahlspruch hast.«

»Mein lieber Anne, alle diese Gaben der Vergangenheit oder

alle diese Verheißungen der Zukunft haben nicht für mich in der Reihe der Dinge gezählt, welche mein Glück machen sollten. Ich besitze keinen Ehrgeiz.«

»Das heißt, Du besitzt keinen mehr.«

»Oder ich strebe wenigstens nicht nach den Dingen, von denen Du sprichst.«

»In diesem Augenblick vielleicht; doch später wirst Du darauf zurückkommen.«

»Nie, mein Bruder, ich wünsche nichts, ich will nichts.«

»Und Du hast Unrecht, mein Bruder. Wenn man den Namen Joyeuse, einen der schönsten Namen Frankreichs, führt, wenn man einen Bruder hat, der der Günstling des Königs ist, so wünscht man Alles, so will man Alles, . . . und hat man Alles.«

Henri schüttelte schwermütig sein blondes Haupt.

»Sprich, da wir nun allein und von aller Welt entfernt sind«, sagte Anne. »Der Teufel soll mich holen, wir sind über das Wasser gekommen, und befinden uns auf dem Pont de la Tournelle, ohne daß wir es bemerkt haben . . . Ich glaube nicht, daß in dieser Einöde, bei diesem scharfem kalten Nordost, in der Nähe dieses grünen Wassers irgend Jemand uns behorchen wird . . . Hast Du mir etwas Ernstes zu sagen, Henri?«

»Nichts, nichts, wenn nicht, daß ich verliebt bin, und das weißt Du schon, mein Bruder, da ich es Dir soeben gestanden habe.«

»Aber den Teufel! das ist nichts Ernstes«, erwiderte Anne, mit dem Fuße stampfend. »Beim Papst, ich bin auch verliebt!«

»Nicht wie ich, mein Bruder.«

»Ich denke auch zuweilen an meine Geliebte.«

»Ja, aber nicht immer.«

»Ich habe auch Widerwärtigkeiten, Kummer sogar.«

»Ja, Du hast aber auch Freuden, denn man liebt Dich.«

»Oh! ich stoße auch auf große Hindernisse; man verlangt von mir großes Geheimhalten.«

»Man verlangt? Du hast gesagte man verlangt, mein Bruder. Wenn Deine Geliebte verlangt, so gehört sie Dir.«

»Allerdings gehört sie mir . . . nämlich mir und Herrn von Mayenne; denn ein Vertrauter ist des andern wert, Henri, ich habe

gerade die Geliebte von diesem Unzüchter von Mayenne, ein in mich vernarrtes Mädchen, das Mayenne auf der Stelle verlassen würde, wenn es nicht befürchtete, es könnte von ihm umgebracht werden. Du weißt, es ist seine Gewohnheit, die Frauen umzubringen. Dann hasse ich diese Guisen, und es belustigt mich auf Kosten von einem derselben zu belustigen. Nun wohl! ich sage es Dir, ich wiederhole es, ich habe zuweilen Widerwärtigkeiten, Zänkereien; doch ich werde deshalb nicht düster wie ein Kartäuser; ich mache keine trübe Augen. Ich fahre fort zu lachen, wenn nicht immer, doch wenigstens von Zeit zu Zeit. Nun, so sprich, wen liebst Du, Henri? Deine Geliebte ist doch wenigstens schön.«

»Ach! mein Bruder, es ist nicht meine Geliebte.«

»Ist sie schön?«

»Zu schön.«

»Ihr Name?«

»Ich Weiß ihn nicht.«

»Gehe doch!«

»Bei meinem Ehrenwort.«

»Mein Freund, ich fange an zu glauben, daß die Sache noch gefährlicher ist, als ich dachte . . . Das ist, beim Papst! keine Traurigkeit, sondern Tollheit!«

»Sie hat nur ein einziges Mal mit mir, oder vielmehr nur ein einziges Mal in meiner Gegenwart gesprochen, und seit dieser Zeit habe ich nicht einmal mehr den Ton ihrer Stimme gehört.«

»Und Du hast Dich nicht erkundigt?«

»Bei wem?«

»Wie! bei wem? bei den Nachbarn.«

»Sie bewohnt ein Haus für sich allein und Niemand kennt sie.«

»Das ist wohl ein Schatten?«

»Es ist eine Frau, groß und schön wie eine Nymphe, ernst und erhaben wie der Engel Gabriel.«

»Wie hast Du sie kennen lernen? wo hast Du sie getroffen?«

»Eines Tages verfolgte ich ein Mädchen, bei der Sackgasse der Gypécienne, ich trat in einen kleinen Garten, der an die Kirche stößt, dort ist eine Bank unter Bäumen. Bist Du je in diesen

Garten gekommen, mein Bruder?«

»Nie! gleichviel, fahre fort, es ist dort eine Bank unter Bäumen . . . hernach?«

»Der Schatten fing an dichter zu werden, ich verlor das Mädchen aus dem Gesicht, und während ich es suchte, gelangte ich zu der Bank.«

»Immerzu, ich höre.«

»Ich erblickte im Halbdunkel ein Frauenkleid und streckte die Hände aus.«

»Verzeiht, mein Herr«, sagte plötzlich die Stimme eines Mannes, den ich nicht bemerkt hatte, »verzeiht.«

»Und die Hand dieses Mannes schob mich sachte, aber mit Festigkeit zurück.«

»Er wagte es, Dich zu berühren, Joyeuse?«

»Höre, dieser Mann hatte das Gesicht in einer Art von Kutte verborgen, ich hielt ihn für einen Mönch, dann machte er Eindruck auf mich durch den liebevollen und höflichen Ton seiner Warnung, denn während er zu mir sprach, bezeichnete er mit dem Finger auf zehn Schritte die Frau, deren weiße Kleidung mich nach dieser Seite gezogen hatte . . . Sie kniete vor der steinernen Bank, als ob es ein Altar wäre.«

»Ich blieb stehen, mein Bruder, dieses Abenteuer begegnete mir am Anfang des September; die Luft war lau; die Rosen und die Veilchen, welche die Gläubigen auf den Gräbern des Geheges pflanzen, sandten mir ihre zarten Wohlgerüche zu; der Mond zerriß eine weißliche Wolke hinter dem Glockenturme der Kirche und die Fenster fingen an, sich an ihrem First zu versilbern, während sie sich unten von dem Widerscheine der angezündeten Kerzen vergoldeten. Mein Freund, war es die Majestät des Ortes, war es die persönliche Würde, diese kniende Frau glänzte für mich in der Finsternis, wie eine Bildsäule von Marmor und als ob sie wirklich von Marmor gewesen wäre. Sie flößte mir eine gewisse Ehrfurcht ein, die mir kalt im Herzen machte.«

»Ich schaute sie gierig an.«

»Sie beugte sich auf die Bank, umfaßte sie mit ihren Armen, druckte ihre Lippen darauf, und bald sah ich ihre Schultern unter der Gewalt ihrer Seufzer und ihres Schluchzens wogen; nie hast

Du solche Ausbrüche gehört, mein Bruder; nie hat ein scharfes Eisen so schmerzlich ein Herz zerrissen.«

»Während sie weinte, küßte sie den Stein mit einer Trunkenheit, die mich von Sinnen brachte; ihre Tränen rührten mich, ihre Küsse machten mich verrückt.«

»Beim Papst! sie war verrückt«, sagte Joyeuse, »küßt man einen Stein so? schluchzt man so um nichts?«

»Oh! es war ein großer Schmerz, der sie schluchzen machte, oh! es war eine tiefe Liebe, der sie diesen Stein zu küssen bewog; aber wen liebte sie? wen beweinte sie? Für wen betete sie? Ich weiß es nicht.«

»Doch dieser Mann, hast Du ihn nicht befragt?«

»Gewiß.«

»Und was hat er geantwortet?«

»Sie habe ihren Gatten verloren.«

»Beweint man auf diese Art einen Gatten? Das ist bei Gott! eine schöne Antwort; und Du hast Dich damit begnügt?«

»Ich mußte wohl, da er mir keine andere geben wollte.«

»Aber dieser Mann selbst, wer ist er?«

»Eine Art von Diener, der bei ihr wohnt.«

»Sein Name?«

»Er weigerte sich, ihn mir zu sagen.«

»Jung? Alt?«

»Er mag acht und zwanzig bis dreißig Jahre alt sein.«

»Und was geschah hernach? . . . Sie hat wohl nicht die ganze Nacht fort geweint und gebetet?«

»Nein. Als sie zu weinen aufgehört, nämlich als sie ihre Tränen erschöpft und ihre Lippen auf dem Stein abgenutzt hatte, stand sie auf, mein Bruder; es lag in dieser Frau eine so geheimnisvolle Traurigkeit, daß ich, statt auf sie zuzugehen, wie ich es bei jeder andern Frau getan hätte, zurückwich; sie schritt sodann auf mich, oder vielmehr auf die Stelle zu, wo ich stand, denn sie sah mich nicht einmal; da traf ein Mondstrahl ihr Antlitz und dieses erschien mir erleuchtet, schimmernd: sie hatte ihren düsteren Ernst wieder angenommen: kein Zusammenziehen des Gesichts, kein Beben, keine Tränen mehr, nur noch noch die feuchte Furche, die sie

gezogen. Ihre Augen allein glänzten noch. Ihr Mund öffnete sich sanft, um das Leben einzusatmen, das einen Augenblick sie zu verlassen bereit zu sein geschienen hatte; sie machte ein paar Schritte mit einer gewissen weichen Mattigkeit und denjenigen ähnlich, welche im Traume wandeln; der Mann lief auf sie zu und führte sie; denn sie schien vergessen zu haben, daß sie auf der Erde ging. Oh! mein Bruder, welch eine Schönheit, welche übermenschliche Macht! Ich habe nie etwas gesehen, was ihr aus Erden gliche, und nur zuweilen in meinen Träumen, wenn sich der Himmel öffnete, waren dieser Wirklichkeit ähnliche Visionen herabgestiegen.«

»Hernach, hernach?« fragte Anne, der unwillkürlich, ein Interesse an dieser Erzählung nahm, über die er Anfangs zu spotten beabsichtigt hatte.

»Oh! nun bin ich bald zu Ende, mein Bruder; ihr Diener sagte ein paar Worte leise zu ihr, und sie ließ ihren Schleier nieder; ohne Zweifel sagte er ihr, ich wäre da: aber sie schaute nicht einmal auf meine Seite, sie senkte nur ihren Schleier, und ich sah sie nicht mehr; es kam mir vor, als hätte sich der Himmel verdüstert und als wäre es kein lebendiges Geschöpf mehr, sondern ein diesen Gräbern entstiegener Schatten, der durch das hohe Gras schweigend vor mir hinschlupfte.«

»Sie verließ das Gehege: ich folgte ihr.«

»Von Zeit zu Zeit wandte sich der Mann um und er konnte mich sehen, denn ganz verwirrt und betäubt, wie ich war, verbarg ich mich nicht; was willst Du? ich hatte noch die alten gemeinen Gewohnheiten im Kopfe, den alten rohen Sauerteig im Herzen.«

»Was willst Du damit sagen, Henri?« fragte Anne. »Ich verstehe Dich nicht.«

Der junge Mann antwortete lächelnd:

»Ich will damit sagen, daß meine Jugend geräuschvoll war, daß ich oft zu lieben glaubte, und daß alle Frauen für mich bis zu jenem Augenblick Frauen waren, denen ich meine Liebe anbieten konnte.«

»Oh! Oh! was ist das?« rief Joyeuse, der, unwillkürlich etwas beunruhigt durch das Geständnis seines Bruders, seine Heiterkeit wieder zu erlangen suchte. »Nimm Dich in Acht, Henri, Du

schweifst aus, es ist also keine Frau von Fleisch und Knochen?»

»Mein Bruder«, sagte der junge Mann, die Hand von Joyeuse mit einem fieberhaften Drucke umschließend, »mein Bruder«, sprach er so leise, daß sein Hauch kaum an das Ohr des Älteren gelangte, »so wahr mich Gott hört, ich weiß nicht, ob es ein Geschöpf dieser Welt ist.«

»Beim Papst!« erwiderte Anne, »Du würdest mir Angst machen, wenn ein Joyeuse je Angst haben könnte.«

Dann fügte er bei, indem er seine Heiterkeit wieder zu gewinnen suchte.

»Doch immerhin ist es gewiß, daß sie geht, daß sie weint, und daß sie Küsse gibt; Du hast es mir selbst gesagt, und dies ist, wie mir scheint, ein sehr gutes Vorzeichen, mein teurer Freund; aber das ist nicht Alles; sprich, hernach, hernach?«

»Hernach kommt nur noch wenig: ich folgte ihr also, sie suchte sich mir nicht einmal zu entziehen, den Weg zu verändern, einen falschen Weg einzuschlagen; sie schien nicht einmal hieran zu denken.«

»Nun! wo wohnte sie?«

»Ein der Gegend der Bastille, in der Rue de Lesdiguières; vor ihrer Türe wandte sich ihr Begleiter um und sah mich.«

»Du machtest ihm sodann ein Zeichen, um ihm zu verstehen zu geben, daß Du mit ihm zu sprechen wünschest.«

»Ich wagte es nicht; was ich Dir da sage, ist lächerlich, aber der Diener imponierte mir beinahe eben so sehr als die Gebieterin.«

»Gleichviel, Du tratst in das Haus?«

»Nein, mein Bruder.«

»In der Tat, Henri, ich habe große Lust, zu leugnen, daß Du ein Joyeuse bist; doch Du gingst wenigstens am andern Tag wieder dahin?«

»Ja, aber vergebens, vergebens nach der Gypcienne, vergebens in die Rue de Lesdiguières.«

»Sie war verschwunden.«

»Wie ein Schatten, der entflohen.«

»Du hast Dich jedoch erkundigt?«

»Die Straße hat wenig Bewohner, keiner konnte mich

befriedigen; ich lauerte auf den Diener, um ihn zu befragen, er erschien nicht wieder; doch ein Licht, das ich am Abend durch die Jalousien glänzen sah, tröstete mich, indem es mir andeutete, sie wäre immer noch da. Ich wandte hundert Mittel an, um in das Haus zu dringen: Briefe, Boten, Blumen, Geschenke, Alles scheiterte. Eines Abends verschwand das Licht ebenfalls und erschien nicht wieder; ohne Zweifel meiner Verfolgungen müde, hatte die Dame die Rue des Lesdiguières verlassen; Niemand kannte ihre neue Wohnung.«

»Du hast sie jedoch wiedergefunden, die schöne Spröde?«

»Der Zufall gestattete es: ich bin ungerecht, mein Bruder, es ist die Vorsehung, welche nicht will, daß man das Leben hinschleppe. Höre, es ist in der Tat seltsam! Ich ging vor vierzehn Tagen um Mitternacht durch die Rue de Bussy . . . Du weißt, mein Bruder, daß die Feuerverordnungen sehr streng vollzogen werden; nun wohl! ich sah nicht nur Feuer an den Scheiben eines Hauses, sondern einen wahren Brand, der im zweiten Stocke ausbrach.«

»Ich klopfte kräftig an die Türe, ein Mann erschien am Fenster.«

›Es brennt bei Euch!‹ rief ich.

›Stille, habt Mitleid,‹ erwiderte er, ›stille, ich bin eben beschäftigt, zu löschen.‹

›Soll ich die Wache rufen?‹

›Nein, nein, um des Himmels willen, ruft Niemand.‹

›Aber wenn man Euch helfen kann?‹

›Wollt Ihr? so kommt und Ihr leistet mir einen Dienst, für den ich Euch mein ganzes Leben dankbar sein werde.‹

›Und wie soll ich kommen?‹

›Hier ist der Schlüssel zur Türe.‹

»Und er warf mir aus dem Fenster einen Schlüssel zu.«

»Ich stieg rasch die Treppe hinauf und trat in das Zimmer, das der Schauplatz des Brandes war.«

»Der Boden brannte; ich befand mich in dem Laboratorium eines Chemikers; als er irgend einen Versuch machte, hatte sich eine entzündbare Flüssigkeit auf der Erde ausgebreitet, wodurch der Brand entstanden war.«

»Bei meinem Eintritt war er schon Meister des Feuers, so daß

ich mir ihn anschauen konnte.«

»Es war ein Mann von acht und zwanzig bis dreißig Jahren, wenigstens schien er mir dieses Alter zu haben; eine furchtbare Narbe durchfurchte die Hälfte der Wange, eine andere den Schädel; sein buschiger Bart verbarg den Rest des Gesichtes.«

»Ich danke Euch, mein Herr, aber Ihr seht. Alles ist vorbei; seid Ihr ein so artiger Mann, als sich aus Eurem Aussehen schließen läßt, so habt die Güte, Euch zu entfernen, denn meine Gebieterin kann jeden Augenblick eintreten, und sie dürfte ärgerlich werden, wenn sie zu dieser Stunde einen Fremden bei mir oder vielmehr bei sich sehen würde.«

»Der Ton dieser Stimme lähmte, erschreckt mich. Ich öffnete den Mund, um ihm zuzurufen: »Ihr seid der Mann der Gypécienne, der Mann der Rue de Lesdiguières, der Mann von der unbekanntenen Dame,« denn Du erinnerst Dich, mein Bruder, daß er mit einer Kutte bedeckt war, daß ich sein Gesicht nicht gesehen, daß ich nur seine Stimme gehört hatte. Ich war im Begriff, ihm dies zu sagen, ihn zu befragen; als sich plötzlich eine Türe öffnete und eine Frau eintrat.«

»Was gibt es denn, Rémy?« fragte sie, indem sie majestätisch auf der Türschwelle stehen blieb, »und warum dieser Lärm?«

»Oh! mein Bruder, sie war es, noch schöner im sterbenden Feuer des Brandes, als sie mir in den Strahlen des Mondes geschienen hatte; sie war es, die Frau, deren beständiges Andenken mir das Herz zernagt.«

»Bei dem Schrei, den ich ausstieß, schaute mich der Diener ebenfalls aufmerksamer an.«

»Ich danke, Herr, ich danke,« sagte er noch einmal, »Ihr seht, das Feuer ist gelöscht, Geht, ich bitte Euch, geht.«

»Mein Freund,« erwiderte ich, »Ihr verabschiedet mich sehr hart.«

»Madame,« sagte der Diener, »er ist es.«

»Wer?« fragte sie.

»Der junge Cavalier, den wir im Garten der Gypécienne trafen, und der uns nach der Rue de Lesdiguières folgte.«

»Sie heftete nun ihren Blick auf mich, und aus diesem Blick konnte ich schließen, daß sie mich zum ersten Male sah.«

›Mein Herr,‹ sprach sie, ›habt die Güte, entfernt Euch.‹

›Ich zögerte, ich wollte sprechen, bitten; aber die Worte fehlten meinen Lippen; ich blieb unbeweglich und stumm und schaute sie nur an.

›Nehmt Euch in Acht, mein Herr,‹ sagte der Diener mehr traurig als streng, ›nehmt Euch in Acht, Ihr würdet Madame zwingen, zum zweiten Male zu fliehen.‹

›Oh! Gott verhüte es,‹ erwiderte ich, mich verbeugend, ›aber Madame, ich beleidige Euch doch nicht.‹«

›Sie antwortete mir nicht. So unempfindlich, so stumm, so eisig, als ob sie mich nicht gehört hätte, wandte sie sich um, und ich sah sie allmählich im Schatten verschwinden und die Stufen einer Treppe hinabgehen, auf der ihr Tritt nicht mehr scholl, als wenn es der eines Gespenstes gewesen wäre.‹

›Und das ist Alles?‹ fragte Joyeuse.

›Das ist Alles. Der Diener geleitete mich zur Türe zurück und sprach:

›Mein Herr, vergeßt im Namen Jesu und der Jungfrau Maria, ich flehe Euch an, vergeßt!‹«

›Ich entfloh betrübt, verwirrt, albern, preßte meinen Kopf zwischen meinen beiden Händen und fragte mich, ob ich nicht ein Narr würde.‹

›Seitdem gehe ich jeden Abend in diese Straße, und deshalb wandten sich meine Schritte, als wir das Stadthaus verließen, ganz natürlich nach dieser Seite; jeden Tag, sagte ich, gehe ich in diese Straße, ich verberge mich an der Ecke eines Hauses dem ihrigen gegenüber, unter einem Balkon, dessen Schatten mich gänzlich umhüllt; einmal unter zehnmal sehe ich Licht in dem Zimmer, das sie bewohnt; dort ist mein Leben, dort ist mein Glück!‹

›Welch ein Glück!‹ rief Joyeuse.

›Ach! ich verliere es, wenn ich ein anderes zu erlangen wünsche.‹

›Aber wenn Du Dich mit dieser Resignation zu Grunde richtest?‹

›Mein Bruder‹, sprach Henri mit einem traurigen Lächeln, ›was willst Du? ich fühle mich so glücklich.‹

»Das ist unmöglich.«

»Das Glück ist immer beziehungsweise; ich weiß, daß sie dort ist, daß sie dort lebt, daß sie dort atmet; ich sehe sie durch die Mauer, oder es kommt mir vielmehr vor, als erblickte ich sie; wenn sie dieses Haus verließ, wenn ich abermals vierzehn Tage zubrächte, wie die, welche ich zubrachte, als ich sie verloren hatte, so würde ich ein Narr, mein Bruder, oder ich ginge in ein Kloster, um Mönch zu werden.«

»Nein, bei Gott! es ist schon genug mit einem Narren und einem Mönch in der Familie; bleiben wir hierbei, mein teurer Freund.«

»Keine Bemerkungen, Anne, keinen Spott; die Bemerkungen wären unnütz, der Spott würde nichts bewirken.«

»Wer spricht von Bemerkungen und Spott?«

»Schon gut. Doch . . . «

»Laß mich Dir nur Eines sagen.«

»Was?«

»Du hast Dich benommen wie ein Freischüler.«

»Ich habe weder Kombinationen, noch Berechnungen gemacht, ich habe mich nicht benommen, ich habe mich einer Sache hingeeben, welche stärker war als ich. Wenn ein Strom uns fortreißt, ist es besser, ihm zu folgen, als dagegen zu kämpfen.«

»Und wenn er zu einem Abgrund führt?«

»So muß man versinken, mein Bruder.«

»Das ist Deine Ansicht?«

»Ja.«

»Es ist nicht die meinige, und an Deiner Stelle . . . «

»Was hättest Du getan, Anne?«

»Gewiß genug um ihren Namen, ihr Alter zu erfahren, an Deiner Stelle . . . «

»Anne, Anne, Du kennst sie nicht.«

»Nein, aber ich kenne Dich. Wie, Henri, Du hattest fünfzig tausend Taler, die ich Dir von den hunderttausend gegeben, welche mir der König an seinem Namenstage zum Geschenk machte.«

»Sie sind noch in meiner Kasse, Anne, nicht einer fehlt.«

»Gottes Tod! desto schlimmer. Lügen sie nicht mehr in Deiner Kasse, so wäre die Frau in Deinem Alkoven.«

»Oh! mein Bruder.«

»Es gibt kein oh! mein Bruder, ein gewöhnlicher Diener verkauft sich für zehn Taler, ein guter für hundert, ein vortrefflicher für tausend, ein wunderbarer für drei tausend. Nehmen wir nun einen Phönix von einem Diener an, träumen wir von einem Gott der Treue, und mit zwanzig tausend Talern gehört er beim Papst! Dir . . . es blieben Dir somit hundert und dreißig tausend Livres um den durch den Phönix der Diener ausgelieferten Phönix der Frauen zu bezahlen. Henri mein Freund, Du bist einfältig.«

»Anne«, erwiderte Henri seufzend, »es gibt Leute, die sich nicht verkaufen; es gibt Herzen, die ein König sogar zu bestechen nicht reich genug ist.«

Joyeuse besänftigte sich.

»Nun wohl! ich pflichte dem bei«, sagte er, »aber es finden sich keine, die sich nicht ergeben.«

»Das mag sein.«

»Nun was hast Du getan, daß sich das Herz dieser schönen Unempfindlichen sich Dir ergebe?«

»Ich lebe der Überzeugung, Anne, daß ich Alles getan habe, was ich tun konnte.«

»Graf du Bouchage, Ihr seid ein Narr. Ihr seht eine traurige, verschlossene, weinende Frau, und Ihr macht Euch trauriger, verschlossener, seufzender, das heißt schwerfälliger, als sie selbst ist. In der Tat, Ihr sprecht auf eine sehr gewöhnliche Manier von der Liebe und Ihr seid alltäglicher als ein Viertelsmeister. Sie ist allein, leistet ihr Gesellschaft; sie ist traurig, seid heiter; sie beklagt, tröstet sie und ersetzt.«

»Unmöglich, mein Bruder!«

»Hast Du es versucht?«

»Warum dies?«

»Bei Gott! und wäre es nur, um es zu versuchen. Du bist verliebt, sagst Du?«

»Ich kenne keine Worte, um meine Liebe auszudrücken.«

»Wohl in vierzehn Tagen sollst Du Deine Geliebte haben.«

»Mein Bruder.«
»So wahr ich Joyeuse heie. Ich denke, Du bist nicht hoffnungslos?«
»Nein, denn ich habe nie gehofft.«
»Um welche Stunde siehst Du sie?«
»Um welche Stunde?«
»Allerdings.«
»Ich habe Dir gesagt, daß ich sie nicht sehe, mein Bruder.«
»Nie?«
»Nie.«
»Nicht einmal an ihrem Fenster.«
»Nicht einmal ihren Schatten, sage ich Dir.«
»Das muß endigen. Sprich, hat sie einen Liebhaber?«
»Mit Ausnahme des Rémy, von dem ich Dir gesprochen, habe ich nie einen Mann in ihr Haus eintreten sehen.«
»Wie ist das Haus beschaffen?«
»Zwei Stockwerke, kleine Türe über einer Stufe, Terrasse oberhalb des zweiten Fensters.«
»Kann man nicht über diese Terrasse hineinkommen?«
»Sie ist von den anderen Häusern abgesondert.«
»Und was ist gegenüber?«
»Ein anderes, beinahe ähnliches Haus, obgleich etwas höher, wie mir scheint.«
»Von wem wird dieses Haus bewohnt?«
»Von einem Bürger.«
»Von böser oder guter Laune?«
»Von guter, denn ich höre ihn zuweilen ganz allein lachen.«
»Kaufe ihm sein Haus ab.«
»Wer sagt Dir, daß es verkäuflich ist?«
»Biete ihm das Doppelte von seinem Werte.«
»Und wenn mich die Dame dort sieht?«
»Nun!«
»So wird sie abermals verschwinden, während ich, meine Gegenwart verbergend, sie früher oder später wiederzusehen hoffe.«

»Du wirst sie diesen Abend sehen.«

»Ich?«

»Stelle Dich um acht Uhr unter ihren Balkon.«

»Ich werde dort sein, wie ich es alle Tage bin, aber ohne mehr Hoffnung, als an den anderen Tagen.«

»Doch sage mir die Adresse ganz genau.«

»Zwischen der Porte Bussy und dem Hotel Saint-Denis, beinahe an der Ecke der Rue des Augustins, zwanzig Schritte von einem großen Gasthof mit dem Schilde: *Zum Schwerte des kühnen Ritters*.«

»Sehr gut, um acht Uhr diesen Abend.«

»Aber was willst Du machen??«

»Du wirst es sehen, Du wirst es hören. Mittlerweile kehre nach Hause zurück, lege Deine schönsten Kleider an, nimm Deine reichsten Juwelen, gieße auf Deine Haare Deine feinsten Essenzen: diesen Abend kommst Du in die Festung.«

»Gott höre Dich, mein Bruder.«

»Henri, wenn Gott taub ist, so ist es der Teufel nicht . . . Ich verlasse Dich, meine Geliebte erwartet mich, nein, ich will sagen, die Geliebte von Herrn von Mayenne . . . Beim Papst! diese ist kein Zieraffe.«

»Mein Bruder.«

»Verzeih, schöner Liebesritter; ich mache keine Vergleichung zwischen den zwei Damen; sei hiervon überzeugt, obschon ich nach dem, was Du mir sagst, die meinige mehr liebe, — oder vielmehr die unsrige . . . Doch sie erwartet mich und ich will sie nicht warten lassen. Gott befohlen, Henri, diesen Abend.«

»Diesen Abend, Anne.«

Die zwei Brüder drückten sich die Hand und trennten sich.

Nach zweihundert Schritten hob der Eine den Klopfer eines schönen beim Parvis Notre-Dame liegenden gotischen Hauses mutig auf und ließ ihn geräuschvoll wieder fallen.

Der Andere vertiefte sich schweigsam in einer von den krummen Straße, welche nach dem Palast ausmünden.



Siebenten Kapitel

Worin das Schwert des kühnen Ritters gegen Amors Rosenstock Recht behält.

Während des von uns erzählten Gespräches war die Nacht gekommen und hatte mit ihrem feuchten Nebelmantel die zwei Stunden zuvor noch so geräuschvolle Stadt umhüllt.

Sobald Salcède tot war, kehrten die Zuschauer zu Ihren Lagern zurück, und man sah auf den Straßen nur noch zerstreute Häufchen, statt der ununterbrochenen Kette der Neugierigen, welche am Tage einem Punkte zugeströmt waren.

Bis in die entferntesten Quartiere der Grève fanden sich Reste von Beugungen, welche nach der langen Aufregung des Tages leicht zu begreifen waren.

Bei der Porte Bussy zum Beispiel, wohin wir uns zu dieser Stunde versetzen müssen, um einigen Personen zu folgen, die wir am Anfang dieser Geschichte in Szene gebracht haben, und um die Bekanntschaft von neuen Personen zu machen, bei diesem Stadtende, sagen wir, hörte man, wie einen Bienenstock bei Sonnenuntergang, ein gewisses rosenfarbig angestrichenes und mit blauen und weißen Malereien verziertes Haus summen, welches das *Haus zum Schwerte des kühnen Ritters* genannt wurde, und doch nichts Anderes war, als ein Gasthof von riesigen Verhältnissen, den man in jüngster Zeit in diesem neuen Quartier eingerichtet hatte.

Damals besaß Paris nicht ein einziges gutes Gasthaus, das nicht sein siegreiches Schild gehabt hätte. Das *Schwert des kühnen Ritters* war eine von den herrlichen Ankündigungen, bestimmt, alle Geschmacksrichtungen zu vereinigen, alle Sympathie zusammenzufassen.

Man sah auf dem Schilde den Kampf eines Erzengels oder eines Heiligen gegen einen Drachen gemalt, der, wie das Ungeheuer von Hippolyt, Ströme von Flammen und Rauch ausspie. Durch ein heroisches und zugleich frommes Gefühl beseelt, hatte der Maler dem vollständig gerüsteten kühnen Ritter

in seine Hände nicht ein Schwert, sondern ein ungeheures Kreuz gegeben, womit er besser als mit der schärfsten Klinge den unglücklichen Drachen entzwei schnitt, von dem die Stücke blutend auf dem Boden umherlagen.

Man sah auf dem Hintergrunde des Schildes oder vielmehr des Gemäldes, denn das Schild verdiente gewiß diesen Namen, eine Menge von Zuschauern, welche ihre Arme in die Luft emporhoben, während am Himmel die Engel über den Helm des kühnen Ritters Lorbeerzweige und Palmblätter ausstreckten.

Gierig, zu beweisen, daß er alle Genres malte, hatte der Künstler im Vordergrunde Kürbisse Trauben, Käfer, Eidechsen, eine Schnecke auf einer Rose und endlich zwei Kaninchen, das eine weiß, das andere grau, gruppiert, welche Kaninchen, trotz der Verschiedenheit der Farben, was eine Verschiedenheit der Meinungen hätte andeuten können, beide sich an der Nase kratzten, ohne Zweifel aus Freude über den merkwürdigen Sieg, den der kühne Ritter über den parabolischen Drachen davon getragen, der kein Anderer war, als Satan.

Entweder war der Eigentümer des Schildes von sehr schwer zu befriedigendem Charakter, oder mußte er mit der Gewissenhaftigkeit des Malers sehr zufrieden sein. Der Künstler hatte in der Tat nicht eine Linie vom Raum verloren, und wenn man hätte eine Milbe beifügen müssen, so würde es an Platz gefehlt haben.

Gestehen wir nur Eines, und dieses wenn auch peinliche Geständnis ist unserem Geschichtsschreiber-Gewissen auferlegt. Aus dem schönen Schilde ging nicht hervor, daß das Wirtshaus wie dieses an den guten Tagen gefüllt war, im Gegenteil aus Gründen, die wir sogleich erklären wollen, und die das Publikum begreifen wird, gab es, wir sagen nicht zuweilen, sondern beinahe immer, große Leeren im Gasthofs zum *kühnen Ritter*.

Das Haus war jedoch, wie man in unseren Tagen sagen würde, groß und komfortabel; viereckig gebaut, durch breite Unterlagen an den Boden angeklammert, streckte es stolz über seinem Schilde vier Türmchen empor, von denen jedes ein achteckiges Zimmer enthielt, das Ganze allerdings von Holz gebaut, aber zierlich und geheimnisvoll, wie jedes Haus sein muß, das den Männern und besonders den Frauen gefallen will; doch hierin lag

das Übel.

Man kann nicht Jedermann gefallen.

Doch das war nicht die Überzeugung von Dame Fournichon, der Wirtin zum *kühnen Ritter*. In Folge ihrer Überzeugung hatte sie ihren Mann bewogen, ein Badehaus zu verlassen, in welchem sie in der Rue Saint-Honoré vegetierten, um zu Gunsten der Verliebten bei der Porte Bussy und aus anderen Quartieren von Paris den Bratspieß drehen zu lassen und Wein zu zapfen. Zum Unglück für die Bestrebungen von Dame Fournichon lag ihr Gasthaus etwas zu nahe beim Pré-aux-Clercs, weshalb, zugleich durch die Nachbarschaft und das Schild angelockt, so viele zum Schlagen bereite Paare in das *Schwert des kühnen Ritters* kamen, daß die anderen minder kriegerischen Paare wie die Pest das arme Wirtshaus aus Furcht vor dem Lärmen und den Degenstichen flohen. Die Verliebten sind friedliche Leute, welche sich nicht gern stören lassen, so daß man sich genötigt sah, in die so zierlichen Türme nur Kriegsknechte einzuquartieren, und daß alle im Innern von dem Künstler des Schildes in die hölzernen Füllungen gemalte Cupidos mit Schnurrbärten und anderen mehr oder minder anständigen Zutaten durch die Kohle der Stammgäste verziert worden waren.

Dame Fournichon behauptete auch, es ist nicht zu leugnen, bis dahin nicht ohne Grund, das Schild habe dem Hause Unglück gebracht, und sie versicherte, wenn man sich hätte auf ihre Erfahrung verlassen und statt des kühnen Ritters und des häßlichen Drachen, welche Jedermann zurückstießen, etwas Galantes malen wollen, wie zum Beispiel *Amors Rosenstock* mit entflammten Herzen statt der Rosen, so hätten alle zarte Seelen ihr Haus zum Wohnsitz gewählt.

Unfähig, zu gestehen, daß er seinen Gedanken bereue und den Einfluß beklage, den dieser Gedanke auf sein Schild geübt habe, nahm leider Meister Fournichon keine Rücksicht auf die Bemerkungen seiner Enehälfte und erwiderte die Achseln zuckend, daß er, ein ehemaliger Trabant von Herrn Dauville, natürlich seine Kundschaft unter Kriegsleuten suchen müsse; er fügte bei, ein Reiter, der nur an das Trinken zu denken habe, trinke wie sechs Verliebte, und wenn er auch nur die Hälfte der Zeche bezahle, so gewinne man doch noch dabei, da die

verschwenderischsten Liebesleute nie bezahlen wie drei Reiter.

»Überdies«, schloß er, »ist der Wein moralischer als die Liebe.«

Bei diesen Worten zuckte Dame Fournichon ebenfalls die Achseln, welche fett genug waren, daß man auf eine boshafte Weise ihre Ansichten über Moralität auslegen konnte.

Die Angelegenheiten in der Haushaltung der Fournichon hatten diesen schismatischen Zustand erreicht, und die Ehegatten vegetierten im Carrefour Bussy, wie sie in der Rue Saint-Honoré vegetiert hatten, als ein unvorhergesehener Umstand das Angesicht der Dinge veränderte und der Meinung von Meister Fournichon den Triumph verlieh . . . zum Ruhm und zur Ehre des würdigen Schildes, worauf jedes Reich der Natur seinen Repräsentanten hatte.

Einen Monat vor der Hinrichtung vom Salcède befanden sich, nach einigen militärischen Übungen, welche auf dem Pré-aux-Clercs stattgefunden hatten, Dame Fournichon und ihr Gatte, ihrer Gewohnheit gemäß, jedes in einem Türmchen ihrer Anstalt, Beide müßig, träumerisch und kalt, weil alle Tische und alle Zimmer des Wirtshauses zum *kühnen Ritter* völlig leer waren.

Amors Rosenstock hatte an diesem Tage keine Rosen gebracht.

Das Schwert des kühnen Ritters hatte an diesem Tag ins Wasser geschlagen.

Die beiden Gatten schauten also traurig nach der Ebene, wo, sich an der Fähre der Tour de Nesle einschiffend, um nach dem Louvre zurückzukehren, die Soldaten verschwanden, welche ein Kapitän hatte manövrieren lassen, und während sie schauten und über den militärischen Despotismus seufzten, der nach ihrer Wachstube zurückzukehren die Soldaten zwang, welche natürlich sehr durstig sein mußten, sahen sie diesen Kapitän sein Pferd in Trab setzen und allein mit einem Mann Ordonnanz nach der Porte Bussy reiten.

Dieser ganz befiederte, ganz stolz auf seinem Schimmel sitzende Offizier, dessen Degen mit der vergoldeten Scheide einen schönen Mantel von flandrischem Tuch emporhielt, war in zehn Minuten vor dem Gasthaus.

Da er sich aber nicht in das Gasthaus begeben wollte, war er im

Begriff, vorüberzureiten, ohne nur das Schild bewundert zu haben, denn er schien sehr sorgenvoll und in Gedanken vertieft, dieser Kapitän, als Meister Fournichon, dem das Herz beinahe bei dem Gedanken brach, daß er den ganzen Tag kein Geld lösen sollte, sich aus seinem Türmchen neigte und ausrief:

»Das ist ein schönes Pferd, Frau!«

Welchem Madame Fournichon, als übereinstimmende Wirtin die Erwiderung ergreifend, beifügte:

»Und wie schön ist der Reiter!«

Der Kapitän, der für das Lob, von welcher Seite es auch kam, nicht unempfindlich zu sein schien, schaute empor, als ob er plötzlich erwachte. Er sah den Wirt, die Wirtin und das Wirtshaus, hielt sein Pferd an, und rief seiner Ordonnanz.

Dann betrachtete er, immer noch im Sattel, sehr aufmerksam das Haus und das Quartier.

Fournichon rumpelte zu vier und vier Stufen seine Treppe hinab und stellte sich, seine Mütze in den Händen zusammengerollt, vor die Türe.

Der Kapitän dachte einen Augenblick nach und stieg dann ab.

»Ist Niemand hier?« fragte er.

»Für den Augenblick nicht, mein Herr.« antwortete der gedemütigte Wirt.

Er wollte eben beifügen:

»Es ist dies jedoch nicht gewöhnlich so in meinem Hause.«

Aber Dame Fournichon war, wie beinahe alle Frauen, scharfsichtiger als ihr Mann; sie rief daher eiligst von ihrem Fenster aus:

»Sucht der Herr die Einsamkeit, so wird er sich bei uns vortrefflich finden.«

Der Kapitän richtete seine Augen in die Höhe, und als er das gute Gesicht sah, nachdem er die gute Antwort gehört hatte, erwiderte er:

»Für den Augenblick, ja, das ist es gerade, was ich suche, meine gute Frau.«

Dame Fournichon eilte sogleich dem Fremden entgegen, indem sie sich sagte:

»Diesmal gibt *Amors Rosenstock* Geld zu lösen und nicht *das Schwert des kühnen Ritters*.«

Der Kapitän, der zu dieser Stunde die Aufmerksamkeit der Gatten in Anspruch nahm, und zugleich die des Lesers zu erregen verdient, dieser Kapitän war ein Mann von dreißig bis fünf und dreißig Jahre, während er erst acht und zwanzig Jahre alt zu sein schien, so viel Sorge verwandte er auf seine Person.

Er war groß, gut gewachsen, von einer ausdrucksvollen und feinen Physiognomie; bei näherer Prüfung hätte man vielleicht etwas Affectation in seinem großartigen Wesen gefunden, doch affektiert oder nicht, sein Wesen blieb immerhin großartig.

Er warf in die Hände seines Begleiters den Zaum eines herrlichen Pferdes, das mit einem Fuß die Erde stampfte, und sagte zu ihm:

»Führe das Pferd auf und ab und erwarte mich hier.«

Der Soldat nahm den Zaum und gehorchte.

Sobald er sich im großen Saale des Wirtshauses befand, blieb er stehen und sagte, einen Blick der Zufriedenheit umher werfend:

»Oh! Oh! ein so großer Saal und kein einziger Zecher! Sehr gut!«

Meister Fournichon schaute ihn mit Erstaunen an, während ihm Madame Fournichon mit Einverständnis zulächelte.

Der Kapitän fuhr fort:

»Es ist also etwas in Eurem Benehmen oder in Eurem Hause, was die Gäste von Euch entfernt?«

»Gott sei Dank, weder das Eine, noch das Andere, mein Herr«, erwiderte Madame Fournichon. »Das Quartier ist nur neu, und was die Kunden betrifft, so wählen wir.«

»Ah! sehr gut«, sagte der Kapitän.

Meister Fournichon billigte während dieser Zeit mit dem Kopfe die Antworten seiner Frau.

»Zum Beispiel«, fügte sie mit einem gewissen Blinzeln der Augen bei, das den Urheber des Planes mit *Amors Rosenstock* offenbarte, »zum Beispiel für einen Kunden wie Eure Herrlichkeit ließe man gerne zwölf gehen.«

»Das ist artig, meine hübsche Wirtin, und ich danke.«

»Will der gnädige Herr Wein kosten?« fragte Fournichon mit seiner am Mindesten heiseren Stimme.

»Will der gnädige Herr die Wohnungen besichtigen?« sagte Madame Fournichon mit ihrer süßesten Stimme.

»Das Eine und das Andere mit Eurer Erlaubnis.« erwiderte der Kapitän.

Fournichon stieg in den Keller hinab, während seine Frau ihrem Gaste die nach den Türmchen führende Treppe zeigte, auf der sie ihm voran ging, wobei sie ihren Rock zierlich etwas aufhob und auf jeder Stufe einen wahren Pariserin-Schuh krachen ließ.

»Wie viel Personen könnt Ihr hier quartieren?« fragte der Kapitän, als er im ersten Stock angelangt war.

»Dreißig Personen, worunter zehn Herren.«

»Das ist nicht genug, schöne Wirtin«, entgegnete der Kapitän.

»Warum, mein Herr?«

»Ich hatte einen Plan, sprechen wir nicht mehr davon.«

»Ah! mein Herr, Ihr werdet sicherlich nichts Besseres finden, als *Amors Rosenstock*.«

»Warum *Amors Rosenstock*?«

»Den *kühnen Ritter*, wollte ich sagen, und wenn man nicht den Louvre und seine Zugehör hat . . . «

Der Fremde heftete einen seltsamen Blick auf sie.

»Ihr habt Recht«, sagte er, »wenn man nicht den Louvre und seine Zugehör hat.«

Dann fuhr er bei Seite fort:

»Warum nicht, das wäre bequemer und minder teuer.«

»Ihr sagt also, meine gute Dame«, sprach er laut, »Ihr könntet hier dreißig Personen zum Wohnen aufnehmen?«

»Ja, gewiß.«

»Aber für einen Tag?«

»Oh! für einen Tag vierzig und sogar fünf und vierzig.«

»Fünf und vierzig, Parfandious! das ist gerade meine Zahl.«

»Wirklich! seht, wie glücklich sich das trifft.«

»Und ohne daß es auswärts Lärm macht?«

»Sonntags haben wir oft achtzig Soldaten hier.«

»Und keine Zusammenrottung vor dem Hause, kein Spion unter

den Nachbarn?«

»Oh! mein Gott, nein; wir haben keinen andern Nachbar, als einen würdigen Bürgersmann, der sich nie in eines Dritten Angelegenheiten mischt, und keine andere Nachbarin, als, eine Dame welche so zurückgezogen lebt, daß ich sie in den drei Wochen, die sie hier wohnt, noch gar nicht zu Gesicht bekommen habe; alle Übrigen sind unbedeutende Leute.«

»Das sagt mir vortrefflich zu.«

»Ah! desto besser.«

»Und von heute in einem Monat«, fuhr der Kapitän fort, »behaltet das wohl, Madame, von heute in einem Monat.« . . .

»Am 26. Oktober also?«

»Am 26. Oktober.«

»Nun?«

»Am 26. Oktober miete ich Euer ganzes Gasthaus.«

»Das ganze?«

»Das ganze. Ich will einigen Landsleuten eine Überraschung bereiten . . . Offizieren oder wenigstens Kriegsmännern der Mehrzahl nach, welche in Paris ihr Glück suchen; bis dahin erhalten sie Nachricht, daß sie bei Euch absteigen sollen.«

»Und wie erhalten sie diese Nachricht, da Ihr ihnen eine Überraschung bereiten wollt?« fragte unkluger Weise Madame Fournichon.

»Ah!« erwiderte der Kapitän, durch diese Frage sichtbar in Verlegenheit gebracht, »ah! wenn Ihr neugierig oder indiskret seid Parfandious!«

»Nein, nein, mein Herr«, rief hastig und erschrocken Madame Fournichon.

Fournichon hatte teilweise gehört, bei den Worten: Offiziere oder Kriegsmänner schlug sein Herz vor Wohlbehagen.

Er lief herbei.

»Mein Herrn.« rief er, »Ihr werdet hier Meister, Despot des Hauses sein, und zwar ohne Frage; mein Gott! alle Eure Freunde sind willkommen.«

»Mein Braver, ich sagte nicht meine Freunde«, erwiderte hochmütig der Kapitän, »ich sagte meine Landsleute.«

»Ja, ja, die Landsleute Eurer Herrlichkeit; ich täuschte mich.«

Dame Fournichon drehte ärgerlich den Rücken; die Liebesrosen hatten sich in Hellebardenbündel verwandelt.

»Ihr werdet ihnen Abendbrot geben«, fuhr der Kapitän fort.

»Sehr wohl.«

»Mit einem Worte Ihr werdet Euch ohne die geringste Frage ganz ihrer Diskretion anheimgeben.«

»Abgemacht.«

»Hier sind dreißig Livres Angeld.«

»Der Handel ist abgeschlossen; Eure Landsleute sollen als Könige behandelt werden, und wenn Ihr Euch, den Wein kostend, versichern wollt . . . «

»Ich danke, ich trinke nie.«

Der Kapitän näherte sich dem Fenster und rief den Hüter der Pferde.

Meister Fournichon stellte mittlerweile eine Betrachtung an.

»Gnädigster Herr«, sagte er (seit dem Empfang der so großmütig zum Voraus bezahlten drei Pistolen nannte Meister Fournichon den Fremden gnädigster Herr): »gnädigster Herr, wie soll ich die Herrn erkennen?«

»Parfandious! das ist wahr, das habe ich vergessen; gebt mir Wachs, Papier und Licht.«

Dame Fournichon brachte Alles.

Der Kapitän drückte auf das siedende Wachs die Gravur eines Ringes, den er an der linken Hand trug.

»Ihr seht dieses Bild?« sagte er.

»Meiner Treue, eine schöne Frau.«

»Ja, es ist eine Cleopatra; nun wohl! jeder von meinen Landsleuten wird Euch einen ähnlichen Abdruck bringen, und Ihr beherbergt den Inhaber eines solchen Abdrucks, das ist abgemacht, nicht wahr?«

»Wie lange?«

»Ich weiß es noch nicht; Ihr werdet meine Befehle hierüber erhalten.«

»Wir werden sie erwarten.«

Der schöne Kapitän stieg wieder die Treppe hinab, schwang

sich in den Sattel und ritt in scharfem Trabe fort.

In Erwartung seiner Rückkehr sackten die Gatten Fournichon die dreißig Livres Angeld ein . . . zur großen Freude des Wirten der unablässig wiederholte:

»Kriegsleute! Ah! das Schild hat entschieden nicht Unrecht, durch das Schwert werden wir unser Glück machen.«

Und er fing an, dem 26sten Oktober entgegenharrend, alle seine Casserolen zu scheuern.

Achtes Kapitel.

Silhouette von Gascognern.

Wir würden es nicht wagen, zu behaupten, Dame Fournichon sei so diskret gewesen, als der Fremde es ihr empfohlen hatte. Übrigens glaubte sie sich wegen des Vorteils, den er dem *Schwerte des kühnen Ritters* eingeräumt, ohne Zweifel jeder Verbindlichkeit gegen ihn überhoben; da ihr aber noch mehr zu erraten blieb, als man ihr gesagt hatte, so fing sie, um ihre Vermutungen auf einer festen Grundlage beruhen zu lassen, damit an, daß sie suchte, wer der unbekannte Cavalier wäre, der seinen Landsleuten so großmütig Gastfreundschaft bot. Sie verfehlte auch nicht, den ersten Soldaten, den sie vorübergehen sah, nach dem Namen des Kapitäns zu fragen, der die Revue gehalten.

Ohne Zweifel von verschwiegenerem Charakter, als die Wirtin, fragte der Soldat zuerst, ehe er antwortete, zu welchem Behufe sie diese Frage an ihn richte.

»Weil er so eben von hier weggeht«, sagte Madame Fournichon, »weil er mit uns geplaudert hat, und weil man auch gern wissen möchte, mit wem man spricht.«

Der Soldat lachte.

»Der Kapitän, der die Revue kommandierte, wäre nicht in das *Schwert des kühnen Ritters* eingetreten, Madame Fournichon«, sage er.

»Und warum?« fragte die Wirtin, »ist er zu vornehmer Herr hierzu?«

»Vielleicht.«

»Nun, wenn ich sage, daß er nicht seinetwegen in das *Gasthaus zum kühnen Ritter* gekommen ist?«

»Und wessen wegen denn?«

»Seinen Freunden zu Liebe.«

»Der Kapitän der die Revue kommandierte, würde seine Freude nicht im *Schwerte des kühnen Ritters* einquartieren, dafür stehe ich.«

»Pest! Wir nehmt Ihr den Mund so voll, mein braver Mann! Und wie nennt sich denn der Herr, der zu vornehm ist, um seine Freunde im besten Gasthof von Paris einzuquartieren?«

»Nicht wahr, Ihr sprecht von dem, welcher die Revue kommandierte?«

»Allerdings.«

»Ei, meine liebe Frau, derjenige, welcher die Revue kommandierte, ist ganz einfach der Herr Herzog Nogaret de la Valette d'Épernon, Pair von Frankreich, General-Oberster der Infanterie des Königs, und ein wenig mehr König, als Seine Majestät selbst. Nun! was sagt Ihr von diesem?«

»Daß er mir Ehre erwiesen hat, wenn er es ist, der zu mir gekommen.«

»Habt Ihr ihn Parfandious sagen hören?«

»Ei! Ei!« machte Dante Fournichon, welche viele außerordentliche Dinge im Leben gesehen hatte, und der das Wort Parfandious nicht ganz unbekannt war.

Man kann sich nun denken, mit welcher Ungeduld der 26. Oktober erwartet wurde.

Am 25. Abends trat ein Mann mit einem ziemlich schweren Sack ein, den er auf den Schenktisch von Fournichon legte.,

»Das ist der Preis für das auf morgen bestellte Mahl«, sagte er.

»Zu wie viel den Kopf?« fragten gleichzeitig die beiden Ehegatten.

»Zu sechs Livres.«

»Die Landsleute des Kapitäns werden also nur ein einziges Mahl hier einnehmen?«

»Ein einziges.«

»Der Kapitän hat also eine Wohnung für sie gefunden?«

»Es scheint.«

Trotz der Fragen des *Rosenstocks* und des *Schwertes* entfernte sich der Bote, ohne daß er dem einen und dem andern mehr antworten wollte.

Endlich ging die Sonne über den Küchen des *kühnen Ritters* auf.

Es hatte halb ein Uhr bei den Augustinern geschlagen, als vier

Reiter vor der Türe des Gasthauses hielten, vom Pferde stiegen und eintraten.

Sie waren von der Porte Bussy gekommen und trafen natürlich zuerst ein, einmal weil sie Pferde hatten, und sodann weil das Gasthaus zum *Schwerte* nur hundert Schritte von der Porte Bussy entfernt lag.

Einer von ihnen, der, sowohl nach seinem guten Aussehen, als nach seinem Luxus zu schließen, ihr Anführer zu sein schien, kam sogar mit zwei wohl berittenen Lakaien.

Jeder von ihnen zeigte sein Siegel mit dem Bilde der Cleopatra und wurde von dem Ehepaar mit jeglicher Zuvorkommenheit empfangen, besonders der junge Mann mit den zwei Lakaien.

Mit Ausnahme des Letzteren erschienen die Ankömmlinge indessen nur schüchtern und mit einer gewissen Befangenheit; man sah, daß sie etwas Ernstes beunruhigte, besonders wenn sie maschinenmäßig die Hand in ihre Tasche steckten.

Die Einen verlangten, sich zur Ruhe zu legen, die Andern, vor dem Abendbrot die Stadt zu durchlaufen; der junge Mann mit den zwei Lakaien fragte, ob es nichts Neues in Paris zu sehen gebe.

Sehr empfänglich für die gute Miene des Cavaliers, antwortete Dame Fournichon:

»Meiner Treue, wenn Euch die Menge nicht bange macht, und wenn Ihr nicht davor erschreckt, daß Ihr vier Stunden hintereinander auf Euren Beinen bleiben müßt, könnt Ihr Euch dadurch eine Zerstreung verschaffen, daß Ihr Herrn von Salcède, einen Spanier, der konspiriert hat, vierteilen seht.«

»Ah!« sagte der junge Mann, »es ist wahr, ich habe davon sprechen hören, Pardieox! ich gehe dahin.«

Und er entfernte sich mit seinen beiden Lakaien.

Gegen zwei Uhr kamen in Gruppen zu vier und fünf etwa fünfzehn neue Reisende.

Einige von ihnen trafen einzeln ein.

Einer kam sogar nachbarartig ohne Hut, ein Stöckchen in der Hand; er fluchte über Paris, wo die Diebe so verwegener seien, daß sie ihm bei der Grève, als er eine Gruppe durchschritten, den Hut gestohlen, und so gewandt, daß er nicht einmal habe sehen können, wer ihm denselben genommen.

Übrigens sei das sein Fehler, er hätte nie in die Stadt Paris mit einem Hute, der mit einer so prachtvollen Agraffe geschmückt gewesen, eintreten sollen.

Gegen vier Uhr hatten sich schon vierzig Landsleute des Kapitäns in dem Gasthause von Fournichon eingefunden.

»Ist das nicht seltsam?« sprach der Wirt zu seiner Frau, »es sind lauter Gascogner.«

»Was findest Du denn Seltsames?« erwiderte die Dame, »sagte der Kapitän nicht, er würde Landsleute empfangen?«

»Nun?«

»Da er selbst Gascogner ist, so müssen seine Landsleute wohl auch Gascogner sein.«

»Das ist wahr.«

»Ist Herr von Épernon nicht von Toulouse?«

»Das ist wahr, das ist wahr! Du bleibst also immer noch bei Herrn von Épernon?«

»Hat er nicht dreimal das bekannte Parfandious losgelassen?«

»Er hat das bekannte Parfandious losgelassen?« fragte der Wirt unruhig, »was für ein Tier ist das?«

»Dummkopf, das ist sein Lieblingsschwur.«

»Richtig, richtig.«

»Staune darüber, daß nur vierzig Gascogner da sind, während wir fünf und Vierzig haben sollten.«

Aber gegen fünf Uhr kamen die andern fünf Gascogner auch, und die Gäste *des Schwertes* waren vollzählig.

Nie hatten das Erstaunen und die Überraschung eine solche Verklärung über Gascogner Gesichter verbreitet: eine Stunde lang hörte man nur Sandioux, Mordieux, Cap de Bious, kurz so geräuschvolle Freudenausbrüche, daß es den Fournichon vorkam, als ob ganz Saintonge, ganz Poirou, ganz Aunis und ganz Languedoc in ihren großen Saal eingebrochen wären.

Einige kannten sich: so umarmte Eustache von Miradoux den Cavalier mit den zwei Lakaien und stellte ihm Lardille, Militor und Scipion vor.

»Durch welchen Zufall bist Du in Paris?« fragte dieser.

»Du selbst, mein lieber Sainte-Maline?«

»Ich habe eine Stelle bei der Armee, und Du?«

»Ich komme in Erbschaftsangelegenheiten.«

»Ah! Ah! Du schleppst also die alte Lardille immer noch nach?«

»Sie wollte mir folgen.«

»Konntest Du nicht insgeheim abreisen, statt Dich mit diesem Volke zu beschweren, das an ihrem Rocke hängt?«

»Unmöglich, sie hat den Brief des Anwaltes geöffnet.«

»Ah! Du hast die Nachricht von der Erbschaft durch einen Brief erhalten?« fragte Sainte-Maline.

»Ja«, antwortete Miradoux. Dann rief er, hastig das Gespräch wechselnd:

»Ist es nicht seltsam, daß dieses Gasthaus voll und zwar von Landsleuten voll ist?«

»Nein, das ist nicht seltsam, das Schild macht Leuten von Ehre Appetit«, unterbrach ihn unser alter Bekannter Perducas von Pincorney, sich in das Gespräch mischend.

»Oh! Ihr seid es, Kamerad«, versetzte Sainte-Maline, »Ihr habt mir immer noch nicht erklärt, was Ihr mir bei der Grève erzählen wolltet, als uns die Menge trennte.«

»Und was wollte ich Euch erklären?« fragte Pincorney ein wenig errötend.

»Wie es kommt, daß ich Euch zwischen Angoulême und Angers auf dem Wege begegnet habe, daß ich Euch heute zu Fuß ein Stöckchen in der Hand und ohne Hut sehe?«

»Beschäftigt Euch das, mein Herr?«

»Meiner Treue, ja«, sagte Sainte-Maline, »es ist weit von Poitiers hierher, und Ihr kommt noch von ferner als von Poitiers.«

»Ich kam von Saint-André de Cubsac.«

»Und so ohne Hut?«

»Das ist ganz einfach.«

»Ich finde es nicht.«

»Doch wohl, und Ihr werdet es begreifen. Mein Vater hat zwei prächtige Pferde, auf welche er so große Stücke hält, daß er im Stande ist, mich zu enterben, nach dem Unglück, das mir begegnete.«

»Welches Unglück ist Euch begegnet?«

»Ich ritt auf einem derselben, auf dem schönsten, spazieren, als plötzlich zehn Schritte von mir ein Büchschuß losgeht, mein Pferd scheu wird und auf der Straße nach der Dordogne fortrennt.«

»Wo es hineinstürzt?«

»Vollkommen.«

»Mit Euch?«

»Nein, zum Glück hatte ich noch Zeit gehabt, zu Boden zu gleiten, sonst wäre ich mit ihm ertrunken.«

»Ab! Ah! das arme Tier ist ertrunken!«

»Pardioux! Ihr kennt die Dordogne, eine halbe Meile breit.«

»Und dann?«

»Dann beschloß ich, nicht nach Hause zurückzukehren und mich soweit als möglich dem väterlichen Zorne zu entziehen.«

»Aber Euer Hut?«

»Wartet doch beim Teufel! mein Hut war herabgefallen.«

»Wie Ihr?«

»Ich war nicht herabgefallen, ich hatte mich zu Boden gleiten lassen; ein Pincorney fällt nicht vom Pferde, die Pincorney sind Stallmeister in der Wiege.«

»Das ist bekannt«, sagte Sainte-Maline, »aber Euer Hut?«

»Ah! mein Hut!«

»Ja.«

»Mein Hut war also herabgefallen, ich suchte ihn, denn es war meine einzige Hilfsquelle, da ich mich ohne Geld von Hause weg begeben hatte.«

»Wie konnte Euer Hut eine Hilfsquelle für Euch sein?« fragte Sainte-Maline, entschlossen, Pincorney durch seine Beharrlichkeit in die Enge zu treiben.

»Sandioux! Und zwar eine große! Ich muß Euch sagen, daß die Feder dieses Hutes von einer Diamantagraffe gehalten wurde, welche Seine Majestät Kaiser Karl V. meinem Großvater schenkte, als er auf seiner Reise von Spanien nach Flandern in unserem Schlosse anhielt.«

»Ah! Ihr habt die Agraffe verkauft und den Hut damit. Dann mein Freund, müßt Ihr der Reichste von uns Allen sein, und Ihr

hättet müssen mit dem Gelde von Eurer Agraffe einen zweiten Handschuh kaufen. Ihr habt Hände, welche nicht zusammen passen: die eine ist weiß wie eine Frauenhand, die andere schwarz wie eine Negerhand.«

»Wartet doch! in dem Augenblick, wo ich mich umdrehe, um meinen Hut zu suchen, sehe ich einen ungeheuren Raben, der darüber herfällt.«

»Über Euren Hut?«

»Oder vielmehr über meinen Diamant; Ihr wißt daß dieses Tier Alles stiehlt, was glänzt; es fällt also über meinen Diamant her und stiehlt ihn.«

»Euren Diamant?«

»Ja, mein Herr. Ich folge ihm zuerst mit den Augen, dann laufe ich ihm nach und rufe: ›Haltet auf! haltet auf! ein Dieb!‹ Die Pest! nach fünf Minuten war er verschwunden und ich habe nie mehr von ihm sprechen hören.«

»Und durch diesen doppelten Verlust niedergebeugt . . . «

»Wagte ich es nicht mehr, in das elterliche Haus zurückzukehren, und entschloß mich, mein Glück in Paris zu suchen.«

»Schön!« sagte ein Dritter, »der Wind hat sich also in einen Raben verwandelt? Ich habe Euch, wie es mir scheint, Herrn von Loignac erzählen hören, beschäftigt, einen Brief Eurer Geliebten zu lesen, habe Euch der Wind Brief und Hut fortgenommen, als wahrer Amadis seid Ihr dem Brief nachgelaufen, und habet den Hut gelassen, wo es ihm hinzugehen gefallen.«

Halb unterdrücktes Gelächter machte sich hörbar.

»Ei! Ei! meine Herren.« sagte der reizbare Gascogner, »sollte man zufällig über mich lachen?«

Jeder wandte sich ab, um bequemer lachen zu können.

Perducas schaute forschend umher und erblickte am Kamin einen jungen Mann, der seinen Kopf in seinen Händen verbarg; er glaubte, dieser mache es nur so, um sich mehr verborgen zu halten.«

Er ging auf ihn zu und sagte zu ihm.

»Ei mein Herr, wenn Ihr lacht, lacht mir wenigstens ins Gesicht, damit man Euer Antlitz sieht.«

Und er klopfte auf die Schulter des jungen Mannes, der ganz ernst und nachdenkend seine Stirne erhob.

Der junge Mann war kein Anderer, als unser Freund Ernauton von Carmainges, der sich von dem Abenteuer auf der Grève noch ganz betäubt fühlte.

»Ich bitte Euch, mich in Ruhe zu lassen, mein Herr.« erwiderte Herr, »und besonders wenn Ihr mich noch einmal berührt, mich mit der Hand zu berühren, an der Ihr einen Handschuh habt; Ihr seht wohl, daß ich mich nicht mit Euch beschäftige.«

»Das will ich mir gefallen lassen«, brummte Pincorney, »wenn Ihr Euch nicht mit mir beschäftigt, so habe ich nichts zu sagen.«

»Ah! mein Herr«, sprach Eustache von Miradoux zu Carmainges, »bei den versöhnlichsten Absichten seid Ihr nicht höflich gegen unsern Landsmann.«

»In was des Teufels mischt Ihr Euch?« entgegnete Ernauton immer ärgerlicher.

»Ihr habt Recht, mein Herz.« sagte Miradoux sich verbeugend, »das geht mich nichts an.«

Und er wandte sich auf den Absätzen um und wollte zu Lardille zurückkehren, welche in einer Ecke am großen Kamin saß, aber es versperrte ihm Jemand den Weg.

Es war Militor, mit seinen beiden Händen im Gürtel und mit seinem höhnischen Lächeln auf den Lippen.

»Sagt doch, Stiefvater«, machte der Taugenichts.

»Nun?«

»Was sagt Ihr dazu?«

»Wozu?«

»Ja der Art und Weise, wie dieser Edelmann Euch abgeführt hat?«

»Hm!«

»Er hat Euch gehörig gebeutelt.«

»Ah! Du hast das bemerkt?« erwiderte Eustache, indem er Militor auf die Seite zu schieben suchte.

Doch dieser machte das Manoeuvre dadurch scheitern, daß er sich links drückte, wodurch er wieder vor ihn zu stehen kam.

»Nicht nur ich«, sagte Militor, »sondern Jedermann, seht nur,

wie Alle um uns her lachen.«

Man lachte wirklich, doch nicht mehr hierüber, als über andere Dinge.

Eustache wurde rot wie eine glühende Kohle.

»Auf, auf, Stiefvater, laßt die Sache nicht kalt werden«, sagte Militor.

Eustache erhob sich auf seine Hinterbeine, ging auf Carmainges zu und sprach zu ihm:

»Mein Herr, man behauptet, Ihr habet besonders unangenehm gegen mich sein wollen?«

»Wann dies?«

»So eben.«

»Gegen Euch?«

»Gegen mich.«

»Wer behauptet dies?«

»Dieser Herr«, antwortete Eustache, auf Militor deutend.

»Dann ist dieser Herr«, entgegen Carmainges mit einem besonderen Nachdruck auf die Betitlung, »dann ist dieser *Herr* ein Stahrmatz.«

»Oh! oh!« machte Militor wütend.

»Und ich fordere ihn auf«, fuhr Carmainges fort, »mit dem Schnabel fern von mir zu bleiben, oder ich werde mich des Rates von Loignac erinnern.«

»Herr von Loignac hat nicht gesagt, ich wäre eine Stahrmatz.«

»Nein, er hat gesagt, Ihr wäret ein Esel, zieht Ihr das etwa vor? Mir ist wenig daran gelegen; seid Ihr ein Esel, so gebe ich Euch die Peitsche, seid Ihr ein Stahrmatz, so rupfe ich Euch.«

»Mein Herr«, sprach Eustache, »es ist mein Stiefsohn; ich bitte Euch, behandelt ihn besser aus Rücksicht für mich.«

»Ah! so verteidigt Ihr mich, Stiefvater«, rief Militor außer sich, »wenn es sich so verhält, werde ich mich besser allein verteidigen.«

»In die Schule mit diesen Kindern, in die Schule!« sagte Ernauton.

»In die Schule?« rief Militor, mit aufgehobener Faust gegen Herrn von Carmainges vorrückend, »ich bin siebzehn Jahre alt,

versteht Ihr wohl, mein Herr?«

»Und ich bin fünf und zwanzig«, entgegnete Ernauton, »und deshalb will ich Euch, wie Ihr es verdient, zurechtweisen.«

Und er packte ihn beim Kragen und am Gürtel, hob ihn von der Erde auf, und warf ihn wie einen Ballen zum Fenster des Erdgeschosses hinaus auf die Straße, während Lardille ein Geschrei ausstieß, daß die Wände hätten einfallen sollen.

»Nun mache ich aus Stiefvater, Stiefmutter, Stiefsohn und allen Familien der Welt Fleisch zu Pasteten, wenn man mich noch einmal stört«, fügte Ernauton ruhig bei.

»Meiner Treue, ich finde, er hat Recht«, sagte Miradoux, »warum diesen Edelmann reizen?«

»Ah! Feiger, der seinen Sohn schlagen läßt«, rief Lardille, auf Eustache zurückend und ihre zerstreuten Haare schüttelnd.

»Nun, nun, nun«, sprach Eustache, »das bildet seinen Charakter.«

»Ah! Ah! sagt doch, man wirft also die Leute hier aus dem Fenster?« sprach ein Offizier, der eben eintrat, »was Teufels, wenn man solche Späße treibt, sollte man wenigstens: Aufgepaßt da unten! rufen.«

»Herr von Loignac!« riefen zwanzig Stimmen.

»Herr von Loignac!« wiederholten die fünf und vierzig.«

Und bei diesem in der ganzen Gascogne bekannten Namen standen Alle auf und schwiegen.

Neuntes Kapitel.

Herr von Loignac.

Hinter Herrn von Loignac trat Militor, wie gemahlen durch seinen Sturz und purpurrot vor Zorn, ein.

»Ich grüße Euch, meine Herren«, sagte Loignac, »mir scheint, es geht etwas stürmisch zu. Ah! Ah! Meister Militor hat wieder den Zänker gemacht und darunter muß seine Nase leiden.«

»Man wird mir meine Schläge bezahlen«, brummte Militor Carmainges die Faust weisend.

»Tragt auf, Meister Fournichon«, rief Loignac, »und Jeder sei, wenn es möglich ist, freundlich gegen seinen Nachbar. Von diesem Augenblick an sollt Ihr Euch lieben wie Brüder.«

»Hm!« machte Sainte-Maline.

»Die Nächstenliebe ist selten«, sagte Chalabre, während er über seinem eisengrauen Wamms seine Serviette so ausbreitete, daß ihm kein Unfall begegnen konnte, wie groß auch der Überfluß an Brühen sein mochte.

»Und sich so von Nahem lieben ist schwierig«, fügte Ernauton bei, »allerdings sind wir nicht auf lange Zeit beisammen.«

»Seht«, rief Pincorney, der die Spöttereien von Biran noch auf dem Herzen hatte, »man verhöhnt mich, weil mir mein Hut abhanden gekommen ist, und man sagt nichts über Herrn von Montcrabeau, der mit einem Panzer aus der Zeit von Kaiser Pertinax, von dem er aller Wahrscheinlichkeit nach abstammt, zu Mittag speisen will . . . Das ist Defensive.«

Montcrabeau erhob sich gereizt und sprach mit einer Falsettstimme:

»Meine Herren, ich nehme ihn ab, dies zur Kunde für diejenigen, welche mich lieber mit Angriffswaffen als mit Verteidigungswaffen sehen.«

Und er band majestätisch seinen Panzer los und befahl seinem Lakaien, einem Graukopf von fünfzig Jahren, zu ihm zu kommen.

»Friede! Friede!« rief Herr von Loignac, »setzen wir uns zu Tische.«

»Befreit mich von diesem Panzer, ich bitte Euch«, sagte Pertinax zu seinem Lakaien.

Der Graukopf nahm ihn aus seinen Händen und fragte leiser:

»Und ich, werde ich nicht auch zu Mittag essen? Laß mir doch etwas geben, Pertinax, ich sterbe vor Hunger.«

Diese Aufforderung, so seltsam vertraulich sie auch sein mochte, erregte durchaus nicht das Erstaunen desjenigen, an welchen sie gerichtet war.

»Ich werde tun, was mir möglich ist.« antwortete er, »doch zu größerer Sicherheit seht Euch selbst danach um.«

»Hm!« machte der Lackei mit verdrießlichem Tone, »das ist durchaus nicht beruhigend.«

»Habt Ihr denn gar nichts mehr?« fragte Pertinax.

»Wir haben unsern letzten Taler in Sens verzehrt.«

»Nun, so sucht irgend Etwas zu Geld zu machen.«

Kaum hatte er dies gesprochen, als man aus der Straße und dann aus der Schwelle des Wirtshauses rufen hörte:

»Alteisenhändler! wer verkauft Eisen?«

Bei diesem Rufe lief Madame Fournichon nach der Türe, während Fournichon majestätisch die ersten Platten auftrug.

Nach dem Empfang, der ihm zu Teil wurde, war die Küche von Fournichon ausgezeichnet.

Fournichon, der nicht alle Komplimente, die man ihm machte, einernten konnte, wollte seine Frau zur Teilnahme zulassen.

Er suchte sie mit den Augen, aber vergebens; sie war verschwunden.

Er rief ihr.

»Was macht sie denn?« fragte er einen Küchenjungen, als er sah, daß sie nicht kam.

»Ah! Meister, einen Goldhandel«, antwortete dieser.

»Sie verkauft all Euer altes Eisen gegen neues Geld.«

»Ich hoffe, daß von meinem Kriegspanzer und meiner Sturmhaube nicht die Rede ist!« rief Fournichon nach der Türe stürzend.

»Nein, nein«, sagte Loignac, »das Kaufen von Waffen ist durch eine Verordnung des Königs verboten.«

»Gleichviel«, erwiderte Fournichon forteilend.

Madame Fournichon kehrte triumphierend zurück.

»Nun, was habt Ihr?« fragte sie, ihren erschrockenen Mann anschauend.

»Man sagt mir, Ihr verkauft meine Waffen.«

»Hernach?«

»Ich will nicht, daß man sie verkauft.«

»Bah! da wir Frieden haben, sind zwei neue Casserolen mehr wert, als ein alter Panzer.«

»Es muß ein armseliger Handel sein, der Handel mit altem Eisen, seit dem Edikt des Königs, von dem Herr von Loignac so eben sprach«, sagte Chalabre.

»Im Gegenteil, mein Herr«, erwiderte Dame Fournichon, »seid langer Zeit führte mich derselbe Händler mit seinen Anerbietungen in Versuchung. Heute konnte ich nicht widerstehen, und ich ergriff die Gelegenheit, die sich mir bot. Zehn Taler, mein Herr, sind zehn Taler, und ein alter Panzer bleibt ein alter Panzer.«

»Wie! zehn Taler!« rief Chalabre, »Teufel! so viel?«

Und er wurde nachdenkend.

»Zehn Taler«, wiederholte Pertinax indem er einen beredeten Blick auf seinen Lackei warf, »hört Ihr Herr Samuel?«

Aber Samuel war schon nicht mehr da.

»Ah! mir scheint, dieser Händler setzt sich der Gefahr aus, gehenkt zu werden«, sagte Herr von Loignac.

»Oh! es ist ein braver Mann, sehr freundlich und sehr fügsam«, versetzte Madame Fournichon.

»Aber was macht er mit all dem alten Eisen?«

»Er verkauft es wieder nach dem Gewicht.«

»Nach dem Gewicht«, entgegnete Loignac, »und Ihr sagt, er habe Euch zehn Taler gegeben, wofür?«

»Für einen alten Panzer und für eine alte Sturmhaube.«

»Angenommen, sie haben zusammen zwanzig Pfund gewogen, so ist das ein halber Taler für das Pfund. Parfandious! wie einer von meinen Bekannten sagt, darunter steckt ein Geheimnis.«

»Oh! daß ich diesen braven Handelsmann in meinem Schlosse

hätte«, sagte Chalabre, dessen Augen sich entzündeten, »ich würde dreißig Zentner Armschienen, Beinschienen und Panzer an ihn verkaufen.«

»Wie! Ihr würdet die Rüstungen Eurer Ahnen verkaufen?« sagte Sainte-Maline mit spöttischem Tone.

»Ah! mein Herr, Ihr hättet Unrecht«, rief Eustache von Miradoux, »das sind heilige Reliquien.«

»Bah!« versetzte Chalabre, »zu dieser Stunde sind meine Ahnen selbst Reliquien und bedürfen nur noch der Messen.«

Man erhitzte sich immer mehr bei dem Mittagessen durch den Burgunderwein, dessen Verbrauch die Gewürze von Fournichon beschleunigten.

Die Stimmen steigerten sich, die Teller klangen, die Gehirne füllten sich mit Dünsten, durch welche jeder Gascogner Alles rosenfarbig sah, . . . mit Ausnahme von Militor, der an seinen Sturz dachte, und von Carmainges, der an seinen Pagen dachte.

»Das sind viele lustige Leute«, sagte Loignac seinem Nachbar, der gerade Ernauton war, »und sie wissen nicht warum.«

»Ich weiß es auch nicht«, erwiderte Carmainges, »allerdings mache ich meines Teils eine Ausnahme, denn ich bin nicht im Mindesten freudig gestimmt.«

»Ihr habt Eurerseits Unrecht«, sprach Loignac, »denn Ihr seid einer von denjenigen, für welche Paris eine Goldmine, ein Ehrenparadies, eine Welt der Glückseligkeit ist.«

Ernauton schüttelte den Kopf.

»Nun, was sagt Ihr?«

»Spottet meiner nicht, Herr von Loignac«, sprach Ernauton, »Ihr, der Ihr alle Fäden in der Hand zu haben scheint, welche die Mehrzahl von uns in Bewegung setzen, habt wenigstens die Gnade, den Vicomte Ernauton von Carmainges nicht wie einen hölzernen Komödianten zu behandeln.«

»Ich werde Euch noch ganz andere Gnaden erweisen, Herr Vicomte«, erwiderte Loignac sich höflich verbeugend, »ich habe Euch mit dem ersten Blick unter Allen unterschieden, Euch, dessen Auge sanft und stolz, und jenen andern jungen Mann dort, dessen Auge verdrießlich und düster ist.«

»Ihr nennt ihn?«

»Herrn von Sainte-Maline.«

»Und was ist die Ursache dieser Unterscheidung, wenn Ihr meine Frage nicht für eine zu große Neugierde von meiner Seite anseht?«

»Weil ich Euch kenne.«

»Mich«, sagte Ernauton erstaunt, »mich kennt Ihr?«

»Euch und ihn, . . . ihn und alle diejenigen, welche hier sind.«

»Das ist seltsam.«

»Ja; aber es ist notwendig.«

»Warum ist es notwendig?«

»Weil ein Anführer seine Soldaten kennen muß.«

»Und alle diese Leute?«

»Werden morgen meine Soldaten sein.«

»Aber ich glaubte, Herr von Épernon . . . «

»St! spricht diesen Namen hier nicht aus oder spricht vielmehr gar keinen Namen aus; öffnet die Ohren und, schließt den Mund, und da ich Euch jegliche Gnade verheißen habe, so nehmt vorläufig diesen Rat auf Abschlag.«

»Ich danke, mein Herr.« sagte Ernauton.

Loignac wischte sich den Schnurrbart ab, stand auf und sprach:

»Meine Herren, der Zufall führt hier fünf und vierzig Landsleute zusammen, leeren wir ein Glas von diesem spanischen Wein auf die Wohlfahrt aller Anwesenden.«

Dieser Vorschlag wurde mit wütendem Beifall aufgenommen.

»Sie sind meistens trunken«, sagte Loignac zu Ernauton, »es wäre ein guter Augenblick, Jeden seine Geschichte erzählen zu lassen, aber es fehlt uns an Zeit.«

Dann rief er die Stimme erhebend:

»Holla, Meister Fournichon, laßt alle Frauen, Kinder und Lakaien weggehen.«

Lardille erhob sich fluchend; sie hatte ihren Nachtschisch noch nicht völlig verzehrt.

Militor rührte sich nicht.

»Hat man mich dort nicht gehört?« sprach Loignac mit einem Blicke, der keine Widerrede duldete . . . «

»Vorwärts, in die Küche, Herr Militor . . . «

Nach einem Augenblick waren nur noch die fünf und vierzig Gäste und Herr von Loignac im Saal.

»Meine Herren.« sagte der letztere, »Jeder von Euch weiß oder vermutet wenigstens, wer ihn hat nach Paris kommen lassen . . . Gut, ruft nicht seinen Namen aus . . . Ihr wißt, das genügt . . . Ihr wißt auch, daß Ihr gekommen seid, um ihm zu gehorchen.«

Ein Gemurmel der Beistimmung erhob sich aus allen Teilen des Saales; nur, da Jeder einzig und allein das wußte, was ihn betraf, und nicht wußte, daß sein Nachbar durch dieselbe Macht wie er bewogen, gekommen war, schauten sich Alle erstaunt an.

»Es ist gut«, sprach Loignac, »Ihr werdet Euch später anschauen, meine Herren. Seid unbesorgt, Ihr habt Zeit, Bekanntschaft zu machen. Ihr seid also gekommen, um diesem Mann zu gehorchen: erkennt Ihr das an?«

»Ja«, riefen die Fünf und Vierzig, »wir erkennen, es an.«

»Nun wohl! um anzufangen«, fuhr, Loignac fort, »Ihr werdet Euch geräuschlos aus diesem Gasthofe wegbegeben, um die Wohnung zu beziehen, die man Euch angewiesen hat.«

»Allen?« fragte Sainte-Maline.

»Allen.«

»Wir sind Alle berufen, wir sind hier Alle gleich«, sagte Perducas, dessen Beine so unsicher waren, daß er um seinen Schwerpunkt zu behaupten, einen Arm um den Hals von Chalabre schlingen mußte.

»Nehmt Euch doch in Acht«, sprach dieser, »Ihr zerknittert mir mein Wamms.«

»Ja, Alle gleich vor dem Willen des Gebieters«, rief Loignac.

»Oh! Oh! mein Herr.« entgegnete Carmainges errötend, »verzeiht, man sagte mir nicht, daß sich Herr von Épernon meinen Gebieter nenne.«

»Wartet doch.«

»So hatte ich die Sache nicht verstanden.«

»Aber wartet doch, verdammter Kopf.«

Es herrschte beider Mehrzahl ein neugieriges Schweigen und bei einigen Anderen ein ungeduldiges Schweigen.

»Ich habe Euch noch nicht gesagt, wer Euer Gebieter sein würde, meine Herren . . . «

»Ja«, versetzte Sainte-Maline, »aber Ihr sagtet, daß wir einen haben würden.«

»Die ganze Welt hat einen Gebieter«, rief Loignac, »aber wenn Euer Wesen zu stolz ist, um da stehen zu bleiben, wo Ihr gesagt habt, so sucht höher; ich verbiete es Euch nicht nur nicht, sondern ich bevollmächtige Euch dazu.«

»Der König«, murmelte Carmainges.

»Stille«, sprach Herr von Loignac, »Ihr seid hierher gekommen, um zu gehorchen, gehorcht also; mittlerweile ist hier ein Brief, den Ihr mit lauter Stimme zu lesen mir das Vergnügen machen werdet, Herr Ernauton.«

»Befehl an Herrn von Loignac zum Kommando, die fünf und vierzig Edelleute, die ich mit Bewilligung Seiner Majestät nach Paris berufen habe, zu übernehmen.

Rogaret de la Valette Herzog von
Épernon.«

Trunken oder wieder besänftigt, verbeugten sich Alle; es gab nur Ungleichheiten im Equilibre, als man sich wieder erheben mußte.

»Ihr habt mich also verstanden«, sagte Herr von Loignac. »Auf der Stelle müßt Ihr mir folgen, Eure Equipagen und Eure Leute bleiben hier bei Meister Fournichon, der für sie sorgen wird, und wo ich sie später holen lasse; jetzt aber sputet Euch, die Boote warten.«

»Die Boote?« wiederholten alle Gascogner, »wir werden uns also einschiffen?«

»Allerdings werdet Ihr Euch einschiffen«, erwiderte Loignac. Muß man nicht über das Wasser, um nach dem Louvre zu gehen?«

»In den Louvre, in den Louvre«, murmelten freudig die Gascogner, »Cap de Bious! wir gehen in den Louvre.«

Loignac erhob sich von der Tafel, ließ die Fünf und Vierzig an sich vorübergehen, zählte sie wie Schafe, und führte sie durch die

Straßen bis zur Tour de Nesle.

Hier fanden sich drei große Barken, von denen jede fünfzehn Passagiere an Bord nahm, und sogleich entfernten sie sich vom Ufer.

»Was Teufels werden wir im Louvre machen?« fragten sich die Unerschrockensten, welche, durch die Kälte des Wassers vom Rausche befreit, der Mehrzahl nach sehr schlecht gekleidet waren.

»Wenn ich nur wenigstens meinen Panzer hätte«, murmelte Pertinax von Montcrabeau.

Zehntes Kapitel.

Der Panzermann.

Pertinax hatte sehr Recht, die Abwesenheit seines Panzers zu beklagen, denn gerade zu dieser Stunde entäußerte er sich desselben auf immer durch die Vermittlung des seltsamen Lakaien, den wir so vertraulich mit seinen Herrn haben sprechen sehen.

Auf die von Madame Fournichon ausgesprochene magischen Worte: zehn Taler, lief der Diener von Pertinax dem Händler in der Tat nach.

Da es schon Nacht war und der Alteisenhändler ohne Zweifel Eile hat, so war dieser schon etwa dreißig Schritte entfernt, als Samuel aus dem Gasthaus trat.

Samuel war genötigt, dem Händler zu rufen.

Dieser blieb furchtsam stehen und warf einen durchdringenden Blick auf den Mann, der zu ihm kam.

»Was wollt Ihr, mein Freund«, sagte er.

»Ei, bei Gott!« erwiderte der Lackei mit schlauer Miene, »ich will ein Geschäft mit Euch machen.«

»Nun, so wachen wir es geschwinde.«

»Ihr habt Eile?«

»Ja.«

»Oh! Ihr werdet mir, beim Teufel! doch Zeit lassen, zu schnaufen.«

»Allerdings, doch schnauft geschwinde, man erwartet mich.«

Der Eisenhändler hegte offenbar ein gewisses Mißtrauen gegen den Lackei.

»Wenn Ihr gesehen habt, was ich Euch bringe«, sagte dieser, »so werdet Ihr Euch Zeit nehmen, da Ihr mir ein Liebhaber zu sein scheint.«

»Und was bringt Ihr mir?«

»Ein herrliches Stück, ein Werk, womit . . . doch Ihr hört mich nicht.«

»Nein, ich schaue.«

»Was?«

»Ihr wißt also nicht, mein Freund«, sagte der Panzermann, »Ihr wißt nicht, daß der Waffenhandel durch ein Edikt des Königs verboten ist?«

Und er warf unruhige Blicke umher.

Der Lackei hielt es für gut, sich den Anschein zu geben, als wüßte er nichts.

»Ich weiß nichts«, erwiderte er, »ich komme von Mont-de-Marsan.«

»Ah! das ist etwas Anderes.« sagte der Panzermann, den diese Antwort etwas zu beruhigen schien, »aber obgleich Ihr von Mont-de-Marsan kommt, wißt Ihr doch schon, daß ich mit Waffen handle«, fuhr er fort.

»Ja, ich weiß es.«

»Und wer hat es Euch gesagt?«

»Sandioux! das brauchte mir Niemand zu sagen, Ihr habt es so eben laut genug ausgerufen.«

»Wo dies?«

»Vor der Türe des Gasthauses *zum Schwerte des kühnen Ritters*.«

»Ihr wart dort?«

»Ja.«

»Mit wem?«

»Mit einer Menge von Freunden.«

»Mit einer Menge von Freunden? Gewöhnlich ist kein Mensch in diesem Gasthause.«

»Dann müßt Ihr ihn sehr verändert gefunden haben?«

»In der Tat. Doch woher kommen alle diese Freunde?«

»Von Gascogne, wie ich.«

»Gehört Ihr dem König von Navarra?«

»Geht doch, wir sind Franzosen von Herz und Blut.«

»Ja, aber Hugenotten?«

»Katholiken, wie unser heiliger Vater der Papst, Gott sei Dank«, sprach Samuel, seine Mütze abnehmend, »aber es ist nicht hiervon die Rede, sondern von diesem Panzer.«

»Nähern wir uns ein wenig der Mauer, wenn es Euch beliebt, wir stehen hier gar zu entblößt auf der offenen Straße.«

Sie gingen mit einander einige Schritte aufwärts bis zu einem Hause von bürgerlichem Aussehen, an dessen Fensterscheiben man kein Licht erblickte.

Dieses Haus hatte seine Türe unter einem Wetterdach, das einen Balkon bildete. Eine Steinbank war als einziger Zierrat an seiner Fassade angebracht.

Es war dies zugleich das Nützliche und das Angenehme, denn es diente den Vorüberkommenden als Bügel, um auf ihre Maultiere oder auf ihre Pferde zu steigen.

»Laßt einmal den Panzer anschauen«, sagte der Handelsmann, als sie unter dem Wetterdach standen.

»Hier ist er.«

»Wartet, man bewegt sich, glaube ich, in diesem Hause.«

»Nein, es ist gegenüber.«

Der Händler drehte sich um.

Gegenüber lag wirklich ein Haus von zwei Stockwerken, dessen zweites sich zuweilen flüchtig erleuchtete.

»Machen wir geschwinde«, sagte der Handelsmann, den Panzer betastend.

»Nicht wahr, der ist schwer?« versetzte Samuel.

»Alt, plump aus der Mode.«

»Ein Kunstgegenstand.«

»Sechs Taler, wollt Ihr?«

»Wie, sechs Taler, und Ihr habt dort zehn für ein altes, schadhafes Bruststück gegeben?«

»Sechs Taler, ja oder nein«, wiederholte der Handelsmann.

»Aber betrachtet doch diese getriebene Arbeit.«

»Was ist an der getriebenen Arbeit gelegen, wenn man nach dem Gewicht wieder verkauft?«

»Oh! Oh! Ihr handelt hier, und dort habt Ihr Alles gegeben, was man wollte.«

»Ich gebe noch einen Taler mehr«, sagte der Händler voll Ungeduld.

»Gut«, erwiderte Samuel, »Ihr seid ein drolliger Bursche von

einem Kaufmann. Ihr verbergt Euch, um Euren Handel zu treiben, Ihr verletzt die Edikte des Königs, und feilscht mit ehrlichen Leuten.«

»Ruhig, ruhig, schreit nicht so.«

»Oh! ich fürchte mich nicht«, erwiderte Samuel, die Stimme erhebend. »Ich treibe keinen unerlaubten Handel und werde durch nichts veranlaßt, mich zu verbergen.«

»Stille, stille, und nehmt zehn Taler.«

»Zehn Taler? Ich sage Euch, daß das Gold allein so viel wert ist; ah! Ihr wollt Euch flüchtig machen?«

»Nein, nein! das ist ein wütender Mensch.«

»Ah!, wenn Ihr Euch flüchtig macht, rufe ich nach der Wache!«

Während er diese Worte sprach, erhob Samuel die Stimme dergestalt, daß er seine Drohung eben so gut hätte verwirklichen können.

Bei diesem Lärmen wurde ein kleines Fenster auf dem Balkon des Hauses geöffnet, dem gegenüber der Handel stattfand, und das Knarren, welches das Öffnen dieses Fensters zur Folge hatte, hörte der Handelsmann mit Schrecken.

»Schon gut«, sagte er, »ich sehe, daß man Alles tun muß, was Ihr wollt, hier sind fünfzehn Taler und geht Eures Wegs.«

»Das lasse ich mir gefallen«, sprach Samuel die fünfzehn Taler einsackend.

»Das ist ein Glück.«

»Doch diese fünfzehn Taler sind für meinen Herren«, fuhr Samuel fort, »und ich muß doch auch etwas für mich haben.«

Der Handelsmann schaute umher, und zog seinen Dolch halb aus der Scheide. Offenbar war es seine Absicht in die Haut von Samuel einen Riß zu machen, der ihn für immer von der Sorge befreit hätte, einen Panzer zu kaufen, um denjenigen zu ersetzen, welchen er verkauft hatte, aber Samuel hatte ein Auge so wachsam wie das eines Sperlings, der sich an den Trauben erlabt, und er sagte zurückweichend:

»Ja, ja, guter Kaufmann; ja, ich sehe Deinen Dolch, aber ich sehe auch etwas Anderes: jenes Gesicht auf dem Balkon, das Dich auch sieht.«

Bleich vor Schrecken, schaute der Händler in der von Samuel,

bezeichneten Richtung, und sah in der Tat auf dem Balkon ein langes phantastisches Geschöpf, in einen Schlafrock von Katzenpelz gehüllt; dieser Argus hatte weder eine Sylbe, noch eine Gebärde von der letzten Szene verloren.

»Vorwärts, Ihr macht aus mir, was Ihr wollt«, sagte der Handelsmann mit einem Gelächter dem des Schakals ähnlich, der seine Zähne zeigt, »hier ist noch ein Taler mehr . . . und der Teufel erdrossle Euch«, fügte er ganz leise bei.

»Ich danke Euch«, sprach Samuel, »ein gutes Geschäft.«

Und er grüßte den Panzermann und verschwand mit einem Hohngelächter,

Der Handelsmann, der allein auf der Straße geblieben war, hob den Panzer von Pertinax auf und bemühte sich, ihn in den von Fournichon zu schieben.

Der Bürger schaute immer noch; als er den Handelsmann sehr ängstlich beschäftigt sah, sagte er:

»Mein Herr, es scheint, Ihr kauft Rüstungen.«

»Nein, mein Herr«, erwiderte der unglückliche Handelsmann, »das geschieht nur so zufällig, und weil sich mir eine Gelegenheit geboten hat.«

»Dann bedient mich der Zufall wunderbar.«

»Worin, mein Herr?« fragte der Handelsmann.

»Denkt Euch, daß ich gerade hier im Bereiche meiner Hand einen Haufen von altem Eisen habe, der mir lästig ist.«

»Ich sage nicht nein; aber für den Augenblick habe ich wie Ihr seht, Alles, was ich tragen kann.«

»Ich will es Euch immerhin zeigen.«

»Unnötig, ich habe kein Geld mehr.«

»Das ist gleichgültig, ich gebe Euch Kredit, Ihr seht mir aus wie ein vollkommen ehrlicher Mann.«

»Ich danke, doch man wartet auf mich.«

»Es ist seltsam, aber mir scheint, ich kenne Euch!« versetzte der Bürger.

»Mich!« erwiderte der Handelsmann, der vergebens einen Schauer zurückzudrängen suchte.

»Schaut doch diese Sturmhaube an«, sagte der Bürger, indem

er mit seinem langen Fuß den bezeichneten Gegenstand vorschob, denn er wollte das Fenster nicht verlassen, aus Furcht, der Handelsmann konnte sich wegstellen.

Und er hob die erwähnte Sturmhaube über den Balkon und in die Hand des Kaufmanns.

»Ihr kennt mich.« sagte dieser, »nämlich Ihr glaubt mich zu kennen.«

»Das heißt, ich kenne Euch, Seid Ihr nicht . . . «

Der Bürger schien zu suchen; der Händler wartete unbeweglich.

»Seid Ihr nicht Nicolas?«

Das Gesicht des Handelsmanns zersetzte sich gleichsam, man sah den Helm in seiner Hand zittern.

»Nicolas?« wiederholte er.

»Nicolas Truchou, Quincaillerieshändler in der Rue de la Cossonnerie.«

»Nein, nein«, erwiderte der Handelsmann, der nun wieder lächelte und wie ein viermal glücklicher Mensch atmete.

»Gleichviel, Ihr habt ein gutes Gesicht, und es handelt sich darum, mir eine vollständige Rüstung abzukaufen: Panzer, Armschienen und Schwert.«

»Merkt wohl auf, dieser Handel ist verboten.«

»Ich weiß es, Euer Verkäufer hat es so eben laut genug geschrien.«

»Ihr habt es gehört?«

»Vollkommen; Ihr seid sogar im Geschäft weit gegangen, was mich auf den Gedanken brachte, mich mit Euch in Verbindung zu setzen; doch seid unbesorgt, ich werde Euch nicht mißbrauchen; ich weiß, was der Handel ist, denn ich bin selbst Kaufmann gewesen.«

»Ah! und was habt Ihr verkauft?«

»Was ich verkauft habe.«

»Ja.«

»Gunst.«

»Ein guter Artikel.«

»Ich habe auch mein Glück gemacht, und Ihr seht, daß ich ein wohlhabender Bürger bin.«

»Ich mache Euch mein Kompliment.«

»Folge davon ist, daß ich meine Bequemlichkeit liebe, und all mein altes Eisen verkaufe, weil es mich belästigt.«

»Ich begreife das.«

»Hier sind auch noch Beinschienen. Ah! und dann die Handschuhe.«

»Aber ich brauche dies Alles nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Ich werde nur den Panzer nehmen.«

»Ihr kauft also nur Panzer?«

»Ja.«

»Das ist drollig, denn Ihr kauft am Ende, um nach dem Gewicht wieder zu verkaufen, und Eisen ist Eisen.«

»Das ist wahr, doch seht Ihr, vorzugsweise . . . «

»Wie es Euch beliebt, kauft den Panzer, oder vielmehr, Ihr habt Recht, kauft gar nichts.«

»Was wollt Ihr damit sagen?«

»Ich will damit sagen, daß in Zeitläufen, wie die gegenwärtigen, Jeder seine Waffen braucht.«

»Wie, im vollen Frieden?«

»Mein lieber Freund, wenn wir im vollen Frieden wären, so würde man, beim Teufel! keinen solchen Handel mit Panzern treiben. Dergleichen Dinge sagt man mir nicht.«

»Mein Herr?«

»Und besonders so heimlich.«

Der Handelsmann machte eine Bewegung, um sich zu entfernen.

»Doch in der Tat«, sprach der Bürger, »je mehr ich Euch anschau, desto sicherer bin ich, daß ich Euch kenne; nein — Ihr seid nicht Nicolas Truchou, aber ich kenne Euch dennoch.«

»Stille!«

»Und wenn Ihr Panzer kauft . . . «

»Nun?«

»So geschieht es wahrhaftig, um ein gottgefälliges Werk zu verrichten.«

»Schweigt.«

»Ihr entzückt mich«, sagte der Bürger und streckte über den Balkon einen ungeheuren Arm herab, dessen Hand in die Hand des Kaufmanns griff.

»Aber wer Teufels seid Ihr denn?« fragte dieser, der seine Hand wie in einem Schraubstock gepackt fühlte.

»Ich bin Robert Briquet, genannt der Schrecken des Schisma, Freund der Union und wütender Katholik; jetzt erkenne ich Euch ganz genau.«

Der Handelsmann wurde wieder bleich.

»Ihr seid Nicolas . . . Grimbelot, Gerber zur Kuh ohne Knochen.«

»Nein, nein, Ihr täuscht Euch, Gott befohlen, Meister Robert Briquet; es hat mich ungemein gefreut, Eure Bekanntschaft zu machen.«

Hiernach drehte der Handelsmann dem Balkon den Rücken zu.

»Wie! Ihr geht?«

»Ihr seht es Wohl.«

»Ohne mir mein altes Eisen abzunehmen?«

»Ich habe, wie ich Euch sagte, kein Geld bei mir.«

»Mein Diener wird Euch folgen.«

»Unmöglich.«

»Was ist dann zu machen?«

»Bleiben wir, wie wir sind.«

»Alle Teufels ich werde mich wohl hüten, denn ich habe zu große Lust, Eure Bekanntschaft zu kultivieren.«

»Und ich, die Eurige zu fliehen«, entgegnete der Handelsmann, der sich diesmal darein ergab, lieber seine Panzer im Stiche zu lassen und Alles zu verlieren, als erkannt zu werden, und über Hals und Bein entfloh.

Aber Robert Briquet war nicht der Mann, der sich auf diese Art schlagen ließ; er schwang sich auf das Geländer seines Balkons, stieg auf die Straße hinab, beinahe ohne daß er zu springen nötig hatte, und erreichte den Kaufmann in vier bis fünf Sätzen.

»Seid Ihr ein Narr, mein Freund«, sagte er, seine breite Hand auf die Schulter des armen Teufels legend, »wenn ich Euer Feind wäre, wenn ich Euch festnehmen lassen wollte, so brauchte ich

nur zu schreien; die Wache kommt zu dieser Stunde durch die Rue des Augustins; aber nein, der Teufel soll mich holen, Ihr seid mein Freund, und nun erinnere ich mich ganz bestimmt Eures Namens.«

Diesmal brach der Handelsmann in ein Gelächter aus.

Robert Briquet stellte sich ihm gegenüber und sprach:

»Ihr heißt Nicolas Poulain und seid Lieutenant der Prevoté von Paris; ich erinnerte mich, daß ein Nicolas dabei war.«

»Ich bin verloren«, stammelte der Händler.

»Im Gegenteil Ihr seid gerettet! alle Teufel! Ihr werdet nie für die gute Sache tun, was ich zu tun beabsichtige.«

Nicolas Poulain entschlüpfte ein Seufzer.

»Auf, auf«, Mut«, sagte Robert Briquet, »faßt Euch; Ihr habt einen Bruder gefunden, den Bruder Briquet, nehmt einen Panzer, ich nehme die zwei andern, ich mache Euch ein Geschenk mit meinen Armschienen, mit meinen Beinschienen und gebe Euch meine Handschuhe in den Kauf; vorwärts, und es lebe die Union!«

»Ihr begleitet mich?«

»Ich helfe Euch diese Waffen tragen, welche die Philister besiegen müssen; zeigt mir den Weg, ich folge Euch.«

Die Seele des unglücklichen Lieutenants der Prevoté durchzuckte ein sehr natürlicher Blitz des Argwohns, aber er verschwand auf der Stelle wieder.

»Hätte er gestanden, daß er mich kenne, wenn er mich verderben wollte?« sagte er leise zu sich selbst.

Dann sprach er laut:

»Vorwärts also, da Ihr es durchaus so wollt, kommt mit mir.«

»Zum Leben und in den Tod«, rief Robert Briquet und drückte mit einer Hand die Hand seines Verbündeten, während er mit der andern triumphierend seine Eisenlast in die Luft hob.

Beide setzten sich in Marsch.

Nachdem sie zwanzig Minuten gegangen waren, kam Nicolas Poulain in den Marais; er war ganz in Schweiß gebadet, sowohl wegen der Schnelligkeit des Ganges, als durch das Feuer ihres politischen Gespräches.

»Welch einen Rekruten habe ich gemacht!« murmelte Nicolas

Poulain, als er in geringer Entfernung von dem Hotel Guise stehen blieb.

»Ich vermutete, meine Rüstung würde in diese Gegend kommen«, dachte Briquet.

»Freund«, sprach Nicolas Poulain, sich mit einer tragischen Miene gegen Briquet umwendend, »ehe wir in des Löwen Höhle eintreten, lasse ich Euch eine letzte Minute der Überlegung; es ist noch Zeit, zurückzukehren, wenn Ihr nicht stark in Eurem Gewissen seid.«

»Bah!« erwiderte Briquet, »ich habe andere Dinge gesehen. **Et non intremuit modulla mea**«, deklamierte er. »Ah! verzeiht, Ihr versteht das Lateinische vielleicht nicht.«

»Ihr versteht es?«

»Wie Ihr seht.«

»Wissenschaftlich gebildet, kühn, kräftig, reich, welch ein Fund!« sagte Poulain zu sich selbst. »Vorwärts, laßt uns eintreten.«

Und er führte ihn zu der riesigen Pforte des Hotel Guise, die sich bei dem dritten Schlage des bronzenen Klopfers öffnete.

Der Hof war voll von Wachen und Männern, die denselben, in Mäntel gewickelt, wie Gespenster durchliefen.

Es war kein einziges Licht im Hotel.

Acht gesattelte und gezäumte Pferde warteten in einem Winkel.

Bei dem Lärmen des Hammers wandte sich die Mehrzahl dieser Leute um, welche eine Art von Spalier bildeten, um die Ankömmlinge zu empfangen.

Nicolas Poulain, neigte sich an das Ohr eines Portier, der die kleine Türe halb geöffnet hielt, und nannte ihm seinen Namen.

»Und ich bringe einen guten Kameraden«, fügte er bei.

»Geht vorbei, meine Herren«, sprach der Portier.

»Bringt dies in die Magazine«, sagte Poulain und übergab einer Wache die drei Panzer nebst dem Eisenwerk von Robert Briquet.

»Gut, es ist ein Magazin hier«, sagte dieser zu sich selbst, »es kommt immer besser; Pest! welch ein Organisier seid Ihr, Herr Prevot.«

»Ja, ja, man hat Verstand«, erwiderte Poulain stolz lächelnd,

»doch kommt, daß ich Euch vorstelle.«

»Nehmt Euch in Acht«, sprach der Bürger, »ich bin außerordentlich schüchtern. Man dulde mich, mehr will ich nicht; wenn ich meine Proben abgelegt habe, werde ich mich, wie der Grieche sagt, allein durch meine Taten vorstellen.«

»Wie es Euch beliebt«, antwortete der Lieutenant der Prévôté, »erwartet mich also hier.«

Und er ging und drückte der Mehrzahl der Spaziergänger die Hand.

»Auf was warten wir noch?« fragte eine Stimme.

»Auf den Herrn«, antwortete eine andere Stimme.

In diesem Augenblick trat ein Mann von hoher Gestalt in das Hotel; er hatte die letzten von den geheimnisvollen Spaziergängern ausgetauschten Worte gehört.

»Meine Herren«, sagte er, »ich komme in seinem Namen.«

»Ah! das ist Heer von Mayneville«, rief Poulain.

»Ich bin hier im Lande von Bekannten«, sagte Briquet zu sich selbst, indem er eine Grimasse studierte, die ihn völlig entstellte.

»Meine Herren, wir sind nun vollzählig, beraten wir uns«, sprach die Stimme, die sich zuerst hatte hören lassen.

»Ah! Gut!« sagte Briquet zu sich selbst, »nun sind es zwei: dieser ist mein Anwalt, Meister Marteau.«

Und er veränderte seine Grimasse mit einer Leichtigkeit, durch die er bewies, wie sehr er mit physiognomischen Studien vertraut war.

»Gehen wir hinauf!« sprach Poulain.

Herr von Mayneville ging voran, Nicolas Poulain folgte; die Männer in den Mänteln kamen nach Nicolas Poulain und Robert Briquet nach den Männern in den Mänteln.

Alle stiegen die Stufen einer äußeren, nach einem Gewölbe ausmündenden Treppe hinauf.

Robert Briquet stieg wie die Andern, murmelte aber dabei:

»Doch der Page, wo des Teufels ist der Page?«

Elftes Kapitel.

Abermals die Ligue.

In dem Augenblick, wo Robert Briquet hinter den Andern die Treppe hinaufstieg, wobei er sich eine ziemlich anständige Verschwörermiene gab, bemerkte er, daß Nicolas Poulain, nachdem er mit mehreren seiner geheimnisvollen Gefährten gesprochen hatte, an der Türe des Gewölbes wartete.

»Das geschieht meinetwegen«, sagte Briquet zu sich selbst.

Der Lieutenant der Prevoté hielt wirklich seinen Freund an, als er eben die furchtbare Schwelle zu überschreiten im Begriff war.

»Ihr werdet es mir nicht verargen«, sprach er zu ihm, »aber die meisten von unseren Freunden kennen Euch nicht, und wünschen Auskunft über Euch zu haben, ehe sie Euch zum Rat zulassen.«

»Das ist nur zu billig«, erwiderte Briquet, »und Ihr wißt, daß meine natürliche Bescheidenheit diese Einwendung schon vorhergesehen hatte!«

»Ich lasse Euch Gerechtigkeit widerfahren, Ihr seid ein ganzer Mann«, sagte Poulain.

»Ich entferne mich also, sehr glücklich, an einem Abend so viele brave Verteidiger der katholischen Union gesehen zu haben.«

»Soll ich Euch zurückführen?«

»Nein, ich danke, es bedarf dessen nicht.«

»Man könnte Euch Schwierigkeiten machen; doch man erwartet mich anderswo.«

»Habt Ihr nicht ein Losungswort, um hinauszukommen; ich würde Euch nicht daran erkennen, das wäre nicht klug, Meister Nicolas.«

»Doch wohl.«

»Nun, so gebt es mir.«

»Im Ganzen, da Ihr hereingekommen seid . . . «

»Und da wir Freunde sind . . . «

»Es sei! Ihr braucht nur *Parma* und *Lothringen* zu sagen.«

»Und der Pförtner wird mir öffnen?«

»Auf der Stelle.«

»Sehr gut, ich danke. Geht zu Euren Geschäften, ich kehre zu den meinigen zurück.«

Nicolas Poulain trennte sich von seinem Gefährten und begab sich wieder zu seinen Kollegen.

Briquet machte ein paar Schritte, als ob er in den Hof hinabgehen wollte, blieb aber, sobald er die erste Stufe der Treppe erreicht hatte, stehen, um die Örtlichkeit zu erforschen.

Das Resultat seiner Beobachtungen war, daß sich das Gewölbe parallel mit der äußeren Mauer hinzog, die es durch ein großes Wetterdach beschirmte. Offenbar mündete dieses Gewölbe gegen einen unteren Saal, bestimmt für die geheimnisvolle Versammlung, aus, zu der zugelassen zu werden Briquet nicht die Ehre gehabt hatte.

Was ihn in dieser Annahme bestärkte, welche bald zur Gewißheit wurde, war der Umstand, daß er ein Licht an einem vergitterten Fenster erscheinen sah, das in dieser Mauer angebracht und durch eine Art von hölzernen Trichter geschützt war, wie man sie heut zu Tage an den Fenstern der Gefängnisse oder der Klöster anwendet, um die Aussicht abzuschneiden und nur das Einströmen der Luft und den Anblick des Himmels zu gewähren.

Briquet dachte, dieses Fenster wäre das des Versammlungssaales, und wenn man bis zu demselben gelangte könnte, so wäre der Ort günstig zur Beobachtung, und an diesen Beobachtungsposten gestellt, könnte das Auge leicht die übrigen Sinne ersetzen.

Es war nur die Schwierigkeit, an diesen Ort zu gelangen und sich daran festzustellen, ohne gesehen zu werden. Briquet schaute umher.

Es waren im Hofe die Pagen mit ihren Pferden, die Soldaten mit ihren Hellebarden und der Pförtner mit seinen Schlüsseln; im Ganzen lauter rüstige und hellsichtige Leute.

Zum Glück war der Hof sehr groß und die Nacht sehr schwarz.

Die Pagen, welche die Vertrauten unter dem Gewölbe hatten verschwinden sehen, bekümmerten sich überdies um nichts mehr,

und der Pförtner, welcher wußte, daß seine Türen wohl verschlossen waren, und daß man ohne das Losungswort nicht hinauskommen konnte, war nur bemüht, sein Bett für die Nacht zu machen und einen hübschen Flaschenkessel gewürzten Wein zu bereiten, den er am Feuer lau erhielt.

Es finden sich in der Neugierde eben so energische Anstachlungen, als in den Strömungen jeder Leidenschaft. Das Verlangen, zu wissen, ist so groß, daß es mehr als ein Leben eines Neugierigen verzehrt hat.

Briquet war bis jetzt zu gut unterrichtet worden, als daß er nicht eine Vervollständigung dessen, was er erfahren, hätte wünschen sollen. Er warf einen zweiten Blick umher und glaubte, geblendet durch das Licht, das dieses Fenster auf die Gitterstangen zurückfallen ließ, in dem Widerschein ein Appellzeichen und in den so glänzenden Stangen eine Aufforderung an seine kräftigen Glieder zu erkennen.

Hiernach entschlossen, seinen Trichter zu erreichen, schlüpfte Briquet längs dem Vorsprung hin, welcher von der Freitreppe, die er als Ornament fortzusetzen schien, nach diesem Fenster zulief, und folgte der Mauer, wie es nur eine Katze oder ein Affe hätte tun können, indem er sich mit den Händen und den Füßen an den aus der Mauer selbst ausgehauenen Zierraten festhielt.

Hätten die Pagen und die Soldaten in der Dunkelheit diese phantastische Silhouette sehen können, wie sie mitten an der Mauer ohne einen scheinbaren Stützpunkt hinglitt, so würden sie sicherlich ein Geschrei über Zauberei erhoben haben, und mehr als einer unter den Bravsten hätte seine Haare sich sträuben gefühlt.

Aber Robert Briquet ließ ihnen nicht Zeit, seine Zauberei zu sehen.

Bald berührte er die Stangen, klammerte sich daran an und kauerte sich zwischen die Stangen und den Trichter, so daß er von außen nicht gesehen werden konnte und von innen durch das Gitter maskiert war.

Briquet hatte sich nicht getäuscht, er wurde reichlich für seine Bemühungen und für seine Kühnheit belohnt, als er diesen Punkt erreicht hatte.

Sein Blick umfaßte wirklich einen großen Saal, der durch eine eiserne Lampe mit vier Schnäbeln beleuchtet und mit Rüstungen aller Art gefüllt war, worunter er, gut suchend, sicherlich seine Armschienen und sein Bruststück hätte entdecken können.

Was an Piken, Stoßdegen, Hellebarden und Musketen, teils aufgehäuft, teils in Bündeln zusammengestellt, vorhanden war, hätte genügt, um vier starke Regimenter zu bewaffnen.

Briquet schenkte indessen weniger Aufmerksamkeit der herrlichen Anordnung dieser Waffen, als der Versammlung, welche beauftragt war, davon Gebrauch zu machen oder sie zu verteilen. Seine glühenden Augen durchdrangen das dicke und mit einer fetten Lage von Rauch und Staub überzogene Glas, um die Gesichter von Bekannten unter den Visieren oder Capucen zu erkennen.

»Oh! Oh!« sagte er, »das ist Meister Crucé, unser Empörer . . . Hier sehe ich unsern kleinen Brigard, den Gewürzkrämer an der Ecke der Rue des Lombards; dort steht Meister Leclerc, der sich Bussy nennen läßt, es jedoch sicherlich nicht gewagt hätte, zur Zeit, wo der wahre Bussy noch lebte, eine solche Ruchlosigkeit zu begehen. Ich muß einmal diesen Meister in den Waffen von ehemals fragen, ob er den geheimen Stoß kenne, an dem einer von meinen Bekannten, ein gewisser David, in Lyon, gestorben ist. Pest, das Bürgertum ist großartig vertreten, aber der Adel . . . Ah! Herr von Mayneville, Gott verzeihe mir! er drückt Nicolas Poulain die Hand: das ist rührend, man schließt Brüderschaft. Ah! Ah! Herr von Mayneville ist also ein Redner. Er nimmt die erforderliche Stellung, um eine Rede zu halten. Seine Gebärde ist angenehm und er verdreht die Augen sehr überzeugend.«

Herr von Mayneville hatte in der Tat eine Rede begonnen.

Robert Briquet schüttelte den Kopf, während Herr von Mayneville sprach, nicht als hätte er ein Wort von der Rede verstehen können, sondern er legte seine Gebärden und die der Versammlung aus.

»Er scheint mir seine Zuhörer nicht ganz zu überzeugen; Crucé schneidet ihm eine Grimasse; Lachapelle-Marteau wendet ihm den Rücken zu und Bussy-Leclerc zuckt die Achseln. Auf, auf, Herr von Mayneville, spricht, schwitzt, schnauft, seid beredt, alle

Teufel . . . Oh! Das gefällt mir . . . das Auditorium belebt sich . . . Oh! Oh, sie nähern sich einander, sie drücken sich die Hand; man wirft die Hüte in die Luft, Teufel!«

Briquet sah, doch er konnte, wie gesagt, nicht hören; aber wir, die wir im Geiste den Verhandlungen der stürmischen Versammlung beiwohnen, wir wollen dem Leser sagen, was vorging.



Henry Herzog von Guise

Zuerst beklagten sich Crucé, Marteau und Bussy bei, Herrn von Mayneville über die Untätigkeit des Herzogs von Guise.

Marteau nahm in seiner Eigenschaft als Anwalt das Wort.

»Herr von Mayneville«, sagte er, »Ihr kommt im Auftrag des Herrn Herzogs Heinrich von Guise? Wir danken. Und mir empfangen Euch als Botschafter, aber die Gegenwart des Herzogs selbst ist für uns unerlässlich. Nach dem Tode seines

glorreichen Vaters hat er, in einem Alter von achtzehn Jahren, alle gute Franzosen dem Plane einer Union beitreten lassen und uns Alle unter diesem Banner eingereiht. Unserem Schwure gemäß haben wir unsere Personen bloßgestellt und unser Vermögen geopfert für den Sieg dieser heiligen Sache. Und nun schreitet er trotz unserer Opfer nicht vorwärts, entscheidet sich nicht. Nehmt Euch in Acht, Herr von Mayneville, die Pariser werden müde werden; ist aber Paris einmal müde, was wird man in Frankreich machen? Herr von Guise sollte dies bedenken.«

Diese Rede erhielt die Beistimmung aller Liguisten, und Nicolas Poulain zeichnete sich besonders durch seinen eifrigen Beifall aus.

Herr von Mayneville antwortete einfach:

»Meine Herren, wenn sich nichts entscheidet, so ist es der Fall, weil nichts reif ist. Ich bitte Euch, prüft die Lage der Dinge: der Herzog und sein Bruder, der Cardinal, sind zur Beobachtung in Nancy. Der Eine bringt ein Heer auf die Beine, bestimmt, die Hugenotten in Flandern im Zaume zu halten, welche der Herr Herzog von Anjou auf uns werfen will, um uns zu beschäftigen; der Andere entsendet Eilboten an die ganze Christlichkeit Frankreichs und an den Papst, um die Union adoptieren zu lassen. Der Herzog von Guise weiß, was Ihr nicht wißt, meine Herren: daß das alte schlecht gebrochene Bündnis zwischen dem Herzog von Anjou und dem Bearner demnächst wieder geschlossen werden wird. Es handelt sich darum, Spanien auf der Seite von Navarra zu besetzen und es zu verhindern, uns Waffen und Geld zu schicken. Der Herr Herzog von Guise will aber, ehe er irgend Etwas tut und besonders ehe er nach Paris kommt, im Stande sein, die Ketzerei und die Usurpation zu bekämpfen. Doch in Ermangelung von Herrn von Guise haben wir Herrn von Mayenne, der sich vervielfacht als General und als Rat und den ich jeden Moment erwarte.«

»Das heißt«, unterbrach ihn Bussy, und dies war der Augenblick, wo er die Achseln zuckte, »das heißt, Eure Prinzen sind überall, wo wir nicht sind, und nie, wo wir sie nötig haben. Was macht zum Beispiel Frau von Montpensier?«

»Mein Herr, Frau von Montpensier ist diesen Morgen in Paris eingetroffen.«

»Und Niemand hat sie gesehen?«

»Doch, mein Herr?«

»Wer?«

»Salcède.«

»Oh! Oh!« rief die ganze Versammlung.

»Sie hat sich also unsichtbar gemacht?« sagte Crucé.

»Nicht ganz, aber ich hoffe ungreifbar.«

»Und woher weiß man, daß sie hier ist?« fragte Nicolas Poulain. »Ich denke nicht, daß Salcède es Euch gesagt hat.«

»Ich weiß, daß sie hier ist«, antwortete Mayneville, »weil ich sie bis zur Porte Saint-Antoine begleitet habe.«

»Ich habe sagen hören, die Tore seien geschlossen worden«, unterbrach ihn Marteau, der gierig nach einer Gelegenheit haschte, um wieder eine Rede anzubringen.

»Ja, mein Herr«, erwiderte Mayneville mit seiner ewigen Höflichkeit, aus der ihn kein Angriff herausbringen konnte.

»Wie hat sie sich dann dieselben öffnen lassen?«

»Auf ihre Weise.«

»Ah! sie hat die Macht, sich die Tore von Paris öffnen zu lassen«, sagten die Liguisten, eifersüchtig und argwöhnisch, wie es die Kleinen immer sind, wenn sie sich mit den Großen verbünden.«

»Meine Herren«, sprach Mayneville, »es ging diesen Morgen an dem Thor von Paris etwas vor, was Ihr nicht zu kennen oder wenigstens nur unbestimmt zu wissen scheint. Man hatte Befehl gegeben, nur diejenigen durch die Barriere zu lassen, welche sich durch eine Einlaßkarte ausweisen würden. Von wem mußte diese Karte unterzeichnet sein? Ich weiß es nicht. Vor uns kamen zur Porte Saint-Antoine fünf oder sechs Männer, von denen vier ziemlich schlecht gekleidet waren und aussahen; sie waren mit den notwendigen Karten versehen und zogen uns vor der Nase vorüber. Einige erschienen mit der unverschämten Aufgeblasenheit von Leuten, die sich in einem eroberten Lande glauben. Wer sind diese Menschen? was für Karten sind das? antwortet uns. Ihr Herren von Paris, Ihr, deren Aufgabe es ist, Alles zu wissen, was die Angelegenheiten Eurer Stadt betrifft.«

So machte sich Mayneville vom Angeklagten zum Ankläger,

was die große Kunst des Redners ist.

»Karten . . . unverschämte Leute . . . ausnahmsweise Zulassungen bei den Toren von Paris . . . oh! Oh! Was soll das bedeuten?« fragte Nicolas Poulain ganz träumerisch.

»Wenn Ihr diese Dinge nicht wißt, Ihr, die Ihr hier lebt, wie sollten wir sie wissen, die in Lothringen leben und unsere ganze Zeit damit hinbringen, Daß wir auf den Straßen umherlaufen, um die zwei Enden des Kreises, den man die Union nennt, zu vereinigen.«

»Und wie kamen diese Leute?«

»Die Einen zu Fuß, die Andern zu Pferde, die Einen allein, die Andern mit Lakaien.«

»Sind es Leute des Königs?«

»Drei oder vier sahen aus wie Bettler.«-

»Sind es Kriegersleute?«

»Sie hatten zu sechs nur zwei Degen.«

»Es sind Fremde.«

»Ich halte sie für Gascogner.«

»Oh!« machten einige Stimmen mit dem Ausdruck der Verachtung.«

»Gleichviel«, sprach Bussy, »sie müssen unsere Aufmerksamkeit erregen, und wenn es Türken wären. Man wird sich nach ihnen erkundigen: Herr Poulain, das ist Eure Sache. Doch dies Alles sagt uns nichts über die Angelegenheiten der Ligue.«

»Es ist ein neuer Plan im Werke«, erwiderte Mayneville. »Ihr werdet morgen erfahren, daß Salcède, der uns schon verraten hatte und uns noch mehr verraten sollte, nicht nur nicht gesprochen, sondern sogar auf dem Schafott auf Veranlassung der Herzogin zurückgenommen hat, welche, im Gefolge von einem jener Kartenträger durch das Thor gelangt, den Mut hatte, bis zum Blutgerüste vorzudringen, auf die Gefahr tausendmal erdrückt, und sich dem Verurteilten zu zeigen, auf die Gefahr, erkannt zu werden. In diesem Augenblick hielt Salcède in seiner Versuchung zu gestehen an; einen Augenblick nachher hemmte ihn unser braver Henker in seiner Reue. Ihr habt also nichts von Seiten unserer Unternehmungen in Flandern zu befürchten. Das

furchtbare Geheimnis ist in ein Grab hinabgerollt.«

Diese letzte Phrase näherte die Liguisten Herrn von Mayneville. Briquet erriet ihre Freude aus ihren Bewegungen.

Diese Freude beunruhigte ungemein den würdigen Bürger, welcher plötzlich einen Entschluß zu fassen schien.

Er ließ sich oben von seinem Trichter auf das Pflaster des Hofes hinabgleiten und wandte sich nach dem Tore wo ihm der Pförtner auf den Ausspruch der zwei Worte *Lothringen* und *Parma*, Ausgang gewährte.

Sobald Meister Robert Briquet auf der Straße war, atmete er so geräuschvoll, daß man begriff, er habe seit langer Zeit den Atem zurückgehalten.

Die Beratung dauerte immer noch fort; die Geschichte lehrt uns, was dabei vorging.

Herr von Mayneville brachte von Seiten der Guisen den künftigen Insurgenten von Paris den ganzen Plan des Aufstandes.

Es handelte sich um nichts Geringeres, als alle wichtige Personen, von denen man wußte, daß sie beim König in Gunst standen, zu ermorden, mit dem Ausruf: »Es lebe die Messe! Tod den Politikern!« die Straße zu durchlaufen und so eine neue Bartholomäusnacht mit den Trümmern der alten zu entflammen; nur vermischte man bei dieser die schlimm denkenden Katholiken mit den Hugenotten aller Art.

Indem man so handelte, diente man zwei Göttern: demjenigen, welcher im Himmel herrscht, und dem, welcher in Frankreich herrschen sollte:

Dem Ewigen und Herrn von Guise.

Zwölftes Kapitel.

Das Gemach Seiner Majestät Heinrich III. im Louvre.

In jenem großen Gemache im Louvre, in das wir schon so oft mit unseren Lesern eingetreten sind, und wo wir den armen König Heinrich III. so lange und so grausame Stunden haben hinbringen sehen, finden wir ihn abermals, nicht mehr als König, nicht mehr als Herrn, sondern niedergeschlagen, bleich, unruhig, und ganz und gar der Verfolgung aller Schatten preisgegeben, welche bei ihm die Erinnerung unablässig unter diesen erhabenen Gewölben hervorruft.

Heinrich war sehr verändert seit dem unseligen Tode seiner Freunde, den wir anderswo erzählt haben . . . Diese Trauer war über sein Haupt wie ein verheerender Sturm hingegangen . . . und der arme König, der, beständig sich erinnernd, daß er ein Mensch, seine Stärke und sein Vertrauen nur in Privatneigungen gesetzt, hatte sich jeder Stärke und jedes Vertrauens durch den neidischen Tod berauben sehen und war so dem furchtbaren Augenblick zuvorgekommen, wo die Könige allein . . . ohne Freunde . . . ohne Wachen . . . und ohne Krone zu Gott gehen.

Heinrich III. war grausam heimgesucht worden. Alles was er liebte, war nach und nach um ihn her gefallen. Nachdem Schomberg, Quelus und Maugiron im Duell durch Livarot und Anraguet getötet worden, wurde Saint-Mégrin durch Herrn von Mayenne ermordet: die Wunden waren offen und blutig geblieben . . . Seine Zuneigung für seine neuen Günstlinge, Épernon und Joyeuse, glich der, die ein Vater nachdem er seine besten Kinder verloren, auf diejenigen überträgt, welche ihm noch bleiben; während er die Fehler der letzteren vollkommen kennt, liebt er, schont er, behütet er sie, um dem Tod keine Gewalt über sie zu geben.

Er hatte Épernon mit Gütern überhäuft, und dennoch liebte er ihn nur stellenweise und aus Laune. In gewissen Augenblicken haßte er ihn sogar. Dann geschah es, daß Catharina, diese

unbarmherzige Ratgeberin, in der der Geist stets wachte, wie die Lampe im Tabernakel, daß Catharina, selbst in ihrer Jugend zu Thorheiten unfähig, die Stimme des Volkes übernahm, um die Neigungen des Königs zu tadeln.

Nie hätte sie ihm gesagt, wenn sie ihn den Schatz leeren sah, um das Gut Lavalette zu einem Herzogtum zu erheben und es königlich zu vergrößern, nie hätte sie ihm gesagt: »Sire, haßt diese Menschen, die Euch nicht lieben, oder die Euch, was noch schlimmer ist, nur um ihretwillen lieben.« Sah sie aber die Stirne des Königs sich falten, hörte sie ihn in einem Augenblick des Überdrusses Épernon des Geizes oder der Feigheit beschuldigen, so fand sie sogleich das unbeugsame Wort, welches alle Klagen des Volkes und des Königtums gegen Épernon zusammenfaßte und eine neue Furche in den königlichen Haß grub.

Als unvollständiger Gascogner, hatte Épernon mit seiner Feinheit und seiner angeborenen Verderbtheit das Maß der königlichen Schwäche genommen; er wußte seinen Ehrgeiz, einen unbestimmten Ehrgeiz, dessen Ziel ihm selbst noch unbekannt war, zu verbergen; nur ersetzte ihm seine Habgier den Compaß, um ihn gegen die entfernte Welt zu lenken, die ihm noch die Horizonte der Zukunft verbargen, und nach dieser Habgier allein steuerte er sich.

War der Schatz zufällig ein wenig voll, so sah man Épernon den Arm gerundet und das Gesicht lachend, auferstehen und sich nähern; war der Schatz leer, so verschwand er mit verächtlicher Lippe und gerunzelter Stirne, um sich entweder in seinem Hotel oder in einem von seinen Schlössern einzuschließen, wo er jammerte und klagte, bis er den armen König wieder bei der Schwäche seines Herzens gepackt und ihm irgend ein neues Geschenk entlockt hatte.

Durch ihn war das Günstlingtum zu einem Gewerbe erhoben worden, zu einem Gewerbe, bei dem er alle nur immer mögliche Revenuen⁴ ausbeuten. Zuerst gestattete er dem König nicht die geringste Zögerung beim Bezahlen zur Verfallzeit; später, als er Höfling wurde und die launenhaften Nordwinde der königlichen Gunst oft genug wiederkehrten, um sein gascognisches Gehirn zu befestigen, später, sagen wir, ließ er sich herbei, einen Teil von der Arbeit zu übernehmen, nämlich zum Eintreiben der Geldmittel

beizutragen, aus denen er seine Beute machen wollte.

Diese Notwendigkeit, das fühlte er wohl, zwang ihn, vom trägen Höfling, was der beste von allen Ständen ist, ein tätiger Höfling zu werden, was man als die schlimmste von allen Lagen betrachten darf. Er beklagte sehr bitter die süße Wonne von Quelus, Schomberg und Maugiron, welche nie von öffentlichen oder Privatangelegenheiten gesprochen und so leicht die Gunst in Geld und das Geld in Vergnügungen verwandelt hatten; aber die Zeiten hatten sich geändert; das eiserne Zeitalter war auf das goldene gefolgt; das Gold kam nicht mehr wie sonst; man mußte zu dem Golde gehen, um es zu nehmen, in den Adern des Volkes wühlen, wie in einer halb versiegten Mine. Épernon schickte sich darein und warf sich in das unentwirrbare Gestrüppe der Administration, verheerte da und dort auf seinem Durchzuge und erpreßte, ohne den Verwünschungen Rechenschaft zu tragen, wenn nur der Lärmen der Goldtaler die Stimme der Kläger bedeckte.

Die rasche und sehr unvollständige Skizze, die wir von dem Charakter von Joyeuse entworfen haben, vermag dem Leser zu zeigen, welcher Unterschied zwischen den beiden Günstlingen stattfand, die sich, wir sagen nicht in die Freundschaft, sondern in die große Portion des Einflusses teilten, den Heinrich immer über Frankreich und über sich selbst diejenigen, welche ihn umgaben, nehmen ließ. Ganz natürlich und ohne darüber nachzudenken, hatte sich Joyeuse der Tradition der Quelus, der Schomberg, der Maugiron und der Saint-Mégrin hingegeben und war ihrer Spur gefolgt; nur waren die seltsamen Gerüchte, welche über die wunderbare Freundschaft im Umlauf gewesen, die der König für die Vorgänger von Joyeuse hegte, mit dieser Freundschaft gestorben; kein ehrloser Flecken beschmutzte die beinahe väterliche Zuneigung von Heinrich für Joyeuse. Aus einer Familie berühmter und redlicher Leute, beobachtete Joyeuse wenigstens öffentlich die Achtung vor dem Königtum und seine Vertraulichkeit überschritt nie gewisse Grenzen. In der Mitte des moralischen Lebens war Joyeuse ein wahrer Freund für Heinrich; aber diese Mitte bot sich selten. Anne war jung, feurig, verliebt, und wenn er verliebt war, selbstsüchtig; es war wenig für ihn, durch den König glücklich zu sein und das Glück zu seiner Quelle zurückgehen zu lassen; es war Alles für ihn, glücklich zu sein, auf welche Weise

es auch sein mochte. Brav, schön, reich, glänzte er in diesem dreifachen Reflex, der für junge Stirnen eine Liebesglorie bildete, die Natur hatte Zuviel für Joyeuse getan, und Heinrich verfluchte zuweilen die Natur, welche ihm, dem König, so wenig für seinen Freund zu tun übrig gelassen.

Heinrich kannte genau diese zwei Männer und liebte sie vielleicht des Kontrastes willen. Unter seiner skeptischen und abergläubischen Hülle verbarg Heinrich einen Fond von Philosophie, der sich, ohne Catharina, in einer merkwürdig nützlichen Richtung entwickelt hätte.

Oft verraten, wurde Heinrich nie getäuscht.

Mit dem vollkommenen Verständnis des Charakters seiner Freunde, mit der tiefen Kenntnis ihrer Fehler und ihrer guten Eigenschaften, dachte er nun, von ihnen entfernt, einsam, traurig, in diesem düsteren Gemache an sie, an sich, an sein Leben, und betrachtete im Schatten diese dunklen Horizonte, welche schon in der Zukunft für viele minder hellsehende Blicke, als die seinigen, gezeichnet waren.

Die Angelegenheit von Salcède hatte ihn sehr trübe gestimmt. Allein zwischen zwei Frauen in einem solchen Augenblick, hatte Heinrich seine Vereinzelung, seine Entblößung gefühlt; die Schwäche von Louise machte ihn traurig; die Stärke von Catharina erschreckte ihn. Heinrich empfand endlich in seinem Inneren jene unbestimmte, ewige Angst, welche die Könige erfaßt, die vom Mißgeschick dazu bezeichnet sind, daß ein Geschlecht in ihnen und mit ihnen erlösche.

In der Tat bemerken, daß, obgleich man über alle Menschen erhaben ist, diese Größe doch keine feste, unerschütterliche Grundlage hat; fühlen, daß man die Statue ist, die man beweihräuchert, das Ideal, das man anbetet, das aber die Priester und das Volk, die Anbeter und die Diener, je nach ihrem Interesse erheben oder niederbeugen, nach ihrer Laune schwanken machen, ist für einen stolzen Geist das grausamste der Mißgeschicke. Heinrich fühlte dies lebhaft und ärgerte sich, daß er es fühlte.

Und dennoch raffte er sich von Zeit zu Zeit zu der Energie seiner lange in ihm, vor dem Ende seiner Jugend, erloschenen Jugend auf.

»Warum soll ich mich im Ganzen beunruhigen?« sagte er zu sich selbst. »Ich habe keine Kriege mehr durchzukämpfen; Guise ist in Nancy; Heinrich in Pau; der Eine ist genötigt, seinen Ehrgeiz in sich selbst zu verschließen, der Andere hat nie Ehrgeiz gehabt. Die Geister besänftigen sich, kein Franzose hat im Ernste das unmögliche Unternehmen, den König zu entthronen, im Blick gehalten; die durch die goldene Schere von Frau von Montpensier versprochene dritte Krone ist nicht mehr als das Wort eines in seiner Eitelkeit verletzten Weibes; meine Mutter allein träumt immer von ihrem Usurpationsgespenst, ohne mir im Ernst den Usurpator zeigen zu können; doch ich, der ich ein Mann bin, der ich trotz meines Kummers ein noch junges Gehirn besitze, ich weiß woran ich mich hinsichtlich der Prätendenten, die sie fürchtet, zu halten habe.«

»Ich werde Heinrich von Navarra lächerlich, Guise verhaßt machen, und mit dem Schwerte in der Hand die fremden Bündnisse zerstreuen. Bei Gottes Tod! ich war bei Jarnac und Moncontour nicht mehr wert, als ich heute wert bin.«

»Ja«, fuhr Heinrich fort, indem er seinen Kopf auf die Brust fallen ließ, »ja, aber mittlerweile langweile ich mich, und es ist tödlich, sich zu langweilen. Die Langeweile ist mein einziger, mein wahrer Verschworener, und meine Mutter spricht nie etwas von diesem.«

»Ich will doch sehen, ob diesen Abend einer zu mir kommt! Joyeuse versprach mir, frühzeitig zu erscheinen: er belustigt sich, aber wie des Teufels macht er es, um sich zu belustigen? Épernon? Oh! dieser belustigt sich nicht; er schmolzt, er hat seine Klauensteuer von fünf und zwanzig tausend Talern noch nicht erhalten; meiner Treue! er mag nach seinem Belieben schmollen.«

»Sire«, sprach die Stimme des Huissier, »der Herr Herzog von Épernon!«

Alle diejenigen, welche das Ärgerliche des Wartens, die Anschuldigungen, die daraus für die erwarteten Personen hervorgehen, sowie die Leichtigkeit kennen, mit der sich die Wolke zerstreut, wenn die Person erscheint, werden den Eifer begreifen, mit dem der König einen Stuhl für den Herzog vorzurücken befahl.

»Ah! guten Abend, Herzog«, sagte er, »ich bin entzückt, Euch zu sehen.«

Épernon verbeugte sich ehrfurchtsvoll.

»Warum habt Ihr diesen Schurken von einem Spanier nicht vierteilen sehen? Ihr wußtet wohl, daß Ihr einen Platz in meiner Loge hattet, da ich es Euch sagen ließ.«

»Sire, ich konnte nicht.«

»Ihr konntet nicht?«

»Nein, Sire, ich hatte Geschäfte.«

»Sollte man nicht in der Tat glauben, er wäre mein Minister mit seinem ellenlangen Gesichte, und käme, um mir zu melden, eine Steuer sei nicht bezahlt worden«, sagte Heinrich die Achseln zuckend.

»Meiner Treue«, sprach Épernon, die Kugel im Sprunge auffassend, »Eure Majestät hat Recht, die Steuer ist nicht bezahlt worden, und ich habe keinen Taler mehr.«

»Gut«, machte Heinrich ärgerlich.

»Doch«, fuhr Épernon fort, »es handelt sich nicht um dieses, und ich beeile mich, es Eurer Majestät zu sagen, denn sie könnte glauben, dies seien die Angelegenheiten, mit denen ich mich beschäftige.«

»Laßt Eure Angelegenheiten hören, Herzog.«

»Eure Majestät weiß, was bei der Hinrichtung von Salcède vorgefallen ist?«

»Bei Gott! da ich dabei gewesen bin.«

»Man hat den Verurteilten zu entführen versucht.«

»Das habe ich nicht gesehen.«

»Dieses Gerücht ist jedoch in der Stadt im Umlauf.«

»Ein Gerücht ohne Ursache und ohne Folge; man hat sich nicht gerührt.«

»Ich glaube, Eure Majestät ist in einem Irrtum begriffen.«

»Worauf gründet Ihr Eure Meinung?«

»Darauf, daß Salcède vor dem Volke in Abrede zog, was er vor den Richtern gesagt hatte.«

»Ah! das wißt Ihr schon, Ihr?«

»Ich suche Alles zu erfahren, was Eure Majestät interessiert.«

»Ich danke; aber worauf zielt Ihr mit diesem Eingang ab?«

»Darauf: ein Mann, der stirbt wie Salcède, ist als sehr guter Diener gestorben, Sire.«

»Nun! und hernach?«

»Der Herr, der solche Diener hat, ist sehr glücklich; das ist das Ganze.«

»Und Du willst sagen, ich habe keine solche Diener, ich, oder deutlicher gesprochen, keine *mehr*? Du hast Recht, wenn Du das sagen willst.«⁵

»Das will ich nicht sagen. Eure Majestät fände, sobald es Gelegenheit gäbe, dafür kann ich besser stehen, als irgend Jemand, so treue Diener, als der Herr von Salcède.«

»Der Herr von Salcède, der Herr von Salcède! nennt doch einmal die Dinge bei ihrem Namen! Ihr Leute, die Ihr mich umgibt. Wie heißt er, dieser Herr?«

»Eure Majestät muß es besser wissen als ich, sie, die sich mit Politik beschäftigt.«

»Ich weiß, was ich weiß. Sagt mir, was Ihr wißt.«

»Ich weiß nichts, ich vermute nur viele Dinge.«

»Gut«, sprach Heinrich ärgerlich, »nicht wahr, Ihr kommt hierher, um mich zu erschrecken und mir unangenehme Dinge zu sagen? Ich danke, Herzog, daran erkenne ich Euch.«

»Ah! nun mißhandelt mich Eure Majestät«, sagte Épernon.

»Ich glaube, das ist nicht mehr als billig.«

»Nein, Sire. Die Warnung eines ergebenen Mannes kann schlecht angebracht sein, aber dieser Mann tut nichtsdestoweniger seine Pflicht, wenn er die Warnung gibt.«

»Das sind meine Sachen.«

»Ah! sobald es Eure Majestät so nimmt, habt Ihr Recht, Sire, sprechen wir nicht mehr davon.«

Hier trat ein Stillschweigen ein, das der König zuerst brach.

»Höre«, sagte er, »mache mich nicht düster, Herzog. Ich bin schon traurig wie ein ägyptischer Pharao in seiner Pyramide. Erheitere mich!«

»Ah! Sire, die Freude läßt sich nicht befehlen.«

Der König schlug zornig mit der Faust auf den Tisch und rief:

»Ihr seid ein halsstarriger Mensch, ein schlechter Freund, Herzog. Ach! Ach! ich glaubte nicht so viel verloren zu haben, als ich meine früheren Diener verlor.«

»Darf ich es wagen, Eurer Majestät zu bemerken, daß sie die neuen nicht sehr ermutigt?«

Hier machte der König eine neue Pause, während welcher er statt jeder Antwort diesem Menschen, dessen ganzes Glück er gegründet hatte, mit einem äußerst bezeichnenden Ausdruck anschaute.

Épernon begriff.

»Eure Majestät wirft mir ihre Wohltaten vor«, sagte er mit dem Tone eines vollendeten Gascogners. »Ich werfe Ihr meine Ergebenheit vor.«

Und der Herzog, der sich noch nicht gesetzt hatte, nahm den Stuhl, den der König für ihn hatte bereitstellen lassen.

»Lavalette, Lavalette«, sprach der König voll Traurigkeit., »Du verwundest mir das Herz, Du, der Du so viel Witz hast, Du, der Du mich durch Deine gute Laune heiter und freudig machen könntest. Gott ist mein Zeuge, daß es nicht meine Absicht gewesen ist, von Quelus zu sprechen, der so brav, von Schomberg, der so gut, von Maugiron, der so kitzelig im Punkte meiner Ehre war. Nein, in jener Zeit gab es sogar Bussy. Bussy, der, wenn Du willst, nicht mir angehörte, den ich mir aber erworben haben würde, hätte ich nicht den Andern Schatten zu machen befürchtet, Bussy, der leider die unwillkürliche Ursache ihres Todes ist! Wohin ist es mit mir gekommen, daß ich sogar den Verlust meiner Feinde beklage! Gewiß waren alle Vier brave Leute. Ei, mein Gott! Ärgere Dich nicht über das, was ich sage. Was willst Du, Lavalette? es liegt nicht in Deinem Temperament, zu jeder Stunde dem nächsten Besten gewaltige Degenstiche zu geben; aber, mein teurer Freund, wenn Du auch kein Wagehals, kein Dreinschläger bist, so bist Du dagegen fein, schlau und zuweilen ein Mann von gutem Rat. Du kennst alle meine Angelegenheiten, wie jener andere demütigere Freund, mit dem ich nie einen einzigen Augenblick der Langeweile durchzumachen hatte.«

»Von wem spricht Eure Majestät?« fragte der Herzog.

»Du müßtest ihm gleichen, Épernon.«

»Aber ich müßte doch wissen, wen Eure Majestät beklagt?«

»Oh! armer Chicot, wo bist Du?«

Épernon stand ganz gereizt auf.

»Nun! was machst Du?« fragte der König.

»Es scheint, Sire, Eure Majestät schwelgt in der Erinnerung; doch in der Tat, das ist nicht für Jedermann ein Glück.«

»Und warum dies?«

»Weil mich Eure Majestät vielleicht ohne es zu überlegen, mit Messire Chicot vergleicht und weil ich mich durch diese Vergleichen sehr wenig geschmeichelt fühle.«

»Du hast Unrecht, Épernon. Ich kann mit Chicot nur einen Menschen vergleichen, den ich liebe, und der mich liebt. Er war ein gediegener und geistreicher Diener.«

Heinrich stieß einen Seufzer aus.

»Ich denke, nicht damit ich Meister Chicot gleiche, hat mich Eure Majestät zum Pair und Herzog gemacht«, sagte Épernon.

»Stille, erheben wir keine Gegenbeschuldigung«, sprach der König mit einem so boshafte Lächeln, daß der Gascogner, so fein und so unverschämt er zugleich war, sich unbehaglicher vor diesen schüchternen Sarkasmen fühlte, als er es bei offenem Vorwurf gewesen wäre.

»Chicot liebte mich, und er fehlt mir, das ist Alles, was ich sagen kann.« fuhr Heinrich fort. »Oh! wenn ich bedenke, daß an demselben Platz, wo Du bist, alle diese jungen, schönen, braven und treuen Leute vorübergegangen sind, daß auf dem Lehnstuhl, auf den Du Deinen Hut gelegt hast, Chicot mehr als hundertmal eingeschlafen ist.«

»Das war vielleicht sehr geistreich«, versetzte Épernon, »jedenfalls aber war es sehr wenig ehrfurchtsvoll.«

»Ach!« sprach Heinrich. »dieser teure Freund hat heute nicht mehr Geist als Körper.«

Und er schüttelte traurig seinen Rosenkranz von Totenköpfen, der ein so düsteres Geklapper hören ließ, als ob er von wirklichen Gebeinen gemacht wäre.

»Was ist denn aus Eurem Chicot geworden?« fragte Épernon mit gleichgültigem Tone.

»Er ist tot«, antwortete Heinrich, »tot wie Alles, was mich geliebt hat.«

»Nun, Sire«, sprach der Herzog, »ich glaube in der Tat, er hat wohl daran getan, daß er gestorben ist; er alterte, viel weniger indessen, als seine Späße, und man hat mir gesagt, die Nüchternheit sei nicht seine Lieblingstugend gewesen. An was ist der arme Teufel, gestorben, Sire, an der Unverdaulichkeit?«

»Chicot ist vor Kummer gestorben, schlechtes Herz«, erwiderte bitter der König.

»Er hätte Euch zum letzten Male lachen machen sollen.«

»Du täuschest Dich: er wollte mich nicht einmal durch die Ankündigung seiner Krankheit betrüben; weil er wußte, wie sehr ich meine Freunde betraure er, der mich so oft weinen sah.«

»Dann ist sein Schatten zurückgekehrt.«

»Gefiele es Gott, daß ich ihn wiedersehen würde, selbst im Schatten. Nein, sein Freund, der würdige Prior Gorenflot, hat mir diese Kunde mitgeteilt.«

»Gorenflot, wer ist dies?«

»Ein frommer Mann, den ich zum Prior der Jakobiner gemacht habe; er bewohnt das schöne Kloster vor der Porte Saint-Antoine, bei Bel-Esbat.«

»Sehr gut! irgend ein schlechter Prediger, dem Eure Majestät eine Priorei von dreißig tausend Livres gegeben haben wird, ohne daß sie es wagt, ihm das Empfangene vorzurücken.«

»Willst Du nun gottlos werden?«

»Wenn dies Eurer Majestät die Langweile vertreiben könnte, so würde ich es versuchen.«

»Willst Du wohl schweigen, Herzog; Du beleidigst Gott.«

»Chicot war sehr gottlos, und mir scheint, ihm verzieh man.«

»Chicot kam in einer Zeit, wo ich noch über etwas lachen konnte.«

»Dann hat Eure Majestät Unrecht, seinen Verlust zu beklagen.«

»Warum?«

»Wenn sie über nichts mehr lachen kann, so würde ihr Chicot, so heiter er auch war, keine große Unterstützung gewähren.«

»Dieser Mann war zu Allem gut, und ich beklage seinen Verlust

nicht allein wegen seines Witzes.«

»Und warum sonst? ich denke, nicht seines Gesichtes wegen, denn er war sehr häßlich, dieser Herr Chicot.«

»Er erteilte weise Ratschläge.«

»Ah! ich sehe wohl, wenn er noch lebte, würde Eure Majestät einen Siegelbewahrer aus ihm machen, wie sie aus diesem Kuttenmann einen Prior gemacht hat.«

»Stille, Herzog, ich bitte Euch, spottet nicht über diejenigen, welche mir Zuneigung bewiesen haben, und denen ich zugetan war. Seitdem Chicot gestorben, ist er mir heilig wie ein ernster Freund, und wenn ich nicht Lust habe zu lachen, soll Niemand lachen.«

»Es sei, Sire, ich habe so wenig Lust, zu lachen, als Eure Majestät. Doch so eben beklagtet Ihr den Verlust von Chicot wegen seiner guten Laune; eben verlangtet Ihr von mir, daß ich Euch aufheitere, während Ihr nun wünscht, daß ich Euch traurig mache . . . Parfandious! . . . Oh! verzeiht, Sire, dieser verdammte Fluch entschlüpft mir immer.«

»Gut, gut, nun bin ich abgekühlt; nun bin ich auf dem Punkte, wo Du mich haben wolltest, als Du das Gespräch mit so düsteren Redensarten begannst. Sage mir nun Deine schlimmen Nachrichten, Épernon; bei dem König findet sich immer die Kraft eines Mannes.«

»Ich bezweifle es nicht, Sire.«

»Und das ist ein Glück, denn schlecht bewacht wie ich bin, wäre ich, wenn ich mich selbst nicht bewachte, zehnmal des Tags gestorben.«

»Was gewissen Leuten, die ich kenne, nicht mißfallen würde.«

»Gegen diese habe ich die Hellebarden meiner Schweizer, Herzog.«

»Das ist sehr ohnmächtig, um aus der Ferne zu treffen.«

»Gegen diejenigen, welche man aus der Ferne treffen muß, habe ich die Musketen meiner Schützen.«

»Das ist unbequem, will man von Nahem treffen; um eine königliche Brust zu beschützen, taugen mehr als Hellebarden und Musketen gute Brüste.«

»Ach, das hatte ich einst«, sagte Heinrich, »und in diesen

Brüsten edle Herzen; nie hatte man mich erreicht zur Zeit der lebendigen Wälle, die man Quelus, Schomberg, Saint-Luc, Maugiron und Saint-Mégrin nannte.«

»Das ist es also, was Eure Majestät beklagt?« fragte Épernon, der seine Genugtuung dadurch zu nehmen hoffte, daß er den König bei einem offenen Frevel der Selbstsucht faste.

»Ich beklage die Herzen, welche vor Allem in der Brust dieser Männer schlugen«, erwiderte Heinrich.

»Sire«, sprach Épernon, »wenn ich es wagte, würde ich Eurer Majestät bemerken, daß ich Gascogner, das heißt vorsichtig und gewandt bin; daß ich durch den Geist die Eigenschaften zu ersetzen suche, die mir die Natur versagt hat, mit einem Wort, daß ich Alles tue, was ich kann, das heißt Alles, was ich soll, und daß ich folglich mit Recht sagen kann: Komme was da will.«

»Ah! so ziehst Du Dich heraus; Du trittst ein und nimmst den Mund sehr voll mit wahren oder falschen Gefahren; denen ich preisgegeben sein soll, und wenn es Dir gelungen ist, mich zu erschrecken, so fassest Du Dich in den Worten zusammen: ›Komme was da will.‹ Sehr verbunden, Herzog.«

»Eure Majestät will also ein wenig an diese Gefahren glauben?«

»Es sei. Ich werde daran glauben, wenn Du mir beweisest, daß Du sie bekämpfen kannst.«

»Ich glaube, daß ich es kann.«

»Du kannst es?«

»Ja, Sire.«

»Ich weiß wohl, Du hast Mittel — Deine kleinen Mittel, — Du Fuchs.«

»Nicht so klein.«

»Laß hören.«

»Will Eure Majestät die Gnade haben, aufzustehen?«

»Wozu?«

»Um mit mir zu den alten Gebäuden des Louvre zu kommen.«

»Auch der Seite der Rue de l'Astruce.«

»Gerade an den Ort, wo man sich damit beschäftigte, ein Gerätemagazin zu bauen, ein Plan, den man aufgegeben hat,

seitdem Eure Majestät kein anderes Geräte mehr will, als Betpulte und Rosenkränze von Totenköpfen.«

»Zu dieser Stunde?«

»Es schlägt so eben zehn Uhr im Glockenturme des Louvre; mir scheint, das ist nicht so spät.«

»Was werde ich in diesen Gebäuden sehen?«

»Ah! bei Gott! wenn ich es Euch sage, so ist dies das Mittel, daß Ihr nicht kommt.«

»Das ist sehr fern von hier, Herzog.«

»Durch die Galerien gebt man in fünf Minuten dahin, Sire.«

»Épernon, Épernon!«

»Nun, Sire?«

»Wenn das, was Du mich sehen lassen willst, nicht sehr interessant ist, so nimm Dich in Acht.«

»Sire, ich stehe Euch dafür, daß es interessant sein wird.«

»Vorwärts«, sprach der König, indem er sich mit einer gewissen Anstrengung erhob.

Der Herzog nahm seinen Mantel, und reichte dem König seinen Degen; dann ergriff er eine Wachsfackel und schritt in der Galerie Seiner Allerchristlichsten Majestät voran, die ihm mit schleppendem Gange folgte.

Dreizehntes Kapitel.

Das Schlafgemach.

Obgleich es erst zehn Uhr war, wie Épernon gesagt hatte, herrschte doch schon eine Todesstille im Louvre, kaum hörte man, so wütend wehte der Wind, den schweren Tritt der Schildwachen und das Knarren der Zugbrücken.

Die nächtlichen Wanderer gelangten wirklich in weniger als fünf Minuten zu den Gebäuden der Rue de l'Astruce, welche diesen Namen selbst seit der Erbauung von Saint-Germain-l'Auxerrois, beibehalten hatten.

Der Herzog holte einen Schlüssel aus seiner Tasche, stieg einige Stufen hinab, durchschritt einen kleinen Hof und öffnete eine gewölbte Türe, welche halb von Brombeerstauden und langem Gras versperrt war.

Er folgte ungefähr zehn Schritte einem dunkeln Weg, an dessen Ende er sich in einem inneren Hof befand, hier war in einer Ecke eine steinerne Treppe bemerkbar.

Diese Treppe führte in ein weites Zimmer oder vielmehr in einen ungeheuren Korridor.

Épernon hatte auch den Schlüssel zu diesem Korridor.

Er öffnete sachte die Türe und machte Heinrich auf die seltsame Einrichtung, aufmerksam, welche, sobald diese Türe geöffnet war, sogleich ins Auge fiel.

Es waren fünf und vierzig Betten aufgereiht. In jedem Bett lag ein Schläfer.

Der König schaute alle diese Betten, alle diese Schläfer an, wandte sich dann mit einer unruhigen Neugierde gegen den Herzog um und fragte:

»Nun, wer sind alle diese Leute, welche hier schlafen?«

»Leute, welche noch diesen Abend schlafen, morgen aber nicht mehr schlafen werden, als es ihre Reihe erlaubt.«

»Und warum werden sie nicht mehr schlafen?«

»Damit Eure Majestät schlafen kann.«

»Erkläre Dich; diese Leute sind also insgesamt Freunde?«

»Durch mich erwählt, ausgelesen wie das Korn auf der Tenne; unerschütterliche Wachen, die Eure Majestät nicht mehr als ihr Schatten verlassen werden, lauter Edelleute, welche, weil sie das Recht haben, überallhin zu gehen, wohin Eure Majestät geht, auf eine Degenlänge Niemand Euch nähern lassen werden.«

»Du hast dies erfunden, Épernon?«

»Ei! mein Gott, ja, ich ganz allein, Sire.«

»Man wird darüber lachen.«

»Nein, man wird Furcht darüber haben.«

»Sie sind schrecklich, Deine Edelleute?«

»Sire, es ist eine Meute, die Ihr auf jedes Wild, das Euch beliebt, hetzen werdet, und die, da sie nur Euch kennt, nur mit Eurer Majestät in Verbindung steht, sich nur an Euch wenden wird, um das Licht, die Wärme, das Leben zu erhalten.«

»Aber das wird mich zu Grunde richten.«

»Richtet sich ein König je zu Grunde?«

»Ich kann schon die Schweizer nicht bezahlen.«

»Schaut diese Ankömmlinge wohl an, und sagt mir, ob sie wie Leute aussehen, welche große Ausgaben fordern?«

Der König warf einen Blick auf diesen langen Schlafsaal, der eine ziemlich bemerkenswerte Ansicht selbst für einen König bot, welcher an schöne architektonische Einrichtungen gewöhnt war.

Dieser lange Saal war von einem Verschlag durchschnitten, an dem der Erbauer fünf und vierzig Alkoven angebracht hatte, welche wie eben so viele Kapellen neben einander lagen, und auf den Gang ausmündeten, an dessen einem Ende der König und Épernon standen.

Eine Türe in jedem von diesen Alkoven gewährte den Zugang in eine Art von Loge unmittelbar daneben.

Folge von dieser geistreichen Einteilung war, daß jeder Edelmann sein öffentliches Leben und sein abgeschlossenes Leben hatte.

Öffentlich erschien er in dem Alkoven.

In Familie verbarg er sich in seiner Loge.

Die Türe von jeder dieser Logen ging auf einen Balkon, der an der ganzen Länge des Hauses hinlief.

Der König begriff diese seinen Unterscheidungen nicht sogleich.

»Warum zeigt Ihr mir sie Alle so in ihren Betten schlafend?« fragte der König.

»Sire, weil ich gedacht habe, die Inspektion wäre so leichter von Eurer Majestät vorzunehmen. Jeder von diesen Alkoven hat eine Nummer und diese Nummer läßt sich auf seinen Bewohner übertragen. Somit wird jeder von diesen Bewohnern nach dem Bedürfnis ein Mann oder eine Zahl sein.«

»Das ist gut ersonnen«, sagte der König, »besonderes wenn wir allein den Schlüssel dieser Arithmetik bewahren. Aber die Unglücklichen werden ersticken, wenn sie beständig in dieser Keuche leben sollen.«

»Wünscht es Eure Majestät, so wird sie mit mir umhergehen und die Wohnung jedes Einzelnen besichtigen.«

»Gottes Tod! welch eine Gerätekammer hast Du mir machen lassen, Épernon!« sagte der König, indem er die mit dem Besitz der Schläfer beladenen Stühle betrachtete. »Wenn ich die Fetzen dieser Bursche darin einschließe, wird Paris viel lachen.«

»Es ist wahr«, antwortete der Herzog, »meine Fünf und Vierzig sind nicht sehr kostbar gekleidet; doch, Sire, wenn sie Alle Herzöge und Pairs gewesen wären . . . «

»Ja, ich begreife«, sprach der König lächelnd, »sie würden mich bedeutend mehr kosten.«

»Das ist es, Sire.«

»Wie viel werden sie mich kosten? laßt hören. Das wird mich vielleicht bestimmen, denn in der Tat, das Aussehen ist nicht sehr Appetit erregend.«

»Sire, ich weiß, sie sind ein wenig mager und gebräunt von der Sonne, die in unseren südlichen Provinzen glüht, aber ich war auch mager und sonnverbrannt, wie sie, als ich nach Paris kam, und sie werden fett werden und sich bleichen wie ich.«

»Hm!« machte Heinrich und warf einen schiefen Blick auf Épernon.

Dann nach einer Pause sagte der König:

»Weißt Du, daß Deine Edelleute schnarchen wie Domsänger?«

»Sire, man darf sie nicht hiernach beurteilen, sie haben sehr gut

zu Nacht gespeist.«

»Sieh, hier ist Einer, der ganz laut träumt«, sagte der König neugierig horchend.

Den Kopf und die Arme aus dem Bett hängend, den Mund halb geschlossen, seufzte wirklich einer von den Edelleuten einige Worte mit einem schwermütigen Lächeln.

Der König näherte sich ihm auf den Fußspitzen.

»Wenn Ihr eine Frau seid«, sagte er, »flieht, flieht!«

»Ah! Ah!« sprach Heinrich, »dieser ist galant.«

»Was denkt Ihr von ihm, Sire?«

»Sein Gesicht gefällt mir ziemlich gut.«

Épernon näherte seine Fackel dem Alkoven.

»Er hat auch weiße Hände und einen gut gekämmten Bart.«

»Es ist der Sire Ernauton von Carmainges, ein hübscher Junge, der es weit bringen wird.«

»Der arme Teufel hat dort eine angefangene Liebschaft zurückgelassen.«

»Um keine andere Liebe mehr zu haben, als die zu seinem König. Sire; wir werden ihm für sein Opfer Rechnung tragen.«

»Oh! Oh! da kommt eine seltsame Gestalt hinter Deinem Sire. Wie nennst Du ihn?«

»Ernauton von Carmainges.«

»Ah! Pest, was für ein Hemd hat Nummer 34. Man sollte glauben, es wäre ein Büßersack.«

»Das ist Herr von Chalabre; wenn er Eure Majestät zu Grunde richtet, so wird es nicht geschehen, ohne daß er sich ein wenig dabei bereichert.«

»Und das andere düstere Gesicht, das nicht aussieht, als träumte es von der Liebe?«

»Welche Nummer, Sire?«

»Nummer 12.«

»Ein feiner Degen, ein ehernes Herz, ein Mann von Mitteln, Herr von Sainte-Maline, Sire.«

»Ah! wenn ich bedenke . . . weißt Du, daß Du da einen guten Gedanken gehabt hast?«

»Ich glaube wohl; beurteilt ein wenige welche Wirkung diese

meine Hofhunde hervorbringen müssen, welche Eure Majestät nicht mehr verlassen werden, als der Schatten den Körper, diese Molosser, die man nirgends gesehen hat und die sich bei der ersten Gelegenheit auf eine Weise zeigen werden, welche uns Ehre macht.«

»Ja, ja, Du hast Recht, es ist ein guter Gedanke. Aber warte doch.«

»Was?«

»Ich denke, sie werden mir in diesem Aufzug nicht wie mein Schatten folgen. Mein Körper hat eine gute Form, und sein Schatten, oder vielmehr seine Schatten sollen ihm keine Schande machen.«

»Ah! Sire, wir kommen auf die Zifferfrage zurück.«

»Gedachtest Du sie zu umgehen?«

»Nein, denn es ist bei allen Dingen die Grundfrage; aber in Beziehung auf diese Ziffer habe ich auch einen Gedanken.«

»Épernon! Épernon!«

»Was wollt Ihr, Sire? Das Verlangen, Eurer Majestät zu gefallen, verdoppelt meine Einbildungskraft.«

»So sprich doch Deinen Gedanken aus.«

»Nun wohl! wenn es von mir abhängen würde, fände jeder von diesen Edelleuten morgen früh auf dem Stuhle, der seine Kleidungsstücke trägt, eine Börse mit tausend Talern . . . zu Bezahlung des ersten Semesters.«

»Tausend Taler für das erste Semester, sechs tausend Livres jährlich! Geht doch, Herzog. Ihr seid ein Narr. Ein ganzes Regiment würde nicht so viel kosten.«

»Ihr vergeßt, Sire, daß sie die Schatten Eurer Majestät zu werden bestimmt sind; und Ihr habt selbst den Wunsch ausgesprochen, Eure Schatten mögen gut gekleidet sein. Jeder wird sich also von diesen tausend Talern auf eine Weise zu kleiden und zu bewaffnen haben, die Euch Ehre macht. Und auf das Wort Ehre laßt den Gascognern den Zügel ein wenig lose. Fünfzehn hundert Livres für die Equipirung angenommen, so wäre dies also viertausend fünfhundert Livres für das erste Jahr, dreitausend für das zweite und die anderen.«

»Das ist annehmbarer.«

»Und Eure Majestät willigt ein?«

»Es hat nur eine Schwierigkeit. Herzog.«

»Welche?«

»Den Mangel an Geld.«

»Den Mangel an Geld?«

»Bei Gott! Du mußt besser als irgend Jemand wissen, daß der Grund, den ich Dir hier angebe; kein schlechter Grund ist, Du, der Du Dir noch nicht einmal hast können Deine Steuer bezahlen lassen.«

»Sire, ich habe ein Mittel gefunden.«

»Mir Geld zu verschaffen?«

»Für Eure Leibwache, ja.«

»Ein Knauserstückchen«, dachte der König, Épernon von der Seite anschauend.

Dann sprach er laut:

»Laß Dein Mittel hören.«

»Man hat gerade heute vor sechs Monaten ein Edikt über die Abgaben von Wildbret und Fischen einregistriert.«

»Das ist möglich.«

»Die Bezahlung des ersten Semesters hat fünfundsechzig tausend Taler abgeworfen, die der Staatsschatzmeister diesen Morgen einkassieren wollte, doch ich sagte ihm, er möge nichts tun, so daß er, statt es in den Schatz fließen zu lassen, das Steuergeld Eurer Majestät zur Verfügung hält.«

»Ich bestimmte es zu Kriegen, Herzog.«

»Gerade das ist es, Sire, die erste Bedingung des Krieges ist, Menschen zu haben; das erste Interesse des Königreichs ist die Verteidigung und Sicherheit des Königs; wenn man die Leibwache des Königs besoldet, erfüllt man alle diese Bedingungen.«

»Der Grund ist nicht schlecht; doch Deiner Rechnung nach sehe ich nur fünf und vierzig tausend Taler verwendet. es werden mir also zwanzig tausend für meine Regimenter bleiben.«

»Verzeiht, Sire, ich habe, mit Vorbehalt der Billigung Eurer Majestät, über diese zwanzig tausend Taler verfügt.«

»Ah! Du hast darüber verfügt.«

»Ja, Sire, es wird eine Abschlagszahlung an meiner Steuer

sein.«

»Ich wußte das«, sagte der König, »Du gibst mir eine Leibwache, um zu Deinem Gelde zu kommen.«

»Ah! Sire!«

»Aber warum gerade die Zahl fünf und vierzig?« fragte der König zu einem andern Gedanken übergehend.

»Hört, Sire. Die Zahl drei ist eine Urzahl und göttlich. Mehr noch, sie ist bequem. Wenn zum Beispiel ein Reiter drei Pferde hat, ist er nie zu Fuß; das zweite ersetzt das erste, wenn dieses müde ist, und dann bleibt noch ein drittes, um im Falle einer Verwundung oder Krankheit für das erste einzutreten. Ihr werdet also immer dreimal fünfzehn Edelleute haben. Fünfzehn im Dienst, dreißig, welche ausruhen. Jeder Dienst wird zwölf Stunden dauern. Und während dieser zwölf Stunden habt Ihr immer fünf rechts, fünf links. Zwei vorne und drei hinten. Mit einer solchen Wache komme man und wage es ein wenig, Euch anzugreifen.«

»Bei Gottes Tod! das ist geschickt kombiniert, Herzog, und ich mache Dir mein Kompliment.«

»Schaut sie an, Sire, sie werden wahrhaftig eine gute Wirkung hervorbringen.«

»Ja, gekleidet werden sie nicht übel sein.«

»Glaubt Ihr nun, daß ich das Recht habe, von den Gefahren zu sprechen, die Euch bedrohen?«

»Ich sage nicht nein.«

»Ich hatte also Recht.«

»Es mag sein.«

»Herr von Joyeuse hätte diesen Gedanken nicht gehabt!«

»Épernon! Épernon! es ist nicht liebevoll, Schlimmes von Abwesenden zu sagen.«

»Parfandious! Ihr sagt viel Schlimmes von den Anwesenden. Sire.«

»Ah! Joyeuse begleitet mich immer. Er war mit mir heute auf der Grève.«

»Nun, ich war hier, Sire, und Eure Majestät sieht, daß ich meine Zeit nicht verloren habe.«

»Ich danke Lavalette.«

»Ah! Sire«, sagte Épernon, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, »ich wollte Eure Majestät um etwas bitten.«

»Es wunderte mich in der Tat sehr, Herzog, daß Du mich um nichts batest.«

»Eure Majestät ist heute bitter, Sire.«

»Ei! nein, Du begreifst nicht, mein Freund.« sprach der König, bei dem der Spott die Rache befriedigt hatte, »oder Du begreifst vielmehr schlecht; ich sagte, da Du mir einen Dienst geleistet, so habest Du das Recht, Dir etwas von mir zu erbitten; bitte also.«

»Das ist etwas Anderes, Sire. Übrigens ist das, was ich mir von Eurer Majestät erbitte, eine Stelle.«

»Eine Stelle! Du, der General-Oberste der Infanterie willst noch eine Stelle; sie wird Dich erdrücken.«

»Ich bin stark wie Simson für den Dienst Eurer Majestät; für Eurer Majestät Dienst würde ich den, Himmel und die Erde tragen.«

»Bitte also«, sprach der König seufzend.«

»Ich wünsche, daß Eure Majestät mir das Kommando dieser fünf und vierzig Edelleute übertrage.«

»Wie«, erwiderte der König erstaunt, »Du willst vor mir, hinter mir marschieren? Du willst Dich in diesem Maße aufopfern, Du willst Kapitän der Garden sein?«

»Nein, nein, Sire!«

»Nun. was willst Du denn?« sprich.

»Ich will, daß diese Garden, meine Landsleute, mein Kommando besser verstehen, als das von jedem Andern; doch ich will ihnen weder vorausmarschieren, noch folgen. Ich werde einen Beiständigen haben.«

»Darunter steckt wieder etwas«, dachte Heinrich den Kopf schüttelnd, »dieser verteufelte Mensch gibt immer, um zu erhalten.«

Dann sprach er laut:

»Gut. Du sollst das Kommando haben.«

»Geheim?«

»Ja. Doch wer wird offiziell der Anführer meiner Fünf und

Vierzig sein?«

»Der kleine Loignac.«

»Ah! desto besser.«

»Er ist Eurer Majestät genehm?«

»Vollkommen.«

»Ist das nun abgemacht, Sire?«

»Ja, aber . . . «

»Aber?«

»Welche Rolle spielt, er bei Dir, dieser Loignac?«

»Er ist mein Épernon, Sire.«

»Er kostest Dich also viel?« brummelte der König.

»Was sagt Eure Majestät?«

»Ich sage, ich willige ein.«

»Ich gehe zum Staatszahlmeister, um die fünf und vierzig Börsen zu holen.«

»Diesen Abend?«

»Müssen sie nicht unsere Leute morgen auf ihren Stühlen finden?«

»Das ist richtig. Gehe; ich kehre in meine Wohnung zurück.«

»Zufrieden, Sire?«

»Ziemlich.«

»In jedem Fall gut bewacht.«

»Ja, durch Leute, die mit geschlossenen Fäusten schlafen.«

»Sie werden morgen wachen, Sire.«

Épernon führte Heinrich bis zur Türe der Galerie zurück und verließ ihn, indem er zu sich selbst sagte:

»Wenn ich nicht König bin, so habe ich wenigstens Leibwachen wie ein König, und diese kosten mich nichts . . . Parfandious!«

Vierzehntes Kapitel.

Der Schatten von Chicot.

Der König täuschte sich, wie wir vorhin sagten, nie über seine Freunde. Er kannte ihre Fehler und ihre guten Eigenschaften. und er las, der König der Erde, eben so scharf in der tiefsten Tiefe ihres Herzens. als es der König des Himmels tun konnte.

Er hatte, sogleich begriffen, worauf Épernon abzielte, doch da er nichts für das, was er geben würde, zu erhalten erwartete, und im Gegenteil fünf und vierzig Trabanten für fünf und sechzig tausend Taler erhielt, so erschien ihm der Gedanke des Gascogners als ein Fund.

Und dann war es eine Neuigkeit. Ein armer König von Frankreich ist nicht immer üppig mit dieser Ware versehen, welche sogar für seine Untertanen selten ist. König Heinrich III. besonders, der, wenn er seine Prozessionen gemacht, seine Hunde gekämmt, seine Totenköpfe aufgereiht, und die von ihm beliebte Anzahl von Seufzern ausgestoßen, nichts mehr zu tun hatte.

Die von Épernon errichtete Leibwache gefiel also dem König, besonders weil man davon sprechen würde, und weil er folglich auf den Gesichtern etwas Anderes lesen könnte, als was er in den zehn Jahren seit seiner Rückkehr aus Polen sah.

Allmählich und je mehr er sich dem Zimmer näherte, wo ihn der Huissier erwartete, den dieser nächtliche und ungewöhnliche Ausgang nicht wenig neugierig machte, entwickelte Heinrich sich selbst die Vorteile der Anstalt der Fünf und Vierzig, und er durchblickte halb, wie alle schwache und geschwächte Geister, die Ideen, welche Épernon in dem Gespräch, das er mit ihm gepflogen, ins Licht gesetzt hatte.

»Diese Leute«, dachte der König, »werden ohne Zweifel brav und sehr ergeben sein. Einige haben einnehmende Gesichter. Andere widerwärtige Physiognomien; es werden, Gott sei Dank! Leute für Jedermanns Geschmack darunter sein . . . und dann ist es etwas Schönes um ein Gefolge von fünf und vierzig

Schwertern, welche stets bereit sind, aus der Scheide zu fahren!«

Dieses letzte Kettenglied seines Gedankens, das sich der Erinnerung an die anderen ihm so ergebenen Schwerter anfügte, deren Verlust er so bitter laut, und noch viel bitterer leise beklagte, brachte Heinrich zu der tiefen Traurigkeit, in welche er so oft verfiel in der Zeit, zu der wir gelangt sind, so daß man hätte sagen können, es wäre sein gewöhnlicher Zustand. Die so harten Zeiten, die so boshafte Menschen, die auf der Stirne der Könige so sehr wankenden Kronen machten es ihm abermals zum ungeheuren Bedürfnis, zu sterben oder sich zu erheitern, um einen Augenblick aus der Krankheit hervorzugehen, welche die Engländer, unsere Meister in der Schwermut, schon damals mit dem Namen Spleen getauft hatten.

Er suchte mit den Augen Joyeuse, und da er ihn nirgends fand, fragte er nach ihm.«

»Der Herr Herzog ist noch nicht zurückgekehrt«, sagte der Huissier.

»Es ist gut . . . Ruft meinen Kammerdiener und entfernt Euch.«

»Sire, das Gemach Eurer Majestät ist bereit und Ihre Majestät die Königin hat nach den Befehlen des Königs fragen lassen.«

Heinrich spielte den Tauben.

»Soll man Ihrer Majestät melden, sie möge das Kopfkissen legen?« fragte schüchtern der Huissier.

»Nein, nein«, erwiderte Heinrich. »Ich habe meine Andachten, ich habe meine Arbeiten, und dann bin ich leidend und werde allein schlafen.«

Der Huissier verbeugte sich.

»Hört«, sagte Heinrich ihn zurückrufend, »bringt der Königin diese Confituren aus dem Orient, sie bereiten Schlaf.«

Und er übergab dem Huissier seine Confectbüchse.

Der König trat in sein Gemach, das die Bedienten wirklich zubereitet hatten.

Als Heinrich hier war, warf er einen Blick auf alle die ausgesuchten, umständlichen, kleinlichen Nebendinge und Beigaben jener ausschweifenden Toiletten, die er kurz zuvor noch machte, um der schönste Mann der Christenheit zu sein, da er nicht der größte König derselben sein konnte.

Aber nichts sprach ihm zu Gunsten dieser Zwangsarbeit, in die er sich sonst so mutig fügte. Alles, was er einst vom Weibe in dieser Hermaphroditen-Organisation hatte, war verschwunden. Heinrich war wie jene alten Koketten, welche ihren Spiegel gegen ein Meßbuch vertauscht haben; er fühlte beinahe einen Abscheu vor den Dingen, die er einst so sehr geliebt.

Parfümierte und gesalbte Handschuhe, Masken von feiner Leinwand mit Teigen überstrichen, chemische Kombinationen, um die Haare zu kräuseln, den Bart zu schwärzen, die Ohren rot und die Augen glänzend zu machen, dies Alles vernachlässigte er schon seit längerer Zeit.

»Mein Bett«, sagte er mit einem Seufzer.

Zwei Diener entkleideten ihn, zogen ihm Unterhosen von schöner friesischer Leinwand an, hoben ihn vorsichtig auf und schoben ihn zwischen seine Leinenlaken.

»Der Vorleser Seiner Majestät!« rief eine Stimme.

Denn Heinrich, der Mann der langen und grausamen Schlaflosigkeiten, ließ sich zuweilen durch eine Vorlesung einschläfern, und man bedurfte sogar des Polnischen, um dieses Wunder zu bewirken, während ihm einst, nämlich ursprünglich, das Französische genügte.

»Nein. Niemand«, sagte Heinrich, »keinen Vorleser, oder er mag in seinem Zimmer für mich Gebete lesen; nur Herrn von Joyeuse, wenn er zurückkommt, führt zu mir.«

»Aber, wenn er spät kommt, Sire?«

»Ach! er kommt immer spät nach Hause, doch zu welcher Stunde er auch kommen mag, führt ihn zu mir, hört Ihr?«

Die Diener löschten die Kerzen aus und zündeten beim Feuer eine Lampe mit Essenzen an, welche blasse und bläuliche Flammen gaben . . . eine Art von phantasmagorischer Unterhaltung, die der König seit der Rückkehr seiner Grabgedanken besonders liebte; dann verließen sie auf den Fußspitzen das schweigsame Gemach.

Brav im Angesicht einer wirklichen Gefahr, hatte Heinrich jede Angst, jede Schwäche der Weiber und der Kinder. Er fürchtete die Erscheinungen, es graute ihm vor Gespenstern, und dennoch hegte er das Gefühl, daß er sich weniger langweile, wenn er

Furcht habe. In dieser Hinsicht war er jenem Gefangenen ähnlich, der, überdrüssig der Untätigkeit einer langen Kerkerhaft, denjenigen, welche ihm ankündigten, er habe die Folter auszustehen, antwortete:

»Gut, damit werde ich immer einen Augenblick hinbringen.«

Während er indessen den Reflexen seiner Lampe auf der Wand folgte, während er mit dem Blick die dunkelsten Winkel seines Zimmers sondierte, während er das geringste Geräusch aufzufassen suchte, das den geheimnisvollen Eintritt eines Schattens hätte verkündigen können, verschleierten sich die Augen von Heinrich, der durch das Schauspiel am Tage und durch den Verlauf des Abends ermüdet war, und bald entschlummerte er in dieser Stille und Einsamkeit.

Doch die Ruhe von Heinrich dauerte nicht lange: untergraben durch das dumpfe Fieber, das in ihm das Leben im Schläfe, wie im Wachen abnutzte, glaubte er Geräusch in seinem Zimmer zu hören und erwachte.

»Joyeuse, bist Du es?« fragte er.

Niemand antwortete.

Die Flammen der blauen Lampe waren schwächer geworden sie sandten nach dem Plafond von geschnitztem Eichenholz nur noch einen bleichen Kreis, der die goldenen Zierraten grün färbte.

»Allein, abermals allein«, murmelte der König. »Ah! der Prophet hat Recht: ›Majestät müßte immer seufzen.« Es wäre besser gewesen wenn er gesagt hätte: Sie seufzt immer.«

Dann nach einer Pause von einem Augenblick sprach er in Form eines Gebets:

»Mein Gott, gib mir die Kraft, stets in meinem Leben allein zu sein, wie ich nach meinem Tode allein sein werde.«

»Ei! ei! allein nach Deinem Tode, das ist nicht sicher«, erwiderte eine scharfe Stimme, welche wie ein metallisches Zusammenstoßen einige Schritte vom Bett klang, »und für was hältst Du die Würmer?«

Erschrocken setzte sich Heinrich auf und befragte ängstlich jedes Geräte des Zimmers.

»Oh! ich kenne diese Stimme«, murmelte er.

»Das ist ein Glück«, versetzte die Stimme.

Ein kalter Schweiß floß über die Stirne des Königs und er seufzte:

»Man sollte glauben, es wäre die Stimme von Chicot.«

»Du brennst, Heinrich. Du brennst«, antwortete die Stimme.

Nun erblickte Heinrich, der mit einem Bein aus dem Bette fuhr, in einiger Entfernung vom Kamin in demselben Lehnstuhl, den er eine Stunde zuvor Épernon bezeichnet hatte, einen Kopf, auf den das Feuer einen von jenen rothgelben Reflexen warf, welche allein auf den Gründen von Rembrandt eine Person erleuchten, die man beim ersten Anblick zu bemerken Mühe hat.

Dieser Reflex stieg auf den Arm des Lehnstuhles herab, worauf der Arm der Person gestützt war, dann auf ihr knochiges, hervorspringendes Knie, und endlich auf die Fußbiege, welche einen rechten Winkel mit einem nervigen, magern und übermäßig langen Bein bildete.

»Gott beschütze mich!« rief Heinrich, »es ist der Schatten von Chicot.«

»Ah! mein armer Henriquet«, sagte die Stimme, »Du bist also immer noch so einfältig?«

»Was soll das bedeuten?«

»Die Schatten sprechen nicht, Schwachkopf, denn sie haben keinen Körper und folglich keine Zungen«, erwiderte die im Lehnstuhl sitzende Gestalt.

»Dann bist Du wirklich Chicot?« rief der König trunken vor Freude.

»Ich will in dieser Hinsicht nichts entscheiden: wir werden später sehen, was ich bin, wir werden sehen.«

»Wie, Du bist also nicht tot, mein armer Chicot?«

»Gut nun schreist Du wie ein Adler; doch, im Gegenteil, ich bin tot, hundertmal tot.«

»Chicot, mein einziger Freund!«

»Du hast wenigstens den Vorteil vor mir, daß Du immer dasselbe sagst. Pest! Du hast Dich nicht verändert.«

»Aber, Du, Du«, entgegnete der König traurig, »hast Du Dich verändert?«

»Ich hoffe wohl.«

»Chicot, mein Freund«, sagte der König, indem er seine beiden Füße auf den Boden setzte, »sprich, warum hast Du mich verlassen?«

»Weil ich tot bin.«

»Aber Du sagtest so eben, Du wärst es nicht.«

»Und ich wiederhole es.«

»Was soll dieser Widerspruch heißen?«

»Dieser Widerspruch soll heißen, daß ich für die Einen tot und für die Andern lebendig bin.«

»Und was bist Du für mich?«

»Für Dich bin ich tot.«

»Warum für mich tot?«

»Das ist leicht zu begreifen. Höre wohl.«

»Ja.«

»Du bist nicht Herr bei Dir.«

»Wie?«

»Du vermagst nichts für diejenigen, welche Dir dienen.«

»Herr Chicot!«

»Ärgere Dich nicht, oder ich ärgere mich.«

»Ja, Du hast Recht«, sprach der König, zitternd vor Angst, der Schatten könnte verschwinden, »sprich, mein Freund, sprich.«

»Nun wohl! ich hatte ein kleines Geschäft mit Herrn von Mayenne abzumachen, erinnerst Du Dich?«

»Vollkommen.«

»Ich mache es ab. Gut! Ich prügle diesen Kapitän ohne Gleichen, sehr gut. Er läßt mich suchen, um mich zu hängen, und Du, auf den ich rechnete, um mich gegen diesen Helden zu verteidigen, verlässest mich, statt mich zu beschützen; statt ihm den Garaus zu machen, versöhnst Du Dich mit ihm. Was habe ich sodann getan? ich habe mich für tot erklärt und durch die Vermittlung meines Freundes Gorenflot beerdigt, so daß seit jener Zeit Herr von Mayenne der mich suchte, mich nicht mehr sucht.«

»Du hast einen gräulichen Mut gehabt, Chicot; sprich, wußtest Du nicht, welchen Schmerz mir Dein Tod verursachen würde?«

»Ja, das ist mutig, aber durchaus nicht gräulich. Ich habe nie so ruhig gelebt, als seitdem die ganze Welt überzeugt ist, ich lebe

nicht mehr.«

»Chicot, Chicot, mein Freund!« rief der König, »Du erschreckst mich, mein Kopf gerät in Verwirrung.«

»Ah, bah! das bemerkst Du erst heute?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll.«

»An etwas mußt Du Dich, bei Gott! doch halten, oder glaubst Du, laß hören?«

»Ich glaube, daß Du gestorben bist und zurückkehrst.«

»Dann lüge ich; Du bist artig.«

»Du verbirgst mir wenigstens einen Teil der Wahrheit; doch sogleich wirst Du mir, wie die Gespenster des Altertums, furchtbare Dinge sagen.«

»Ah! was das betrifft, ich sage nicht nein. Halte Dich bereit, armer König.«

»Ja, ja«, sprach Heinrich, »gestehe, daß Du ein durch den Herrn auferweckter Schatten bist?«

»Ich werde zugestehen, was Du willst.«

»Wie wärest Du sonst durch diese bewachten Gänge hierher gekommen? Wie würdest Du bei mir in meinem Zimmer sein? Der Erste der Beste findet also jetzt Eintritt in den Louvre! So bewacht man also den König?«

Und ganz sich dem schwindelartigen Schrecken überlassend, der ihn ergriffen hatte, warf sich Heinrich in sein Bett zurück und wollte sich mit seinen Leinenlaken bedecken.

»La! La! La!« sagte Chicot mit einem Tone, der einiges Mitleid und viel Sympathie verbarg, »erhitze Dich nicht, Du brauchst mich nur zu berühren, um Dich zu überzeugen.«

»Du bist also kein Bote der Rache?«

»Alle Wetter! habe ich Hörner wie Satan, oder ein flammendes Schwert wie der Erzengel Michael?«

»Wie bist Du denn hereingekommen?«

»Du kamst auch so eben zurück.«

»Allerdings.«

»Nun, begreifst Du, daß ich immer noch meinen Schlüssel habe, den welchen Du mir gegeben hast, und den ich an meinen Hals hing, um Deine Kammerherrn wütend zu machen, die nur

das Recht hatten, sich ihn Hinten anzuhängen. Mit diesem Schlüssel kommt man herein und ich bin hereingekommen.«

»Durch die geheime Türe?«

»Ganz gewiß.«

»Doch warum bist Du eher heute nie gestern gekommen?«

»Ah! es ist wahr, das ist die Frage. Nun, Du sollst es erfahren.«

Heinrich streifte seine Leinenlaken zurück und sprach mit demselben Tone der Naivität, den ein Kind angenommen hätte:

»Chicot, ich bitte Dich, sage mir nichts Unangenehmes, oh! wenn Du wüßtest, welches Vergnügen es mir macht, Deine Stimme zu hören!«

»Ich werde Dir ganz einfach die Wahrheit sagen. Schlimm genug, wenn Dir die Wahrheit unangenehm ist.«

»Nicht wahr, Deine Furcht vor Herrn von Mayenne ist nicht so ernst?«

»Im Gegenteil, sehr ernst. Du verstehst, Herr von Mayenne hat mir fünfzig Stockprügel geben lassen; ich habe mir Genugtuung genommen und ihm hundert der Hiebe mit der Degenscheide aufgemessen; nimm an, daß zwei Hiebe mit der Degenscheide so viel wert sind, als ein Stockprügel, so sind wir quitt. Nimm an, daß ein Schlag mit der Degenscheide so viel wert ist, als ein Stockprügel, dies kann die Ansicht von Herrn von Mayenne sein, so ist er mir noch fünfzig Schläge mit dem Stock oder der Degenscheide schuldig; ich fürchte aber nichts so sehr, als die Schulden dieser Art, und ich wäre auch nicht hierhergekommen, so sehr Du meiner bedürfen möchtest, hätte ich nicht gewußt, daß Herr von Mayenne sich in Soissons befindet.«

»Nun wohl! Chicot, da sich die Sache so verhält, so nehme ich Dich unter meinen Schutz, und ich will . . . «

»Was willst Du? Nimm Dich in Acht. Henriquet, so oft Du die Worte: ›Ich will!‹, aussprichst, bist Du bereit, eine Albernheit zu sagen.«

»Ich will, daß Du auferstehst, daß Du an den hellen Tag trittst.«

»Ich sagte es wohl.«

»Ich werde Dich verteidigen.«

»Gut.«

»Chicot, ich verpfände Dir mein königliches Wort.«
»Basta! ich habe etwas Besseres.«
»Was hast Du?«
»Ich habe mein Loch und bleibe darin.«
»Ich werde es Dir verbieten«, rief energisch der König, indem er sich auf die Stufe seines Bettes stellte.
»Heinrich«, sagte Chicot, »Du wirst den Schnupfen bekommen; ich bitte Dich, lege Dich wieder nieder.«
»Du hast Recht, Du bringst mich aber auch in Verzweiflung«, versetzte der König, während er sich wieder in seine Tücher steckte. »Wie! wenn ich, Heinrich von Valois, König von Frankreich, finde, daß ich genug Schweizer, Schottländer, französische Leibwachen und Edelleute zu meiner Verteidigung habe, findet sich Herr Chicot nicht zufrieden und in Sicherheit?«
»Höre . . . Wie hast Du gesagt? Du habest Schweizer?«
»Ja, befehligt von Tocquenot.«
»Gut . . . Du habest Schottländer?«
»Ja, befehligt von Larchant.«
»Sehr gut . . . Du habest französische Leibwachen?«
»Befehligt von Crillon.«
»Vortrefflich. Und hernach?«
»Hernach? Ich weiß nicht, ob ich Dir das sagen soll?«
»Sage es nicht. Wer fragt Dich danach?«
»Und hernach, eine Neuigkeit, Chicot.«
»Gut Neuigkeit?«
»Denke Dir fünf und vierzig brave Edelleute . . . «
»Fünf und vierzig? Wie sagst Du das?«
»Fünf und vierzig Edelleute.«
»Wie hast Du sie gefunden? jedenfalls nicht in Paris.«
»Nein, doch sie sind heute in Paris angekommen.«
»Alle Wetter!« rief Chicot, von einem raschen Gedanken erleuchtet. »Ich kenne sie, Deine Edelleute.«
»Wahrhaftig.«
»Fünf und vierzig, denen nur der Bettelsack fehlte.«
»Ich leugne es nicht.«

»Gesichter, daß man darüber vor Lachen sterben könnte.«
»Chicot es sind herrliche Männer unter ihnen.«
»Gascogner, wie der General-Oberste Deiner Infanterie.«
»Und wie Du, Chicot.«
»Ah! ich, Heinrich, das ist ein großer Unterschied. Ich bin kein Gascogner mehr, seitdem ich die Gascogne verlassen habe.«
»Während sie?«
»Gerade das Gegenteil; sie waren in der Gascogne keine Gascogner, und sind doppelte Gascogner hier.«
»Gleichviel. Ich habe fünf und vierzig furchtbare Schwerter.«
»Befehligt von dem sechs und vierzigsten furchtbaren Schwert, das man Épernon nennt.«
»Ganz richtig.«
»Und von wem?«
»Von Loignac.«
»Puh!«
»Willst Du nicht etwa Loignac herabwürdigen?«
»Ich werde mich wohl hüten, er ist mein Vetter im sieben und zwanzigsten Grad.«
»Ihr seid Alle mit einander verwandt, Ihr Gascogner.«
»Das ist gerade das Gegenteil von Euch Valois, die es nie sind.«
»Wirst Du endlich antworten?«
»Worauf?«
»Auf meine Fünf und Vierzig.«
»Damit gedenkst Du Dich zu beschützen?«
»Ja, bei Gottes Tod! Ja«, rief Heinrich aufgebracht.
Chicot oder sein Schatten, denn wir sind hierüber nicht besser unterrichtet als der König und müssen unsere Leser im Zweifel lassen — Chicot, sagen wir, schlüpfte in seinen Lehnstuhl, wobei er seine Absätze auf die Randleiste desselben Stuhles stützte, so daß seine Kniee die Spitze eines Winkels bildeten, der höher war, als Kopf.
»Nun!« sprach er, »ich habe mehr Truppen, als Du.«
»Truppen? Du hast Truppen?«

»Warum, nicht?«

»Und was für Truppen?«

»Du wirst es sehen. Ich habe zuerst die ganze Armee, die sich die Herren von Guise in Lothringen bilden.«

»Bist Du ein Narr?«

»Nein, eine wahre Armee, wenigstens sechs tausend Mann.«

»Doch aus welchem Grunde willst Du, der Du vor Herrn von Mayenne so sehr Angst hast, Dich gerade durch die Soldaten von Herrn von Guise beschützen lassen?«

»Weil ich tot bin.«

»Abermals dieser Scherz.«

»Chicot war es, dem Herr von Mayenne grollte. Ich habe also diesen Tod benützt, um meinen Körper, meinen Namen und meine gesellschaftliche Stellung zu verändern.«

»Du bist also nicht mehr Chicot?«

»Nein.«

»Wer bist Du denn?«

»Ich bin Robert Briquet, ehemaliger Handelsmann und Liguist.«

»Du, Liguist, Chicot?«

»Und ein wütender! Folge hiervon ist, daß ich, wenn ich nicht zu nahe von Herrn von Mayenne gesehen werde, zu meiner, Briquet's eines Mitgliedes der heiligen Union, persönlichen Verteidigung zuerst die Armee der Lothringer habe, sechs tausend Mann. Behalte wohl die Zahlen.«

»Gut.«

»Sodann hundert tausend Mann Pariser.«

»Vortreffliche Soldaten!«

»Vortrefflich genug, um Dir sehr lästig zu werden, mein Fürst. Also hundert tausend und sechs tausend macht hundert und sechs tausend. Sodann das Parlament, der Papst, die Spanier, den Herrn Cardinal von Bourbon, die Flamänder, Heinrich von Navarra, den Herzog von Anjou.«

»Fängst Du an, die Liste zu erschöpfen?« rief Heinrich ungeduldig.

»Stille doch, es bleiben mir noch drei Sorten von Leuten.«

»Sprich.«

»Die Dir sehr abhold sind.«

»Sprich.«

»Die Katholiken zuerst.«

»Ah! ja, weil ich die Hugenotten nur zu drei Vierteln ausgerottet habe.«

»Sodann die Hugenotten, weil Du sie zu drei Vierteln ausgerottet hast.«

»Ja — und die dritten?«

»Was sagst Du zu den Politikern, Heinrich?«

»Ah! ja, diejenigen, welche weder von mir, noch von meinem Bruder, noch von Herrn von Guise etwas wissen wollen.«

»Wohl aber von Deinem Schwager von Navarra.«

»Ja, wenn er abschwört.«

»Eine schöne Geschichte! nicht wahr, und wie ihn das in Verlegenheit bringt?«

»Ah! doch die Leute, von denen Du mir da sprichst . . . «

»Nun?«

»Das ist ganz Frankreich.«

»Richtig. Das sind die Truppen von mir, dem Liguisten. Vorwärts, addiere und vergleiche.«

»Wir scherzen, nicht wahr, Chicot?« sagte Heinrich, der einen gewissen Schauer durch seine Adern laufen fühlte.

»Es ist die Stunde zum Scherzen, da Du allein gegen die ganze Welt bist, mein armer Henriquet.«

Heinrich nahm eine würdevolle, ganz königliche Miene an und sprach:

»Allein bin ich, allein befehle ich aber auch . . . Du zeigst mir eine Armee, sehr gut . . . Zeige mir nun einen Anführer. Oh! Du wirst mir Herrn von Guise bezeichnen . . . Siehst Du nicht, daß ich ihn in Nancy halte? . . . Herrn von Mayenne . . . Du gestehst selbst, daß er in Soissons ist . . . Den Herzog von Anjou? . . . Du weißt, daß er sich in Brüssel befindet . . . Den König von Navarra . . . Er ist in Pau . . . während ich, ich allein bin, es ist wahr, aber ich bin frei zu Hause und sehe den Feind kommen, wie mitten auf einer Ebene der Jäger sein Wild, Hasen oder Hühner, aus den umliegenden Wäldern hervorkommen sieht.«

Chicot kratzte sich an der Nase. Der König hielt ihn für besiegt.

»Was hast Du hierauf zu antworten?« fragte Heinrich.

»Daß Du immer beredt bist, Heinrich; es bleibt Dir Deine Zunge; das ist in der Tat mehr als ich glaubte, und ich mache Dir mein aufrichtiges Kompliment. Doch ich werde nur Eines in Deiner Rede angreifen.«

»Was?«

»Oh! mein Gott, nichts, beinahe nichts, eine rhetorische Figur, ich werde Deine Vergleichung angreifen.«

»Worin?«

»Dann, daß Du behauptest, Du seist der Jäger, der das Wild auf dem Anstande erwarte, während ich im Gegenteil sage, Du seist das Wild, das der Jäger bis in seinem Lager umstellt.«

»Chicot!«

»Sprich, Mann im Hinterhalt, wen hast Du kommen sehen.«

»Niemand, bei Gott!«

»Und es ist dennoch Jemand gekommen!«

»Einer von denjenigen, welche ich Dir angeführt habe.«

»Nicht gerade, aber so ungefähr.«

»Und wer ist gekommen?«

»Eine Frau.«

»Meine Schwester Margot?«

»Nein, die Herzogin von Montpensier.«

»Sie! in Paris!«

»Ei! mein Gott, ja.«

»Nun! und wenn dies wäre, seit wann habe ich Angst vor den Weibern?«

»Das ist wahr, man muß nur vor den Männern Angst haben. Warte ein wenig. Sie kommt als Vorläufer; sie kommt, um die Ankunft ihres Bruders zu verkündigen.«

»Ist Ankunft von Herrn von Guise?«

»Ja.«

»Und Du glaubst, das bringe mich in Verlegenheit.?«

»Oh! Dich bringt nichts in Verlegenheit.«

»Gib mir Tinte und Papier.«

»Wozu? um den Befehl an Herrn von Guise, in Nancy zu bleiben, zu unterzeichnen?«

»Ganz richtig. Der Gedanke ist gut, da er Dir zu gleicher Zeit mit mir gekommen ist.«

»Im Gegenteil, abscheulich.«

»Warum?«

»Sobald er diesen Befehl erhalten hat, wird er erraten, daß seine Gegenwart in Paris dringend ist, und herbeieilen.«

Der König fühlte, wie ihm der Zorn in den Kopf stieg. Er schaute Chicot von der Seite an und sprach:

»Wenn Ihr nur zurückgekehrt seid, um mir solche Mitteilungen zu machen, so hättet Ihr bleiben können, wo Ihr wart.«

»Was willst Du, Heinrich? die Gespenster sind keine Schmeichler.«

»Du gestehst also, daß Du ein Gespenst bist?«

»Ich habe es nie geleugnet.«

»Chicot!«

»Ärgere Dich nicht, denn vom Kurzsichtigen, der Du bist, würdest Du ein Blinder werden. Sprich, hast Du mir nicht gesagt, Du hieltest Deinen Bruder in Flandern?«

»Ja, gewiß, und ich behaupte, das ist eine gute Politik.«

»Höre nun, und ärgern wir uns nicht. In welcher Absicht denkst Du, daß Herr von Guise in Nancy bleibe?«

»Um dort eine Armee zu organisieren.«

»Gut! Ruhe . . . Wozu bestimmt er diese Armee?«

»Ah! Chicot, Ihr ermüdet mich mit allen diesen Fragen.«

»Werde müde, werde müde, Heinrich, Du wirst nachher besser ruhen, das verspreche ich Dir. Wir sagten also, er bestimme diese Armee?«

»Zu Bekämpfung der Hugenotten im Norden.«

»Oder vielmehr, um Deinem Bruder entgegenzutreten, der sich Herzog von Brabant nennen läßt, der sich einen kleinen Thron in Flandern zu bauen trachtet, und der Dich beständig um Unterstützung bittet, um zu diesem Ziele zu gelangen.«

»Eine Unterstützung, die ich ihm stets verspreche und nie schicken werde, wohl verstanden!«

»Zur großen Freude des Herrn Herzogs von Guise. Nun wohl, Heinrich, einen Rat.«

»Welchen?«

»Wenn Du Dich einmal stellen würdest, als wolltest Du ihm die versprochenen Hilfstruppen schicken, wenn Du diese Truppen gegen Brüssel vorrücken ließest, und würden sie auch nur halbwegs gehen?«

»Ah! Ja, ich verstehe«, rief Heinrich, »Herr von Guise würde sich nicht von der Grenze rühren.«

»Und das Versprechen, das Frau von Montpensier uns Liguisten gegeben hat, daß Herr von Guise vor acht Tagen in Paris sein werde . . . «

»Dieses Versprechen würde ins Wasser fallen.«

»Das hast Du gesagt, mein Meister«, erwiderte Chicot, der es sich ganz bequem machte. »Sprich, was denkst Du von meinem Rat?«

»Ich halte ihn für gut . . . doch . . . «

»Was noch?«

»Während diese beiden Herren dort einer durch den andern beschäftigt wären . . . «

»Ah! ja, der Süden, nicht wahr? Du hast Recht, Heinrich, vom Süden kommen die Stürme.«

»Würde sich während dieser Zeit nicht meine dritte Geißel in Bewegung setzen? Du weißt, was der Bearner macht.«

»Der Teufel soll mich holen, nein.«

»Er macht Ansprüche.«

»Worauf?«

»Auf die Städte, welche die Mitgift seiner Frau bilden.«

»Seht Ihr den Unverschämten, dem die Ehre, mit dem Hause Frankreich verwandt zu sein, nicht genügt, und der sich auf das, was ihm gehört, Ansprüche zu machen erlaubt!«

»Cahors zum Beispiel, als ob es gute Politik wäre, eine solche Stadt seinem Feinde zu überlassen.«

»Nein, in der Tat, das wäre nicht die Sache eines guten Politikers, aber zum Beispiel die eines redlichen Mannes.«

»Herr Chicot!«

»Nehmen wir an, ich habe nichts gesagt; Du weißt, daß ich mich nicht in Deine Familienangelegenheiten mische.«

»Doch das beunruhigt mich nicht; ich habe meinen Gedanken.«

»Gut.«

»Kommen wir also auf das Dringendere zurück.«

»Auf Flandern.«

»Ich werde Einen nach Flandern zu meinem Bruder schicken; aber wen schicke ich, mein Gott! wem kann ich eine so wichtige Sendung anvertrauen?«

»Verdammt . . . «

»Ah! ich bedenke.«

»Ich auch . . . «

»Gehe Du dahin, Cicot!«

»Ich soll nach Flandern gehen?«

»Warum nicht?«

»Ein Toter nach Flandern gehen! Stille doch!«

»Da Du nicht mehr Chicot, sondern Robert Briquet bist . . . «

»Gut, ein Bürger, ein Liguist, ein Freund von Herrn von Guise soll die Funktionen eines Botschafters beim Herrn Herzog von Anjou versehen.«

»Du weigerst Dich?«

»Bei Gott!«

»Du bist ungehorsam gegen mich?«

»Ich Dir ungehorsam? Bin ich Dir Gehorsam schuldig?«

»Du bist mir keinen Gehorsam schuldig, Unglücklicher?«

»Hast Du mir je etwas gegeben, was mich Dir verbindet? Das Wenige, was ich besitze, ist mir durch Erbschaft zugefallen. Ich bin bettelarm und dunkeln Standes. Mache mich zum Herzog und Pair, erhebe mein Landgut la Chicoterie zum Marquisat. Dotire mich mit fünfmal hundert tausend Talern, dann wollen wir von der Botschafterei sprechen.«

Heinrich wollte antworten und einen von den guten Gründen finden, wie sie die Könige immer finden, wenn man ihnen solche Vorwürfe macht, als man den schweren samtene Türvorhang rauschen hörte.

»Der Herr Herzog von Joyeuse«, sagte die Stimme des

Huissier.

»Ei, alle Wetter! hier hast Du, was Du brauchst. Ich fordere Dich auf, mir einen Botschafter zu finden, der Dich besser vertreten würde, als Messire Anne.«

»In der Tat«, murmelte Heinrich, »dieser verteufelte Mensch ist offenbar ein besserer Ratgeber, als es je einer meiner Minister war!«

»Ah! Du gibst es also zu?« sagte Chicot.

Und er vertiefte sich in seinen Stuhl und nahm die Form einer Kugel an, so daß der geschickteste Seemann des Königreichs, gewohnt, dem kleinsten Punkt über den Linien des Horizonts zu unterscheiden, keinen Vorsprung über den Skulpturen des Lehnstuhls, in dem er sich begraben, hätte entdecken können.

Herr von Joyeuse mochte immerhin Großadmiral von Frankreich sein, er sah nicht mehr als ein Anderer.

Der König stieß einen Freudenschrei aus, als er seinen jungen Günstling erblickte, und drückte ihm die Hand.

»Setze Dich, Joyeuse, mein Kind«, sagte er zu ihm. »Mein Gott, wie spät kommst Du!«

»Sire«, erwiderte Joyeuse, »Eure Majestät ist sehr gnädig, daß sie es bemerkt.«

Und der Herzog näherte sich der Estrade des Bettes und setzte sich auf die mit Lilien besäten Kissen, welche zu diesem Behufe zerstreut auf den Stufen der Estrade umherlagen.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie schwierig es für einen König ist, gute Botschafter zu finden.

Chicot war noch immer unsichtbar in seinem Lehnstuhl; Joyeuse lag halb auf den Kissen, der König hatte sich bequem in sein Bett gewickelt, und das Gespräch begann.

»Nun, Joyeuse«, fragte der König. »seid Ihr viel in der Stadt umhergestrichen?«

»Ja, Sire, sehr viel, ich danke«, antwortete mit gleichgültigem Tone Joyeuse.

»Wie schnell seid Ihr auf der Grève verschwunden!«

»Hört, Sire, offenherzig gestanden, ist das wenig erquicklich, und dann liebe ich es nicht, die Menschen leiden zu sehen.«

»Mitleidiges Herz!«

»Nein, selbstsüchtiges Herz . . . die Leiden Anderer greifen mir die Nerven an.«

»Du weißt, was vorgefallen ist.«

»Wo, Sire?«

»Auf der Grève.«

»Meiner Treue, nein.«

»Salcède hat geleugnet.«

»Ihr nehmt das sehr gleichgültig auf.«

»Ich?«

»Ja.«

»Ich gestehe, Sire, daß ich kein großes Gewicht auf das legte, was er sagen konnte; überdies war ich sicher, daß er leugnen würde.«

»Aber da er gestanden hatte?«

»Ein Grund mehr. Die ersten Geständnisse haben die Guisen behutsam gemacht, sie arbeiteten, während Eure Majestät ruhig blieb: das konnte nicht anders sein.«

»Wie, Du siehst solche Dinge vorher und sagst sie mir nicht?«

»Bin ich Minister, um über Politik zu sprechen?«

»Lassen wir das, Joyeuse.«

»Sire.«

»Ich bedarf Deines Bruders.«

»Mein Bruder gehört wie ich ganz dem Dienste Eurer Majestät.«

»Ich kann also auf ihn zählen?«

»Ganz gewiß.«

»Ich will ihn mit einer kleinen Sendung beauftragen.«

»Außerhalb Paris?«

»Ja.«

»Dann ist es unmöglich, Sire.«

»Warum?«

»Du Bouchage kann in diesem Augenblick den Platz nicht verlassen.«

Heinrich erhob sich auf seinen Ellenbogen und schaute Joyeuse mit großen Augen an.

»Was soll das bedeuten?« fragte er.

Joyeuse hielt den fragenden Blick des Königs mit der größten Gemütsruhe aus und erwiderte:

»Sire, die Sache ist unendlich leicht zu begreifen. Bouchage ist verliebt, nur hatte er seine Liebesunterhandlungen schlecht angesponnen; er schlug einen falschen Weg ein, so daß das arme Kind magerer und immer magerer wurde.«

»In der Tat, ich habe das bemerkt«, sagte der König.

»Und wie düster wurde Du Bouchage, Gottes Tod! so düster, als ob er am Hofe Eurer Majestät gelebt hätte.«

Ein gewisses Knarren, das vom Winkel des Kamins kam, unterbrach Joyeuse, der ganz erstaunt umherschaute.

»Merke nicht darauf, Anne«, sprach Heinrich lachend, »es ist ein Hund, der auf einem Stuhl träumt. Du sagtest also, Freund, der arme Teufel Du Bouchage wäre traurig?«

»Ja, Sire, traurig wie der Tod; es scheint, er hat in der Welt eine Frau von trübseliger Gemütsstimmung gefunden; ein solches Begegnen ist furchtbar. Indessen gelingt es einem bei dergleichen Charakteren eben so gut als bei lachenden Weibern, nur muß man sich zu benehmen wissen.«

»Ah! Du wärest nicht in Verlegenheit gekommen, Leichtfertiger!«
»Geht doch! Ihr nennt mich leichtfertig, weil ich die Frauen liebe.«

Heinrich stieß einen Seufzer aus.

»Du sagst also, diese Frau habe einen trübseligen Charakter?«

»Wenigstens wie Du Bouchage behauptet: ich kenne sie nicht.«

»Und trotz dieser Traurigkeit würdest Du siegen?«

»Bei Gott, man darf nur mit Kontrasten zu Werke gehen. Ich kenne Schwierigkeiten nur bei Frauen von mittlerem Temperament. Diese fordern von Seiten des Belagerers eine Mischung von Liebfreundlichkeit und Strenge, welche nur wenige Personen zu verbinden vermögen. Du Bouchage ist also auf eine düstere Frau verfallen und hat eine schwarze Liebe.«

»Armer Junge!«

»Ihr begreift, Sire«, fuhr Joyeuse fort, »daß er mir nicht sobald sein Geständnis ablegte, als ich ihn zu heilen mich bemühte.«

»So daß . . . «

»Zu dieser Stunde die Kur beginnt.«

»Er ist schon weniger verliebt?«

»Nein, Sire; aber er hat Hoffnung, daß die Frau mehr verliebt wird, was eine angenehmen Weise ist, die Leute zu heilen, als ihnen ihre Liebe zu benehmen; statt einstimmig mit der Dame zu seufzen; wird er sie von diesem Abend an durch alle mögliche Mittel erheitern; diese Nacht zum Beispiel schicke ich seiner Geliebten dreißig italienische Musiker, welche unter ihrem Balkon alle ihre Kräfte aufbieten werden.«

»Pfu! das ist gemein.«

»Wie, das ist gemein, dreißig Musiker, die auf der ganzen Welt nicht ihres Gleichen haben?«

»Ah! meiner Treue, mich hätte man mit Musik nicht zerstreut, als ich in Frau von Condé verliebt war.«

»Ihr wart verliebt. Sire?«

»Wie ein Narr«, sprach der König.

Man vernahm ein neues Knurren, das ungemein einem Hohngelächter glich.

»Ihr seht wohl, daß es etwas ganz Anderes ist«, sagte Joyeuse,

der wahrzunehmen suchte, woher die seltsame Unterbrechung kam, doch vergebens. »Die Dame ist im Gegenteil gleichgültig wie eine Bildsäule und kalt wie eine Eisscholle.«

»Und Du glaubst die Musik werde die Eisscholle schmelzen, die Bildsäule beleben?«

»Gewiß glaube ich es.«

Der König schüttelte den Kopf.

»Bei Gott!« fuhr Joyeuse fort, »ich sage nicht die Dame werde sich beim ersten Bogenstrich in die Arme von Du Bouchage werfen; nein, aber es wird ihr auffallen, daß man all diesen Lärmen ihr zu Liebe macht; allmählich wird sie sich an die Concerte gewöhnen, und wenn sie sich nicht daran gewöhnt, nun! so bleiben uns die Komödie, die Gaukler, die Zauberspiele, die Poesie, die Pferde, alle die Thorheiten der Erde endlich, so daß wenn bei der schönen Trostlosen die Heiterkeit nicht zurückkehrt, sie wenigstens bei Du Bouchage zurückkehren muß.«

»Ich wünsche es ihm.« sprach Heinrich, »aber lassen wir Du Bouchage, da es für ihn in diesem Augenblick zu lästig wäre, sich von Paris zu entfernen; es ist für mich nicht unumgänglich notwendig, daß er diese Sendung erfüllt, doch ich hoffe, daß Du, der Du so gute Ratschläge gibst, Dich nicht, wie er, zum Sklaven irgend einer Leidenschaft gemacht hast?«

»Ich!« rief Joyeuse, »ich bin nie in meinem Leben so vollkommen frei gewesen.«

»Das ist vortreffliche also hast Du nichts zu tun?«

»Durchaus nichts, Sire.«

»Ich glaubte, Du hättest eine Liebschaft mit einer hübschen Dame.«

»Ja, ja, mit der Geliebten von Herrn von Mayenne, eine Frau, die mich anbetete.«

»Nun?«

»Denkt Euch, diesen Abend, nachdem ich Du Bouchage eine Lektion gegeben, verlasse ich ihn, um zu ihr zu gehen; ich komme an, den Kopf erhitzt durch die Theorien, die ich entwickelt hatte; ich schwöre Euch, Sire, ich hielt mich für beinahe eben so verliebt, als Henri; nun finde ich eine Frau ganz zitternd und erschrocken; mein erster Gedanke ist, ich störe irgend Einen; ich

schaue umher, Niemand; ich suche sie zu beruhigen, vergebens; ich frage sie, sie antwortet nicht; ich will sie küssen, sie wendet den Kopf ab, und da ich die Stirne falte, wird sie ärgerlich, steht auf, wir zanken uns und sie kündigt mir an, sie werde nie mehr zu Hause sein, wenn ich mich bei mir einfinde.«

»Armer Joyeuse«, versetzte der König lachend, »und was hast Du getan?«

»Bei Gott! Sire, ich nahm meinen Degen und meinen Mantel, verbeugte mich artig und ging weg, ohne rückwärts zu schauen.«

»Braver Joyeuse, das ist mutig.«

»Um so mutiger, da es mir vorkam. als hörte ich das arme Mädchen seufzen.«

»Wirst Du Deinen Stoicismus nicht bereuen?«

»Nein, Sire, wenn ich es einen Augenblick bereute, würde ich sogleich dahinlaufen . . . Ihr begreift, nichts wird mir den Gedanken rauben, das arme Mädchen verlasse mich wider seinen Willen.«

»Und dennoch bist Du weggegangen?«

»Wie Ihr seht.«

»Und Du wirst nicht zurückkehren?«

»Nie . . . wenn ich den Bauch von Herrn von Mayenne hätte, dürfte es wohl geschehen, doch ich bin schwächling, und habe das Recht, stolz zu sein.«

»Mein Freund«, sprach der König ernsthaft, »dieser Bruch ist ein Glück für Dich.«

»Ich leugne es nicht, Sire; doch einstweilen werde ich mich acht Tage lang grausam langweilen, da ich nichts zu tun habe und nicht weiß, was ich anfangen soll; es sind mir auch köstliche Trägheitsgedanken gewachsen, es ist wahrhaftig belustigend, sich zu langweilen . . . es war nicht meine Gewohnheit und ich finde das ausgezeichnet.«

»Ich glaube wohl, daß es ausgezeichnet ist, ich habe es in die Mode gebracht«, sagte der König.

»Hört nun meinen Plan, Sire; ich habe ihn gemacht, während ich vom Parvis Notre-Dame in den Louvre zurückkehrte. Ich begeben mich jeden Tag in der Sänfte hierher; Eure Majestät spricht ihre Gebete, ich lese Bücher über Alchemie oder über

Marine, was noch besser ist, da ich ein Seemann bin. Ich werde kleine Hunde haben, die ich mit den Eurigen spielen lasse, oder vielmehr kleine Katzen, das ist anmutiger; sodann essen wir Creme und Herr von Épernon erzählt uns Märchen. Ich will auch fett werden. Ist die Frau von Du Bouchage von traurig heiter geworden, so suchen wir eine Andere, welche von heiter traurig werden soll; das wird uns Abwechslung bringen; doch Alles, ohne uns von der Stelle zu rühren, Sire: man ist entschieden nur behaglich, wenn man sitzt, und sehr behaglich, wenn man liegt. Oh! die guten Kissen, Sire man sieht wohl, daß die Tapezierer Eurer Majestät für einen König arbeiten, der sich langweilt.«

»Pfui doch, Anne!«

»Was! pfui doch!«

»Ein Mann von Deinem Alter und Deinem Rang träge und fett werden, was für häßliche Gedanken!«

»Ich finde das nicht, Sire.«

»Ich will Dich mit etwas beschäftigen.«

»Wenn es langweilig ist, will ich es wohl annehmen.«

Ein drittes Knurren ließ sich vernehmen; man hätte glauben sollen, der Hund lache über die Worte, welche Joyeuse gesprochen.

»Das ist ein sehr verständiger Hund«, sagte Heinrich, »er errät, was ich Dich will tun lassen.«

»Was wollt Ihr mich tun lassen, Sire? Sprecht ein wenig.«

»Du sollst Dich stiefeln.«

Joyeuse machte eine Bewegung des Schreckens.

»Oh nein, verlangt das nicht von mir, Sire, das ist wider alle meine Gedanken.«

»Du wirst zu Pferde steigen.«

Joyeuse machte einen Sprung.

»Zu Pferde! nein, eine Sänfte ist mir lieber. Eure Majestät hat es also nicht gehört?«

»Joyeuse, genug des Scherzes; verstehst Du mich, Du wirst Dich stiefeln und zu Pferde steigen.«

»Nein, Sire«, erwiderte der Herzog mit dem größten Ernst, »das ist unmöglich.«

»Und warum unmöglich?« fragte zornig der König.

»Weil . . . weil . . . ich Admiral bin.«

»Nun?«

»Und die Admirale nicht zu Pferde steigen.«

»Ah! das ist es!« sagte Heinrich.

Joyeuse antwortete mit einem von den Zeichen mit dem Kopf, wie sie die Kinder machen, wenn sie halsstarrig genug sind, um nicht zu gehorchen. schüchtern genug, um nichts zu erwidern.

»Wohl! es sei! Herr Admiral von Frankreich, Ihr werdet nicht zu Pferde steigen, Ihr habt Recht, es ist nicht die Sache eines Seemanns, zu reiten; aber es die Sache eines Seemanns, zu Schiffe und in einer Galeere zu gehen; Ihr werdet Euch also auf der Stelle zu Schiff nach Rouen begeben; in Rouen findet Ihr Eure Admiralsgaleere; Ihr besteigt sie sogleich und laßt nach Antwerpen segeln.«

»Nach Antwerpen«, rief Joyeuse so verzweiflungsvoll, als ob er den Befehl erhalten hätte, nach Canton oder Valparaiso zu reisen.

»Ich glaube es gesagt zu haben«, sprach der König mit einem eisigen Tone, der ohne Widerrede sein Recht als Oberhaupt und seinen Willen als Souverain hervorstellte, »ich glaube es gesagt zu haben und will es nicht wiederholen.«

Ohne den geringsten Widerstand zu äußern, häkelte Joyeuse seinen Mantel zu, legte seinen Degen an seine Schulter und nahm von einem Stuhle sein samtenes Toquet.

»Heiliger Gott! wie viel Mühe hat man, um sich Gehorsam zu verschaffen«, brummelte Heinrich, »wenn ich zuweilen vergesse, daß ich Gebieter bin, sollte sich wenigstens Jedermann außer mir dessen erinnern.«

Joyeuse verbeugte sich stumm und eisig, und legte der Ordnung gemäß eine Hand an das Stichblatt seines Degens.

»Eure Befehle, Sire«, sagte er mit einer Stimme, die durch den Ton der Unterwürfigkeit sogleich den Willen des Monarchen in schmelzendes Wachs verwandelte.

»Du wirst Dich nach Rouen begeben«, sprach Heinrich, »wo ich wünsche. daß Du Dich einschiffest, wenn Du es nicht vorziehst, zu Land nach Brüssel zu gehen.«

Heinrich erwartete ein Wort von Joyeuse, doch dieser

beschränkte sich auf eine Verbeugung.

»Ziehst Du die Reise zu Land vor?« fragte der König.

»Ich kenne keinen Vorzug, wenn es sich darum handelt, einen Befehl zu vollstrecken, Sire«, antwortete Joyeuse.

»Schmolle, schmolle, abscheulicher Charakter.« rief Heinrich.
»Ah! die Könige haben keine Freunde.«

»Wer Befehle gibt, kann nur erwarten, daß er Diener findet«, erwiderte Joyeuse feierlich.

»Mein Herr«, sprach der König verletzt, »Ihr werdet also nach Rouen gehen; Ihr besteigt Eure Galeere, und sammelt die Garnisonen von Caudebec, Harfleur und Dieppe, die ich ersetzen lassen werde; Ihr beladet damit sechs Schiffe, die Ihr in den Dienst meines Bruders zu bringen habt, der die Hilfe erwartet, die ich ihm versprochen habe.«

»Meinen Auftrag, wenn es Euch beliebt«, Sire, sagte Joyeuse.

»Und seit wann handelt Ihr nicht mehr Kraft Eurer Admirals Gewalt?« erwiderte der König.

»Ich habe nur das Recht, zu gehorchen, und vermeide, so viel ich kann, jede Verantwortlichkeit.«

»Es ist gut, Herr Herzog, Ihr werdet den Auftrag in Eurem Hotel im Augenblick der Abreise erhalten.«

»Und wann wird dieser Augenblick sein, Sire?«

»Ein einer Stunde.«

Joyeuse verbeugte sich ehrfurchtsvoll und wandte sich nach der Türe.

Dem König brach das Herz beinahe.

»Wie«, sagte er, »nicht einmal die Höflichkeit eines Abschieds! Herr Admiral, Ihr seid nicht sehr artig, das ist ein Vorwurf, den man gewöhnlich den Seeleuten macht.«

»Vielleicht werde ich mit meinem General Obersten der Infanterie mehr zufrieden sein.«

»Wollt mir verzeihen, Sire«, stammelte Joyeuse, »aber ich bin noch ein eben so schlechter Höfling, als Seemann, und ich begreife, daß Eure Majestät bedauert, was sie für mich getan hat.«

Und er ging die Türe heftig zumachend hinaus, während sich

der Vorhang vom Winde getrieben aufschwellte.

»So lieben mich also diejenigen, für welche ich so viel getan habe!« rief der König, »ah! Joyeuse, undankbarer Joyeuse!«

»Nun, willst Du ihn nicht etwa zurückrufen?« sagte Chicot gegen das Bett vorschreitend. »Wie! weil Du zufällig ein wenig Willen gehabt hast, bereust Du es?«

»Höre doch«, erwiderte der König, »Du bist herrlich; glaubst Du, es sei angenehm, im Monat Oktober den Regen und den Wind auf der See zu bekommen? ich möchte Dich dabei sehen, Selbstsüchtiger.«

»Es steht Dir frei, großer König, es steht Dir frei.«

»Dich zu Wasser und zu Land zu sehen?«

»Zu Wasser und zu Land, es ist in diesem Augenblick mein lebhaftestes Verlangen, zu reisen.«

»Wenn ich Dich also irgendwohin schicken wollte, wie ich Joyeuse abgeschickt habe, so würdest Du es annehmen?«

»Ich würde es nicht nur annehmen, sondern ich bitte, ich bewerbe mich darum.«

»Eine Sendung?«

»Eure Sendung.«

»Du gingst nach Navarra?«

»Ich ginge zum Teufel, großer König.«

»Spottest Du, Narr?«

»Sire, ich war schon zu meinen Lebzeiten nicht sehr heiter, und bin noch viel trauriger seit meinem Tode.«

»Aber Du weigertest Dich so eben, Paris zu verlassen.«

»Mein huldreicher Fürst, ich hatte Unrecht, großes Unrecht, und ich bereue es.«

»Und Du wünschst Paris nun zu verlassen?«

»Sogleich, erhabener König, aus der Stelle, großer Monarch.«

»Das begreife ich nicht.«

»Du hast also die Worte des Großadmirals von Frankreich nicht gehört?«

»Welche?«

»Diejenigen, in welchen er Dir seinen Bruch mit der Geliebten von Herrn von Mayenne mitteilte?«

»Ja, und hernach?«

»Wenn diese Frau, verliebt in einen reizenden Jungen wie der Herzog, denn Joyeuse ist reizend . . . «

»Allerdings.«

»Wenn diese Frau ihn seufzend verabschiedet, so hat sie einen Beweggrund.«

»Ohne Zweifel, sonst würde sie ihn nicht verabschieden.«

»Kennst Du nun diesen Beweggrund?«

»Nein.«

»Du errätst ihn nicht?«

»Nein.«

»Weil Herr von Mayenne zurückkommen wird.«

»Oh! oh!« machte der König.

»Du begreifst endlich, ich wünsche Dir Glück.«

»Ja, ich begreife, aber dennoch . . . «

»Dennoch?«

»Dennoch finde ich Deinen Grund nicht stark genug.«

»Gib mir die Deinigen, Heinrich, ich verlange nichts Anderes, als sie vortrefflich zu finden, gib.«

»Warum brach diese Frau nicht mit Mayenne, statt Joyeuse zu entlassen? Glaubst Du, Joyeuse wüßte ihr nicht Dank genug, um Herrn von Mayenne auf den Pré-aux-Clercs zu führen und ihm dort seinen dicken Bauch zu durchlöchern; er führt einen schlimmen Degen, unser Joyeuse.«

»Sehr gut, aber Mayenne hat einen verräterischen Dolch, wenn Joyeuse einen schlimmen Degen führt. Erwähne Dich an Saint-Mégrin.« Heinrich stieß einen Seufzer aus und schlug die Augen zum Himmel auf. »Die Frau, welche wirklich verliebt ist, will nicht, daß man ihren Liebhaber tötet, sie zieht es vor, ihn zu verlassen, Zeit zu gewinnen, und besonders nicht sich selbst umbringen zu lassen. Man ist teuflermäßig brutal in dem lieben Hause Guise.«

»Ah! Du kannst Recht haben.«

»Das ist ein Glück.«

»Ja, und ich fange an zu glauben, daß Mayenne zurückkehren wird; aber Du, Du, Chicot, Du bist keine furchtsame oder verliebte Frau?«

»Ich Heinrich, bin ein kluger Mann, ein Mann, der eine offene Rechnung, eine eingegangene Partie mit Herrn von Mayenne hat; findet er mich, so wird er wieder anfangen wollen; er ist ein Spieler, der einen schauern macht, dieser gute Herr von Mayenne.«

»Nun?«

»Nun, er, wird so gut spielen, daß ich einige Messerstiche bekomme.«

»Bah! ich kenne meinen Chicot, er empfängt nicht, ohne zurückzugeben.«

»Ich werde ihm zehn zurückgeben, an denen er krepirt.«

»Desto besser, dann ist die Partie zu Ende.«

»Desto schlimmer, alle Wetter! im Gegenteil: desto schlimmer, die Familie wird ein furchtbares Geschrei erheben, Du wirst die ganze Ligue auf dem Halse haben, und an einem schönen Morgen wirst Du mir sagen: ›Chicot, mein Freund. entschuldigt mich, aber ich bin genötigt, Dich rädern zu lassen.«

»Ich werde dies sagen?«

»Du wirst dies sagen, und sogar, was noch schlimmer ist, tun, großer König. Es ist mir also lieber, wenn die Sache eine andere Wendung nimmt, verstehst Du? Ich befinde mich nicht schlecht, so wie ich bin, und habe Lust, mich so zu halten. Siehst Du, alle diese arithmetischen Progressionen erscheinen mir auf den Haß angewendet gefährlich; ich werde also nach Navarra gehen, wenn Du mich dahin schicken willst.«

»Gewiß will ich es.«

»Ich erwarte Deine Befehle, huldreicher Fürst.«

Hierbei nahm Chicot dieselbe Stellung, welche Joyeuse genommen hatte, und wartete.

»Aber Du weißt nicht, ob die Sendung Dir zusagen wird«, sprach der König.

»Sobald ich Dich darum bitte . . . «

»Siehst Du, Chicot, ich habe gewisse Pläne einer Entzweiung zwischen Margot und ihrem Gemahl.«

»Trennen um zu herrschen«, sagte Chicot, »das war schon vor hundert Jahren das A B C der Politik.«

»Es widerstrebt Dir also nicht?«

»Geht das mich etwas an?« erwiderte Chicot, »Du wirst tun, was Dir beliebt, großer Fürst. Ich bin nur Botschafter; Du hast mir keine Rechenschaft abzulegen, und vorausgesetzt, daß ich unverletzlich bin . . . Ah! was das betrifft, Du begreifst, darauf halte ich.«

»Aber Du mußt auch wissen, was Du meinem Schwager zu sagen hast.«

»Ich, etwas sagen, nein, nein, nein!«

»Wie, nein, nein, nein?«

»Ich werde gehen, wohin Du willst, aber ich werde durchaus nichts sagen. Es gibt ein gewisses Sprichwort hierüber. Viel Katzen . . . «

»Du weigerst Dich also?«

»Derjenige, welcher das Wort führt, hat immer eine Verantwortlichkeit; derjenige welcher ein Schreiben überreicht, wird stets erst von zweiter Hand angepackt.«

»Gut, es sei, ich werde Dir einen Brief geben; das schlägt in die Politik ein.«

»Sieh ein wenig, wie sich das findet . . . gib.«

»Was sagst Du?«

»Ich sage: gib.«

Und er streckte die Hand aus.

»Ah! bilde Dir nicht ein, ein solcher Brief lasse sich auf der Stelle schreiben. Er muß kombiniert, überlegt, abgewogen werden.«

»Nun so wäge ab, überlege, kombiniere. Ich werde morgen bei Tagesanbruch vorüberkommen oder ihn abholen lassen.«

»Warum willst Du nicht hier schlafen?«

»Hier?«

»Ja, in diesem Lehnstuhl.«

»Wetter! das ist vorbei. Ich werde nicht mehr im Louvre schlafen. Ein Gespenst, das man in einem Fauteuil schlafen sehen würde, welche Albernheit!«

»Aber Du sollst doch wenigstens meine Absichten in Beziehung auf Margot und ihren Gemahl wissen«, rief Heinrich. »Du bist ein

Gascogner, mein Brief wird Lärmen am Hof von Navarra machen. Man wird Dich befragen, Du mußt antworten können. Was Teufels! Du repräsentierst mich. Du sollst nicht aussehen wie ein Dummkopf.«

»Mein Gott!« erwiderte Chicot die Achseln zuckend, »wie stumpf ist Dein Geist, großer König. Wie, Du meinst, ich werde einen Brief in eine Entfernung von zwei hundert und fünfzig Meilen tragen, ohne zu wissen, was darin steht! Alle Wetter! sei unbesorgt, an der nächsten Straßenecke, unter dem nächsten Baume, wo ich anhalte, öffne ich Deinen Brief. Wie, Du schickst seit zehn Jahren Botschafter nach allen Enden der Welt, und Du weißt das nicht besser! Auf, lege Deinen Körper und Deinen Geist zur Ruhe, ich kehre in meine Einsamkeit zurück.«

»Wo ist sie, Deine Einsamkeit?«

»Auf dem Cimetière des Innocens⁶, großer Fürst.«

Heinrich schaute Chicot mit jenem Erstaunen an, das er seit den zwei Stunden, die er ihn wiedergesehen, noch nicht ganz aus seinem Blicke hatte verbannen können.

»Nicht wahr, das hast Du nicht Alles erwartet?« sagte Chicot, indem er seinen Hut und seinen Mantel nahm. »So ist es indessen, wenn man in Verbindung mit Leuten aus der andern Welt steht. Es ist abgemacht, morgen ich oder mein Bote.«

»Es sei, doch Dein Bote muß auch ein Losungswort haben, damit man weiß, daß er von Dir kommt und damit man ihm die Türen öffnet.«

»Vortrefflich! Bin ich es, so komme ich von mir; ist es mein Bote, so kommt er vom *Schatten*.«

Nach diesen Worten verschwand er so leicht, daß der abergläubische Geist von Heinrich im Zweifel stand, ob ein Körper oder ein Schatten durch die Türe, ohne sie krachen zu machen, unter dem Vorhange durch gegangen sei, ohne eine seiner Falten in Bewegung zu setzen.

Sechzehntes Kapitel.

Wie und aus welcher Ursache Chicot gestorben war.

Chicot ein wirklicher Körper, — es mißfalle dies denjenigen Lesern nicht, welche genugsam Freunde des Wunderbaren wären, um zu glauben, wir haben die Kühnheit gehabt, einen Schatten in unsere Geschichte einzuführen — Chicot war weggegangen, nachdem er dem König unter der Form des Spottes seiner Gewohnheit gemäß, alle Wahrheiten gesagt, die er ihm zu sagen hatte.

Man höre, was geschehen war.

Nach dem Tode der Freunde des Königs, seit den von den Guisen angespannenen Unruhen und Verschwörungen, hatte Chicot nachgedacht. Brav, wie man weiß, und sorglos, war ihm doch sehr viel am Leben gelegen, das ihn ergötzte, wie alle Leute der Elite. Nur die Albernern langweilen sich in dieser Welt und suchen Zerstreuung in der anderen.

Das Resultat der bezeichneten Überlegung war, daß ihm die Rache von Herrn von Mayenne furchtbarer vorkam, als die Protektion des Königs wirksam sein konnte, und er sagte sich mit jener praktischen Philosophie, die ihn auszeichnete, daß in dieser Welt nichts ungeschehen zu machen sei, was einmal geschehen, und daß alle Hellebarden und alle Gerichtshöfe des Königs von Frankreich eine gewisse Öffnung, die das Messer von Herrn von Mayenne dem Wammse von Chicot beigebracht, so wenig sichtbar sie auch sein dürfte, nicht wieder schließen würden.

Er faßte also seinen Entschluß als ein Mann, der überdies der Rolle des Spaßmachers, die er jede Minute in eine ernste Rolle zu verwandeln vor Begierde brannte, und der königlichen Vertraulichkeiten müde war, die ihn, in diesen Zeitläufen gerade zum Verderben führten.

Chicot fing also damit an, daß er zwischen das Schwert von Herrn von Mayenne und die Haut von Chicot eine möglichst große Entfernung setzte. Zu diesem Behufe reiste er nach Beaune ab, in

der dreifachen Absicht, Paris zu verlassen, seinen Freund Gorenflot zu umarmen, und den berühmten Wein von 1550 zu kosten, von dem so viel die Rede war in dem bekannten Briefe, der unsere Erzählung von der Dame von Monsoreau endigt.

Die Tröstung war in der Tat wirksam: nach Verlauf von zwei Monaten bemerkte Chicot, daß er augenscheinlich stärker wurde, was seine Absicht, sich zu verstellen, wunderbar unterstützen würde, aber er bemerkte auch, daß er, stärker werdend, sich Gorenflot mehr näherte, als es für einen Mann von Geist schicklich war. Der Geist trug den Sieg über die Materie davon. Nachdem Chicot einige hundert Flaschen von dem berühmten 1550er getrunken, und die zwei und zwanzig Bände verschlungen hatte, aus denen die Bibliothek der Priorei bestand, und worin vom Prior das Axiom: **bonum vinum laetificat cor hominis**, aufgefunden worden war, fühlte Chicot ein großes Gewicht im Magen und eine gewaltige Leere im Hirn.

»Ich würde wohl Mönch werden«, dachte er, »aber bei Gorenflot wäre ich zu sehr Meister und in einer andern Abtei wäre ich es nicht genug. Die Kutte würde mich allerdings für immer in den Augen von Herrn von Mayenne verbergen. aber bei allen Teufeln, es gibt andere Mittel, als die gewöhnlichen: suchen wir. Ich habe in einem Buche gelesen, — es ist wahr, dieses trifft man nicht in der Bibliothek von Gorenflot: **Quaere et invenies.**⁷« Chicot suchte also und fand Folgendes. Für jene Zeit war es ziemlich neu.

Er eröffnete sich Gorenflot und bat ihn, dem König unter seinem Dictate zu schreiben.

Gorenflot schrieb schwer, es ist nicht zu leugnen, doch er schrieb. Chicot habe sich in die Priorei zurückgezogen, der Kummer darüber, daß er sich habe genötigt gesehen, sich von seinem Herrn zu trennen, als dieser sich mit Herrn von Mayenne ausgesöhnt, sei sehr nachteilig für seine Gesundheit gewesen, er habe durch Zerstreung dagegen zu kämpfen gesucht, doch der Schmerz sei stärker gewesen und er sei am Ende unterlegen.

Chicot schrieb seinerseits selbst einen Brief an den König. Dieser Brief, datirt vom Jahr 1580, war in fünf, Paragraphen abgeteilt.

Jeder von diesen Paragraphen war, wie man glauben mußte,

an einem von dem andern entfernten Tag und gemäß der Fortschritte der Krankheit geschrieben.

Der erste Paragraph war mit einer ziemlich festen Hand geschrieben und unterzeichnet.

Der zweite zeugte von einer minder sicheren Hand, und die Unterschrift war, wenn auch leserlich, doch schon zitternd.

Unten an den dritten schrieb er nur Chic . . .

An das Ende des vierten Ch . . .

An das Ende des fünften machte er ein C mit einem Tintenklecks.

Dieser Tintenklecks eines Sterbenden brachte die schmerzliche Wirkung auf den König hervor.

Dies erklärt, warum er Chicot für ein Gespenst und einen Schatten gehalten hatte.

Wir würden wohl den Brief von Chicot hier citiren, aber Chicot war, wie man heut zu Tage sagen würde, ein sehr exzentrischer Mensch, und da der Styl der Mensch ist, so war besonders sein Briefstyl so exzentrisch, daß wir es nicht wagen, diesen Brief hier zu wiederholen, welche Wirkung wir auch damit hervorbringen dürften.

Unten an diesem Brief, und um das Interesse von Heinrich für seine Person nicht erkalten zu lassen, fügte Gorenflot bei, seit dem Tode seines Freundes sei ihm die Priorei Beaune verhaßt geworden und er würde Paris vorziehen.

Chicot hatte besonders viel Mühe, diese Nachschrift mit dem Ende der Finger von Gorenflot zu schreiben. Gorenflot befand sich im Gegenteil vortrefflich in Beaune und Panurgos auch. Er bemerkte Chicot mit kläglichem Tone, der Wein sei immer verfälscht, wenn man ihn nicht an Ort und Stelle auswähle. Chicot aber versprach, jedes Jahr in Person seine Einkäufe an Romanée, Volnay und Chambertin zu machen, und da Gorenflot in diesem Punkt wie in so vielen andern die Überlegenheit von Chicot anerkannte, so gab er am Ende dem Begehren seines Freundes nach.

In Antwort auf den Brief von Gorenflot und die letzten Abschiedsworte von Chicot schrieb der König eigenhändig:

»Mein Herr Prior, Ihr werdet ein frommes und poetisches

Begräbnis unserem armen Chicot geben, den ich von ganzer Seele beklage, denn er war nicht nur ein treu ergebener Freund, sondern auch ein ziemlich guter Edelmann, obgleich er selbst in seiner Genealogie nie über seinen Urältervater hinaussehen konnte. Ihr werdet ihn mit Blumen umgeben und es so machen, daß er in der Sonne ruht, die er sehr liebte, da er von Süden war. Was Euch betrifft, dessen Traurigkeit ich in gleichem Maße ehre und teile, so werdet Ihr nach dem Wunsche, den Ihr gegen mich aussprecht, die Priorei Beaune verlassen. Ich bedarf in Paris zu sehr ergebener Männer und guter Geistlicher, um Euch entfernt zu halten. Dem zu Folge ernenne ich Euch zum Prior der Jakobiner, wonach Ihr vor der Porte Saint-Antoine wohnen werdet, ein Quartier, dem unser armer Freund ganz besonders zugetan war.

»Euer wohlgewogener Heinrich, der Euch
bittet, ihn in Euren Gebeten nicht zu
vergessen.«

Man kann sich denken, wie der Prior bei diesem ganz eigenhändig vom König geschriebenen Briefe große Augen machte, die Macht des Genies von Chicot bewunderte und sich beeilte, seinen Flug gegen die ehrenvolle Stellung zu nehmen, die ihn erwartete.

Denn der Ehrgeiz hatte, wie man sich erinnert, schon früher eines von den haltbaren Wurzelreisern in dem Herzen von Gorenflot getrieben, — von Gorenflot, dessen Vorname stets *Modeste* gewesen, und der sich, schon seitdem er Prior von Beaune war, Dom Modeste Gorenflot nannte.

Alles ging zugleich nach den Wünschen des Königs und von Chicot. Ein Bündel Dorne, bestimmt physisch und allegorisch den Leichnam darzustellen, wurde in der Sonne, inmitten von Blumen, unter einer schönen Weinrebe begraben; und sobald Chicot tot und **in effigie** beerdigt war, half er Gorenflot bei seinem Umzuge.

Modeste nahm mit großem Gepränge Besitz von seiner Priorei der Jakobiner. Chicot wählte die Nacht, um in Paris einzuschlüpfen. Er kaufte bei der Porte Bussy ein kleines Haus, das ihn drei hundert Taler kostete, und wenn er Gorenflot besuchen wollte, so hatte er drei Wege: den durch die Stadt, der

der kürzere, den am Strande des Wassers, der der poetischere, und den längs den Mauern, der der sicherste war.

Aber Chicot, ein Träumer, wählte beinahe immer den an der Seine, und da der Fluß in jener Zeit noch nicht zwischen steinerne Mauern eingeschachtet war, so leckte das Wasser, wie der Dichter sagt, seine Ufer, an denen die Bewohner der Cité mehr als einmal die lange Silhouette von Chicot bei schönem Mondschein sich hervorheben sehen konnten.

Nachdem Chicot eingezogen war und seinen Namen verändert hatte, war er bemüht, auch sein Gesicht zu verändern; er nannte sich Robert Briquet und ging leicht vorwärts gebeugt; dann hatte ihn die beständige Unruhe und der Verlauf der letzten sechs Jahre beinahe kahl gemacht, so daß sein sonst krauses schwarzes Haar sich, wie das Meer bei der Ebbe, von seiner Stirne gegen sein Genick zurückgezogen.

Überdies trieb er, wie gesagt, die den alten Mimen so teure Kunst, welche darin bestand, daß man durch geschicktes Zusammenziehen das natürliche Spiel der Muskeln und das gewöhnliche Spiel der Physiognomie veränderte.

Folge von diesem anhaltenden Studium war, daß Chicot am hellen Tag gesehen, wenn er sich die Mühe geben wollte, als ein wahrhafter Robert Briquet, das heißt, als ein Mensch erschien, dessen Mund von einem Ohr zum andern ging, dessen Kinn die Nase berührte und dessen Augen schielten, daß man bange bekam: Alles ohne Grimassen, aber nicht ohne einen gewissen Reiz für Liebhaber von Verwandlungen, weil sein Gesicht, sonst lang, fein und eckig, breit, aufgedunsen und stumpf wurde.

Nur seine langen Arme und seine ungeheuren Beine konnte Chicot nicht verkürzen; da er aber sehr erfindungsreich war, so bog er, wie gesagt, seinen Rücken, so daß seine Arme beinahe so lang waren, als seine Beine.

Mit diesen physiognomischen Übungen verband er die Vorsicht, daß er mit Niemand eine Bekanntschaft anknüpfte. So ausgerenkt Chicot auch war, so konnte er doch nicht ewig dieselbe Postur behalten. Wie kann man buckelig um zwölf Uhr erscheinen, wenn man um zehn Uhr gerade gewesen war, und welchen Vorwand soll man einem Freund angeben, der uns plötzlich das Gesicht verändern sieht, weil uns, während wir mit ihm spazieren gehen

zufällig eine verdächtige Person begegnet?

Robert Briquet führte also ein Klausnerleben, was übrigens seinem Geschmacke entsprach; seine ganze Zerstreuung bestand darin, daß er Gorenflot besuchte, mit dem er vollends den ausgezeichneten 1550er trank, welchen in den Kellern von Beaune zu lassen der würdige Prior sich wohl gehütet hatte.

Doch die gemeinen Geister sind Veränderungen unterworfen, wie die großen Geister. Gorenflot veränderte sich, Gott sei Dank nicht physisch, aber moralisch.

Er sah denjenigen, welcher bisher sein Geschick in seinen Händen hatte, in seiner Macht und seiner Diskretion anheimgegeben. Chicot, der zum Mittagessen in die Priorei kam, erschien ihm als ein Chicot-Sklave, und Gorenflot hielt von diesem Augenblick an zu viel von sich und nicht genug von Chicot.

Chicot sah, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen, die Veränderung seines Freundes. Er hatte sich durch ähnliche Erfahrungen bei König Heinrich zu einer solchen Philosophie gebildet. Er beobachtete sich mehr, und das war Alles. Statt alle zwei Tage in die Priorei zu gehen, ging er nur noch einmal in der Woche, dann alle vierzehn Tage, dann alle Monate dahin. Gorenflot war so aufgeblasen, daß er es gar nicht bemerkte.

Chicot war zu sehr Philosoph, um empfindlich zu sein; er lachte im Stillen über die Undankbarkeit von Gorenflot und kratzte sich nach seiner Gewohnheit an der Nase und am Kinn.

»Das Wasser und die Zeit«, sagte er, »sind die zwei mächtigsten auflösenden Mittel, die ich kenne. Das eine löst den Stein auf und das andere die Eitelkeit. Warten wir.« Und er wartete.

Er war in diesem Warten begriffen, als die von uns erzählten Ereignisse eintraten, unter denen einige von den neuen Elementen aufzutauchen schienen, welche große politische Katastrophen weissagen. Da nun sein König, den er immer noch liebte, obgleich er gestorben war, ihm unter diesen zukünftigen Ereignissen einigen Gefahren, denen ähnlich, vor welchen er ihn bewahrt hatte, preisgegeben zu sein schien, so entschloß er sich, ihm im Zustande eines Gespenstes zu erscheinen und ihm in

dieser Absicht allein die Zukunft vorherzusagen. Wir haben gesehen, wie Chicot durch die in die Entlassung von Joyeuse eingewickelte Ankündigung der nahe bevorstehenden Ankunft von Herrn von Mayenne, eine Ankündigung, welche Chicot im Grunde ihrer Hülle herausgefunden, wie Chicot, sagen wir vom Zustande eines Gespenstes zur Lage eines Lebendigen, und von der Stellung eines Propheten zu der eines Botschafters überging.

Nun, da Alles, was in unserer Erzählung dunkel erscheinen könnte, erklärt ist, werden wir, wenn es unsere Leser erlauben, Chicot bei seinem Ausgang aus dem Louvre wiederaufnehmen und ihm bis zu seinem kleinen Hause im Carrefour Bussy folgen.

4tes - 7tes Bändchen

Erstes Kapitel.

Die Serenade.

Um vom Louvre nach Hause zu kommen, hatte Chicot keinen weiten Weg zu gehen.

Er stieg an dem steilen Ufer hinab und fing an über den Fluß mit einem kleinen Schiffe zu fahren, das er selbst lenkte und von der Rive de Nesle an den verlassenen Quai des Louvre gebracht hatte.

»Es ist seltsam«, sagte er zu sich selbst, indem er ruderte, und während er ruderte, nach den Fenstern des Palastes schaute, von denen ein einziges das des Königs trotz der vorgerückten Nacht erleuchtet bliebe, »es ist seltsam, nach vielen Jahren ist Heinrich immer noch derselbe, die Einen sind groß geworden. Andere haben sich erniedrigt und wieder Andere sind gestorben, er hat ein paar Falten im Gesicht und im Herzen bekommen und mehr nicht, es ist immer derselbe schwache und erhabene phantastische und politische Geist; es ist ewig diese selbstsüchtige Seele, welche stets mehr verlangt, als man ihr geben kann, — die Freundschaft bei der Gleichgültigkeit, die Liebe bei der Freundschaft, die Ergebenheit bei der Liebe — und ein unglücklicher König, ein armer König, traurig bei Alledem mehr als ein Mensch seines Reiches. Ich glaube, ich habe diese seltsame Mischung von Üppigkeit und von Reue, von Gottlosigkeit und Aberglauben ergründet; wie nur ich allein den Louvre kenne, durch dessen Gemächer so viele Günstlinge gezogen sind, um in das Grab, die Verbannung oder in die Vergessenheit zu gehen; auch nur ich allein ohne Gefahr mit dieser Krone spiele, welche einstweilen den Geist von so vielen Leuten verbrennt, da sie ihnen auch die Finger verbrennen wird.«

Chicot stieß einen mehr philosophischen als trauriger Seufzer aus und drückte kräftig auf seine Ruder.

»Ah!« sagte er plötzlich, »hat mir der König nicht von Reisegeld

gesprachen? dieses Vertrauen ehrt mich, den es beweist mir, daß ich immer noch sein Freund bin.«

Dabei lachte Chicot im Stillen, wie es seine Gewohnheit war, und warf dann mit einem letzten Ruderschlag sein Schiff auf den feinen Sand, wo es sitzen blieb.

Er band das Vorderteil mit einem Knoten, dessen Geheimnis er kannte, und der in jenen, vergleichungsweise unschuldigen Zeiten hinreichende Sicherheit bot, an einem Pfahl an und wandte sich sofort nach seiner, wie man weiß nur zwei Büchenschüsse von dem Ufer der Seine entfernt liegenden Wohnung.

Als er in die Rue des Augustins kam, war er sehr erstaunt, da er Stimmen und Instrumente ertönen hörte, welche das in so vorgerückter Stunde sonst so friedliche Quartier mit Harmonie erfüllten.

»Es ist also hier eine Hochzeit«, dachte er Anfangs, »alle Wetter! ich hatte nur fünf Stunden zu schlafen, und werde genötigt sein, zu wachen, ich, der ich nicht Hochzeit halte.«

Während er sich näherte, sah er einen großen Lichtschein in den Fensterscheiben der wenigen Häuser tanzen, die sich in dieser Straße fanden; dieser Schein wurde durch Dutzend Fackeln hervorgebracht, welche Pagen und Lakaien trugen, indes vier und zwanzig Musiker unter Befehlen eines besessenen Italieners aus Leibeskräften mit ihren Violinen, Psalteren, Geigen, Zithern, Trompeten und Trommeln aufspielten.

Dieses Heer von Lärmmachern war in schöner Ordnung vor einem Hause aufgestellt, in welchem Chicot zu seiner Verwunderung das seinige erkannte.

Der unsichtbare General, der das Manoeuvre leitete, hatte Musiker und Pagen so geordnet, daß alle, das Gesicht gegen die Wohnung von Robert Briquet gewendet, das Auge auf die Fenster geheftet, nur für diese Betrachtung zu atmen zu leben und sich zu beleben schienen.

Chicot schaute einen Augenblick erstaunt diese Evolution an und horchte auf das ganze Getöse.

Dann schlug er mit seinen knöchigen Händen auf seine Schenkel und sprach:

»Das ist ein Irrtum; es ist nicht möglich, daß man für mich einen

solchen Lärmen macht.«

Hierauf trat er näher hinzu, vermischte sich mit den Neugierigen, welche die Serenade herbeigezogen hatte, und versicherte sich, aufmerksam umherschauend, daß alles Licht der Fackeln sich an seinem Hause abspiegelte, wie die ganze Harmonie an dieses anprallte, und daß Niemand in der Menge sich im Geringsten um das Haus gegenüber oder um die benachbarten Häuser bekümmerte.

»In der Tat«, sagte Chicot zu sich selbst, »es ist für mich: sollte sich zufällig eine unbekannte Prinzessin in mich verliebt haben?«

Diese Annahme, so schmeichelhaft sie auch war, schien indessen Chicot keines Wegs zu überzeugen.

Er wandte sich nach dem Hause um, das dem seinigen gegenüber stand.

Nur zwei Fenster dieses Hauses, die zwei einzigen, welche keine Läden hatten, fingen zuweilen Lichtblitze auf; doch dies geschah nur zum Vergnügen des armen Hauses selbst, das alles Lebens beraubt, von jedem menschlichen Antlitz verlassen zu sein schien.

»Man muß einen sehr harten Schlaf in diesem Hause haben«, sagte Chicot, »alle Teufel! ein solches Bacchanal müßte Tote erwecken.«

Während aller dieser Fragen und Antworten, welche Chicot an sich selbst richtete, setzte das Orchester seine Symphonie fort, als ob es vor einer Versammlung von Königen und Kaisern gespielt hätte.

»Verzeiht Freund«, fragte Chicot, sich an einen Fackelträger wendend, »könntet Ihr mir nicht sagen, für wen diese ganze Musik?«

»Für den Bürger, der hier wohnt«, antwortete der Diener, indem er Chicot das Haus von Robert Briquet bezeichnete.

»Es ist für mich, entschieden für mich«, dachte Chicot.

Chicot drang durch die Menge, um die Erklärung des Rätsels auf dem Ärmel und der Brust der Pagen zu lesen, aber jedes Wappen war sorgfältig unter einer Art von mauerfarbigem Überwurf verborgen.

»Wem gehört Ihr, mein Freund?« fragte Chicot einen

Tamburinschläger, der seine Finger mit dem Athen erwärmte, weil er in diesem Augenblick gerade nichts zu trommeln hatte.

»Dem Bürger, der hier wohnt«, antwortete der Musiker, indem er mit seinem Stäbchen die Wohnung von Robert Briquet bezeichnete.

»Ah! ah!« sagte Chicot, »sie sind nicht nur meinetwegen hier, sondern sie gehören sogar mir. Es kommt immer besser; wir werden wohl am Ende sehen.«

Er bewaffnete sein Gesicht mit der schwierigsten Grimasse, die er finden konnte, stieß rechts und links Pagen, Lakaien, Musiker, um die Türe zu erreichen, ein Manoeuvre, das er nicht ohne Schwierigkeit durchführte, zog hier, sichtbar und glänzend in dem von den Fackelträgern gebildeten Kreis, den Schlüssel aus der Tasche öffnete die Türe, trat ein, stieß die Türe wieder zu und schob den Riegel vor.

Dann stieg er auf seinen Balkon, stellte auf den Vorsprung einen metallenen Stuhl, setzte sich bequem darauf, stützte das Kinn auf das Geländer und sprach, ohne daß er das Gelächter zu bemerken schien, das seine Person empfing:

»Meine Herren, täuscht Ihr Euch nicht, sind Eure Triller, Cadenzen und Rouladen wirklich an mich gerichtet?«

»Ihr seid Meister Robert Briquet?« fragte der Direktor des ganzen Orchesters.

»In Person.«

»Wohl, wir sind ganz zu Euren Diensten, mein Herr«, erwiderte der Italiener mit einer Bewegung seines Stabes, welche einen neuen Melodiesturm hervorrief.

»Das ist wahrhaftig nicht zu verstehen«, sagte Chicot zu sich selbst, indem er seine scharfen Augen auf der ganzen Menge und an allen Häusern der Nachbarschaft umherlaufen ließ.

Alle Bewohner waren an ihren Fenstern, auf der Schwelle ihres Hauses oder mit den Gruppen vermischt, die vor der Türe standen.

Meister Fournichon, seine Frau und das ganze Gefolge der Fünf und Vierzig bevölkerten die Öffnungen des Gasthauses *zum Schwert des kühnen Ritters*.

Nur das Haus gegenüber war stumm, düster wie ein Grab.

Chicot suchte fortwährend mit den Augen den Schlüssel zu diesem unerklärlichen Rätsel, als er plötzlich unter dem Weiterdach seines Hauses, durch die Spalten des Bodens vom Balken, einen ganz in einen dunkelfarbigem Mantel gehüllten Mann erblickte, der einen schwarzen Hut mit roter Feder und einen langen Degen trug und, da er nicht gesehen zu sein glaubte, mit seiner ganzen Seele nach dem gegenüber liegenden öden, stummen, toten Haus schaute.

Von Zeit zu Zeit verließ der Direktor des Orchesters seinen Posten, um leise mit diesem Mann zu sprechen.

Chicot erriet bald, daß das ganze Interesse der Szene hier war, und daß dieser schwarze Hut das Gesicht eines Edelmanns verbarg.

Von diesem Augenblick an war seine ganze Aufmerksamkeit dem Unbekannten zugewendet. Die Rolle des Beobachtens war ihm leicht, seine Stellung am Geländer erlaubte seinem Blicke aus der Straße und unter dem Wetterdache zu unterscheiden; es gelang ihm, jeder Bewegung des geheimnisvollen Unbekannten zu folgen, dessen Züge ihm seine erste Unvorsichtigkeit unfehlbar enthüllen mußte.

Plötzlich, und während Chicot ganz in seine Beobachtungen vertieft war, erschien ein Cavalier, gefolgt von zwei Stallmeistern, an der Ecke der Straße und vertrieb energisch mit Gertenhieben die Neugierigen, welche hartnäckig Galerie für die Musiker bildeten.

»Herr Joyeuse«, murmelte Chicot, der in dem Cavalier den aus Befehl des Königs gestiefelten und gespornten Großadmiral von Frankreich erkannte.

Sobald die Neugierigen zerstreut waren, schwieg das Orchester.

Ohne Zweifel hatte ihm ein Wink des Gebieters Stillschweigen auferlegt.

Der Cavalier näherte sich dem unter dem Wetterdache verborgenen Edelmann und fragte:

»Nun, Henri, was gibt es Neues?«

»Nichts, mein Bruder, nichts.«

»Nichts!«

»Neins sie ist nicht einmal erschienen.«

»Diese Bursche haben also keinen Lärmen gemacht?«

»Sie haben das ganze Quartier betäubt.«

»Sie haben also nicht gerufen, wie es ihnen empfohlen war, sie spielen zu Ehren dieses Bürgers?«

»Sie haben es so laut gerufen, daß er in Person auf seinem Balkon sitzt und der Serenade zuhört.«

»Sie ist nicht erschienen?«

»Weder sie, noch sonst Jemand.«

»Der Gedanke war doch geistreich«, sagte Joyeuse gereizt, »denn sie könnte es am Ende, ohne sich zu kompromittieren, machen wie alle diese guten Bürgersleute und die ihrem Nachbar gegebene Musik benütze.«

Henri schüttelte den Kopf.

»Ah! man sieht wohl, daß Du sie nicht kennst, Bruder«, sagte er.

»Doch, doch, ich kenne sie; das heißt, ich kenne alle Frauen, und da sie in dieser Zahl inbegriffen ist, so wollen wir den Mut nicht sinken lassen.«

»Oh! mein Gott! Bruder, Du sagst mir das mit einem ganz entmutigten Tone.«

»Durchaus nicht; nur muß der Bürger von heute an jedem Abend seine Serenade bekommen.«

»Sie wird ausziehen.«

»Warum, wenn Du nichts sagst, wenn Du sie nicht bezeichnest, wenn Du stets verborgen bleibst? Sprach der Bürger, als man ihm diese Artigkeit erwies?«

»Er hat eine Rede an das Orchester gehalten . . . Ah! sieh, Bruder, er will in der Tat noch einmal sprechen.«

Entschlossen, in der Sache ins Klare zu kommen, stand Briquet wirklich auf, um zum zweiten Male den Direktor des Orchesters zu befragen.

»Schweig da oben und geht hinein«, rief Anne in seiner üblen Laune, »was Teufels, da Euch Eure Serenade zu Teil geworden ist, so habt Ihr nichts zu sagen, haltet Euch also ruhig.«

»Meine Serenade. meine Serenade«, erwiderte Chicot mit der

freundlichsten Miene, »ich will wenigstens wissen, an wen meine Serenade gerichtet ist.«

»An Eure Tochter, Dummkopf.«

»Verzeiht, Herr, ich habe keine Tochter.«

»An Eure Frau also.«

»Ich bin, Gott sei Dank! nicht verheiratet.«

»An Euch, an Euch persönlich.«

»Ja, an Dich und wenn Du nicht hineingehst . . . «

Joyeuse verband die Tat mit der Drohung und sprengte sein Pferd gegen den Balkon von Chicot, und zwar mitten durch die Instrumentisten.

»Alle Wetter!« rief Chicot, »wer wirft hier die Musiker nieder, wenn die Musik für mich ist?«

»Alter Narr«, brummte Joyeuse das Haupt erhebend, »wenn Du Dein häßliches Gesicht nicht in Deinem Rabennest verbirgst, so werden Dir die Musiker alle ihre Instrumente auf dem Genick zerbrechen.«

»Laß diesen armen Menschen«, sprach Du Bouchage, »er muß sich in der Tat sehr wundern!«

»Und warum wundert er sich, beim Teufel! Übrigens siehst Du wohl, daß wir, wenn wir einen Streit anfangen, Jemand an das Fenster ziehen werden; prügeln wir also den Bürger, stecken wir sein Haus in Brand, wenn es sein muß, aber rühren wir uns, rühren wir uns.«

»Ich bitte, mein Bruder«, entgegnete Heinrich, »erpressen wir nicht die Aufmerksamkeit dieser Frau, wir sind besiegt, ergeben wir uns!«

Briquet verlor kein Wort von diesem Zwiegespräch, das helles Licht in seine noch verworrenen Ideen brachte; er traf im Geiste seine Anstalten zur Verteidigung, denn er kannte die Laune desjenigen, welcher ihn angriff.

Doch Joyeuse ergab sich den Vernunftgründen seines Bruders, ging nicht weiter und entließ Pagen, Diener, Musiker und Maestro.

Er zog sodann seinen Bruder bei Seite und sprach zu ihm:

»Du siehst mich in Verzweiflung, Alles ist gegen uns verschworen.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Es gebriecht mir an Zeit, Dir zu helfen.«

»Du bist in der Tat in Reisekleidern; ich hatte das nicht bemerkt.«

»Ich reise heute Nacht mit einer Sendung des Königs nach Antwerpen ab.«

»Wann hat er Dir sie übertragen?«

»Diesen Abend.«

»Mein Gott!«

»Komm mit mir, ich bitte Dich.«

Erbleichend bei dem Gedanken an diese Abreise, ließ Henri die Arme sinken und fragte:

»Befiehst Du es mir, mein Bruder?«

Joyeuse machte eine Bewegung.

»Wenn Du es mir befehlst, Bruder, werde ich Dir gehorchen.«

»Ich bitte Dich nur darum, Du Bouchage.«

»Ich danke, mein Bruder.«

Joyeuse zuckte die Achseln.

»So lange Du willst, Joyeuse; aber siehst Du, wenn ich darauf verzichten müßte, meine Nächte in dieser Straße zuzubringen, wenn ich aufhören müßte, nach diesem Fenster zu schauen . . . «

»Nun?«

»So würde ich sterben.«

»Armer Narr!«

»Mein Herz ist dort«, sagte Henri, indem er die Hand nach dem Fenster ausstreckte, »mein Leben ist dort; fordere nicht, daß ich lebe, wenn Du mir das Herz aus der Brust reiße.«

Der Herzog kreuzte die Arme mit einem Zorn, in den sich Mitleid mischte, biß sich auf seinen feinen Schnurrbart und sprach, nachdem er einige Augenblicke stillschweigend nachgedacht hattete:

»Wenn Dein Vater Dich bäte, Du möchtest Dich durch Miron behandeln lassen, der ein Philosoph und zugleich ein Arzt ist . . . «

»So würde ich ihm antworten, ich sei nicht krank, mein Kopf sei gesund, und Miron heile keinen Liebesschmerz.«

»Man muß also Deine Art, die Sache anzusehen, adoptieren; doch warum sollte ich mich beunruhigen? Diese Frau ist eine Frau, Du bist beharrlich, nichts steht also verzweifelt, und bei meiner Rückkehr werde ich Dich munterer, freudiger und singlustiger finden, als ich bin.«

»Ja, ja«, erwiderte der junge Mann, seinem Freunde die Hände drückend, »ja, ich werde genesen, ja, ich werde glücklich sein, ja, ich werde munter sein, Dank sei Deiner Freundschaft! . . . Das ist mein kostbarstes Gut.«

»Nach Deiner Liebe.«

»Vor meinem Leben.«

Trotz seiner scheinbaren Frivolität tief gerührt, sagte Joyeuse, seinen Bruder ungestüm unterbrechend:

»Gehen wir? Die Fackeln sind ausgelöscht, die Instrumente auf dem Rücken der Musiker, die Pagen unter Weges.«

»Gehe, gehe, mein Bruder, ich folge Dir«, erwiderte Du Bouchage seufzend, daß er den Platz verlassen sollte.

»Ich verstehe Dich«, sprach Joyeuse, »das letzte Lebewohl an das verlassene Fenster, das ist billig! Nun auch ein Lebewohl für mich, Henri.«

Henri schlang seine Arme um den Hals seines Bruders, der sich zu ihm herabneigte.

»Nein«, sagte er, »ich werde Dich bis zu den Toren begleiten; erwarte mich nur hundert Schritte von hier. Wenn sie die Straße verlassen glaubt, wird sie sich vielleicht zeigen.«

Anne ritt zu der Escorte, welche in einer Entfernung von hundert Schritten stille gehalten hatte.

»Vorwärts, vorwärts«, sagte er, »wir bedürfen Euer bis aus weiteren Befehl nicht mehr. Entfernt Euch.«

Die Fackeln verschwanden, das Gelächter und die Gespräche der Musiker erloschen, und eben so auch die letzten den Saiten der Violen und Lauten durch das Berühren einer verirrtten Hand entlockten Seufzer.

Henri warf einen letzten Blick nach dem öden Hause, sandte ein letztes Gebet nach dessen Fenstern, und folgt langsam und beständig sich umwendend seinem Bruder, dem seine zwei Stallmeister voranritten.

Als Robert Briquet die zwei jungen Leute mit den Musikanten sich entfernen sah, dachte er, die Entwicklung dieser Szene, wenn sie überhaupt eine Entwicklung hätte, würde stattfinden.

Dem zu Folge zog er sich geräuschvoll vom Balkon zurück und schloß das Fenster.

Einige hartnäckige Neugierige blieben noch auf ihrem Posten, aber nach zehn Minuten war auch der Ausdauerndste verschwunden.

Während dieser Zeit erreichte Robert Briquet das Dach seines Hauses, welches ausgezackt war, wie das der flamändischen Häuser; er verbarg sich hinter einer dieser Zackungen und beobachtete die Fenster gegenüber.

Sobald der Lärm auf der Straße aufgehört hatte und man weder Instrumente, noch Tritte, noch Stimmen mehr vernahm, sobald endlich Alles in die gewöhnliche Ordnung zurückgekehrt war, öffnete sich geheimnisvoll eines von den oberen Fenstern dieses seltsamen Hauses und ein vorsichtiger Kopf kam daraus hervor.

»Nichts mehr«, murmelte eine Männerstimme, »folglichs keine Gefahr mehr; es war eine Mystifikation an unsern Nachbar gerichtet; Ihr könnt Euer Versteck verlassen, gnädige Frau und in Euer Zimmer hinabgehen.«

Bei diesen Worten schloß der Mann das Fenster wieder, ließ das Feuer aus einem Stein springen, zündete eine Lampe an und reichte sie einem Arm, der sich ausstreckte, um sie zu empfangen.

Chicot schaute mit allen Kräften seines Augensternes.

Doch er hatte nicht sobald das bleiche und erhabene Antlitz der Frau erschaut, welche die Lampe in Empfang nahm, er hatte nicht sobald den sanften, traurigen Blick aufgefaßt, der zwischen dem Diener und der Gebieterin ausgetauscht wurde, als er selbst erbleichte und fühlte, wie ein eisiger Schauer seine Adern durchlief.

Die junge Frau war kaum vier und zwanzig Jahre alt. Sie stieg nun die Treppe hinab; ihr Diener folgte ihr.

»Ah!« murmelte Chicot der mit der Hand über die Stirne fuhr, um sich den Schweiß abzuwischen, und als ob er zugleich eine furchtbare Erscheinung hätte verjagen wollen, »ah! Graf Du

Bouchage, braver, schöner junger Mann, wahnsinniger Verliebter, der Du davon sprichst Du werdest freudig, munter, singlustig werden, tritt Deinen Wahlspruch Deinem Bruder ab, denn nie mehr wirst Du sagen können: hilariter.«⁸

Dann stieg er ebenfalls in sein Zimmer hinab . . . die Stirne verdüstert, wie wenn er in eine furchtbare Vergangenheit, in einen blutigen Abgrund hinabgestiegen wäre, und setzte sich in den Schatten, unterjocht, er zuletzt, aber am vollständigsten vielleicht, durch den unglaublichen Einfluß der Schwermut, der von dem Mittelpunkte dieses Hauses ausging.

Zweites Kapitel.

Die Börse von Chicot.

Chicot brachte die ganze Nacht träumend in seinen Lehnstuhl zu. Träumend ist das richtige Wort, denn in der Tat, es waren weniger Gedanken, als Träume, was ihn beschäftigte.

Zur Vergangenheit zurückkehren, mit einem Blick eine ganze, beinahe im Gedächtnis vermischte Epoche an Feuer eines einzigen Blickes sich erhellen sehen, heißt nicht denken. Chicot wohnte die ganze Nacht in einer Welt, welche längst von ihm verlassen und mit erhabenen oder anmutigen Schatten bevölkert war, die ihm der Blick der bleichen Frau, einer treuen Lampe ähnlich, einer nach dem andern mit seinem Gefolge von glücklichen und schrecklichen Erinnerungen an ihm vorüberziehend zeigte.

Chicot, der so sehr seinen Schlaf beklagte, da er vom Louvre zurückkam, dachte nicht einmal mehr daran, sich niederzulegen. Als die Morgendämmerung die Scheiben seinen Fenstern versilberte, sprach er:

»Die Stunde der Gespenster ist vorüber, wir müssen nun auch ein wenig an die Lebendigen denken.«

Er stand auf, gürtete sich sein langes Schwert um, warf über seine Schultern einen Oberrock von weinhefenfarbiger Wolle, von einem auch für die stärksten Regen undurchdringlichen Gewebe, und prüfte mit der stoischen Festigkeit des Weisen den Grund seiner Börse und die Sohle seiner Schuhe.

Diese erschienen Chicot würdig; einen Feldzug zu beginnen; jene verdiente eine besondere Aufmerksamkeit. Wir werden daher unsere Erzählung einen Halt machen lassen und uns Zeit nehmen, sie unseren Lesern zu beschreiben.

Chicot wie man weiß, ein Mensch von erfindungsreicher Einbildungskraft, hatte den Hauptbalken ausgehöhlt, der sein Haus von einem Ende zum andern durchzog und zugleich zur Zierrat, denn er war verschiedenfarbig bemalt, und zur Festigkeit diente, denn er hatte wenigstens achtzehn Zoll im Durchmesser.

Aus diesem Balken hatte er sich mittelst einer Aushöhlung von anderthalb Fuß Länge und sechs Zoll Breite, eine Kasse gemacht, in deren Seiten tausend Goldtaler enthalten waren.

Chicot hatte folgende Berechnung angestellt:

»Ich gebe jeden Tag den zwanzigsten Teil von einem solchen Taler aus; ich habe also Mittel, zwanzigtausend Tage zu leben. Ich werde sie nie leben, aber ich kann die Hälfte erreichen, und dann vermehren sich, je älter ich werde meine Bedürfnisse und folglich meine Ausgaben, denn die Gemächlichkeit muß im Verhältnis der Abnahme des Lebens zunehmen.

Somit habe ich also zwanzig bis fünf und zwanzig schöne Jahre zu leben. Das ist, Gott sei Dankt genug.«

Chicot war also, mit Hilfe der Rechnung, die wir ihm nachgemacht haben, einer der reichsten Rentiers der Stadt Paris, und diese Ruhe über seine Zukunft verlieh ihm einen gewissen Stolz.

Nicht als ob Chicot geizig gewesen wäre, er war sogar lange Zeit verschwenderisch, aber er hatte eine furchtbare Angst vor der Armut, denn er wußte, daß sie wie ein bleierner Mantel auf die Schultern fällt und die Stärksten niederbeugt.

Als er diesen Morgen seine Kasse öffnete, um sich seine Rechnung zu machen, sagte er zu sich selbst:

»Bei Gott! das Jahrhundert ist hart und die Zeiten sind nicht für die Großmut geeignet. Ich habe kein Zartgefühl gegen Heinrich zu beobachten. Diese tausend Goldtaler kommen nicht einmal von ihm, sondern von einem Oheim, der mir sechsmal mehr versprochen hatte. Dieser Oheim war allerdings Junggeselle. Wenn es noch Nacht wäre, würde ich hundert Taler aus der Tasche des Könige nehmen, aber es ist Tag und ich habe keine andere Quelle mehr, als bei mir selbst und . . . bei Gorenflot.«

Der Gedanke, von Gorenflot Geld zu beziehen, machte seinen würdigen Freund lächeln.

»Es müßte schön anzusehen sein«, fuhr er fort, »wenn Meister Gorenflot, der mir sein Glück verdankt, hundert Taler seinem Freunde für den Dienst des Königs abschlagen würde, welcher ihn zum Prior der Jakobiner ernannt hat.«

»Ah!« sprach er, »es ist nicht mehr Gorenflot.«

»Ja, aber Robert Briquet ist immer noch Chicot.«

»Doch der Brief des Königs, der Brief, bestimmt, Navarra in Flammen zu setzen, ich sollte ihn vor Tag holen, und der Tag ist gekommen. Ah! dieses Mittel werde ich haben, und es wird sogar einen furchtbaren Schlag auf den Schädel von Gorenflot tun, wenn mir — sein Gehirn zu hart zu überzeugen scheint.«

»Vorwärts also!«

Chicot fügte das Brett wieder ein, das sein Versteck schloß, befestigte es mit vier Nägeln, und bedeckte es mit der Platte, auf die er gehörig Staub streute, um die Fugen zu verstopfen; dann schaute er, zum Aufbruch bereit, zum letzten Male dieses kleine Zimmer an, wo er seit vielen glücklichen Tagen undurchdringlich und bewacht war, wie es das Herz in der Brust ist.

Zuletzt warf er einen Blick auf das Haus gegenüber.

»In der Tat, diese Teufel von Joyeuse könnten wohl in einer schönen Nacht Feuer an mein Haus legen, um einen Augenblick die unsichtbare Dame an ihr Fenster zu ziehen. Ei! ei! wenn sie mein Haue verbrennen würden, machten sie zugleich eine Goldstange, aus meinen tausend Talern. Wahrhaftig, ich glaube, ich würde wohl daran tun, die Summe zu vergraben. Nun, wenn die Herren von Joyeuse mein Haue verbrennen, so wird es mir der König bezahlen.«

So beruhigt schloß Chicot seine Türe, deren Schlüssel er mit sich nahm; als er sodann hinaus ging, um das Ufer zu erreichen, sagte er:

»Ei! ei! dieser Nicolas Poulain könnte wohl hierher, kommen, meine Abwesenheit verdächtig finden und . . . Ah! diesen Morgen habe ich nur Hasengedanken. Vorwärts! vorwärts.«

Indes Chicot seine Haustüre nicht minder sorgfältig schloß, als er seine Zimmertüre geschlossen hatte, bemerkte er an seinem Fenster den Diener der unbekanntenen Dame, der, ohne Zweifel in der Hoffnung, so früh am Morgen nicht bemerkt zu werden, Luft schöpfte.

Dieser Mann war erwähneter Maßen ganz entstellt durch eine Wunde am linken Schläf, die sich über einen Teil der Wange erstreckte. Durch die Heftigkeit des Schlages von der Stelle gerückt, verbarg eine von seinen Augenbrauen beinahe völlig das

linke in seine Höhle eingesunkene Auge.

Seltsamer Weise hatte er, bei seiner kahlen Stirne und seinem grünlichen Barte, einen lebhaften Blick und eine Jugendfrische auf der Wange, welche verschont worden war.

Beim Anblick von Robert Briquet, der seine Türschwelle hinabstieg, bedeckte er sich den Kopf mit seiner Capuce. Er machte eine Bewegung, um zurückzutreten, doch Chicot bedeutete ihm durch eine Bewegung, er möge bleiben.

»Nachbar«, rief ihm Chicot zu, »der Gelärme gestern hat mir mein Haus entleidet; ich will einige Wochen auf meine Meierei gehen; wäret Ihr wohl so gefällig, von Zeit zu Zeit einen Blick nach dieser Seite zu werfen?«

»Ja, mein Herr, gern«, antwortete der Unbekannte.

»Und solltet Ihr Diebe bemerken . . . «

»Seid unbesorgt, ich habe eine gute Büchse.«

»Ich danke. Indessen hätte ich Euch noch um einen Dienst zu bitten.«

Chicot schien mit dem Auge die Entfernung die zu dem Unbekannten zu messen.

»Doch es ist zu zarter Natur, um es Euch von so ferne zuzurufen, Nachbar«, sagte er.

»Dann werde ich hinabkommen«, erwiderte der Unbekannte.

Chicot sah ihn in der Tat verschwinden, und als er sich während dieses Verschwindens dem Hause näherte, hörte er seine Tritte in der Hausflur schallen, dann öffnete sich die Türe und sie standen einander gegenüber.

Diesmal hatte der Diener sein Gesicht völlig in seine Capuce gehüllt.

»Es ist diesen Morgen sehr kalt«, sagte er, um seine geheimnisvolle Vorsicht zu verbergen oder zu entschuldigen.

»Ein eisiger Nordwind, mein Nachbar«, erwiderte Chicot, der sich stellte, als schaute er den andern nicht an, um es ihm bequemer zu machen.

»Ich höre, mein Herr«, sprach der Unbekannte.

»Ich verreise«, sagte Chicot.

»Ihr habt mir schon die Ehre erwiesen, mir dies mitzuteilen.«

»Ich erinnere mich dessen vollkommen; aber indem ich abreise, lasse ich Geld zurück.«

»Desto schlimmer, mein Herr, desto schlimmer, nehmt es mit.«

»Nein, der Mensch ist schwerfälliger und minder entschlossen, wenn er seine Börse zugleich mit seinem Leben zu retten sucht. Ich lasse all mein Geld wohl verborgen hier, so wohl verborgen, daß ich nur das Unglück eines Brandes zu befürchten habe. Wenn mir das begegnete, wollt das Verbrennen eines gewissen dicken Balken beobachten, von dem Ihr dort rechts das in Gestalt eines Drachenkopfes geschnitzte Ende erblickt . . . beobachtet, sage ich, und sucht in der Asche.«

»In der Tat, mein Herr«, entgegnete der Unbekannte mit sichtbarer Unzufriedenheit, »Ihr belästigt mich ungemein. Diese vertrauliche Mitteilung wäre besser bei einem Freunde angebracht, als bei einem Mann, den Ihr gar nicht kennt, den Ihr nicht kennen könnt.«

Während er diese Worte sprach, befragte sein glänzendes Auge die häßliche Grimasse von Chicot.

»Es ist wahr«, sprach dieser, »doch ich habe großes Zutrauen zu den Physiognomien, und ich finde, daß Eure Physiognomie die eines ehrlichen Mannen ist.«

»Bedenkt, mein Herr, welche Verantwortlichkeit! Ihr mir aufbürdet. Kann nicht diese ganze Musik meiner Gebieterin eben so ärgerlich sein, als sie Euch ärgerlich gewesen ist, und können wir nicht deshalb die Wohnung verändern?«

»Nun wohl! dann ist Alles abgetan, und ich werde mich nicht an Euch halten, Nachbar.«

»Ich danke für das Vertrauen, das Ihr einem armen Unbekannten beweist«, sagte der Diener sich verbeugend, »ich werde mich desselben würdig zu zeigen suchen.«

Und er grüßte Chicot und ging wieder hinein.

Chicot grüßte ihn seinerseits liebevoll und sprach, als er sah, daß die Türe wieder hinter ihm geschlossen war:

»Armer junger Mann, diesmal ist es ein wahres Gespenst, und ich habe ihn doch so heiter, so lebendig, so schön gesehen!«



Drittes Kapitel.

Die Priorei der Jakobiner.

Die Priorei, welche der König Gorenflot geschenkt hatte um ihn für seine redlichen Dienste und besonders für seine glänzende Beredsamkeit zu belohnen, lag ungefähr zwei Büchenschüsse jenseits der Porte Saint-Antoine.

Es war damals ein sehr vornehm besuchtes Quartier, das Quartier der Porte Saint-Antoine, der König kam häufig nach dem Schlosse von Vincennes, das man in jener Zeit *Bois de Vincennes* nannte.

Einige kleine Häuser von vornehmen Herren mit reizenden Gärten und prächtigen Höfen bildeten auf dem Wege dahin gleichsam eine Zugehör des Schlosses und man gab sich hier viele Rendezvous, wobei trotz der Manie, sich mit Staatsangelegenheiten zu beschäftigen, welche damals der geringste Bürger hegte, die Politik streng ausgeschlossen war.

Folge der Hin- und Herfahrten des Hofes war, daß diese Straße verhältnismäßig die Wichtigkeit hatte, welche heut zu Tage die Champs-Elisées haben.

Man muß gestehen, es war dies eine schöne Lage für die Priorei, welche sich stolz rechts vom Wege nach Vincennes erhob.

Diese Priorei bestand aus einem Viereck von Gebäuden, das einen ungeheuren, mit Bäumen bepflanzten Hof enthielt, und es gehörten dazu außer dem Gemüsegarten, der hinter dem Viereck lag, eine Menge von Gebäulichkeiten und Gartenstücken, die der Priorei die Ausdehnung eines Dorfes gaben.

Zweihundert Jakobinermönche bewohnten die Schlafsäle, welche im Hintergrunde des Hofes parallel mit der Straße lagen.

Auf der Vorderseite verliehen vier Fenster, mit einem einzigen eisernen, an diesen Fenstern hinlaufenden Balkon, den Gemächern der Priorei Luft, Licht und Leben.

Einer Stadt ähnlich, von der man annimmt, sie könnte in Belagerungszustand versetzt werden, fand die Priorei in sich alle

ihre Mittel auf den zinspflichtigen Grundgebieten von Charonne, Montreuil und Saint-Mandé. Ihre Weiden machten eine stete vollzählige Herde von fünfzig Ochsen und neun und neunzig Schafen fett; die religiösen Orden durften, war dies nun Überlieferung oder geschriebenes Gesetz, nichts zu hundert besitzen.

Ein eigener Palast beherbergte auch neun und neunzig Schweine von einer besonderen Gattung, welche mit Liebe und hauptsächlich mit Eigenliebe ein von Dom Gorenflot erwählter Fleischer auszog.

Diese ehrenvolle Wahl hatte der Fleischer den ausgezeichneten farcirten Ohren, den Fleischwürsten und den Blutwürsten mit Zipollen⁹ zu danken, welche er einst dem Gasthause zum Füllhorn lieferte. Erkenntlich für die guten Mahle, die er bei Meister Bonhomet gemacht hatte, trug Dom Modeste so die Schulden von Gorenflot ab.

Es ist nicht nötig, von den Officien und vom Keller zu sprechen. Das Spalier der Priorei gab, gegen Osten und Süden liegend, unvergleichliche Pfirsiche, Aprikosen und Trauben; überdies wurden Konserven von diesen Früchten und Zuckerteige von einem gewissen Bruder Eusèbe bereitet, der den berühmten Confectfelsen verfertigt hatte, den das Stadthaus von Paris den beiden Königinnen bei seinem letzten Festmahl angeboten.

Den Keller hatte Gorenflot, alle die von Burgund leerend, selbst versorgt, denn er hegte die allen wahren Trinkern angeborne Vorliebe, welche sich auf ihre Behauptung gründet, der Burgunder sei derjenige Wein, den man wahrhaft Wein nennen könne.

Im Schoße dieser Priorei, einem wahren Paradies der Müßiggänger und der Wohlschmecker, in der kostbaren Wohnung, deren Balkon auf die Straße geht, finden wir Gorenflot wieder, geschmückt mit einem Kinn mehr und mit jenem ehrwürdigen Ernste, welchen die beständige Gewohnheit der Ruhe und des Wohlbehagens auch den gemeinsten Gesichtern verleiht.

In seinem schneeweißen Gewande, mit dem schwarzen Kragen, der seine breiten Schultern warm hält, hat Gorenflot nicht mehr so viel Freiheit der Bewegung, als in seinem einfachen grauen Mönchkleide, aber er hat mehr Majestät.

Breit wie eine Schöpfenkeule, stützt sich seine Hand auf einen Quartanten, den sie völlig bedeckt; seine dicken Füße drücken einen Wärmer nieder und seine Arme sind nicht mehr lang genug, um einen Gürtel für seinen Bauch zu bilden.

Es hat so eben halb acht Uhr geschlagen. Der Prior, ist zuletzt aufgestanden; er pflegt die Regel zu benützen, welche dem Obersten eine Stunde Schlaf mehr gestattet, als den Mönchen, doch er setzt seine Nacht ruhig und gemütlich in einem Lehnstuhle mit Ohren fort, der so weich ist wie Eiderdun.

Die Ausstattung des Zimmers, worin der würdige Abt schläft, ist mehr weltlich als religiös: ein Tisch mit gedrehten Füßen und mit einem reichen Teppich bedeckt, religiöse Gemälde galanter Art, eine seltsame Mischung von Liebe und Devotion, welche man nur in jener Zeit in der Kunst findet, kostbare Gefäße für die Kirche oder die Tafel auf Schenktischen, an den Fenstern große Vorhänge von venezianischem Brokat, trotz ihres Alters glänzender, als die teuersten neuen Stoffe, dies sind im Einzelnen die Reichtümer, deren Besitzer Dom Gorenflot durch die Gnade Gottes, des Königs und besondere Chicot's geworden war.

Der Prior schlief also in seinem Lehnstuhl, während ihm der Tag seinen gewöhnlichen Besuch machte und mit seinen silbernen Lichtern die purpurnen und perlmutterartigen Töne auf dem Gesichte des Schläfers liebteste.

Die Stubentüre öffnete sich sachte und zwei Mönche traten ein, ohne den Prior aufzuwecken.

Der Erste war ein Mann von dreißig bis fünf und dreißig Jahren, mager, bleich und nervös gekrümmt in seinem Jakobinergewand; er trug den Kopf hoch; wie ein Pfeil aus seinem Falkenauge schießend, befahl sein Blick, ehe er gesprochen hatte, und dennoch milderte sich dieser Blick durch das Spiel von zwei weißen Augenlidern, welche sich senkend den breiten blauen Kreis hervorheben, von dem seine Augen begrenzt waren.

Glänzte aber im Gegenteil dieser schwarze Augenstern zwischen diesen Brauen und der falben Umrahmung der Augenhöhle, so hätte man glauben sollen, es springe ein Blitz aus den Falten zweier kupferner Wolken hervor.

Dieser Mönch hieß Bruder Borromée; er war seit drei Wochen

Säckelmeister des Klosters.

Der Andere war ein junger Mensch von siebzehn bis achtzehn Jahren, mit lebhaften schwarzen Augen, kühner Miene, hervorspringendem Kinn, klein aber gut gewachsen, der, wenn er seine weiten Ärmel zurückschlug, mit einem gewissen Stolz zwei nervige, in der Gebärde behende Arme sehen ließ.

»Der Prior schläft noch, Bruder Borromée«, sagte der jüngere von den beiden Mönchen zu dem anderen, »wecken wir ihn auf?«

»Hüten wir uns wohl, Bruder Jacques«, erwiderte der Säckelmeister.

»Es ist in der Tat Schade, daß wir einen Prior haben, der so lange schläft«, versetzte der junge Bruder, »denn man hätte diesen Morgen die Waffen probieren können; habt Ihr gesehen, was für schöne Panzer und Büchsen darunter sind?«

»Stille, mein Bruder, man könnte Euch hören.«

»Welch ein Unglück«, sprach der kleine Mönch, indem er mit dem Fuße auf den Boden stampfte, was jedoch durch den dicken Teppich gedämpft wurde, »welch ein Unglück, das Wetter ist heute so schön, der Hof ist so trocken, welch eine schöne Übung hätte man heute vornehmen können, Bruder Borromée!«

»Man muß warten, mein Kind«, entgegnete Bruder Borromée mit einer geheuchelten Unterwürfigkeit, welche durch das Feuer seiner Blicke Lügen gestraft wurde.

»Aber warum befiehlt Ihr nicht immerhin, daß die Waffen ausgeteilt werden?« sprach ungestüm Jacques, während er seine herabgefallenen Ärmel wieder zurückschlug.

»Ich, befehlen?«

»Ja, Ihr.«

»Ich befehle nicht, Ihr wißt es wohl, mein Bruder«, erwiderte Borromée mit Salbung, »ist nicht der Herr da?«

»In diesem Lehnstuhl, . . . eingeschlafen, . . . während alle Welt wacht«, sagte Jacques mit einem weniger ehrfurchtsvollem als ungeduldigen Tone, »der Herr?«

Und ein Blick stolzen Verständnisses schien bis in die Tiefe des Herzens von Bruder Borromée dringen zu wollen.

»Achten wir seinen Rang und seinen Schlummer«, sprach dieser, indem er mitten in das Zimmer trat, doch so unglücklich,

daß er einen Schemel auf den Boden warf.

Obgleich der Teppich das Geräusch des Schemels dämpfte, wie er das des Stampfens von Bruder Jacques gedämpft hatte, fuhr Dom Gorenflot doch bei diesem, Lärmen auf und erwachte.

»Wer ist da?« rief er mit der bebenden Stimme einer eingeschlafenen Schildwache.

»Ehrwürdiger Herr Prior«, sagte der Bruder Borromée, »verzeiht, wenn wir Eure fromme Meditation stören, aber ich komme, um Eure Befehle einzuholen.«

»Ah! guten Morgen, Bruder Borromée«, sprach Gorenflot mit einem leichten Zeichen des Kopfes.

Dann nach einem Augenblick des Nachdenkens, in welchem er offenbar alle Saiten seines Gedächtnisses angespannt hatte, fragte er, drei bis viermal mit den Augen blinzeln:

»Welche Befehle?«

»In Beziehung auf die Waffen und Rüstungen?«

»In Beziehung auf die Waffen und Rüstungen?« wiederholte Gorenflot.

»Allerdings, Eure Herrlichkeit hat befohlen, Waffen und Rüstungen herbeizuschaffen.«

»Wem?«

»Mir.«

»Bei Euch habe ich Waffen bestellt?«

»Ganz gewiß, ehrwürdiger Herr Prior«, antwortete Borromée mit gleichem, festem Tone.

»Ich!« wiederholte Dom Modeste, im höchsten Maße erstaunt, »ich! und wann dies?«

»Vor acht Tagen?«

»Ah! vor acht Tagen . . . Doch wozu Waffen?«

»Ihr sagtet mir, ehrwürdiger Herr und ich will Eure eigenen Worte wiederholen, Ihr sagtet mir: ›Bruder Borromée, es wäre gut, wenn man sich Waffen verschaffen würde, um unsere Mönche und Brüder zu bewaffnen; die gymnastischen Übungen entwickeln die Kräfte des Körpers, wie die frommen Ermahnungen die den Geistes entwickeln.«

»Ich habe das gesagt?« versetzte Gorenflot.

»Ja, ehrwürdiger Herr Prior, und ich, ein unwürdiger, gehorsamer Bruder, beeilte mich, Eure Befehle zu vollziehen, und verschaffte mir Kriegswaffen.«

»Das ist seltsam«, murmelte Gorenflot, »ich erinnere mich an nichts von dem Allem.«

»Ehrwürdiger Herr Prior, Ihr fügtet sogar der lateinischen Text bei: **Militat spiritu, militat gladio.**«

»Ah!« rief Dom Gorenflot, die Augen übermäßig aufreißend, »ich habe den Text beigefügt!«

»Ich besitze ein treues Gedächtnis, ehrwürdiger Herr Prior«, erwiderte Borromée, die Augen niederschlagend.

»Wenn ich es gesagt habe«, versetzte Gorenflot, indem er sachte den Kopf von oben nach unten schüttelte, »so hatte ich meine Gründe, es zu sagen, Bruder Borromée. In der Tat, es war stets meine Ansicht, man müsse den Körper üben, und als ich noch einfacher Mönch war, kämpfte ich mit dem Wort und sogar mit dem Schwert . . . Militat . . . spiritus . . . Sehr gut, Bruder Borromée, das war eine Eingebung des Herrn.«

»Ich will also Eure Befehle vollendet ausführen«, sagte Borromée, indem er sich mit Jacques zurückzog, der ihn, ganz bebend vor Freude, unten an seinem Rocke zupfte.

»Geht«, sprach Gorenflot majestätisch.

»Ah! ehrwürdiger Herr Prior«, sagte Borromée, der einige Sekunden nach seinem Verschwinden wieder eintrat, »ich vergaß . . . «

»Was?«

»Im Sprechzimmer ist ein Freund Eurer Herrlichkeit, der mit Euch zu reden wünscht.«

»Wie nennt er sich?«

»Meister Robert Briquet«,

»Meister Robert Briquet«, versetzte Gorenflot, »das ist kein Freund von mir, Bruder Borromée, sondern ein einfacher Bekannter.«

»Eure Ehrwürden wird ihn also nicht empfangen?«

»Doch, doch«, sagte mit gleichgültigem Tone Gorenflot, »dieser Mensch zerstreut mich; laßt ihn heraufkommen.«

Bruder Borromée verbeugte sich zum zweiten Male und ging hinaus. Bruder Jacques aber hatte nur einen Sprung von dem Zimmer des Priors bis in die Kammer gemacht, wo die Waffen aufbewahrt wurden.

Fünf Minuten nachher öffnete sich die Türe wieder und Chicot erschien.

Viertes Kapitel.

Die zwei Freunde.

Dom Modeste verließ die andächtig vorgebeugte Stellung nicht, die er angenommen hatte.

Chicot durchschritt das Zimmer und ging auf ihn zu.

Der Prior war nur so gnädig, den Kopf ein wenig zu senken, um dem Eintretenden anzudeuten, daß er ihn bemerke.

Chicot schien sich nicht einen Augenblick über die Gleichgültigkeit des Priors zu wundern; er schritt immer weiter vor, grüßte, als er eine ehrfurchtsvoll abgemessene Entfernung erreicht hatte, und sprach:

»Guten Morgen, Herr Prior.«

»Ah! Ihr seid hier«, sagte Gorenflot, »Ihr seid wieder auferstanden, wie es scheint?«

»Habt Ihr mich tot geglaubt, Herr Prior?«

»Bei Gott! man sah Euch nicht mehr.«

»Ich hatte Geschäfte.«

»Ah!«

Chicot wußte, daß Gorenflot, wenn er sich nicht durch zwei bis drei Flaschen alten Burgunder erwärmt hatte, wortkarg blieb. Da aber in Betracht der wenig vorgerückten Stunde Gorenflot aller Wahrscheinlichkeit nach nüchtern war, so nahm er einen guten Lehnstuhl und setzte sich schweigsam an die Ecke des Kamins, wobei er seine Füße auf die Feuerböcke ausstreckte und seine Lenden auf die weiche Lehne stützte.

»Werdet Ihr mit mir frühstücken, Herr Briquet?« fragte Dom Modeste.

»Vielleicht, ehrwürdiger Herr Prior.«

»Ihr dürft mir nicht grollen, Herr Briquet, wenn es mir unmöglich würde, Euch jede Zeit zu schenken, die ich Euch gern schenken möchte.«

»Ei! wer des Teufels! fordert Eure Zeit von Euch, Herr Prior? alle Wetter! ich verlangte nicht einmal Frühstück von Euch, Ihr

habt es mir angeboten.«

»Sicherlich, Herr Briquet«, versetzte Dom Gorenflot mit einer Unruhe, welche der feste Ton von Chicot rechtfertigte, »ja, allerdings, ich habe es Euch angeboten, doch . . . «

»Doch Ihr glaubtet ich würde es nicht annehmen?«

»Oh! nein. Ist es meine Gewohnheit, politisch zu sein, sprecht, Herr Briquet?«

»Man nimmt alle Gewohnheiten an, die man annehmen will, wenn man ein Mann von Eurer Erhabenheit ist, ehrwürdiger Herr Prior«, erwiderte Chicot mit jenem Lächeln, das nur ihm gehörte.

Dom Gorenflot schaute Chicot mit den Augen blinzelnd an. Es war ihm unmöglich, zu erraten, ob Chicot spottete oder im Ernste sprach.

Chicot war aufgestanden.

»Warum steht Ihr auf, Herr Briquet?« fragte Gorenflot.

»Weil ich gehe.«

»Und warum geht Ihr, da Ihr sagtet, Ihr würdet mit mir frühstücken?«

»Ich habe nicht gesagt, ich würde mit Euch frühstücken.«

»Verzeiht, ich habe es Euch angeboten.«

»Und ich erwiderte vielleicht; vielleicht bedeutet nicht: ja.«

»Ihr ärgert Euch?«

Chicot lachte.

»Ich mich ärgern«, sagte er, »und worüber sollte ich mich ärgern? darüber, daß Ihr unverschämt, unwissend und grob seid? Oh! lieber Herr Prior, ich kenne Euch zu lange, um mich über solche Unvollkommenheiten zu ärgern.«

Durch diesen naiven Ausfall seines Gastes niedergeschmettert, blieb Gorenflot mit offenem Munde und ausgestreckten Armen.

»Gott befohlen, Herr Prior«, fuhr Chicot fort.

»Oh! geht nicht.«

»Meine Reise läßt sich nicht verzögern.«

»Ihr reist?«

»Ich habe eine Sendung.«

»Von wem?«

»Vom König.«

Gorenflot stürzte von Abgrund zu Abgrund.

»Eine Sendung«, sagte er, »eine Sendung vom König, Ihr habt ihn also wiedergesehen?«

»Gewiß.«

»Und er hat Euch aufgenommen?«

»Mit Begeisterung; er hat Gedächtnis, obschon er ein König ist.«

»Eine Sendung vom König«, murmelte Gorenflot, »und ich unverschämt, unwissend und grob!«

Sein Herz schwoll nach und nach ab, wie ein Ballon, der seinen Wind durch Nadelstiche verliert.

»Gott befohlen«, wiederholte Chicot, Gorenflot erhob sich auf seinem Lehnstuhl und hielt mit seiner breiten Hand den Flüchtigen zurück, der sich, gestehen wir es, leicht Gewalt antun ließ.

»Sprecht, erklärt Euch«, sagte der Prior.

»Worüber?« fragte Chicot.

»Über Eure heutige Empfindlichkeit.«

»Ich bin heute wie immer.«

»Nein.«

»Ein einfacher Spiegel der Leute mit denen ich zusammen bin.«

»Nein.«

»Ihr lacht, ich lache; Ihr schmolzt, ich mache ein Grimasse.«

»Nein, nein, nein!«

»Ja, ja, ja.«

»Nun wohl, ich gestehe, ich war anderweitig in Anspruch genommen.«

»Wirklich!«

»Wollt Ihr nicht nachsichtig gegen einen Mann sein, der mit den peinlichsten Arbeiten überladen ist? Mein Gott! habe ich meinen Kopf für mich? Ist diese Priorei nicht wie das Gouvernement einer Provinz? Bedenkt daß ich zwei hundert Menschen befehle, daß ich zugleich Ökonom, Architekt, Intendant bin, Alles, ohne meine geistlichen Funktionen zu rechnen.«

»Oh! das ist in der Tat zu viel für einen unwürdigen Diener Gottes!«

»Oh! nun spottet er«, sagte Gorenflot, »Herr Briquet, solltet Ihr

Eure christliche Liebe und Mildherzigkeit verloren haben?«

»Ich besaß also dergleichen?«

»Ich glaube auch, daß Neid bei Eurer Handlungsweise im Spiele ist; nehmt Euch in Acht, der Neid ist eine Todsünde.«

»Neid bei meiner Handlungsweise! Ich frage Euch, wen sollte ich beneiden?«

»Hm! Ihr sagt Euch: der Prior Dom Modeste Gorenflot, steigt stufenweise empor, er ist auf der aufsteigenden Linie.«

»Während ich auf der absteigenden Linie bin, nicht wahr?« entgegnete Chicot mit spöttischem Tone.

»Daran ist Eure falsche Stellung Schuld, Herr Briquet.«

»Herr Prior, erinnert Ihr Euch des Textes im Evangelium?«

»Welchen Text meint Ihr?«

»Wer sich erhöht, wird erniedrigt werden, wer sich erniedrigt, wird erhöht werden.«

»Puh!« machte Gorenflot.

»Ah! nun setzt er die heiligen Texte in Zweifel, der Ketzer!« rief Chicot die Hände faltend.

»Ketzer«, wiederholte Gorenflot, »die Hugenotten sind Ketzer.«

»Schismatiker also.«

»Was wollt Ihr sagen, Herr Briquet? In der Tat, Ihr verkennt mich.«

»Nichts, wenn nicht, daß ich eine Reise mache und zu Euch gekommen bin, um von Euch Abschied zu nehmen. Lebt also wohl, Seigneur Dom Modeste.«

»Ihr verlaßt mich so?«

»Ganz gewiß, bei Gott!«

»Ihr?«

»Ja, ich.«

»Ein Freund?«

»In der Größe hat man keine Freunde mehr.«

»Ihr, Chicot?«

»Ich bin nicht mehr Chicot, Ihr habt es mir so eben vorgeworfen.«

»Ich, wann dies?«

»Da Ihr von meiner falschen Stellung sprach.«

»Vorgeworfen! Ah! was für Worte habt Ihr heute!«

Und der Prior neigte seinen dicken Kopf, dessen drei Kinne sich in einem einzigen an seinem Stierhals abplatteten.

Chicot beobachtete ihn aus einem Augenwinkel: er sah den Prior leicht erbleichen.

»Gott befohlen und ohne Groll wegen der Wahrheiten, die ich Euch gesagt habe.«

Und er machte eine Bewegung, um wegzugehen.

»Sagt mir. Alles, was Ihr wollt«, sprach Dom Gorenflot, »doch habt keine solche Blicke mehr für mich.«

»Ah! ah! es ist ein wenig spät.«

»Wie zu spät. Hört doch, man geht nicht so weg, ohne zu essen, was Teufels! das ist nicht gesund, Ihr habt es mir selbst zwanzigmal gesagt. Nun, laßt uns frühstücken.«

Chicot war entschlossen, auf einmal alle seine Vorteile wieder zu gewinnen.

»Meiner Treue nein, man speist zu schlecht hier.«

Gorenflot hatte die anderen Angriffe mutig ertragen; unter diesem erlag er.

»Man speist schlecht bei mir?« stammelte er ganz verwirrt.

»Das ist wenigstens meine Meinung.«

»Habt Ihr Euch über Euer letztes Mittagmahl zu beklagen gehabt?«

»Ich habe noch den herben Geschmack am Gaumen, puh!«

»Ihr macht puh!« rief Gorenflot, die Arme zum Himmel erhebend.

»Ja«, sagte Chicot entschlossen, »ich mache puh!«

»Aber warum? spricht.«

»Schweinsrippchen waren unwürdig verbrannt.«

»Oh!«

»Die farcirten Ohren krachten nicht unter den Zähnen.«

»Oh!«

»Der Kapaun mit Reis schmeckte nur nach Wasser.«

»Gerechter Himmel!«

»Von der Kraftsuppe war das Fett nicht abgeschöpft.«
»Barmherzigkeit!«
»Man sah auf der Brühe ein Öl, das noch in meinem Magen schwimmt.«
»Chicot, Chicot!« seufzte Gorenflot mit demselben Tone, mit dem der verscheidende Cäsar: Brutus! Brutus! rief.
»Und dann könnt Ihr mir keine Zeit schenken.«
»Ich?«
»Ihr sagtet mir, Ihr hättet zu tun; habt Ihr das gesagt, ja oder nein? Es fehlte nur noch, daß Ihr zum Lügner würdet.«
»Nun! dieses Geschäft läßt sich verschieben. Ich habe nur eine Bittstellerin zu empfangen.«
»So empfangt sie.«
»Nein, nein, Herr Chicot, obgleich sie mir hundert Flaschen sizilianischen Wein geschickt hat.«
»Hundert Flaschen sizilianischen Wein?«
»Ich werde sie nicht empfangen, obschon sie wahrscheinlich eine sehr vornehme Dame ist; ich werde sie nicht empfangen; ich will nur Euch empfangen, teurer Herr Chicot. Sie wollte mein Beichtkind werden, die vornehme Dame, welche die Flaschen sizilianischen Wein in Hunderten schickt. Wenn Ihr es verlangt, verweigere ich ihr meinen geistlichen Rat, ich lasse ihr sagen, sie möge einen andern Beichtvater annehmen.«
»Dies Alles werdet Ihr tun?«
»Um mit Euch zu frühstücken, teurer Herr Chicot, um mein Unrecht gegen Euch wieder gut zu machen.«
»Euer Unrecht rührt von Eurem unbändigen Stolze her.«
»Ich werde mich demütigen, mein Freund.«
»Von Eurer unverschämten Trägheit.«
»Chicot, Chicot, von morgen an kasteie ich mich, indem ich meine Mönche alle Tage Übungen vornehmen lasse.«
»Eure Mönche Übungen?« versetzte Chicot, die Augen weit aufreißend, »und was für Übungen, mit der Gabel?«
»Nein, mit den Waffen.«
»Waffenübungen?«
»Ja, und das Kommandieren ist ermüdend.«

»Ihr kommandiert bei den Übungen der Jakobiner?«
»Ich gedenke wenigstens zu kommandieren.«
»Von morgen an?«
»Von heute an, wenn Ihr es verlangt.«
»Und wer hat den Gedanken gehabt, Kuttenträger exerzieren zu lassen?«
»Ich, wie es scheint.«
»Ihr, unmöglich.«
»Doch, ich habe dem Bruder Borromée Befehl gegeben.«
»Wer ist der Bruder Borromée?«
»Ah! ist wahr, Ihr kennt ihn nicht.«
»Wer ist es?«
»Der Säckelmeister.«
»Warum hast Du einen Säckelmeister, den ich nicht kenne, Einfaltspinsel?«
»Er ist hier seit Eurem letzten Besuche.«
»Und woher hast Du diesen Säckelmeister bekommen?«
»Der Herr Cardinal von Guise hat ihn mir empfohlen.«
»In Person?«
»Durch einen Brief«, mein lieber Herr Chicot durch einen Brief.
»Sollte es das Hühnergeier-Gesicht sein, das ich unten gesehen habe?«
»So ist es.«
»Der Mönch der mich meldete?«
»Ja.«
»Oh! oh!« machte Chicot unwillkürlich, »und welche Eigenschaft hat der vom Herrn Cardinal so warm unterstützte Säckelmeister?«
»Er rechnet wie Pythagoras.«
»Und mit ihm habt Ihr diese Waffenübungen beschlossen?«
»Ja, mein Freund.«
»Nämlich, er hat Euch vorgeschlagen, Eure Mönche zu bewaffnen, nicht wahr?«
»Nein, lieber Herr Chicot, der Gedanke ist von mir, ganz von mir.«

»Und in welcher Absicht?«

»In der Absicht, sie zu bewaffnen.«

»Keinen Stolz, verhärteter Sünder, der Stolz ist eine Todsünde; dieser Gedanke ist nicht Euch gekommen.«

»Mir oder ihm, ich weiß nicht mehr, ob mir oder ihm der Gedanke gekommen ist. Nein, nein, entschieden mir, es scheint sogar, daß ich bei dieser Gelegenheit ein sehr geistreiches und glänzendes lateinisches Wort gesprochen habe.«

Chicot näherte sich dem Prior.

»Ein lateinisches Wort, Ihr, mein lieber Prior?« sagte er, »und Ihr erinnert Euch diesen lateinischen Worts?«

»Militat spiritu . . . «

»Militat spiritu, militat gladio.«

»So ist es, so ist es!« rief Dom Modeste ganz begeistert.

»Gut, gut«, sprach Chicot, »man kann sich unmöglich freundlicher entschuldigen, als Ihr es tut, Dom Modeste; ich verzeihe Euch.«

»Oh!« machte Gorenflot voll Rührung.

»Ihr seid stets mein Freund, mein wahrer Freund.«

Gorenflot wischte eine Träne ab.

»Aber wir wollen frühstücken und ich will nachsichtig gegen das Frühstück sein.«

»Hört«, sprach Gorenflot begeistert, »ich werde dem Bruder Küchenmeister sagen, wenn das Essen nicht königlich sei, so lasse ich ihn einstecken.«

»Tut das, Ihr seid der Herr.«

»Und wir wollen einige von den Flaschen des Beichtkinds entpfropfen.«

»Ich werde Euch mit meiner Erleuchtung unterstützen, mein Freund.«

»Erlaubt, daß ich Euch umarme, Chicot.«

»Erstickt mich nicht und laßt uns plaudern.«

Fünftes Kapitel.

Die Tischgenossen.

Gorenflot brauchte nicht lange, um seine Befehle zu geben.

War der würdige Prior auf der aufsteigenden Linie, wie er dies behauptete, so war er es besonders in dem man die Einzelheiten eines Mahles und die Fortschritte der kulinarischen Wissenschaft betraf.

Dom Modeste ließ den Bruder Eusèbe rufen, der nicht vor seinem Oberen, sondern vor seinem Richter erschien. Aus der Art und Weise, wie man ihn vorgefordert, hatte er erraten können, daß etwas Außerordentliches bei dem ehrwürdigen Prior vorging.

»Bruder Eusèbe«, sprach Gorenflot mit strengem Tone, »hört, was Herr Robert Briquet, mein Freund, Euch sagen wird. Ihr vernachlässigt Euch, wie es scheint. Ich habe über schwere Unpünktlichkeiten bei Eurer letzten Kraftsuppe und über eine unselige Unachtsamkeit hinsichtlich des Krachens Eurer Ohren klagen hören. Nehmt Euch in Acht, Bruder Eusèbe, ein einziger Schritt auf dem schlimmen Weg zieht den ganzen Körper nach sich.«

Der Mönch errötete und erbleichte abwechselnd und stammelte eine Entschuldigung, welche nicht angenommen wurde.

»Genug«, sprach Gorenflot.

Bruder Eusèbe schwieg.

»Was habt Ihr heute zu frühstücken?« fragte der ehrwürdige Prior.

»Ich habe Rühreier mit Hahnenkämmen.«

»Hernach?«

»Gefüllte Champignons.«

»Hernach?«

»Krebse in Madeira.«

»Kleines Zeug, dies Alles, kleines Zeug, habt Ihr nicht etwas, das einen Grund bilden würde, sprecht geschwinde.«

»Ich hatte außerdem noch einen Schinken mit Pistazien.«

»Puh!« machte Chicot.

»Verzeiht«, unterbrach ihn schüchtern der Bruder Eusèbe, »er ist in Xeres Sekt gekocht. Ich habe ihn mit einem in einer Marinade von Aix-Oel erweichten Ochsenfleisch gespickt, so daß man mit dem Fett des Ochsen das Magere des Schinken und mit dem Fett des Schinken das Magere des Ochsen ißt.«

Gorenflot wagte es, an Chicot einen Blick begleitet von einer Gebärde der Billigung zu richten.

»Das ist gut, nicht wahr, Herr Robert?« sagte er.

Chicot machte eine Gebärde der Halbbefriedigung.

»Und hernach?« fragte Gorenflot, »was habt Ihr noch?«

»Man kann Euch einen Aal in der Minute fertig machen.«

»Pfui über Euren Aal!« sagte Chicot.

»Ich glaube, Herr Briquet«, entgegnete Bruder Eusèbe, der nach und nach mutig wurde, »ich glaube, daß Ihr von meinen Aalen kosten könnt, ohne es zu sehr zu bereuen.«

»Was haben sie denn so Seltenes, Eure Aale?«

»Ich füttere sie auf eine eigentümliche Weise.«

»Oh! oh!«

»Ja«, sprach Gorenflot, »es scheint, daß die Römer oder die Griechen, ich weiß nicht mehr genau, kurz ein Volk Italiens, ihre Lampreten fütterten, wie es Bruder Eusèbe tut. Er hat es in einem alten Autor Namens Sueton gelesen, der über die Küche schreibt.«

»Wie, Bruder Eusèbe«, rief Chicot »Ihr gebt Euren Aalen Menschen zu fressen?«

»Nein, mein Herr, ich hacke die Eingeweide und Lebern von Geflügel und Wildbret klein, ich füge ein wenig Schweinefleisch bei, ich mache aus dem Allem eine Art von Wurstfleisch, das ich meinen Aalen vorwerfe, welche in dem auf einem, jeden Tag erneuerten Kies in einem Monat fett werden und sich, während sie fett werden, beträchtlich verlängern. Derjenige, zum Beispiel, welchen ich heute dem ehrwürdigen Herrn Prior anbiete, wiegt neun Pfund.«

»Das ist also eine Schlange«, sagte Chicot.

»Er verschlang mit einem Mal ein Hühnchen von sechs Tagen.«

»Und wie habt Ihr ihn zubereitet?« fragte Chicot.

»Ja, wie habt Ihr ihn zubereitet?« wiederholte der Prior.

»Abgehäutet, gebräunt, durch Sardellenbutter gezogen, in feinem geriebenem Brot umgedreht, dann wieder zehn Sekunden lang auf den Rost gelegt, wonach ich die Ehre haben werde, Euch denselben mit Knoblauch und spanischem Pfeffer gewürzt, in einer Sauce schwimmend vorzusetzen.«

»Aber die Sauce selbst?«

»Ja, die Sauce selbst?«

»Eine einfache Sauce von Aix-Oel, mit Zitronen und Senf geschlagen.«

»Ganz gut«, sagte Chicot.

Bruder Eusèbe atmete.

»Nun fehlen die Confituren«, sprach Gorenflot einsichtsvoll.

»Ich werde ein Gericht ersinnen, das im Stande ist, den Beifall den ehrwürdigen Herrn Priors zu gewinnen.«

»Es ist gut, ich verlasse mich auf Euch«, sagte Gorenflot, »zeigt Euch meines Vertrauens würdig.«

Eusèbe verbeugte sich.

»Darf ich mich entfernen?« fragte er.

Der Prior befragte Chicot.

»Er mag sich entfernen«, sagte Chicot.

»Gut, und schickt mir den Bruder Kellermeister.«

Eusèbe verbeugte sich und ging hinaus.

Der Bruder Kellermeister folgte auf den Bruder Eusèbe und erhielt nicht minder pünktliche und nicht minder ins Einzelne gehende Befehle.

Zehn Minuten nachher saßen die zwei Freunde vor einem mit einem feinen leinenen Tuche bedeckten Tisch, in großen ganz mit Kissen ausgelegten Lehnstühlen begraben, Messer und Gabeln in der Hand, wie zwei Duellisten einander gegenüber.

Obgleich hinreichend groß für sechs Personen, war die Tafel doch voll gestellt, dergestalt hatte der Kellermeister Flaschen von verschiedenen Formen und Etiquetten aufgehäuft.

Dem Programm getreu, schickte Eusèbe Rühreier, Krebse und Champignone, welche die Luft mit einem milden Dampf von

Trüffeln und von Butter durchdufteten, wozu sodann der Geruch der Thymiancrème und des Madeiraweins kam.

Chicot griff wie ein Hungriger an.

Der Prior dagegen wie ein Mensch, der sich selbst, seinem Koch und seinem Tischgenossen mißtraut.

Doch nach einigen Minuten fing Gorenflot an zu schlingen, während Chicot beobachtete.

Man begann mit dem Rheinwein, dann ging man zu dem Burgunder von 1550 über, man machte einen Ausflug zu einem Ermitage, dessen Alter man nicht kannte; man nippte am Saint-Perey; endlich kam man zum Wein des Beichtkinds.

»Was sagt Ihr dazu?« fragte Gorenflot, nachdem er dreimal gekostet hatte, ohne daß er sich auszusprechen wagte.«

»Wild, aber leicht«, erwiderte Chicot, »und wie heißt die Bußfertige?«

»Ich kenne sie nicht.«

»Alle Wetter, Ihr wißt ihren Namen nicht.«

»Meiner Treue, nein, wir verhandeln durch Botschafter.«

Chicot machte eine Pause, während welcher er sanft die Augen schloß, als wollte er den Geschmack eines Schlucks Wein untersuchen, den er im Mund hielt, ehe er ihn durch die Gurgel laufen ließ, in der Wirklichkeit aber, um nachzudenken.

»Ich habe also die Ehre, einem Armee-General gegenüber zu speisen?« sagte er nach fünf Minuten.

»Oh! mein Gott, ja!«

»Wie, Ihr seufzt, während Ihr dies sagt?«

»Ah! das ist sehr anstrengend.«

»Allerdings; aber es ist ehrenvoll, es ist schön.«

»Herrlich! nur habe ich keine Stille mehr in den Officien . . . und vorgestern bin ich beinahe genötigt gewesen, eine Platte beim Abendbrot zu streichen.«

»Eine Platte streichen . . . und warum?«

»Weil mehrere von meinen besten Soldaten, ich muß es gestehen, die Vermessenheit hatten, den Weinbeermus von Burgund, den man am Freitag als drittes Gericht gibt, ungenügend zu finden.«

»Ah! ungenügend . . . und welchen Grund gaben sie hierfür an?«

»Sie behaupteten, sie hätten noch Hunger, und verlangten noch eine Fastenspeise, wie Kriechente, Hummer oder einen schmackhaften Fisch. Begreift Ihr diese Freßgierigen?«

»Verdammt, wenn sie übermäßige Übungen vornehmen müssen, so darf man nicht staunen, daß sie Hunger haben, diese Mönche.«

»Wo wäre denn das Verdienst?« entgegnete der Prior, »gut essen und gut arbeiten kann Jedermann. Was Teufels! man muß seine Entbehrungen dem Herrn anzubieten wissen«, fügte der würdige Abt bei, indem er ein großes Stück Schinken und Ochsenfleisch auf eine sehr ehrenwerte Portion Gelantine häufte, von der der Bruder Eusèbe nicht gesprochen hatte, weil dieses Gericht zu einfach war, nicht um auf den Tisch gesetzt zu werden, wohl aber, um auf der Karte zu figurieren.

»Trinkt, Modeste, trinkt«, sagte Chicot, »Ihr werdet ersticken, Ihr seht schon karmesinrot aus.«

»Vor Entrüstung«, erwiderte der Prior und leerte sein Glas, das eine halbe Pinte enthielt.

Chicot ließ ihn machen, als jedoch Gorenflot sein Glas wieder auf den Tisch gesetzt hatte, sprach er:

»Laßt hören, vollendet Eure Geschichte, sie interessiert mich sehr lebhaft, bei meinem Ehrenwort. Ihr habt ihnen also eine Platte entzogen, weil sie fanden, sie hätten nicht genug zu essen?«

»Ganz richtig.«

»Das ist geistreich.«

»Die Strafe hat auch eine gehörige Wirkung hervorgebracht; ich glaubte, man würde sich empören, die Augen glänzten, die Zähne klapperten.«

»Das ist ganz natürlich, sie hatten Hunger.«

»Sie hatten Hunger, nicht wahr?«

»Ganz gewiß.«

»Ihr sagt es, Ihr glaubt es?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Nun, ich habe an jenem Abend eine seltsame Erscheinung wahrgenommen, die ich der Analyse der Wissenschaft empfehlen werde; ich berief den Bruder Borromée und gab ihm meine Instruktionen in Betreff dieser Entziehung einer Platte, der ich, als ich die Meuterei sah, die Entziehung den Weins beifügte.«

»Nun?«

»Um mein Wort zu krönen, befahl ich eine neue Übung, da ich die hydra den Aufruhrs zu Boden treten wollte; die Psalmen sagen das, Ihr wißt; wartet doch: **Cabis poriabis diagonem**, ei! Ihr kennt das, Gottes Tod!«

»**Proculcabis draconem**«, sagte Chicot und schenkte dem Prior Wein ein.

»**Draconem**, so ist es, bravo! Ah! was die Drachen betrifft, eßt doch von diesem Aal, er ist vortrefflich.«

»Ich danke, ich kann nicht mehr schnaufen; doch erzählt, erzählt.«

»Was?«

»Eure seltsame Erscheinung.«

»Welches ich erinnere mich nicht mehr.«

»Diejenige, welche Ihr den Gelehrten empfehlen wolltet.«

»Ah! ja, nun entsinne ich mich.«

»Ich höre.«

»Ich verordne also eine Übung für den Abend; ich glaubte, ich würde meine Bursche geschwächt, bleich schwitzend sehen, und hatte eine ziemlich hübsche Rede über den Texte: *Derjenige, welcher mein Brot ißt*, vorbereitet.«

»Trockenes Brot? Ganz richtig, trockenem Brot«, rief Gorenflot und riß mit einem zyklischen Gelächter seine mächtigen Kinnladen auseinander und hatte mit dem Worte gespielt. »Ich lachte zum Voraus eine Stunde lang ganz allein, als ich mitten im Hofe eine Truppe belebter nerviger, wie Heuschrecken hüpfender Bursche fand, und dies ist die Illusion, über welche ich die Gelehrten befragen will.«

»Eine Illusion!«

»Und nach Wein rochen sie auf eine Meile.«

»Nach Wein? Bruder Borromée hatte Euch also hintergangen?«

»Oh! des Borromée bin ich sicher«, rief Gorenflot, »das ist der leidende Gehorsam in Person; wenn ich dem Bruder Borromée sagte, er solle sich am kleinen Feuer rösten, er würde selbst den Rost holen und ein Reisbüschel anzünden.«

»Das heißt ein schlechter Physiognomiker sein«, erwiderte Chicot, indem er sich an der Nase kratzte, »auf mich macht er nicht diesen Eindruck.«

»Es ist möglich, doch ich kenne meinen Borromée, siehst Du, wie ich Dich kenne, mein lieber Chicot«, sprach Gorenflot, der trunken werdend zugleich auch zärtlich wurde.

»Und Du sagst, sie haben nach Wein gerochen?«

»Borromée?«

»Nein, Deine Mönche.«

»Wie die Fässer, abgesehen davon, daß sie rot waren wie gesottene Krebse; ich machte diese Bemerkung gegen Borromée.«

»Bravo!«

»Ah! ich schlafe nicht.«

»Und was hat er geantwortet?«

»Warte, das war sehr subtil.«

»Ich glaube es.«

»Er antwortete, das sehr lebhaft natürliche Verlangen bringe dieselben Wirkungen hervor, wie die Befriedigung.«

»Oh! oh!« machte Chicot, »alle Wetter! das ist in der Tat äußerst subtil, wie Du sagst. Dein Borromée ist sehr stark, ich wunderte mich, daß er eine so schmale Nase und so dünne Lippen hat. Und das überzeugte Dich?«

»Ganz und gar, und Du wirst selbst überzeugt werden, nähere Dich ein wenig, denn ich kann mich nicht mehr ohne einen Schwindel rühren.«

Chicot rückte näher. Gorenflot machte aus seiner Hand einen akustischen Trichter, den er an das Ohr von Chicot hielt.

»Nun?« fragte Chicot.«

»Warte doch, ich will mich kurz fassen. Erinnerst Du Dich noch der Zeit, wo wir jung waren, Chicot?«

»Ich erinnere mich.«

»Der Zeit, wo das Blut brannte . . . wo unehrbare Gelüste? . . . «

»Prior! Prior!« rief der keusche Chicot.

»Borromée spricht, und ich behaupte, er hat Recht; brachte ein sehr lebhaftes Verlangen nicht zuweilen die Illusionen der Wirklichkeit hervor?«

Chicot lachte so heftig, daß der Tisch mit den Flaschen zitterte, wie der Boden eines Schiffes.

»Gut, gut«, sagte er, »ich werde in die Schule von Bruder Borromée gehen, und wenn mich seine Theorien gehörig durchdrungen haben, werde ich Euch um eine Gnade bitten, mein Ehrwürdiger.«

»Und sie soll Euch bewilligt werden, wie Alles was Ihr von Eurem Freunde verlangt. Sprecht nun, was für eine Gnade?«

»Beauftragt mich nur acht Tage lang mit der Ökonomie-Verwaltung der Priorei.«

»Und was wollt Ihr während dieser acht Tage tun?«

»Ich werde den Bruder Borromée mit seinen Theorien füttern, ihm eine Platte und ein leeres Glas vorsetzen und ihm sagen: verlangt mit der ganzen Macht Eures Hungers und Euren Durstes ein wälsches Huhn mit Champignons und eine Flasche Chambertin, aber nehmt Euch in Acht, daß Ihr Euch nicht mit diesem Chambertin berauscht, nehmt Euch in Acht vor einer Indigestion durch dieses wälsche Huhn, lieber Bruder Philosoph.«

»Du glaubst also nicht an das natürliche Verlangen, Heide?« sagte Gorenflot.

»Es ist gut! es ist gut! ich glaube, was ich glaube, doch lassen wir die Theorien.«

»Es sei, lassen wir sie und sprechen wir ein wenig von der Wirklichkeit«, versetzte Gorenflot. Und er füllte sich ein Glas.

»Auf die gute Zeit, von der Du vorhin sprachst, Chicot«, sagte er, »auf unsere Abendbrote im *Füllhorn!*«

»Bravo, ich glaubte, Du hättest dies Alles vergessen, Ehrwürdiger.«

»Profaner, dies Alles schläft unter der Majestät meiner Stellung; aber ich, bin, bei Gott! immer derselbe.«

Und Gorenflot stimmte, obgleich ihn Chicot wiederholt zum Schweigen ermahnte, sein Lieblingslied an.

»Riecht der Esel nur die Weid,
Spitzt er stracks das lange Ohr,
Ist die Flasch' vom Kork befreit,
Spritzet wilder Wein empor.
Doch nichts ist so ausgelassen,
Als der Mönch vom Wein erhitzt,
Der sich tollt in Schenk und Gassen,
Wenn die Freiheit ihm geblitzt.«

»Stille doch, Unglücklicher«, sagte Chicot, »wenn Bruder Borromée einträte, würde er glauben, Ihr hättet echt Tage lang nichts gegessen und nichts getrunken.«

»Wenn Bruder Borromée einträte, würde er mit uns singen.«

»Ich glaube es nicht.«

»Und ich sage es Dir.«

»Schweige und antworte auf meine Fragen.«

»Sprich also.«

»Du lässest mir keine Zeit, Trunkenbold.«

»Oh! ich ein Trunkenbold.«

»Sage, aus den Waffenübungen geht hervor, daß Dein Kloster in eine wahre Kaserne verwandelt ist?«

»Ja, mein Freund, das ist das richtige Wort, eine wahre Kaserne, eine wahre Kaserne; letzten Donnerstag, war es am Donnerstag? ja, am Donnerstag; warte doch, ich weiß nicht mehr, ob es am Donnerstag war.«

»Donnerstag oder Freitag, der Tag tut nichts zur Sache.«

»Das ist richtig, die Sache, nicht wahr? Nun wohl Donnerstag oder Freitag fand ich in der Hausflur zwei Novizen, die sich mit dem Säbel schlugen, nebst zwei Sekundanten, welche ebenfalls vom Leder zu ziehen bereit waren.«

»Und was hast Du getan?«

»Ich ließ mir eine Peitsche bringen, um die Novize durchzuwalken, aber sie flüchteten sich; Bruder Borromée . . . «

»Ah! ah! Borromée, abermals Bruder Borromée.«

»Immer.«

»Nun, Borromée?«

»Bruder Borromée holte sie jedoch ein und peitschte sie dergestalt, daß sie noch im Bette liegen, die Unglücklichen!«

»Ich wünschte ihre Schultern zu sehen, um die Kraft des Armes von Bruder Borromée schätzen zu können«, sagte Chicot.

»Wir sollten uns stören lassen, um andere Schulter zu sehen, als die von Schöpfen? nie! Eßt doch von diesem Aprikosenteig.«

»Nein, bei Gott! ich würde ersticken.«

»Trinkt also.«

»Nein: ich habe zu marschieren.«

»Glaubst Du etwa, ich habe nicht zu marschieren, und dennoch trinke ich.«

»Ah! Ihr, das ist etwas Anderes; auch braucht Ihr Eure Lunge, um beim Kommandieren zu schreien.«

»Also ein Glas, nur ein Glas von diesem Verdauungs-Liqueur, von dem nur Eusèbe das Geheimnis besitzt.«

»Einverstanden.«

»Er ist so wirksam, daß man, hätte man auch ganz unmäßig gegessen, doch notwendig zwei Stunden nach seinem Mittagsbrote Hunger spüren würde.«

»Welch ein Rezept für die Armen! Wißt Ihr, daß ich wenn ich König wäre, dem Pater Eusèbe den Kopf abschlagen ließe; sein Liqueur ist im Stande, ein Königreich auszuhungern. Oh! oh! was ist das?«

»Die Übung beginnt«, sagte Gorenflot.

Man hörte in der Tat einen gewaltigen Lärm von Stimmen und Waffen, der aus dem Hofe kam.

»Ohne den Anführer?« fragte Chicot, »oh! oh! mir scheint, das sind sehr schlecht disziplinierte Soldaten.«

»Ohne mich, nie«, erwiderte Gorenflot, »das kann nicht sein, verstehst Du? ich kommandiere, ich bin der Instruktor; halt, da hast Du den Beweis, ich höre Bruder Borromée kommen, der meine Befehle einholen will.«

In diesem Augenblick trat in der Tat Borromée ein; er warf auf Chicot einen Blick schief und rasch wie der verräterische Pfeil des Parthers.

»Oh! oh!« dachte Chicot »Du hast Unrecht gehabt, diesen Blick auf mich zu werfen, er hat Dich verraten.«

»Ehrwürdiger Herr Prior«, sprach Borromée »man wartet nur

auf Euch, um mit dem Visitieren der Gewehre und Panzer zu beginnen.«

»Panzer! oh! oh!« sagte leise Chicot zu sich selbst, »ich habe es, ich habe es.«

Und er stand hastig auf.

»Ihr werdet meinen Manoeuvres beiwohnen«, sprach Gorenflot, der nun ebenfalls aufstand, wie es ein Marmorblock tun würde, wenn er sich Beine nähme, »Euren Arm, Freund: Ihr sollt eine schöne Instruktion sehen.«

»Es ist wahr, der ehrwürdige Herr Prior ist ein tiefer Taktiker«, sprach Borromée, der fortwährend die unstörbare Physiognomie von Chicot prüfend anschaute.

»Dom Modeste ist in allen Dingen ein erhabener Mann«, erwiderte Chicot, sich verbeugend.

Dann murmelte er ganz leise:

»Oh! oh! spielen wir ein geschlossenes Spiel, mein kleiner Adler, oder es ist hier ein Hühnergeier, der Dir die Federn ausrupfen würde.«

Sechstes Kapitel.

Bruder Borromée.

Als Chicot, den ehrwürdigen Prior unterstützend, in den Hof der Priorei kam, war der Anblick genau da einer ungeheuren Kaserne in voller Tätigkeit.

In zwei Banden, jede von hundert Mann, geteilt, warteten die Mönche, die Hellebarde, die Pike oder die Muskete bei Fuß, wie Soldaten auf die Erscheinung ihres Kommandanten.

Fünzig ungefähr, von den Stärksten und Eifrigsten hatten ihre Köpfe mit Helmen oder Pickelhauben bedeckt; ein Gürtel befestigte an ihren Hüften ein langes Schwert; es fehlte ihnen durchaus nichts, als ein Schild, um den alten Medern, oder zurückgeschlagene Haare, um den modernen Chinesen zu gleichen.

Andere brüsteten sich stolz in gewölbten Panzern, woraus sie mit Vergnügen einen eisernen Handschuh klirren ließen.

Wieder Andere übten sich, in Armschienen und Beinschienen eingeschlossen, ihre durch diese teilweise Umschalung der Elastizität beraubten Gelenke zu biegen.

Bruder Borromée nahm einen Helm aus den Händen eines Novizen und setzte sich denselben auf den Kopf, mit einer Bewegung, so rasch und so regelmäßig, als es nur ein Reiter oder ein Lanzknecht hätte tun können.

Während er das Sturmband befestigte, konnte Chicot nicht umhin, den Helm anzuschauen, und während er ihn anschaute, lächelte sein Mund, und während er lächelte, drehte er sich rings um Borromée als wollte er ihn vor allen Seiten bewundern.

Er tat noch mehr, er näherte sich dem Säckelmeister und fuhr mit der Hand über eine von den Ungleichheiten des Helmes.

»Ihr habt da eine schöne Sturmhaube Bruder Borromée«, sagte er, »wo habt Ihr sie gekauft, mein lieber Prior?«

Gorenflot konnte nicht antworten, weil man ihm in diesem Augenblick einen Panzer umband, der, obwohl geräumig genug, um einen Farnesischen Herkules aufzunehmen, doch die üppigen

Wogungen des Fleisches vom würdigen Prior schmerzlich drückte.

»Gottes Tod! bindet nicht so fest«, rief Gorenflot, »preßt nicht so gewaltig, ich würde ersticken, ich hätte keine Stimme mehr. Genug! genug!«

»Ihr fragtet, glaube ich, den ehrwürdigen Prior, wo er meinen Helm gekauft habe?« sagte Borromée.

»Ich fragte dies den ehrwürdigen Prior und nicht Euch«, erwiderte Chicot, »denn ich nehme an, daß in diesem Kloster, wie in den anderen, Alles nur auf den Befehl des Superior geschieht.«

»Allerdings geschieht hier nichts ohne meinen Befehl«, sagte Gorenflot, »was fragt Ihr, lieber Herr Briquet?«

»Ich frage den Bruder Borromée, ob er wisse, woher dieser Helm komme.«

»Er gehörte zu einer Anzahl Rüstungen, die der ehrwürdige Prior gestern kaufte, um das Kloster zu bewaffnen.«

»Ich?« versetzte Gorenflot.

»Eure Herrlichkeit hat befohlen, sie erinnert sich dessen, daß man mehrere Heime und verschiedene Panzer hierher bringe, und man hat die Befehle Eurer Herrlichkeit vollzogen.«

»Es ist wahr, es ist wahr«, rief Gorenflot.

»Alle Wetter!« sagte Chicot, »mein Helm war also sehr anhänglich an seinen Herrn, daß er mich, nachdem er mich in das Hotel Guise geführt, nun wie ein verlorener Hund in der Priorei der Jakobiner aufsucht.«

In diesem Augenblick bildeten sich auf ein Zeichen von Bruder Borromée regelmäßige Linien, und es trat Stille in den Reihen ein.

Chicot setzte sich auf seine Bank, um nach seiner Bequemlichkeit den Manoeuvres beizuwohnen.

Gorenflot blieb stehen und hielt das Gleichgewicht auf seinen zwei Beinen wie auf zwei Pfosten.

»Habt Acht!« sagte ganz leise Bruder Borromée.

Dom Modeste zog einen riesigen Säbel aus seiner eisernen Scheide, schwang ihn in der Luft und schrie mit seiner Stentorstimme:

»Habt Acht!«

»Eure Ehrwürden würde sich vielleicht mit dem Kommandieren ermüden«, sprach nun Bruder Borromée mit sanfter Zuvorkommenheit, »Eure Ehrwürden war diesen Morgen leidend; wenn es ihr gefiele, ihre kostbare Gesundheit zu schonen, so würde ich heute bei der Übung, kommandieren.«

»Ich will es«, erwiderte Dom Modeste, »in der Tat, ich bin leidend, ich ersticke, geht.«

Borromée verbeugte sich und stellte sich wie ein Mensch, der an solche Einwilligungen gewöhnt ist, vor die Front der Truppe.

»Welch ein gefälliger Diener«, sprach Chicot, »dieser Bursche ist eine wahre Perle.«

»Er ist entzückend, ich sagte es Dir wohl«, erwiderte Dom Modeste.

»Ich bin überzeugt, daß er Dir dasselbe alle Tage tut.«

»Oh! alle Tage . . . er ist unterwürfig wie ein Sklave; ich mache ihm nur seine Zuvorkommenheiten zum Vorwurf. Die Demut besteht nicht in der Knechtereie«, fügte Gorenflot spruchreich bei.

»So daß Du wahrhaftig nichts hier zu tun hast und auf beiden Ohren schlafen kannst: Bruder Borromée wacht für Dich!«

»Oh! mein Gott, ja.«

»Das wollte ich wissen«, sagte Chicot, der seine Aufmerksamkeit Borromée allein zuwandte.

Es war wunderbar anzuschauen, wie, einem Schlachtroß ähnlich, unter dem Harnisch der Säckelmeister des Mönche sich aufrichtete.

Sein erweitertes Auge schleuderte Flammen, sein kräftiger Arm verlieh dem Schwerte so geschickte Bewegungen, daß man hätte glauben sollen, ein Meister in den Waffen fechte vor einem Peloton Soldaten. So oft Bruder Borromée eine Erläuterung machte, wiederholte sie Gorenflot und fügte bei:

»Borromée hat Recht; aber ich habe es Euch schon gesagt; erinnert Euch doch meiner gestrigen Lektion. Nehmt das Gewehr von einer Hand in die andere . . . haltet die Pike aufrecht, haltet sie aufrecht, das Eisen in der Höhe des Auges . . . Haltung, beim heiligen Georg! mit den Knien nicht gewankt; halb links um ist gerade dasselbe wie halb rechts um, nur ganz das Gegenteil.«

»Alle Wetter!« sagte Chicot, »Du bist ein geschickter

Demonstrator.«

»Ja, ja«, machte Gorenflot, sein dreifaches Kinn streichelnd, »ich verstehe das Manoeuvre ziemlich gut.«

»Und Du hast an Borromée einen vortrefflichen Zögling.«

»Er begreift mich, er ist äußerst einsichtsvoll.«

Die Mönche führten den militärischen Lauf, eine Art von Manoeuvre, welches damals sehr üblich war, die Angriffe mit dem Schwert, mit der Pike und die Übungen im Feuer aus.

Als man bei den letzteren war, sagte der Prior zu Chicot:

»Du wirst meinen kleinen Jacques sehen.«

»Wer ist Dein kleiner Jacques?«

»Ein artiger Junge, den ich mir beigesellen wollte, weil er ein ruhiges Äußeres und eine kräftige Hand besitzt, und bei dem Allem die Lebhaftigkeit des Salpeters hat.«

»Ah! wahrhaftig? Und wo ist er denn, der reizende Junge?«

»Warte, warte, ich will ihn Dir zeigen, dort, siehst Du, derjenige, welcher eine Muskete in der Hand hält und zuerst zu feuern sich anschickt.«

»Und er schießt gut?«

»Auf hundert Schritte fehlt er einen Rosenobel nicht.«

»Das ist ein Bursche, der vortrefflich bei der Messe dienen muß; doch warte ebenfalls.«

»Was denn?«

»Ja, ja, nein, nein.«

»Du kennst meinen kleinen Jacques?«

»Nicht im Geringsten.«

»Aber Du glaubtest ihn Anfangs zu kennen?«

»Ja, es kam mir vor, als hätte ich ihn in einer gewissen Kirche gesehen, an einem Tage, oder vielmehr in einer Nacht, wo ich in einem Beichtstuhl eingeschlossen war . . . Doch nein, ich täuschte mich, er ist es nicht.«

Diesmal, wir müssen es gestehen, standen die Worte von Chicot nicht ganz mit der Wahrheit im Einklang. Chicot war ein zu guter Physiognomiker, als daß er ein Gesicht, das er einmal gesehen, je wieder vergessen hätte.

Während er, ohne es zu vermuten, der Gegenstand der

Aufmerksamkeit des Priors und seines Freundes war, lud der kleine Jacques, wie ihn Gorenflot nannte, eine schwere Muskete, welche so lang war, als er; nachdem er sie geladen, stellte er sich stolz hundert Schritte von Ziel auf, zog sein rechtes Bein mit einer ganz militärischen Pünktlichkeit zurück und schlug an.

Der Schuß ging los und die Kugel traf zum großer Beifall der Mönche mitten in den Zweck.

»Alle Wetter! das ist gut visiert«, sagte Chicot, »und bei meinem Wort, es ist ein hübscher Junge.«

»Ich danke, mein Herr«, erwiderte Jacques, dessen bleiche Wangen sich mit der Röte des Vergnügens färbten.

»Du handhabst die Waffen geschickt, mein Kind«, versetzte Chicot.

»Ich studiere, mein Herr«, sprach Jacques.

Bei diesen Worten legte er seine Muskete, welche ihm nach dieser Probe seiner Geschicklichkeit unnütz geworden, bei Seite, nahm eine Pike aus den Händen seines Nachbars und machte damit eine Radschwingung, die Chicot vortrefflich ausgeführt fand.

Chicot erneuerte seine Komplimente.

»Mit dem Degen zeichnet er sich besonders aus«, sagte Dom Modeste. »Diejenigen, welche sich darauf verstehen, halten ihn für sehr stark; es ist wahr, der Junge hat eiserne Kniebeugen, stählerne Faustgelenke und spielt vom Morgen bis zum Abend mit dem Schwerte.«

»Ah! laßt das sehen«, versetzte Chicot.

»Wollt Ihr seine Stärke versuchen?« fragte Borromée.

»Ich möchte wohl einen Beweis davon haben«, erwiderte Chicot.

»Oh!« sprach Borromée, »außer mir vielleicht ist Niemand hier, der mit ihm zu fechten im Stande wäre; seid Ihr von einer gewissen Stärke, mein Herr?«

»Ich bin nur ein armer Bürger«, entgegnete Chicot den Kopf schüttelnd, »früher habe ich meinen Raufdegen geführt, aber heute zittern meine Beine, wackelt mein Arm und ist mein Kopf nicht mehr sehr gegenwärtig.«

»Doch Ihr übt es immer noch?« sagte Borromée.

»Ein wenig«, antwortete Chicot indem er Gorenflot welcher lächelte, einen Blick zuwarf, der den Lippen von diesem den Namen Nicolas David entriß.

Doch Borromée sah das Lächeln nicht; Borromée hörte diesen Namen nicht und befahl mit einer Miene voll Ruhe Rapiere und Fechtmasken zu bringen.

Funkelnd vor Freude, unter seiner kalten, düsteren Hülle, hob Jacques seinen Rock bis zum Knie auf und stellte seine Sandale mit einem Appel auf dem Sande fest. Chicot aber sprach:

»Da ich weder Mönch noch Soldat bin, so habe ich seit langer Zeit mich nicht mehr in den Waffen geübt; wollt Ihr, ich bitte Euch, Ihr, Bruder Borromée, der Ihr nichts als Muskeln und Sehnen seid, dem Bruder Jacques die Lektion geben. Willigt Ihr ein, lieber Prior?« fragte Chicot Dom Modeste.

»Ich befehle es!« deklamierte der Prior, stets entzückt, dieses Wort anzubringen.

Borromée nahm seinen Helm ab; Chicot streckte eiligst seine Hände aus, und der in seine Hände gelegte Helm erlaubte seinem ehemaligen Herrn abermals seine Identität zu erkennen; während unser Bürger diese Prüfung vornahm, befestigte der Säckelmeister seinen Rock an seinem Gürtel und schickte sich an.

Vom Corpsgeist beseelt, bildeten sämtliche Mönche einen Kreis um den Zögling und den Professor.

Gorenflot neigte sich an das Ohr seines Freundes und sagte naiv:

»Nicht wahr, es ist auch belustigend, Vesper zu singen?«

»Das sagen die Chevaulegers«, antwortete Chicot mit derselben Naivität.

Die zwei Kämpfenden legten sich aus; spröde und nervig, hatte Borromée den Vorteil des Wuchses, er hatte auch den, welchen Aplomb und Erfahrung verleihen.

Das Feuer stieg in lebendigen Lichtern in die Augen von Jacques und färbte seine Wangen mit einer fieberhaften Röte.

Man sah allmählich die religiöse Maske von Borromée fallen, der, das Rappier in der Hand, fortgerissen durch die so gewaltige Wirkung des Kampfes der Geschicklichkeit, sich in einen

Fechtmeister verwandelte; er mischte in jeden Stoß eine Ermahnung, einen Rat, einen Vorwurf; aber oft siegten die Kraft, die Behändigkeit, das Ungestüm von Jacques über die guten Eigenschaften seines Lehrers, und Bruder Borromée empfing einen tüchtigen Stoß auf die volle Brust.

Chicot verschlang dieses Schauspiel mit den Augen und zählte die treffenden Stöße.

Als der Kampf beendet war, oder vielmehr als die Fechtenden eine erste Pause machten, hatte Jacques sechsmal, Borromée neunmal getroffen, das ist hübsch für den Schüler, aber nicht genug für den Lehrer.

Ein Blitz, der, mit Ausnahme von Chicot, für Jedermann unbemerkt blieb, zuckte in den Augen von Borromée und enthüllte einen neuen Zug seines Charakters.

»Gut«, dachte Chicot, »er ist stolz.«

»Mein Herr«, sprach Borromée mit einer Stimme, die er nur mit großer Mühe süßlich zu machen im Stande war, »die Waffenübung ist sehr hart für Jedermann und besonders für arme Mönche, wie wir sind.«

»Gleichviel«, erwiderte Chicot entschlossen, Bruder Borromée bis in seine letzten Verschanzungen zu treiben, »der Lehrer darf nicht weniger als die Hälfte Vorteil über seinen Zögling haben.«

»Ah! Herr Briquet«, versetzte Borromée, der ganz bleich wurde und sich auf die Lippen biß, »Ihr seid sehr absolut, wie mir scheint.«

»Gut, er ist zornmütig«, dachte Chicot »zwei Todsünden; man sagt, eine genüge, um einen Menschen ins Verderben zu stürzen: ich habe ein schönes Spiel!«

Dann fuhr er laut fort:

»Und hätte Jacques mehr Ruhe, so bin ich sicher, daß die Partie gleich stünde.«

»Ich glaube nicht«, entgegnete Borromée.

»Nun, ich bin dessen sicher.«

»Herr Briquet, der das Fechten kennt«, sprach Borromée mit bitterem Tone, »sollte vielleicht die Stärke von Jacques selbst versuchen; er könnte sich dann besser Rechenschaft darüber geben.«

»Oh! Ich bin alt«, sagte Chicot.

»Ja, aber unterrichtet«, entgegnete Borromée.

»Ah! Du spottest«, dachte Briquet, »warte, warte.«

Aber«, fuhr er fort, »es gibt einen Umstand, der meiner Bemerkung von ihrem Werte benimmt.«

»Welcher Umstand?«

»Der, daß Bruder Borromée als würdiger Lehrer, davon bin ich überzeugt, Jacques ein wenig aus Gefälligkeit hat treffen lassen.«

»Ah! ah!« machte Jacques, ebenfalls die Stirne faltend.

»Nein, gewiß nicht«, erwiderte Borromée, an sich haltend, im Grunde aber im höchsten Maaße erbost, »ich liebe Jacques sicherlich, aber ich verderbe ihn nicht durch dergleichen Gefälligkeiten.«

»Das ist zum Erstaunen«, versetzte Chicot »entschuldigt mich, ich hatte es geglaubt.«

»Aber Ihr, der Ihr sprecht, versucht es doch einmal«, sagte Borromée.

»Oh! schüchtert mich nicht ein!«

»Seid unbesorgt, mein Herr, man wird Nachsicht mit Euch haben. Man kennt die Gesetze der Kirche.«

»Heide!« murmelte Chicot.

»Nun, Herr Briquet, nur einen Gang.«

»Versuche es«, sagte Gorenflot, »versuche es.«

»Ich werde Euch nicht wehe tun, mein Herr«, sprach Jacques, der nun ebenfalls die Partie seines Lehrmeisters nahm und seinerseits ein wenig zu beißen wünschte, »ich habe eine sehr sanfte Hand.«

»Ein liebes Kind«, murmelte Chicot, indem er auf den jungen Mönch einen unbeschreiblichen Blick heftete, der in einem stillen Lächeln endigte.

»Nun denn«, sagte er, »da es Jedermann will . . . «

»Ah! Bravo!« riefen die Beteiligten mit dem Appetit nach Triumph.

»Nur sage ich Euch zum Voraus, das ich nicht mehr als drei Gänge annehme«, sprach Chicot.

»Wie es Euch beliebt«, erwiderte Jacques.

Langsam erhob sich Chicot von der Bank, auf die er sich wieder niedergesetzt hatte, schloß sein Wamms, zog seinen Fechthandschuh an und befestigte seine Maske mit der Schnelligkeit einer Schildkröte, welche nach Fliegen schnappt.

»Wenn dieser auf Deine geraden Stöße zur Parade kommt«, flüsterte Borromée Jacques zu, »so tue ich keinen Gang mehr mit Dir, das sage ich Dir.«

Jacques machte ein Zeichen mit dem Kopf, begleitet von einem Lächeln, welches bedeutete:

»Seid unbesorgt, Meister.«

Chicot nahm stets mit derselben Langsamkeit und Umsicht seine Stellung, und streckte seine langen Arme und Beine aus, die er durch ein Wunder von Genauigkeit so richtete, daß er ihre ungeheure Federkraft und unberechenbare Entwicklung verbarg.

Siebentes Kapitel.

Die Lektion.

Die Fechtkunst war zu der Zeit, von der wir nicht nur die Ereignisse zu erzählen, sondern auch die Sitten und Gebräuche zu schildern versuchen, nicht das, was sie heute ist. Die zweischneidigen Degen machten, daß man beinahe eben so oft stieß, als hieb, und daraus erfolgte eine Menge von Wunden, welche bei einem wirklichen Kampf ein mächtiges Motiv der Aufregung wurden. Aus achtzehn Wunden sein Blut verlierend, hielt sich Quelus noch aufrecht, kämpfte noch fort, und er wäre nicht gefallen, hätte ihn nicht eine neunzehnte Wunde auf das Lager geworfen, das er nur mit dem Grabe vertauschte.

Aus Italien gebracht, doch noch in ihrer Kindheit begriffen, bestand die Fechtkunst in jener Zeit in einer Anzahl von Evolutionen, die den Fechter bedeutend aus seiner Stellung rückten und bei einem durch den Zufall gewählten Terrain auf eine Menge von Hindernissen stoßen mußten.

Es war nicht selten, daß man den Fechter sich verlängern, sich verkürzen, rechts springen, links springen, eine Hand auf den Boden stützen sah; da die Behändigkeit nicht nur der Hand, sondern auch der Beine und des ganzen Körpers eine der ersten Bedingungen der Kunst sein mußte.

Chicot schien die Fechtkunst nicht in dieser Schule gelernt zu haben; es war im Gegenteil, als hätte er eine Ahnung von der gegenwärtigen Kunst gehabt, deren ganze Erhabenheit, deren ganze Anmut in der Behändigkeit der Hände und in einer beinahe völligen Unbeweglichkeit des Körpers liegt. Er stellte sich gerade und fest auf das eine und das andere Bein, mit einem zugleich geschmeidigen und nervigen Faustgelenke, mit einem Degen, der von der Spitze bis zur Hälfte der Klinge ein biegsames Rohr zu sein schien und vom Stichblatt bis zur Mitte ein unbiegsamer Stahl war.

Als er diesen ehernen Mann vor sich sah, dessen Faustgelenke allein lebendig zu sein schien, trat bei Jacques eine Ungeduld mit dem Degen ein, welche auf Chicot keine andere Wirkung

hervorbrachte, als daß sie seinen Arm und sein Bein bei der geringsten Blöße abspannte, die er in dem Spiel seines Gegners wahrnahm, und man begreift, daß bei der Gewohnheit, zu stechen und zu hauen, diese Blößen häufig vorkamen. Bei jeder derselben verlängerte sich dieser große Arm um drei Fuß und traf die Mitte der Brust des Bruders mit einem so methodischen Kopfstoße, als ob ein Mechanismus ihn geleitet hätte, und nicht ein ungleiches und ungewisses Organ von Fleisch.

Bei jedem von diesen Stößen machte Jacques, rot vor Zorn und Wetteifer einen Sprung rückwärts.

Zehn Minuten lang entwickelte der junge Mensch alle Mittel seiner wunderbaren Behändigkeit; er stürzte vor wie eine Tigerkatze, er bog sich zurück wie eine Schlange, er schlüpfte unter die Brust von Chicot sprang rechts und links; aber dieser erfaßte, mit seiner ruhigen Miene und seinem langen Arm, die geeignete Zeit, drückte das Rappier seines Gegners auf die Seite und sandte stets den furchtbaren Knopf an seine Adresse.

Bruder Borromée erleichte durch das Zurückströmen aller Leidenschaften, die ihn kurz zuvor übermäßig aufgereizt hatten.

Endlich drang Jacques zum letzten Male auf Chicot ein, der, da er ihn durchaus nicht lotrecht auf seinen Beinen sah, ihm eine Blöße bot, damit er gänzlich ausfiel. Jacques verfehlte nicht, dies zu tun, und Chicot der steif parierte, brachte den armen Zögling dergestalt von der Linie des Gleichgewichte ab, daß er die Haltung verlor und fiel.

Unbeweglich wie ein Fels, war Chicot auf derselben Stelle geblieben.

Bruder Borromée zernagte sich die Finger bis auf's Blut.

»Ihr sagtet nicht, Ihr wäret ein Pfeiler des Fechtsaales, mein Herr«, sprach er.

»Er«, rief Gorenflot verwundert, aber aus einem leicht begreiflichen Gefühle der Freundschaft triumphierend, »er, was denkt Ihr?«

»Ich, ein armer Bürger«, sagte Chicot, »ich, Robert Briquet, ein Pfeiler des Fechtsaales, oh! Herr Säckelmeister!«

»Aber, mein Herr«, rief Bruder Borromée, »um einen Degen zu handhaben, wie Ihr es tut, muß man ungeheuer geübt sein.«

»Ei! mein Gott, ja, mein Herr«, erwiderte Chicot treuherzig, »ich habe in der Tat hie und da den Degen geführt; doch wenn ich ihn führte, sah ich immer ein Ding.«

»Daß für denjenigen, welcher ihn führt, der Stolz ein schlechter Ratgeber und der Zorn ein schlechter Gehilfe ist. Nun hört, mein kleiner Jacques«, fügte er bei, »Ihr habt ein hübsches Faustgelenke, doch Ihr habt weder Beine, noch Kopf es gibt beim Fechten drei wesentliche Dinge: den Kopf zuerst, dann die Hand und endlich die Beine; mit dem ersten kann man sich verteidigen, mit dem ersten und der zweiten kann man siegen, vereinigt man aber alle drei, so siegt man immer.«

»Oh! mein Herr«, sprach Jacques, »fechtet einmal, mit Bruder Borromée, das ist gewiß hübsch anzuschauen.«

Chicot wollte den Vorschlag verächtlich zurückweisen, doch er bedachte, daß der stolze Säckelmeister vielleicht einen Vorteil daraus ziehen würde.

»Es sei«, sagte er, »wenn Bruder Borromée einwilligt, bin ich zu Befehl!«

»Nein, mein Herr«, erwiderte der Säckelmeister, »ich würde geschlagen, ich will es lieber anerkennen, als die Probe machen.«

»Oh! wie bescheiden, wie liebenswürdig ist er!« sagte Gorenflot.

»Du täuschest Dich«, entgegnete ihm der unbarmherzige Chicot in's Ohr, »er ist verrückt vor Eitelkeit; hätte ich in seinem Alter eine solche Gelegenheit gefunden, ich würde auf den Knien um die Lektion gebeten haben, welche Jacques so eben zu Teil geworden ist.«

Hiernach nahm Chicot wieder seinen gekrümmten Rücken, seine Circumslerbeine und seine ewige Grimasse an und setzte sich auf seine Bank.

Jacques folgte ihm; die Bewunderung trug bei dem jungen Mann den Sieg über die Schmach der Niederlage davon.

»Gebt mir doch Lektion, Herr Robert«, sagte er, »der ehrwürdige Herr Prior wird es erlauben, nicht war?«

»Ja, mein Kind, mit Vergnügen«, antwortete Gorenflot.

»Ich will Eurem Lehrer keinen Vorzug abzugewinnen suchen«, sagte Chicot — und er verbeugte sich vor Borromée.

»Ich bin nicht der einzige Lehrer von Jacques«, entgegnete Borromée, »ich unterrichte nicht allein im Fechten hier, und da ich nicht allein die Ehre habe, so erlaubt mir, auch nicht allein die Niederlage auf mich zu nehmen.«

»Wer ist denn sein anderer Professor?« fragte hastig Chicot, als er bei Borromée die Röte wahrnahm, welche die Furcht, eine Unklugheit begangen zu haben, enthüllte.

»Niemand, Niemand«, erwiderte Borromée.

»Doch, doch«, sagte Chicot, »ich habe vollkommen gut gehört. Wer ist denn Euer anderer Lehrer, Jacques?«

»Ja, ja, ein kurzer, dicker Mann«, rief Gorenflot. »Ihr habt ihn mir vorgestellt, und er kommt zuweilen hierher; ein gutes Gesicht . . . trinkt auch ganz angenehm.«

»Ich erinnere mich seines Namens nicht mehr«, sagte Borromée.

Bruder Eusèbe, mit seiner glückseligen Miene und seinem Messer im Gürtel, trat einfältig vor und sprach:

»Ich weiß es.«

Borromée machte ihm vielfache Zeichen, die er nicht bemerkte.

»Es ist Meister Bussy-Leclerc, der Professor der Fechtkunst in Brüssel war«, fuhr er fort.

»Alle Wetter!« sagte Chicot, »Meister Bussy-Leclerc«, meiner Treue, eine gute Klinge.«

Und während er dies mit aller Naivität der er fähig war, sprach, fing Chicot den wütenden Blick auf, welchen Borromée auf den zur Unzeit Gefälligen schoß.

»Ah! es war mir nicht bekannt, daß er Bussy-Leclerc hieß. Man vergaß, mich davon zu unterrichten«, - versetzte Gorenflot.

»Ich wußte nicht, daß der Name Eure Herrlichkeit im Geringsten interessierte«, sprach Borromée.

»In der Tat!« rief Chicot, »mag dieser oder jener der Fechtmeister sein, gleichviel, wenn er nur gut ist.«

»In der Tat, gleichviel, wenn er nur gut ist«, wiederholte Gorenflot.

Und hiernach schlug er, geleitet von der allgemeinen Bewunderung, den Weg nach der Treppe seiner Wohnung ein.

Die Übung war beendet.

Am Fuße der Treppe wiederholte Jacques, zum größten Mißvergnügen von Borromée seine Bitte bei Chicot; dieser aber antwortete:

»Ich verstehe nicht zu unterrichten; ich habe mich ganz allein durch Nachdenken und Übung gebildet; mach es wie ich; jedem gesunden Geiste nützt das Gute.«

Borromée befahl eine Bewegung, welche alle Mönche den Gebäuden, zur Rückkehr zuwandte. Gorenflot stützte sich auf Chicot und stieg majestätisch die Treppe hinauf.

»Ich hoffe, das ist ein dem Dienste Gottes geweihtes und zu etwas taugliches Haus!« sprach er stolz.

»Pest! ich glaube es wohl«, erwiderte Chicot. »Man sieht schöne Dinge, ehrwürdiger Prior, wenn man zu Euch kommt.«

»Dies Alles in einem Monat, in weniger als ein Monat sogar.«

»Und durch Euch gemacht?«

»Durch mich gemacht, durch mich allein, wie Ihr seht«, antwortete Gorenflot, sich ausrichtend.

»Das ist mehr als ich erwartete, und wenn ich auf meiner Sendung zurückkomme, Freund . . . «

»Ah! es ist wahr, lieber Freund; sprechen wir von Eurer Sendung . . . «

»Um so lieber, als ich vor meiner Abreise eine Botschaft oder vielmehr einen Boten an den König zu schicken habe.«

»An den König, lieber Freund? einen Boten? Ihr korrespondiert also mit dem König?«

»Unmittelbar.«

»Und Ihr braucht einen Boten, sagt Ihr?«

»Ich brauche einen Boten.«

»Wollt Ihr einen von unseren Brüdern? Es wäre eine Ehre für das Kloster, wenn einer von unsern Brüdern den König sehen würde.«

»Gewiß.«

»Ich will zwei unserer besten Beine zu Eurer Verfügung stellen; doch erzählt mir, Chicot, wie der König, der Euch für tot hielt . . . «

»Ich habe Euch gesagt, es war nur eine Lethargie, und im

gegebenen Augenblick bin ich auferstanden.«

»Um wieder in Gunst zu kommen?« fragte Gorenflot.

»Mehr als je.«

»Dann könnt Ihr dem König wohl Alles sagen, was wir in seinem Interesse tun?«

»Ich werde es nicht unterlassen, mein Freund, seid unbesorgt.«

»Ah! teurer Chicot«, rief Gorenflot, der sich schon als Bischof sah.

»Zuvor habe ich Euch jedoch um zwei Dinge zu bitten.«

»Sprecht.«

»Zuerst um Geld, das Euch der König zurückgeben wird.«

»Geld«, rief Gorenflot höflich aufstehend, »meine Kassen sind voll.«

»Ihr seid, meiner Treue! glücklich.«

»Wollt Ihr tausend Taler?«

»Nein, das ist viel zuviel; ich bin bescheiden in meinen Ansprüchen, demütig in meinen Wünschen; mein Titel als Botschafter macht mich nicht stolz, und ich verberge ihn eher, als daß ich mich damit brüste. Hundert Taler genügen mir.«

»Hier sind sie. Und das Zweite?«

»Ein Stallmeister.«

»Ein Stallmeister?«

»Ja, um mich zu begleiten; ich liebe die Gesellschaft.«

»Ah! mein Freund, wenn ich noch frei wäre, wie einst . . . « sagte Gorenflot, einen Seufzer ausstoßend.

»Ja, aber Ihr seid es nicht mehr.«

»Die Größe fesselt«, murmelte Gorenflot.

»Ach! man kann nicht Alles zugleich haben«, erwiderte Chicot, »da ich mich nicht Eurer ehrenwerten Gesellschaft erfreuen kann, teuerster Prior, so werde ich mich mit dem kleinen Bruder Jacques begnügen.«

»Mit dem kleinen Bruder Jacques?«

»Ja, er gefällt mir.«

»Und Du hast Recht, Chicot, es ist ein seltener Mensch, der es weit bringen wird.«

»Ich will ihn zuerst zwei hundert Meilen weit führen wenn Du es

erlaubst?«

»Er gehört Dir, mein Freund.«

Der Ritter schlug auf eine Glocke, bei deren Klang ein Laienbruder herbeilief.

»Man lasse den Bruder Jacques und den mit den Gängen in der Stadt beauftragten Bruder heraufkommen.«

Zehn Minuten nachher erschienen Beide auf der Schwelle.

»Jacques«, sagte Gorenflot, »ich gebe Euch eine außerordentliche Sendung.«

»Mir, Herr Prior?« fragte der junge Mensch erstaunt.

»Ja, Ihr werdet Herrn Robert Briquet auf einer großen Reise begleiten.«

»Oh!« rief mit nomadischer Begeisterung der junge Bruder, »ich auf die Reise mit Herrn Robert Briquet, ich in frischer Luft, ich in Freiheit! Ah! Herr Robert Briquet, nicht wahr, wir werden jeden Tag fechten?«

»Ja, mein Kind.«

»Und ich darf meine Büchse mitnehmen?«

»Du wirst sie mitnehmen.«

Jacques sprang und stürzte mit einem Freudengeschrei aus dem Zimmer.

»Was den Auftrag betrifft«, sagte Gorenflot, »so bitte ich Euch, Eure Befehle zu geben. Tretet vor, Bruder Panurgos.«

»Panurgos«, versetzte Chicot, bei dem dieser Name Erinnerungen rege machte, welche nicht frei von Schmerz waren, »Panurgos?«

»Ach! ja«, erwiderte Gorenflot »ich habe diesen Bruder gewählt, welcher wie der Andere Panurgos heißt, um ihn die Gänge machen zu lassen, die der Andere, machte.«

»Unser alter Freund ist also außer Dienst?«

»Er ist tot, er ist tot.«

»Oh!« rief Chicot mitleidig, »allerdings mußte er sich alt machen.«

»Neunzehn Jahre, mein Freund, er war neunzehn Jahre alt.«

»Das ist ein merkwürdig hohes Alter«, sprach Chicot, »nur die Klöster bieten solche Beispiele.«

Achtes Kapitel.

Die Beichterin.

Der vom Prior unter dem Namen Panurgos angekündigte Mönch erschien bald.

Man hatte ihm offenbar nicht wegen seiner physischen oder moralischen Beschaffenheit vergönnt, seinen verstorbenen Homonymen zu ersetzen, denn nie war ein gescheiteres Gesicht durch die Anwendung von einem Eselsnamen entehrt worden.

Mit seinen kleinen Augen, seiner spitzigen Nase und einem hervorstehenden Kiefer, glich Bruder Panurgos einem Fuchse.

Chicot schaute ihn einen Augenblick an und schien während dieses Augenblicks, so kurz er auch war, den Boten des Klosters zu seinem wahren Werte geschätzt zu haben.

Panurgos blieb demütig bei der Türe stehen.

»Kommt hierher, Herr Eilbote«, sagte Chicot, »kennt Ihr den Louvre?«

»Ja, mein Herr«, antwortete Panurgos.

»Und im Louvre kennt Ihr einen gewissen Heinrich Von Valois?«

»Den König?«

»Ich weiß in der Tat nicht, ob es der König ist«, erwiderte Chicot, »aber man nennt ihn gewöhnlich so.«

»Mit dem König werde ich zu tun haben?«

»Ganz richtig, kennt Ihr ihn?«

»Genau, Herr Briquet.«

»Wohl! Ihr verlangt mit ihm zu sprechen.«

»Wird man mich zu ihm lassen?«

»Bis zu seinem Kammerdiener, ja; Euer Kleid ist ein Paß; Seine Majestät ist sehr religiös, wie Ihr wißt.«

»Und was soll ich dem Kammerdiener Seiner Majestät sagen?«

»Ihr sagt ihm, Ihr werdet vom Schatten geschickt.«

»Von welchem Schatten?«

»Die Neugierde ist ein gemeiner Fehler.«

»Verzeiht.«

»Ihr sagt also, Ihr werdet vom Schatten geschickt.«

»Ja.«

»Und Ihr erwartet den Brief.«

»Welchen Brief?«

»Abermals!«

»Ah! es ist wahr.«

»Mein Ehrwürdiger, der andere Panurgos wäre mir entschieden lieber«, sagte Chicot sich gegen Gorenflot umwendend.

»Das ist Alles, was ich zu tun habe?« fragte der Bote.

»Ihr fügt bei, der Schatten warte, indem er ganz sachte auf der Straße nach Charenton fort wandere.«

»Auf dieser Straße habe ich Euch nachzufolgen?«

»Allerdings.«

Panurgos schritt auf die Türe zu und hob den Vorhang auf, um hinauszugehen; es kam Chicot vor, als hätte der Bruder Panurgos bei dieser Bewegung einen Horcher entblößt.

Übrigens fiel der Vorhang wieder so rasch, daß Chicot nicht dafür hätte stehen können, ob das, was er für eine Wirklichkeit nahm, nicht eine Vision gewesen wäre.

Der scharfe Geist von Chicot machte es diesem bald zur Gewißheit, daß Bruder Borromée horchte.

»Oh! Du horchst«, dachte er, »desto besser, ich werde in diesem Fall für Dich sprechen.«

»Ihr seid also mit einer Sendung vom König beehrt, lieber Freund?« sagte Gorenflot.

»Mit einer vertraulichen ja.«

»Ich denke, sie bezieht sich auf die Politik?«

»Ich denke es auch.«

»Wie, Ihr wißt nicht, mit welcher Sendung Ihr beauftragt seid?«

»Ich weiß nur, daß ich der Träger eines Briefes bin.«

»Ein Staatsgeheimnis ohne Zweifel?«

»Ich glaube es.«

»Und Ihr vermutet nichts?«

»Nicht wahr, wir sind hinreichend allein, daß ich Euch meine

Gedanken sagen kann?«

»Sprecht; ich bin ein Grab für Geheimnisse.«

»Nun wohl! der König ist endlich entschlossen, dem Herzog von Anjou beizustehen.«

»In der Tat?«

»Ja, Herr von Joyeuse mußte zu diesem Behuf in der vergangenen Nacht abreisen.«

»Aber Ihr, mein Freund?«

»Ich gehe gegen Spanien zu.«

»Wie reist Ihr?«

»Bei Gott! wie wir es früher machten, zu Fuß, zu Pferd, im Wagen, wie es sich gerade trifft.«

»Jacques wird ein guter Gesellschafter auf der Reise für Euch sein, und Ihr habt wohl getan, ihn zu wählen.«

»Ich gestehe, *mir* gefällt er ungemein.«

»Dies wäre ein hinreichender Grund, daß ich ihn Euch geben würde; aber ich glaube überdies, er wäre eine tüchtige Unterstützung für Euch im Falle eines Zusammentreffens.«

»Ich danke, mein Freund. Und nun habe ich Euch nur noch Lebewohl zu sagen.«

»Gott befohlen!«

»Was macht Ihr?«

»Ich will Euch meinen Segen geben.«

»Bah! unter uns ist das unnötig«, sagte Chicot.

»Ihr habt Recht«, versetzte Gorenflot, »das ist gut für die Fremden.«

Und die zwei Freunde umarmten sich zärtlich.

»Jacques!« rief der Prior, »Jacques!«

Panurgos zeigte sein Mardergesicht zwischen den zwei Türvorhängen, »Wir! Ihr seid noch nicht abgegangen?« rief Chicot.

»Verzeiht, Herr.«

»Geht geschwinde, Herr Briquet hat Eile«, sagte Gorenflot, »wo ist Jacques?«

Bruder Borromée erschien ebenfalls mit süßlicher Miene und lachendem Mund.

»Bruder Jacques?« wiederholte der Prior.

»Bruder Jacques ist weggegangen«, sagte der Säckelmeister.

»Wie, weggegangen!« rief Chicot.

»Habt Ihr nicht verlangt, daß Jemand nach dem Louvre gehe, mein Herr?«

»Ja, Bruder Panurgos«, erwiderte Gorenflot.

»Oh! ich Dummkopf, der ich bin! ich hatte verstanden Jacques«, sagte Borromée, sich vor die Stirne schlagend.

Das Gesicht von Chicot verfinsterte sich, doch das Bedauern von Borromée war scheinbar so aufrichtig, daß ein Vorwurf grausam gewesen wäre.

»Ich werde also warten, bis Jacques zurückgekommen ist«, sagte Chicot.

Borromée verbeugte sich, die Stirne faltend.

»Ah!« rief er, »obgleich ich deshalb heraus gegangen bin, vergaß ich, dem ehrwürdigen Prior zu melden, daß die unbekannte Dame angekommen ist und sich eine Audienz von Euer Ehrwürden erbittet.«

Chicot sperrte die Ohren weit auf.

»Allein?« fragte Gorenflot.

»Mit einem Stallmeister.«

»Ist sie jung?«

Borromée schlug schamhaft die Augen nieder.

»Gut, er ist scheinheilig«, dachte Chicot.

»Mein Freund«, sprach Gorenflot, indem er sich an den falschen Robert Briquet wandte, »Du begreifst . . . «

»Ich begreife und lasse Euch allein«, erwiderte Chicot, »ich werde in einem benachbarten Zimmer oder im Hof warten.«

»Gut, mein lieber Freund.«

»Es ist weit von hier in den Louvre«, bemerkte Borromée, »und Bruder Jacques kann lange ausbleiben, um so mehr, als die Person, an die Ihr schreibt, vielleicht zögern wird, einen so wichtigen Brief einem Kind anzuvertrauen.«

»Ihr bedenkt das etwas spät, Bruder Borromée.«

»Ich wußte es nicht; wenn man mir vertraut hätte . . . «

»Gut, gut, ich werde mich mit kurzen Schritten gen Charenton

begeben; der Bote, wer es auch sein mag, wird mich auf dem Wege einholen.«

Und er wandte sich nach der Treppe.

»Nicht nach dieser Seite, wenn es Euch beliebt, mein Herr«, sagte Borromée rasch, »die unbekannte Dame kommt hier herauf und sie wünscht Niemand zu begegnen!«

»Ihr habt Recht«, erwiderte Chicot lächelnd, »ich gehe die kleine Treppe hinab.«

Und er ging auf eine Nebentüre zu, welche in ein kleines Kabinett führte.

»Und ich«, sagte Borromée, »ich werde die Ehre haben, die Beichterin bei dem ehrwürdigen Herrn Prior einzuführen.«

»Gut«, sprach Gorenflot.

»Ihr wißt den Weg?« fragte Borromée unruhig.

»Vortrefflich«, erwiderte Chicot und ging durch das Kabinett.

Nach diesem Kabinett kam ein Zimmer; die Geheimtreppe ging auf den Ruheplatz dieses Zimmers.

Chicot hatte wahr gesprochen, er kannte den Weg aber er kannte das Zimmer nicht mehr.

Es hatte sich in der Tat seit seinem letzten Besuch gewaltig verändert; das friedliche Gemach war in ein kriegerisches verwandelt worden; die Wände waren mit Waffen geziert, der Tisch mit Säbeln, Degen und Pistolen beladen; alle Winkel enthielten ein Nest von Musketen und Büchsen.

Chicot verweilte einen Augenblick in diesem Zimmer; er fühlte das Bedürfnis, nachzudenken.

»Man verbirgt mir Jacques, man verbirgt mir die Dame, man treibt mich die kleinen Stufen hinab, um die große Treppe frei zu lassen; das heißt, man will mich von dem Mönchlein entfernen und die Dame vor mir verheimlichen, so viel ist klar.«

»Ich muß also eine gute Kriegslist anwenden und; gerade das Gegenteil von dem tun, was man will, des ich tun soll.«

»Ich werde die Rückkehr von Jacques abwarten und eine solche Stellung nehmen, daß ich die geheimnisvolle Dame sehe.«

»Ho! ho! da liegt ein schönes Panzerhemd in der Ecke . . . fein, geschmeidig und fest gearbeitet!«

Er hob es auf, um es zu bewundern.

»Ich suchte gerade eines, so leicht wie Linnen«, sagte er, »für den Prior ist es zu eng; man sollte in der Tat glauben, es wäre für mich gemacht worden; entleihen wir dieses Stück von Dom Modeste, bei unserer Rückkehr geben wir es ihm wieder.«

Rasch bog Chicot das Panzerhemd und schob es unter sein Wamms.

Er beseitigte dies letzte Nestel, als Bruder Borromée auf der Schwelle erschien.

»Oh! oh!« murmelte Chicot, »Du abermals, doch Du kommst zu spät, Freund.«

Und er kreuzte seine langen Arme hinter dem Rücken, legte sich zurück und stellte sich, als bewunderte er die Trophäen.

»Herr Robert Briquet sucht eine Waffe, die ihm taugen würde?« fragte Borromée.

»Ich, lieber Freund?« erwiderte Chicot, »mein Gott! wozu eine Waffe?«

»Ah! wenn man so gut damit umzugehen weiß!«

»Theorie, lieber Bruder, Theorie, nichts Anderes; ein armer Bürger meiner Art kann mit seinen Armen und Beinen geschickt sein; aber was ihm fehlt und immer fehlen wird, ist das Herz eines Soldaten. Das Rappier, glänzt ziemlich niedlich in meiner Hand; doch glaubt mir, Jacques würde mich mit der Spitze eines Degens von hier nach Charenton zurücktreiben.«

»Wahrhaftig«, versetzte Borromée, halb überzeugt durch die so einfache und gutmütige Miene von Chicot, der sich buckeliger, gekrümmter und schieliger als je gemacht hatte.

»Und dann fehlt es mir an Atem«, fuhr Chicot fort: »Ihr habt gesehen, daß ich nicht ausfallen kann, die Beine sind abscheulich, da mangelt es mir.«

»Erlaubt mir, Euch zu bemerken, mein Herr, daß dieser Mangel beim Reisen noch größer ist, als beim Fechten.«

»Ah! Ihr wißt, daß ich reise«, versetzte Chicot mit gleichgültigem Tone.

»Panurgos hat es mir gesagt«, erwiderte Borromée errötend.

»Das ist drollig, ich glaubte nicht hiervon mit Panurgos gesprochen zu haben; doch gleichviel, ich habe keinen Grund, es

zu verbergen. Ja, mein Freund, ich mache eine kleine Reise, ich gehe in meine Heimat, wo ich etwas Grund und Boden habe.«

»Wißt Ihr, Herr Briquet, daß Ihr dem Bruder Jacques eine große Ehre verschafft?«

»Die, mich zu begleiten.«

»Einmal, sodann die, den König zu sehen.«

»Oder seinen Kammerdiener, denn es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß Bruder Jacques nichts Anderes sehen wird.«

»Ihr seid also ein Vertrauter des Louvre?«

»Oh! einer der Vertrautesten, mein Herr; ich liefere dem König und den jungen Herren vom Hofe gewalkte wollene Strümpfe.«

»Dem König?«

»Ich hatte schon seine Kundschaft, als er noch Herzog von Anjou war . . . Bei seiner Rückkehr aus Polen erinnerte er sich meiner und machte mich zum Hoflieferanten.«

»Ihr habt da eine schöne Bekanntschaft, Herr Briquet.«

»Die Bekanntschaft Seiner Majestät?«

»Ja.«

»Das sagt nicht Jedermann, Bruder Borromée.«

»Oh! die Liguisten.«

»Jeder ist es heute mehr oder minder.«

»Ihr seid es sicherlich minder.«

»Ich, warum.«

»Wenn man den König persönlich kennt?«

»Ei! ei! ich habe meine Politik wie die Anderen.«

»Ja, aber Eure Politik steht im Einklang mit der des Königs.«

»Glaubt das nicht, wir streiten häufig.«

»Wie kann er Euch, wenn Ihr streitet, eine Mission anvertrauen?«

»Eine Kommission, wollt Ihr sagen?«

»Mission oder Kommission, gleich viel, das Eine wie das Andere fordert Vertrauen.«

»Bah! wenn ich nur meine Maßregeln gehörig zu treffen weiß, mehr braucht der König nicht.«

»Eure Maßregeln?«

»Ja.«

»Politische Maßregeln, Finanzmaßregeln?«

»Nein, Stoffmaßregeln.«

»Wie?« machte Borromée erstaunt.

»Allerdings, Ihr werdet es begreifen.«

»Ich höre.«

»Ihr wißt, daß der König eine Pilgerfahrt zu Unserer-Lieben-Frau von Chartres gemacht hat.«

»Ja, um einen Erben zu bekommen.«

»Ganz richtig, Ihr wißt, daß es ein sicheres Mittel gibt, um das Resultat zu erreichen, das der König verfolgt?«

»Es scheint jeden Falls, daß der König dieses Mittel nicht anwendet.«

»Bruder Borromée!«

»Was?«

»Ihr wißt genau, daß es sich darum handelt, einen Thronerben durch ein Wunder und nicht auf eine andere Weise zu erhalten.«

»Und dieses Wunder verlangt man?«

»Von Unserer-Lieben-Frau von Chartres.«

»Ah! ja, das Hemd?«

»So ist es. Der König hat dieser guten Lieben-Frau ihr Hemd genommen und es der Königin gegeben, so daß er ihr im Austausch für dieses Hemd einen Rock ähnlich dem Unserer-Lieben-Frau von Toledo schenken will, der, wie man sagt, der schönste und reichste Jungfrauenrock ist, den es auf der Welt gibt.«

»Somit geht Ihr . . . «

»Nach Toledo, lieber Bruder Borromée, nach Toledo, um das Maß von dem Rocke zu nehmen und einen ähnlichen machen zu lassen.«

Borromée schien zu zögern, ob er Chicot auf sein Wort glauben oder nicht glauben sollte.

Nach reiflichem Überlegen ist es uns gestattet, zu denken, er habe ihm nicht geglaubt.

»Ihr könnt Euch also vorstellen«, fuhr Chicot fort, als ob er durchaus nicht wüßte, was im Geiste des Bruder Säckelmeisters

vorging, »Ihr könnt Euch also vorstellen, daß mir die Gesellschaft von Geistlichen unter solchen Umständen sehr angenehm gewesen wäre. Doch die Zeit geht vorbei und Bruder Jacques kann nun nicht mehr lange ausbleiben. Übrigens will ich außen warten, bei der Croix-Faubin zum Beispiel.«

»Ich glaube, daß dies besser ist«, sagte Borromée.

»Ihr werdet also die Güte haben, ihn zu benachrichtigen, sobald er zurückkommt.«

»Ja.«

»Und Ihr schickt ihn mir?«

»Ich werde es nicht versäumen.«

»Ich danke, lieber Bruder Borromée, . . . Ich bin entzückt, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben.«

Beide verbeugten sich und Chicot ging auf der kleinen Treppe ab. Hinter ihm schloß Bruder Borromée die Türe mit dem Riegel.

»Oh! oh!« sagte Chicot »es scheint wichtig zu sein, daß ich die Dame nicht sehe, folglich muß ich sie sehen.«

Und um dieses Vorhaben in Ausführung zu bringen ging Chicot so auffallend als möglich aus der Priorei der Jakobiner weg, plauderte einen Augenblick mit dem Bruder Pförtner und wanderte, die Mitte der Straße haltend, nach der Croix-Faubin.

Doch als er zu der Croix-Faubin gelangte, verschwand er an der Mauerecke eines Pachthofes, und hier, wo er fühlte, daß er allen Argussen des Priors, und hätten die Falkenaugen von Bruder Borromée gehabt, Trotz bieten konnte, schlüpfte er längs den Gebäuden hin, folgte in einem Graben einer Hecke, welche rückwärts lief, und erreichte, ohne bemerkt worden zu sein, eine Reihe ziemlich dichter junger Hagenbuchen, welche sich dem Kloster gegenüber ausdehnte.

An dieser Stelle angelangt, die ihm einen Beobachtungsmittelpunkt bot, wie er sich ihn nur immer wünschen konnte, setzte oder legte er sich vielmehr nieder und wartete, bis Bruder Jacques in das Kloster zurückkam und die Dame herausging.

Neuntes Kapitel.

Der Hinterhalt.

Chicot brauchte, wie man weiß, nicht lange, um einen Entschluß zu fassen. Er faßte den, zu warten, und zwar so bequem als möglich.

Er machte sich durch die Dicke der Hagenbuchen ein Fenster, um die Kommenden und Gehenden, die ihn interessieren konnten, nicht unbemerkt vorüber zu lassen.

Die Straße war öde. So weit der Blick von Chicot reichte, erschienen weder Reiter, noch Neugierige, noch Bauern. Die ganze Menge vom vorhergehenden Tag war mit dem Schauspiel verschwunden, das dieselbe versammelt hatte.

Chicot sah also nichts, als einen ziemlich elend gekleideten Mann, der quer über die Straße ging und mit einem spitzigen Stabe Messungen auf dem Pflaster Seiner Majestät des Königs von Frankreich vornahm.

Chicot hatte durchaus nichts zu tun. Er war entzückt, daß er diesen guten Mann fand, der ihm als Betrachtungspunkt dienen sollte.

»Was messend warum messen?« dies waren zwei Minuten lang die ernstesten Fragen, welche Meister Robert Briquet an sich richtete.

Er beschloß also, ihn nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Im Augenblick aber, wo dieser Mann seine Messung beendet hatte und den Kopf wieder erheben sollte, nahm leider eine wichtigere Entdeckung seine Aufmerksamkeit in Anspruch und nötigte ihn, die Augen nach einem anderen Punkte zu richten.

Es öffneten sich die beiden Flügel des Fensters vom Balkon von Gorenflot, und man sah die ehrwürdige Rundung von Dom Gorenflot erscheinen, der mit seinen großen, weit aufgesperrten Augen, mit seinem Festtagslächeln und seinen höflichsten Manieren eine Dame führte, welche beinahe ganz unter einem mit Pelz verbrämten Sammetmantel begraben war.

»Oh oh!« sagte Chicot zu sich selbst, »das ist die Beichterin.

Der Gang ist jugendlich; sehen wir ein wenig den Kopf an; nun, dreht Euch noch ein wenig auf diese Seite, vortrefflich! Es ist in der Tat sonderbar, daß ich beinahe bei allen Gesichtern, die ich sehe, Ähnlichkeiten finde. Eine ärgerliche Manie von mir! Gut! nun komm der Stallmeister. Oh oh! in ihm täusche ich mich nicht, es ist Mayneville. Ja, ja, der aufwärts gedrehte Schnurrbart, der Degen mit dem muschelförmigen Stichblatt, ja, er ist es; doch überlegen und schließen wir ein wenig: wenn ich mich bei Herrn von Mayneville nicht täusche, alle Wetter! warum sollte ich mich in Frau von Montpensier irren? denn diese Frau ist beim Teufel die Herzogin.«

Chicot, man darf es glauben, verließ von diesem Augenblick den Mann mit den Messungen, um die zwei erhabenen Personen nicht mehr aus dem Gesichte zu verlieren.

Nach Verlauf einer Minute sah er hinter ihnen das bleiche Gesicht von Borromée erscheinen, den Mayneville wiederholt befragte.

»So ist es«, sagte er, »Alles ist dabei; bravo! konspirieren wir, das ist so Mode; aber was, des Teufels! will die Herzogin Pension Dom Modeste nehmen, sie, die schon das Haus von Bel-Esbat hundert Schritte von hier hat?«

In diesem Augenblick erhielt die Aufmerksamkeit von Chicot ein neues Motiv der Erregung. Während die Herzogin mit Gorenflot plauderte oder ihn vielmehr zum Plaudern veranlaßte, machte Herr von Mayneville irgend Jemand außen ein Zeichen.

Chicot hatte indessen Niemand gesehen, als den Mann mit den Messungen.

An ihn war auch in der Tat die Gebärde gerichtet; daraus ging hervor, daß der Mann mit den Messungen nicht maß.

Er war vor dem Balkon im Profil und das Gesicht gegen Paris gekehrt stehen geblieben.

Gorenflot setzte seine Liebenswürdigkeiten gegen die Beichterin fort.

»Herr von Mayneville sagte Borromée ein paar Worte ins Ohr, und dieser fing auf der Stelle an, hinter dem Prior auf eine Weise zu gestikulieren, welche für Chicot unverständlich, aber für den Mann mit den Messungen klar war, denn er entfernte sich und

wählte seinen Standpunkt auf einer andern Stelle, wo ihn eine neue Gebärde von Borromée wie eine Bildsäule festnagelte.«

Nachdem er einige Sekunden unbeweglich geblieben war, nahm er auf ein neues Zeichen von Bruder Borromée eine Übung vor, welche Chicot um so mehr beschäftigte, als er unmöglich ihren Zweck erraten konnte. Von dem Orte, wo er stand, lief der Mann mit den Messungen bis zur Pforte der Priorei, während Herr von Mayneville seine Uhr in der Hand hielt.

In diesem Augenblick, als hätte der befreundete Dämon von Chicot seinen Wunsch erhören wollen, wandte sich der Mann mit den Messungen um, und Chicot erkannte in ihm Nicolas Poulain, den Lieutenant der Prevoté, denselben, der ihm am Tage zuvor seine alten Panzer abgekauft hatte.

»Oho! es lebe die Ligue!« sagte er. »Ich habe nun genug gesehen, um das Übrige mit ein wenig Arbeit zu erraten. Nun wohl, es sei, man wird arbeiten.«

Nach einigen Gesprächen zwischen der Herzogin, Gorenflot und Mayneville, schloß Borromée das Fenster, und der und der Balkon blieb öde und leer.

Die Herzogin und ihr Stallmeister verließen die Priorei, um in die Sänfte zu steigen, welche ihrer harrte, Dom Modeste, der sie bis zur Pforte begleitet hatte, erschöpfte sich in Bücklingen.

Die Herzogin hielt die Vorhänge ihrer Sänfte nur offen, um die Komplimente des Priors zu erwidern, ein Jakobinermönch, der durch die Porte Saint-Antoine aus Paris herauskam, sich zuerst vor die Pferde, die er neugierig anschaute und dann neben die Sänfte stellte, in welche er einen Blick tauchte.

Chicot erkannte in diesem Mönch den kleinen Jacques der mit großen Schritten vom Louvre zurückkehrte und in einer Entzückung vor Frau von Montpensier stehen blieb.

»Oh! oh!« sagte er, »ich habe Glück. Wäre Jacques früher gekommen, so hätte ich, genötigt, zu meinem Rendezvous bei der Croix-Faubin zu laufen, die Herzogin nicht sehen können. Nun, da Frau von Montpensier, nachdem sie ihre kleine Verschwörung gemacht hat, abgegangen ist, kommt die Reihe an Nicolas Poulain. Mit diesem bin ich in zehn Minuten fertig.«

Nachdem die Herzogin an Chicot, ohne ihn zu sehen,

vorübergekommen war, fuhr sie in der Tat nach Paris und Nicolas Poulain schickte sich an, ihr zu folgen. Er mußte wie die Herzogin an dem von Chicot bewohnten Haus vorüber.

Chicot sah ihn kommen, wie der Jäger das Wild kommen sieht, indem er sich bereit hält, danach zu schießen so bald es in seinem Bereiche ist.

Als Poulain im Bereiche von Chicot war, schrie Chicot.

»He! ehrlicher Mann«, rief er aus seinem Loch, »Deinen Blick hierher, wenn's beliebt.«

Poulain bebte und wandte den Kopf gegen den Graben um.

»Ihr habt mich gesehen, sehr gut!« fuhr Chicot fort. »Nehmt nun nicht die Miene an, als ob Ihr nichts bemerktet, Meister Nicolas . . . Poulain.«

Der Lieutenant der Prevoté sprang wie ein Hirsch beim Schuß.

»Wer seid Ihr?« fragte er, »und was wollt Ihr?«

»Wer ich bin?«

»Ja.«

»Ich bin einer Eurer Freunde, ein neuer, aber ein inniger; was ich will? ah! dies ist ein wenig lang, um es Euch zu erklären.«

»Aber was wünscht Ihr denn? spricht.«

»Ich wünsche, daß Ihr zu mir kommt.«

»Zu Euch?«

»Ja, hierher; daß Ihr in den Graben herabsteigt.«

»Warum dies?«

»Ihr werdet es erfahren; steigt zuerst herab.«

»Aber . . . «

»Und setzt Euch mit dem Rücken an diese Hecke.«

»Nun?«

»Ohne nach meiner Seite zu sehen, ohne nur eine Miene zu machen, als vermutetet Ihr meine Gegenwart.«

»Mein Herr!«

»Das heißt viel verlangen, ich weiß es wohl; aber was wollt Ihr? Meister Robert Briquet hat ein Recht, anspruchsvoll zu sein.«

»Robert Briquet?« rief Poulain, indem er auf der Stelle das verlangte Manoeuvre ausführte.

»So ist es gut, setzt Euch . . . Ah! Ah! es scheint, wir nehmen

unsere kleinen Messungen auf der Straße von Vincennes vor.«

»Ich?«

»Ganz gewiß; was ist darüber zu staunen, daß der Lieutenant der Prevoté das Geschäft eines Wegmeisters versieht, wenn sich Gelegenheit dazu bietet?«

»Es ist wahr«, erwiderte Poulain ein wenig beruhigt, »Ihr seht, ich maß.«

»Um so besser«, fuhr Chicot fort, »als Ihr unter den Augen sehr hochgestellter Personen arbeitet.«

»Hochgestellter Personen? ich verstehe nicht.«

»Wie? Ihr wußtet nicht?«

»Ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt.«

»Die Dame und der Herr, welche auf dem Balkon standen und so eben wieder den Rückweg nach Paris genommen haben . . . Ihr wißt nicht, wer sie waren?«

»Ich schwöre es Euch.«

»Ah! welch ein Glück für mich, daß ich Euch eine reiche Neuigkeit mitzuteilen habe. Stellt Euch vor, ihr Nicolas Poulain, Ihr hattet zu Bewunderern bei Eurer Wegmeisterfunktionen die Frau Herzogin von Montpensier und den Herrn Grafen von Mayneville. Rührt Euch nicht, wenn's beliebt.«

»Mein Herr«, sprach Nicolas Poulain, der zu kämpfen suchte, »diese Worte, die Art, wie Ihr sie an mich richtet . . . «

»Wenn Ihr Euch rührt, mein lieber Herr Poulain, so werdet Ihr mich zum Äußersten treiben«, sagte Chicot, »Haltet Euch ruhig.«

Poulain stieß einen Seufzer aus.

»So ist es gut«, fuhr Chicot fort. »Ich sagte Euch also, da Ihr so unter den Augen dieser Personen gearbeitet habt und nicht bemerkt worden seid, wie Ihr behauptet, ich sagte Euch also, es wäre sehr vorteilhaft, für Euch, mein lieber Herr, wenn eine andere erhabene Person, der König zum Beispiel, Euch bemerken würde.«

»Der König.«

»Seine Majestät, ja, Herr Poulain; ich versichere, Euch, sie ist sehr geneigt, jede Arbeit zu bewundern und jede Mühe zu belohnen.«

»Ah! Herr Briquet, ich bitte . . . «

»Ich wiederhole Euch, Herr Poulain, daß Ihr ein toter Mann seid, wenn Ihr Euch rührt; bleibt also ruhig, um diese Unannehmlichkeit zu vermeiden.«

»Aber was wollt Ihr denn von mir, in des Himmels Namen?«

»Euer Wohl, nichts Anderes; sagte ich Euch nicht, ich wäre Euer Freund?«

»Mein Herr«, rief Nicolas Poulain in Verzweiflung, »ich weiß wahrhaftig nicht, welches Unrecht ich Seiner Majestät, oder Euch, oder irgend Jemand in der Welt zugefügt habe!«

»Lieber Herr Nicolas Poulain, Ihr werdet Euch mit demjenigen erklären, welcher ein Recht hierauf hat; das sind nicht meine Angelegenheiten; ich habe meine Gedanken, seht Ihr, und darauf halte ich; ich denke nämlich, der König wüßte es nicht zu billigen, daß sein Lieutenant der Prevoté, wenn er seine Wegmeisterfunktionen vollzieht, den Gebärden und Andeutungen von Herrn von Mayneville gehorcht; wer weiß übrigens, ob es Seine Majestät nicht schlimm finden würde, daß es ihr Lieutenant der Prevoté unterlassen hat, in seinem täglichen Berichte aufzuführen, Frau von Montpensier und Herr von Mayneville seien gestern Morgen in ihrer guten Stadt Paris angekommen? Schon dies allein, Herr Poulain, würde Euch sicherlich mit seiner Majestät entzweien.«

»Herr Briquet, eine Unterlassung ist kein Verbrechen, und Seine Majestät ist offenbar zu sehr erleuchtet . . . «

»Mein lieber Herr Briquet, Ihr macht Euch, glaube ich Chimären; ich sehe klarer in dieser Sache.«

»Was seht Ihr?«

»Einen schönen, guten Galgen.«

»Herr Briquet!«

»Wartet doch, beim Teufel! . . . mit einem neuen Strick, vier Soldaten an den vier Hauptpunkten, nicht wenig Pariser um den Galgen und einen meiner Bekannten, einen gewissen Lieutenant der Prevoté, am Ende des Strickes.«

Nicolas Poulain zitterte so gewaltig, daß er das ganze Hag damit erschütterte.

»Mein Herr«, sprach er, die Hände faltend.

»Doch ich bin Euer Freund«, fuhr Chicot fort, »und als Freund gebe ich Euch einen Rat . . . «

»Einem Rat?«

»Ja, der sehr leicht zu befolgen ist, Gott sei Dank!«

»Ihr sucht auf der Stelle, hört Ihr wohl, auf der Stelle . . . «

»Aufsuchen, . . . « unterbrach ihn Nicolas Poulain, voll Angst, »wen soll ich aufsuchen?«

»Laßt mich einen Augenblick nachdenken«, sagte Chicot.

»Ihr sucht Herrn von Épernon auf.«

»Herrn von Épernon, den Freund des Königs?«

»Ganz richtig . . . Ihr nehmt ihn beiseite.«

»Herrn von Épernon?«

»Ja, und Ihr erzählt ihm die ganze Geschichte von der Straßenmessung.«

»Ist das Wahnsinn, mein Herr?«

»Es ist im Gegenteil Weisheit, erhabene Weisheit.«

»Ich begreife das nicht.«

»Es ist doch klar und deutlich . . . Zeige ich Euch einfach als den Mann mit den Messungen und den Mann mit den Panzern an, so läßt man Euch baumeln, tut Ihr aber freiwillig, was Eure Pflicht ist, so wird man Euch mit Belohnungen und Ehren überhäufen. Ihr scheint nicht überzeugt. Vortrefflich das wird mir die Mühe machen, nach dem Louvre zurückzukehren, doch, meiner Treue, ich werde unter jeder Bedingung gehen; es gibt nichts! was ich nicht für Euch tun würde.«

Bei diesen Worten hörte Nicolas Poulain ein Geräusch, das Chicot machte, indem er die Zweige auseinander schob.

»Nein, nein«, sagte er, »bleibt hier, ich werde gehen.«

»Das ist gut; doch Ihr begreift, lieber Herr Poulain, keine List, keine Falschheit; denn ich werde morgen einen kleinen Brief an den König schicken, dessen vertrauter Freund ich, wie Ihr mich seht, oder wie Ihr mich vielmehr nicht seht, zu sein die Ehre habe, so daß man Euch, wenn Ihr auch erst übermorgen gehängt werdet, darum doch eben so kurz und eben so hoch hängen wird.«

»Ich gehe, mein Herr«, sagte der Lieutenant ganze

niedergeschmettert, »doch Ihr täuscht Euch seltsam.«

»Ich!«

»Oh!«

»Ei! mein lieber Herr Poulain, errichtet mir Altäre, vor fünf Minuten war Ihr noch ein Verräter, ich mache aus Euch einen Retter des Vaterlands. Doch lauft schnell, mein lieber Herr Poulain, denn ich muß schleunigst von hier weggehen und kann es doch nur tun, wenn, Ihr weggegangen seid: Hotel von Herrn von Épernon, vergeßt es nicht.«

Nicolas Poulain stand auf und schoß mit dem Gesichte eines Verzweifelten in der Richtung der Porte Saint-Antoine fort.

»Oh! es war Zeit, denn man kommt aus der Priorei«, sagte Chicot.

»Doch das ist mein kleiner Jacques nicht.«

»Ei! ei! wer mag dieser Bursche sein, der gestaltet ist, wie der Baumeister von Alexander den Berg Athos gestalten wollte? Alle Teufel, das ist ein sehr großer Hund, um einen armen Spitz meiner Art zu begleiten.«

Als Chicot diesen Emissär des Priors sah, lief er eilig nach der Croix-Faubin, wo er mit dem Andern zusammentreffen sollte.

Da er genötigt war, auf einem im Kreise laufenden Weg zu gehen, so hatte die gerade Linie vor ihm den Vorteil der Geschwindigkeit, das heißt, der riesige Mönch, der die Straße mit ungeheuren Schritten durchmaß, kam vor ihm an Ort und Stelle.

Chicot verlor auch ein wenig Zeit damit, daß er, während des Gehens prüfend seinen Mann betrachtete, dessen Physiognomie ihm nicht im Mindesten behagte.

Dieser Mönch war in der Tat ein wahrer Philister. In der Eile, mit der er Chicot aufsuchte, hatte er seinen, Jakobinerrock nicht einmal geschlossen, und man sah durch eine Öffnung seine muskeligen Beine, welche in eine ganz laienmäßige Hose gehüllt waren, Seine schlecht niedergeschlagene Capuce ließ eine Mähne erschauen, mit der die Schere der Priorei noch nichts zu schaffen gehabt hatte.

Dabei zog ein äußerst wenig religiöser Ausdruck seine tiefen Mundwinkel zusammen, und wenn er vom Lächeln zum Lachen übergehen wollte, ließ er drei Zähne sehen, welche hinter den

Wall von dicken Lippen gepflanzte Palisaden zu sein schienen.

Arme, so lang wie die von Chicot, aber dicker, Schultern, fähig, die Tore von Gaza aufzuheben, ein großes Küchenmesser, das in seiner Gürtelschnur stak, dies waren, nebst einem wie ein Schild um seine Brust gewickelten Sack, die Verteidigungs- und Angriffswaffen dieses Goliaths der Jakobiner.

»Er ist offenbar sehr häßlich«, sagte Chicot, »und wenn er mir nicht eine vortreffliche Neuigkeit bringt, so finde ich ein solches Geschöpf mit einem solchen Kopf sehr unnütz auf Erden.«

Als der Mönch Chicot immer näher kommen sah, grüßte er beinahe militärisch.

»Was wollt Ihr, mein Freund?« fragte Chicot.

»Ihr seid Herr Robert Briquet?«

»In Person.«

»Dann habe ich einen Brief vom ehrwürdigen Herrn Prior für Euch.«

»Gebt.«

Chicot nahm den Brief; er war in folgenden Worten abgefaßt:

»Mein lieber Freund, ich habe mir seit unserer Trennung die Sache wohl überlegt. Es ist mir nicht möglich, den gefräßigen Wölfen der Welt das Lamm zu überlassen, das mir der Herr anvertraut hat. Ihr versteht, ich, spreche spreche von unserem kleinen Jacques Clement, welcher so eben vom König empfangen worden ist und sich seines Auftrags vollkommen entledigt hat.

»Statt Jacques, der noch in zu zartem Alter steht und seine Dienste der Priorei schuldig ist, schicke ich Euch einen guten und würdigen Bruder unserer Gemeinde: seine Sitten sind sanft und seine Gemütsstimmung ist unschuldig; ich bin überzeugt, Ihr werdet ihn als Reisegefährten annehmen . . . «

»Ja, ja, rechne darauf«, dachte Chicot, indem er einen Seitenblick auf den Mönch warf.

Und er fuhr fort:

»Ich füge diesem Briefe meinen Segen bei und bedaure, daß ich ihn Euch nicht mündlich gegeben habe.

»Gott befohlen, teurer Freund.«

»Das ist eine schöne Handschrift«, sagte Chicot, als er bis zu Ende gelesen hatte. »Ich wollte wetten, der Brief ist vom Säckelmeister geschrieben worden; er hat eine herrliche Hand.«

»Bruder Borromée hat in der Tat diesen Brief geschrieben«, erwiderte der Goliath.

»Nun wohl! mein Lieber, Ihr werdet somit in die Priorei zurückkehren«, sprach Chicot, dem großen Mönch freundlich zulächelnd.

»Ja, und Ihr werdet dem ehrwürdigen Herrn Prior sagen, ich habe meine Ansicht geändert und wünsche allein zu reisen.«

»Wie, mein Herr, Ihr nehmt mich nicht mit?« versetzte der Mönch mit einem Erstaunen, das nicht ganz von einer Drohung frei war.

»Nein, mein Freund, nein.«

»Und warum dies, wenn's beliebt?«

»Weil ich zu sparen habe, die Zeiten sind hart und Ihr müßt ungeheuer essen.«

Der Riese zeigte seine drei Verteidigungswaffen.

»Jacques ißt so viel als ich«, sagte er.

»Ja, aber Jacques ist ein Mönch«, entgegnete Chicot.

»Und ich, was bin denn ich?«

»Ihr, mein Freund, Ihr seid ein Lanzknecht oder ein Gendarme, was, unter uns gesagt, ein Ärgernis bei Unserer-Lieben-Frau erregen könnte, zu der ich abgeordnet bin.«

»Was spricht Ihr von Lanzknecht oder Gendarme?« rief der Mönch.

»Ich bin ein Jakobiner; ist mein Rock nicht erkennbar?«

»Das Kleid macht nicht den Mönch«, erwiderte Chicot, »doch das Schwert macht den Soldaten; sagt das dem Bruder Borromée, wenn es Euch beliebt.«

Hiernach verbeugte sich Chicot vor dem Riesen, der knurrend wie ein Hund, den man fortjagt, zur Priorei zurückkehrte.



Madame de Montpensier

Unser Reisender aber ließ denjenigen weggehen, welcher sein Reisegefährte hätte werden sollen, und als er ihn in der großen Pforte des Klosters verschwinden sah, verbarg er sich hinter einer Hecke, streifte sein Wamms ab und zog das uns bekannte feine Panzerhemd unter seinem Linnenhemde an.

Sobald seine Toilette beendet war, schritt er querfeldein, um wieder auf die Straße nach Charenton zu gelangen.

Zehntes Kapitel.

Die Guisen

An demselben Abend, wo Chicot nach Navarra abreiste, finden wir in dem großen Gemache des Hotel Guise, wohin wir in unserer früheren Erzählung schon mehr als einmal unsern Leser führten, den kleinen jungen Mann mit dem lebhaften Auge, den wir auf dem Kreuze hinter Herrn von Carmainges haben in Paris einreiten sehen, und der, wie wir bereits wissen, kein Anderer war, als die schöne Beichtkind von Dom Gorenflot.

Diesmal hatte sie keine Maßregel getroffen, um ihre Person oder ihr Geschlecht zu verstellen. Mit einem zierlichen Kleide angetan, das am Halse weit ausgeschnitten war, die Haare mit Edelsteinen besternt, wie es damals Mode, erwartete Frau von Montpensier, in einer Fenstervertiefung stehend, ungeduldig irgend Jemand, der zu kommen zögerte.

Der Schatten fing an sich zu verdichten, die Herzogin unterschied nur mit Mühe die Pforte des Hotels, worauf ihre Augen beständig gerichtet waren.

Endlich vernahm man den Hufschlag eines Pferdes, und zehn Minuten nachher meldete die Stimme des Huissier geheimnisvoll bei der Herzogin den Herzog von Mayenne.

Frau von Montpensier erhob sich und lief ihrem Bruder mit solcher Hast entgegen, daß sie auf der Spitze des rechten Fußes zu gehen vergaß, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie nicht hinken wollte.

»Allein, mein Bruder«, sagte sie, »seid ihr allein?«

»Ja, meine Schwester«, antwortete der Herzog, der sich setzte, nachdem er der Herzogin die Hand geküßt hatte.

»Aber Heinrich . . . wo ist denn Heinrich? Wißt Ihr, daß ihn Jedermann hier erwartet?«

»Heinrich, meine Schwester, hat hier in Paris noch nichts zu tun; während er im Gegenteil dort in den Städten von Flandern und der Picardie viel zu tun hat. Unser Werk ist langsamer und unterirdischer Natur, doch wir haben dort Arbeit; warum sollten wir

diese Arbeit verlassen, um nach Paris zu kommen, wo Alles getan ist?«

»Ja; wo jedoch Alles wieder rückgängig werden wird, wenn Ihr Euch nicht sputet.«

»Bah!«

»Bah! so lange Ihr wollt, mein Bruder; ich sage Euch, daß sich die Bürger nicht mehr mit solchen Gründen begnügen, daß sie ihren Herzog Heinrich sehen wollen, daß dies ihr Hunger, ihre Heißgier ist.«

»Sie werden ihn im geeigneten Augenblicke sehen. Hat ihnen Mayneville nicht dies Alles erklärt?«

»Ganz gewiß; doch Ihr wißt, seine Stimme hat nicht die Macht der Eurigen.«

»Das Dringendste, meine Schwester — und Salcède?«

»Tot!«

»Ohne zu sprechen?«

»Ohne eine Sylbe von sich zu geben.«

»Gut. Und die Bewaffnung?«

»Vollendet.«

»Und Paris?«

»In sechzehn Viertel abgeteilt.«

»Und jedes Viertel hat den von uns bezeichneten Chef?«

»Ja.«

»Gottes Ostern! leben wir also in Ruhe, dies will ich unsern guten Bürgern sagen.«

»Sie werden Euch nicht hören.«

»Bah!«

»Ich sage Euch, daß sie vom Teufel besessen sind.«

»Meine Schwester, Ihr habt ein wenig die Gewohnheit, die Hast der Andern nach Eurer eigenen Ungeduld zu beurteilen.«

»Werdet Ihr mir hierüber einen großen Vorwurf machen?«

»Gott behüte mich; aber was mein Bruder Heinrich sagt, muß geschehen. Mein Bruder Heinrich will aber, daß man sich durchaus nicht beeile.«

»Was ist also zu tun?« fragte die Herzogin voll Ungeduld.

»Drängt irgend Etwas, meine Schwester?«

»Alles, wenn man will.«

»Womit soll man Eurer Ansicht nach anfangen?«

»Damit, daß man den König festnimmt.«

»Das ist Eure fixe Idee. Ich sage nicht, daß sie schlecht wäre, wenn man sie in Ausführung dringen könnte; aber entwerfen und tun ist zweierlei; erinnert Euch, wie oft wir schon gescheitert sind.«

»Die Zeiten haben sich geändert. Der König hat Niemand mehr zu seiner Verteidigung.«

»Nein, außer den Schweizern, den Schottländern und den französischen Leibwachen.«

»Mein Bruder, wollt Ihr, so zeige ich, die ich mit Euch spreche, Euch den König nur von zwei Lakaien begleitet auf der Landstraße.«

»Man hat mir dies hundertmal gesagt und ich habe ihn nicht ein einziges Mal gesehen.«

»Ihr werdet ihn sehen, wenn Ihr nur drei Tage in Paris bleibt.«

»Abermals ein Entwurf.«

»Ein Plan, wollt Ihr sagen.«

»Habt also die Güte, ihn mir mitzuteilen.«

»Oh! es ist ein Weibergedanke und Ihr werdet folglich darüber lachen.«

»Ah! Gott verhöte, daß ich Eure Urheber-Eitelkeit verletze! Laßt Euren Plan hören.«

»Ihr spottet meiner, Mayenne.«

»Nein, ich höre.«

»Nun also mit vier Worten . . . «

In diesem Augenblick hob der Huissier den Türvorhang und fragte:

»Gefällt es Euren Hoheiten, Herrn von Mayneville zu empfangen?«

»Mein Genosse«, erwiderte die Herzogin, »er trete ein.«

Herr von Mayneville trat ein und küßte dem Herzog von Mayenne die Hand.

»Ein einziges Wort, gnädigster Herr«, sagte er, »ich komme vom Louvre.«

»Nun!« riefen gleichzeitig Mayenne und die Herzogin.

»Man vermutet Eure Ankunft.«

»Wie dies?«

»Ich plauderte mit dem Führer des Posten von Saint Germain-l'Auxerrois, zwei Gascogner gingen vorüber.«

»Kennt Ihr sie?«

»Nein — sie funkelten ganz in ihren neuen Kleidern. ›Cap de Bious,‹ sagte der Eine, ›wir haben da ein herrliches Wamms, doch es würde Euch bei Gelegenheit nicht denselben Dienst leisten, wie Euer Panzer von gestern.«

›Bah! bah!‹ erwiderte der Andere, ›so solid auch das Schwert von Herrn Mayenne sein mag, so wetten wir doch, daß es eben so wenig diesen Atlaß aufritzten wird, als daß es meinen Panzer aufgeritzt hätte.‹

»Und hiernach verbreitete sich der Gascogner in Prahlereien, welche andeuteten, daß man Euch in der Nähe wußte.«

»Und wem gehören diese Gascogner?«

»Ich weiß es nicht.«

»Und sie entfernten sich?«

»Nicht so rasch; sie schrien laut; der Name Eurer Hoheit wurde gehört, einige Vorübergehende blieben stehen und fragten, ob Ihr wirklich ankämt. Sie wollten eben diese Frage beantworten, als sich plötzlich ein Mann dem Gascogner näherte und ihm auf die Schulter klopfte; wenn mich nicht Altes täuscht, gnädiger Herr, war dieser Mann Loignac.«

»Hernach?« fragte die Herzogin.

»Auf ein paar Worte, die er leise sprach, antwortete der Gascogner nur mit einer Gebärde der Unterwürfigkeit und folgte seinem Unterbrecher.«

»Nun?«

»Mehr konnte ich nicht in Erfahrung bringen; mittlerweile aber mißtraut.«

»Ihr seid Ihnen nicht gefolgt?«

»Allerdings, doch nur von ferne, ich befürchtete als Edelmann Eurer Hoheit erkannt zu werden. Sie wandten sich nach dem Louvre und verschwanden hinter dem Gerätemagazin. Doch

hinter ihnen wiederholte eine ganze Anzahl von Stimmen:
»Mayenne! Mayenne!«

»Ich habe ein äußerst einfaches Mittel, zu antworten«, sagte Mayenne.

»Welches?« fragte seine Schwester.

»Ich gehe diesen Abend zum König, um ihn zu begrüßen.«

»Den König begrüßen?«

»Ganz gewiß, ich komme nach Paris, ich gebe ihm Kunde von seinen guten Städten in der Picardie, dagegen kann er nichts sagen.«

»Das Mittel ist gut«, sagte Mayneville.

»Es ist unklug«, versetzte die Herzogin.

»Meine Schwester, es ist unerlässlich, wenn man wirklich meine Ankunft in Paris vermutet. Es war übrigens die Ansicht meines Bruders, daß ich völlig gestiefelt vor dem Louvre absteige, um dem König die Huldigung der ganzen Familie darzubringen. Ist einmal diese Pflicht erfüllt, so bin ich frei und kann empfangen, wen ich will.«

»Die Mitglieder des Comité, zum Beispiel, sie erwarten Euch.«

»Ich werde sie im Hotel Saint-Denis bei meiner Rückkehr aus dem Louvre empfangen«, sprach Mayenne. »Mayneville, man gebe mir wieder mein Pferd, so wie es ist, ohne es abzureiben. Ihr kommt mit mir in den Louvre. Ihr, meine Schwester, erwartet mich, wenn es Euch gefällig ist.«

»Hier, mein Bruder?«

»Nein, im Hotel Saint-Denis, wo ich meine Equipagen gelassen. Wir werden in zwei Stunden dort sein.«

Elftes Kapitel.

Im Louvre.

An demselben an Abenteuern reichen Tag trat der König aus seinem Kabinett und ließ Épernon rufen.

Es mochte etwa Mittag sein.

Der Herzog beeilte sich, zu gehorchen und beim König zu erscheinen.

Er fand Seine Majestät in einem ersten Zimmer, wo sie aufmerksam einen Jakobinermönch betrachtete, welcher errötete und die Augen unter dem durchdringenden Blick des Königs niederschlug.

Der König nahm Épernon beiseit und sagte zu ihm auf den jungen Mann deutend:

»Sieh doch dieses drollige Mönchsgesicht an.«

»Worüber erstaunt Euer Majestät?« versetzte Épernon, »ich finde das Gesicht sehr gewöhnlich.«

»Wirklich?«

Und der König versank wieder in Träume. Nach einer Pause fragte er:

»Wie heißest Du?«

»Bruder Jacques, Sire.«

»Du hast keinen andern Namen?«

»Mein Familienname? Clement.«

»Bruder Jacques Clement«, wiederholte der König.

»Findet Eure Majestät nicht auch etwas Seltsames an diesem Namen?« sagte der Herzog lachend.

Der König antwortete nicht.

»Du hast Deinen Auftrag gut besorgt«, sprach er zu dem Mönch, den er unablässig anschaute.

»Welchen Auftrag?« fragte der Herzog mit jener Keckheit, die man ihm zum Vorwurf machte, während die ihn in der täglichen Vertraulichkeit erhielt.

»Nichts«, sagte der König, »ein kleines Geheimnis zwischen

mir und einem, den Du nicht kennst oder vielmehr nicht mehr kennst.«

»In der Tat, Sire«, sprach Épernon, »Ihr schaut das Kind sonderbar an und bringt es in Verlegenheit.«

»Ja, es ist wahr . . . Ich weiß nicht, warum sich seine Blicke nicht von ihm trennen können, es kommt mir vor, als hatte ich diesen jungen Menschen schon einmal gesehen oder ich werde ihn sehen. Er ist mir, glaube ich, im Traume erschienen. Oh! ich rede unvernünftiges Zeug . . . Gehe, kleiner Mönch, Deine Sendung ist beendet. Man wird den verlangten Brief demjenigen schicken, welcher ihn fordert, welcher ihn fordert. Höre Épernon.«

»Sire.«

»Man gebe ihm zehn Taler.«

»Ich danke«, sagte der Mönch.

»Es ist, als müßtest Du Dich zwingen, zu danken.« versetzte Épernon, der nicht begriff, daß ein Mönch zehn Taler zu verachten schien.

»Ich sage gezwungen Dank«, erwiderte der kleine Jacques, »weil mir eines von den schönen spanischen Messern, die dort an der Wand hängen, viel lieber wäre.«

»Wie, das Geld ist Dir nicht lieber, daß Du den Possenreißern vom Saint-Laurent-Markt oder den Kaninchen der Rue Sainte-Marguerite nachlaufen kannst?« fragte Épernon.

»Ich habe das Gelübde der Armut und Keuschheit abgelegt«, entgegnete Jacques.

»Gib ihm doch eine von den spanischen Klingen und laß ihn gehen, Lavalette«, sagte der König.

Als ein sparsamer Mann wählte der Herzog unter den Messern dasjenige, welches ihm am wenigstens vorkam, und gab es dem Mönch.

Es war ein catalonisches Messer mit breiter, scharfer Klinge und einem soliden Hefte von schönem ciselierten Horn.

Jacques nahm es, ganz freudig, eine so schöne Waffe zu besitzen, und entfernte sich.

Als Jacques weggegangen war, suchte der Herzog abermals den König zu befragen.

»Herzog«, unterbrach ihn der König, »hast Du unter Deinen

Fünf und Vierzig zwei oder drei Männer, die zu reiten verstehen?«

»Wenigstens zwölf, und in einem Monat werden Alle Reiter sein.«

»Wähle eigenhändig zwei aus und schicke sie sogleich zu mir, ich will sie sprechen.«

Der Herzog verbeugte sich, ging hinaus und traf Loignac in dem Vorzimmer.

Loignac erschien nach einigen Sekunden.

»Loignac«, sagte der Herzog, »schicke mir sogleich zwei tüchtige Reiter; sie haben einen unmittelbaren Auftrag Seiner Majestät zu besorgen.«

Loignac durchschritt rasch die Galerie und kam zu dem Gebäude, das wir fortan die Wohnung der Fünf und Vierzig nennen werden.

Hier öffnete er die Türe und rief mit gebietender Stimme:

»Herr von Carmainges!«

»Herr von Biran!«

»Herr von Biran ist ausgegangen«, erwiderte die Schildwache.

»Wie! ausgegangen ohne Erlaubnis?«

»Er studiert das Quartier, das ihm Monseigneur der Herzog von Épernon diesen Morgen empfohlen hat.«

»Seht gut! ruft also Herrn von Sainte-Maline.«

Die zwei Namen erschollen unter den Gewölben und die zwei Auserwählten erschienen alsbald.

»Meine Herren«, sprach Loignac, »folgt mir zu dem Herrn Herzog von Épernon.«

Und er brachte sie zu dem Herzog, der Loignac entließ und sie seinerseits zum König führte. Auf eine Gebärde Seiner Majestät entfernte sich der Herzog und die zwei jungen Leute blieben. Es war das erste Mal, daß sie sich vor dem König befanden. Heinrich hatte ein sehr imponantes Aussehen.

Die Aufregung prägte sich bei ihnen auf verschiedene Weise aus.

Bei Sainte-Maline war das Auge glänzend, die Kniebeuge gespannt, der Schnurrbart emporstehend.

Bleich, doch ebenfalls entschlossen, obgleich minder stolz,

behagte es Carmainges nicht, seinen Blick auf dem König ruhen zu lassen.

»Ihr gehört zu meinen Fünf und Vierzig, meine Herren?« fragte der König.

»Ich habe diese Ehre, Sire«, erwiderte Sainte-Maline.

»Und Ihr, mein Herr?«

»Ich glaube, dieser Herr antworte für uns Beide, Sire; deshalb hat meine Antwort auf sich warten lassen; ich, wenn es sich darum handelt im Dienste Eurer Majestät zu sein, so bin ich es so sehr, als irgend Jemand auf der Welt.«

»Gut, Ihr werdet zu Pferde steigen und den Weg nach Tours einschlagen. Kennt Ihr ihn?«

»Ich werde fragen«, erwiderte Sainte-Maline.

»Ich werde mich orientieren«, antwortete Carmainges.

»Zu größerer Sicherheit reitet Ihr zuerst durch Charenton.«

»Sehr wohl, Sire«,

»Ihr reitet fort, bis Ihr einen allein reisenden Mann trifft.«

»Will Eure Majestät die Gnade haben, uns Signalement zu geben?« fragte Sainte-Maline.

»Ein großes Schwert an der Seite oder auf dem Rücken, lange Arme, lange Beine.«

»Dürfen wir seinen Namen wissen?« fragte Ernauton von Carmainges, den das Beispiel seines Gefährten den König, trotz der Etiquette, zu befragen, verlockte.

»Er heißt der Schatten«, sagte Heinrich.

»Wir werden alle Reisende, die wir treffen, nach ihrem Namen fragen, Sire.«

»Und wir durchsuchen alle Gasthöfe.«

»Sobald Ihr den Mann getroffen und erkannt habt, übergebt Ihr ihm diesen Brief.«

Die jungen Leute streckten gleichmäßig die Hand danach aus.

Der König blieb einen Augenblick verlegen.

»Wie heißt Ihr?« fragte er einen derselben.

»Ernauton von Carmainges«, antwortete er.

»Und Ihr?«

»René von Sainte-Maline.«

»Herr von Carmainges, Ihr werdet den Brief tragen und Herr von Sainte-Maline wird ihn übergeben.«

Ernauton nahm das kostbare anvertraute Gut und schickte sich an, es in sein Wamms zu schließen.

Sainte-Maline hielt seinen Arm im Augenblick zurück, wo der Brief verschwinden sollte und küßte erfurchtsvoll das Siegel.

Dann gab er den Brief Ernauton zurück.

Der König lächelte über diese Schmeichelei.

»Ah! meine Herren, ich sehe, daß ich gut bei Euch sein werde«, sagte er.

»Ist das Alles, Sire?« fragte Ernauton.

»Ja, meine Herren . . . nur noch eine letzte Ermahnung.«

Die jungen Leute verbeugten sich und warteten.

»Dieser Brief, meine Herren«, sprach Heinrich, »ist kostbarer als das Leben eines Menschen. Bei Eurem Kopfe, verliert ihn nicht, übergebt ihn insgeheim dem Schatten, der Euch einen Empfangsschein dafür ausstellen wird, den Ihr mir einhändigt . . . und reist besonders als Leute, die in ihren eigenen Angelegenheiten reisen. Geht.«

Die zwei jungen Leute verließen das Kabinett des Königs, Ernauton von Freude erfüllt, Sainte-Maline von Eifersucht aufgeschwollen, der Eine die Flamme in den Augen, der Andere mit einem gierigen Blick, der das Wamms seines Gefährten versengte.

Herr von Épernon wartete auf sie. Er wollte sie befragen.

»Herr Herzog«, antwortete Ernauton, »der König hat uns nicht zum Sprechen bevollmächtigt.«

Sie gingen sogleich in die Ställe, wo ihnen der Piqueur des Königs zwei kräftige und gut equipirte Reisepferde übergab.

Herr von Épernon wäre ihnen sicherlich gefolgt, um mehr zu erfahren, hätte man ihm nicht in dem Augenblick, wo ihn Carmainges und Sainte-Maline verließen, gemeldet, es wolle ihn ein Mann auf der Stelle und unter jeder Bedingung sprechen.

»Wer ist der Mann?« fragte der Herzog ungeduldig.

»Der Lieutenant der Prevoté der Ile-de-France.«¹⁰

»Ei! Parfandious!« rief er, »bin ich Schöpfe, Prevot, oder

Hauptmann von der Scharwache?«

»Nein, gnädigster Herr, aber Ihr seid der Freund der Königs«, antwortete demütig eine Stimme zu seiner Linken. »Unter diesem Titel flehe ich Euch an, hört mich.«

Der Herzog wandte sich um.

In seiner Nähe stand, den Hut in der Hand und die Ohren gesenkt, ein armer Bittsteller, der in jeder Sekunde von einer Nuance des Regenbogens zur andern überging.

»Wer seid Ihr?« fragte der Herzog mit barschem Tone.

»Nicolas Poulain, Euch zu dienen, gnädigster Herr.«

»Und Ihr wollt mich sprechen?«

»Ich bitte um diese Gunst.«

»Ich, habe keine Zeit.«

»Selbst nicht einmal, um ein Geheimnis zu hören, gnädigster Herr?«

»Ich höre hundert jeden Tag, das Eurige würde hundert und eines machen, das wäre um eins zu viel.«

»Selbst wenn bei diesem das Leben Seiner Majestät beteiligt wäre?« sagte Nicolas Poulain, sich an das Ohr von Épernon neigend.

»Oh! oh! ich will Euch anhören. Kommt in mein Zimmer.«

Nicolas Poulain, wischte seine von Schweiß tiefende Stirne ab und folgte dem Herzog.

Zwölftes Kapitel.

Die Enthüllung.

Durch sein Vorzimmer schreitend, wandte sich Herr von Épernon an einen von den Edelleuten, welche beständig hier verweilten.

»Wie heißt Ihr, mein Herr?« fragte er das ihm unbekanntes Gesicht.

»Pertinax von Montcrabeau, Monseigneur«, antwortete der Edelmann.

»Wohl! Herr von Montcrabeau, stellt Euch an meine Türe und laßt Niemand herein.«

»Ja, Herr Herzog.«

»Niemand, hört Ihr?«

»Ganz recht.«

Herr Pertinax, der kostbar gekleidet war und in orangefarbenen Strümpfen, mit einem Wamms von blauem Atlaß, den Schönen spielte, gehorchte dem Befehl von Épernon. Er lehnte sich an der Wand an und faßte mit gekreuzten Armen am Türvorhang Posto.

Nicolas Poulain folgte dem Herzog, der in sein Kabinett ging. Er sah die Türe sich öffnen und wieder schließen, dann den Vorhang vor die Türe fallen, und fing ernstlich an zu zittern.

»Laßt Eure Verschwörung hören, mein Herr«, sprach der Herzog mit trockenem Tone, »doch es mag, bei Gott! eine gute sein, denn ich hatte heute eine Menge angenehmer Dinge zu tun, und wenn ich meine Zeit damit verliere, daß ich Euch höre, nehmt Euch in Acht.«

»Herr Herzog«, sprach Nicolas Poulain, »es handelt sich ganz einfach um das schrecklichste der Verbrechen.«

»Nennt also das Verbrechen.«

»Herr Herzog . . . «

»Nicht wahr, man will mich umbringen?« unterbrach ihn Épernon, der sich unerschütterlich machte, wie ein Spartaner, »nun, es sei, mein Leben gehört Gott und dem König; man nehme es.«

»Es betrifft nicht Euch, gnädigster Herr.«
»Ah! das wundert mich.«
»Es betrifft den König. Man will ihn entführen, Herr Herzog.«
»Oh! abermals diese alte Entführungsgeschichte!« versetzte Épernon verächtlich.
»Diesmal ist die Sache ziemlich ernst, Herr Herzog, wenn ich dem Anschein glauben darf.«
»An welchem Tag will man Seine Majestät entführen?«
»Gnädigster Herr, das erste Mal, wo sich Seine Majestät in der Sänfte nach Vincennes begeben wird.«
»Wie wird man sie entführen?«
»Indem man ihre beiden Piqueurs tötet.«
»Wer wird den Schlag tun?«
»Frau von Montpensier.«
»Die arme Herzogin«, versetzte Épernon lachend, »wie viele Dinge schreibt man ihr zu.«
»Weniger, als sie ihren Plänen nach zu tun beabsichtigt, gnädigster Herr.«
»Und damit beschäftigt sie sich in Soissons?«
»Die Frau Herzogin ist in Paris.«
»In Paris!«
»Dafür stehe ich.«
»Ihr habt sie gesehen?«
»Ja.«
»Das heißt, Ihr habt sie zu sehen geglaubt?«
»Ich habe die Ehre gehabt, mit ihr zu sprechen.«
»Die Ehre?«
»Ich irre mich, Herr Herzog, das Unglück.«
»Aber, mein lieber Lieutenant der Prevoté, es ist nicht die Herzogin, die den König entführen wird?«
»Verzeiht, gnädigster Herr.«
»Sie selbst.«
»In Person, es versteht sich, mit ihren Vertrauten.«
»Und wo wird sie sich aufstellen, um diese Entführung zu befehligen?«

»An einem Fenster der Priorei der Jakobiner, welche wie Ihr wißt, an der Straße nach Vincennes liegt.«

»Was Teufels erzählt Ihr mir da?«

»Die Wahrheit, Herr Herzog. Es sind alle Maßregeln getroffen, daß die Sänfte in dem Augenblick anhält, wo sie die Facade des Klosters erreicht.«

»Und wer hat diese Maßregeln getroffen?«

»Ach!«

»Alle Teufel! vollendet.«

»Ich, gnädiger Herr.«

Herr von Épernon machte einen Sprung rückwärts.

»Ihr?« sagte er.

Poulain seufzte.

»Ihr, der Ihr die Anzeige macht?« fuhr Épernon fort.

»Gnädigster Herr«, sprach Poulain, »ein guter Diener des Königs muß Alles für seinen Dienst wagen.«

»Gottes Tod! Ihr lauft in der Tat Gefahr, gehängt zu werden.«

»Ich ziehe meinen Tod der Erniedrigung oder dem Tod des Königs vor; deshalb bin ich gekommen.«

»Das sind schöne Gefühle, mein Herr, und Ihr müßt große Ursachen haben, um sie zu hegen.«

»Gnädigster Herr, ich dachte, Ihr wäret der Freund des Königs. Ihr würdet mich nicht verraten und zum Nutzen Aller von meiner Offenbarung Gebrauch machen.«

Der Herzog schaute lange Poulain an und forschte tief in den Linien dieses bleichen Gesichtes.

»Es muß hier noch etwas Anderes im Spiele sein«, sagte er, »so entschlossen auch die Herzogin ist, würde sie es doch nicht wagen, ein solches Unternehmen zu versuchen.«

»Sie erwartet ihren Bruder«, antwortete Nicolas Poulain.

»Den Herzog Heinrich!« rief Épernon mit einem Schrecken, von dem man bei Annäherung des Löwen ergriffen werden muß.«

»Nicht den Herzog Heinrich, gnädigster Herr, nur den Herzog von Mayenne.«

»Ah!« machte Épernon atmend, »doch gleichviel, man muß auf alle diese schönen Pläne Bedacht haben.«

»Ganz gewiß, gnädigster Herr, und deshalb habe ich mich beeilt.«

»Habt Ihr die Wahrheit gesprochen, Herr Lieutenant, so sollt Ihr belohnt werden.«

»Warum sollte ich lügen, gnädigster Herr? Was ist das Interesse von mir, der ich das Brot des Königs esse? Bin ich ihm meine Dienste schuldig, oder bin ich sie ihm nicht schuldig? Ich sage Euch, ich werde bis zum König gehen, wenn Ihr mir nicht glaubt, und ich will sterben, um zu beweisen, was ich behaupte.«

»Parfandious! nein, Ihr werdet nicht zum König gehen, hört Ihr, Meister Nicolas; mit mir allein habt Ihr zu tun.«

»Wohl, gnädigster Herr; ich sagte dies nur, weil Ihr zu zögern schient.«

»Nein, ich zögere nicht, und ich bin Euch vor Allem tausend Taler schuldig.«

»Der gnädigste Herr wünscht also, daß ich ihm allein . . . «

»Ja, ich habe Feuereifer und behalte das Geheimnis für mich. Ihr tretet es mir ab, nicht wahr?«

»Ja, gnädigster Herr.«

»Mit der Gewährung, daß es ein wirkliches Geheimnis ist?«

»Oh! mit jeder Gewährung.«

»Tausend Taler gehören also Euch, ohne die Zukunft zu rechnen.«

»Ich habe eine Familie, gnädigster Herr.«

»Nun wohl! aber tausend Taler! Parfandious!«

»Und wenn man in Lothringen erführe, daß ich eine solche Offenbarung gemacht habe, würde mich jedes Wort, das ich gesprochen, eine Pinte Blut kosten.«

»Lieber armer Mann.«

»Meine Familie muß also im Falle seines Unglücks leben können.«

»Nun!«

»Deshalb nehme ich die tausend Taler an.«

»Zum Teufel mit dieser Erklärung! was kümmere ich mich darum, aus welchem Grunde Ihr sie annehmt, sobald Ihr sie nicht ausschlagt. Die tausend Taler gehören also Euch.«

»Ich danke, Herr Herzog«, sprach Poulain.

Und als er sah, daß sich der Herzog einer Kiste näherte und in diese seine Hand tauchte, ging er ihm nach.

Doch der Herzog begnügte sich, aus der Kiste ein kleines Buch zu ziehen, in das er mit einer riesigen und furchtbaren Handschrift schrieb:

»Drei tausend Livres an Herrn Nicolas Poulain.«

So daß man nicht wissen konnte, ob er diese drei tausend Livres gegeben hatte, oder ob er sie schuldig war.

»Es ist, als ob Ihr sie hättet«, sagte er.

Nicolas Poulain, der die Hand und das Bein vorgestreckt hatte, zog seine Hand und sein Bein zurück, wodurch er eine Verbeugung machte.

»Wir sind also übereingekommen?«, sagte der Herzog.

»Worüber?«

»Daß Ihr mich noch fortwährend unterrichtet.«

Nicolas Poulain zögerte: es war das Handwerk eines Spions, was man ihm auferlegte.

»Nun!« fragte der Herzog, »ist die so unendliche Ergebenheit schon verschwunden?«

»Nein, gnädigster Herr.«

»Ich kann also aus Euch zählen?«

»Ihr könnt auf mich zählen«, erwiderte Poulain mit einer gewissen Anstrengung.

»Und ich allein weiß dies Alles?«

»Ihr allein, ja, gnädigster Herr.«

»Geht, mein Freund, geht; Parfandious! Herr von Mayenne halte sich gut.«

Er sprach diese Worte, während er den Türvorhang aufhob, um Poulain hinaus zu lassen; als er ihn aber durch das Vorzimmer schreiten und verschwinden sah, kehrte er rasch zum König zurück.

Müde, mit seinen Hunden zu spielen, spielte der König Bilboquet.

Épernon nahm eine geschäftige, sorgenvolle Miene an, die der König, von einer so wichtigen Angelegenheit in Anspruch genommen, gar nicht bemerkte.

Da jedoch der Herzog ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtete, hob der König den Kopf in die Höhe und schaute ihn einen Augenblick an.

»Nun!« sagte er, »was haben wir wieder, Lavalette; sprich, bist Du tot?«

»Gefiele es dem Himmel, Sire!« erwiderte Épernon, »ich würde dann nicht sehen, was ich sehe.«

»Was? mein Bilboquet?«

»Sire, bei großen Gefahren kann ein Untertan über die Sicherheit seines Herrn in Unruhe geraten.«

»Abermals Gefahren? der schwarze Teufel hole Dich, Herzog!«

Und mit einer merkwürdigen Geschicklichkeit fing der König die elfenbeinerne Kugel mit dem kleinen Ende seines Bilboquet auf.

»Ihr wißt also nicht, was vorgeht?« fragte der Herzog.

»Meiner Treue, nein.«

»Eure grausamsten Feinde umgeben Euch in diesem Augenblick, Sire.«

»Bah! wer denn?«

»Einmal die Herzogin von Montpensier.«

»Ah! ja, es ist wahr, sie hat gestern Salcède rädern sehen.«

»Wie dies Eure Majestät sagt!«

»Was macht das mir?«

»Ihr wußtet es also?«

»Du siehst wohl, daß ich es wußte, da ich es Dir sage.«

»Und daß Herr von Mayenne kommt, wußtet Ihr auch?«

»Seit gestern Abend.«

»Wie, dieses Geheimnis! . . . « rief der Herzog in ein unangenehmes Erstaunen versetzt.

»Gibt es Geheimnisse für den König, mein Teurer?«

»Aber wer konnte es Euch mitteilen?«

»Weißt Du nicht, daß wir Fürsten Offenbarungen haben?«

»Oder eine Polizei.«

»Das ist dasselbe.«

»Oh! Eure Majestät hat ihre Polizei und sagt nichts davon«, versetzte Épernon gereizt.

»Bei Gott! wer wird mich denn lieben, wenn ich mich nicht liebe?«

»Ihr beleidigt mich, Sire.«

»Wenn Du eifrig bist, Lavalette, was eine große Tugend ist, so bist Du langsam, was man einen großen Fehler nennen muß. Deine Nachricht wäre gestern vier Uhr sehr gut gewesen, aber heute . . . «

»Nun wohl, Sire, heute?«

»Kommt sie zu spät, das mußt Du gestehen.«

»Es ist noch zu früh, Sire, da ich Euch nicht geneigt finde, mich anzuhören.« entgegnete Épernon.

»Ich höre Dich schon seit einer Stunde.«

»Wie! Ihr werdet bedroht, angegriffen, man legt Euch Hinterhalte und Ihr rührt Euch nicht!«

»Warum dies, da Du mir eine Wache gegeben und gestern behauptet hast, meine Unsterblichkeit wäre gesichert? Du runzelst die Stirne. Sprich, sind Deine Fünf und Vierzig nach Gascogne zurückgekehrt, oder sind sie etwa nichts mehr wert? Ist es mit diesen Herren wie mit den Maultieren? am Tage, wo man sie probiert, ist Alles Feuer, hat man sie gekauft, so weichen sie zurück.«

»Es ist gut, Eure Majestät wird sehen, was sie sind.«

»Das soll mir nicht unangenehm sein; werde ich es bald sehen, Herzog?«

»Eher als Ihr denkt, Sire.«

»Du machst mir bange.«

»Ihr werdet sehen, Ihr werdet sehen, Sire. Doch sagt, wann geht Ihr auf das Land?«

»Nach Vincennes?«

»Ja.«

»Am Sonnabend.«

»In drei Tagen also?«

»In drei Tagen.«

»Das genügt, Sire.«

Épernon verbeugte sich vor dem König und ging hinaus.

Im Vorzimmer bemerkte er, daß er Herrn Pertinax von seiner Wache abzulösen vergessen, doch Herr Pertinax hatte sich selbst abgelöst.

Dreizehntes Kapitel.

Zwei Freunde.

Wenn es dem Leser gefällt, wollen wir nun den zwei jungen Leuten folgen, die der König, entzückt, seine eigenen kleinen Geheimnisse zu haben, seinem Boten Chicot zusandte.

Kaum zu Pferde, hatten sich Ernauton und Sainte-Maline als sie durch die Pforte ritten, beinahe erdrückt, damit nicht einer dem andern zuvorkomme.

Die beiden Pferde, welche neben einander gingen, preßten in der Tat die Kniee ihrer zwei Reiter zusammen.

Das Gesicht von Sainte-Maline wurde purpurrot, das von Ernauton wurde blaß.

»Ihr tut mir wehe, mein Herr«, rief der erstere, als sie außerhalb des Tores waren, »wollt Ihr mich denn zermalmen?«

»Ihr tut auch mir wehe«, sagte Ernauton, »nur beklage ich mich nicht.«

»Ihr wollt mir glaube ich, eine Lektion geben.«

»Ich will Euch gar nichts geben.«

»Hoho!« versetzte Sainte-Maline, der sein Pferd antrieb, um mehr in der Nähe mit seinem Gefährten sprechen zu können, »wiederholt mir ein wenig dieses Wort.«

»Warum?«

»Weil ich es nicht verstehe.«

»Ihr sucht Streit mit mir, nicht wahr?« sagte phlegmatisch Ernauton. »Schlimm für Euch!«

»Aus welchem Grunde sollte ich Streit mit Euch suchen? kenne ich Euch?« entgegnete Sainte-Maline verächtlich.

»Ihr kennt mich ganz gut«, erwiderte Ernauton, »Einmal, weil dort, woher wir kommen mein Haus zwei Meilen von dem Eurigen liegt und ich im Land als von gutem Geschlecht bekannt bin; sodann, weil Ihr wütend seid, daß Ihr mich in Paris seht, während Ihr allein berufen zu sein glaubtet; und endlich, weil mir der König seinen Brief zu tragen gegeben hat.«

»Wohl! es mag sein«, rief Sainte-Maline, bleich vor Wut, »ich nehme dies Alles für wahr an. Doch es geht Eines daraus hervor . . . «

»Was?«

»Daß ich mich schlimm bei Euch befinde.«

»Geht, wenn Ihr wollt, ich halte Euch, bei Gott! nicht zurück.«

»Ihr stellt Euch, als verstündet Ihr nicht.«

»Im Gegenteil, mein Herr, ich verstehe Euch vortrefflich. Es wäre Euch lieb, wenn Ihr mir den Brief nehmen könntet, um ihn selbst zu tragen? Leider müßtet Ihr mich zu diesem Behufe töten.«

»Wer sagt Euch, daß ich nicht Lust hierzu habe?«

»Wünschen und tun ist zweierlei.«

»Steigt mit mir nur bis zum Rande des Wassers hinab, und Ihr werdet sehen, ob für mich wünschen und tun mehr als eines ist.«

»Mein lieber Herr, wenn mir der König einen Brief zu tragen gibt . . . «

»Nun?«

»Nun! so trage ich ihn.«

»Ich werde ihn Euch mit Gewalt einreißen, Ihr Geck.«

»Ihr wollt mich hoffentlich nicht in die Notwendigkeit versetzen, Euch wie einem tollen Hund den Schädel zu zerschmettern?«

»Ihr?«

»Allerdings; ich habe eine große Pistole, und Ihr habt keine.«

»Ah! Du wirst mir das bezahlen«, rief Sainte-Maline, der sein Pferd einen Seitensprung machen ließ.

»Ich hoffe es wohl, nachdem ich meinen Auftrag besorgt habe.«

»Schelm.«

»Für diesen Augenblick gebt auf Euch Obacht, ich bitte Euch, Herr von Sainte-Maline, denn wir haben die Ehre, dem König zu gehören, und wir müßten einen schlimmen Begriff vom königlichen Haus geben, wenn wir das Volk aufwiegelten. Und dann bedenkt, Welch ein Triumph für die Feinde Seiner Majestät, wenn sie Uneinigkeit zwischen den Verteidigern des Thrones wahrnehmen würden.«

Sainte-Maline biß in seine Handschuhe; das Blut lief unter

seinem wütenden Zahn.

»Oh! oh! mein Herr«, sagte Ernauton, »bewahrt Eure Hände, um den Degen zu halten, wenn wir daran sind.«

»Oh! ich zerberste!« rief Sainte-Maline.

»Dann ist das ganze Geschäft für mich abgemacht«, versetzte Ernauton.

Man kann nicht wissen, wie weit die wachsende Wut von Sainte-Maline gegangen wäre, als plötzlich Ernauton durch die Rue Saint-Antoine, in der Reihe von Saint-Paul reitend eine Sänfte erblickte, einen Schrei des Erstaunens ausstieß und anhielt, um eine halb verschleierte Dame zu betrachten.

»Mein Page von gestern!« murmelte er.

Die Dame sah nicht aus, als erinnerte sie ihn; sie fuhr vorüber, ohne eine Miene zu verziehen, warf sich jedoch in den Hintergrund der Sänfte.

»Cordieu! ich glaube, Ihr laßt mich warten«, sagte Sainte-Maline, »und zwar, um Frauen anzuschauen.«

»Ich bitte Euch um Verzeihung, mein Herr«, versetzte Ernauton und ritt weiter.

Von diesem Augenblick an folgten die jungen Leute in starkem Trab der Rue du Faubourg Saint-Marceau, und sprachen nicht einmal mehr, um zu streiten.

Sainte-Maline schien äußerlich ziemlich ruhig; in Wirklichkeit bebten aber noch alle Muskeln seines Körpers vor Zorn.

Überdies hatte er erkannt, und diese Entdeckung besänftigte ihn keines Wegs, wie man leicht begreifen wird, er hatte erkannt, sagen wir, daß er, obgleich ein guter Reiter, im gegebenen Fall Ernauton nicht zu folgen vermöchte, indem sein Pferd weit geringer war, als das seines Gefährten, und schon schwitzte, ohne nur gelaufen zu sein.

Dies beunruhigte ihn ungemein; um sich zu versichern, was sein Roß zu tun im Stande wäre, plagte er es mit der Gerte und mit dem Sporn.

Sein Drängen führte einen Streit zwischen seinem Pferde und ihm herbei. Dies fiel in der Gegend der Bièvre vor. Das Tier setzte sich nicht durch Beredsamkeit in Unkosten, wie es Ernauton getan hatte; sondern es machte, sich seines Ursprungs erinnernd,

(es war normannisch), seinem Reiter einen Prozeß, den dieser verlor.

Es debutierte mit einem Seitensprung, bäumte sich sodann, bockte und manövrierte so fort bis in die Bièvre, wo es sich seines Reiters entledigte.

Man hätte auf eine Stunde die Verwünschungen von Sainte-Maline hören können, obgleich sie halb durch das Wasser erstickt wurden. Als es ihm gelungen war, sich wieder auf seine Beine zu stellen, hingen ihm die Augen aus dem Kopf und einige Blutstropfen, die aus seiner geschundenen Stirne flößen, durchfurchten sein Gesicht.

Sainte-Maline schaute umher; sein Pferd war scheu wieder die Böschung hinaufgestiegen, und man erblickte noch sein Kreuz, woraus hervorging, daß der Kopf dem Louvre zugewendet sein mußte.

Gerädert, mit Kot bedeckt, bis auf die Knochen naß, blutend und gequetscht, begriff Sainte-Maline die Unmöglichkeit, sein Roß wieder einzufangen; nur einen Versuch in dieser Hinsicht zu machen, wäre lächerlich gewesen.

Da erinnerte er sich der Worte, die er zu Ernauton gesagt hatte; wenn er in der Rue Saint-Antoine nicht eine Minute auf seinen Gefährten warten wollte, warum sollte sein Gefährte die Gefälligkeit haben, ein paar Stunden auf der Straße auf ihn zu warten?

Diese Betrachtung versetzte Sainte-Maline vom Zorn in die heftigste Verzweiflung, besonders als er aus seiner Tiefe sah, wie der schweigsame Ernauton seinem Pferde beide Sporen gab und eine schräge Richtung auf einen Wege nahm, den er ohne Zweifel für den kürzesten hielt.

Bei wahrhaft zornmütigen Menschen ist der Kulminationspunkt des Zorns ein Blitz des Wahnsinns. Einige kommen nur bis zum Delirium, Andere gehen bis zum gänzlichen Zusammensinken der Kräfte und des Verstandes.

Sainte-Maline zog maschinenmäßig seinen Dolch, einen Augenblick hatte er den Gedanken, sich denselben bis an das Heft in die Brust zu bohren. Was er in diesen Augenblick litt, vermöchte Niemand zu sagen, nicht einmal er selbst . . . Man

stirbt an einer solchen Krise, oder wenn man sie aushält, wird man darüber um zehn Jahre älter.

Er stieg die Böschung des Flusses hinauf, wobei er sich seiner Kniee und seiner Hände bediente, bis er die Höhe erreicht hatte; als er hier angelangt war, befragte sein irres Auge die Straße; man sah nichts mehr; rechts war Ernauton verschwunden, auf der andern Seite war sein eigenes Pferd ebenfalls verschwunden.

Während Sainte-Maline in seinem trostlosen Geiste tausend düstere Gedanken gegen die Anderen und gegen sich selbst hin- und her wälzte, erscholl der Galopp eines Pferdes an sein Ohr, und er sah auf der Straße rechts, welche Ernauton gewählt hatte, ein Pferd und einen Reiter herbeikommen.

Dieser Reiter hielt ein anderes Pferd an der Hand. Es war dies das Resultat des Rennens von Herrn von Carmainges; er war nach rechts geritten, da er wohl wußte, daß ein Pferd verfolgen seine Tätigkeit durch die Furcht verdoppeln hieß.

Er hatte also einen Umweg gemacht, dem Niedernormannen den Weg abgeschnitten und ihn auf einer schmalen Straße erwartet.

Bei diesem Anblick überströmte das Herz von Sainte-Maline vor Freude, er fühlte eine Bewegung des Ergusses und der Dankbarkeit, welche seinem Blick einen milden Ausdruck verlieh; doch plötzlich verdüsterte sich sein Gesicht: er begriff, in welchem Grade Ernauton über ihm erhaben war, denn er gestand sich, daß er an der Stelle seines Gefährten nicht einmal den Gedanken gehabt hätte, zu handeln wie er.

Das Edle dieses Benehmens beugte ihn nieder, er ermaß dasselbe und litt darunter.

Er stammelte einen Dank, dem Ernauton keine Aufmerksamkeit schenkte, ergriff wütend den Zaum seines Pferdes und schwang sich, trotz des Schmerzes, in den Sattel.

Ernauton war, seinem Pferde schmeichelnd, ohne ein Wort zu sagen, im Schritt vorangeritten.

Sainte-Maline war, wie gesagt, ein vortrefflicher Reiter; der Unfall, dessen Opfer er gewesen, hatte sich in Folge einer Überraschung ereignet; nach einem kurzen Kampfe, bei welchem der Vorteil diesmal auf seiner Seite blieb, wieder Meister seines

Rosses, ließ er dieses traben.

»Ich danke, mein Herr«, sagte er zum zweiten Male zu Ernauton, nachdem er sich hundertmal mit seinem Stolz und dem Wohlanstand beraten hatte.

Ernauton verbeugte sich nur und berührte seinen Hut mit der Hand.

Der Weg kam Sainte-Maline lang vor.

Ungefähr gegen halb drei Uhr erblickten sie einen Mann, der in Begleitung eines Hundes marschierte; er war groß und hatte einen Degen an seiner Seite, doch es war nicht Chicot, obgleich er desselben würdige Arme und Beine hatte.

Noch ganz kothig, konnte Sainte-Maline nicht an sich halten; er sah, daß Ernauton weiter ritt und gar nicht auf diesen Mann Obacht nahm. Der Gedanke, seinen Gefährten auf einem Fehler zu ertappen, durchzuckte wie ein boshafter Blitz den Geist des Gascogners; er ritt auf den Unbekannten zu und sprach ihn an.

»Reisender«, fragte er, »erwartet Ihr etwas?«

Der Reisende schaute Sainte-Maline an, dessen Aussehen, es ist nicht zu leugnen, in diesem Augenblick nicht sehr lieblich war. Das durch den Zorn verstörte Gesicht, der auf den Kleidern schlecht getrocknete Kot, das auf den Wangen schlecht getrocknete Blut, seine dicken zusammengezogenen Augbrauen, eine fieberhafte, mehr mit einer Gebärde der Drohung als der Frage gegen ihn ausgestreckten Hand, dies Alles kam dem Fußgänger Unheil weissagend vor.

»Erwarte ich etwas, so erwarte ich nicht einen Menschen«, antwortete er, »und erwarte ich einen Menschen, so seid Ihr dieser Mensch sicherlich nicht.«

»Ihr seid sehr unhöflich«, sagte Sainte-Maline entzückt, endlich eine Gelegenheit zu finden, seinem Zorn die Zügel schießen lassen zu können, und zugleich wütend, daß er durch seinen Irrtum seinem Gegner einen neuen Triumph verschaffte.

Und während er sprach, hob er seine mit einer Gerte bewaffnete Hand auf, um den Reisenden zu schlagen; diesen aber schwang seinen Stock, versetzte Sainte-Maline einen Schlag auf die Schulter und piff sodann seinem Hund, der dem Pferde an die Haxen und dem Reiter an den Schenkel sprang und von

jedem Ort einen Fetzen Fleisch und ein Stück Stoff abriß.

Durch den Schmerz gestachelt, lief das Pferd abermals davon, diesmal geradeaus, doch ohne daß es Sainte-Maline, der im Sattel blieb, anhalten konnte. So fortgetragen, schoß er an Ernauton vorüber, der ihn vorbeireiten sah, ohne nur über sein Mißgeschick zu lächeln.

Als es ihm gelungen war, sein Pferd wieder zu beruhigen, und als ihn Ernauton wieder eingeholt hatte, fing sein Stolz an, nicht abzunehmen, sondern sich zu legen.

»Nun, nun!« sprach er, indem er zu lächeln suchte, »ich habe heute meinen unglücklichen Tag, wie es scheint. Dieser Mensch glich doch sehr dem Portrait, das uns Seiner Majestät von dem entworfen hat, welchen wir aufsuchen sollen.«

Ernauton schwieg.

»Ich spreche mit Euch, mein Herr«, sagte Sainte-Maline, außer sich über diese Kaltblütigkeit, die er mit Recht als einen Beweis der Verachtung ansah, und die er durch einen entscheidenden Schlag aufhören machen wollte, und sollte es ihn auch das Leben kosten. »Ich spreche mit Euch . . . hört Ihr nicht?«

»Derjenige, welchen uns seine Majestät bezeichnete, hatte keinen Stock und keinen Hund«, antwortete Herr von Carmainges.

»Es ist wahr«, sagte Sainte-Maline, »wenn ich es, überlegt hätte, so hätte ich eine Quetschung weniger an den Schultern und zwei Bisse weniger am Schenkel. Wie ich sehe ist es ersprießlich, weise und ruhig zu sein.«

Ernauton antwortete nicht; doch er erhob sich auf den Steigbügel, hielt die Hand in Form eines Lichtschirms über die Augen und rief:

»Dort ist der, welchen wir suchen; er wartet auf, uns.«

»Pest! mein Herr, Ihr habt ein gutes Gesicht«, sprach mit dumpfem Tone Sainte-Maline, eifersüchtig über diesen neuen Vorzug seines Gefährten. »Ich unterscheide nur einen schwarzen Punkt, und dies mit Mühe.«

Ernauton ritt, ohne etwas zu erwidern weiter; bald konnte Sainte-Maline ebenfalls den vom König bezeichneten Mann sehen und erkennen. Es ergriff ihn eine schlimme Bewegung. Er trieb

sein Pferd vorwärts, um zuerst anzukommen.

Ernauton war darauf gefaßt: er schaute ihn ohne eine Drohung und ohne eine scheinbare Absicht an. Dieser Blick machte, daß Sainte-Maline in sich ging und sein Pferd wieder in Schritt setzte.

Vierzehntes Kapitel.

Sainte-Maline.

Ernauton hatte sich nicht getäuscht, der bezeichnete Mann war wirklich Chicot.

Chicot besaß seinerseits ein gutes Gesicht und ein gutes Gehör; er hatte die Reiter von ferne gesehen und gehört. Er vermutete, sie hätten mit ihm zu tun, und erwartete sie deshalb.

Als ihm in dieser Hinsicht kein Zweifel mehr blieb und er gesehen hatte, daß die Reiter ihre Richtung gegen ihn nahmen, legte er ohne Assoziation seine Hand an den Griff seines Degens, als wollte er eine edle Haltung annehmen.

Ernauton und Sainte-Maline schauten sich eine Minute lang, Beide stumm, an.

»An Euch ist es, mein Herr«, sagte Ernauton, sich vor seinem Gegner verbeugend, denn unter solchen Umständen ist das Wort Gegner passender, als das Wort Gefährte.

Sainte-Maline erstickte beinahe; die Überraschung durch diese Höflichkeit schnürte ihm die Gurgel zusammen; er antwortete nur, indem er den Kopf neigte.

Als Ernauton sah, daß er schwieg, nahm er das Wort und sprach zu Chicot:

»Mein Herr, wir sind, dieser Herr und ich, Eure Diener.«

Chicot verbeugte sich mit seinem anmutigsten Lächeln.

»Wäre es unbescheiden, Euch um Euren Namen zu fragen?« fuhr der junge Mann fort.

»Ich heiße der Schatten, mein Herr«, antwortete, Chicot.

»Ihr erwartet etwas?«

»Ja, mein Herr.«

»Nicht wahr, Ihr werdet so gut sein, uns zu sagen, was Ihr erwartet?«

»Ich erwarte einen Brief.«

»Ihr begreift unsere Neugierde, mein Herr, sie hat nichts Beleidigendes für Euch.«

Chicot verbeugte sich beständig und zwar mit einem immer freundlicheren Lächeln.

»Woher erwartet Ihr diesen Brief?« fuhr Ernauton fort.

»Vom Louvre.«

»Mit welchem Siegel?«

»Mit dem königlichen Siegel.«

Ernauton legte die Hand an die Brust und fragte:

»Ihr würdet diesen Brief wohl erkennen?«

»Ja, wenn ich ihn sehen würde.«

Ernauton zog den Brief aus der Brust.

»Das ist er«, sagte Chicot, »und nicht wahr, Ihr wißt, daß ich Euch etwas dafür geben muß?«

»Einen Empfangsschein.«

»Ganz richtig.«

»Mein Herr«, sagte Ernauton, »ich war vom König bestellt, Euch diesen Brief zu tragen, doch dieser Herr ist beauftragt, Euch denselben zu übergeben.«

Und er reichte den Brief Sainte-Maline, der ihn nahm und Chicot in die Hände legte.

»Ich danke, meine Herren«, sagte der Letztere.

»Ihr seht«, fügte Ernauton bei, »wir haben unsere Sendung getreulich erfüllt, es ist Niemand auf der Straße, und es hat uns folglich Niemand mit Euch sprechen oder Euch den Brief überreichen sehen.«

»Das ist wahr, ich muß es anerkennen und werde es im Falle der Not beschwören. Nun ist die Reihe an mir.«

»Den Empfangsschein«, sagten gleichzeitig die zwei jungen Leute.

»Welchen von Beiden soll ich ihn übergeben?«

»Der König hat es nicht gesagt«, rief Sainte-Maline und schaute dabei seinen Gefährten mit einer drohenden Miene an.

»Macht ein Duplikat von dem Empfangsschein und gebt jeden von uns einen, mein Herr«, sagte Ernauton, »es ist weit von hier bis in den Louvre und unter Wegs kann dem Einen oder dem Andern Unglück zustoßen.«

»Ihr seid ein weiser Mann, mein Herr«, sprach Chicot zu

Ernauton.

Und er zog Tabletten aus seiner Tasche, zerriß zwei Blätter und schrieb auf jedes:

»Aus den Händen von Herrn René von Sainte-Maline den von Herrn Ernauton von Carmainges getragenen Brief empfangen zu haben, bescheinigt.

»D e r S c h a t t e n.«

»Gott befohlen, mein Herr«, sagte Sainte-Maline, der sich seines Scheins bemächtigte.

»Gott befohlen, und glückliche Reise«, fügte Ernauton bei, »habt Ihr noch etwas Anderes im Louvre zu bestellen?«

»Durchaus nichts; meine Herren, großen Dank«, erwiderte Chicot.

Ernauton und Sainte-Maline wandten ihre Pferde gegen Paris und Chicot entfernte sich mit einem Schritt, um den ihn das beste Maultier beneidet hätte.

Als Chicot verschwunden war, hielt Ernauton, der kaum hundert Schritte zurückgelegt hatte, sein Pferd kurz an und sagte zu Sainte-Maline:

»Nun, mein Herr, steigt ab, wenn Ihr wollt?«

»Und warum dies?« fragte Sainte-Maline erstaunt.

»Unsere Aufgabe ist vollbracht, und wir haben zu plaudern. Der Ort scheint mir vortrefflich für ein Gespräch auch Art des unsrigen.«

»Nach Eurem Belieben«, erwiderte Sainte-Maline, indem er vom Pferd stieg, wie es sein Gefährte schon getan hatte.

Als er auf der Erde war, näherte sich ihm Ernauton und sprach:

»Ihr wißt, mein Herr, daß Ihr mich ohne eine Veranlassung von meiner Seite und ohne ein Ermessen von der Eurigen, ohne allen Grund endlich, auf dem ganzen Wege schwer beleidigt habt. Mehr noch: Ihr wolltet mich bewegen, in einem ungeeigneten Augenblick den Degen in die Hand zu nehmen, und ich weigerte mich. Doch zu dieser Stunde ist der Augenblick gut geworden, und ich bin Euer Mann.«

Sainte-Maline hörte diese Worte mit düsterer Miene und

gefalteter Stirne; aber Sainte-Maline, der nicht mehr in dem Strome des Zornes war, welcher ihn über alle Grenzen fortgerissen hatte, wollte sich seltsamer Weise nicht mehr schlagen. Die Überlegung hatte ihm feinere gesunden Verstand wieder gegeben. Er fühlte das ganze Untergeordnete seiner Stellung.

»Mein Herr«, antwortete er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte, »Ihr habt mir meine Beleidigungen durch Dienste erwidert; ich vermöchte daher nicht mehr die Sprache gegen Euch zu führen, die ich vorhin führte.«

Ernauton faltete die Stirne und entgegnete:

»Nein, mein Herr, doch Ihr denkt noch, was Ihr vorhin aussprach.«

»Wer sagt Euch das? warum?«

»Weil alle Eure Worte vom Haß und Neid dictirt waren, und weil seit den zwei Stunden, da Ihr sie ausgesprochen, dieser Haß und dieser Neid nicht in Eurem Herzen erloschen sein können.«

Sainte-Maline errötete, antwortete aber nicht.

Ernauton wartete einen Augenblick und fuhr dann fort:

»Hat mich der König Euch vorgezogen, so geschah dies, weil ihm mein Gesicht besser gefällt, als das Eurige; habe ich mich nicht in die Bièvre geworfen, so geschah dies, weil ich besser reite, als Ihr; habe ich Eure Aufforderung in dem Augenblick nicht angenommen, wo es Euch dieselbe zu machen gefiel, so war dies der Fall, weil ich mehr Weisheit besitze, als Ihr; ließ ich mich nicht nun dem Hund des Mannes beißen, so war dies Folge davon, daß ich vorsichtiger bin, als Ihr; fordere ich Euch endlich zu dieser Stunde auf, mir Genugtuung zu geben und den Degen zu ziehen, so ist dies der Fall, weil ich mehr wahre Ehre und, nehmt Euch in Acht . . . wenn Ihr zögert, sage ich, mehr Mut besitze.«

Sainte-Maline bebte, und seine Augen schleuderten Blitze; alle schlimme Leidenschaften, welche Ernauton bezeichnete, hatten nach und nach ihre Brandmahle auf sein bleiches Gesicht gedrückt. Bei dem letzten Worte des jungen Mannes zog er seinen Degen wie ein Wütender.

Ernauton hatte den seinigen schon in der Hand.

»Hört, mein Herr«, rief Sainte-Maline, »nehmt das letzte Wort,

das Ihr gesprochen, zurück, es ist zu viel, Ihr müßt es gestehen, Ihr, der Ihr mich genau kennt, da wir, wie Ihr gesagt, nur zwei Meilen von einander wohnen; nehmt es zurück, Ihr müßt Euch mit meiner Demütigung begnügen; entehrt mich nicht.«

»Mein Herr«, erwiderte Ernauton, »da ich nie in Zorn gerate, so sage ich immer nur das, was ich sagen will, folglich werde ich gar nichts zurücknehmen. Ich bin auch empfindlich und neu bei Hofe, und will nicht zu erröten haben, so oft ich Euch begegne. Einen Degenstich, wenn's beliebt, das ist eben so wohl zur Genugtuung für mich, als für Euch.«

»Oh! mein Herr«, sprach Sainte-Maline, mit einem düsteren Lächeln, »ich habe mich elfmal geschlagen, und von meinen elf Gegnern sind zwei gestorben. Ich denke, Ihr wißt das noch?«

»Und ich, mein Herr«, entgegnete Ernauton, »ich habe mich nie geschlagen, weil sich mir nie eine Gelegenheit geboten hat; ich finde sie nach meinem Wohlgefallen, sie kommt auf mich zu, da ich sie nicht suchte, und ich ergreife sie bei den Haaren. Ich erwarte Euer Belieben, mein Herr.«

»Hört«, sagte Sainte-Maline den Kopf schüttelnd, »wir sind Landsleute, wir sind im Dienst des Königs, zanken wir uns nicht mehr, ich halte Euch für einen wackern Mann; ich würde Euch sogar die Hand bieten, wenn dies nicht beinahe unmöglich wäre. Was wollt Ihr? ich zeige mich Euch, wie ich bin, schwärend bis in den Grund des Herzens, das ist nicht mein Fehler. Ich bin neidisch, was soll ich machen? Die Natur hat mich an einem schlimmen Tag geschaffen. Herr von Chalabre, oder Herr von Montcrabeau, oder Herr von Pincorney haben mich nicht in Zorn gebracht; Euer Verdienst ist es, was meinen Ärger verursacht; tröstet Euch also, da mein Neid nichts gegen Euch vermag und Euch Euer Verdienst zu meinem großen Bedauern bleibt. Wir werden nicht weiter gehen, nicht wahr, mein Herr, ich würde zu sehr leiden, wenn Ihr den Beweggrund unseres Streites sagtet.«

»Niemand wird unseren Streit erfahren, mein Herr.«

»Niemand?«

»Nein, mein Herr, in Betracht, daß, wenn wir uns schlagen, ich entweder Euch töten oder mich töten lassen werde. Ich bin keiner von denen, welchen wenig am Leben gelegen ist, im Gegenteil,

es liegt mir sehr viel daran. Ich zähle drei und zwanzig Jahre, habe einen schönen Namen, bin nicht ganz arm; ich hoffe auf mich und auf die Zukunft, und werde mich, seid unbesorgt, wie ein Löwe verteidigen.«

»Ich, mein Herr, zähle im Gegenteil schon dreißig Jahre, und bin des Lebens ziemlich überdrüssig, denn ich glaube weder an die Zukunft noch an mich; doch obgleich des Lebens überdrüssig, obgleich ungläubig in Beziehung auf das Glück, will ich mich lieber nicht mit Euch schlagen.«

»Dann werdet Ihr Euch bei mir entschuldigen.«

»Nein, ich habe genug getan und genug gesagt. Seid Ihr nicht zufrieden, desto besser, dann hört Ihr auf mir überlegen zu sein.«

»Ich muß Euch daran erinnern, mein Herr, daß man einen Streit nicht so endigt, ohne sich dem Gelächter auszusetzen, wenn der Eine und der Andere ein Gascogner ist.«

»Das ist es gerade, worauf ich warte.«

»Ihr wartet?«

»Auf einen Lacher! . . . Oh! das wird ein herrlicher Augenblick für mich sein.«

»Ihr verweigert also den Zweikampf?«

»Ich wünsche mich nicht zu schlagen, es versteht sich mit Euch.«

»Nachdem Ihr mich herausgefordert?«

»Ich gestehe es.«

»Aber wenn mir die Geduld ausgeht und ich Euch mit dem Degen angreife?«

Sainte-Maline ballte krampfhaft die Fäuste und erwiderte:

»Dann desto besser, ich werfe meinen Degen zehn Schritte von mir.«

»Nehmt Euch in Acht, mein Herr, denn in diesem Falle bediene ich mich nicht der Spitze.«

»Gut, dann habe ich einen Grund, Euch zu hassen. Und eines Tages, an einem Tage der Schwäche von Eurer Seite; werde ich Euch erwischen, wie Ihr es getan habt, und Euch in der Verzweiflung töten.«

Ernauton steckte seinen Degen wieder in die Scheide und

sprach:

»Ihr seid ein seltsamer Mann, und ich beklage Euch aus tiefstem Herzen.«

»Ihr beklagt mich?«

»Ja, denn Ihr müßt furchtbar leiden.«

»Furchtbar.«

»Ihr müßt nie lieben?«

»Nie.«

»Doch Ihr habt wenigstens Leidenschaften?«

»Eine einzige.«

»Die Eifersucht, wie Ihr mir gesagt habt.«

»Ja, und Folge davon ist, daß ich sie alle in einem unsäglichen Grade der Schande und des Unglücks habe — ich bete eine Frau an, sobald sie einen Andern als mich liebt, — ich liebe das Gold, wenn es von einer andern Hand berührt wird, — ich bin stets durch Vergleichung stolz, — ich trinke, um den Zorn in mir zu erhitzen, das heißt, um ihn scharf zu machen, wenn er nicht chronisch ist, um ihn ausbrechen und brennen zu lassen, wie Blitz und Donner; — oh! ja, ja, Ihr habt es gesagt, Herr von Ernauton, ich bin unglücklich.«

»Habt Ihr es nie versucht, gut zu werden?« fragte Ernauton.

»Es ist mir nicht gelungen?«

»Was hofft Ihr denn? was gedenkt Ihr zu tun?«

»Was tut die Giftpflanze? sie hat Blüten, wie die anderen Pflanzen, und einige Leute wissen Nutzen daraus zu ziehen. Was machen der Bär und der Raubvogel? sie beißen; doch gewisse Aufzieher wissen sie für die Jagd zu dressieren, so bin ich und so bleibe ich wahrscheinlich in den Händen von Herrn von Épernon und Herrn von Loignac, die zu dem Tage, wo man sagen wird: diese Pflanze ist schädlich, reißen wir sie aus, dieses Tier ist wütend, töten wir es.«

Ernauton hatte sich allmählich besänftigt: Sainte-Maline war für ihn nicht mehr ein Gegenstand des Zorns, sondern des Studiums; er fühlte beinahe Mitleid mit diesem Menschen, den die Umstände ihm ein so seltsames Geständnis abzulegen gezwungen hatten.

»Ein großes Vermögen, und Ihr könnt es Euch machen, da Ihr

große Eigenschaften habt, wird Euch, heilen«, sagte er, »entwickelt Euch in der Richtung Eurer Instinkte, Herr von Sainte-Maline, und es wird Euch im Krieg oder in der Intrige gelingen; weil Ihr dann herrschen könnt, — werdet Ihr weniger hassen.«

»So hoch ich mich erhebe, so tief ich Wurzel schlage, so wird immer noch über mir dieses oder jenes höhere Glück sein, das mich verletzt, unter mir höhnisches Gelächter, das mir die Ohren zerreißt.«

»Ich beklage Euch«, wiederholte Ernauton.

Und dies war Alles.

Ernauton ging zu seinem Pferd, das er an einen Baum gebunden hatte, band es los und schwang sich in den Sattel.

Sainte-Maline hatte den Zaum des seinigen nicht losgelassen.

Beide schlugen wieder den Weg nach Paris ein. Der Eine stumm und düster über das was er gehört, der Andere über das, was er gesagt hatte.

Plötzlich reichte Ernauton Sainte-Maline die Hand und sprach:

»Soll ich Euch heilen?«

»Kein Wort mehr, mein Herr«, erwiderte Sainte-Maline, »versucht das nicht, Ihr würdet scheitern. Haßt mich im Gegenteil, dies wird das Mittel sein, daß ich Euch bewunderte.«

»Noch einmal, ich beklage Euch«, sprach Ernauton.

Eine Stunde nachher kamen die zwei Reiter in den Louvre zurück und wandten sich nach der Wohnung der Fünf und Vierzig.

Der König war ausgefahren und sollte erst am Abend zurückkehren.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Herr von Loignac eine Anrede an die Fünf und Vierzig hielt.

Jeder von den beiden jungen Leuten stellte sich an das Fenster seiner kleinen Wohnung, um die Rückkehr des Königs zu beobachten.

Jeder stand hier mit sehr verschiedenen Gedanken.

Sainte-Maline ganz von seinem Haß, ganz von seiner Scham, ganz von seinem Ehrgeiz erfüllt, die Stirne gerunzelt, das Herz glühend.

Ernauton, das, was vorgefallen, schon wieder vergessend und nur mit Einem beschäftigt, nämlich, wer die Frau sein könnte, die er in der Kleidung eines Pagen in Paris eingeführt und nun in einer so reichen Sänfte wiedergefunden hatte.

Hierin lag Stoff genug zum Nachdenken für ein Herz, das mehr zu Liebesabenteuer, als zu Berechnungen des Ehrgeizes geneigt war.

Ernauton versenkte sich auch allmählich in seine Betrachtungen und zwar so tief, daß er erst, als er den Kopf wieder erhob, bemerkte, daß Sainte-Maline nicht mehr da war.

Ein Blitz durchzuckte seinen Geist. Minder in Anspruch genommen als er, hatte Sainte-Maline auf die Rückkehr des Königs gelauert, der König war zurückgekehrt und Sainte-Maline befand sich beim König.

Er erhob sich rasch, durchschritt die Galerie, und kam zu der Türe des Königs gerade in dem Augenblick, wo Sainte-Maline heraustrat.

»Seht«, sagte dieser strahlend, »das hat mir der König gegeben.«

Und er zeigte ihm eine goldene Kette.

»Ich mache Euch mein Kompliment, mein Herr«, erwiderte Ernauton, ohne daß seine Stimme die geringer Aufregung verriet.

Und er trat ebenfalls beim König ein.

Sainte-Maline hatte sich auf eine Kundgebung der Eifersucht von Herrn von Carmainges gefaßt gemacht. Er war daher ganz erstaunt über diese Ruhe und wartete bis Ernauton wieder herauskam.

Ernauton verweilte ungefähr zehn Minuten bei Heinrich. Diese zehn Minuten waren Jahrhunderte für Sainte-Maline.

Endlich kam er heraus. Sainte-Maline war noch an derselben Stelle; mit einem raschen Blicke überschaute er seinen Gefährten; dann erweiterte sich sein Herz Ernauton brachte nichts zurück, wenigstens nichts Sichtbares.

»Und Euch?« fragte Sainte-Maline, seinen Gedanken verfolgend, »was hat Euch der König gegeben?«

»Seine Hand zu küssen«, antwortete Ernauton lächelnd.

Sainte-Maline quetschte seine Kette dergestalt in seinen Händen, daß er einen Ring zerbrach.

Beide gingen schweigsam nach der Wohnung der Fünf und Vierzig.

In dem Augenblick, wo sie in den Saal eintreten erscholl die Trompete; bei diesem Signal kamen die Fünf und Vierzig, jeder aus seiner Abteilung hervor, wie die Bienen aus ihren Zellen.

Jeder fragte sich, was Neues vorgefallen, während er zugleich diesen Augenblick der allgemeinen Versammlung benützte, um die Veränderung zu bewundern, die sich in der Person und der Kleidung seiner Gefährten ergeben hatte.

Die Meisten trugen einen großen Luxus zur Schau, einen Luxus von schlechtem Geschmack vielleicht, wobei indessen die Eleganz durch die Pracht ersetzt war.

Überdies besaßen sie, was Épernon, ein geschickter Politiker, wenn auch ein schlechter Soldat, gesucht hatte: die Einen Jugend, die Anderen Stärke, die Dritten Erfahrung, und dies entschädigte bei Allen wenigstens für eine Unvollkommenheit.

Im Ganzen glichen sie einem Corps von Offizieren in Straßenkleidern und ihre militärische Tournure war mit wenigen Ausnahmen die, welche der Eitelkeit des Einzelnen gerade am meisten entsprach.

Lange Degen, klirrende Sporen, Schnurrbärte mit verwegenen Biegungen, Stiefel und Handschuhe von Hirschleder oder

Büffelleider, Alles gut vergoldet, Alles gut eingesalbt, oder gut mit Bändern besetzt, um zu *scheinen*, wie man damals sagte, dies war die von der Mehrzahl aus Instinkt gewählte Ausstattung.

Die Bescheidensten erkannte man an den düsteren Farben, die Geizigsten an den soliden Tüchern, die Muntersten an den Spitzen und an dem rosenfarbenen oder weißen Atlas.

Perducas von Pincorney hatte bei irgend einem Juden eine Kette von vergoldetem Kupfer, so dick wie eine Gefängniskette, gefunden.

Pertinax von Montcrabeau war ganz überzogen mit seidene Bändern und Stickereien; er hatte seinen Anzug von einem Handelsmann der Rue des Haudriettes gekauft, welcher einen von Räufern verwundeten Edelmann aufgenommen. Dieser Edelmann ließ nämlich eine andere Kleidung von Hause kommen und schenkte, erkenntlich, für die empfangene Gastfreundschaft, dem Handelsmann seinen etwas mit Kot und Blut beschmutzten Anzug; doch der Kaufmann ließ die Flecken an dem Kleide reinigen, das sehr anständig aussah; es blieben allerdings zwei Löcher, Spuren von zwei Dolchstichen; Pertinax aber ließ diese zwei Stellen mit Gold überflicken, wodurch ein Mangel durch eine Zierrat ersetzt wurde.

Eustache von Miradoux glänzte nicht; er hatte Lardille, Militor und die zwei Kinder kleiden müssen. Lardille hatte ein so reiches Costume gewählt, als es die Prachtgesetze jener Zeit den Frauen zu tragen gestatteten; Militor hatte sich mit Sammet und Seide bedeckt, mit einer silbernen Kette, einem befiederten Toquet und seidene Strümpfen geschmückt, so daß Eustache kaum noch genug Geld blieb, daß er nicht in Lumpen gehen mußte.

Herr von Chalabre hatte sein eisengraues Wamms behalten, das er nur von einem Schneider auffrischen und neu füttern ließ; einige da und dort geschickt angebrachte Sammetbänder gaben dieser unabnutzbaren Kleidung ein neues Relief. Herr von Chalabre behauptete, er habe ungemein ein anderes Wamms zu kaufen gewünscht; aber trotz der ängstlichsten Nachforschungen sei es ihm unmöglich gewesen, ein besseres und vortheilhafteres Tuch zu finden.

Übrigens hatte er eine Ausgabe für hochrothe Beinkleider, Stiefeln, Mantel und Hut gemacht . . . Alles harmonisch für das

Auge, wie dies stets bei der Kleidung des Geizigen der Fall ist.

Seine Waffen waren tadellos. Ein alter Kriegsmann hatte er einen vortrefflichen spanischen Degen, einen Dolch von guter Arbeit und einen vollkommenen Ringkragen zu finden gewußt.

Das war noch eine Ersparnis an bestrichenen Kragen und Krausen.

Diese Herren bewunderten sich also gegenseitig, als Herr von Loignac mit gefalteter Stirne eintrat; er ließ einen Kreis bilden, und stellte sich mitten in den Kreis mit einer Haltung, welche nichts Angenehmes verständigte.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß alle Blicke auf den Anführer gerichtet waren.

»Meine Herren, seid Ihr Alle hier?« fragte er.

»Alle«, antworteten fünf und vierzig Stimmen mit einer Gleichzeitigkeit, welche alles Mögliche für die zukünftigen Manoeuvres versprach.

»Meine Herren«, fuhr Loignac fort, »Ihr seid hierher berufen worden, um als besondere Wache für den König zu dienen, das ist ein ehrenvoller Titel, der jedoch viel fordert.«

Loignac machte eine Pause, welche von einem sanften Gemurmel der Zufriedenheit ausgefüllt wurde.

»Einige von Euch scheinen jedoch ihre Pflichten nicht ganz begriffen zu haben; ich will sie an dieselben erinnern.«

Jeder spitzte das Ohr; man war offenbar begierig, seine Pflichten kennen zu lernen, wenn auch nicht eifrig sie zu erfüllen.

»Ihr dürft Euch nicht einbilden, der König habe Euch angeworben und bezahle Euch, daß Ihr als Staren handelt und da oder dort nach Eurer Laune Hiebe mit dem Schnabel oder mit den Nägeln austeilt; Disziplin ist ein dringendes Bedürfnis, obgleich sie geheim bleibt, und Ihr seid ein Verein von Edelleuten, welche die ersten Gehorsamen und die ersten Ergebenen des Königreiches sein müssen.«

Die Versammlung atmete nicht, aus diesem feierlichen Eingang war leicht zu schließen, die Folge würde ernster Natur sein.

»Von heute an lebt Ihr in der innigen Gemeinschaft des Louvre; das heißt unmittelbar in der Werkstätte der Regierung. Wenn Ihr auch nicht allen Beratungen beiwohnt, so werdet Ihr doch oft

gewählt werden, um den Inhalt derselben zu vollziehen; Ihr seid also in dem Fall jener Offiziere, welche in sich nicht nur die Verantwortlichkeit eines Geheimnisses, sondern auch die Macht der vollziehenden Gewalt tragen.«

Ein zweites Gemurmel der Zufriedenheit durchlief die Reihen der Gascogner; man sah die Köpfe sich erheben, als ob der Stolz diese Männer um mehrere Zoll größer gemacht hätte.

»Denkt Euch nun«, fuhr Loignac fort, »einer von diesen Offizieren, auf welchen zuweilen die Sicherheit des Staates, oder die Ruhe der Krone beruht, denkt, sage ich, ein Offizier verrate das Geheimnis der Beratungen oder ein mit einem Befehle beauftragter Soldat vollzieht denselben nicht . . . Ihr wißt, daß es sich dann um den Tod handelt?«

»Allerdings«, antworteten mehrere Stimmen.

»Nun wohl! meine Herren«, fuhr Loignac mit einem furchtbaren Nachdruck fort, »gerade hier, am heutigen Tage, hat man eine Beratung des Königs verraten, und vielleicht eine Maßregel unmöglich gemacht, welche Seine Majestät ergreifen wollte.«

Der Schrecken fing an, an die Stelle des Stolzes und der Bewunderung zu treten, die Fünf und Vierzig schauten einander mit Mißtrauen und Unruhe an.

»Zwei von Euch sind auf offener Straße ertappt worden, wo sie schwatzten wie zwei alte Weiber und in den Nebel so ernste Worte warfen, daß jedes derselben nun einen Menschen treffen und töten kann.«

Sainte-Maline schritt sogleich aus Herrn von Loignac zu und sprach:

»Mein Herr, ich glaube die Ehre zu haben, hier im Namen meiner Kameraden mit Euch zu reden; es ist von Gewicht, daß Ihr nicht länger einen Verdacht über all Dienern des Königs schweben laßt; sprecht geschwinde wenn es Euch beliebt, damit wir wissen, an wen wir uns zu halten haben, und daß die Guten nicht mit den Schlechten vermischt werden.«

»Das ist leicht«, antwortete Loignac.

Die Aufmerksamkeit verdoppelte sich.

»Der König hat heute Nachricht erhalten, einer von seinen Feinden, gerade einer von denjenigen, welche Ihr zu bekämpfen

berufen seid, komme in Paris an, um ihm zu trotzen und gegen ihn zu konspirieren.«

»Der Name dieses Feindes ist geheim ausgesprochen, aber von einer Schildwache gehört worden, welche man hätte für eine Mauer halten sollen, und die, wie sie, hätte taub, stumm und unerschütterlich sein müssen; doch eben dieser Mensch hat auf offener Straße den Namen dieses Feindes des Königs wiederholt, und zwar mit einem Lärmen und mit Prahlereien, welche die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregten und eine Art von Bewegung zur Folge hatten; ich weiß es, ich, der ich denselben Weg ging, die dieser Mensch, und Alles mit meinen eigenen Ohren hörte; ich, der ich ihm die Hand auf die Schulter legte, um ihn vom Fortfahren abzuhalten; denn wie er im Zuge war, hätte er mit einigen Worten mehr die heiligen Interessen gefährdet, und ich wäre genötigt gewesen, ihn auf dem Platze zu erdolchen, würde er nicht auf meine erste Warnung stumm geblieben sein.«

Man sah in diesem Augenblick Pertinax von Montcrabeau und und Perducas von Pincorney erbleichen und beinahe ohnmächtig auf einander zurücksinken.

Montcrabeau suchte, während er wankte, einige Worte der Entschuldigung zu stammeln.

Sobald sich die beiden Schuldigen durch ihre Unruhe verraten hatten, wandten sich alle Blicke gegen sie.

»Nichts kann Euch rechtfertigen, mein Herr«, sagte Loignac zu Montcrabeau, »wart Ihr berauscht, so müßt ihr bestraft werden, weil Ihr getrunken habt; wart Ihr nur hochmütig und prahlerisch, so müßt Ihr abermals bestraft werden.«

Es trat ein furchtbares Stillschweigen ein. Herr von Loignac hatte, wie man sich erinnert, von Anfang eine Strenge angekündigt, welche unheilvolle Resultate verhieß.

»Dem zu Folge«, fuhr Loignac fort, »werdet Ihr Herr von Montcrabeau, und Ihr auch, Herr von Pincorney, bestraft werden.«

»Verzeiht, Herr«, erwiderte Pertinax, »wir kommen aus der Provinz, sind Neulinge bei Hofe und kennen die Lebensart in der Politik nicht.«

»Ihr hättet die Ehre, in die Dienste Seiner Majestät zu treten, nicht annehmen sollen, ohne die Pflichten dieses Dienstes

abzuwägen.«

»In Zukunft werden wir stumm sein wie die Gräber, das schwören wir.«

»Das ist Alles gut, meine Herren, aber könnt Ihr morgen das Übel wieder gut machen, das Ihr heute begangen habt?«

»Wir werden uns bemühen.«

»Unmöglich, sage ich Euch, unmöglich!«

»Dann verzeiht für diesmal.«

Ohne unmittelbar auf die Bitte der zwei Schuldigen zu antworten, fuhr Loignac fort:

»Ihr lebt in einer scheinbaren Ungebundenheit, der ich ein Ziel stecken will durch strenge Disziplin, hört Ihr, meine Herren? Diejenigen, welche diese Lage hart finden, mögen sie verlassen; ich bin nicht in Verlegenheit Freiwillige zu finden, die sie ersetzen werden.«

Keiner erwiderte ein Wort; aber viele Stirnen falteten sich.

»Es ist daher gut«, sagte Loignac, »wenn Ihr von Folgendem unterrichtet werdet: die Gerechtigkeit wird unter uns, insgeheim, ohne schriftliches Verfahren, ohne Prozeß gepflogen; die Verräter werden auf der Stelle mit dem Tod bestraft. Es gibt allerlei Vorwände hierfür und Niemand wird etwas davon sehen. Nehmen wir zum Beispiel an, Herr von Pincorney und Herr von Montcrabeau wären, statt freundschaftlich mit einander auf der Straße über Dinge zu plaudern, die sie hätten vergessen sollen, über andere Dinge in Streit geraten, deren sie sich zu erinnern berechtigt waren, nun! hätte dieser Streit nicht ein Duell zwischen Herrn von Pincorney und Herrn von Montcrabeau herbeiführen können? Bei einem Duell kommt es zuweilen vor, daß man zu gleicher Zeit ausfällt und daß man beim Ausfallen in den Degen seines Feindes rennt; am Tag nach dem Streit findet man diese Herren tot auf dem Pré-aux-Clercs, wie man die Herren von Quelus, von Schomberg und von Maugiron tot in den Tournelles gefunden hat; die Sache macht den Lärmen, den ein Duell machen muß, und mehr nicht.«

»Ich lasse also, versteht mich wohl, meine Herren, ich lasse im Duell oder auf eine andere Weise Jeden töten, der das Geheimnis des Königs verraten haben wird.«

Montcrabeau wurde ganz schwach und stützte sich aus seinen Gefährten, dessen Gesicht leichenartige Blässe bedeckte, während er seine Zähne zum Brechen an einander preßte.

»Für minder schwere Vergehen werde ich weniger schwere Strafen haben«, sprach Loignac, »das Gefängnis zum Beispiel, und ich werde davon Gebrauch machen, um den Schuldigen zu züchtigen, dessen der Kerker den König nicht beraubt.«

»Heute schenke ich Herrn von Montcrabeau, der gesprochen, und Herrn von Pincorney, der ihn angehört hat, das Leben; ich verzeihe ihnen, sage ich, weil sie sich täuschen konnten und unwissend waren; ich bestrafe sie nicht einmal mit dem Gefängnis, weil ich ihrer vielleicht diesen Abend oder morgen bedarf. Ich wende bei ihnen folglich die dritte Strafe an, von der ich gegen die Delinquenten Gebrauch machen will, — die Geldbuße.«

Bei dem Worte Geldbuße verlängerte sich das Gesicht von Herrn von Chalabre wie eine Marderschnauze.

»Ihr habt tausend Livres erhalten meine Herren, Ihr gebt hundert davon zurück, und dieses Geld wird von mir angewendet werden, um nach ihrem Verdienst diejenigen zu belohnen, welchen ich nichts vorzuwerfen habe.«

»Hundert Livres«, murmelte Pincorney, »Cap de Bious! ich besitze die hundert Livres nicht mehr, ich habe sie zu meiner Equipirung angewendet.«

»Ihr werdet Eure Kette verkaufen«, sagte Loignac.

»Ich will sie wohl dem Dienste des Königs überlassen«, erwiderte Pincorney.

»Nein, mein Herr, der König kauft keine Effekten von seinen Untertanen, um ihre Geldbußen zu bezahlen; verkauft selbst und bezahlt selbst. Ich habe noch ein Wort beizufügen«, fuhr Loignac fort:

»Ich mußte verschiedene Keime der Aufregung zwischen verschiedenen Mitgliedern dieser Gesellschaft bemerken; so oft sich eine Zwistigkeit erhebt, soll man sie mir unterwerfen, und ich werde allein das Recht haben, die Bedeutung dieser Zwistigkeit zu beurteilen und den Zweikampf zu befehlen, wenn ich den Zweikampf für notwendig erachte. Man tötet sich viel im Duell in

unseren Tagen, das ist so Mode, und ich will nicht, daß um diese Mode zu befolgen, meine Compagnie beständig gelichtet und unzulänglich wird. Der erste Zweikampf, die erste Aufforderung, welche ohne meine Einwilligung stattfindet, wird mit strengem Gefängnis, mit einer sehr starken Geldbuße, oder mit einer noch härteren Strafe geahndet, wenn der Fall einen ernststen Schaden für den Dienst zur Folge hat.«

»Diejenigen, auf welche diese Verordnungen Anwendung finden dürften, mögen sich dieselben merken; geht, meine Herren.«

»Doch hört noch: Fünfzehn von Euch werden sich diesen Abend am Fuß der Treppe Seiner Majestät aufstellen, wenn sie empfängt, und sich, wenn es nötig ist, auf das erste Zeichen in den Vorzimmern zerstreuen. Fünfzehn halten sich außen, ohne einen scheinbaren Auftrag, und mischen sich unter das Gefolge der Leute, welche in den Louvre kommen, die übrigen fünfzehn bleiben in der Wohnung.«

»Mein Herr«, sagte Sainte-Maline, sich Loignac nähernd, »erlaubt mir, nicht einen Rat zu geben, Gott behüte mich! sondern um eine Aufklärung zu bitten; bei jeder guten Truppe ist es Bedürfnis, gut befehligt zu werden; wie sollen wir gemeinschaftlich handeln, wenn wir keinen Anführer haben?«

»Was bin denn ich?«

»Ihr seid unser General.«

»Nein, mein Herr, Ihr täuscht Euch, der Herr Herzog von Épernon ist es.«

»Ihr seid also unser Brigadier; doch das ist nicht genug, wir müssen einen Offizier zu einer Abteilung von fünfzehn Mann haben.«

»Das ist richtig«, sprach Loignac, »ich kann mich nicht jeden Tag in drei Teile teilen, und dennoch soll nach meinem Willen keiner von Euch einen andern Vorzug haben, als den des Verdienstes.«

»Oh! was diesen Vorzug betrifft, er wird wohl ganz allein zu Tage kommen, und bei der Arbeit werdet Ihr Unterschiede erkennen, wenn dies auch bei dem Gemeinschaftlichen nicht der Fall ist.«

»Ich werde also für vorübergehende Führer sorgen«, sagte Herr von Loignac, nachdem er einen Augenblick über die Worte von Sainte-Maline nachgedacht hatte, »mit dem Losungswort gebe ich den Namen des Chef; durch dieses Mittel wird jeder seiner Reihe nach zu gehorchen und zu befehlen verstehen; doch bis jetzt kenne ich die Fähigkeiten noch von Keinem; diese Fähigkeiten müssen sich entwickeln, um meine Wahl zu bestimmen. Ich werde beobachten und urteilen.«

Sainte-Maline verbeugte sich und trat in die Reihen zurück.

»Ihr versteht«, sagte Loignac, »ich habe Euch in Corporalschaften von fünfzehn abgeteilt; Ihr kennt Eure Nummern: die erste an der Treppe, die zweite im Hof, die dritte zu Hause; die letztere halb angekleidet und den Degen unter dem Kopfkissen das heißt bereit, auf das erste Zeichen zu marschieren. Nun geht, meine Herren.«

»Herr von Montcrabeau und Herr von Pincorney, morgen bezahlt Ihr Eure Bußen; ich bin der Einnehmer, geht.«

Alle gingen hinaus; Ernauton von Carmainges blieb allein.

»Ihr wünscht etwas, mein Herr?« fragte Loignac.

»Ja«, antwortete Ernauton sich verbeugend, »mir scheint, Ihr habt vergessen, genau anzugeben, was wir zu tun haben werden. Im Dienste des Königs sein, ist allerdings ein glorreiches Wort; aber ich hätte zu erfahren gewünscht, wie weit dieser Dienst führt.«

»Mein Herr«, erwiderte Loignac, »das ist eine Frage von zarter Natur, auf welche ich nicht kategorisch zu antworten wüßte.«

»Dürfte ich wohl von Euch hören, warum?«

Alle diese Worte wurden mit so ausnehmender Höflichkeit an Herrn von Loignac gerichtet, daß dieser, gegen seine Gewohnheit, vergebens eine strenge Antwort suchte.

»Weil ich selbst zuweilen am Morgen nicht weiß, was ich am Abend zu tun haben werde.«

»Mein Herr«, sagte Carmainges, »Ihr seid im Verhältnis zu uns so hoch gestellt, daß Ihr viele Dinge wissen müßt, die wir nicht wissen.«

»Macht es wie ich, Herr von Carmainges; lernt diese Dinge, ohne daß man sie Euch sagt; ich hindere Euch nicht.«

»Ich appelliere an Eure Erleuchtung, mein Herr, weil ich, der ich ohne Haß und ohne Freundschaft an den Hof gekommen bin und von keiner Leidenschaft geleitet werde, Euch ohne mehr wert zu sein, doch nützlicher werden kann, als ein Anderer.«

»Ihr habt weder Haß noch Freundschaft?«

»Nein, mein Herr.«

»Ihr liebt jedoch wenigstens den König, setze ich voraus?«

»Ich muß es und will es, Herr von Loignac, als Diener, wie als Untertan und als Edelmann.«

»Nun wohl! das ist einer von den Hauptpunkten, nach denen Ihr Euch richten müßt; seid Ihr ein geschickter Mann, so muß er Euch den finden helfen, welcher demselben entgegengesetzt ist.«

»Sehr gut, mein Herr«, sprach Ernauton sich verbeugend, »ich habe nun meine Richtung. Es bleibt indessen noch ein Punkt, der mich ungemein beunruhigt.«

»Welcher, mein Herr?«

»Der leidende Gehorsam?«

»Das ist die erste Bedingung.«

»Ich habe dies wohl verstanden, Herr von Loignac, doch der leidende Gehorsam ist zuweilen schwierig für Männer, welche im Punkte der Ehre zart fühlen.«

»Das geht mich nichts an, Herr von Carmainges.«

»Wenn Euch jedoch ein Befehl mißfällt?«

»Ich lese die Unterschrift von Herrn von Épernon, und das tröstet mich.«

»Und Herr von Épernon?«

»Herr von Épernon liest die Unterschrift Seiner Majestät, und tröstet sich wie ich.«

»Ihr habt Recht, und ich bin Euer ergebenster Diener«, sprach Ernauton.

Hiernach machte er einen Schritt, um sich zu entfernen; Loignac hielt ihn zurück.

»Ihr habt gewisse Gedanken in mir erweckt«, sprach er, »und Ich werde Euch Dinge sagen, die ich Anderen nicht sagen würde, weil diese Anderen weder den Mut, noch den Anstand hatten, mit mir zu reden, wie Ihr es getan.«

Ernauton verbeugte sich.

»Mein Herr«, fuhr Loignac fort, indem er sich dem jungen Mann näherte, »vielleicht wird diesen Abend irgend ein Großer kommen. Verliert ihn nicht aus dem Blick, und folgt ihm überallhin, wohin er gehen wird, wenn er den Louvre verläßt.«

»Herr von Loignac erlaubt mir, Euch zu bemerken, mir scheint, das heißt spionieren?«

»Spionieren! glaubt Ihr?« versetzte Loignac mit kaltem Tone, »es ist mögliche doch seht . . . «

Er zog ein Papier aus seiner Brust und reichte es Carmainges; dieser entfaltete dasselbe und las:

»Laßt diesen Abend Herrn von Mayenne Jemand folgen, sollte er es wagen, sich im Louvre einzufinden.«

»Unterzeichnet?« fragte Loignac.

»Unterzeichnet von Épernon«, las Carmainges.

»Nun, mein Herr?«

»Es ist richtig«, erwiderte Ernauton, sich tief verbeugend, »ich werde Herrn von Mayenne folgen.«

Und er entfernte sich.

Sechzehntes Kapitel.

Die Herren Bürger von Paris.

Herr von Mayenne, mit dem man sich so viel im Louvre beschäftigte, ohne daß er es vermutete, entfernte sich aus dem Hotel Guise durch eine Hintertüre, ganz gestiefelt und zu Pferd, als ob er gerade von der Reise käme, und begab sich mit drei Edelleuten in den Louvre.

Von seiner Ankunft benachrichtigt, ließ Herr von Épernon seinen Besuch dem König melden,

Ebenfalls in Kenntnis gesetzt, hatte Herr von Loignac den Fünf und Vierzig eine zweite Nachricht geben lassen: fünfzehn befanden sich, verabredeter Maßen, in den Vorzimmern, fünfzehn im Hof und vierzehn in ihrer Wohnung.

Wir sagen vierzehn, weil Ernauton, der, wie der Leser weiß einen besonderen Auftrag erhalten hatte, nicht unter seinen Gefährten war.

Da jedoch das Gefolge von Herrn von Mayenne durchaus keine Furcht einflößen konnte, so erhielt die zweite Abteilung Erlaubnis, in die Kaserne zurückzukehren.

Bei Seiner Majestät eingeführt, machte Herr von Mayenne ehrfurchtsvoll dem König eine Aufwartung, die dieser liebevoll aufnahm.

»Nun, mein Vetter«, fragte der König, »Ihr besucht Paris wieder einmal?«

»Ja, Sire«, antwortete Mayenne, »ich glaubte in meiner Brüder und in meinem Namen kommen zu müssen, um Eure Majestät daran zu erinnern, daß sie keine treueren Untertanen hat, als uns.«

»Bei Gott«, sprach Heinrich, »das ist so bekannt, daß Ihr, abgesehen von dem Vergnügen, das Ihr mir, wie Ihr wißt, durch Euren Besuch macht, Euch in der Tat diese kleine Reise ersparen konntet. Ihr müßt sicherlich noch einen andern Grund gehabt haben.«

»Sire, ich befürchtete, Euer Wohlwollen für das Haus Guise

könnte durch die seltsamen Gerüchte geschwächt worden sein, welche unsere Feinde seit einiger Zeit in Umlauf bringen.«

»Was Für Gerüchte?« fragte der König mit jener Gutmütigkeit, die ihn für die Vertrautesten so gefährlich machte.

»Wie«, fragte Mayenne etwas aus der Fassung gebracht, »Eure Majestät hätte nichts sagen hören, was für uns ungünstig gewesen wäre?«

»Mein Vetter«, sprach der König, »wißt einmal für allemal, daß ich es nicht dulden würde, wenn man hier Schlimmes von den Herren von Guise sagen wollte; und da man dies hier besser weiß, als Ihr es zu wissen scheint, so sagt man auch nichts.«

»Dann werde ich es nicht bedauern, gekommen zu sein, da ich das Glück habe, meinen König zu sehen und ihn in solcher Stimmung zu finden; nur muß ich gestehen, daß meine Eile unnötig gewesen sein wird.«

»Oh! Herzog, Paris ist eine gute Stadt, von der man immer irgend einen Nutzen zu ziehen hat«, erwiderte der König.

»Ja, Sire, aber wir betreiben unsere Angelegenheiten in Soissons.«

»Welche, Herzog?«

»Die Eurer Majestät Sire.«

»Es ist wahr, es ist wahr, Mayenne, fährt also fort, sie zu betreiben, wie Ihr es angefangen habt; ich weiß das Benehmen meiner Diener nach Gebühr zu schätzen und anzuerkennen.«

Der Herzog entfernte sich lächelnd.

Der König kehrte sich die Hände reibend in sein Zimmer zurück.

Loignac machte Ernauton ein Zeichen; dieser sagte seinem Diener ein Wort und schickte sich an, den vier Reitern zu folgen.

Der Diener lief in den Stall und Ernauton folgte zu Fuß.

Es war keine Gefahr, Herrn von Mayenne zu verlieren; durch die Schwatzhaftigkeit von Perducas von Pincorney war die Ankunft eines Prinzen vom Hause Guise in Paris bekannt geworden. Bei dieser Nachricht fingen die guten Liguisten an, ihre Häuser zu verlassen und seine Spur aufzusuchen.

Mayenne war mit seinen breiten Schultern, mit seiner runden Gestalt und seinem napfförmigen Bart nicht schwer zu erkennen.

Man war ihm bis zum Louvre gefolgt, und hier erwarteten ihn dieselben Gesellen, um ihn bei seinem Austritt wieder in Empfang zu nehmen und bis zu den Pforten seines Hotel zu begleiten.

Vergebens suchte Mayneville die Eifrigsten zu entfernen, indem er zu ihnen sagte:

»Nicht so viel Feuer, meine Freunde, nicht so viel Feuer, beim wahrhaftigen Gott! Ihr gefährdet uns.«

Der Herzog hatte nichtsdestoweniger ein Geleite von zwei bis dreihundert Personen, als er zum Hotel Saint-Denis kam, das er zur Wohnung gewählt hatte.

Es war dadurch Ernauton sehr leicht gemacht, dem Herzog zu folgen, ohne bemerkt zu werden.

In dem Augenblick, wo der Herzog zurückkam und sich umkehrte um zu grüßen, glaubte er in einem von den Edelleuten, welche zugleich mit ihm grüßten, den Reiter zu erkennen, der den Pagen oder den der Page begleitete, welchen er durch die Porte Saint-Antoine hereingebracht, wobei derselbe eine so seltsame Neugierde in Beziehung auf die Hinrichtung von Salcède geoffenbart hatte.

Beinahe in demselben Moment und während Mayenne verschwand, durchschnitt eine Sänfte die Menge. Mayneville ging ihr voran, ein Vorhang wurde auf die Seite geschoben, und bei einem Lichtstrahl glaubte Ernauton sowohl seinen Pagen, als die Dame von der Porte Saint-Antoine zu erkennen.

Mayneville und die Dame wechselten ein paar Worte, und die Sänfte verschwand ebenfalls unter dem Torweg des Hotels; Mayneville folgte der Sänfte und das Thor wurde wieder geschlossen.

Einen Augenblick nachher erschien Mayneville auf dem Balkon dankte den Parisern im Namen des Herzogs, und forderte sie, da es spät war, auf, nach Hause zurückzukehren, damit Böswillige ihre Versammlung nicht auf eine schlimme Weise benutzen könnten.

Jedermann entfernte sich nach dieser Aufforderung, mit Ausnahme von zehn Männern, welche im Gefolge des Herzogs eingetreten waren.

Ernauton entfernte sich wie die Anderen, oder gab sich

vielmehr, während die Anderen weggingen, den Anschein, als entfernte er sich.

Die zehn Auserwählten, die mit Ausschluß der Übrigen blieben, waren die Abgeordneten der Ligue, welche bei Herrn von Mayenne erschienen, um ihm für seine Ankunft zu danken, zugleich aber, um ihm zu beschwören, er möge seinen Bruder zum Kommen bestimmen.

Diese würdigen Bürger, die wir schon im Helldunkel an dem Abend mit den Panzern gesehen haben, diese würdigen Bürger, denen es nicht an Einbildungskraft gebrach, hatten in ihren vorbereitenden Versammlungen eine Menge von Plänen ersonnen, denen nur noch die Sanktion und die Unterstützung eines Hauptes fehlte, auf das man zählen konnte.

Bussy-Leclerc meldete, er habe drei Klöster in der Handhabung der Waffen eingeübt und fünfhundert Bürger einregimentirt, das heißt einen Effektivstand von tausend Mann zur Verfügung gestellt.

Lachapelle-Marteau hatte die Bekannten, die Schreiber und das ganze Volk von Paris bearbeitet. Er konnte zugleich den Rat und die Tat anbieten, den Rat durch zweihundert Schwarzröcke, die Tat durch zweihundert Stadtbogenschützen repräsentieren.

Brigard hatte die Kaufleute der Rue des Lombards, der Pfeilen der Hallen und der Rue Saint-Denis.

Crucé teilte die Anwälte mit Lachapelle-Marteau und verfügte dabei noch über die Universität von Paris.

Delbar bot alle Schiffsleute und Personen vom Hafen, eine gefährliche Gattung, welche ein Kontingent von fünf hundert Mann bildete.

Louchard verfügte über fünfhundert Roßtäuscher und Pferdehändler, wütende Katholiken.

Ein Kannegießer Namens Bollard und ein Speckhändler Namens Gilbert machten sich für fünfzehn hundert Schlächter und Speckhändler der Stadt und der Vorstädte verbindlich.

Meister Nicolas Poulain, der Freund von Chicot, bot Alles und Jedermann.

Als der Herzog, gut eingeschlossen in einem sichern Zimmer, diese Mitteilungen und Anerbietungen vernommen hatte, sagte er:

»Ich bewundere die Kräfte der Ligue, aber ich sehe das Ziel nicht, das sie mir ohne Zweifel vorschlagen will.«

Meister Lachapelle-Martreau schickte sich an, eine Rede in drei Punkten zu halten; er pflegte sehr weitschweifig zu sein, das war bekannt; Mayenne sagte schauernd:

»Machen wir geschwinde.«

Bussy-Leclerc schnitt Martreau das Wort ab und sprach:

»Gnädigster Herr, wie haben Durst nach einer Veränderung, wir sind die Stärkeren und wollen folglich diese Veränderung: das ist kurz, klar und bestimmt.«

»Aber wie werdet Ihr zu Werke gehen, um diese Veränderung zu erreichen?« fragte Mayenne.

»Mir scheint«, antwortete Bussy-Leclerc mit der Freimütigkeit, welche bei einem Mann von seiner niedrigen Stellung für Frechheit angesehen werden konnte, »mir scheint, da der Gedanke der Union von unseren Häuptern herrührt, so ist es an diesen, und nicht an uns, das Ziel zu bezeichnen.«

»Meine Herren«, sprach Mayenne, »Ihr habt vollkommen Recht, das Ziel muß von denjenigen bezeichnet werden, welche die Ehre haben, Eure Führer zu sein; doch es ist hier notwendig, zu wiederholen, daß der General zu beurteilen hat, in welchem Augenblick die Schlacht geliefert werden soll, und daß er, mag er immerhin seine Truppen in Reihe und Glied aufgestellt, bewaffnet und voll Eifer sehen, das Signal zum Angriff nur geben wird, wenn er dies tun zu müssen glaubt.«

»Aber gnädigster Herr«, erwiderte Crucé, »die Ligue hat Eile, was wir schon einmal Euch zu sagen uns erlaubten.«

»Eile wozu, Herr Crucé?« fragte Mayenne.

»Anzukommen.«

»Wo?«

»Bei unserem Ziele; wir haben auch unsern Plan.«

»Dann ist es etwas Anderes«, versetzte Mayenne, »wenn Ihr Euren Plan habt, vermag ich nichts mehr zu sagen.«

»Ja, gnädiger Herr; doch können wir auf Eure Unterstützung rechnen?«

»Ganz gewiß, wenn dieser Plan mir und meinem Bruder entspricht.«

»Es ist wahrscheinlich, Monseigneur, daß er Euch entsprechen wird.«

»Laßt Euren Plan hören.«

Die Liguisten schauten sich an; zwei oder drei bedeuteten Lachapelle-Marteau durch ein Zeichen, er möge sprechen.

Lachapelle-Marteau trat vor und schien den Herzog um Erlaubnis zu bitten, sich erklären zu dürfen.

»Sprecht«, sagte der Herzog.

»Hört«, begann Lachapelle-Marteau, »Der Gedanke ist Leclerc, Crucé und mir gekommen.«

Wir haben unsern Plan wohl überlegt, und es ist wahrscheinlich, daß sein Resultat gewiß ist.«

»Zur Sache, Herr Marteau, zur Sache.«

»Es gibt mehrere Punkte in der Stadt, welche die Kräfte der Stadt unter sich verbinden: das kleine und, das große Châtelet, den Palast des Temple, das Stadthaus, das Arsenal und den Louvre.«

»Das ist wahr«, sprach der Herzog.

»Alle diese Punkte werden durch stehende Garnisonen verteidigt, welche jedoch zu überwinden sind, da sie nicht auf einen Handstreich gefaßt sein können.«

»Ich gebe auch dieses zu.«

»Die Stadt wird jedoch überdies verteidigt vom Hauptmann von der Scharwache mit seinen Bogenschützen welche die Verteidigung von Paris bis zu den wirklich von Gefahren bedrohten Stellen erstrecken.«

»Wir haben nun Folgendes ersonnen:

»In seiner Wohnung den Hauptmann von der Scharwache festnehmen, der bei der Couture-Saint-Catherine wohnt.«

»Der Handstreich läßt sich ohne Lärmen ausführen, da der Ort öde und abgelegen ist.«

Mayenne schüttelte den Kopf und erwiderte:

»So öde und abgelegen er sein mag, so sprengt man doch nicht ein gutes Thor und tut nicht etliche und zwanzig Büchenschüsse ohne einigen Lärmen.«

»Wir haben diesen Einwurf vorhergesehen, gnädigster Herr;

einer von den Bogenschützen des Hauptmanns von der Scharwache ist uns ergeben. Mitten in der Nacht klopfen wir nun zwei oder dreimal an das Thor; der Bogenschütze öffnet uns und meldet dem Hauptmann, Seine Majestät wolle ihn sprechen. Das ist nichts Auffallendes. Ungefähr einmal im Monat wird dieser Offizier zum König berufen, um Meldungen zu machen und Aufträge in Empfang zu nehmen. Ist das Thor offen, so lassen wir zehn Mann von den Schiffsleuten eintreten, welche im Quartier Saint-Paul wohnen und den Hauptmann von der Scharwache expedieren.«

»Das heißt erwürgen.«

»Ja, gnädigster Herr. So sind die ersten Befehle zur Verteidigung abgeschnitten. Es ist wahr, es können andere Behörden, andere Beamte von den zitternden Bürgern oder den Politikern vorgeschoben werden; da ist der Herr Präsident, sodann der Chevalier d' O, Herr von Chiverny, der Herr Staatsanwalt Laguesle; nun wohl! man wird sich ihrer Häuser zu gleicher Zeit bemächtigen; die Bartholomäus-Nacht hat uns gelehrt, wie man das macht, und man wird sie behandeln, wie man den Herrn Hauptmann von der Scharwache behandelt hat.«

»Ah! ah!« rief der Herzog, der die Sache ernst fand.

»Das wird eine vortreffliche Gelegenheit sein, gnädigster Herr, über die Politiker herzufallen, welche sämtlich unseren Quartieren bezeichnet sind, um den religiösen wie den politischen Ketzern den Garaus zu machen.«

»Dies Alles ist herrlich«, sprach Mayenne, »doch Ihr habt mir nicht erklärt, ob Ihr auch in einem Augenblick den Louvre, ein wahres befestigtes Schloß, nehmen werdet, wo beständig Gardes und Edelleute wachen. Der König, so schüchtern er auch sein mag, wird sich nicht erwürgen lassen, wie der Hauptmann von der Scharwache; er wird das Schwert ergreifen, und, bedenkt wohl, er ist der König; seine Gegenwart wird eine große Wirkung auf die Bürger hervorbringen und man wird Euch schlagen.«

»Wir haben vier tausend Mann zur Expedition nach dem Louvre ausgewählt, und vier tausend Mann lieben den Valois nicht hinreichend, daß seine Gegenwart die von Euch bezeichnete Wirkung hervorbringen dürfte.«

»Ihr glaubt, das werde genügen?«

»Gewiß, wir sind Zehn gegen Einen«, sprach Bussy-Leclerc.

»Und die Schweizer? es sind ihrer vier tausend, meine Herren.«

»Ja, aber sie stehen in Lagny, und Lagny ist acht Meilen von Paris; nehme ich nun an, der König könne sie benachrichtigen lassen, so brauchen die Boten zwei Stunden zu dem Ritt, die Schweizer acht Stunden; um den Weg zu Fuß zurückzulegen, das macht zehn Stunden, und sie werden gerade zu rechter Zeit kommen, um an den Barrieren festgenommen zu werden, denn in zehn Stunden sind wir Herren der ganzen Stadt.«

»Wohl! es sei, ich gebe dies Alles zu; der Hauptmann von der Scharwache ist erwürgt; die Politiker sind umgebracht, die Behörden der Stadt sind verschwunden; alle diese Hindernisse sind überwunden; ohne Zweifel habt Ihr Euch entschieden, was Ihr dann tun werdet?«

»Wir machen eine Regierung als ehrliche Leute, wie wir sind«, sprach Brigard, »und wenn wir nur in unserern kleinen Gewerbe mit Vorteil arbeiten, wenn uns das Brot für unsere Frauen und Kinder gesichert ist, verlangen wir nicht mehr. Der Ehrgeiz des Einen oder des Andern von uns wird ihn vielleicht wünschen lassen, Zehner, oder Viertelsmeister oder Kommandant einer Compagnie zu werden; nun, Herr Herzog, wir werden es sein, aber höher streben unsere Wünsche nicht, Ihr seht, daß wir nicht anspruchsvoll sind.«

»Herr Brigard, Ihr sprecht goldene Worte«, sagte der Herzog, »ja, Ihr seid ehrlich, ich weiß es wohl, und Ihr werdet in Euren Reihen keine Mischung dulden.«

»Oh! nein, nein«, riefen mehrere Stimmen, »keine, Hefe bei dem guten Wein.«

»Vortrefflich!« rief der Herzog, »das heiße ich sprechen. Laßt nun hören, Herr Lieutenant von der Prevoté, sagt, gibt es viele Taugenichtse und schlimmes Volk auf der Ile-de-France?«

Nicolas Poulain, der sich nicht ein einziges Mal vorangestellt hatte, trat nun gleichsam wider seinen Willen vor und antwortete:

»Ja, gnädigster Herr; es gibt nur zu viel.«

»Könnt Ihr uns ungefähr die Zahl dieses Pöbels nennen?«

»Ja, ungefähr.«

»Schätzt ihn also, Meister Poulain.«

Poulain rechnete an den Fingern.

»Diebe: drei bis vier tausend.«

»Müßiggänger und Bettler: zwei tausend bis zwei tausend fünfhundert.«

»Gelegentliche Diebe: fünfzehn hundert bis zwei tausend.«

»Mörder: vier bis fünf hundert.«

»Gut: gering gerechnet sind dies sechs tausend oder sechs tausend Fünf hundert Galgenvögel. Welcher Religion gehören diese Leute an?«

»Wie beliebt, gnädigster Herr?« fragte Poulain.

»Sind es Hugenotten oder Katholiken?«

Lachend erwiderte Poulain:

»Sie sind von allen Religionen, Monseigneur, oder vielmehr von einer einzigen: ihr Gott ist das Gold, und das Blut ist ihr Prophet.«

»Gut, und was ist ihr politisches Glaubensbekenntnis? Sind sie Anhänger von Valois, sind sie Liguisten, eifrige Politiker, oder Navarresen?«

»Sie sind Räuber und Diebe.«

»Gnädigster Herr«, sprach Crucé, »glaubt nicht, daß wir diese Menschen je zu Verbündeten nehmen werden.«

»Nein, ich denke das nicht, und das ist es gerade, was mich ärgert.«

»Und warum ärgert Euch das?« fragten erstaunt einige Mitglieder der Deputation.

»Ah! begreift wohl, meine Herren, diese Leute, welche keine Religion, keine Meinung haben, und folglich nicht mit Euch fraternisieren, werden, wenn sie sehen, daß es in Paris keine Behörden, keine öffentliche Macht, kein Königtum, nichts mehr von dem gibt, was sie noch im Zaum hält, Eure Buden plündern, während Ihr Krieg führt, und Eure Häuser ausleeren, indes Ihr den Louvre besetzt; bald werden sie sich an die Schweizer gegen Euch, bald an Euch gegen die Schweizer anschließen, so daß sie stets die Stärkeren sind.«

»Teufel!« riefen die Deputierten, indem sie sich einander anschauten.

»Ich denke, das ist ernst genug, um es in Erwägung zu ziehen, nicht wahr, meine Herren?« sagte der Herzog. »Ich meines Teils beschäftige mich sehr viel hiermit und werde ein Mittel suchen, diesem Übel zu begegnen; denn vor Allem Euer Interesse, das ist, der Wahlspruch meines Bruders und der meinige.«

Die Deputierten ließen ein Gemurmeln des Beifalls vernehmen.

»Meine Herren, erlaubt einem Mann, der vier und zwanzig Meilen Tag und Nacht zu Pferd zurückgelegt hat, einige Stunden zu schlafen; es ist keine Gefahr im Verzug, wenigstens jetzt nicht, während, wenn Ihr handeln würdet, Gefahr vorhanden wäre; das ist vielleicht nicht Eure Ansicht?«

»Doch, Herr Herzog«, sprach Brigard.

»Sehr gut.«

»Wir nehmen also untertänigst Abschied von Euch, gnädigster Herr«, fuhr Brigard fort, »und wenn Ihr uns eine neue Zusammenkunft bestimmen wolltet . . . «

»Seid unbesorgt, so bald als möglich, meine Herren«, sagte Mayenne, »morgen vielleicht, spätestens übermorgen.«

Und er entließ sie ganz betäubt über diese Vorhersehung, welche eine Gefahr entdeckt hatte, die ihnen entfernt nicht eingefallen war.

Doch kaum war er verschwunden, als sich eine in der Tapete verborgene Türe öffnete und eine Frau hastig in den Saal trat.

»Die Herzogin!« riefen die Abgeordneten.

»Ja, meine Herren, und sie wird Euch der Verlegenheit entziehen«, rief die Herzogin.

Die Abgeordneten, welche ihre Entschlossenheit kannten, aber auch ihren Enthusiasmus fürchteten, drängten sich um sie.

»Meine Herren«, fuhr die Herzogin lächelnd fort, »was die Hebräer tun konnten, hat Judith allein getan; hofft. Ich habe auch meinen Plan.«

Und sie reichte den Liguisten zwei weiße Hände, welche die Artigsten küßten, und entfernte sich sodann durch die Türe, durch die Mayenne weggegangen war.

»Bei Gott!« rief Bussy-Leclerc der sich den Schnurrbart leckte und der Herzogin folgte, »das ist entschieden der Mann der Familie!«

»Uf!« murmelte Nicolas Poulain, indem er sich den Schweiß abwischte, der ihm beim Anblick von Frau von Montpensier auf die Stirne getreten war, »ich wollte, ich wäre aus Allem heraus.«

Siebzehntes Kapitel.

Bruder Borromée.

Es war ungefähr zehn Uhr Abends; die Herren Abgeordneten kehrten ziemlich zerknirscht zurück und verließen sich an jeder Straßenecke, wo sie ihren Privatwohnungen nahe kamen, unter dem Austausch von Höflichkeiten.

Nicolas Poulain, der am entferntesten von Allen wohnte, ging zuletzt allein und dachte über die peinliche Lage nach, die ihn hatte die Worte ausstoßen lassen, mit denen der letzte Paragraph unseres letzten Kapitels beginnt.

Der Tag war in der Tat für alle Welt und besonders für ihn furchtbar an Ereignissen gewesen. Er kehrte also ganz schauernd über das, was er vernommen, nach Hause zurück und sagte sich, wenn es der Schatten für geeignet erachtet habe, ihn zur Anzeige des Komplottes von Vincennes anzutreiben, so würde es ihm Robert Briquet nie vergeben, daß er den von Lachapelle-Marteau vor dem Herzog von Mayenne so naiv entwickelten Plan des Manoeuvrirens nicht geoffenbart.

Während er in das tiefste Nachdenken versunken war und durch die Rue de la Pierre-au-Réal, eine Art von vier Fuß breitem Damm ging, der nach der Rue Neuve-Saint-Méry führte, sah Nicolas Poulain in der ihm entgegengesetzten Richtung einen Jakobiner herbeilaufen, der seinen Rock bis an die Kniee aufgeschürzt hatte.

Man mußte ausweichen, denn es konnten nicht zwei Christen neben einander in dieser Gasse gehen.

Nicolas Poulain dachte, die mönchische Demut würde ihm, dem Manne vom Schwert, die Höhe des Pflasters überlassen; doch dem war nicht so; der Mönch lief wie ein Hirsch, den man aufgetrieben; er lief dergestalt, daß er eine Mauer umgeworfen hätte, und Nicolas Poulain trat brummend, um nicht niedergeworfen zu werden, auf die Seite.

Nun aber begann für sie in diesem von Häusern besetzten Engpaß die peinliche Evolution, die zwischen zwei

unentschlossenen Menschen stattfindet, welche beide gern vorübergehen möchten, sich nicht hindern wollen und stets sich wieder in die Arme geführt sehen.

Poulain schwur, der Mönch fluchte, und der Kuttenmann packte, minder geduldig als der Schwertmann, diesen um den Leib, um ihn an die Wand zu drücken.

In dieser Gemenge und während sie auf dem Punkte waren, sich zu schelten, erkannten sie sich.

»Bruder Borromée!« sagte Poulain.

»Meister Nicolas Poulain!« rief der Mönch.

»Wie befindet Ihr Euch?« fragte Poulain mit jener bewundernswürdigen Freundlichkeit und unstörbaren Zahmheit des Pariser Bürgers.

»Sehr schlecht«, erwiderte der Mönch, der viel schwerer zu besänftigen war, als der Laie, »denn Ihr haltet mich auf und ich habe große Eile.«

»Ihr Teufel von einem Menschen!« versetzte Poulain; »stets kriegerisch wie ein Römer! Aber wohin, des Teufels! lauft Ihr zu dieser Stunde in solcher Hast? brennt die Priorei?«

»Nein, aber ich ging zu der Frau Herzogin, um mit Mayneville zu sprechen.«

»Zu welcher Herzogin?«

»Es gibt nur eine, wie mir scheint, bei der man mit Mayneville reden kann«, sagte Borromée, der Anfangs kategorisch mit dem Lieutenant der Prevoté sprechen zu müssen geglaubt hatte, weil dieser Lieutenant ihn folgen lassen konnte, jedoch ohne daß er zu mittheilsam gegen den Neugierigen sein wollte.

»Was wolltet Ihr bei Frau von Montpensier machen?« sagte Nicolas Poulain.

»Ei! mein Gott«, erwiderte Borromée auf eine, scheinbare Antwort bedacht, »unser ehrwürdiger Prior sollte auf die Bitte von Frau von Montpensier deren Gewissensrat werden; doch es hat ihn ein Skrupel erfaßt, und er weigert sich, dem Gesuch zu entsprechen. Die Zusammenkunft war auf morgen bestimmt, und ich soll nun im Auftrag von Dom Modeste Gorenflot der Herzogin sagen, sie könne nicht auf ihn rechnen.«

»Sehr gut, aber, mein lieber Bruder, Ihr seht mir nicht aus, als

gingt Ihr nach dem Hotel Guise; ich sage sogar noch mehr, Ihr wendet ihm völlig den Rücken zu.«

»Das ist wahr, denn ich komme davon her«, erwiderte Borromée.

»Aber wohin geht Ihr?«

»Man hat mir im Hotel gesagt, die Frau Herzogin mache einen Besuch bei Herrn von Mayenne, der diesen Abend angekommen sei und im Hotel Saint-Denis wohne.«

»Reine Wahrheit . . . der Herzog ist wirklich im Hotel Saint-Denis und die Frau Herzogin bei ihm; aber Gevatter, ich bitte Euch, wozu soll es nützen, daß Ihr den Schlaunen gegen mich spielt? Der Säckelmeister ist es gewöhnlich nicht, den man die Kommissionen des Klosters besorgen läßt.«

»Bei einer Prinzessin, warum nicht?«

»Und Ihr, der Vertraute den Mayneville, glaubt nicht an die Beichten der Frau Herzogin von Montpensier?«

»Woran sollte ich denn glauben?«

»Was Teufels! mein Lieber, Ihr wißt wohl, wie weit die Mitte der Straße von der Priorei entfernt ist, da Ihr es mich habt messen lassen; nehmt Euch in Acht! Ihr sagt mir so wenig, daß ich vielleicht zu viel glauben werde.«

»Und Ihr habt Unrecht, lieber Herr Poulain, ich weiß nichts Anderes. Haltet mich nicht länger zurück, ich bitte Euch, denn ich würde die Frau Herzogin nicht mehr finden.«

»Ihr könnt sie immer in ihrem Hause finden, wohin sie zurückkehren wird, und wo Ihr hättet warten sollen.«

»Ah! bei Gott, es wäre mir auch nicht unangenehm, den Herrn Herzog ein wenig zu sehen; Ihr kennt ihn, wenn ich ihn zu seiner Geliebten gehen lasse, so kann man seiner nicht mehr habhaft werden.«

»Das heiße ich reden. Nun, da ich weiß, mit wem Ihr zu tun habt, lasse ich Euch gehen; Gott befohlen und viel Glück.«

Als Borromée den Weg frei sah, warf er im Austausch für die an ihn gerichteten Wünsche Nicolas Poulain leichthin einen guten Abend zu und enteilte durch die geöffnete Gasse.

»Oh! oh! abermals etwas Neues«, sagte Nicolas Poulain zu sich selbst, während er dem allmählich im Schatten

verschwindenden Jakobiner nachschaute, »doch welches Bedürfnis habe ich, in des Teufels Namen! Alles zu erfahren, was vorgeht? Sollte ich zufällig Geschmack an dem Handwerk finden, das ich zu treiben verdammt bin? Pfui doch!«

Und er legte sich zu Bette, nicht mit der Ruhe eines guten Gewissens, sondern mit der Ruhe, die uns in allen Lagen dieser Welt die Unterstützung eines Stärkeren, als wir sind, gewährt.

Mittlerweile setzte Borromée seinen Lauf fort, dem er eine Schnelligkeit verlieh, die ihm Hoffnung gab, die verlorene Zeit wieder einzudringen.

Er kannte in der Tat die Gewohnheiten von Herrn von Mayenne und hatte ohne Zweifel Gründe, die er Meister Nicolas Poulain nicht auseinandersetzen zu müssen glaubte.

Immerhin ist es gewiß, daß er ganz schwitzend und schnaufend im Hotel Saint-Denis in dem Augenblick ankam, wo der Herzog, nachdem er mit Frau von Montpensier ihre wichtigen Angelegenheiten besprochen, sich von seiner Schwester verabschiedete, um frei jene Dame der Cité besuchen zu können, über die sich Joyeuse, wie wir wissen zu beklagen hatte.

Nach mehreren Bemerkungen über den Empfang des Königs und über den Plan der Zehn, waren der Bruder und die Schwester dahin übereingekommen:

Der König hätte keinen Verdacht und machte sich von Tag zu Tag leichter angreifbar.

Das Wichtige wäre, die Ligue in den nördlichen Provinzen zu organisieren, während der König seinen Bruder im Stiche ließe und Heinrich von Navarra vergäße.

Von den beiden letzteren Feinden wäre der Herzog von Anjou allein mit seinem dumpfen Ehrgeiz zu fürchten; von Heinrich von Navarra wüßte man durch gut unterrichtete Spione, daß er sich nur um seine Liebesangelegenheiten mit seinen drei oder vier Maitressen bekümmerte.

»Paris ist vorbereitet«, sagte Mayenne laut, »doch ihre Verbindung mit der königlichen Familie gibt den Politikern und den wahren Royalisten Kraft; man muß einen Bruch zwischen dem König und seinen Verbündeten abwarten; bei dem unbeständigen Charakter von Heinrich kann dieser Bruch nicht lange

ausbleiben.«

»Da jedoch nichts drängt, so warten wir«, fügte Mayenne bei.

»Ich«, sagte die Herzogin ganz leise, »ich hatte zehn in allen Quartieren von Paris verbreitete Männer nötig, um Paris zu dem Streiche aufzuwiegeln, auf den ich sinne; ich habe diese zehn Männer gefunden und verlange nicht mehr.«

So weit waren sie, der Eine mit seinen Zwiesgesprächen, die Andere mit ihren Beiseitreden, als Mayneville plötzlich eintrat und meldete, Bruder Borromée wolle den Herrn Herzog sprechen.

»Borromée?« sagte der Herzog erstaunt, »wer ist das?«

»Gnädigster Herr«, antwortete Mayneville, »es ist derjenige, welchen Ihr von Nancy schicktet, als ich Eure Hoheit um einen Mann von Tätigkeit und um einen Mann von Geist bat.«

»Ich erinnere mich; ich antwortete Euch, ich hätte Beides in Einem, und schickte Euch den Kapitän Borroville. Hat er seinen Namen verändert und heißt jetzt Borromée?«

»Ja, gnädigster Herr, den Namen und die Uniform. Er nennt sich Borromée und ist Jakobiner.«

»Borroville Jakobiner?«

»Ja, Herr Herzog.«

»Und warum ist er denn Jakobiner? Der Teufel muß sehr gelacht haben, als er ihn unter der Kutte erkannte.«

Die Herzogin machte Mayneville ein Zeichen.

»Warum er Jakobiner ist?« erwiderte er. »Ihr sollt es später erfahren, es ist nicht unser Geheimnis, Monseigneur, und mittlerweile hören wir immerhin den Kapitän Borroville oder den Bruder Borromée, wie es Euch beliebt.«

»Ja, um so mehr, als mich sein Besuch beunruhigt«, sagte Frau von Montpensier.

»Und mich auch, ich gestehe es«, fügte Mayneville bei.«

»So führt ihn also, ohne einen Augenblick zu verlieren, ein«, rief die Herzogin.

Der Herzog schwebte zwischen dem Verlangen, den Boten zu hören, und der Furcht, das Rendezvous, bei der Geliebten zu versäumen.

Er schaute nach der Türe und auf die Uhr.

»Ei! Borroville«, rief der Herzog, der sich trotz einer gewissen üblen Laune des Lachens nicht enthalten konnte, »wie seid Ihr verkleidet, mein Freund!«

»Gnädigster Herr«, sprach der Kapitän, »es ist mir in der Tat sehr unbehaglich unter dem verteufelten Rock, aber was sein muß, muß sein, wie Herr von Guise, der Vater, sagte.«

»Ich habe Euch nicht in diesen Rock gesteckt«, erwiderte der Herzog, »und Ihr dürft mir deshalb nicht grollen.«

»Nein, die Frau Herzogin hat es getan, doch ich bin ihr darum nicht böse, weil ich in ihrem Dienste darin stecke.«

»Gut, empfangt meinen Dank, Kapitän, und nun laßt hören, was habt Ihr uns noch so spät zu sagen?«

»Was ich Euch leider nicht früher sagen konnte, Monseigneur, denn ich hatte die ganze Priorei auf dem Nacken.«

»Sprecht.«

»Herr Herzog, der König schickt dem Herrn Herzog von Anjou Hilfstruppen.«

»Bah!« rief Mayenne, »wir kennen dieses Lied; man singt es und schon drei Jahre.«

»Oh! ja. Doch diesmal gebe ich Euch die Kunde, als sicher, gnädiger Herr.«

»Hm!« machte Mayenne mit einer Kopfbewegung der eines Pferden ähnlich, das sich bäumt, »als sicher?«

»Heute, in der vergangenen Nacht, nämlich Morgens um zwei Uhr ist Herr von Joyeuse nach Rouen abgereist. Er schiffte sich in Dieppe ein und bringt drei tausend Mann nach Antwerpen.«

»Oh! oh!« rief der Herzog, »wer hat Euch das gesagt?«

»Ein Mann, der selbst nach Navarra reist, gnädigster, Herr.«

»Nach Navarra, zu Heinrich?«

»Ja, gnädigster Herr.«

»Und in wessen Auftrag geht er zu Heinrich?«

»Im Auftrag des Königs. Ja, Monseigneur, im Auftrag des Königs und mit einem Brief des Königs.«

»Wer ist dieser Mann?«

»Er heißt Robert Briquet.«

»Weiter?«

»Es ist ein vertrauter Freund von Dom Gorenflot. Sie duzen sich.«

»Botschafter des Königs?«

»Dessen bin ich sichert er hat vom Louvre ein Beglaubigungsschreiben kommen lassen, und einer unserer Mönche hat diesen Auftrag besorgt.«

»Und dieser Mönch?«

»Ist unser kleiner Krieger, Jacques Clement, derjenige, welchen Ihr bemerkt habt, Frau Herzogin.«

»Und der Ungeschickte hat Euch den Brief nicht mitgeteilt?« fragte Mayenne.

»Monseigneur, der König hat ihm denselben nicht übergeben, sondern durch eigene Leute dem Boten überbringen lassen.«

»Gottes Tod! wir müssen den Brief haben.«

»Gewiß müssen wir ihn haben«, sagte die Herzogin.

»Warum habt Ihr nicht hieran gedacht?« sprach Mayneville.

»Ich dachte wohl daran und wollte dem Boten einen von meinen Leuten, einen wahren Herkules, begeben; Robert Briquet mißtraute und schickte ihn zurück.«

»Ihr hättet selbst gehen müssen.«

»Unmöglich.«

»Warum?«

»Er kennt mich.«

»Als Mönch hoffentlich und nicht als Kapitän.«

»Meiner Treue! ich weiß es nicht; dieser Robert Briquet hat ein Auge, das einen sehr in Verlegenheit bringt.«

»Was für ein Mensch ist es denn?« fragte Mayenne.

»Groß, dürr, ganz Nerven, ganz Muskeln, ganz Knochen, gewandt, höhnisch und schweigsam.«

»Ah! ah! und er handhabt den Degen?«

»Wie derjenige, welcher ihn erfunden hat, Monseigneur.«

»Lange Gestalt?«

»Monseigneur, er hat alle Gestalten.«

»Freund des Priors?«

»Von der Zeit her, wo dieser noch einfacher Mönch war.«

»Oh! ich habe einen Verdacht und werde mir Aufklärung verschaffen.« rief Mayenne.

»Tut das geschwinde, denn weit geschlitzt, wie er ist, muß dieser Bursche tüchtig marschieren.«

»Borroville«, sprach Mayenne, »ihr werdet nach Soissons abreisen, wo mein Bruder ist.«

»Aber die Priorei, gnädigster Herr?«

»Seid ihr so verlegen, Dom Gorenflot eine Geschichte zu machen?« entgegnete Mayenne, »glaubt er nicht, was Ihr ihm glauben machen wollt? Ihr sagt Herrn von Guise Alles, was Ihr von der Sendung von Herrn von Joyeuse wißt«, fuhr Mayenne fort.

»Gut, Monseigneur.«

»Und Navarra, vergeßt Ihr Navarra, Mayenne?« sagte die Herzogin.

»Ich vergesse es so wenig, daß ich dies selbst übernehme«, erwiderte Mayenne. »Man saddle mir ein frisches Pferd, Mayneville.«

Dann fügte er leise bei:

»Sollte er noch leben? . . . Oh! ja, er muß leben!«

Achtzehntes Kapitel.

Chicot der Lateiner.

Man erinnert sich, daß Chicot nach dem Abgang der jungen Leute raschen Schrittes marschiert war.

Sobald sie aber an einem Abhänge verschwunden, blieb Chicot, der wie ein Argus das Vorrecht, von hinten zu sehen, zu haben schien und weder Ernauton, noch Sainte-Maline mehr sah, blieb Chicot, sagen wir, auf dem Höhenpunkte des Hügels stehen und befragte den Horizont, die Ebene, die Gebüsche, den Fluß, Alles endlich bis auf die Lämmerwolken, welche schief hinter den großen Ulmen am Wege hinschlüpfen, und als er sicher war, daß ihn Niemand belästigte oder bespöhte, setzte er sich an den Rand eines Grabens, lehnte den Rücken an einen Baum und fing das an, was er seine Gewissensprüfung nannte.

Er hatte zwei Börsen, denn es war ihm nicht entgangen, daß der ihm von Sainte-Maline übergebene Beutel außer dem königlichen Brief gewisse runde, rollende Gegenstände enthielt, welche ungemein Gold oder gemünztem Silber glichen.

Der Beutel war eine wahre königliche Börse, mit zwei H bezeichnet, von denen das eine unten, das andere oben aufgestickt.

»Das ist hübsch«, sagte Chicot, indem er die Börse betrachtete, »das ist reizend vom König! Sein Name, sein Wappen! man kann nicht großmütiger und nicht alberner sein.«

»Ich werde entschieden nichts aus ihm machen!«

»Bei meinem Ehrenwort«, fuhr Chicot fort, »wenn Eines mich in Erstaunen setzt, so ist es das, daß der gute König nicht zugleich auf dieselbe Börse den Brief, mit dem er mich zu seinem Schwager schickt, und meinen Empfangsschein hat stecken lassen. Warum sollen wir uns Zwang antun? Die ganze politische Welt handelt heut zu Tage unter freiem Himmel; treiben wir die Politik wie die ganze Welt. Bah! wenn man diesen armen Chicot ein wenig ermorden würde, wie man es schon mit dem Eilboten gemacht hat, den derselbe Heinrich nach Rom an Herrn von

Joyeuse schickte, das wäre nur ein Freund weniger; und die Freunde sind in diesen Zeitläufen etwas so Gewöhnliches, daß man verschwenderisch damit sein kann.«

»Wie schlecht wählt Gott, wenn er wählt.«

»Sehen wir zuerst, wie viel Geld in der Börse ist, den Brief untersuchen wir hernach . . . hundert Taler, gerade die Summe, welche ich von Gorenflot entlehnt habe . . . Das ist in der Tat königlich. Ah! ich bitte um Verzeihung, wir wollen nicht verleumden. Hier ist ein kleines Päckchen spanisches Gold . . . fünf Quardrupel . . . äußerst delikat; sehr hübsch, Henriquet! wahrlich wären nicht die Namenszüge und die Lilien, die mir überflüssig scheinen, so würde ich ihm einen Kuß zusenden . . . «

»Diese Börse belästigt mich; es kommt mir vor, als müßten die Vögel, die über meinem Kopfe hinfliegen, mich für einen königlichen Emissär halten und verspotten, oder, was noch schlimmer ist, mich den Vorübergehenden als einen solchen angeben.«

Chicot leerte seine Börse in seine hohle Hand, zog aus seiner Tasche den einfachen linnen Sack von Gorenflot, schob das Gold und das Silber hinein und sagte zu den Talern:

»Ihr könnt ruhig beisammen bleiben, meine Kinder, denn Ihr kommt aus demselben Land.«

Hiernach nahm er den Brief aus dem Beutel, legte an seine Stelle einen Kiesel, den er aufhob, zog die Schnüre über dem Kiesel zusammen und warf ihn, wie es ein Schleuderer mit einem Steine tut, in die Org die sich an seiner Seite hinschlängelte.

Das Wasser spritzte auf, es bildeten sich manchfarbig zwei oder drei Kreise auf der ruhigen Oberfläche, allmählich weiter wurden und sich an ihrem Rande brachen.

»Das ist für mich«, sagte Chicot »nun wollen für Heinrich arbeiten.«

Und er nahm den Brief, den er auf den Boden gelegt hatte, um den Beutel leichter in das Wasser zu schleudern.

Doch es kam ein mit Holz beladener Esel des Weges.

Zwei Frauen führten diesen Esel, der so stolz einherschritt, als ob er statt des Holzes Reliquien tragen würde.

Chicot verbarg den Brief unter seiner breiten Hand, die er auf den Boden gestützt hatte, und ließ sie vorüberziehen.

Sobald er wieder allein war, nahm er den Brief, zerriß den Umschlag und zerbrach das Siegel mit der unstörbarsten Ruhe, als ob es sich um den Brief eines Anwalts gehandelt hätte.

Dann nahm er den Umschlag wieder, rollte ihn zusammen, zermalmte das Siegel zwischen zwei Steinen und schlenderte Alles dem Beutel nach.

»Nun wollen wir uns einmal den Styl betrachten.«, sagte Chicot.

Und er entfaltete den Brief und last:

›Teuerster Bruder, die tiefe Liebe, welche unser teuerster Bruder, der selige König Karl IX. für Euch hegte, wohnt noch unter den Gewölben des Louvre und hält beharrlich Stand in meinem Herzen.<

Chicot verbeugte sich.

›Es widerstrebt mir auch, daß ich über traurige, ärgerliche Dinge mit Euch sprechen muß; doch Ihr seid stark im Mißgeschick; ich zögere daher nicht, Euch diese Dinge mitzuteilen, die man nur mutigen und erprobten Freunden sagt.<

Chicot unterbrach sich mit einer abermaligen Verbeugung.

›Überdies<, fuhr er fort, ›habe ich ein königliches Interesse, Euch zu überzeugen; dieses Interesse ist die Ehre meines Namens und des Eurigen, mein Bruder.<

›Wir gleichen uns in dem Punkt, daß wir Alle von Feinden umgeben sind. Chicot wird Euch das erklären.<

»**Chocotus explicabit**«, sagte Chicot, »oder vielmehr **evolet**, was unendlich eleganter ist.«

›Euer Diener, der Herr Vicomte von Turenne, gibt täglich Anlaß zum Ärgernis an Eurem Hofe; Gott verhüte es, daß ich in Eure Angelegenheiten schaue, wenn nicht für Euer Bestes und für Eure Ehre, aber Eure Frau, die ich zu meinem großen Bedauern meine Schwester nenne, sollte statt meiner mehr Rücksicht für Euch haben . . . was sie nicht tut.<

»Oh! oh!« sagte Chicot in seinen lateinischen Übersetzungen fortfahrend: *Quaeque omittit facere*. Das ist hart.«

›Ich fordere Euch daher auf, mein Bruder, darüber zu wachen, daß das Verhältnis von Margot mit dem Vicomte von Turenne, der

ganz sonderbar mit unsern Feinden in Verbindung steht, dem Hause-Bourbon nicht Schmach und Schaden bringt. Statuiert ein gutes Beispiel, sobald Ihr der Sache sicher seid, und versichert Euch der Sache, sobald Ihr Chicot meinen Brief habt erklären hören.<

»Statim atque audiveris Chicotum litteras explicantem.
Fahren wir fort.«

›Es wäre ärgerlich, wenn der geringste Verdacht über der Legitimität Eurer Nachkommenschaft schwebte, mein Bruder, ein kostbarer Punkt, an welchen zu denken Gott mir verbietet, denn leider bin ich verurteilt, nicht in Nachkommen wiederaufzuleben.

›Die zwei Schuldigen, die ich Euch als Bruder und als König bezeichne, halten ihre Zusammenkünfte meistens in einem kleinen Schloß, das man Loignac nennt; dieses Schloß ist dabei ein Herd von Intrigen, denen die Herren von Guise nicht fremd sind; denn Ihr wißt ohne allen Zweifel, mein lieber Heinrich, mit welcher seltsamer Liebe meine Schwester Heinrich von Guise und meinen eigenen Bruder Herrn von Anjou zur Zeit verfolgt hat, wo ich selbst noch diesen Namen führte und er Herzog von Alencon hieß.<

»Quo et irregulari amore sit persecuta et Henricum Guisium et germanum meum etc.«

›Ich umarme Euch und empfehle Euch meinen Rat, bereit Euch in Allem und für Alles zu unterstützen. Mittlerweile bedient Euch der Ratschläge von Chicot den ich Euch schicke.«

»Age auctore Chicoto. Gut, nun bin ich Rat des Königreichs Navarra.«

›Eure wohlgegogener u.s.w. u.s.w.<

Nachdem er so gelesen, legte Chicot seinen Kopf in seine zwei Hände und sprach:

›Oh! mir scheint, das ist ein böser Auftrag, und er beweist mir, daß man, wie Horatius Flaccus sagt, ein Übel fliehend in ein schlimmeres fällt.<

›Ja der Tat, Mayenne ist mir lieber.<

›Und dennoch ist der Brief, abgesehen von seinem gestickten Beutel, den ich ihm beim Teufel nicht verzeihe, das Werk eines geschickten Mannes. Angenommen, daß Henriot von dem Teig

geknetet ist, aus dem man gewöhnlich Ehemänner macht, so entzweit ihn dieser Brief mit einem Schlag mit seiner Frau, mit Turenne, Anjou, Guise und sogar mit Spanien. Um im Louvre so gut von dem unterrichtet zu sein, was bei Heinrich von Navarra in Pau vorgeht, muß Heinrich von Valois einen Spion dort haben, und dieser Spion wird Henriot ungemein ärgern.«

»Andererseits wird mir dieser Brief viele Unannehmlichkeiten zuziehen, wenn ich einen Spanier, einen Lothringer, einen Bearner oder einen Flamänder treffe, der neugierig genug ist, wissen zu wollen, warum man mich nach Bearn schickt.«

»Oh! ich wäre sehr unvorsichtig, wenn ich mich nicht auf das Begegnen von einem solchen Neugierigen gefaßt machen würde.«

»Täusche ich mich nicht sehr, so muß besonders Herr Borromée etwas gegen mich im Schilde führen.«

»Zweiter Punkt.«

»Was hat Chicot gesucht, als er eine Sendung an König Heinrich verlangte?«

»Die Ruhe war sein Ziel.«

»Nun wird Chicot den König von Navarra mit seiner Frau entzweien.«

»Das ist nicht die Sache von Chicot, in Betracht, daß Chicot, wenn er so mächtige Personen entzweit, sich Todfeinde machen muß, die ihn hindern werden, das glückliche Alter von achtzig Jahren zu erreichen.«

»Meiner Treue, desto besser, man lebt nur gut, so lange man jung ist.«

»Aber es wäre eben so viel wert, den Messerstich von Herrn von Mayenne zu erwarten.«

»Nein, denn es muß Gegenseitigkeit in allen Dingen stattfinden, das ist der Wahlspruch von Chicot.«

»Chicot wird also seine Reise fortsetzen.«

»Aber Chicot ist ein Mann von Geist; Chicot wird seine Vorsichtsmaßregeln nehmen. Dem zu Folge wird er nur Geld bei sich haben, damit man, wenn man Chicot tötet, nur ihm Schaden zufügt.«

»Chicot wird also die letzte Hand an das legen, was er

begonnen hat, das heißt; er wird diesen Brief von Anfang bis zum Ende ins Lateinische übersetzen und sich denselben in das Gedächtnis incrustiren, wo er schon zu zwei Dritteln eingegraben ist; dann wird er ein Pferd kaufen, weil man wirklich von Junisy bis Pau zu oft den rechten Fuß vor den linken setzen muß.«

»Vor Allem aber wird Chicot den Brief von seinem Freund Heinrich von Valois in eine Unzahl von kleine Stückchen zerreißen, und er wird besonders dafür sorgen, daß diese Stückchen, zu Atomen gemacht, die einen in die eigne, die andern in die Luft gehen, und daß der Rest der Erde unserer gemeinschaftlichen Mutter, anvertraut werde, in deren Schoß Alles zurückkehrt, selbst die Albernheiten der Könige.«

»Hat Chicot beendigt, was er beginnt . . . «

Chicot unterbrach sich um sein Teilungsvorhaben, auszuführen. Ein Drittel des Briefes ging zu Wasser, das zweite ging in die Luft und das dritte verschwand in einem Loch, das er zu diesem Behufe in die Erde mit einem Instrumente grub, welches weder ein Degen, noch ein Messer war, aber zur Not Beides ersetzen konnte und von Chicot im Gürtel getragen wurde.

Als er dieses Geschäft beendigt hatte, fuhr er fort:

»Chicot wird sich mit der ängstlichen Vorsicht auf den Weg begeben und als ein ehrlicher Magen in der guten Stadt Corbeil zu Mittag essen.«

»Mittlerweile beschäftigen wir uns mit dem lateinischen Thema, das wir zu machen beschlossen haben.«

»Ich glaube, daß wir ein ziemlich hübsches Stück komponieren werden.«

Plötzlich blieb Chicot stehen; er hatte bemerkt, daß er nicht im Stande sein würde, das Wort Louvre ins Lateinische zu übersetzen; das ärgerte ihn nicht wenig.

Er war gleichfalls genötigt, das Wort Margot in Margota zu macaronisiren, wie er es mit Chicot in Chicotus getan hatte, in Betracht, das er, um gut zu reden, Chicot durch Chicot und Margot durch Margot hätte übersetzen müssen, was nicht mehr lateinisch, sondern griechisch war. Was Margarita betrifft, so dachte er nicht daran, weil die Übersetzung seiner Ansicht nach nicht genau gewesen wäre.

All dieses Lateinische, mit dem Nachsuchen nach Spracheinheit und ciceronischer Wendung, führte Chicot bis Corbeil, einer angenehmen Stadt, wo der kühne Bote ein wenig die Wunder des heiligen Spiritus, und viel die eines Bratkochs, Herbergers, Gastwirts beschaute, der mit seinen Appetit erregenden Dünsten die Umgegend der Kathedrale parfümierte.

Wir wollen das Mahl nicht beschreiben, das er machte; wir werden es nicht einmal versuchen, das Pferd zu schildern, das er im Stalle des Gastwirts kaufte; das wäre eine zu harte Aufgabe für uns; wir sagen nur, daß das Mahl lange genug währte, und daß das Pferd mangelhaft genug war, um uns, wenn unser Gewissen minder groß wäre, Stoff zu beinahe einem Bande zu liefern.

Neunzehntes Kapitel.

Die vier Winde.

Chicot, mit seinem kleinen Pferde, das ein sehr starkes Pferd sein mußte, um eine so große Person zu tragen, Chicot nachdem er in Fontainebleau über Nacht geblieben war, machte am andern Morgen eine Biegung nach rechts und ritt bis zu einem kleinen Dorfe Namens Orgeval. Er hätte gern an diesem Tage noch einige Meilen zurückgelegt, denn es schien ihn zu drängen, sich von Paris zu entfernen, aber sein Roß fing an so häufig zu stolpern, daß er anhalten zu müssen glaubte.

Überdies hatten seine sonst so geübten Augen den ganzen Weg entlang nichts bemerkt.

Menschen, Wagen, Barrieren waren ihm völlig harmlos vorgekommen.

Doch obgleich scheinbar sicher, lebte Chicot nicht in Sicherheit; Niemand, unsere Leser müssen dies wisse glaubte und traute weniger dem Anschein, als Chicot.

Ehe er sich niederlegte und sein Pferd rasten ließ untersuchte er mit der größten Sorgfalt das ganze Haus.

Man zeigte Chicot sehr hübsche mit Zimmer mit drei oder vier Eingängen, doch nach der Ansicht von Chicot hatte diese Zimmer nicht nur zu viele Türen, sondern diese Türen schlossen auch nicht gut genug.

Der Wirt hatte ein großes Kabinett ausbessern lassen, woran keine Türe, als die, welche auf die Treppe ging; diese Türe war im Innern mit furchtbaren Riegeln versehen.

Chicot ließ sich ein Bett in diesem Kabinett aufschlagen, das er mit dem ersten Blick den prachtvollen Zimmern ohne Befestigung, die man ihm gezeigt, vorzog.

Er ließ die Riegel in ihren Schließkappen spielen, bestellte, zufrieden mit ihrem zugleich leichten und soliden Spiel, Abendbrot in sein Kabinett, speiste, verbot den Tisch wegzunehmen unter dem Vorwand, es befalle ihn oft in der Nacht ein Heißhunger, entkleidete sich sodann, legte seine Kleider auf einen Stuhl und

ging zu Bette.

Doch ehe er zu Bette ging, zog er, zu größerer Sicherheit, seine Börse oder vielmehr den Sack mit Talern aus seinen Kleidern und legte ihn mit seinem guten Schwerte unter sein Kopfkissen.

Dann durchging er dreimal den Brief in seinem Geiste.

Der Tisch bildete für ihn ein zweites Contrefort, und dennoch dünkte ihm dieser Wall nicht stark genug; er stand auf, nahm einen Schrank in seine Arme und stellte ihn vor den Ausgang, den er dadurch hermetisch verschloß.

Er hatte also zwischen sich und jedem möglichen Angriffe eine Türe, einen Schrank und einen Tisch.

Das Wirtshaus hatte Chicot beinahe unbewohnt geschienen. Der Wirt hatte ein ehrliches Gesicht; es ging an diesem Abend ein Wind, um den Ochsen die Hörner auszureißen, und man hörte in den benachbarten Bäumen das furchtbare Krachen, das, um mit Lucrez zu sprechen, ein so süßes, so gastliches Geräusch für den wohlverschlossenen, wohlbedeckten, in einem guten Bett ausgestreckten Reisenden wird.

Nachdem Chicot alle seine Verteidigungsanstalten getroffen hatte, versenkte er sich behaglich in sein Lager. Es ist nicht zu leugnen, das Bett war weich und so eingerichtet, daß es einen Mann vor jeder Beunruhigung bewahrte, käme sie von Menschen oder Dingen.

Es war von großen Vorhängen von grüner Sarsche umgeben und eine Decke so zart wie Eiderdunen erquickte mit einer lieblichen Wärme die Glieder des entschlummerten Reisenden.

Chicot hatte gegessen, wie es Hippokrates vorschreibt, das heißt bescheiden: er hatte nur eine Flasche Wein getrunken; geziemend erweitert, sandte sein Magen dem ganzen Organismus jene Empfindung des Wohlbehagens zu, welche unfehlbar das gefällige Organ mitteilt, das bei vielen Menschen, die man ehrliche Leute nennt, Stellvertreter des Herzens ist.

Zur Beleuchtung diente Chicot eine Lampe, die er auf den Rand des Tisches gestellt hatte, der zunächst bei seinem Bette stand; er las, ehe er entschlummerte und ein wenig um zu entschlummern, ein sehr interessantes und sehr neues Buch, das kurz zuvor erschienen und das Werk eines Maire von Bordeaux

war, den man Montagne oder Montaigne nannte.

Dieses Buch war in Bordeaux selbst im Jahre 1581 gedruckt worden; es enthielt die zwei ersteren Abteilungen eines seitdem ziemlich bekannt gewordenen und les Essais betitelten Werkes. Es war belustigend genug, daß es ein Mensch im Tag las und wiederlas. Aber es hatte zugleich den Vorteil, daß es langweilig genug war, um einen Menschen, der fünfzehn Meilen zu Pferde gemacht und seine Flasche edlen Wein beim Abendbrot getrunken hat, nicht am Einschlafen zu hindern.

Chicot schätzte dieses Werk sehr hoch, das er bei seiner Abreise von Paris in die Tasche gesteckt hatte, und dessen Verfasser er persönlich kannte. Der Cardinal du Perron hatte es das Brevier der ehrlichen Leute genannt, und Chicot, der in jeder Beziehung fähig war, den Geschmack und den Geist des Cardinals zu würdigen, nahm gern die Essais des Maire von Bordeaux als Brevier.

Es geschah indessen, daß er, während er sein achttes Kapitel las, einschlief.

Die Lampe brannte noch; die Türe war, durch den Schrank und den Tisch befestigt, geschlossen; das Schwert lag mit den Talern unter dem Kopfkissen. Der Erzengel Michael würde geschlafen haben wie Chicot ohne an Satan zu denken, selbst wenn er den brüllenden Löwen jenseits der Türe gehabt hätte . . .

Wir haben bereits bemerkt, daß ein heftiger Wind ging; das Pfeifen dieser riesigen Schlange glitt mit schauerhaften Melodien unter der Türe durch und erschütterte die Dielen auf eine seltsame Weise; der Wind ist die vollkommenste Nachahmung oder vielmehr die vollste Verhöhnung der menschlichen Stimme, bald kreischt er wie ein weinendes Kind, bald ahmt er in seinem Murren die Stimme eines Mannes nach, der sich mit seiner Frau zankt.

Chicot verstand sich auf den Sturm; nach einer Stunde war dieser ganze Lärm für ihn ein Element der Ruhe geworden, er kämpfte gegen alle Unbilden der Jahreszeit.

Gegen die Kälte mit seiner Decke.

Gegen den Wind mit seinem Schnarchen.

Während er indessen schlief, kam es Chicot vor, als ob der

Sturm heftiger würde, und besonders, als ob er auf eine ungewöhnliche Weise näher käme. Plötzlich erschüttert ein Windstoß von unbesiegbarer Kraft die Türe; sprengt Schließkappen und Riegel und schlägt an den Schrank, der sein Gleichgewicht verliert, auf die Lampe fällt, welche erlischt, und den Tisch umstürzt.

Es war Chicot gegeben, während er gut schlief, leicht und rasch und mit aller Geistesgegenwart zu erwachen; diese Geistesgegenwart deutete ihm an, lieber in den Gang hinter dem Bett zu schlürfen, als vorne hinauszufiegen. Während er nun in den Bettgang schlüpfte, fuhren seine raschen geübten Hände links nach dem Geldsack und rechts nach dem Griffe des Schwertes. Chicot riß seine Augen weit auf. Tiefe Nacht.

Chicot öffnete die Ohren, und es schien ihm, als ob diese Nacht buchstäblich durch den Kampf der vier Winde zerrissen würde, welche sich das ganze Zimmer streitig machten . . . von dem Schrank, den der Tisch immer mehr zerdrückte, bis zu den Stühlen, welche rollten und sich stießen, während sie sich an die anderen Gerätschaften anhängen.

Bei diesem ganzen Lärmen, kam es Chicot vor, als wären die vier Winde in Fleisch und Knochen bei ihm eingetreten, und als hätte er es mit Eurus, Notus, Aquilo und Boreas mit ihren dicken Backen und besonders mit ihren dicken Füßen zu tun.

Chicot fügte sich, weil er begriff, daß er nichts gegen diese Götter des Olympos zu tun vermochte, und kauerte sich in die Ecke seines Bettgangs, wie der Sohn des Oileus nach einem den den gewaltigen Wuthausbrüchen, von denen Homer erzählt.

Nur hielt er die Spitze seines Schwertes vorgestreckt gegen den Wind oder vielmehr gegen die Winde, damit die mythologischen Personen, sollten sie sich ihm nähern wollen, sich selbst spießen müßten, und würde daraus auch entstehen, was aus der Wunde entstand, welche Diomed der Venus beibrachte.

Nach einigen Minuten des abscheulichsten Gewitters, das je ein menschliches Ohr zerrissen, benützte Chicot jedoch einen Augenblick der Rast, den ihm der Sturm gönnte, um mit seiner Stimme die entfesselten Elemente und die Meubles zu beherrschen, die sich Gesprächen überließen, welche zu geräuschvoll waren, um natürlich zu sein.

Chicot rief und schrie: »Zu Hilfe!«

Kurz, Chicot machte ganz allein so viel Lärmen, daß die Elemente sich besänftigten, als ob Neptun in Person das berühmte **Quos ego** gesprochen hätte, und nach sechs oder acht Minuten, während welcher Eurus, Notus, Boreas und Aquilo sich fechtend zurückzuziehen schienen, kam der Wirt mit einer Laterne und beleuchtete das Drama.

Die Szene, auf der es gespielt hatte, bot einen kläglichen Anblick und glich sehr einem Schlachtfelde. Der große Schrank entblößte, auf den zermalnten Tisch gestürzt, die angellose Türe, die nur noch von einem Riegel gehalten, hin und her schwankte, wie das Segel eines Schiffes; die drei oder vier Stühle, welche die Ausstattung des Kabinetts vervollständigten, hatten den Rücken umgedreht und die Füße in der Luft. Das Faiencegeschirr, welches auf dem Tisch gestanden hatte, lag in tausend Stücke zerbrochen auf dem Boden.

»Ist denn hier die Hölle los!« rief Chicot, als er den Wirt beim Scheine der Laterne erkannte.

»Ah! mein Herr«, rief der Wirt, da er den furchtbaren Schaden bemerkte, welcher angerichtet worden war, »oh! mein Herr, was ist denn geschehen?«

Und er hob die Hände und folglich auch seine Laterne zum Himmel.

»Sprecht, mein Freund, wie viel Teufel wohnen bei Euch?« brüllte Chicot.

»Oh! Jesus! Welch ein Wetter!« erwiderte der Wirt mit derselben pathetischen Gebärde.

»Eure Riegel halten also nicht?« fuhr Chicot fort, »Eure Haus ist ein Kartenhaus? ich will lieber von hier weggehen, ich ziehe das freie Feld vor.«

Und Chicot erhob sich aus seinem Bettgange und erschien, das Schwert in der Hand, in dem Raum, der zwischen dem Fuße des Bettes und der Wand frei geblieben war.

»Oh! meine armen Meubles!« seufzte der Wirt.

»Und meine Kleider!« rief Chicot, »wo sind sie, meine Kleider, die auf diesem Stuhle lagen?«

»Eure Kleider«, erwiderte der Wirt mit großer Naivität, »wenn

sie hier wären, so müssen sie noch hier sein.«

»Wie . . . wenn sie hier waren, glaubt Ihr denn zufällig, ich sei gestern in dem Costume gekommen, in dem Ihr mich jetzt seht?«

Hierbei suchte sich Chicot, obwohl vergebens, in sein leichtes Hemd zu hüllen.

»Mein Gott!« sagte der Wirt, verlegen, was er auf ein solches Argument antworten sollte, »ich weiß wohl daß Ihr angekleidet wart.«

»Es ist ein Glück, daß Ihr dies zugesteht.«

»Aber . . . «

»Was aber?«

»Der Wind hat Alles geöffnet, Alles zerstreut.«

»Ah! das ist ein Grund.«

»Ihr seht wohl«, rief der Wirt lebhaft.

»Folgt indessen meiner Berechnung«, sprach Chicot. »Wenn der Wind irgendwo hereinkommt, und er muß hereingekommen sein, um die Unordnung anzurichten, die ich hier sehe, nicht wahr?«

»Ohne stillen Zweifel.«

»Wenn der Wind irgendwo hereinkommt, nun so kommt er von außen.«

»Ganz gewiß.«

»Ihr bestreitet das nicht?«

»Nein, das wäre eine Tollheit.«

»Wohl! der Wind mußte also, da er hier hereinkam, die Kleider von Andern in mein Zimmer bringen, statt die meinigen, ich weiß nicht wohin, fortzutragen.«

»Oh! bei Gott, ja, das scheint mir so. Indessen ist der Beweis vom Gegenteil vorhanden oder er scheint vorhanden zu sein.«

»Gevatter«, sagte Chicot der mit seinem forschenden Auge den Boden untersucht hatte, »Gevatter, welchen Weg hat der Wind genommen, um mich hier aufzufinden?«

»Wie beliebt?«

»Ich frage, woher der Wind komme?«

»Von Norden, mein Herr, von Norden.«

»Er ist im Kot marschiert, denn hier sind Eindrücke seiner

Schuhe auf dem Boden.«

Chicot bezeichnete wirklich auf den Platten die frische Spur einer kothigen Fußbekleidung.

Der Wirt erbleichte.

»Soll ich Euch nun einen guten Rat geben«, sagte Chicot, »so ist es der, daß Ihr solche Winde bewacht, welche in die Wirtshäuser kommen, die Türen sprengend in die Zimmer eindringen, und, wenn sie sich entfernen, die Kleider der Reisenden stehlen.«

Der Wirt wich zwei Schritte zurück, um sich von all dem umgeworfenen Geräte frei zu machen und der Hausflur nahe zu kommen. Als er sodann seinen Rückzug gesichert hatte, sagte er:

»Warum nennt Ihr mich einen Dieb?«

»Ei! was habt Ihr denn mit Eurem ehrlichen, gutmütigen Gesicht gemacht?« fragte Chicot, »ich finde Euch ganz verändert.«

»Ich verändere mich, weil Ihr mich beleidigt.«

»Ich!«

»Allerdings«, versetzte der Wirt mit einem noch stärkeren Tone, der beinahe einer Drohung glich.

»Ich nenne Euch einen Dieb, weil Ihr für meine Essen verantwortlich seid, wie mir scheint, und weil man mir meine Effekten gestohlen hat; Ihr werdet das nicht leugnen?«

Und nun war es Chicot, der, wie ein Fechtmeister, welcher seinen Gegner auf die Probe stellt, eine Gebärde der Drohung machte.

»Holla«, rief der Wirt, »holla! herbei, Ihr Leute!«

Auf diesen Ruf erschienen vier mit Stöcken bewaffnete Männer auf der Treppe.

»Alle Wetter! hier kommen Eurus, Notus, Aquilo und Boreas!« rief Chicot.

»Da sich die Gelegenheit bietet, so will ich die Erde des Nordwinds berauben; ich leiste der Menschheit dadurch einen Dienste es wird ein ewiger Frühling sein.«

Und er führte einen so gewaltigen Streich in der Richtung des nächsten Angreifers, daß dieser, hätte er nicht mit der Leichtigkeit eines wahren Sohnes des Aeolus einen Sprung rückwärts

gemacht, tot niedergestreckt worden wäre.

Da er jedoch, während er diesen Sprung machte, unglücklicher Weise Chicot anschaute und folglich nicht rückwärts sehen konnte, so fiel er auf den Rand der letzten Stufe der Treppe, die er, unfähig, seinen Schwerpunkt zu behaupten, hinunterrumpelte.

Dieser Rückzug war ein Signal für die drei Anderen, welche durch die vor ihnen, oder vielmehr hinter ihnen geöffnete Mündung mit der Geschwindigkeit von Gespenstern verschwanden, die sich in eine Falltüre stürzen.

Der letzte, der verschwand, hatte indessen, während seine Gefährten hinabeilten, Zeit, dem Wirte einige Worte, ins Ohr zu sagen.

»Es ist gut, es ist gut!« brummte dieser, »man wird Eure Kleider wiederfinden.«

»Das ist Alles, was ich verlange.«

»Und man wird sie Euch bringen.«

»Gut, gut! nicht nackt zu gehen, ist, wie mir scheint, ein billiger Wunsch.«

Man brachte wirklich die Kleider, doch sichtbar sehr verdorben.

»Oh! oh!« rief Chicot, »es sind viele Nägel auf Eurer Treppe. Verteufelte Winde! Doch ich muß Euch eine Ehrenerklärung geben! Wie konnte ich Euch im Verdacht haben? Ihr seht so ehrlich aus!«

Der Wirt lächelte gar lieblich und erwiderte:

»Und nun werdet Ihr wohl wieder schlafen, denke ich?«

»Nein, ich danke, ich habe genug geschlafen.«

»Was wollt Ihr denn tun?«

»Ihr leiht mir Eure Laterne, wenn's beliebt, und ich lese«, antwortete Chicot mit derselben Freundlichkeit.

Der Wirt sagte nichts, er reichte nur Chicot die Laterne und entfernte sich.

Chicot richtete den Schrank wieder an der Türe auf und steckte sich in sein Bett.

Die Nacht war ruhig; der Wind hatte sich gelegt, als wäre das Schwert von Chicot in den Schlauch gedrungen, der denselben unterhielt.

Bei Tagesanbruch verlangte der Gesandte sein Pferd, bezahlte seine Rechnung, und sagte, als er weg ritt:

»Wir werden diesen Abend sehen.«

Zwanzigstes Kapitel.

Wie Chicot seine Reise fortsetzte und was ihm dabei begegnete.

Chicot brachte den ganzen Morgen damit zu, daß er sich Beifall zu der Kaltblütigkeit und Geduld spendete, die er in der Nacht erprobt hatte.

»Aber«, dachte er, »man fängt einen alten Wolf nicht zweimal in derselben Falle; es ist also beinahe gewiß, daß man heute eine neue Teufelei gegen mich ersinnen wird; wir wollen daher auf unserer Hut sein.«

Die Folge dieses äußerst klugen Schlusses war, daß Chicot diesen ganzen Tag einen Marsch machte, den Xenophon in seinem Rückzug der Zehntausend zu verewigen nicht für unwürdig gehalten haben würde.

Jeder Baum, jede Veränderung des Terrain, jede Mauer diene ihm als Beobachtungspunkt oder als natürliches Festungswerk.

Er hatte sogar unter Weges Bündnisse erschlossen, wenn nicht gerade offensive, doch wenigstens defensive.

Vier dicke Specereihändler von Paris, welche in Orleans ihre Confituren von Cotignac und in Limoges ihre getrocknete Früchte bestellen wollten, ließen sich herbei, in ihre Gesellschaft Chicot aufzunehmen, welcher sich für einen Strumpfwirker ausgab, der, nachdem er seine Geschäfte abgemacht, nach Bordeaux zurückkehrte. Da nun Chicot, seines Ursprungs ein Gascogner, seinen Accent nur verlor, wenn ihm die Abwesenheit dieses Accents besonders notwendig zu sein schien, so flößte er seinen Reisegefährten kein Mißtrauen ein.

Diese Armee bestand also aus fünf Herren und vier Specereihändler-Commis. Sie war eben so wenig, was den Geist, als was die Anzahl betrifft, zu verachten, in Betracht der durch die Ligue im Pariser Krämertum eingeführten kriegerischen Sitten.

Wir wollen nicht behaupten, daß Chicot große Achtung vor der Tapferkeit seiner Gefährten hegte, aber jeden Falls ist das Sprichwort wahr, welches sagt, drei Feige haben beisammen

weniger Furcht, als ein Braver ganz allein.

Chicot hatte vor gar nichts mehr bange, sobald er mit vier Poltrons war. Von nun an verachtete er es, sich umzudrehen, wie er es zuvor gemacht hatte, um diejenigen zu sehen, welche ihm folgen konnten.

So erreichte man, viel politisierend und viel prahlend die zum Abendbrot und Nachtlager der Truppe bezeichnete Stadt.

Man speiste zu Nacht, man trank tüchtig, und jeder ging in sein Zimmer.

Chicot hatte während des Mahles weder seine spöttische Redseligkeit, welche seine Gefährten ergötzte, noch den Muskat und den Burgunder geschont, die ihn in der Begeisterung erhielten. Man hatte unter Handelsleuten, das heißt unter freien Männern, wenig Umstände mit Seiner Majestät dem König von Frankreich und allen übrigen Majestäten gemacht, waren sie nun nun Lothringen, von Navarra, von Flandern oder von anderen Ländern.

Chicot legte sich nieder, nachdem er sich mit seinen vier Specereihändlern, welche ihn gleichsam im Triumph in sein Zimmer geleiteten, für den andern Morgen zusammenbeschieden hatte.

Meister Chicot sah sich wie ein Fürst in seinem Korridor von den vier Reisenden bewacht, deren vier Zellen vor der seinigen kamen, welche am Ende des Ganges lag und folglich durch die dazwischen liegenden Allianzen uneinnehmbar war.

Da in jener Zeit die Straßen selbst für diejenigen, welche nur in ihren eigenen Angelegenheiten reisten, sehr wenig sicher waren, so hatte sich jeder der Hilfe seines Nachbars im Falle eines Unglücks versichert. Chicot der sich wohl gehütet, sein schlimmes Abenteuer von der vergangenen Nacht zu erzählen, hatte zu der Aufnahme dieses Artikels im Vertrag angetrieben, dem man auch einstimmig beipflichtete.

Chicot konnte also, ohne sich gegen seine gewöhnliche Klugheit zu verfehlen, zu Bette gehen und einschlafen. Er konnte dies um so eher tun, als er, zu Verstärkung der Vorsicht, ängstlich das Zimmer untersucht, die Riegel seiner Türe vorgeschoben und die Läden seines Fensters, des einzigen in seiner Stube,

geschlossen hätte; es versteht sich von selbst, daß er die Wand mit der Faust sondierte, wobei dieselbe immer den befriedigenden Ton von sich gab.

Aber es trat während seines ersten Schlafes ein Ereignis ein, das der Sphinx selbst, dieser vorzugsweise Wahrsager, nicht erraten hätte; dies kam davon her, daß der Teufel im Zuge war, sich in die Angelegenheiten von Chicot zu mischen, und daß der Teufel feiner ist, als alle Sphinx der Welt.

Um halb zehn Uhr wurde schüchtern an die Türe der vier Specereihändler-Commis geklopft, welche alle vier beisammen in einer Dachstube über dem Korridor der Kaufleute, ihrer Herren, wohnten. Der Eine öffnete in ziemlicher übler Laune und stand dem Wirte gegenüber.

»Meine Herren«, sagte der Letztere, »ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr Euch ganz angekleidet niedergelegt habt; ich will Euch einen großen Dienst erweisen. Eure Patrone haben sich bei Tische in politischen Gesprächen sehr erhitzt. Es scheint, ein Schöppe hat sie gehört und ihre Reden dem Maire hinterbracht. Unsere Stadt tut sich etwas darauf zu gut, treu zu sein, der Maire schickte die Wache, welche Eure Herren festgenommen, und nach dem Rathause gebracht hat, wo sie sich erklären müssen. Das Gefängnis ist ganz nahe beim Rathaus; meine Jungen, macht Euch auf die Beine, Eure Maultiere erwarten Euch, Eure Patrone werden Euch wohl einholen.«

Die vier Commis sprangen wie junge Ziegen, stürzten nach der Treppe, bestiegen zitternd ihre Maultiere und schlugen wieder den Weg nach Paris ein, nachdem sie den Wirt beauftragt hatten, ihre Herren von ihrer Abreise und von der Richtung, die sie genommen, in Kenntnis zu setzen, wenn dieselben zufällig in den Gasthof zurückkämen.

Sobald der Wirt die vier Commis an der Straßenecke verschwinden sah, klopfte er mit derselben Vorsicht an die erste Türe des Korridor.

Er kratzte so gut, daß ihm der erste Kaufmann mit einer Stentorstimme zurief:

»Wer ist da?«

»Stille, Unglücklicher!« erwiderte der Wirt, »kommt zur Türe und

geht auf den Fußspitzen.«

Der Kaufmann gehorchte, da er aber ein kluger Mann war, so drückte er zwar sein Ohr an die Türe, öffnete aber nicht und fragte:

»Wer seid Ihr?«

»Erkennt Ihr nicht die Stimme Eures Wirtes?«

»Es ist wahr; ei! mein Gott, was gibt es denn?«

»Ihr habt bei Tische ein wenig frei vom König gesprochen, und der Maire ist davon durch einen Spion unterrichtet worden, worauf der Maire sich hierher begeben. Zum Glück hatte ich den Gedanken, ihm das Zimmer Eurer Commis zu bezeichnen, so daß er eben beschäftigt ist, Eure Commis oben zu verhaften, statt Euch hier festzunehmen.«

»Oh! oh! was sagt Ihr mir da?« versetzte der Kaufmann.

»Die reine Wahrheit. Flüchtet Euch eiligst, so lange die Treppe noch frei ist . . . «

»Aber meine Gefährten?«

»Ihr werdet nicht Zeit haben, sie zu benachrichtigen.«

»Arme Leute!« sagte der Kaufmann und kleidete sich in aller Hast an.

Während dieser Zeit klopfte der Wirt, wie von einer plötzlichen Eingebung berührt, mit dem Finger an den Verschlag, der den ersten Kaufmann vom zweiten schied.

Durch dieselben Worte und durch dieselbe Fabel erweckt, öffnete der zweite sachte die Türe; erweckt wie der zweite, rief der dritte dem vierten, und leicht, wie ein Flug Schwalben, verschwanden alle Vier, die Arme zum Himmel erhebend und auf den Fußspitzen marschierend.

»Der arme Strumpfwirker«, sagten sie, »auf ihn wird Alles fallen; es ist nicht zu leugnen, er hat am meisten gesprochen. Meiner Treue! er mag sich hüten, denn der Wirt hat nicht mehr Zeit gehabt, ihn zu warnen wie uns.«

Meister Chicot war in der Tat, wie man begreift nicht benachrichtigt worden.

In dem Augenblick, wo die Kaufleute, ihn Gott empfehlend, entflohen, lag er im tiefsten Schläfe.

Der Wirt versicherte sich dessen, indem er an der Türe horchte; dann ging er in die untere Stube, deren sorgfältig verschlossene Türe sich auf ein Zeichen von ihm öffnete.

Er nahm seine Mütze ab und trat ein.

Die Stube war von sechs bewaffneten Männern besetzt, von denen der eine das Recht zu haben schien, den andern zu befehlen.

»Nun!« sagte der letztere.

»Herr Offizier, ich habe in allen Punkten gehorcht.«

»Ist Euer Wirtshaus verlassen?«

»Durchaus.«

»Die Person, welche wir Euch bezeichnet haben, ist weder geweckt, noch benachrichtigt worden?«

»Weder geweckt, noch benachrichtigt.«

»Herr Wirt, Ihr wißt, in wessen Namen wir handeln; Ihr wißt, welcher Sache wir dienen, denn Ihr seid selbst ein Verteidiger der heiligen Sache.«

»Ja, gewiß, Herr Offizier; Ihr seht auch, daß ich, um meinem Schwure zu gehorchen, das Geld opferte, das meine Gäste bei mir verzehrt hätten; doch es ist in diesem Schwur gesagt: ›Ich werde meine Habe zur Verteidigung der heiligen katholischen Religion opfern.«

»Und mein Leben! . . . Ihr vergeßt dieses Wort«, sprach der Offizier mit stolzem Tone.

»Mein Gott!« rief der Wirt die Hände faltend, »verlangt man mein Leben von mir? ich habe Weib und Kinder!«

»Man wird es nur von Euch verlangen, wenn Ihr nicht blindlings dem gehorcht, was man Euch befiehlt.«

»Oh! ich werde gehorchen, seid unbesorgt.«

»Dann legt Euch zu Bette; schließt die Türen, und was Ihr auch hören oder sehen möget, geht nicht heraus, und sollte Euer Haus brennen oder über Eurem Haupte zusammenstürzen. Ihr seht, Eure Rolle ist nicht schwierig.«

»Ach! ach! ich bin zu Grunde gerichtet«, murmelte der Wirt.

»Man hat mich beauftragt, Euch zu entschädigen«, erwiderte der Offizier, »nehmt diese dreißig Taler.«

»Mein Haus zu dreißig Taler geschätzt!« versetzte der Wirt mit kläglichem Tone.

»Ei! bei Gott! man wird Euch nicht eine einzige Scheibe zerbrechen, Ihr Flenner . . . Pfui! welche gemeine Streiter der heiligen Ligue haben wir da . . . «

Der Wirt entfernte sich und schloß sich wie ein von der Plünderung der Stadt benachrichtigter Parlamentär ein.

Nun befahl der Offizier den zwei am besten bewaffneten Leuten, sich unter das Fenster von Chicot zu stellen.

Er selbst stieg mit drei anderen in die Wohnung des armen Strumpfwirkers hinauf, wie ihn seine schon weit von der Stadt entfernten Reisegefährten nannten.

»Ihr wißt den Befehl?« sagte der Offizier.

»Wenn er öffnet, wenn er sich durchsuchen läßt, wenn wir bei ihm das finden, was wir haben wollen, soll ihm nicht das geringste Leides angetan werden; geschieht das Gegenteil, so bekommt er einen guten Dolchstoß, einen Dolchstoß, versteht Ihr? nichts Pistole, nichts Büchse. Überdies ist das unnötig, da wir zu vier gegen einen sind.«

Man kam zur Türe.

Der Offizier klopfte.

»Wer ist da?« rief Chicot plötzlich erweckt.

»Bei Gott! wir müssen listig sein.« sagte der Offizier.

»Eure Freunde, die Specereihändler, die Euch etwas Wichtiges mitzuteilen haben«, antwortete er.

»Oh! oh!« rief Chicot, »der Wein von gestern hat Eure Stimmen sehr angeschwellt, meine Gewürzhändler.«

Der Offizier milderte seine Stimme und sprach im weichsten Tone:

»Öffnet doch, lieber Gefährte und Freund.«

»Alle Wetter, wie Euer Gewürz nach Eisen riecht!« sagte Chicot.

»Ah! Du willst nicht öffnen!« rief ungeduldig der Offizier, »also drauf, stoßt die Türe ein!«

Chicot lief an das Fenster, öffnete es und sah unten die zwei bloßen Schwerter.

»Ich bin gefangen«, rief er.

»Ah! ah! Gevatter«, sagte der Offizier, der den Lärmen des Fenster, das man öffnete, gehört hatte. »Du fürchtest den gefährlichen Sprung und hast Recht. Vorwärts, öffne uns, öffne.«

»Meiner Treue, nein«, erwiderte Chicot, »die Türe ist fest, und man wird mir zu Hilfe kommen, wenn Ihr Lärmen macht.«

Der Offizier brach in ein Gelächter aus und befahl den Soldaten, die Angeln loszubrechen.

Chicot brüllte, um die Kaufleute herbeizurufen.

»Dummkopf!« sagte der Offizier, »glaubst Du, wir haben Dir Hilfe gelassen? Du täuschst Dich, Du bist ganz allein, und folglich verloren. Auf, mache gute Miene zum bösen Spiel . . . und Ihr Leute, rührt Euch.«

Chicot hörte drei Musketenkolben mit der Gewalt und der Regelmäßigkeit von drei Widdern gegen die Türe stoßen.

»Es sind da drei Musketen und ein Offizier«, sagte er, »unten sind nur zwei Degen: fünfzehn Fuß zu springen, ist eine Erbärmlichkeit. Ich ziehe die Degen den Musketen vor.«

Und er band seinen Sack an seinen Gürtel, und stieg, ohne zu zögern, sein Schwert in der Hand haltend, auf den Rand des Fensters.

Die zwei unten gebliebenen Männer hielten ihre Klinge in die Luft.

Aber Chicot hatte richtig erraten.

Nie wird ein Mensch, und wäre er ein Goliath, den Sturz eines Menschen erwarten, und wäre dieser ein Pygmäe, wenn der letztere Mensch ihn töten kann, indem er sich tötet.

Die Soldaten veränderten ihre Taktik und wichen zurück, entschlossen, auf Chicot einzuhaufen, wenn er gefallen wäre.

Darauf machte sich der Gascogner gefaßt. Er sprang als ein gewandter Mann auf die Fußspitzen und blieb gekauert; in demselben Augenblick verletzte ihm einer von den Leuten einen Stich, der eine Mauer durchdrungen hätte.

Aber Chicot gab sich nicht einmal die Mühe, zu parieren, er empfing den Stoß mitten auf der Brust; doch, durch das Panzerhemd von Gorenflot zerbrach die Klinge seines Feindes wie Glas.

»Er ist gepanzert«, sagte der Soldat.

»Bei Gott!« erwiderte Chicot, der ihm schon mit einem Hieb, mit verkehrter Hand, den Kopf gespalten hatte.

Der Andere schrie und war nur noch darauf bedacht, zu parieren, denn Chicot griff an.

Leider besaß er nicht einmal die Stärke von Jacques Clement. Chicot streckte ihn beim zweiten Ausfall neben seinem Kameraden nieder.

So daß der Offizier, nachdem die Türe gesprengt war, aus dem Fenster schauend, nur noch seine in ihrem Blute schwimmenden Soldaten sah.

Fünzig Schritte von den Sterbenden entfloh Chicot ganz ruhig.

»Das ist ein Teufel«, rief der Offizier, »er hat dir Eisenprobe.«

»Ja, aber nicht die Bleiprobe«, erwiderte ein Soldat, auf ihn anschlagend.

»Unglücklicher!« rief der Offizier, indem er die Muskete aufhob, »kein Geräusch! Du wirst die ganze Stadt aufwecken; wir finden ihn morgen.«

»Oh!« sagte philosophisch einer von den Soldaten, »man hätte unten Vier Mann aufstellen sollen, und oben nur zwei.«

»Du bist ein Einfaltspinsel!« erwiderte der Offizier.

»Wir wollen sehen, was ihm der Herzog sagt«, brummte der Soldat, um sich zu trösten.

Und er setzte den Kolben seiner Muskete auf die Erde.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Dritter Reisetag.

Chicot entfloh nur mit dieser Bequemlichkeit, weil er sich in Etampes befand, das heißt mitten unter einer Bevölkerung, unter der Schutzwache einer Anzahl von Behörden, welche auf seine erste Requisition Gerechtigkeit geübt und selbst den Herzog von Guise verhaftet hätten.

Seine Gegner begriffen vortrefflich ihre falsche Stellung; der Offizier verbot auch, wie wir gesehen, auf die Gefahr, Chicot entfliehen zu lassen, seinen Soldaten, von lärmenden Waffen Gebrauch zu machen.

Aus demselben Grunde enthielt er sich auch, Chicot zu verfolgen, der bei dem ersten Schritt, den man auf seiner Spur getan haben würde, geschrien hätte, daß die ganze Stadt aufgeweckt worden wäre.

Um ein Drittel vermindert hüllte sich die kleine Truppe in die Finsternis, ließ, um sich weniger zu gefährden, die zwei Toten zurück, ohne ihre Schwerter mitzunehmen, die an ihrer Seite lagen, damit man glauben sollte, sie hätten sich gegenseitig getötet.

Chicot suchte vergebens seine Kaufleute und ihre Commis.

Da er sodann annahm, daß diejenigen, mit welchen er es zu tun gehabt, sobald sie ihren Streich verfehlt sehen würden, sich wohl hüten müßten, in der Stadt zu bleiben, so dachte er, es wäre vernünftig von ihm, hier zu verweilen.

Mehr noch: als er einen Umweg gemacht und an der Ecke einer benachbarten Straße die Tritte von Pferden sich hatte entfernen hören, war er so kühn, in den Gasthof zurückzukehren.

Er fand den Wirt, der seine Kaltblütigkeit noch nicht wiedererlangt hatte und ihn sein Pferd im Stall satteln ließ, wobei er ihn mit einem Erstaunen ansah, als ob er ein Gespenst gewesen wäre.

Chicot benützte diese wohlwollende Verwunderung, um seine Zeche nicht zu bezahlen, welche von ihm zu fordern der Wirt sich

seinerseits wohl hütete.

Dann brachte er die Nacht vollends in dem großen Saale eines andern Wirtshauses mitten unter Trinkern zu, die entfernt nicht vermuteten, der lange Unbekannte, mit dem lächelnden Gesicht und der freundlichen Miene habe, während er selbst beinahe getötet worden, so eben zwei Männer erschlagen.

Der Tagesanbruch fand ihn auf der Landstraße, von einer Unruhe heimgesucht, die sich von Augenblick zu Augenblick vermehrte. Zwei Versuche waren gescheitert, ein dritter konnte unheilvoll für ihn sein.

In diesem Augenblick hätte er sich mit allen Guisards verglichen und sie mit den Märchen bewirtet, die er so gut zu ersinnen wußte.

Ein Gebüsch jagte ihm eine nicht zu beschreibende Angst ein; ein Graben machte, daß ihm der Schauer durch den ganzen Leib lief; traf er auf eine etwas hohe Mauer, so wäre er beinahe umgekehrt.

Von Zeit zu Zeit gelobte er sich, sobald er in Orleans wäre, dem König einen Eilboten zu schicken und ihn zu bitten, ihm von Stadt zu Stadt ein Geleite zu geben.

Da aber die Straße bis Orleans verlassen und vollkommen sicher war, so dachte Chicot er würde unnötiger Weise das Aussehen eines Feigen haben, der König müßte seine gute Meinung von Chicot verlieren und eine Escorte wäre sehr lästig; überdies war er schon an hundert Gräben, fünfzig Hecken, zwanzig Mauern, zehn Gehölzen vorübergekommen, ohne daß sich der geringste verdächtige Gegenstand unter den Bäumen oder unter den Steinen gezeigt hatte.

Doch nach Orleans fühlte Chicot seine Angst sich verdoppeln; es war bald vier Uhr und es kam folglich der Abend. Die Straße war von Gebüsch begrenzt, als ob man im Walde marschierte und stieg wie eine Leiter aufwärts; von dem gewöhnlichen Wege sich abhebend, erschien der Reisende wie das Schwarze in der Scheibe für Jeden, der ein Verlangen gefühlt hätte, ihm eine Büchsenkugel zuzusenden.«

Plötzlich hörte Chicot in der Ferne ein Geräusch, ähnlich dem Gepolten das galoppierende Pferde auf trockenem Boden

machen.

Er wandte sich um und sah unten am Abhang, den, er zur Hälfte zurückgelegt hatte, Reiter, welche mit verhängten Zügeln heraufsprengten.

Er zählte sie; es waren ihrer sieben.

Vier hatten Musketen auf der Schulter.

Die untergehende Sonne zog auf jedem Lauf einen langen blutroten Schimmer.

Die Pferde dieser Reiter liefen viel schneller als das Pferd von Chicot. Dieser wollte sich durchaus nicht in einen Kampf der Geschwindigkeit einlassen, dessen Resultat eine Verminderung seiner Mittel für den Fall eines Angriffs gewesen wäre.

Er ließ nur sein Pferd im Zickzack gehen, um den Büchenschützen die Festigkeit des Zielpunktes zu entziehen.

Nicht ohne eine tiefe Kenntnis der Büchse im Allgemeinen und der Büchenschützen ins Besondere, wandte Chicot dieses Manoeuvre an, denn in dem Augenblick, wo die Reiter noch fünfzig Schritte von ihm entfernt waren, wurde er mit vier Schüssen begrüßt, von denen drei, der Richtung folgend, in der die Reiter schossen, über seinem Kopfe hingingen.

Chicot erwartete, wie wir gesehen, diese vier Büchenschüsse und hatte auch zum Voraus seinen Plan gemacht, als er die Kugeln pfeifen hörte, ließ er die Zügel los und glitt von seinem Pferde herab.

Er war so vorsichtig gewesen, sein Schwert aus der Scheide zu ziehen, und hielt in der linken Hand einen Dolch so schneidend wie ein Rasiermesser und so spitzig wie eine Nadel.

Er fiel also, und dies so, daß seine Beine gebogene Federn, bereit, sich abzuspannen, waren; durch die Stellung, die er im Fallen genommen, war sein Kopf zugleich durch die Brust seines Pferdes geschützt.

Ein Freudengeschrei erhob sich aus der Gruppe der Reiter, die, als sie Chicot fallen sahen, ihn für tot hielten.

»Ich sagte es Euch wohl, Dummkopf«, rief im Galopp herbeisprengend ein Verlarvter, »Ihr habt Alles verfehlt, weil man nicht buchstäblich meinen Befehlen gehorchte. Diesmal liegt er unten. Man durchsuche ihn mag er tot oder lebendig sein, und

wenn er sich rührt, mache man ihm den Garaus.«

»Sehr wohl, gnädiger Herr«, sagte ehrfurchtsvoll einer von den Leuten.

Sie stiegen Alle ab, mit Ausnahme eines Mannes, der die Zügel zusammenfaßte und die Pferde bewachte.

Chicot war nicht gerade ein frommer Mann, doch in solchen Augenblicken dachte er, daran, daß es einen Gott gibt, daß ihm dieser Gott die Arme öffnete und daß vielleicht, ehe fünf Minuten vergingen, der Sünder vor seinem Richter stehen würde.

Er murmelte ein finsternes, glühendes Gebet, das sicherlich oben gehört wurde.

Zwei Männer näherten sich Chicot; sie hatten beide das Schwert in der Hand.

Aus der Art, wie Chicot seufzte, ersah man wohl, daß er nicht tot war.

Da er sich nicht rührte und sich durchaus nicht zur Verteidigung anschickte, so beging der eifrigere von Beiden die Unklugheit, sich dem Bereiche der linken Hand zu nähern; wie durch eine Feder gestoßen, drang ihm sogleich der Dolch in seine Gurgel, wo sich das Stichblatt wie auf weichem Wachs eindrückte. Zu gleicher Zeit verschwand die Hälfte des Schwertes, das Chicot in der rechten Hand hielt, in den Lenden des zweiten Reiters, der entfliehen wollte.

»Bei Gott!« rief der Anführer, »das ist Verrat. Schlagt an, der Bursche ist noch sehr lebendig.«

»Gewiß, ich bin noch sehr lebendig«, rief Chicot, dessen Augen Blitze schleuderten, und rasch wie der Gedanke warf er sich auf den Anführer und setzte ihm die Spitze auf die Larve.

Doch schon hielten ihn zwei Soldaten umfangen; er wandte sich um, durchschlug einen Schenkel mit einem gewaltigen Schwertstreich und war befreit.

»Kinder! Kinder! Mord und Tod, greift zu den Büchsen.« rief der Anführer.

»Ehe die Büchsen fertig sind«, sprach Chicot, »habe ich Dir die Eingeweide geöffnet, Schurke, und die Stricke Deiner Maske durchschnitten, daß ich weiß, wer Du bist?«

»Haltet fest, Herr, haltet fest, und ich werde Euch beschützen«,

rief eine Stimme, bei deren Klang Chicot glaubte, sie komme vom Himmel.

Es war die Stimme eines schönen jungen Mannes, der auf einem guten Rappen ritt. Er hatte zwei Pistolen in der Hand und rief Chicot zu:

»Bückt Euch, bückt Euch, beim Himmel! bückt Euch doch!«

Chicot gehorchte.

Es krachte ein Pistolenschuß und ein Mann, der seinen Degen fallen ließ, wälzte sich zu den Füßen von Chicot.

Indessen sträubten sich die Pferde; die drei überlebenden Reiter wollten die Steigbügel wieder erreichen, aber es gelang ihnen nicht; der junge Mann feuerte mitten in diese Menge einen zweiten Pistolenschuß, der abermals einen Soldaten niederwarf.

»Zwei gegen zwei«, sagte Chicot, »edler Retter, nehmt den Eurigen, hier ist der meinige.«

Und er drang auf den verlarvten Reiter ein, der ihm indessen, zitternd vor Wut oder vor Furcht, wie ein in der Handhabung der Waffen geübter Mann Stand hielt.

Der junge Mann hatte seinerseits seinen Feind um den Leib gefaßt, niedergeworfen, ohne nur das Schwert in die Hand zu nehmen, und knebelte ihn mit seiner Degenkuppel wie ein Lamm auf der Schlachtbank.

Als sich Chicot einem einzigen Feinde gegenüber sah, gewann er wieder seine Kaltblütigkeit und folglich seine Überlegenheit.

Er griff seinen Gegner, der ziemlich beleibt war, gewaltig an, drängte ihn an den Graben der Straße zurück und brachte ihm, auf eine Secundfinte, einen Degenstich mitten in die Rippen bei.

Der Mann fiel.

Chicot setzte den Fuß auf das Schwert des Besiegten, daß er es nicht mehr fassen konnte, durchschnitt mit seinem Dolche die Schnüre der Larve und rief:

»Herr von Mayenne! . . . Alle Wetter! ich vermutete es.«

Der Herzog antwortete nicht; er war ohnmächtig, gelb durch den Blutverlust, halb durch das Gewicht des Sturzes.

Chicot kratzte sich an seiner Nase, seiner Gewohnheit gemäß, wenn er einen Akt von hoher Bedeutung zu vollbringen hätte.

Nachdem er eine halbe Minute nachgedacht, schlug er seinen Ärmel zurück, nahm seinen breiten Dolch und näherte sich dem Herzog, um ihm ganz einfach den Kopf abzuschneiden.

Da fühlte er aber, wie ein eiserner Arm den seinigen preßte, und er hörte eine Stimme sagen:

»Alles schön und gut, mein Herr, doch man tötet einen zu Boden liegenden Feind nicht.«

»Junger Mann«, erwiderte Chicot, »es ist wahr, Ihr habt mir das Leben gerettet und ich danke Euch von ganzem Herzen dafür; doch empfangt eine kleine, in den Zeiten der Entartung, in denen wir leben, sehr nützliche Lektion. Wenn ein Mensch in drei Tagen drei Angriffe ausgehalten hat, wenn er dreimal in Lebensgefahr gewesen ist, wenn er noch ganz warm ist von dem Blute von Feinden, welche aus der Ferne, ohne irgend eine Aufforderung von seiner Seite, vier Büchenschüsse nach ihm abfeuerten, wie nach einem wütenden Wolf, dann, junger Mann, kann dieser Mutige, erlaubt mir, es zu sagen, kühn tun, was ich tun werde.«

Und Chicot nahm seinen Feind wieder beim Hals, um seine Operation zu vollenden.

Doch auch diesmal hielt ihn der junge Mann zurück und sprach:

»Ihr werdet das nicht tun, mein Herr, wenigstens nicht, so lange ich da bin, man vergießt nicht so ganz und gar ein Blut wie das, welches der Wunde entströmt, die Ihr schon gemacht habt.«

»Bah!« sagte Chicot erstaunt, »Ihr kennt diesen Elenden?«

»Dieser Elende ist der Herr Herzog von Mayenne, ein Fürst an Größe vielen Königen gleich.«

»Ein Grund mehr«, sprach Chicot mit düsterem Tone . . . »Doch Ihr, wer seid Ihr?«

»Ich bin derjenige, welcher Euch das Leben gerettet«, antwortete kalt der junge Mann.

»Und der mir, wenn ich mich nicht täusche, vor drei Tagen bei Charenton einen Brief vom König übergeben hat.«

»Ganz richtig.«

»Dann seid Ihr im Dienst des Königs, mein Herr?«

»Ich habe die Ehre.«

»Und während Ihr im Dienst des Königs seid, schont Ihr Herrn von Mayenne? Gottes Tod! erlaubt mir, Euch zu sagen, daß dies

nicht das Benehmen eines guten Dieners ist.«

»Ich glaube im Gegenteil, daß ich in diesem Augenblick der gute Diener des Königs bin.«

»Vielleicht«, erwiderte Chicot traurig, »vielleicht; doch es ist hier nicht der Ort und die Zeit, zu philosophieren. Wie heißt Ihr?«

»Ernauton von Carmainges.«

»Nun, Herr Ernauton, was machen wir mit diesem dicken Aas, das an Größe allen Königen der Erde gleich ist? denn ich, ich suche das weite Feld, das sage ich Euch zum Voraus.«

»Ich werde über Herrn von Mayenne wachen.«

»Und was macht Ihr mit dem Gesellen, der dort horcht?«

»Der arme Teufel hört nichts, ich habe ihn, wie mir scheint, zu fest zusammengeschnürt, und er ist ohnmächtig.«

»Herr von Carmainges, Ihr habt mir das Leben gerettet, doch Ihr gefährdet es furchtbar für später.«

»Ich tue heute meine Pflicht, Gott wird für die Zukunft sorgen.«

»Es geschehe also, wie Ihr wünscht. Überdies widerstrebt es mir, diesen wehrlosen Menschen zu töten, obgleich er mein grausamster Feind ist. Gott befohlen, mein Herr.«

Nach diesen Worten drückte Chicot Ernauton die Hand.

»Er hat vielleicht Recht«, sagte er, während er sich entfernte, um sein Pferd wieder zu besteigen.

Dann kehrte er noch einmal um und sprach:

»Ihr habt im Ganzen hier sieben gute Pferde; ich glaube vier für meinen Anteil gewonnen zu haben; helft mir eines auswählen . . . Ihr versteht Euch darauf?«

»Nehmt das meinige«, erwiderte Ernauton, »ich weiß, was es zu leisten vermag.«

»Oh! das ist zu viel Großmut, behaltet es für Euch.«

»Nein, ich brauche nicht so schnell zu marschieren.«

Chicot ließ sich nicht bitten. Er schwang sich auf das Pferd von Ernauton und verschwand.

Zweihundzwanzigster Kapitel.

Ernauton von Carmainges.

Ernauton blieb auf dem Schlachtfeld, ziemlich verlegen darüber, was er mit den zwei Feinden machen sollte, welche wohl bald ihre Augen wieder in seinen Armen öffnen würden.

Mittlerweile, da keine Gefahr war, daß sie sich entfernten, und da aller Wahrscheinlichkeit nach Robert Briquet unter diesem Namen kannte Ernauton, wie man sich erinnert, Chicot — nicht umkehren würde, um ihnen den Garaus zu machen, ging der junge Mann auf Entdeckung einer Hilfe aus, und er fand auch bald, was er suchte.

Ein Wagen, der an Chicot hatte vorüberkommen müssen, erschien oben auf dem Berge, kräftig sich von einem durch das Feuer der untergehenden Sonne geröteten Himmel abhebend.

Dieser Wagen wurde von zwei Ochsen gezogen und von einem Bauern geführt.

Ernauton sprach den Führer an, der, als er ihn sah, gute Lust hatte; seinen Karren im Stich zu lassen und in das Gehölze zu entfliehen; er erzählte ihm, es habe ein Kampf zwischen Hugenotten und Katholiken stattgefunden, dieser Kampf sei für vier derselben tödlich gewesen, zwei haben ihn jedoch überlebt.

Sehr erschrocken über die Verantwortlichkeit eines guten Werkes, doch, wie gesagt, noch mehr erschrocken über das kriegerische Aussehen von Ernauton, half der Bauer dem jungen Mann zuerst Herrn von Mayenne und sodann den Soldaten, der, ohnmächtig oder nicht die Augen immer noch geschlossen hielt, auf seinen Wagen tragen.

Es blieben die vier Toten.

»Herr«, fragte der Bauer, »waren diese vier Männer Katholiken oder Hugenotten?«

Ernauton hatte den Bauern im Augenblick des Schreckens das Zeichen des Kreuzes machen sehen.

»Hugenotten«, antwortete er.

»Dann ist es nicht unziemlich, wenn ich diese Parpaillots

durchsuche, nicht wahr?«

»Keines Wegs«, erwiderte Ernauton, dem es eben so lieb war, wenn der Bauer erbt, als wenn die Hinterlassenschaft dem ersten dem besten Vorübergehenden zufiel.

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen und drehte die Taschen der Toten um.

Die Toten hatten, wie es scheint, zu ihren Lebzeiten guten Sold erhalten, denn als die Operation vorüber war, entrunzelte sich die Stirne des Bauern.

Folge des Wohlbehagens, das sich seinem Körper und in seiner Seele verbreitete, war, daß er seine Ochsen stärker antrieb, um rascher in seine Hütte zu kommen.

Im Stalle dieses vortrefflichen Katholiken, auf einem guten Strohlager kam Herr von Mayenne wieder zum Bewußtsein.

Dem durch die Erschütterung des Transportes verursachten Schmerz war es nicht gelungen, ihn zu erwecken, als aber auf die Wunde gegossenes frisches Wasser einige Tropfen hochroten Blutes entfliehen machte, da öffnete der Herzog die Augen und schaute die Dinge umher mit einem leicht begreiflichen Erstaunen an.

Sobald Herr von Mayenne die Augen geöffnet hatte, entließ Ernauton den Bauern.

»Wer seid Ihr, mein Heer?« fragte Mayenne.

Lächelnd erwiderte Ernauton:

»Erkennt Ihr mich nicht?«

»Doch wohl«, sprach der Herzog die Stirne faltend, »Ihr seid derjenige, welcher meinem Feind zu Hilfe gekommen ist.«

»Ja«, sagte Ernauton, »ich bin aber auch derjenige, welcher Euren Feind Euch zu töten verhindert hat.«

»Das muß so sein, da ich lebe, wenn er mich nicht etwa tot glaubte.«

»Er entfernte sich, während er Euch lebend wußte.«

»Er hielt wenigstens meine Wunde für tödlich.«

»Ich weiß es nicht; doch jedenfalls, wenn ich mich nicht widersetzt hätte, würde er Euch eine beigebracht haben, die es gewesen wäre.«

»Aber warum habt Ihr denn meine Leute töten helfen, um hernach diesen Menschen zu hindern, daß er mich töte?«

»Das ist ganz einfach, mein Herr, und ich wundere mich, daß ein Edelmann, — Ihr scheint mir einer zu sein, — mein Benehmen nicht begreift. Der Zufall führte mich auf die Straße, der Ihr folgtet, ich sah mehrere Männer einen einzigen angreifen, ich verteidigte den einzelnen Mann; als dieser Brave, dem ich zu Hilfe kam, — denn wer er auch sein mag, brav ist dieser Mann, — als dieser Brave allein mit Euch allein kämpfend den Sieg durch den Stich, der Euch niederwarf, entschieden hatte und ich sah, daß er diesen Sieg Euch tötend mißbrauchen wollte, da trat ich mit meinem Schwerte dazwischen.«

»Ihr kennt mich also?« fragte Mayenne mit einem forschenden Blick.

»Ich brauche Euch nicht zu kennen, mein Herr; ich weiß, daß Ihr ein Verwundeter seid, und das genügt mir.«

»Seid offenherzig, Ihr kennt mich.«

»Es ist seltsam, daß Ihr mich nicht begreifen wollt; ich finde es durchaus nicht edler, einen wehrlosen Menschen zu töten, als zu sechs einen Vorübergehenden anzugreifen.«

»Ihr gesteht jedoch zu, daß es für jedes Ding Gründe geben kann?«

Ernauton verbeugte sich, antwortete aber nicht.

»Habt Ihr nicht gesehen, daß ich allein den Degen mit diesem Menschen kreuzte?« fuhr Mayenne fort.

»Es ist wahr, ich habe es gesehen.«

»Dieser Mensch ist mein Todfeind.«

»Ich glaube es, denn er hat mir dasselbe von Euch gesagt.«

»Und wenn ich meine Wunde überlebe . . . «

»Das geht mich nichts an, Ihr möget nach Eurem Belieben handeln, mein Herr.«

»Haltet Ihr mich für sehr gefährlich verwundet?«

»Ich habe Eure Wunde untersucht, mein Herr, und ich glaube, daß sie, obgleich schwer, doch keine Todesgefahr nach sich zieht. Das Eisen ist, wie mir scheint, an den Rippen abgeglitscht und nicht in die Brust gedrungen. Atmet, und ich hoffe, Ihr werdet keinen Schmerz in der Gegend der Lunge empfinden.«

Mayenne atmete mühsam, aber ohne ein inneres Leiden.

»Es ist wahr«, sagte er, »doch die Menschen, welche bei mir waren?«

»Sind tot, mit Ausnahme eines einzigen.«

»Man hat sie also auf der Straße liegen lassen?« fragte Mayenne.

»Ja.«

»Hat man sie durchsucht?«

»Der Bauer, den Ihr, die Augen wieder öffnend, sehen müßtet, und der unser Wirt ist, entledigte sich dieser Sorge.«

»Was hat er bei ihnen gefunden?«

»Etwas Geld.«

»Und Papiere?«

»Ich weiß nichts davon.«

»Ah!« machte Mayenne mit offenkundiger Befriedigung.

»Übrigens könnt Ihr Euch bei demjenigen, welcher noch lebt, erkundigen.«

»Wo ist er?«

»In der Scheune, zwei Schritte von hier.«

»Schafft Mich zu ihm, oder schafft ihn vielmehr zu mir, und wenn Ihr ein Ehrenmann seid, schwört mir keine Frage an ihn zu richten.«

»Ich bin nicht neugierig, mein Herr, und ich weiß von dieser Angelegenheit Alles, was mir zu wissen von Belang ist.«

Der Herzog schaute Ernauton mit einem Überreste von Unruhe an.

»Mein Herr«, sagte Ernauton, »ich wäre glücklich, wenn Ihr einem Andern den Auftrag erteilen würdet, den Ihr mir geben wolltet.«

»Ich habe Unrecht, mein Herr, und ich erkenne es«, erwiderte Mayenne, »habt die Gefälligkeit mir den Dienst zu leisten, um den ich Euch bitte.«

Fünf Minuten nachher trat der Soldat in den Stall.

Er stieß einen Schrei aus, als er den Herzog erblickte; dieser aber hatte die Kraft, den Finger auf die Lippen zu legen; der Soldat schwieg sogleich.

»Mein Herr«, sagte Mayenne zu Ernauton, »mein Dank wird ewig währen, und eines Tages werden wir uns unter besseren Umständen wiederfinden; darf ich Euch fragen, mit wem ich zu sprechen die Ehre habe.«

»Ich bin der Vicomte Ernauton von Carmainges.«

Mayenne erwartete etwas Umständlicheres, doch nun war die Reihe, zurückhaltend zu sein, an Carmainges.

»Ihr folgtet dem Wege nach Beaugency, mein Herr?« fuhr Mayenne fort.

»Ja, mein Herr.«

»Dann habe ich Euch gehindert, und Ihr könnt vielleicht diese Nacht nicht mehr marschieren?«

»Im Gegenteil, ich gedenke sogleich wieder aufzubrechen.«

»Nach Beaugency?«

Ernauton schaute Mayenne wie ein Mensch an, den dieses Drängen unangenehm berührt.

»Nach Paris«, sagte er.

Der Herzog schien erstaunt.

»Verzeiht«, fuhr Mayenne fort, »aber es ist seltsam, daß Ihr, nach Beaugency reitend und durch einen unvorhergesehenen Umstand aufgehalten, das Ziel Eurer Reise ohne einen sehr ernstesten Grund verfehltet.«

»Nichts kann einfacher sein«, entgegnete Ernauton, »ich begab mich zu einem Rendezvous. Da mich unser Abenteuer hier anzuhalten nötigte, so verfehltet ich das Rendezvous und kehre nun zurück.«

Mayenne suchte vergeblich aus dem unempfindlichen Gesicht von Ernauton einen andern Gedanken zu lesen, als den welchen seine Worte ausdrückten.

»Oh! mein Herr«, sagte er endlich, »warum bleibt Ihr nicht einige Tage bei mir! Ich würde nach Paris meinen Soldaten hier schicken, um einen Wundarzt holen zu lassen, denn nicht wahr, Ihr begreift, daß ich nicht allein bei den mir völlig unbekanntem Bauern verweilen kann.«

»Und warum, mein Herr«, entgegnete Ernauton, »sollte nicht Euer Soldat bei Euch bleiben und ich Euch einen Wundarzt schicken?«

Mayenne zögerte.

»Wißt Ihr den Namen meines Feindes?« fragte er.

»Nein, mein Herr.«

»Wie, Ihr habt ihm das Leben gerettet und er hat Euch nicht einmal seinen Namen gesagt-?«

»Ich habe ihn nicht darnach gefragt.«

»Ihr habt ihn nicht darnach gefragt?«

»Ich rettete Euch auch das Leben, habe ich Euch deshalb nach dem Eurigen gefragt? Dafür wißt Ihr Beide den meinigen. Was liegt daran, ob der Retter den Namen desjenigen weiß, welcher ihm verpflichtet ist? Der Verpflichtete muß den des Retters wissen.«

»Ich sehe, mein Herr, daß nichts von Euch zu erfahren ist, und daß Ihr eben so verschwiegen als mutig seid.«

»Und ich, mein Herr, ich sehe, daß Ihr diese Worte mit der Absicht eines Vorwurfs aussprecht, und ich bedaure dies; denn in der Tat, was Euch beunruhigt, sollte Euch im Gegenteil beruhigen. Man kann nicht sehr verschwiegen gegen diesen sein, ohne es ein wenig gegen jenen zu sein.«

»Ihr habt Recht, Eure Hand, Herr von Carmainges.«

Ernauton gab ihm die Hand, doch ohne daß irgend Etwas in seiner Gebärde andeutete, er wisse, daß er einen Prinzen die Hand reiche.

»Ihr habt mein Benehmen getadelt, mein Herr«, sprach Mayenne, »ich kann mich nicht rechtfertigen, ohne große Geheimnisse zu enthüllen. Es ist, glaube ich, besser wenn wir unsere Bekenntnisse nicht weiter treiben.«

»Bemerkt, mein Herr«, erwiderte Ernauton, »Ihr verteidigt, während ich nicht anklage. Glaubt mir, es steht Euch vollkommen frei, zu sprechen oder zu schweigen.«

»Ich danke, mein Herr, und schweige. Wißt nur daß ich ein Edelmann von gutem Hause und in der Lage bin, Euch jedes Vergnügen zu machen.«

»Lassen wir das beruhen, und glaubt mir, daß ich eben so diskret in Beziehung auf Euren Kredit sein werde, als ich es hinsichtlich Eures Namens gewesen bin. Bei dem Herrn, dem ich diene, brauche ich Niemand.«

»Welchem Herrn?« fragte Mayenne unruhig, »welchem Herrn, wenn es Euch beliebt?«

»Oh! keine weiteren Bekenntnisse mehr. Ihr habt es selbst gesagt.«

»Das ist richtig.«

»Und dann fängt Eure Wunde an sich zu entzünden glaubt mir, sprecht weniger.«

»Ihr habt Recht. Oh! ich sollte notwendig meinen Wundarzt haben.«

»Ich kehre nach Paris zurück, wie ich Euch zu sagen die Ehre hatte; gebt mir seine Adresse.«

Mayenne machte dem Soldaten ein Zeichen und dieser näherte sich ihm: dann sprachen sie leise mit einander.

Ernauton entfernte sich mit seiner gewöhnlichen Diskretion.

Nach einigen Minuten der Beratung wandte sich der Herzog gegen Ernauton um und sprach:

»Herr von Carmainges, Euer Ehrenwort, daß, wenn ich Euch einen Brief an Jemand einhändigte, dieser Brief getreulich an die betreffende Person überliefert würde?«

»Ich gebe es Euch.«

»Und ich glaube demselben. Ihr seid ein zu wackerer Mann, als daß ich Euch nicht blindlings vertrauen sollte.«

Ernauton verbeugte sich.

»Ich will Euch einen Teil meines Geheimnisses anvertrauen«, sagte Mayenne, »ich gehöre zu den Leibwachen der Frau Herzogin von Montpensier.«

»Ah!« versetzte Ernauton naiv, »die Frau Herzogin von Montpensier hat Leibwachen, das wußte ich nicht.«

»In diesen unruhigen Zeiten umgibt sich Jeder, so gut er kann, und da das Haus Guise ein souveränes Haus ist . . . «

»Ich verlange keine Erklärung, mein Herr; Ihr gehört zu den Leibwachen der Frau Herzogin von Montpensier, das genügt mir.«

»Nun also: ich hatte den Auftrag, eine Reise nach Amboise zu machen, als ich auf dem Wege meinem Feinde begegnete. Das Übrige wißt Ihr.«

»Ja.«

»Durch diese Wunde aufgehalten, ehe ich meinen Auftrag vollzogen habe, bin ich der Frau Herzogin Rechenschaft über die Ursache meines Zögerns schuldig.«

»Das ist richtig.«

»Ihr habt also wohl die Güte, ihr eigenhändig den Brief zu übergeben, den ich ihr zu schreiben die Ehre haben werde?«

»Wenn es Tinte und Papier hier gibt«, entgegnete Ernauton und stand auf, um nach diesen Gegenständen zu suchen.

»Unnötig«, sagte Mayenne, »mein Soldat muß meine Tabletten bei sich haben.«

Der Soldat zog wirklich geschlossene Tabletten aus seiner Tasche. Mayenne drehte sich gegen die Wand um und ließ eine Feder spielen; die Tabletten öffneten sich; er schrieb ein paar Zeilen mit Bleistift und schloß die Tabletten wieder auf dieselbe geheimnisvolle Weise.

Sobald sie geschlossen, war es unmöglich, wenn man das Geheimnis nicht wußte, sie zu öffnen, ohne sie zu zerreißen.

»Mein Herr«, sprach der junge Mann, »in drei Tagen sind die Tabletten übergeben.«

»Zu eigenen Händen?«

»An die Frau Herzogin von Montpensier selbst.«

Der Herzog drückte seinem wohlwollenden Gefährten die Hände, und sank, zugleich durch das Gespräch, das er gepflogen, und durch den Brief, den er geschrieben, ermattet, Schweiß auf der Stirne, auf das frische Stroh zurück.

»Mein Herr«, sagte der Soldat in einer Sprache, die Ernauton sehr wenig mit der Tracht im Einklang zu stehen schien, »mein Herr, Ihr habt mich gebunden wie ein Kalb, das ist wahr, aber wollt Ihr oder wollt Ihr nicht, ich sehe dieses Band als eine Kette der Freundschaft an, und werde es Euch geeigneten Ortes und zu geeigneter Zeit beweisen.«

Und er reichte ihm eine Hand, deren Weiße der junge Mann schon wahrgenommen hatte.

»Es sei«, sagte Carmainges lächelnd, »ich habe also nun zwei Freunde mehr.«

»Spottet nicht«, erwiderte der Soldat, »man hat nie zu viel.«

»Es ist wahr, Kamerad«, sprach Ernauton.

Und er entfernte sich.



Dreundzwanzigstes Kapitel.

Der Pferdehof.

Ernauton brach sogleich auf, und da er das Pferd des Herzogs als Ersatz für das seinige, das er Robert Briquet gegeben, genommen hatte, so marschierte er rasch, so daß er gegen die Mitte des dritten Tages in Paris eintraf.

Um drei Uhr Nachmittags kam er in den Louvre zur Wohnung der Fünf und Vierzig.

Kein wichtiges Ereignis bezeichnete seine Rückkehr.

Als ihn die Gascogner sahen, stießen sie ein Geschrei des Erstaunens aus.

Herr von Loignac trat auf dieses Geschrei ein und nahm, als er Ernauton erblickte, das verdrießlichste Gesicht an, was Ernauton nicht abhielt, gerade auf ihn zuzugehen.

Herr von Loignac hieß durch ein Zeichen den jungen Mann in ein Kabinett kommen, das am Ende des Schlaftales lag und eine Art von Audienzzimmer war, wo dieser Richter ohne Berufung seine Sprüche fällte.

»Benimmt man sich so, mein Herr?« sagte er sogleich, »Ihr seid nun, wenn ich richtig zähle, fünf Tage und fünf Nächte abwesend, und Ihr, mein Herr, den ich für einen der Vernünftigsten hielt, gebt das Beispiel einer solchen Übertretung?«

»Mein Herr«, entgegnete Ernauton, sich verbeugend, »ich habe getan, was man mich tun hieß.«

»Und was hat man Euch tun heißen?«

»Man hat mir befohlen, Herrn von Mayenne zu folgen, und ich bin ihm gefolgt.«

»Fünf Tage und fünf Nächte hindurch?«

»Fünf Tage und fünf Nächte hindurch.«

»Der Herzog hat also Paris verlassen?«

»An demselben Abend, und das kam mir verdächtig vor.«

»Ihr hattet Recht, mein Herr . . . hernach?«

Ernauton erzählte gedrängt, aber mit der Wärme und Energie eines Mannes von Herz, das Abenteuer auf den Wege und die Folgen, die dieses Abenteuer gehabt hatte. Je weiter er in seiner Erzählung verrückte, desto mehr erleuchtete sich das so bewegliche Gesicht von Loignac mit allen Eindrücken, die der Redende in seiner Seele hervorbrachte.

Als aber Ernauton auf den Brief zu sprechen kann den ihm Herr von Mayenne anvertraut hatte, rief Herr von Loignac:

»Ihr habt diesen Brief?«

»Ja.«

»Teufel! das verdient einige Aufmerksamkeit«, sprach der Kapitän, »erwartet mich, oder vielmehr kommt mit mir, ich bitte Euch.«

Ernauton ließ sich führen und gelangte hinter Loignac in den Pferdehof des Louvre.

Alles bereitete sich zu einer Ausfahrt des Königs; man ordnete eben die Equipagen; Herr von Épernon sah zu, wie man zwei neue Pferde probierte, die als Geschenk von Elisabeth an Heinrich III. aus England gekommen waren; diese zwei Pferde, welche sich durch eine merkwürdige Harmonie der Proportionen auszeichneten, sollten an diesem Tage an die Karrosse des Königs gespannt werden.

Während Ernauton am Eingang des Hofes blieb, näherte sich Loignac Herrn von Épernon und berührte ihn unten an seinem Mantel.

»Neuigkeiten, Herr Herzog«, sagte er, »große Neuigkeiten.«

Der Herzog verließ die Gruppe, bei der er stand, und ging zu der Treppe, auf der der König herabkommen mußte.

»Sprecht, Herr von Loignac, sprecht.«

»Herr von Carmainges kommt von jenseits Orleans; Herr von Mayenne liegt in einem Dorfe gefährlich verwundet.«

Der Herzog ließ einen Ausruf vernehmen und wiederholte:

»Verwundet!«

»Mehr noch«, fuhr Loignac fort, »er hat an Frau von Montpensier einen Brief geschrieben, den Herr von Carmainges in seiner Tasche trägt.«

»Oh! oh!« machte Épernon. »Parfandious! laßt Herrn von

Carmainges kommen, daß ich selbst mit ihm sprechen kann.«

Loignac nahm Ernauton, der, wie gesagt, während des Gesprächs der zwei Chefs aus Achtung beiseit geblieben war, bei der Hand.

»Herr Herzog«, sagte er, »hier ist unser Reisender.«

»Gut, mein Herr, Ihr habt, wie es scheint, einen Brief vom Herrn Herzog von Mayenne?« fragte Épernon.

»Ja, gnädigster Herr.«

»Geschrieben in einem kleinen Dorfe bei Orleans?«

»Ja, gnädigster Herr.«

»Und adressiert an Frau von Montpensier?«

»Ja, gnädigster Herr.«

»Habt die Güte, mir diesen Brief zu geben.«

Der Herzog streckte die Hand mit der ruhigen Nachlässigkeit eines Mannes aus, der nur seinen Willen ausdrücken zu dürfen glaubt, wie er auch lauten mag, daß diesem Willen entsprochen werde.

»Verzeiht, Monseigneur«, sprach Carmainges, »habt Ihr mir nicht gesagt, ich soll Euch den Brief von Herrn von Mayenne an seine Schwester geben?«

»Allerdings.«

»Der Herr Herzog weiß nicht, daß dieser Brief mir anvertraut worden ist.«

»Was liegt daran?«

»Es liegt viel daran, gnädigster Herr; ich habe dem Herrn Herzog mein Ehrenwort gegeben, daß dieser Brief der Herzogin selbst zugestellt werde.«

»Seid Ihr im Dienst des Königs oder in dem vor Herrn von Mayenne?«

»In dem des Königs, Monseigneur.«

»Nun wohl! der König will diesen Brief sehen.«

»Gnädigster Herr, Ihr seid nicht der König.«

»Ich glaube in der Tat, Ihr vergeßt, mit wen Ihr sprecht, Herr von Carmainges?« sagte Épernon du Zorn erbleichend.

»Ich erinnere mich dessen im Gegenteil vollkommen gnädigster Herr, und deshalb weigere ich mich.«

»Ihr weigert Euch, Ihr habt, glaube ich, gesagt, Ihr weigert Euch, Herr von Carmainges?«

»Ich habe es gesagt.«

»Herr von Carmainges, Ihr vergeßt Euren Eid der Treue.«

»Monseigneur, ich habe bis jetzt, so viel ich weiß; nur einer einzigen Person Treue geschworen, und diese Person ist Seine Majestät. Fordert der König von mir den Brief, so soll er ihn haben; denn der König ist mein Herr, doch der König ist nicht hier.«

»Herr von Carmainges«, sagte der Herzog, der sich sichtbar zu erhitzen anfangt, während Ernauton im Gegenteil immer ruhiger zu werden schien, je mehr er widerstand, »Herr von Carmainges, Ihr seid wie alle Leute Eures Landes blind, wenn es ihnen wohl geht; Euer Glück blendet Euch, mein kleiner Edelmann; der Besitz eines Staatsgeheimnisses betäubt Euch wie ein Keulenschlag.«

»Was mich betäubt, gnädigster Herr, ist die Ungnade in die ich bei Eurer Herrlichkeit zu fallen bedroht bin, aber nicht mein Glück, das meine Weigerung, Euch zu gehorchen, ich verberge es mir nicht, auf sehr schwankende Beine stellt; doch gleichviel, ich tue was ich tun muß, und Niemand, mit Ausnahme des Königs, bekommt den Brief, den Ihr von mir verlangt, wenn nicht die Person, an die er adressiert ist.«

Épernon machte eine furchtbare Bewegung.

»Loignac«, sagte er, »Ihr führt Herrn von Carmainges sogleich ins Gefängnis.«

»Es ist gewiß«, versetzte Carmainges lächelnd, »auf diese Art werde ich Frau von Montpensier den Brief nicht übergeben können, dessen Träger ich bin, wenigstens so lange ich im Gefängnis bleibe; doch komme ich heraus . . . «

»Wenn Ihr überhaupt herauskommt«, rief Épernon.

»Ich werde herauskommen, mein Herr, wenn Ihr mich nicht ermorden laßt«, sagte Ernauton mit einer Entschlossenheit, die, während er sprach, immer kälter und furchtbarer wurde, »ja, ich werde herauskommen . . . Die Mauern sind minder fest als mein Wille. Nun, gnädigster Herr, und bin ich einmal heraus . . . «

»Was sodann?«

»Dann werde ich mit dem König sprechen und der König wird

mir antworten.«

»Ins Gefängnis«, brüllte Épernon, der seine ganze Haltung verlor, »ins Gefängnis, und man nehme ihm seinen Brief ab.«

»Niemand soll ihn berühren«, rief Ernauton, indem er einen Sprung rückwärts machte und die Tabletten von Mayenne aus der Brust zog, »ich zerreiße den Brief in Stücke, da ich ihn nur um diesen Preis retten kann. Und wenn ich dies tue, wird Herr von Mayenne mein Benehmen billigen und Seine Majestät wird mir verzeihen.«

In seinem redlichen Widerstand war der junge Mann wirklich im Begriff, den kostbaren Brief in zwei Stücke zu zerreißen, als eine Hand sanft seinen Arm zurückhielt.

Wäre der Druck heftig gewesen, so würde der junge Mann ohne Zweifel seine Anstrengung, um den Brief zu vernichten, verdoppelt haben; als er aber sah, daß man schonend zu Werke ging, hielt er inne und wandte den Kopf um.

»Der König!« sagte er.

Der König war wirklich die Treppe des Louvre herabsteigend einen Augenblick stillegestanden, er hatte das Ende des Streites mit angehört und sein königlicher Arm hielt den Arm von Carmainges zurück.

»Was gibt es denn, meine Herren?« fragte er mit jenem Tone, dem er, wenn er wollte, eine so gebieterische Macht zu verleihen wußte.

»Sire«, rief Épernon, ohne daß er sich die Mühe gab seinen Zorn zu verbergen, »dieser Mensch, einer von Euren Fünf und Vierzig, zu denen er übrigens nicht mehr gehören wird, dieser Mensch, den ich in Eurem Namen beauftragte, Herrn von Mayenne während seines Aufenthalts in Paris zu überwachen, ist diesem bis jenseits Orleans gefolgt und hat dort von ihm einen an Frau von Montpensier adressierten Brief erhalten.«

»Ihr habt von Herrn von Mayenne einen an Frau von Montpensier adressierten Brief erhalten?« fragte der König.

»Ja, Sire«, antwortete Ernauton, »doch der Herzog von Épernon sagt Euch nicht, unter welchen Umständen.«

»Nun, wo ist dieser Brief?« sagte der König.

»Das ist gerade die Ursache des Streites, Sire; Herr von

Carmainges weigert sich durchaus, ihn mir zu geben, und will ihn an seine Adresse überbringen. Eine Weigerung ist meiner Ansicht nach die Sache eines schlechten Dieners.«

Der König schaute Carmainges an.

Der junge Mann setzte ein Knie auf die Erde und sprach:

»Sire, ich bin ein armer Edelmann, ein Mann von Ehre und nichts Anderes. Ich habe Eurem Boten, den Herr von Mayenne und fünf von seinen Anhängern ermorden wollten, das Leben gerettet, denn ich kam gerade zu rechter Zeit an, um dem Kampfe eine Wendung zu seinen Gunsten zu geben.«

»Und während dieses Kampfes ist Herr von Mayenne nichts begegnet?« fragte der König.

»Doch, Sire, er wurde verwundet und zwar schwer verwundet.«

»Gut«, sagte der König, »hernach?«

»Hernach, Sire?«

»Ja.«

»Euer Bote, der besondere Gründe des Hasses gegen Herrn von Mayenne zu haben scheint . . . «

Der König lächelte.

»Euer Bote, Sire, wollte seinem Feind den Garaus machen; vielleicht hatte er das Recht dazu; doch ich dachte, in meiner Gegenwart, in Gegenwart von mir, einem Mann, dessen Schwert Eurer Majestät gehört, würde diese Rache ein politischer Mord, und . . . «

Ernauton zögerte.

»Vollendet«, sagte der König.

»Und ich beschützte Herrn von Mayenne vor Eurem Boten, wie ich Euren Boten vor Herrn von Mayenne beschützt hatte.«

Épernon zuckte die Achseln, Loignac biß sich aus seinen langen Schnurrbart; der König blieb kalt.

»Fahrt fort«, sagte er.

»Auf einen einzigen Gefährten beschränkt — die anderen waren getötet worden — hat sich Herr von Mayenne, der sich nicht von diesem Gefährten trennen wollte und nicht wußte, daß ich in Euren Diensten stehe, mir anvertraut und mich ersucht, seiner Schwester einen Brief zu überbringen. Ich habe diesen

Brief hier; ich biete ihn Eurer Majestät an, damit sie darüber verfüge, wie sie über mich verfügen würde. Meine Ehre ist mir teuer, Sire, doch sobald ich, um meinem Gewissen zu begegnen, die Gewährung des königlichen Willens habe, verleugne ich meine Ehre, denn sie ist in guten Händen.«

Immer noch auf den Knien, reichte Ernauton dem König die Tabletten.

Der König schob sie sanft mit der Hand zurück und sprach:

»Was sagtet Ihr denn, Épernon? Herr von Carmainges ist ein Ehrenmann und ein treuer Diener.«

»Ich, Sire«, versetzte Épernon, »Eure Majestät fragt, was ich sagte?«

»Ja, hörte ich denn nicht, als ich die Treppe herabging, das Wort Gefängnis aussprechen? Gottes Tod! ganz im Gegenteil; trifft man zufällig einen Mann wie Herrn von Carmainges, so müßte man wie bei den alten Römern von Krone und Belohnungen sprechen. Der Brief gehört immer demjenigen, welcher ihn trägt, Herzog, oder dem, welchem man ihn bringt.«

Épernon verbeugte sich brummend.

»Ihr werdet Euren Brief an die Adresse abgeben, Herr von Carmainges.«

»Aber, Sire, bedenkt, was er enthalten kann«, sagte Épernon. »Wir wollen nicht den Zarten spielen, wenn es sich um das Leben Eurer Majestät handelt.«

»Ihr werdet Euren Brief abgeben, Herr von Carmainges«, wiederholte der König, ohne seinem Günstling zu antworten.

»Ich danke, Sire«, sprach Carmainges, indem er sich zurückzog.

»Wohin tragt Ihr ihn?«

»Zu der Frau Herzogin von Montpensier. Ich glaubte die Ehre gehabt zu haben, es Eurer Majestät zu sagen.«

»Ich drücke mich schlecht aus. An welche Adresse wollte ich sagen. In das Hotel Guise, in das Hotel Saint-Denis oder nach Bel . . . «

Ein Blick von Épernon hielt den König zurück.

»Ich habe in dieser Hinsicht keine besondere Instruktion von Herrn von Mayenne, Sire; ich werde den Brief in das Hotel Guise

tragen und dort erfahren, wo Frau von Montpensier ist.«

»Ihr sucht also die Herzogin auf?«

»Ja, Sire.«

»Und wenn Ihr sie gefunden habt?«

Übergebe ich ihr meine Botschaft.«

»Ganz gut. Sagt nun, Herr von Carmainges . . . « und der König schaute den jungen Mann fest an.

»Habt Ihr Herrn von Mayenne etwas Anderes versprochen, als diesen Brief eigenhändig seiner Schwester zu übergeben?«

»Nein, Sire.«

»Ihr habt, zum Beispiel, nicht so etwas wie die Geheimhaltung des Ortes versprochen, wo Ihr die Herzogin treffen könntet?«

»Nein, Sire, ich habe nichts dergleichen versprochen.«

»Ich werde Euch eine einzige Bedingung stellen, mein Herr.«

»Sire, ich bin der Sklave Eurer Majestät.«

»Ihr übergebt diesen Brief an Frau von Montpensier, und sobald er übergeben ist, kommt Ihr zu mir nach Vincennes, wo ich diesen Abend sein werde.«

»Ja, Sire.«

»Und Ihr legt mir sodann getreulich Rechenschaft ab, wo Ihr die Herzogin gefunden habt.«

»Sire, Eure Majestät kann daraus zählen.«

»Ohne eine andere Erklärung oder ein anderes Bekenntnis, versteht Ihr?«

»Sire, ich verspreche es.«

»Welche Unklugheit! oh! Sire!« sagte der Herzog von Épernon.

»Ihr versteht Euch nicht auf die Menschen, Herzog oder wenigstens nicht auf gewisse Menschen. Dieser ist redlich gegen Mayenne, folglich wird er auch redlich gegen mich sein.«

»Gegen Euch, Sire, werde ich mehr als redlich, ich werde treu ergeben sein«, rief Ernauton.

»Nun, keine Streitigkeiten mehr hier, Épernon«, sprach der König, »Ihr werdet auf der Stelle diesem braven Diener vergeben, was Ihr als einen Mangel an Ergebenheit betrachtet, und was ich als einen Beweis von Rechtschaffenheit ansehe.«

»Sire«, sagte Carmainges, »der Herr Herzog von Épernon ist

ein zu erhabener Mann, um nicht mitten unter meinem Ungehorsam gegen seine Befehle, worüber ich ihm mein Bedauern ausdrücke, gesehen zu haben, wie sehr ich ihn achte und liebe; ich habe nur vor Allem getan, was ich für eine Pflicht hielt.«

»Parfandious!« rief der Herzog, indem er die Physiognomie mit derselben Schnelligkeit veränderte, wie ein Mensch, der eine Maske aufgesetzt oder abgelegt hätte, »das ist eine Prüfung, die Euch Ehre macht, und Ihr seid in der Tat ein hübscher Junge, nicht wahr, Loignac? Doch mittlerweile haben wir ihm schön Angst gemacht.«

Und der Herzog schlug ein Gelächter auf.

Loignac drehte sich auf den Absätzen, um nicht zu antworten; obgleich Gascogner, fühlte er sich nicht stark genug, mit derselben Unverschämtheit zu lügen, wie sein erhabener Chef.

»Es war eine Probe?« versetzte der König zweifelnd. »Desto besser, Épernon, wenn es eine Probe war; doch ich kann Euch diese Probe nicht bei Jedermann raten, denn Viele würden unterliegen.«

»Desto besser«, wiederholte Carmainges, »desto besser, Herr Herzog, wenn es eine Probe ist, ich bin dann der Gnade von Monseigneur sicher.«

Doch während er diese Worte sagte, schien der junge Mann eben so wenig geneigt, zu glauben, als der König.

»Nun, da Alles abgemacht ist, brechen wir auf, meine Herren«, sprach der König.

Épernon verbeugte sich.

»Ihr kommt mit mir, Herzog.«

»Das heißt, ich begleite Eure Majestät zu Pferde, so lautet, glaube ich, der Befehl, den sie gegeben hat?«

»Ja . . . Wer wird am andern Kutschenschlag sein?«

»Ein ergebenener Diener Eurer Majestät, Herr von Sainte-Maline«, antwortete Épernon und schaute dabei Ernauton an um zu sehen, welche Wirkung dies bei ihm hervorbrächte.

Ernauton blieb unempfindlich.

»Loignac«, fügte er bei, »ruft Herrn von Sainte-Maline.«

»Herr von Carmainges«, sagte der König, der die Absicht des

Herzogs von Épernon begriff, »Ihr werdet Euren Auftrag besorgen, nicht wahr? und Ihr kommt dann sogleich nach Vincennes.«

»Ja, Sire.«

Trotz aller Philosophie entfernte sich Ernauton glücklich, nicht dem Triumphe beizuwohnen, der das ehrgeizige Herz von Sainte-Maline so sehr ergötzen mußte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die sieben Sünden Magdalenens.

Der König warf einen Blick auf seine Pferde, und als er sie so kräftig und so feurig sah, wollte er es nicht wagen, allein im Wagen zu fahren; nachdem er Ernauton, wie wir erzählt, ganz Recht gegeben, hieß er den Herzog durch ein Zeichen in der Carrosse Platz nehmen.

Loignac und Sainte-Maline nahmen ihren Platz am Kutschenschlage; ein einziger Piqueur ritt voraus.

Der Herzog saß allein auf dem Vordersitze der massigen Maschine und der König setzte sich mit allen seinen Hunden in den Fond.

Unter allen diesen Hunden war ein bevorzugter; es war dies derjenige, welchen wir bei ihm in der Loge des Rathauses gesehen; er hatte ein besonderes Kissen, auf dem er ganz sanft schlief.

Zur Rechten des Königs stand ein Tisch, dessen Füße im Boden der Carrosse befestigt waren; dieser Tisch war bedeckt mit ausgemalten Zeichnungen, die Seine Majestät, trotz der Stöße des Wagens, mit einer wunderbaren Geschicklichkeit ausschnitt.

Es waren meistens heilige Gegenstände.

Da indessen zu jener Zeit in Beziehung auf die Religion eine ziemlich tolerante Mischung mit heidnischen Ideen gang und gebe war, so fand sich die Mythologie nicht übel in den religiösen Zeichnungen des Königs vertreten.

Stets methodisch, hatte der König für den Augenblick eine Auswahl unter diesen Zeichnungen gemacht, und er beschäftigte sich damit, daß er das Leben von Magdalena der Sünderin ausschnitt.

Der Gegenstand bot sich an und für sich als ein pittoresker dar, und die Einbildungskraft des Malers hatte den natürlichen Dispositionen noch viel beigefügt; man sah Magdalena jung, schön, gefeiert; kostbare Bäder, Bälle, Vergnügungen aller Art figurirten in der Sammlung.

Der Künstler hatte, wie es einst Callot bei seiner Versuchung des heiligen Antonius machen sollte, den geistreichen Gedanken gehabt, die Launen seines Grabstichels mit dem gesetzlichen Mantel der kirchlichen Autorität zu bedecken: so war jede Zeichnung, mit dem laufenden Titel der sieben Todsünden, durch eine besondere Legende erklärt.

Magdalena unterliegt der Sünde des Zorns.

Magdalena unterliegt der Sünde der Schwelgerei.

Magdalena unterliegt der Sünde der Hoffart.

Magdalena unterliegt der Sünde der Unkeuschheit.

Und so fort bis zur siebenten und letzten Todsünde.

Das Bild, welches der König ausschnitt, als man durch die Porte Saint-Antoine fuhr, stellte Magdalena dar, wie sie der Sünde des Zornes unterlag.

Halb auf Polstern ruhend und ohne einen andern Schleier, als ihre prächtigen Haare, mit denen sie später die Füße Christi trocknen sollte, ließ die schöne Sünderin rechts in einen Teich voll von Lampreten, deren Köpfe man gierig wie eben so viele Schlangenhäuter aus dem Wasser hervorstehe sah, einen Sklaven werfen, der ein kostbares Gefäß zerbrochen hatte, während sie links eine Frau, die noch weniger gekleidet war als Magdalena, da sie ihre Haare hinten aufgeflochten trug, peitschen ließ, weil sie, ihre Herrin frisierend, dieser einige von jenen herrlichen Haaren ausgerissen hatte, deren Üppigkeit Magdalena hätte nachsichtiger gegen einen Fehler dieser Art machen sollen.

Der Hintergrund des Gemäldes stellte Hunde dar, welche man schlug, weil sie ungestraft um Almosen stehende Bettler hatten vorübergehen lassen, und Hähne, denen man den Hals abgeschnitten, weil sie zu stark und zu früh am Morgen gekräht.

Als man zur Croix Faubin kam, hatte der König schon alle Figuren dieses Bildes ausgeschnitten und schickte sich an, zu demjenigen überzugehen, welches betitelt war:

Magdalena unterliegt der Sünde der Schwelgerei.

Dieses Gemälde stellte Magdalena liegend auf einem von jenen Betten von Purpur und Gold dar, auf denen die Alten ihre Mahle einnahmen; Alles, was die römischen Gastronomen Ausgesuchtestes an Fleisch, Fischen und Früchten kannten,

von den Murmeltieren in Honig und den Riesenseebarben in Falerner, bis zu den Langusten von Stromboli und den Granaten von Sizilien. Auf dem Boden stritten sich Hunde um einen Fasan, während die Luft von tausendfarbigen Vögeln verdunkelt war, welche von dieser gesegneten Tafel Feigen, Erdbeeren, Kirschen wegtrugen, die sie zuweilen auf eine Bevölkerung von Mäusen herabfallen ließen, welche, die Nase in die Höhe streckend, auf diese Manna warteten, die ihnen vom Himmel zuregnete.

Magdalena hielt in ihrer Hand, voll von einem topasfarbigen Trank, eines von den Gläsern von seltener Form, wie sie Petronius bei dem Gastmahl des Trimalcio beschrieben hat.

Ganz beschäftigt mit diesem wichtigen Werk, schlug der König nur die Augen auf, als er an der Priorei der Jakobiner vorüberkam, wo mit allen Glocken Vesper geläutet wurde.

Es waren auch alle Türen und Fenster besagter Priorei so gut geschlossen, daß man sie hätte für unbewohnt halten können, hätte man nicht das Vibrieren der Glocken im Innern des Gebäudes gehört.

Nach diesem Blicke fuhr der König eifrig fort, auszuschneiden.

Doch hundert Schritte weiter hätte ihn können ein aufmerksamer Beobachter einen Blick neugieriger, als der erste, auf ein Haus von schönem Anschein werfen sehen, welches an der Straße links lag und mitten in einen reizenden Garten gebaut, sein eisernes Gitter mit vergoldeten Spießen gegen die Landstraße öffnete.

Dieses Landhaus wurde Bel-Esbat genannt.

Ganz im Gegensatz gegen das Kloster der Jakobiner waren in Bel-Esbat alle Fenster geöffnet, mit Ausnahme eines einzigen, an dem eine Jalousie herabfiel.

In dem Augenblick, wo der König vorüberfuhr, zitterte diese Jalousie unmerklich.

Der König wechselte einen Blick und ein Lächeln mit Épernon und griff dann eine neue Todsünde an.

Dies war die Sünde der Unkeuschheit.

Der Künstler hatte sie mit so furchtbaren Farben dargestellt, er hatte diese Sünde mit so viel Mut und Hartnäckigkeit gebrandmarkt, daß wir nur einen Zug anführen können; und auch

dieser Zug war sehr episodisch.

Der Schutzengel entfloh ganz erschrocken in den Himmel und verbarg dabei seine Augen mit beiden Händen.

Dieses Bild voll kleiner Einzelheiten nahm die Aufmerksamkeit des Königs dergestalt in Anspruch, daß er fortwährend von einer gewissen Eitelkeit nichts bemerkte, die sich am linken Schläge seines Wagens brüstete.

Das war schade, denn Sainte-Maline saß so glücklich und so stolz auf seinem Pferd.

Er, ein Junker aus Gascogne, war Seiner Majestät dem Allerchristlichsten König so nahe, daß er ihn hören konnte, wenn er zu seinem Hunde sagte:

»Schön, Master Love, du belagerst mich.«

Oder zu dem Herzog von Épernon, dem General-Obersten des Königreichs:

»Herzog, mir scheint, das sind die Pferde, durch die ich den Hals brechen werde.«

Von Zeit zu Zeit schaute jedoch Sainte-Maline, als wollte er seinen Stolz fallen machen, auf der andern Seite des Schläges Loignac an, der an Ehre auszeichnungen gewöhnt, gegen diese gleichgültig war, und da er dann fand, daß dieser Edelmann mit seiner ruhigen Miene und seiner militärisch bescheidenen Haltung schöner aussah, als er mit seinen Kapitänsmienen, so suchte sich Sainte-Maline zu mäßigen, doch bald gaben gewisse Gedanken seiner Eitelkeit wieder ihre unbändige Ausdehnung.

»Man sieht mich, man schaut mich an«, sagte er, »und man fragt sich: wer ist der glückliche Edelmann, der den König begleitet?«

Nach der Art, wie man fuhr, eine Art, die keines Wegs die Befürchtungen des Königs rechtfertigte, mußte das Glück von Sainte-Maline lange dauern, denn von schweren, ganz mit Silber und Posamenten bedeckten Geschirren beladen, in Stränge, denen der Arche von David ähnlich, eingezwängt, rückten die Pferde von Elisabeth nicht rasch in der Richtung von Vincennes fort.

Da er sich aber zu sehr aufblähte, trat etwas wie eine Warnung von Oben, etwas für ihn überaus Trauriges ein, um seine Freude

zu dämpfen: er hörte den König den Namen Ernauton aussprechen.

Zwei oder dreimal sprach der König diesen Namen in zwei oder drei Minuten aus.

Er hätte sehen müssen, wie sich Sainte-Maline jedes Mal bückte, um im Fluge dieses interessante Rätsel aufzufassen; doch das Rätsel blieb, wie alle interessante Dinge, durch einen Zwischenfall oder durch ein Geräusch unterbrochen.

Der König ließ einen Ausruf vernehmen, der ihm dadurch entrissen wurde, daß er an einer gewissen Stelle seines Bildes einen mißlichen Schnitt mit der Schere gemacht hatte, oder er forderte mit aller nur möglichen Zärtlichkeit Master Love, der mit der übertriebenen aber sichtbaren Anmaßung, eben so viel Lärm zu machen, als ein Bulldog, kläffte, zum Schweigen auf.

Es ist gewiß, daß von Paris nach Vincennes der Name Ernauton wenigstens sechsmal vom König und mindestens viermal vom Herzog ausgesprochen wurde, ohne daß Sainte-Maline begreifen konnte, aus welchem Grunde diese zehn Wiederholungen stattgefunden hatten.

Er bildete sich ein . . . man ist immer geneigt, sich eine Sache zu versüßen . . . es handle sich von Seiten des Königs nur darum, nach der Ursache des Verschwindens von Ernauton zu fragen, und von Seiten von Herrn von Épernon, diese angebliche oder wirkliche Ursache zu erzählen.

Endlich kam man nach Vincennes.

Es blieben dem König noch drei Sünden auszuschneiden.

Unter dem scheinbaren Vorwand, sich dieser wichtigen Beschäftigung hinzugeben, schloß sich auch Seine Majestät, als sie kaum aus ihrem Wagen gestiegen, in ihrem Zimmer ein.

Es herrschte der kälteste Nordostwind der Welt; Sainte-Maline fing an, es sich an einem großen Kamin bequem zu machen, wo er sich wieder zu wärmen und sich wärmend zu entschlummern hoffte, als Loignac ihm die Hand auf die Schulter legte.

»Ihr habt heute Dienst«, sagte er mit dem kurzen Tone, der nur dem Manne angehört, welcher, nachdem er viel gehorcht, sich seinerseits gehorchen zu lassen weiß, »Ihr werdet also an einem andern Abend schlafen; auf, Herr von Sainte-Maline.«

»Ich wache vierzehn Tage hinter einander, wenn es sein muß«, erwiderte dieser.

»Es ärgert mich, daß ich Niemand bei der Hand habe«, sagte Loignac, indem er sich den Anschein gab, als suchte er umher.

»Gnädiger Herr«, unterbrach ihn Sainte-Maline, »es ist unnötig, daß Ihr Euch an einen Andern wendet; wenn es sein muß, schlafe ich einen Monat lang nicht mehr.«

»Oh! wir werden nicht so anspruchsvoll sein, beruhigt Euch.«

»Was soll ich tun?«

»Wieder zu Pferde steigen und nach Paris zurückkehren.«

»Ich bin bereit.«

»Es ist gut. Ihr begeben Euch nach der Wohnung der Fünf und Vierzig. Ihr weckt dort Jedermann auf, doch so, daß mit Ausnahme der drei Anführer, die ich Euch bezeichne, keiner erfährt, wohin man geht, noch was man tun will.«

»Ich werde pünktlich diese erste Instruktion befolgen.«

»Hört weiter:

»Ihr laßt vierzehn von diesen Herren bei der Porte Saint-Antoine;

»Fünfzehn andere auf halbem Weg;

»Und Ihr führt die vierzehn übrigen hierher.«

»Betrachtet dies als geschehen, Herr von Loignac; doch zu welcher Stunde soll ich von Paris abmarschieren?«

»Mit Einbruch der Nacht.«

»Zu Pferd oder zu Fuß?«

»Zu Pferd . . . «

»Welche Waffen?«

»Alle: Dolch, Degen und Pistolen.«

»Gepanzert?«

»Gepanzert.«

»Der übrige Befehl, gnädiger Herr?«

»Hier sind drei Briefe: einer für Herrn von Chalabre, einer für Herrn von Biran und einer für Euch. Herr von Chalabre befehligt die erste Abteilung, Herr von Biran die zweite, Ihr die dritte.«

»Sehr wohl.«

»Man wird diese Briefe nur an Ort und Stelle öffnen, wenn es

sechs Uhr schlägt. Herr von Chalabre öffnet den seinigen bei der Porte Saint-Antoine, Herr von Biran bei der Croix-Faubin, Ihr bei der Porte du Donjon.«

»Sollen wir rasch marschieren?«

»Mit der ganzen Geschwindigkeit Eurer Pferde, jedoch ohne Verdacht zu erregen und ohne Euch bemerkbar zu machen. Um Paris zu verlassen schlägt Jeder einen andern Weg ein; Herr von Chalabre durch die Porte Bourdelle; Herr von Biran durch die Porte du Temple; Ihr der Ihr am meisten Weg zu machen habt, wählt die gerade Straße, nämlich durch die Porte Saint-Antoine.«

»Sehr wohl.«

»Die übrigen Instruktionen sind in diesen drei Briefen enthalten. Geht.«

Sainte-Maline verbeugte sich und machte eine Bewegung, um wegzugehen.

»Hört noch«, sprach Loignac, »von hier bis zur Croix-Faubin reitet so schnell Ihr wollt, doch von der Croix-Faubin bis zur Barriere reitet im Schritt. Ihr habt noch zwei Stunden, bevor es Nacht wird, das ist mehr Zeit, als Ihr braucht.«

»Sehr wohl, Herr von Loignac.«

»Habt Ihr gut begriffen, oder soll ich Euch den Befehl wiederholen?«

»Es ist unnötig, gnädiger Herr.«

»Glückliche Reise, Herr von Sainte-Maline.«

Hiernach kehrte Loignac, seine Sporen schleppend, in die Gemächer zurück.

»Vierzehn bei der ersten Truppe, fünfzehn bei der zweiten und fünfzehn bei der dritten, offenbar rechnet man, nicht auf Ernauton und er gehört nicht mehr zu den Fünf und Vierzig«, sagte Sainte-Maline.

Ganz aufgeblasen vor Stolz besorgte Sainte-Maline seinen Auftrag.

Eine halbe Stunde nach seinem Abgang von Vincennes ritt er, alle Instruktionen von Loignac buchstäblich befolgend, durch die Barriere; eine Viertelstunde nachher war er in der Wohnung der Fünf und Vierzig.

Die Mehrzahl dieser Herren schlürfte schon in ihren Zimmern

den Dunst des Abendbrotes ein, das in den bezüglichen Küchen ihrer Wirtschafterinnen dampfte.

So bereitete die edle Lardille von Chavantrade eine Platte Schöpfenfleisch mit Rüben, stark gewürzt nach der Weise der Gascogne, ein saftiges Gericht, dem auch Militor einige Sorge widmete, indem er durch Stiche mit einer eisernen Gabel von Zeit zu Zeit den Grad des Kochens von Fleisch und Gemüse untersuchte.

So übte Pertinax von Montcrabeau mit Hilfe des seltsamen Bedienten, den er nicht duzte und der ihn duzte, für eine Abteilung auf gemeinschaftliche Kosten seine eigenen kulinarischen Talente; der von diesem geschickten Verwalter gegründete Kosttisch vereinigte acht Verbündete, welche jeder sechs Sous für das Mahl einlegten.

Herr von Chalabre speiste nie sichtbar; man hätte ihn für ein mythologisches, durch seine Natur außerhalb aller Bedürfnisse gestelltes Wesen halten können.

Was an seiner göttlichen Natur zweifeln ließ, war seine Magerkeit.

Er sah zu, wenn seine Kameraden frühstückten, zu Mittag speisten, Abendbrot nahmen, wie eine hochmütige Katze, welche nicht Betteln will, aber Hunger hat und, um diesen Hunger zu beschwichtigen, sich am Schnauzbart leckt. Die Billigkeit verlangt es, hier anzuführen, daß er wenn man ihm anbot, und man bot ihm selten an, es ausschlug, indem er, wie er sagte, noch die letzten Stücke im Munde hatte, und diese Stücke waren nie weniger, als junge Rebhühner, Fasanen, Rothühner, Lerchen, Pasteten von Auerhahnen und von feinen Fischen.

Alles war gewöhnlich verschwenderisch mit Weinen von Spanien, vom Archipel vom besten Gewächse, als da sind: Malaga, Zyprier und Syrakuser, begossen worden.

Diese ganze Gesellschaft verfügte, wie man sah, nach Gefallen über das Geld von Seiner Majestät Heinrich III.

Übrigens konnte man den Charakter jedes Einzelnen nach dem Anblick seiner kleinen Wohnung beurteilen. Die Einen liebten die Blumen und pflegten in einem zerbrochenen Steingeschirr auf ihrem Fenster einen magern Rosenstock oder ein gelbliches

Grindkraut. Andere besaßen wie der König Geschmack für Bilder, ohne wie er die Geschicklichkeit im Ausschneiden zu besitzen; wieder Andere hatten, wie wahre Stiftnherrscher, in die Wohnung eine Haushälterin oder eine Nichte eingeführt.

Herr von Épernon hatte ganz leise zu Loignac gesagt, da die Fünf und Vierzig nicht im Innern des Louvre wohnen, so könne er die Augen hierüber schließen, und Loignac schloß sie.

Nichtsdestoweniger, wenn die Trompete erscholl, wurde diese ganze Welt Soldat und Sklave einer strengen Disziplin, sprang zu Pferde und hielt sich zu Allem bereit.

Um acht Uhr legte man sich im Winter, um zehn Uhr im Sommer nieder; doch nur fünfzehn schliefen wirklich, fünfzehn schliefen mit einem Auge und die übrigen fünfzehn schliefen gar nicht.

Da es erst halb sechs Uhr war, so fand Sainte-Maline alle seine Leute noch auf und in der gastronomischsten Stimmung der Welt.

Doch mit einem Worte warf er alle ihre Näpfe um.

»Zu Pferde, meine Herrn«, sagte er,

Und er überließ die ganze Genossenschaft der Märtyrer der Verwirrung dieses Manoeuvres und erklärte den Herren von Biran und von Chalabre den Befehl.

Die Einen schoben, während sie ihre Wehrgehänge befestigten und ihre Panzer umschnallten, einige große Bissen in den Mund und befruchteten dieselben mit einem gewaltigen Schluck Wein; Andere, deren Abendbrot weniger weit vorgerückt war, waffneten sich mit Resignation.

Herr von Chalabre allein behauptete, während er seine Degenkuppel zuschnallte, er habe schon vor mehr als einer Stunde Abendbrot genommen.

Man schritt zum Verlesen.

Sainte-Maline mit einbegriffen, antworteten nur Vier und Vierzig.

»Herr Ernauton von Carmainges fehlt«, sagte Herr von Chalabre, der an diesem Tage die Funktionen des Fourriers zu versehen hatte.

Eine tiefe Freude erfüllte das Herz von Sainte-Maline und strömte bis zu seinen Lippen zurück, welche eine Grimasse des Lächelns bildeten . . . eine seltene Erscheinung bei diesem Mann

mit dem düsteren, neidischen Temperament.

In den Augen von Sainte-Maline richtete sich in der Tat Ernauton unfehlbar durch diese Abwesenheit ohne Ursache in dem Augenblick einer Expedition von so großer Wichtigkeit zu Grunde.

Die Fünf und Vierzig oder vielmehr Vier und Vierzig marschierten also ab, jedes Peloton auf dem ihm vorgeschriebenen Wege, nämlich Herr von Chalabre mit dreizehn Mann durch die Porte Bourdelle, Herr von Biran mit vierzehn durch die Porte du Temple und Sainte-Maline endlich mit den übrigen vierzehn durch die Porte Saint-Antoine.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Bel-Esbat.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß Ernauton, der Sainte-Maline so ganz verloren glaubte, im Gegenteil den unerwarteten Lauf seines aufsteigenden Glückes verfolgte.

Anfangs berechnete er natürlich, die Herzogin von Montpensier, welche er aufzusuchen beauftragt war, müßte, sobald sie in Paris wäre, im Hotel Guise sein.

Ernauton wandte sich also zuerst nach dem Hotel Guise.

Als er, nachdem er an die große Pforte geklopft, die ihm mit äußerster Vorsicht geöffnet wurde, die Ehre einer Zusammenkunft mit der Frau Herzogin von Montpensier verlangte, lachte man ihm zuerst grausam ins Gesicht; da er aber auf seinem Begehren bestand, antwortete man ihm, er müsse wissen, daß Ihre Hoheit in Soissons und nicht in Paris wohne.

Ernauton war auf diese Antwort gefaßt, sie beunruhigte ihn nicht im Geringsten.

»Ihre Abwesenheit bringt mich in Verzweiflung«, sagte er, »ich hatte Ihrer Hoheit eine Mitteilung von der höchsten Wichtigkeit von Seiten des Herrn Herzog von Mayenne zu machen.«

»Vom Herrn Herzog von Mayenne?« versetzte der Portier, »und wer hat Euch mit dieser Mitteilung beauftragt?«

»Der Herr Herzog von Mayenne selbst.«

»Der Herzog hat Euch beauftragt!« rief der Portier mit einem bewunderungswürdig gespielten Erstaunen, »und wo hat er Euch mit dieser Mitteilung beauftragt?« Der Herr Herzog von Mayenne ist ebenso wenig in Paris, als die Frau Herzogin von Montpensier.«

»Ich weiß es wohl«, erwiderte Ernauton, »doch ich konnte auch nicht in Paris sein; ich kann den Herrn Herzog anderswo als in Paris getroffen haben, auf der Straße nach Blois zum Beispiel.«

»Auf der Straße nach Blois?« sagte der Portier etwas aufmerksamer.

»Ja, und auf dieser Straße kann er mir begegnet sein und mich

mit einer Botschaft für Frau von Montpensier beauftragt haben.«

Eine leichte Unruhe zeigte sich auf dem Gesichte des Portier, der, als befürchtete er, man könnte den verbotenen Eintritt erzwingen, die Türe beständig nur ein wenig geöffnet hielt.

»Diese Botschaft also?« fragte er.

»Ich habe sie.«

»Bei Euch?«

»Hier«, sprach Ernauton, indem er auf seine Brust klopfte.

Der treue Diener heftete aus Ernauton einen forschenden Blick.

»Ihr sagt, Ihr habet diese Botschaft bei Euch?« fragte er.

»Ja, mein Herr.«

»Und diese Botschaft sei wichtig?«

»Von der größten Wichtigkeit.«

»Wollt Ihr mich dieselbe nur ein wenig anschauen lassen?«

»Gern.«

Ernauton zog aus seiner Brust den Brief von Herrn von Mayenne.

»Oh! oh! was für eine sonderbare Tinte ist das!« sagte der Portier.

»Es ist Blut«, erwiderte Ernauton phlegmatisch.

Der Diener erleichte bei diesen Worten und mehr noch ohne Zweifel bei dem Gedanken, dieses Blut könne das von Herrn von Mayenne sein.

In jener Zeit war Not an Tinte, doch großer Überfluß an vergossenem Blut; daher kam es, daß häufig Liebende an ihre Geliebten und Verwandte an ihre Familien mit der Flüssigkeit schrieben, welche am häufigsten vergossen wurde.

»Mein Herr«, sprach der Diener mit großer Hast, »ich weiß nicht, ob Ihr in Paris oder in der Umgegend von Paris die Frau Herzogin von Montpensier finden werdet, doch habt jedenfalls die Güte Euch ohne Verzug in ein Haus des Faubourg Saint-Antoine zu begeben, das man Bel-Esbat nennt und das der Frau Herzogin gehört; Ihr könnt es daran erkennen, daß es, wenn Ihr nach Vincennes geht, das erste linker Hand nach dem Kloster der Jakobiner ist; sicherlich findet Ihr dort irgend eine Person im Dienste der Frau Herzogin, welche vertraut genug mit ihr ist, um

Euch sagen zu können, wo sich die Frau Herzogin in diesem Augenblick befindet.«

»Sehr gut«, sprach Ernauton, der begriff, daß der Diener nicht mehr sagen konnte oder nicht mehr sagen wollte, »ich danke.«

»Im Faubourg Saint-Antoine«, fügte der Diener bei, »kennt Jedermann Bel-Esbat, kann es Euch Jedermann zeigen, obgleich man vielleicht nicht weiß, daß es Frau von Montpensier gehört; Frau von Montpensier hat es erst vor Kurzem gekauft, um sich dahin zurückzuziehen.«

Ernauton machte ein Zeichen mit dem Kopf und wandte sich nach dem Faubourg Saint-Antoine.

Er hatte keine Mühe, das an die Priorei der Jakobiner stoßende Haus Bel-Esbat zu finden, ohne um Auskunft zu fragen.

Ernauton zog an der Glocke, die Türe öffnete sich.

»Tretet ein«, sagte man zu ihm.

Er trat ein und die Türe schloß sich hinter ihm.

Sobald er eingeführt war, schien man zu erwarten, daß er irgend ein Losungswort ausspreche, doch da er nur umherschaute, fragte man ihn, was er wünsche.

»Ich wünsche die Frau Herzogin zu sprechen«, sagte der junge Mann.

»Und warum sucht Ihr die Frau Herzogin in Bel-Esbat?« fragte der Diener.

»Weil der Portier des Hotel Guise mich hierher geschickt hat.«

»Die Frau Herzogin ist ebenso wenig in Bel-Esbat, als in Paris«, sprach der Diener.

»Dann werde ich es auf einen günstigeren Augenblick verschieben, mich gegen sie der Sendung zu entledigen, mit der mich der Herr Herzog von Mayenne beauftragt hat.«

»Für sie, für die Frau Herzogin?«

»Für die Frau Herzogin.«

»Eine Sendung vom Herrn Herzog von Mayenne?«

»Ja.«

Der Diener dachte einen Augenblick nach und sprach sodann:

»Mein Herr, ich kann es nicht auf mich nehmen, Euch zu antworten, doch ich habe hier einen Vorgesetzten, mit dem ich

mich geziemender Weise beraten werde; wollt die Güte haben, zu warten.«

»Bei Gott, das sind gut bediente Leute!« sagte Ernauton. »Welche Ordnung, welche Schärfe der Befehle, welche Pünktlichkeit im Vollzug! Menschen, welche glauben, sie haben es nötig, sich so bewachen zu lassen, sind offenbar gefährliche Menschen. Man tritt bei den Herren von Guise nicht ein wie im Louvre. Ich fange auch an zu glauben, daß ich nicht dem wahren König von Frankreich diene.«

Und er schaute umher: der Hof war verlassen, doch die Türen der Ställe standen offen, als ob man eine Truppe erwartete, die nur einzuziehen und ihre Quartiere zu nehmen hätte.

Ernauton wurde in seiner Forschung durch den Diener unterbrochen, der in Begleitung eines andern Dieners zurückkehrte.

»Übergebt mir Euer Pferd, mein Herr, und folgt meinem Kameraden«, sagte der erstere, »Ihr werdet Jemand finden, der Euch viel besser als ich antworten kann.«

Ernauton folgte dem Bedienten, wartete einen Augenblick in einem Vorzimmer, bis der Diener seine Meldung gemacht hatte, und wurde in ein kleines anstoßendes Gemach eingeführt, wo eine ohne Prunk, wenn auch mit einer gewissen Eleganz gekleidete Dame an einer Stickerei arbeitete.

Sie wandte Ernauton den Rücken zu.

»Das ist der Herr, der im Auftrag von Herrn von Mayenne hier erscheint, gnädige Frau«, sagte der Lackei.

Sie machte eine Bewegung.

Ernauton stieß einen Schrei aus.

»Ihr, Madame?« rief er, zugleich seinen Pagen und seine Unbekannte von der Sänfte unter dieser dritten Verwandlung erkennend.

»Ihr«, rief ebenfalls die Dante, indem sie ihre Arbeit fallen ließ und Ernauton anschaute.

Dann machte sie dem Lakaien ein Zeichen und hieß ihn weggehen.

»Ihr seid vom Hause der Frau Herzogin von Montpensier?« fragte Ernauton ganz erstaunt.

»Ja«, erwiderte die Unbekannte, »doch Ihr, mein Herr, wie kommt es, daß Ihr eine Botschaft von Herrn von Mayenne hierher bringt?«

»Durch eine Reihenfolge von Umständen, die ich nicht vorhersehen konnte, und deren Erzählung für Euch zu lange währen würde«, erwiderte Ernauton mit großer Vorsicht.

»Oh! Ihr seid diskret«, sprach lächelnd die Dame.

»So oft es sein muß, ja, Madame.«

»Ich sehe hier keinen Anlaß zu großer Diskretion«, erwiderte die Unbekannte, »denn wenn Ihr wirklich eine Botschaft von der Person bringt, die Ihr nennt . . . «

Ernauton machte eine Bewegung.



Die Erkennung

»Oh! erzürnen wir uns nicht; wenn Ihr wirklich eine Botschaft von der Person bringt, die Ihr nennt, so ist die Sache interessant genug, daß Ihr in Erinnerung an unsere Bekanntschaft, so ephemer sie auch ist, sagt, wie die Botschaft lautet.«

»Madame«, entgegnete Ernauton, »Ihr werdet mich nicht veranlassen, zu sagen, was ich nicht weiß.«

»Und noch viel weniger, was Ihr nicht sagen wollt.«

»Ich spreche mich nicht aus«, erwiderte Ernauton sich verbeugend.

»Tut, wie es Euch hinsichtlich mündlicher Mitteilungen beliebt, mein Herr.«

»Ich habe keine mündliche Mitteilung zu machen, Madame, meine ganze Sendung besteht darin, daß ich Ihrer Hoheit einen Brief übergeben soll.«

»Nun also diesen Brief!« sagte die unbekannte Dame die Hand ausstreckend.

»Diesen Brief?« versetzte Ernauton.

»Wollt Ihr mir übergeben.«

»Madame, ich glaube die Ehre gehabt zu haben, Euch mitzuteilen, daß dieser Brief an die Frau Herzogin den Montpensier adressiert ist.«

»In Abwesenheit der Frau Herzogin vertrete ich sie hier«, sagte die Dame ungeduldig, »Ihr könnt also . . . «

»Ich kann nicht.«

»Ihr mißtraut mir, mein Herr!«

»Ich müßte es, Madame«, sprach der junge Mann mit einem Blick, in dessen Ausdruck man sich nicht täuschen konnte, »doch trotz der Heimlichkeit Eures Benehmens, habt Ihr mir, ich gestehe es, andere Gefühle eingeflößt, als diejenigen, von welchen Ihr sprecht.«

»Wahrhaftig!« rief die Dame ein wenig errötend unter dem entflammten Blick von Ernauton.

Ernauton verbeugte sich.

»Merkt wohl auf«, sagte sie lächelnd, »Ihr macht mir eine Liebeserklärung, Herr Bote.«

»Ja wohl, Madame«, erwiderte Ernauton, »ich weiß nicht, ob ich Euch wiedersehen werde, und die Gelegenheit ist in der Tat zu kostbar, als daß ich sie entschlüpfen lassen sollte.«

»Dann, mein Herr, begreife ich.«

»Ihr begreift, daß ich Euch liebe, Madame, das ist wahrlich leicht zu begreifen.«

»Nein, ich begreife, warum Ihr hierher gekommen seid.«

»Ah! verzeiht, Madame, nun begreife ich nicht.«

»Ja, ich begreife, daß Ihr begierig, mich wiederzusehen, einen Vorwand genommen habt, um Euch hier einzuführen.«

»Ich, Madame, einen Vorwand! Ah! Ihr beurteilt mich schlecht; ich wußte nicht, daß ich Euch je wiedersehen sollte, und erwartete Alles vom Zufall, der mich schon zweimal auf Euren Weg geworfen hat; doch einen Vorwand nehmen, ich, niemals. Ich bin ein seltsamer Geist und denke nicht in allen Dingen, wie die übrige Welt.«

»Hoho! Ihr seid verliebt, sagt Ihr, und Ihr habt Bedenklichkeiten über die Art und Weise, die Person wiederzusehen, die Ihr liebt? Das ist sehr schön, mein Herr«, sagte die Dame mit einem gewissen spöttischen Stolz, »nun, ich vermutete Ihr hättet Bedenklichkeiten.«

»Warum, Madame, wenn es Euch beliebt?« fragte Ernauton.

»Ihr begegnetet mir neulich; ich saß in einer Sänfte; Ihr erkanntet mich, und dennoch seid Ihr mir nicht gefolgt.«

»Nehmt Euch in Acht, Madame, Ihr gesteht, daß Ihr auf mich aufmerksam gewesen seid.«

»Ah! wahrhaftig, ein schönes Geständnis! Haben wir uns nicht unter Umständen gesehen, die mir, mir besonders den Kopf aus dem Schlage zu beugen gestatten, wenn Ihr vorüber reitet. Doch nein; der Herr entfernte sich im Galopp, nachdem er ein ach! ausgestoßen, das mich im Grunde meiner Sänfte beben machte.«

»Ich war gezwungen, mich zu entfernen.«

»Durch Eure Bedenklichkeiten?«

»Nein, Madame, durch meine Pflicht.«

»Ah! ah!« sagte lächelnd die Dame, »ich sehe, daß Ihr ein vernünftiger umsichtiger Verliebter seid, und daß Ihr vor Allem Euch zu kompromittieren befürchtet.«

»Dürfte man sich wundern, wenn Ihr mir einige Furcht eingeflößt hättet«, erwiderte Ernauton, »sprecht, ist es üblich, daß sich eine Frau als Mann kleidet und mit Gewalt durch die Barrieren dringt, um auf der Grève einen Unglücklichen vierteilen zu sehen, und zwar mit vielen mehr als unbegreiflichen Gestikulation?«

Die Dame erbleichte leicht und verbarg gleichsam sodann ihre Blässe unter einem Lächeln.

Ernauton fuhr fort:

»Ist es natürlich, daß die Dame, sobald sie sich dieses

Vergnügen gemacht hat, festgenommen zu werden befürchtet und wie eine Diebin entflieht, sie, die im Dienste von Frau von Montpensier ist, von dieser mächtigen, wenn auch bei Hofe übel gelittenen Fürstin?»

Diesmal lächelte die Dame auf's Neue, doch mit einer stärker hervortretenden Ironie.

»Ihr habt wenig Scharfsinn, mein Herr, obgleich Ihr ein Beobachter zu sein glaubt«, sagte sie, »denn mit, ein wenig gesundem Verstand wäre Euch Alles, was Euch dunkel zu sein scheint, erklärlich gewesen. War es vor Allem nicht sehr natürlich, daß sich die Frau Herzogin von Montpensier für das Schicksal von Salcède interessierte, und sich um das, was er sagen würde, um seine wahren oder falschen Offenbarungen bekümmerte, die ganz geeignet sein konnten, das Haus Lothringen ungemein zu gefährden; und wenn dies natürlich war, mein Herr, war es minder natürlich, daß diese Prinzessin eine sichere Person absandte, zu der sie Alles Vertrauen haben konnte, daß sie der Hinrichtung beiwohnend **de visu**, wie man im Justizpalast sagt, alle Einzelheiten der Sache konstatieren würde? Nun wohl! mein Herr, diese Person war ich, die Vertraute Ihrer Hoheit. Glaubt Ihr, ich hätte nach Paris hineinkommen können, während alle Barrieren verschlossen waren. Glaubt Ihr, ich hätte in Frauenkleidern auf die Grève gelangen können? Glaubt Ihr endlich, nun, da Ihr meine Stellung bei der Herzogin kennt, ich hätte gleichgültig bei den Leiden des Verurteilten und bei den von ihm beabsichtigten Entdeckungen bleiben können?«

»Ihr habt vollkommen Recht, Madame«, sprach Ernauton sich verbeugend, »und ich schwöre Euch, ich bewundere nun eben so sehr Euren Geist und Eure Logik, als ich vorher schon Eure Schönheit bewunderte.«

»Großen Dank, mein Herr. Doch da wir einander nun kennen und die Dinge unter uns erklärt sind, gebt mir den Brief, da der Brief wirklich besteht und nicht, ein einfacher Vorwand ist.«

»Unmöglich, Madame.«

Die Unbekannte strengte sich an, um nicht in Zorn zu geraten.

»Unmöglich?« wiederholte sie.

»Ja, unmöglich, denn ich habe dem Herrn Herzog von Mayenne

geschworen diesen Brief nur der Frau Herzogin von Montpensier selbst zu übergeben.«

»Sagt vielmehr, mein Herr«, rief die Dame, welche sich ihrer Gereiztheit zu überlassen anfang, »sagt vielmehr, dieser Brief bestehe nicht, sagt, trotz Eurer vorgeblichen Bedenklichkeiten, sei dieser Brief nur der Vorwand Euren Eintritts hier gewesen; sagt, Ihr habet nur mich wiedersehen wollen. Nun, mein Herr, Ihr seid befriedigt. Ihr seid nicht nur hereingekommen, Ihr habt mich nicht nur wiedergesehen, sondern Ihr habt mir sogar gestanden, daß Ihr mich anbetet.«

»Hierin, wie im Übrigen, Madame, habe ich Euch, die Wahrheit gesagt.«

»Nun wohl! es sei, Ihr betet mich an, Ihr habt mich sehen wollen, Ihr habt mich gesehen, ich habe Euch ein Vergnügen für einen Dienst verschafft. Wir sind quitt, Gott befohlen!«

»Ich werde Euch gehorchen, Madame, und entferne mich, da Ihr mich wegschickt«, sprach Ernauton.

Diesmal geriet die Dame wirklich in Zorn und rief:

»Ihr möget immerhin gehen . . . doch wenn Ihr mich kennt, so kenne ich Euch nicht. Glaubt Ihr nicht, daß Ihr fortan zu viele Vorteile über mich habt? Ah! Ihr meint, es genüge, unter irgend einem Vorwand bei irgend einer Prinzessin einzutreten, denn Ihr seid hier bei Frau von Montpensier, und zu sagen, meine Falschheit ist mir gelungen und ich entferne mich . . . Mein Herr, dieser Zug ist nicht der eines galanten Mannes.«

»Madame, mir scheint, Ihr bezeichnet mit einem sehr harten Ausdruck, was man am Ende nur eine Liebeslist nennen könnte, wäre es nicht, wie ich Euch zu sagen die Ehre gehabt habe, eine Sache von der höchsten Wichtigkeit und der reinsten Wahrheit. Ich unterlasse es, Eure harten Ausdrücke aufzunehmen, und vergesse durchaus Alles, was ich Euch Liebevolltes und Zärtliches sagen konnte, da ich Euch so schlecht gegen mich gesinnt sehe. Doch ich werde nicht unter dem Gewichte ärgerlicher Anschuldigungen, denen Ihr mich preisgebt, von hinnen gehen. Ich habe in der Tat einen Brief von Herrn von Mayenne an Frau von Montpensier, und dieser Brief, hier ist er . . . er ist von seiner Hand geschrieben, wie Ihr auf der Adresse sehen könnt.«

Ernauton reichte der Dame den Brief, doch ohne ihn loszulassen.

Die Unbekannte schaute ihn an und rief:

»Seine Handschrift! Blut!«

Ohne etwas zu erwidern, steckte Ernauton seinen Brief wieder in die Tasche, verbeugte sich zum letzten Male mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit und kehrte, bleich, den Tod im Herzen, zum Eingang des Zimmers zurück.

Diesmal lief man ihm nach und faßte ihn, wie Joseph, am Mantel.

»Was beliebt, Madame?« sagte er.

»Habt Mitleid, mein Herr, verzeiht«, rief die Dame, »verzeiht, sollte dem Herzog ein Unfall begegnet sein?«

»Ob ich verzeihe oder nicht verzeihe, das ist ganz einerlei«, sprach Ernauton, »was aber diesen Brief betrifft, da Ihr nur um Verzeihung bittet, um ihn zu lesen, und da Frau von Montpensier allein ihn lesen wird . . . «

»Ei! Du Unglücklicher, Du Wahnsinniger«, rief die Herzogin mit einer Wut voll Majestät »erkennst Du mich nicht, oder vielmehr errätst Du in mir nicht Deine Gebieterin und siehst Du hier die Augen einer Magd glänzen? Ich bin die Herzogin von Montpensier, übergib mir den Brief.«

»Ihr seid die Herzogin!« rief Ernauton erschrocken zurückweichend.

»Allerdings. Vorwärts, gib, gib! Siehst Du nicht, daß es mich drängt, zu erfahren, was meinem Bruder begegnet ist?«

Doch statt zu gehorchen, wie es die Herzogin erwartete, kreuzte der junge Mann, der sich von seinem Erstaunen erholte, die Arme und sprach:

»Wie soll ich Euren Worten glauben, da Euer Mund mir schon zweimal gelogen hat.«

Die Augen, welche die Herzogin schon zur Unterstützung ihrer Worte angerufen hatte, schleuderten zwei tödliche Blitze; doch Ernauton hielt die Flamme mutig aus.

»Ihr zweifelt noch, Ihr braucht Beweise, wenn ich versichere«, rief die gebieterische Frau, indem sie ihre Spitzenmanschetten mit den Nägeln zerriß.

»Ja, Madame«, antwortete Ernauton kalt.

Die Unbekannte stürzte nach einem Glöckchen, das sie beinahe zerbrach, so heftig war der Schlag, den sie darauf tat.

Der Klang ertönte scharf durch alle Gemächer, und ehe das Vibrieren aufgehört hatte, fragte der Diener:

»Was will Madame?«

Die Unbekannte stampfte wütend mit dem Fuß und rief:

»Mayneville, ich will Mayneville. Ist er denn nicht hier?«

»Doch, gnädige Frau.«

»Er komme also!«

Der Bediente eilte aus dem Zimmer; eine Minute nachher trat Mayneville hastig ein.

»Zu Euren Befehlen, Madame«, sprach Mayneville.

»Madame, seit wann nennt man mich schlechtweg Madame, Herr von Mayneville?« rief die Herzogin außer sich.

»Eurer Hoheit zu Befehlen!« sprach Mayneville und verbeugte sich im höchsten Maaße erstaunt.

»Es ist gut!« sagte Ernauton, »denn ich habe mir gegenüber einen Edelmann, und wenn er mich belügt, so werde ich beim Himmel! wenigstens wissen, an wen ich mich zu halten habe.«

»Ihr glaubt also endlich?« versetzte die Herzogin.

»Ja, gnädige Frau, ich glaube, und zum Beweis übergehe ich Euch hiermit den Brief.«

Und der junge Mann verbeugte sich und überreichte Frau von Montpensier den so lange streitig gemachten Brief.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Der Brief von Herrn von Mayenne.

Die Herzogin bemächtigte sich des Briefes, öffnete ihn und las gierig, ohne daß sie nur die Eindrücke zu verbergen suchte, die sich auf ihrem Antlitz wie Wolken auf dem Grunde einen stürmischen Himmeln folgten.

Als sie geendigt hatte, reichte sie Mayneville der eben so unruhig als sie, den von Ernauton überbrachten Brief, welcher in folgenden Worten abgefaßt war:

»Meine Schwester, ich wollte selbst das Geschäft eines Kapitäns oder eines Fechtmeisters abmachen und bin dafür bestraft worden.

»Ich habe einen guten Degenstich vom dem bewußten Burschen bekommen, mit dem ich schon so lange in Rechnung stehe. Das Schlimmste ist, daß er mir fünf von meinen Leuten getötet hat, worunter Boularon und Desnoises, d. h. zwei von meinen Besten; wonach er entflohen.

»Ich muß sagen, daß er bei diesem Siege bedeutend von dem Überbringer des Gegenwärtigen unterstützt worden ist, einem reizenden jungen Mann, wie Ihr sehen könnt; ich empfehle ihn Euch: er ist die Diskretion selbst.

»Ein Verdienst, das er, wie ich annehme bei Euch, meiner vielgeliebten Schwester, haben wird, besteht darin, daß er den Sieger abgehalten, mir den Kopf abzuschneiden, welcher Sieger große Lust hier hatte, indem er mir, während ich in Ohnmacht lag, die Larve abriß und mich erkannte.

»Meine Schwester, ich ersuche Euch, den Namen und das Gewerbe des so diskreten Cavaliere zu entdecken; er ist mir verdächtig, während er mich zugleich interessiert. Auf alle meine Dienstanerbietungen begnügte er sich zu erwidern, der Herr, dem er diene, lasse es ihm an nichts fehlen.

»Ich kann Euch nicht mehr über ihn sagen, denn ich sage Euch Alles, was ich weiß; er behauptet, er kenne mich nicht. Beachtet dies wohl.

»Ich leide sehr, doch ich glaube ohne Lebensgefahr. Schickt mir schnell einen Wundarzt; ich liege wie ein Pferd auf Stroh. Der Überbringer wird Euch den Ort nennen.

Euer wohlgewogener

»Mayenne.«

Sobald die Herzogin und Mayneville diesen Brief gelesen hatten, schauten sie einander gleich erstaunt an.

Die Herzogin brach zuerst das Stillschweigen, das am Ende von Ernauton übel gedeutet worden wäre.

»Wem haben wir den ausgezeichneten Dienst zu verdanken, den Ihr uns geleistet, mein Herr?« fragte die Herzogin.

»Einem Manne, der, so oft er kann, dem Schwächeren gegen den Stärkeren beisteht, Madame.«

»Wollt Ihr mir etwas Näheres sagen?« sprach Frau von Montpensier.

Ernauton erzählte Alles was er wußte, und bezeichnete den Ort, wo sich der Herzog aufhielt.

Frau von Montpensier und Mayneville hörten ihm mit einem leicht begreiflichen Interesse zu.

Als er geendigt hatte, fragte die Prinzessin

»Darf ich hoffen, mein Herr, daß Ihr das so gut begonnene Geschäft fortsetzen und Euch unserem Hause anschließen werdet?«

Mit dem anmutreichen Tone ausgesprochen, dessen sich die Herzogin bei Gelegenheit so gut zu bedienen wußte, enthielten diese Worte einen sehr schmeichelhaften Sinn, nach dem Geständnis, das Ernauton der Ehrendame der Herzogin getan hatte; doch der junge Mann ließ alle Eitelkeit beiseit und führte diese Worte auf ihre Bedeutung als den Ausdruck reiner Neugierde zurück.

Er sah wohl ein, daß seinen Namen und seine Eigenschaften nennen, der Herzogin die Augen über die Folgen dieses

Ereignisses öffnen hieß; er erriet auch, daß der König, indem er ihm die Offenbarung des Aufenthalts der Herzogin zur Bedingung machte, etwas Anderes im Auge hatte, als eine einfache Erkundigung.

Zwei Interessen bekämpften sich in ihm als Verliebter konnte er das eine opfern, als Mann von Ehre konnte er das andere nicht aufgeben.

Diese Versuchung mußte um so stärker sein, als er, wenn er seine Stellung beim König gestand, eine ungeheure Wichtigkeit im Geiste der Herzogin erlangte, und es war für einen jungen Mann, der gerade aus der Gascogne kam, von keiner geringen Bedeutung, wichtig für eine Herzogin von Montpensier zu sein.

Sainte-Maline hätte nicht eine Minute widerstanden.

Alle diese Betrachtungen strömten dem Geiste von Carmainges zu und hatten keinen andern Einfluß, als daß sie ihn ein wenig stolzer, das heißt, ein wenig stärker machten.

Es war viel in diesem Augenblick, etwas zu sein, viel für ihn, da man ihn sicherlich ein wenig für ein Spielzeug gehalten hatte.

Die Herzogin erwartete also seine Antwort auf die Frage, die sie an ihn gestellt: »Seid Ihr geneigt, Euch unserem Hause anzuschließen?«

»Madame«, sprach Ernauton, »ich habe schon die Ehre gehabt, Herrn von Mayenne zu sagen, mein Herr sei ein guter Herr und und überhebe mich durch die Art, wie er mich behandle, der Mühe, einen bessern zu suchen.«

»Mein Bruder sagt mir in seinem Briefe, Ihr habet ihn nicht zu erkennen geschienen. Warum habt Ihr Euch, da Ihr ihn dort nicht gekannt, hier seine Namens bedient, um zu mir zu dringen?«

»Herr von Mayenne schien sein Inkognito zu wünschen, Madame: ich glaubte ihn nicht erkennen zu müssen, und es wäre wirklich dort ungeeignet, wenn die Bauern, bei denen er wohnt, wüßten, welchem erhabenen Verwundeten sie Gastfreundschaft gegeben haben. Hier fand dieses Ungeeignete nicht mehr statt, der Name von Herrn von Mayenne konnte mir einen Weg bis zu Euch öffnen, und ich bediente mich desselben: in diesem Fall wie in dem andern glaube ich als galanter Mann gehandelt zu haben.«

Mayneville schaute die Herzogin an, als wollte er sagen: »Das

ist ein kecker, ungebundener Geist, Madame.«

Die Herzogin begriff vortrefflich und sagte lächelnd zu Ernauton.

»Niemand wüßte sich besser aus einer schlimmen Frage herauszuziehen, und Ihr seid, ich muß es gestehen, ein Mann von viel Geist.«

»Ich sehe keinen Geist in dem, was ich Euch zu sagen die Ehre gehabt hatte, Madame«, erwiderte Ernauton.

»Nun, mein Herr«, sprach die Herzogin mit einer gewissen Ungeduld, »was ich am klarsten bei dem Allen sehe, ist, daß Ihr nichts sagen wollt. Ihr überlegt vielleicht nicht genug, daß die Dankbarkeit eine schwere Bürde für Jeden ist, der meinen Namen führt, daß ich eine Frau bin, daß Ihr mir zweimal einen Dienst geleistet habt, daß ich, wenn ich Euren Namen oder vielmehr, was Ihr seid, erfahren wollte . . . «

»Sehr gut«, Madame, »ich weiß wohl, daß Ihr dies Alles leicht erfahren werdet, doch Ihr werdet es von einem Andern als von mir erfahren, und ich habe dann nichts gesagt.«

»Er hat immer Recht«, sprach die Herzogin, indem sie auf Ernauton einen Blick heftete, der wenn er in seinem ganzen Ausdruck aufgefaßt wurde dem jungen Mann mehr Vergnügen machen mußte, als ihm je ein Blick gemacht hatte.

Ernauton verlangte auch nicht mehr und, dem Weinkenner ähnlich, der vom Tische aufsteht, sobald er den besten Wein des Mahles getrunken zu haben glaubt, verbeugte er sich und bat nach dieser guten Kundgebung die Herzogin um seine Entlassung.

»Das ist Alles was ihr mir zu sagen habt?« fragte die Herzogin.

»Ich habe meinen Auftrag besorgt«, sprach der junge Mann, »es bleibt mir nun nichts mehr zu tun, als Eurer Hoheit meine untätigste Huldigung darzubringen.«

Die Herzogin folgte ihm mit den Augen, ohne seinen Gruß zu erwidern, dann, als sich die Türe hinter ihm geschlossen hatte, rief sie mit dem Fuße stampfend:

»Mayneville, laßt diesem Jungen folgen.«

»Unmöglich, Hoheit, alle unsere Leute sind auf den Beinen; ich selbst erwarte das Ereignis; das ist ein schlimmer Tag, um etwas Anderes zu tun, als das was wir beschlossen haben.«

»Ihr habt Recht, Mayneville, in der Tat, ich bin toll; doch später . . . «

»Oh! später, das ist etwas Anderes; nach Eurem Gefallen, Madame.«

»Ja, denn er ist mir verdächtig, wie meinem Bruder.«

»Verdächtig oder nicht«, sagte Mayneville, »es ist ein braver Junge, und die braven Leute sind in diesem Augenblick selten. Man muß gestehen, wir haben Glück; ein Unbekannter, ein Fremder fällt uns vom Himmel zu, um uns einen solchen Dienst zu leisten.«

»Gleichviel, gleichviel, Mayneville, wenn wir genötigt sind, ihn für diesen Augenblick zu verlassen, so überwacht ihn wenigstens später.«

»Ei, Madame, später werden wir hoffentlich nicht mehr nötig haben, irgend Jemand zu bewachen.«

»Dann weiß ich offenbar diesen Abend nicht, was ich sage; Ihr habt Recht, Mayneville, ich verliere den Kopf.«

»Es ist einem General, wie Ihr seid, Madame, erlaubt, am Vorabend eines entscheidenden Treffers für nichts Anderes Sinn zu haben.«

»Das ist wahr. Nun ist es Nacht, Mayneville, und der Valois kehrt in der Nacht von Vincennes zurück.«

»Oh! wir haben noch Zeit vor uns; es ist nicht acht Uhr, Madame, und unsere Leute sind überdies noch nicht eingetroffen.«

»Nicht wahr, sie haben das Lösungswort?«

»Alle.«

»Es sind sichere Leute?«

»Erprobte, Madame.«

»Wie kommen sie?«

»Einzelnen als Spaziergänger.«

»Wie viel erwartet Ihr?«

»Fünzig; das ist mehr als Ihr braucht; bedenkt euch, daß wir außer diesen Fünzig zweihundert Mönche haben, welche so viel wert sind, als eine gleiche Anzahl Soldaten, wenn sie nicht gar mehr wert sind.«

»Sobald unsere Leute angekommen sind, laßt Eure Mönche sich auf der Straße aufstellen.«

»Sie sind schon benachrichtigt, Madame, sie werden den Weg absperren, die Unsrigen treiben den Wagen gegen sie, die Pforte des Klosters wird geöffnet, und braucht sich nur noch hinter dem Wagen zu schließen.«

»Wir wollen Abendbrot nehmen, Mayneville, das wird uns die Zeit vertreiben. Ich bin so ungeduldig, daß ich gerne den Zeiger der Pendeluhr vorwärts treiben möchte.«

»Seid unbesorgt, die Stunde wird kommen.«

»Doch unsere Leute, unsere Leute?«

»Sie werden zur geeigneten Stunde hier sein; es hat kaum acht Uhr geschlagen und es ist noch keine Zeit verloren.«

»Mayneville, Mayneville, mein armer Bruder verlangt von mir seinen Wundarzt, das beste Heilmittel für die Wunde von Mayenne wäre ein Schopf von den Haaren des tonsurirten Valois, und der Mann, der ihm dieses Geschenk überbrächte, würde sicherlich sehr willkommen sein.«

»In zwei Stunden, Madame, wird dieser Mann abreisen, um unsern teuren Herzog an dem Orte aufsuchen, wo er sich jetzt aufhält; als Flüchtling von Paris weggegangen, wird er als Triumphator zurückkehren.«

»Noch ein Wort, Mayneville«, sprach die Herzogin indem sie auf der Türschwelle stehen blieb.

»Was beliebt Madame?«

»Sind unsere Freunde in Paris benachrichtigt?«

»Welche Freunde?«

»Unsere Liguisten.«

»Gott behüte mich, Madame, einen Bürger benachrichtigen heißt, den Bourdon¹¹ von Notre-Dame läuten. Bedenkt, daß wir, wenn der Schlag getan ist, ehe Jemand etwas erfährt, fünfzig Eilboten abzufertigen haben, und dann wird der Gefangene im Kloster in Sicherheit sein; hernach können wir uns gegen eine Armee verteidigen. Wir werden nichts mehr wagen und können von den Dächern des Klosters herabschreien: Der Valois ist in unserer Gewalt!«

»Gut, gut, Ihr seid ein geschickter und kluger Mann, Mayneville,

und der Bearner hat Recht, wenn er Euch den Ligueführer nennt . . . Ich gedachte wohl ein wenig zu tun, was Ihr da gesagt habt; doch das war verworren . . . Wißt Ihr, daß meine Verantwortlichkeit groß ist, Mayneville, und daß nie und in keiner Zeit eine Frau ein Werk, dem ähnlich, welches ich träume, unternommen und vollbracht haben wird?«

»Ich weiß es wohl, Madame, und rate Euch auch nur zitternd.«

»Ich fasse mich kurz«, sprach die Herzogin mit Würde: »sind die Mönche unter ihren Roben bewaffnet?«

»Sie sind es.«

»Sind die Krieger auf der Straße?«

»Sie müssen es zu dieser Stunde sein.«

»Sind die Bürger von diesem Ereignis benachrichtigt?«

»Das ist das Geschäft von drei Eilboten, in zehn Minuten sind Lachapelle-Marteau, Brigard und Bussy-Leclerc benachrichtigt, diese werden ihrerseits die Anderen in Kenntnis setzen.«

»Laßt zuerst die großen Einfaltspinsel töten, die wir an den Wagenschlägen haben reiten sehen; wir können sodann das Ereignis so erzählen, wie es für unsere Interessen vorteilhafter sein wird.«

»Diese armen Teufel töten.« sagte Mayneville, »Ihr glaubt, es sei nötig, sie zu töten, Madame?«

»Loignac? Das ist ein schöner Verlust!«

»Er ist ein braver Soldat.«

»Ein abscheulicher Glücksritter, gerade wie der andere Gaudieb, der rechts am Wagen ritt, mit seinen Glutaugen und seiner schwarzen Haut.«

»Ah! bei diesem würde es mir nicht widerstreben, ich kenne ihn nicht; überdies bin ich Eurer Meinung, Madame, er besitzt eine abscheuliche Miene.«

»Ihr überlaßt ihn mir also?« sagte die Herzogin lachend.

»Oh! von ganzem Herzen, Madame.«

»In der Tat, großen Dank.«

»Mein Gott! Madame, ich streite nicht, was ich sage, sage ich immer für Euren Ruf und für die Moralität der Partei, die wir vertreten.«

»Es ist gut, es ist gut, Mayneville, man weiß, daß Ihr ein tugendhafter Mann seid, und man wird Euch, wenn es notwendig ist, ein Zeugnis hierüber ausstellen, Ihr werdet bei dieser ganzen Angelegenheit keine Schuld haben: sie verteidigten den Valois und sind bei dieser Verteidigung getötet worden. Was ich Euch empfehle, ist der junge Mann.«

»Welcher junge Mann?«

»Derjenige, welcher so eben von hier weggeht; seht, ob er wirklich weggegangen, und ob es nicht ein von unseren Feinden abgesandter Spion ist.«

»Madame, ich bin zu Euren Befehlen«, sprach Mayneville.

Er ging auf den Balken, öffnete ein wenig die Läden, streckte den Kopf hinaus und suchte zu sehen.

»Oh! wie finster ist die Nacht!« sagte er.

»Eine gute, vortreffliche Nacht«, versetzte die Herzogin: »je finsterer, desto besser; Mut gefaßt also, mein Kapitän.«

»Ja, aber wir werden nichts sehen, Madame, und es ist für Euch doch wichtig, zu sehen.«

»Gott, dessen Interessen wir verteidigen, steht für uns, Mayneville.«

Mayneville, der, man darf es wenigstens glauben, nicht so viel Vertrauen wie Frau von Montpensier, zu dem Dazwischentritt Gottes bei Angelegenheiten dieser Art hatte, Mayneville stellte sich ans Fenster und blieb unbeweglich, während er so viel, als es in der Finsternis zu tun möglich war, schaute.

»Seht Ihr Leute vorübergehen?« fragte die Herzogin indem sie aus Vorsicht die Lichter auslöschte.

»Nein, aber ich höre Pferde marschieren.«

»Vorwärts, vorwärts, sie sind es, Mayneville Alles geht gut.«

Und die Herzogin schaute, ob sie an ihrem Gürtel die berühmte goldene Schere noch habe, welche eine so große Rolle in der Geschichte spielen sollte.

Siebenundzwanzigster Kapitel.

Wie Dom Modeste Gorenflot den König segnete, als er an der Priorei der Jakobiner vorüberzog.

Ernauton entfernte sich, das Herz voll, aber das Gewissen ziemlich ruhig: er hatte das seltsame Glück gehabt, einer Prinzessin eine Liebeserklärung zu machen und durch das wichtige Gespräch, das derselben unmittelbar folgte, seine Erklärung gerade hinreichend in Vergessenheit zu bringen, daß sie in der Gegenwart nichts schadete und in der Zukunft Früchte bringen würde.

Das ist noch nicht Alles, es war ihm auch gelungen den König nicht zu verraten, Herrn von Mayenne nicht zu verraten und besonders sich selbst nicht zu verraten.

Er war also zufrieden, doch er wünschte noch viele Dinge und unter diesen vielen Dingen eine rasche Rückkehr nach Vincennes, um den König zu unterrichten und um sich sodann, wenn der König unterrichtet, niederzulegen und nachzudenken.

Nachdenken ist das höchste Glück der Leute der Tätigkeit, es ist die einzige Ruhe, die sie sich gestatten.

Kaum war Ernauton vor der Türe von Bel-Esbat, als er sein Pferd in Galopp setzte; kaum hatte er hundert Schritte im Galopp dieses seit einigen Tagen so gut erprobten Gefährten gemacht, als er plötzlich durch ein Hindernis aufgehalten wurde, das seine durch das Licht den Bel-Esbat geblendeten und noch nicht an die Finsternis gewöhnten Augen nicht wahrnehmen konnten und nicht ermessen konnten.

Es war ganz einfach eine Truppe von Reitern, welche sich von beiden Seiten der Straße gegen die Mitte zusammenzogen, ihn umgaben und ihm ein halbes Dutzend Degen und eben so viele Pistolen und Dolche auf die Brust setzten.

Das war viel für einen einzigen Menschen.

»Oh! oh!« rief Ernauton, »man raubt auf der Landstraße, eine Stunde von Paris! Pest über dieses Land! Der König hat einen

schlechten Prevot, ich werde ihm raten, einen andern zu nehmen.«

»Stille, wenns beliebt«, sagte eine Stimme, welche Ernauton zu erkennen glaubte: »Euren Degen, Eure Waffen und zwar geschwinde.«

Ein Mann faßte das Pferd beim Zügel, zwei andere nahmen ihm seine Waffen ab.

»Pest! was für geschickte Leute!« murmelte Ernauton.

Dann wandte er sich an diejenigen, welche ihn festnahmen, und sprach:

»Meine Herren, Ihr werdet wenigstens die Güte haben, mir zu sagen . . . «

»Ah! es ist Herr von Carmainges«, sagte der Hauptangreifer, derjenige, welcher den Degen des jungen Mannes genommen hatte und noch in der Hand hielt.

»Herr von Pincorney!« rief Ernauton. »Oh! pfui! was für ein gemeines Gewerbe treibt Ihr da?«

»Ich habe: stille, gesagt«, wiederholte die in einer Entfernung von ein paar Schritte klingende Stimme des Anführers, »man führe diesen Menschen nach dem Depot.«

»Aber Herr von Sainte-Maline«, sagte Perducas von Pincorney, »der Mann, den wir verhaftet . . . «

»Nun?«

»Ist unser Kamerad, Herr Ernauton von Carmainges.«

»Ernauton hier!« rief Sainte-Maline vor Zorn erbleichend, »er, was macht er hier?«

»Guten Abend, meine Herren«, sprach Carmainges ruhig, »ich gestehe, ich glaubte mich nicht in so guter Gesellschaft zu befinden.«

Sainte-Maline blieb stumm.

»Es scheint, man verhaftet mich«, fuhr Ernauton fort, »denn ich nehme nicht an, daß Ihr mich plündern wolltet.«

»Teufel! Teufel!« brummte Sainte-Maline, »für einen solchen Fall war von mir nicht vorhergesehen.«

»Von meiner Seite auch nicht, dies schwöre ich Euch«, sagte Carmainges lachend.

»Das bringt mich in Verlegenheit; sprecht, was macht Ihr auf der Landstraße?«

»Wenn ich Euch diese Frage stellte, Herr von Sainte-Maline, würdet Ihr antworten?«

»Nein.«

»Billigt also, daß ich handle, wie Ihr handeln würdet.«

»Ihr wollt nicht sagen, was Ihr auf der Straße macht?«

Ernauton lächelte, antwortete aber nicht.

»Noch wohin Ihr geht?«

Dasselbe Stillschweigen.

»Mein Herr«, sagte Sainte-Maline, »da Ihr Euch nicht erklärt, so bin ich genötigt, Euch wie einen gewöhnlichen Menschen zu behandeln.«

»Tut das, mein Herr, nur sage ich Euch zum Voraus, daß Ihr für das, was Ihr getan, verantwortlich sein werdet.«

»Herrn von Loignac?«

»Einem Höheren.«

»Herrn von Épernon?«

»Einem noch Höheren.«

»Nun es sei, ich habe meinen Befehl und schicke Euch nach Vincennes.«

»Nach Vincennes, vortrefflich, dahin wollte ich.«

»Ich bin glücklich, mein Herr, daß diese kleine Reise so gut mit Euren Absichten übereinstimmt.«

Zwei Mann bemächtigten sich, die Pistole in der Faust, sogleich des Reisenden, welchen sie zu zwei anderen führten, die fünf hundert Schritte von den ersten aufgestellt waren. Diese zwei anderen taten dasselbe, und Ernauton hatte somit bis in den Hof des Schlosses die Gesellschaft seiner Kameraden.

In diesem Hof erblickte Carmainges fünfzig entwaffnete Reiter, welche mit gesenktem Ohr und bleicher Stirne, umgeben von hundert und fünfzig Chevaulegers die von Nogent und Brie eingetroffen waren, ihr schlimmes Schicksal beklagten und eine abscheuliche Entwicklung; eines so gut begonnenen Unternehmens erwarteten.

Es waren unsere Fünf und Vierzig, welche zu ihrem Eintritt in

Funktion alle diese Menschen gefangen genommen hatten, die einen durch List, die andern mit Gewalt, bald indem sie sich zu zehn gegen zwei oder drei vereinigten, bald indem sie freundlich auf die Reiter, welche sie für furchtbar hielten, zutraten und ihnen die Pistole auf die Brust setzten, während die Andern ganz einfach Kameraden zu begegnen und eine Höflichkeit zu empfangen glaubten.

So kam es, daß nicht ein Kampf stattgefunden, daß nicht ein Schrei ausgestoßen worden war und daß bei einem Zusammentreffen von acht gegen zwanzig ein Liguistenanführer, der die Hand an den Dolch legte, um sich zu verteidigen, und den Mund öffnete, um zu schreien, von den Fünf und Vierzig geknebelt, beinahe erstickt und escamotirt wurde, dies Alles mit der Behändigkeit, mit der eine Schiffsmannschaft ein Kabel durch die Finger einer Reihe von Menschen laufen läßt.

Dergleichen würde Ernauton sehr ergötzt haben, wenn er es gekannt hätte; doch der junge Mann sah, begriff aber nicht, was sein Dasein auf zehn Minuten ein wenig verfinsterte.

Als er indessen alle die Gefangenen erkannt hatte, denen man ihn beigesellte, sprach er zu Sainte-Maline:

»Mein Herr, ich sehe, daß Ihr von der Wichtigkeit meiner Sendung in Kenntnis gesetzt wart, und daß Ihr als ein artiger Kamerad ein schlimmes Zusammentreffen für mich befürchtetet, was Euch bestimmte, mich eskortieren zu lassen; nun kann ich Euch sagen, daß Ihr Recht hattet; der König erwartet mich und ich habe ihm wichtige Dinge mitzuteilen. Ich füge sogar bei: da ich ohne Euch wahrscheinlich nicht an Ort und Stelle gekommen wäre, so werde ich die Ehre haben, dem König zu melden, was Ihr für das Beste seines Dienstes getan habt.«

Sainte-Maline erbleichte, wie er errötet war; doch als ein Mensch von Geist, er war dies, wenn ihn nicht eine Leidenschaft verblendete, begriff er, daß Ernauton die Wahrheit sprach, und daß er erwartet wurde. Man trieb keinen Spaß mit den Herren von Loignac und von Épernon; er begnügte sich daher zu erwidern:

»Ihr seid frei, Herr Ernauton, es entzückt mich, daß ich Euch angenehm sein konnte.«

Ernauton eilte aus den Reihen und stieg die Stufen hinauf,

welche zu dem Gemach des Königs führten.

Sainte-Maline folgte ihm mit den Augen und konnte sehen, wie auf der Hälfte der Treppe Loignac Herrn von Carmainges empfing und ihn durch ein Zeichen vorwärts gehen hieß.

Loignac kam seinerseits herab; er hatte die Untersuchung der Beute vorgenommen.

Es fand sich, und Loignac bestätigte dieses Faktum, daß die durch die Verhaftung der Fünzig freigewordene Straße bis am andern Tag frei sein würde, da die Stunde, wo diese Fünzig sich bei Bel-Esbat, versammeln sollten, vorüber war.

Es war also keine Gefahr mehr für die Rückkehr des Königs nach Paris.

Loignac rechnete ohne das Kloster der Jakobiner und die Artillerie und die Musketen der guten Väter.

Épernon aber war durch Nikolas Poulain vollkommen hiervon unterrichtet.

Als Loignac seinem Chef meldete, die Wege seien frei, erwiderte ihm Épernon:

»Es ist gut. Der König befiehlt, daß die Fünf und Vierzig drei Pelotons bilden, eines voraus und eines auf jeder Seite der Schläge; jedes Peloton muß hinreichend geschlossen sein, daß das Feuer, sollte zufällig gefeuert werden, die Carrosse nicht erreicht.«

»Sehr wohl«, antwortete Loignac mit der Unempfindlichkeit des Soldaten, »doch was das Feuer betrifft, da ich keine Musketen sehe, so kann ich mir nicht denken, wie ein Musketenfeuer stattfinden soll.«

»Mein Herr, bei den Jakobinern werdet Ihr die Reihen schließen lassen«, sprach Épernon.

Dieses Gespräch wurde durch eine Bewegung unterbrochen, welche auf der Treppe entstand.

Es war der König, der zum Aufbruch bereit herabkam, es folgten ihm einige Edelleute, worunter Sainte-Maline mit einem leicht begreiflichen Zusammenschnüren des Herzens Ernauton erblickte.

»Meine Herren«, fragte der König, »sind meine braven Fünf und Vierzig versammelt?«

»Ja, Sire«, antwortete Épernon, indem er auf eine Gruppe von Reitern deutete, welche unter den Gewölben sichtbar war.

»Sind die Befehle gegeben?«

»Man wird sie befolgen, Sire.«

»Vorwärts also«, sprach Seine Majestät.

Épernon ließ zum Aufsetzen blasen.

Es wurde in der Stille verlesen, die Fünf und Vierzig waren versammelt, nicht Einer fehlte.

Man übertrug es den Chevaulegers, die Leute von Mayneville und der Herzogin einzusperrern, wobei man ihnen jedoch unter Todesstrafe verbot, ein Wort an die Gefangenen zu richten.

Der König stieg in seinen Wagen und legte seinen entblößten Degen an seine Seite.

Herr von Épernon schwur Parfandious und versuchte, ob der seinige gut in der Scheide spielte.

Es schlug elf Uhr im Turme des Schlosses, und man brach auf.

Eine Stunde nach dem Abgang von Épernon war Mayneville immer noch an dem Fenster, von wo aus er, wie wir gesehen, vergebens dem jungen Mann auf der Straße zu folgen versuchte; als diese Stunde abgelaufen, war er viel weniger ruhig und besonders etwas mehr geneigt, auf die Hilfe Gottes zu hoffen, denn er fing an zu glauben, daß ihm die Hilfe der Menschen entging.

Nicht einer von den Soldaten war erschienen; schweigsam und schwarz, erscholl die Straße nur in entfernten Zwischenräumen von dem Getöse einiger Pferde, deren Reiter mit verhängten Zügeln nach Vincennes jagten.

Bei diesem Getöse suchten Herr von Mayneville und die Herzogin ihre Blicke in die Finsternis zu tauchen, um ihre Leute zu erkennen, um einen Teil von dem, was vorging, zu erraten aber um die Ursache ihres Zögerns zu erfahren.

Als aber dieses Geräusch erloschen war, versank wieder Alles in die frühere Stille.

Dieses fortwährende Hin- und Hergehen ohne ein Resultat flößte Mayneville endlich eine solche Unruhe ein, daß er einen von den Leuten der Herzogin zu Pferde steigen ließ, mit dem Befehl, sich bei dem ersten Reiter-Peloton, dem er begegnen

würde, zu erkundigen.

Der Bote kehrte nicht zurück.

Als die ungeduldige Herzogin dies sah, schickte sie einen andern ab, der eben so wenig zurückkam, als der erste.

»Unser Offizier«, sagte nun die Herzogin, stets geneigt, die Dinge unter einer schönen Farbe zu sehen, »unser Offizier befürchtete wohl, zu schwach an Leuten zu sein, und so wird er unsere Boten als Verstärkung behalten haben; das ist klug, aber beunruhigend.«

»Beunruhigend, ja, sehr beunruhigend«, erwiderte Mayneville, dessen Augen den tiefen, düsteren Horizont nicht verließen.

»Mayneville, was kann denn geschehen sein?«

»Ich will selbst zu Pferde steigen, und wir werden es erfahren«, sprach Mayneville.

Hierbei machte er eine Bewegung, um wegzugehen, doch die Herzogin hielt ihn zurück.

»Ich verbiete es Euch«, rief die Herzogin, »wer würde denn bei mir bleiben? wer würde, wenn der Augenblick gekommen ist, alle unsere Offiziere, unsere Freunde erkennen? Nein, nein, bleibt, Mayneville, man macht sich ganz natürlich Befürchtungen, wenn es sich um ein Geheimnis von dieser Wichtigkeit handelt; aber in der Tat, der Plan war zu gut kombiniert und besonders zu sehr geheim gehalten, als daß es uns nicht gelingen sollte.«

»Neun Uhr«, sprach Mayneville, mehr seine eigene Ungeduld, als die Worte der Herzogin erwidern, »ah! nun verlassen die Jakobiner ihr Kloster und stellen sich längs den Mauern des Hofes auf, vielleicht haben sie eine besondere Anzeige.«

»Stille!« rief die Herzogin, die Hand gegen den Horizont ausstreckend.

»Was?«

»Stille, horcht!« Man fing an in der Ferne ein Rollen, ähnlich dem des Donners, zu hören.

»Das ist die Cavalerie«, rief die Herzogin, »sie bringen ihn uns, sie bringen ihn!«

Und, ihrem brausenden Charakter gemäß, von der grausamsten Angst zu der tollsten Freude übergehend, klatschte sie in die Hände und rief:

»Ich habe ihn! ich habe ihn!«

Mayneville horchte immer noch.

»Ja«, sagte er, »es ist ein rollender Wagen, begleitet von galoppierenden Pferden.«

Und er befahl mit voller Stimme:

»Aus den Mauern, meine Väter, aus den Mauern!«

Sogleich öffnete sich das große Gitter der Priorei, und in schöner Ordnung kamen die zweihundert bewaffneten Mönche heraus, an deren Spitze Borromée marschierte.

Sie nahmen ihre Stellung quer über die Straße.

Man hörte nun die Stimme von Gorenflot rufen: »Wartet auf mich, wartet doch auf mich! es ist wichtig, daß ich an der Spitze des Kapitels stehe, um Seine Majestät würdig zu empfangen.«

»Auf den Balkon, Sire Prior, auf den Balkon!« rief Borromée, »Ihr wißt wohl, daß Ihr uns Alle beherrschen müßt; die Schrift sagt, Du wirst sie beherrschen, wie die Ceder den Isop!«

»Das ist wahr«, sprach Gorenflot, »das ist wahr; ich vergaß, daß ich diesen Posten gewählt hattet, zum Glück seid Ihr da, um mich daran zu erinnern, Bruder Borromée.«

Borromée gab leise einen Befehl, und unter dem Vorwande der Ehre und der Zeremonie stellten sich vier Brüder auf den Balkon neben den würdigen Prior. Bald fand sich die Straße, welche in einiger Entfernung von der Priorei eine Biegung bildete, von einer Anzahl von Fackeln beleuchtet, mit deren Hilfe die Herzogin und Mayneville Panzer schimmern und Schwerter glänzen sehen konnten. Unfähig, sich zu bemächtigen, rief sie:

»Geht hinab, Mayneville, und bringt ihn mir ganz gebunden, ganz von Wachen eskortiert.«

»Ja, ja«, sagte Mayneville zerstreut, »doch Eines beunruhigt mich.«

»Was?«

»Ich höre das verabredete Zeichen nicht.«

»Wozu das Zeichen, da man ihn hat?«

»Aber man hätte ihn, wie mir scheint, erst hier der Priorei gegenüber festnehmen sollen«, entgegnete Mayneville.

»Sie werden früher eine bessere Gelegenheit gefunden

haben.«

»Ich sehe unsern Offizier nicht.«

»Ich sehe ihn.«

»Wo?«

»Jene rote Feder.«

»Alle Teufel, Madame!«

»Was?«

»Jene rote Feder!«

»Nun?«

»Es ist Herr von Épernon, Herr von Épernon, den Degen in der Hand!«

»Man hat ihm seinen Degen gelassen.«

»Beim Tod! er befiehlt.«

»Unseren Leuten. Es ist also Verrat?«

»Ei! Madame, es sind nicht unsere Leute.«

»Ihr seid verrückt, Mayneville.«

In diesem Augenblick schwang Loignac an der Spitze des ersten Peloton ein großes Schwert und rief: »Es lebe der König!«

»Es lebe der König!« wiederholten in voller Begeisterung mit ihrem furchtbaren gascognischen Accent die Fünf und Vierzig.

Die Herzogin erbleichte und sank auf das Fenstergesimse, als ob sie ohnmächtig würde.

Düster und entschlossen, nahm Mayneville das Schwert in die Hand; er wußte nicht, ob diese Leute im Vorbeiziehen das Haus stürmen würden.

Der Zug rückte immer weiter, wie ein Lärm- und Lichtwirbel. Er hatte Bel-Esbat erreicht und war nahe daran die Priorei zu erreichen.

Borromée machte drei Schritte vorwärts. Loignac trieb sein Pferd gerade gegen den Mönch an, der ihm unter seiner wollenen Robe den Kampf anzubieten schien.

Doch als ein Mann von Kopf, sah Borromée daß Alles verloren war, und faßte sogleich seinen Entschluß.

»Platz! Platz!« rief Loignac mit gewaltiger Stimme, »Platz dem König!«

Borromée, der seinen Degen unter der Robe gezogen hatte,

steckte ihn auch unter der Robe wieder in die Scheide.

Elektrisiert durch das Geschrei, durch das Geräusch der Waffen, geblendet durch das Flammen der Fackeln, streckte Gorenflot seine mächtige Rechte aus und segnete den König mit dem Zeigefinger und dem Mittelfinger vom Balkon herab.

Heinrich, der sich aus dem Schlage neigte, sah ihn und begrüßte ihn lächelnd.

Dieses Lächeln, ein authentischer Beweis für die Gunst, in der der würdige Prior der Jakobiner bei Hofe stand, begeisterte Gorenflot dergestalt, daß er ebenfalls: Es lebe der König, mit einer Lunge anstimmte, weiche die Gewölbebogen einer Kathedrale aufzuheben im Stande gewesen wäre.

Doch das übrige Kloster blieb stumm.

Es erwartete in der Tat eine ganz andere Lösung auf diese, zwei Monate anhaltenden Manoeuvres und auf das Ergreifen der Waffen, das eine Folge hiervon gewesen.

Doch als ein wahrer Soldat hatte Borromée mit einem Blick die Zahl der Verteidiger des Königs berechnet und ihre kriegerische Haltung erkannt. Die Abwesenheit der Parteigänger der Herzogin enthüllte ihm das unselige Geschick der Unternehmung: zögern, sich zu unterwerfen, hieß Alles zu Grunde richten.

Er zögerte also nicht, und in dem Augenblick, wo die Brust des Pferdes von Loignac an ihn stoßen sollte, rief er, »Es lebe der König!« mit einer beinahe so laut schallenden Stimme, als es Gorenflot getan hatte.

Dann brüllte das ganze Kloster: »Es lebe der König!« und schwang seine Waffen.

»Ich danke, meine ehrwürdigen Väter, ich danke!« rief die scharfe Stimme von Heinrich III.

Heinrich zog an dem Kloster, welches das Ziel seiner Fahrt sein sollte, wie ein Wirbel von Feuer, Lärmen und Glorie vorüber und ließ Bel-Esbat in der Finsternis.

Von dem Balken herab, durch den vergoldeten Wappenschild verborgen, hinter dem sie auf die Kniee gesunken war, sah, befragte, verschlang die Herzogin jedes Gesicht, auf das die Fackeln ihr stammenden Licht warfen.

»Ah!« machte sie mit einem Schrei, indem sie einen der Reiter

von der Escorte bezeichnete.

»Seht! seht, Mayneville!«

»Der junge Mann, der Bote des Herrn Herzogs, von Mayenne im Dienste des Königs!« rief dieser.

»Wir sind verloren!« murmelte die Herzogin.

»Wir müssen fliehen und zwar rasch, Madame«, sprach Mayneville, »heute Sieger, wird der Valois morgen seinen Sieg mißbrauchen.«

»Wir sind verraten worden!« rief die Herzogin. »Dieser junge Mann hat uns verraten! er wußte Alles!«

Der König war schon fern; er war mit seinem ganzen Gefolge unter der Porte Saint-Antoine verschwunden, die sich vor ihm geöffnet und hinter ihm geschlossen hatte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie Chicot König Ludwig XI. dafür segnete, daß er die Post erfunden, und wie er von dieser Erfindung Gebrauch zu machen beschloß.

Chicot, zu welchem zurückzukehren unsere Leser uns erlauben werden, hatte nach der wichtigen Entdeckung, die er, die Schnüre an der Larve von Herrn von Mayenne durchschneidend, gemacht, keinen Augenblick zu verlieren, um sich so schnell als möglich aus dem Lärmen des Abenteuers zu flüchten.

Zwischen dem Herzog und ihm bestand nun, wie man leicht begreift, ein Kampf auf Leben Tod. Minder schmerzlich in seinem Fleisch, als in seiner Eitelkeit verwundet, würde ihm Mayenne, der um den alten Streichen mit der Scheide den neuen Degenstich beizufügen hatte, nie verzeihen.

»Auf, auf!« rief der brave Gascogner, seinen Ritt in der Richtung von Beaugency beschleunigend, »hier oder nie ist die Gelegenheit, auf Postpferden das vereinigte Geld von drei erhabenen Personen, die man Heinrich von Valois, Dom Modeste Gorenflot und Sebastian Chicot nennt laufen zu lassen.«

Gewandt, nicht nur alle Gefühle, sondern auch alle Stellungen nachzuahmen, nahm Chicot sogleich die Miene eines vornehmen Herrn an, wie er in minder prekären Lagen die Miene eines guten Bürgers angenommen hatte. Nie war ein Fürst mit größerem Eifer bedient worden, als Chicot, nachdem er sein Pferd verkauft und eine Viertelstunde mit dem Postmeister gesprochen hatte.

Sobald Chicot im Sattel saß, beschloß er, nicht eher anzuhalten, als bis er sich an sicherem Orte glauben würde; er galoppierte daher so rasch, als es ihm die Pferde von dreißig Relais gestatten wollten. Er selbst war wie von Stahl gemacht und schien nach sechzig Meilen, die er in zwanzig Stunden zurückgelegt, nicht im Geringsten ermüdet.¹²

Als Chicot in Folge dieser Eile in drei Tagen Bordeaux erreicht hatte, dachte er, es sei ihm nun vollkommen erlaubt, ein wenig

Atem zu schöpfen.

Man kann denken, während man galoppiert, man kann sogar kaum etwas Anderes tun. Chicot dachte viel.

Seine Gesandtschaft, welche immer ernster wurde, je mehr er gegen das Ziel seiner Reise verrückte, seine Gesandtschaft erschien ihm unter einem ganz anderen Lichte, ohne, daß wir genau sagen können, unter welchem Lichte sie ihm erschien.

Welchen Fürsten sollte er in dem seltsamen Heinrich finden, den die Einen für einen albernen Menschen, die Anderen für einen Feigen und Alle für einen Abtrünnigen ohne Konsequenz hielten? Doch die Meinung von Chicot selbst war nicht die der ganzen Welt. Seit seinem Aufenthalt in Navarra hatte der Charakter von Heinrich, wie die Haut der Chamäleons, das dem Reflex des Gegenstandes unterworfen ist, auf dem es sich findet, hatte der Charakter von Heinrich, sagen wir, den heimatlichen Boden berührend, einige Nuancen erlitten.

Heinrich hatte nämlich genug Raum zwischen die königliche Klaue und die kostbare Haut, die er so geschickt vor jedem Riß geschützt, zu setzen gewußt, um keine Angriffe mehr zu befürchten.

Seine äußere Politik war indessen immer noch dieselbe; er erlosch in dem allgemeinen Lärmen und löschte mit sich und um sich einige berühmte Namen aus, die man in der französischen Welt mit Erstaunen ihr Leuchten auf einer bleichen Krone von Navarra wiederstrahlen sah. Wie in Paris, machte er beständig seiner Frau den Hof, deren Einfluß indessen unnütz geworden zu sein schien. Kurz er vegetierte, glücklich, zu leben.

Für den großen Haufen war dies der Gegenstand hyperbolischen Spottes.

Für Chicot war es ein Stoff zu tiefem Nachdenken.

So wenig das war, was er zu sein schien, wußte Chicot bei den Anderen den Grund unter der Hülle zu erraten. Heinrich von Navarra war für Chicot noch nicht ein erratenes Rätsel, sondern er war ein Rätsel.

Wissen, daß Heinrich von Navarra ein Rätsel und keine reine, einfache Tatsache sei, hieß schon viel wissen. Chicot wußte also mehr als die übrige Welt, indem er wie jener alte griechische

Weise wußte, daß er nichts wußte.

Da wo Jedermann die Stirne hoch, das Wort frei, das Herz auf den Lippen vorgetreten wäre, fühlte Chicot daß man mit gepreßtem Herzen, mit erwogener Rede und die Stirne bedachtsam gefaltet, wie die eines Schauspielers, gehen mußte.

Diese Notwendigkeit der Verstellung wurde ihm, einmal durch seinen natürlichen Scharfsinn, und sodann durch den Anblick der Orte, die er durchwanderte, eingegeben.

Sobald er sich innerhalb der Grenze des kleinen Fürstentums Navarra, eines Landes, dessen Armut in Frankreich sprichwörtlich geworden, befand, sah Chicot zu seinem großen Erstaunen nicht mehr aus jedem Gesicht, an jedem Hause, an jedem Stein den Zahn des gräßlichen Elends eingedrückt, der die schönsten Provinzen des herrlichen Frankreichs, die er verlassen, zernagte.

Der Holzhauer, der, den Arm auf das Joch seines Lieblingsochsen gestützt, vorüberzog, das Mädchen mit dem kurzen Rock und dem behenden Gang, nach Art der antiken Choephoren Wasser auf dem Kopfe tragend; der Greis, der, sein weißes Haupt wiegend, ein Lied aus seiner Jugendzeit trällerte der Hausvogel, der in seinem Bauer umher hüpfte oder an seinem vollen Napfe pickte; das gebräunte Kind, mit den mageren aber nervigen Gliedern, das auf Haufen von Maisblättern spielte; Alles sprach zu Chicot eine lebendige, klare, verständliche Sprache; Alles rief ihm aus jedem Schritt den er vorwärts tat, zu:

»Sieh, hier ist man glücklich!«

Bei dem Geräusch von Rädern, welche in ausgehöhlten Wegen knarnten, wurde Chicot oft plötzlich von einem Schrecken erfaßt. Er erinnerte sich der schweren Artillerie, welche die Straßen in Frankreich ausfurchte.

Doch an der Biegung des Weges erschien ihm der Wagen des Winzers mit vollen Fässern und rotwangigen Kindern beladen. Wenn er in der Ferne einen Flintenlauf hinter einer Hecke von Feigenstauden oder Weinreben erblickte, dachte Chicot an die drei Hinterhalte, die er so glücklich durchgemacht hatte. Es war indessen nur ein Jäger, der, gefolgt, von großen Hunden, durch die an Hasen reiche Ebene zog, um die an Rebhühnern und Haselhühnern reichen Berge zu besteigen.

Obgleich man in der Jahreszeit vorgerückt war, und Chicot Paris voll von Nebeln und Reif verlassen hatte, war es doch schön, war es doch warm. Die großen Bäume, welche ihre Blätter noch nicht verloren hatten, die sie im Süden überhaupt nie ganz verlieren, warfen von ihren rötlichen Kronen herab einen blauen Schatten auf den Kreidenboden. Die zarten, reinen, allmählich verschießenden Horizonte spiegelten ganz buntscheckig von Dörfern mit weißen Häusern.

Das Beret auf das Ohr geneigt, ritt der Bearner Bauer auf den Wiesengründen jene kleinen Pferde für drei Taler, welche unermüdlich auf ihren stählernen Häcksen springen, zwanzig Meilen in einem Zuge zurücklegen, und nie gestriegelt, nie bedeckt, sich schütteln, wenn sie ans Ziel kommen, und das erste das beste Bündel Heidekraut, ihr einziges, ihr genügendes Mahl, abfressen.

»Alle Wetter!« sagte Chicot, »ich habe die Gascogne nie so reich gesehen, der Bearner lebt wie ein Hahn im Korb.«

»Da er so glücklich ist, so hat man allen Grund zu glauben, daß er, wie sein Schwager, der König von Frankreich sagt, auch gut ist, aber er wird es vielleicht nicht gestehen. In der Tat, obgleich ins Lateinische übersetzt, ist mir der Brief immer noch peinlich, ich habe beinahe Lust, ihn ins Griechische zu übersetzen.«

»Bah! ich habe nie gehört, Henriot, wie ihn sein Schwager Karl IX. nannte, verstehe das Lateinische. Ich werde ihm von meiner lateinischen Übersetzung eine französische Übersetzung machen, **expurgata**, wie man in der Sorbonne sagt.«

Während Chicot diese Betrachtungen ganz leise anstellte, erkundigte er sich ganz laut, wo der König wäre.

Der König war in Nerac. Anfangs glaubte man, er befände sich in Pau, was unsern Boten veranlaßte, bis nach Mont-de-Marsan zu reiten; doch als er hier anlangte, wurde die Topographie des Hofes berichtet, und Chicot wandte sich nach links, um auf die Straße nach Nerac zu gelangen, welche er voll von Leuten fand, die vom Markte von Condom kamen.

Man teilte ihm mit, — der Leser erinnert sich: äußerst vorsichtig, wenn es sich darum handelte, die Fragen Anderer zu beantworten, war Chicot selbst ein sehr geschickter und starker

Frager, — man teilte ihm mit, sagen wir, daß der König von Navarra ein sehr lustiges Leben führe, und daß er ohne Ruh und Rast von einer Liebschaft zur andern übergehe.

Chicot war so glücklich gewesen, auf dem Wege mit einem jungen katholischen Priester, einem Schafhändler und einem Offizier zusammenzutreffen, welche sich von Mont-de-Marsan an gute Gesellschaft leisteten und, wo man anhielt, bei schwelgerischen Mahlen vertraulicher Gespräche pflogen.

Diese Leute schienen ihm durch ihre ganz zufällige Verbindung vortrefflich das gelehrte, das handeltreibende und das kriegführende Navarra zu vertreten. Der Geistliche erzählte ihm von den Sonneten, die man auf die Liebschaft des Königs mit der schönen Fosseuse, einer Tochter von René Montmorency, Baron von Fosseur, machte.

»Sprecht«, sagte Chicot, »wir müssen uns verständigen: man glaubt in Paris, Seine Majestät der König von Navarra sei wahnsinnig in Mademoiselle Le Rebours verliebt.«

»Oh!« erwiderte der Offizier, »das war in Pau.«

»Ja, ja«, bestätigte der Geistliche, »das war in Pau.«

»Ah! das war in Pau«, versetzte der Handelsmann, der als einfacher Bürger am wenigsten gut von den Dreien unterrichtet zu sein schien.

»Wie!« fragte Chicot »der König hat also in jeder Stadt eine Geliebte?«

»Das könnte wohl sein«, antwortete der Offizier, »denn so viel mir bewußt ist, war er der Liebhaber von Mademoiselle Dayelle, während ich in Castelnaudary in Garnison lag.«

»Wartet, wartet«, sagte Chicot: »Mademoiselle Dayelle, eine Griechin?«

»So ist es«, sprach der Geistliche, »eine Zypriotin.«

»Verzeiht«, sagte der Handelsmann, höchlich erfreut, sein Sein Wort anbringen zu können, »ich bin von Agen.«

»Nun?«

»Ich kann dafür stehen; daß der König Fräulein Tignonville in Agen gekannt hat.«

»Alle Wetter!« rief Chicot, »was für ein rüstiger Liebhaber! Doch um auf Mademoiselle Dayelle zurückzukommen, deren Familie

ich kannte . . . «

»Mademoiselle Dayelle war eifersüchtig und drohte unablässig; sie hatte einen hübschen kleinen gebogenen Dolch, den sie auf den Arbeitstisch legte, und eines Tags reiste der König ab, nahm den Dolch mit, und sagte, er wolle nicht, daß seinem Nachfolger Unglück widerfahre.«

»So daß zu dieser Stunde Seine Majestät ganz Mademoiselle Le Rebours gehört?« fragte Chicot.

»Im Gegenteil, im Gegenteil«, erwiderte der Priester, »sie sind entzweit; Mademoiselle Le Rebours war eines Präsidenten Tochter und als solche ein wenig zu stark im Prozeß. Sie hat so viel, in Folge der Eingebungen der Königin-Mutter, gegen die Königin plaidirt, daß das arme Mädchen darüber krank wurde. Die Königin Margot, welche nicht dumm ist, benutzte das zu ihrem Vorteil und bestimmte den König, Pau mit Nerac zu vertauschen, wodurch eine Liebschaft abgeschnitten wurde.«

»Also ist die neue Leidenschaft des Königs für die Fosseuse?« fragte Chicot.

»Oh! mein Gott, ja, um so mehr, als sie in anderen Umständen ist . . . ein wahrer Wahnsinn!«

»Aber was sagt die Königin?«

»Die Königin?« versetzte der Offizier.

»Ja, die Königin.«

»Die Königin legt ihre Schmerzen zu den Füßen des Kruzifixes nieder«, sprach der Geistliche.

»Überdies weiß die Königin alle diese Dinge nicht«, bemerkte der Offizier.

»Bah!« entgegnete Chicot, »das ist nicht möglich.«

»Warum?« fragte der Offizier.

»Weil Nerac keine so große Stadt ist, daß nicht Alles darin durchsichtig sein muß.«

»Ah! was das betrifft, mein Herr«, sprach der Geistliche, »es ist dort ein Park und in dem Park sind Alleen von mehr als drei tausend Schritten, ganz mit Zypressen, Platanen und herrlichen Sycomoren bepflanzt; das gibt einen Schatten, daß man am hellen Tag keine zehn Schritte weit steht. Bedenkt ein wenig, ob man da bei Nacht etwas sehen kann.«

»Und dann ist die Königin beschäftigt«, sagte der Geistliche.
»Bah! beschäftigt?«
»Ja.«
»Und womit, wenn ich fragen darf.«
»Mit Gott, mein Herr«, antwortete der Priester voll Stolz.
»Mit Gott!« rief Chicot.
»Warum nicht?«
»Ah! die Königin ist fromm?«
»Sehr fromm.«
»Doch ich denke, es gibt keine Messe im Palast«, sagte Chicot.
»Da habt Ihr ganz Unrecht, mein Herr. Keine Messe! haltet Ihr uns denn für Heiden? Erfahrt, mein Herr, daß, wenn der König mit seinen Edelleuten in die Predigt geht, die Königin sich in einer Privatkapelle Messe lesen läßt.«
»Die Königin?«
»Ja, ja.«
»Die Königin Margarethe?«
»Die Königin Margarethe, so daß ich, ein unwürdiger Priester, zwei Taler erhalten habe, weil ich zweimal in dieser Kapelle funktionierte. Ich habe sogar eine sehr schöne Predigt über den Text gehalten:
›Gott hat das gute Korn vom Unkraut geschieden.«
›Im Evangelium steht, Gott wird es scheiden; doch da das Evangelium schon sehr lange geschrieben ist, so nahm ich an, die Sache sei abgemacht.«
»Und der König hat Kenntnis von der Rede bekommen?« fragte Chicot.
»Er hat sie angehört.«
»Ohne sich zu ärgern?«
»Im Gegenteil, er hat sehr viel Beifall gespendet.«
»Ihr seht mich in Erstaunen«, rief Chicot.
»Es ist beizufügen, daß man nicht nur der Predigt oder der Messe nachläuft; es gibt gute Mahle im Schloß, die Spaziergänge nicht zu rechnen; ich denke, nirgends in Frankreich werden die Schnurrbärte mehr spazieren getragen, als in den Alleen von Nerac.«

Chicot hatte mehr Auskunft erhalten, als er brauchte, um einen ganzen Plan zu bauen.

Er kannte Margarethe, denn er hatte sie in Paris Hof halten sehen, und er wußte, daß sie, wenn sie in Liebesangelegenheiten wenig hellsehend war, irgend einen Grund haben mußte, sich eine Binde um die Augen zu befestigen.

»Alle Wetter!« sagte er, »bei meiner Treue, die Zypressen-Alleen und drei tausend Schritte Schatten traben mir unangenehm durch den Kopf. Ich, der ich von Paris komme, soll in Nerac Leuten die Wahrheit sagen, welche Alleeen von drei tausend Schritten und Schatten haben, daß die Frauen ihre Männer nicht mit ihren Geliebten spazieren gehen sehen. Cordieu! man wird mich dort zerhacken, um mich so viele reizende Spaziergänge stören zu lehren.«

»Zum Glück kenne ich die Philosophie des Königs, und ich hoffe auf sie. Überdies bin ich Botschafter . . . ein geheiligtes Haupt. Vorwärts!«

Und er setzte seinen Marsch fort . . .

Chicot kam gegen Abend nach Nerac, gerade zur Stunde der Promenaden, welche den König von Frankreich und seinen Botschafter so sehr beschäftigten.

Chicot konnte sich übrigens von der Leichtigkeit der königlichen Sitten durch die Art und Weise überzeugen, wie er zur Audienz zugelassen wurde.

Ein einfacher Bedienter öffnete ihm die Türe des Salon, dessen Zugänge ganz buntscheckig mit Blumen besetzt waren; über diesem Salon lagen das Vorzimmer des Königs und das Zimmer, das er bei Tag zu bewohnen liebte, um die Audienzen zu erteilen, mit denen er so verschwenderisch.

Ein Offizier, sogar nur ein Page meldete es ihm, wenn ein Besuch kam. Dieser Offizier oder dieser Page lief dem König nach, bis er ihn an irgend einem Orte, wo er gerade war, fand. Der König kam auf die einfache Aufforderung und empfing den Bittsteller.

Chicot war ganz gerührt über diese anmutige Leichtigkeit. Er hielt den König für gut, lauter und sehr verliebt.

Dies war noch viel mehr seine Ansicht, als er am Ende einer

Allee, nicht von drei tausend Schritten, sondern von zwölf bis fünfzehn, am Ende einer gekrümmten, mit blühenden Oleandern besetzten Allee, einen schlechten Filzhut auf dem Kopf, mit einem braungelben Wamms und grauen Stiefeln den König von Navarra ganz heiter, ein Bilboquet in der Hand, kommen sah.

Heinrich hatte eine glatte Stirne, als ob ihn keine Sorge mit ihrem Flügel zu berühren wagte, einen lachenden Mund, ein von Sorglosigkeit und Gesundheit glänzendes Auge.

Während er sich näherte, riß er mit der linken Hand Blumen von der Einfassung ab.

»Wer will mich sprechen?« fragte er seinen Pagen.

»Ein, ein Mann, der halb das Aussehen eines vornehmen Herrn, halb das eines Kriegers hat.«

Chicot hörte diese Worte, ging freundlich auf ihn zu und sprach:

»Ich Sire.«

»Ah!« rief der König, seine Arme zum Himmel erhebend, »Herr Chicot in Navarra, Herr Chicot bei uns, Ventre-saint-gris! seid willkommen, mein lieber Herr Chicot.«

»Tausend Dank, Sire.«

»Gott sei Dank, ganz lebendig?«

»Ich hoffe es wenigstens, teurer Sire«, sprach Chicot entzückt über diesen Empfang.

»Ah! parbleu«, rief Heinrich- »wir trinken miteinander ein Gläschen Limoux-Wein, über den Ihr mir Euer Urteil sagen möget. Ihr gewährt mir in der Tat eine große Freude, Herr Chicot, setzt Euch hierher.«

Und er deutete auf eine Rasenbank.

»Nie, Sire«, erwiderte Chicot sich sträubend.

»Habt Ihr denn zwei hundert Meilen gemacht, um mich zu besuchen, damit ich Euch stehen lasse? Nein, Herr Chicot, setzt Euch, setzt Euch, man plaudert nur sitzend gut.«

»Aber, Sire, die Ehrfurcht . . . «

»Ehrfurcht bei uns, in Navarra? Du bist ein Narr, mein armer Chicot, wer denkt denn daran?«

»Nein, Sire«, entgegnete Chicot, »ich bin kein Narr, ich bin Botschafter.«

Eine leichte Falte bildete sich aus der Stirne des Königs; doch sie verschwand so rasch, daß Chicot so sehr er auch Beobachter war, nicht die Spur davon erkannte.

»Botschafter«, sagte Heinrich mit einem Erstaunen, das er naiv zu machen suchte, »Botschafter, von wem?«

»Botschafter von König Heinrich III. Ich komme von Paris und vom Louvre, Sire.«

»Ah! das ist etwas Anderes«, versetzte der König, indem er mit einem Seufzer von der Rasenbank aufstand. »Geht, Page, laßt uns allein. Bringt Wein in den ersten Stock in mein Zimmer, nein, in mein Kabinett. Kommt mit mir, Chicot, daß ich Euch führe.«

Chicot folgte dem König von Navarra. Heinrich ging rascher, als da er durch seine Oleander-Allee zurückkam.

»Welch ein Elend!« dachte Chicot, »ich soll diesen ehrlichen Mann in seinem Frieden und in seiner Unwissenheit stören. Basta! er wird Philosoph sein.«

Neunundzwanzigster Kapitel.

Wie der König von Navarra erriet, daß Turennius, Turenne und Margota Margot bedeutete.

Das Kabinett des Königs von Navarra war, wie man sich denken kann, nicht sehr kostbar. Seine Bearnische Majestät war nicht reich und machte mit dem Wenigen, was sie besaß, keine Tollheiten. Dieses Kabinett nahm mit dem Prunkschlafgemach den ganzen rechten Flügel des Schlosses ein, ein Korridor lief an dem Vorzimmer oder dem Zimmer der Wachen und am Schlafzimmer hin; dieses Korridor führte zu dem Kabinett.

Von diesem geräumigen Gemach, das ziemlich anständig ausgestattet war, obgleich man darin keine Spur vom königlichen Luxus fand, erstreckte sich der Blick auf herrliche Wiesengründe am Ufer des Flusses.

Große Bäume, Weiden und Platanen, verbargen den Lauf des Flusses, ohne die Augen zu hindern, sich von Zeit zu Zeit zu blenden, wenn der Fluß, wie ein mythologischer Gott aus seinem Blätterwerk hervortretend, in der Sonne des Mittags seine goldenen Schuppen oder im Monde der Mitternacht seine silbernen Draperien glänzen ließ.

Die Fenster gingen also einerseits auf dieses magische Panorama, das sich in der Ferne in einer am Tage ein wenig von der Sonne verbrannten Hügelkette endigte, welche jedoch am Abend den Horizont durch bläulichrote Tinten von wunderbarer Durchsichtigkeit schloß und andererseits auf den Hof des Palastes: so im Osten und im Weiten durch diese doppelte Reihe einander entsprechender Fenster beleuchtet, hier rot, dort blau, bot der Saal einen herrlichen Anblick, wenn er mit Wohlgefallen den ersten goldenen Glanz der Sonne oder den perlmutterartigen Azur des zunehmenden Mondes wiederstrahlte.

Es ist nicht zu leugnen, diese natürlichen Schönheiten nahmen Chicot weniger in Anspruch, als die Einrichtung und Verteilung dieses Kabinetts, der gewöhnlichen Wohnung von Heinrich. In

jedem Geräte schien der verständige Gesandte in der Tat einen Buchstaben zu suchen, und dies mit um so größerer Aufmerksamkeit, als ihm die Gesamtheit dieser Buchstaben den Schlüssel zu dem Rätsel geben sollte, nach dem er schon so lang und besonders auf seinem ganzen Wege geforscht hatte.

Der König setzte sich mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit und mit seinem ewigen Lächeln in einen großen Lehnstuhl von Hirschleder mit vergoldeten Nägeln, aber wollenen Fransen; um ihm zu gehorchen, stellte Chicot ihm gegenüber ein Tabouret, das auf dieselbe Art überzogen und mit ähnlichen Zierraten bereichert war.

Heinrich schaute Chicot mit allen seinen Augen und, wie wir schon gesagt, mit einem Lächeln, doch zu gleicher Zeit auch mit einer Aufmerksamkeit an, die ein Höfling ermüdend gefunden hätte.

»Ihr werdet mich für sehr neugierig halten, mein lieber Herr Chicot«, begann der König, »doch das ist stärker als ich: ich glaubte so lange, Ihr wäret tot, daß ich mich trotz der großen Freude, die mir Eure Auferstehung bereitet, nicht in den Gedanken, Ihr lebt, finden kann. Warum seid Ihr denn plötzlich aus dieser Welt verschwunden?«

»Ei! Sire«, erwiderte Chicot mit seiner gewöhnlichen Freimutigkeit, »Ihr seid wohl auch aus Vincennes, verschwunden. Jeder macht sich nach Magabe seiner Mittel und besonders seines Bedürfnisses unsichtbar.«

»Ihr habt immer mehr Witz als jeder Andere, mein lieber Herr Chicot«, sagte Heinrich, »und daran erkenne ich hauptsächlich, daß ich nicht mit Eurem Schatten spreche.«

Dann nahm er eine ernste Miene an und fügte bei:

»Doch sagt, wollen wir den Witz bei Seite lassen und von unsern Angelegenheiten sprechen?«

»Wenn es Eure Majestät nicht zu sehr ermüdet, so bin ich zu Befehl.«

Das Auge des Königs funkelte.

»Mich ermüden?« versetzte er und fuhr dann ruhig fort: »Es ist wahr, ich roste hier ein, doch ich bin nicht müde, so lange ich nichts getan habe. Wohl hat Heinrich heute seinen Körper da und

dorthin geschleppt, doch der König hat seinen Geist noch nicht in Tätigkeit gesetzt.«

»Sire, das ist mir sehr erfreulich«, erwiderte Chicot, »Botschafter eines Königs, Eures Verwandten und Freundes, habe ich Aufträge von sehr zarter Natur bei Eurer Majestät zu vollziehen.«

»Sprecht geschwinde, denn Ihr reizt meine Neugierde.«

»Sire . . . «

»Zuerst Euer Beglaubigungsschreiben; ich weiß, dies ist eine unnötige Förmlichkeit, da *Ihr* bei mir erscheint; doch ich will Euch beweisen, daß wir, obgleich ein Berner Bauer, unsere Pflichten als König kennen.«

»Sire, ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, doch Alles, was ich an Beglaubigungsschreiben besaß, habe ich im Flusse ersäuft, ins Feuer geworfen, in die Luft gestreut.«

»Und warum dies, lieber Herr Chicot?«

»Weil man, wenn man sich mit einer Botschaft beauftragt nach Navarra begibt, nicht reist, wie man reist, um in Lyon Tuch zu kaufen, und weil man, wenn man die gefährliche Ehre hat, königliche Briefe bei sich zu tragen, Gefahr läuft, sie nur zu den Toten zu tragen.«

»Das ist wahr«, sprach Heinrich äußerst leutselig, »die Straßen sind nicht sicher und in Navarra sehen wir uns in Ermangelung von Geld darauf angewiesen, der Redlichkeit der Bauern, zu vertrauen; sie sind indessen nicht sehr diebisch.«

»Wie!« rief Chicot, »es sind Lämmer, es sind kleine Engel, Sire, doch nur in Navarra.«

»Ah! ah!« machte Heinrich.

»Ja, aber außerhalb Navarra trifft man Wölfe und Geier um jede Beute; ich war eine Beute, Sire, und hatte somit meine Geier und meine Wölfe.«

»Die Euch indessen nicht ganz aufgefressen haben, wie ich mit Vergnügen sehe.«

»Bei Gott! Sire, das ist nicht ihr Fehler, sie haben zu diesem Behufe Alles getan, was sie tun konnten; aber sie fanden mich zu zäh und konnten meine Haut nicht angreifen; doch lassen wir, wenn es Euch beliebt, Sire, die Einzelheiten meiner Reise, es sind

dies müßige Dinge, und kehren wir zu unserem Beglaubigungsschreiben zurück.«

»Da Ihr keines habt, so scheint es mir sehr unnötig, darauf zurückzukommen«, sagte Heinrich.

»Nämlich ich habe jetzt keines, aber ich hatte eines.«

»Ah! das ist gut, gebt es, Chicot.«

Heinrich streckte die Hand aus.

»Darin liegt das Unglück, Sire«, sprach Chicot »ich besaß eigen Brief, wie ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre hatte, und wenige Leute würden ihn besser bewahrt haben.«

»Ihr habt ihn verloren?«

»Ich beeilte mich, ihn zu vernichten, Sire, denn Herr von Mayenne lief mir nach, um ihn mir zu rauben.«

»Der Vetter Mayenne?«

»In Person.«

»Zum Glück läuft er nicht stark. Legt er immer noch an Fett zu?«

»Alle Wetter! in diesem Augenblick glaube ich nicht.«

»Und warum dies?«

»Weil er, begreift wohl, Sire, laufend das Unglück hatte, mich einzuholen, und bei diesem Zusammentreffen bekam er, meiner Treue! einen guten Degenstich.«

»Und wie ging es mit dem Brief?«

»Vom Brief keinen Schatten, in Folge der Vorsicht, die ich gebraucht hatte.«

»Bravo! Ihr hattet Unrecht, mir Eure Reise nicht erzählen zu wollen, Herr Chicot teilt mir das umständlich mit, es interessiert mich ungemein.«

»Eure Majestät ist sehr gut.«

»Nur beunruhigt mich Eines.«

»Was?«

»Ist der Brief für Herrn von Mayenne vernichtet, so ist er es auch für mich; wie werde ich also erfahren, was mir mein guter Schwager Heinrich geschrieben hat, da der Brief nicht mehr besteht?«

»Verzeiht, Sire, er besteht in meinem Gedächtnis.«

»Wie dies?«

»Ehe ich ihn zerriß, habe ich ihn auswendig gelernt.«

»Ein vortrefflicher Gedanke, Herr Chicot, ganz vortrefflich, und ich erkenne darin den Geist eines Landsmannes. Ihr werdet ihn mir vorsagen, nicht wahr?«

»Gern, Sire.«

»So, wie er war, ohne etwas daran zu verändern?«

»Ohne einen einzigen Widersinn zu machen.«

»Wie sagt Ihr?«

»Ich sage, ich werde ihn Euch getreu wiederholen; obwohl ich die Sprache nicht kenne, habe ich doch ein gutes Gedächtnis.«

»Welche Sprache?«

»Die lateinische.«

»Ich verstehe Euch nicht«, sagte Heinrich, indem er seinen klaren Blick auf Chicot heftete. »Ihr sprecht von Lateinisch, von Brief . . . «

»Allerdings.«

»Erklärt Euch; war denn der Brief meines Schwagers lateinisch geschrieben?«

»Oh! ja, Sire.«

»Warum lateinisch?«

»Ah! Sire, ohne Zweifel, weil das Lateinische eine verwegene Sprache ist, eine Sprache, welche Alles zu sagen weiß, eine Sprache, in der Persius und Juvenal die Irrtümer und den Unsinn der Könige verewigt haben.«

»Der Könige?«

»Und der Königinnen, Sire.«

Die Brauen des Königs zogen sich über seinen tiefen Augenhöhlen zusammen.

»Ich will sagen, der Kaiser und der Kaiserinnen«, verbesserte Chicot »Ihr versteht also das Lateinische, Herr Chicot«, sprach Heinrich mit kaltem Tone.

»Ja und nein, Sire.«

»Ihr seid sehr glücklich, wenn dies der Fall ist, denn Ihr habt einen ungeheuren Vorteil vor mir, der ich es nicht verstehe; ich konnte auch nie mit Ernst der Messe beiwohnen, wegen dieses

verteuflten Lateinisch; Ihr versteht es also?»

»Man hat es mich lesen gelehrt, Sire, wie auch das Griechische und das Hebräische.«

»Das ist sehr bequem, Herr Chicot, Ihr seid ein lebendiges Buch.«

»Eure Majestät hat das rechte Wort gefunden, ein lebendiges Buch. Man druckt einige Seiten in mein Gedächtnis, man schickt mich wohin man will, ich komme an, man liest mich und versteht mich.«

»Oder man versteht Euch nicht.«

»Wie so Sire?»

»Bei Gott! wenn man die Sprache nicht versteht, in der Ihr gedruckt seid.«

»Oh! Sire, die Könige verstehen Alles.«

»Das sagt man dem, Volk, Herr Chicot, und die Schmeichler sagen es den Königen.«

»Sire dann ist es unnötig, daß ich Eurer Majestät den Brief wiederhole, den ich auswendig gelernt habe, da weder der eine noch der andere von uns ihn begreifen wird.«

»Hat das Lateinische nicht viel Ähnlichkeit mit dem Italienischen?»

»Man behauptet es.«

»Und mit dem Spanischen?»

»Sehr viel, wie man sagt.«

»So versuchen wir es; ich verstehe ein wenig Italienisch, mein gascognisches Padois gleicht sehr dem Spanischen, und ich werde das Lateinische vielleicht begreifen, ohne es je gelernt zu haben.«

Chicot verbeugte sich.

»Eure Majestät befiehlt also?»

»Ich bitte Euch, Herr Chicot.«

Chicot begann folgende Phrase, die er mit allen Arten von Umschweifen bemäntelte:

»Frater carissime,

»Sincerus amor, quo te prosequabatur germanus noster Carolus nonus, functus nuper, colet usque regiam nostram et

pectori meo pertinaciter adheret.«

Heinrich verzog keine Miene, doch bei dem letzten Worte unterbrach er Chicot mit einer Gebärde und sagte:

»Wenn ich mich nicht sehr täusche, ist in diesem Satz von Liebe, von Hartnäckigkeit und von meinem Schwager Karl IX. die Rede?«

»Ich möchte nicht nein sagen«, erwiderte Chicot, »das Lateinische ist eine so schöne Sprache, daß dies Alles in einem einzigen Satz enthalten sein könnte.«

»Fahrt fort«, sprach der König.

Chicot fuhr fort.

Der Bearer hörte mit demselben Phlegma alle Stellen an, wo von seiner Frau und von dem Vicomte von Turenne die Rede war; bei dem letzten Worte aber fragte er:

»Turennius, bedeutet das nicht Turenne?«

»Ich denke wohl, Sire.«

»Und Margota, wäre das nicht der kleine freundschaftliche Name, den meine Schwäger Karl XI. und Heinrich III. ihrer Schwester, meiner vielgeliebten Gemahlin Margarethe, gaben?«

»Ich kann dies nicht als unmöglich ansehen«, erwiderte Chicot. Und er fuhr in seiner Übertragung bis zum Ende des letzten Satzes fort, ohne daß ein einziges Mal das Gesicht des Königs seinen Ausdruck veränderte.

Endlich hielt er an, nachdem er die Schlußworte mit einem ganz sonderbaren Schnarren gesprochen hatte.

»Seid Ihr zu Ende?« fragte Heinrich.

»Ja, Sire.«

»Das muß herrlich sein?«

»Nicht wahr, Sire?«

»Welch ein Unglück, daß ich nur die zwei Worte: **Turennius** und **Margota**, verstanden habe.«

»Ein unwiederbringliches Unglück, Sire, wenn sich Eure Majestät nicht entschließt, den Brief durch irgend einen Geistlichen übersetzen zu lassen.«

»Oh! nein«, rief Heinrich lebhaft. »Und Ihr selbst, Herr Chicot, der Ihr bei Eurer Botschaft mit so viel Diskretion zu Werke

gegangen seid, daß Ihr das Original der Schrift habt verschwinden lassen, werdet mir nicht raten, diesen Brief irgend einer Öffentlichkeit zu übergeben?«

»Ich sage das nicht, Sire.«

»Aber Ihr denkt es?«

»Ich denke, da Eure Majestät mich gefragt, daß der Brief des Königs, Eures Schwagers, mir so sorgfältig empfohlen und an Eure Majestät durch einen besonderen Abgesandten expediert, vielleicht da und dort etwas Gutes enthält, wovon Eure Majestät Gebrauch machen könnte.«

»Ja, doch um das Gute Jemand anzuvertrauen, müßte ich zu irgend Jemand volles Zutrauen haben.«

»Gewiß.«

»Nun, so tut Eines«, sprach Heinrich, wie von einem Gedanken erleuchtet.

»Was?«

»Sucht meine Frau Margota auf; sie ist gelehrt; tragt Ihr den Brief vor, und sie wird ihn verstehen . . . Und dann wird sie mir ihn ganz natürlich erklären.«

»Ah! das ist bewunderungswürdig!« rief Chicot. »Eure Majestät spricht goldene Worte.«

»Nicht wahr? Geht also!«

»Ich laufe, Sire.«

»Verändert nicht ein Wort an dem Briefe.«

»Das wäre mir unmöglich. Ich müßte das Lateinische verstehen, und ich verstehe davon höchstens irgend einen barbarischen Ausdruck.«

»Geht, geht, mein Freund, geht.«

»Chicot erbat sich die nötige Auskunft, um die Königin zu finden und verließ Heinrich, mehr als je überzeugt, Heinrich sei ein Rätsel.«

8tes - 11tes Bändchen

Erstes Kapitel.

Die Allee von drei tausend Schritten.

Die Königin bewohnte den andern Flügel des Schlosses, der beinahe auf dieselbe Art eingetheilt war, wie der, den Chicot verlassen hatte.

Man hörte in dieser Gegend immer einige Musik, man sah immer irgend einen Federbusch umherschweifen.

Die berühmte Allee den drei tausend Schritten, von der schon die Rede gewesen ist, fing unter den Fenstern von Margarethe an und ihr Blick verweilte nur auf angenehmen Gegenständen, wie blühenden Gesträuchen, grünen Landen u.s.w.

Es war, als wolle die arme Fürstin durch das Schauspiel anmutiger Dinge die düsteren Gedanken verjagen, die im Grunde ihren Geistes wohnten.

Ein perigordischer Dichter, — Margarethe war in der Provinz wie in Paris immer der Stern der Dichter, — ein perigordischer Dichter hatte folgendes Sonett in dieser Hinsicht gemacht:

»Sie will«, sagte er, »durch die Sorge, mit der sie Garnison in ihren Geist legt, die traurigen Erinnerungen daraus vertreiben.«

Am Fuße des Throns geboren, die Tochter, die Schwester, die Frau eines Könige, hatte Margarethe in der Tat tief gelitten. Prahlerischer, als die des Königs von Navarra, war ihre Philosophie minder solid, weil sie nur scheinbar, nur Folge des Studiums, indes die des Königs in seinem eigenen Boden wurzelte.

Margarethe, so sehr sie auch Philosophin war oder vielmehr sein wollte, hatte schon der Zeit und dem Kummer ihre ausdrucksvollen Furchen auf ihrem Antlitz zu ziehen gestattet.

Sie war nichtsdestoweniger noch von einer merkwürdigen Schönheit, von einer Physiognomie Schönheit besonders, welche Personen niederen Ranges minder anspricht, aber den

Erhabensten gefällt, der man stets den Vorrang vor der physischen Schönheit einzuräumen geneigt ist. Margarethe hatte das freundliche, gute Lächeln, das feuchte, glänzende Auge, die geschmeidige, liebkosende Gebärde; Margarethe war, wie gesagt, immer ein anbetungswürdiges Geschöpf.

Als Frau ging sie wie eine Fürstin einher, als Königin hatte sie den Gang einer reizenden Frau.

Sie wurde auch in Nerac, wohin sie die Eleganz, die Freude, das Leben brachte, vergöttert. Sie, eine Pariser Prinzessin, hatte den Aufenthalt in der Provinz in Geduld hingenommen, dies war schon eine Tugend, für die ihr die Provinzbewohner den größten Dank wußten.

Ihr Hof war nicht allein ein Hof von Edelleuten und Damen, alles Volk liebte sie zugleich als Königin und als Frau, die Harmonie ihrer Flöten und ihrer Geigen und der Dampf und die Überbleibsel ihrer Mahle waren in der Tat für Jedermann.

Sie wußte von der Zeit einen nützlichen Gebrauch zu machen, daß jeder ihrer Tage ihr Etwas brachte und daß keiner derselben für ihre Umgebung verloren war.

Voll Galle gegen ihre Feinde, aber geduldig, um sich besser zu rächen, instinktiv unter der Hülle der Sorglosigkeit und der Langmut von Heinrich von Navarra einen bösen Willen gegen sie und das Bewußtsein von jeder ihrer Ausschweifungen fühlend, ohne Eltern, ohne Freunde, hatte sich Margarethe daran gewöhnt, mit der Liebe oder wenigstens mit dem Anschein der Liebe zu leben, und durch die Poesie und den Wohlstand Familie, Gatten, Freunde und das Übrige zu ersetzen.

Niemand außer Catharina von Medicis, Niemand, außer Chicot, Niemand außer einigen Schatten, die aus dem düsteren Reiche des Todes zurückgekommen waren, hätte zu sagen vermocht, warum die Wangen von Margarethe so bleich waren, warum ihre Augen sich unwillkürlich mit unbekannter Traurigkeit überfluteten, warum endlich ihr tiefes Herz seine Leere bis in ihrem einst so ausdrucksvollen Blicke sehen ließ.

Margarethe hatte keine Vertraute, sie wollte keine mehr, seitdem die Leute für Geld ihre Ehre und ihr Vertrauen verkauft hatten.

Margarethe ging also allein, und dies verdoppelte vielleicht in den Augen der Navarresen, ohne daß sie es selbst vermuteten, die Majestät dieser Haltung, die sich durch ihre Vereinzelung starker hervorhob.

Der böse Wille, den sie bei Heinrich fühlte, war indessen instinkartig und rührte mehr vom eigenen Bewußtsein ihres Unrechts, als von der Behandlung von Heinrich her. Der Bearner schonte in ihr eine Tochter von Frankreich; er sprach mit ihr nur mit einer botmäßigen Höflichkeit oder mit einem freundlichen sichgehenlassen; er beobachtete gegen sie bei jeder Gelegenheit und bei allen Dingen das Benehmen eines Gatten und eines Freundes.

Der Hof von Nerac, wie alle Höfe, welche in leicht zugänglichen Verhältnissen leben, überströmte auch von Harmonien in moralischer und physischer Hinsicht.

Dies waren die Studien und Betrachtungen, welche Chicot, der beobachtendste und ängstlichste Mensch, den man finden konnte, nach dem noch schwachen Anschein machte.

Von Heinrich belehrt, begab er sich in die Gemächer der Königin, doch er fand Niemand. Margarethe war, wie man ihm sagte, am Ende der schönen Allee am Fluß, und er ging in diese Allee, welche die berühmte Allee von drei tausend Schritten war, durch die der Oleander.

Als er zwei Drittel dieser Allee durchwandelt hatte, erblickte er unter einem Busch von spanischem Jasmin, Pfriemenkraut und Rebwinden eine buntscheckige Gruppe von Federn, Blumen und Sammetdegen; vielleicht war dieser ganze Trödelkram von etwas verbrauchtem Geschmack, von einer etwas veralteten Mode, doch für Nerac war er glänzend, blendend sogar. Chicot, der geraden Wege von Paris kam, war durch den Anblick befriedigt.

Es ging ein Page Chicot voran; die Königin, deren Augen mit der ewigen Unruhe schwermütiger Herzen umherschweiften, erkannte die Farben von Navarra und rief dem Pagen.

»Was willst Du, d'Aubiac?« fragte sie.

Der junge Mensch, wir hätten sagen können das Kind, denn er war kaum zwölf Jahre alt, errötete und beugte ein Knie vor Margarethe.

»Madame«, sagte er französisch, denn die Königin forderte die Verbannung den Patois aus allen dienstlichen Meldungen und allen Geschäftssachen, »ein Herr aus Paris, vom Louvre an Seine Majestät den König von Navarra abgesandt und von Seiner Majestät dem König von Navarra an Euch geschickt, wünscht Eure Majestät zu sprechen.«

Ein plötzlichen Feuer färbte das schöne Antlitz von Margarethe.

Sie wandte sich rasch und mit dem peinlichen Gefühle um, das bei jeder Veranlassung lange Zeit bedrückte Herzen durchdringt.

Chicot stand unbeweglich zwanzig Schritte von ihr.

Ihre scharfen Augen erkannten an der Haltung und der Silhouette, denn der Gascogner hob sich vom orangefarbenen farbigen Grunde des Himmels ab, eine bekannte Tournure; sie verließ den Kreis, statt den Ankömmling näher hinzutreten zu heißen.

Während sie sich indessen drehte, um die Gesellschaft zu verabschieden, machte sie mit der Spitze der Finger einem von den reichstgekleideten und schönsten Edelleuten ein Zeichen.

Der Abschied für Alle war in Wirklichkeit nur ein Abschied für einen Einzigen.

Da jedoch der bevorzugte Cavalier, trotz des Grußes, durch den man ihn zu beruhigen beabsichtigte, nicht ohne Unruhe zu sein schien, und da ein Frauenauge Alles sieht, so sprach Margarethe:

»Herr von Turenne, wollt diesen Damen sagen, ich komme im Augenblick zurück.«

Der hübsche Edelmann mit dem weiß und blauen Wamms verbeugte sich mit mehr Leichtigkeit, als es ein gleichzeitiger Höfling getan hätte.

Die Königin trat rasch auf Chicot zu, der diese ganze Szene, welche so sehr mit den Ausdrücken des Briefes, den er brachte, im Einklang stand, mit prüfendem Auge betrachtet hatte, ohne sich um einen Zoll von der Stelle zu rühren.

»Herr Chicot!« rief Margarethe erstaunt.

»Zu den Füßen Eurer Majestät«, sprach Chicot, »Eurer Majestät, welche stets gut und stets schön, und immer Königin ist, wie im Louvre, so im Nerac.«

»Es ist ein Wunder, Euch so fern von Paris zu sehen, mein

Herr.«

»Verzeiht, Madame, nicht der arme Chicot hat den Gedanken gehabt, dieses Wunder zu tun.«

»Ich glaube das wohl, Ihr wart tot, wie man sagte.«

»Ich spielte den Toten.«

»Was wollt Ihr von uns, Herr Chicot, sollte ich so glücklich sein, daß man sich der Königin von Navarra in Frankreich erinnerte?«

»Oh! Madame«, erwiderte Chicot lächelnd, »seid unbesorgt, man vergißt die Königinnen bei uns nicht, wenn sie Euer Alter und besondere Eure Schönheit haben.«

»Man ist also immer artig in Paris?«

»Der König von Frankreich«, sprach Chicot, ohne die letzte Frage zu beantworten, »der König von Frankreich schreibt sogar an den König von Navarra über diesen Gegenstand.«

Margarethe errötete.

»Er schreibt?« fragte sie.

»Ja, Madame.«

»Habt Ihr den Brief gebracht?«

»Gebracht, nein, aus Gründen, die Euch der König von Navarra erklären wird, aber auswendig gelernt und aus dem Gedächtnis wiederholt.«

»Ich begreife; der Brief war wichtig, und Ihr befürchtet, er könnte verloren gehen oder Euch gestohlen werden.«

»So ist es, Madame; Eure Majestät entschuldige mich; aber der Brief war lateinisch geschrieben.«

»Oh! sehr gut!« rief die Königin, »Ihr wißt, daß ich das Lateinische verstehe.«

»Und der König von Navarra versteht es auch?« fragte Chicot.

»Mein lieber Herr Chicot«, erwiderte Margarethe, »es ist sehr schwer, zu wissen, was der König von Navarra weiß oder nicht weiß.«

»Ah! ah!« machte Chicot, glücklich zu sehen, daß er nicht allein den Schlüssel die Rätsels suchte.

»Wenn man dem Anschein glauben darf«, fuhr Margarethe fort, »versteht er es sehr schlecht, denn nie begreift er, oder er scheint wenigstens nie zu begreifen, wenn ich mit einem von Hofe in

dieser Sprache spreche.«

»Ah! Teufel!« machte Chicot und biß sich auf die Lippen.

»Habt Ihr ihm den Brief vorgesagt?« fragte Margarethe.

»Er war an ihn gerichtet.«

»Und er schien ihn zu verstehen?«

»Nur zwei Worte.«

»Welche?«

»**Turennius** und **Margota**.«

»**Turennius** und **Margota**?«

»Ja; diese zwei Worte finden sich im Brief.«

»Was hat er sodann getan?«

»Er hat mich zu Euch geschickt.«

»Zu mir?«

»Ja, indem er sagte, dieser Brief scheine zu wichtige Dinge zu enthalten, als daß man ihn durch einen Fremden übersetzen lassen könnte, und es wäre besser, wenn Ihr es tätet, Ihr die Schönste der Gelehrten und die Gelehrteste unter den Schönen.«

»Ich werde Euch anhören, Herr Chicot, da es der Befehl des Königs ist, daß ich Euch höre«, sprach Margarethe etwas bewegt.

»Ich danke, Madame; wo beliebt es Eurer Majestät, daß ich spreche?«

»Hier; nein, nein, bei mir vielmehr; ich bitte, kommt in mein Kabinett.«

Margarethe schaute mit einem tief forschenden Blicke Chicot an, der sie, wohl aus Mitleid mit ihr, eine Ecke der Wahrheit hatte erschauen lassen.

Die arme Frau fühlte das Bedürfnis einer Unterstützung, einer Rückkehr zur Liebe vielleicht, um die Prüfung auszuhalten, die sie bedrohte.

»Vicomte«, sprach sie zu Herrn von Turenne, »Euren Arm die zum Schloß. Habt die Güte, uns voranzugehen, Herr Chicot.«

Zweites Kapitel.

Das Kabinett von Margarethe.

Man soll uns nicht beschuldigen, wir schildern nur Festons und Astragalen und führen den Leser nur flüchtig durch den Garten; wie der Herr so die Wohnung, und wenn es nicht unnütz war, die Allee von tausend Schritten und das Kabinett von Heinrich zu malen, so kann es auch von einigem Interesse sein, das Kabinett von Margarethe zu beschreiben.

Parallel mit dem von Heinrich, durchbrochen von Nebentüren, die sich auf Zimmer und Gänge öffnen, von Fenstern, wie die Türen gefällig und stumm, und geschlossen mit eisernen Jalousien, in deren Schlössern sich die Schlüssel geräuschlos drehen, dies ist dem Äußern nach das Kabinett der Königin.

Im Inneren moderne Geräte, Tapetenwerk in einem Geschmack nach der Mode des Tages, Gemälde, Schmelzarbeiten, Fayence, wertvolle Waffen, Tische mit griechischen, lateinischen und französischen Manuskripten und Büchern beladen, Vögel in ihren Bauern, Hunde auf den Teppichen, eine ganze Welt endlich: Vegetabilien und Animalien ein gemeinschaftliches Leben mit Margarethe lebend.

Leute von erhabenem Geist oder von einem überströmenden Leben können nicht allein im Dasein gehen, sie begleiten jeden ihrer Sinne, jede ihrer Neigungen mit jedem Ding, das mit ihnen im Einklang ist und das ihre Anziehungskraft in ihren Wirbel zieht, so daß sie, statt gelebt zu baden wie gewöhnliche Leute, ihre Empfindungen verzehnfacht und ihre Existenz verdoppelt haben.

Epicur ist offenbar ein Heros für die Menschheit; die Heiden selbst haben ihn nicht begriffen, es war ein strenger Philosoph, der aber dadurch, daß er wollte, es sollte nichts von der Summe unserer Mittel und Quellen verloren gehen, in seiner unbeugsamen Ökonomie Jedem, der mit Geist zu Werke geht, Vergnügen verschaffte, wo der nur bestialisch Handelnde Schmerzen und Entbehrungen gefunden hätte.

Die Königin war vor Allem eine Frau, die den Epicur in

griechischer Sprache verstand, was das geringste ihrer Verdienste war; sie beschäftigte ihr Leben so gut, daß sie sich aus tausend Schmerzen ein Vergnügen zu bilden wußte, was ihr in ihrer Eigenschaft als Christin Anlaß gab, Gott viel öfter zu preisen, als Andere — mochte er nun Gott oder Thebe, Jehovah oder Magog heißen.

Diese ganze Abschweifung beweist so klar wie der Tag die Notwendigkeit, in der wir uns befinden, die Gemächer von Margarethe zu beschreiben.

Chicot wurde eingeladen, sich in einen schönen, guten Lehnstuhl zu setzen, dessen Stickerei einen Amor darstellte, der eine Wolke von Blumen ausstreute; eine Page, der nicht d'Aubiac, aber viel schöner und viel reicher gekleidet war, als dieser, bot dem Gesandten neue Erfrischungen an.

Chicot nahm nichts an und begann, sobald der Vicomte von Turenne den Platz verlassen hatte, mit einem unstörbaren Gedächtnis den Brief des Könige von Frankreich und Polen durch die Gnade Gottes zu rezitieren.

Wir kennen diesen Brief, den wir französisch zugleich mit Chicot gelesen haben; wir hatten es also für ganz unnötig, die lateinische Übersetzung zu geben.

Chicot übertrug diese Übersetzung mit der aller seltsamsten Betonung, doch so geschickt er auch war, sein eigenes Werk zu travestieren, so faßte es doch Margarethe im Fluge auf und verbarg keines Wegs ihre Wut und Entrüstung.

Je mehr er in dem Briefe vorrückte, desto mehr vertiefte sich Chicot in die Verlegenheit, die er sich geschaffen hatte; bei einigen anstößigen Stellen, senkte er die Nase wie ein Beichtvater, der über das, was er hört in Verlegenheit gerät; und bei diesem Spiele seiner Physiognomie hatte er einen großen Vorteil, denn er, sah nicht die Augen der Königin funkeln und jede ihrer Nerven sich zusammenziehen bei dem so bestimmten Ausspruch aller ihrer ehelichen Missetaten.

Margarethe kannte die raffinierte Bosheit ihren Bruders, sie hatte bei vielen Gelegenheiten den Beweis davon erhalten; sie wußte auch, denn sie war nicht die Frau, die sich etwas verleugnete, sie wußte auch, woran sie sich in Beziehung auf die

Vorwände, die sie geliefert und die sie noch liefern konnte, zu halten hatte; während Chicot rezitierte, stellte sich allmählich in ihrem Geiste das Gleichgewicht zwischen dem gerechten Zorn und der vernünftigen Furcht wieder her.

Sich beim geeigneten Punkt entrüsten, zu rechter Zeit mißtrauen, den Nachtheil zurückstoßend die Gefahr vermeiden, die Ungerechtigkeit nachweisen und zugleich die Warnung benützen, dies war die Arbeit, die im Innern von Margarethe vorging, während Chicot seine briefliche Erzählung fortsetzte.

Man darf nicht glauben, daß Chicot seine Nase ewig gesenkt hielt. Chicot schlug bald ein Auge, bald das andere auf, und er beruhigte sich dann, als er sah, daß die Königin unter ihren halb zusammengezogenen Brauen ganz sachte einen Entschluß faßte.

Er vollendete also mit ziemlich viel Ruhe die Grüße des königlichen Briefes.

»Beim heiligen Abendmahl«, sprach die Königin, als Chicot geendigt hatte, »mein Bruder schreibt hübsch Lateinisch; welche Lebhaftigkeit, welcher Styl! Ich hätte nie geglaubt, daß er so stark wäre.«

Chicot machte eine Bewegung mit dem Auge und öffnete die Hände wie ein Mensch der sich das Ansehen gibt, als billigte er aus Höflichkeit, während er nichts versteht.

»Ihr versteht es nicht?« sagte die Königin, welche mit allen Sprachen vertraut war, selbst mit der Mimik. »Ich glaubte, Ihr wäret ein starker Lateiner, mein Herr.«

»Madame, ich habe es vergessen; Alles, was ich heute weiß, Alles, was ich von meiner alten Wissenschaft noch übrig habe, ist, daß das Lateinische keinen Artikel, daß es einen Vocativ hat, und daß der Kopf in dieser Sprache sächlichen Geschlechtes ist.«

»Ah! wahrhaftig!« rief eintretend eine ganz heitere und ganz geräuschvolle Person.

Chicot und die Königin wandten sich mit einer Bewegung um.

»Wie?« sagte Heinrich hinzutretend, oder Kopf ist im Lateinischen sächlichen Geschlechts, Herr Chicot . . . und warum ist er denn nicht männlichen Geschlechts?«

»Ah! Sire«, antwortete Chicot, »ich weiß es nicht und wundere mich darüber wie Eure Majestät.«

»Ich wundere mich auch darüber«, sagte Margarethe träumerisch.

»Das muß so sein«, sprach der König, »weil bald der Mann, bald die Frau die Herren sind, und zwar je nach dem Temperament des Mannen oder der Frau.«

Sich verbeugend sagte Chicot:

»Das ist offenbar der beste Grund, den ich kenne.«

»Desto besser, es freut mich unendlich, daß ich ein besserer Philosoph bin, als ich glaubte. Doch kommen wir nun auf den Brief zurück; wißt, Madame, daß ich vor Verlangen brenne, die Neuigkeiten vom französischen Hofe zu erfahren, und nun bringt sie mir dieser brave Herr Chicot gerade in lateinischer Sprache; sonst . . . «

»Sonst?« wiederholte Margarethe.

»Sonst würde ich mich daran ergötzen, *Ventre-saint-gris!* Ihr wißt, wie sehr ich die Neuigkeiten liebe, und besonders die skandalösen Neuigkeiten, — wie sie mein Schwager Heinrich von Valois so gut zu erzählen weiß.«

Bei diesen Worten setzte sich Heinrich von Navarra und rieb sich die Hände.

»Sprecht, Herr Chicot«, fuhr der König mit der Miene einer Mannen fort, der sich recht zu weiden anschickt, — »Ihr habt den Brief meiner Frau vorgesagt, nicht wahr?«

»Ja, Sire.«

»Nun, mein Herzchen, erzählt mir ein wenig, was dieser Brief enthält.«

»Sire«, sprach Chicot, der sich durch die Freiheit, von welcher ihm die königlichen Gatten ein Beispiel gaben, etwas behaglicher fühlte, »befürchtet Ihr nicht, das Lateinische, in dem der Brief geschrieben ist, sei ein schlechtes Anzeichen?«

»Warum dies?« fragte der König.

Dann sich an seine Frau wendend:

»Nun! Madame?«

Margarethe sammelte sich ein wenig, als ob sie einen um den andern, um ihn zu erläutern, die Sätze aufnahm, welche von Chicot's Munde gefallen waren.

»Unser Bote hat Recht«, sagte sie, als sie diese Prüfung vollendet und ihren Entschluß gefaßt hatte, »das Lateinische ist ein schlimmes Anzeichen.«

»Wie!« rief Heinrich, »sollte dieser Brief böse Worte enthalten? Nehmt Euch in Acht, Herzchen, der König, Euer Bruder, ist ein Schreiber erster Stärke und äußerster Höflichkeit.«

»Selbst wenn er mich in meiner Sänfte beleidigen läßt, wie dies einige Meilen von Sens geschehen ist, als ich von Paris abreiste, um zu Euch zu kommen, Sire!«

»Wenn man einen Bruder von strengen Sitten hat«, sagte Heinrich mit jenem unbeschreibbaren Tone, der die Mitte zwischen dem Ernste und dem Scherz hielt, »einen Bruder, der König, einen Bruder, der kitzelig . . . «

»Er muß es nur für die wahre Ehre seiner Schwester und seiner Hauses sein, denn ich denke nicht, Sire, daß Ihr, wenn Euch Eure Schwester Catharina d'Albret ein Ärgernis bereitete, dieses Ärgernis durch einen Kapitän der Garden enthüllen würdet.«

»Oh! ich bin ein guter, patriarchalischer Bürgersmann, und kein König«, sagte Heinrich, »oder wenn ich es bin, ist es zum Lachen, und, meiner Treue! ich lache; aber der Brief, der Brief: da er an mich gerichtet ist, wünsche ich zu wissen, was er enthält.«

»Er ist ein hinterlistiger Brief, Sire.«

»Bah!«

»Oh, ja! er enthält mehr Verleumdungen, als es braucht, um nicht nur einen Mann mit seiner Frau, sondern auch einen Freund mit allen seinen Freunden zu entzweien.«

»Hoho!« machte Heinrich, indem er sich aufrichtete und sein von Natur so offenes, so treuherziges Gesicht mit einem geheuchelten Mißtrauen bewaffnete, »einen Mann und eine Frau entzweien, Euch und mich also?«

»Euch und mich, Sire.«

»Und worin, mein Herzchen?«

Chicot fühlte sich auf Dornen und würde, obgleich er hungrig war, viel gegeben haben, wenn er hätte ohne Abendbrot schlafen gehen können.

»Die Wolke wird platzen«, murmelte er in sich, »die Wolke wird platzen.«

»Sire«, sprach die Königin,. »ich bedaure, daß Eure Majestät das Lateinische vergessen hat, das man sie doch hat lehren müssen.«

»Madame, ich erinnere mich nur noch eines Satzes von all dem Lateinischen, das ich gelernt habe, dies ist der Satz: **Deus et virtus aeterna**; eine seltsame Vereinigung von Masculinum, Femininum und Neutrum, die mir mein Professor immer nur durch das Griechische erklären konnte, das ich noch weniger verstand, als das Lateinische.«

»Sire«, fuhr die Königin fort, »wenn Ihr es verstündet, würdet Ihr in dem Briefe viele Komplimente von allerlei Art für mich sehen.«

»Oh! sehr gut!« sagte der König.

»**Optime!**« murmelte Chicot.

»Aber inwiefern«, fragte Heinrich, »inwiefern können uns Komplimente entzweien, Madame? denn so lange Euch mein Schwager Heinrich Komplimente macht, bin ich der Ansicht von meinem Schwager Heinrich; würde man Schlimmes von Euch in diesem Briefe sagen, ah! das wäre etwas Anderes, Madame, und ich würde die Politik meines Schwagers begreifen.«

»Ah! wenn man Schlimmes von mir sagte, würdet Ihr die Politik von Heinrich begreifen?«

»Ja, von Heinrich von Valois, er hat Beweggründe, uns zu entzweien, die ich kenne.«

»Geduld, Sire, denn die Komplimente sind nur ein höflicher Eingang, um zu verleumderischen Insinuationen gegen Eure Freunde und die meinigen zu kommen.«

Und nach diesen kühn hingeworfenen Worten, wartete Margarethe, ob man sie widerlegen würde.

Chicot senkte die Nase, Heinrich zuckte die Achseln.

»Seht, mein Herzchen«, sagte er, »ob Ihr nicht Allem nach das Lateinische nicht wohl verstanden habt, und ob wirklich diese schlimme Absicht in dem Briefe meines Schwagers enthalten ist.«

So sanft und salbungreich Heinrich diese Worte sprach, schleuderte ihm die Königin von Navarra doch einen Blick voll Mißtrauen zu.

»Versteht mich ganz und gar, Sire«, sagte sie.

»Gott ist mein Zeuge, ich wünschte nichts Anderes Madame«,

erwiderte Heinrich.

»Sprecht, bedürft Ihr Eurer Diener oder bedürft Ihr derselben nicht?«

»Ob ich ihrer bedarf, mein Herzchen? Eine schöne Frage! Mein Gott! was sollte ich ohne sie und auf meine eigenen Kräfte beschränkt tun?«

»Nun wohl, Sire! der König will Euch Eure besten Diener abspenstig machen.«

»Das soll er mir ja tun!«

»Bravo, Sire«, murmelte Chicot.

»Ei! allerdings!« sagte Heinrich, mit jener erstaunlichen Gutmütigkeit, die ihm so eigentümlich war, daß sich bis an seines Lebens Ende Jeder dadurch hintergehen ließ, — »denn meine Diener sind mir durch das Herz und nicht durch das Interesse zugetan. Ich habe ihnen nichts zu geben.«

»Ihr gebt ihnen Euer Herz, Eure Treue, Sire, und das ist die beste Wiedervergeltung eines Königs für seine Freunde.«

»O, meine Liebe, und dann?«

»Nun! Sire, traut ihnen nicht mehr.«

»Ventre-saint-gris! das wird nur geschehen, wenn sie mich dazu zwingen, nämlich wenn sie es nicht mehr verdienen.«

»Gut, Sire, dann wird man Euch beweisen. daß sie es nicht mehr verdienen..«

»Ah! ah!« machte der König, »aber wodurch?«

Chicot senkte abermals den Kopf, wie er es immer in peinlichen Augenblicken tat.

»Ohne zu kompromittieren, kann ich Euch das nicht erzählen, Sire . . . « erwiderte Margarethe.

Und sie schaute umher.

Chicot begriff, daß er lästig war, und wich zurück.

»Lieber Bote«, sagte der König zu ihm, »wollt mich in meinem Kabinett erwarten: die Königin hat mir etwas Besonderes, etwas für meinen Dienst Nützliches, wie ich sehe, zu sagen.«

Margarethe blieb unbeweglich, abgesehen von einem kleinen Zeichen mit dem Kopf, das Chicot allein aufgefaßt zu haben glaubte.

Da er sah, daß er den beiden Gatten Vergnügen machte, wenn er wegging, so stand er auf und verließ das Zimmer mit einer einzigen Verbeugung vor Beiden.

Drittes Kapitel.

Komposition in Version.

Diesen Zeugen entfernen, den Margarethe für stärker im Lateinischen hielt, als er es zugestehen wollte, war schon ein Triumph oder wenigstens ein Pfand der Sicherheit für sie, denn, wie gesagt, Margarethe hielt Chicot nicht für so wenig wissenschaftlich gebildet, als er es scheinen wollte, während sie mit ihrem Gatten allein jedem Worte mehr Ausdehnung oder Kommentare geben konnte, als alle Scholiasten in uns je dem Platus oder Persius, diesen zwei Rätseln in großen Versen der lateinischen Welt, gegeben haben.

Heinrich und seiner Frau ward also die Befriedigung, unter vier Augen zu sein, zu Teil.

Der König hatte auf seinem Gesicht nicht einen Schein von Unruhe, nicht das entfernte Aussehen einer Drohung. Der König verstand das Lateinische offenbar nicht.

»Mein Herr«, sagte Margarethe, »ich erwarte, daß Ihr mich fragt.«

»Dieser Brief beschäftigt Euch ungemein, mein Herzchen«, erwiderte er, »beunruhigt Euch doch nicht so sehr.«

»Sire, dieser Brief ist ein Ereignis, oder sollte eines sein, denn ein König schickt auf diese Art einen Boten zu einem andern König nicht ohne Gründe von der höchsten Wichtigkeit.«

»Nun wohl! so lassen wir die Botschaft und den Boten, mein Herzchen«, sprach Heinrich, »habt Ihr nicht so etwas wie einen Ball diesen Abend?«

»Im Plan, ja, Sire«, antwortete Margarethe erstaunt, »doch es ist nichts Außerordentliches, Ihr wißt, daß wir beinahe jeden Abend tanzen.«

»Ich habe morgen eine Jagd, eine große Jagd.«

»Ah!«

»Ja, ein Treibjagen auf Wölfe.«

»Jedem sein Vergnügen, Sire; Ihr liebt die Jagd, ich den Ball, Ihr jagt, ich tanze.«

»Ja, mein Herzchen«, machte Heinrich seufzend, »und in der Tat, dabei ist nichts Schlimmes.«

»Gewiß nicht, doch Eure Majestät sagt dies seufzend.«

»Hört mich, Madame.«

Margarethe wurde ganz Ohr.

»Ich bin unruhig.«

»Worüber?«

»Über ein Gerücht, das im Umlauf ist.«

»Über ein Gerücht? Eure Majestät kümmert sich um ein Gerücht?«

»Was kann natürlicher sein, mein Herzchen, wenn Euch dieses Gerücht Kummer zu verursachen vermöchte.«

»Mir?«

»Ja, Euch.«

»Sire, ich verstehe Euch nicht.«

»Habt Ihr nichts sagen hören?« fragte Heinrich mit demselben Ton.

Margarethe fing wirklich an, im Ernste zitternd zu befürchten, es sei dies nur eine Art sie anzugreifen von Seiten ihres Gatten.

»Ich bin die am wenigsten neugierige Frau der Welt, Sire«, sprach sie, »und ich höre nie etwas Anderes, als was man mir in die Ohren bläst. Überdies schätze ich das, was Ihr Gerüchte nennt, so gering, daß ich sie kaum hören würde; wenn man sie vor mir ausspräche, um so viel mehr, da ich mir die Ohren verstopfe, wenn sie an mir vorüber kommen.«

»Eurer Ansicht nach muß man also alle diese Gerüchte verachten?«

»Durchaus, Sire, und besonders wir Könige.«

»Warum wir besonders, Madame?«

»Weil wir Könige, da wir besonders oft allen Zungen sind, wahrhaftig zu viel zu tun hätten, wenn wir uns hiermit beschäftigen wollten.«

»Nun! ich glaube, Ihr habt Recht, mein Herzchen, und ich will Euch eine vortreffliche Gelegenheit bieten, Eure Philosophie in Anwendung zu bringen.«

Margarethe dachte, der entscheidende Augenblick sei

gekommen: sie raffte ihren ganzen Mut zusammen und sprach mit ziemlich festem Ton:

»Es sei, Sire, von ganzem Herzen.«

Heinrich begann mit dem Tone eines Reumütigen, der eine große Sünde zu bekennen hat:

»Ihr wißt, wie sehr ich Anteil an meiner Tochter Fosseuse nehme.«

»Ah! ah!« rief Margarethe, welche, als sie sah, daß es sich nicht um sie handelte, eine triumphierende Miene annahm, »ja, ja, an der kleinen Fosseuse, Eurer Freundin?«

»Ja, Madame«, antwortete Heinrich immer mit demselben Tone, »ja, an der kleinen Fosseuse.«

»Meine Ehrendame?«

»Eure Ehrendame.«

»Eure Liebschaft.«

»Ah! mein Herzchen, Ihr sprecht da wie eines von den Gerüchten, die Ihr so eben schmähdet.«

»Es ist wahr Sire«, sagte Margarethe lächelnd, »ich bitte demütig um Verzeihung.«

»Mein Herzchen, Ihr habt Recht, öffentliche Gerüchte lügen oft, und wir Könige müssen notwendig dieses Theorem zum Axiom machen . . . Ventre-saint-gris! ich glaube, ich spreche griechisch, Madame!« rief Heinrich und brach in ein Gelächter aus.

Margarethe las eine Ironie in diesem geräuschvollen Lachen und besonders in dem Blick, den es begleitete.

Sie wurde wieder ein wenig unruhig.

»Also Fosseuse?« sagte sie.

»Fosseuse ist krank, mein Herzchen, und die Ärzte verstehen nichts von ihrer Krankheit.«

»Das ist seltsam, Sire, Fosseuse, die nach der Behauptung Eurer Majestät immer vernünftig geblieben ist; Fosseuse, die, wenn man Euch hört, einem König widerstanden wäre, wenn ihr ein König eine Liebeserklärung gemacht hatte; Fosseuse, diese Blüte der Reinheit, dieser durchsichtige Kristall, muß das Auge der Wissenschaft sie in den Grund ihrer Freuden und Leiden dringen lassen.«

»Ach! dem ist nicht so«, sprach der Bearer traurig.

»Wie?« rief die Königin mit jener stürmischen Bosheit, welche die erhabenste Frau unfehlbar wie einen Pfeil auf eine andere Frau schleudert, »wie, Fosseuse ist keine Blüte der Reinheit?«

»Ich sage das nicht«, erwiderte Heinrich trocken, »Gott soll mich behüten, daß ich Jemand anklage. Ich sage, die Fosseuse sei von einem Übel befallen worden, das sie so hartnäckig vor den Ärzten verheimlicht.«

»Es mag sein, vor den Ärzten, doch vor Euch, ihrem Vertrauten, ihrem Vater . . . das kommt mir sonderbar vor.«

»Ich weiß auch nicht mehr, mein Herzchen«, erwiderte Heinrichs indem er wieder sein freundliches Lächeln annahm, »oder wenn ich mehr weiß, halte ich es für geeignet, hierbei stehen zu bleiben.«

»Dann Sire«, sprach Margarethe, die an der Wendung des Gesprochen zu erraten glaubte, sie habe eine Verzeihung zu bewilligen, während sie zuvor dachte, sie müsse um eine bitten, »dann Sire, weiß ich nicht, was Eure Majestät will, und ich erwarte eine Erklärung.«

»Nun wohl! mein Herzchen, da Ihr dies erwartet, so will ich Euch Alles erzählen.«

Margarethe machte eine Bewegung, um anzudeuten, sie sei zu hören bereit.

»Ihr müßtet«, fuhr Heinrich fort, »doch das hieße zu viel von Euch verlangen, Madame . . . «

»Sprecht immerhin, Sire.«

»Ihr müßtet die Gefälligkeit haben, Euch zu meiner Tochter Fosseuse zu begeben.«

»Ich diesem Mädchen einen Besuch machen, von dem man sagt, es habe die Ehre, Eure Geliebte zu sein, eine Ehre, die Ihr nicht ablehnt!«

»Sachte, sachte, mein Herzchen. Bei meinem Ehrenwort, Ihr würdet mit diesen Ausrufungen Skandal machen, und ich weiß nicht, ob der Skandal, den Ihr machtet, nicht den französischen Hof freuen würde; denn in dem Brief des Königs, meines Schwagers, den mir Chicot vorgesagt hat, stand: **Quotidie scandalum**, daß heißt für einen traurigen Humanisten, wie ich

bin, **quotidiennement scandale.**«¹³

Margarethe machte eine Bewegung.

»Man braucht hierzu das Lateinische nicht zu verstehen«, fuhr Heinrich fort, »das ist beinahe französisch.«

»Aber, Sire, auf wen waren diese Worte anzuwenden?« fragte Margarethe.

»Ah! das ist es, was ich nicht begreifen konnte. Doch Ihr, die Ihr das Lateinische versteht, werdet mir helfen, wenn wir hierbei sind, mein Herzchen.«

Margarethe errötete bis über die Ohren, während Heinrich, den Kopf gesenkt, die Hand in der Luft, sich die Miene gab, als suchte er naiver Weise, auf welche Person seines Hofes sich das **quotidie scandalum** anwenden ließe.

»Es ist gut, mein Herr«, sprach die Königin, »Ihr wollt mich im Namen der Eintracht zu einem demütigen Schritt antreiben; im Namen der Eintracht werde ich gehorchen.«

»Ich danke mein Herzchen, ich danke.«

»Aber, was soll der Zweck dieses Besuches sein, mein Herr?«

»Das ist ganz einfach, Madame.«

»Man muß es mir doch sagen, da ich einfältig genug bin, es nicht zu erraten.«

»Nun wohl! Ihr werdet Fosseuse mitten unter Ehrenfräulein in ihrem Zimmer liegend finden. Solche Mädchen sind, wie Ihr wißt, so neugierig und so indiskret, daß man nicht weiß, zu welchem äußersten Schritt die Fosseuse veranlaßt werden wird.«

»Sie befürchtet also etwas«, rief Margarethe mit verdoppeltem Zorn und Haß, »sie will sich also verbergen?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Heinrich. »Ich weiß nur, daß sie notwendig das Gemach der Ehrenfräulein verlassen muß.«

»Will sie sich verbergen, so zähle sie nicht auf mich, Ich kann die Augen über gewisse Dinge schließen, aber nie werde ich mich zur Mitschuldigen machen . . . «

Margarethe erwartete die Wirkung ihres Ultimatums.

Doch Heinrich schien nichts gehört zu haben, er hatte seinen Kopf auf seine Brust fallen lassen und wieder jene nachdenkende Stellung angenommen, welche Margarethe einen Augenblick

zuvor aufgefallen war.

»**Margota**«, murmelte er, »**Margota cum Turennio**« Das sind die zwei Namen, die ich suchte, Madame, »**Margota cum Turennio**«.«

Margarethe wurde diesmal dunkelrot.

»Verleumdungen, Sire«, rief sie, »wollt Ihr mir Verleumdungen wiederholen!«

»Was für Verleumdungen?« fragte Heinrich auf das Allernatürlichste, »seht ihr hierin Verleumdungen, Madame? Es ist seine Stelle aus dem Briefe meines Schwagers, der ich mich erinnere: **Margota cum Turennio conveniunt in castello nomine Loignac**. Ich muß mir den Brief offenbar durch einen Geistlichen übersetzen lassen.«

»Lassen wir von diesem Spiele ab, Sire«, sprach Margarethe ganz bebend, »sagt mir gerade heraus, was Ihr von mir erwartet.«

»Nun, mein Herzchen, ich wünschte, Ihr würdet die Fosseuse von den Fräulein trennen, und ihr, nachdem Ihr sie in ein eigenes Zimmer gebracht habt, einen einzigen Arzt, einen verschwiegenen Arzt, den Eurigen zum Beispiel schicken.«

»Oh! ich sehe, was das ist«, rief die Königin.

»Fosseuse, die mit ihrer Tugend prahlte, Fosseuse, die eine lügenhafte Jungfräulichkeit zur Schau trug, Fosseuse ist in anderen Umständen und ihrer Niederkunft nahe.«

»Ich sage das nicht, mein Herzchen, ich sage das nicht. Ihr behauptet es.«

»So ist es, mein Herr, so ist es«, rief Margarethe, »Euer schmeichelnder Ton, Eure falsche Demut beweisen es mir. Doch es gibt Opfer, die man, und wäre man ein König, nicht von seiner Frau verlangt. Löst Euch vom Unrecht des Fräulein von Fosseuse, Sire, Ihr seid Ihr Mitschuldiger, das geht Euch an; dem Schuldigen die Strafe und nicht dem Unschuldigen.«

»Dem Schuldigen, gut! Ihr erinnert mich abermals an die Worte des furchtbaren Briefes.«

»Wie so?«

»Ja, schuldig heißt **nocens**, nicht wahr?«

»Ja, mein Herr, **nocens**.«

»Nun wohl! in dem Briefe steht: **Margota cum Turennio, ambo**

nocentes, conveniunt in castello nomine Loignac. Mein Gott! wie beklage ich es, daß mein Geist nicht so gut ausgerüstet, als mein Gedächtnis sicher ist.«

»**Ambo nocentes**«, wiederholte Margarethe ganz leise und bleicher als ihr gefältelter Spitzenkragen, »er hat verstanden, er hat verstanden.«

»**Margota cum Turenno, ambo nocentes.** Was Teufels wollte mein Schwager mit **ambo** sagen?« fuhr Heinrich unbarmherzig fort. »Ventre-saint-gris! es ist zum Erstaunen, daß Ihr, die Ihr das Lateinische so gut versteht, mir noch nicht die Erklärung von diesem Satz gegeben habt, der mich so sehr beschäftigt.«

»Sire, ich habe schon die Ehre gehabt, Euch zu sagen . . . «

»Ei! bei Gott! da geht Turenno gerade unter Euren Fenstern spazieren und schaut in die Luft, als ob er Euch erwartete, der arme Junge. Ich will ihm ein Zeichen machen, daß er heraufkommt; er ist sehr gelehrt und wird mir sagen, was ich wissen will.«

»Sire, Sire!« rief Margarethe, indem sie sich in ihrem Lehnstuhle erhob und die Hände faltete, »seid ein wenig größer, als alle diese Störenfriede und Verleumder in Frankreich.«

»Ei! mein Herzchen, mir scheint, man ist in Navarra nicht nachsichtiger als in Frankreich, und so eben wart Ihr sehr streng in Beziehung auf die arme Fosseuse?«

»Ich streng?« rief Margarethe.

»Bei Gott! ich appelliere an Euer Gedächtnis; wir sollten doch nachsichtig sein, Madame; wir führen ein so süßes Leben, Ihr auf den Bällen, die Ihr liebt, ich bei den Jagden, die ich liebe.«

»Ja, ja, Sire«, sprach Margarethe, »Ihr habt Recht, seien wir nachsichtig.«

»Oh! ich war Eures Herzens sicher, mein Liebchen.«

»Ihr kennt mich, Sire.«

»Ja. Ihr werdet also zu Fosseuse gehen, nicht wahr?«

»Ja, Sire.«

»Sie von den andern Mädchen trennen?«

»Ja, Sire.«

»Ihr Euren Arzt geben?«

»Ja, Sire.«

»Und keine Wachen. Die Ärzte sind verschwiegen ihrem Stande gemäß, die Wachen sind schwatzhaft aus Gewohnheit.«

»Das ist wahr, Sire.«

»Und wenn unglücklicher Weise das, was man sagt, wahr, wenn das arme Mädchen schwach gewesen und unterlegen wäre . . . «

Heinrich schlug die Augen zum Himmel auf.

»Was möglich ist«, fuhr er fort. »Das Weib ist gebrechlich; **res fragilis mulier**, wie das Evangelium sagt.«

»Nun, Sire, ich bin ein Weib und weiß, daß ich Nachsicht mit andern Weibern haben muß.«

»Ah! Ihr wißt Alles, mein Herzchen; Ihr seid in der Tat ein wahres Muster der Vollkommenheit und . . . «

»Und?«

»Ich küsse Euch die Hände . . . «

»Glaubt jedoch, Sire«, sprach Margarethe, »daß ich nur Euch zu Liebe ein solches Opfer bringe.«

»Ah! ah!« sagte Heinrich, »ich kenne Euch wohl und mein Schwager von Frankreich auch, er, der so viel Gutes von Euch in seinem Briefe sagt und beifügt: Fiat **sanum exemplum statim, atque res certior eveniet**. Dieses gute Beispiel ist ohne Zweifel das, welches Ihr gebt.«

Und Heinrich küßte die halb in Eis verwandelte Hand von Margarethe.

Dann blieb er noch einmal auf der Türschwelle stehen und sprach:

»Tausend Zärtlichkeiten von mir an Fosseuse, Madame; sorgt für sie, wie Ihr es mir versprochen habt; ich gehe auf die Jagd; vielleicht werde ich Euch erst bei meiner Rückkehr wiedersehen, vielleicht sogar nie mehr . . . Diese Wölfe sind so schlimme Tiere; kommt, daß ich Euch umarme, mein Herzchen.«

Er umarmte Margarethe beinahe liebevoll, und ließ sie erstaunt über Alles, was sie gehört, in ihrem Kabinett.

Viertes Kapitel.

Der spanische Botschafter.

Der König suchte Chicot in seinem Kabinett wieder auf.

Chicot war voll Bangigkeit über die Erklärung.

»Nun! Chicot?« fragte Heinrich.

»Nun! Sire«, antwortete Chicot.

»Du weißt nicht, was die Königin behauptet?«

»Nein.«

»Sie behauptet, Dein verfluchtes Lateinisch werde unsere ganze Ehe in Verwirrung bringen.«

»Ei! Sire«, rief Chicot, »vergessen wir um Gotteswillen dieses Lateinische und Alles ist abgemacht. Es ist nicht dasselbe mit einem Stück deklamierem Lateinisch, wie mit einem Stück geschriebenem Lateinisch, der Wind trägt das Eine fort, dem Feuer gelingt es zuweilen nicht, das Andere zu verzehren.«

»Der Teufel soll mich holen, ich denke nicht mehr daran«, sagte Heinrich.

»Das ist gut.«

»Meiner Treue, ich habe etwas ganz Anderes zu tun, als hieran zu denken.«

»Eure Majestät zieht es vor, sich zu vergnügen?«

»Ja, mein Sohn«, erwiderte Heinrich ziemlich unzufrieden mit dem Tone, in dem Chicot diese wenigen Worte ausgesprochen hatte, »ja, meine Majestät liebt es mehr, sich zu vergnügen.«

»Verzeiht, ich belästige vielleicht Eure Majestät?«

»Ei! mein Sohn«, sagte Heinrich die Achseln zuckend, »ich habe Dir schon gesagt, es sei hier nicht wie im Louvre. Hier treibt man am hellen Tag jede Liebe, — jeden Krieg, — jede Politik.«

Der Blick des Königs war so sanft, sein Lächeln so wohlwollend, daß Chicot dadurch ganz kühn gemacht wurde.

»Krieg und Politik weniger als Liebe, nicht wahr, Sire?« sagte er.

»Meiner Treue, ja, mein lieber Freund, ich gestehe es; dieses

Land ist so schön, diese Weine des Languedoc sind so schmackhaft, diese Frauen von Navarra sind so hübsch!«

»Ah! Sire«, entgegnete Chicot, »mir scheint, Ihr vergeßt die Königin: sind die Navarresinnen zufällig schöner und gefälliger? Dann mache ich den Navarresinnen mein Kompliment.«

»Ventre-saint-gris! Du hast Recht, Chicot ich vergaß, daß Du Botschafter bist, daß Du Heinrich III. vertrittst, daß König Heinrich III. der Bruder von Margarethe ist, und daß ich folglich in Deiner Gegenwart der Schicklichkeit halber Frau Margarethe über alle Frauen stellen, muß! Doch Du wirst meine Unvorsichtigkeit entschuldigen, ich bin nicht mehr an Gesandte gewöhnt, mein Sohn.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe des Kabinetts und d'Aubiac meldete mit lauter Stimme:

»Der Herr Botschafter von Spanien.«

Chicot machte von seinem Lehnstuhle einen Sprung, der dem König ein Lächeln entriß.

»Meiner Treue«, sagte Heinrich, »ich werde hier auf eine Weise Lügen gestraft, wie ich es nicht erwartet hätte. Der Botschafter von Spanien! Was Teufels will er hier?«

»Ja«, wiederholte Chicot, »was will er hier?«

»Wir werden es erfahren«, versetzte Heinrich, »vielleicht hat unser Nachbar, der Spanier, eine Grenzstreitigkeit mit uns zu verhandeln.«

»Ich entferne mich«, sprach Chicot demütig. »Es ist ohne Zweifel ein wahrer Botschafter, den Euch Seine Majestät König Philipp II. schickt, während ich . . . «

»Der Botschafter von Frankreich dem Spanier das Terrain abtreten, und zwar in Navarra, Ventre-saint-gris! das wird nicht geschehen; öffne dieses Bücherkabinett, Chicot, und gehe hinein.«

»Aber ich werde dort unwillkürlich Alles hören, Sire.«

»Ah! Du wirst Alles hören, alle Teufel! was liegt mir daran? ich habe nichts zu verbergen. Ah! doch spricht, Herr Botschafter, habt Ihr mir nichts mehr im Auftrage des Königs, Eures Herrn, zu sagen?«

»Nein, Sire, durchaus nichts mehr.«

»Gut, so hast Du nur noch zu sehen und zu hören, wie es alle Gesandte der Erde tun; Du wirst also vortrefflich in diesem Kabinett sein, um Deines Amtes zu warten. Sieh mit allen Deinen Augen und höre mit allen Deinen Ohren, mein lieber Chicot.«

Dann fügte er bei:

»Sage meinem Kapitän der Leibwachen, er möge den Herrn Botschafter von Spanien einführen.«

Als Chicot diesen Befehl hörte, trat er eiligst in das Büchercabinet, dessen Türvorhang er sorgfältig schloß.

Ein langsamer und abgemessener Schritt erscholl auf dem sonoren Boden: es war der des Botschafters von Seiner Majestät König Philipp II.

Als die geheiligten Präliminarien nach den einzelnen Vorschriften der Etiquette beendet waren und Chicot sich aus seinem Versteck überzeugt hatte, daß Heinrich sehr gut Audienz zu geben wußte, fragte der Gesandte in spanischer Sprache, welche jeder Gascogner oder Bearner so gut als die seiner Heimat wegen der ewigen Ähnlichkeiten versteht:

»Kann ich frei zu Eurer Majestät sprechen?«

»Ihr könnt ich mein Herr«, antwortete der Bearner.

Chicot öffnete zwei weite Ohren. Das Interesse war groß für ihn.

»Sire«, sagte der Botschafter, »ich bringe die Antwort Seiner katholischen Majestät.«

»Gut!« dachte Chicot »wenn er die Antwort bringt, so hat eine Frage stattgefunden.«

»Worauf?« fragte Heinrich.

»Auf Eure Eröffnungen vom vorigen Monat.«

»Meiner Treue! ich bin sehr vergeßlich«, sprach Heinrich. »Wollt mir ins Gedächtnis zurückrufen, was diese Eröffnungen betrafen, Herr Botschafter.«

»Die Einfälle der lothringischen Prinzen in Frankreich.«

»Ja, und besonders die meines Gevatters von Guise. Sehr gut, ich erinnere mich nun; fahrt fort, mein Herr, fahrt fort.«

»Sire«, sprach der Spanier, »der König, mein Herr, hat, obgleich man ihm anliegt, einen Allianzvertrag mit Lothringen zu unterzeichnen, ein Bündnis mit Navarra für loyaler und, sagen wir

es gerade heraus, für vorteilhafter gehalten.«

»Ja, sagen wir es gerade heraus.«

»Ich werde offenherzig gegen Eure Majestät sein, Sire, denn ich kenne die Intentionen des Königs meines Herrn gegen Eure Majestät.«

»Und ich, darf ich sie auch erfahren?«

»Sire, der König, mein Herr, hat Navarra nichts zu verweigern.«

Chicot drückte sein Ohr an den Türvorhang, während er sich in den Finger biß, um sich zu versichern, daß er nicht schlief.

»Wenn man mir nichts zu verweigern hat, so wollen wir einmal sehen, was ich verlangen kann«, sagte Heinrich.

»Alles, was Eurer Majestät beliebt, Sire.«

»Teufel!«

»Eure Majestät spreche also offenherzig und unumwunden.«

»Ventre-saint-gris! das setzt mich in Verlegenheit!«

»Seine Majestät, der König von Spanien will es seinem neuen Verbündeten bequem machen, der Vorschlag den ich Eurer Majestät tun werde, soll dies beweisen.«

»Ich höre«, sprach Heinrich.

»Der König von Frankreich behandelt die Königin von Navarra als geschworene Feindin; er verstößt sie, sobald er sie mit Schmach überhäuft, das unterliegt keinem Zweifel . . . Die Beleidigungen des Königs von Frankreich . . . ich bitte Eure Majestät um Verzeihung, daß ich diesen so zarten Gegenstand berühre . . . «

»Berührt ihn immerhin.«

»Die Beleidigungen des Königs von Frankreich sind öffentlich und eine anerkannte Gewißheit.«

Heinrich machte eine Bewegung des Leugnens.

»Eine anerkannte Gewißheit, da wir davon unterrichtet sind«, fuhr der Spanier fort, »ich wiederhole also, Sire: der König von Frankreich verstößt Frau Margarethe als seine Schwester, da er sie zu entehren trachtet, indem er öffentlich ihre Sänfte anhalten und sie durch einen Kapitän seiner Garden durchsuchen läßt.«

»Nun wohl! mein Herr Botschafter, worauf zielt Ihr damit ab?«

»Es gibt also nichts Leichteres für Eure Majestät, als diejenige

als Frau zu verstoßen, welche ihr Bruder als Schwester verstoßt.«

Heinrich schaute nach dem Türvorhang, hinter welchem Chicot mit bestürztem Auge den Erfolg dieses hochtrabenden Eingangs erwartete.

»Ist die Königin verstoßen«, fuhr der Botschafter fort, »so ist das Bündnis zwischen dem König von Navarra und dem König von Spanien . . . «

Heinrich versengte sich.

»Ist dieses Bündnis völlig abgeschlossen und zwar auf folgende Art: Der König von Spanien gibt die Infantin, seine Tochter, dem König von Navarra und Seine Majestät selbst heiratet Frau Catharina von Navarra, Eurer Majestät Schwester.«

Ein Schauer des Stolzes durchlief den ganzen Leib des Bearners, ein Schauer des Schreckens den ganzen Leib von Chicot. Der Eine sah am Horizont sein Glück strahlend wie eine aufgehende Sonne sich erheben, der Andere sah den Scepter und das Glück Frankreichs hinabsinken und sterben.

Unempfindlich und eiskalt sah der Spanier nichts als die Instruktionen seines Herrn.

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille; nach diesem Augenblick erwiderte der Bearer:

»Der Vorschlag ist herrlich und ehrt mich im höchsten Graden.«

»Seine Majestät«, sprach hastig der stolze Unterhändler, der auf eine Einwilligung im Augenblick des Enthusiasmus zählte, »Seine Majestät der König von Spanien gedenkt Eurer Majestät nur eine Bedingung zu stellen.«

»Ah! eine Bedingung«, versetzte Heinrich, »das ist nur zu billig; laßt die Bedingung hören.«

»Indem mein Gebieter Eure Majestät gegen die lothringischen Prinzen unterstützt, das heißt, Euch den Weg zum Tore öffnet, wünschte er sich durch ein Bündnis mit Euch ein Mittel zu erleichtern, durch das er Flandern erhalten könnte, wonach Monseigneur der Herzog von Anjou zu dieser Stunde mit allen seinen Zähnen schnappt. Eure Majestät begreift, daß mein Herr ihr hierdurch jeden Vorzug vor den lothringischen Prinzen gibt, da die Herren von Guise, seine natürlichen Verbündeten als katholische Fürsten, für sich allein eine Partei gegen den Herzog

von Anjou in Flandern bilden; Folgendes ist nun die einzige Bedingung, sie ist vernünftig und mild: Seine Majestät der König von Spanien wird sich mit Euch durch eine doppelte Heirat verbinden, er wird Euch dem König von Frankreich . . . « der Botschafter suchte einen Augenblick das geeignete Wort . . . »succediren helfen und Ihr garantiert ihm Flandern. Ich kann nun, vertraut mit der Weisheit Eurer Majestät, meine Unterhandlung als glücklich zum Abschluß gebracht betrachten.«

Ein Stillschweigen, noch tiefer als das erste, folgte auf diese Worte, ohne Zweifel um zu ihrer ganzen Gewalt die Antwort gelangen zu lassen, die der Würgeengel erwartete, um dahin oder dorthin aus Frankreich oder Spanien zu schlagen.

Heinrich von Navarra machte drei oder vier Schritte in seinem Kabinett und sprach sodann:

»Das ist also die Antwort, die Ihr mir zu überbringen beauftragt seid?«

»Ja, Sire.«

»Nichts Anderes dabei?«

»Nichts Anderes.«

»Nun wohl!« sagte Heinrich, »ich schlage das Anerbieten Seiner Majestät des Königs von Spanien aus.«

»Ihr schlagt die Hand der Infantin aus!« rief der Spanier mit einer Bestürzung der ähnlich, welche der Schmerz einer Wunde verursacht, auf den man nicht gefasst ist.

»Die Ehre ist sehr groß, mein Herr«, sagte Heinrich, das Haupt erhebend. »doch kann ich sie nicht für höher erachten, als die Ehre, eine Tochter von Frankreich geheiratet zu haben.«

»Ja, doch diese erste Verbindung brachte Euch dem Grabe nahe, die zweite bringt Euch dem Throne nahe, Sire.«

»Ein kostbares, unvergleichliches Glück, mein Herr, ich weiß es wohl, das ich jedoch nie mit dem Blute und der Ehre meiner zukünftigen Untertanen erkaufen würde. Wie! mein Herr, ich sollte den Degen ziehen gegen den König von Frankreich, meinen Schwager, für den Spanier, einen Fremden; wie! ich sollte die Fahne Frankreichs auf dem Wege des Ruhmes aufhalten, um das Werk, das begonnen hat, durch die Türme von Castillien und den Löwen von Leon vollenden zu lassen; wie! ich sollte Brüder durch

Brüder töten lassen; ich sollte den Fremden in mein Vaterland führen! Hört mich wohl, mein Herr: Ich habe meinen Nachbar, den König von Spanien, um Hilfe gegen die Herren von Guise gebeten, welche nach meinem Erbe gierige Meuterer sind, aber nicht gegen den Herzog von Anjou, meinen Schwager; nicht gegen Heinrich III., meinen Freund, nicht gegen meine Frau, die Schwester meines Königs. Ihr werdet die Guisen unterstützen, sagt Ihr, Ihr werdet ihnen Hilfe leisten. Tut es; ich schleudere auf sie und auf Euch alle Protestanten Deutschlands und die von Frankreich. Der König von Spanien will Flandern wiedererobern, das ihm entschlüpft, er tue, was sein Vater Karl V. getan hat; er verlange den Durchzug vom König von Frankreich, um seinen Titel als erster Bürger von Gent zu reklamieren, und König Heinrich III., ich stehe für ihn, wird ihm einen ebenso, redlichen Durchzug gewähren, als es König Franz I. getan hat. Ich wolle den Thron von Frankreich, sagt Seine katholische Majestät, das ist möglich; doch sie braucht ihn mir nicht erobern zu helfen; ich werde ihn wohl allein nehmen, wenn er erledigt ist, und dies — trotz aller Majestäten der Welt . . . Gott befohlen also, mein Herr. Sagt meinem Bruder Philipp, ich sei ihm sehr dankbar für seine Anerbietungen. Doch ich würde ihn auf den Tod hassen, wenn er mich, indem er sie mir machte, auch nur einen Augenblick für fähig gehalten hätte, dieselben anzunehmen.«

»Gott befohlen, mein Herr.«

Ganz erstaunt und bestürzt stammelte der Botschafter:

»Nehmt Euch in Acht, Sire, das gute Einverständnis von zwei Nachbarn hängt von einem schlimmen Worte ab.«

»Mein Herr Botschafter«, sprach Heinrich, »wißt wohl König von Navarra oder König von Nichts, das ist mir einerlei. Meine Krone ist so leicht, daß ich ihren Fall nicht einmal fühlen würde, wenn sie mir von der Stirne glitte; übrigens seid unbesorgt, ich würde sie in diesem Augenblick zu halten wissen.«

»Noch einmal, Gott befohlen, mein Herr; sagt dem König, Eurem Gebieter, mein Ehrgeiz strebe nach einem höhern Ziele als nach dem, welches er mich in der Ferne habe erblicken lassen. Lebt wohl.«

Und der Bearner, der, nicht wieder er selbst, sondern der Mann wurde, als den man ihn kannte, nachdem er sich einen

Augenblick durch die Wärme seines Heldenmutes hatte beherrschen lassen, geleitete lächelnd und voll Höflichkeit den spanischen Botschafter bis zur Schwelle seines Kabinetts zurück.



Diana, Rémy und der Aqua Tofana

Fünftes Kapitel.

Die Armen des Königs von Navarra.

Chicot war in ein so tiefes Erstaunen versunken, daß er, als Heinrich allein war, nicht daran dachte, sein Kabinett zu verlassen.

Der Bearner hob den Türvorhang auf und klopfte ihm auf die Schulter.

»Nun, Meister Chicot«, sagte er, »wir habe ich mich Eurer Ansicht nach aus der Sache gezogen?«

»Vortrefflich, Sire«, antwortete Chicot noch ganz betäubt. »Ja der Tat für einen König, der nicht oft Botschafter empfängt, empfängt Ihr sie, wenn Ihr sie empfängt, wie es scheint, gut.«

»Es ist indessen mein Schwager Heinrich, dem ich diesen Botschafter zu verdanken habe.«

»Wie so, Sire?«

»Wenn er nicht unablässig seine arme Schwester verfolgte, so würden die Anderen nicht daran denken, sie zu verfolgen. Glaubst Du, wenn der König von Spanien nicht die öffentliche Beleidigung erfahren hätte, die man der Königin von Navarra dadurch zufügte, daß ein Kapitän der Gardien ihre Sänfte durchsuchte, glaubst Du, man käme und würde mir den Vorschlag machen, sie zu verstoßen?«

»Ich fühle mich glücklich, zu glauben, daß Alles, was man versuchen dürfte, vergeblich, und daß nichts die zwischen Euch und der Königin bestehende Eintracht zu stören im Stande sein wird.«

»Ei! mein Freund, das Interesse, das man hat, uns zu entzweien, ist zu klar.«

»Ich gestehe Euch, Sire, daß ich nicht so scharfsichtig bin, als Ihr glaubt.«

»Gewiß, mein Schwager Heinrich wünscht nichts Anderes, als daß ich seine Schwester verstoße.«

»Wie so? Ich bitte, erklärt mir die Sache. Pest! ich glaubte nicht in eine so gute Schule zu kommen.«

»Du weißt, daß man mir die Mitgift meiner Frau zu bezahlen vergessen hat?«

»Nein, Sire, ich wußte es nicht, ich vermutete es nur.«

»Daß diese Mitgift aus dreimal hundert tausend Goldtalern bestand.«

»Ein hübscher Pfennig.«

»Und aus mehreren Sicherheitsstädten, worunter Cahors.«

»Alle Wetter! eine hübsche Stadt.«

»Ich reklamierte nicht meine dreimal hundert tausend Goldtaler, — so arm ich bin, bin ich meiner Ansicht nach doch reicher als der König von Frankreich, — sondern Cahors.«

»Ah! Ihr habt Cahors gefordert. Daran habt Ihr, bei Gott, wohl getan, und an Eurer Stelle hätte ich es gemacht wie Ihr.«

»Und deshalb«, sagte der Bearner mit seinem feinen Lächeln, »und deshalb . . . Verstehst Du nun?«

»Der Teufel soll mich holen, nein!«

»Deshalb möchte man mich gern mit meiner Frau entzweien, daß ich sie verstoßen würde. Keine Frau mehr, verstehst Du, Chicot, keine Mitgift mehr, folglich keine dreimal hundert tausend Goldtaler mehr, keine Städte, und besonders kein Cahors mehr. Das ist eine Art, sein Wort zu vereiteln, wie jede anderes, und mein Schwager Valois ist sehr geschickt in solchen Ränken.«

»Er wäre Euch aber sehr lieb, diesen Platz zu bekommen, nicht wahr Sire?« fragte Chicot.«

»Allerdings; denn was ist am Ende mein Königreich Navarra? ein armes, kleines Fürstentum, das der Geiz meines Schwagers und meiner Schwiegermutter so abgenagt hat, daß der damit verbundene Königstitel ein lächerlicher Titel geworden ist.«

»Ja, während Cahors diesem Fürstentum beigegefügt . . . «

»Cahors wäre mein Bollwerk, die Schutzwache der Anhänger meiner Religion.«

»Nun wohl! mein teurer Sire, betrauert Cahors, denn ob Ihr mit Frau Margarethe entzweit seid oder nicht, der König von Frankreich wird es Euch nie herausgeben, und wenn Ihr es nicht erobert . . . «

»Oh! ich würde es wohl erobern, wenn es nicht so stark befestigt wäre, und besonders wenn ich den Krieg nicht haßte.«

»Cahors ist uneinnehmbar, Sire.«

Heinrich bewaffnete sein Gesicht mit einer undurchdringlichen Naivität und erwiderte:

»Oh! uneinnehmbar, uneinnehmbar; wenn ich auch eine Armee hätte, was ich nicht habe.«

»Hört, Sire«, sprach Chicot »wir sind nicht hier, um uns Süßigkeiten zu sagen. Ihr wißt, unter Gascognern geht man

offenherzig zu Werk. Um Cahors zu nehmen, wo Herr von Vezin ist, müßte man ein Hannibal, ein Cäsar oder Eure Majestät sein.«

»Nun! Meine Majestät?« fragte Heinrich mit seinem spöttischen Lächeln.

»Eure Majestät hat es gesagt, sie liebe den Krieg nicht.«

Heinrich seufzte, eine sähne Flamme erleuchtete sein schwermutvolles Auge; doch rasch diese unwillkürliche Bewegung unterdrückend, glättete er mit seiner von der Sommerhitze verbrannten Hand seinen rauen braunen Bart und sprach:

»Es ist wahr, ich habe nie den Degen gezogen, ich werde ihn nie ziehen; ich bin ein Strohkönig und ein Friedensmann; doch durch einen seltsamen Kontrast liebe ich es, mich von Dingen des Kriegs zu unterhalten, Chicot; der heilige Ludwig, mein Ahnherr, hatte das Glück, daß, er fromm erzogen und sanfter Natur, bei Gelegenheit ein tüchtiger Lanzenbrecher und ein tapferer Degen wurde. Plaudern wir, wenn Du willst, mein lieber Chicot, von Herrn von Vezin, der ein Cäsar und ein Hannibal ist.«

»Sire, verzeiht, wenn ich Euch etwa nicht nur verletzt, sondern auch beunruhigt habe. Ich sprach Euch nur von Herrn von Vezin, um jede Spur einer tollen Flamme zu ersticken, welche die Jugend und die Unkunde in Angelegenheiten in Eurem Herzen entzünden konnten. Cahors, seht Ihr, wird so gut verteidigt und bewacht, weil es der Schlüssel des Südens ist.«

»Ach! ich wußte es wohl«, sprach Heinrich noch stärker seufzend.

»Es ist«, fuhr Chicot fort, »der Reichtum des Grundgebiets vereinigt mit der Sicherheit der Wohnstätte: Cahors haben heißt Speicher, Keller, Scheunen, Kassen, Wohnungen und Verbindungen besitzen; Cahors besitzen heißt Alles für sich haben; Cahors nicht besitzen heißt Alles gegen sich haben.«

»Ei! Ventre-saint-gris!« murmelte der König von Navarra, »deshalb hatte ich so große Lust, Cahors zu besitzen, daß ich zu meiner armen Mutter sagte, sie soll dies zu einer der Bedingungen **sine qua non** meiner Heirat machen; ah! nun spreche ich Lateinisch. Cahors war also die Apanage meiner Frau — man hatte es mir versprochen, man war es mir schuldig.«

»Sire schuldig sein und bezahlen . . . « versetzte Chicot.

»Du hast Recht, schuldig sein und bezahlen sind zwei verschiedene Dinge, mein Freund, so daß man mich Deiner Meinung nach nicht bezahlen wird.«

»Ich befürchte es.«

»Teufel!« rief Heinrich.

»Und offenherzig gesprochen . . . « fuhr Chicot fort.

»Nun.«

»Offenherzig gesprochen wird man Recht haben.«

»Man wird Recht haben, warum dies, mein Freund?«

»Weil Ihr Euer Königshandwerk nicht zu treiben wußtet, Ihr, der Ihr eine Tochter von Frankreich heiratet, weil Ihr Euch nicht zuerst Eure Mitgift bezahlen und dann Eure Städte herausgeben zu lassen wußtet.«

»Unglücklicher!« sagte Heinrich bitter lächelnd, »Du Erinnerst Dich also nicht der Sturmglocke von Saint-Germain-l'Auxerrois? Mir scheint ein Neuvermählter, den man in seiner Hochzeitnacht erwürgen will, denkt nicht so sehr an seine Mitgift, als an sein Leben.«

»Gut!« versetzte Chicot, »aber seitdem?«

»Seitdem?« fragte Heinrich.

»Ja, wir hatten, wie mir scheint Frieden. Nun, diesen Frieden hätte man benützen müssen, um Verträge zu schließen; man hätte, entschuldigt mich, Sire, statt Liebesangelegenheiten zu betreiben, unterhandeln müssen. Ich weiß wohl, daß ist minder unterhaltend, aber mehr nützlich. In der Tat, Sire, ich sage dies ebenso wohl des Königs, meines Herrn, wegen, als Euretwegen. Hätte Heinrich von Frankreich in Heinrich von Navarra einen starken Verbündeten, so wäre Heinrich von Frankreich stärker als die ganze Welt, und vorausgesetzt, Katholiken und Protestanten könnten sich in einem und demselben Interesse vereinigen, mit dem Vorbehalt, ihre religiösen Interessen nachher zu verhandeln, so würden Katholiken und Protestanten, nämlich die zwei Heinrich, mit einander das Menschengeschlecht zittern machen.«

»Oh! ich«, erwiderte Heinrich liebevoll, »ich trachte nicht darnach, irgend Jemand zittern zu machen, und wenn ich nur nicht selbst zittere . . . Doch, nein, mein lieber Chicot sprechen wir nicht mehr von diesen Dingen, die meinen Geist beunruhigen. Ich

habe Cahors nicht; nun, ich werde es entbehren können.«

»Das ist hart, mein König.«

»Was willst Du? Du glaubst selbst, Heinrich werde mir diese Stadt nie heraus geben.«

»Ich glaube es, Sire, ich bin dessen sicher, und zwar aus drei Gründen.«

»Nenne sie mir.«

»Gern: erstens ist Cahors eine Stadt von gutem Ertrag, und der König wird sie lieber behalten, als irgend Jemand geben wollen.«

»Das ist nicht ganz redlich, Chicot.«

»Es ist königlich, Sire.«

»Ah! es ist königlich, zu nehmen, was einem gefällt.«

»Ja, das heißt sich den Teil des Löwen machen, und der Löwe ist der König der Tiere.«

»Ich werde mich dessen, was Du mir da sagst, erinnern, wenn ich mich je zum König mache. Dein zweiter Grund, mein Sohn?«

»Vernehmt ihn: Frau Catharina . . . «

»Sie mischt sich also immer noch in die Politik, meine gute Mutter Catharina?« unterbrach ihn Heinrich.

»Immer. Frau Catharina würde lieber ihre Tochter in Paris, als in Nerac, bei sich, als bei Euch sehen.«

»Du glaubst? Sie liebt jedoch ihre Tochter nicht auf eine wahnsinnige Weise, diese Frau Catharina.«

»Nein; aber Frau Margarethe dient Euch als Geißel.«

»Du bist von einer vollendeten Feinheit. Der Teufel soll mich holen, wenn ich je daran gedacht hätte: doch Du kannst Recht haben; ja, eine Tochter von Frankreich ist am Ende eine Geißel. Nun?«

»Nun! Sire, wenn man die Mittel vermindert, vermindert man das Vergnügen des Aufenthalts. Nerac ist eine sehr angenehme Stadt, welche einen reizenden Park und Alleen, wie es nirgends gibt, besitzt; doch der Mittel beraubt, wird sich Frau Margarethe in Nerac langweilen und sich nach dem Louvre sehnen.«

»Dein erster Grund gefällt mir besser, Chicot«, sagte Heinrich den Kopf schüttelnd.

»Dann will ich Euch den dritten sagen.«

»Zwischen dem Herzog von Anjou, der sich einen Thron zu machen sucht und Flandern aufwiegelt; zwischen den Herren von Guise, die sich gern eine Krone schmieden möchten und Frankreich aufwiegeln; zwischen dem König von Spanien, der nach einer Universalmonarchie trachtet und die Welt aufwiegelt, haltet Ihr, der Fürst von Navarra, die Waage und behauptet ein gewisses Gleichgewicht.«

»In der Tat, ich, ohne Gewicht.«

»Ganz richtig. Seht die Schweizer Republik an. Werdet mächtig, das heißt gewichtig, und Ihr zieht die Schale hinab. Ihr seid nicht mehr ein Gegengewicht, sondern ein Gewicht.«

»Oh! dieser Grund gefällt mir ungemein, Chicot, und er ist vollkommen nachgewiesen. Du bist ein wahrer Rechtsgelehrter.«

»Meiner Treue, Sire, ich bin, was ich sein kann«, erwiderte Chicot, der sich, geschmeichelt durch das Kompliment, von der königlichen Treuherzigkeit verführen ließ, an die er nicht gewöhnt war.

»Das ist also die Erklärung meiner Lage?« fragte Heinrich.

»Vollständig, Sire.«

»Und ich sah nichts von dem Allem, Chicot, ich hoffte stets, begreifst Du das?«

»Sire, darf ich Euch einen Rat geben, so ist es der: Hört auf zu hoffen.«

»Ich will also mit dieser Schuldforderung an den König von Frankreich machen, was ich mit denen meiner Meier mache, die mir den Pachtschilling nicht bezahlen können; ich setze ein B. neben ihren Namen.«

»Was Bezahlt heißen soll.«

»Ganz richtig.«

»Setzt zwei B. und stoßt einen Seufzer aus.«

Heinrich seufzte.

»So werde ich es machen«, sagte er. »Du siehst übrigens, mein Freund, daß man in Bearn leben kann und daß ich Cahors nicht durchaus notwendig habe.«

»Ich sehe das, und Ihr seid, wie ich es vermutete ein weiser Fürst, ein philosophischer Fürst . . . Doch was für ein Lärmen ist das?«

»Ein Lärmen? wo dies.«

»Im Hofe, wie mir scheint.«

»Schau' aus dem Fenster, mein Freund, schau?«

Chicot näherte sich dem Fenster und sagte:

»Sire, es ist unten ein Dutzend ziemlich schlecht gekleideter Leute.«

»Ah! das sind meine Armen«, versetzte der König aufstehend.

»Eure Majestät hat ihre Armen?«

»Ganz gewiß, empfiehlt Gott nicht die Mildtätigkeit. Wenn ich auch nicht Katholik bin, so bin ich darum doch nicht minder Christ.«

»Bravo, Sire.«

»Komm, Chicot, laß uns hinab gehen; wir geben mit einander das Almosen und speisen dann zu Nacht.«

»Sire, ich folge Euch.«

»Nimm die Börse, die dort auf dem Tischchen neben meinem Degen liegt, siehst Du?«

»Ich habe sie.«

»Vortrefflich.«

Sie gingen hinab. Es war Nacht geworden. Der König schien, während er abwärts schritt, von Sorgen und innerer Unruhe heimgesucht zu sein.

Chicot schaute ihn an und betrübte sich über diesen Kummer.

»Wie des Teufels kam mir der Gedanke, mit diesem braven Fürsten über Politik zu sprechen?« sagte er zu sich selbst. »Ich habe ihm den Tod in das Herz gebracht! Ich einfältiger Tölpel, der ich bin.«

Im Hofe näherte er sich der Gruppe von Bettlern, welche Chicot bezeichnet hatte.

Es war in der Tat ein Dutzend Männer von verschiedener Statur, Physiognomie und Tracht, Leute, welche ein ungeschickter Beobachter nach ihrem Gang, nach ihrer Stimme, nach ihren Gebärden für Zigeuner, für Fremde, für ungewöhnliche Wanderer gehalten hätte, in denen aber ein geschickter Beobachter verkleidete Edelleute erkannt haben würde.

Heinrich nahen die Börse aus den Händen von Chicot und

machte ein Zeichen.

Alle Bettler schienen das Zeichen vollkommen zu verstehen.

Sie begrüßten ihn jeder einzeln mit einer demütigen Miene, die indessen einen Blick voll des Einverständnisses und der Kühnheit, an den König allein gerichtet, nicht ausschloß, einen Blick, welcher zu sagen schien:

»Unter der Hülle¹⁴ brennt das Herz.«

Heinrich antwortete durch ein Zeichen mit dem Kopf, steckte dann den Zeigefinger und den Daumen in die Börse, welche Chicot offen hielt, und nahm ein Stück heraus.

»Ei! wißt Ihr, daß das Gold ist?« fragte Chicot.

»Ja, mein Freund ich weiß es.«

»Teufel, Ihr seid reich?«

»Bemerkst Du nicht, mein Freund«, entgegnete Heinrich mit einem Lächeln, »daß alle diese Goldstücke mir zu zwei Almosen dienen? Ich bin im Gegenteil arm, Chicot, und sehe mich genötigt, meine Pistolen entzwei zu schneiden, um nicht Alles auf einmal zu vertun.«

»Es ist wahr«, sagte Chicot mit wachsendem Erstaunen, »die Stücke sind Hälften von Stücken, die man mit launenhaften Zeichnungen ausgeschnitten hat.«

»Oh! ich bin wie mein Bruder in Frankreich, der zu seiner Belustigung Bilder ausschneidet, ich habe auch so meine eigentümliche Unterhaltung; es belustigt mich in meinen verlorenen Augenblicken, Dukaten zu beschneiden. Ein armer, ehrlicher Bearner ist industriös wie ein Jude.«

»Gleichviel, Sire«, sagte Chicot den Kopf schüttelnd, denn er erriet ein neues hierunter verborgenes Geheimnis, »gleichviel, das ist eine seltsame Art Almosen zu geben.«

»Du würdest es anders machen?«

»Meiner Treue, ja; statt mir die Mühe zu nehmen, jedes Stück zu trennen, würde ich es ganz geben und sagen: das ist für zwei!«

»Sie würden sich schlagen, mein Lieber, und ich würde ein Ärgernis herbeiführen, während ich Gutes tun wollte.«

»Nun wohl!« murmelte Chicot, der durch dieses Wort, welches die Quintessenz aller Philosophen ist, seine Opposition gegen die seltsamen Ideen des Königs zusammenfaßte.

Heinrich nahm also ein halbes Goldstück aus der Börse, stellte sich vor den ersten Bettler mit jener ruhigen sanften Miene, welche sein gewöhnliches Wesen bildete, und schaute diesen Mann an, ohne zu sprechen, doch nicht ohne ihn mit dem Blick zu befragen.

»Agen«, sagte dieser sich verbeugend.

»Wie viel?« fragte der König.

»Fünfhundert.«

»Cahors —« und er gab ihm das Stück und nahm ein anderes aus der Börse.

Der Bettler verbeugte sich noch tiefer als das erste Mal und entfernte sich.

Es folgte ihm ein Anderer, der ebenfalls ehrfurchtsvoll grüßte.

»Auch«, sagte er sich verbeugend.

»Wie viel?«

»Dreihundert und fünfzig.«

»Cahors —« und er übergab ihm das zweite Stück und nahm ein anderes aus der Börse.

»Montauban«, sagte ein Dritter.

»Wie viel?«

»Sechshundert.«

»Cahors.«

So näherten sich endlich Alle, verbeugten sich, sprachen ein Wort aus, erhielten das seltsame Almosen und nannten eine Zahl, wobei sich der Gesamtbetrag auf achttausend belief.

Jedem derselben antwortete Heinrich: Cahors, ohne daß ein einziges Mal der Ton seiner Stimme bei der Aussprache des Wortes wechselte.

Als die Verteilung geschehen war, fand sich kein Halbstück mehr in der Börse, kein Bettler mehr im Hof.

»Gut«, sagte Heinrich.

»Ist das Alles, Sire?«

»Ja, ich bin fertig.«

Chicot zog den König am Ärmel.

»Sire?« sagte er.

»Nun!«

»Ist es mir erlaubt, neugierig zu sein?«
»Warum nicht? Die Neugierde ist etwas Natürliches.«
»Was sagten Euch diese Bettler, und was Teufels antwortetet Ihr?«

Heinrich lächelte.

»Es ist wahrhaftig hier Alles geheimnisvoll.«
»Findest Du?«
»Ja; ich habe nie auf diese Art Almosen geben sehen.«
»Das ist Gewohnheit in Nerac, mein lieber Chicot. Du kennst das Sprichwort: jede Stadt hat ihren Gebrauch.«

»Ein seltsamer Gebrauch, Sire.«

»Der Teufel soll mich holen, nein, nichts kann einfacher sein. Alle diese Leute, die Du gesehen hast, laufen im Lande umher, um Almosen zu sammeln; doch jeder ist aus einer andern Stadt.«

»Hernach, Sire?«

»Nun! damit ich nicht immer demselben gebe, sagen Sie mir den Namen ihrer Stadt; Du begreifst, mein lieber Chicot, auf diese Art kann ich meine Wohltaten gleichmäßig austeilen und allen unglücklichen Städten meines Staates nützlich sein.«

»Das ist gut, Sire, so weit es den Namen der Stadt betrifft, den sie Euch nennen; doch warum antwortet Ihr Allen Cahors?«

»Ah!« versetzte Heinrich mit vortrefflich gespielterm Erstaunen, »ich habe ihnen Cahors geantwortet?«

»Bei Gott!«

»Du glaubst?«

»Ich bin dessen sicher.«

»Siehst Du, seitdem wir von Cahors gesprochen, habe ich dieses Wort immer im Mund. Es geht hierbei wie bei allen Dingen, die man nicht hat und nach denen man ein sehnsüchtiges Verlangen hegte, man träumt davon und nennt sie, während man träumt.«

»Hm!« machte Chicot, indem er mißtrauisch nach der Seite schaute, wo die Bettler verschwunden waren, »das ist viel weniger klar, als ich es haben möchte, Sire, es ist außer diesem noch . . . «

»Wie! es ist noch etwas?«

»Es ist die Zahl, die Jeder aussprach, und die addiert eine Gesamtsumme von achttausend bildet.«

»Ah! was die Zahl betrifft, Chicot, da geht es mir wie Dir, ich habe es auch nicht verstanden, wenn sie nicht etwa, da die Bettler wie Du weißt, in Körperschaften abgeteilt sind, wenn sie nicht etwa die Zahl der Mitglieder ihrer Körperschaften angegeben haben, was mir sehr wahrscheinlich vorkommt.«

»Sire! Sire!«

»Komm zum Abendbrot, mein Freund; nichts öffnet meiner Ansicht nach den Geist so sehr, als Essen und Trinken. Wir suchen bei Tische, und Du wirst sehen, daß, wenn meine Pistolen beschnitten, meine Flaschen wenigstens voll sind.«

Der König pfiff einem Pagen und verlangte sein Abendbrot.

Dann schlang er vertraulich seinen Arm um den von Chicot und stieg wieder in sein Kabinett hinauf, wo das Abendbrot aufgetragen war.

Als er an den Gemächern der Königin vorüber kam, schaute er nach den Fenstern und sah kein Licht.

»Page«, sagte er, »ist Ihre Majestät die Königin nicht zu Hause?«

»Ihre Majestät«, antwortete der Page, »besucht das Fräulein von Montmorency, das sehr krank sein soll.«

»Ah! arme Fosseuse«, sagte Heinrich, »es ist wahr, die Königin ist ein gutes Herz. Komm zum Abendbrot, Chicot, komm.«

Sechstes Kapitel.

Die wahre Geliebte des Königs von Navarra.

Das Mahl war äußerst heiter. Heinrich schien nichts mehr im Kopfe und auf dem Herzen zu haben, und in dieser Stimmung des Geistes war der Bearner ein vortrefflicher Tischgenosse.

Chicot verbarg so gut er konnte, den Anfang der Unruhe, die ihn beim Anblick des spanischen Botschafters erfaßt, die ihn in den Hof verfolgt, die sich bei der Verteilung des Geldes an die Bettler vermehrt, und die ihn seitdem nicht mehr verlassen hatte.

Heinrich wollte, daß sein Freund Chicot mit ihm allein speise. Am Hofe von König Heinrich hatte er stets eine große Zuneigung für Chicot gefühlt, eine von jenen Zuneigungen, wie sie nur Leute von Geist haben; und Chicot seinerseits hegte, abgesehen von der spanischen Gesandtschaft, von den Bettlern mit dem Losungswort und den beschnittenen Goldstücken eine große Sympathie für den König von Navarra.

Als Chicot sah, wie der König den Wein wechselte und sich in jeder Beziehung als ein guter Tischgenosse benahm, beschloß er, sich ein wenig in Acht zu nehmen, daß ihm nichts von dem entginge, was der Beamter durch die Freiheit des Mahles und das Feuer des Weines an Worten und Einfällen von sich zu geben verleitet werden dürfte.

Heinrich trank tüchtig und er hatte eine Art, seine Gäste mit sich fortzureißen, die Chicot kaum bei drei Gläsern um eines zurückzubleiben gestattete.

Doch der Kopf von Chicot war, wie man weiß, ein eiserner Kopf.

Für Heinrich von Navarra waren alle diese Weine wie er sagte, Landweine, und er trank sie wie Molken.

Dies Alles wurde mit vielen Artigkeiten gewürzt, die sie unter einander austauschten.

»Wie beneide ich Euch«, sprach Chicot zum König, »wie ist Euer Hof so liebenswürdig und Euer Dasein so blütenreich; wie viele gute Gesichter sehe ich in diesem guten Hause, und wie viele Reichtümer in dem schönen Lande Gascogne.«

»Wenn meine Frau hier wäre, mein lieber Chicot, so würde ich Dir nicht sagen, was ich Dir nun sagen will; doch in ihrer Abwesenheit kann ich Dir wohl gestehen, daß der schönste Teil meines Lebens derjenige ist welchen Du nicht siehst.« '

»Ah! Sire, man sagt in der Tat schöne Dinge über Eure Majestät.«

Heinrich warf sich in seinem Lehnstuhle zurück und streichelte sich lachend den Bart.

»Ja! ja, nicht wahr?« erwiderte er, »man behauptet ich regiere viel mehr über meine Untertaninnen, als über meine Untertanen.«

»Es ist wahr, Sire, und dennoch setzt es mich in Erstaunen.«

»In welcher Hinsicht, mein Gevatter?«

»Sire, Ihr habt viel von dem bewegsamem Geist der die großen Könige macht.«

»Ah! Chicot, Du täuschest Dich, ich bin viel mehr träge als regsam: und der Beweis davon ist mein ganzes Leben; soll ich eine Liebschaft anfangen, so ist es stets diejenige, welche mir am nächsten liegt; soll ich Wein wählen, so wähle ich immer den der Flasche, welche am nächsten bei mir steht. Auf Deine Gesundheit, Chicot.«

»Sire, Ihr erweist mir große Ehre«, erwiderte Chicot, indem er sein Glas bis auf den letzten Tropfen leerte, denn der König schaute ihn mit dem feinen Blicke an, der bis in die tiefsten Tiefen seiner Gedanken zu dringen schien.

»Wie viele Streitigkeiten gibt es auch in meinem Hause, Gevatter!« fuhr der König, die Augen zum Himmel ausschlagend, fort.

»Ja, ich begreife; alle die Ehrenfräulein der, Königin beten Euch an, Sire!«

»Sie sind meine Nachbarinnen, Chicot.«

»Ei! Ei! aus diesem Axiom geht hervor, daß, wenn Ihr in Saint-Denis wohntet, statt in Nerac zu wohnen, der König nicht so ruhig leben könnte, als er es tut.«

Heinrich verfinsterte sich.

»Der König! was sagt Ihr mir da, Chicot!« versetzte Heinrich von Navarra, »der König! bildet Ihr Euch ein, ich sei ein Guise? Es ist wahr, ich wünsche Cahors zu haben, weil Cahors vor meiner

Türe liegt; ich habe Ehrgeiz, Chicot, doch wenn ich sitze; bin ich einmal aufgestanden, so habe ich keinen Wunsch mehr nach irgend etwas.«

»Alle Wetter, Sire«, erwiderte Chicot »dieses Verlangen nach Dingen im Bereiche der Hand gleicht sehr dem von Cesare Borgia, der ein Reich Stadt für Stadt zusammenpflückte und dabei sagte, Italien gleiche einer Artischocke, die man Blatt für Blatt essen müsse.«

»Dieser Cesare Borgia war kein so schlechter Politiker, wie mir scheint, Gevatter Chicot«, sagte Heinrich.

»Nein, aber es war ein sehr gefährlicher Nachbar und ein sehr bösertiger Bruder.«

»Ah! Ihr vergleicht mich doch nicht mit einem Sohne des Papstes, mich, das Haupt der Hugenotten? Da muß ich bitten, Herr Botschafter.«

»Sieh ich vergleiche Euch mit Niemand.«

»Aus welchem Grunde?«

»Weil ich glaube, daß sich Jeder täuscht der Euch mit einem Andern vergleicht, als mit Euch selbst. Ihr seid ehrgeizig, Sire.«

»Welche Seltsamkeit!« rief der Bearer, »dieser Mensch will mich mit aller Gewalt zwingen, etwas zu wünschen.«

»Gott behüte mich, Sire; ich wünsche ganz im Gegenteil, daß Eure Majestät nichts wünschen möge.«

»Hört, Chicot«, sprach der König, »nicht wahr, es ruft Euch nichts nach Paris zurück?«

»Nichts Sire.«

»Ihr werdet also einige Tage bei mir zubringen?«

»Wenn Eure Majestät mir die Ehre erweist, meine Gesellschaft zu wünschen, so gewährt es mir große Freude, acht Tage zu bleiben.«

»Acht Tage . . . gut, es sei, Gevatter; in acht Tagen werdet Ihr mich kennen wie einen Bruder. Trinken wir, Chicot.«

»Sire, ich habe keinen Durst mehr«, erwiderte Chicot, der auf sein anfängliches Verlangen, den König berauscht zu machen, allmählich Verzicht leistete.

»Dann verlasse ich Euch, Gevatter«, sprach Heinrich, »der

Mensch muß nicht bei Tische bleiben, wenn er nichts mehr dabei tut. Trinken wir, sage ich Euch.«

»Warum?«

»Um besser zu schlafen. Dieser leichte Landwein verleiht einen äußerst sanften Schlaf. Liebt Ihr die Jagd, Chicot?«

»Nicht sehr, Sire; und Ihr?«

»Ich bin ein leidenschaftlicher Jäger, seit meinem Aufenthalt am Hofe von König Karl IX.«

»Warum erwies mir Eure Majestät die Ehre, sich zu erkundigen, ob ich die Jagd liebe?« fragte Chicot.

»Weil ich morgen jage und Euch mitzunehmen gedenke.«

»Sire, es wird eine große Ehre für mich sein, doch . . . «

»Oh! Gevatter seid unbesorgt, diese Jagd ist ganz gemacht, um die Augen und das Herz jedes Kriegers zu ergötzen. Ich bin ein guter Jäger, Chicot, und es ist mir daran gelegen, daß Ihr mich in meinem Vorteil seht! Ihr wollt mich kennen lernen, sagt Ihr?«

»Alle Wetter, Sire, es gehört zu meinen größten Wünschen, ich muß es gestehen.«

»Nun, das ist eine Seite, unter der Ihr mich noch nicht studiert habt.«

»Sire, ich werde Alles tun, was Eurer Majestät beliebt.«

»Gut! abgemacht also! Ah! da kommt ein Page; man stört uns.«

»Irgend eine wichtige Angelegenheit, Sire.«

»Eine Angelegenheit! bei mir! wenn ich bei Tische bin! es ist erstaunlich, daß dieser liebe Chicot immer glaubt, er sei am französischen Hofe. Chicot, mein Freund, wisse Eines in Nerac . . . «

»Nun, Sire?«

»In Nerac legt man sich zu Bette, wenn man gut zu Nacht gespeist hat.«

»Doch dieser Page?«

»Kann dieser Page nicht aus einem andern Grunde als in Geschäften eine Meldung zu machen haben?«

»Ah! ich begreife, Sire, und will mich zu Bette legen.«

Chicot stand auf, der König tat dasselbe und nahm seinen Gast beim Arm.

Die Hast, mit der er ihn wegzuschicken schien, kam Chicot verdächtig vor, dem übrigens seit der Ankündigung des spanischen Botschafters Alles verdächtig vorzukommen anfing. Er beschloß, das Kabinett nur so spät als möglich zu verlassen.

»Oh! Oh!« machte er wankend, »es ist erstaunlich, Sire.«

Der Bearner lächelte.

»Was ist erstaunlich?«

»Alle Wetter! mein Kopf dreht sich. So lange ich saß, ging das vortrefflich; doch nun, da ich aufgestanden bin, drrr.«

»Bah!« versetzte Heinrich, »wir haben den Wein kaum gekostet.«

»Gekostet, Sire! Ihr nennt das kosten? Bravo, Sire. Ah! Ihr seid ein tüchtiger Trinker und ich bringe Euch meine Huldigung dar als meinem Souverain und Herrn. Gut! Ihr nennt das kosten?«

»Chicot, mein Freund«, sagte der Bearner, der durch einen der scharfen Blicke, die nur ihm gehörten, sich zu versichern suchte ob, Chicot wirklich betrunken war, oder ob er nur sich stellte, als wäre er es, »Chicot, mein Freund, ich glaube, das Beste, was Du tun kannst, ist, daß Du Dich zu Bette legst.«

»Ja, Sire, gute Nacht, Sire.«

»Gute Nacht. Chicot, und bis morgen.«

»Ja, Sire, morgen, und Eure Majestät hat Recht, das Beste was Chicot tun kann, ist, sich zu Bette zu legen. Gute Nacht, Sire.«

Hiernach legte sich Chicot auf den Boden.

Als Heinrich diesen Entschluß seines Gastes sah, warf er einen raschen Blick nach der Türe.

Aber so rasch dieser Blick auch gewesen war, so hatte ihn doch Chicot im Fluge aufgefangen.

Heinrich näherte sich Chicot.

»Du bist dergestalt trunken, mein armer Chicot, daß Du Eines nicht bemerkst.«

»Was?«

»Daß Du die Matten meines Kabinetts für Dein Bett hältst.«

»Chicot ist ein Kriegermann! Chicot kümmert sich nicht um eine solche Kleinigkeit.«

»Dann bemerkst Du zweierlei nicht?«

»Ah! Ah! . . . Und was ist das Zweite?«

»Daß ich Jemand erwarte.«

»Zum Abendbrot? Gut! laß uns speisen.«

Hier strengte er sich vergeblich an, aufzustehen.

»Ventre-saint-gris!« rief Heinrich, »wie schnell wirst Du betrunken, Gevatter. Alle Teufel! Du siehst wohl daß sie ungeduldig wird.«

»Sie«, machte Chicot, »wer sie?«

»Ei! beim Teufel! die Frau die ich erwarte . . . sie steht dort vor der Türe Schildwache.«

»Eine Frau! . . . Ei! warum sagtest Du das nicht, Henriquet . . . Ah! verzeiht mir, ich glaubte . . . ich glaubte mit dem König von Frankreich zu sprechen. Seht Ihr, er hat mich verdorben, dieser gute Henriquet. Warum sagtet Ihr das nicht, Sire? Ich gehe schon.«

»So gefällst Du mir, Du bist ein wahrer Edelmann. Schön, stehe auf und gehe . . . denn ich habe eine gute Nacht zuzubringen, hörst Du? eine ganze Nacht.«

Chicot stand aus und erreichte stolpernd die Türe.

»Gott befohlen, Sire, und gute Nacht . . . gute Nacht.«

»Gute Nacht, teurer Freund, schlafe wohl.«

»Und Ihr, Sire?«

»Stille!«

»Ja, ja, stille!«

Und er öffnete die Türe.

»Du wirst den Pagen in der Galerie finden, und er wird Dir den Weg zeigen, gehe.«

Chicot ging hinaus, nachdem er sich so tief verbeugt hatte, als es ein trunkener Mann tun kann . . .

Doch sobald er die Türe hinter sich geschlossen, verschwand jede Spur von Trunkenheit; er machte drei Schritte vorwärts, kehrte aber sogleich wieder zurück und drückte sein Auge an das breite Schloß.

Heinrich öffnete schon der Unbekannten die Türe, welche Chicot neugierig wie ein Gesandter, mit aller Gewalt kennen lernen wollte.

Statt einer Frau trat ein Mann ein.

Und da dieser Mann seinen Hut abgenommen hatte, erkannte Chicot das edle und ernste Gesicht von Duplessis-Mornay, dem strengen und wachsamen Rat von Heinrich von Navarra.

»Ah! Teufel!« sagte Chicot, »der überfällt unseren Verliebten und wird ihn noch viel mehr belästigen, als ich ihn belästigte.«

Doch das Antlitz von Heinrich drückte bei dieser Erscheinung nur Freude aus. Er reichte dem Eintretenden die Hand stieß verächtlich die Tafel zurück und ließ Mornay mit dem Eifer zu sich sitzen mit dem sich ein Liebender seiner Geliebten genähert hätte.

Er schien begierig, die ersten Worte zu hören welche der Rat aussprechen wurde; doch plötzlich und ehe Mornay gesprochen hatte, stand er auf, hieß ihn durch ein Zeichen warten, ging zur Türe und schob die Riegel mit einer Behutsamkeit vor, welche Chicot viel zu denken gab.

Dann heftete er seinen glühenden Blick auf Karten Pläne, Briefe, die ihm sein Minister nach und nach vorlegte.

Der König zündete, zwei weitere Kerzen an und begann zu schreiben und die Landkarten mit Punkten zu bezeichnen.

»Oh! Oh!« machte Chicot, »das ist die gute Nacht des Königs von Navarra. Alle Wetter! wenn sie alle dieser gleichen, so wird Heinrich von Navarra wohl einige schlechte zubringen können.«

In diesem Augenblick hörte er hinter sich gehen; es war der Page, der in der Galerie wachte und auf Befehl des Königs wartete.

Aus Furcht, ertappt zu werden, wenn er länger horchen würde, richtete Chicot seine lange Gestalt hoch auf und verlangte von dem Knaben, in sein Zimmer geführt zu werden

Übrigens hatte er nichts mehr in Erfahrung zu bringen. Die Erscheinung von Duplessis hatte ihm Alles gesagt.

»Kommt mit mir, wenn es Euch beliebt, mein Herr«, sagte d'Aubiac »ich bin beauftragt, Euch in Euer Zimmer zu geleiten.«

Und er führte Chicot in den zweiten Stock, wo man ihm seine Wohnung bereitet hatte.

Für Chicot gab es keinen Zweifel mehr; er kannte die Hälfte der Buchstaben, die das Rätsel bildeten, das man den König von

Navarra nannte. Statt einzuschlafen, setzte er sich auch düster und nachdenkend auf sein Bett, während der Mond, an den spitzen Ecken des Daches niedersteigend, wie aus einer silbernen Gießkanne herab sein azurnes Licht auf den Fluß und auf die Wiesengründe ausströmte.

»Oh! Oh!« sagte Chicot trübe gestimmt, »Heinrich ist ein wahrer König, Heinrich konspiriert: dieser ganze Palast, sein Park, die Stadt, die ihn umgibt, die Provinz, die ihn umgibt, Alles ist ein Herd der Verschwörung, alle Frauen treiben die Liebe, doch die politische Liebe, alle Männer schmieden sich die Hoffnung einer Zukunft.«

»Heinrich ist schlau, sein Verstand kommt dem Genie nahe; er hat Einverständnisse mit Spanien — dem Lande der Betrügereien. Wer weiß, ob seine edle Antwort an den Botschafter nicht das Gegenteil von dem ist, was er denkt. und ob er nicht dem Gesandten durch ein Blinzeln mit den Augen oder durch ein anderes verabredetes Zeichen, das ich verborgen nicht bemerken konnte, aufmerksam gemacht hat.«

»Heinrich unterhält Spione, er besoldet sie oder läßt sie durch irgend einen Agenten besolden. Diese Bettler waren nicht mehr, nicht weniger als verkleidete Edelleute. Ihre so kunstreich beschnittenen Goldstücke sind Erkennungszeichen, materielle und greifbare Losungsworte.«

»Heinrich stellt sich, als wäre er wahnsinnig verliebt, und während man ihn mit Liebesangelegenheiten beschäftigt glaubt, bringt er seine Nächte damit hin, daß er mit Mornay arbeitet, der nie schläft und die Liebe nicht kennt.«

»Dies hatte ich zu sehen, dies habe ich gesehen.«

»Die Königin Margarethe hat Liebhaber, der König weiß es; er kennt sie und duldet sie, weil er dieser Liebhaber oder seiner Frau, oder vielleicht Aller zugleich bedarf. Da er kein Kriegsmann ist, so muß er sich wohl Kapitäne unterhalten und da er nicht viel Geld hat, so muß er sie die Münze wählen lassen, die ihnen am besten zusteht.«

»Heinrich von Valois sagte mir, er schlafe nicht; alle Wetter! er tut wohl daran, daß er nicht schläft.«

»Zum Glück ist dieser treulose Heinrich noch ein guter

Edelmann, den Gott, indem er ihm das Genie der Intrige gegeben, zugleich die Stärke der Initiative zu geben vergessen hat. Heinrich, sagt man, fürchtet sich vor dem Lärmen der Musketen, und es wird allgemein behauptet, als man ihn in seiner frühesten Jugend zu dem Heere geführt, habe er es nicht über eine Viertelstunde im Sattel aushalten können.«

»Das ist noch ein Glück«, wiederholte Chicot.

»Denn wenn in unseren Zeitläufen ein solcher Mann bei der Intrige auch den Arm hätte, so wäre dieser Mann der König der Welt.«

»Da ist wohl Guise vorhanden. Dieser besitzt die beiden wertvollen Eigenschaften, er hat den Arm und die Intrige; doch er hat zugleich auch den Nachtheil, daß er als brav und als gewandt bekannt ist, während dem Bearner Niemand mißtraut.«

»Ich allein habe ihn erraten.«

Chicot rieb sich die Hände und fuhr dann fort:

»Nun, da ich ihn erraten, habe ich nichts mehr hier zu tun. Während er arbeitet oder schläft, werde ich so gleich ruhig und sachte die Stadt verlassen.«

»Es gibt, glaube ich wenige Botschafter, welche sich wie ich es getan, an einem einzigen Tage ihre ganze Sendung vollbracht zu haben rühmen können.«

»Ich werde also Nerac verlassen, und sobald ich außerhalb Nerac bin, bis Frankreich galoppieren.«

Er sprach es und fing an seine Sporen wieder anzuschnallen, die er in dem Augenblick, wo er vor dem König erschien, abgelegt hatte.

Siebentes Kapitel.

Wie Chicot sich darüber wunderte, daß er in der Stadt Nerac so bekannt war.

Als Chicot seinen Entschluß, inkognito den Hof von Navarra zu verlassen, fest gefaßt hatte, fing er an, sein kleines Reisegepäck fertig zu machen.

Er vereinfachte es, so gut er immer konnte, denn er hatte den Grundsatz, man gehe um so schneller je weniger man wiege.

Sein Degen war sicherlich der schwerste Teil des Gepäckes, das er mitnahm.

»Laß sehen«, sagte er zu sich selbst, während er sein Bündel schnürte, »wie viel brauche ich Zeit, um zum König die Kunde von dem, was ich gesehen, und folglich von dem, was ich befürchte, gelangen zu lassen?«

»Zwei Tage, nur eine Stadt zu erreichen, von der ein guter Gouverneur Couriere ventre-à-terre abgehen läßt.«

»Diese Stadt mag zum Beispiel Cahors sein, von dem der König so viel spricht, und das ihn mit vollen Rechte beschäftigt.«

»Bin ich einmal dort, so kann ich ausruhen, denn die Kräfte des Menschen haben nur ein gewisses Maß. Ich werde also in Cahors ausruhen und die Pferde sollen für mich laufen.«

»Auf, mein Freund Chicot, Beine, Leichtigkeit, Kaltblütigkeit. Du glaubst Deine Ausgabe erfüllt zu haben, Dummkopf, Du hast sie erst zur Hälfte getan!«

Nachdem er so gesprochen, löschte Chicot sein Licht aus, öffnete sachte die Türe und ging tappend hinaus.

Chicot war ein geschickter Strategist; er hatte, d'Aubiac folgend, einen Blick nach rechts, einen Blick nach links, einen Blick vor sich und einen Blick hinter sich geworfen und alle Örtlichkeiten wahrgenommen.

Ein Vorzimmer, ein Gang, eine Treppe und unter an dieser Treppe ein Hof.

Doch Chicot hatte kaum dem Schritte im Vorzimmer gemacht, als er auf etwas stieß, was sich sogleich aufrichtet.

»Dieses Etwas war ein Page, der auf der Matte vor dem Zimmer lag; sobald er erwacht war, sagte er:

»Ei! guten Abend, Herr Chicot, guten Abend.«

Chicot erkannte d'Aubiac; und erwiderte:

»Ei! guten Abend, Herr d'Aubiac; wollt ein wenig auf die Seite treten, ich habe Lust, spazieren zu gehen.«

»Ah! es ist verboten, in der Nacht im Schloß spazieren zu gehen, Herr Chicot.«

»Warum dies, wenn's beliebt, Herr d'Aubiac?«

»Weil der König die Diebe und die Königin die Verliebten fürchtet.«

»Teufel!«

»Nur die Diebe und die Verliebten gehen in der Nacht spazieren, statt zu schlafen.«

»Mein lieber Herr d'Aubiac«, erwiderte Chicot mit seinem freundlichsten Lächeln, »ich bin weder das Eine noch das Andere, ich bin Botschafter, und zwar ein sehr müder Botschafter, weil ich mit der Königin Lateinisch gesprochen, und mit dem König zu Nacht gespeist, denn die Königin ist eine tüchtige Lateinerin und der König ein tüchtiger Trinker; laßt mich also hinaus, mein Freund, denn ich habe ein großes Verlangen, spazieren zu gehen.«

»In der Stadt, Herr Chicot?«

»Oh! nein, in den Gärten.«

»Pest, in den Gärten ist es noch viel mehr verboten als in der Stadt.«

»Mein kleiner Freund«, versetzte Chicot, »ich muß Euch das Kompliment machen, Ihr seid von einer für Euer Alter sehr großen Wachsamkeit. Ihr habt also nichts, was Euch beschäftigt?«

»Nein.«

»Ihr seid weder Spieler noch verliebt?«

»Um zu spielen, muß man Geld haben, Herr Chicot, um verliebt zu sein, muß man eine Geliebte haben.«

»Das ist richtig.« sagte Chicot und suchte in seinen Taschen.

Der Page schaute ihm zu.

»Sucht wohl in Eurem Gedächtnis, mein lieber Freund«, sprach

Chicot »und ich wette, Ihr findet darin irgend eine reizende Frau, der ich Euch für dieses allerlei Bänder zu kaufen und viel Musik machen zu lassen bitte.«

Und er drückte dem Pagen zehn Pistolen in die Hand, welche nicht beschnitten waren wie die des Bearners.

»Ah! Herr Chicot«, sagte der Page, »man sieht wohl, daß Ihr vom französischen Hofe kommt, Ihr habt Manieren, denen man nichts zu verweigern vermöchte; geht also aus Eurem Zimmer; macht aber durchaus kein Geräusch.«

Chicot ließ sich das nicht zweimal sagen; er schlüpfte wie ein Schatten in den Korridor und vom Korridor auf die Treppe; doch als er unten an den Säulengang kam, fand er einen Offizianten des Palastes, der auf einem Stuhle schlief.

Dieser Mensch schloß die Türe schon durch das Gewicht seines Körpers; ein Versuch, vorüberzugehen, wäre Wahnsinn gewesen.

»Ah! kleiner Schuft von einem Pagen«, murmelte Chicot, »Du wußtest das und sagtest es mir nicht.«

Um das Maaß des Unglücks voll zu machen, schien der Offiziant einen sehr leichten Schlaf zu haben: er regte mit Nervenzuckungen bald einen Arm, bald ein Bein; einmal streckte er sogar die Arme aus wie ein Mensch, der aufzuwachen droht.

Chicot suchte um sich her, ob nicht irgendwo ein Ausgang wäre, durch den er mit Hilfe seiner langen Beine und seines soliden Faustgelenkes schlüpfen könnte, ohne durch die Türe zu gehen.

Er erblickte endlich, was er zu haben wünschte.

Dies war eines von den Bogenfenstern, die man Kämpfer nennt; es war offen geblieben, entweder um der Luft Eingang zu gewähren, oder weil der König von Navarra, ein ziemlich sorgloser Hauseigentümer, es nicht für notwendig erachtet hatte, neue Scheiben einsetzen zu lassen.

Chicot rekognoszierte die Mauer mit seinen Fingern; er berechnete tastend jeden zwischen den Vorsprüngen begriffenen Raum und bediente sich der letzteren, um den Fuß darauf zu setzen wie auf Leitersprossen. Endlich hißte er sich, unsere Leser kennen seine Geschicklichkeit und Leichtigkeit, ohne mehr

Geräusch zu machen, als ein dürres Blatt unter dem Herbstwinde an der Wand hinstreifend gemacht hätte.

Doch der Kämpfer war von einer unverhältnismäßigen Wölbung, so daß die Ellipse desselben der des Bauches und der Schultern von Chicot nicht gleichkamen, obschon der Bauch fehlte und die Schultern geschmeidig wie die einer Katze, sich in das Fleisch zu versenken schienen, um weniger Raum einzunehmen. So kam es, daß Chicot als er den Kopf und die Schultern durchgestreckt und den Fuß vom Mauervorsprung aufgehoben hatte, zwischen Himmel und Erde hing, ohne rückwärts oder vorwärts zu können.

Er begann eine Reihenfolge von Anstrengungen, deren, erstes Resultat es war, daß er sein Wamms zerriß und sich die Haut aufritzte

Was seine Lage noch schwieriger machte, war der Degen, dessen Griff nicht durch wollte und eine innere Krampe bildete, welche Chicot an der Einfassung des Kämpfers festhielt

Chicot raffte alle seine Kräfte zusammen, bewaffnete sich mit seiner ganzen Geduld, mit seiner ganzen Geschicklichkeit, um die Spange seines Wehrgehänges loszumachen, doch gerade auf dieser Spange lastete die Brust; er mußte also sein Manoeuvre verändern; es gelang ihm, seinen Arm hinter seinen Rücken schlüpfen zu lassen und den Degen aus der Scheide zu ziehen; sobald er den Degen gezogen hatte, war es ihm leicht, einen Zwischenraum zu finden, durch den er den Griff drücken konnte; der Degen fiel zuerst auf den Boden, Chicot folgte ihm, wie ein Aal durch die Öffnung schlüpfend, indem er seinem Fall mit seinen beiden Händen die Heftigkeit benahm.

Dieser ganze Kampf des Menschen gegen die hartnäckigen Kinnbacken des Kämpfers war nicht geräuschlos vorübergegangen, Chicot sah sich auch, als er wieder aufstand, einem Soldaten gegenüber.

»Ah! mein Gott! solltet Ihr Euch wehe getan haben?« fragte ihn derjenige, welcher ihm das Ende seiner Hellebarden als Stützpunkt bot.

»Abermals!« murmelte Chicot.

Dann gedachte er der Teilnahme, die dieser brave Mann gegen

ihn an den Tag legte, und erwiderte:

»Nein, nein, mein Freund, durchaus nicht.«

»Das ist ein Glück«, sagte der Soldat, »ich fordere Jeden heraus, ein solches Stück auszuführen, ohne den Hals zu brechen; in der Tat, nur Herr Chicot konnte dies tun.«

»Weder des Teufels weißt Du meinen Namen?« fragte Chicot erstaunt, während er vorbeizugehen suchte.

»Ich weiß ihn, weil ich Euch heute im Palast gesehen und gefragt habe: ›Wer ist dieser Edelmann mit der vornehmen Miene, der mit dem König plaudert?‹ ›Es ist Herr Chicot,‹ antwortete man mir; daher weiß ich in.«

»Das ist äußerst artig«, sagte Chicot, »doch da ich große Eile habe, mein Freund, so wirst Du mir erlauben . . . «

»Was, Herr Chicot?«

»Daß ich Dich verlasse und meinen Geschäften nachgehe.«

»Aber man geht bei Nacht nicht aus dem Palast, ich habe einen Befehl.«

»Du siehst wohl, daß man herausgeht, da ich herausgegangen bin.«

»Das ist ein Grund, ich weiß es wohl; doch . . . «

»Doch?«

»Ihr werdet ganz einfach wieder zurückkehren, Herr Chicot.«

»Ah! nein.«

»Wie, nein?«

»Wenigstens nicht hier durch, der Weg ist zu schlecht.«

»Wenn ich ein Offizier wäre, statt ein Soldat zu sein, so würde ich Euch fragen, warum Ihr hier heraus geschlüpft seid; doch das geht mich nichts an; was mich angeht, ist, daß Ihr zurückkehrt. Kehrt also zurück. Herr Chicot, ich bitte Euch.«

»Der Soldat sprach diese Bitte mit so überzeugendem Tone aus, daß Chicot ganz gerührt war.«

Chicot griff in seine Tasche, zog zehn Pistolen heraus und sprach:

»Du bist viel zu haushältig, mein Freund, um nicht zu begreifen, daß, wenn ich meine Kleider in einen solchen Zustand versetzt habe, um herauszukommen, dies noch viel schlimmer wäre, wenn

ich zurückschlüpfen wollte; ich würde sie vollends zerreißen und müßte nackt gehen, was sehr unanständig an einem Hofe wäre, wo es so viele hübsche und junge Frauen gibt, beider Königin anzufangen; laß mich also vorüber, daß ich zum Schneider gehen kann, mein Freund.«

Und erdrückte ihm die zehn Pistolen in die Hand.

»Geht schnell, Herr Chicot, geht schnell«, sagte der Soldat und steckte das Geld ein.

Chicot war auf der Straße: er orientierte sich; er hatte die Stadt durchlaufen, um nach dem Palast zu kommen, und mußte dem entgegengesetzten Wege folgen, um durch das Thor, dem entgegengesetzt, durch welches er eingeritten war, hinauszugelangen.

Die helle, wolkenlose Nacht war nicht günstig für eine Entweichung; Chicot beklagte die guten nebeligen Nächte Frankreichs, mit deren Hilfe man in Paris zu dieser Stunde, auf vier Schritte, ohne sich zu sehen, an einander vorübergehen konnte; auf dem spitzigen Pflaster der Stadt schollen überdies seine beschlagenen Schuhe wie Hufeisen.

Der unglückliche Botschafter hatte sich nicht sobald um die Straßenecke gewendet, als er auf eine Patrouille stieß. Er blieb von selbst stehen, bedenkend, daß es verdächtig aussehen würde, wenn er sich zu verbergen oder den Durchgang zu erzwingen versuchen wollte.

»Ei! guten Abend, Herr Chicot«, sagte der Anführer der Patrouille, indem er ihn mit dem Degen grüßte, »soll ich Euch zum Palast zurückführen? Ihr seht mir ganz aus, als hättet Ihr Euch verirrt und als suchtet Ihr Euren Weg.«

»Ah! es kennt mich also die ganze Welt hier?« murmelte Chicot.
»Bei Gott! das ist seltsam!«

Dann sprach er laut und mit der frechsten Miene, die er annehmen konnte:

»Nein, Cornett, Ihr täuscht Euch, ich gehe nicht in den Palast.«

»Ihr habt Unrecht. Herr Chicot«, erwiderte der Offizier mir ernstem Tone.

»Und warum, mein Herr?«

»Weil ein sehr strenges Edikt den Einwohnern von Nerac,

außer in Fällen dringender Notwendigkeit, bei Nacht ohne Erlaubnis und ohne Laterne auszugehen verbietet.«

»Entschuldigt mich, mein Herr«, entgegnete Chicot, »das Edikt geht mich nichts an.«

»Warum?«

»Ich bin nicht von Nerac.«

»Ja, aber Ihr seid in Nerac . . . Einwohner heißt nicht derjenige, welcher von einem Orte, sondern derjenige welcher an einem Orte ist . . . Ihr werdet aber nicht leugnen, daß Ihr Euch in Nerac aufhaltet, da ich Euch in den Straßen von Nerac begegne.«

»Ihr seid ein Logiker, mein Herr, leider habe ich große Eile; geht also ein wenig von Eurem Befehle ab und laßt mich vorüber, ich bitte Euch.«

»Ihr könntet Euch ein Unglück zuziehen, Herr Chicot; Nerac ist eine Stadt mit vielen Krümmungen; Ihr werdet in ein stinkendes Loch fallen und müßt Führer haben; erlaubt, daß drei von meinen Leuten Euch in den Palast zurückgeleiten.«

»Ich gehe nicht in den Palast, sage ich Euch.«

»Wohin geht Ihr dann?«

»Ich kann bei Nacht nicht schlafen und gehe dann spazieren. Nerac ist eine reizende, wechselreiche Stadt, wie es mir geschienen hat; ich will sie sehen. Studien.«

»Man wird Euch überallhin führen, wohin Ihr zu gehen wünscht, Herr Chicot. Holla! drei Mann!«

»Ich flehe Euch an, mein Herr, benehmt mir nicht das Pittoreske meines Spaziergangs; ich liebe es, allein zu gehen.«

»Ihr werdet von Räufern ermordet werden.«

»Ich habe meinen Degen.«

»Ah! es in wahr, ich hatte das nicht gesehen; dann wird Euch der Prevot als bewaffnet festnehmen.«

Chicot sah, daß er sich durch Feinheit nicht herauswinden konnte, nahm den Offizier beiseit und sprach:

»Hört, mein Herr, Ihr seid jung und artig, Ihr wißt, was die Liebe ist, ein gebieterischer Tyrann.«

»Ganz gewiß, Herr Chicot, ganz gewiß.«

»Nun wohl, die Liebe brennt mich. Cornett. Ich habe eine

gewisse Dame zu besuchen.«

»Wo dies?«

»In einem gewissen Quartier.«

»Jung?«

»Drei und zwanzig Jahre.«

»Schön?«

»Wie die Liebesgötter.«

»Ich mache Euch mein Kompliment, Herr Chicot.«

»Gut! Ihr laßt mich also vorbei.«

»Es scheint dringend zu sein?«

»Dringend, das ist das richtige Wort, mein Herr.«

»Geht also.«

»Aber allein, nicht wahr, Ihr fühlt, daß ich nicht kompromittieren kann . . . «

»Wie denn!« . . . geht, Herr Chicot, geht.«

»Ihr seid ein galanter Mann, Cornett.«

»Mein Herr!«

»Nein, so wahr ich lebe! das ist ein schöner Zug. Doch sprecht, woher kennt Ihr mich?«

»Ich habe Euch im Palast beim König gesehen.«

»So sind die kleinen Städte!« dachte Chicot, »wie oft hätte man mir, wenn ich in Paris auf diese Weise bekannt wäre, die Haut statt des Wammes durchlöchert!«

Und er drückte dem jungen Offizier die Hand.

Dieser aber fragte noch:

»In welcher Richtung geht Ihr?«

»Ich gehe nach der Porte d'Agen.«

»Verirrt Euch nicht.«

»Bin ich nicht auf dem rechten Weg?«

»Doch, geht nur gerade aus, und ich wünsche, Daß Euch nichts Schlimmes begegnen möge.«

»Ich danke.«

Chicot entfernte sich leichter und freudiger als je. Doch er hatte nicht hundert Schritte gemacht, als er gleichsam mit der Nase auf die Scharwache stieß.

»Alle Teufel! diese Stadt ist gut bewacht!« dachte Chicot.

»Man geht nicht vorbei!« rief der Prevot mit einer Donnerstimme.

»Aber, mein Herr«, entgegnete Chicot, »ich wünschte . . . «

»Ah! Herr Chicot! Ihr seid es; wie kommt es, daß Ihr bei einem so kalten Wetter in den Straßen umhergeht?« fragte der Beamte.

»Oh! hier ist offenbar sehr schwer durchzukommen«, dachte Chicot voll Unruhe.

Und er grüßte und machte eine Bewegung, um seinen Weg fortzusetzen.

»Herr Chicot, habt Acht«, sagt der Prevot.

»Worauf, mein Herr?«

»Ihr irrt Euch im Wege; Ihr geht nach den Toren zu.«

»Ganz richtig.«

»Dann werde ich Euch verhaften, Herr Chicot.«

»Nein, nein, Herr Prevot, alle Wetter! Ihr würdet da einen schönen Streich machen.«

»Aber . . . «

»Nähert Euch, Herr Prevot, und macht, daß Eure Soldaten nicht hören, was wir sprechen.«

Der Prevot näherte sich.

»Ich höre«, sagte er.

»Der König hat mir einen Auftrag für den Lieutenant der Porte d'Agen gegeben.«

»Ah! Ah!« machte der Prevot mit erstaunter Miene.

»Ihr wundert Euch darüber?«

»Ja.«

»Ihr müßt Euch nicht wundern, da Ihr mich kennt.«

»Ich kenne Euch, weil ich Euch im Palast beim König gesehen habe.«

Chicot stampfte mit dem Fuß: er fing an ungeduldig zu werden.

»Das muß genügen, um Euch zu beweisen, daß ich das Vertrauen Seiner Majestät besitze.«

»Allerdings, allerdings; geht also und besorgt den Auftrag des Königs, Herr Chicot, ich halte Euch nicht mehr auf.«

»Das ist drollig, aber es ist reizend«, dachte Chicot, »ich bleibe überall auf der Straße hängen, rolle aber immer wieder fort. Ah! Ah! dort ist ein Thor, es muß das nach Agen sein . . . in fünf Minuten bin ich außen.«

Er kam wirklich an dieses Thor, an welchem eine Schildwache, die Muskete auf der Schulter, auf und ab ging.

»Verzeiht, mein Freund«, sagte Chicot, »wollt Ihr befehlen, daß man mir das Thor öffnet?«

»Ich befehle nicht, Herr Chicot«, erwiderte freundlich die Schildwache, »ich bin nur ein einfacher Soldat.«

»Du kennst mich auch?« rief Chicot außer sich.

»Ich habe die Ehre, Herr Chicot, ich war diesen Morgen im Palast auf der Wache und sah Euch mit dem König sprechen.«

»Nun wohl, mein Freund, wenn Du mich kennst, so erfahre Eines.«

»Was?«

»Der König hat mich mit einer sehr dringenden Sendung nach Agen beauftragt, öffne mir also nur die Schlupfpforte.«

»Dies würde mit dem größten Vergnügen geschehen, Herr Chicot, doch ich habe die Schlüssel nicht.«

»Wer hat sie denn?«

»Der Offizier vom Dienst?«

Seufzend fragte Chicot:

»Und wo ist der Offizier vom Dienst?«

»Oh! bemüht Euch deshalb nicht.«

Der Soldat zog an einer Klingel, die den in der Wachstube eingeschlafenen Offizier aufweckte.

»Was gibt es?« fragte der Letztere, den Kopf durch seine Luke streckend.

»Mein Lieutenant, es ist ein Herr hier, er verlangt, daß man ihm das Thor öffne, um hinaus zu können.«

»Ah! Herr Chicot«, rief der Offizier, »verzeiht, daß ich Euch warten lasse; ich bin trostlos, entschuldigt mich, ich komme sogleich hinab und gehöre ganz Euch.«

Chicot nagte sich mit einem Anfang von Wut an den Nägeln.

»Sollte ich denn Niemand finden, der mich nicht kennt; dieses

Nerac ist also eine Laterne, und ich bin das Licht!«

Der Offizier erschien auf der Schwelle.

»Entschuldigt, Herr Chicot«, sagte er, mit großer Hast heraustretend, »ich schlief.«

»Wie, mein Herr«, versetzte Chicot, »die Nacht ist hierzu gemacht; wäret Ihr wohl so gut, mir das Thor öffnen zu lassen? Ich schlafe leider nicht, der König, Ihr wißt es ohne Zweifel auch, der König kennt mich.«

»Ich habe Euch heute mit Seiner Majestät im Palast sprechen sehen.«

»So ist es«, brummte Chicot. »Nun wohl, es mag sein, habt Ihr mich mit dem König sprechen sehen, so habt Ihr mich wenigstens nicht mit ihm sprechen hören.«

»Nein, Herr Chicot, ich sage nur, wie es sich verhält.«

»Ich auch; der König, als er mit mir sprach, bat mich, ihm heute Nacht einen Auftrag in Agen zu besorgen, dieses Thor ist aber das von Agen, nicht wahr?«

»Ja, Herr Chicot.«

»Es ist geschlossen?«

»Wie Ihr steht.«

»Ich bitte, laßt es mir öffnen.«

»Sehr wohl, Herr Chicot; Anthenas, Anthenas, öffnet Herrn Chicot das Thor.«

Chicot machte große Augen und atmete wie ein Taucher, der, nachdem er fünf Minuten unter den Wellen gewesen, wieder auf die Oberfläche kommt.

Das Thor ächzte auf seinen Angeln, ein Thor des Paradieses für Chicot, der hinter demselben die ganze Wonne der Freiheit erblickte.

Er grüßte herzlich den Offizier und ging auf das Gewölbe zu.

»Gott befohlen«, sagte er, »ich danke.«

»Gott befohlen«, Herr Chicot, »glückliche Reise!«

Chicot machte noch ein paar Schritte nach dem Thor.

»Halt! Halt!« rief der Offizier, indem er Chicot nachlief und ihn am Ärmel zurückhielt, »ich Unbesonnener! mein lieber Herr Chicot, ich vergaß Eure Auslaßkarte von Euch zu verlangen.«

»Wie, meine Auslaßkarte?«

»Gewiß, Ihr seid ein Kriegermann, Herr Chicot und wißt, was eine Auslaßkarte ist, nicht wahr? Ihr begreift wohl, man geht aus einer Stadt wie Nerac nicht hinaus ohne eine Auslaßkarte des Königs, besonders wenn der König sie bewohnt.«

»Und von wem muß diese Karte unterzeichnet sein?«

»Vom König selbst. Da es nun der König ist, der Euch hinausschickt, so wird er nicht vergessen haben, Euch eine Auslaßkarte zu geben.«

»Ah! Ah! bezweifelt Ihr, daß mich der König schickt?« sagte Chicot, das Auge in Flammen, denn er sah sich auf dem Punkt, zu scheitern, und der Zorn gab ihm den schlimmen Gedanken ein, den Offizier und den Torwart zu töten und durch das offene Thor zu entfliehen, — auf die Gefahr, bei seiner Flucht von hundert Musketenschüssen verfolgt zu werden.

»Ich bezweifle nichts, Herr Chicot, besonders nichts, von dem, was Ihr mir zu sagen die Ehre erweist, doch bedenkt, daß, wenn der König Euch diesen Auftrag gegeben hat . . . «

»In Person, mein Herr, in Person!«

»Ein Grund mehr, Seine Majestät weiß also, daß Ihr hinausgehen werdet . . . «

»Alle Wetter!« rief Chicot, »ich glaube wohl, daß sie es weiß.«

»Ich werde also dem Herrn Gouverneur des Platzes eine Auslaßkarte zu übergeben haben.«

»Und der Gouverneur des Platzes ist?«

»Herr von Mornay, der mit den Befehlen keinen Scherz treibt, Ihr müßt das wissen; er würde mich ganz einfach über die Klinge springen lassen, wenn ich mich gegen den meinigen verfehlte.«

Chicot fing an, den Griff seines Degens mit einem schlimmen Lächeln zu streicheln, als er, sich umwendend bemerkte, daß das Thor durch eine äußere Runde versperrt war, die sich gerade hier fand, um Chicot die Flucht abzuschneiden, wenn er auch den Lieutenant, die Schildwache und den Torwart getötet hatte.

»Ah!« sagte Chicot seufzend zu sich selbst, »das ist gut gespielt; ich bin ein Dummkopf, ich bin verloren.«

Und er drehte sich auf den Absätzen um.

»Soll man Euch zurückgeleiten?« fragte der Offizier.

»Es ist unnötig, ich danke«, erwiderte Chicot

Chicot kehrte auf dem Wege zurück, auf dem er gekommen war, doch er hatte das Ende seines Märtyrertums noch nicht erreicht.«

Er begegnete dem Prevot.

»Oh! Oh!« rief dieser, »Ihr habt Euren Auftrag schon besorgt Herr Chicot? Alle Teufel, Ihr seid behende, mein Herr.«

Etwas weiter faßte ihn an der Straße der Cornett und rief:

»Guten Abend, Herr Chicot. Nun! die Dame Ihr wißt? Seid Ihr mit Nerac zufrieden, Herr Chicot?«

Der Soldat des Säulenganges endlich, der immer noch an demselben Posten Schildwache stand, schleuderte ihm die letzte Ladung zu: »Alle Teufel. Herr Chicot«, sagte er, »der Schneider hat Euch schlecht bedient. Ihr seid, Gott verzeihe mir, noch zerrissener, als da Ihr hinausgingt.«

Chicot wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, sich wie einen Hasen zu streifen, indem er sich durch den Kämpfer zwingen würde, er legte sich vor die Türe nieder und stellte sich als entschlief er.

Durch den Zufall oder aus Mitleid öffnete sich die Türe und Chicot kehrte beschämt und gedemütigt in den Palast zurück.

Seine verlegene Miene rührte den Pagen, der immer noch auf seinem Posten war.

»Lieber Herr Chicot«, sagte er, »soll ich Euch den Schlüssel zu dem Allem geben?«

»Ei! Schlange, gib«, murmelte Chicot.

»Nun wohl! der König liebt Euch so sehr, daß ihm viel daran gelegen ist, Euch zu behalten.«

»Und Du hast das gewußt, kleiner Schurke, und mich nicht davon in Kenntnis gesetzt!«

»Oh! Herr Chicot, unmöglich, es war ein Staatsgeheimnis.«

»Aber ich habe Dich bezahlt, Verruchter!«

»Oh! das Geheimnis war mehr wert, als zehn Pistolen; Ihr werdet das zugeben, lieber Herr Chicot.«

»Chicot kehrte in sein Zimmer zurück und entschlief vor Zorn.

Achtes Kapitel.

Der Oberjägermeister des Königs von Navarra.

Als Margarethe den König verließ begab sie sich sogleich in das Gemach der Ehrenfräulein.

Im Vorübergehen nahm sie ihren Arzt Chirac mit, der im Schlosse wohnte, und sie trat bei der armen Fosseuse ein, welche bleich und umgeben von neugierigen Blicken sich über Magenschmerzen beklagte ohne, so groß war ihr Leiden, irgend eine Frage beantworten oder eine Erleichterung annehmen zu wollen.

Fosseuse war damals zwanzig bis ein und zwanzig Jahre alt; es war eine schöne, große Person, mit blauen Augen, blonden Haaren und einem geschmeidigen Körper voll Weichheit und Anmut. Nur ging sie seit beinahe drei Monaten nicht mehr aus und beklagte sich über Mattigkeiten, die sie aufzustehen hinderten; Anfangs lag sie auf einer Chaise longue und von dieser ging sie am Ende in ihr Bett über.

Chirac fing damit an, daß er die Anwesenden entfernte; dann setzte er sich zu den Häupten der Kranken und blieb mit ihr und der Königin allein.

Erschrocken über diese Präliminarien, denen die beiden Physiognomien von Chirac und der Königin, das eine unempfindlich, das andere eisig, eine gewisse Feierlichkeit verliehen, erschrocken, sagen wir, erhob sich Fosseuse von ihrem Kopfkissen und stammelte einen Dank für Ehre, die ihr die Königin, ihre Gebieterin, erweise.

Margarethe war bleicher als Fosseuse; der verwundete Stolz ist schmerzlicher, als die Grausamkeit oder die Krankheit.

Chirac fühlte der Fosseuse den Puls, doch dies geschah beinahe gegen ihren Willen . . .

»Was empfindet Ihr?« fragte er nach einer kurzen Prüfung.

»Magenschmerzen, mein Herr?« antwortete das arme Kind, »doch das wird nichts sein, ich versichere Euch und wenn ich nur die Ruhe hätte . . . «

»Welche Ruhe, mein Fräulein«, fragte die Königin.

Fosseuse zerfloß in Tränen.

»Betrübt Euch nicht, mein Fräulein«, fuhr Margarethe fort, »Seine Majestät hat mich gebeten. Euch zu besuchen, um Euch wieder zu ermutigen.«

»Oh! wie viel Güte, Madame!«

Chirac ließ die Hand von Fosseuse los.

»Und ich«, sagte er, »ich weiß nun, worin Euer Übel besteht.«

»Ihr wißt es . . . « murmelte Fosseuse zitternd.

»Ja, wir wissen, daß Ihr viel leiden müßt«, fügte Margarethe bei.

Fosseuse erschrak immer mehr, als sie sich der Gnade von zwei Unempfindlichkeiten preisgegeben sah — der der Wissenschaft und der der Eifersucht.

Margarethe machte Chirac ein Zeichen und dieser verließ das Zimmer. Fosseuse bebte aus Angst und war einer Ohnmacht nahe

»Mein Fräulein«, sagte Margarethe, »obgleich Ihr seit einiger Zeit gegen mich wie gegen eine Fremde handelt, obgleich man mich jeden Tag von den schlechten Dingen unterrichtete, die Ihr mir bei meinem Gemahl leistet . . . «

»Ich, Madame?«

»Unterbrecht mich nicht, ich bitte Euch. Obgleich Ihr endlich nach einem Gute trachtet, das hoch über Eurem Ehrgeize steht, bewegt mich doch die Freundschaft, die ich für Euch hegte und die, welche ich ehrenhaften Personen gewidmet habe, denen Ihr angehört. Euch in dem Unglück beizustehen, worin man Euch in diesem Augenblick sieht.«

»Madame, ich schwöre Euch . . . «

»Leugnet nicht, ich habe schon zu viel Ärger; bringt Euch nicht um die Ehre, Euch zuerst und mich hernach, mich, die ich bei Eurer Ehre beinahe eben so viel beteiligt bin, als Ihr selbst, da Ihr mir angehört. Mein Fräulein, sagt mir Alles, und ich werde Euch unterstützen wie eine Mutter.«

»Oh! Madame. Madame, glaubt Ihr denn, was man spricht?«

»Hütet Euch, mich zu unterbrechen, mein Fräulein denn die Zeit

drängt, wie mir scheint. Ich wollte Euch sagen, daß in diesem Augenblick Herr Chirac, der Eure Krankheit kennt — Ihr erinnert Euch der Worte, die er so eben gesprochen hat — daß in diesem Augenblick Herr Chirac sich im Vorzimmer befindet, wo er Allen verkündigt, die ansteckende Krankheit, von der im Lande die Rede ist, sei im Palast, und Ihr seid von derselben befallen zu werden bedroht. Doch ich, wenn es noch Zeit ist, führe Euch nach dem Mas-d'Agenois, das ein weit von dem König, meinem Gemahl, entferntes Haus ist; wir werden dort allein, oder beinahe allein sein; der König geht seinerseits mit seinem Gefolge nach einer Jagd ab, die ihn, wie er sagt, mehrere Tage auswärts halten wird; wir verlassen den Mas-d'Agenois erst nach Eurer Entbindung.«

»Madame! Madame! wenn Ihr Allem dem, was man über mich spricht, Glauben schenkt, so laßt mich elendiglich sterben!« rief die Fosseuse, purpurrot zugleich vor Scham und vor Schmerz.

»Ihr erwidert meine Großmut schlecht. mein Fräulein, und Ihr rechnet auch zu viel auf die Freundschaft des Königs, der mich Euch nicht zu verlassen gebeten hat.«

»Der König? . . . Der König hätte gesagt . . . «

»Zweifelt Ihr, da ich spreche mein Fräulein? . . . Wenn ich nicht die Symptome Eures wahren Übels sähe, wenn ich nicht aus Eurem Leiden erriete, daß die Krise naht, so würde ich vielleicht Eurem Leugnen Glauben schenken.«

Als wollte sie der Königin völlig Recht geben, fiel die arme Fosseuse. niedergeschmettert von den Schmerzen eines wütenden Übels, leichenbleich und zuckend auf ihr Bett zurück

Margarethe schaute sie einige Zeit ohne Zorn, aber auch ohne Mitleid an.

»Muß ich immer noch an Euer Leugnen glauben, mein Fräulein?« sagte sie zu der Armen, als diese sich wieder erhob und, während sie sich erhob, ein so verstörtes und in Tränen gebadetes Gesicht zeigte. daß es selbst Catharina gerührt haben müßte.

Doch als wollte der Himmel der Unglücklichen Hilfe senden, öffnete sich in dieser Sekunde die Türe und, Heinrich von Navarra trat hastig ein

Heinrich, der nicht dieselben Ursachen zu schlafen hatte wie Chicot, hatte nicht geschlafen. Nachdem er eine Stunde mit Mornay gearbeitet und alle Maßregeln für die Chicot so pomphaft angekündigte Jagd getroffen hatte, lief er eiligst in den Pavillon der Ehrenfräulein.

»Nun! was sagt man?« sprach er eintretend, »meine Tochter Fosseuse soll immer noch leidend sein!«

»Seht Ihr, Madame«, rief das Mädchen, bei dem Anblick seines Geliebten, und stärker gemacht durch die Hilfe, die ihm zukam, »seht Ihr, der König hat nichts gesagt, und ich tue wohl daran, zu leugnen?«

»Mein Herr«, sprach die Königin, sich gegen Heinrich umwendend, »macht, daß dieser demütigende Streit aufhört; ich glaube Euch begriffen zu haben, als Ihr mich vorhin mit Eurem Vertrauen beehrtet und mir den Zustand von Mademoiselle enthülltet. Sagt ihr also, daß ich mit Allem auf dem Laufenden bin, damit sie sich nicht mehr zu zweifeln erlaubt. wenn ich versichere.«

»Meine Tochter«, fragte Heinrich mit einer Zärtlichkeiten. die er nicht einmal zu verschleiern suchte, »Ihr leugnet also beharrlich?«

»Das Geheimnis gehört nicht mir, Sire«, antwortete das mutige Kind, »und so lange ich nicht von Eurem Munde die Erlaubnis erhalten habe, Alles zu sagen . . . «

»Meine Tochter Fosseuse ist ein braves Herz, Madame«, sagte Heinrich, »verzeiht ihr, ich beschwöre Euch; und Ihr, meine Tochter, habt jedes Vertrauen zu der Güte Eurer Königin; die Dankbarkeit ist meine Sache, und ich übernehme sie.«

Und er faßte die Hand von Margarethe und drückte sie herzlich.

In diesem Augenblick überströmte abermals eine bittere Woge des Schmerzes die arme Fosseuse; sie wich zum zweiten Male unter dem Sturm, und gebogen wie eine Lilie neigte sie das Haupt mit einem dumpfen Seufzer.

Heinrich war gerührt bis in die Tiefen seines Herzens, als er diese bleiche Stirne, diese in Tränen gebadeten Augen, diese feuchten. zerstreuten Haare sah; als er endlich an den Schleifen und auf den Lippen von Fosseuse den Angstschweiß, der ein Nachbar vom Todeskampf zu sein scheint, perlen sah.

Er stürzte ganz verwirrt auf sie zu, öffnete die Arme viel vor ihrem Bett auf die Kniee und flüsterte:

»Fosseuse! teure Fosseuse!«

Düster und schweigsam lehnte Margarethe ihre glühende Stirne an die Fensterscheiben.

Fosseuse hatte die Kraft ihre Arme zu erheben und um den Hals ihres Geliebten zu schlingen; sie drückte ihre Lippen auf die seinigen, im Glauben, sie würde sterben, und in diesem letzten, in diesem äußersten Kuß warf sie Heinrich ihre Seele und ihr Lebewohl zu.

Dann sank sie ohne Bewußtsein zurück.

Ebenso bleich als sie, träge und ohne Stimme wie sie, ließ Heinrich sein Haupt auf ihr Betttuch sinken, das bald ihr Leichentuch zu werden schien.

Margarethe näherte sich dieser Gruppe, wo der körperliche Schmerz und der moralische Schmerz vereinigt waren und sprach mit einer energischen Majestät:

»Steht auf, mein Herr, und laßt mich die Pflicht erfüllen; die Ihr mir auferlegt habt.«

Und als Heinrich über diese Kundgebung unruhig zu sein schien, und sich halb auf ein Knie aufrichtete, fügte sie bei:

»Oh! fürchtet nichts, mein Herr. sobald mein Stolz allein verwundet ist, bin ich stark; gegen mein Herz hätte ich nicht für mich gestanden, doch zum Glück hat mein Herz nichts mit dieser ganzen Sache zu schaffen.«

Heinrich erhob das Haupt.

»Madame?« sagte er.

»Sprecht kein Wort mehr, mein Herr«, versetzte Margarethe, die Hand ausstreckend, »oder ich würde glauben, Eure Nachsicht sei Berechnung gewesen. Wir sind Bruder und Schwester, und werden uns verstehen.«

Heinrich führte sie zur Fosseuse, deren eisige Hand er in die fieberhafte Hand von Margarethe legte.

»Geht, Sire, geht«, sprach die Königin, »brecht zur Jagd auf. Je mehr Ihr zu dieser Stunde Leute mit Euch nehmt, desto mehr werdet Ihr neugierige Blicke vom Bette von Mademoiselle entfernen.«

»Aber ich habe Niemand in den Vorzimmern gesehen«, entgegnete Heinrich.

»Nein, Sire«, versetzte Margarethe lächelnd, »man glaubt, die Pest sei hier; beeilt Euch also, Euer Vergnügen anderswo zu suchen.«

»Madame«, sprach Heinrich, »ich gehe und werde für uns Beide jagen.«

Und er heftete einen letzten zärtlichen Blick auf die noch ohnmächtige Fosseuse und eilte aus dem Zimmer.

Sobald er in den Vorzimmern war, schüttelte er den Kopf, als wollte er von seiner Stirne einen Rest von Unruhe fallen machen; dann ging er mit dem ihm eigentümlich spöttisch lächelnden Gesicht zu Chicot hinauf, der, wie gesagt, mit geschlossenen Fäusten schlief.

Der König ließ sich die Türe öffnen, rüttelte an dem Schläfer und sagte:

»He! he! Gevatter, munter, munter, es ist zwei Uhr Morgens.«

»Ah! Teufel«, versetzte Chicot, »Ihr nennt mich Gevatter, Sire. Solltet Ihr mich zufällig für den Herzog von Guise halten?«

Heinrich hatte wirklich, wenn er vom Herzog von Guise sprach, die Gewohnheit, ihn seinen Gevatter zu nennen.

»Ich halte Euch für meinen Freund«, erwiderte er.«

»Und Ihr nehmt mich gefangen, mich, einen Botschafter! Sire, Ihr verletzt das Völkerrecht.«

Heinrich lachte. Chicot vor Allem ein Mensch von Geiste konnte nicht umhin, ihm Gesellschaft zu leisten.

»Das ist närrisch. Warum des Teufels wolltest Du denn von hier weggehen, wirst Du nicht gut behandelt?«

»Ei gut, alle Wetter, zu gut; ich komme mir hier vor wie eine Gans, die man in einem Geflügelhofe mästet. Alle Welt sagt zu mir: Kleiner, kleiner Chicot, wie niedlich er ist! Doch man rupft mir die Flügel aus und verschließt mir die Türe.«

»Chicot, mein Freund«, entgegnete Heinrich den Kopf schüttelnd, »beruhige Dich, Du bist nicht fett genug für meine Tafel.«

»Aber, Sire«, sagte Chicot, während er sich erhob, »Ihr seid diesen Morgen ganz munter; was für Nachrichten habt Ihr?«

»Ah! ich will es Dir sagen: siehst Du, ich gehe auf die Jagd, und ich bin immer sehr heiter, wenn ich auf die Jagd gehe. Vorwärts, aus dem Bett, Gevatter, aus dem Bett.«

»Wie, Ihr nehmt mich mit, Sire?«

»Du sollst mein Geschichtschreiber sein, Chicot.«

»Sol! ich die Schüsse aufschreiben?«

»Ganz richtig.«

Chicot schüttelte den Kopf.

»Nun, was hast Du?« fragte der König.

»Ich habe eine solche Heiterkeit nie ohne Unruhe gesehen«, antwortete Chicot.

»Bah!«

»Ja, es ist wie die Sonne, wenn sie . . . «

»Nun?«

»Nun! Sire, Regen, Blitz und Donner sind nicht fern.«

Heinrich strich sich lächelnd den Bart und erwiderte:

»Wenn ein Sturm kommt, Chicot, so ist mein Mantel groß und Du sollst bedeckt sein.«

Während sich Chicot beständig murrend ankleidete, ging der König gegen das Vorzimmer und rief:

»Mein Pferd, und man sage Herrn von Mornay, ich sei bereit.«

»Ah! Herr von Mornay ist Oberjägermeister bei dieser Jagd?« fragte Chicot.

»Herr von Mornay ist Alles hier«, antwortete Heinrich, »der König von Navarra ist so arm, daß er keine Mittel hat, seine Ämter in Spezialitäten abzuteilen. Ich habe nur einen Mann.«

»Ja, doch er ist gut«, seufzte Chicot.

Neuntes Kapitel.

Wie man den Wolf in Navarra jagte.

Als Chicot die Augen auf die Vorbereitungen zum Aufbruch warf, konnte er sich nicht erwehren, mit halber Stimme zu bemerken, die Jagden des Königs von Navarra seien minder kostbar, als die des Königs Heinrich von Frankreich.

Nur zwölf bis fünfzehn Edelleute, worunter er den Herrn Vicomte von Turenne, den Gegenstand der ehelichen Streitigkeiten erblickte, bildeten das Gefolge Seiner Majestät.

Dabei, da diese Herren nur auf der Oberfläche reich waren, da sie keine hinreichende Einkünfte hatten, um unnütze und zuweilen auch nützliche Ausgaben zu machen, trugen beinahe alle statt der damals üblichen Jagdanzüge, den Helm und den Panzer; was Chicot zu der Frage veranlaßte, ob die Wölfe von Gascogne in ihren Wäldern Musketen und schweres Geschütz hatten.

Heinrich hörte die Frage, obgleich sie nicht unmittelbar an ihn gerichtet war; er näherte sich Chicot berührte seine Schulter und sagte zu ihm:

»Nein, mein Sohn, die Wölfe von Gascogne haben weder Musketen, noch schweres Geschütz, aber es sind wilde Bestien mit Klauen und Zähnen versehen und locken die Jäger in das Gestrüppe, wo man Gefahr läuft, seine Kleider an den Dornen zu zerreißen; ein Kleid von Sammet oder Seide zerreißt man aber, und sogar ein Wamms von Tuch oder Büffelleder, aber einen Panzer zerreißt man nicht.«

»Das ist ein Grund«, brummte Chicot, »doch er ist nicht vortrefflich.«

»Was willst Du, ich habe keinen andern«, versetzte Heinrich.

»Ich muß mich also damit begnügen.«

»Das ist das Beste, was Du tun kannst, mein Sohn.«

»Es sei.«

»Dieses *es sei*, riecht nach einer inneren Kritik«, sagte Heinrich lachend, »Du grollst mir, weil ich Dich der Jagd wegen geweckt habe.«

»Meiner Treue, ja.«

»Und Du machst Glossen.«

»Ist das verboten?«

»Nein, mein Freund, nein, das Glossenmachen ist in Gascogne gangbare Münze.«

»Alle Wetter! Ihr begreift. Sire, ich bin kein Jäger, und muß mich mit etwas beschäftigen, ich armer Faulenzer, während Ihr Anderen die Schnurrbärte nach dem Geruche der guten Wölfe leckt, die Ihr zu zwölf oder fünfzehn, wie Ihr seid, forcieren werdet.«

»Ah! Ja«, sagte der König. abermals über die Satyre lächelnd, »zuerst die Kleidung, dann die Zahl; spotte, mein lieber Chicot spotte.«

»Oh! Sire.«

»Aber ich bemerke Dir, daß Du nicht nachsichtig bist, mein lieber Sohn, Bearn ist nicht so groß wie Frankreich; der König zieht dort mit zweihundert Jägern aus, ich gehe hier mit zwölf, wie Du siehst.«

»Ja, Sire.«

»Doch«, fuhr Heinrich fort »Du wirst vielleicht glauben, ich schneide auf, Chicot nun wohl, zuweilen geschieht es, was dort nicht vorkommt. daß Landsleute, welche erfahren, ich jage, ihre Häuser, ihre Schlösser verlassen und sich mir anschließen, wodurch ich manchmal ein ziemlich hübsches Gefolge bekomme.«

»Ihr werdet sehen, Sire, daß ich nicht das Glück habe, einer solchen Jagd beizuwohnen«, sagte Chicot, »in der Tat, Sire, ich bin im Unglück.«

»Wer weiß?« erwiderte Heinrich mit seinem spöttischen Lachen.

Dann, als man Nerac verlassen, als man die Tore hinter sich hatte und schon seit ungefähr einer halben Stunde auf dem freien Felde marschierte, sagte Heinrich zu Chicot, indem er seine Hand über die Augen hielt, um sich ein Visier daraus zu machen.

»Halt, sieh doch, ich glaube, ich täusche mich nicht.«

»Was gibt es?« fragte Chicot,

»Schau doch, dort bei den Barrieren des Flecken Moiras; sind

es nicht Reiter, was ich erblicke?»

Chicot erhob sich auf den Steigbügel und erwidert:

»Meiner Treue, ich glaube, ja, Sire.«

»Und ich bin dessen gewiß.«

»Reiter, ja, Sire«, sagte Chicot aufmerksamer schauend, »doch Jäger, nein.«

»Warum keine Jäger?«

»Weil sie bewaffnet sind wie Roland und Amadis«, antwortete Chicot.

»Ei! was liegt am Kleide. Du hast das schon an uns erfahren, das Kleid macht den Jäger nicht.«

»Aber ich sehe wenigstens zweihundert Mann dort«, rief Chicot.«

»Nun wohl! was beweist das, mein Sohn? Daß Moiras eine gute Gülte¹⁵ ist.«

Chicot fühlte seine Neugierde immer mehr gestachelt.

Die Truppe, welche Chicot zu ihrer niedrigsten Zahl angeschlagen hatte, denn sie bestand aus zweihundert und fünfzig Reitern, schloß sich in der Stille an die Escorte an; jeder von den Männern, aus der sie bestand, war gut beritten, gut equipirt, und das Ganze wurde befehligt von einem Mann von stattlichen Aussehen, der Heinrich höflich und untertänig die Hand küßte.

Man ritt durch den Gers; zwischen dem Gers und der Garonne, auf einer Erhöhung des Terrain, fand man eine zweite Treppe von etwa hundert Mann; der Anführer näherte sich Heinrich und schien sich zu entschuldigen, daß er nicht eine größere Anzahl von Jägern bringe. Heinrich empfing seine Entschuldigungen, indem er ihm die Hand reichte.

Man marschierte weiter und fand die Garonne, durch die man auf dieselbe Weise zog, wie durch den Gers; nur, da die Garonne viel tiefer ist, als der Gers, verlor man bei zwei Dritteln des Flusses den Boden und war genötigt auf einem Raum von dreißig bis vierzig Schritten zu schwimmen; doch gegen alles Erwarten erreichte man das andere Ufer ohne Unfall.

»Alle Wetter!« sagte Chicot, »welche Übungen nehmt Ihr da vor, Sire? Während Ihr oberhalb und unterhalb Agen Brücken

habt, taucht Ihr so Eure Panzer in das Wasser?«

»Mein lieber Chicot«, erwiderte Heinrich, »wir sind Wilde, und Du mußt uns verzeihen; Du weißt wohl, daß mein seliger Schwager Karl mich seinen Eber nannte, der Eber . . . doch Du bist kein Jäger, Du weißt das nicht . . . der Eber kümmert sich um nichts, er geht stets gerade aus, und ich ahme ihn nach, da ich seinen Namen habe: ich bekümmere mich auch um nichts. Zeigt sich mir ein Fluß auf meinem Weg, so durchschneide ich ihn; erhebt sich eine Stadt vor mir, Ventre-saint-gris! verspeise ich sie wie eine Pastete.«

Dieser Scherz des Bearners rief ein gewaltiges Gelächter in seiner Umgebung hervor.

Herr von Mornay, allein, der stets an der Seite des Königs blieb, lachte nicht laut; er kniff sich nur die Lippen, was bei ihm ein Merkmal außerordentlicher Heiterkeit war.

»Mornay ist heute sehr guter Laune«, sagte der Bearner ganz freudig Chicot ins Ohr, der hat über meinen Scherz gelacht.«

Chicot fragte sich, über welchen von Beiden er lachen sollte, über den Herrn, der so glücklich, daß er seinen Diener lachen gemacht, oder über den Diener, der so schwer zu erheitern.

Jenseits der Garonne, ungefähr eine halbe Meile vom Fluß, erschienen dreihundert in einem Tannenwalde verborgene Reiter vor den Augen von Chicot.

»Oh! Oh! gnädigster Herr«, sagte er leise zu Heinrich, »sollten das nicht Eifersüchtige sein, welche von Eurer Jagd gehört hätten und sich ihr zu widersetzen beabsichtigten?«

»Nein«, sprach Heinrich, »Du täuschest Dich abermals mein Sohn, diese Leute sind Freunde, die von Puymirol zu mir kommen. wahre Freunde.«

»Ei! Ei! Sire, Ihr werdet mehr Menschen in Eurem Gefolge haben, als Ihr Bäume im Walde findet.«

»Chicot, mein Kind«, sagte Heinrich, »Gott vergebe mir, ich glaube das Gerücht von Deiner Ankunft hat sich schon in der Gegend verbreitet und diese Leute eilen von allen vier Ecken der Provinz herbei, um dem König von Frankreich, dessen Botschafter Du bist, die Ehre zu erweisen.«

Chicot hatte zu viel Geist, um nicht zu bemerken, daß man

schon seit einiger Zeit seiner spottete.

Das machte ihn mißtrauisch, ohne ihn in üble Laune zu versetzen.

Der Tag endigte in Monroy, wo die Edelleute der Gegend, die sich versammelt hatten, als wären sie zum Voraus benachrichtigt gewesen, der König von Navarra müsse durchkommen, diesem ein schönes Abendbrot boten, woran Chicot voll Begeisterung seinen Teil nahm, in Betracht, daß man wegen einer so unwichtigen Sache, wie es ein Mittagsmahl ist, auf dem Wege anzuhalten nicht für notwendig erachtet und folglich seit Nerac nichts mehr gegessen hatte.

Das schönste Haus der Stadt war Heinrich vorbehalten worden, die eine Hälfte der Truppe schlief in der Straße, wo der König war, die andere vor den Toren.

»Wann werden wir denn unsere Jagd beginnen?« fragte Chicot Heinrich in dem Augenblick, wo sich dieser die Stiefel ausziehen ließ.

»Wir sind noch nicht auf dem Gebiet der Wölfe, mein lieber Chicot«, erwiderte Heinrich.

»Und wann werden wir dort sein, Sire?«

»Neugieriger!«

»Nein, Sire; doch Ihr begreift, man wünscht zu wissen, wohin man geht.«

»Du wirst es morgen erfahren, mein Sohn, mittlerweile lege Dich nieder, auf die Kissen zu meiner Linken; sieh, Mornay schnarcht schon zu meiner Rechten.«

»Pest!« sagte Chicot, »der macht im Schläfe mehr Geräusch als im Wachen.«

»Ja, es ist wahr«, versetzte Heinrich, »er ist kein Schwätzer; doch Du mußt ihn bei der Jagd sehen, und Du wirst ihn sehen.«

Der Tag fing kaum an zu grauen, als ein gewaltiger Lärm von Pferden den König von Navarra und Chicot erweckte.

Ein alter Edelmann, der den König selbst bedienen wollte, brachte Heinrich den Honigfladen und den gewürzten Wein zum Morgenimbiß.

Mornay und Chicot wurden von den Dienern des alten Edelmanns bedient.

Sobald man den Imbiss zu sich genommen hatte, wurde zum Aufsitzen geblasen.

»Auf, auf«, sprach Heinrich. »wir haben heute einen guten Tagesmarsch zu machen; zu Pferde, meine Herren, zu Pferde!«

Chicot sah mit Erstaunen, daß fünfhundert Reiter die Escorte verstärkt hatten.

Diese fünfhundert Reiter waren während der Nacht eingetroffen.

»Ah! Ah!« sagte er, »das ist kein Gefolge mehr, was Ihr da habt, Sire, es ist eine Armee.«

Heinrich antwortete nur die drei Worte

»Warte noch, warte.«

In Lauzerte schießen sich sechshundert Mann zu Fuß der Reitertruppe hinten an.

»Infanteristen!« rief Chicot, »Fußvolk!«

»Treiber«, erwiderte der König, »nichts Anderes als Treiber.«

Chicot faltete die Stirne und sprach von diesem Augenblick an nichts mehr.

Zwanzigmal wandten sich seine Augen dem Felde zu, zwanzigmal durchzuckte nämlich seinen Geist der Gedanke, zu entfliehen. Doch Chicot hatte seine Ehrenwache, ohne Zweifel als Repräsentant des Königs von Frankreich.

Dem zu Folge war Chicot dieser Wache so gut als eine Person von der höchsten Wichtigkeit empfohlen, daß er keine Gebärde machen konnte, ohne daß diese Gebärde von zehn Männern wiederholt wurde.

Dies mißfiel ihm, und er sagte hierüber ein paar Worte zum König.

»Verdammt!« entgegnete Heinrich, »das ist Dein Fehler, mein Kind; Du wolltest aus Nerac entfliehen, und ich befürchte, Du könntest abermals entfliehen wollen.«

»Sire«, sagte Chicot, »ich gebe Euch mein Ehrenwort als Edelmann, daß ich es nicht einmal mehr versuchen werde.«

»Gut!«

»Überdies hätte ich Unrecht.«

»Du hättest Unrecht?«

»Ja; denn wenn ich bleibe, bin ich, wie ich glaube, bestimmt, merkwürdige Dinge zu sehen.«

»Nun! es freut mich, daß dies Deine Meinung ist, mein lieber Chicot, denn es ist auch die meinige.«

In diesem Augenblick zog man durch die Stadt Montcuq und vier kleine Feldstücke reihten sich dem Heere an.

»Ich komme auf meinen ersten Gedanken zurück, Sire«, sprach Chicot: »die Wölfe in diesem Lande sind Hauptwölfe und man behandelt sie mit Rücksichten die den andern Wölfen unbekannt sind; schweres Geschütz für sie, Sire!«

»Ah! Du hast es bemerkt«, versetzte Heinrich, »es ist eine Manie der Leute von Montcuq: seitdem ich ihnen für ihre Übungen diese vier Feldstücke geschenkt habe, die ich in Spanien kaufen ließ und die man mir einschwärzte, schleppen sie dieselben überallhin.«

»Werden wir heute ankommen, Sire?«

»Nein, morgen.«

»Morgen früh oder morgen Abend?«

»Morgen früh.«

»Dann jagen wir in Cahors, nicht wahr, Sire?«

»In dieser Gegend«, erwiderte der König.

»Doch wie kommt es, Sire, daß Ihr, der Ihr Infanterie, Cavalerie und Artillerie habt, um den Wolf zu jagen, die königliche Standarte mitzunehmen vergaßt? Die Ehre, die Ihr diesen würdigen Tieren erweisen wäre vollständig gewesen.«

»Man hat es nicht vergessen Chicot. Ventre-saint-gris! man würde sich wohl gehütet haben, man läßt sie nur im Überzug, aus Furcht, sie zu beschmutzen. Doch da Du eine Standarte haben willst, mein Kind. um zu wissen unter welchem Banner Du marschierst, so wird man Dir eine schöne zeigen. Zieht die Standarte aus ihrem Futteral«, kommandierte der König, »Herr Chicot wünscht zu wissen, wie das Wappen von Navarra ist.«

»Nein, nein, es ist unnötig.« rief Chicot, »laßt sie, wo sie ist.«

»Übrigens sei unbesorgt«, sagte der König, »geeigneten Ortes und zu geeigneter Zeit wirst Du es sehen.«

Man brachte die zweite Nacht in Catus ungefähr auf dieselbe Weise zu, wie man die erste zugebracht hatte; seitdem Chicot

sein Ehrenwort gegeben, daß er nicht entfliehen werde, merkte man nicht mehr auf ihn.

Er machte einen Gang durch die Stadt und bis zu den Vorposten. Von allen Seiten trafen Truppen von hundert, hundert und fünfzig, zweihundert Mann beim Heer ein. In dieser Nacht versammelten sich die Infanteristen.

»Es ist ein Glück, daß wir nicht bis Paris marschieren«, sagte Chicot, »wir würden dort mit hunderttausend Mann ankommen.«

Am andern Morgen um acht Uhr war man im Angesicht von Cahors, mit tausend Mann zu Fuß und zweitausend Pferden.

Man fand die Stadt im Belagerungszustand; die äußersten Posten hatten Alarmzeichen gegeben und Herr von Vezin hatte seine Vorsichtsmaßregeln getroffen.

»Ah! Ah!« sagte der König, dem Mornay diese Kunde mitteilte, »man ist uns zuvorgekommen. das ist ärgerlich.«

»Wir werden eine regelmäßige Belagerung vornehmen müssen Sire«, sprach Mornay, »wir erwarten noch ungefähr zweitausend Mann und so so viel brauchen wir wenigstens, um die Chancen ins Gleichgewicht zu stellen.«

»Versammeln wir den Rat und beginnen wir die Laufgräben«, sagte Herr von Turenne.

Chicot betrachtete alle diese Dinge und hörte alle diese Worte mit erstaunter Miene.

Das nachdenkende und beinahe klägliche Aussehen des Königs von Navarra bestärkte ihn in dem Verdacht, Heinrich sei ein armseliger Kriegsmann, und diese Überzeugung allein vermochte ihn ein wenig zu beruhigen.

Heinrich hatte Jedermann reden lassen und war, während die verschiedenen Meinungen ausgesprochen wurden, stumm wie ein Fisch geblieben.

Plötzlich erwachte er aus seiner Träumerei, hob den Kopf empor und sprach im Tone des Befehls:

»Meine Herren hört, was zu tun ist. Wir haben dreitausend Mann und zwei erwartet Ihr, wie Ihr sagt, Mornay?«

»Ja, Sire.«

»Das macht im Ganzen fünftausend Mann; bei einer regelmäßigen Belagerung wird man uns tausend bis fünfzehn

hundert Mann in zwei Monaten töten; der Tod von diesen wird die Andern entmutigen, und wir werden genötigt sein, die Belagerung aufzuheben und uns fechtend zurückzuziehen; auf unserem Rückzug werden wir abermals tausend Mann verlieren, was die Hälfte unserer, Streitkräfte ist.«

»Opfern wir sogleich fünfhundert Mann und nehmen wir Cahors.«

»Wie ist das zu verstehen, Sire?« fragte Mornay.

»Mein lieber Freund, wir marschieren gerade auf das Thor zu, das uns am nächsten liegt. Wir werden einen Graben auf unserem Wege finden; wir füllen ihn mit Faschinen; wir lassen zweihundert Mann auf dem Platz, — doch wir erreichen das Thor.«

»Hernach, Sire?«

»Ist das Thor erreicht. so sprengen wir es mit Petarden und stellen uns fest . . . das ist nicht sehr schwierig.«

Chicot schaute Heinrich ganz erschrocken an.

»Ja«, brummelte er, »Prahler und Großsprecher, das ist mein Gascogner; wirst Du die Petarde unter das Thor legen?«

In diesem Augenblick, als ob er die Beseitredung von Chicot gehört hätte, fügte der König bei:

»Verlieren wir keine Zeit, meine Herren, das Fleisch würde kalt werden, vorwärts, und wer mich liebt, folgt mir.«

Chicot näherte sich Mornay, an welchen ein Wort zu richten, er auf dem ganzen Wege keine Zeit gehabt hatte.

»Sprecht, Herr Graf«, flüsterte er ihm ins Ohr, »habt Ihr Lust, Euch ganz und gar aufreiben zu lassen.«

»Herr Chicot, wir brauchen das nicht, um uns in Tätigkeit zu setzen«, erwiderte Mornay ruhig.

»Doch Ihr werdet machen, daß der König getötet wird!«

»Bah! Seine Majestät hat einen guten Panzer.«

»Doch der König wird nicht so verrückt sein, dahin zu gehen, wo es Hiebe und Schüsse regnet?« sagte Chicot.

Mornay zuckte die Achseln und drehte Chicot den Rücken zu.

»Ah!« sagte Chicot, »ich liebe ihn noch mehr, wenn er schläft, als wenn er wacht, wenn er schnarcht, als wenn er spricht; er ist

höflicher.«



Zehntes Kapitel.

Wie König Heinrich von Navarra sich benahm, als er zum ersten Mal Feuer sah.

Die kleine Armee rückte bis auf zwei Büchschüsse zur Stadt vor; hier frühstückte man.

Als das Mahl eingenommen war, wurden den Offizieren und Soldaten zwei Stunden zur Ruhe bewilligt.

Es war drei Uhr Nachmittags und es blieb folglich kaum noch zwei Stunden Tag, als der König die Offiziere unter sein Zelt rufen ließ.

Heinrich war sehr bleich, und während er gestikuliert, zitterten seine Hände so sichtbar, daß sie ihre Finger gehen ließen, wie Handschuhe, die man zum Trocknen aufgehängt hat.

»Meine Herren«, sagte er, »wir sind gekommen, um Cahors zu nehmen; wir müssen also Cahors nehmen, da wir zu diesem Behufe gekommen sind; doch wir müssen Cahors mit Gewalt nehmen, mit Gewalt, versteht Ihr wohl? nämlich indem wir durch Eisen und Holz mit Fleisch brechen.«

»Nicht schlecht«, murmelte Chicot der die Rede als Epilogist anhörte, »und wenn die Gebärde nicht das Wort Lügen strafen würde, könnte man nicht einmal von Herrn von Crillon etwas Anderes verlangen.«

»Der Herr Marschall von Biron«, fuhr Heinrich fort, »der Herr Marschall von Biron, der geschworen hat alle Hugenotten bis aus den letzten Henken zu lassen, liegt fünf und vierzig Meilen von hier im Feld. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist zu dieser Stunde schon ein Bote von Herrn von Vezin an ihn abgeschickt worden; in vier bis fünf Tagen wird er uns auf dem Rücken sein; er hat zehntausend Mann bei sich, und wir sind dann zwischen der Stadt und ihm eingeschlossen. Nehmen wir also Cahors, ehe er ankommt, und wir werden ihn sodann empfangen, wie Herr von Vezin uns zu empfangen sich anschickt, doch hoffentlich mit besserem Glück; im entgegengesetzten Fall wird er wenigstens gute katholische Balken haben, um die Hugenotten daran zu

hängen, und wir sind ihm diese Satisfaktion schuldig; vorwärts, drauf, drauf, meine Herren; ich will mich an Eure Spitze stellen, und Streiche, Ventre-saint-gris! Streiche, als ob es hagelte.«

Dies war die ganze königliche Anrede; doch sie genügte, wie es scheint, denn die Soldaten antworteten darauf mit enthusiastischem Gemurmel und die Offiziere mit wütenden Bravos.

»Ein schöner Phrasenmacher, stets Gascogner«, sagte Chicot beiseit, »welch ein Glück ist es doch, daß man nicht mit den Händen spricht! alle Wette! der Bearner hätte gehörig gestottert; doch wir werden ihn beim Werke sehen.«

Die kleine Armee brach unter dem Kommando von Mornay auf, um ihre Stellung zu nehmen.

In dem Augenblick, wo sie sich in Marsch setzte, kam der König auf Chicot zu und sagte zu ihm:

»Verzeiht Freund Chicot, ich habe Dich getäuscht, als ich von der Jagd, von Wölfen und von anderen Possen sprach; aber ich mußte dies offenbar und es ist auch Deine Ansicht, da Du es mir rundheraus sagtest; König Heinrich will mir entschieden die Mitgift seiner Schwester Margot nicht bezahlen, und Margot schreit, Margot weint, um ihr liebes Cahors zu bekommen; man muß tun, was eine Frau will, um den Frieden in seiner Ehe zu haben.«

»Warum hat sie nicht den Mond von Euch verlangt, da Ihr ein so guter Gatte seid?« versetzte Chicot gereizt durch die königlichen Scherze.

»Ich hätte es auch versucht, Chicot«, erwiderte der Bearner, »ich liebe sie so sehr, diese teure Margot.«

»Oh! Ihr habt schon genug mit Cahors, und wir werden sehen, wie Ihr das angreift.«

»Ah! das ist es gerade, worauf ich kommen wollte; höre mich, Freund Chicot, der Augenblick ist entscheidend, und besonders sehr unangenehm; ah! ich bilde mir nicht viel auf mein Schwert ein; ich bin nicht tapfer und die Natur empört sich in mir bei jedem Büchschuß; Chicot, mein Freund, spotte nicht zu sehr über den armen Bearner, Deinen Landsmann und Deinen Freund; wenn ich Furcht habe und Du bemerkst es, sage es nicht.«

»Wenn Ihr Furcht habt, sagt Ihr?«

»Ja.«

»Ihr fürchtet Euch also, Furcht zu haben?«

»Allerdings.«

»Alle Wetter! wenn Eure Natur so beschaffen ist, warum des Teufels laßt Ihr Euch in solche Geschichten ein?«

»Verdammt! wenn es sein muß!«

»Herr von Vezin ist ein schrecklicher Mann!«

»Bei Gott, ich weiß es wohl.«

»Der keinem Menschen Pardon gibt.«

»Du glaubst, Chicot?«

»Oh! dessen bin ich sicher; rote Feder oder weiße Feder, daran ist ihm wenig gelegen; er befiehlt den Kanonieren: gebt Feuer!«

»Du sagst das wegen meines weißen Federbusches, Chicot.«

»Ja, Sire. und da Ihr der Einzige seid, der einen von dieser Farbe hat . . . «

»Nun?«

»So gebe ich Euch den Rat, ihn abzunehmen, Sire.«

»Aber mein Freund, ich habe ihn aufgesteckt, damit man mich erkennt; nehme ich ihn nun wieder ab, so ist mein Zweck verfehlt.«

»Ihr behaltet ihn also, Sire, trotz meiner Warnung?«

»Ich behalte ihn ganz gewiß.«

Indem er diese Worte sprach, welche einen festen Entschluß andeuteten, zitterte Heinrich noch viel sichtbarer, als da er die Rede an seine Offiziere hielt.

»Hört«, sprach Chicot der diese doppelte, so verschiedene Kundgebung des Wortes und der Gebärde nicht begreifen konnte, »hört, es ist noch Zeit, Sire. macht keine Tollheiten, Ihr könnt in diesem Zustand nicht zu Pferde steigen.«

»Ich bin also sehr bleich, Chicot?« fragte Heinrich.

»Bleich wie ein Toter. Sire.«

»Gut!« machte der König.

»Wie, gut?«

»Ja, ich weiß, was ich damit sagen will.«

In diesem Augenblick machte sich der Lärmen der Kanonen von der Festung in Begleitung eines wütenden Musketenfeuers

hörbar; es war Herr von Vezin, der die Aufforderung sich zu ergeben, welche Duplessis Mornay an ihn richtete, erwiderte.

»He!« sagte Chicot, »was denkt Ihr von dieser Musik?«

»Ich denke, daß sie mir teufelsmäßig kalt im Mark meiner Gebeine machen«, antwortete Heinrich, »auf mein Pferd, mein Pferd«, rief er mit einer Stimme, welche schepperte wie die Feder einer Uhr.

Chicot schaute ihn an und hörte ihn, ohne das seltsame Phänomen zu begreifen, das sich unter seinen Augen entwickelte.

Heinrich bestieg sein Pferd, doch zweimal war es, als ob er wieder absteigen wollte.

»Auf, Chicot«, sagte er, »steige auch zu Pferde; nicht wahr, Du bist auch kein Kriegermann?«

»Nein, Sire.«

»Nun so komm, Chicot, wir werden miteinander Angst haben, komm und laß uns das Feuern sehen; ein gutes Pferd für Herrn Chicot!«

Chicot zuckte die Achseln und bestieg, ohne eine Miene zu verziehen, ein schönes spanisches Roß, das man ihm auf den Befehl des Königs brachte.

Heinrich setzte sein Pferd in Galopp, Chicot folgte ihm.

Als Heinrich vor die Fronte seiner kleinen Armee kam schlug er sein Helmvisir auf.

»Heraus die Fahne! die neue Fahne heraus!« rief Heinrich mit einer meckernden Stimme.

Man nahm den Überzug von der Fahne ab und diese entrollte sich mit dem doppelten Wappenschild von Navarra und Bourbon majestätisch in der Luft; sie war weiß und trug auf der einen Seite auf Azur die, goldenen Ketten und aus der andern Seite die goldenen Lilien mit dem Turnierkranz in Herzform.«

»Ich befürchtete«, sagte Chicot beiseit, »das ist eine Fahne, die ein schlechtes Handgeld bekommen wird.«

»In diesem Augenblick, und als wollten sie den Gedanken von Chicot erwidern, donnerten die Kanonen von der Festung und öffneten eine ganze Reihe Infanterie, zehn Schritte vom König.«

»Ventre-saint-gris! hast Du gesehen, Chicot. das kommt mir hübsch vor!«

Und seine Zähne klapperten.

»Es wird ihm übel werden«, sagte Chicot.

»Ah!« murmelte Heinrich, »ah! du hast Furcht, verfluchtes Gerippe, du zitterst und bebst; warte, ich will dich für etwas zittern lassen.«

Und er drückte seine beiden Sporen dem Schimmel in den Leib, der ihn trug, ritt der Cavalerie, der Infanterie und der Artillerie voran, und kam auf hundert Schritte zu dem Platz, der von dem Feuer der Batterien, welche vom Walle herab donnerten, so rot war, daß sich die Blitze auf seiner Rüstung wie die Strahlen einer unter gehenden Sonne widerspiegelten.

Hier hielt er sein Pferd zehn Minuten lang unbeweglich, das Gesicht dem Tore der Stadt zugewendet, und schrie:

»Die Faschinen! Ventre-saint-gris! die Faschinen!«

Mornay war ihm mit aufgeschlagenem Visier und das Schwert in der Faust gefolgt.

Chicot machte es wie Mornay, er hatte sich panzern lassen, aber den Degen nicht gezogen.

Hinter diesen drei Männern sprengten begeistert durch ihr Beispiel die jungen hugenottischen Edelleute und schrien: »Es lebe Navarra!«

Der Vicomte von Turenne marschierte, eine Faschine auf dem Halse seines Pferdes, an ihrer Spitze.

Jeder kam und warf seine Faschine hinab; in einem Augenblick war der Graben unter der Zugbrücke ausgefüllt.

Die Artilleristen rückten vor und mit einem Verlust von dreißig Mann bei vierzig gelang es ihnen, ihre Petarden unter das Thor zu bringen.

Die Kartätschen und Musketenkugeln pfften um Heinrich wie ein Feuerorkan; zwanzig Mann fielen ganz in seiner Nähe.



Henry von Navarra bei Cahors

»Vorwärts! Vorwärts!« sagte er; und er sprengte mitten unter die Artilleristen.

Er kam an den Rand der Grabens gerade in dem Augenblick, wo die erste Petarde spielte.

Das Thor spaltete sich an zwei Stellen. Die Artilleristen zündeten die zweite Petarde an; doch alsbald kamen durch die dreifache Öffnung zwanzig Büchsen hervor und spien ihre Kugeln

auf Offiziere und Soldaten.

Die Leute fielen um den König her, als ob man Ähren mähen würde.

»Sire«, sagte Chicot, ohne an sich selbst zu denken, »Sire, in des Himmels Namen, zieht Euch zurück.«

Mornay sagte nichts, aber er war stolz auf seinen Zögling und suchte sich von Zeit zu Zeit vor ihn zu stellen; Heinrich aber schob ihn mit der Hand durch ein nerviges Rütteln auf die Seite.

Plötzlich fühlte Heinrich daß ihm der Schweiß auf der Stirne perlte und daß ein Nebel vor seinen Augen hinzog.

»Ah! verfluchte Natur«, rief er, »man soll nicht, sagen, du habest mich besiegt.«

Dann sprang er von seinem Pferde und schrie:

»Eine Axt! eine Axt!«

Und mit kräftigem Arm schlug er Büchsenläufe, Stücke Eichenholz und eiserne Nagel ab.

Endlich fiel ein Balken, ein Türflügel, ein Mauerflügel, und hundert Mann stürzten durch die Bresche und riefen:

»Navarra! Navarra! Cahors gehört uns. Es lebe Navarra!«

Chicot hatte den König nicht verlassen; er befand sich mit ihm unter dem Torgewölbe, wo Heinrich als einer der Ersten eingedrungen war; doch bei jedem Büchschuß sah er ihn beben und den Kopf bücken.

»Ventre-saint-gris!« sprach Heinrich wütend, »hast Du je eine solche Feigheit gesehen, Chicot?«

»Nein, Sire«, erwiderte dieser, »ich habe nie einen Feigling gesehen, wie Ihr seid; das ist furchtbar.«

In diesem Augenblick suchten die Soldaten von Herrn von Vezin Heinrich und seine Vorhut aus der Stellung zu vertreiben, die sie unter dem Thor und in den benachbarten Häusern eingenommen hatten.

Heinrich empfing sie mit dem Schwerte in der Hand.

Doch die Belagerten waren die Stärkeren; es gelang ihnen, Heinrich und die Seinigen bis jenseits des Grabens zurückzutreiben.

»Ventre-saint-gris!« rief der König »ich glaube meine Fahne

weicht zurück; wenn es so ist, werde ich sie selbst tragen.«

Und mit einer erhabenen Anstrengung entriß er seine Standarte den Händen desjenigen, welcher sie trug, hob sie hoch in die Luft und drang zuerst wieder, halb umwickelt von ihren flatternden Falten, in den Platz ein.

»Habe doch Angst«, sagte er, »zittre doch nun, Feigling!«

Die Kugeln piffen und platteten sich mit einem scharfen Getöse auf seiner Rüstung ab und durchlöcherten die Fahne mit einem matten dumpfen Ton.

Herr von Turenne, Mornay und tausend Andere stürzten dem König nach durch das offene Thor.

Die Kanonen schwiegen außen, man mußte nun von Angesicht zu Angesicht, Leib gegen Leib kämpfen.

Trotz des Klirrens der Waffen, trotz des Musketenfeuers, trotz des Zusammenschlagens der Schwerter hörte man Herrn von Vezin rufen:

»Verrammelt die Straßen, macht Gräben, feuert von den Zinnen der Häuser!«

»Oh!« sagte Herr von Turenne, der nahe genug war, um ihn zu hören »die Belagerung der Stadt ist abgetan, mein armer Vezin.«

Und gleichsam um diese Worte zu begleiten, feuerte er eine Pistole auf ihn ab und verwundete ihn am Arm.

»Du täuschest Dich, Turenne, Du täuschest Dich«, erwiderte Herr von Vezin, es gibt zwanzig Belagerungen in Cahors; ist eine abgetan, so bleiben noch neunzehn.«

Herr von Vezin verteidigte sich fünf Tage und fünf Nächte, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus.

Zu Begünstigung des wachsenden Glückes von Heinrich von Navarra hatte er zu sehr auf die Mauern und auf die Garnison von Cahors gerechnet und es versäumt, eine Nachricht an Herrn von Biron zu schicken.

Fünf Tage und fünf Nächte hindurch befehligte Heinrich wie ein Feldherr, schlug er sich wie ein Soldat, fünf Tage und fünf Nächte schlief er den Kopf auf einem Stein, erwachte er die Axt in der Faust.

Endlich in der Nacht des fünften Tages schien der entkräftete Feind der protestantischen Armee einige Ruhe geben zu müssen.

Nun war Heinrich der Angreifende, man forcierte einen verschanzten Posten, der siebenhundert Mann kostete; beinahe alle guten Offiziere wurden hierbei verwundet; Herr von Turenne wurde dort einer Büchsenkugel in die Schulter getroffen, Mornay bekam einen Stein auf den Kopf und wäre beinahe getötet worden.

Der König allein ward nicht verwundet; auf die Furcht, die er Anfangs empfunden und so heldenmütig besiegt hatte, war eine fieberhafte Aufregung, eine beinahe wahnsinnige Kühnheit gefolgt; alle Riemen und Haken seiner Rüstung waren sowohl durch seine eigene Anstrengung, als durch die Streiche der Feinde zerbrochen; er schlug so mächtig, daß nie ein Streich von ihm seinen Mann verwundete: er tötete ihn.

Als dieser letzte Posten erobert war, drang der König vollends durch die Ringmauer ein, gefolgt von dem ewigen Chicot der schweigsam und düster seit fünf Tagen zu seiner Verzweiflung an seiner Seite das furchtbare Gespenst einer Monarchie empor wachsen sah, welche bestimmt war, die Monarchie der Valois zu ersticken.

»Nun, was denkst Du, Chicot?« sagte der König, sein Helmvisir aufschlagend, und als ob er in der Seele des armen Botschafters lesen könnte.

»Sire«, brummte Chicot voll Traurigkeit, »ich denke, das Ihr ein wahrer König seid.«

»Und ich, Sire«, rief Mornay, »ich denke Ihr seid; ein Unvorsichtiger; wie! Ihr habt die Panzerhandschuhe herab und das Visier hoch, während man von allen Seiten auf Euch schießt; seht, seht, abermals eine Kugel!«

In diesem Augenblick schnitt in der Tat eine Kugel pfeifend eine von den Federn des Helmstutzes von Heinrich ab.

In demselben Moment und als sollte Mornay voll kommen Recht gegeben werden, ward der König von einem Dutzend Büchenschützen von der eigenen Truppe des Gouverneurs umzingelt.

Herr von Vezin hatte sie hier in Hinterhalt gelegt, und sie schossen tief und richtig.

Das Pferd des Königs wurde getötet, dem des Mornay das Bein

zerschmettert.

Der König fiel, zehn Schwerter erhoben sich über ihm.

Chicot allein war aufrecht geblieben, er sprang vom Pferde und schlug mit seinem Raufdegen ein so schnelles Rad, daß er die Vordersten zurücktrieb.

Dann hob er den König auf, der im Zeug seines Pferdes vermittelt war, führte ihm sein eigenes Pferd zu und sprach:

»Sire, Ihr werdet dem König von Frankreich bezeugen, daß ich, wenn ich auch den Degen gegen ihn gezogen, doch wenigstens Niemand berührt habe.«

Heinrich zog Chicot an sich, umarmte ihn, Tränen in den Augen, und sprach:

»Ventre-saint-gris! Du sollst mir gehören, Chicot; Du sollst mit mir leben, mit mir sterben, mein Kind. Mein Dienst ist gut wie mein Herz.«

»Sire«, erwiderte Chicot, »ich habe nur einen Dienst in dieser Welt zu verfolgen, den meines Fürsten. Ach! sein Glanz ist in der Abnahme begriffen, doch ich werde dem Mißgeschick treu sein, ich, der ich das Glück gering geschätzt habe. Laßt mich also meinem König dienen und ihn lieben, so lange er lebt. Sire; ich werde bald allein mit ihm sein, beneidet ihn nicht um seinen letzten Diener.«

»Chicot«, sagte Heinrich, »ich nehme Euch das Versprechen ab, hört Ihr! Ihr seid mir teuer und heilig, und nach Heinrich von Frankreich werdet Ihr Heinrich von Navarra zum Freund haben.«

»Ja, Sire«, antwortete Chicot ganz einfach, indem er dem König ehrerbietig die Hand küßte.

»Ihr seht nun, mein Freund«, sprach der König, »Cahors gehört uns. Herr von Vezin wird alle seine Leute hier töten lassen, doch ich werde alle *meine* Leute eher töten lassen, als daß ich zurückweiche.«

Die Drohung war unnötig, und Heinrich brauchte nicht länger auszuharren; seine Truppen hatten, geführt von Herrn von Turenne, die Garnison überwältigt, Herr von Vezin war gefangen genommen.

Die Stadt ergab sich.

Heinrich nahm Chicot bei der Hand und führte ihn in ein völlig

brennendes und von Kugeln durchlöchertes Haus, das ihm als Hauptquartier diente, und hier dictirte er Herrn von Mornay einen Brief, den Chicot dem König von Frankreich überbringen sollte.

Dieser Brief war in schlechtem Lateinisch abgefaßt und endigte mit folgenden Worten:

»Quod mihi dixisti profuit multum. Cognosco meos devotos, nosce tuos. Chicotus cætera expediet.«

Was ungefähr bedeutet:

»Was Ihr mir gesagt habt, ist mir sehr nützlich gewesen. Ich kenne meine Getreuen, lernt die Eurigen kennen. Chicot wird Euch das Übrige sagen.«

»Und nun, Freund Chicot«, fuhr Heinrich fort, »umarmt mich, und hütet Euch, Euch zu beschmutzen, denn Gott verzeihe mir, ich bin blutig wie ein Schlächter. Ich würde Euch wohl einen Teil von meinem Wildbret bieten, wenn ich wüßte, daß Ihr es annehmt, aber ich sehe in Euren Augen eine Weigerung. Doch hier ist mein Ring, nehmt ihn, ich will es haben; und dann Gott befohlen, ich halte Euch nicht mehr zurück; reitet eiligst gen Frankreich, Ihr werdet bei Hofe Glück machen, wenn Ihr erzählt, was Ihr gesehen habt.«

Chicot nahm den Ring an und brach auf. Er brauchte drei Tage, um sich zu überzeugen, daß er nicht geträumt habe und nicht in Paris vor den Fenstern seines Hauses erwachen werde, wo Herr von Joyeuse Serenaden gebe.

Elftes Kapitel.

Was im Louvre ungefähr um dieselbe Zeit vorfiel, wo Chicot in die Stadt Nerac kam.

Der Umstand, daß wir notwendig unserem Freund Chicot bis zum Ende seiner Sendung folgen mußten, hat uns, wir bitten unsere Leser um Verzeihung, ein wenig lang vom Louvre entfernt gehalten.

Es wäre indessen nicht gerecht, länger die einzelnen Folgen der Unternehmung von Vincennes und denjenigen zu vergessen, welcher der Gegenstand derselben gewesen war.

Nachdem der König so mutig der Gefahr getrotzt hatte, fühlte er jene zurückschauende Gemütsbewegung, welche zuweilen die stärksten Herzen erfaßt, wenn die Gefahr Vorüber ist. Er kehrte in den Louvre zurück, ohne ein Wort zu sagen, betete ein wenig länger als gewöhnlich und vergaß, einmal Gott hingegeben, so groß war seine Inbrunst, den so wachsamem Offizieren und den so ergebenen Garden, mit deren Hilfe er der Gefahr entgangen war, zu danken. Dann legte er sich zu Bette, wobei er seine Kammerdiener durch die Schnelligkeit, mit der er seine Toilette machte, in Erstaunen setzte; es war, als hätte er Eile, einzuschlafen, um am andern Morgen seine Gedanken frischer und klarer wiederzufinden.

Épernon, der der Letzte von Allen im Zimmer des Königs geblieben war, weil er immer noch auf einen Dank wartete, ging auch in sehr übler Laune weg, da er sah, daß dieser Dank nicht kam.

Und Loignac, der vor dem Sammetvorhang der Türe stand, wandte sich, als Herr von Épernon ohne ein Wörtchen zu sprechen vorüberging, ungestüm gegen die Fünf und Vierzig um und sagte:

»Der König bedarf Eurer nicht mehr, meine Herren, geht zu Bette.«

Um zwei Uhr Morgens schlief Jedermann im Louvre.

Das Geheimnis des Abenteuers war getreulich bewahrt und nirgends ruchbar geworden. Die guten Bürger von Paris schnarchten also gewissenhaft, ohne zu vermuten, mit der Fingerspitze die Thronbesteigung einer neuen Dynastie berührt zu haben.«

Herr von Épernon ließ sich sogleich die Stiefel ausziehen, und statt, wie es seine Gewohnheit war, mit dreißig Edelleuten in der Stadt umherzulaufen, folgte er dem Beispiel seines erhabenen Herrn und legte sich zu Bette, ohne an irgend Jemand ein Wort zu richten.

Loignac allein den, dem **justum et tenacem** des Horaz ähnlich, nicht der Einsturz der Welt von seinen Pflichten abgebracht hätte, Loignac allein visitierte die Posten der Schweizer und der französischen Garden, welche regelmäßig, doch ohne einen übermäßigen Eifer ihren Dienst taten.

Drei leichte Verletzungen der Gesetze der Disziplin wurden an diesem Abend wie schwere Vergehen bestraft.

Heinrich, dessen Erwachen viele Leute ungeduldig erwarteten, um zu wissen, was sie hoffen durften, Heinrich nahm am andern Morgen vier Tassen Bouillon in seinem Bett, statt der zwei, die er gewöhnlich trank, und ließ den Herren von O und von Villequier zu wissen tun, sie hätten in seinem Zimmer an der Abfassung eines neuen Finanzediktes zu arbeiten.

Der Königin wurde gemeldet, sie möge allein speisen, und als sie durch einen Edelmann einige Unruhe über die Gesundheit des Königs kundgeben ließ, antwortete ihr Heinrich gnädigst, er werde am Abend die Damen empfangen und den Imbiss in seinem Kabinett nehmen.

Dieselbe Antwort wurde einem Edelmann der Königin Mutter zu Teil, welche seit zwei Jahren in das ihr gehörige Hotel Soissons zurückgezogen, doch jeden Tag sich nach ihrem Sohn erkundigen ließ.

Die Herren Staatssecretaire schauten sich voll Unruhe an; der König war diesen Morgen dergestalt zerstreut, daß ihre ungeheuerlichen Erpressungen nicht einmal ein Lächeln bei ihm erregten.

Die Zerstretheit eines Königs ist aber besonders beunruhigend

für Staatssecretaire.

Dagegen spielte Heinrich viel mit Master Love und sagte, so oft das Tier seine zugespitzten Finger zwischen seinen kleinen weißen Zähnen drückte:

»Ah! ah! Rebell! du willst mich auch beißen? Ah! ah! kleiner Hund, du packst also auch deinen König an? Es mischt sich also heute Alles in unsere Angelegenheiten?«

Dann bändigte Heinrich scheinbar mit eben so viel Anstrengung als Herkules, der Alkmene Sohn, nötig hatte um den nemäischen Löwen zu bändigen, das faustgroße Ungeheuer, und sagte mit unsäglicher Zufriedenheit:

»Besiegt, Master Love, besiegt, schändlicher Liguist! besiegt!! besiegt!!!«

Dies war Alles, was die Herren von O und von Villequier, welche glaubten, kein menschliches Geheimnis dürfte ihnen entgehen, im Fluge auffassen konnten; denn außer diesen Reden an Master Love war Heinrich völlig schweigsam geblieben.

Er hatte zu unterzeichnen, er unterzeichnete; er hatte zu hören, er hörte, indem er die Augen auf eine so natürliche Weise schloß, daß man unmöglich wissen konnte, ob er hörte oder schlief.

Endlich schlug es drei Uhr Nachmittags.

Der König ließ Herrn von Épernon rufen.

Man antwortete ihm, der Herzog lasse die Chevaulegers die Revue passieren.

Er verlangte nach Loignac.

Man antwortete ihm, Loignac probiere limousinische Pferde.

Man erwartete den König ärgerlich über diese doppelte Niederlage zu sehen, die sein Wille erlitten hatten: keines Wegs; gegen die allgemeine Erwartung fing der König an, mit der aller ungezwungensten Miene eine Jagdfanfare zu pfeifen, eine Zerstreung, der er sich nur überließ, wenn er vollkommen mit sich selbst zufrieden war.

Offenbar verwandelte sich die Lust, zu schweigen, die der König vom Morgen an hatte, in eine wachsende Begierde zu sprechen.

Diese Begierde wurde am Ende ein unwiderstehliches Bedürfnis; doch da der König Niemand hatte, so war er genötigt,

allein zu sprechen.

Er verlangte sein Vesperbrot, und während er vesperte, ließ er sich ein erbauliches Buch vorlesen, wobei er den Vorleser plötzlich mit der Frage unterbrach:

»Nicht wahr, Plutarch hat das Leben von Sylla geschrieben?«

Der Vorleser, der etwas Heiliges las und den man mit einer profanen Frage unterbrach, wandte sich voll Erstaunen gegen den König um.

Der König wiederholte seine Frage.

»Ja, Sire«, antwortete der Vorleser.

»Ihr erinnert Euch der Stelle, wo der Geschichtschreiber erzählt, wie der Diktator dem Tode entgangen?«

Der Leser zögerte.

»Nein, Sire«, sagte er nicht genau, »ich habe seit langer Zeit den Plutarch nicht mehr gelesen.«

In diesem Augenblick meldete man Seine Eminenz den Cardinal von Joyeuse.

»Ah! das freut mich«, rief der König, »unser Freund ist ein gelehrter Mann, er wird uns das ohne Zögern sagen.«

»Sire«, sprach der Cardinal, »sollte ich so glücklich sein zu gelegener Zeit zu kommen? Das ist etwas Seltenes in dieser Welt.«

»Meiner Treue, ja, Ihr habt meine Frage gehört?«

»Ihr fragt, glaube ich, auf welche Weise und bei welcher Veranlassung Sylla dem Tode entgangen sei?«

»Ganz richtig, könnt Ihr darauf antworten. Cardinal?«

»Nichts kann leichter sein, Sire.«

»Desto besser.«

»Sylla, der so viele Menschen töten ließ, wagte sein Leben nur in den Gefechten; spielte Eure Majestät auf ein Gefecht an?«

»Ja, und in einer der Schlachten, die er lieferte, hat er, wie ich mich zu erinnern glaube, den Tod sehr von Nahem gesehen. Öffnet einen Plutarch, wenn es Euch beliebt, Cardinal, es muß einer da sein, übersetzt von dem guten Amyot, und lest mir die Stelle aus dem Leben des Römers vor, wo er durch die Schnelligkeit seines weißen Rosses den Wurfspießen seiner

Feinde entging.«

»Sire, es ist nicht nötig, zu diesem Behufe den Plutarch zu öffnen, dieses Ereignis fand in der Schlacht statt, welche er Teleserius dem Samniter und Lamponius dem Lucanier lieferte.«

»Ihr müßt das besser wissen, als irgend Jemand, mein lieber Cardinal, Ihr seid so gelehrt.«

»Eure Majestät ist wahrhaftig zu gut gegen mich«, erwiderte der Cardinal sich verbeugend.

»Nun erklärt mir«, sprach der König nach einer kurzen Pause, »erklärt mir, warum der römische Löwe, der so grausam war, nie von seinen Feinden beunruhigt worden ist?«

»Sire, ich werde Eurer Majestät durch ein Wort von demselben Plutarch antworten.«

»Antwortet, Joyeuse, antwortet.«

»Carbo, der Feind von Sylla, sagte oft:

›Ich habe zugleich einen Löwen und einen Fuchs zu bekämpfen, die in der Seele von Sylla wohnen; doch es ist der Fuchs, der mir am meisten zu schaffen macht.«

»Ah! ah!« sagte Heinrich träumerisch, »es war der Fuchs!«

»Plutarch behauptet es, Sire.«

»Und er hat Recht«, versetzte der König, »er hat Recht, Cardinal. Doch was die Kämpfe betrifft, habt Ihr Nachricht von Eurem Bruder erhalten?«

»Von welchem, Sire? Eure Majestät weiß, daß ich vier habe.«

»Vom Herzog von Arques, von meinem Freund.«

»Noch nicht, Sire.«

»Wenn nur der Herzog von Anjou, der bis jetzt so gut den Fuchs zu machen verstand, nun ein wenig den Löwen zu machen wüßte«, sagte der König.

Der Cardinal antwortete nicht, denn diesmal war ihm Plutarch keine Hilfe; er befürchtete, dem König unangenehm zu antworten, indem er angenehm für den Herzog von Anjou antworten würde.

Als der König sah, daß der Cardinal stille schwieg, kehrte er zu seinen Schlachten mit Meister Love zurück; dann hieß er durch ein Zeichen den Cardinal bleiben, stand auf, kleidete sich prachtvoll an und ging in sein Kabinett, wo ihn sein Hof erwartete.

Besonders bei Hofe fühlt man mit demselben Instinkt, den man bei den Gebirgsbewohnern trifft, das Herannahen und das Ende der Stürme; ohne daß irgend Jemand gesprochen, ohne daß irgend Jemand den König erblickt hatte, war Jedermann gefaßt, sich nach dem zu richten, was kommen würde.

Die zwei Königinnen waren sichtbar beunruhigt.

Bleich und ängstlich grüßte Catharina viel und sprach auf eine kurze, abgestoßene Weise.

Louise von Baudemont schaute Niemand an und hörte nichts.

Es gab Augenblicke, wo die arme junge Frau nahe daran war, den Verstand zu verlieren.

Der König trat ein.

Er hatte ein lebhaftes Auge und einen rosenfarbigen Teint; man konnte auf seinem Gesichte einen Ausdruck guter Laune lesen, der auf allen diesen düstern Gesichtern welche die Erscheinung des seinigen erwarteten, die Wirkung hervorbrachte, welche ein Sonnenstrahl auf die durch den Herbst vergilbten Gebüsche hervorbringt.

Auf der Stelle war Alles mit Gold, mit Purpur übergossen, in einer Sekunde strahlte Alles, Heinrich küßte seiner Mutter und seiner Frau mit derselben Galanterie die Hand, als ob er noch Herzog von Anjou gewesen wäre. Er richtete tausend Schmeicheleien an die Damen, die nicht mehr an Rückkehren dieser Art gewöhnt waren, und ging sogar so weit, daß er ihnen Zuckerwerk anbot.

»Man war unruhig über Eure Gesundheit, mein Sohn«, sprach Catharina, indem sie den König mit einer besonderen Aufmerksamkeit anschaute, als wollte sie sich versichern, daß diese Gesichtsfarbe nicht Schminke, diese schöne Laune nicht eine Maske sei.

»Man hatte Unrecht, Madame«, erwiderte der König, »ich habe mich nie besser befunden.«

Und er begleitete diese Worte mit einem Lächeln, das über den Mund aller Anwesenden hinschwebte.

»Welchem glücklichen Einfluß habt Ihr diese Besserung Eurer Gesundheit zu danken, mein Sohns?« fragte Catharina mit einer schlecht verhehlten Unruhe.

»Dem, daß ich viel gelacht habe«, antwortete der König.

Alle schauten sich mit so tiefem Erstaunen an, daß es schien, als hätte der König eine Ungeheuerlichkeit gesagt.

»Viel gelacht? Ihr könnt viel lachen?« versetzte Catharina mit ihrer herben Miene, »dann seid Ihr glücklich.«

»So bin ich, Madame.«

»Und was hat bei Euch eine solche Heiterkeit hervorgerufen?«

»Ich muß Euch sagen, Madame, daß ich gestern in Vincennes gewesen bin.«

»Ich habe es erfahren.«

»Ah! Ihr habt es erfahren?«

»Ja, mein Sohn, Alles was Euch berührt, ist mir wichtig; damit lehre ich Euch nichts Neues.«

»Nein, gewiß nicht; ich war also in Vincennes, als mir mein Vortrab bei der Rückkehr eine feindliche Armee signalisierte, deren Musketen auf der Straße glänzten.«

»Eine feindliche Armee auf der Straße von Vincennes?«

»Ja, meine Mutter.«

»Und wo dies?«

»Dem Fischteiche der Jakobiner gegenüber bei dem Hause unserer guten Base.«

»Bei dem Hause von Frau von Montpensier?« rief Louise von Vaudemont.

»Ganz richtig Madame, bei Bel-Esbat; ich näherte mich mutig, um die Schlacht zu liefern, und bemerkte . . . «

»Mein Gott! fahrt fort, Sire«, sagte die Königin wirklich unruhig.

»Oh! beruhigt Euch, Madame.«

Catharina wartete voll Angst, doch weder ein Wort noch eine Gebärde verriet ihre Unruhe.

»Ich bemerkte«, fuhr der König fort, »eine ganze Priorei von Mönchen, welche unter kriegerischen Ausrufungen die Gewehre vor mir präsentierten.«

Der Cardinal von Joyeuse lachte, der ganze Hof steigerte diese Kundgebung.

Oh!« sagte der König, »lacht, lacht, Ihr habt Recht, man wird lange Zeit davon sprechen; ich habe in Frankreich mehr als

zehntausend Mönche, aus denen ich im Falle der Not zehntausend Musketiere mache; dann schaffe ich die Stelle eines Großmeisters der tonsurirten Musketiere Seiner aller christlichsten Majestät, und übertrage sie Euch Cardinal.«

»Sire, ich nehme es an, alle Dienste sind mir angenehm, wenn sie Eurer Majestät gefallen.«

Während des Gesprächs des Königs und des Cardinals standen nach der Etiquette der Zeit alle Damen auf, und entfernten sich, eine nach der andern, nachdem sie sich vor dem König verbeugt hatten; die Königin folgte ihnen mit ihren Ehrendamen.

Die Königin Mutter allein blieb; es lag in der ungewöhnlichen Heiterkeit des Königs ein Geheimnis, das sie ergründen wollte.

»Ah! Cardinal«, sprach plötzlich der König zu dem Prälaten, der sich wegzugehen anschickte, denn er sah daß die Königin Mutter blieb und mit ihrem Sohne zu reden wünschte, »sagt, wie geht es Eurem Bruder Du Bouchage?«

»Sire, ich weiß es nicht.«

»Wie, Ihr wißt es nicht?«

»Nein, ich sehe ihn selten, oder vielmehr gar nicht«, erwiderte der Cardinal.

Eine ernste, traurige Stimme erscholl im Hintergrunde des Gemachs.

»Hier bin ich, Sire«, sprach diese Stimme.

»Ah! er ist es«, rief Heinrich, »nähert Euch, Graf, nähert Euch.«
Der junge Mann gehorchte.

»Ei, bei Gott!« sprach der König, indem er ihn voll Erstaunen anschaute, »bei meinem adeligen Wort, das ist kein Körper mehr, sondern ein wandernder Schatten.«

»Sire«, erwiderte der Cardinal, selbst erstaunt über die Veränderung, die in der Haltung und dem Gesichte des Bruders vorgegangen war, »Sire, er arbeitet zu viel.«

Du Bouchage war in der Tat bleich wie eine Wachsstatue, und unter der Seide und Stickerei teilte sein Körper die Steifheit und Dünne der Schatten.

»Kommt, junger Mann«, sprach der König, »Ich danke Euch, Cardinal, für Eure Citation aus dem Plutarch, ich verspreche Euch

bei solchen Veranlassungen stets meine Zuflucht zu Euch zu nehmen.«

Der Cardinal erriet, daß der König mit Heinrich allein zu sein wünschte, und schlich sich sachte weg.

Der König sah ihn aus einem Augenwinkel weggehen, und blickte dann nach seiner Mutter, welche unbeweglich blieb.

Es waren im Salon nur noch die Königin Mutter, Herr von Épernon, der ihr tausend Artigkeiten sagte, und Du Bouchage.

An der Türe stand Loignac, der, halb Höfling, halb Soldat, mehr seinen Dienst als irgend etwas Anderes tat.

Der König setzte sich und hieß Du Bouchage durch ein Zeichen näher hinzutreten.

»Graf«, sagte er, »warum verbergt Ihr Euch so hinter den Damen, wißt Ihr nicht, daß es mir Vergnügen macht, Euch zu sehen?«

»Dieses Wort ist eine große Ehre für mich. Sire«, erwiderte der junge Mann, indem er sich achtungsvoll verbeugte.

»Woher kommt es denn, daß man Euch nicht mehr im Louvre sieht?«

»Man sieht mich nicht mehr?«

»Ja der Tat, nein, und ich beklagte mich darüber bei Eurem Bruder dem Cardinal, der noch gelehrter ist, als ich glaubte.«

»Wenn mich Eure Majestät nicht sieht, so kommt es davon her, daß sie nicht die Gnade gehabt hat, in den Winkel dieses Kabinetts zu schauen, wo ich jeden Tag zu derselben Stunde bin, wenn der König erscheint. Ich wohne eben so regelmäßig dem Lever Seiner Majestät bei und begrüße sie ehrfurchtsvoll, wenn sie die Ratssitzung verläßt. Nie habe ich dabei gefehlt und nie werde ich dabei fehlen, so lange ich mich aufrecht halten kann, denn es ist dies eine heilige Pflicht für mich.«

»Ist es dieses, was Dich so traurig macht?« fragte Heinrich mit freundschaftlichem Tone.

»Oh! Eure Majestät denkt das nicht.«

»Nein, Dein Bruder und Du, Ihr liebt mich.«

»Sire.«

»Und ich liebe Euch auch. Doch sage, Du weißt, daß der arme

Anne mir von Dieppe geschrieben hat?»

»Ich wußte es nicht Sire.«

»Ja, aber Du weißt, daß er über seine Abreise trostlos ist.«

»Er hat mir gestanden, daß er es bedaure, Paris verlassen zu müssen.«

»Ja, doch weißt Du, was er mir gesagt hat: es gebe einen Menschen, der dies noch viel mehr bedauern würde, und daß Du, wenn Du diesen Befehl erhalten hättest, gestorben wärest.«

»Vielleicht, Sire.«

»Er hat noch mehr gesagt, denn er sagt sehr viele Dinge, Dein Bruder, wenn er nicht schmollt; er hat mir gesagt, Du wärest mir eintretenden Falles ungehorsam gewesen.«

»Sire, Eure Majestät setzt mit Recht meinen Tod vor meinen Ungehorsam.«

»Doch wenn Du bei diesem Befehl zur Abreise nicht gestorben wärest?«

»Sire, ungehorsam zu sein, wäre für mich ein viel größerer Schmerz gewesen, als zu sterben, und dennoch«, fügte der junge Mann bei, indem er seine bleiche Stirne beugte, als wollte er seine Verlegenheit verbergen, »und dennoch wäre ich ungehorsam gewesen.«

Der König kreuzte die Arme und schaute Joyeuse an.

»Ah!« sagte er, »Du bist ein wenig verrückt, wie mir scheint mein armer Graf.«

Traurig lächelnd erwiderte der junge Mann:

»Oh! ich bin es ganz und gar, und Eure Majestät hat Unrecht, sich schonender Ausdrücke über mich zu bedienen.«

»Die Sache ist also ernst, mein Freund?«

Joyeuse unterdrückte einen Seufzer.

»Sprich, erzähle mir das ein wenig.«

Der junge Mann trieb den Heldenmut bis zu einem Lächeln.

»Ein großer König, wie Ihr seid, Sire, kann sich nicht bis zu solchen Geständnissen erniedrigen.«

»Doch, doch, Henri, sprich erzähle, Du zerstreust mich.«

»Sire«, antwortete stolz der junge Mann, »Eure Majestät täuscht sich; ich muß ihr sagen, daß in meiner Traurigkeit nichts

ist, was ein edles Herz zu zerstreuen vermöchte.«

Der König nahm den jungen Mann bei der Hand und sprach:

»Ärgere Dich nicht, Du Bouchage, Du weißt, daß Dein König auch die Schmerzen einer unglücklichen Liebe gekannt hat.«

»Ich Weiß es, ja, Sire, früher.«

»Ich habe also Mitleid mit Deinen Schmerzen.«

»Das ist zu viel Güte von Seiten eines Königs.«

»Nein, höre; da, als ich litt, was Du leidest, nichts über mir war als die Macht Gottes, so konnte ich nirgends Hilfe finden; Du kannst im Gegenteil meine Hilfe benützen, mein Kind.«

»Sire?«

»Und Du darfst folglich das Ende Deiner Leiden zu sehen hoffen«, fügte der König mit einer liebevollen Traurigkeit bei.

Der junge Mann schüttelte einen Zweifel bezeichnend den Kopf.

»Du Bouchage«, sprach Heinrich, »bei meiner Treue Du wirst glücklich sein, oder ich höre auf, mich König von Frankreich zu nennen.«

»Glücklich, ich! ach! Sire, das ist etwas Unmögliches«, erwiderte der junge Mann mit einem Lächeln voll unaussprechlicher Bitterkeit.

»Und warum dies?«

»Weil mein Glück nicht von dieser Welt ist.«

»Henri, Dein Bruder hat Dich bei seiner Abreise mir wie einen Freund empfohlen; ich will, wenn Du mich über das, was Du zu tun hast, um Rat fragst, weder die Weisheit Deines Vaters, noch die Wissenschaft Deines Bruders, des Cardinals, ich will für Dich ein älterer Bruder sein; sprich, sei offenherzig, unterrichte mich; ich versicherte Dich, Du Bouchage, daß für Alles, mit Ausnahme des Todes, meine Macht und meine Zuneigung für Dich ein Mittel finden werden.«

»Sire«, erwiderte der junge Mann, indem er dem König zu Füßen sank, »macht mich nicht verwirrt durch den Ausdruck einer Güte, die ich nicht zu erwidern weiß; für mein Unglück gibt es kein Mittel, denn mein Unglück ist meine einzige Freude.«

»Du Bouchage, Du bist ein Narr, und tötetest Dich durch Chimären, das sage ich Dir.«

»Ich weiß es wohl«, antwortete der junge Mann.

»Aber sprich doch«, rief der König etwas ungeduldig »wünschst Du eine Heirat zu machen, willst Du einen Einfluß ausüben?«

»Sire, es handelt sich darum, Liebe einzuflößen, und Ihr seht, daß die ganze Welt nicht die Macht besitzt, mir diese Gunst zu verschaffen. Ich allein kann sie erlangen und für mich allein erlangen.«

»Warum dann verzweifeln?«

»Weil ich fühle, daß ich sie nie erreichen werde.«

»Versuche es, mein Kind; Du bist reich, Du bist jung, Du bist schön, wer ist die Frau, die dem dreifachen Einfluß der Schönheit, der Jugend und der Liebe widerstehen vermag? es gibt keine, Du Bouchage, es gibt keine.«

»Wie viele Menschen würden Eure Majestät an meiner Stelle für ihre übermäßige Nachsicht und Gnade segnen! Von einem König, wie Eure Majestät, geliebt zu sein, ist beinahe so viel, als von Gott geliebt zu sein.«

»Du nimmst also an; gut! Sage nichts, wenn Du verschwiegen sein willst; ich werde Erkundigungen einziehen; ich werde Schritte tun lassen; Du weißt, was ich für Deinen Bruder getan habe, eben so viel werde ich für Dich tun. Hundert tausend Taler sollen mich nicht aufhalten.«

Du Bouchage ergriff die Hand des Königs, drückte sie an seine Lippen und sprach:

»Eure Majestät verlange eines Tages mein Blut und ich werde es bis zum letzten Tropfen vergießen, um ihr zu beweisen, wie dankbar ich für die Protektion bin, die ich ausschlage.«

Heinrich III. wandte sich ärgerlich auf den Absätzen um.

»In der Tat«, sagte er »diese Joyeuse sind halsstarriger als die Valois: da ist Einer, der mir alle Tage sein langes Gesicht und seine schwarz umkreisten Augen bringen wird; das wird erfreulich sein; es sind ohnehin schon so viele heitere Gesichter bei Hofe!«

»Oh! Sire, dem soll nicht so sein«, rief der junge Mann, »ich werde das Fieber meiner Wangen wie eine lästige Schminke abwischen, und Jeder soll, indem er mich lächeln sieht, glauben, ich sei der glücklichste Mensch.«

»Ja, aber ich, ich werde das Gegenteil wissen, elender Starrkopf; und diese Gewißheit wird mich traurig machen.«

»Erlaubt mir Eure Majestät, daß ich mich entferne?« fragte Du Bouchage.

»Ja, ja, mein Kind, gehe und suche ein Mann zu sein.«

Der junge Mann küßte dem König die Hand, verbeugte sich vor der Königin Mutter, ging stolz an Épernon vorüber, der ihn nicht grüßte, und verließ das Zimmer.

Sobald er die Türschwelle überschritten hatte, rief der König:

»Schließt, Nambu.«

Der Huissier, an den dieser Befehl gerichtet war, verkündigte sogleich im Vorzimmer, der König empfangt Niemand mehr.

Heinrich näherte sich nun Épernon, klopfte ihm auf die Schulter und sagte zu ihm:

»Lavalette, Du wirst heute Abend unter Deine Fünf und Vierzig Geld austheilen und ihnen Urlaub für eine Nacht und einen Tag geben. Sie sollen sich belustigen. Bei der Messe! sie haben mich gerettet, gerettet wie das weiße Roß von Sylla.«

»Gerettet«, rief Catharina erstaunt.

»Ja, meine Mutter.«

»Gerettet, von was?«

»Ah! da fragt Épernon.«

»Ich frage Euch, das ist noch besser, wie mir scheint.«

»Nun wohl! Madame, unsere vielgeliebte Base, die Schwester Eures Freundes, des Herrn von Guise . . . Ah! verteidigt Euch nicht, es ist Euer guter Freund.«

Catharina lächelte wie eine Frau, welche sagen will:

»Er wird nie begreifen.«

Der König sah dieses Lächeln, preßte die Lippen zusammen und fuhr dann fort:

»Die Schwester Eures guten Freundes von Guise hat mir gestern einen Hinterhalt legen lassen.«

»Einen Hinterhalt?«

»Ja, Madame, gestern wäre ich beinahe festgenommen, vielleicht ermordet worden.«

»Durch Herrn von Guise?« rief Catharina.

»Ihr glaubt es nicht?«

»Nein, ich muß es gestehen.«

»Épernon, mein Freund, um der Liebe Gottes willen, erzählt des Breiteren das Abenteuer der Frau Königin Mutter; wenn ich selbst spräche und sie fortwährend die Achseln zuckte, wie sie sie zuckt, so würde ich in Zorn geraten, und ich habe meiner Treue keine überflüssige Gesundheit.«

Dann sich an Catharina wendend:

»Gott befohlen, Madame, Gott befohlen, liebt Herrn von Guise, so lange Ihr wollt; ich habe schon Herrn von Salcède vierteilen lassen, wie Ihr Euch erinnern werdet?«

»Gewiß.«

»Nun! die Herren von Guise mögen es machen wie Ihr, sie mögen es nicht vergessen.«

Nachdem er so gesprochen, zuckte er die Achseln noch höher, als seine Mutter sie gezuckt hatte, und kehrte in seine Gemächer zurück, gefolgt von Master Love, der, um ihm zu folgen, zu laufen genötigt war.

Zwölftes Kapitel.

Rothe Feder und weiße Feder.

Nachdem wir auf die Menschen zurückgekommen sind, kehren wir ein wenig zu den Dingen zurück.

Es war acht Uhr Abends, und ganz allein, ganz traurig, ohne einen Reflex, hob das Haus von Robert Briquet seine dreieckige Silhouette an einem von Lämmerwolken bedeckten Himmel hervor, der offenbar mehr zum Regen als zum Mondschein geneigt war.

Dieses arme Haus, von dem man fühlte, daß seine Seele abwesend war, bildete ein würdiges Gegenstück zu jenem geheimnisvollen Hause, von dem wir unsere Leser schon zu unterhalten die Ehre gehabt haben. Die Philosophen, welche behaupten nichts lebe, spreche, fühle, wie die unbeseelten Dinge, hätten beim Anblick dieser zwei Häuser gesagt, sie gähnen einander gegenüber.

Unfern davon hörte man ein gewaltiges Geräusch von klirrendem Eisen vermischt mit verworrenen Stimmen unbestimmtes Gemurmel und Gequicke, als feierten Korybanten in einer Höhle die Mysterien der guten Göttin.

Es war ohne Zweifel dieses Geräusch, was einen jungen Mann, der ein veilchenblaues Toquet mit roter Feder, einen grauen Mantel trug, einen hübschen Cavalier anzog und einige Minuten vor dem Lärmen zu verweilen bewog, wonach er langsam, nachdenkend, den Kopf gesenkt, zu dem Hause von Robert Briquet zurückkehrte.

Diese Symphonie von zusammengestoßenem Eisen rührte von Casserolen her; das unbestimmte Gemurmel kam von Fleischtöpfen, die auf dem Feuer lachten, und von Spießen, die sich an Hundspfoten drehten; das Geschrei war von Meister Fournichon, dem Wirt zum *Kühnen Ritter*, der mit der Sorge für seine Öfen beschäftigt war und das Gequicke von Dame Fournichon, welche die Boudoirs der Türmchen zurichten ließ.

Als der junge Mann mit dem veilchenblauen Toquet das Feuer

wohl beschaut, den Geruch des Geflügels wohl eingeatmet, die Vorhänge der Fenster wohl befragt hatte, kehrte er zurück, und fing sodann die Prüfung wieder an.

So unabhängig aber auch sein Wandern beim ersten Anblick zu sein schien, so hatte es doch eine Grenze, die der Spaziergänger nie überschritt: es war dies der kleine Bach, welcher die Straße vor dem Hause von Robert Briquet durchschnitt und nach dem geheimnisvollen Hause lief.

Doch es ist zu bemerken, daß der Spaziergänger, so oft er zu dieser Grenze kam, immer, wie eine dienstliche Schildwache, einen andern jungen Mann ungefähr von demselben Alter fand, der ein schwarzes Toquet mit weißer Feder und einen veilchenblauen Mantel trug, und die Stirne gefaltet, das Auge starr, die Hand am Degen, dem Riesen Adamastor ähnlich, zu sagen schien:

»Du wirst nicht weiter gehen, ohne den Sturm zu finden.«

Der Spaziergänger mit der roten Feder, nämlich der Erste, den wir in die Szene eingeführt haben, machte zwanzig Gänge, ohne etwas von dem Allem zu bemerken, so sehr war er mit sich selbst beschäftigt. Sicherlich war ihm der Mann nicht entgangen, der wie er in der Straße auf und abschrift; doch dieser Mann war zu gut gekleidet, um ein Dieb zu sein, und nie kam ihm der Gedanke, sich um etwas Anderes zu bekümmern, als um das, was man im *Kühnen Ritter* machte.

Der Andere aber verdunkelte im Gegenteil, bei jeder Rückkehr der roten Feder, in Schwarz die düstere Tinte seines Gesichtes; und endlich wurde die Dose gereizten Fluidums so schwer bei der weißen Feder, daß es dem mit der roten Feder auffiel und seine Aufmerksamkeit erregte.

Er schaute empor und las auf dem Gesichte von demjenigen, welcher sich ihm gegenüber fand, den ganzen Unwillen, der ihn gegen den Andern erfaßte.

Dies brachte ihn natürlich auf den Gedanken, er sei dem jungen Mann lästig; diesem Gedanken entsprang so dann das Verlangen, sich zu erkundigen, in welcher Hinsicht er ihm lästig sei.

Er schaute dem zu Folge das Haus von Robert Briquet aufmerksam an.

Dann ging er von diesem Hause zu demjenigen über, welches sein Gegenstück bildete.

Als er endlich beide wohl angeschaut hatte, ohne daß er sich im Geringsten um die Art und Weise bekümmerte oder zu bekümmert, schien, wie ihn der junge Mann mit der weißen Feder anschaute, wandte er diesem den Rücken und kehrte zu dem Blitzen der Öfen von Meister Fournichon zurück.

Glücklich, seinen Gegner in die Flucht geschlagen zu haben, denn er hielt die Umkehr, die er ihn machen sah, für eine Flucht, schritt der Mann mit der weißen Feder in seiner Richtung, nämlich von Osten nach Westen, fort, während der Andere von Westen nach Osten ging.

Als aber jeder den Punkt erreichte, den er sich innerlich für seinen Gang bezeichnet hatte, wandte er sich um kam in gerader Linie auf den Andern zu, und zwar in so gerader Linie, daß, wäre nicht der Bach ein neuer Rubicon gewesen, durch den man hätte waren müssen, sie mit der Nase auf einander gestoßen sein mußten, so ängstlich war die gerade Linie beobachtet worden.

Der Mann mit der weißen Feder zerrte mit einer Bewegung sichtbarer Ungeduld an seinem kleinen Schnurrbart.

Der mit der roten Feder nahm eine erstaunte Miene an und warf dann einen Blick auf das geheimnisvolle Haus.

Man hätte die weiße Feder können einen Schritt machen sehen, um über den Rubikon zu setzen, doch die rote Feder hatte sich schon entfernt.

Der Gang in verkehrter Linie begann wieder.

Fünf Minuten lang hätte man glauben können, sie würden sich nur bei den Gegenfüßlern treffen; bald aber wandten sich Beide mit demselben Instinkt und mit der selben Genauigkeit, wie das erste Mal, um.

Wie zwei Wolken, welche unter entgegengesetzten Winden derselben Zone des Himmels folgen, und die man ihre schwarzen Flocken, kluge Vortruppen, entwickelnd gegen einander vorrücken sieht, kamen diesmal die zwei Spaziergänger sich gegenüber, entschlossen, sich eher auf die Füße zu treten, als einen Schritt zurückzuweichen.

Ungeduldiger ohne Zweifel, als derjenige, welcher ihm

entgegen kam, schritt der Mann mit der weißen Feder statt, wie er es bis jetzt getan, auf der Grenze des Baches zu bleiben, über diesen Bach und machte seinen Gegner zurückweichen, so daß dieser, der einen solchen Angriff nicht vermutete und seine beiden Arme unter den Mantel gewickelt hatte, beinahe das Gleichgewicht verlor.

»Ah! mein Herr«, sagte der letztere, »seid Ihr ein Narr oder habt Ihr die Absicht mich zu beleidigen?«

»Mein Herr, ich habe die Absicht, Euch begreiflich zu machen, daß Ihr mich sehr belästigt, es schien mir sogar, als hättet Ihr es bemerkt. ohne daß ich es Euch zu sagen brauchte.«

»Durchaus nicht, denn es ist mein System, nie etwas zu sehen, was ich nicht sehen will.«

»Es gibt jedoch, wie ich hoffe, gewisse Dinge, die Eure Blicke auf sich ziehen würden, wenn man sie vor Euren Augen glänzen ließe.«

Und die Bewegung mit dem Worte verbindend, entledigte sich der junge Mann mit der weißen Feder seines Mantels und zog seinen Degen, der unter einem Strahle des Mondes funkelte, welcher in diesem Augenblick durch zwei Wolken schlüpfte.

Der Mann mit der roten Feder blieb unbeweglich.

»Mein Herr«, sagte er die Achseln zuckend, »man sollte glauben, Ihr hättet nie eine Klinge aus der Scheide gezogen, mit solcher Eile zieht Ihr sie gegen Einen, der sich nicht verteidigt.«

»Nein, aber der sich hoffentlich verteidigen wird.«

Der Mann mit der roten Feder lächelte mit einer Ruhe, die den Zorn seines Gegners verdoppelte.

»Warum dies? und welches Recht habt ihr, mich zu verhindern auf der Straße spazieren zu gehen?«

»Warum geht Ihr in dieser Straße spazieren?«

»Bei Gott! eine schöne Frage! weil es mir beliebt.«

»Ah! es beliebt Euch?«

»Allerdings, Ihr geht wohl auch hier! Habt Ihr eine Erlaubnis vom König, allein das Pflaster der Rue de Bussy zu treten?«

»Was ist daran gelegen, ob ich Erlaubnis habe oder nicht habe!«

»Ihr täuscht Euch, es ist viel daran gelegen; ich bin ein getreuer Untertan Seiner Majestät und möchte ihren Befehlen nicht gern ungehorsam sein.«

»Ah! Ihr spottet, glaube ich!«

»Wenn dem so wäre? Ihr droht wohl!«

»Himmel und Erde! Ich sage Euch, daß Ihr mir, lästig seid, mein Herr. und daß ich Euch, wenn Ihr nicht freiwillig vom Platze geht, wohl zu entfernen wissen werde.«

»Oh! oh! mein Herr, das müßte man sehen.«

»Ei! beim Teufel, ich sage Euch schon seit einer Stunde: sehen wir!«

»Mein Herr, ich habe ein besonderes Geschäft in diesem Quartier; davon seid Ihr nun in Kenntnis gesetzt. Ist es durchaus ein Wunsch von Euch, so will ich wohl einen Gang mit Euch machen, doch ich entferne mich nicht.«

»Mein Herr«, sprach der Mann mit der weißen Feder, indem er seinen Degen pfeifen ließ und seine beiden Füße zusammenzog, wie ein Mensch. der sich auszulegen im Begriff ist, »ich heiße Graf Henri Du Bouchage und bin der Bruder des Herrn Herzogs von Joyeuse; ich frage Euch zum letzten Male, beliebt es Euch, mir den Platz abzutreten und Euch zu entfernen?«

»Mein Herr«, erwiderte der mit der roten Feder, »ich bin der Vicomte Ernauton von Carmainges; Ihr seid mir keines Wegs lästig und ich finde es durchaus nicht schlimm, wenn Ihr bleibt.«

Du Bouchage dachte einen Augenblick nach, und steckte seinen Degen wieder in die Scheide.

»Entschuldigt mich, mein Herr«, sagte er, »ich bin halb verrückt, denn ich bin verliebt.«

»Und ich auch, ich bin auch verliebt«, erwiderte Ernauton, »doch ich halte mich deshalb nicht für verrückt.«

Henri erbleichte.

»Ihr seid verliebt?«

»Ja, mein Herr.«

»Und Ihr gesteht es?«

»Seit wann ist das ein Verbrechen?«

»Aber verliebt in dieser Straße?«

»Für den Augenblick, ja.«

»Ja des Himmels Namen. sagt mir, wen Ihr liebt.«

»Ah! Herr Du Bouchage, Ihr habt nicht bedacht, was Ihr fragt. Ihr wißt wohl, daß ein Edelmann ein Geheimnis nicht enthüllen darf, das ihm nur zur Hälfte gehört.«

»Es ist wahr, es ist wahr, verzeiht Herr von Carmainges; doch in der Tat, es ist Niemand unter dem Himmel so unglücklich als ich.«

In den wenigen von dem jungen Mann ausgesprochenen Worten lag so viel wahrer Schmerz, so viel beredete Verzweiflung daß Ernauton tief gerührt war.

»Oh! mein Gott«, sagte er, »ich verstehe, Ihr befürchtet, wir seien Nebenbuhler.«

»Ich befürchte es.«

»Hm!« machte Ernauton, »Nun ich will offenherzig sein.«
Joyeuse erbleichte und fuhr mit der Hand über die Stirne.

»Ich habe ein Rendezvous«, fuhr Ernauton fort.

»Ihr habt ein Rendezvous?«

»Ja, in der besten Form.«

»In dieser Straße?«

»In dieser Straße.«

»Geschrieben?«

»Ja, mit einer sehr hübschen Handschrift.«

»Von einer Frau?«

»Nein, von einem Mann.«

»Von einem Mann? was wollt Ihr damit sagen?«

»Nichts Anderes, als das, was ich sage. Ich habe ein Rendezvous mit einer Frau von einer sehr hübschen Männerhandschrift; das ist nicht so geheimnisvoll, doch es ist eleganter; man hat einen Secretair, wie es scheint.«

»Ah!« sagte Henri, »vollendet mein Herr, in des Himmels Namen, vollendet.«

»Ihr fragt mich auf eine Weise, daß ich die Antwort nicht zu verweigern wüßte. Ich will Euch also den Inhalt sagen.«

»Ich höre.«

»Ihr werdet sehen, ob es desselben ist, wie bei Euch.«

»Genug, mein Herr ich bitte; mir hat man kein Rendezvous

gegeben und ich habe kein Billett erhalten.«

Ernauton zog ein kleines Papier aus seiner Börse.

»Hier ist das Billett, mein Herr«, sagte er, »es wäre schwierig für mich, es Euch bei dieser finsternen Nacht vorzulesen; doch es ist kurz und ich weiß es auswendig; Ihr werdet Euch auf mich verlassen, daß ich Euch nicht täusche.«

»Oh! ganz und gar.«

»Vernehmt also die Ausdrücke, in denen es abgefaßt ist:

»Herr Ernauton, mein Secretaire ist von mir beauftragt, Euch zu sagen, daß ich ein großes Verlangen habe, eine Stunde mit Euch zu plaudern: Euer Verdienst hat mich gerührt.«

»Das steht darin?« fragte Du Bouchage.

»Meiner Treue, ja, der Satz ist sogar unterstrichen. Ich übergehe einen andern Satz, der etwas zu schmeichelhaft für mich ist.«

»Und man erwartet Euch?«

»Das heißt, ich erwarte, wie Ihr seht.«

»Dann muß man Euch die Türen öffnen?«

»Nein, man muß dreimal aus dem Fenster pfeifen.«

Ganz bebend legte Henri eine von seinen Händen auf den Arm von Ernauton, deutete mit der andern auf das geheimnisvolle Haus und fragte:

»Von dort?«

»Keines Wegs«, antwortete Ernauton, den Zeigefinger nach den Türmchen des *Kühnen Ritters* ausstreckend, »von dort.«

Heinrich stieß einen Freudenschrei aus.

»Ihr geht also nicht hierher?« fragte er.

»Nein, das Billett sagt ganz genau: Gasthof zum *Kühnen Ritter*.«

»Ah! seid gesegnet«, sprach der junge Mann, indem er ihm die Hand drückte, »oh! verzeiht mir meine Unhöflichkeit, meine Thorheit. Ach! Ihr wißt, für den Mann, der wahrhaft liebt, gibt es nur eine Frau, und als ich Euch immer wieder auf dieses Haus zukommen sah, glaubte ich Ihr würdet von dieser Frau erwartet.«

»Ich habe Euch nichts zu verzeihen«, erwiderte Ernauton lächelnd, »denn ich hatte in der Tat einen Augenblick den

Gedanken, Ihr wäret in dieser Straße aus demselben Grund wie ich.«

»Und Ihr hattet die unglaubliche Geduld, mir nichts zu sagen, mein Herr! Ah! Ihr liebt nicht, Ihr liebt nicht.«

»Meiner Treu, hört, ich habe noch keine große Rechte; ich erwartete eine Aufklärung, ehe ich mich ärgerte. Diese vornehmen Damen sind so seltsam in ihren Launen, und eine Mystifikation ist so belustigend!«

»Oh! Herr von Carmainges, Ihr liebt nicht wie ich, und dennoch . . . «

»Und dennoch?« wiederholte Ernauton.

»Und dennoch seid Ihr glücklicher.«

»Ah! man ist grausam in diesem Hause?«

»Herr von Carmainges«, sprach Joyeuse, »seit drei Monaten liebe ich wahnsinnig diejenige, welche es bewohnt und noch habe ich nicht das Glück gehabt, den Ton ihrer Stimme zu vernehmen.«

»Teufel! Ihr seid nicht weit vorgerückt. Doch wartet!«

»Was?«

»Hat man nicht gepfiffen?«

»In der Tat, mir scheint. ich habe pfeifen hören.«

Die zwei jungen Männer horchten; ein zweiter Pfiff machte sich in der Richtung des *Kühnen Ritters* hörbar.

»Herr Graf!« sprach Ernauton, »Ihr werdet mich entschuldigen, wenn ich Euch nicht länger Gesellschaft leiste, doch ich glaube, das ist mein Signal.«

Ein dritter Pfiff wurde vernommen.

»Geht, mein Herr, geht«, sagte Henri, »und viel Glück!«

Ernauton entfernte sich raschen Schrittes, und der Andere sah ihn im Schatten der Straße verschwinden, um im Lichte wieder zu erscheinen, das aus den Fenstern des *Kühnen Ritters* herabfiel, und dann abermals verschwinden.

Noch düsterer als zuvor, denn der Streit hatte ihn einen Augenblick seiner Lethargie entrissen, sprach Henri zu sich selbst:

»Auf! treiben wir unser gewöhnliches Handwerk, klopfen wir an die verfluchte Türe, die sich nie öffnet.«

Und als er diese Worte gesprochen, schritt er wankend auf die
Türe des geheimnisvollen Hauses zu.

Dreizehntes Kapitel.

Die Türe öffnet sich.

Als aber der arme Henri an die Türe des geheimnisvollen Hauses kam, erfaßte ihn wieder sein gewöhnliches Zögern.

Und er machte noch einen Schritt.

Doch ehe er klopfte, schaute er abermals hinter sich und er sah auf dem Weg den glänzenden Reflex der Lichte des Gasthofs.

»Dort«, sagte er zu sich selbst, »dort traten zur Liebe und zur Freude Leute ein, die man ruft, und die es nicht einmal gewünscht haben; warum habe ich nicht das ruhige Herz und das sorglose Lächeln, ich würde vielleicht auch dort eintreten, statt vergebens den Eintritt hier zu versuchen.«

Man hörte die Glocke von Saint-Germain-des-Prés schwermütig in der Luft vibrieren.

»Es schlägt zehn Uhr«, murmelte Henri.

Er setzte den Fuß auf die Türschwelle und hob den Klopfer.

»Gräßliches Leben«, murmelte er, »Leben eines Greises. Oh! an welchem Tage werde ich sagen können Schöner Tod, lachender Tod, süßes Grab, sei mir gegrüßt.«

Er klopfte zum zweiten Mal.

»Das ist es«, fuhr er horchend fort, »das Geräusch der ächzenden inneren Türe, das Geräusch der krachenden Treppe, das Geräusch des Trittes, der sich nähert . . . immer, immer dasselbe.«

Und er klopfte zum dritten Mal.

»Noch diesen Schlag, den letzten«, sagte er, »das ist es der Tritt wird leichter, der Diener schaut durch das eiserne Gitter, er sieht mein bleiches, finsternes, unerträgliches Gesicht und entfernt sich sodann, ohne jemals zu öffnen!«

Das Aufhören alles Geräusches schien die Weissagung des unglücklichen jungen Mannes zu rechtfertigen.

»Gott befohlen, grausames Haus; Gott befohlen bis morgen«, sagte er

Und er bückte sich, bis seine Stirne auf dem Niveau der steinernen Treppe war, und drückte darauf aus der Tiefe seiner Seele einen Kuß, daß der harte Granit erbebte, der indessen noch minder hart war, als das Herz der Bewohner dieses Hauses.

Dann zog er sich zurück, wie er es am Tage vorher getan, wie er es am kommenden Tag zu tun gedachte.

Doch kaum hatte er zwei Schritte rückwärts gemacht, als zu seinem tiefen Erstaunen der Riegel in der Schließklappe klirrte. Die Türe öffnete sich und der Diener verbeugte sich tief.

Es war derselbe, dessen Portrait wir bei seinem Zusammentreffen mit Robert Briquet entworfen haben.

»Guten Abend, mein Herr«, sagte er mit einer heiseren Stimme, deren Ton jedoch Du Bouchage süßer vorkam, als die süßesten Concerte der Cherubim, die man in seinen Kinderträumen hört, wo man noch vom Himmel träumt.

Henri der schon zehn Schritte gemacht hatte, um sich zu entfernen, näherte sich wieder zitternd, verwirrt faltete die Hände und wankte so sichtbar, daß ihn der Diener hielt, damit er nicht auf die Schwelle fiel; was dieser Mensch tat, geschah übrigens mit dem offenbaren Ausdruck eines ehrfurchtsvollen Mitleids.

»Hier, mein Herr, hier bin ich, ich bitte Euch, erklärt mir was Ihr wünscht.«

»Ich habe so sehr geliebt«, erwiderte der junge Mann, »daß ich nicht weiß, ob ich noch liebe. Mein Herz hat so gewaltig geschlagen, daß ich nicht sagen kann ob es noch schlägt.«

»Wäre es Euch nicht gefällig, mein Herr, hier neben mich zu sitzen und mit mir zu plaudern?« fragte der Diener achtungsvoll.

»Oh! ja.«

Der Diener machte ihm ein Zeichen mit der Hand.

Henri gehorchte diesem Zeichen, wie er einer Gebärde des Königs von Frankreich oder des römischen Kaisers gehorcht hätte.

»Sprecht, mein Herr.«, sagte der Diener, als sie neben einander saßen, »nennt mir Euer Verlangen.«

»Mein Freund«, erwiderte Du Bouchage, »es ist heute nicht das erste Mal, daß wir einander sprechen, und uns so berühren. Oft habe ich Euch, wie Ihr wißt. an einer Straßenecke erwartet und

Euch sodann genug Gold angeboten, um Euch zu bereichern, wäret Ihr auch der gierigste der Menschen; zuweilen versuchte ich es auch, Euch einzuschüchtern, doch nie hörtet Ihr mich, stets saht Ihr mich leiden, ohne ein sichtbares Mitgefühl mit meinen Schmerzen. Heute heißt Ihr mich mit Euch sprechen, Ihr fordert mich auf, Euch meinen Wunsch auszudrücken: mein Gott, was ist denn vorgefallen, welches neue Unglück verbirgt mir diese Fügsamkeit von Eurer Seite?«

Der Diener stieß einen Seufzer aus. Es war offenbar ein Herz und zwar ein mitleidiges Herz unter dieser rauen Hülle.

Diesen Seufzer hörte Henri und er ermutigte ihn.

»Ihr wißt«, fuhr er fort, »daß ich liebe und wie ich liebe; Ihr habt mich eine Frau verfolgen und so sehr sie sich anstrengte, sich zu verbergen und mich zu fliehen, sie entdecken sehen; nie ist mir in meinen größten Schmerzen ein bitteres Wort entschlüpft, nie habe ich jenen Gedanken an Gewalt Folge gegeben, welche aus der Verzweiflung und aus den Ratschlägen entspringen, die uns mit der Hitze des Blutes die stürmische Jugend einbläst.«

»Das ist wahr, mein Herr«, sagte der Diener, »und meine Gebieterin läßt Euch so wie ich in dieser Hinsicht volle Gerechtigkeit widerfahren.«

»Ihr müßt zugestehen«, fuhr Henri fort, indem er dem aufmerksamen Wächter die Hände drückte: »konnte ich nicht eines Abends, da Ihr mir den Eintritt in dieses Haus verweigertet, die Türe sprengen, wie es alle Tage der geringste betrunkene oder verliebte Schüler tut? Dann hätte ich wenigstens auf einen Augenblick die unerbittliche Frau gesehen, mit ihr gesprochen.«

»Das ist abermals wahr.«

»Hört«, sagte der junge Graf mit unaussprechlicher Weichheit und Traurigkeit, »ich bin etwas in dieser Welt, mein Name ist groß, mein Vermögen ist groß, mein Kredit ist groß. der König selbst begünstigt mich; noch so eben riet mir der König ihm meine Schmerzen anzuvertrauen, hieß er mich zu ihm meine Zuflucht nehmen, bot er mir seine Protektion an.«

»Ah!« machte der Diener mit sichtbarer Unruhe.

»Ich wollte das nicht«, fügte hastig der junge Mann bei, »nein, nein, ich habe Alles, Alles ausgeschlossen, um diese Türe, die

sich, ich weiß es wohl, nie öffnet, zu bitten, sie möge sich vor mir auf tun.«

»Herr Graf, Ihr seid in der Tat ein redliches, der Liebe würdiges Gemüt.«

»Nun wohl!« unterbrach ihn Henri mit einem schmerzlichen Zusammenschnüren des Herzens, »dieser Mann mit dem redlichen Gemüte, der Eurer Ansicht nach geliebt zu werden würdig ist, wozu verurteilt Ihr ihn? Jeden Morgen bringt mein Page einen Brief, man nimmt ihn nicht einmal an; jeden Abend klopfte ich selbst an diese Türe, und jeden Abend meist man mich ab; kurz man läßt mich leiden, verzweifeln auf dieser Straße sterben, ohne für mich das Mitleid zu haben, das man für einen armen heulenden Hund hätte. Ah! mein Freund ich sage Euch diese Frau hat kein Frauenherz; man liebt einen Unglücklichen nicht, es mag sein, oh! mein Gott! man kann seinem Herzen eben so wenig zu lieben befehlen als ihm sagen, es dürfe nicht lieben. Doch man hat Mitleid mit einem Unglücklichen und sagt ihm ein Wort des Trostes, doch man beklagt einen Unglücklichen, wenn er fällt, und reicht ihm die Hand, um ihn aufzuheben; aber nein, nein, diese Frau gefällt sich in meinem Leiden; nein, diese Frau hat kein Herz; nein, denn wenn sie ein Herz gehabt haben würde, so hätte sie mich mit einer Weigerung ihres Mundes getötet oder mit einem Dolchstoße töten lassen; wäre ich tot; so würde ich wenigstens nicht mehr leiden.«

»Herr Graf«, erwiderte der Diener, nachdem er mit ängstlicher Aufmerksamkeit Alles, was der junge Mann sprach, angehört hatte, »glaubt mir, die Dame, welche Ihr anklagt, hat entfernt kein so unempfindliches und besonders kein so grausames Herz, als Ihr sagt, denn sie hat Euch zuweilen gesehen. sie hat begriffen, was Ihr leidet, und fühlt eine lebhaftere Sympathie für Euch.«

»Oh! Mitleid, Mitleid«, rief der junge Mann, indem er sich den kalten Schweiß abwischte, der von seinen Schläfen lief, »oh! es komme der Tag, wo ihr Herz, das Ihr rühmt, die Liebe fühlen wird, so wie ich sie fühle, und wenn man ihr sodann im Austausch für diese Liebe Mitleid bietet, so werde ich gerächt sein.«

»Herr Graf, Herr Graf, daß man eine Liebe nicht erwidert, ist kein Grund, nicht geliebt zu haben; diese Frau hat vielleicht eine stärkere Leidenschaft gekannt, als Ihr sie je kennen werdet; diese

Frau hat vielleicht geliebt wie Ihr nie lieben werdet.«

Henri hob die Hände zum Himmel empor und rief: »Wenn man so liebt, liebt man immer.«

»Habe ich Euch vielleicht gesagt, sie liebe nicht mehr?« fragte der Diener.

Henri stieß einen Seufzer aus und sank zusammen, als ob er vom Tode getroffen worden wäre.

»Sie liebt!« rief er, »sie liebt! oh! mein Gott! mein Gott!«

»Ja, sie liebt; doch seid nicht eifersüchtig auf den Mann, den sie liebt, Herr Graf! dieser Mann gehört nicht mehr der Erde an; meine Gebieterin ist Witwe«, fügte der mitleidige Diener in der Hoffnung bei, durch diese Worte den Schmerz des jungen Mannes zu beschwichtigen.

Und in der Tat wie durch einen Zauber gaben ihm wieder diese Worte den Atem, das Leben, die Hoffnung.

»Im Namen des Himmels«, sprach er, »verlasst mich nicht; sie ist Witwe, sagt Ihr; dann ist sie es seit Kurzem, sie wird die Quelle ihrer Tränen vertrocknen sehen; sie ist Witwe, ah! mein Freund, dann liebt sie Niemand, da sie einen Leichnam, einen Schatten, einen Namen liebt: der Tod ist weniger als die Abwesenheit; mir sagen, sie liebe einen Toten, heißt mir sagen, sie werde mich lieben . . . Ei! mein Gott! alle große Schmerzen haben sich mit der Zeit beschwichtigt, als die Witwe von Mausolos, welche am Grabe ihres Gatten einen ewigen Schmerz geschworen, als die Witwe von Mausolos ihre Tränen erschöpft hatte, wurde sie geheilt; das Beweinen ist eine Krankheit: wer nicht in der Krise weggerafft wird, geht aus ihr kräftiger lebendiger hervor.«

Der Diener schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Diese Dame, Herr Graf, hat wie die Witwe des König Mausolos dem Toten ewige Treue geschworene, doch ich kenne sie, sie wird ihr Wort besser halten als die vergeßliche Frau, von der Ihr sprecht.«

»Ich werde warten, ich werde zehn Jahre warten, wenn es sein muß«, rief Henri, »Gott gestattete nicht, daß sie vor Kummer starb oder mit Gewalt ihre Tage abkürzte, wie Ihr seht; da sie nicht tot ist, kann sie leben, und da sie lebt, darf ich hoffen.«

»Oh! junger Mann! junger Mann!« sagte der Diener mit

düsterem Tone, »rechnet nicht so mit den Forderungen der Toten; sie hat gelebt! sagt Ihr; ja, sie hat gelebt! nicht einen Tag, nicht einen Monat, nicht ein Jahre sie hat sieben Jahre gelebt! (Joyeuse bebte). Doch wißt Ihr warum, in welcher Absicht, welchen Entschluß zu vollbringen sie gelebt hat? Sie werde sich trösten, hofft Ihr? Nie, nie, Herr Graf! das sage ich Euch, das schwöre ich Euch, ich, der ich nur der untertänige Diener des Toten war, ich, der ich, so lange er lebte, ein frommes, glühendes, hoffnungsvolles Gemüt war und, seitdem er tot ist, ein verhärtetes Herz geworden bin; ich, ich, der ich nur ihr Diener bin, wiederhole Euch, sie wird sich nie trösten.«

»Dieser so sehr beklagte Mann«, unterbrach ihn Henri, »dieser glückliche Tote, dieser Gatte . . . «

»Es war nicht der Gatte; es war der Geliebte, Herr Graf, und eine Frau wie diejenige, welche Ihr unglücklicher Weise liebt, hat nur einen Geliebten in ihrem ganzen Leben.«

»Mein Freund! mein Freund!« rief der junge Mann erschrocken über die Majestät dieses Menschen, mit dem erhabenen Geiste, der gleichsam unter gemeinen Kleidern verborgen war, »mein Freund, ich beschwöre Euch, vermittelt für mich.«

»Ich!« rief er, »ich! Hört, Herr Graf, wenn ich Euch für fähig gehalten hätte, gegen meine Gebieterin Gewalt zu gebrauchen, so hätte ich Euch mit dieser Hand getötet.«

Und er zog unter seinem Mantel einen nervigen Arm hervor, der einem Mann von kaum fünf und zwanzig Jahren zu gehören schien, während ihm seine weißen Haare und seine gebückte Gestalt das Ansehen eines Sechzigers gaben.

»Wenn ich im Gegenteil hätte glauben können meine Gebieterin liebe Euch«, fuhr er fort, »so wäre sie gestorben . . . «

»Nun, mein Herr Graf, habe ich Euch gesagt, was ich Euch zu sagen hatte, versucht es nicht, mich zu einem weiteren Geständnis zu bewegen, denn bei meiner Ehre und, obgleich ich kein Edelmann bin, glaubt mir, meine Ehre ist etwas wert, . . . denn bei meiner Ehre, ich habe Alles gesagt, was ich sagen konnte.«

Henri stand den Tod im Herzen auf und sprach:

»Ich danke Euch, daß Ihr dieses Mitleid mit meinem Unglück

gehabt habt; nun bin ich entschieden.«

»Ihr werdet also in Zukunft ruhiger sein, Herr Graf, Ihr werdet Euch von uns entfernen, Ihr werdet uns einem Geschick überlassen, das, glaubt mir, schlimmer ist, als das Eurige.«

»Ja, ich werde mich in der Tat entfernen, seid unbesorgt, und zwar für immer«, sagte der junge Mann.

»Ich verstehe Euch. Ihr wollt sterben.«

»Warum sollte ich es verbergen? Ich kann ohne sie nicht leben und so muß ich wohl sterben, sobald ich sie nicht besitze.«

»Herr Graf, ich habe sehr oft mit meiner Gebieterin über den Tod gesprochen; glaubt mir, es ist ein schlimmer Tod, der Tod, den man sich mit eigener Hand gibt.«

»Ich werde auch diesen nicht wählen; es gibt für einen jungen Mann von meinem Namen, von meinem Alter und von meinem Vermögen einen Tod, der jederzeit ein schöner Tod gewesen ist, es ist dies derjenige, welchen man in Verteidigung seines Königs und seines Vaterlandes empfängt.«

»Wenn Ihr über Eure Kräfte leidet, wenn Ihr denjenigen, welche Euch überleben, nichts schuldig seid, wenn Euch der Tod auf dem Schlachtfelde geboten ist, sterbt, Herr Graf, sterbt; ich wäre längst tot, wem ich nicht zum Leben verurteilt wäre.«

»Gott befohlen und meinen Dank«, sprach Joyeuse, indem er dem unbekanntem Diener die Hand reichte. »Auf Wiedersehen in einer andern Welt!«

Und er warf zu den Füßen des durch diesen tiefen Schmerz gerührten Dieners eine schwere Goldbörse und entfernte sich rasch.

Es schlug Mitternacht im Glockenturm von Saint-Germain-des-Prés.

Vierzehntes Kapitel.

Wie eine vornehme Dame im Jahre der Gnade 1586 liebte.

Das dreimalige Pfeifen, das in gleichmäßigen Zwischenräumen die Luft durchdrungen hatte, war wohl das welches dem glückseligen Ernauton als Signal dienen sollte.

Als der junge Mann dem Hause nahe kam, fand er Dame Fournichon unter der Türe, wo sie die Kunde mit einem Lächeln erwartete, das sie einer mythologischen von einem flamändischen Maler verdolmetschten Göttin ähnlich machte.

Dame Fournichon hielt noch in ihren fetten, weisen Händen einen Goldtaler, den eine andere Hand eben in weiß, aber zarter als die ihrige im Vorübergehen darein gelegt hatte.

Sie schaute Ernauton an und füllte, ihre Hände auf ihre Hüften legend, den Raum der Türe so aus, daß jeder Durchgang unmöglich war.

Ernauton blieb seinerseits wie ein Mensch stehen, der Eintritt verlangt.

»Was wollt Ihr, mein Herr?« sagte sie, »was sucht Ihr?«

»Hat man nicht so eben dreimal aus des Fenster Türmchens gepfiffen, gute Dame?«

»Allerdings.«

»Nun wohl, dieses dreimalige Pfeifen hat mir gegolten.«

»Euch?«

»Ja, mir.«

»Dann ist es etwas Anderes, wenn Ihr mir Euer Ehrenwort gebt.«

»So wahr ich ein Edelmann bin, meine liebe Dame Fournichon.«

»Ich glaube Euch, tretet ein, schöner Cavalier.«

Freudig, endlich eine von den Landschaften zu haben, wie sie sich dieselben schon lange glühend für den unglücklichen *Rosenstock Amors* wünschte, der durch den *Kühnen Ritter*

enthront worden war, ließ die Wirtin Ernauton auf der Schneckentreppe hinaufsteigen, welche zu dem geschmücktesten und diskretesten der Türmchen führte.

Eine ziemlich gemein angemalte Türe gewährte Zugang zu einem Vorzimmer und von diesem Vorzimmer gelangte man in das Türmchen selbst, das mit etwas mehr Luxus, als man in einem solchen entfernten Winkel von Paris hätte erwarten sollen, meublirt, decorirt und tapeziert war, doch es ist hier anzuführen, daß Dame Fournichon ihren ganzen Geschmack zur Verschönerung dieses Türmchens, ihres Lieblings, aufgeboten hatte, und gewöhnlich gelingt einem das, was man mit Liebe tut.

Es war also Madame Fournichon gelungen, so weit es es einem ziemlich gemeinen Geiste gegeben ist, in solchen Dingen Entsprechendes zu bewirken.

Als der junge Mann in das Vorzimmer trat, kam ihm ein ziemlich starker Geruch von Benzoe und Aloe entgegen; dies war ohne Zweifel ein Brandopfer der etwas empfindlichen Person welche, Ernauton erwartend, durch vegetabilische Wohlgerüche die kulinarischen Ausdünstungen, die dem Spieße und den Casserolen entströmten, zu bekämpfen suchte.

Dame Fournichon folgte dem jungen Manne Schritt für Schritt, sie trieb ihn von der Treppe ins Vorzimmer und vom Vorzimmer in das Türmchen, mit Augen, die durch ein anakreontisches Blinzeln ganz klein wurden; dann zog sie sich zurück.

Ernauton blieb, die rechte Hand am Türvorhang, die linke auf der Klinke und durch seinen Gruß halb gebückt.

Er hatte in der wollüstigen Halbtinte des nur durch eine einzige Kerze von rosenfarbenem Wachs erleuchteten Türmchens eine von jenen zierlichen weiblichen Tournuren erblickt, welche stets, wenn nicht Liebe, doch wenigstens Aufmerksamkeit oder gar ein Verlangen heischen.

Aus Kissen zurückgelehnt, ganz in Sammet und Seide gehüllt, war diese Dame, deren kleiner Fuß über das Ende das Ruhebettes herabhing, beschäftigt, an der Kerze den Rest eines kleinen Aloezweiges zu verbrennen, dessen Rauch sie zuweilen, um ihn einzuatmen, ihren Gesichte näher brachte, wobei sie auch mit diesem Rauch die Falten ihres Capuchon und ihre Haare

füllte, als wollte sie sich ganz von dem berauschendem Dampfe durchdringen lassen.

An der Art und Weise, wie sie den Rest des Zweiges ins Feuer warf, wie sie ihr Kleid auf ihren Fuß hinab und ihre Kopfbedeckung auf ihr verlarvtes Gesicht fallen ließ, erkannte Ernauton, daß sie ihn hatte eintreten hören und in ihrer Nähe wußte.

Sie hatte sich jedoch nicht umgewendet.

Ernauton wartete einen Augenblick; sie wandte sich nicht um.

»Madame«, sprach der junge Mann mit einer Stimme, die er durch die Gewalt der Dankbarkeit weich zu machen suchte. »Madame, Ihr habt Euren untertänigen Diener rufen lasset, hier ist er.«

»Ah! sehr gut«, sagte die Dame, »ich bitte, setzt Euch, Herr Ernauton.«

»Verzeiht, Madame, ich muß Euch vor Allem für die Ehre danken, die Ihr mir erweist.«

»Ah! das ist artig, Ihr habt Recht Herr von Carmainges, und ich denke, Ihr wißt doch noch nicht, wem Ihr dankt?«

»Madame«, erwiderte der junge Mann, indem er sich stufenweise näherte, »Ihr habt das Gesicht unter einer Larve, die Hand unter Handschuhen verborgen und mir im Moment meines Eintritts den Anblick eines Fußes entzogen, der mich sicherlich wahnsinnig verliebt in Euch gemacht hätte; ich sehe nichts, was mir eine Erkennung gestattet, und ich kann nur erraten.«

»Und Ihr erratet, wer ich bin?«

»Diejenige, nach welcher sich mein Herz sehnt diejenige, welche meine Einbildungskraft jung, schön, mächtig und reich macht, zu reich und zu mächtig sogar, als daß ich glauben könnte, das, was mir begegnet, sei eine Wirklichkeit und ich träume nicht in diesem Augenblick.«

»Habt Ihr viel Mühe gehabt, hier hereinzukommen?« fragte die Dame, ohne unmittelbar den Strom der Worte zu erwidern, der aus dem zu vollen Herzen von Ernauton hervorkam.«

»Nein, Madame der Zugang ist mir sogar viel leichter geworden, als ich gedacht hätte.«

»Es ist wahr, für einen Mann ist Alles leicht, nur ist es nicht

dasselbe für eine Frau.«

»Ich bedaure sehr, Madame, daß Ihr Euch so viele Mühe gemacht habt, und kann Euch nur meinen untertänigsten Dank dafür darbringen.«

Doch die Dame schien schon zu einem andern Gedanken übergegangen zu sein.

»Was sagtet Ihr, mein Herr?« versetzte sie nachlässig, während sie einen Handschuh auszog, um eine bewunderungswürdige runde Hand mit zart zugespitzten Fingern zu zeigen.

»Ich sagte, Madame, ohne Eure Züge gesehen zu haben, wisse ich, wer Ihr seid, und ohne eine Täuschung zu befürchten könne ich Euch sagen, daß ich Euch liebe.«

»Ihr glaubt also dafür sterben zu können, daß ich wirklich diejenige bin, welche Ihr hier zu finden erwartetet?«

»In Ermangelung des Blickes sagt es mir mein Herz.«

»Ihr kennt mich also?«

»Ich kenne Euch. ja.«

»In der Tat, Ihr, ein Mann, der kaum aus der Provinz hier gelandet ist, Ihr kennt schon die Frauen von Paris?«

»Von allen Frauen von Paris, Madame, kenne ich bis jetzt nur eine einzige.«

»Und diese bin ich?«

»Ich glaube es.«

»Und woran erkennt Ihr mich?«,

»An Eurer Stimme, an Eurer Anmut, an Eurer Schönheit.«

»An meiner Stimme, ich begreife das, denn ich kann sie nicht verstellen; an meiner Anmut, ich will dieses Wort für ein Kompliment nehmen; doch an meiner Schönheit, diese Antwort kann ich nur als Hypothese zulassen.«

»Warum dies, Madame?«

»Ganz gewiß; Ihr erkennt mich an meiner Schönheit, meine Schönheit ist verschleiert.«

»Sie war es weniger, Madame, an dem Tag, wo ich Euch, um Euch nach Paris zu bringen, so nahe bei mir hielt, dass Eure Brust meine Schultern streifte und Euer Atem an meinem Halse brannte.«

»Bei Empfang meines Briefes habt Ihr auch erraten, es handele sich um mich?«

»Oh! nein, nein, Madame, glaubt das nicht. Ich hatte nicht einen Augenblick einen solchen Gedanken, ich dachte im Gegenheil, ich wäre das Spielzeug irgend eines Scherzes, das Opfer eines Irrtums; ich glaubte, ich wäre mit irgend einer von jenen Katastrophen bedroht, die man Glück bei Frauen nennt, und erst seit einigen Minuten, da ich Euch sehe, Euch berühre . . . «

Hier machte Ernauton eine Gebärde, um eine Hand zu nehmen, die sich vor der seinigen zurückzog.

»Genug«, sagte die Dame, »es unterliegt keinem Zweifel, daß ich eine ausnehmende Thorheit begangen habe.«

»Und worin, Madame, wenn ich bitten darf?«

»Worin! Ihr sagt, Ihr kennt mich und fragt mich, worin ich eine Thorheit begangen habe?«

»Oh! es ist wahr, Madame, ich bin sehr klein, sehr niedrig gegen Eure Hoheit.«

»Aber, um Gottes willen, macht mir doch das Vergnügen, zu schweigen, mein Herr; solltet Ihr zufällig gar keinen Verstand haben?«

»Ja des Himmels Namen, was habe ich denn getan, Madame?« fragte Ernauton ganz erschrocken.

»Wie! seht mich in einer Maske.«

»Nun!«

»Wenn ich eine Maske trage, so geschieht es ohne Zweifel, um mich zu verkleiden, und Ihr nennt mich Hoheit? Warum öffnet Ihr nicht das Fenster und ruft meinen Namen auf die Straße!«

»Oh! verzeiht, verzeiht«, sagte Ernauton, auf die Kniee fallend, »ich glaubte an die Verschwiegenheit dieser Wände.«

»Mir scheint, Ihr seid leichtgläubig.«

»Ach! Madame, ich bin verliebt.«

»Und Ihr seid überzeugt, ich werde gleich von Anfang diese Liebe durch eine andere Liebe erwidern?«

Ernauton stand gereizt auf.

»Nein, Madame«, antwortete er.

»Und was glaubt Ihr?«

»Ich glaube daß Ihr mir etwas Wichtiges zu sagen habt; daß Ihr mich nicht im Hotel Guise oder in Eurem Hause in Bel-Esbat empfangen wolltet, und daß Ihr eine geheime Unterredung an einem einsamen Orte vorzögt.«

»Ihr glaubt dies?«

»Ja.«

»Und was denkt Ihr, daß ich Euch zu sagen gehabt habe, sprecht; es wäre mir nicht unangenehm, Eure Scharfsichtigkeit schätzen zu können.«

Und unter einer scheinbaren Sorglosigkeit ließ die Dame unwillkürlich eine gewisse Unruhe durchdringen.

»Was weiß ich?« erwiderte Ernauton, »etwas zum Beispiel, was auf Herrn von Mayenne Bezug hätte.«

»Habe ich nicht meine Eilboten, mein Herr, die mir morgen Abend mehr sagen werden, als Ihr mir sagen könnt, da Ihr mir gestern Alles gesagt habt, was Ihr wußtet.«

»Vielleicht habt Ihr auch eine Frage über das Ereignis der vergangenen Nacht an mich zu machen.«

»Ah! welches Ereignis, wovon sprecht Ihr?« fragte die Dame, deren Busen sichtbar bebte.

»Ich meine, den panischen Schrecken von Herrn von Épernon, die Verhaftung der lothringischen Edelleute . . . «

»Man hat lothringische Edelleute verhaftet?«

»Ungefähr zwanzig, die sich zur un rechten Zeit auf der Straße nach Vincennes befanden.«

»Was auch die Straße nach Soissons ist, in welcher Stadt Herr von Guise, wie mir scheint, Garnison hält. Ah! es ist wahr, Herr Ernauton, Ihr, der Ihr von Hofe seid, könntet mir sagen, warum man diese Edelleute verhaftet hat.«

»Ich von Hofe?«

»Allerdings.«

»Ihr wißt das, Madame?«

»Bei Gott! um Eure Adresse zu bekommen, mußte ich Erkundigungen einziehen. Doch ich bitte Euch um Alles in der Weit, macht ein Ende mit Euren Phrasen, Ihr habt die bedauerliche Gewohnheit, das Gespräch zu

durchkreuzen; . . . nun, was war das Resultat dieser Unbesonnenheit?«

»Durchaus nichts, Madame, wenigstens so weit als ich es weiß.«

»Warum dachtet Ihr dann, ich würde von einer Sache sprechen, die kein Resultat gehabt hat?«

»Ich hatte diesmal wie die anderen Male Unrecht, Madame, und ich gestehe mein Unrecht.«

»Wie, mein Herr! aus welcher Gegend seid Ihr denn?«

»Aus Agen.«

»Ah!« mein Herr, Ihr seid Gascogner, denn Agen liegt, wie ich glaube, in der Gascogne.«

»Ungefähr.«

»Ihr seid Gascogner und wart nicht eitel genug, ganz einfach anzunehmen, ich habe, als ich Euch bei der Hinrichtung von Salcède an den Porte Saint-Antoine sah, gefunden, Ihr seid ein, Mann von artiger Tournure.«

Ernauton errötete und fing an unruhig zu werden. Die Dame fuhr unstörbar fort:

»Ich habe Euch auf der Straße begegnet und schön gefunden.«

Ernauton wurde purpurrot.

»Endlich seid Ihr als Überbringer einer Botschaft meines Bruders Mayenne zu mir gekommen und ich habe Euch sehr nach meinem Geschmacke gefunden.«

»Madame, Madame, Gott behüte mich, ich denke das nicht.«

»Und Ihr habt Unrecht«, versetzte die Dame, indem sie sich zum ersten Mal gegen Ernauton umwandte und auf seine Augen ihre unter der Maske flammenden Augen heftete und dabei vor dem entzündeten Blicke des jungen Mannes die Vorführung einer wunderbar gebogenen Taille entwickelte, die sich in runden, wollüstigen Linien auf dem Sammet des Ruhebetts hervorhob.

Ernauton faltete die Hände und rief:

»Madame! Madame! Ihr spottet meiner.«

»Meiner Treue! nein«, erwiderte sie mit demselben freien, ungebundenen Ton, »ich sage, daß Ihr mir gefallen habt, und das ist die Wahrheit.«

»Mein Gott!«

»Habt Ihr es denn nicht selbst gewagt, mir zu erklären, daß Ihr mich liebt?«

»Als ich Euch dies erklärte, wußte ich nicht, wer Ihr wart, Madame, und nun, da ich es weiß, bitte ich Euch demütig um Verzeihung.«

»Ah! nun fängt er an zu faseln«, murmelte die Dame voll Ungeduld. »Bleibt doch das, was Ihr seid, mein Herr, sagt doch das, was Ihr denkt, oder Ihr werdet machen, daß ich hierher gekommen zu sein bedaure.«

Ernauton fiel auf die Kniee.

»Sprecht, Madame«, sagte er, »sprecht, damit ich mich überzeuge, daß dies Alles nicht ein Spiel ist, und vielleicht werde ich es dann wagen, zu antworten.«

»Es sei; vernehmt, welche Pläne ich mit Euch habe«, erwiderte die Dame, indem sie mit der einen Hand Ernauton zurückschob, während sie mit der andern die Falten ihres Kleides symmetrisch ordnete. »Ich finde Geschmack an Euch, doch ich kenne Euch noch nicht. Ich habe nicht die Gewohnheit, meinen Phantasien zu widerstehen, bin aber auch nicht so albern, Irrtümer zu begehen. Wären wir von gleichem Stande gewesen, so hätte ich Euch bei mir empfangen und nach meiner Bequemlichkeit studiert, ehe Ihr meine Absichten geahnt haben würdet. Bei Euch war dies unmöglich; man mußte das anders einrichten und auf's Geratewohl diese Zusammenkunft herbeiführen. Ihr wißt nun, woran Ihr Euch in Beziehung auf mich zu halten habt. Werdet meiner würdig, das ist Alles was ich Euch empfehle.«

Ernauton verwickelte sich in Beteuerungen.

»Oh! ich bitte, weniger Hitze. Herr von Carmainges«, sagte die Dame mit nachlässigem Tone, »es ist nicht der Mühe wert; vielleicht ist es nur Euer Name, was mir als wir uns zum ersten Male trafen, aufgefallen ist und mich angesprochen hat. Im Ganzen glaube ich entschieden, daß ich nur eine Laune für Euch habe, und daß dies vorübergehen wird. Haltet Euch indessen nicht zu fern von der Vollendung und verzweifelt nicht. Ich mag die vollkommenen Menschen nicht leiden. Oh! ich bete die ergebenen Leute zum Beispiel an. Behaltet dies wohl, ich erlaube es Euch,

schöner Cavalier.«

Ernauton war außer sich: diese hochmütige Sprache diese Gebärden voll Wollust und Weichheit, diese stolze Überlegenheit, dieses Hingeben ihm gegenüber von einer so vornehmen Person bereiteten ihm zugleich die höchste Wonne und den tiefsten Schrecken.

Er setzte sich zu der schönen, stolzen Gebieterin seines Herzens, die ihn gewähren ließ, und suchte seinen Arm hinter die Kissen zu schieben, auf die sie sich lehnte.

»Mein Herr«, sprach sie, »es scheint, Ihr habt mich gehört, aber Ihr habt mich nicht verstanden. Ich bitte, keine Vertraulichkeiten, bleiben wir jedes an seinem Platz. Es ist sicher, daß ich Euch eines Tages das Recht verleihen werde, mich die Eurige zu nennen, doch Ihr habt dieses Recht noch nicht.«

Ernauton stand bleich und unwillig auf und erwiderte:

»Entschuldigt mich, Madame, ich mache nichts als Albernheiten, das ist ganz einfach, die Gebräuche und Gewohnheiten von Paris sind mir noch fremd. Bei uns in der Provinz, es ist wahr, zweihundert Meilen von hier, wenn eine Frau sagt: ›Ich liebe‹, so liebt sie und sträubt sich nicht. Sie nimmt nicht ihre Worte zum Verwand, um einen Mann zu ihren Füßen zu demütigen. Das ist Euer Gebrauch als Pariserin, das ist Euer Recht als Prinzessin. Ich füge mich in dies Alles. Es fehlte mir nur die Gewohnheit, doch die Gewohnheit wird kommen.«

Die Dame hörte ihn stillschweigend an; es war sichtbar, daß sie Ernauton aufmerksam beobachtete, um zu wissen, ob sein Unwille am Ende in einen wirklichen Zorn übergehen würde.

»Ah! ah! Ihr ärgert Euch, glaube ich«, sagte sie mit stolzer Miene.

»Ich ärgere mich in der Tat, Madame, doch über mich selbst; denn ich habe für Euch Madame, nicht eine vorübergehende Laune, sondern Liebe, eine sehr wahre und sehr reine Liebe. Ich suche nicht Eure Person, denn ich würde sie begehren, wenn dem so wäre, sondern ich suche Euer Herz zu gewinnen. Ich werde mir auch nie verzeihen, Madame, daß ich heute durch Frechheiten die Ehrfurcht verletzt habe, die ich Euch schuldig bin, eine Ehrfurcht, die ich nur in Liebe verwandeln werde, wenn Ihr es

mir befiehlt. Billigt also, daß ich von diesem Augenblick Eure Befehle erwarte.«

»Stille, stille«, versetzte die Dame, »übertreiben wir, nicht, Herr von Carmainges, Ihr seid nun eiskalt, nachdem Ihr zuvor ganz Flamme gewesen.«

»Es scheint mir jedoch, Madame . . . «

»Ei! mein Herr, sagt nie einer Dame, Ihr werdet sie lieben, wie Ihr wollt, das ist ungeschickt, zeigt Ihr, daß Ihr sie lieben werdet, wie sie will, das ist vernünftiger.«

»Das habe ich gesagt, Madame.«

»Ja, aber das denkt Ihr nicht.«

»Ich beuge mich vor Eurer Überlegenheit.«

»Laßt die Artigkeiten, es würde mir widerstreben, hier die Königin zu spielen. Hier ist meine Hand, nehmt sie, es ist die einer einfachen Frau, nur ist sie etwas brennender und belebter als die Eurige.«

Ernauton nahm ehrfurchtsvoll diese schöne Hand.

»Nun!« sagte die Herzogin.

»Nun?«

»Ihr küßt sie nicht? seid Ihr verrückt? habt Ihr geschworen, mich in Wut zu bringen?«

»Aber so eben . . . «

»So eben entzog ich sie Euch, während ich sie Euch nun gebe.«

Ernauton küßte die Hand mit so viel Gehorsam, daß man sie ihm sogleich entzog.

»Ihr seht wohl«, sagte der junge Mann, »abermals eine Lektion.«

»Ich habe also Unrecht gehabt?«

»Sicherlich, Ihr laßt mich von einem Extrem zum andern springen, die Furcht wird am Ende die Leidenschaft töten. Wohl werde ich fortfahren, Euch auf den Knien anzubeten, doch ich werde weder Liebe noch Vertrauen für Euch haben.«

»Oh! ich will das nicht«, rief die Dame mit freudigem Tone, »denn Ihr wäret ein trauriger Liebhaber, und so mag ich sie nicht, das sage ich Euch zum Voraus. Nein, bleibt natürlich, bleibt Ihr

selbst, seid Herr Ernauton von Carmainges und nichts Anderes. Ich habe meine Manien. Ei! mein Gott, habt Ihr nicht gesagt, ich sei schön. Jede schöne Frau hat ihre Manien, ehrt viele derselben, widersetzt Euch einigen, fürchtet mich vor Allem nicht, und wenn ich zu dem stürmischen Ernauton sage ›Seid ruhig,‹ so befrage er meine Augen und nie meine Stimme.«

Nach diesen Worten stand sie auf.

Es war Zeit: wieder von seinem Delirium ergriffen hatte sie der junge Mann in seine Arme genommen, und die Maske der Herzogin streifte einen Augenblick die Lippen von Ernauton; da aber fühlte sie die tiefe Wahrheit dessen was sie gesagt, denn durch ihre Maske schleuderten ihre Augen einen Blitz kalt und weiß, wie der finstere Vorläufer der Stürme.

Dieser Blick machte einen solchen Eindruck auf Carmainges, daß er seine Arme sinken ließ, und daß sein ganzes Feuer erlosch.

»Es ist gut«, sagte die Herzogin, »wir werden uns wiedersehen. Ihr gefällt mir entschieden, Herr von Carmainges.«

Ernauton verbeugte sich.

»Wann seid Ihr frei?« fragte sie nachlässig.

»Leider ziemlich selten«, antwortete Ernauton.

»Ah! ja, ich begreife, nicht wahr, dieser Dienst ist anstrengend?«

»Welcher Dienst?«

»Der Dienst, den Ihr beim König tut. Seid Ihr nicht bei irgend einer Garde Seiner Majestät?«

»Das heißt, Madame, ich gehöre zu einem Corps von Edelleuten.«

»Das wollte ich sagen, und diese Edelleute sind, glaube ich, Gascogner.«

»Ja, alle, Madame.«

»Wie viel sind es? man hat es mir gesagt, doch ich habe es vergessen.«

»Fünf und vierzig.«

»Was für eine sonderbare Zahl.«

»Es hat sich so gefunden.«

»Ist es eine Berechnung?«

»Ich glaube, nichts der Zufall hat die Addition übernommen.«

»Und diese fünf und vierzig Edelleute verlassen den König nicht, sagt Ihr?«

»Ich habe nicht gesagt, wir verlassen Seine Majestät nicht, Madame.«

»Ah! verzeiht, ich glaubte, ich hätte Euch dies sagen hören. Ihr sagtet wenigstens, Ihr habet wenig Freiheit.«

»Es ist wahr, ich habe wenig Freiheit, Madame, weil wir am Tage für die Ausfahrten des Königs oder für die Jagden im Dienste sind und weil man uns am Abend in den Louvre consignirt.«

»Am Abend?«

»Ja.«

»Jeden Abend?«

»Beinahe.«

›Seht, was geschehen wäre, wenn Euch, zum Beispiel, diesen Abend der Befehl im Louvre zurückgehalten hätte! Ich, die ich Euch erwartete, ich die ich den Grund der Euch zu erscheinen verhinderte, nicht wußte, hätte ich nicht glauben können, mein Entgegenkommen werde verachtet?«

»Ah! Madame, um Euch zu sehen, werde ich nun Alles wagen, das schwöre ich Euch.«

»Es ist dies unnötig und es wäre albern, . . . ich will es nicht.«

»Aber dann . . . ?«

»Tut Euren Dienst; es ist an mir, mich danach zu richten, an mir, die ich stets frei und Herrin meines Lebens bin.«

»Ah! wie viel Güte, Madame!«

»Doch dies Alles erklärt mir nicht«, fuhr die Herzogin mit ihrem einschmeichelnden Lächeln fort, »es erklärt mir nicht, warum Ihr diesen Abend frei gewesen seid und wie Ihr habt kommen können.«

»Ich hatte diesen Abend schon die Absicht, Herrn von Loignac, unsern Kapitän, der mir wohl will, um einen Urlaub zu bitten, als der Befehl kam, allen Fünf und Vierzig die Nacht frei zu geben.«

»Ah! dieser Befehl ist gekommen?«

»Ja.«

»Aus welchem Anlaß wurde Euch diese Annehmlichkeit zu Teil?«

»Ich glaube als Belohnung für einen ziemlich anstrengenden Dienst, den wir gestern in Vincennes getan haben.«

»Ah! sehr gut.«

»Diesem Umstand habe ich also das Glück zu danken, Euch heute Abend bequem sehen zu können.«

»Wohl! so hört, Carmainges«, sagte die Herzogin mit einer süßen Vertraulichkeit, die das Herz des jungen Mannes mit Freude erfüllte: »so oft Ihr frei zu sein glaubt, benachrichtigt die Wirtin durch ein Billett; jeden Tag wird einer von meinen Leuten zu ihr kommen.«

»Oh! mein Gott! das ist zu viel Güte, Madame.«

»Wartet doch«, sagte die Herzogin und legte ihre Hand auf den Arm von Ernauton.

»Was beliebt, Madame?«

»Dieses Geräusch, woher kommt es?«

Es kam in der Tat ein Geräusch von Sporen, von Stimmen, von zugeworfenen Türen, von freudigen Ausrufungen aus dem unteren Saal wie das Echo eines kriegerischen Einfalls herauf.

Ernauton streckte seinen Kopf durch die Türe, die ins Vorzimmer ging, und antwortete sodann:

»Es sind meine Kameraden, welche hier den Urlaub feiern, den ihnen Herr von Loignac gegeben hat.«

»Aus welchem Zufall gerade in dem Wirtshaus, wo wir uns befinden?«

»Weil wir bei unserer Ankunft in Paris gerade in den *Kühnen Ritter* beschieden worden waren, weil meine Kameraden seit diesem glückseligen Tage ihres Eintritts in die Hauptstadt eine Vorliebe für den Wein und die Pasteten von Meister Fournichon und zum Teil auch für seine Türmchen gefaßt haben.«

»Oh!« versetzte die Dame mit einem boshaften Lächeln, »Ihr sprecht sehr erfahren von diesen Türmchen, mein Herr.«

»Bei meiner Ehre. es ist das erste Mal. daß ich in eines derselben komme, Madame. Doch Ihr, die Ihr sie gewählt habt?«

wagte er zu fragen.

»Ich habe gewählt, und Ihr werdet es leicht begreifen. Ich habe den einsamsten Ort von Paris gewählt, einen Ort in der Nähe des Flusses, einen Ort, wo mich Niemand zu erkennen vermag, einen Ort, wo Niemand den Verdacht schöpfen kann, ich dürfte dahin kommen; aber mein Gott! wie geräuschvoll sind Eure Kameraden«, fügte die Herzogin bei.

Der Lärm unten wurde wirklich zu einem höllischen Orkan; die Prahlereien über die Taten am vorhergehenden Tag, das Klingen der Goldtaler und das Klirren der Gläser weissagten einen vollständigen Sturm.

Plötzlich hörte man ein Geräusch von Tritten auf der kleinen Treppe, die nach dem Türmchen führte, und die Stimme von Frau Fournichon rief von unten:

»Herr von Sainte-Maline! Herr von Sainte-Maline!«

»Nun, was gibt es?« erwiderte die Stimme des jungen Mannes.

»Geht nicht da hinauf, Herr von Sainte-Maline, ich bitte Euch.«

»Gut! und warum nicht, liebe Frau Fournichon, gehört nicht das ganze Haus diesen Abend uns?«

»Das ganze Haus, ja; aber nicht die Türmchen.«

»Bah! die Türmchen gehören zum Haus«, riefen fünf bis sechs andere Stimmen, unter denen Ernauton die von Perducas von Pincorney und von Eustache von Miradoux erkannte.

»Nein, die Türmchen machen eine Ausnahme«, versetzte Frau Fournichon, »die Türmchen gehören mir, belästigt also meine Mietsleute nicht.«

»Madame Fournichon«, erwiderte Sainte-Maline, »ich bin auch Euer Mietsmann, belästigt mich also nicht.«

»Sainte-Maline!« murmelte Ernauton unruhig, denn er lautete die schlimmen Neigungen und die Keckheit dieses Menschen.

»Aber ich bitte Euch!« wiederholte Madame Fournichon.

»Madame Fournichon«, sprach Sainte-Maline, »es ist Mitternacht; um neun Uhr müssen alle Feuer ausgelöscht sein, und ich sehe ein Feuer in Eurem Türmchen; nur die schlechten Diener des Königs überschreiten seine Edikte; ich will wissen, wer diese schlechten Diener sind.«

Sainte-Maline ging weiter, gefolgt von mehreren Gascognern,

deren Schritte sich nach den seinigen richteten.

»Mein Gott!« rief die Herzogin, »Mein Gott! sollten es diese Leute wagen, hier hereinzukommen?«

»In jedem Fall, Madame, bin ich hier, wenn sie es wagen, und ich kann Euch zum Voraus sagen: habt keine, Furcht.«

»Oh! sie sprengen die Türen.«

Sainte-Maline, der zu weit vorgerückt war, um zurückzuweichen, stieß wirklich so heftig an die Türe, daß sie entzwei brach, sie war von einem Tannenholz, das zu erproben Madame Fournichon nicht für geeignet erachtet hatte, sie, deren Achtung vor den Liebschaften bis zum Fanatismus ging.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Sainte-Maline in das Türmchen kam, und was darauf erfolgte.

Es war die erste Sorge von Ernauton, als er die Türe des Vorzimmers unter den Streichen von Sainte-Maline sich spalten sah, daß er die Kerze ausblies, die das Türmchen erhellte.

Diese Vorsicht, welche gut sein konnte, diente jedoch nur für den Augenblick und beruhigte keines Wegs die Herzogin, als plötzlich Dame Fournichon, welche alle Quellen ihres Geistes erschöpft hatte, zu einem letzten Mittel ihre Zuflucht nahm und dem Gascogner zurief:

»Herr von Sainte-Maline, ich sage Euch, daß die Personen, die Ihr beunruhigt, zu Euren Freunden gehören; die Notwendigkeit zwingt mich, es Euch zu gestehen.«

»Nun wohl, das ist ein Grund mehr, daß wir ihnen unser Kompliment machen«, sagte Perducas von Pincorney mit einer weingrünen Stimme und hinter Sainte-Maline auf der letzten Stufe der Treppe stolpernd.

»Und wer sind diese Freunde, spricht?« fragte Sainte-Maline.

»Ja, wir wollen sie anschauen«, rief Eustache von Miradoux.

In der Hoffnung, einem Streite zuvorzukommen, der, während er den *Kühnen Ritter* ehren würde, dem *Liebesrosenstock* den größten Eintrag tun konnte, stieg die gute Wirtin mitten unter die gedrängten Reihen der Edelleute und flüsterte dem Angreifer den Namen Ernauton ganz leise ins Ohr.

»Ernauton!« wiederholte mit lauter Stimme Sainte-Maline, bei dem diese Offenbarung Öl statt Wasser ins Feuer goß, »Ernauton! das ist nicht möglich.«

»Und warum?« fragte Madame Fournichon.

»Ja. warum?« wiederholten mehrere Stimmen.

»Ei! bei Gott«, antwortete Sainte-Maline, »weil Ernauton ein Muster der Keuschheit, ein Beispiel der Enthaltbarkeit, eine Zusammensetzung von allen Tugenden ist. Nein, nein, Ihr täuscht Euch, Dame Fournichon, Herr von Carmainges ist nicht hier

eingeschlossen.«

Und er näherte sich der zweiten Türe, um daran dasselbe zu tun, was er bei der ersten getan hatte; da öffnete sich plötzlich diese Türe und Ernauton erschien auf der Schwelle mit einem Gesicht, das keines Wegs verkündigte, die Geduld sei eine von den Tugenden, die er, wie Herr von Sainte-Maline sagte, auf eine so religiöse Weise übe.

»Mit welchem Rechte hat Herr von Sainte-Maline diese erste Türe zerschmettert?« fragte er, »und mit welchem Rechte will er nun auch die zweite zerschmettern?«

»Ei! er ist es in Wirklichkeit. es ist Herr Ernauton!« rief Sainte-Maline, »ich erkenne seine Stimme, denn was seine Person betrifft, so soll mich der Teufel holen, wenn ich in der Dunkelheit zu sagen vermöchte, von welcher Farbe sie ist.«

»Ihr antwortet nicht auf meine Frage, mein Herr«, sagte Ernauton.

Sainte-Maline brach in ein geräuschvolles Gelächter aus, was diejenigen von den Fünf und Vierzig tröstete, welche bei der schweren Stimme der Drohung, die sie gehört, es für klug erachtet hatten, auf jeden Fall zwei Stufen der Treppe hinabzusteigen.

»Mit Euch spreche ich, Herr von Sainte-Maline, hört Ihr mich?« rief Ernauton.

»Ja, mein Herr, vollkommen«, antwortete dieser.

»Was habt Ihr dann zu sagen?«

»Ich habe zu sagen, mein teurer Kamerad, daß wir wissen wollten, ob Ihr diesen Gasthof der Liebschaften bewohnt?«

»Wohl, mein Herr; doch nun, da Ihr Euch versichern konntet, daß ich es bin, da ich mit Euch spreche und Euch zur Not berühren könnte, laßt mich in Ruhe.«

»Cap de Bious«, erwiderte Sainte-Maline, »Ihr seid doch nicht Eremit geworden, und bewohnt ihn nicht allein?«

»Was das betrifft, mein Herr, erlaubt mir, Euch im Zweifel zu lassen.«

»Ah doch!« fuhr Sainte-Maline fort, während er in das Türmchen zu dringen trachtete, »solltet Ihr wirklich allein sein? Ah! Ihr seid ohne Licht bravo!«

»Hört, meine Herren«, sprach Ernauton mit stolzem Tone, »ich will glauben, daß Ihr trunken seid, und ich verzeihe Euch; doch es gibt auch ein Ziel für die Geduld, die man den Menschen schuldig ist, welche ihrer Sinne beraubt sind; die Späße sind erschöpft, nicht wahr? Macht mir also das Vergnügen, Euch zu entfernen.«

Zum Unglück hatte Sainte-Maline gerade einen von seinen Anfällen neidischer Bosheit.

»Oh! oh! uns entfernen«, rief er, »wie Ihr uns das sagt, Herr Ernauton!«

»Ich sage Euch das so, daß Ihr Euch nicht in meinem Wunsche täuschen möget, Herr von Sainte-Maline, und ich wiederhole, wenn es sein muß: entfernt Euch, meine Herren, ich bitte Euch.«

»Oh! nicht eher, als bis Ihr uns die Ehre gegönnt habt, die Person zu begrüßen, der zu Liebe Ihr auf unserer Gesellschaft desertiert.«

Bei dieser Beharrlichkeit von Sainte-Maline bildete sich der Kreis wieder um ihn, der eben sich zu lösen im Begriffe war.

»Herr von Montcrabeau«, sprach Sainte-Maline, »geht hinab und kommt mit einer Kerze herauf.«

»Herr den Montcrabeau«, rief Ernauton, »wenn Ihr das tut, so erinnert Euch, daß Ihr mich persönlich beleidigt.«

Montcrabeau zögerte, so viel Drohung lag in der Stimme des jungen Mannes.

»Gut«, versetzte Sainte-Maline, wir haben unsern Schwur, und Herr von Carmainges ist so gewissenhaft in der Disziplin, daß er ihn nicht wird verletzen wollen; wir können nicht den Degen gegen einander ziehen; leuchtet Montcrabeau, leuchtet.«

Montcrabeau ging hinab und kam fünf Minuten nachher mit einer Kerze zurück, die er Sainte-Maline übergeben wollte.

»Nein, nein«, sagte dieser, »behaltet sie, ich werde vielleicht meine beiden Hände nötig haben.«

Und er machte einen Schritt vorwärts, um in das Türmchen zu dringen.

»Ich nehme Euch zum Zeugen«, sprach Ernauton, »Alle, so viel Eurer hier sind, daß man mich unwürdig beleidigt und mir ohne Grund Gewalt antut, und daß ich folglich (er zog rasch seinen Degen) und daß ich folglich diesen Degen dem Ersten in die Brust

stoße, der noch einen Schritt vorwärts tut.«

Wütend, wollte Sainte-Maline auch den Degen in die Hand nehmen, doch er hatte noch nicht zur Hälfte vom Leder gezogen, als er aus seiner Brust die Degenspitze von Ernauton glänzen sah.

Da nun Sainte-Maline in diesem Augenblick einen Schritt vorwärts machte, so fühlte er, ohne daß Herr von Carmainges ausgefallen war oder mit dem Arm zu stoßen nötig gehabt hatte, die Kälte des Eisens auf der Brust und wich wahnsinnig wie ein verwundeter Stier zurück.

Ernauton machte denselben Schritt vorwärts, den Sainte-Maline rückwärts gemacht hatte, und der Degen fand sich abermals drohend auf der Brust des Letzteren.

Sainte-Maline erleichte: wenn Ernauton ausgefallen wäre, hätte er ihn an die Wand gespießt.

Er schob langsam seinen Degen in die Scheide.

»Ihr verdientet tausend Tode für Eure Unverschämtheit, mein Herr«, sagte Ernauton, »doch der Schwur, von dem Ihr sprach, bindet mich, und ich werde Euch nicht mehr berühren; laßt mir den Weg frei.«

Er machte einen Schritt rückwärts, um zu sehen, ob man ihm gehorchte, und sprach dann mit einer Gebärde die einem König Ehre gemacht hätte:

»Gebt Raum, meine Herren; kommt, Madame, ich stehe für Alles.«

Man sah sodann auf der Schwelle des Türmchens eine Frau erscheinen, deren Kopf mit einem Capuchon bedeckt, deren Gesicht mit einem Schleier verhüllt war und die ganz zitternd den Arm von Ernauton nahm.

Dann steckte der junge Mann seinen Degen in die Scheide, und als wäre er sicher, daß er nichts mehr zu befürchten habe, durchschritt er stolz das von seinen zugleich unruhigen und neugierigen Kameraden bevölkerte Vorzimmer.

Sainte-Maline, dessen Brust das Eisen leicht gestreift hatte, war, beinahe erstickend durch die wohlverdiente Schmach, die er vor seinen Kameraden und vor der unbekanntenen Dame erlitten hatte, bis auf den Ruheplatz der Treppe zurückgewichen.

Er begriff, daß sich Alles gegen ihn vereinigte, Lacher und ernsthafte Menschen, wenn die Dinge in dem Zustande blieben, in dem sie waren, und diese Überzeugung trieb ihn zu einem äußersten Schritt an.

Er zog seinen Dolch in dem Augenblick, wo Carmainges an ihm vorüberging.

Hatte er die Absicht, ihm einen Stoß zu versetzen, oder beabsichtigte er nur, zu tun, was er tat? Das ließe sich unmöglich aufklären, ohne in dem finsternen Geiste dieses Menschen gelesen zu haben, worin er selbst vielleicht in seinen Augenblicken des Zornes nicht lesen konnte.

Immer ist gewiß, daß sein Arm auf das Paar niedersank und statt die Brust von Ernauton zu verletzen die seidene Haube der Herzogin schlitzte und eine von den Schnüren der Maske durchschnitt.

Die Maske fiel zu Boden.

Die Bewegung von Sainte-Maline war so rasch gewesen, daß im Schatten Niemand sich davon hatte Rechenschaft geben oder derselben widersetzen können.

Die Herzogin stieß einen Schrei aus. Ihre Maske wich von ihr und sie hatte ihren Hals entlang den runden Rücken der Klinge gleiten gefühlt, doch ohne daß sie verwundet worden war.

Sainte-Maline hatte also, während sich Ernauton der den von der Herzogin ausgestoßenen Schrei beunruhigte, alle Zeit, die Maske aufzuheben und sie ihr zurückzugeben, so daß er bei dem Scheine der Kerze von Montcrabeau das Gesicht der jungen Frau sehen konnte, das nichts beschützte.«

»Ah! ah!« sagte er mit seinem höhnischen, frechen Stimme: »es ist die schöne Dame der Sänfte: ich mache Euch mein Kompliment, Ernauton, Ihr seid rasch in solchen Angelegenheiten.«

Ernauton blieb stehen und hatte schon seinen Degen, den er eingesteckt zu haben bereute, halb aus seiner Scheide gezogen, als die Herzogin ihn die Stufen hinabzog und ihm zuflüsterte:

»Kommt, kommt, ich bitte Euch, Herr von Carmainges.«

»Ich werde Euch wiedersehen, Herr von Sainte-Maline«, sagte Ernauton, sich entfernend, »und seid unbesorgt, Ihr sollt mir diese

Feigheit mit den andern bezahlen.«

»Gut, gut!« erwiderte Sainte-Maline, »haltet Eure Rechnung Eurerseits, ich halte die meinige meinerseits; wir werden sie beide eines Tags ordnen.«

Carmainges hörte, wandte sich aber nicht um, denn er gehörte ganz der Herzogin.

Als er unten an die Treppe kam, stellte sich ihm Niemand in den Weg; diejenigen von den Fünf und Vierzig, welche nicht mit die Treppe hinaufgestiegen waren, tadelten ohne Zweifel ganz leise die Gewalttat ihrer Kameraden.

Ernauton führte die Herzogin an ihre von zwei Dienern bewachte Sänfte.

Sobald sie sich hier befand und sich in Sicherheit fühlte, drückte die Herzogin Carmainges die Hand und sagte zu Ihm:

»Herr Ernauton, nach dem, was vorgefallen ist, nach der Beleidigung, vor der Ihr mich trotz Eures Mutes nicht beschützen konntet, und die sich unfehlbar erneuert würde, können wir nicht mehr hierherkommen; ich bitte Euch, sucht in der Umgegend ein Haus, das zu verkaufen oder ganz zu mieten ist; seid unbesorgt, binnen Kurzem werdet Ihr Nachricht von mir erhalten.«

»Muß ich von Euch Abschied nehmen«, sagte Ernauton, indem er sich zum Zeichen des Gehorsams gegen die ihm von ihr erteilten Befehle verbeugte, gegen diese Befehle, welche zu schmeichelhaft für seine Eitelkeit waren, als daß er hätte eine Einwendung machen sollen.

»Noch nicht, Herr von Carmainges, noch nicht; folgt meiner Sänfte bis zur neuen Brücke, denn ich befürchte der Elende, der in mir die Dame von der Sänfte, aber mich noch nicht als das erkannt hat, was ich bin, dürfte uns nachgehen und so meine Wohnung entdecken.«

Ernauton gehorchte, doch Niemand bspähte sie.

Auf dem Pont-Neuf angelangt, der damals noch diesen Namen verdiente, weil ihn kaum zehn Jahre früher der Baumeister Ducerceau über die Seine gesprengt hatte, auf dem Pont-Neuf angelangt, reichte die Herzogin den Lippen von Ernauton ihre Hand und sagte zu ihm:

»Geht nun, mein Herr.«

»Darf ich es wagen, Euch zu fragen, wann ich Euch wiedersehen werde, Madame?«

»Das hängt von der Eile ab, mit der Ihr meinen Auftrag besorgt, und diese Eile soll mir als Beweis für Euer mehr oder minder großes Verlangen, mich wiederzusehen, dienen.«

»Oh! Madame, dann verlaßt Euch auf mich.«

»Es ist gut, geht, mein Ritter.«

Und zum zweiten Mal reichte die Herzogin Ernauton ihre Hand zum Kuß und entfernte sich sodann.

»Das ist in der Tat seltsam«, sagte der junge Mann, als er wieder zurückkehrte, »diese Frau findet Geschmack an mir, daran kann ich nicht zweifeln, und sie bekümmert sich nicht im Geringsten darum, ob ich von diesem Strauchdieb Sainte-Maline getötet werden kann.«

Eine leichte Bewegung seiner Schultern bewies, daß der junge Mann diese Gleichgültigkeit zu ihrem wahren Werte anschlug.

Dann kam er auf jenes erste Gefühl zurück, das für seine Eitelkeit durchaus nichts Schmeichelhaftes hatte, und fuhr fort:

»Oh! sie war sehr beunruhigt, die arme Frau, und die Furcht, kompromittiert zu werden, ist bei Prinzessinnen besonders das stärkste von allen Gefühlen.«

»Denn«, fügte er sich selbst zulächelnd bei, »sie ist Prinzessin.«

Und da dieses letzte Gefühl für ihn das schmeichelhafteste war, so trug es auch den Sieg davon.

Doch es konnte bei Carmainges die Erinnerung an die Beleidigung nicht verwischen, die ihm angetan worden war; er kehrte daher geraden Weges in das Wirtshaus zurück, damit Niemand das Recht hatte, zu vermuten, er habe Furcht vor den Folgen gehabt, welche diese Sache nach sich ziehen könnte.

Er war natürlich entschlossen, alle mögliche Befehle und alle Eide zu übertreten und mit Sainte-Maline bei dem ersten Worte, das er sagen, oder bei der ersten Gebärde, die er sich erlauben würde, ein Ende zu machen.

Mit einem Schlage verletzt, verliehen ihm die Liebe und die Eitelkeit einen wütenden Mut, der ihm sicherlich in dem Zustande der Exaltation, in dem er sich befand, mit zehn Männern zu

kämpfen erlaubt hätte.

Dieser Entschluß funkelte in seinen Augen, als er die Schwelle des Gasthofes zum *Kühnen Ritter* berührte.

Madame Fournichon, welche diese Rückkehr voll Angst erwartete, stand ganz zitternd auf der Schwelle.

Beim Anblick von Ernauton trocknete sie sich Ihre Tränen ab, als ob sie reichlich geweint hatte, schlang ihre Arme um den Hals des jungen Mannes und bat ihn um Verzeihung, trotz aller Einwendungen ihres Gatten, welcher behauptete, da sie kein Unrecht getan, so brauche seine Frau auch nicht um Verzeihung zu bitten.

Die gute Wirtin war nicht unangenehm genug, das Carmainges, hätte er sich auch über sie zu beklagen gehabt, ihr hartnäckig gegrollt haben würde. Er versicherte also Dame Fournichon, er bewahre gegen sie durchaus keinen Sauerteig des Zorns, und ihr Wein allein sei schmackhaft.

Dies war eine Ansicht, welche der Mann zu begreifen schien und wofür er Ernauton mit einem Zeichen des Kopfes dankte.

Während diese Dinge an der Türe vorgingen, saßen Alle wieder bei Tische. und man sprach sehr warm von dem Ereignis, das ohne Widerspruch den Höhenpunkt des Abends bildete.

Viele gaben Sainte-Maline mit jener Offenherzigkeit Unrecht, die der Hauptcharakter der Gascogner ist, wenn sie unter sich plaudern.

Mehrere enthielten sich eines Urteils, da sie die gefaltete Stirne ihres Kameraden und seine durch ein tiefes Nachdenken zusammengezogenen Lippen sahen.

Man griff übrigens mit nicht geringerem Enthusiasmus das Abendbrot von Meister Fournichon an, doch man philosophierte, während man es angriff.

»Ich, was mich betrifft«, sagte ganz laut Herr Hektor von Biran, »ich weiß, daß Herr von Sainte-Maline Unrecht hat, und daß, wenn ich einen Augenblick Ernauton von Carmainges geheißten hätte, Herr von Sainte-Maline zu dieser Stunde unter dem Tische läge, statt an demselben zu sitzen.«

Sainte-Maline hob den Kopf empor und schaute Hector von Biran an.

»Ich sage, was ich sage«, fuhr dieser fort, »und seht, dort auf der Türschwelle ist einer, der meiner Ansicht zu sein scheint.«

Alle Blicke wandten sich nach dem von dem jungen Edelmann bezeichneten Ort, und man erschaute Carmainges, bleich und hoch aufgerichtet in dem von der Türe gebildeten Rahmen.

Bei diesem Anblick, der wie eine Erscheinung wirkte, fühlte jeder einen Schauer durch seinen ganzen Körper laufen.

Ernauton stieg von der Schwelle herab, wie es die Statue des Kommandeur von ihrem Piedestal getan hätte, und ging gerade auf Sainte-Maline zu, ohne eine wirkliche Herausforderung, aber mit einer Festigkeit, welche mehr als ein Herz zittern machte.

Als man dies sah, rief man von allen Seiten Herrn von Carmainges zu:

»Kommt hierher, Carmainges; kommt daher, Ernauton, es ist ein Platz bei mir.«

»Ich danke«, antwortete der junge Mann, »ich will mich zu Herrn von Sainte-Maline setzen.«

Sainte-Maline stand auf; Aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Doch während er aufstand, veränderte sich völlig der Ausdruck seines Gesichtes, und er sprach ohne Zorn:

»Ich will Euch den Platz einräumen, den Ihr zu haben wünscht, und indem ich Euch Platz mache, mein Herr, spreche ich meine offenherzigen und aufrichtigen Entschuldigungen wegen des albernen Angriffs aus, den ich mir vorhin gegen Euch habe zu Schulden kommen lassen; ich war trunken, Ihr habt es selbst gesagt, verzeiht mir.«

Diese Erklärung, unter dem tiefsten Stillschweigen getan, befriedigte Ernauton durchaus nicht, obgleich offenbar nicht eine Sylbe davon für die drei und vierzig Gäste verloren gegangen war, welche voll Angst warteten, wie sich diese Szene endigen würde.

Doch bei den letzten Worten von Sainte-Maline zeigten Ernauton die Freudenschreie seiner Kameraden, daß er befriedigt scheinen müsse und daß er vollkommen gerächt sei.

Sein gesunder Verstand nötigte ihn also, zu schweigen.

Zu dieser Zeit aber zeigte ihm ein Blick, den er auf Sainte-Maline warf, daß er ihm mehr als je mißtrauen müsse.

»Der Elende hat doch Mut«, sagte Ernauton zu sich selbst,

»und wenn er in diesem Augenblick nachgibt, so geschieht es in Folge einer abscheulichen Kombination, die ihm mehr einleuchtet.«

Das Glas von Sainte-Maline war voll, er füllte das von Ernauton.

»Ruhe, Friede, Friede!« riefen alle Stimmen, »auf die Versöhnung von Carmainges und Sainte-Maline.«

Carmainges benützte das Zusammenstoßen der Gläser und den Lärmen aller Stimmen, neigte sich gegen Sainte-Maline und sagte zu ihm, ein Lächeln auf den Lippen, damit Niemand den Sinn der Worte, die er an ihn richtete, erraten könnte:

»Herr von Sainte-Maline, das ist das zweite Mal, daß Ihr mich beleidigt, ohne mir Genugtuung zu geben, nehmt Euch in Acht, bei der dritten Beleidigung schlage ich Euch tot wie einen Hund.«

»Tut das, mein, Herr, wenn Ihr es schön findet«, erwiderte Sainte-Maline, »denn so wahr ich ein Edelmann bin, ich würde dasselbe tun.«

Und die zwei Todfeinde stießen die Gläser zusammen, wie es nur die zwei besten Freunde hätten tun können.

Sechzehntes Kapitel.

Was in dem geheimnisvollen Hause vorkam.

Während das Gasthaus zum *Kühnen Ritter*, scheinbar der Aufenthaltsort der vollkommensten Eintracht, bei verschlossenen Türen, aber offenen Kellern, durch die Spalten seiner Läden das Licht der Kerzen und den freudigen Lärmen seiner Gäste dringen ließ, fand eine ungewöhnliche Bewegung in dem geheimnisvollen Hause statt, das unsere Leser immer nur von Außen in den Blättern dieser Erzählung gesehen haben.

Der Diener mit der kahlen Stirne ging von einem Zimmer in das andere und holte gepackte Gegenstände, die er in eine Reisekiste verschloß.

Als diese ersten Vorbereitungen beendet waren, lud er eine Pistole und ließ einen breiten Dolch in seiner Scheide spielen; dann hing er ihn mittelst eines Ringes an die Kette, die ihm als Gürtel diente, woran er überdies seine Pistole, einen Bund Schlüssel und ein Gebetbuch in schwarzem Chagrin befestigte.

Während er hiermit beschäftigt war, streifte ein Tritt so leicht wie der eines Schattens, den Boden des zweiten Stockwerks und glitt die Treppe hinab.

Plötzlich erschien eine Frau, bleich und einem Gespenste ähnlich, unter den Falten ihres weißen Schleiers, auf der Türschwelle, und eine Stimme, so sanft und traurig wie der Gesang eines Vogels in der Tiefe des Waldes machte sich hörbar.

»Rémy«, sagte diese Stimme, »seid Ihr bereit?«

»Ja, gnädige Frau, und ich erwarte zu dieser Stunde nur noch Eure Cassetten, um sie der meinigen beizufügen.«

»Glaubt Ihr, diese Cassetten werden sich leicht unseren Pferden aufladen lassen?«

»Ich stehe dafür, gnädige Frau; wenn Euch dies übrigens nur im Geringsten beunruhigt, so können wir die meinige hier lassen; habe ich denn dort nicht Alles, was ich brauche?«

»Nein, Rémy, nein. unter keiner Bedingung darf Euch Euer Necessaire auf der Reise fehlen, und dann, wenn wir auch dort

sind, werden alle Bedienten, da der arme Greis krank ist, um diesen beschäftigt sein. Oh! Rémy, es drängt mich, zu meinem Vater zu kommen; ich habe traurige Ahnungen, und es ist mir, als hätte ich ihn seit einem Jahrhundert nicht gesehen.«

»Ihr habt ihn doch erst vor drei Monaten verlassen, und der Zwischenraum zwischen dieser Reise und der letzten ist nicht größer als der zwischen den andern.«

»Rémy, Ihr, der Ihr ein so guter Arzt seid, habt Ihr nicht selbst zugestanden, als wir ihn das letzte Mal verließen, mein Vater habe nicht mehr lange zu leben?«

»Ja, allerdings, doch dies war seine Weissagung, sondern ich drückte damit nur eine Furcht aus; Gott vergißt zuweilen die Greise und sie leben — es ist ein seltsames Wort — durch die Gewohnheit, zu leben; mehr noch, zuweilen ist der Greis wie ein Kind heute krank morgen wieder völlig munter.«

»Ach! Rémy, und auch wie das Kind ist der Greis heute munter und morgen tot.«

Rémy erwiderte nichts, denn es konnte keine beruhigende Antwort aus seinem Munde kommen und ein düsteres Schweigen folgte einige Minuten lang auf das hier von uns mitgeteilte Gespräch.

Jede von den zwei redenden Personen verharrte in ihrer stummen, nachdenkenden Haltung.

»Auf welche Stunde habt Ihr die Pferde bestellt, Rémy?« fragte endlich die geheimnisvolle Dame.

»Auf zwei Uhr nach Mitternacht.«

»Ein Uhr hat geschlagen?«

»Ja, gnädige Frau.«

»Niemand lauert außen, Rémy?«

»Niemand.«

»Nicht einmal der unglückliche junge Mann?«

»Nicht einmal er.«

Rémy seufzte.

»Ihr sagt mir das auf eine seltsame Art, Rémy?«

»Weil er auch einen Entschluß gefaßt hat.«

»Welchen?« fragte die Dame bebend.

»Den, Euch nicht mehr zu sehen, oder es wenigstens nicht mehr zu versuchen, Euch zu sehen.«

»Und wohin geht er?«

»Wohin wir Alle gehen: zur Ruhe.«

»Gott verleihe ihm die ewige Ruhe«, erwiderte die Dame mit einer Stimme so ernst und kalt wie eine Totenglocke, »und dennoch . . .« sie hielt inne.

»Dennoch?« versetzte Rémy.

»Hat er nichts auf dieser Welt zu tun?«

»Er hatte zu lieben, wenn man ihn geliebt hätte.«

»Ein Mann von seinem Namen, von seinem Rang und seinem Alter mußte auf die Zukunft rechnen.«

»Zählt Ihr darauf, die Ihr ihn Eurem Alter, Eurem Rang und Eurem Namen nach um nichts zu beneiden habt?«

Die Augen der Dame gaben einen düstern Schimmer von sich.

»Ja, Rémy, ich zähle darauf, da ich lebe; doch wartet . . . «

Sie horchte.

»Ist es nicht der Trab eines Pferdes, was ich höre?«

»Es scheint mir.«

»Sollte es unser Führer sein?«

»Es ist möglich; doch in diesem Fall käme er beinahe eine Stunde früher, als verabredet ist.«

»Man hält vor der Tür, Rémy.«

»In der Tat.«

Rémy ging rasch hinab und kam unten an die Treppe in dem Augenblick, als sich drei hastige Schläge hörbar machten.

»Wer ist da?«

»Ich«, antwortete eine schwache, gebrochene Stimme, »ich, Grandchamp, der Kammerdiener des Barons.«

»Ah! mein Gott! Ihr, Grandchamp, in Paris; wartet, ich will Euch öffnen; doch sprecht leise!«

Und er öffnete die Tür.

»Woher kommt Ihr denn?« fragte Rémy mit leiser Stimme.

»Von Meridor. Ach!«

»Tretet rasch ein! Oh! mein Gott!«

»Nun, Rémy?« rief die Stimme der Dame oben von der Treppe herab, »sind es unsere Pferde?«

»Nein, nein, gnädige Frau, sie sind es nicht.«

»Rémy, Rémy«, rief die Stimme, »Ihr sprecht mit jemand, wie mir scheint.«

»Ja, gnädige Frau, ja.«

Da erschien auch schon die Dame am Ende des Ganges.

»Wer ist da?« fragte sie, »es scheint fast, als wäre es Grandchamp.«

»Ja, gnädige Frau, ich bin es«, erwiderte ehrfurchtsvoll und traurig der Greis, indem er sein weißes Haupt entblößte.

»Grandchamp, du, oh! mein Gott! meine Ahnungen haben mich nicht getäuscht, mein Vater ist tot.«

»In der Tat, gnädige Frau, Meridor hat keinen Herrn mehr.«

Bleich, in Eis verwandelt, aber unbeweglich und fest, ertrug die Dame den Schlag, ohne sich zu beugen. Als Rémy sie so ergeben und so düster sah, ging er auf sie zu und nahm sacht ihre Hand.

»Wie ist er gestorben?« fragte die Dame, »sprecht, mein Freund!«

»Gnädige Frau, der Herr Baron, der seinen Lehnstuhl nicht mehr verließ, ist vor acht Tagen von einem dritten Schläge getroffen worden. Er konnte ein letztes Mal Euren Namen stammeln, dann hörte er auf zu sprechen und starb in der Nacht.«

Die Dame machte dem alten Diener eine Gebärde des Dankes und ging dann, ohne ein einziges Wort zu äußern, wieder in ihr Zimmer hinauf.

»Endlich ist sie frei«, murmelte Rémy, der bleicher und düsterer war als sie, »kommt, Grandchamp, kommt!«

Das Zimmer der Dame lag im ersten Stock, hinter einem Kabinett, das die Aussicht auf die Straße hatte, während dieses Zimmer selbst sein Licht nur von einem kleinen Fenster erhielt, das nach einem Hofe ging. Die Ausstattung dieses Zimmers war düster, aber reich; Tapeten aus den Webereien von Arras stellten die verschiedenen Augenblicke der Leidensgeschichte dar. Ein Betpult von geschnitztem Eichenholz, ein Lehnstuhl von demselben Stoff und derselben Arbeit, ein Bett mit gewundenen

Säulen und Vorhängen, den Tapeten der Wände ähnliche, ein Teppich von Brügge, dies war die ganze Ausschmückung des Zimmers.

Keine Blume, kein Juwel, keine Vergoldung; Holz und poliertes Eisen ersetzten überall das Silber und das Gold; ein Rahmen von schwarzem Holz umschloß das Portrait eines Mannes, das in einer ausgeschnittenen Wand des Zimmers angebracht war, worauf das Licht des Fensters fiel, welches man offenbar zu Beleuchtung desselben ausgebrochen hatte.

Vor diesem Portrait kniete die Dame mit aufgeschwollenem Herzen, aber trockenen Augen nieder.

Sie heftete aus dieses leblose Antlitz einen langen unbeschreiblichen Liebesblick, als ob das edle Bild sich beleben sollte, um ihr zu antworten.

In der Tat ein edles Bild, und das Beiwort schien für dasselbe gemacht zu sein.

Der Maler hatte einen jungen Mann von acht und zwanzig bis dreißig Jahren dargestellt, wie er halb entblößt auf einem Ruhebetten lag; aus seinem geöffneten Busen fielen noch ein paar Tropfen Blut; eine von seinen Händen, die rechte Hand, hing verstümmelt herab, und dennoch hielt sie noch einen Schwerstumpf.

Seine Augen schloßen sich wie die eines Menschen, der sterben soll; die Blässe und das Leiden verliehen dieser Physiognomie einen göttlichen Charakter, den das Gesicht des Menschen erst in dem Augenblick annimmt, wo er das Leben verläßt, um in die Einigkeit überzugehen. Statt jeder Umschrift, statt jedes Wahlspruchs las man unter diesem Portrait in blutroten Buchstaben:

»Aut Cäsar aut nihil.«

Die Dame streckte den Arm nach dem Bilde aus und richtete das Wort an dasselbe, als ob sie zu Gott gesprochen hätte:

»Ich hatte Dich gebeten zu warten, obgleich Deine gereizte Seele nach Rache dürsten mußte«, sprach sie, »und da die Toten Alles sehen, mein Geliebter, so hast Du gesehen, daß ich das Leben nur ertrug, um nicht eine Vatermörderin zu werden; als Du tot warst, hätte ich sterben müssen, doch indem ich starb, tötete

ich meinen Vater.«

»Und dann! Du weißt es auch, auf Deinen blutigen Leichnam hatte ich ein Gelübde getan, ich hatte geschworen, den Tod durch den Tod, das Blut durch das Blut zu bezahlen; doch dann lud ich ein Verbrechen auf das weiße Haupt des ehrwürdigen Greises, der mich sein unschuldiges Kind nannte.«

»Du hast gewartet, ich danke Dir, mein Vielgeliebter, Du hast gewartet, und nun bin ich frei, das letzte Band, das mich an die Erde fesselte, ist durch den Herrn zerrissen worden, — Dank sei dem Herrn gesagt . . . Ich gehöre Dir: kein Schleier, kein Verstecken mehr, ich kann am hellen Tage handeln, denn nun werde ich Niemand mehr auf der Erde zurücklassen, und ich habe das Recht, von ihr zu scheiden.«

Sie erhob sich auf ein Knie und küßte die Hand, welche aus dem Rahmen herabzuhängen schien.

»Du verzeihst mir, Freund. daß ich trockene Augen habe«, sprach sie, »indem ich auf Deinem Grabe weinte, sind meine Augen vertrocknet, diese Augen, die Du so sehr liebtest.«

»In wenigen Monaten werde ich zu Dir kommen und Du wirst mir endlich antworten, teurer Schatten, mit dem ich so viel gesprochen, ohne je eine Antwort zu erhalten.«

Hiernach erhob sich Diana ehrfurchtsvoll, als ob sie ein Gespräch mit Gott beendet hätte, und setzte sich auf ihren eichenen Stuhl.

»Armer Vater«, flüsterte sie mit einem kalten Tone, und mit einem Ausdruck, der keinem menschlichen Geschöpf anzugehören schien.

Dann versank sie in eine tiefe Träumerei, die sie scheinbar das gegenwärtige Unglück und die vergangenen Leiden vergessen ließ.

Plötzlich richtete sie sich auf, stützte die Hand auf einen Arm des Lehnstuhls und sprach:

»Das ist es, und so wird Alles besser gehen: Rémy!«

Der treue Diener horchte ohne Zweifel an der Türe, denn er erschien sogleich und erwiderte:

»Hier bin ich, gnädige Frau.«

»Mein würdiger Freund, mein Bruder«, sprach Diana, »Ihr, das

einziges Geschöpf, das mich auf dieser Welt kennt, nehmt von mir Abschied.«

»Warum dies, gnädige Frau?«

»Weil die Stunde, uns zu trennen, gekommen ist, Rémy.«

»Uns trennen!« rief der junge Mann mit einem Ausdruck, der seine Gefährtin beben machte, »was sagt Ihr, gnädige Frau?«

»Ja, Rémy. Dieser Racheplan erschien mir edel und rein, so lange noch ein Hindernis zwischen ihm und mir lag, so lange ich ihn nur am Horizont erblickte; so sind alle Dinge dieser Welt groß und schön von ferne. Nun da ich der Ausführung nahe stehe, nun da das Hindernis verschwunden ist, weiche ich nicht zurück, Rémy, aber ich will nicht in meinem Gefolge auf den Weg des Verbrechens eine edle, fleckenlose Seele ziehen; somit werdet Ihr mich verlassen, mein Freund. Dieses ganze in Tränen vergangene Leben wird mir als eine Sühnung vor Gott und vor Euch zählen, und es wird auch Euch angerechnet werden, hoffe ich; und Ihr, der Ihr nie Böses getan habt und nie Böses tun werdet, Ihr werdet zweimal des Himmels sicher sein.«

Rémy hatte die Worte der Dame von Monsoreau mit einer finsternen beinahe stolzen Miene angehört.

»Gnädige Frau«, erwiderte er, »glaubt Ihr denn mit einem zitternden, durch den Gebrauch des Lebens abgenutzten Greis zu sprechen? Gnädige Frau, ich bin sechs und zwanzig Jahre alt und stehe im vollen Saft der Jugend, der in mir vertrocknet zu sein scheint, in mir, einem dem Grabe entrissenen Leichnam; wenn ich noch lebe, so ist es um eine furchtbare Handlung zu vollbringen, um eine tätige Rolle in dem Werke der Vorsehung zu spielen; trennt also meinen Geist nicht von dem Eurigen, da diese zwei finsternen Geister so lange unter demselben Dache gewohnt haben; wohin Ihr geht, werde ich auch gehen; was Ihr tun möget, ich werde Euch dabei unterstützen, und wenn Ihr trotz meiner Bitten, auf Eurem Entschluß, mich fortzujagen, beharrt . . . «

»Oh! Euch fortjagen! welches Wort habt Ihr da gesagt, Rémy?«

»Wenn Ihr auf Eurem Entschluß beharrt«, fuhr der junge Mann fort, als ob sie nicht gesprochen hatte, »so weiß ich, was ich zu tun habe, und alle unsere unnütz gewordenen Studien werden für mich auf zwei Dolchstiche auslaufen; der eine trifft das Herz

desjenigen, welchen Ihr kennt, der andere das meinige.«

»Rémy! Rémy!« rief Diana, indem sie einen Schritt gegen den jungen Mann tat und gebieterisch ihre Hand über seinem Haupte ausstreckte, »Rémy, sagt das nicht; das Leben desjenigen, welchen Ihr bedroht, gehört mir, mir, die ich es teuer genug bezahlt habe, um es ihm selbst zu nehmen, sobald der Augenblick, wo er es verlieren soll, gekommen sein wird; Ihr wißt, was geschehen ist, Rémy, und das ist kein Traum, ich schwöre es Euch; an dem Tage, wo ich zu dem schon kalten Leibe von diesem niederkniete . . . «

Und sie deutete auf das Portrait.

»An diesem Tage«, sage ich, »näherte ich meine Lippen dieser Wunde, die Ihr offen seht, und diese Wunde zitterte und sprach zu mir:

›Räche mich, Diana, räche mich.«

»Gnädige Frau.«

»Rémy, ich wiederhole Dir, es war keine Illusion, es war kein Summen meines Fieberwahnsinns: die Wunde hat gesprochen. sie hat gesprochen, sage ich Dir, und ich höre sie noch murmeln:

›Räche mich, Diana, räche mich.«

Der Diener neigte das Haupt.

»Mir also und nicht Euch kommt die Rache zu«, fuhr Diana fort, »überdies für wen und durch wen ist er gestorben? für mich und durch mich.«

»Ich muß Euch gehorchen, gnädige Frau«, erwiderte Rémy, »denn ich war auch tot wie er. Wer hat mich aus der Mitte dieser Toten, mit denen der Boden bedeckt war, wegbringen lassen? Ihr. Wer hat meine Wunden geheilt, Ihr! Wer hat mich verborgen? Ihr, Ihr, die Hälfte der Seele desjenigen, für welchen ich so freudig gestorben war; befehlt also, und ich werde gehorchen, wenn Ihr mir nur nicht befiehlt, daß ich Euch verlassen soll.«

»Es sei Rémy, folgt also meinem Schicksal, Ihr habt Recht, nichts soll uns mehr trennen.«

Rémy deutete auf das Portrait und sprach voll Energie:

»Wohl, er ist durch Verrat getötet worden, durch Verrat muß er auch gerächt werden. Ah! ihr wißt Eines nicht, Ihr habt, Recht, die Hand Gottes ist mit uns; Ihr wißt nicht, daß ich in dieser Nacht das

Geheimnis der **Aqua tofana**, dieses Giftes der Medicis, dieses Giftes von René, dem Florentiner, gefunden habe.«

»Oh! sprichst Du wahr?«

»Kommt und seht, edle Frau.«

»Aber Grandchamp, der wartet, was wird er sagen, wenn er uns nicht zurückkommen sieht, wenn er uns nicht mehr hört, denn nicht wahr, Du willst mich hinunter führen?«

»Der arme Greis hat sechzig Meilen zu Pferd zurückgelegt; er ist ganz gelähmt durch die Müdigkeit und schon auf meinem Bette entschlummert. Kommt!«

Siebzehntes Kapitel.

Das Laboratorium.

Rémy führte die unbekannte Dame in ein anstoßendes Zimmer, drückte an einer unter einem Brette des Bodens verborgenen Feder und ließ eine Falltüre spielen, welche sich im Zimmer bis an die Wand erhob.

Zudem sie sich öffnete, ließ diese Falltüre eine finstere, steile, schmale Treppe erblicken; Rémy trat zuerst darauf und reichte seine Faust Diana, die sich darauf stützte und hinter ihm hinabstieg.

Zwanzig Stufen dieser Treppe oder, besser gesagt, dieser Leiter führten in ein kreisförmiges, schwarzes feuchtes Gewölbe, das nichts Anderes enthielt, als einen Ofen mit einem ungeheuren Herd, einen viereckigen Tisch zwei Strohstühle und eine große Menge von Phiolen und blechernen Büchsen.

Und als einzige Bewohner eine Ziege ohne Geblöke und Vögel ohne Stimmen, welche an diesem dunklen, unterirdischen Orte die Gespenster der Tiere, mit denen sie Ähnlichkeit hatten, und nicht mehr die Tiere selbst zu sein schienen.

In dem Ofen erstarb ein Rest von Feuer, während ein dicker, schwarzer Rauch schweigsam durch eine in der Mauer angebrachte Röhre entfloh.

Ein auf den Herd gesetzter Destillierkolben ließ langsam und Tropfen für Tropfen eine goldgelbe Flüssigkeit filtrieren.

Diese Tropfen fielen in eine zwei Finger dicke, aber zugleich vollkommen durchsichtige Phiole von weißem Glas, welche durch die Röhre des Destillierkolbens, die mit ihr in Verbindung stand, geschlossen war.

Diana stieg hinab und blieb mitten unter diesen Gegenständen von seltsamer Existenz und seltsamen Formen ohne Erstaunen und ohne Schrecken stehen; man hätte glauben sollen, die gewöhnlichen Eindrücke des Lebens könnten keinen Einfluß mehr auf die Frau üben, welche schon außerhalb des Lebens lebte.

Rémy hieß sie durch ein Zeichen am Fuße der Treppe stehen

bleiben; sie blieb stehen, wo er es haben wollte.

Der junge Mann zündete eine Lampe an, welche ein bleiches Licht auf alle die von uns genannten Gegenstände warf, die bis jetzt in der Finsternis schliefen oder sich bewegten.

Dann näherte er sich einem in dem Gewölbe an einer von den Wänden gegrabenen Brunnen, der weder eine Brüstung noch einen Randstein hatte, befestigte einen Eimer an einen langen Strick, und ließ diesen Strick ohne Kloben in das Wasser hinab, das düster im Grunde dieses Trichters lag und ein dumpfes Platschen hören ließ; endlich zog er den Eimer voll von einem eiskalten und kristallhellen Wasser wieder herauf.

»Nähert Euch, gnädige Frau«, sprach Rémy. Diana näherte sich.

In diese ungeheure Quantität Wasser ließ er einer einzigen Tropfen von der in der gläsernen Phiole enthaltenen Flüssigkeit fallen, und die ganze Wassermasse erhielt sogleich eine gelbe Farbe; diese Farbe verdunstete sodann, und nach Verlauf von zehn Minuten war das Wasser wieder so durchsichtig als zuvor.

Nur die Starrheit der Augen von Diana gab einen Begriff von der tiefen Aufmerksamkeit, die sie dieser Operation schenkte.

Rémy schaute sie an.

»Nun?« fragte sie.

»Taucht nun«, antwortete Rémy, »macht nun in dieses Wasser, das weder einen Geschmack, noch eine Farbe hat, taucht eine Blume, einen Handschuh, ein Sacktuch knetet mit diesem Wasser wohlriechende Seife, gießt davon in die Wasserkanne, aus der man schöpfen wird, um sich die Zähne, das Gesicht und die Hände zu reinigen und Ihr werdet, wie man es vor Kurzem am Hofe von Carl IX. gesehen hat, die Blume durch ihren Wohlgeruch ersticken, den Handschuh durch seine Berührung vergiften, die Seife durch ihr Eindringen in die Poren töten sehen. Gießt einen einzigen Tropfen von diesem reinen Öl auf den Docht einer Kerze oder einer Lampe, und die Baumwolle wird sich bis aus ungefähr einen Zoll damit schwängern, und eine Stunde lang wird die Kerze oder die Lampe den Tod ausströmen, um hernach so unschuldig zu brennen, als eine andere Lampe oder eine andere Kerze.«

»Ihr seid dessen, was Ihr sagt, sicher Rémy?« fragte Diana.

»Ich habe alle diese Experimente gemacht, gnädige Frau; seht diese Vögel, die nicht mehr schlafen können und nicht fressen wollen, sie haben Wasser, diesem ähnlich, getrunken. Seht diese Ziege, welche mit demselben Wasser bespangenes Gras gefressen hat, sie haart sich und ihre Augen irren in den Höhlen; wir könnten sie immerhin der Freiheit, dem Lichte, der Natur zurückgeben, ihr Leben ist verurteilt, wenn nicht diese Natur, der wir sie zurückgeben, ihrem Instinkte irgend eines von den Gegengiften enthüllt, welche die Tiere erraten und die Menschen nicht kennen.«

»Kann man diese Phiolen sehen, Rémy?« fragte Diana.

»Ja, Madame, denn die ganze Flüssigkeit hat sich in dieser Stunde zu Boden gesetzt; doch wartet.«

Rémy trennte sie mit unendlicher Vorsicht von dem Destillierkolben; dann verstopfte er sie sogleich mit einem Pfropfen von weichem Wachs, den er auf der Oberfläche ihrer Mündung abplattete, und reichte, nachdem er diese Mündung noch mit einem Stück Wolle umwickelt hatte, das Fläschchen seiner Gefährtin.

Diana nahm es ohne die geringste Bewegung, hob es in die Höhe der Lampe und sagte, nachdem sie die dichte Flüssigkeit eine Zeit lang betrachtet hatte:

»Das genügt; wir wählen, wenn es Zeit sein wird, einen Strauß, Handschuhe, eine Lampe, Seife oder eine Wasserkanne. Hält die Flüssigkeit im Metall?«

»Sie zernagt es.«

»Aber dann wird dieses Fläschchen vielleicht zerbrechen?«

»Ich glaube nicht; seht, wie dick der Kristall ist; überdies können wir es in ein goldenes Gefäß einschließen, oder vielmehr einschachteln.«

»Ihr seid also zufrieden, nicht wahr, Rémy?« fragte die Dame.

Und etwas wie ein bleiches Lächeln schwebte über die Lippen der Dame und gab ihr jenen Lebensreflex, den ein Mondstrahl den erstarrten Gegenständen verleiht.

»Mehr als je, gnädige Frau«, antwortete Rémy, »die Bösen bestrafen heißt das heiligste Vorrecht Gottes üben.«

»Hört, Rémy, hört!«

Und die Dame horchte.

»Habt Ihr ein Geräusch gehört?«

»Den Hufschlag von Pferden auf der Straße, wie mir scheint; Rémy, unsere Pferde sind angekommen.«

»Das ist wahrscheinlich, gnädige Frau, und es ist ungefähr die Stunde, wo sie kommen sollen. Doch nun will ich sie wegschicken.«

»Warum?«

»Sind sie nicht unnötig?«

»Statt nach Meridor zu gehen, Rémy, gehen wir nach Flandern, behalte die Pferde.«

»Ah! ich verstehe.«

Und nun zuckte in den Augen des Dieners ebenfalls ein Blitz der Freude, der sich nur mit dem Lächeln von Diana vergleichen ließ.

»Aber Grandchamp«, fügte er bei, »was machen wir mit ihm?«

»Grandchamp bedarf der Ruhe, sage Ich Euch. Er wird in Paris bleiben und dieses Haus verkaufen, das wir nicht mehr brauchen. Ihr gebt die Freiheit allen diesen armen, unschuldigen Tieren, die Ihr aus Notwendigkeit habt leiden lassen. Ihr habt es gesagt. Gott wird vielleicht für ihre Rettung sorgen.«

»Doch alle diese Öfen, diese Retorten, diese Destillierkolben?«

»Was liegt daran, wenn sie Andere nach uns finden, da sie hier waren, als wir das Haus kauften?«

»Aber diese Pulver, diese Säuren, diese Essenzen?«

»Ins Feuer damit, ins Feuer.«

»So entfernt Euch.«

»Ich!«

»Ja, oder nehmt wenigstens diese gläserne Maske.«

Rémy reichte der Dame eine Maske, die sie vor ihr Gesicht band.

Er selbst drückte sich auf seinen Mund und auf seine Nase einen großen wollenen Pfropfen, setzte den Blasebalg in Bewegung, belebte die Flamme der Kohlen und schüttete, als das Feuer gehörig brannte, die Pulver darauf welche ein lustiges Geknister von sich gaben und teils in grünen Feuern aufzuckten,

teils sich in schwefelblassen Funken verflüchtigten; dann goß er die Essenzen darauf, und statt die Flammen auszulöschen, stiegen diese tote Feuerschlangen mit einem Brummen, dem eines entfernten Donners ähnlich, in die Röhre auf.

Als Alles verzehrt war, sagte Rémy:

»Ihr habt Recht, Madame, wenn nun einer das Geheimnis dieses Kellers entdeckt, wird er glauben ein Alchemist habe ihn bewohnt; heute verbrennt man noch die Zauberer, aber man achtet die Alchemisten.«

»Ei! wenn man uns verbrennen würde, so wäre dies, wie mir scheint, nur Gerechtigkeit, sind wir nicht Giftmischer! . . . und wenn ich an dem Tag, wo ich den Scheiterhaufen besteige, nur meine Ausgabe erfüllt habe, so widerstrebt mir diese Todesart nicht mehr, als irgend eine andere: die Mehrzahl der alten Märtyrer ist so gestorben.«

Rémy machte eine Gebärde der Beistimmung, nahm sodann seine Phiole aus den Händen seiner Gebieterin und packte sie sorgfältig wieder ein.

In diesem Augenblick klopfte man an die Haustür.

»Es sind Eure Leute, Madame, Ihr habt Euch nicht getäuscht. Steigt rasch wieder hinauf und antwortet, während ich die Falltüre schließe.«

Die Dame gehorchte.

Einer und derselbe Gedanke lebte so sehr in diesen beiden Körpern, daß es schwer gewesen wäre, zu sagen wer von Beiden den Andern unter seiner Herrschaft hatte.

Rémy stieg hinter ihr hinauf, drückte an der Feder, und das Gewölbe schloß sich wieder.

Diana fand Grandchamp an der Türe; durch das Geräusch aufgeweckt, war er hinabgegangen, um zu öffnen.

Der Greis war nicht wenig erstaunt, als er die nahe bevorstehende Abreise seiner Gebieterin erfuhr, welche ihm dieselbe mitteilte, ohne ihm zu sagen, wohin sie ging.

»Grandchamp, mein Freund«, sprach sie, »Rémy und ich gehen, um eine Pilgerfahrt zu vollbringen, die wir längst gelobt; Ihr werdet mit Niemand von dieser Reise sprechen und meinen Namen keinem Menschen offenbaren.«

»Oh! ich schwöre es Euch, gnädige Frau«, sagte der alte Diener, »aber man wird Euch doch wiedersehen?«

»Gewiß, Grandchamp, gewiß; sieht man sich nicht immer wieder ist es nicht in dieser Welt, doch wenigstens in jener? Doch, Grandchamp, dieses Haus wird uns unnütz.«

Diana zog aus einem Schranke ein Bündel Papiere.

»Hier sind die Urkunden, die das Eigentum konstatieren. Ihr werdet das Haus vermieten oder verkaufen. Habt Ihr in einem Monat weder einen Mietsmann, noch einen Käufer gefunden, so verlasst Ihr es ganz einfach und kehrt nach Meridor zurück.«

»Und wenn ich einen Käufer finde, gnädige Frau, um wieviel soll ich es verkaufen?«

»Macht den Preis, wie Ihr wollt.«

»Dann bringe ich das Geld nach Meridor.«

»Ihr behaltet es für Euch, mein alter Diener.«

»Wie, gnädige Frau, eine solche Summe!«

»Allerdings. Bin ich Euch das nicht für Eure guten Dienste schuldig, Grandchamp? Und dann, habe ich nicht außer meiner Schuld gegen Euch die meines Vaters zu bezahlen?«

»Doch ohne einen Vertrag, ohne eine Vollmacht kann ich nichts tun, gnädige Frau.«

»Er hat Recht«, sagte Rémy.

»Findet ein Mittel«, sprach Diana.

»Nichts kann einfacher sein. Dieses Haus ist auf meinen Namen gekauft worden, ich verkaufe es an Grundchamp, der es auf diese Art an wen er will wiederverkaufen kann.«

»Tut das.«

Rémy nahm eine Feder und schrieb unten an den Kaufvertrag den Wiederverkauf.

»Nun lebt wohl«, sprach die Dame von Monsoreau zu Grandchamp, der sich ganz bewegt fühlte, daß er allein in diesem Hause bleiben sollte, »lebt wohl, Grandchamp, laßt die Pferde vorführen, während ich die Vorbereitungen beendige.«

Diana ging wieder in ihr Zimmer hinauf, schnitt mit einem Dolche die Leinwand des Portraits aus, rollte es zusammen, hüllte es in ein Stück Seide und legte die Rolle in die Reisekiste.

Der leere, gähnende Rahmen schien noch beredeter als zuvor alle Schmerzen zu erzählen, die er gehört hatte.

Das übrige Zimmer behielt, sobald das Portrait herausgenommen war, keine Bedeutung mehr und wurde ein ganz gewöhnliches Zimmer.

Als Rémy die zwei Kisten mit Gurten festgebunden hatte, schaute er zum letzten Mal in die Straße hinaus, um sich zu überzeugen, daß Niemand außer dem Führer darin verweile; dann half er seiner bleichen Gebieterin zu Pferde steigen und sagte ganz leise zu ihr:

»Ich glaube, dieses Haus wird das letzte sein, worin wir so lange geblieben sind.«

»Das vorletzte, Rémy«, erwiderte die Dame mit ihrer ernsten, eintönigen Stimme.

»Welches wird das andere sein?«

»Das Grab, Rémy.«

Achtzehntes Kapitel.

Was in Flandern Monseigneur Franz von Frankreich, Herzog von Anjou und von Brabant, Graf von Flandern machte.

Unsere Leser mögen uns nun erlauben, den König im Louvre, Heinrich von Navarra in Cahors, Chicot auf dem Wege und die Dame von Monsoreau auf der Straße zu verlassen, um in Flandern den kürzlich zum Herzog von Brabant ernannten Herzog von Anjou aufzusuchen, dem wir den Großadmiral von Frankreich Anne Daigues, Herzog von Joyeuse, haben zu Hilfe senden sehen.

Achtzig Meilen von Paris, gegen Norden, schwebten der Lärmen französischer Stimmen und die Fahne von, Frankreich über einem französischen Lager am Ufer der Schelde.

Es war Nacht: in einem ungeheuern Kreis geordnete Feuer begrenzten den vor Antwerpen so breiten Fluß und spiegelten sich in seinem tiefen Wasser.

Die gewöhnliche Einsamkeit der Polders mit dem düsteren Grün wurde von dem Wiehern der französischen Pferde gestört.

Von den Wällen der Stadt herab sahen die Schildwachen im Feuer der Bivouaks die Muskete der französischen Schildwachen wie einen flüchtigen fernen Blitz glänzen, den die Breite des zwischen das Heer und die Stadt geworfenen Flusses ebenso harmlos machte, als jenes Wetterleuchten, das an einem schönen Sommerabend am Horizont zuckt.

Dieses Heer war das des Herzogs von Anjou.

Was es hier machen wollte, müssen wir wohl unsern Lesern erzählen. Es wird vielleicht nicht sehr belustigend sein, doch sie werden uns zu Gunsten eines beinahe unerläßlichen Vorworts verzeihen.

Diejenigen von unsern Lesern, welche die Güte hatten ihre Zeit damit zu verlieren, daß sie in der *Königin Margot* und in der *Dame von Monsoreau* blättern, kennen schon den Herrn Herzog von

Anjou, diesen neidischen, selbstüchtigen, ehrgeizigen und ungeduldigen Prinzen der, so nahe beim Thron geboren, den ihm jedes Ereignis immer näher zu bringen schien, nie mit Resignation hatte abwarten können, bis ihm der Tod einen Weg frei machte.

So sah man, wie er Anfangs nach dem Thron von Navarra unter Karl IX. trachtete, sodann nach dem von Karl IX. selbst, und endlich nach dem von Frankreich welchen sein Bruder Heinrich, der König von Polen, inne hatte, dem zwei Kronen zugefallen waren, zum großen Neide seines Bruders, der nicht eine hatte erwischen können.

Kurze Zeit hatte er sodann seine Augen England zugewendet, das von einer Frau regiert wurde, und um den Thron zu bekommen, hatte er die Frau zu heiraten begehrt, obschon sich diese Frau Elisabeth nannte und zwanzig Jahre älter war als er.

In diesem Punkte hatte ihm das Schicksal zuzulächeln angefangen, wenn man überhaupt eine Heirat mit der stolzen Tochter von Heinrich VIII. ein Lächeln des Schicksals nennen kann. Derjenige, dem es in seinem ganzen Leben bei seinen übereilten Wünschen nicht einmal gelungen war, seine eigene Freiheit zu verteidigen, der seine Günstlinge La Mole und Coconnas hatte töten sehen oder töten lassen, der Bussy, den Bravsten von seinen Edelleuten, geopfert . . . Alles ohne irgend einen Nutzen für seine Erhöhung und mit einem großen Schaden für seinen Ruhm, dieser Zurückgestoßene des Glückes, sah sich zugleich von den Gunstbezeugungen einer bis dahin für jeden sterblichen Blick unzugänglichen Königin überhäuft und von einem ganzen Volke zu der ersten Würde auserkoren, die dieses Volk übertragen konnte.

Flandern bot ihm eine Krone und Elisabeth hatte ihm ihren Ring gegeben.

Wir sind nicht so anmaßend, Geschichtschreiber sein zu wollen; werden wir es zuweilen, so geschieht es, wenn die Geschichte zum Niveau des Romans herab oder vielmehr wenn der Roman zum Niveau der Geschichte hinaufsteigt; dann tauchen wir unsere Blicke in das fürstliche Dasein des Herzogs von Anjou, das, beständig an dem erhabenen Wege von Königreichen hinlaufend, voll von jenen bald glänzenden, bald düsteren Ereignissen ist, die man gewöhnlich nur bei königlichen Existenzen wahrnimmt.

Entwerfen wir daher mit einigen Worten die Geschichte dieser Existenz.

Er sah seinen Bruder Heinrich III. in Verlegenheit bei seinem Streite mit den Guisen; und verband sich mit den Guisen; bald aber bemerkte er, daß diese keinen andern wirklichen Zweck hatten, als den, an die Stelle der Valois auf den Throne von Frankreich zu treten.

Er trennte sich sodann von den Guisen, doch diese Trennung fand, wie man gesehen, nicht ohne einige Gefahr statt, und Herr von Salcède, der auf der Grève gerädert wurde, diente zum Beweis für das Gewicht, das die Herren von Lothringen auf die Freundschaft von Herrn von Anjou legten.

Überdies waren seit langer Zeit Heinrich III. die Augen aufgegangen, und der Herzog von Alencon hatte sich ein Jahr vor der Epoche, wo diese Geschichte beginnt, nach Amboise zurückgezogen.

Damals geschah es, daß die Flamänder die Arme nach ihm ausstreckten. Müde der spanischen Herrschaft, dezimiert durch das Prokonsulat des Herzogs von Alba, getäuscht durch den falschen Frieden von Don Juan von Österreich, der diesen Frieden benützte, um Namur und Charlemont wieder zu nehmen, hatten die Flamänder Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, zu sich berufen und zum Generalgouverneur von Brabant gemacht.

Ein Wort über diesen Mann, der einen so großen Platz in der Geschichte einnimmt, bei uns aber nur wie eine flüchtige Erscheinung vorüberziehen wird.

Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, war damals fünfzig bis ein und fünfzig Jahre alt; ein Sohn von Wilhelm von Nassau, genannt der Reiche, und von Juliane von Stollberg, ein Vetter von Renatus von Nassau, der bei der Belagerung von Saint-Dizier starb und von dem er seinen Titel als Prinz von Oranien erbte, hatte er noch ganz jung, in den strengsten Grundsätzen der Reformation aufgezogen, seinen Wert gefühlt und die Größe seiner Sendung ermessen.

Diese Sendung, die er vom Himmel empfangen zu haben glaubte, der er sein ganzes Leben hindurch treu blieb, und für welche er als ein Märtyrer starb, war die Gründung der Republik

Holland, welche er auch wirklich gründete.

In früher Jugend wurde er von Karl V. an seinen Hof berufen. Karl V. verstand sich auf die Menschen; er wußte Wilhelm richtig zu beurteilen, und oft fragte der alte Kaiser, der in seiner Hand die gewichtigste Weltkugel hielt, die je eine kaiserliche Hand getragen hatte, den Knaben über die kitzelichsten Materien der Politik der Niederlande um Rat. Mehr noch, der junge Mann war kaum vier und zwanzig Jahre alt, als ihm Karl V., in Abwesenheit des hochberühmten Philibert Emmanuel von Savoyen, das Kommando der Armee in Flandern übertrug. Wilhelm zeigte sich würdig dieser Hochachtung, er hielt den Herzog von Nevers und Coligny, zwei der größten Feldherrn ihrer Zeit, im Schach und befestigte unter ihren Augen Philippeville und Charlemont; am Tag, wo Karl V. der Regierung entsagte, war es Wilhelm von Nassau, auf den er sich stützte, um die Stufen des Thrones herabzusteigen, und ihn beauftragte er, Ferdinand die kaiserliche Krone zu überbringen, auf welche Karl V. freiwillig Verzicht geleistet hatte.

Dann kam Philipp II., und obgleich Karl V. seinem Sohn Wilhelm als seinen Bruder zu betrachten empfahl, fühlte dieser doch bald, daß Philipp II. einer von den Fürsten war, die keine Familie haben wollen. Nun befestigte sich in seinem Geist der große Gedanke der Befreiung von Holland und der Emanzipation von Flandern, ein Gedanke, den er vielleicht ewig in seinem Innern verschlossen hätte, wäre nicht dem alten Kaiser, seinem Freund und seinem Vater, die Idee gekommen, den Königsmantel mit der Mönchskutte zu vertauschen. Auf den Antrag von Wilhelm verlangten die Niederlande die Entlassung der fremden Truppen; es begann der erbitterte Kampf von Spanien, das die Beute, die ihm entgehen wollte, festzuhalten suchte; es gingen über dieses unglückliche, stets zwischen Frankreich und das deutsche Reich gestellte Volk das Vicekönigtum von Margarethe von Österreich und das blutige Prokonsulat des Herzogs von Alba. Es organisierte sich der zugleich politische und religiöse Kampf, zu dem die Protestation des Hotel Luxembourg, welche die Aufhebung der Inquisition in den Niederlanden verlangte, den Vorwand bot. Es erschien die Prozession von vier hundert mit der größten Einfachheit gekleideten Edelleuten, die zu zwei und zwei

vorüberzogen und am Fuße des Thrones der Statthalterin den Ausdruck des in dieser Protestation enthaltenen allgemeinen Wunsches niederlegten; damals und beim Anblick der so ernsten und so einfach gekleideten Leute entschlüpfte Verlainmont, einem der Räte der Herzogin das Wort *G u e u x* das, von den flämischen Edelleuten aufgenommen, fortan in den Niederlanden die patriotische Partei bezeichnete, welche bis dahin keine eigene Benennung gehabt hatte.¹⁶

Von diesem Anblick fing Wilhelm an die Rolle zu spielen, welche aus ihm einen der größten politischen Schauspieler machte, die es in der Welt gegeben. Beständig geschlagen in dem Kampf gegen die niederschmetternde Macht von Philipp II., erhob er sich beständig wieder und immer stärker nach seinen Niederlagen, immer eine neue Armee aufbringend, welche das verschwundene, das in die Flucht geschlagene, oder das vernichtete Heer ersetzte, erschien er, so oft er sich zeigte, als ein Befreier begrüßt.

Inmitten dieser Alternativen von moralischen Siegen und physischen Niederlagen, wenn man so sagen darf vernahm Wilhelm in Mons die Nachricht von der Schlächtereie in der Bartholomäusnacht.

Das war eine furchtbare Wunde, die beinahe ins Herz der Niederlande ging; Holland und derjenige Teil von Flandern, welcher calvinistisch war, verloren durch diese Wunde das beste Blut ihrer natürlichen Verbündeten, der Hugenotten in Frankreich.

Wilhelm antwortete auf diese Nachricht, wie es seine Gewohnheit war, durch einen Rückzug; von Mons wich er bis an den Rhein zurück, um die Ereignisse abzuwarten.

Selten fehlt es edlen Sachen an Ereignissen.



Plötzlich verbreitete sich eine Nachricht, die man unmöglich erwarten konnte.

Einige Seegeusen, es gab Seegeusen und Landgeusen, überließen sich durch konträren Wind in den Hafen getrieben, als sie sahen, daß ihnen kein Mittel blieb, die hohe See wieder zu erreichen, dem Abfalle der Wellen und eroberten, von der Verzweiflung fortgerissen, die Stadt, welche schon Galgen errichtet hatte, um sie zu hängen.

Nachdem die Stadt genommen war, vertrieben sie die spanischen Garnisonen aus der Umgegend, und als sie unter sich keinen Mann erkannten, der stark genug war, um den Succes, den sie dem Zufall zu danken hatten, fruchtbar zu machen, riefen sie den Prinzen von Oranien, und Wilhelm eilte herbei; es war ein großer Schlag zu tun; man mußte ganz Holland gefährdend, jede Versöhnung mit Spanien unmöglich machen.

Wilhelm erließ eine Ordonnanz, welche den katholischen Kultus aus Holland verbannte, wie der protestantische Kultus aus Frankreich verbannt war.

Bei diesem Manifest begann der Krieg wieder: der Herzog von Alba schickte gegen die Empörer seinen eigenen Sohn, der ihnen Zutphen, Narden und Harlem nahm; doch diese Niederlage schien, weit entfernt, die Holländer zu beugen, ihnen nur neue Kraft zu geben; es fand eine allgemeine Schilderhebung statt; Alles ergriff die Waffen, von der Zuiderzee bis zur Schelde; Spanien hatte einen Augenblick Angst, rief den Herzog von Alba zurück und gab ihm als Nachfolger Don Louis de Requesens, einen der Sieger in der Schlacht bei Lepanto.

Da eröffnete sich für Wilhelm eine neue Reihenfolge von Unglücksfällen: Ludwig und Heinrich von Nassau, welche dem Prinzen von Oranien Hilfstruppen zuführten, wurden von einem der Generale von Don Louis bei Nimwegen überfallen, geschlagen und getötet; die Spanier drangen in Holland ein, belagerten Leyden und plünderten Antwerpen.

Die Lage der Dinge war eine verzweifelte, als der Himmel zum zweiten Mal der entstehenden Republik zu Hilfe kam. Requesens starb in Brüssel. Da geschah es, daß alle Provinzen, durch ein einziges Interesse verbunden, einstimmig am 8. Nov. 1576, nämlich vier Tage nach der Plünderung von Antwerpen, den unter dem Namen des Frieden von Gent bekannten Vertrag errichteten und unterzeichneten, durch welchen Vertrag sie sich anheischig machten, einander gegenseitig zur Befreiung des Landes von der Knechtschaft der Spanier und der *anderen Fremden* beizustehen.

Don Juan erschien wieder und mit ihm das Unglück der Niederlande. In weniger als zwei Monaten waren Namur und Charlemont genommen.

Die Flamänder erwiderten diese zwei Niederlagen dadurch, daß

sie den Prinzen von Oranien zum Generalgouverneur von Brabant ernannten.

Don Juan starb ebenfalls. Gott sprach sich offenbar zu Gunsten der Freiheit der Niederlande aus. Alexander Farnese folgte ihm in seiner Stelle.

Es war dies ein gewandter Fürst von einnehmenden Manieren, mild und stark zugleich, ein großer General und ein großer Politiker; Flandern zitterte, als es sich zum ersten Male von dieser honigsüßen Stimme, statt als Rebellin behandelt zu werden, Freundin nennen hörte.

Wilhelm sah ein, Farnese würde für Spanien mit seinen Versprechungen mehr tun, als Alba mit seinen Hinrichtungen getan hatte.

Er ließ die Provinzen am 29. Januar 1579 die Union von Utrecht unterzeichnen, welche die Grundlage des öffentlichen Rechtes von Holland war.

Damals geschah es, daß er, befürchtend, er könnte den Befreiungsplan, für den er seit fünfzehn Jahren kämpfte, nicht mehr allein ausführen, dem Herzog von Anjou die Souveränität der Niederlande unter der Bedingung anbieten ließ, daß er die Privilegien der Holländer und Flamänder, sowie ihre Gewissensfreiheit respektieren würde.

Dies war ein furchtbarer Schlag für Philipp II., den er dadurch erwiderte, daß er auf den Kopf von Wilhelm einen Preis von 25, 000 Talern setzte.

Die im Haag versammelten Generalstaaten erklärten sodann Philipp II. als der Souveränität der Niederlande entsetzt und verordneten, daß der Eid der Treue sofort ihnen, statt dem König von Spanien geleistet werden sollte.

In diesem Augenblick traf der Herzog von Anjou in Belgien ein, und er wurde von den Flamändern mit dem Mißtrauen empfangen, mit dem sie alle Fremde begleiteten. Doch die von dem französischen Prinzen versprochene Unterstützung war ihnen zu wichtig, als daß sie ihm nicht, scheinbar wenigstens, eine gute und achtungsvolle Aufnahme bereitet haben sollten.

Aber das Versprechen von Philipp II. trug seine Früchte: mitten unter den Empfangsfeierlichkeiten ging ein Schuß auf der Seite

von Wilhelm von Oranien los, er wankte, man glaubte ihn auf den Tod verwundet; doch Holland bedurfte seiner noch.

Die Kugel des Mörders war nur durch die beiden Backen gedrungen. Derjenige, welcher geschossen hatte, war Jean Jaureguy, der Vorläufer von Balthasar Gérard, wie Jean Chatel der Vorläufer von Ravillac sein sollte.

Von allen diesen Ereignissen war Wilhelm eine düstere Traurigkeit geblieben, welche nur selten ein Lächeln erhellte. Flamänder und Holländer achteten diesen Träumer, wie sie einen Gott geachtet hätten, denn sie fühlten daß in ihm, in ihm allein ihre Zukunft lag, und wenn sie ihn erblickten, wie er in seinen weiten Mantel gehüllt, die Stirne durch den Schatten seines Filzhutes verschleiert, den Ellenbogen in seiner linken Hand, das Kinn auf seiner rechten Hand, einherschritt, so traten die Männer auf die Seite und die Mütter zeigten ihn mit einem gewissen religiösen Aberglauben ihren Kindern und sagten mit leiser Stimme zu ihnen:

»Siehe, mein Sohn, das ist der Schweigsame.«

Die Flamänder hatten also, auf den Vorschlag von Wilhelm, Franz von Valois zum Herzog von Brabant und Grafen von Flandern, das heißt zum souveränen Fürsten ernannt.

Dies hielt Elisabeth nicht ab, ihm Hoffnung auf ihre Hand zu lassen . . . im Gegenteil, sie betrachtete diese Verbindung als ein Mittel, mit den Calvinisten von England die von Flandern und von Frankreich zu verbinden; die weise Elisabeth träumte vielleicht von einer dreifachen Krone.

Der Prinz von Oranien begünstigte scheinbar den Herzog von Anjou; er machte ihm einen provisorischen Mantel aus seiner Volkstümlichkeit, entschlossen, ihm diesen Mantel wieder abzunehmen, wenn er glauben würde die Zeit sei gekommen, sich der französischen Gewalt zu entledigen, wie er sich der spanischen Tyrannei entledigt hatte.

Doch dieser heuchlerische Verbündete war furchtbarer für den Herzog von Anjou, als es ein Feind gewesen wäre; er lähmte die Ausführung aller Pläne, welche ihm hätten eine zu große Macht oder einen zu großen Einfluß in Flandern verleihen können.

Als Philipp II. diesen Einzug eines französischen Prinzen in

Brüssel sah, forderte er den Herzog von Guise auf, ihm zu Hilfe zu kommen, und diese Hilfe reklamierte er im Namen eines früher zwischen Don Juan von Österreich und Heinrich von Guise abgeschlossenen Vertrags.

Die jungen Helden, welche ungefähr von gleichem Alter waren, hatten sich erraten und, als sie sich begegneten und ihre ehrgeizigen Bestrebungen in Verbindung brachten, jeder ein Königreich zu erobern sich anheischig gemacht.

Als Philipp II. beim Tod seines gefürchteten Bruders in seinen Papieren den von Heinrich von Guise unterzeichneten Vertrag fand, schien er keinen Argwohn zu schöpfen. Wozu sich um den Ehrgeiz eines Toten bekümmern? Verschloß nicht das Grab den Degen, der den Buchstaben hätte lebendig machen können.

Nur sollte ein König von der Stärke von Philipp II., der gar wohl wußt, welche Wichtigkeit in der Politik zwei von gewissen Händen geschriebene Zeilen haben können, nicht in einer Sammlung von Manuskripten und Autographen, welche ein Anziehungspunkt für die Besucher des Escorial sein konnten, die Unterschrift von Heinrich von Guise vermodern lassen, eine Unterschrift, welche so großes Ansehen unter den Königreichhändlern, die man die Oranien, die Valois, die Habsburg und die Tudor nannte, zu gewinnen anfang.

Philipp II. forderte also den Herzog von Guise auf, mit ihm den mit Don Juan abgeschlossenen Vertrag fortzusetzen, welchem Vertrag zu Folge der Lothringer den Spanier im Besitz von Flandern unterstützen würde, während der Spanier dem Lothringer darin beistehen sollte daß er den Erbschaftsrath, den der Cardinal in seinem Hause gegründet hatte, zu einem guten Ende führen würde.

Dieser Erbschaftsrath hatte einzig und allein die Aufgabe, nicht einen Augenblick die ewige Arbeit zu unterbrechen, welche an einem schönen Tag den Arbeitern die Usurpation der Krone Frankreichs eintragen sollte.

Guise willigte ein; er konnte nichts Anderes tun; Philipp II. drohte ihm, ein Duplikat des Vertrags an Heinrich abzuschicken, und da geschah es nun, daß der Spanier und der Lothringer gegen den Herzog von Anjou, den Sieger und König in Flandern, Salcède, einen Spanier, der dem Hause Lothringen angehörte,

anfstifteten, um ihn zu ermorden.

Eine Ermordung endigte in der Tat Alles zur Zufriedenheit des Spaniers und des Lothringers.

War der Herzog von Anjou tot, so gab es keinen Prätendenten mehr für den Thron von Flandern, keinen Nachfolger mehr für die Krone von Frankreich.

Wohl blieb der Prinz von Oranien, aber Philipp II. hielt, wie man schon weiß, einen anderen Salcède bereit, der sich Jean Jaureguy nannte.

Salcède wurde festgenommen und auf der Grève gevierteilt, ohne daß er sein Vorhaben hatte in Ausführung bringen können.

Jean Jaureguy brachte dem Prinzen von Oranien eine schwere Wunde bei, doch er verwundete ihn nur.

Der Herzog von Anjou und der Schweigsame blieben also immer aufrecht, scheinbar gute Freunde, in Wirklichkeit aber tödlichere Nebenbuhler, als es diejenigen gewesen waren, welche sie hatten ermorden wollen.

Der Herzog von Anjou war, wie gesagt, mit Mißtrauen empfangen worden. Brüssel hatte ihm seine Tore geöffnet, doch Brüssel war weder Flandern, noch Brabant; er fing also damit an, daß er mit Gewalt oder Überredung in den Niederlanden vorrückte, hier Stadt für Stadt, Stück für Stück sein widerspenstiges Reich nahm und auf den Rat des Prinzen von Oranien Blatt für Blatt, wie Cesare Borgia gesagt hätte, die Artischocke Flandern speiste.

Die Flamänder wehrten sich ihrerseits nicht zu heftig; sie fühlten, daß sie der Herzog von Anjou siegreich gegen die Spanier verteidigte, sie eilten sehr langsam, ihren Befreier anzunehmen, aber sie nahmen ihn an.

Franz wurde ungeduldig und stampfte mit dem Fuße, als er sah, daß er nur Schritt für Schritt vorrückte.

»Diese Völker sind langsam und schüchtern, wartet daher«, sagten zu Franz seine guten Freunde.

»Diese Völker sind verräterisch und wankelmütig, zwingt sie«, sagte zu dem Prinzen der Schweigsame.

Folge hiervon war, daß der Herzog, dem seine natürliche Eigenliebe noch die Langsamkeit der Flamänder wie eine

Niederlage übertrieb, die Städte mit Gewalt zu nehmen suchte, die sich ihm nicht so freiwillig übergaben, als er es gewünscht hätte.

Hier erwartete ihn, einer den andern bewachend, sein Verbündeter, der schweigsame Prinz von Oranien, und sein finsterster Feind, Philipp II.

Nach einigen glücklichen Erfolgen hatte sich der Herzog von Anjou vor Antwerpen gelagert, um diese Stadt zu bezwingen, welche der Herzog von Alba, Requesens, Don Juan und der Herzog von Parma nach und nach unter ihr Joch gebeugt, ohne sie je zu erschöpfen, ohne sie einen Augenblick zur Sklaverei zu modeln.

Antwerpen hatte den Herzog von Anjou gegen Alexander Farnese zu Hilfe gerufen; als der Herzog von Anjou seinerseits in Antwerpen einziehen wollte, drehte Antwerpen seine Kanonen gegen ihn.

Dies war die Stellung von Franz von Frankreich in dem Augenblick, wo wir ihn in dieser Geschichte, zwei Tage nachdem Joyeuse und seine Flotte zu ihm gekommen, wiederfinden.

Neunzehntes Kapitel.

Vorbereitungen zur Schlacht.

Das Lager des Herzogs von Brabant war auf den beiden Ufern der Schelde; obgleich gut diszipliniert, herrschte doch in der Armee ein leicht begreiflicher Geist der Unentschiedenheit.

Es unterstützten in der Tat viele Calvinisten den Herzog von Anjou, nicht aus Sympathie für den genannten Herzog, sondern um Spanien und den Katholiken von Frankreich und England so unangenehm als möglich zu sein; sie schlugen sich also mehr aus Eitelkeit, als aus Überzeugung und aus Ergebenheit, und man fühlte wohl daß sie, sobald der Feldzug beendet wüde, den Chef verlassen oder ihm Bedingungen auferlegen würden.

Was übrigens diese Bedingungen betrifft, so ließ der Herzog glauben, wenn die Stunde gekommen wäre, würde er sie von selbst eingehen. Sein Lieblingswort war »Heinrich von Navarra ist wohl Katholik geworden, warum sollte Franz von Frankreich nicht Hugenotte werden?«

Auf der andern Seite, nämlich beim Feind, bestanden im Gegenteil, im Widerspruch mit diesen politischen und moralischen Dissidien, entschiedene Grundsätze, eine vollkommen festgestellte Sache. Alles gänzlich rein von aller Eitelkeit, von allem Groll.

Antwerpen hatte Anfangs die Absicht, sich zu ergeben doch unter seinen Bedingungen und zu seiner Stunde; es schlug Franz nicht gerade aus, aber es behielt sich vor, zu warten, stark durch seine Lage, durch den Mut und die Kriegserfahrenheit seiner Einwohner. Es wußte überdies, daß es, wenn es den Arm ausstreckte, außer dem Herzog von Guise. der in Beobachtung in Lothringen lag, Alexander Farnese in Luxemburg fand; warum sollte es nicht im Falle der Not die Hilfe Spaniens gegen Anjou annehmen, wie es die Hilfe von Anjou gegen Spanien angenommen hatte? . . . Entschlossen, hiernach Spanien zurückzustoßen, nachdem Spanien den Herzog von Anjou zurückzustoßen geholfen hätte.

Diese monotonen Republikaner hatten die eiserne Kraft des gesunden Verstandes für sich.

Plötzlich sahen sie eine Flotte an der Mündung der Schelde erscheinen, und sie erfuhren, diese Flotte komme mit dem Großadmiral von Frankreich und dieser Großadmiral bringe ihrem Feinde Hilfe.

Seitdem er Antwerpen belagerte, war der Herzog von Anjou natürlich der Feind der Antwerpener geworden.

Als die Calvinisten des Herzogs von Anjou die Flotte erblickten und die Ankunft von Joyeuse erfuhren, machten sie eine Grimasse, die der beinahe gleich war, welche die Flämänder machten. Die Calvinisten waren, sehr brav, zu gleicher Zeit aber sehr eifersüchtig; sie gingen leicht über Geldfragen weg, liebten es aber nicht, daß man ihre Lorbeerkränze beschnitt, besonders nicht mit Schwertern, die dazu gedient hatten, in der Bartholomäusnacht so viele Hugenotten bluten zu lassen.

Hieraus entstanden viele Streitigkeiten, welche an Abend der Ankunft von Joyeuse begannen und siegreich am andern und am zweiten Tage fortgesetzt wurden.

Von ihren Wällen herab hatten die Antwerpener jeden Tag das Schauspiel von zehn bis zwölf Duellen zwischen Katholiken und Hugenotten. Die Polders dienten als Schranken, und man warf in den Fluß mehr Tote, als ein Treffen im freien Felde die Franzosen gekostet hätte. Hätte die Belagerung von Antwerpen, wie die den Troja, neun Jahre gedauert, so würden die Belagerten zur Not nichts Anderes zu tun gehabt haben, als den Belagerten zuzuschauen, denn diese hatten sich sicherlich selbst aufgerieben.«

Bei all diesen Streitigkeiten versah Franz das Geschäft eines Vermittlers, doch nicht ohne ungeheure Schwierigkeiten; man hatte sich gegen die französischen Hugenotten verbindlich gemacht; diese verletzen hieß sich die moralische Unterstützung der flämändischen Hugenotten entziehen, welche in Antwerpen Hilfe leisten konnten.

Den Katholiken schlimm begegnen, welche vom König abgesandt waren, um sich in seinem Dienste töten zu lassen, war für den Herzog von Anjou eine nicht nur unpolitische, sondern

auch gefährdende Sache.

Die Ankunft dieser Verstärkung, auf die der Herzog selbst nicht rechnete, stürzte die Spanier in ihren Hoffnungen nieder, und die Lothringer waren darüber außer sich vor Wut.

Es war wohl etwas für den Herzog von Anjou, daß ihm diese doppelte Satisfaktion zu Teil wurde. Doch der Herzog ging nicht so schonend gegen alle Parteien zu Werke, daß die Disziplin seines Heeres nicht sehr darunter gelitten hätte.

Joyeuse, der, wie man sich erinnert, nie über seine Sendung erfreut war, fand sich sehr unbehaglich inmitten dieser Versammlung von Menschen von so verschiedenartiger Denkungsart: er fühlte instinkartig, daß die Zeit der Siege vorüber war; etwas wie die Ahnung einer großen Niederlage durchströmte die Luft, und in seiner Trägheit als Höfling, wie in seiner Eitelkeit als Feldherr beklagte er es, von so fern her gekommen zu sein, um eine Niederlage zu teilen.

Er fand auch im Ernste und sprach es laut aus, der Herzog von Anjou habe Unrecht gehabt, Antwerpen zu belagern; der Prinz von Oranien, der ihm diesen hinterlistigen Rat gegeben, war, seitdem man diesen Rat befolgte, verschwunden und man wußte nicht, was aus ihm geworden; sein Heer lag in Garnison in dieser Stadt, und er hatte dem Herzog von Anjou die Unterstützung dieses Heeres versprochen; doch man vernahm durchaus nicht, daß eine Spaltung zwischen den Soldaten von Wilhelm und den Antwerpenern statthabe, und es hatte nicht die Nachricht von einem einzigen Duell zwischen den Belagerern die Belagernden seit dem Tage erfreut, wo sie ihre Zelte vor der Stadt aufgeschlagen.

Joyeuse machte hauptsächlich bei seinem Widerstande gegen die Belagerung geltend, die wichtige Stadt Antwerpen sei beinahe eine Hauptstadt, eine große Stadt durch die Beistimmung dieser großen Stadt besitzen ist nun ein wirklicher Vorteil; doch die zweite Hauptstadt seiner zukünftigen Staaten im Sturm nehmen hieß sich der Abneigung der Flamänder aussetzen und Joyeuse kannte die Flamänder zu gut, um zu hoffen, vorausgesetzt sogar, der Herzog von Anjou nähme Antwerpen, sie würden sich nicht früher oder später für diese Einnahme rächen und zwar mit Wucher.

Diese Ansicht setzte Joyeuse ganz laut im Zelte des Herzogs in der Nacht auseinander, wo wir unsere Leser in das französische Lager eingeführt haben.

Während unter seinen Kapitänen Rat gepflogen wurde, saß oder lag vielmehr der Herzog auf einem langen Lehnstuhle, der zur Not als Ruhebett dienen konnte, und hörte nicht auf die Ansichten des Großadmirals von Frankreich, sondern auf das Geflüster seines Lautenspielers Aurilly.

Durch seine feigen Gefälligkeiten, durch seine niedrigen Schmeicheleien und durch sein beständiges Anschmiegen hatte Aurilly die Gunst des Prinzen gefesselt; nie hatte er ihm gedient, wie es die anderen Freunde getan, indem sie sich dem König oder sonstigen mächtigen Personen entgegengestellt, und so war es ihm gelungen, die Klippe zu vermeiden, woran La Mole, Coconnas, Bussy und so viele Andere zerschellten.

Mit seiner Laute, mit seinen Liebesbotschaften, mit der genauen Auskunft, die er über alle Intrigen und Personen des Hofes zu geben wußte, mit seinen geschickten Manoeuvres, um in die Netze des Herzogs die Beute zu werfen, nach der er beehrte, hatte sich Aurilly unter der Hand ein großes Vermögen gemacht, das für den Fall eines Umschlags geschickt untergebracht war, so daß er immer der arme Musikant Aurilly zu sein schien, der einem Taler nachlaufen und, wie die Baumgrillen, wenn er Hunger habe, singen müsse.

Der Einfluß dieses Mannes war ungeheuer, weil er geheim war.

Als ihn Joyeuse so in seine strategischen Auseinandersetzungen eingreifen und die Aufmerksamkeit des Herzogs ablenken sah, ging er zurück und brach den Faden seiner Rede kurz ab.

Franz sah auf, als hörte er nicht; doch er hörte in der Tat; es entging ihm auch die Ungeduld von Joyeuse nicht, und er fragte auf der Stelle:

»Was habt Ihr, Herr Admiral?«

»Nichts. Monseigneur; ich warte nur, bis Eure Hoheit Muße hat, mich zu hören.«

»Ich höre wohl, Herr von Joyeuse, ich höre«, erwiderte rasch der Herzog. »Ah! Ihr Pariser glaubt, der Krieg in Flandern habe

mich sehr verdumpft, da Ihr denkt, ich könne nicht zwei Personen hören, welche zu gleicher Zeit sprechen, während Cäsar zugleich sieben Briefe dictirte!«

»Monseigneur«, entgegnete Joyeuse, indem er dem armen Musiker einen Blick zuwarf, unter welchem sich dieser mit seiner gewöhnlichen Demut bückte, »ich bin kein Sänger, daß man mich zu begleiten braucht, wenn ich spreche.«

»Gut, gut, Herzog; schweigt, Aurilly.«

Aurilly verbeugte sich

»Ihr billigt also meinen Handstreich auf Antwerpen nicht, Herr von Joyeuse?« fuhr Franz fort.

»Nein, Monseigneur.«

»Ich habe diesen Plan im Rate angenommen.«

»Ich ergreife auch nur mit großer Zurückhaltung das Wort nach so erfahrenen Kapitänen«, sprach Joyeuse.

Und als ein Hofmann grüßte er rings umher.

Mehrere Stimmen erhoben sich, um dem Großadmiral, zu bestätigen, seine Meinung sei auch die ihrige.

Andere machten, ohne zu sprechen, Zeichen des Beipflichtens.

»Wie, Saint-Aignan, Ihr seid nicht der Ansicht von Joyeuse, nicht wahr?« sprach der Prinz zu einem seiner bravsten Obersten.«

»Durchaus, Monseigneur«, antwortete Herr von Saint-Aignan.

»Ah! deshalb machtet Ihr eine Grimasse.«

Jedermann lachte. Joyeuse erbleichte, der Graf errötete.

»Wenn der Herr Graf von Saint-Aignan seine Ansicht auf diese Art zu geben pflegt, so ist er ein nicht sehr höflicher Rat«, sprach Joyeuse.

»Herr von Joyeuse«, erwiderte Saint-Aignan lebhaft, »Seine Hoheit hat Unrecht gehabt, mir ein Gebrechen vorzuwerfen, daß ich in ihrem Dienste bekommen habe; bei der Belagerung von Cateau-Cambrésis erhielt ich einen Lanzenstich in den Kopf und seit jener Zeit habe ich Nervenzuckungen, welche die Grimassen veranlassen, über die sich Seine Hoheit beklagt . . . Dies ist indessen keine Entschuldigung, die ich Euch gebe, Herr von Joyeuse, sondern eine Erklärung«, sprach stolz der Graf, indem

er sich umwandte.

»Nein, mein Herr«, sagte Joyeuse, ihm die Hand reichend, »das ist ein Vorwurf, den Ihr macht, und Ihr habt Recht.«

Dem Herzog Franz stieg das Blut ins Gesicht.

»Und wem dieser Vorwurf?« sagte er.

»Mir wahrscheinlich Monseigneur.«

»Warum sollte Saint-Aignan Euch einen Vorwurf machen, Herr von Joyeuse, Euch, den er nicht kennt?«

»Weil ich einen Augenblick glauben konnte, Herr von Saint-Aignan liebe Eure Hoheit so wenig, daß er ihr Antwerpen zu nehmen raten würde.«

»Aber meine Stellung muß sich doch endlich im Lande hervorheben«, rief der Prinz. »Ich bin Herzog von Brabant und Graf von Flandern dem Namen nach. Ich muß es auch der Sache nach sein. Dieser Schweigsame, der sich, ich weiß nicht wo, verbirgt, hat mir von einem Königreich gesprochen. Wo ist es, dieses Königreich? in Antwerpen. Wo ist er? auch in Antwerpen wahrscheinlich. Nun wohl, ich muß Antwerpen nehmen, und ist es genommen, so werden wir wissen, woran wir uns zu halten haben.«

»Ei! Monseigneur, Ihr wißt es schon, bei meiner Seele, oder Ihr wäret wahrhaftig ein minder guter Politiker, als man sagt. Wer hat Euch den Rat gegeben Antwerpen zu nehmen? der Herr Prinz von Oranien, der in dem Augenblick, wo Ihr Euch ins Feld begeben, verschwunden ist; der Herr Prinz von Oranien, der, während er Eure Hoheit zum Herzog von Brabant machte, sich, die Stelle eines Generallieutenant des Königreichs vorbehielt; der Prinz von Oranien, in dessen Interesse liegt, die Spanier durch Euch und Euch durch die Spanier zu Grunde zu richten; der Herr Prinz von Oranien, der Eure Stelle einnehmen und Euch nachfolgen wird, wenn er nicht jetzt schon Eure Stelle nimmt und Euch nachfolgt. Ei! Monseigneur, indem Ihr die Ratschläge des Prinzen von Oranien befolgt, habt Ihr Euch bis jetzt nur die Flamänder abgeneigt gemacht. Es komme ein Umschlag und alle diejenigen, welche es nicht wagen, Euch ins Gesicht zu schauen, werden hinter Euch herlaufen, wie jene schüchternen Hunde, die nur den Flüchtlingen nachlaufen.«

»Wie, Ihr nehmt an, ich könnte durch Wollhändler, durch Biertrinker geschlagen werden?«

»Diese Wollhändler, diese Biertrinker haben bedeutend dem König Philipp von Valois, dem Kaiser Carl V. und dem König Philipp II. zu schaffen gemacht, was drei Prinzen von so gutem Hause waren, daß die Vergleichung Euch nicht zu unangenehm sein kann.«

»Ihr befürchtet also eine Niederlage?«

»Ja, Monseigneur.«

»Ihr werdet also nicht dabei sein, Herr von Joyeuse?«

»Warum sollte ich nicht dabei sein?«

»Weil ich erstaune, Euch so sehr an Eurem eigenen Mute zweifeln zu sehen, daß Ihr Euch schon auf der Flucht vor den Flamändern wähnt; in jedem Fall beruhigt Euch; diese klugen Handelsleute haben die Gewohnheit, wenn sie ins Treffen marschieren, sich mit zu schweren Rüstungen zu beladen, als daß sie Euch zu erreichen hoffen sollten und würden sie Euch auch nachlaufen.«

»Hoheit, ich zweifle nicht an meinem Mut; Monseigneur, ich werde in der ersten Reihe sein, doch man wird mich in der ersten Reihe schlagen, während man die Andern in der letzten schlägt, das ist das Ganze.«

»Eure Folgerung ist nicht logisch Herr von Joyeuse: Ihr gebt zu, daß ich die kleinen Plätze genommen habe.«

»Ich gebe zu, daß Ihr Alles nehmt, was sich nicht verteidigt.«

»Nun wohl! nachdem ich die kleinen Plätze, die sich nicht verteidigten, wie Ihr sagt, genommen habe, werde ich nicht vor dem großen zurückweichen, weil er sich verteidigt oder sich zu verteidigen droht.«

»Und Eure Hoheit hat Unrecht, besser auf einen sicheren Terrain zurückweichen, als vorwärts marschierend in einen Graben stolpern.«

»Es sei, ich werde stolpern doch nicht zurückweichen.«

»Eure Hoheit mag es hier machen, wie sie will«, sprach Joyeuse sich vorbeugend, »und wir unsererseits werden tun, was Eurer Hoheit beliebt; wir sind hier, um zu gehorchen.«

»Das heißt nicht antworten, Herzog.«

»Es ist jetzt die einzige Antwort, die ich Eurer Hoheit geben kann.«

»Laßt hören, beweist mir, daß ich Unrecht habe; ich verlange nichts Anderes, als mich Eurer Ansicht zu fügen.«

»Monseigneur, seht die Armee des Prinzen von Oranien, sie gehörte Euch, nicht wahr? Nun wohl! statt mit Euch vor Antwerpen zu lagern, ist sie in Antwerpen, was einen großen Unterschied macht; seht den Schweigsamen, wie Ihr ihn selbst nennt: er war Euer Freund und Euer Ratgeber; Ihr wißt nicht nur nicht, was aus dem Ratgeber geworden ist, sondern Ihr glaubt sogar sicher zu sein, daß sich der Freund in einen Feind verwandelt hat; seht die Flamänder, als Ihr in Flandern wart, schmückten sie ihre Barken und Mauern mit Wimpeln und Fahnen, sobald sie Euch erblickten; nun schließen sie ihre Tore bei Eurem Anblick und pflanzen ihre Kanonen auf, wenn Ihr Euch nähert, nicht mehr und nicht minder, als ob Ihr der Herzog von Alba wäret. Ich sage Euch: Flamänder und Holländer, Antwerpen und Oranien warten nur eine Gelegenheit ab, um sich gegen Euch zu verbinden, und dieser Augenblick wird derjenige sein, wo Ihr Euren Geschützmeistern: Feuer! zuruft.«

»Nun wohl!« erwiderte der Herzog von Anjou, »man wird mit einem Streiche Antwerpen und Oranien, Flamänder und Holländer schlagen.«

»Nein! Monseigneur, weil wir gerade genug Mannschaft haben, um Antwerpen zu stürmen, vorausgesetzt, daß wir es nur mit den Antwerpenern zu tun haben, und während wir stürmen, wird der Schweigsame ohne etwas zu sagen, über uns herfallen, mit seinen ewigen, immer wieder vernichteten und immer neu erstehenden zehn tausend Mann, mit denen er seit zehn bis zwölf Jahren den Herzog von Alba, Don Juan von Requesens und den Herzog von Parma im Schach hält.«

»Ihr beharrt also auf Eurer Meinung?«

»Auf welcher?«

»Daß wir werden geschlagen werden?«

»Unfehlbar.«

»Nun, das ist, Eurerseits wenigstens, leicht zu vermeiden, Herr von Joyeuse«, fuhr der Prinz bitter fort, »mein Bruder hat Euch zu

mir geschickt, um mich zu unterstützen; Eure Verantwortlichkeit ist gedeckt. wenn ich Euch mit der Bemerkung entlasse, daß ich der Unterstützung nicht mehr zu bedürfen glaube.«

»Eure Hoheit kann mich entlassen, doch am Vorabend einer Schlacht wäre es für mich eine Schande, die Entlassung anzunehmen.«

Ein langes Gemurmel des Beifalls wurde den Worten von Joyeuse zu Teil; der Prinz begriff, daß er zu weit gegangen war. Er stand auf, umarmte den jungen Mann und sprach:

»Mein lieber Admiral, Ihr wollt mich nicht verstehen. Es scheint mir jedoch, daß ich Recht habe, oder daß ich in der Lage, in der ich mich befinde, nicht laut gestehen kann, ich habe Unrecht gehabt; Ihr werft mir meine Fehler vor, ich kenne sie: ich war zu eifersüchtig auf die Ehre meines Namens; ich wollte zu sehr die Überlegenheit der französischen Waffen dartun, und das war unvorsichtig von mir. Doch das Übel ist geschehen; wollt Ihr etwas Schlimmeres begehen? wir stehen nun vor bewaffneten Leuten, das heißt vor Menschen, welche uns das streitig machen, was sie uns angeboten haben. Soll ich ihnen weichen? darin werden sie morgen Stück für Stück wieder einnehmen, was ich erobert habe; nein, das Schwert ist gezogen, schlagen wir, oder wir werden geschlagen: das ist mein Gefühl.«

»Sobald Eure Hoheit so spricht, werde ich mich wohl hüten ein Wort beizufügen«, erwiderte Joyeuse, »ich bin hier, um Euch zu gehorchen, Monseigneur, und glaubt mir, mit eben so willigem Herzen, wenn Ihr mich zum Tode, als wenn Ihr mich zum Siege führt; aber . . . doch nein, Monseigneur.«

»Was?«

»Nein, ich will und muß schweigen.«

»Nein, bei Gott, sprecht, Admiral; sprecht, ich will es.«

»Dann allein mit Euch, Monseigneur.«

»Allein mit mir?«

»Ja, wenn es Eurer Hoheit gefällt.«

Alle standen auf und zogen sich bis zum äußersten Ende des Zeltes von Franz zurück.

»Sprecht«, sagte dieser.

»Eure Hoheit kann vielleicht gleichgültig eine Niederlage, die ihr

Spanien bereiten, einen Schlag nehmen, der diese Biertrinker oder diesen Prinzen mit dem doppelten Gesicht triumphieren machen würde; doch würde sie sich eben so leicht darein bequemen, den Herrn Herzog von Guise auf ihre Kosten lachen zu machen?«

»Den Herrn Herzog von Guise?« erwiderte Franz die Stirne faltend, »was hat er mit dem Allem zu schaffen?«

»Herr von Guise soll es versucht haben, Monseigneur ermorden zu lassen; hat es Salcède auf dem Schafott nicht gestanden, so hat er es doch wenigstens unter der Folter gestanden. Es hieße aber dem Lothringer, der wenn ich mich nicht sehr täusche, eine Rolle bei dem Allem spielt, eine große Freude gewähren, wenn wir uns vor Antwerpen schlagen ließen und ihm, wer weiß? ohne daß er die Börse zu ziehen nötig hatte, den Tod eines Sohnes von Frankreich verschafften, den er Salcède so teuer zu bezahlen versprochen hatte. Lest die Geschichte von Flandern, Monseigneur, und Ihr werdet sehen, daß es die Gewohnheit der Flamänder ist, ihren Boden mit dem Blute der erhabensten Prinzen und besten französischen Ritter zu düngen.«

Der Herzog schüttelte den Kopf und entgegnete:

»Nun wohl! es sei; ich werde, wenn es sein muß dem verfluchten Lothringer die Freude gewähren, mich tot zu sehen, doch ich werde ihm die nicht gewähren, mich fliehen zu sehen. Mich dürestet nach Ruhm; denn ich habe meines Namens allein noch Schlachten zu gewinnen.«

»Und Cateau-Cambrésis, das Ihr vergeßt, Monseigneur; es ist wahr, Ihr seid der Einzige.«

»Vergleicht doch dieses Scharmützel mit Jarnac und Moncontour, Joyeuse, und berechnet, was ich meinem vielgeliebten Bruder Heinrich schuldig bin. Nein, nein«, fügte er bei, »ich bin nicht ein Königlein von Navarra. — ich bin ein französischer Prinz.«

Dann sich gegen die Herren umwendend, die sich bei den Worten von Joyeuse entfernt hatten, sprach er:

»Meine Herren, es bleibt beim Sturm; der Regen hat aufgehört, das Terrain ist gut, wir greifen diese Nacht an.«

Joyeuse verbeugte sich und fragte:

»Wird Monseigneur die Gnade haben, uns seine Befehle auseinanderzusetzen? wir erwarten sie.«

»Ihr habt acht Schiffe, die Admiralsgaleere nicht zu rechnen. Herr von Joyeuse?«

»Ja, Hoheit.«

»Ihr forciert die Linie, und das wird leicht sein, da sie Antwerpener nur Handelsschiffe im Hafen haben; dann legt Ihr vor dem Quai an. Wird der Quai verteidigt, so beschießt Ihr die Stadt und versucht zugleich eine Landung von fünfzehn hundert Mann.«

»Aus dem Rest der Armee mache ich zwei Kolonnen; die eine kommandiert der Herr Graf von Saint-Aignan, die andere kommandiere ich selbst. Beide werden eine Ersteigung mit Sturmleitern und eine Überrumpelung in dem Augenblicks versuchen, wo die ersten Kanonen donnern.«

»Die Cavalerie bleibt in Reserve, um den Rückzug der zurückgeworfenen Kolonne zu decken.«

»Von diesen drei Angriffen wird sicherlich einer gelingen. Das erste Corps, das sich auf dem Walle festgestellt hat, brennt eine Rakete ab, um die anderen Corps bei sich zu sammeln.«

»Doch man muß für Alles vorhersehen, Monseigneur«, sagte Joyeuse. »Nehmen wir an, was Ihr nicht für annehmbar haltet, daß die drei Angriffskolonnen alle zurückgeschlagen werden.«

»Dann erreichen wir die Schiffe unter dem Feuer unserer Batterien und wir breiten uns auf den Poldern aus, wo uns aufzusuchen die Antwerpener nicht wagen werden.«

Man verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung.

»Nun, meine Herren, hauptsächlich Stille«, sprach der Herzog. »Man wecke die schlafenden Truppen und schiffe sich in Ordnung ein; nicht ein Feuer, nicht ein Musketenschuß offenbare unsern Plan. Ihr werdet im Hafen sein, Admiral, ehe die Antwerpener Eure Abfahrt vermuten. Wir, die wir hinüberfahren und dem linken Ufer folgten, wir kommen zugleich mit Euch an.«

»Geht, meine Herren, und guten Mut. Das Glück das uns bis jetzt gefolgt ist, wird sich nicht fürchten, mit uns über die Schelde zu setzen.«

Die Kapitäne verließen das Zelt des Prinzen und gaben ihre

Befehle mit der bezeichneten Vorsicht.

Bald ließ dieser ganze menschliche Ameisenhaufen sein Gemurmel vernehmen; doch man konnte glauben, es wäre das des Windes, der in den riesigen Rohren und im dichten Grase der Polders spielte.

Der Admiral hatte sich an Bord begeben.

Zwanzigstes Kapitel.

Monseigneur.

Die Antwerpener schauten indessen nicht ruhig den feindlichen Vorkehrungen des Herzogs von Anjou zu, und Joyeuse täuschte sich nicht, wenn er ihnen allen möglichen schlimmen Willen zuschrieb.

Antwerpen war wie ein Bienenkorb, wenn der Abend kommt, ruhig und verlassen außen, voll Gesumme und Bewegung im Innern.

Die bewaffneten Flamänder machten Patrouillen in den Straßen, verrammelten ihre Häuser, verdoppelten die Ketten und schlossen Brüderschaft mit den Bataillons des Prinzen von Oranien, von denen schon ein Teil in Antwerpen in Garnison lag, während ein anderer Teil in Brüchen zurückkehrte, welche, sobald sie herein waren, sich in der Stadt zerstreuten.

Als Alles zu einem kräftigen Widerstand bereit war, kam der Prinz von Oranien an einem finstern mondlosen Abend, ohne alles Gedränge, aber mit der Ruhe und Festigkeit in die Stadt, welche stets bei Ausführung seiner Entschlüsse, wenn diese einmal gefaßt waren, vorherrschten.

Er stieg im Stadthause ab, wo seine Vertrauten Alles zu seiner Aufnahme bereit hielten.



Antwerpen

Hier empfing er alle Viertelsherren und Hauptleute der Stadt, ließ er die besoldeten Truppen die Revue passieren und versammelte sodann die vornehmsten Offiziere um sich, um ihnen seine Pläne mitzuteilen.

Unter seinen Plänen stand am Festesten der, die Manifestation des Herzogs von Anjou gegen die Stadt zu benutzen, um mit ihm zu brechen. Mit dem Herzog von Anjou kam es dahin, wohin ihn der Schweigsame hatte führen wollen, und dieser sah zu seiner großen Freude den neuen Bewerber um die souveräne Gewalt sich wie die Anderen zu Grunde richten.

An demselben Abend, an dem der Herzog von Anjou sich, wie wir gesehen, zum Angriff anschickte, hielt der Prinz von Oranien, der seit zwei Tagen in der Stadt war, eine Beratung mit dem Kommandanten des Platzes für die Bürger.

Bei jedem Einwurf, den der Gouverneur gegen den Offensivplan des Herzogs von Oranien machte, schüttelte der Prinz, als ob dieser Einwurf einen Verzug bei den Plänen herbeiführen müßte, den Kopf wie ein Mensch der über eine solche Unsicherheit erstaunt.

Doch bei jedem Kopfschütteln erwiderte der Kommandant des Platzes:

»Prinz, Ihr wißt, daß dies eine verabredete Sache ist, daß Monseigneur kommen muß; erwarten wir also Monseigneur.«

Dieses magische Wort machte, daß der Schweigsame die

Stirne faltete; doch während er die Stirne faltete um vor Ungeduld an den Nägeln kaute, wartete er.

Dann heftete Jeder seinen Blick auf eine Uhr mit schweren Schlägen und schien die Unruhe zu bitten, sie möge die Ankunft der so ungeduldig erwarteten Person beschleunigen.

Es schlug neun Uhr: die Ungewißheit war zu einer wirklichen Angst geworden; einige Wachen behaupteten, sie haben Bewegung im französischen Lager bemerkt.

Eine kleine Barke, so platt wie eine Waagschale, war auf der Schelde abgeschickt worden; minder unruhig über das, was auf der Landseite, als über das, was auf der Seite des Meeres vorging, wünschten die Antwerpener genaue Nachricht über die französische Flotte zu erhalten, aber die kleine Barke war nicht zurückgekehrt.

Der Prinz von Oranien stand auf, biß vor Zorn auf seine büffelledernen Handschuhe und sagte zu den Antwerpenern:

»Monseigneur wird Euch so lange warten lassen, meine Herren, daß Antwerpen genommen und verbrannt ist, wenn er ankommt: die Stadt wird dann beurteilen können, welcher Unterschied in dieser Hinsicht zwischen den Spaniern und den Franzosen stattfindet.«

Diese Worte waren nicht geeignet, die Herren bürgerlichen Offiziere zu beruhigen; sie schauten sich auch mit großer Bewegung an.

In diesem Augenblick kam ein Spion, den man auf die Straße nach Mecheln geschickt hatte, und der bis Saint-Nicolas geritten war, zurück und meldete, er habe weder etwas gesehen noch gehört, was entfernt die Ankunft der erwarteten Person verkündigt hätte.

»Meine Herren«, rief der Schweigsame bei dieser Nachricht, »Ihr seht, wir würden vergebens warten; betreiben wir selbst unsere Angelegenheiten; die Zeit drängt und das Feld ist in keiner Hinsicht geschützt. Es ist gut, Vertrauen auf höhere Talente zu haben, aber Ihr seht, daß man sich vor Allem auf sich selbst verlassen muß.«

»Beraten wir uns also.«

Er hatte noch nicht vollendet, als der Türvorhang aufgehoben

wurde; ein Diener der Stadt trat ein und sprach das einzige Wort, das in diesem Augenblick tausend andere wert zu sein schien:

»Monseigneur.«

In dem Tone dieses Mannes, in der Freude, die er bei Erfüllung seiner Pflicht als Huissier zu offenbaren sich nicht erwehren konnte, vermochte man die Begeisterung des Volkes und sein ganzes Vertrauen auf denjenigen zu setzen, welchen man mit dem unbestimmten und ehrfurchtsvollen Namen: Monseigneur! nannte.

Kaum war der Ton dieser vor Erschütterung bebenden Stimme erloschen, als ein Mann von hoher gebieterischer Gestalt, der mit der höchsten Anmut den Mantel trug der ihn ganz umhüllte, in den Saal trat und diejenigen, welche sich hier fanden, höflich grüßte.

Doch mit dem ersten Blick fand sein stolzes, durchdringendes Auge den Prinzen mitten unter der Offizieren heraus. Er ging gerade auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

Der Prinz drückte diese Hand herzlich und beinahe ehrfurchtsvoll.«

Sie nannten sich einander Monseigneur.

Nach diesem kurzen Austausch von Höflichkeiten legte der Unbekannte seinen Mantel ab.

Er trug ein Wamms von Büffelleader, tuchene Beinkleider und lange lederne Stiefel.

Er war mit einem langen Degen bewaffnet, der einen Teil, nicht seines Costume, sondern seiner Glieder zu bilden schien, so leicht spielte er an seiner Seite; ein kleiner Dolch stak in seinem Gürtel, neben dem eine mit Papieren gefüllte Ledertasche hing.

In dem Augenblick, wo er seinen Mantel abwarf, konnte man die erwähnten langen Stiefel ganz von Staub und Kot befleckt sehen.

Seine von dem Blute seines Pferdes geröteten Sporen gaben nur noch einen düsteren Ton bei jedem Schritte von sich, den er auf den Platten machte.

Er nahm an der Ratstafel Platz und fragte:

»Nun, wie weit sind wir, Monseigneur?«

»Monseigneur«, antwortete der Schweigsame, »Ihr müßtet, als Ihr hierherkamet, sehen, daß die Straßen verrammelt sind.«

»Ich habe das bemerkt.«

»Und die Häuser mit Schießscharten versehen«, sagte ein Offizier.

»Was das betrifft, so konnte ich es nicht sehen, doch es ist eine gute Vorsichtsmaßregel.«

»Und die Ketten verdoppelt«, sagte ein Anderer.

»Vortrefflich«, erwiderte der Unbekannte mit sorglosem Tone.

»Monseigneur billigt diese Vorkehrungen zur Verteidigung nicht?« fragte eine Stimme, der Unruhe und Verdruss leicht anzumerken waren.

»Doch, doch«, sprach der Unbekannte, »aber ich glaube nicht, daß sie unter den Umständen, in denen wir uns befinden, sehr nützlich sind; sie ermüden die Soldaten und beunruhigen die Bürger. Ich denke, Ihr habt einen Angriffs- und Verteidigungsplan?«

»Wir erwarteten Monseigneur, um ihm denselben mitzuteilen«, antwortete der Bürgermeister.

»Sprecht, meine Herren, sprecht.«

»Monseigneur ist ein wenig spät gekommen, und mittlerweile mußte ich handeln lassen«, fügte der Prinz bei.

»Und Ihr habt wohl getan Monseigneur; man weiß überdies, daß Ihr, wenn Ihr handelt, gut handelt. Glaubt mir, ich habe meine Zeit auf dem Wege auch nicht verloren.«

Dann wandte er sich gegen die Bürger um.

»Wir wissen, daß sich eine Bewegung im Lager der Franzosen vorbereitet«, sprach der Bürgermeister, »sie treffen Anstalten zu einem Angriff; doch da wir nicht wissen, von welcher Seite der Angriff stattfinden wird, so haben wir unsere Kanonen so aufgepflanzt, daß sie gleichmäßig auf der ganzen Ausdehnung des Walles verteilt sind.«

»Das ist weise«, erwiderte der Unbekannte mit einem leichten Lächeln, wobei er verstohlen den Schweigsamen anschaute, der, obgleich ein Kriegsmann, schwieg und alle diese Bürger vom Krieg reden ließ.

»Dasselbe ist mit unsern bürgerlichen Truppen geschehen«, fuhr der Bürgermeister fort, »sie sind in doppelten Posten auf der ganzen Ausdehnung der Mauern verteilt und haben Befehl, auf

der Stelle nach dem Angriffspunkte zu eilen.«

Der Unbekannte antwortete nichts, er schien zu erwarten, daß der Prinz von Oranien ebenfalls spreche.

»Dann«, fügte der Bürgermeister bei, »doch es ist die Ansicht der Mehrzahl der Mitglieder des Rates, die Franzosen können unmöglich etwas Anderes im Schilde führen, als eine Finte.«

»Und in welcher Absicht diese Finte?« fragte der Unbekannte.

»In der Absicht, uns einzuschüchtern und uns zu einem gütlichen Vergleich zu bringen, der die Stadt in die Hände der Franzosen liefern würde.«

Der Unbekannte schaute abermals den Prinzen von Oranien an; man hätte glauben sollen, er wäre Allem dem, was vorging, fremd, mit einer solchen Gleichgültigkeit, welche beinahe der Verachtung gleichkam, hörte er alle diese Worte an.

»Man hat jedoch diesen Abend Vorkehrungen zum Angriff zu bemerken geglaubt«, sagte eine unruhige Stimme.

»Verdacht ohne Gewißheit«, erwiderte der Bürgermeister, »ich habe selbst das Lager mit einem vortrefflichen Fernglas, das von Straßburg kommt, untersucht; die Kanonen schienen an den Boden genagelt; die Menschen schickten sich ohne irgend eine Bewegung zum Schlafengehen an und der Herr Herzog von Anjou gab ein Mittagmahl in seinem Zelte.«

Der Unbekannte warf einen neuen Blick auf den Prinzen von Oranien; diesmal kam es ihm vor, als zöge ein leichtes Lächeln die Lippen des Schweigsamen zusammen, während seine Achseln mit einer kaum sichtbaren verächtlichen Bewegung dieses Lächeln begleiteten.

»Ei! meine Herren«, entgegnete der Unbekannte, »Ihr seid in einem völligen Irrtum begriffen; es ist kein heimlicher Angriff, was man in diesem Augenblick vorbereitet, sondern ein schöner Sturm, den Ihr auszuhalten habt.«

»Wahrhaftig?«

»Eure Pläne, so natürlich sie Euch vorkommen, sind unvollständig.«

»Aber, Monseigneur . . . « erwiderten die Bürger gedemütigt, daß man an ihren strategischen Kenntnissen zu zweifeln schien.

»Unvollständig«, fuhr der Unbekannte fort, »insofern als Ihr

einen Angriff erwartet und alle Eure Maßregeln für dieses Ereignis genommen habt.«

»Allerdings.«

»Nun! diesen Angriff, wenn Ihr mir glauben wollt, meine Herren . . . «

»Vollendet, Monseigneur.«

»Werdet Ihr nicht abwarten, sondern machen.«

»Das gefällt mir«, rief der Prinz von Oranien, »das heiÙe ich sprechen.«

»In diesem Augenblick«, fuhr der Unbekannte fort, welcher begriff, daÙ er nun eine Unterstützung beim Prinzen von Oranien finden würde, »in diesem Augenblick machen sich die Schiffe des Herzogs von Joyeuse segelfertig.«

»Woher wiÙt Ihr das?« riefen gleichzeitig der Bürgermeister und die andern Mitglieder des Rats.

»Ich weiÙ es«, erwiderte der Unbekannte.

Ein Gemurmel des Zweifels durchzog wie ein Hauch die Versammlung; aber so leicht es auch war, streifte es doch an den Ohren des gewandten Kriegsmannes hin, der auf die Szene eingeführt worden war, um hier aller Wahrscheinlichkeit nach die erste Rolle zu spielen.

»Zweifelt Ihr daran?« fragte er mit der größten Ruhe und wie ein Mensch der gewohnt ist, gegen alle die Befürchtungen, gegen alle die Vorurteile von Bürgern zu kämpfen.

»Wir zweifeln nicht daran, da Ihr es sagt, Monseigneur. Doch Eure Hoheit erlaube uns, ihr zu bemerken . . . «

»Sprecht.«

»Daß wenn dem so wäre . . . «

»Nun?«

»Wir Nachricht darüber hätten.«

»Durch wen?«

»Durch unsern Seespion.«

In diesem Augenblick trat ein Mensch, durch den Huissier geschoben, schwerfällig in den Saal ein, machte ehrfurchtsvoll ein paar Schritte auf den geglätteten Platten und ging halb auf den Bürgermeistern halb auf den Prinzen von Oraniens zu.

»Ah! ah!« sagte der Bürgermeister, »Du bist es, mein Freund.«

»Ich selbst, Herr Bürgermeister«, erwiderte der Eintretende.

»Monseigneur«, sprach der Bürgermeister, »dies ist der Mann, den wir auf Entdeckung ausgeschildt haben.«

Bei dem Wort Monseigneur, das nicht an den Prinzen von Oranien gerichtet war, machte der Spion eine Bewegung des Erstaunens und der Freude, und schritt hastig vor, um denjenigen besser zu sehen, welchen man mit diesem Titel bezeichnete.

Der Eintretende war einer von den flamändischen Seelauten deren Typus, als stark ausgeprägt, leicht erkennbar ist; viereckiger Kopf, blaue Augen, kurzer Hals und breite Schultern; er zerknitterte zwischen seinen dicken Händen seine feuchte Baumwollmütze, und als er nahe bei den Offizieren war, sah man, daß er eine breite Wasserspur auf den Platten zurückließ.

Seine schweren Kleider waren auch buchstäblich durchnäßt und triefend.

»Oh! oh! das ist ein Braver, der schwimmend zurückgekehrt ist«, sprach der Unbekannte, indem er den Matrosen mit der Gewohnheit der Autorität anschaute, die ihren Eindruck auf den Soldaten und den Diener nie verfehlt, weil sie zugleich den Befehl und die einschmeichelnde Freundlichkeit in sich schließt.

»Ja, Monseigneur, ja«, sprach der Matrose voll Eifer, »und die Schelde ist breit und reißend, Monseigneur.«

»Sprich, Goes, sprich«, fuhr der Unbekannte fort, der den Wert der Gunst wohl kannte, die er einem einfachen Matrosen dadurch zu Teil werden ließ, daß er ihn bei seinem Namen nannte.

Der Unbekannte schien von diesem Augenblick an, nur für Goes vorhanden zu sein, und dieser wandte sich auch an ihn, obgleich er von einem Andern abgesandt war und diesem Andern vielleicht von seinem Auftrag hätte Rechenschaft geben müssen, und sprach:

»Monseigneur, ich bin in meiner kleinsten Barke abgegangen; ich ruderte mit dem Losungswort durch die Sperrung, die wir mit Hilfe unserer Schiffe über die Schelde gezogen hatten, und fuhr bis zu diesen verdammten Franzosen. Ah! verzeiht, Monseigneur.«

Goes hielt inne.

»Immer zu«, sprach der Unbekannte lächelnd. »ich bin nur halb Franzose und werde folglich nur halb verdammt sein.«

»Also, Monseigneur, da Ihr mir zu verzeihen die Gnade habt . . . «

Der Unbekannte machte ein Zeichen mit dem Kopf. Goes fuhr fort:

»Während ich in der Nacht mit meinen in Linnen eingewickelten Rudern hinschiffte, hörte ich eine Stimme rufen:

»Holla, Barke, was wollt Ihr?«

Ich glaubte diese Aufforderung wäre an mich gerichtet und war im Begriff, dieses oder jenes zu antworten, als ich hinter mir schreien hörte:

»Admiralsbarke.«

Der Unbekannte schaute die Offiziere mit einem Zeichen des Kopfes an, das wohl bedeutete: Was habe ich Euch gesagt?

»In demselben Augenblick . . . « fuhr Goes fort, »und als ich umwendete wollte, fühlte ich einen furchtbaren Stoß; meine Barke sank unter; das Wasser bedeckte mir den Kopf; ich rollte in einen bodenlosen Abgrund; doch die Wirbel der Schelde erkannten in mir einen alten Freund und ich sah den Himmel wieder.«

»Dies war ganz einfach die Admiralsbarke, welche, Herr von Joyeuse an Bord führend, über mich hingegangen. Gott allein weiß, warum ich nicht zermalmt oder ertränkt worden bin.«

»Ich danke, braver Geos, ich danke«, sagte der Prinz von Oranien, glücklich, als er wahrnahm, daß sich seine Vorhersehungen verwirklicht hatten, »gehe und schweige.«

Und den Arm ausstreckend, legte er ihm eine Börse in die Hand.

Doch der Matrose schien noch etwas Anderes zu erwarten; dies war der Abschied des Unbekannten.

Dieser machte ihm auch ein wohlwollendes Zeichen mit der Hand, und Goes entfernte sich, sichtbar mehr erfreut über dieses Zeichen, als er es über das Geschenk des Prinzen von Oranien gewesen war.

»Nun!« fragte der Unbekannte den Bürgermeister, »was sagt Ihr zu diesem Berichte? Zweifelt Ihr noch, daß sich die Franzosen segelfertig machen, und glaubt Ihr, um die Nacht an Bord

zuzubringen, begeben sich Herr von Joyeuse aus dem Lager auf die Admiralsgaleere?»

»Ihr seid also ein Wahrsager, Monseigneur?« sprachen die Bürger.

»Nicht mehr als Monseigneur der Prinz von Oranien, der, wie ich fest überzeugt bin, in allen Dingen meiner Ansicht ist. Doch wie Seine Hoheit bin ich gut unterrichtet, und ich kenne besonders diejenigen, welche dort auf der andern Seite sind.«

Und er bezeichnete mit seiner Hand die Polders.

»Ich wäre somit«, fuhr er fort, »sehr erstaunt gewesen, wenn ich sie nicht in dieser Nacht hätte angreifen sehen . . . Haltet Euch also bereit, meine Herren, denn wenn Ihr ihnen die Zeit gönnt, werden sie Euch ernstlich anweisen.«

»Diese Herren werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich vor Eurer Ankunft, Monseigneur, gerade so zu ihnen sprach, wie Ihr nun sprecht.«

»Aber wie glaubt Monseigneur, daß die Franzosen angreifen werden?« fragte der Bürgermeister.

»Folgendes sind die Wahrscheinlichkeiten: die Infanterie ist katholisch, sie wird sich allein schlagen. Das heißt, sie wird nur auf einer Seite angreifen. Die Cavalerie ist calvinistisch und wird sich auch allein schlagen. Zwei Seiten. Die Marine gehört Herrn von Joyeuse, er kommt von Paris; der Hof weiß, in welcher Absicht er abgegangen ist, er wird seinen Anteil am Kampf und am Ruhm haben wollen. Drei Seiten.«

»Machen wir also drei Corps«, sagte der Bürgermeister.

»Macht eines, meine Herren, macht eines mit Allem was Ihr an besten Soldaten habt, und laßt diejenigen, an denen Ihr im offenen Felde zweifelt, zur Bewachung Eurer Mauern zurück. Mit diesem Corps unternimmt sodann einen kräftigen Ausfall in dem Augenblick, wo es die Franzosen am wenigsten erwarten werden. Sie glauben anzugreifen, man muß ihnen zuvorkommen und sie angreifen, wenn Ihr sie beim Sturm erwartet, so seid Ihr verloren, da die Franzosen beim Sturm nicht ihres Gleichen haben, wie Ihr, meine Herren, nicht Eures Gleichen habt, wenn Ihr im freien Feld die Zugänge Eurer Stadt verteidigt.«

Die Stirne der Flamänder strahlte.

»Was sagte ich, meine Herren?« fragte der Schweigsame.

»Es ist eine große Ehre für mich«, sprach der Unbekannte, »wenn ich, ohne es zu wissen, derselben Ansicht gewesen bin, wie der erste Feldherr seines Jahrhunderts.«

Beide verbeugten sich höflich.

»Das ist also verabredet«, fuhr der Unbekannte fort, »Ihr macht einen wütenden Ausfall auf die Infanterie und die Cavalerie. Ich hoffe, Eure Offiziere werden diesen Ausfall so führen, daß Ihr die Belagernden zurückwerft.«

»Aber ihre Schiffe, ihre Schiffe«, sagte der Bürgermeister, »sie werden unsere Sperrung forcieren, und, da der Wind Nordwest ist, in zwei Stunden in der Stadt sein.«

»Ihr habt selbst sechs alte Schiffe und dreißig Barken in Sainte-Marie, eine Stunde von hier, nicht wahr? Das ist Eure Seebarrikade, das ist Eure Kette, die die Schelde schließt.«

»Ja, Monseigneur, so ist es. Woher kennt Ihr alle diese Einzelheiten?«

Der Unbekannte lächelte.

»Ich kenne sie, wie Ihr seht«, sagte er, »dort ruht das Schicksal der Schlacht.«

»Dann muß man unsern braven Seeleuten Verstärkung schicken«, sprach der Bürgermeister.

»Im Gegenteil, Ihr könnt noch über vier hundert Mann verfügen, welche dort waren; zwanzig verständige, brave, ergebene Leute werden genügen.«

Die Antwerpener rissen die Augen weit auf.

»Wollt Ihr die ganze französische Flotte auf Kosten Eurer sechs alten Schiffe und Eurer dreißig alten Barken zerstören?« fragte der Unbekannte.

»Hm!« machten die Antwerpener, indem sie sich einander anschauten, »unsere Schiffe und Barken sind nicht so gar alt.«

»Nun, so schätzt sie, man wird Euch ihren Wert bezahlen.«

»Seht«, sagte ganz leise der Schweigsame zum Unbekannten, »das sind die Menschen, mit denen ich jeden Tag zu kämpfen habe. Oh! wären nur die Ereignisse, so hätte ich sie längst überwunden.«

»Sprecht, meine Herren«, sagte der Unbekannte, in dem er seine Hand an seine lederne Tasche legte, welche, wie gesagt, ganz vollgepfropft war, »schätzt geschwinde; Ihr sollt in Wechseln auf Euch selbst bezahlt werden, die Ihr hoffentlich gut finden werdet.«

»Monseigneur«, sagte der Bürgermeister, nachdem er sich einen Augenblick mit den Viertelsherren, den Zehnern und den Hundertern beraten hatte, »wir sind Kaufleute und keine Männer vom hohen Adel, Ihr müßt uns also ein gewisses Zögern vergeben, denn seht Ihr, unsere Seele ist nicht in unserem Körper, sondern in unseren Comptoirs. Doch es gibt gewisse Umstände, wo wir für das allgemeine Beste Opfer zu bringen wissen. Verfügt also über unsere Schiffe, wie es Euch gut dünkt.«

»Meiner Treue, Monseigneur«, sagte der Schweigsame, »Ihr wißt das gut zu machen, ich hätte sechs Monate gebraucht, um von ihnen zu erlangen, was Ihr in zehn Minuten erreicht habe.«

»Ich verfüge also über Eure Sperrung, doch hört, wie ich darüber verfüge.«

»Die Franzosen, den Admiral an ihrer Spitze, werden den Durchgang zu forcieren suchen. Ich verdopple die Ketten der Sperrung, indem ich ihnen genug Länge lasse, daß die Flotte mitten zwischen Eure Barken und Eure Schiffe einzufahren kommt. Dann schleudern von Euren Barken und Euren Schiffen die zwanzig Braven, die ich zurückgelassen Schiffshaken, und wenn sie diese Schiffshaken geworfen haben, entfliehen sie, nachdem sie zuvor Eure mit entzündbaren Stoffen beladene Sperrung in Brand gesteckt.«

»Und Ihr versteht«, rief der Schweigsame, »die ganze französische Flotte verbrennt.«

»Ja, die ganze«, sprach der Unbekannte, »dann kein Rückzug mehr zur See, dann kein Rückzug mehr durch die Polders, denn Ihr laßt die Schleusen von Mecheln, von Berchem, von Lier, von Düffel und von Antwerpen los. Zuerst von Euch zurückgetrieben, dann von Euren durchbrechenden Dämmen verfolgt, von allen Seiten umhüllt, von der unerwarteten, stets wachsenden Flut, von dem Meer, das nur eine Strömung und keine Gegenströmung haben wird, werden die Franzosen ertränkt, vernichtet sein.«

Die Offiziere stießen einen Freudenschrei aus.

»Es ist nur eine Schwierigkeit hierbei«, sagte der Prinz.

Welche, Monseigneur?« fragte der Unbekannte.

»Man hätte einen ganzen Tag nötig, um die verschiedenen Befehle an die verschiedenen Städte zu expedieren, und wir haben nur eine Stunde.«

»Eine Stunde genügt«, erwiderte derjenige, welchen man Monseigneur nannte.

»Aber wer wird die Flottille benachrichtigen?«

»Sie ist benachrichtigt.«

»Durch wen?«

»Durch mich. Hätten sich diese Herren geweigert, mir sie zu geben, so würde ich sie ihnen abgekauft haben.«

»Aber Mecheln, Lier, Düffel?«

»Ich bin durch Mecheln und Lier gekommen und habe einen sichern Agenten nach Düffel geschickt. Um elf Uhr sind die Franzosen geschlagen, um Mitternacht ist die Flotte verbrannt, um ein Uhr sind die Franzosen in vollem Rückzug begriffen, um zwei Uhr durchbricht Mecheln seine Dämme, öffnet Lier seine Schleusen, schleudert Düffel seine Kanäle aus ihrem Bett; dann wird allerdings die Ebene ein wütender Ozean werden, der Häuser, Felder Waldungen, Dörfer ersäuft, zugleich aber auch, ich wiederhole es, die Franzosen ersäufen wird, und zwar so, daß nicht einer von ihnen nach Frankreich zurückkehrt.«

Diese Worte wurden mit Bewunderung, beinahe mit Schrecken aufgenommen; dann brachen die Flamänder in einen Beifallssturm aus.

Der Prinz von Oranien machte zwei Schritte gegen den Unbekanntem reichte ihm die Hand und sprach:

»So ist also Alles von uns aus bereit, Monseigneur.«

»Alles«, antwortete der Unbekannte. »Und seht, auf Seiten der Franzosen ist, glaube ich, auch Alles bereit.«

Und er deutete mit dem Finger auf einen Offizier, der eben den Türvorhang aufhob.

»Eure Hoheiten und meine Herren«, sprach der Offizier, »man meldet uns so eben, daß die Franzosen auf dem Marsch sind und

gegen die Stadt vorrücken.«

»Zu den Waffen!« rief der Bürgermeister.

»Zu den Waffen!« wiederholten die Anwesenden.

»Wartet einen Augenblick, meine Herren«, unterbrach sie der Unbekannte mit seiner männlichen und gebieterischen Stimme, »Ihr vergeßt, mich Euch eine letzte Ermahnung geben zu lassen, die noch wichtiger ist, als alle anderen.«

»Tut das! tut das!« riefen alle Stimmen.

»Die Franzosen sollen überfallen werden, es wird also kein Kampf, es wird ein Rückzug, eine Flucht werden; um sie zu verfolgen, müßt Ihr leicht sein. Die Panzer herab, alle Wetter! Eure Panzer sind es, in denen Ihr Euch nicht rühren könnt, durch die Ihr alle Schlachten, in denen Ihr unterlegen seid, verloren habt. Eure Panzer herab, meine Herren.«

Und der Unbekannte zeigte seine breite Brust, welche nur durch ein Koller von Büffelleider geschützt war.

»Wir werden uns bei den Streichen wiedersehen, meine Herren Kapitäne«, fuhr der Unbekannte fort, »mittlerweile begeben Euch auf den Rathausplatz, wo Ihr Eure Leute aufgestellt findet. Wir folgen Euch dahin.«

»Ich danke Euch, Monseigneur«, sprach der Prinz zu dem Unbekannten, »Ihr habt zugleich Belgien und Holland gerettet.«

»Prinz, Ihr seid zu gütig«, erwiderte dieser.

»Wird sich Eure Hoheit herbeilassen, das Schwert gegen die Franzosen zu ziehen?« fragte der Prinz.

»Ich werde es so einrichten, daß ich den Hugenotten gegenüber kämpfe«, erwiderte der Unbekannte, indem er sich mit einem Lächeln verbeugte, um das ihn sein düsterer Gefährte beneidet hätte, und das Gott allein verstand.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Franzosen und Flamänder.

Im Augenblick, wo der ganze Rat das Stadthaus verließ und die Offiziere sich an die Spitze ihrer Mannschaft stellten, um die Befehle des unbekanntenen Führers zu vollziehen, der von der Vorsehung selbst den Flamändern zugeschickt zu sein schien, erscholl ein langes kreisförmiges Geräusch, das die ganze Stadt zu umhüllen schien und faßte sich in einem einzigen gewaltigen Schrei zusammen.

Zu derselben Zeit donnerte die Artillerie.

Diese Artillerie überfiel die Franzosen mitten auf ihrem nächtlichen Marsch, und während sie selbst zu überrumpeln glaubten. Doch statt ihren Marsch aufzuhalten beschleunigte sie denselben.

Konnte man die Stadt nicht durch Überrumpelung und durch Ersteigung mit Sturmleitern nehmen, so konnte man doch, wie wir es den König von Navarra in Cahors haben machen sehen, den Graben mit Faschinen füllen und die Tore durch Petarden sprengen.

Die Kanonen auf den Wällen setzten ihr Feuer ununterbrochen fort, doch in der Nacht war ihre Wirkung beinahe nichts. Nachdem sie durch Geschrei das Geschrei ihrer Gegner erwidert hatten, rückten die Franzosen in der Stille mit der ihnen beim Angriff eigentümlichen glühenden Unerschrockenheit vor.

Doch plötzlich öffneten sich die Tore und Schlupfporten, und von allen Seiten stürzen bewaffnete Leute hervor; nur ist es nicht das feurige Ungestüm der Franzosen, was sie belebt, sondern eine Art von schwerfälliger Trunkenheit, die den Krieger in seiner Bewegung nicht hemmt, wohl aber ihn massenhaft macht wie eine rollende Mauer.

Es waren die Flamänder, die in geschlossenen Bataillons, in gedrängten Gruppen vorrückten, über denen eine mehr geräuschvolle als furchtbare Artillerie fortwährend donnerte.

Nun entspinnt sich der Kampf Fuß an Fuß, das Schwert und

das Messer schlagen aneinander, die Pike und die Degenklinge streifen sich, der Pistolenschuß und das Feuer der Büchsen erleuchten die von Blut geröteten Gesichter.

Kein Schrei, kein Murren, keine Klage: der Flamänder schlägt sich mit Grimm, der Franzose mit Trotz. Der Flamänder ist wütend, daß er sich zu schlagen hat, denn er schlägt sich weder, weil es sein Gewerbe ist, noch zu seinem Vergnügen. Der Franzose ist wütend, weil man ihn angegriffen hat, während er angreifen wollte.

In dem Augenblick, wo man mit der Erbitterung, die wir vergebens zu schildern versuchen würden, handgemein wird, vernimmt man hastig auf einander folgende Schüsse auf der Seite von Sainte-Marie, und es erhebt sich über der Stadt ein Schein, wie ein Flammenbusch. Es ist Joyeuse, der die Barriere, welche die Schelde beschützt, forciert eine Diversion machen und mit seiner Flotte bis in das Herz von Antwerpen eindringen wird.

Dies hoffen wenigstens die Franzosen.

Doch dem ist nicht so.

Von einem Westwinde, das heißt von dem bei einem solchen Unternehmen günstigsten Wind getrieben, hatte Joyeuse die Anker gelichtet und sich, die Admiralsgaleere an der Spitze, dieser Brise überlassen, die ihn trotz der Strömung fortführte. Alles war zum Kampf bereit; seine mit ihren Entersäbeln bewaffneten Soldaten standen auf dem Hinterteil. Seine Kanoniere waren mit angezündeten Luntten bei ihren Stücken, seine Mastwächter mit Granaten in den Mastkörben; die Elitematrosen endlich hielten sich mit Äxten bewaffnet bereit, aus die feindlichen Schiffe und Barken zu springen und Ketten und Seile zu durchhauen, um eine Öffnung für die Flotte zu machen.

Man rückte in der Stille vor. In Form eines Keils geordnet, dessen spitzigsten Winkel die Admiralsgaleere bildete, schienen die sieben Schiffe von Joyeuse ein über das Wasser hin gleitende Truppe riesiger Gespenster zu sein. Der junge Mann, dessen Posten auf seiner Quartbank war, hatte nicht hier bleiben können. Mit einer prächtigen Rüstung angetan, hatte er auf der Galeere den Platz des ersten Lieutenant eingenommen; er beugte sich über das Bugspriet und sein Auge schien die Nebel des Flusses und die Tiefe der Nacht durchdringen zu wollen.

Bald sah er durch diese doppelte Dunkelheit den Damm erscheinen, der sich düster quer durch den Fluß ausstreckte. Er schien öde und verlassen, lag in diesem Lande der Hinterhalte etwas Furchtbares in dieser Einsamkeit und Verlassenheit.

Man rückte indessen immer fort; man war ungefähr auf zehn Kabellängen von der Sperrung und in jeder Sekunde kam man ihr näher, ohne daß noch einziges *Wer da!* an die Ohren der Franzosen geklungen hatte.

Die Matrosen sahen in dieser Stille nur eine Nachlässigkeit, über die sie sich freuten; vorsichtiger als die Anderen, vermutete der junge Admiral eine List, über die er erschrak.

Endlich drang die Admiralsgaleere mitten in das Takelwerk der zwei Schiffe, welche das Zentrum der Sperrung bildeten, trieb sie vor sich her, und schob in der Mitte diesen ganzen biegsamen Damm zurück, dessen Abteilung durch Ketten mit einander verbunden waren, und der, indem er nachgab, ohne zu brechen, sich an die Flanken der Schiffe anlegend dieselbe Form annahm, welche diese Schiffe selbst boten.

Plötzlich und in dem Augenblick, wo die Axträger Befehl erhielten, hinabzusteigen, um die Sperrung zu durchbrechen, klammerte sich, von unsichtbaren Händen geworfen, eine Menge von Schiffshaken an dem Takelwerk der französischen Schiffe an.

Die Flamänder kamen dem Manoeuvre der Franzosen zuvor, indem sie das taten, was diese tun wollten.

Joyeuse glaubte, seine Feinde bieten ihm einen heftigen Kampf, und er nahm ihn an. Die von seiner Seite geworfenen Haken verbanden durch eiserne Knoten die feindlichen Schiffe mit den seinigen. Er riß eine Axt aus den Händen einen Matrosen, sprang zuerst auf dasjenige von den Schiffen, das er mit einer sichereren Fessel festhielt, und rief: »Entert! entert!«

Seine ganze Mannschaft folgte ihm, und Offiziere und Matrosen stießen denselben Schrei aus; doch kein Schrei erwiderte den seinigen, keine Macht widersetzte sich seinem Angriff.

Man sah nur drei mit Menschen beladene Barken schweigsam, wie drei verspätete Seevögel, über den Fluß hingleiten.

Diese Barken entflohen mit kräftigen Ruderschlag, diese Vögel entfernten sich im schnellsten Fluge.

Die Angreifenden blieben unbeweglich auf den Schiffen, die sie ohne Kampf erobert hatten.

Es war dasselbe auf der ganzen Linie.

Plötzlich hörte Joyeuse unter sich ein dumpfes Brummen und ein Schwefelgeruch verbreitete sich in der Luft.

Ein Gedanke durchzuckte seinen Geiste er hob eine Luke auf: die Eingeweide des Schiffes brannten.

Im Augenblick erscholl der Ruf: »Auf die Schiffe! auf die Schiffe! auf der ganzen Linie.«

Jeder stieg hastiger hinauf, als er herabgestiegen war; Joyeuse der zuerst herabgesprungen, stieg zuletzt hinauf.

In der Sekunde, wo er die Wand seiner Galeere erreichte, sprengte die Flamme das Verdeck des Schiffes, das er verließ.«

Dann wirbelten wie aus zwanzig Vulkanen Flammen empor; jede Barke, jede Schlupe, jeden Boot war ein Krater; die französische Flotte schien von ihren höheren Verdecken herab einen Feuerschlund zu beherrschen.

Es wurde Befehl gegeben, das Takelwerk abzuhaufen, die Ketten zu durchbrechen, die Haken zu zerschmettern; die Matrosen stürzten in die Tauen mit der Geschwindigkeit von Menschen, welche überzeugt sind, daß ihre Rettung von der Eile abhängt.

Aber die Arbeit war ungeheuer; vielleicht hätte man die von den Feinden auf die französische Flotte geworfenen Haken losgemacht; doch es blieben noch diejenigen, welche von der französischen Flotte auf die feindlichen Schiffe geworfen worden waren.

Plötzlich hörte man ein zwanzigfaches Donnern; die französischen Schiffe zitterten in ihrem Gebälke, ächzten in ihrer Tiefe.

Es waren die Kanonen, die den Damm verteidigten, und bis an die Mündung geladen und von den Antwerpenern verlassen, von selbst losgingen, wie sie das Feuer erreichte, und Alles, was sich in ihrer Richtung fand, ohne Verstand zertrümmerten, aber immerhin zertrümmerten.

Die Flammen stiegen wie riesige Schlangen an den Masten hinauf umschlangen die Rahen und leckten dann mit ihren

spitzigen Zungen an den kupfernen Flanken der französischen Schiffe.

Joyeuse, mit seiner herrlichen mit Gold damaszierten Rüstung, glich, ruhig und mit gebieterischer Stimme seine Befehle mitten unter diesen Flammen verteilend, einem von den fabelhaften Salamandern mit Millionen von Schuppen, welche bei jeder Bewegung, die sie machten, einen Funkenstaub ausschüttelten.

Doch bald wurde das Gekrache heftiger, niederschmetternder; es donnerten nicht mehr die Kanonen, sondern die Pulverkammern fingen Feuer, die Schiffe selbst flogen in Trümmer.

So lange er die tödlichen Bande, die ihn mit seinen Feinden verknüpften, zu sprengen hoffte, kämpfte Joyeuse noch er hatte keine Hoffnung mehr, daß es ihm gelingen würde; die Flamme hatte die französischen Schiffe erreicht, und bei jedem Schiffe, welches sprang, fiel ein Feuerregen, dem Bouquet eines Kunstfeuerwerks ähnlich, auf das Verdeck herab.

Nur war dieses Feuer das griechische, das unversöhnliche Feuer, das sich mit dem vermehrt, was die andern Feuer auslöscht, und seine Beute bis in die Tiefe des Wassers verzehrt.

Die Antwerpener Schiffe hatten zerspringend die Dämme durchbrochen; aber die französischen Schiffe fielen, statt ihren Weg fortzusetzen, selbst ganz in Flammen ab und rissen einige Trümmer des zerfressenden Branders nach, der sie mit seinen Flammenarmen gepackt hatte.

Joyeuse begriff, daß kein Kampf mehr möglich war; er befahl, alle Boote auszusetzen und am linken Ufer zu landen.

Der Befehl wurde den andern Schiffen mit Hilfe eines Sprachrohres mitgeteilt; diejenigen, welche, ihn nicht hörten, hatten instinkartig denselben Gedanken.

Die ganze Mannschaft wurde bis auf den letzten Matrosen eingeschifft, ehe Joyeuse das Verdeck seiner Galeere verließ.

Seine Kaltblütigkeit schien Jedermann Kaltblütigkeit zu verleihen, jeder von seinen Seeleuten hatte seine Axt oder seinen Entersäbel in der Faust.

Ehe er das Ufer des Flusses erreicht hatte, sprang die Admiralsgaleere in die Luft und beleuchtete auf der einen Seite

die Silhouette der Stadt und auf der andern den ungeheuren Horizont des Flusses, der sich, immer weiter werdend, auf dem Meer verlor.

Mittlerweile hatte die Artillerie der Wälle ihr Feuer eingestellt; nicht als hätte sich die Mut des Kampfes vermindert, sondern im Gegenteil, seitdem die Franzosen und Flamänder handgemein geworden waren, konnte man nicht mehr auf die Einen schießen, ohne auf die Andern zu schießen.

Die calvinistische Cavalerie hatte ebenfalls Wunder verrichtend angegriffen; vor dem Schwerte ihrer Reiter öffnet sie, unter den Hufen ihrer Pferde zermalmt sie; aber die verwundeten Flamänder schlitzten den Pferden mit ihren breiten Messern den Bauch auf.

Trotz dieser glänzenden Cavaleriecharge, geraten die französischen Kolonnen ein wenig in Unordnung, und sie behaupten sich nur noch, statt vorzurücken, während aus den Toren der Stadt unablässig frische Bataillons hervorkommen, die sich auf die Armee des Herzogs von Anjou werfen.

Plötzlich vernimmt man einen gewaltigen Lärmen beinahe unter den Mauern der Stadt; der Ruf »Anjou! Anjou! Frankreich! Frankreich!« erschallt auf den Flanken der Antwerpener, und ein furchtbarer Stoß erschüttert diese ganze eng geschlossene Masse.

Joyeuse ist es, der diese Bewegung verursacht; seine Matrosen sind es, die diese Schreie ausstoßen, fünfzehn hundert mit Äxten und kurzen Säbeln bewaffnete Leute fallen, angeführt von Joyeuse, dem man ein herrenloses Pferd gebracht hat, plötzlich über die Flamänder her; sie haben ihre in Flammen stehende Flotte und zweihundert verbrannte oder ertränkte Kameraden zu rächen.

Sie stellten sich nicht in Schlachtordnung, sondern sie stürzten auf die erste Gruppe los, die sie an ihrer Sprache und ihrer Tracht als feindlich erkannten.

Niemand handhabte besser als Joyeuse sein langes Schlachtschwert; sein Faustgelenk drehte sich wie ein stählernes Rad und jeder Hieb spaltete einen Schädel, jeder Stoß durchbohrte einen Mann.

Die flamändische Gruppe, über die Joyeuse herfiel, wurde

verzehrt wie ein Getreidekorn durch eine Legion von Ameisen.

Trunken durch diesen ersten Sieg, drangen die Matrosen vorwärts.

Während sie Terrain gewannen, verlor die calvinistische Cavalerie allmählich, umhüllt von diesen Menschenströmen; doch die Infanterie kämpfte fortwährend Leib an Leib mit den Flamändern.

Der Prinz hatte den Brand der Flotte wie einen entfernten Schein erschaut, er hatte den Donner der Kanonen und das Krachen der zerspringenden Schiffe gehört, ohne etwas Anderes zu ahnen, als einen erbitterten Kampf der sich auf dieser Seite natürlich durch den Sieg von Joyeuse endigen mußte; er konnte unmöglich glauben, einige flamändische Schiffe stritten mit einer französischen Flotte.

Er erwartete daher jeden Augenblick eine Diversion durch Joyeuse, als man ihm plötzlich meldete, die Flotte sei zerstört und Joyeuse und seine Matrosen griffen mitten unter den Flamändern an.

Nun erfaßte den Prinzen eine große Unruhe: die Flotte war der Rückzug und folglich die Sicherheit der Armee.

Der Herzog schickte an die calvinistische Reiterei den Befehl ab, eine neue Charge zu versuchen, und die erschöpften Reiter und Pferde sammelten sich, um sich abermals aus die Antwerpener zu stürzen.

Mitten unter dem Gemenge hörte man die Stimme von Herrn von Joyeuse rufen: »Haltet fest, Herr von Saint-Aignan, Frankreich! Frankreich!«

Und wie ein Mäher, der ein Kornfeld angreift, schwang er sein Schwert in der Luft, ließ es niedersinken und legte zu seinen Füßen seine Menschenernte; der schwache Günstling, der zarte Sybarite schien mit seinem Panzer die fabelhafte Stärke des nemäischen Herkules angetan zu haben.

Und die Infanterie, welche diese den Lärmen beherrschende Stimme hörte, die dieses die Nacht erleuchtende Schwert erblickte, die Infanterie faßte wieder Mut und kehrte mit neuer Anstrengung, wie die Reiterei, in den Kampf zurück.

Da aber ritt der Mann, den man Monseigneur nannte, auf einem

schönen Rappen aus der Stadt.

Er trug eine schwarze Rüstung, nämlich Helm, Armschienen, Panzer und Beinschienen von poliertem Stahl, und es folgten ihm fünfhundert Reiter auf vortrefflichen Pferden, die der Prinz von Oranien zu seiner Verfügung gestellt hatte.

Der Reiter mit den schwarzen Waffen eilte dahin, wo das größte Gedränge stattfand; das war der Ort, wo Joyeuse mit seinen Matrosen kämpfte.

Die Flamänder erkannten ihn, traten vor ihm auf die Seite und riefen freudig: »Monseigneur! Monseigneur!« Joyeuse und seine Matrosen fühlten, wie der Feind auf die Seite wich, sie hörten dieses Geschrei und fanden sich plötzlich dieser neuen Truppe gegenüber, welche unversehens und wie durch einen Zauber vor ihnen erschien.

Joyeuse trieb sein Pferd gegen den schwarzen Reiter, und Beide trafen mit einer finsternen Erbitterung zusammen.

Bei dem ersten Zusammenschlagen ihrer Schwerter entwickelte sich eine Garbe von Funken.

Auf die Festigkeit seiner Rüstung und auf seine Gewandtheit in der Fechtkunst vertrauend, führte Joyeuse mächtige Streiche, welche geschickt pariert wurden. Zu gleicher Zeit traf ihn das Schwert seines Gegners auf die volle Brust, glitt auf dem Panzer hin, drang durch den Zwischenraum der Rüstung ein; und es spritzten ein paar Tropfen Blut aus seiner Schulter.

»Ah!« rief der junge Admiral, als er die Spitze des Schwertes fühlte, »dieser Mann ist ein Franzose, mehr noch, er hat das Fechten unter demselben Meister gelernt wie ich.«

Bei diesen Worten sah man, wie der Unbekannte sich abwandte und sich auf einen andern Punkt zu werfen suchte.

»Wenn Du ein Franzose bist, so bist Du ein Verräter«, tief ihm Joyeuse zu, »denn Du kämpfst gegen Deinen König, gegen Dein Vaterland, gegen Deine Fahne.«

Der Unbekannte antwortete nur, indem er sich umwandte und Joyeuse wütend angriff.

Aber diesmal war Joyeuse gewarnt und wußte, mit welchem geschickten Degen er es zu tun hatte. Er parierte hinter einander drei bis vier Streiche, die mit eben so viel Geschicklichkeit als

Wut, mit eben so viel Kraft als Stärke geführt wurden.

Der Unbekannte machte nun eine Bewegung des Rückzugs.

»Halt«, rief ihm der junge Mann zu, »seht, was man tut, wenn man sich für sein Vaterland schlägt; ein reines Herz und ein redlicher Arm genügen, um Einen Kopf ohne Helm, eine Stirne ohne Visier zu beschützen.«

Und er riß die Agraffen seines Helmes auf, schleuderte ihn weit von sich und entblößte seinen edlen, schönen Kopf, dessen Augen von Kraft, Stolz und Jugend glänzten.

Statt mit der Stimme zu antwortete oder das gegebene Beispiel zu befolgen, stieß der Reiter mit der schwarzen Rüstung ein dumpfes Gebrülle aus und erhob sein Schwert über diesem entblößten Haupt.

»Ah!« rief Joyeuse, während er parierte, »ich sagte es wohl, Du bist ein Verräter und sollst als Verräter sterben.«

Und ihn hart bedrängend, versetzte er ihm hinter einander zwei bis drei Stöße mit der Schwertspitze, von denen einer durch eine Öffnung des Helmvisirs eindrang.

»Oh! ich werde Dich töten«, sagte der junge Mann, »und Dir den Helm entreißen, der Dich beschützt und so gut verbirgt, und dann am ersten Baum aufhängen den ich an der Straße finde.«

Der Unbekannte wollte einen Gegenstoß tun, als ein Cavalier, der eben zu ihm herangeritten war, sich an sein Ohr neigte und zu ihm sagte:

»Monseigneur, kein Scharmützel mehr, Eure Gegenwart ist dort ersprießlicher.«

Der Unbekannte folgte mit den Augen der von der Hand des Andern angegebenen Richtung und sah die Flamänder vor der calvinistischen Cavalerie zögern.

»In der Tat«, sagte er mit düsterem Tone, »dort sind diejenigen, die ich suchte.«

In diesem Augenblick fiel eine Woge von Reitern über die Matrosen von Joyeuse her, welche müde, ohne Unterlaß mit ihren Riesenwaffen zu schlagen, den ersten Schritt rückwärts machten.

Der schwarze Reiter benützte diese Bewegung, um im Gemenge und in der Dunkelheit zu verschwinden . . .

~~~~~

Eine Viertelstunde nachher wichen die Franzosen auf allen Punkten und suchten sich zurückzuziehen, ohne zu fliehen.

Herr von Saint-Aignan ergriff alle Maßregeln, um von seinen Leuten einen Rückzug in guter Ordnung zu erlangen.

Doch eine neue Treppe von fünfhundert Pferden und zweitausend Mann Fußvolk rückte ganz frisch aus der Stadt hervor und fiel über die schon ermattete und im Rückmarsch begriffene Armee her. Es waren die alten Banden des Prinzen von Oranien, die nach und nach gegen den Herzog von Alba, gegen Don Juan, gegen Requesens und gegen Alexander Farnese gestritten hatten.

Da mußte man sich entschließen, das Schlachtfeld zu verlassen und seinen Rückzug zu Land zu nehmen. da die Flotte, auf die man eintretenden Falles rechnete, zerstört war.

Trotz der Kaltblütigkeit der Führer, trotz der Tapferkeit der Mehrzahl, begann eine Flucht in gräßlicher Unordnung.

In diesem Augenblick fiel der Unbekannte mit seiner Reiterei über die Flüchtlinge her und traf abermals bei der Nachhut Joyeuse mit seinen Matrosen von denen er zwei Drittel auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hatte.

Der junge Admiral ritt sein drittes Pferd, da ihm die andern getötet worden waren. Sein Schwert war zerbrochen und er hatte aus den Händen eines verwundeten Matrosen eine von den gewichtigen Enteräxten genommen; die er mit derselben Leichtigkeit um sein Haupt schwang, mit der nur ein Schleuderer seine Schleuder schwingen konnte.

Von Zeit zu Zeit wandte er sich um und machte Fronte, jenen Keilern ähnlich, die sich nicht zur Flucht entschließen können und in Verzweiflung gegen den Jäger zurückkehren.

Die Flamänder, welche gemäß der Ermahnung desjenigen, den sie Monseigneur nannten, ohne Panzer kämpften, waren leicht und behende in der Verfolgung und gaben der Armee von Anjou nicht eine Sekunde Rast.

Etwas wie ein Gewissensvorwurf oder wenigstens wie ein Zweifel erfaßte das Herz des Unbekannten diesem großen Unglück gegenüber.

»Genug, meine Herren, genug«, sagte er in französischer

Sprache zu seinen Leuten, »sie sind diesen Abend von Antwerpen vertrieben und werden in acht Tagen aus Flandern vertrieben sein; verlangen wir nicht mehr vom Gott der Heere.«

»Ah! es war ein Franzose, es war ein Franzose«, rief Joyeuse, »ah! ich hatte es vermutet, Verräter. Ah! sei verflucht und möchtest Du den Tod der Verräter sterben.«

Diese wütende Verwünschung schien den Mann zu entmutigen, den tausend gegen ihn erhobene Schwerter nicht hatten einschüchtern können; er wandte sein Pferd, und der Sieger floh beinahe eben so schnell, als die Besiegten.

Doch dieser Rückzug eines Einzigen änderte nichts am Angesicht der Dinge: die Furcht ist ansteckend, sie hatte die ganze Armee ergriffen, und unter dem Gewichte eines wahnsinnigen Schreckens fingen die Soldaten an in Verzweiflung zu fliehen.

Die Pferde belebten sich trotz der Müdigkeit, denn auch sie schienen unter dem Einfluß der Angst zu stehen; die Mannschaft zerstreute sich, um Zufluchtsorte zu suchen: in einigen Stunden war die Armee nicht mehr im Zustande einer Armee vorhanden.

Dies war der Augenblick, wo nach dem Befehle von Monseigneur die Dämme sich öffneten und die Schleusen aufgezogen wurden. Von Lier bis Termond, von Haesdonk bis Mecheln, schickte jeder kleine Fluß, vergrößert durch seine Beiflüsse, jeder überströmende Kanal sein Kontingent an wütendem Wasser auf das Plattland.

Als die flüchtigen Franzosen, nachdem sie ihre Feinde ermüdet, Halt zu machen anfangen, als sie endlich die Antwerpener nach ihrer Stadt, gefolgt von den Soldaten des Prinzen von Oranien, zurückkehren sahen, als diejenigen, welche unversehrt dem Blutbade in der Nacht entgangen waren, sich gerettet glaubten und einen Augenblick atmeten, die Einen unter Gebeten die Anderen unter Gotteslästerungen, da entfesselte sich zur selben Stunde ein neuer, blinder, unbarmherziger Feind gegen sie, mit der Schnelligkeit des Windes, mit dem Ungestüm des Meeres; doch so nahe über ihrem Haupte die Gefahr schwebte, hatten die Flüchtlinge doch noch keine Ahnung von dem neuen Ungewitter, das sie zu umhüllen anfang.



Joyeuse hatte seinen auf achthundert Mann zusammengeschmolzenen Matrosen den Einzigen, welche noch eine gewisse Ordnung behaupteten, einen Halt befohlen.

Keuchend, ohne Stimme, nur noch durch drohend Gebärden sprechend, versuchte es der Graf von Saint-Aignan, sein zerstreutes Fußvolk wieder zu sammeln.

An der Spitze der Flüchtlinge, auf einem vortrefflichen Pferde reitend und begleitet von einem Bedienten, der ein anderes an der Hand hielt, jagte der Herzog von Anjou fort und fort, ohne daß er an irgend etwas zu denken schien.

»Der Elende hat kein Herz«, sagten die Einen.

»Der Tapfere ist herrlich in seiner Kaltblütigkeit«, sagten die Anderen.

Einige Stunden der Ruhe von zwei bis sechs Uhr sollten dem Fußvolk wieder die erforderliche Kraft geben, um die Flucht fortzusetzen.

Nun fehlte es an Lebensmitteln.

Die Pferde schienen noch mehr abgemattet als die Menschen, sie schleppten sich nur mit Mühe fort, denn sie hatten seit dem vorhergehenden Tag nichts mehr gefressen.

Sie marschierten auch am Schweif der Armee.

Man hoffte Brüssel zu erreichen, das dem Herzog angehörte, und wo man zahlreiche Parteigänger zählte; doch war man nicht ohne Unruhe über seinen guten Willen; man hatte auch einen Augenblick auf Antwerpen rechnen zu können geglaubt, wie man auf Brüssel zählen zu dürfen glaubte.

In Brüssel, nämlich kaum acht französische Meilen von dem Orte, wo man sich befand, würde man die Truppen verproviantieren und ein vorteilhaftes Lager beziehen, um den unterbrochenen Feldzug wiederzubeginnen, sobald man den Augenblick für geeignet hielt.

Die Trümmer, die man zurückbrachte, sollten als Kern für eine neue Armee dienen.

Noch zu dieser Stunde sah Niemand den furchtbaren Augenblick vorher, wo der Boden unter den Füßen der unglücklichen Soldaten sinken, wo Wasserberge niederstürzen und über ihren Häuption hinrollen, wo die Überreste so vieler

Braven, von dem schlammigen Gewässer fortgetragen, bis in das Meer gewälzt oder auf dem Wege niedergeworfen werden sollten, um die Felder Brabants zu düngen . . .

Der Herzog von Anjou ließ sich Frühstück in der Hütte eines Bauern zwischen Heboken und Heckhout bringen.

Die Hütte war leer, die Bewohner hatten sich schon am vorhergehenden Abend geflüchtet; das von ihnen am Tag zuvor angezündete Feuer brannte noch im Kamin.

Die Soldaten und Offiziere wollten ihren Führer nachahmen und zerstreuten sich in den genannten zwei Flecken; aber sie sahen mit einem Erstaunen, in das sich Schrecken mischte, daß alle Häuser verlassen waren und daß die Einwohner ihre Mundvorräte beinahe gänzlich Mitgenommen hatten.

Der Graf von Saint-Aignan suchte auf gut Glück wie die Andern; die Sorglosigkeit des Herzogs von Anjou in der Stunde, wo so viele Brave für ihn starben, widerstrebte seinem Geiste, und er entfernte sich vom Prinzen.

Er gehörte zu denjenigen, welche sagten:

»Der Elende hat kein Herz.«

Er durchsuchte für seine Rechnung zwei bis drei Häuser, die er leer fand; er klopfte an die Türe des vierten, als man ihm sagte, auf zwei Meilen in der Runde, das heißt in dem Kreise des Landes, den man inne hatte, seien alle Häuser so.

Bei dieser Nachricht runzelte Saint-Aignan die Stirne und machte seine gewöhnliche Grimasse.

»Vorwärts, meine Herren. vorwärts«, sagte er zu den Offizieren.

»Aber wir sind zu müde, wir sterben vor Hunger General«, entgegneten sie.

»Ja, aber Ihr lebt, und wenn Ihr eine Stunde länger hier bleibt, seid Ihr tot; vielleicht ist es jetzt schon zu spät.«

Herr von Saint-Aignan konnte nichts bestimmt bezeichnen, aber er ahnte eine große unter dieser Verödung verborgene Gefahr.

Man brach auf.

Der Herzog stellte sich an die Spitze Herr von Saint-Aignan behielt das Zentrum und Joyeuse übernahm die Nachhut.

Doch es trennten sich von der Gruppe noch zwei bis drei tausend Mann, entweder durch ihre Wunden geschwächt oder

durch die Strapazen zu sehr abgemattet, und legten sich verlassen trostlos, von einer finsternen Ahnung ergriffen, im Grase oder am Fuße der Bäume nieder.

Beil ihnen blieben die demontierten Reiter, deren Pferde sich nicht fortschleppen konnten oder auf dem Marsche verwundet worden waren.

Es waren kaum noch um den Herzog von Anjou drei tausend hinreichend kräftige und kampffähige Soldaten versammelt.

---

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

### *Die Reisenden.*

Während dieses Unglück, der Vorläufer eines noch viel größeren Unglücks, in Erfüllung ging, kamen zwei Reisende auf vortrefflichen Pferden vom Perche in einer kühlen Nacht aus dem Tore von Brüssel und ritten in der Richtung von Mecheln vorwärts.

Sie marschierten neben einander, die Mäntel eingewunden und scheinbar ohne Waffen, abgesehen jedoch von einem flamändischen Messer, dessen messingnen Griff man am Gürtel von einem derselben glänzen sah.

Diese Reisenden ritten ihres Wegs, jeder seinem Gedanken folgend, demselben vielleicht, ohne ein Wort auszutauschen.

Sie hatten die Haltung und die Tracht der picardischen Kaufleute, welche damals einen beständigen Handel zwischen Frankreich und Flandern trieben, eine Art von Handelsreisenden, naive Vorläufer, streiche in jener Zeit die Arbeit von denen unserer Tage verrichteten, ohne zu vermuten, daß sie der Spezialität der großen Handelspropaganda nahe standen.

Wer sie auf der vom Monde beleuchteten Landstraße so friedlich hätte einhertraben sehen, würde sie für gute Leute gehalten haben, die es drängte, nach einer geziemenden Tagereise ein Bett zu finden.

Doch man hätte nur einige durch den Wind von ihrem Gespräche abgelöste Sätze hören müssen, wenn ein Gespräch zwischen ihnen stattfand, um diese irrige Meinung, die ihnen der ersten Anschein gab, nicht zu bewahren.

Und das seltsamste von allen Worten, das sie austauschten, war auch ihr erstes, als sie ungefähr eine halbe Meile von Brüssel entfernt sein mochten,.

»Madame«, sagte der stärkere zu dem schlankeren der beiden Gefährten, »Ihr habt in der Tat Recht gehabt diese Nacht aufzubrechen; wir gewinnen sieben Meilen durch unsern Marsch und kommen nach Mecheln gerade in dem Augenblick, wo aller Wahrscheinlichkeit nach das Resultat des Handstreichs auf

Antwerpen bekannt sein wird. Man wird sich dort in der ganzen Trunkenheit des Triumphes finden. In zwei Tagen kleiner Märsche, und, um auszuruhen, braucht Ihr nur kurze Etappen, in zwei Tagen kleiner Märsche, sage ich, erreichen wir Antwerpen und zwar ohne Zweifel zur Stunde, wo der Prinz von seiner Freude zurückgekommen sein und die Gnade haben wird, auf den Bodens zu schauen, nachdem er sich bis in den siebenten Himmel erhoben.«

Der Gefährte, der von dem andern Madame genannt wurde und sich ob dieser Benennung, trotz seiner Mannskleider, durchaus nicht entrüstete, erwiderte mit einer zu gleich ruhigen, ernsten und sanften Stimme:

»Mein Freund, glaubt mir, Gott wird müde sein, diesen elenden Prinzen zu beschützen, und ihn grausam schlagen; beeilen wir uns also, unsere Pläne in Ausführung zu bringen, denn ich gehöre nicht zu denjenigen, welche an das Fatum glauben, und ich denke, die Menschen haben frei über ihren Willen und über ihre Handlungen zu gebieten. Wenn wir nicht handeln und Gott handeln lassen, so war es nicht der Mühe wert, so schmerzlich bis auf diesen Tag zu leben.«

In diesem Augenblick piff ein eisiger Nordwest vorüber.

»Ihr schauert, Madame«, sagte der ältere von den Reisenden, »nehmt Euren Mantel.«

»Nein, Rémy, ich danke; Du weißt, ich fühle weder mehr die Schmerzen des Körpers, noch die Qualen des Geistes.«

Rémy schlug die Augen zum Himmel auf und blieb in ein düsteres Nachdenken versunken.

Zuweilen hielt er sein Pferd an und wandte sich auf seinen Steigbügel um, während ihm seine Gefährtin stumm wie eine Reiterstatue voran ritt.

Nach einem von diesen Halten, und als ihr Gefährte sie wieder eingeholt hatte, sagte sie:

»Du siehst Niemand mehr hinter uns?«

»Nein, Madame, Niemand.«

»Der Reiter, der uns in der Nacht in Valenciennes einholte und sich nach uns erkundigte, nachdem er uns so lange beobachtet hatte?«

»Ich sehe ihn nicht mehr.«

»Aber mir scheint, ich habe ihn gesehen, ehe wir Mons erreichten.«

»Und ich, Madame, ich weiß sicher, daß ich ihn gesehen habe, ehe wir nach Brüssel kamen.«

»Nach Brüssel, sagst Du?«

»Ja; doch er wird in letzterer Stadt angehalten haben.«

»Rémy«, sprach die Dame, indem sie sich ihrem Gefährten näherte, als befürchtete sie, man könnte sie auf dieser öden Straße hören, »kam es Dir nicht vor, als gliche er . . . «

»Wem?«

»Seiner Haltung nach wenigstens, denn ich habe sein Gesicht nicht gesehen, dem unglücklichen jungen Mann.«

»Oh! nein, nein, Madame«, erwiderte Rémy hastig, »nicht im Geringsten; wie hätte er überdies vermuten sollen, daß wir Paris verlassen haben und uns auf dieser Straße befinden?«

»Woher wußte er, Rémy, daß wir unsere Wohnung in Paris veränderten?«

»Nein, nein, Madame, er ist uns nicht gefolgt und hat uns nicht folgen lassen, und ich habe, wie ich Euch dort sagte, starke Gründe, zu glauben, daß er einen verzweifelten Entschluß gefaßt, doch nur sich allein gegenüber.«

»Ach! Rémy, Jeder trägt seinen Teil Leiden auf dieser Erde; Gott erleichtere die dieses armen Kindes.«

Rémy erwiderte mit einem Seufzer den Seufzer seiner Gebieterin, und sie setzten ihre Reise fort, ohne ein anderes Geräusch als das der Tritte ihrer Pferde auf der schallenden Straße.

So vergingen zwei Stunden.

In dem Augenblick, wo unsere Reisenden in Vilvorde einritten, drehte Rémy lebhaft den Kopf um.

Er hatte den Galopp eines Pferdes bei der Biegung der Straße gehört.

Er hielt an, horchte, sah aber nichts.

Seine Augen suchten vergebens die Tiefe der Nacht zu durchdringen, doch da kein anderes Geräusch die feierliche Stille

unterbrach, ritt er mit seiner Gefährtin in den Flecken ein

»Madame«, sagte er, »es wird bald Tag werden; wenn Ihr meinem Rate folgen wollt, halten wir hier an; die Pferde sind müde und Ihr bedürft der Ruhe.«

»Rémy«, entgegnete die Dame, »vergebens wollt Ihr mir verbergen, was Ihr empfindet, Rémy, Ihr seid unruhig . . . «

»Ja, über Eure Gesundheit, Madame; glaubt mir, eine Frau vermag solche Strapazen nicht zu ertragen, und ich bin kaum selbst . . . «

»Tut, was Euch beliebt, Rémy«, erwiderte die Dame.

»Nun, so reitet in dieses Gäßchen, an dessen Ende ich eine erlöschende Laterne erblicke; es ist das Zeichen woran man die Wirtshäuser erkennt: ich bitte, beeilt Euch.«

»Ihr habt also etwas gehört?«

»Ja, etwas wie den Hufschlag eines Pferdes. Wohl glaubte ich daß ich mich getäuscht habe; aber jeden Falls bleibe ich einen Augenblick zurück, um mich zu versichern, ob ich richtig oder falsch gehört.«

Ohne etwas zu erwidern, ohne daß sie Rémy von seinem Vorhaben abzubringen suchte berührte die Dame die Seiten ihres Pferdes, und dieses drang in das lange, gekrümmte Gäßchen.

Rémy ließ sie an sich vorbeireiten, stieg ab und warf seinem Pferde den Zügel auf den Hals; es folgte natürlich dem seiner Gefährtin.

Er selbst wartete gebückt hinter einem riesigen Weichstein.

Die Dame stieß an die Schwelle des Wirtshauses, hinter dessen Türe, nach der gastlichen Sitte in Flandern, eine Magd mit breiten Schultern und kräftigen Armen wachte oder vielmehr schlief.

Die Magd hatte schon den Tritt des Pferdes auf dem Pflaster des Gäßchens schallen hören, öffnete ohne schlechte Laune aufgewacht, die Türe und empfing in ihren Armen den Reisenden oder vielmehr die Reisende.

Dann öffnete sie den zwei Pferden die weite, gewölbte Türe, durch die sie, sobald sie einen Stall erkannten, hastig liefen.

»Ich erwarte meinen Gefährten«, sagte die Dame, »laßt mich zum Feuer sitzen, ich lege mich nicht eher nieder, als bis er

gekommen ist.«

Die Magd bereitete den Pferden eine Streu, verschloß die Stalltüre, kehrte in die Küche zurück, näherte einen Schemel dem Feuer, putzte mit ihren Fingern das dicke Licht und entschlief wieder.

Mittlerweile lauerte Rémy aus seinem Versteck auf den Reisenden, dessen Pferd er hatte galoppieren hören.

Er sah ihn aufmerksam horchend in den Flecken reiten; bei dem Gäßchen angelangt, erblickte der Reisende die Laterne und er schien zu zögern, ob er weiter reiten oder sich nach dieser Seite wenden sollte.

Er hielt zwei Schritte von Rémy an, der auf seiner Schulter den Atem des Pferdes fühlte.

Rémy legte die Hand an sein Messer.

»Er ist es«, brummelte er, »er folgt uns abermals . . . Was will er von uns?«

Der Reisende kreuzte seine Arme über seiner Brust, während sein Roß, den Hals ausgestreckt, angestrengt schnaufte.

Er sprach kein Wort; doch an dem Feuer seiner bald vorwärts, bald rückwärts, bald in das Gäßchen gerichteten Blicke war leicht zu erkennen, daß er sich fragte, ob er zurückkehren, vorwärts reiten, oder sich nach dem Wirtshaus wenden sollte.

»Sie sind weiter geritten, folgen wir ihnen«, sagte er mit halber Stimme.

Und er ließ seinem Pferde wieder die Zügel und setzte seinen Weg fort.

»Morgen, schlagen wir eine andere Straße ein«, sagte Rémy zu sich selbst.

Und er eilte seiner Gefährtin nach, die ihn ungeduldig erwartete.

»Nun«, fragte sie ganz leise, »folgt man uns?«

»Niemand; ich täuschte mich; nur wir sind auf der Straße, und Ihr könnt in vollkommener Sicherheit schlafen.«

»Oh! ich habe keinen Schlaf, Rémy, — Ihr wißt es wohl.«

»Aber Ihr werdet wenigstens zu Nacht essen, denn Ihr habt schon gestern nichts gegessen.«

»Gern, Rémy.«



Man weckte die arme Magd, die auch diesmal mit demselben Aussehen guter Laune erwachte, wie das erste Mal, und, als sie hörte, wovon die Rede war, aus dem Speiseschrank ein viertel gesalzenes Schweinefleisch, einen kalten jungen Hasen und eingemachte Früchte zog, und sodann einen Krug schäumendes, geperltes Löwener Bier brachte.

Rémy setzte sich zu seiner Herrin an den Tisch.

Diese füllte zur Hälfte ein Henkelglas mit dem Bier, benetzte sich die Lippen, brach ein Stück Brot, aß davon ein paar Bißchen, schob das Glas und das Brot von sich und legte sich auf ihren Stuhl zurück.

»Wie, Ihr eßt nicht, mein edler Herr?« fragte die Magd.

»Nein, ich bin satt und danke.«

Die Magd schaute sodann Rémy an, der das von seiner Gebieterin gebrochene Brot aufhob, langsam verzehrte und hierauf ein Glas Bier trank.

»Und das Fleisch«, fragte die Magd, »Ihr eßt kein Fleisch, mein Herr?«

»Nein, mein Kind, ich danke.«

»Ihr findet es also nicht gut?«

»Ich bin überzeugt, daß es vortrefflich ist, aber ich habe keinen Hunger.«

Die Magd faltete die Hände, um das Erstaunen auszudrücken, in das sie diese seltsame Nüchternheit versetzte: ihre Landsleute pflegten sich auf der Reise nicht so zu benehmen.

Als Rémy ein wenig Ärger in der Gebärde der Magd wahrnahm, warf er ein Geldstück auf den Tisch.

»Oh!« sagte die Magd, »steckt Euer Geldstück wieder ein, ich müßte zu viel herausgeben . . . Eurer Beider Zeche macht nur sechs Deniers.«

»Behaltet das ganze Geldstück, meine Gute«, erwiderte die Reisende, »mein Bruder und ich sind allerdings mäßig, aber wir wollen darum Euren Gewinn nicht verringern.«

Die Magd wurde rot vor Freude, und dennoch befeuchteten zu gleicher Zeit Tränen des Mitleids ihre Augen, mit so schmerzlichem Tone waren diese Worte ausgesprochen worden.

»Sage mir, mein Kind«, fragte Rémy, »gibt es einen Seitenweg

von hier nach Mecheln?«

»Ja, mein Herr, aber er ist sehr schlecht; während es im Gegenteil, was der Herr vielleicht nicht weiß eine vortreffliche Landstraße gibt.«

»Ich weiß es; doch ich muß auf dem andern Weg reisen.«

»Mein lieber Herr, ich wollte Euch warnen; da Eure Gefährtin eine Frau ist, so wird für sie besonders der Weg doppelt schlecht sein.«

»Warum, meine Gute?«

»Weil in dieser Nacht viele Landleute durch die Gegend kommen, um gen Brüssel zu ziehen.«

»Gent Brüssel?«

»Ja, sie wandern für den Augenblick aus.«

»Warum wandern sie aus?«

»Ich weiß es nicht, es ist so der Befehl.«

»Der Befehl von wem? vom Prinzen von Oranien?«

»Nein, von Monseigneur.«

»Wer ist dieser Monseigneur?«

»Ah! bei Gott! Ihr fragt mich zu viel, mein Herr, ich weiß es nicht; es ist nur so viel gewiß, daß man auswandert.«

»Und wer sind die Auswandernden?«

»Die Bewohner des Landes, der Dörfer, der Flecken, welche weder Dämme noch Wälle haben.«

»Das ist seltsam«, sagte Rémy.

»Wir selbst«, fuhr das Mädchen fort, »wir selbst brechen, sobald der Tag graut, auf, und eben so alle Leute des Fleckens. Gestern um elf Uhr hat man alles Vieh auf den Kanälen und Seitenwegen gen Brüssel zu führen angefangen; deshalb muß der Weg, von dem ich spreche, zu dieser Stunde von Pferden, Karren und Menschen versperrt sein.«

»Warum nehmt Ihr nicht die Landstraße? Sie müßte Euch, wir mir scheint, einen leichteren Abzug gewähren.«

»Ich weiß es nicht; es ist der Befehl.«

Rémy und seine Gefährtin schauten sich an.

»Doch nicht wahr, wir können weiter reisen, da wir nach Mecheln gehen?«

»Ich glaube wohl, wenn Ihr es nicht lieber wie Jedermann machen und gen Brüssel ziehen wollt.«

Rémy schaute seine Gefährtin abermals an.

»Nein, nein, wir brechen auf der Stelle nach Mecheln auf«, rief die Dame; indem sie rasch aufstand, »habt die Güte und öffnet den Stall, meine Liebe.«

Rémy stand wie seine Gefährtin auf und sprach leise:

»Gefahr für Gefahr; ich ziehe diejenige vor, welche ich kenne; überdies ist uns der junge Mann voran . . . und sollte er zufällig auf uns warten, nun so werden wir sehen.«

Und da die Pferde nicht einmal abgesattelt worden waren, so hielt er seiner Gefährtin den Steigbügel, schwang sich selbst in den Sattel und der Tagesanbruch fand sie an den Ufern der Dyle.

---

## Dreiundzwanzigster Kapitel.

### *Erklärung.*

Die Gefahr, der Rémy trotzte, war eine wirkliche Gefahr, denn der Reisende der Nacht, nachdem er das Dorf hinter sich hatte und noch eine Viertelmeile weiter geritten war, sah wohl ein als er Niemand mehr erblickte, daß diejenigen, welchen er folgte, in dem Dorfe angehalten hatten.

Er wollte nicht mehr auf seinem Wege umkehren ohne Zweifel um seine Verfolgung so wenig als möglich absichtlich erscheinen zu lassen; doch er legte sich in einen Kleeacker nieder, wobei er zuvor sein Pferd in einen der tiefen Gräben hinabsteigen ließ, welche in Flandern als Gehäge für die Grundstücke dienen.

In Folge dieses Manoeuvre war der junge Mann im Stand, Alles zu sehen, ohne gesehen zu werden.

Dieser junge Mann, man hat ihn schon erkannt, wie ihn Rémy erkannt und wie es die Dame vermutet hatte war Henri Du Bouchage, den ein seltsames Mißgeschick abermals in die Nähe der Frau brachte, die er zu fliehen geschworen hatte.

Nach seiner Unterredung mit Rémy auf der Schwelle des geheimnisvoller Hauses, nach dem Verluste aller seiner Hoffnungen, war Henri in das Hotel Joyeuse zurückgekehrt, entschlossen, wie er sagte, ein Leben zu verlassen, das sich ihm bei seinem Morgenrot so elend zeigte, und als ein Edelmann von Herz, als guter Sohn, denn er hatte den Namen seines Vaters rein zu erhalten, entschied er sich zu dem glorreichen Selbstmord auf dem Schlachtfeld.

Man schlug sich nun in Flandern; der Herzog von Joyeuse, sein Bruder, befehligte ein Heer und konnte ihn eine Gelegenheit auswählen, das Leben gut zu verlassen. Henri zögerte nicht; er entfernte sich aus seinem Hotel am folgenden Tag, zwanzig Stunden nach der Abreise von Rémy und seiner Gefährtin.

Aus Flandern angekommene Briefe kündigten einen entscheidenden Handstreich auf Antwerpen an. Henri schmeichelte sich, zu rechter Zeit anzukommen. Er gefiel sich in

dem Gedanken, er würde wenigstens das Schwert in der Hand, in der Armee seines Bruders unter einer französischen Fahne sterben; sein Tod würde großen Lärmen machen und dieser Lärmen würde die Finsternis durchdringen, in der die Dame des geheimnisvollen Hauses lebte.

Edle Thorheiten! glorreiche und düstere Träume! Henri nährte sich vier volle Tage mit seinem Schmerz, und besonders mit seiner Hoffnung, bald ein Ende zu erreichen.

Im Augenblick, wo er, ganz in seine Todesträume versunken, den spitzigen Glockenturm von Valenciennes erblickte, und wo es acht Uhr in der Stadt schlug, gewahrte er, daß man die Tore zu schließen im Begriffe war; er gab seinem Pferde beide Sporen und hätte, über die Zugbrücke reitend, beinahe einen Reiter niedergeworfen, der den Gurt des seinigen festzog.

Henri war keiner von den unverschämten Adelligen, die Alles, was kein Wappenschild hat, mit den Füßen niedertraten. Er entschuldigte sich bei dem Mann, der sich bei dem Tone seiner Stimme umwandte und dann rasch wieder abwandte.

Fortgetragen durch den Eifer seines Pferdes, das er vergebens anzuhalten suchte, bebte Henri; als hätte er gesehen, was er nicht zu sehen erwartet.

»Oh! ich bin wahnsinnig«, dachte er, »Rémy in Valenciennes, Rémy, den ich vor vier Tagen in der Rue de Bussy gelassen habe; Rémy ohne seine Gebieterin, denn er hatte einen jungen Menschen zum Gefährten, wie mir scheint. In der Tat, der Schmerz bringt mein Gehirn in Verwirrung, greift mein Gesicht an, so daß sich Alles, was mich umgibt, in die Form meiner unerschütterlichen Ideen kleidet.«

Und er ritt weiter und gelangte in die Stadt, ohne daß der Verdacht, der seinen Geist berührt hatte, darin nur einen einzigen Augenblick Wurzel faßte.

Bei dem ersten Stall, den er auf seinem Wege fand, hielt er an, warf den Zügel den Händen eines Stallknechtes zu, und setzte sich auf eine Bank vor der Türe, indes man sein Zimmer und sein Abendbrot bereitete.

Während er aber nachdenkend auf dieser Bank saß, sah er die zwei Reisenden, welche neben einander ritten, herbeikommen,

und er bemerkte, daß derjenige, welchen er für Rémy gehalten hatte, häufig den Kopf umwandte.

Der Andere hatte das Gesicht unter dem Schatten eines breitkrepigen Hutes verborgen.

Rémy erblickte, als er vor dem Wirtshaus vorüber kam, Henri auf der Bank und wandte abermals den Kopf ab; aber gerade diese Vorsichtsmaßregel trug dazu bei, daß er erkannt wurde.

»Oh! diesmal täusche ich mich nicht«, murmelte Henri, »mein Blut ist kalt, mein Auge klar, meine Gedanken sind frisch; nachdem ich mich von einer ersten Sinnestäuschung erholt habe, bin ich ganz und gar meiner Herr. Eines und dasselbe Phänomen wiederholt sich, und ich glaube abermals in einem der Reisenden Rémy zu erkennen.«

»Nein!« fuhr er fort, »ich kann nicht in einer solchen Ungewißheit verharren und ich muß ohne Verzug Aufklärung über meine Zweifel erhalten.«

Sobald Henri diesen Entschluß gefaßt hatte, stand er auf und ging auf der Straße der Spur der beiden Reisenden nach; doch waren diese schon in ein Haus eingetreten, oder hatten sie einen andern Weg gewählt. Henri erblickte sie nicht.

Er lief bis zu den Toren; sie waren geschlossen.

Die Reisenden hatten also nicht hinaus können.

Henri trat in alle Gasthöfe ein, fragte, suchte und erfuhr endlich, man habe zwei Reisende sich nach einem unscheinbaren Wirtshaus in der Rue du Beffroi wenden sehen.

Der Wirt wollte eben schließen, als Du Bouchage erschien.

Während dieser Mann, angelockt durch das gute Aussehen des jungen Reisenden, ihm sein Haus und seine Dienste anbot, tauchte Henri seine Blicke in das Innere der Eingangsstube, und konnte noch von der Stelle, wo er sich befand, oben auf der Treppe Rémy gewahren, welcher unter der Beleuchtung der Lampe einer Magd hinaufstieg.

Seinen Gefährten konnte er nicht sehen; dieser war ohne Zweifel vorangegangen und schon verschwunden.

Oben auf der Treppe blieb Rémy stehen. Als er ihn diesmal bestimmt erkannte, gab der Graf einen Ausruf von sich und beim Tone der Stimme des Grafen wandte sich Rémy um.

Bei seinem Gesichte, das durch die Narbe, die es durchzog, so merkwürdig war, bei seinem Blicke voll Unruhe blieb Henri kein Zweifel mehr, und zu sehr erschüttert, um sogleich einen Entschluß zu fassen, entfernte er sich, indem er sich mit furchtbar beklommenem Herzen fragte, warum Rémy seine Gebieterin verlassen, und warum er sich allein auf derselben Straße wie er befinde.

Wir sagen allein, weil Henri Anfangs dem zweiten Reiter gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Seine Gedanken rollten von Abgrund zu Abgrund.

Am andern Morgen, zur Stunde der Öffnung der Tore, da er den beiden Reisenden von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen zu können glaubte, war er sehr erstaunt, als er erfuhr, die zwei Unbekannten haben in der Nacht vom Gouverneur die Erlaubnis erhalten, die Stadt zu verlassen, und man habe für sie, gegen alle Gewohnheit, die Tore geöffnet.

Auf diese Art und da sie gegen ein Uhr Morgens aufgebrochen waren, hatten sie sechs Stunden vor Henri voraus.

Diese sechs Stunden mußte er einbringen. Henri setzte sein Pferd in Galopp und erreichte und überholte die Reisenden in Mons.

Er sah abermals Rémy, doch diesmal hätte Rémy ein Zauberer sein müssen, um ihn zu erkennen. Henri hatte seine Soldatenkasake angezogen und ein anderes Pferd, gekauft.

Das mißtrauische Auge des guten Dieners vereitelte indessen beinahe diese Kombination, und jeden Falls hatte der Gefährte von Rémy, durch ein einziges Wort aufmerksam gemacht, Zeit, sein Gesicht abzuwenden, so daß es Henri auch diesmal nicht gewahren konnte.

Doch der junge Mann verlor den Mut nicht; er fragte im ersten Wirtshaus, das den Reisenden ein Asyl gab, und da er seine Fragen mit einer unwiderstehlichen Hilfsmacht begleitete, so erfuhr er endlich, der Gefährte von Rémy sei ein schöner, aber sehr trauriger, in sich gekehrter nüchterner junger Mann, der nie von Müdigkeit spreche.

Henri bebte, ein Blitz erleuchtete seinen Geist.

»Sollte es nicht eine Frau sein?« fragte er.

»Es ist Möglich«, erwiderte der Wirt, »gegenwärtig kommen viele junge Frauen so verkleidet hier durch, um sich zu ihren Liebhabern bei der Armee in Flandern zu begeben, und da es im Stande von uns Wirten liegt, nichts zu sehen, so sehen wir nichts.«

Diese Erklärung brach Henri das Herz. War es nicht wahrscheinlich, daß Rémy seine als Reiter verkleidete Gebieterin begleitete?

Verhielt es sich so, so sah Henri nur Ärgerliches in diesem Abenteuer.

Rémy log also, wenn er von ihrem ewigen Beweinen sprach; die Fabel von einer vergangenen Liebe, welche seine Gebieterin für immer in Trauer gekleidet, hatte er also erfunden, um einen überlästigen Wächter zu entfernen.

»Desto besser«, sagte Henri zu sich selbst, mehr niedergebeugt durch diese Hoffnung, als er es je durch seine Verzweiflung gewesen war, »desto besser, dann wird ein Augenblick kommen, wo ich mich dieser Frau nähern und ihr alle diese Ausflüchte vorwerfen kann, die diejenige welche ich in meinem Geiste und in meinem Herzen so hoch gestellt, bis zu dem Niveau der gemeinen Alltäglichkeit erniedrigen; ich, der ich mir die Idee eines beinahe göttlichen Geschöpfes gemacht habe, werde sodann, wenn ich diese so glänzende Hülle einer ganz gewöhnlichen Seele von Nahem sehe, vielleicht mich selbst von dem Firste meiner Illusionen, von der Höhe meiner Liebe herabstürzen.«

Und der junge Mann rauft sich die Haare aus und zerriß sich die Brust bei dem Gedanken, er wurde vielleicht eines Tages diese Liebe und diese Illusionen, die ihn töteten, verlieren, so wahr ist es, daß ein totes Herz mehr Wert hat, als ein leeres Herz.

So stand es mit ihm, er träumte über die Ursache, welche zugleich mit ihm diese zwei für sein Dasein so unerläßlichen Personen nach Flandern hatte treiben können, als er sie in Brüssel einreiten sah.

Wir wissen, wie er ihnen fortwährend folgte.

In Brüssel zog Henri ernste Erkundigungen über den Feldzugsplan des Herrn Herzogs von Anjou ein.



Die Brüsseler waren zu feindselig gegen den Herzog von Anjou gestimmt, um einen Franzosen von Rang gut zu empfangen; sie waren zu stolz auf den günstigen Erfolg, den die Sache der Nation erlangt hatte, denn es war schon ein günstiger Erfolg, Antwerpen die Tore einem Prinzen schließen zu sehen, den Flandern zu seinem Regenten berufen hatte; sie waren zu stolz, sagen wir, über diesen Erfolg, um sich das Vergnügen zu versagen, ein wenig diesen Edelmann zu demütigen, der von Frankreich kam und sie mit dem reinsten Pariser Accent befragte, ein Accent der damals dem belgischen Volke so lächerlich schien.

Henri bekam von da an ernstlich bange über diesen Feldzug, von dem sein Bruder einen so großen Teil führte, und er beschloß dem zu Folge seinen Marsch gen Antwerpen zu beschleunigen.

Es war für ihn eine unsägliche Überraschung, als er Rémy und seine Gefährtin, welches Interesse sie auch haben mochten, nicht von ihm erkannt zu werden, hartnäckig dieselbe Straße verfolgen sah, der er folgte.

Dies war ein Beweis, daß Beide nach demselben Ziele strebten.

Beim Ausgange des Fleckens war Henri, im Klee verborgen, wo wir ihn gelassen, diesmal wenigstens gewiß dem jungen Mann, der Rémy begleitete, ins Gesicht schauen zu können.

Hier würde er zur Kenntnis in allen seinen Ungewißheiten kommen und denselben ein Ende machen.

Da geschah es, daß er, wie gesagt, seine Brust zerriß, so sehr hatte er bange, die Chimäre zu verlieren, die sein Inneres verzehrte, die ihn aber mittlerweile, bis sie ihn tötete, tausend Leben leben ließ.

Als die zwei Reisenden vor dem jungen Mann vorüber ritten, den sie entfernt nicht hier verborgen wähten, war die Dame beschäftigt, ihre Haare zu glätten, die sie im Wirtshaus aufzuknüpfen nicht gewagt hatte.

Henri sah sie, erkannte sie und fiel beinahe ohnmächtig in den Graben, wo sein Roß friedlich weidete.

Die Reisenden ritten vorüber.

Oh! da bemächtigte sich der Zorn des Grafen, der so gut, so geduldig war, so lange er bei den Bewohnern des geheimnisvollen Hauses die Rechtschaffenheit zu sehen geglaubt hatte, die er

selbst übte.

Doch nach den Beteuerungen von Rémy, nach den heuchlerischen Tröstungen der Dame bildete diese Reise oder vielmehr dieses Verschwinden einen Verrat gegen den Mann, der so hartnäckig, aber zugleich so ehrfurchtsvoll diese Türe belagert hatte.

Als der Schlag, der Henri getroffen, ein wenig geschwächt war, schüttelte der junge Mann seine schönen blonden Haare, wischte er sich seine mit Schweiß bedeckte Stirne ab, und stieg wieder zu Pferde, entschlossen, keine von den Vorsichtsmaßregeln mehr zu nehmen, welche ihm ein Überrest von Ehrfurcht geraten hatte, und er begann den Reisenden sichtbar und mit entblößtem Antlitz zu folgen.

Kein Mantel, keine Kapuze mehr, kein Zögern in seinem Marsche, die Straße gehörte ihm wie den Andern; er bemächtigte sich derselben ruhig und regelte den Schritt seines Pferdes nach dem der zwei Pferde, welche vorangingen.

Er war entschlossen, weder mit Rémy, noch mit dessen Gefährtin zu reden, sondern sich nur von ihnen erkennen zu lassen.

Oh! ja, ja!« sagte er zu sich selbst, »wenn ihnen nur noch ein Teilchen Herz bleibt, so wird meine Gegenwart, obgleich durch den Zufall herbeigeführt, nichtsdestoweniger ein blutiger Vorwurf für die Leute ohne Treu, und Glauben sein, die mir das Herz nach ihrer Lust zerreißen.«

Er hatte nicht fünfhundert Schritte hinter den zwei Reisenden gemacht, da gewahrte ihn Rémy.

Als ihn Rémy so überlegt, so erkennbar die Stirne hoch und entblößt herbeireiten sah, wurde er unruhig.

Die Dame bemerkte es und wandte sich um.

»Ah!« sagte sie, »ist das nicht der junge Mann, Rémy?«

Rémy versuchte es noch einmal, sie von der Fährte abzubringen und zu beruhigen.

»Ich denke nicht, Madame«, erwiderte er, »so weit ich es der Kleidung nach beurteilen kann, ist es ein wallonischer Soldat, der sich ohne Zweifel nach Amsterdam begibt und über den Kriegsschauplatz zieht, um Abenteuer zu suchen.«

»Gleichviel, ich habe bange, Rémy.«

»Beruhigt Euch gnädige Frau, wäre dieser junge Mann der Graf Du Bouchage gewesen, so würde er uns schon angeredet haben; Ihr wißt, wie beharrlich er war.«

»Ich weiß auch, daß er ehrfurchtsvoll war, denn ohne diese Ehrfurcht würde ich Euch einfach gesagt haben, entfernt ihn, Rémy, und ich hätte mich dann nicht mehr darum bekümmert.«

»Ei! Madame, wenn er so ehrfurchtsvoll war, so wird er wohl seine Ehrfurcht bewahrt haben, und Ihr werdet, angenommen, er sei es, nicht mehr von ihm auf der Straße von Brüssel nach Antwerpen, als in der Rue de Bussy zu befürchten haben.«

»Mag das so sein«, fuhr die Dame fort, indem sie abermals hinter sich schaute, »wir sind nun in Mecheln, wechseln wir die Pferde, wenn es sein muß, um rascher zu marschieren, aber eilen wir, nach Antwerpen zu kommen.«

»Dann sage ich im Gegenteil, gehen wir nicht nach Mecheln hinein, unsere Pferde sind von guter Race reiten wir bis zu jenem Flecken, den man dort links erblickt; er heißt, glaube ich, Villebrock; auf diese Art vermeiden wir die Stadt, das Gasthaus, die Fragen, die Neugierigen, und sind weniger verlegen, die Pferde und die Kleider zu wechseln, wenn zufällig die Notwendigkeit ein Wechseln gebietet.«

»Vorwärts, Rémy, also gerade auf den Flecken zu.«

Sie wandten sich nach links und kamen auf einen kaum gebahnten Pfad, der jedoch sichtbar nach Villebrock führte.

Henri verließ die Landstraße auf derselben Stelle wie sie, schlug denselben Pfad ein wie sie und folgte ihnen stets in gleicher Entfernung.

Die Unruhe von Rémy offenbarte sich in seinen schiefen Blicken, in seiner ungleichen Haltung, in der bei ihm zur Gewohnheit gewordenen Bewegung, mit einer Art von Drohung rückwärts zu schauen und plötzlich sein Pferd zu spornen.

Diese verschiedenen Symptome entgingen begreiflicher Weise seiner Gebieterin nicht.

Sie kamen nach Villebrock.

Von den zwei hundert Häusern, aus denen der Flecken bestand, war nicht eines bewohnt; einige vergessene Hunde,

einige verlorene Katzen liefen scheu in dieser Einsamkeit umher, wobei die einen mit langem Geheule nach ihren Herren riefen, während die anderen leichtfüßig flohen, und wenn sie sich in Sicherheit glaubten, anhielten, um ihre bewegliche Schnauze unter der Querleiste einer Türe oder im Luftloche eines Kellers zu zeigen.

Rémy klopfte an zwanzig Orten an: er sah nichts und wurde von Niemand gehört.

Henri, der ein an die Schritte der Reisenden gebundener Schatten zu sein schien, hielt vor dem ersten Hause des Fleckens an, klopfte an die Türe dieses Hauses, aber eben so fruchtlos als diejenigen, welche ihm vorangingen, und da er nun vermutete, der Krieg sei die Ursache dieser Desertion, so wartete er, um sich wieder auf den Marsch zu begeben, sobald die Reisenden aufgebrochen wären.

Dies taten sie, nachdem ihre Pferde das Korn gefrühstückt hatten, das Rémy in der Kiste eines verlassenen Wirtshauses fand.

»Madame«, sagte Rémy sodann, »wir sind weder mehr in einem ruhigen Land, noch in einer gewöhnlichen Lage; es geziemt sich nicht, daß wir uns wie Kinder der Gefahr preisgeben. Wir werden sicherlich auf eine Bande Franzosen oder Flamänder stoßen, abgesehen von den spanischen Parteigängern, denn in der seltsamen Lage, in der sich Flandern befindet, müssen hier Straßenläufer von allen Arten, Abenteurer von allen Ländern wuchern; wäret Ihr ein Mann. so würde ich anders mit Euch sprechen; doch Ihr seid eine Frau. Ihr seid jung. Ihr seid schön, Ihr lauft eine doppelte Gefahr für Euer Leben und für Eure Ehre.«

»Oh! mein Leben, mein Leben ist nichts.«

»Es ist im Gegenteil Alles, gnädige Frau, wenn das Leben einen Zweck hat.«

»Nun! was schlägt Ihr vor? Denkt und handelt für mich Rémy; Ihr wißt, daß mein Geist nicht auf dieser Erde ist.«

»Dann bleiben wir hier, wenn Ihr mir glauben wollt«, sprach der Diener, »ich sehe viele Häuser, welche ein sicheres Obdach bieten können; ich habe Waffen, wir werden uns verteidigen oder uns verbergen, je nach dem ich uns für stark genug oder für zu

schwach schätzen werde.«

»Nein, Rémy, nein, ich muß weiter gehen, nichts soll mich aufhalten«, erwiderte die Dame den Kopf schüttelnd, »ich würde nur für Euch Furcht bekommen, wenn ich mich überhaupt fürchten könnte.«

»Vorwärts also . . . « sagte Rémy.

Und er ritt weiter ohne ein Wort beizufügen.

Die unbekannte Dame folgte ihm, und Henri Du Bouchage, der zu gleicher Zeit mit ihm angehalten hatte, setzte sich mit ihnen wieder in Marsch.

---

# 12tes - 15tes Bändchen

## Erstes Kapitel.

### *Das Wasser.*

**J**e mehr die Reisenden vorrückten, desto seltsamer war der Anblick des Landes.

Es sah aus, als wären die Felder Triften, verlassen wie der Flecken die Dorfes.

In der Tat, nirgends weideten mehr Kühe auf den Wiesen, nirgends hing die Ziege an den Seiten des Berges oder erhob sich an den Hecken, um die grünen Knospen der Brombeerstauden oder der Jungfernreben zu erreichen, nirgends waren die Herde und ihr Hirte zu sehen, nirgends der Pflug und sein Arbeiter, kein Handelsmann mehr mit dem Ballen auf dem Rücken von einer Gegend, in die andere ziehend, kein Kärner mehr, das raue Lied des Mannes aus dem Norden singend, eine geräuschvolle Peitsche in der Faust neben seinem plumpen Karten einherschleudernd.

So weit sich der Blick über diese herrlichen Ebenen, an den kleinen Abhängen hin, im hohen Grase, am Saume der Wälder erstreckte, keine menschliche Gestalt, keine Stimme.

Man hätte glauben sollen, die Natur stehe am Vorabend des Tages, wo die Menschen und Tiere geschaffen wurden.

Als die Dämmerung eintrat, verlangte Henri, von Staunen ergriffen, von der Luft, von den Bäumen, von den fernen Horizonten, von den Wolken sogar die Erklärung dieses unheilschwangeren Phänomens.

Die einzigen Personen, welche diese düstere Einsamkeit belebten, waren, sich von der purpurnen Tinte der untergehenden Sonne abhebend, Rémy seine Gefährtin, welche sich neigte, um zu horchen, ob nicht ein Geräusch zu ihnen käme; dann hinten, hundert Schritte von ihnen die Gestalt von Henri, der beständig dieselbe Entfernung dieselbe Haltung behauptete.

Die Nacht senkte sich finster kalt herab, der Nordostwind pfiß durch die Luft erfüllte diese Verödung mit einem Geräusch, das drohender erschien, als das Stillschweigen.

Rémy hielt seine Gefährtin zurück, indem er die Hand an die Zügel ihres Pferdes legte.

»Gnädige Frau«, sagte er, »Ihr wißt, ob ich unzugänglich für die Furcht bin, Ihr wißt, ob ich einen Schritt rückwärts tun würde, um mein Leben zu retten; diesen Abend aber geht etwas Seltsames in mir vor, eine unbekannte Betäubung fesselt meine Sinne, lähmt mich verbietet mir, weiter zu gehen. Nennt es Furcht, Verzagtheit, Schrecken sogar, Madame, ich gestehe Euch, zum ersten Mal in meinem Leben habe ich . . . Angst.«

Die Dame wandte sich um; vielleicht waren ihr alle diese drückenden Vorzeichen entgangen, vielleicht hatte sie nichts gesehen.

»Ist er immer noch da?« fragte sie.

»Oh! von ihm ist nicht mehr die Rede«, entgegnete Rémy, »ich bitte Euch, denkt nicht mehr an ihn; er ist allein ich bin wohl einem einzelnen Menschen gewachsen: Nein, die Gefahr, die ich befürchte, oder die ich vielmehr fühle, die ich ahne, mehr mit einem instinctartigen Gefühl, als mit Hilfe meiner Vernunft, diese Gefahr, welche herannaht, uns bedroht, uns vielleicht umgibt, diese Gefahr ist eine andere; sie ist unbekannt deshalb nenne ich sie eine Gefahr.«

Die Dame schüttelte den Kopf.

»Hört«, sprach Rémy, »sehr Ihr dort die Weidenbäume, die ihre schwarzen Gipfel beugen?«

»Ja.«

»Neben diesen Bäumen erblicke ich ein kleines Haus; ich bitte, laßt uns dahin gehen; ist es bewohnt, so können wir leicht Gastfreundschaft verlangen; ist es nicht bewohnt, so bemächtigen wir uns desselben; oh! macht keine Einwendung, ich flehe Euch an!«

Die Bewegtheit von Rémy, seine zitternde Stimme, das scharf Überredende seiner Worte bestimmten seine Gefährtin, nachzugeben.

Sie wandte ihr Pferd in der von Rémy angegebenen Richtung.

Einige Minuten nachher klopfen die Reisenden an die Türe des unter einer Gruppe von Weidenbäumen erbauten Hauses.

Ein Bach, der sich in die Nethe, ein ungefähr eine Viertelmeile entferntes Flößchen, ergoß, ein Bach zwischen Schilfrohr grünen Rasen bespühlte mit seinem murmelnden Wasser den Fuß der Weiden; hinter dem aus Backstein gebauten mit Ziegeln bedeckten Haus lag ein kleiner Garten mit einer lebendigen Hecke umfriedet.

Dies Alles war öde, leer, verlassen.

Niemand antwortete auf das verdoppelte Klopfen der Reisenden.

Rémy zögerte nicht, er zog sein Messer schnitt einen Zweig von einem Weidenbaume ab, schob ihn zwischen die Türe das Schloß drückte auf den Riegel.

Die Türe öffnete sich.

Rémy trat rasch ein; er ging seit einer Stunde bei Allem mit der Tätigkeit eines Menschen zu Werke, den das Fieber schüttelt. Das Schloß, ein plumpes Erzeugnis der Industrie eines benachbarten Schmiedes, hatte beinahe ohne Widerstand nachgegeben.

Rémy führte seine Gefährtin hastig in das Haus, schlug die Türe hinter ihr zu, schob einen schweren Riegel vor, atmete so verschanzt, als ob er das Leben gewonnen hätte.

Nicht zufrieden, seine Gebieterin unter Obdach gebracht zu haben, quartierte er sie in die einzige Stube des ersten Stockes ein, wo er tappend tastend ein Bett, einen Stuhl einen Tisch fand.

Über sie ein wenig beruhigt, stieg er wieder in das Erdgeschoß hinab beobachtete durch einen etwas geöffneten Laden durch das vergitterte Fenster die Bewegungen des Grafen, der, als er sie in das Haus eintreten sah, sich demselben sogleich näherte.

Die Betrachtungen von Henri waren finsterer Natur standen im Einklang mit denen von Rémy.

»Sicherlich«, sagte er zu sich selbst, »schwebt eine uns unbekannte, aber den Bewohnern bekannte Gefahr über dem Lande; der Krieg verheert die Gegend, die Franzosen haben Antwerpen genommen oder werden es nehmen; vom Schrecken ergriffen haben die Bauern eine Zuflucht in den Städten gesucht.«

Diese Erklärung hatte den Anschein der Wahrheit, befriedigte



aber den jungen Mann nicht.

Sie führte ihn übrigens zu einer andern Ordnung, von Gedanken zurück.

»Was machen Rémy und seine Herrin hier?« fragte er sich. »Welche gebieterische Notwendigkeit treibt sie dieser Gefahr entgegen? Oh! ich werde es erfahren, denn der Augenblick, zu sprechen allen meinen Zweifeln ein Ende zu machen, ist nun gekommen. Nirgends hat sich noch eine so schöne Gelegenheit gezeigt.«

Und er ging auf das Haus zu.

Doch plötzlich blieb er stehen sagte mit jenem Zögern, das bei den Herzen von Liebenden so häufig bemerkbar ist:

»Nein, nein, ich werde bis zum Ende Märtyrer sein. Ist sie nicht überdies Herrin ihrer Handlungen und weiß sie, welche Fabel über sie von dem elenden Rémy geschmiedet worden ist? Oh! ihm, ihm grolle ich, ihm, der mich versicherte, sie liebe Niemand. Doch wir wollen gerecht sein, durfte dieser Mensch mir zu Liebe, den er nicht kannte, die Geheimnisse seiner Gebieterin verraten? Nein, nein! mein Unglück ist gewiß, das Schlimmste bei meinem Unglück ist, daß es von mir allein herrührt, und daß ich die Last Niemand aufbürden kann. Was ihm noch fehlt, ist die völlige Enthüllung der Wahrheit, diese Frau in das Lager kommen, ihre Arme um den Hals eines Edelmanns schlingen zu sehen und sie sagen zu hören: ›Sieh, was ich gelitten habe begreife, wie sehr ich Dich liebe.« Nun! ich werde ihr bis dahin folgen; ich werde denjenigen sehen, welchen ich zu sehen zittere, und dann sterben; das wird der Kanone und der Muskete die Mühe ersparen. Ach! mein Gott, Du weißt es«, fügte Henri mit einer von jenen Aufschwingungen bei, wie er sie zuweilen in seinem religiösen, liebevollen Gemüte fand, »ich suchte diese äußerste Herzensangst nicht; ich ging lächelnd einem überlegten, ruhigen, glorreichen Tod entgegen. Ich wollte auf dem Schlachtfelde fallen, mit einem Namen; auf den Lippen, dem Deinigen, mein Gott! mit einem Namen im Herzen, dem ihrigen, Du hast es nicht gewollt, Du bestimmst mich einem verzweifelten Tod voll Galle und Qualen, sei gepriesen, ich nehme ihn an.«

Dann erinnerte er sich der Tage des Wartens und der Nächte voll Bangigkeit, die er vor dem unerbittlichen Hause zugebracht

hatte, fand, daß im Ganzen, abgesehen von dem Zweifel, der sein Herz zernagt, seine Lage minder grausam war, als in Paris, denn er sah sie zuweilen, er hörte den Ton ihrer Rede, den er nie gehört, und wenn er in ihrem Gefolge ritt, kamen einige von den lebhaften Aromen, welche der Frau entströmen, die man liebt, mit dem Winde zu ihm und umspielten sein Gesicht.

Die Augen auf die Hütte geheftet, wo sie eingeschlossen war, fuhr er dann fort:

»Doch in Erwartung dieses Todes und während sie in diesem kleinen Hause ruht, nehme ich die Bäume zum Obdach und beklage mich, ich, der ich ihre Stimme hören kann, wenn sie spricht, ich, der ich ihren Schatten hinter dem Fenster erblicken kann! Oh! nein, nein, ich beklage mich nicht, Herr! Herr! ich bin noch zu glücklich.«

Und er legte sich unter die Weiden, deren Zweige das Haus bedeckten und horchte mit einem unbeschreiblich schwermütigen Gefühl auf das Gemurmel des Wassers, das an seiner Seite hinfloß.

Plötzlich bebte er, der Lärm der Kanonen erscholl auf der Nordseite und zog vom Winde getragen vorüber.

»Ah!« sagte er zu sich selbst, »ich werde zu spät kommen, man greift Antwerpen an.«

Der erste Entschluß von Henri war, aufzustehen, wieder zu Pferde zu steigen und, vom Lärmen geleitet, dahin zu eilen, wo man sich schlug; aber zu diesem Behufe mußte er die unbekanntete Dame verlassen und im Zweifel sterben.

Hätte er sie nicht auf der Straße getroffen, so wäre Henri seinem Wege gefolgt, ohne einen Blick rückwärts, ohne einen Seufzer über die Vergangenheit, ohne ein Bedauern für die Zukunft; indem er sie aber getroffen, war der Zweifel in seinen Geist eingedrungen und mit dem Zweifel die Unentschlossenheit.

Er blieb.

Zwei Stunden lang lag er auf der Erde, horchte auf das aufeinander folgende donnerähnliche Krachen, das sein Ohr erreichte, und fragte sich, was für ein unregelmäßiges, stärkeres Krachen es sein könnte, das von Zeit zu Zeit das andere durchschnitt.

Er vermutete entfernt nicht, dieses Krachen werde von den in die die Luft springenden Schiffen seines Bruders verursacht.

Endlich gegen zwei Uhr wurde Alles ruhig.

Der Lärm des Geschützes war, wie es scheint, nicht in das Innere des Hauses gedrungen, oder wenn dies auch geschehen, so waren doch die einstweiligen Bewohner desselben dagegen unempfindlich geblieben.

»Zu dieser Stunde«, sagte Henri zu sich selbst, »ist Antwerpen genommen und mein Bruder ist Sieger; aber nach Antwerpen wird Gent kommen; nach Gent Brügge, und es wird mir nicht an Gelegenheit fehlen, glorreich zu sterben. Doch bevor ich sterbe, will ich wissen, was diese Frau im Lager der Franzosen sucht.«

Und als nach allen diesen Bewegungen, welche die Luft erschüttert hatten, die Natur in ihre Ruhe zurückgekehrt war, kehrte auch Joyeuse, in seinen Mantel gehüllt in seine Unbeweglichkeit zurück.

Er war in jene Art von Schlaftrunkenheit versunken, der gegen das Ende der Nacht der Wille des Menschen nicht widerstehen kann, als sein Pferds das einige Schritte von ihm weidete, die Ohren spitzte und traurig wieherte.

Henri öffnete die Augen.

Aufrecht aus seinen vier Beinen, den Kopf in einer andern Richtung, als der des Körpers, atmete das Tier den Wind ein, der, da er sich gegen Morgen gedreht hatte, von Südost kam.

»Was gibt es, mein gutes Roß?« sagte der jung- Mann, indem er aufstand und seinem Pferde den Hals streichelte, »hast du eine Otter vorüberkommen sehen, die dich erschreckt, oder sehnst du dich nach dem Obdach eines guten Stalles?«

Das Tier, als hätte es die Frage verstanden und als wollte es daraus antworten, machte eine freie, lebhafte Bewegung in der Richtung von Lier und horchte, das Auge starr und die Nüstern weit geöffnet.

»Ah! ah!« murmelte Henri, »es ist ernster, wie es scheint: eine Truppe Wölfe, welche dem Heere folgt, um die Leichname zu verzehren.«

Das Pferd wieherte, senkte den Kopf und ergriff dann mit einer Bewegung rasch wie der Blitz die Flucht gegen Westen.

Doch indes es entfloh, kam es im Bereiche der Hand seines Herrn vorüber, der es beim Zaume packte und aufhielt.

Ohne die Zügel zusammenzunehmen, faßte es Henri bei der Mähne und schwang sich in den Sattel; einmal hier, machte er sich, da er ein guter Reiter war, zum Herrn seines Pferdes und hielt es fest. Aber was das Pferd gehört hatte, fing Henri nach einem Augenblick auch an zu hören, und der Mensch erschrak, als er den Schrecken, den das rohe Tier empfunden, auch fühlte.

Ein langes Gemurmel, dem eines zugleich scharfen und schweren Windes ähnlich, erhob sich von den verschiedenen Punkten eines Halbkreises, der sich von Süden nach Norden auszudehnen schien; Stöße einer frischen wie von Wasserteilchen beladenen Brise klärten in Zwischenräumen dieses Gemurmel, das dem Geräusch steigender Fluten auf den mit Kieselsteinen bedecktem sandigen Ufern ähnlich wurde.

»Was ist denn das?« fragte Henri, »sollte es der Wind sein? nein, denn der Wind führt mir dieses Geräusch zu, diese zwei Töne kommen mir unterschieden vor. Eine Armee auf dem Marsch vielleicht; doch nein; (er neigte sein Ohr auf die Erde); ich würde die gleichförmigen Schritte, das klirren der Rüstungen, den Lärmen der Stimmen hören. Ist es das Prasseln eines Brandes? ebenfalls nicht; denn man sieht keinen Schimmer am Horizont und der Himmel scheint sich sogar zu verdüstern.«

Das Geräusch verdoppelte sich wurde deutlich: es war das unablässige, dumpfe Rollen, wie es tausend in der Ferne auf einem sonoren Pflaster geschleppte Kanonen hervorbringen würden.

Henri glaubte einen Augenblick den Grund dieses Geräusches gefunden zu haben, indem er es der von uns erwähnten Ursache zuschrieb. Als bald aber sagte er:

»Unmöglich, es gibt keine gepflasterte Chaussée in dieser Gegend, es gibt keine tausend Kanonen bei der Armee.«

Der Lärmen kam immer näher.

Henri setzte sein Pferd in Galopp und sprengte einer Anhöhe zu.

»Was sehe ich?« rief er, als er den Gipfel erreichte.

Was der junge Mann sah, hatte sein Pferd vor ihm gesehen,

denn er hatte es nicht in dieser Richtung vorwärts bringen können, ohne ihm die Flanken mit seinen Sporen zu zerreißen, und als es den Gipfel des Hügels erreicht hatte, bäumte es sich, daß es seinen Reiter beinahe abwarf.

Was Roß Reiter sahen, war am Horizont ein blasses, ungeheures, endloses, einem Niveau ähnliches Band, das auf der Ebene vorrückte, einen unermesslichen Kreis bildete und nach dem Meere zu ging.

Und dieses Band erweiterte sich Schritt für Schritt vor den Augen von Henri, wie ein Stoffband, das man entrollt.

Der junge Mann schaute abermals unentschlossen das seltsame Phänomen an, als er, nach dem Platze zurückblickend, den er verlassen, bemerkte, daß der Wiesengrund sich mit Wasser schwängerte, daß der kleine Fluß überströmte und unter seine ohne eine sichtbare Ursache aufgehobene Oberfläche die Rohre tauchte, welche eine Viertelstunde zuvor noch frei an seinen beiden Ufern empor gestanden waren.

Das Wasser rückte ganz sachte gegen das Haus heran.

»Ich unselig Wahnsinniger, der ich bin!« rief Henri, »ich erriet es nicht, es ist das Wasser! es ist das Wasser! die Flamänder haben ihre Dämme durchbrochen!«

Henri sprengte sogleich nach dem Hause fort, klopfte wütend an die Türe und rief:

»Öffnet, öffnet!«

Niemand antwortete.

»Öffnet, Rémy«, schrie der junge Mann, wahnsinnig vor Schrecken, »ich bin es, Henri Du Bouchage, öffnet.«

»Oh! Ihr braucht Euch nicht zu nennen, Herr Graf«, erwiderte Rémy aus dem Innern des Hauses, »ich habe Euch längst erkannt, doch ich sage Euch nur, wenn Ihr diese Türe sprengt, so findet Ihr mich hinter derselben, in jeder Hand eine Pistole.«

»Du verstehst mich also nicht, Unglücklicher!« rief Henri im Tone der Verzweiflung, »das Wasser! das Wasser! es ist das Wasser!«

»Keine Fabeln, keine Vorwände, keine schmäbliche List, Herr Graf. Ich sage Euch, daß Ihr über meinen Leichnam schreiten müßt, um hereinzukommen.«

»Dann werde ich darüber schreiten, aber hineinkommen«, rief Henri. »Im Namen des Himmels, im Namen Gottes, — im Namen Deines Heils und des Heils Deiner Gebieterin, willst Du öffnen?«

»Nein.«

Der junge Mann schaute umher und erblickte einen von den homerischen Steinen, wie sie Ajax Telamonios auf seine Feinde wälzte; er hob ihn in seine Arme, von da aus seinen Kopf, lief gegen das Haus und schleuderte ihn gegen die Türe.

Die Türe zersprang in tausend Stücke.

Zu gleicher Zeit pfiff eine Kugel am Ohr von Henri vorüber, jedoch ohne ihn zu berühren.

Henri stürzte auf Rémy los.

Rémy drückte seine zweite Pistole ab, doch nur das Zündkraut fing Feuer.

»Du siehst wohl, daß ich keine Waffen habe«, rief Henri; »wehre Dich nicht mehr gegen einen Mann, der Dich nicht angreift schau' nur, schau!«

Und er zog ihn nach dem Fenster, das er mit einem Faustschlag zerschmetterte.

»Nun«, sagte er, »siehst Du nun?«

Und er deutete auf die ungeheure Wassermasse, welche weiß am Horizont erschien und, während sie wie die Fronte eines riesigen Heeres vorrückte, ein dumpfes Murren und Brausen vernehmen ließ.

»Das Wasser!« murmelte Rémy.

»Ja, das Wasser! das Wasser!« rief Henri; »es rückt heran; sieh zu unseren Füßen: der Fluß tritt aus, er steigt, in fünf Minuten kann man nicht mehr von hier weg.«

»Madame!« rief Rémy, »Madame!«

»Kein Geschrei, keine Angst, Rémy, halte die Pferde bereit, rasch, rasch.«

»Er liebt sie«, dachte Rémy, »er wird sie retten.«

Rémy lief in den Stall.

Henri stürzte nach der Treppe.

Bei dem Rufe von Rémy hatte die Dame ihre Türe geöffnet.

Der junge Mann hob sie in seine Arme, als wäre es ein Kind.

Aber sie glaubte, es sei Verrat oder man wolle, Gewalt brauchen, und sträubte sich aus Leibeskräften und klammerte sich an den Wänden an.

»Sage ihr doch«, rief Henry, »sage ihr doch, daß ich rette.«

Rémy hörte den Ruf des jungen Mannes in dem Augenblick, wo er mit den beiden Pferden zurückkehrte.

»Ja! ja!« rief er, »ja, Madame, errettet Euch, oder vielmehr, er wird Euch retten; kommt! kommt!«

---

## Zweites Kapitel.

### *Die Flucht.*

Ohne Zeit zu verlieren, um die Dame zu beruhigen, trug sie Henri aus dem Hause und wollte sie mit sich aus sein Pferd setzen.

Doch mit einer Bewegung unüberwindlichen Widerstrebens schlüpfte sie aus diesem lebendigen Ring und wurde von Rémy empfangen, der sie auf das Pferd hob, das für sie bereit stand.

»Oh! was macht Ihr denn, Madame«, sagte Henri, »und wie versteht Ihr mein Herz? Glaubt mir, es ist bei mir nicht die Rede von dem Vergnügen, Euch in meine Arme zu schließen, Euch an meine männliche Brust zu pressen, obgleich ich für diese Gunst mein Leben zu opfern bereit wäre; es handelt sich darum, so schnell wie der Vogel zu fliehen. Seht Ihr, seht Ihr, wie die Vögel fliehen.«

In der kaum entstehenden Dämmerung sah man wirklich Scharen von Tauben und Wettervögeln die Luft mit raschem, scheuem Fluge durchschneiden, und in der Nacht, dem gewöhnlichen Gebiete der schweigsamen Fledermaus, hatte dieser durch den Wind begünstigte Flug etwas unheilvolles für das Ohr, etwas Blendendes für die Augen.

Die Dame antwortete nichts; als sie aber im Sattel war, trieb sie ihr Pferd vorwärts, ohne den Kopf umzuwenden.

Doch seit zwei Tagen zu marschieren genötigt, waren ihr Pferd und das von Rémy abgemattet.

Jeden Augenblick wandte sich Henri um, und als er sah, daß sie ihm nicht folgen konnte, rief er:

»Seht, Madame, wie mein Pferd dem Eurigen voraneilt, ich halte es doch mit beiden Händen zurück; laßt Euch erbitten, Madame, während es noch Zeit ist, ich verlange nicht mehr, Euch in meinen Armen zu halten, aber nehmt mein Pferd und laßt mir das Eurige.«

»Ich danke, mein Herr.« erwiderte die Reisende mit ihrer ruhigen Stimme, und ohne daß sich die geringste Gemütsbewegung in ihrem Tone verriet.



»Aber, Madame«, rief Henri, indem er verzweifelte Blicke rückwärts warf, »das Wasser erreicht uns, hört Ihr, hört Ihr?«

Man vernahm in der Tat in diesem Augenblick ein furchtbares Krachen; es war dies der Damm eines Dorfes, den die Überschwemmung durchbrochen hatte . . . Bohlen, Stützen, Terrasse hatten nachgegeben, eine doppelte Reihe von Grundpfählen war mit einem donnerähnlichen Lärmen zerschmettert worden, und über alle diese Trümmer hinrollend, fing das Wasser an, einen Eichenwald zu stürmen, dessen Gipfel man beben sah, dessen Äste man krachen hörte, als ob eine Schar von Dämonen über das Blätterwerk hinzöge.

Die entwurzelten Bäume schlugen an den Pfählen aneinander, die eingestürzten hölzernen Häuser schwammen an der Oberfläche des Wassers; das Gewieher und das entfernte Geschrei von Menschen und Pferden, welche von der Überschwemmung fortgerissen wurden, bildeten ein Concert von so seltsamen, so traurigen Tönen, daß der Schauer, der Henri ergriffen, bis zu dem unempfindlichen, unbezähmbaren Herzen der Unbekannten überging. Sie stachelte ihr Pferd, und dieses, als fühlte es selbst die drohende Gefahr, verdoppelte seine Anstrengungen, um ihr zu entgehen.

Doch das Wasser rückte immer weiter und weiter fort, und es mußte offenbar, ehe zehn Minuten vergingen, die Reisenden erreichen.

Jeden Augenblick hielt Henri an, um auf seine Gefährtin zu warten, und er rief ihr dann zu:

»Schneller, Madame, schneller, schneller, das Wasser kommt herbei, es läuft, hier ist es.«

Es kam in der Tat, schäumend, wirbelnd, brausend; es trug wie eine Feder das Haus fort, in welchem Rémy seine Gebieterin untergebracht hatte; es hob wie einen Strohhalm die an dem Ufer des kleinen Flusses angebundene Barke auf, und majestätisch, ungeheuer, seine Ringe wie die einer Schlange rollend, rückte es einer Mauer ähnlich hinter den Pferden von Rémy der Unbekannten heran.

Henri stieß einen Schrei des Schreckens aus und kehrte gegen das Wasser zurück, als wollte er es bekämpfen.

»Ihr seht doch, daß Ihr verloren seid«, brüllte er in Verzweiflung. »Vorwärts, Madame, vielleicht ist es noch Zeit; steigt ab, kommt mit mir, kommt.«

»Nein, mein Herr«, sprach sie.

»In einer Minute wird es zu spät sein, schaut, schaut doch.«

Die Dame wandte den Kopf um, das Wasser war ihr bis auf fünfzig Schritte nahe gekommen.

»Mein Schicksal geht in Erfüllung«, sprach sie; »Ihr, mein Herr, flieht, flieht!«

Erschöpft sank das Pferd auf seine zwei Vorderbeine und konnte sich trotz der Anstrengung seines Reiters nicht mehr erheben.

»Rettet! reitet sie! und geschehe es wider ihren Willen«, rief Rémy.

Und zu gleicher Zeit, während er sich von den Steigbügeln losmachte, stürzte das Wasser wie ein riesiges Monument auf das Haupt des treuen Dieners.

Bei diesem Anblick stieß seine Gebieterin einen gräßlichen Schrei aus und sprang von ihrem Rosse, entschlossen mit Rémy zu sterben.

Henri aber, als er ihre Absicht wahrnahm, sprang zu gleicher Zeit zu Boden; er umschlang ihren Leib mit einem rechten Arm, stieg wieder auf sein Pferd schoß wie ein Pfeil fort.

»Rémy! Rémy!« rief die Dame, ihre Arme nach diesem ausstreckend, »Rémy!«

Ein Schrei antwortete ihr; Rémy war wieder an die Oberfläche des Wassers gekommen, und mit der unbezähmbaren, obwohl wahnsinnigen Hoffnung, welche den Sterbenden bis an das Ende seines Todeskampfes begleitet, schwamm er von einem Balken gehalten.

Neben ihm war sein Pferd, das voll Verzweiflung mit seinen Vorderfüßen das Wasser schlug, während die Woge das Roß seiner Gebieterin erreichte vor der, Woge auf kaum zwanzig Schritte Henri seine Gefährtin auf dem dritten vor Angst wahnsinnigen Pferde nicht ritten, sondern flogen.

Rémy beklagte nicht mehr den Verlust des Lebens, da er sterbend hoffte, diejenige, welche er allein liebte, wäre gerettet.

»Gott befohlen, edle Frau, Gott befohlen!« rief er; »ich gehe zuerst werde demjenigen, welcher uns erwartet, sagen, daß Ihr lebt, um . . . «

Rémy vollendete nicht, ein Wasserberg schoß über seinem Kopfe hin und stürzte unter den Füßen des Pferdes von Henri nieder.

»Rémy, Rémy«, rief die Dame; »Rémy, ich will mit Dir sterben. Mein Herr, ich will ihn erwarten. Ich will zu Boden steigen; ich will es, im Namen des lebendigen Gottes.«

Sie sprach diese Worte mit so viel Energie, mit einer solchen Macht, daß der junge Mann seine Arme löste und sie zu Boden gleiten ließ.

»Gut, Madame, wir werden alle drei hier sterben und ich danke Euch, daß Ihr mir diese Freude gewährt, auf die ich nicht gehofft hatte.«

Und während er diese Worte sprach, erreichte ihn das springende Wasser, wie es Rémy erreicht hatten doch durch eine letzte Anstrengung der Liebe, hielt er am Arm die, junge Frau zurück, welche den Fuß auf die Erde gesetzt hatte. Das Wasser überwältigte sie, die wütende Woge wälzte sie einige Sekunden lang, durcheinander mit anderen Trümmern fort.

Sie bot ein erhabenes Schauspiel, die Kaltblütigkeit dieses so jungen so ergebenen Mannes, dessen ganze Büste die Wellen überragte, während er seine Gefährtin mit der Hand unterstützte, und seine Kniee, das verscheidende Pferd in seinem letzten Streben lenkend, selbst noch die äußersten Anstrengungen seines Todeskampfes zu benützen suchten.

Es war ein Augenblick furchtbaren Kampfes, wobei die Dame, durch die rechte Hand von Henri gehalten, beständig mit dem Kopf das Niveau des Wassers zu überragen suchte, während Henri mit der linken Hand die schwimmenden Balken und die Leichname, deren Stoß sein Pferd unter das Wasser getaucht oder zerschmettert hätte, auf die Seite schob.

Einer von diesen schwimmenden Körpern rief oder seufzte vielmehr, als er an ihnen vorüberkam:

»Gott befohlen, edle Frau, Gott befohlen!«

»Beim Himmel!« rief der junge Mann, »es ist Rémy! Auch Dich

werde ich retten.«

Und ohne die durch diesen Zuwachs an Gewicht entstehende Gefahr zu berechnen, ergriff er Rémy am Ärmel, zog ihn auf seinen linken Schenkel und ließ ihn frei atmen.

Doch erschöpft durch die dreifache Last sank zu gleicher Zeit das Pferd bis an den Hals, dann bis an die Augen unter, seine gelähmten Kniee bogen sich unter ihm und es verschwand gänzlich.

»Wir müssen sterben!« sprach Henri. »Mein Gott! nimm mein Leben, es war rein. Ihr, edle Frau, empfangt meine Seele, sie gehörte Euch!« fügte er bei.

In diesem Augenblick fühlte Henri, daß ihm Rémy entschlüpfte, er leistete keinen Widerstand, um ihn zurückzuhalten; jeder Widerstand wurde nun vergeblich.

Es war seine einzige Sorge die Dame über dem Wasser zu halten, damit sie wenigstens zuletzt stürbe und er sich in seinem letzten Augenblick sagen könnte, er habe Alles getan, was ihm möglich gewesen, um sie dem Tode streitig zu machen.

Plötzlich, und als er nur noch an das Sterben dachte, erscholl ein Schrei an seiner Seite.

Er wandte sich um sah Rémy, der eine Barke erreicht hatte.

Diese Barke war die des kleinen Hauses, das wir vom Wasser haben aufheben sehen; das Wasser hatte sie fortgerissen, und Rémy hatte sich, da er seine Kräfte durch die Unterstützung von Henri wiedererlangte, als er sie in seinem Bereiche vorüberkommen sah, keuchend von der Gruppe losgerissen, war schwimmend rasch zu ihr gelangt.

Ihre zwei Ruder waren an ihrem Bord angebunden, ein Bootshaken rollte auf dem Boden.

Er reichte den Haken Henri, der ihn ergriff und die Dame nach sich zog, die er sodann über seine Schultern erhob, wo sie Rémy aus seinen Händen nahm.

Dann packte er selbst die Randleiste der Barke und stieg zu ihnen ein.

Als die ersten Strahlen des Tages am Himmel hervorbrechen, zeigten sie die überschwemmten Ebenen und die Barke, welche sich wie ein Atom auf diesem ganz mit Trümmern bedeckten

Ozean schaukelte.

Ungefähr zweihundert Schritte von ihnen erhob sich links ein kleiner Hügel, der, ganz von Wasser umgeben, eine Insel inmitten des Meeres zu sein schien.

Henri ergriff die Ruder steuerte auf den Hügel zu, gegen den sie überdies die Strömung des Wassers trieb.

Rémy faßte den Bootshaken und war, auf dem Vorderteile stehend, bemüht, die Balken und Bohlen wegzuschieben, an denen sich die Barke stoßen konnte.

Durch die Stärke von Henri, durch die Geschicklichkeit von Rémy landete man, oder wurde man vielmehr an den Hügel geworfen.

Rémy sprang zu Boden faßte die Kette der Barke, die er nach sich zog.

Henri schritt vor, um die Dame in seine Arme zu nehmen, aber sie streckte ihre Hand aus, stand allein auf und sprang ebenfalls zu Boden.

Henri stieß einen Seufzer aus; einen Augenblick, hatte er den Gedanken, sich wieder in den Abgrund zu werfen und vor ihren Augen zu sterben; doch ein unwiderstehliches Gefühl fesselte ihn an das Leben, so lange er diese Frau sah, nach deren Gegenwart er sich so viele Tage gesehnt hatte, ohne sie je zu erlangen.

Er zog die Barke auf Land und setzte sich zehn Schritte von der Dame und von Rémy, leichenbleich, von einem Wasser triefend, das schmerzlicher als das Blut aus seinen Kleidern floß.

Sie waren von der dringendsten Gefahr, das heißt, vom Wasser errettet; die Überschwemmung, so stark sie auch war, würde nie bis zur Höhe des Hügelsteigen.

Henri sah dieses rasche, brausende Wasser vorüberkommen, das Haufen von französischen Leichnamen, ihre Waffen, ihre Pferde an ihnen vorüberführte.

Rémy fühlte einen heftigen Schmerz an seiner Schulter; ein schwimmender Balken hatte ihn in dem Augenblick, wo sein Pferd unter ihm versank, getroffen.

Seine Gefährtin hatte keine Wunde, sie wurde nur von der Kälte geschüttelt: Henri hatte sie vor Allem bewahrt, was er von ihr abzuwenden im Stande gewesen war.

Henri war sehr erstaunt, als er sah, daß diese zwei so wunderbar dem Tode entgangenen Wesen nur ihm dankten, und keinen Ausdruck des Dankes für Gott, den ersten Urheber ihrer Rettung, hatten.

Die junge Frau stand zuerst auf; sie bemerkte, daß man am Hintergrunde des Horizonts im Westen etwas wie Feuer durch den Nebel wahrnahm.

Es versteht sich, daß diese Feuer auf einem erhabenen Punkte brannten, den die Überschwemmung nicht hatte erreichen können.

So viel man bei der kalten Morgendämmerung, welche auf die Nacht folgte, beurteilen konnte, waren diese Feuer ungefähr eine Meile entfernt.

Rémy schritt nach dem Punkte des Hügels vor, der sich in der Richtung der Feuer ausstreckte, kam dann zurück und sagte, er glaube ungefähr tausend Schritte von der Stelle, wo man Fuß gefaßt, beginne eine Art von Steindamm, der in gerader Linie auf die Feuer zulaufe.

Was Rémy an einen Damm, oder wenigstens an seinen Weg glauben ließ, war eine doppelte, gerade und regelmäßige Linie von Bäumen.

Henri machte auch seine Bemerkungen, sie standen mit denen von Rémy im Einklang, aber man mußte unter diesen Umständen viel dem Zufall anheimstellen.

Auf der Abhängigkeit der Fläche fortrollend, hatte sie das Wasser links von ihrer Straße geworfen und einen beträchtlichen Winkel beschreiben lassen. Dem wahnsinnigen Laufe ihrer Pferde beigefügt, benahm ihnen dieses Abweichen jedes Mittel, sich zu orientieren.

Wohl kam der Tag, aber wolkig und ganz mit Nebeln beladen; bei hellem Wetter, bei einem reinen Himmel hätte man den Glockenturm von Mecheln gesehen, wovon man nur noch zwei Meilen entfernt sein konnte.

»Nun, Herr Graf«, fragte Rémy, »was denkt Ihr von diesen Feuern?«

»Diese Feuer, die ein gastliches Obdach zu bieten scheinen, kommen mir drohend vor, ich mißtraue ihnen.«

»Und warum dies?«

»Rémy«, sprach Henri die Stimme dämpfend, »seht alle diese Leichname: es sind lauter Franzosen, nicht einer ist ein Flamänder; sie kündigen uns ein großes Unglück an; die Dämme sind durchbrochen worden, um die französische Armee vollends zu vernichten, wenn sie besiegt worden ist, um die Wirkung ihres Sieges zu zerstören, wenn sie triumphiert hat; warum sollten diese Feuer nicht ebensowohl von den Feinden als von den Freunden angezündet sein, oder warum wären sie nicht ganz einfach eine List, welche die Flüchtlinge anzulocken bezweckte?«

»Doch wir können nicht hier bleiben«, entgegnet Rémy; »die Kälte und der Hunger würden meine Gebieterin töten.«

»Ihr habt Recht, Rémy«, sprach der Graf; »bleib hier bei ihr, ich werde den Hafendamm zu erreichen suche und Euch Nachricht bringen.«

»Nein, Herr«, sagte die Dame, »Ihr sollt Euch nicht allein der Gefahr aussetzen: wir haben uns an einander gerettet und werden mit einander sterben. Rémy Euren Arm, ich bin bereit.«

Jedes von den Worten dieses seltsamen Geschöpfes hatte einen unwiderstehlichen Ausdruck einer Macht, da Niemand auch nur einen Augenblick sich zu widersetzen den Gedanken hatte.

Henri verbeugte sich und ging voran.

Die Überschwemmung war ruhiger, der Damm, der auf den Hügel zulief, bildete eine Art von Bucht, worin das Wasser still stand. Alle drei stiegen in das kleine Schiff, und dieses wurde abermals mitten unter die schwimmenden Trümmer und Leichname getrieben.

Eine Viertelstunde nachher landeten sie an den Damm.

Sie befestigten die Kette des Fahrzeugs am Fuße eines Baumes, stiegen abermals an's Land, folgten dem Damme ungefähr eine Stunde lang, kamen zu einer Gruppe flamändischer Hütten, in deren Mitte, auf einem mit Linden bepflanzten Platz, um ein großes Feuer zwei bis dreihundert Soldaten versammelt waren, über denen die Falten eines französischen Banners flatterten.

Plötzlich belebte die Schildwache, welche ungefähr hundert Schritte vom Bivouak stand, die Lunte ihrer Muskete und rief:

»Wer da?«

»Frankreich«, antwortete Du Bouchage.

Dann wandte er sich gegen Diana um und sprach:

»Nun, Madame, seid Ihr gerettet; ich erkenne die Standarte der Gendarmen von Aunis, eines Corps von Edelleuten, bei welchem ich Freunde habe.«

Bei dem Rufe der Schildwache und der Antwort des Grafen liefen in der Tat einige Gendarmen den Ankömmlingen entgegen, welche doppelt gut inmitten dieses gräßlichen Unglückes aufgenommen wurden, einmal weil sie es überlebten, und dann, weil es Landsleute waren.

Henri gab sich sowohl persönlich, als dadurch zu erkennen, daß er seinen Bruder nannte. Er wurde eifrig befragt, und er erzählte auf welche wunderbare Weise er dem Tode entgangen war, doch ohne etwas Anderes zu sagen.

Rémy und seine Gebieterin setzten sich schweigsam in eine Ecke; Henri ging zu ihnen, um sie aufzufordern, sich dem Feuer zu nähern.

Beide trafen noch von Wasser.

»Madame«, sagte er, »man wird Euch hier ehren wie in Eurem eigenen Hause; ich habe mir erlaubt, Euch eine meiner Verwandtinnen zu nennen, verzeiht mir.«

Und ohne den Dank derjenigen abzuwarten, welchen er das Leben gerettet hatte, kehrte er zu den Offizieren zurück, die seiner harrten.

Rémy und Diana wechselten einen Blick, der, wenn ihn der Graf gesehen hätte, der so wohl verdiente Dank für sein so mutiges und zartes Benehmen gewesen wäre.

Die Gendarmen von Aunis, von denen unsere Flüchtlinge Gastfreundschaft verlangten, hatten sich in guter Ordnung, nachdem die verworrene Flucht begonnen, und nach dem: *Es rette sich, wer sich retten kann*, ihrer Führer, zurückgezogen.

Überall, wo eine Gleichartigkeit der Lage, eine Identität des Gefühls und die Gewohnheit, mit einander zu leben, stattfinden, trifft man nicht selten die Freiwilligkeit des Handelns nach der Einheit des Gedankens.

Als sie sahen, wie ihre Führer sie verließen und die andern



Regimenter durch verschiedene Mittel und Wege sich zu retten suchten, schauten sie sich gegenseitig an, schlossen ihre Reihen, statt sie zu brechen, setzten ihre Pferde in Galopp, schlugen unter Anführung von einem ihrer Fähnriche, den sie wegen seines Mutes ungemein liebten und wegen seiner Geburt in gleichem Maße achteten, den Weg nach Brüssel ein.

Wie alle Personen dieser furchtbaren Szene, sahen sie alle Fortschritte der Überschwemmung und wurden verfolgt von dem wütenden Gewässer; doch das Glück wollte, daß sie auf ihrem Wege den erwähnten Flecken, eine zugleich gegen die Menschen und gegen die Elemente starke Stellung, fanden.

Die Einwohner hatten, da sie wußten, daß sie in Sicherheit waren, ihre Häuser nicht verlassen, mit Ausnahme der Frauen, der Greise und der Kinder, die sie in die Stadt schickten; die Gendarmen von Aunis fanden auch bei ihrer Ankunft Widerstand; doch der Tod brüllte hinter ihnen; sie griffen als Verzweifelte an, besiegten alle Hindernisse, verloren zehn Mann beim Angriff der Chaussée, quartierten sich aber ein und zwangen die Flamänder auszuziehen.

Eine Stunde nachher war der Flecken völlig vom Wasser umschlossen, mit Ausnahme der Chaussée, an der wir Henri und seine Gefährten haben landen sehen. Dies war es, was die Gendarmen von Aunis Du Bouchage erzählten.

»Und der Rest der Armee?« fragte Henri.

»Schaut«, erwiderte der Fähnrich, »jeden Augenblick kommen Leichname vorüber, die Eure Frage beantworten.«

»Aber . . . mein Bruder?« stammelte Du Bouchage mit erstickter Stimme.

»Ach! Herr Graf, wir können Euch keine sichere Nachricht von ihm geben; er hat sich geschlagen wie ein Löwe, dreimal haben wir ihn aus dem Feuer gerissen. Es ist gewiß, daß er die Schlacht überlebt hat, doch ob er auch die Überschwemmung überlebte, können wir Euch nicht sagen.«

Henri neigte das Haupt versank in bittere Betrachtungen.

»Und der Herzog!« fragte er plötzlich.

Der Fähnrich trat näher zu Henri und erwiderte mit leiser Stimme:

»Graf, der Herzog war einer der Ersten, die sich flüchteten. Er ritt ein weißes Pferd, ohne irgend einen andern Flecken als einen schwarzen Stern auf der Stirne. Nun haben wir so eben das Pferd unter einem Haufen von Trümmern vorüberkommen sehen; das Bein eines Reiters wurde im Steigbügel festgehalten und schwamm in der Höhe des Sattels.«

»Großer Gott!« rief Henri.

»Großer Gott!« murmelte Rémy, der bei den Worten des Grafen: und der Herzog! aufgestanden war, die Erzählung gehört hatte, und rasch nach seiner bleichen Gefährtin blickte.

»Hernach?« fragte der Graf.

»Ja, hernach?« stammelte Rémy.

»Nun! bei dem Wirbel, den das Wasser an der Ecke dieses Dammes bildete, wagte sich einer von meinen Leuten vor, um die schwimmenden Zügel des Pferdes zu ergreifen; er erreichte es und hob das tote Tier in die Höhe. Wir sahen nun den weißen Stiefel und den goldenen Sporn, den der Herzog trug, erscheinen. Doch in demselben Augenblick schwoll das Wasser an, als wäre es entrüstet, sich seine Beute entreißen zu sehen. Mein Gendarme ließ das Pferd los, um nicht fortgerissen zu werden; Alles verschwand. Wir werden nicht einmal den Trost haben, unserem Prinzen ein christliches Begräbnis zu geben.«

»Todt! er ist auch tot! der Erbe der Krone, welch ein Unglück!«

Rémy wandte sich gegen seine Gefährtin um sprach mit einem unbeschreiblichen Ausdruck:

»Ihr seht, Madame, er ist tot.«

»Der Herr sei gelobt, daß er mir ein Verbrechen erspart«, erwiderte sie indem sie zum Zeichen des Dankes die Augen und die Hände zum Himmel erhob.

»Ja, doch er entzieht uns die Rache«, erwiderte Rémy.

»Gott hat stets das Recht, sich zu erinnern. Die Rache gehört nur dem Menschen, wenn Gott vergißt.«

Der Graf sah mit einer Art von Schrecken die Exaltation dieser seltsamen Menschen, die er vom Tode errettet hatte; er beobachtete sie und suchte vergebens, um sich eine Idee von ihren Wünschen Befürchtungen zu machen, ihre Gebärden und den Ausdruck ihrer Physiognomie zu erklären.

Die Stimme des Fähnrichs entriß ihn seiner Betrachtung.

»Doch Ihr selbst, Graf«, fragte dieser, »was gedenkt Ihr zu machen?«

Der Graf bebte.

»Ich?« sagte er.

»Ja, Ihr.«

»Ich werde hier warten, bis der Körper meines Bruders an mir vorüberkommt«, erwiderte der junge Mann im Tone düsterer Verzweiflung, »dann werde ich ihn auch an das Land zu ziehen suchen, um ihm ein christliches Begräbnis zu geben, glaubt mir, wenn ich ihn einmal habe, verlasse ich ihn nicht mehr.«

Diese finsternen Worte wurden von Rémy gehört, und er richtete an den jungen Mann einen Blick voll liebevoller Vorwürfe.

Die Dame aber hörte nicht mehr, seitdem der Fähnrich den Tod des Herzogs von Anjou verkündigt hatte, sie betete.



## Drittes Kapitel.

### *Verklärung.*

Nachdem sie gebetet, erhob sich die Gefährtin von Rémy so schön und so strahlend, daß dem Grafen ein, Ausruf des Erstaunens und der Bewunderung entschlüpfte.

Sie schien aus einem langen Schlafe zu erwachen, dessen Träume ihr Gehirn ermüdet, die Heiterkeit ihrer Züge gestört hätten, aus einem bleiernen Schlaf, der der feuchten Stirne des Schläfers die chimären Qualen seines Traumes aufprägt.

Oder es war des Jairi Tochter, wie sie an ihrem Grabe vom Tod erweckt wurde, und sich schon geläutert und für den Himmel bereit von ihrem Sterbelager erhob.

Aus dieser Lethargie hervorgehend, ließ die junge Frau einen so sanften, so milden Blick, einen Blick voll so engelischer Güte umhergehen, daß sich Henri, leichtgläubig wie alle Liebende, einbildete, er sehe, wie sie endlich von seinen Leiden erweicht werde und einem Gefühle, wenn nicht des Wohlwollens, doch wenigstens der Dankbarkeit des Mitleids nachgebe.

Während die Gendarmen nach ihrem einfachen Mahl da und dort unter dem Schutte schliefen, während auch Rémy sich dem Schlummer hin gab sein müdes Haupt auf den Querbalken einer Schranke stützte, an welche seine Bank angelehnt war, stellte sich Henri zu der jungen Frau und sprach mit einer so tiefen und so sanften Stimme, daß es das Gemurmel des Windes zu sein, schien.

»Edle Frau, Ihr lebt! Oh! laßt mich Euch die Freude aussprechen, die aus meinem Herzen überströmt, da ich Euch hier in Sicherheit sehe, nachdem ich Euch dort auf der Schwelle des Grabes gesehen.«

»Es ist wahr, mein Herr«, erwiderte die Dame, »ich lebe durch Euch; und«, fügte sie mit einem traurigen Lächeln bei, »und ich möchte Euch sagen können, ich sei dankbar.«

»Nun, Madame«, sprach Henri mit einer erhabenen Anstrengung der Liebe und der Selbstverleugnung, »wenn es mir

nur gelungen wäre, Euch zu retten, um Euch denjenigen zurückzugeben, welche Euch lieben.«

»Was sagt Ihr?« fragte die Dame.

»Denjenigen, zu welchen Ihr Euch durch so viele Gefahren begeben wolltet.«

»Mein Herr, die Menschen die ich liebte, sind tot; diejenigen zu welchen ich mich begeben wollte, sind es auch.«

»Oh! Madame«, flüsterte der junge Mann, indem er sachte auf seine Kniee sank, »werft Eure Augen auf mich, der ich so viel gelitten, auf mich, der ich Euch so sehr geliebt. Oh! wendet Euch nicht ab, Ihr seid jung, Ihr seid schön wie ein Engel des Himmels. Lest in meinem Herzen, das ich Euch öffne, und Ihr werdet sehen, daß es nicht ein Atom der Liebe enthält, wie sie die anderen Menschen verstehen. Ihr glaubt mir nicht! Prüft die vergangenen Stunden, wägt sie ab, eine nach der andern, welche hat mir die Freude gegeben? welche die Hoffnung? dennoch habe ich ausgeharrt. Ihr habt mich weinen gemacht, ich habe meine Tränen getrunken; Ihr habt mich leiden gemacht, ich habe meine Schmerzen verschlungen; Ihr habt mich zum Tode getrieben, ich ging auf ihn zu, ohne mich zu beklagen. Selbst in diesem Augenblick, wo Ihr den Kopf abwendet, wo jedes meiner Worte, so glühend es auch sein mag, wie ein Tropfen eiskaltes Wasser auf Euer Herz zu fallen scheint, ist meine Seele von Euch erfüllt, und ich lebe nur, weil Ihr lebt. War ich nicht so eben nahe daran, neben Euch zu sterben? Was habe ich verlangt? nichts. Habe ich Eure Hand berührt? nie anders, als um Euch einer Todesgefahr zu entreißen. Ich hielt Euch in meinen Armen, um Euch den Wellen abzurufen, habt Ihr den Druck meiner Brust gefühlt? nein. Ich bin nur noch eine Seele und alles Andere ist in dem verzehrenden Feuer meiner Liebe geläutert worden.«

»Oh! Herr, habt Mitleid, sprecht nicht so.«

»Auch aus Mitleid verdammt mich nicht. Man hat mir gesagt, Ihr liebt Niemand; oh! wiederholt mir diese Versicherung: es ist eine seltsame Gunst, nicht wahr, für einen Menschen, der liebt, sagen zu hören, er werde nicht geliebt? Doch ich ziehe das vor, da Ihr mir zugleich sagt, Ihr seid unempfindlich für Alle. Oh! Ihr, die Ihr die einzige Anbetung meines Lebens seid, antwortet mir.«

Trotz des Drängens von Henry, war ein Seufzer die einzige Antwort der jungen Frau.

»Ihr sagt mir nichts«, fuhr der Graf fort. »Rémy hatte wenigstens mehr Mitleid mit mir, als Ihr; er suchte mich wenigstens zu trösten! Ah! ich sehe, Ihr antwortet mir nicht, weil Ihr mir nicht sagen wollt, Ihr habet in Flandern Einen aufgesucht, der glücklicher als ich, der ich doch so jung bin; als ich, der ich in meinem Leben einen Teil der Hoffnungen meines Bruders trage; als ich, der ich zu Euren Füßen sterbe, ohne daß Ihr zu mir sagt: ›Ich habe geliebt, aber ich liebe nicht mehr; oder wohl ich liebe, aber ich werde zu lieben aufhören.««

»Herr Graf«, erwiderte die junge Frau mit einer majestätischen Feierlichkeit, »sagt mir nicht solche Dinge, wie man sie einer Frau sagt; ich bin ein Wesen einer andern Welt und lebe nicht in dieser; hätte ich nicht für Euch im Grunde meines Herzens das zärtliche, süße Lächeln einer Schwester für ihren Bruder, so würde ich zu Euch sprechen: ›Steht auf, Herr Graf, und belästigt nicht mehr Ohren, welche einen Abscheu vor jedem Liebeswort haben.« Doch ich werde nicht so zu Euch sprechen, denn es schmerzt mich, Euch leiden zu sehen. Mehr noch: nun, da ich Euch kenne, nehme ich Eure Hand, lege sie auf mein Herz, und sage Euch freiwillig: ›Seht, mein Herz schlägt nicht mehr; lebt bei mir, wenn Ihr wollt, und wohnt Tag für Tag, wenn es Euch Freude macht, der schmerzlichen Zerstörung eines durch die Martern der Seele getöteten Körpers bei.« Doch dieses Opfer, das Ihr als ein Glück hinnehmen würdet, ich bin es fest überzeugt . . . «

»Oh! ja«, rief Henri.

»Wohl! dieses Opfer muß ich zurückweisen; es hat etwas heute sich in meinem Leben verändert, und ich habe nicht mehr das Recht, mich auf irgend einen Arm der Welt zu stützen, nicht einmal auf den dieses edlen Geschöpfes, dieses hochherzigen Freundes, der dort ruht und sich einen Augenblick des Glückes, zu vergessen, erfreut. Ach! armer Rémy«, fuhr sie fort, indem sie ihrer Stimme die erste Biegung des Gefühls gab, welche Henri bei ihr wahrgenommen hatte, »armer Rémy, Dein Erwachen wird auch traurig sein; Du folgst nicht den Fortschritten meines Gedankens, Du liest nicht in meinen Augen, Du weißt nicht, daß Du, aus Deinem Schlummer erwachend, Dich allein auf

Erden finden wirst, denn allein muß ich zu Gott aufsteigen.«

»Was sagt Ihr?« rief Henri, »denkt Ihr denn auch daran, zu sterben?«

Durch den schmerzlichen Schrei des jungen Grafen aufgeweckt, erhob Rémy den Kopf und horchte.

»Ihr habt mich beten sehen?« fuhr die junge Frau fort.

Henri machte ein bejahendes Zeichen.

»Dieses Gebet war mein Abschied von der Erde; die Freude die Ihr auf meinem Antlitz wahrgenommen, die Freude, die mich in diesem Augenblick überströmt, ist dieselbe, die Ihr an mir wahrnehmen würdet, wenn der Engel des Todes zu mir spräche: ›Erhebe Dich, Diana, und folge mir zu den Füßen Gottes!‹«

»Diana! Diana!« flüsterte Henri, »ich weiß nun, wie Ihr heißt . . . Diana, ein teurer, ein angebeteter Name! . . . «

Und der Unglückliche legte sich zu den Füßen der jungen Frau nieder, wiederholte diesen Namen mit der Trunkenheit eines unsäglichen Glückes.

»Oh! stille«, sprach die junge Frau mit ihrem feierlichen Tone, »vergeßt diesen Namen, der mir entschlüpft ist; kein Lebendiger hat das Recht, mir ihn aussprechend das Herz zu durchbohren.«

»Oh! Madame«, rief Henri; »nun, da ich Euren Namen weiß, sagt mir nicht, daß Ihr sterben wollt.«

»Ich sage das nicht«, erwiderte die junge Frau; »ich sage, daß ich diese Welt der Tränen, des Hasses, finsterner Leidenschaften, gemeiner Interessen und namenloser Begierden verlassen werde, ich sage, daß ich nichts mehr zu tun habe unter den Geschöpfen, welche Gott als meines Gleichen geschaffen hatte; ich habe keine Tränen mehr in den Augen, das Blut macht mein Herz nicht mehr schlagen, mein Kopf erzeugt nicht einen einzigen Gedanken mehr, seitdem der Gedanke, der ihn ganz und gar erfüllte, tot ist; ich bin nur noch ein wertloses Opfer, da ich, nichts mehr opfere, weder Wünsche noch Hoffnungen, indem ich auf diese Welt verzichte; doch so, wie ich bin, biete ich mich dem Herrn: er wird mich barmherzig aufnehmen, er, der mich so viel hat leiden lassen, der nicht wollte, daß ich meinem Leiden unterliege.«

Rémy, der diese Worte gehört hatte, stand auf, ging gerade auf seine Gebieterin zu und fragte mit düsterem Tone:

»Ihr verlaßt mich?«

»Um zu Gott zu gehen«, erwiderte Diana, und hob zum Himmel ihre Hand, so bleich und abgemagert wie die der Magdalena, empor.

»Es ist wahr«, sprach Rémy und ließ sein Haupt auf seine Brust fallen, »es ist wahr.«

Und als Diana ihre Hand senkte, nahm er sie in seine Arme und drückte sie an seine Brust, wie er es mit der Reliquie einer Heiligen getan hätte.

»Oh! was bin ich gegen diese zwei Herzen«, seufzte der junge Mann mit dem Schauer der Angst.

»Ihr seid«, erwiderte Diana, »Ihr seid das einzige menschliche Geschöpf, auf das ich zweimal meine Augen geheftet, seitdem ich meine Augen sich für immer zu schließen verurteilt habe.«

Henri kniete nieder sprach:

»Ich danke, edle Frau, Ihr habt Euch mir ganz gar geöffnet; ich danke, ich sehe klar meine Bestimmung; von dieser Stunde an sollen kein Wort mehr von meinem Munde, kein Atemzug meines Herzens in mir denjenigen verraten, welcher Euch liebte. Ihr gehört dem Herrn, edle Frau, auf Gott bin ich nicht eifersüchtig.«

Er sprach es erhob sich, durchdrungen von dem wiedergebährenden Zauber, der jeden großen und unerschütterlichen Entschluß begleitet, als auf der noch mit Dünsten, die sich immer mehr aufklärten, bedeckten Ebene der Lärm entfernter Trompeten erscholl.

Die Gendarmen sprangen nach ihren Waffen und waren zu Pferde, ehe man den Befehl gegeben.

Henri horchte.

»Meine Herren«, rief er, »es sind die Trompeten des Admirals, mein Gott und Herr! ich erkenne sie, möchten sie meinen Bruder verkünden.«

»Ihr seht wohl, daß Ihr noch etwas wünscht«, sagte Diana zum Grafen, »und daß Ihr noch Einen liebt; warum solltet Ihr denn die Verzweiflung wünschen, Kind, wie diejenigen, welche nichts mehr wünschen und verlangen, wie diejenigen, welche Niemand mehr lieben.«

»Ein Pferd!« rief Henri, »man leihe mir ein Pferd!«



»Aber wo wollt Ihr denn hinaus, da uns das Wasser von allen Seiten umgibt?« fragte der Fähnrich.

»Ihr seht wohl, daß die Ebene zugänglich ist; Ihr seht, daß sie marschieren, da ihre Trompeten erschallen.«

»Steigt oben auf die Chaussée Herr Graf«, sagte der Fähnrich, »das Wetter hellt sich auf, und Ihr könnt vielleicht sehen.«

»Ich gehe«, sprach der junge Mann.

»Henri begab sich wirklich nach der von dem Fähnrich bezeichneten Anhöhe; die Trompeten erschollen immer noch in Zwischenräumen, ohne sich zu nähern oder zu entfernen.

Rémy hatte wieder seinen Platz bei Diana eingenommen.

---

## Viertes Kapitel.

### *Die zwei Brüder.*

Nach einer Viertelstunde kam Henri zurück; er hatte auf einem Hügel, den die Nacht zu unterscheiden verhinderte, eine beträchtliche Abteilung französischer Truppen cantonirt und verschanzt gesehen.

Mit Ausnahme eines breiten Wassergrabens, der den von den Gendarmen von Aunis besetzten Flecken umgab, fing die Ebene an, sich wie ein Teich, den man leert, frei zu machen, da, die natürliche Abhängigkeit des Erdbodens das Gewässer gegen das Meer hinzog, und mehrere Punkte des Terrain, welche höher lagen, als die anderen, erschienen allmählich wieder wie nach einer Sündflut.

Kot und Schlamm bedeckten die ganze Landschaft, und es bot ein trauriges Schauspiel, als man, wie der Wind nach nach den auf der Ebene ausgebreiteten Dunstschleier aufhob, etwa fünfzig Reiter sich durch den Morast arbeiten und, ohne daß es ihnen gelang, den Flecken oder den Hügel zu erreichen suchen sah.

Man hatte vom Hügel aus ihre Notschreie gehört, und deshalb erschollen die Trompeten unablässig.

Sobald der Wind den Nebel vollends vertrieben hatte, erblickte Henri aus dem Hügel die französische Fahne, die sich stolz am Himmel entrollte.

Die Gendarmen hoben ihre Standarte in die Höhe, und man hörte von beiden Seiten Musketenschüsse als Freudenzeichen. Gegen elf Uhr schien die Sonne auf diese Szene der Verwüstung; sie trocknete einige Teile der Ebene und machte den Kamm eines Verbindungsweges gangbar.

Henri, der zuerst diesen Pfad versuchte, nahm an dem Geräusch der Hufeisen seines Pferdes wahr, daß eine gepflasterte Straße, welche eine kreisförmige Biegung bildete, von dem Flecken nach dem Hügel führte; er schloß daraus, die Pferde würden bis über die Hufe, bis an das halbe Bein, bis an die Brust vielleicht, in den Morast einsinken, aber durch den soliden

Grund des Bodens unterstützt nicht weiter gehen.

Er forderte auf, den Versuch zu machen, und als Niemand sich dem Unternehmen anschließen wollte, empfahl er Rémy und seine Gefährtin dem Fähnrich und wagte sich hinaus auf den gefährvollen Weg.

In demselben Augenblick, wo er den Flecken verließ, sah man einen Reiter vom Hügel herabkommen und es wie es Henri tat, versuchen, sich auf den Weg nach dem Flecken zu begeben.

Der ganze Abhang des Hügels war mit zuschauenden Soldaten besetzt, welche ihre Arme zum Himmel erhoben und den unvorsichtigen Reiter durch ihr Flehen zurückhalten zu wollen schienen.

Die zwei Trümmer des großen französischen Armeecorps verfolgten mutig ihren Weg und gewahrten bald, daß ihre Aufgabe minder schwierig war, als sie hatten befürchten können, und besonders, als man für sie befürchtet.

Ein breiter Wasserstrahl, der aus einer durch das Anstoßen eines Balken erzeugte Öffnung hervorkam, wusch, wie absichtlich, die schlammige Chaussée und entblößte unter seiner durchsichtigeren Woge den Grund des Grabens, den das tätige Huf der Rosse suchte.

Schon waren die Reiter nur noch zweihundert Schritte den einander entfernt.

»Frankreich!« rief der Reiter, der vorn Hügel herabkam.

Und er löste sein von einer weißen Feder beschattetes Toquet.

»Ah! Ihr seid es, Monseigneur«, rief Henri mit einem Freudenschrei.

»Du, Henri, Du, mein Bruder«, rief der andere Reiter.

Und auf die Gefahr, rechts oder links vom Wege abzukommen, sprengten sie auf einander zu, und unter dem wütenden Beifallsgeschrei der Zuschauer des Fleckens und des Hügels umarmten sich bald die beiden Reiter lang zärtlich.

Sogleich entblößten sich der Flecken und der Hügel: Gendarmen und Chevaulegers, hugenottische und katholische Edelleute stürzten auf den durch die beiden Brüder geöffneten Weg.

Bald waren die beiden Lager vereinigt; die Arme öffneten sich,

und auf dem Wege, wo Alle den Tod zu finden geglaubt hatten hörte man drei tausend Franzosen: Dank dem Himmel! und: Es lebe Frankreich! rufen.

»Meine Herren«, sprach plötzlich die Stimme eines hugenottischen Offiziers: »Es lebe der Herr Admiral! müssen wir rufen, denn dem Herrn Herzog von Joyeuse und keinem Andern verdanken wir das Leben in dieser Nacht dieses Glück, unsere Landsleute zu umarmen.«

Ein ungeheurer Beifallsruf empfing diese Worte.

Die zwei Brüder wechselten ein paar mit Tränen, benetzte Worte; dann fragte Joyeuse Henri:

»Und der Herzog?«

»Er ist tot«, antwortete dieser.

»Ist die Nachricht sicher?«

»Die Gendarmen von Aunis haben sein ertrunkenes Pferd gesehen und an einem Zeichen erkannt. Dieses Pferd zog an seinem Steigbügel einen Reiter nach, dessen Kopf in das Wasser getaucht war.«

»Das ist ein trauriger Tag für Frankreich«, sprach der Admiral.

Dann sich gegen seine Leute umwendend:

»Auf, meine Herren, verlieren wir keine Zeit. Sind einmal die Wasser abgelaufen, so werden wir aller Wahrscheinlichkeit nach angegriffen; verschanzen wir uns, bis uns Nachrichten und Lebensmittel zugekommen sind.«

»Aber, Monseigneur«, erwiderte eine Stimme, »die Cavalerie wird nicht marschieren können, die Pferde haben seit gestern um vier Uhr nichts gefressen, die armen Tiere sterben vor Hunger.«

»Es ist Korn auf unserem Lagerungsplatz«, sagte der Fähnrich, »doch wie machen wir es mit der Mannschaft?«

»Ei!« versetzte der Admiral, »wenn es Korn gibt, braucht man nicht mehr; die Menschen werden wie die Pferde leben.«

»Mein Bruder«, sagte Henri, »macht, daß ich Euch einen Augenblick sprechen kann.«

»Ich will den Flecken besetzen«, erwiderte Joyeuse, »wähle eine Wohnung für mich und erwarte mich dort.«

Henri suchte seine beiden Gefährten wieder auf.

»Ihr seid inmitten einer Armee«, sagte er zu Rémy; »ich rate Euch, verbergt Euch in der Wohnung, die ich nehmen werde; es geziemt sich nicht, daß Jedermann die edle Frau sieht. Diesen Abend, wenn Alles schläft, werde ich darauf bedacht sein, Euch freier zu machen.«

Rémy quartierte sich mit Diana in der Wohnung ein, die ihnen der Fähnrich der Gendarmen überließ, der durch die Ankunft von Joyeuse einfacher Offizier unter den Befehlen des Admirals geworden war.

Gegen zehn Uhr kam der Herzog von Joyeuse mit schmetternden Trompeten in den Flecken, ließ seine Leute einquartieren und gab strenge Befehle zur Vermeidung jeder Unordnung.

Dann ließ er Gerste an die Mannschaft, Hafer an die Pferde, und Wasser an Jedermann austeilen, wies den Verwundeten einige Fässer Bier und Wein an, die man in den Kellern fand, und verzehrte selbst im Angesicht Aller ein Stück schwarzes Brot mit einem Glas Wasser. Und als er hierauf die Posten visitierte, wurde er überall wie ein Retter mit Ausrufungen der Liebe und Dankbarkeit empfangen.

»Nun gut«, sagte er, als er zurückkehrend sich mit seinem Bruder allein fand, »nun mögen die Flamänder kommen, und ich werde sie schlagen, und beim wahrhaftigen Gott! wenn das so fortgeht, werde ich sie sogar fressen, denn ich habe gewaltigen Hunger; und«, fügte er leise zu Henri bei, indem er in eine Ecke sein Brot warf, in das er mit so großer Begeisterung zu beißen geschienen hatte, »das ist eine abscheuliche Speise.«

Dann schlang er seinen Arm um den Hals seines Bruders und sprach:

»Laß uns nun plaudern, Freund, und sage mir, wie Du nach Flandern kommst, während ich Dich in Paris glaubte.«

»Mein Bruder«, erwiderte Henri, »das Leben wurde mir unerträglich und ich reiste ab, um Dich in Flandern aufzusuchen.«

»Immer aus Liebe?« fragte Joyeuse.

»Nein, aus Verzweiflung. Ich schwöre Dir jetzt Anne, ich bin nicht mehr verliebt; meine Leidenschaft ist die Traurigkeit.«

»Mein Bruder, mein Bruder«, rief Joyeuse, »erlaube mir, Dir zu

sagen, daß Du auf eine elende Frau geraten bist.«

»Warum?«

»Ja, Henri, es geschieht, daß bei einem gewissen Grad von Schlechtigkeit oder Tugend die geschaffenen Wesen den Willen Gottes überschreiten und sich zu Henkern oder Mördern machen, was die Kirche gleichmäßig verwirft; aus zu viel Tugend keine Rechnung tragen für die Leiden Anderer ist barbarische Exaltation, ist Mangel an christlicher Menschenfreundlichkeit.«

»Oh! mein Bruder, mein Bruder«, rief Henri, »verleumde die Tugend nicht.«

»Oh! ich verleumde die Tugend nicht, ich klage nur das Laster an. Ich wiederhole Dir also, diese Frau ist eine elende Frau, ihr Besitz, so wünschenswert er sein mag, wird nie die Qualen ausgleichen, die sie Dich erdulden läßt. Ei! mein Gott! in einem solchen Fall muß man seine Kräfte und seine Macht gebrauchen, denn man greift entfernt nicht an, sondern verteidigt sich nur auf eine gesetzliche Weise. Henri, ich weiß, daß ich an Deiner Stelle das Haus dieser Frau im Sturm genommen hätte; ich hätte sie selbst genommen wie dieses Haus, und dann, wenn sie, nach der Gewohnheit jedes Geschöpfes, das eben so demütig seinem Sieger gegenüber wird, als es wild vor dem Kampfe war, dann, wenn sie ihre Arm um Deinen Hals geschlungen und gesagt hätte: ›Henri ich bete Dich an,‹ hätte ich sie zurückgestoßen und ihr erwidert: ›Ihr tut wohl daran, Madame; die Reihe ist nun an Euch, ich habe genug gelitten, daß Ihr nur auch leidet.‹«

Henri ergriff die Hand seines Bruders-und sprach:

»Du denkst nicht ein Wort von dem, was Du da sagst, Joyeuse.«

»Doch, bei meiner Treue.«

»Du, der Gute, der Edle!«

»Edelmut gegen Leute ohne Herz ist Thorheit, Bruder.«

»Oh! Joyeuse, Joyeuse, Du kennst diese Frau nicht.«

»Tausend Teufel! ich will sie nicht kennen.«

»Warum?«

»Weil sie mich dahin brächte, daß ich beging, was Andere ein Verbrechen nennen würden, und was ich einen Akt der Gerechtigkeit nenne.«

»Oh! mein guter Bruders«, sprach der junge Mann mit einem engelischen Lächeln, »wir glücklich bist Du, daß Du nicht liebst! . . . Doch wenn es Euch gefällt, Herr Admiral, lassen wir meine tolle Liebe und sprechen wir von Dingen des Kriegs.«

»Auch gut; wenn wir länger von Deiner Tollheit sprächen, würdest Du mich auch toll machen.«

»Ihr seht, daß es uns an Proviant fehlt.«

»Ich weiß es, und habe schon an ein Mittel gedacht, uns zu verschaffen.«

»Und habt Ihr eines gefunden?«

»Ich denke ja.«

»Welches?«

»Ich kann mich hier nicht vom Platze rühren, ehe ich Nachrichten von der Armee erhalten habe insofern meine Stellung gut ist und ich sie gegen fünffache Kräfte verteidigen würde; doch ich kann eine Abteilung von meinen Leuten auf Entdeckung ausschicken; sie werden vor Allem Kunde finden, was das wahre Leben der Leute in unserer Lage ist; sodann Lebensmittel, denn in der Tat, dieses Flandern ist ein schönes Land.«

»Nicht zu sehr, mein Bruder, nicht zu sehr.«

»Oh! ich spreche nur vom Boden, wie ihn Gott geschaffen und nicht von den Menschen, welche ewig das Werk Gottes verderben. Begreifst Du, Henri welche Thorheit dieser Prinz begangen hat; was er Alles zu Grunde gerichtet hat; wie der Stolz und die Übereilung diesen unglücklichen Franz so rasch ins Verderben stürzten! Gott hat seine Seele, sprechen wir nicht mehr von ihm; doch in der Tat, er konnte sich unsterblichen Ruhm und eines der schönsten Königreiche Europas erwerben, während er nur die Angelegenheiten von wem . . . von Wilhelm dem Duckmäuser betrieben hat. Weißt Du übrigens, Henri, daß sich die Antwerpener gut geschlagen haben?«

»Und Du auch, wie man sagt, mein Bruder?«

»Ja, ich hatte einen meiner guten Tage, und dann hat mich Eines aufgeregt.«

»Was?«

»Daß ich auf dem Schlachtfelde einen mir bekannten Degen traf.«

»Einen Franzosen?«

»Einen Franzosen.«

»In den Reihen der Flamänder?«

»An ihrer Spitze, Henri; das ist ein Geheimnis, das man erforschen muß, um ein Seitenstück zu der Verteilung von Salcède auf der Grève zu geben.«

»Nun, teurer Herr, Ihr seid zu meiner großen Freude unversehrt zurückgekommen; doch ich, der ich noch nichts getan habe, muß wohl etwas tun.«

»Was wollt Ihr tun?«

»Gebt mir das Kommando über die Leute, die Ihr abschicken wollt.«

»Nein, das ist zu gefährlich, Henri; ich würde Euch dieses Wort vor Fremden nicht sagen, doch Ihr sollt nicht eines lichtlosen, unbekanntem und folglich häßlichen Todes sterben. Diese Leute können auf ein Corps von jenen gemeinen Flamändern stoßen, welche mit Dreschflegeln und Sensen fechten: Ihr tötet tausend; es bleibt Einer übrig, dieser schneidet Euch entzwei oder entstellt Euch.«

»Mein Bruder, bewillige mir das, um was ich Dich bitte; ich werde alle Vorsichtsmaßregeln nehmen und verspreche Dir, hierher zurückzukommen.«

»Ah! ich begreife.«

»Was begreifst Du?«

»Du willst den Versuch machen, ob nicht der Lärm einer glänzenden Tat das Herz der Spröden zu erweichen vermag. Gestehe, daß es dies ist, was Dich so hartnäckig macht.«

»Ich gestehe es, wenn Du es willst, mein Bruder.«

»Es sei, Du hast Recht, die Frauen, welche einer großen Liebe widerstehen, ergeben sich zuweilen einem kleinen Lärmen.«

»Ich hoffe das nicht.«

»Dann bist Du ein dreifacher Narr, wenn Du es ohne Hoffnung tust. Höre, Henri, suche keinen anderen Grund für die Weigerung dieser Frau, als den, daß es eine launenhafte Person ist, welche weder Herz noch Augen hat.«

»Du gibst mir das Kommando, nicht wahr, Bruder?«



»Es muß sein, da Du es willst.«

»Ich kann noch diesen Abend aufbrechen?«

»Das ist notwendig; Du begreifst, daß wir nicht mehr länger warten können.«

»Wie viel Mann stellst Du zu meiner Verfügung?«

»Hundert, nicht mehr. Ich kann meine Stellung nicht entblößen, das begreifst Du wohl, Henri.«

»Weniger, wenn Du willst, mein Bruder.«

»Nein, denn ich möchte Dir gern das Doppelte geben können. Nur verpfände mir Dein Ehrenwort, daß Du, wenn Du es mit mehr als drei hundert Mann zu tun hast, Deinen Rückzug nimmst, statt Dich töten zu lassen.«

»Mein Bruder«, erwiderte Henri lächelnd, »Du verkaufst sehr teuer einen Ruhm, den Du mir nicht überlassen.«

»Oh! mein Bruder Henri, ich verkaufe ihn Dir weder, noch werde ich ihn Dir schenken; ein anderer Offizier wird die Rekognoszierung kommandieren.«

»Gib Deine Befehle, und ich werde sie vollziehen.«

»Du wirst Dich also nur mit gleichen, doppelten oder dreifachen Kräften in einen Kampf einlassen, dies aber nicht überschreiten.«

»Ich schwöre es Dir.«

»Seht gut; welches Corps willst Du nun haben?«

»Laß mich hundert Mann von den Gendarmen von Aunis nehmen; ich habe viele Freunde in diesem Regiment, und wenn ich mir meine Leute auswähle, kann ich tun, was ich will.«

»Es sei, Gendarmen von Aunis.«

»Wann soll ich ausbrechen?«

»Auf der Stelle. Nur lässest Du die Ration der Mannschaft auf einen Tag, den Pferden auf zwei Tage geben. Erwinnere Dich, daß ich schnelle und sichere Nachrichten zu haben wünsche.«

»Ich gehe, mein Bruder, hast Du noch einen geheimen Befehl?«

»Verbreite den Tod des Herzogs nicht. Übertreibe meine Streitkräfte, und wenn Du den Körper des Prinzen findest, laß ihn, obgleich er ein böser Mensch, ein armseliger General war, da er im Ganzen zum Hause Frankreich gehörte, in eine eichene Kiste

legen und durch Deine Gendarmen zurücktragen, damit man ihn in Saint-Denis beerdigen kann.«

»Gut, mein Bruder; ist das Alles?«

»Es ist Alles.«

Henri nahm die Hand seines älteren Bruders, um sie zu küssen, doch dieser schloß ihn in seine Arme.

»Du versprichst mir noch einmal«, sagte Joyeuse, »daß dies keine List ist, die Du anwendest, um Dich im Kampfe töten zu lassen?«

»Mein Bruder, ich hatte diesen Gedanken, als ich zu Dir kam; doch ich schwöre Dir, dieser Gedanke ist nicht mehr in mir.«

»Und seit wann hat er Dich verlassen?«

»Seit zwei Stunden.«

»Bei welcher Gelegenheit?«

»Mein Bruder, entschuldigt mich.«

»Gehe, Henri, gehe, Deine Geheimnisse gehören Dir. Oh! wie gut bist Du, mein Bruder.«

Und die jungen Leute warfen sich zum zweiten Male einander in die Arme, trennten sich dann — nicht ohne noch den Kopf umzudrehen und sich mit einem Lächeln und mit der Hand zu grüßen.

---

## Fünftes Kapitel.

### *Die Expedition.*

Ganz entzückt der Freude, kehrte Henri eiligst zu Diana und Rémy zurück.

»Haltet Euch in einer Viertelstunde bereit, wir brechen auf«, sagte er zu ihnen. »Ihr werdet zwei gesattelte Pferde vor der Türe der kleinen hölzernen Treppe finden, welche auf diesen Gang zuführt; mischt Euch unter unser Gefolge und sprecht kein Wort.«

Dann auf den Balkon tretend, der um das ganze Haus lief, rief er:

»Trompeter der Gendarmen, blase zum Aufsitzen.«

Sogleich erscholl der Appel im Flecken, der Fähnrich und seine Mannschaft stellten sich vor dem Hause auf.

Ihre Leute kamen hinter ihnen mit einigen Maultieren und zwei Wagen. Rémy und seine Gefährtin verbargen sich, nach dem Rate, den man ihnen gegeben, mitten unter den Leuten.

»Gendarmen«, sprach Henry, »mein Bruder, der Admiral, hat mir für den Augenblick das Kommando über Eure Compagnie übergeben und mich beauftragt, auf Kundschaft auszugehen; hundert von Euch sollen mich begleiten; die Sendung ist gefährlich, doch Ihr sollt für das Heil Aller vorwärts marschieren. Wer sind die Leute, welche freiwillig gehen?«

Die drei hundert Mann boten sich an.

»Meine Herren«, sprach Henri, »ich danke Euch Allen; mit Recht sagt man, Ihr seid das Beispiel der Armee gewesen; doch ich kann nur hundert Mann von Euch nehmen; ich will keine Wahl treffen, der Zufall soll entscheiden.«

»Mein Herr«, fuhr Henri fort, indem er sich an den Fähnrich wandte, »ich bitte, laßt das Loos ziehen.«

Während man diese Operation vornahm, gab Joyeuse seinem Bruder seine letzten Instruktionen.

»Höre, Henri«, sprach der Admiral, »die Felder trocknen sich aus; es muß, wie die Leute aus der Gegend versichern, eine Verbindung zwischen Contecq und Rupelmonde bestehen; Du

marschierst zwischen einem Bach und einem Fluß, dem Rupel und der Schelde; für die Schelde findest Du vor Rupelmonde von Antwerpen dahin geführte Schiffe; es ist nicht unerläßlich, daß Du den Rupel passierst. Ich hoffe, Du wirst nicht einmal nötig haben, bis Rupelmonde zu marschiere, um Proviantmagazine oder Mühlen zu finden.«

Nach diesen Worten schickte sich Henri an, abzugehen.

»Warte doch«, sagte Joyeuse, »Du vergisdest die Hauptsache: meine Leute haben drei Bauern genommen, ich gebe Dir einen, der Dir als Führer dienen soll. Kein falsches Mitleid; bei dem ersten Anschein von Verrat einen Pistolenschuß oder einen Dolchstoß.«

Als dieser letzte Punkt geordnet war, umarmte er seinen Bruder zärtlich und gab Befehl zum Aufbruch.

Die durch das Loos vom Fähnrich gezogenen hundert Mann setzten sich, Du Bouchage an der Spitze, sogleich in Marsch.

Henri stellte den Führer zwischen zwei Gendarmen, welche beständig die Pistole in der Hand hielten.

Rémy und seine Gefährtin waren mit den Leuten vom Gefolge vermischt. Henri hatte keine Ermahnung in Beziehung auf sie gegeben; er dachte, die Neugierde sei schon hinreichend erregt, um sie noch durch eher gefährliche, als nützliche Vorsichtsmaßregeln zu vermehren.

Er selbst nahm, ohne daß er seine Gäste durch einen einzigen Blick ermüdet oder belästigt hatte, nachdem er den Flecken verlassen, seinen Platz wieder auf der Seite der Compagnie ein.

Der Marsch der Truppe war langsam, der Weg fehlte zuweilen plötzlich unter den Füßen der Pferde, und die ganze Abteilung sah sich in den Kot versunken.

So lange man die Chaussée nicht gefunden hatte, die man suchte, mußte man sich darein ergeben, daß man wie in Fesseln marschierte.

Zuweilen durchfurchten bei dem Geräusch der Pferde; entfliehende Gespenster die Ebene; dies waren Bauern; welche sich ein wenig zu sehr beeilten, auf ihren Boden zurückzukommen, und in die Hände dieser Feinde, die sie hatten vernichten wollen, zu fallen befürchteten.

Zuweilen waren es auch unglückliche, von Kälte und Hunger halbtote Franzosen, welche unfähig, gegen bewaffnete Leute zu fechten, da sie nicht wußten, ob sie auf Freunde oder Feinde stießen, es vorzogen, den Tag abzuwarten, um ihren peinlichen Marsch wieder fortzusetzen.

Man machte zwei französische Meilen in drei Stunden; diese zwei Meilen führten die kühne Patrouille an das Ufer des Rupel, an dem eine steinerne Chaussée hinlief; doch nun folgten die Gefahren auf die Schwierigkeiten, ein paar Pferde verloren den Boden in den Zwischenräumen der Steine, oder schlüpfen auf den kothigen Steinen aus und rollten mit ihren Reitern in das noch rasche Wasser des Fließchens.

Mehr als einmal kamen Schüsse von irgend einem am andern Ufer angebundenen Fahrzeug; sie verwundeten zwei Armeeknechte und einen Gendarme.

Einer von diesen Knechten wurde an der Seite von Diana verwundet; sie offenbarte ein Bedauern für den Mann, aber keine Furcht für sich.

Henri zeigte sich unter diesen verschiedenen Umständen als ein würdiger Kapitän als ein wahrer Freund für seine Leute; er marschierte voran, nötigte seine ganze Truppe, seiner Spur zu folgen, und vertraute weniger auf; seinen eigenen Scharfsinn als auf den Instinkt des Pferdes, das ihm sein Bruder gegeben hatte, so daß er auf diese Art Jedermann zum Heile führte, während er allein den Tod wagte.

Drei Meilen von Rupelmonde trafen die Gendarmen ein halbes Dutzend um ein Torffeuer gekauerter Soldaten: die Unglücklichen kochten ein Viertel Pferdefleisch, die einzige Nahrung, die sie seit zwei Tagen hatten bekommen können.

Die Erscheinung der Gendarmen versetzte die Genossen dieses traurigen Mahles in große Unruhe; zwei oder drei standen auf, um zu fliehen; doch einer blieb sitzen, hielt, sie zurück und sagte:

»Nun wohl wenn es Feinde sind, so werden sie uns umbringen, und dann ist doch wenigstens Alles sogleich vorbei.«

»Frankreich! Frankreich!« rief Henri, der diese Worte gehört hatte, »kommt zu uns, arme Leute.«

Als die Unglücklichen Landsleute erkannten, liefen sie auf dieselben zu; man gab ihnen Mäntel, einen Schluck Wacholderbranntwein; man fügte die Erlaubnis bei, hinter die Knechte auf das Kreuz zu steigen.

So folgten sie der Abteilung.

Eine halbe Meile weiter fand man vier Chevaulegers mit einem Pferd für vier; sie wurden ebenfalls mitgenommen.

Endlich kam man an das Ufer der Schelde; die Nacht war finster; die Gendarmen fanden hier zwei Männer, welche in schlechtem Flämisch den Bootsmann zu bewegen suchten, sie auf das andere Ufer überzusetzen.

Dieser weigerte sich unter Drohungen.

Der Fähnrich sprach Holländisch. Er rückte sachte an der Spitze der Kolonne vor, während diese Halt machte, hörte er die Worte:

»Ihr seid Franzosen, Ihr müßt hier sterben; Ihr kommt nicht hinüber.«

Der eine von den zwei Männern setzte ihm einen Dolch an die Kehle sagte, ohne daß er sich Mühe gab, in seiner Sprache zu reden, in vortrefflichem Französisch zu ihm:

»Du wirst hier sterben, obgleich Du ein Flamänder bist, wenn Du uns nicht auf der Stelle hinüberführst.«

»Haltet fest, meine Herren, haltet fest«, rief der; Fähnrich, »in fünf Minuten sind wir bei Euch.«

Aber während der Bewegung, welche die Franzosen machten, als sie diese befreundeten Worte hörten, band der Schiffer den Knoten los, der seine Barke am Ufer festhielt, stieß rasch ab und ließ sie auf dem Ufer.

Doch einer von den Gendarmen, der begriff, von welchem Nutzen das Fahrzeug sein konnte, trat mit seinem Pferde in den Fluß und streckte den Bootsmann mit einem Pistolenschuß nieder.

Ohne Führer drehte sich das Schiff um sich selbst; da es aber noch nicht die Mitte des Flusses erreicht hatte, trieb es der Wirbel zum Ufer zurück.

Die zwei Männer bemächtigten sich desselben, sobald es am Rande war, setzten sich sogleich darin fest.

Der Fähnrich wunderte sich über den Eifer, mit dem sie sich abzusondern suchten, und fragte:

»Ei! meine Herren, wer seid Ihr denn, wenn's beliebt?«

»Mein Herr, wir sind Offiziere vom Regiment der Marine, und Ihr Gendarmen von Aunis, wie es scheint.«

»Ja, meine Herren, und wir fühlen uns sehr glücklich, Euch nützlich sein zu können; werdet Ihr uns nicht begleiten?«

»Gern, meine Herren.«

»So steigt auf die Wagen, wenn Ihr zu müde seid, uns zu Fuß zu folgen.«

»Darf ich Euch fragen, wohin Ihr geht?« sagte derjenige von den Marineoffizieren, welcher noch nicht gesprochen hatte.

»Mein Herr, wir haben Befehl, bis Rupelmonde vorzurücken.«

»Nehmt Euch in Acht«, erwiderte derselbe Offizier, »wir sind nicht früher über den Fluß gesetzt, weil eine Abteilung Spanier, von Antwerpen kommend, vorübergezogen ist; nach Sonnenuntergang glaubten wir es wagen zu können; zwei Menschen flößten keine Unruhe ein, doch Ihr, eine ganze Truppe.«

»Es ist wahr«, sprach der Fähnrich, »ich will unsern Anführer rufen.«

Er rief Henri; dieser näherte sich fragte, was es gebe.

»Diese Herren«, antwortete der Fähnrich, »haben heute am Morgen eine Abteilung Spanier getroffen, welche demselben Wege folgten, wie wir.«

»Und wie viel waren es?« fragte Henri.

»Ungefähr fünfzig Mann.«

»Nun, und das hält Euch auf?«

»Nein, Herr Graf; doch ich glaube, es wäre klug, wenn wir uns auf jeden Fall des Bootes versichern würden; zwanzig Mann haben darin Platz, und wenn es dringend wäre, über den Fluß zu setzen, so könnte in fünf Fahrten, indem wir unsere Pferde am Zügel nachziehen würden, die Operation beendet sein.«

»Es ist gut, man behalte das Schiff es müssen sich Häuser bei der Verbindung des Rupel und der Schelde finden.«

»Es ist dort ein Dorf«, sagte eine Stimme.

»Gehen wir dahin; der von dem Zusammenlauf zweier Flüsse gebildete Winkel ist eine gute Position. Gendarmen, vorwärts Marsch! Zwei Mann fahren mit dem Boot den Fluß hinab, während wir an der Seite hinreiten.«

»Wir wollen das Boot lenken, wenn es Euch genehm ist«, sagte einer von den beiden Offizieren.

»Es sei, meine Herren«, sprach Henri, »aber verliert Euch nicht aus dem Gesicht, und folgt uns, sobald wir uns in dem Dorf festgesetzt haben.«

»Doch wenn wir das Boot verlassen und man es uns wieder nimmt?«

»Ihr werdet hundert Schritte vom Dorf einen Posten von zehn Mann finden, dem Ihr es übergebt.«

»Gut«, sprach der Marineoffizier, mit einem kräftigen Ruderschlag entfernte er sich vom Ufer.

»Sonderbar«, sagte Henri, als er sich wieder in Marsch setzte, »das ist eine Stimme, die ich kenne.«

Eine Stunde nachher fand man das Dorf, das von dem Detachement Spanier bewacht wurde, von dem der Offizier gesprochen hatten im Augenblick, wo sie es am wenigsten erwarteten, überfallen, leisteten sie kaum Widerstand.

Henri ließ die Gefangenen entwaffnen, schloß sie in das stärkste Haus des Dorfes ein und stellte einen Posten von zehn Mann davor, um sie bewachen zu lassen.

Ein anderer Posten von zehn Mann wurde zur Bewachung des Bootes abgeschickt.

Zehn weitere Leute wurden als Schildwachen auf verschiedenen Posten zerstreut, mit dem Versprechen, nach Verlauf einer Stunde abgelöst zu werden.

Henri bestimmte nun, man könnte zu je zwanzig Mann Abendbrot nehmen, in dem Hause dem gegenüber, wo die spanischen Gefangenen eingeschlossen waren. Das Abendbrot der fünfzig bis sechzig ersten war bereit; es war das des Posten, den man aufgehoben hatte.

Henri wählte im ersten Stocke ein Zimmer für Diana, und für Rémy, die er nicht mit den Andern wollte zu Nacht speisen lassen.

Er ließ am Tische den Fähnrich mit siebzehn Mann Platz



nehmen und beauftragte ihn, zum Abendbrot mit ihm die zwei Marineoffiziere, die Wächter des Bootes, einzuladen.

Dann, ehe er sich selbst zu Tische setzte, visitierte er seine Leute bei ihren verschiedenen Aufstellungen.

Nach einer halben Stunde kehrte Henri zurück. Diese halbe Stunde hatte genügt, allen seinen Leuten Quartier Nahrung zu sichern und die notwendigen Befehle für einen etwaigen Überfall der Holländer zu geben. Trotz seiner Aufforderung, sich nicht um ihn zu bekümmern, hatten die Offiziere auf ihn gewartet, um ihr Mahl zu beginnen; nur hatten sie sich zu Tische gesetzt, einige schliefen aus Müdigkeit auf ihren Stühlen.

Der Eintritt des Grafen erweckte die Schläfer und rasch erhoben sich die Erweckten.

Henri warf einen Blick im Saale umher.

Am Plafond aufgehängte kupferne Lampen verbreiteten einen rauchigen Schein.

Mit Broten, Käse, Schweinefleisch nebst einem Krug frischen Bieres für den Mann bedeckt, hätte die Tafel einen Appetit erregenden Anblick selbst für Leute geboten, denen es nicht seit vier und zwanzig Stunden an Allem gefehlt haben würde.

Man bezeichnete Henri den Ehrenplatz.

Er setzte sich und sprach:

»Esst Meine Herren.«

Sobald diese Erlaubnis gegeben war, bewies der Lärmen der Messer und Gabeln aus den Fayencetellern, daß sie mit einer gewissen Ungeduld erwartet und mit äußerster Zufriedenheit aufgenommen wurde.

»Ah! sprecht«, fragte Henri den Fähnrich, »hat man unsere zwei Marineoffiziere wiedergefunden?«

»Ja, Herr.«

»Wo sind sie?«

»Dort am Ende der Tafel.«

Sie saßen nicht nur am Ende der Tafel, sondern am dunkelsten Orte des Zimmers.

»Meine Herren«, rief Henri, »Ihr habt einen schlechten Platz und eßt nicht, wie mir scheint.«

»Wir danken, Herr Graf«, erwiderte einer von ihnen, »wir sind sehr müde und bedürfen mehr des Schlafes als der Speise; wir sagten das schon Euren Herren Offizieren, aber sie entgegneten beharrlich, es sei Euer Befehl, daß wir mit Euch zu Nacht speisten. Das ist eine große Ehre für uns, wofür wir Euch sehr dankbar sind. Doch wenn Ihr nichtsdestoweniger, statt uns länger zu behalten, die Güte haben wolltet, uns ein Zimmer zu geben . . . «

Henri hatte mit tiefer Aufmerksamkeit zugehört, doch offenbar hörte er mehr auf die Stimme, als auf die Worte.

»Und das ist auch die Ansicht Eures Gefährten?« sagte Henri, als der Marineoffizier nicht mehr sprach.

Und er schaute diesen Gefährten, der seinen Hut auf die Augen niedergeschlagen hielt und hartnäckig kein Wort sprach.

Und er diesen Gefährten mit so tiefer Aufmerksamkeit an, daß mehrere Tischgenossen seinen Blicken zu folgen anfangen.

Genötigt, die Frage, des Grafen zu beantworten, artikulierte der Unbekannte auf eine beinahe unverständige Weise die zwei Worte:

»Ja, Graf.«

Bei diesen zwei Worten bebte der junge Mann.

Er stand auf und ging auf das untere Ende des Tisches zu, während alle Anwesenden mit einer seltsamen Aufmerksamkeit den Bewegungen von Henri und der sichtbaren Kundgebung seines Erstaunens folgten.

Henri blieb bei den beiden Offizieren stehen und sagte zu demjenigen, welcher zuerst gesprochen hatte:

»Mein Herr, gewährt mir eine Bitte.«

»Welche, Herr Graf?«

»Versichert mich, daß Ihr nicht der Bruder von Herrn Aurilly oder Herr Aurilly selbst seid.«

»Aurilly!« riefen alle Anwesenden.

»Und«, fuhr Henri fort, »und Euer Gefährte wolle seinen Hut, der sein Gesicht bedeckt, ein wenig lüpfen, sonst werde ich ihn Monseigneur nennen und mich vor ihm verbeugen.«

Und den Hut in der Hand, verbeugte sich Henri zu gleicher Zeit ehrfurchtsvoll vor dem Unbekannten.

Dieser erhob das Haupt.

»Monseigneur der Herzog von Anjou!« riefen die Offiziere.

»Der Herzog lebendig.«

»Meiner Treue, meine Herren«, sprach der Offizier, »da Ihr Euren besiegten und flüchtigen Prinzen anzuerkennen die Güte habt, so werde ich nicht länger dieser Kundgebung widerstehen, für die ich Euch dankbar bin; Ihr täuschtet Euch nicht, meine Herren, ich bin der Herzog von Anjou.«

»Es lebe Monseigneur!« riefen die Offiziere.

---

## Sechstes Kapitel.

### *Paulus Aemilius.*

Obgleich aufrichtig, ärgerten doch alle diese Ausrufungen den Prinzen.

»Oh! stille, stille«, meine Herren«, sagte er, »ich bitte, seid nicht zufriedener als ich mit dem Glück, das mir widerfährt. Glaubt mir, es freut mich, daß ich nicht tot bin, und dennoch, wenn Ihr mich nicht erkannt hättet, würde ich mich nicht zuerst gerühmt haben, daß ich lebe.«

»Wie, Monseigneur«, erwiderte Henri, »Ihr hattet mich erkannt, Ihr befindet Euch wieder in der Mitte einer Truppe von Franzosen, Ihr seht, daß wir über Euren Verlust in Verzweiflung sind, und ließt uns indem Schmerz, Euch verloren zu haben!«

»Mein Herr«, sprach der Prinz, »außer einer Menge von Gründen, die mich das Inkognito zu bewahren wünschen ließen, gestehe ich, daß ich, da man mich für tot hielt, nicht ärgerlich über diese Gelegenheit gewesen wäre, die sich wahrscheinlich zu meinen Lebzeiten nicht zeigen wird, um ein wenig zu erfahren, welche Leichenrede man an meinem Grabe halten werde.«

»Monseigneur! Monseigneur!«

»Nein, wahrhaftig«, versetzte der Herzog, »ich bin ein Mann wie Alexander von Macedonien; ich führe den Krieg mit Kunst und setze eine Eitelkeit darein wie alle Künstler. Nun wohl! ich glaube, daß ich einen Fehler gemacht habe.«

»Monseigneur«, entgegnete Henri, die Augen niederschlagend, »sagt keine solche Dinge, ich bitte Euch.«

»Warum nicht? Nur der Papst ist unfehlbar, und seit Bonifaz VIII. ist auch diese Unfehlbarkeit sehr bestritten.«

»Seht, was Ihr uns ausgesetzt hättet, Monseigneur, wenn einer sich erlaubt haben würde, seine Ansicht über diese Expedition auszusprechen, und wenn diese Ansicht ein Tadel gewesen wäre.«

»Ei! warum nicht? Glaubt Ihr, ich habe mich nicht selbst schon sehr getadelt, nicht, daß ich die Schlacht geliefert, sondern daß

ich sie verloren?«

»Monseigneur, Eure Hoheit erlaubt mir, ihr zu sagen, daß diese unnatürliche Heiterkeit uns erschreckt. Eure Hoheit wolle uns durch die Äußerung beruhigen, daß sie nicht leide.«

Eine furchtbare Wolke zog über die Stirne des Prinzen hin und bedeckte diese ohnehin schon so unheilvolle Stirne mit einem finsternen Flor.

»Nein, nein«, sagte er. »Ich habe mich, Gott sei Dank, nie besser befunden und fühle mich vortrefflich in Eurer Mitte.«

Die Offiziere verbeugten sich.

»Wie viel Mann habt Ihr unter Euren Befehlen, Du Bouchage?« fragte der Herzog.

»Hundert fünfzig, Monseigneur.«

»Ah! ah! hundert und fünfzig von zwölf tausend, das ist das Verhältnis des Unglücks von Cannae, meine Herren; man wird einen Scheffel von Euren Ringen nach Antwerpen schicken; doch ich bezweifle, daß sich die flamändischen Schönheiten ihrer bedienen können, wenn sie sich nicht die Finger mit den Messern ihrer Männer zuspitzen lassen: sie schnitten gut, diese Messer!«

»Monseigneur«, sagte Joyeuse, »wenn unsere Schlacht eine Schlacht von Cannae ist, so sind wir glücklicher als die Römer gewesen, denn wir haben unsern Paulus Aemilius behalten.«

»Bei meiner Seele, meine Herren«, versetzte der Herzog, »der Paulus Aemilius von Antwerpen ist Joyeuse und, ohne Zweifel, um die Ähnlichkeit mit seinem heldenmütigen Vorbilde bis zum Ende zu treiben, ist Dein Bruder tot, nicht wahr, Du Bouchage?«

Henri fühlte, wie ihm diese kalte Frage das Herz zerriß.

»Nein, Monseigneur, er lebt«, erwiderte er.

»Ah! desto besser«, sagte der Herzog mit seinem eisigen Lächeln; »wie! unser braver Joyeuse ist am Leben geblieben! Wo ist er, daß ich ihn umarme?«

»Er ist nicht hier, Monseigneur.«

»Ah! ja, verwundet.«

»Nein, gesund und wohlbehalten.«

»Doch flüchtig, wie ich, umherirrend, ausgehungert, ein armer, von Scham erfüllter Krieger; ah! das Sprichwort hat Recht: für den

Ruhm das Schwert, nach dem Schwert das Blut, nach dem Blut die Tränen.«

»Monseigneur, ich kannte das Sprichwort nicht und bin, trotz des Sprichworts, erfreut, Eurer Hoheit mitzuteilen, daß mein Bruder das Glück gehabt hat, drei tausend Mann zu retten, mit denen er einen großen Flecken, sieben Meilen von hier, besetzt hält, und so wie mich Eure Hoheit sieht, marschiere ich als Kundschafter seiner Armee.«

Der Herzog erbleichte.

»Dreitausend Mann«, sagte er, »und Joyeuse hat diese dreitausend Mann gerettet. Weißt Du, daß Dein Bruder ein Xenophon ist; es ist bei Gott ein großes Glück, daß *mein* Bruder mir den *Deinigen* geschickt hat, sonst käme ich allein nach Frankreich zurück. Es lebe Joyeuse! pfui, über das Haus Valois! denn meiner Treue, dieses kann den Wahlspruch: **Hilariter**, nicht annehmen.«

»Monseigneur, oh, Monseigneur!« sagte Du Bouchage, vom Schmerz zusammengeschnürt, als er sah, daß die Heiterkeit des Prinzen eine düstere Eifersucht verbarg.

»Nein, bei meiner Seele, ich spreche die Wahrheit, nicht wahr, Aurilly? Wir kehren nach Frankreich zurück, wie Franz I. nach der Schlacht von Pavia. Alles ist, verloren, nur nicht die Ehre! Ah! ah! ah! ich habe den Wahlspruch des Hauses Frankreich wiedergefunden.«

Ein düsteres Stillschweigen empfing dieses Gelächter, das so schmerzlich aussah, als wäre es ein Schluchzen gewesen.

»Monseigneur«, sagte Henri, »erzählt uns wie der Schutzgott Frankreichs Eure Hoheit gerettet hat.«

»Ei, lieber Graf, das ist ganz einfach; der Schutzgott Frankreichs war in diesem Augenblick mit etwas Anderem, mit etwas Wichtigerem ohne Zweifel beschäftigt, so daß ich mich ganz allein geflüchtet habe.«

»Und wie dies, Monseigneur?«

»Über Hals Bein.«<sup>17</sup>

Nicht ein Lächeln wurde diesem Scherze zu Teil, den der Herzog sicherlich mit dem Tode bestraft hätte, wenn ihn ein Anderer als er gemacht haben würde.

»Ja, ja, das ist das richtige Wort«, fuhr er fort, »wie wir liefen, nicht wahr, mein braver Aurilly?«

»Jeder kennt den kalten Mut das militärische Genie Eurer Hoheit«, sprach Henri; »wir bitten sie also, uns nicht das Herz dadurch zu zerreißen, daß sie sich Nachteile zuschreibt, die ihr nicht zur Last fallen. Der beste General ist nicht unüberwindlich und selbst Hannibal ist bei Zama besiegt worden.«

»Ja«, erwiderte der Herzog, »aber Hannibal hatte die Schlachten an der Trepia, am Trasimenus und bei Cannae gewonnen, während ich nur die von Château-Cambrésis gewonnen habe, was in der Tat nicht genug ist, um eine Vergleichung auszuhalten.«

»Aber Monseigneur scherzt, wenn er sagt, er sei geflohen.«

»Nein, bei Gott! ich scherze nicht; findest Du übrigens, daß dies ein Stoff zum Scherzen ist, Du Bouchage?«

»Konnte man es Anders machen, Herr Graf?« sagte Aurilly, welcher glaubte, es sei nötig, daß er seinem Herrn zu Hilfe komme.

»Schweige, Aurilly«, sprach der Herzog; »frage den Schatten von Saint-Aignan nicht; ob man nicht fliehen konnte?«

Aurilly neigte den Kopf.

»Ah! Ihr wißt die Geschichte von Saint-Aignan nicht; es ist wahr ich will sie Euch erzählen: sie läßt sich in drei Grimassen abteilen.«

Bei diesem Scherze, der unter den obwaltenden Umständen etwas Gehässiges hatte, falteten die Offiziere die Stirne, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie ihrem Herrn mißfielen oder nicht mißfielen.

»Denkt Euch also, meine Herren«, sagte der Prinz, der dieses Zeichen der Mißbilligung entfernt nicht bemerkt zu haben schien, »denkt Euch, daß er, als ich die Schlacht für verloren erklärte, fünfhundert Pferde sammelte und, statt wie Jedermann zu gehen, auf mich zukam und zu mir sagte: ›Man muß angreifen, Monseigneur.‹ – ›Wie angreifen?‹ erwiderte ich, ›Ihr seid ein Narr, Saint-Aignan, sie sind hundert gegen einen.‹ – ›Und wären es tausend,‹ entgegnete er mit einer abscheulichen Grimasse, ›ich werde angreifen.‹ – ›Greift an, mein Lieber, greift an,‹ rief ich, ›ich

greife nicht an; im Gegenteil.« – »Ihr werdet mir aber Euer Pferd geben, das nicht mehr marschieren kann, das meinige nehmen, das noch frisch ist; da ich nicht fliehen will, so ist jedes Pferd gut für mich.« Und er nahm in der Tat meinen Schimmel, gab mir seinen Rappen und sagte zu mir: »Prinz, das ist ein Läufer, der zwanzig Meilen in vier Stunden zurücklegt, wenn Ihr wollt.« Dann wandte er sich gegen seine Leute um und rief: »Auf, meine Herren, folgt mir; vorwärts, wer nicht Fersengeld geben will!« Und er jagte mit einer zweiten Grimasse, welche noch abscheulicher war, als die erste, gegen den Feind zu. Er glaubte Menschen zu finden, und fand Wasser; ich hatte dies vorhergesehen: Saint-Aignan und seine Paladine sind dort geblieben. – Hätte er auf mich gehört, statt die unnütze Heldentat zu unternehmen, so säße er mit uns an diesem Tische und würde zu dieser Stunde nicht eine dritte Grimasse machen, welche wahrscheinlich noch häßlicher ist, als die zwei ersten.«

Ein Schauer des Abscheus durchlief den Kreis der Anwesenden.

»Dieser Elende hat kein Herz«, dachte Henri. »Oh! warum beschützen ihn sein Unglück, seine Schmach und besonders seine Geburt gegen die Aufforderung, die man so gern an ihn richten würde?«

»Meine Herren«, sagte mit leiser Stimme Aurilly, da er fühlte welche Wirkung in dieser Versammlung von Leuten von Herz die Worte des Prinzen hervorgebracht hatten, »Ihr seht, wie Monseigneur angegriffen ist, merkt nicht auf das, was er spricht; seitdem ihm das große Unglück widerfahren ist, glaube ich, daß er wirklich in gewissen Augenblicken deliriert.«

»So also«, sprach der Prinz sein Glas leerend, »so ist Saint-Aignan gestorben, und so lebe ich: übrigens hat er mir sterbend einen Dienst geleistet, indem er dadurch daß er mein Pferd ritt, glauben machte, ich wäre tot; dieses Gerücht hat sich nicht nur bei der französischen, Armee, sondern auch bei der flamändischen verbreitet, welche sodann langsamer bei meiner Verfolgung zu Werke ging; doch seid unbesorgt, meine Herren, unsere guten Flamänder sollen das nicht ins Paradies mitnehmen; wir werden eine Genugtuung bekommen, und zwar eine blutige, und ich bilde mir seit gestern, im Geiste wenigstens, die



furchtbarste Armee, welche je bestanden hat.«

»Mittlerweile, Monseigneur«, sagte Henri, »wird Eure Hoheit das Kommando über meine Leute übernehmen; es geziemt sich für mich, einen einfachen Edelmann, nicht, da, wo ein Sohn von Frankreich ist, auch nur einen einzigen Befehl zu geben.«

»Es sei«, sagte der Prinz, »und ich fange damit an, daß ich Jedermann zu Nacht zu speisen befehle, Euch besonders, Herr Du Bouchage, denn Ihr habt noch nicht einmal Euren Teller berührt.«

»Monseigneur, ich habe keinen Hunger.«

»Dann, mein Freund Du Bouchage kehrt zum Visitieren der Posten zurück. Sagt den Führern, daß ich lebe, doch bittet sie, sich nicht zu laut darüber zu freuen, ehe wir eine bessere Zitadelle erreicht oder mit dem Armeecorps unseres unbesiegbaren Joyeuse zusammengetroffen sind, denn ich gestehe Euch, ich möchte weniger als je gefangen werden, nun da ich dem Feuer und dem Wasser entgangen bin.«

»Monseigneur, man wird Eurer Hoheit strenge gehorchen, und Niemand, mit Ausnahme dieser Herren, soll erfahren, daß sie uns die Ehre erweist, unter uns zu verweilen.«

»Und diese Herren werden das Geheimnis bewahren?« fragte der Herzog.«

Alle verbeugten sich.

»Dann geht zum Visitieren, Graf.«

Du Bouchage verließ den Saal.

Dieser Umherirrende, dieser Flüchtling, dieser Besiegte hatte, wie man sieht, nur einen Augenblick gebraucht, um wieder stolz, sorglos und herrschsüchtig zu werden.

Über hundert Mann oder über hunderttausend kommandieren, bleibt immer kommandieren. Die Fürsten verlangen nie das, was sie zu verdienen glauben, sondern das, was sie glauben, daß man ihnen schuldig sei.

Während Du Bouchage den Befehl mit um so größerer Pünktlichkeit vollzog, als er nicht den Anschein haben wollte, es ärgere ihn, gehorchen zu müssen, befragte Franz, – Aurilly, dieser Schatten des Herrn, welcher allen seinen Bewegungen folgte, befragte ebenfalls.

Der Herzog fand es sonderbar, daß ein Mann von dem Namen und Rang von Du Bouchage das Kommando über eine Handvoll Leute und eine so gefährvolle Expedition zu übernehmen sich herbeigelassen hatte.

Es war in der Tat der Posten eines einfachen Fähnrichs und nicht der des Bruders eines Großadmirals.

Bei dem Prinzen war Alles Verdacht, und jeder Verdacht bedurfte der Aufklärung.

Er horchte also und erfuhr, daß der Großadmiral, als er seinen Bruder an die Spitze der Rekognoszierung gestellt, nur dessen dringenden Bitten nachgegeben habe.

Derjenige, welcher dem Herzog diese Auskunft gab, und zwar ohne irgend eine schlimme Absicht gab, war der Fähnrich der Gendarmen von Aunis, welcher Du Bouchage aufgenommen, sich hatte sein Kommando abnehmen sehen, wie sich Du Bouchage nun das seinige durch den Herzog abnehmen sah.

Der Prinz hatte eine leichte Regung des Ärgers im Herzen des Fähnrichs gegen Du Bouchage wahrzunehmen geglaubt, und deshalb befragte er besonders diesen.

»Was war denn aber die Absicht des Grafen«, sagte der Prinz, »als er so dringend um ein so armseliges Kommando bat?«

»Einmal wollte er der Armee einen Dienst leisten«, erwiderte der Fähnrich, »und an diesem Gefühle zweifle ich nicht.«

»Einmal? habt Ihr gesagte was ist das *sodann*, mein Herr?«

»Ah! Monseigneur, ich weiß es nicht.«

»Ihr täuscht mich, oder Ihr täuscht Euch selbst, mein Herr, Ihr wißt es.«

»Monseigneur, ich kann selbst Eurer Hoheit nur die Gründe meines Dienstes angeben.«

»Ihr seht«, sagte der Prinz zu den paar Offizieren, welche bei Tische geblieben waren, »ich hatte vollkommen Recht, wenn ich mich verborgen hielt, meine Herren, da es bei meiner Armee Geheimnisse gibt, bei denen man mich ausschließt.«

»Ah! Monseigneur«, erwiderte der Fähnrich, »Ihr deutet meine Diskretion schlecht; es gibt nur Geheimnisse bei dem, was Herrn Du Bouchage betrifft; könnte es zum Beispiel nicht der Fall sein, daß Herr Henri, während er dem allgemeinen Interesse diene,

irgend einem Verwandten oder einem Freunde, dadurch, daß er ihn eskortieren ließ einen Dienst leisten wollte?»

»Wer ist denn hier der Verwandte oder Freund des Grafen? Man sage es mir; seht, wie er in Verlegenheit gerät!«

»Monseigneur«, sprach Aurilly, der sich mit jener achtungsvollen Vertraulichkeit, die er sich zur Gewohnheit gemacht, ins Gespräch mischte, »Monseigneur, ich habe einen Teil des Geheimnisses entdeckt, und es ist dabei nichts, was das Mißtrauen Eurer Hoheit motivieren könnte. Dieser Verwandte, den Herr Du Bouchage eskortieren lassen wollte, nun! . . . «

»Nun!« machte der Prinz, »vollende, Aurilly.«

»Nun, Monseigneur, ist eine Verwandtin.«

»Ah! ah! ah!« rief der Herzog, »warum sagte man mir das nicht offenerherzig? Dieser liebe Henri! Ei! das ist ganz natürlich. Wohl, schließen wir die Augen über der Verwandtin sprechen wir nicht mehr davon.«

»Eure Hoheit wird umso besser daran tun, als die Sache äußerst geheimnisvoll ist«, bemerkte Aurilly.

»Wie so?«

»Ja, wie die berühmte Bradamante, deren Geschichte ich Eurer Hoheit hundertmal gesungen habe, verbirgt sich die Dame unter Männerkleidern.«

»Oh! Monseigneur«, sagte der Fähnrich, »ich bitte Euch; Herr Henri schien große Achtung vor dieser Dame zu haben, und würde aller Wahrscheinlichkeit nach dem Indiskreten tief grollen.«

»Ohne Zweifel, Herr Fähnrich; wir werden stumm sein wie die Gräber, seid unbesorgt, stumm wie der arme Saint-Aignan; nur werden wir der Dame, wenn wir sie sehen, keine Grimassen zu machen suchen. Ah! Henri hat eine Verwandtin bei sich, mitten unter Gendarmen? Und wo ist sie, Aurilly, diese Verwandtin?«

»Dort oben.«

»Wie, dort oben, in jenem Hause?«

»Ja, Monseigneur; doch stille! hier kommt Herr Du Bouchage.«

»Stille!« wiederholte der Prinz mit einem schallenden Gelächter.

---

## Siebentes Kapitel.

### Eine von den Erinnerungen des Herzogs von Anjou.

Der junge Mann konnte bei seiner Rückkehr das unheimliche Gelächter des Herzogs von Anjou hören, doch er hatte nicht genug bei Seiner Hoheit gelebt, um zu wissen, welche Drohungen in einer freudigen Kundgebung des Prinzen enthalten waren.

Er hatte auch an der Unruhe einiger Gesichter wahrnehmen können, daß ein feindseliges Gespräch von dem Herzog in seiner Abwesenheit geführt durch seine Rückkehr unterbrochen worden war.

Doch Henri war nicht mißtrauisch genug, um zu erraten, um was es sich handelte, und keiner war so sehr sein Freund, daß er es ihm in Anwesenheit des Herzogs gesagt hätte.

Überdies wachte Aurilly gut, und der Herzog, der seinen Plan ohne allen Zweifel schon gemacht hatte, hielt Henri bei sich zurück, bis sich alle bei dem Gespräch gegenwärtige Offiziere entfernt hatten.

Der Herzog hatte einige Abänderungen bei der Verteilung der Posten getroffen.

So hatte es Henri, als er allein war, für geeignet erachtet, sich, da er der Anführer, zum Mittelpunkt zu machen und sein Hauptquartier im Hause von Diana zu nehmen.

Dann schickte er auf den wichtigsten Posten nach diesem, was der am Flusse war, den Fähnrich.

Als aber der Herzog Chef an der Stelle von Henri wurde, nahm er den Platz von diesem und schickte Henri dahin, wohin dieser den Fähnrich schicken sollte.

Henri wunderte sich nicht darüber.

Der Prinz hatte bemerkt, daß dieser Punkt der wichtigste war, er überließ ihm denselben: das war eine ganz natürliche Sache, so natürlich, daß Jedermann, und Henri zuerst, sich in seiner Absicht täuschte.

Nur glaubte er dem Fähnrich der Gendarmen etwas empfehlen

zu müssen, er näherte sich diesem. Es war auch ganz natürlich, daß er unter seinen Schutz die zwei Personen stellte, über die er wachte, die er, für den Augenblick wenigstens, zu verlassen genötigt sein sollte.

Doch bei den ersten Worten, die Henri mit dem Fähnrich zu reden versuchte, trat der Herzog dazwischen.

»Geheimnisse!« sagte er mit seinem Lächeln.

Der Gendarme hatte die Indiskretion, die er begangen, begriffen, aber zu spät. Er bereute es, wollte dem Grafen zu Hilfe kommen und erwiderte:

»Nein, Monseigneur, der Herr Graf fragt mich nur, wie viel Pfunde trockenes zum Dienst fähiges Pulver mir bleiben.«

Diese Antwort hatte zwei Zwecke, wenn auch nicht zwei Resultate; einmal sollte sie den Verdacht des Herzogs, wenn er einen hatte, abwenden; dann sollte sie dem Grafen andeuten, er habe eine Unterstützung, auf die er rechnen könne.

»Ah! das ist etwas Anderes«, rief der Herzog, genötigt, diesen Worten Glauben zu schenken, wenn er nicht durch die Rolle des Spions seine Würde als Prinz gefährden wollte.

Dann, während sich der Herzog gegen die Türe umwandte, die man gerade öffnete, flüsterte der Fähnrich Henri zu:

»Seine Hoheit weiß, daß Ihr Jemand begleitet.«

Du Bouchage bebte; doch es war zu spät. Nicht einmal dieses Beben war dem Herzog entgangen, und, als wollte er sich selbst versichern, daß man überall seine Befehle vollzogen, schlug er dem Grafen vor, ihn bis zu seinem Posten zu führen, ein Vorschlag, den Henri wohl annehmen mußte. Henri hätte Rémy gern zu wissen getan, er möge auf seiner Hut sein und zum Voraus eine Antwort bereit halten, doch dies war nicht möglich; Alles, was er tun konnte, war, daß er den Fähnrich mit den Worten verabschiedete:

»Wacht wohl über dem Pulver, nicht wahr? wacht darüber, als ob ich selbst wachen würde.«

»Ja, Herr Graf«, erwiderte der junge Mann.

Auf dem Wege fragte der Herzog den Grafen Du Bouchage:

»Wo ist das Pulver, das Ihr unserem jungen Offizier empfiehlt, Graf?«

»In dem Hause, das ich zum Hauptquartier gewählt hatte, Hoheit.«

»Seid unbesorgt«, erwiderte der Herzog, »ich kenne zu gut die Wichtigkeit eines solchen Depot in der Lage, in der wir uns befinden, um nicht jede Aufmerksamkeit darauf zu richten. Nicht unser junger Fähnrich wird darüber wachen, sondern ich.«

Das Gespräch blieb hierbei. Man kam, ohne weiter zu reden, zu dem Zusammenlauf des Flusses und des Baches; der Herzog empfahl Du Bouchage auf das Strengste, seinen Posten nicht zu verlassen, und kehrte zurück.

Aurilly war aus dem Speisezimmer nicht weggegangen und schlief, auf einer Bank liegend, in dem Mantel eines Offiziers.

Der Herzog klopfte ihm auf die Schulter und weckte ihn auf.

Aurilly rieb sich die Augen und schaute den Prinzen an.

»Hast Du gehört?« fragte ihn dieser.

»Ja, gnädigster Herr«, erwiderte Aurilly.

»Weißt Du denn auch, wovon ich spreche?«

»Bei Gott! von der unbekanntenen Dame, von der Verwandtin des Herrn Grafen Du Bouchage.«

»Gut, ich sehe, daß das Brüsseler Faro und des Löwener Bier Dein Gehirn noch nicht ganz verdumpft haben.«

»Immerzu, Monseigneur, spricht, oder macht nur ein Zeichen, und Eure Hoheit wird sehen, daß ich erfindungsreicher bin als je.«

»Wir wollen sehen: rufe Deine ganze Einbildungskraft zu Hilfe und errate.«

»Wohl, gnädigster Herr, ich errate, daß Eure Hoheit neugierig ist.«

»Ah! bei Gott! das ist eine Temperamentsache, Du brauchst mir nur zu sagen, was meine Neugierde zu dieser Stunde reizt.«

»Ihr wollt wissen, wer das brave Geschöpf ist, das den beiden Herren von Joyeuse durch Wasser und Feuer folgt?«

»**Per mille pericula mortis**, wie meine Schwester Margot sagen würde, wenn sie da wäre . . . Du hast es getroffen, Aurilly. Ah! sprich, hast Du ihr geschrieben?«

»Wem?«

»Meiner Schwester Margot.«

»Hatte ich Ihrer Majestät zu schreiben?«

»Allerdings.«

»Worüber?«

»Darüber, daß wir geschlagen worden, daß wir ruiniert sind, und daß sie sich gut halten soll.«

»Bei welcher Gelegenheit, Monseigneur.«

»Wenn Spanien, meiner im Norden entledigt, ihr im Süden in den Rücken fallen wird.«

»Ah! das ist richtig.«

»Du hast nicht geschrieben?«

»Wahrlich, nein, Monseigneur.«

»Du hast geschlafen?«

»Ja, ich gestehe es; doch wenn mir auch der Gedanke, zu schreiben, gekommen wäre, womit hätte ich schreiben sollen, Hoheit? Ich habe hier weder Tinte, noch Feder, noch Papier.«

»Wohl! so suche. **Quaere et invenies**«, sagt das Evangelium.

»Wie, des Teufels! soll ich das Alles in der Hütte eines Bauern finden, der, es ist tausend gegen eines zu wetten, gar nicht schreiben kann?«

»Suche immerhin, Dummkopf, und wenn Du das nicht findest, nun wohl . . . «

»Nun?«

»Nun! so wirst da etwas Anderes finden.«

»Oh! ich Einfaltspinsel, der ich bin«, rief Aurilly, sich vor die Stirne schlagend; »meiner Treue, ja, Eure Hoheit hat Recht, mein Kopf wird schwerfällig . . . das kommt davon her, daß ich ungeheuer Lust zu schlafen habe, Monseigneur.«

»Gut, gut, ich will Dir wohl glauben, vertreibe diese Lust für einen Augenblick, und da Du nicht geschrieben hast, so werde ich schreiben, suche mir nur Alles, was ich zum Schreiben brauche; suche, Aurilly, suche kehre nicht eher zurück, als bis du gefunden hast; ich bleibe hier.«

»Ich gehe, Monseigneur.«

»Und wenn Du bei Deinem Nachsuchen . . . warte doch . . . wenn Du bei Deinem Nachsuchen bemerkst, daß das Haus von einem pittoresken Styl ist . . . Du weißt, wie ich der

Flamänder Inneres liebe, Aurilly!«

»Ja, Monseigneur.«

»Nun, so rufst Du mich.«

»Auf der Stelle, Monseigneur, Ihr könnt ruhig sein . . . «

Aurilly stand auf wandte sich leicht wie ein Vogel nach der anstoßenden Stube, wo sich der Fuß der Treppe fand.

Aurilly war leicht wie ein Vogel; auch hörte man nur ein kaum merkliches Krachen in dem Augenblick, wo er den Fuß auf die ersten Stufen setzte; doch kein Geräusch verriet sein Unternehmen.

Nach fünf Minuten kam er zu seinem Herrn zurück, der es sich in dem großen Saal bequem gemacht hatte.

»Nun?« fragte dieser.

»Gnädigster Herr, wenn ich dem Anschein glauben darf, muß das Haus teufelsmäßig pittoresk sein.«

»Warum?«

»Weil man nicht hinein kann, wie man will.«

»Was sagst Du?«

»Ich sage, daß es von einem Drachen bewacht wird.«

»Was soll dieser alberne Scherz!«

»Ei! Monseigneur, es ist leider kein alberner Scherz, sondern eine traurige Wahrheit. Der Schatz ist im ersten Stock, in einer Stube, hinter deren Türe man ein Licht glänzen sieht.«

»Nun! hernach?«

»Monseigneur will sagen davor.«

»Aurilly!«

»Vor dieser Türe findet man einen Menschen, der einem großen grauen Mantel auf der Schwelle liegt.«

»Ho! ho! sollte es sich Herr Du Bouchage erlauben, einen Gendarme vor die Türe seiner Geliebten zu legen?«

»Es ist kein Gendarme, sondern ein Diener der Dame oder des Grafen selbst.«

»Und was für eine Art von Diener?«

»Gnädigster Herr, es ist nicht möglich, sein Gesicht sehen, doch was man sieht, zwar vollkommen, ist ein breites flämisches Messer, das in seinem Gürtel steckt, und worauf er eine kräftige



Hand stützt.«

»Das ist anziehend«, sagte der Herzog; »wecke mir diesen Burschen ein wenig.«

»Ah! nein, Hoheit.«

»Was sagst Du?«

»Ich sage, daß ich mich, abgesehen von dem, was er mit dem flämischen Messer geschehen könnte, nicht damit belustigen will, daß ich mir aus den Herren von Joyeuse, welche bei Hofe sehr wohl gelitten sind, Todfeinde mache. Wären wir Könige der Niederlande gewesen, dann ginge es wohl an; doch wir haben nur die Freundlichen zu spielen, Monseigneur, besonders gegen diejenigen, welche uns gerettet; denn die Joyeuse haben uns gerettet. Nehmt Euch in Acht, Hoheit, wenn Ihr es nicht sagt, werden die es sagen.«

»Du hast Recht, Aurilly«, sprach der Herzog mit dem Fuße stampfend, »Du hast Recht, dennoch . . . «

»Ja, ich begreife; und dennoch hat Eure Hoheit nicht in einziges Frauengesicht seit vierzehn tödlichen Tagen gesehen. Ich spreche nicht von jenen Tieren, welche die Polders bewohnen; das verdient weder den Namen von, Männern, noch den von Frauen; das sind Männlein und Weiblein.«

»Ich will diese Geliebte von Du Bouchage sehen, Aurilly, ich will sie sehen, hörst Du?«

»Ja, Monseigneur, ich höre.«

»Nun, so antworte.«

»Wohl, Hoheit, ich antworte, daß Ihr sie vielleicht sehen werdet; doch durch die Türe wenigstens.«

»Es sei; wenn ich sie aber nicht durch die Türe sehen kann, so werde ich sie wenigstens durch das Fenster sehen.«

»Ah! das ist ein Gedanke, Monseigneur, und zum Beweis, daß ich ihn vortrefflich finde, will ich Euch eine Leiter holen . . . «

Aurilly schlüpfte in den Hof des Hauses stieß sich an dem Pfosten eines Schoppen, unter welchen die Gendarmen ihre Pferde gestellt hatten.

Nach einigem Suchen fand er, was man beinahe immer unter einem Schuppen findet, eine Leiter.

Er lenkte sie durch die Menschen und Tiere vorsichtig genug

durch, um die einen nicht aufzuwecken und von den andern keine Fußstritte zu bekommen, und legte sie auf der Straße an die äußere Mauer an.

Man mußte Prinz sein und eine erhabene Verachtung gegen gewöhnliche Bedenklichkeiten hegen, wie dies in der Regel die Despoten von göttlichem Rechte tun, um es in Gegenwart der vor der Türe, wo die Gefangenen eingeschlossen waren, auf abgehenden Schildwache zu wagen, eine für Du Bouchage so frech beleidigende Handlung zu begehen, wie die, welche der Prinz zu begehen im Begriffe war.

Aurilly sah dies ein und machte den Prinzen auf die Schildwache aufmerksam, welche da sie nicht wußte wer die zwei Männer waren: »Wer da!« zu rufen sich anschickte.

Franz zuckte die Achseln ging gerade auf den Soldaten zu.

Aurilly folgte ihm.

»Mein Freund«, sagte der Prinz, »nicht wahr, dieser Punkt ist der höchste Punkt des Fleckens?«

»Ja, Monseigneur«, antwortete die Schildwache, die Franz erkennend salutierte, »und wären nicht diese Linden, welche die Aussicht hemmen, so könnte man beim Mondschein einen Teil der Landschaft überschauen.«

»Ich vermutete es«, sagte der Prinz; »ich habe auch diese Leiter bringen lassen, nur darüber hinaus zu schauen. Steige also hinauf, Aurilly, oder nein, laß mich hinaufsteigen, ein Fürst muß Alles selbst sehen.«

»Wo soll ich die Leiter anlegen, gnädigster Herr?« fragte der gleißnerische Diener.

»An den nächsten den besten Ort, an diese Wand zum Beispiel.«

Sobald die Leiter angelegt war, stieg der Prinz hinauf.

Mochte er das Vorhaben des Prinzen vermuten, oder war es natürliche Diskretion, der Soldat wandte den Kopf auf die dem Herzog entgegengesetzte Seite.

Der Prinz erreichte die Höhe der Leiter; Aurilly blieb am Fuß.

Das Zimmer, in welchem Henri Diana eingeschlossen hatte, war mit Matten belegt die Ausstattung bestand aus einem großen Bett von Eichenholz mit Vorhängen von Sarsche, einem Tisch und

einigen Stühlen.

Die junge Frau, deren Herz seit der falschen Nachricht vom Tode des Prinzen, die sie im Lager der Gendarmen von Aunis erfahren, um eine ungeheure Last erleichtert zu sein schien, hatte von Rémy etwas Speise verlangt, was ihr dieser mit dem Eifer einer unsäglichen! Freude herbeigeschafft.

Zum ersten Male hatte Diana nun seit der Stunde, wo sie den Tod ihres Vaters erfahren, ein etwas kräftigeres Gericht als Brot gekostet, zum ersten Male hatte sie ein paar Tropfen von einem Rheinwein getrunken, der von den Gendarmen in einem Keller gefunden Du Bouchage überbracht worden war.

Nach diesem Mahl, so leicht es auch war, floß das Blut von Diana, von so vielen heftigen Gemütsbewegungen auf die steinerne Bank, welche auf jeder Seite die Türe des Hauses begrenzte.

Das Geräusch hatte sich nicht wiederholt, Niemand schien am Ende des Gäßchens zu sein.

Aurilly kam zurück.

»Nun! Monseigneur«, fragte er, »ist sie schön?«

»Sehr schön«, antwortete, der Prinz mit düsterer Miene.

»Was macht Euch denn so traurig, gnädigster Herr? sollte sie Euch gesehen haben?«

»Sie schläft.«

»Was beunruhigt Euch dann?«

Der Prinz antwortete nicht.

»Braun? . . . blond?« fragte Aurilly.

»Es ist seltsam, Aurilly«, murmelte der Prinz, »ich habe diese Frau irgendwo gesehen.«

»Ihr habt sie also erkannt?«

»Nein, denn ich vermag keinen Namen auf ihr Gesicht anzuwenden; nur hat mir ihr Anblick einen heftigen Schlag im Herzen versetzt.«

Aurilly schaute den Prinzen ganz erstaunt an, und sagte dann mit einem Lächeln, dessen Ironie er nicht einmal zu verbergen sich die Mühe gab.

»Seht Ihr das?«

»Ei! mein Herr, spottet nicht, ich bitte Euch«, erwiderte Franz mit trockenem Tone; »sehr Ihr nicht, daß ich leide.«

»Ah! Monseigneur, ist es möglich?« rief Aurilly.

»Ja, in der Tat, es ist, wie ich Dir sage, ich weiß nicht, was ich empfinde; doch«, fügte er mit düsterer Miene bei, »ich glaube, ich habe Unrecht gehabt, zu schauen.«

»Gerade aber wegen der Wirkung, die ihr Anblick auf Euch hervorgebracht hat, muß man wissen, wer diese Frau ist, Monseigneur.«

»Allerdings.«

»Sucht wohl in Euren Erinnerungen, gnädigster Herr; habt Ihr sie bei Hofe gesehen?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»In Frankreich, in Navarra, in Flandern?«

»Nein.«

»Ist es vielleicht eine Spanierin?«

»Ich glaube nicht.«

»Eine Engländerin? eine Dame der Königin Elisabeth?«

»Nein, nein; sie muß mit meinem Leben auf eine engere Weise verknüpft sein; ich glaube, daß sie gute unter furchtbaren Umständen erschienen ist.«

»Dann werdet Ihr sie leicht erkennen, denn, Gott sei Dank im Leben von Monseigneur sind nicht viele von den Umständen vorgekommen, von denen Eure Hoheit so eben sprach.«

»Findest Du?« sagte Franz mit einem düsteren Lächeln.

Aurilly verbeugte sich.

»Siehst Du«, sprach der Herzog, »ich fühle mich sehr hinreichend Herr meiner selbst, um meine Empfindungen zu analysieren: diese Frau ist schön, doch schön auf die Weise einer Toten, schön wie ein Schatten, schön wie die Gestalten, die man im Traume sieht; es scheint mir auch, ich habe sie im Traume gesehen, . . . « fuhr der Herzog fort, »ich habe zwei oder drei gräßliche Träume in meinem Leben gehabt, Träume, die eine Kälte in meinem Herzen zurückgelassen haben. Nun wohl! ja, ich bin sicher, daß ich in einem von meinen Träumen die Frau da oben gesehen habe.«

»Monseigneur!« rief Aurilly, »Eure Hoheit erlaube mir, ihr zu sagen, daß ich sie selten ihre Empfänglichkeit in Beziehung auf Träume auf eine so traurige Weise habe ausdrücken hören; zum Glück ist das Herz Eurer Hoheit so stark, daß es gegen den härtesten Stahl zu kämpfen vermag, und ich hoffe, die Lebendigen werden es eben so wenig angreifen, als die Schatten; steht, Monseigneur, wenn ich mich nicht unter dem Gewichte eines Blickes fühlte, der uns von dieser Straße aus bewacht, so würde ich ebenfalls die Leiter hinaufsteigen und, das verspreche ich Euch, dem Traume, dem Schatten und dem Schauer Eurer Hoheit ihr Recht widerfahren lassen.«

»Meiner Treue, Du hast Recht, Aurilly, hole die Leiter, lege sie an und steige hinauf. Was liegt Dir an dem Aufpasser? Schaut Aurilly, schau.«

Aurilly hatte schon einige Schritte gemacht, um seinem Herrn zu gehorchen, als man plötzlich Jemand hastig auf den Platze herbeikommen hörte und Henri dem Herzog zurief:

»Alarm! Monseigneur! Alarm!«

Mit einem einzigen Sprung war Aurilly wieder beim Herzog.

»Ihr«, sagte der Prinz, »Ihr hier, Graf? Unter welchem Vorwand habt Ihr Euren Posten verlassen?«

»Monseigneur«, antwortete Henri voll Festigkeit, »wenn mich Eure Hoheit bestrafen zu müssen glaubt, so wird sie dies tun. Mittlerweile war es meine Pflicht, hierher zu gehen, und ich bin gegangen.«

Der Herzog warf mit einem bezeichnenden Lächeln einen Blick nach dem Fenster und erwiderte:

»Eure Pflicht, Graf? erklärt mir das.«

»Monseigneur, es sind Reiter bei der Schelde erschienen; man weiß nicht, ob es Freunde oder Feinde sind.«

»In großer Anzahl?« fragte der Herzog unruhig.

»Sehr zahlreich.«

»Nun wohl! Graf, keinen falschen Mut, Ihr habt wohl daran getan, daß Ihr zurückgekommen seid. Laßt Eure Gendarmen wecken. Ziehen wir an dem Flusse hin, der minder breit ist, und verlassen wir unser Lager hier, das wird das Klügste sein.«

»Allerdings, allerdings, Monseigneur; doch ich glaube es ist

dringend, meinen Bruder zu benachrichtigen.«

»Zwei Männer werden hierzu genügen.«

»Wenn zwei Männer genügen, Monseigneur, so werde ich mit einem Gendarme gehen.«

»Nein, bei Gott! Du Bouchage«, rief Franz lebhaft, »nein, Ihr werdet mit uns gehen. In solchen Augenblicken trennt man sich nicht von einem Verteidiger, wie ihr seid.«

»Eure Hoheit nimmt die ganze Escorte mit?«

»Die ganze.«

»Es ist gut, Monseigneur«, sprach Henri sich verbeugend; »wann bricht Eure Hoheit auf?«

»Sogleich!«

»Holla! wer in der Nähe ist, herbei!« rief Henri.

Der junge Fähnrich kam aus dem Gäßchen hervor, als ob er nur diesen Ruf seines Anführers erwartet hätte, um zu erscheinen.

Henri gab ihm seine Befehle, und beinahe in demselben Augenblick sah man die Gendarmen von allen Teilen und Enden des Fleckens auf den Platz eilen und Vorkehrungen zum Abmarsch treffen.

In ihrer Mitte sprach der Herzog mit seinen Offizieren.

»Meine Herren«, sagte er, »der Prinz von Oranien läßt mich verfolgen, wie es scheint; doch es geziemt sich nicht, daß ein Prinz von Frankreich gefangen genommen werde, ohne die Entschuldigung einer Schlacht von Poitiers oder Pavia. Weichen wir also der Überzahl und wenden wir uns nach Brüssel. Ich werde meines Lebens und meiner Freiheit sicher sein, so lange ich in Eurer Mitte verweile.«

Dann sich gegen Aurilly wendend:

»Du wirst hier bleiben. Diese Frau kann uns nicht folgen. Und überdies kenne ich die Joyeuse genug, um zu wissen, daß dieser es nicht wagen wird, seine Geliebte in meiner Anwesenheit mit sich zu nehmen. Auch gehen wir nicht auf den Ball, und wir marschieren mit einer Eile, welche die Dame ermüden würde.«

»Wohin geht Monseigneur?«

»Nach Frankreich; ich glaube, daß meine Sache hier ganz schlecht steht.«

»Doch nach welchem Teile von Frankreich? Denkt Monseigneur, es wäre für ihn klug, an den Hof zurückzukehren?«

»Nein; allem Anscheine nach werde ich unter Weges auf einem meiner Güter anhalten, in Château-Thierry zum Beispiel.«

»Hat sich Eure Hoheit entschieden?«

»Ja, Château-Thierry sagt mir in jeder Hinsicht zu, es liegt in geeigneter Entfernung, vier und zwanzig Meilen von Paris; ich werde dort die Herren von Guise überwachen, welche die Hälfte des Jahres in Soissons sind. Du wirst also die schöne Unbekannte zu mir nach Château-Thierry bringen.«

»Aber, Monseigneur, sie wird sich vielleicht nicht mitnehmen lassen.«

»Bist Du ein Narr? . . . Da Du Bouchage mich nach Chateau-Thierry begleitet, und sie Du Bouchage folgt, werden sich die Dinge im Gegenteil von selbst machen.«

»Aber sie kann anderswohin gehen wollen, wenn sie sieht, daß ich Willens bin, sie zu Euch zu führen.«

»Nicht zu mir wirst Du sie führen, sondern, ich wiederhole es Dir, zum Grafen. Auf also! Doch bei meinem Ehrenwort, man sollte glauben, Du helfest mir zum ersten Male bei einer solchen Veranlassung. Hast Da Geld?«

»Ich habe die zwei Rollen Gold, die mir Eure Hoheit gegeben hat, als wir aus dem Lager auf den Polders auszogen.«

»Vorwärts also! Und durch alle nur immer möglichen Mittel, hörst Du? durch alle, bringe mir meine schöne Unbekannte nach Château-Thierry; wenn ich sie näher anschau, werde ich sie vielleicht erkennen.«

»Und den Diener auch?«

»Ja, wenn er Dir nicht lästig ist.«

»Doch wenn er mir lästig ist?«

»Mache mit ihm, was Du mit einem Stein machst, den Du auf Deinem Wege triffst: wirf ihn in einen Graben.«

»Gut, Monseigneur.«

Während die zwei lichtscheuen Verschwörer ihre Pläne in der Finsternis entworfen, stieg Henri in den ersten Stock hinauf und weckte Rémy.

Von dem, was vorging in Kenntnis gesetzt, klopfte Rémy auf eine gewisse Weise an die Türe, und sogleich öffnete die junge Frau.

Hinter Rémy erschien Du Bouchage.

»Guten Abend, mein Herr«, sagte sie mit einem Lächeln, das ihr Gesicht verlernt hatte.

»Oh! verzeiht, Madame«, sprach eiligst der Graf, »ich komme nicht um Euch zu belästigen, ich komme, um den Euch Abschied zu nehmen.«

»Abschied! Ihr reist, Herr Graf?«

»Nach Frankreich, ja, Madame.«

»Und Ihr verlaßt uns?«

»Ich bin dazu genötigt, Madame; es ist meine erste Pflicht, dem Prinzen zu gehorchen.«

»Dem Prinzen, es ist ein Prinz hier?« sagte Rémy.

»Welcher Prinz?« fragte Diana erbleichend.

»Der Herr Herzog von Anjou, den man für tot hielt, ist, auf eine wunderbare Weise gerettet, zu uns gekommen.«

Diana stieß einen furchtbaren Schrei aus und Rémy wurde so bleich, als hätte ihn plötzlich der Tod getroffen.

»Wiederholt mir, daß der Herr Herzog von Anjou lebt, daß der Herr Herzog von Anjou hier ist«, stammelte Diana.

»Wenn er nicht hier wäre, und wenn er mir nicht, ihm zu folgen befehlen würde, Madame, so hätte ich Euch bis in das Kloster begleitet, in das Ihr Euch, wie Ihr mir gesagt, zurückzuziehen gedenkt.«

»Ja, ja«, sprach Rémy, »das Kloster, Madame, das Kloster.«

Und er legte einen Finger auf seine Lippen.

Ein Zeichen mit dem Kopfe von Diana belehrte ihn, daß sie ihn verstanden hatte.

»Ich hätte Euch um so lieber begleitet, Madame«, fuhr Henri fort, »als Ihr durch die Leute des Herzogs beunruhigt werden könntet.«

»Wie so?«

»Ja, Alles läßt mich glauben, er wisse, daß eine Frau in diesem Hause wohnt.«



»Und woher kommt dieser Glauben?«

»Unser junger Fähnrich hat ihn eine Leiter an die Mauer legen und durch das Fenster schauen sehen.«

»Oh! mein Gott! mein Gott!« rief Diana.

»Beruhigt Euch, Madame, er hat ihn auch zu seinem Gefährten sagen hören, er kenne Euch nicht.«

»Gleichviel, gleichviel!« sprach die junge Frau, Rémy anschauend.

»Alles, was Ihr wollt, Madame, Alles!« sagte Rémy, seine Züge mit einer erhabenen Entschlossenheit bewaffnend.

»Seid unbesorgt, Madame«, sprach Henri, »der Herzog wird auf der Stelle aufbrechen; noch eine Viertelstunde und Ihr seid allein und frei. Erlaubt mir also, daß ich mich ehrerbietig von Euch verabschiede Euch noch einmal sage, daß bis zu meinem Todesseufzer mein Herz für Euch und durch Euch schlagen wird. Gott befohlen! Madame, Gott befohlen!«

Und der Graf verbeugte sich mit so religiöser Ehrfurcht, als ob er es vor einem Altar getan hätte, und machte zwei Schritte rückwärts.

»Nein, nein«, rief Diana, wie im Fieberirrsinn, »nein, Gott hat es nicht gewollt; nein, Gott hat diesen Menschen getötet, und er kann ihn nicht wieder erweckt haben; nein, nein, mein Herr, Ihr täuscht Euch, er ist tot.«

In diesem Augenblick, und als wollte sie die schmerzliche Anrufung der Barmherzigkeit Gottes erwidern, erscholl die Stimme des Prinzen auf der Straße.

»Graf«, sprach sie, »Graf, Ihr laßt uns warten.«

»Ihr hört ihn, Madame«, sagte Henri. »Zum letzten Male, Gott befohlen.«

Und er drückte Rémy die Hand und eilte nach der Treppe.

Diana näherte sich dem Fenster, zitternd krampfhaft wie der Vogel, den die Schlange der Antillen bezaubert.

Sie erblickte den Herzog zu Pferd; sein Gesicht war gerötet durch den Schimmer der Fackeln, welche zwei Gendarmen trugen.

»Oh! er lebt, der Dämon, er lebt!« flüsterte Diana Rémy mit einem so furchtbaren Ausdruck zu, daß der würdige Diener selbst

darob erschrak; »er lebt, leben wir auch; er reist nach Frankreich ab. Es sei, Rémy, wir gehen auch nach Frankreich.«

---

## Achtes Kapitel.

### *Die Verführung.*

Die Vorkehrungen zum Abmarsch der Gendarmen, hatten Verwirrung in den Flecken gebracht; ihr Aufbruch ließ die tiefste Stille auf das Geräusch der Waffen und der Stimmen folgen.

Rémy wartete, bis dieses Geräusch allmählich erlosch und sich gänzlich verlor; dann, als er das Haus völlig verlassen glaubte, ging er in die untere Stube hinab, um sich mit seiner Abreise mit der von Diana zu beschäftigen.

Als er aber die Türe dieser Stube öffnete, war er sehr erstaunt, da er einen Menschen, das Gesicht gegen seine Seite gewendet, am Feuer sitzen sah.

Dieser Mensch lauerte offenbar auf den Abgang von Rémy, obschon er, als er ihn erblickte, eine völlig gleich gültige Miene annahm.

Rémy näherte sich seiner Gewohnheit gemäß mit langsamen Schritten, wobei er seine kahle, der eines von den Jahren niedergebeugten Greises ähnliche Stirne entblößte.

Derjenige, welchem er sich näherte, hatte das Licht hinter sich, so daß Rémy seine Züge nicht unterscheiden konnte.

»Verzeiht, mein Herr«, sagte er, »ich glaubte, ich wäre allein oder beinahe allein.«

»Ich auch«, erwiderte der Andere; »doch ich sehe mit Vergnügen, daß ich Gesellschaft haben werde.«

»Oh! eine sehr traurige Gesellschaft, mein Herr«, entgegnete Rémy hastig, »denn mit Ausnahme eines armen jungen Mannes, den ich nach Frankreich zurückbringe . . . «

»Ah!« unterbrach ihn Aurilly, die ganze Gutherzigkeit eines mitleidigen Bürgers heuchelnd, »ich weiß, was Ihr sagen wollt.«

»Wahrhaftig?«

»Ja, Ihr meint die junge Dame.«

»Welche junge Dame?« rief Rémy sich zur Wehr setzend.

»Ruhig, mein guter Freund, ärgert Euch nicht«, erwiderte Aurilly; »ich bin der Intendant des Hauses Joyeuse, und habe

mich auf Befehl seines Bruders zu meinem jungen Herrn begeben; bei seiner Abreise empfahl mir der Graf eine junge Dame und einen alten Diener, welche nach Frankreich zurückzukehren beabsichtigen, nachdem sie ihm nach Flandern gefolgt.«

Dieser Mensch sprach so, indem er sich Rémy mit einem lächelnden freundlichen Gesicht näherte. Er hatte sich bei seiner Bewegung mitten in den Strahl der Lampe gestellt, so daß ihn die ganze Helle beleuchtete.

Rémy konnte ihn nun sehen.

Doch statt seinerseits auf Aurilly zuzugehen, machte er einen Schritt rückwärts, und ein Gefühl, dem des Abscheus ähnlich, prägte sich einen Augenblick auf seinem verstümmelten Gesichte aus.

»Ihr antwortet nicht, und man sollte glauben, ich, mache Euch bange«, sagte Aurilly mit seinem freundlichsten Lächeln.

»Mein Herr«, erwiderte Rémy, der eine gebrochene Stimme annahm, »verzeiht einem armen Greis, den sein Unglück und seine Wunden schüchtern und mißtrauisch gemacht haben.«

»Ein Grund mehr, mein Freund«, erwiderte Aurilly, »daß Ihr die Hilfe und Unterstützung eines ehrlichen Gesellen annehmt; übrigens komme ich, wie ich Euch so eben sagte, im Auftrage eines Herrn, der Euch Vertrauen einflößen muß.«

»Sicherlich«, erwiderte Rémy und machte einen Schritt rückwärts.

»Ihr verlaßt mich?«

»Ich will meine Gebieterin um Rat fragen; Ihr begreift, ich kann nichts auf mich nehmen.«

»Oh! das ist natürlich; doch erlaubt, daß ich mich ihr selbst vorstelle, um ihr meinen Auftrag in allen seinen Einzelheiten auseinandersetzen zu können.«

»Nein, nein, ich danke, Madame schläft vielleicht noch, und ihr Schlaf ist mir heilig.«

»Wie Ihr wollt. Übrigens habe ich Euch nichts mehr zu sagen, wenn nicht das, was mein Herr Euch mitzuteilen mich beauftragt hat.«

»Mir?«

»Euch und der jungen Dame.«

»Euer Herr, der Herr Graf Du Bouchage, nicht wahr?«

»Er selbst.«

»Ich danke, mein Herr.«

Als er die Türe wieder geschlossen hatte, verschwanden, mit Ausnahme der kahlen Stirne und des gerunzelten Gesichtes, alle äußeren Anzeichen des Greises auf der Stelle, und er stieg die Treppe mit einer solchen Hast und mit einer so außerordentlichen Stärke hinauf, daß man diesem Greis fünf und zwanzig Jahre gegeben hätte, während er einen Augenblick zuvor sechzig alt zu sein schien.

»Madame! Madame!« rief Rémy mit bebender Stimme, sobald er Diana erblickte.

»Nun! was gibt es wieder, Rémy, ist der Herzog noch nicht abgereist?«

»Doch«, aber es ist ein Dämon zurückgeblieben, der tausendmal schlimmer und tausendmal mehr zu fürchten ist, als er; ein Dämon, auf welchen ich alle Tage seit sechs Jahren die Rache des Himmels herabgerufen, wie Ihr es für seinen Herrn tatet, und zwar tatet, indem Ihr die meinige erwartetet.«

»Aurilly vielleicht?« fragte Diana.

»Aurilly selbst; der Schändliche ist hier unten, vergessen wie eine Schlange außerhalb des Nestes von seinem höllischen Gefährten.«

»Vergessen! sagst Du, Rémy. Oh! Du täuschest Dich; Du, der Du den Herzog kennst, weißt, daß er nicht dem Zufall die Sorge, das Böse zu tun, überläßt, wenn er es selbst tun kann; nein! nein! Rémy, Aurilly ist nicht hier vergessen, sondern zurückgelassen, glaube mir, in irgend einer Absicht zurückgelassen.«

»Oh! von ihm, Madame, werde ich Alles glauben, was Ihr wollt.«

»Kennt er mich?«

»Ich glaube nicht.«

»Hat er Dich erkannt?«

»Oh! mich, Madame, mich erkennt man nicht«, erwiderte Rémy mit einem traurigen Lächeln.

»Er hat mich vielleicht erraten?«

»Nein, denn er hat Euch zu sehen verlangt.«

»Rémy, ich sage Dir, wenn er mich nicht erkannt hat, so vermutet er, daß ich es bin.«

»Dann ist die Sache ganz einfach, und ich danke Gott, daß er uns so sichtbar unsern Weg vorschreibt; der Flecken ist öde verlassen, der Schändliche ist allein, wie ich allein bin . . . ich habe einen Dolch in seinem Gürtel gesehen . . . ich führe ein Messer in dem meinigen.«

»Einen Augenblick, Rémy, einen Augenblick«, sprach Diana, »ich mache Dir das Leben dieses Elenden nicht streitig; doch ehe Du ihn tötest, müssen wir wissen, was er von uns will, ob es in der Lage, in der wir uns befinden, nicht möglich ist, Nutzen aus dem Bösen zu ziehen, das er uns zufügen will. Als was hat er sich Dir vorgestellt, Rémy.«

»Als Intendant von Herrn Du Bouchage- Madame.«

»Du siehst wohl, er lügt also; er hat ein Interesse, zu lügen. Suchen wir zu erfahren, was er will, während wir ihm unsern Willen verbergen.«

»Ich werde nach Euren Befehlen handeln, Madame.«

»Was verlangt er für den Augenblick?«

»Euch zu begleiten.«

»In welcher Eigenschaft?«

»In der Eigenschaft des Intendanten von Herrn Du Bouchage.«

»Sage ihm, ich nehme es an.«

»O Madame!«

»Füge bei, ich sei im Begriff, nach England zu reisen, wo ich Verwandte habe, ich zögere jedoch noch; lüge, wie er, um zu siegen, Rémy, muß man wenigstens mit gleichen Waffen kämpfen.«

»Aber er wird Euch sehen.«

»Und meine Maske! Übrigens hege ich den Verdacht, daß er mich kennt.«

»Wenn er Euch kennt, so stellt er Euch eine Falle.«

»Das einzige Mittel, sich davor zu schützen, besteht darin, daß man sich den Anschein gibt, als lasse man sich darin fangen.«

»Doch wenn . . . «

»Sprich, was befürchtest Du? Kennst Du etwas Schlimmeres als den Tod!«

»Nein!«

»Wohl! bist Du nicht mehr entschlossen, für die Erfüllung unseres Gelübdes zu sterben?«

»Doch; aber nicht ohne Rache zu sterben.«

»Rémy! Rémy!« sprach Diana mit einem von wilder Begeisterung glänzenden Blick, »sei unbesorgt, wir werden uns rächen, Du am Diener, ich am Herrn.«

»Wohl, es sei, Madame, abgemacht also.«

»Gehe, mein Freund, gehe.«

Rémy ging hinab, doch noch zögernd. Der brave junge Mann hatte bei dem Anblick von Aurilly unwillkürlich einen Nervenschauer voll düsteren Schreckens gefühlt, wie man ihn bei dem Anblick von Schlangen empfindet; er wollte töten, weil er bange gehabt hatte.

Während er aber nach und nach hinabstieg, kehrte die Entschlossenheit in diese gestählte Seele zurück, und als er die Türe wieder öffnete, war es, trotz des Rates von Diana, eine feste Absicht, Aurilly zu befragen, ihn zu verwirren und, wenn er die schlimmen Absichten, die er voraussetzte, bei ihm fände, ihn auf der Stelle zu erdolchen.

So verstand Rémy die Diplomatie.

Aurilly erwartete ihn voll Ungeduld; er hatte das Fenster geöffnet, um mit einem Blick alle Ausgänge zu bewachen.

Rémy ging auf ihn zu, bewaffnet mit einem unerschütterlichen Entschluß; seine Worte waren auch sanft ruhig.

»Mein Herr«, sagte er, »meine Gebieterin kann, Euren Vorschlag nicht annehmen.«

»Und warum nicht?«

»Weil Ihr nicht der Intendant von Herrn Du Bouchage seid.«

Aurilly erbleichte.

»Aber wer sagt Euch das?« fragte er.

»Nichts kann einfacher sein. Herr Du Bouchage hat mir, als er mich verließ, die Person, welche ich begleite, empfohlen, und

Herr Du Bouchage hat hierbei kein Wort von Euch gesagt.«

»Er hat mich erst gesehen, nachdem er Euch verlassen.«

»Lügen, mein Herr, Lügen!«

Aurilly richtete sich hoch auf; Rémy gab seinem Aussehen ganz den Anschein eines Greises.

»Ihr stimmt einen sonderbaren Ton an, braver Mann«, sagte er, die Stirne faltend, »nehmt Euch in Acht, Ihr seid alt, ich bin jung; Ihr seid schwach, ich bin stark.«

Rémy lächelte, antwortete aber nicht.

»Wenn ich Euch böse wollte, Euch oder Eurer Gebieterin«, fuhr Aurilly fort, »so brauchte ich nur die Hand aufzuheben.«

»Oh! oh!« machte Rémy, »vielleicht täuschte ich mich und Ihr wolltet ihr wohl?«

»Allerdings.«

»So erklärt mir, was Ihr wünscht.«

»Mein Freund, ich wünsche mit einem Male Euer Glück zu machen, wenn Ihr mir dient.«

»Und wenn ich Euch nicht diene?«

»Dann, — da Ihr so offenherzig mit mir sprecht, will ich Euch mit derselben Offenherzigkeit antworten, — dann wünsche ich Euch zu töten.«

»Mich töten! ah!« machte Rémy mit einem düsteren Lächeln.

»Ja, ich habe Vollmacht hierzu.«

Rémy atmete.

»Damit ich Euch aber diene«, sagte er, »muß ich wenigstens Eure Pläne kennen.«

»Hört sie: Ihr habt richtig erraten, mein braver Mann, ich gehöre nicht dem Grafen Du Bouchage.«

»Ah! wem gehört Ihr denn?«

»Einem mächtigeren Herrn.«

»Merkt wohl auf: Ihr wollt abermals lügen.«

»Und warum dies?«

»Ich sehe nicht viele Häuser über dem Hause Joyeuse.«

»Nicht einmal das Haus Frankreich?«

»Oho!« machte Rémy.



»Und seht, wie es bezahlt«, fügte Aurilly bei, indem er von den Goldrollen des Herzogs von Anjou in die Hand von Rémy zu bringen suchte.

Rémy bebte bei der Berührung dieser Hand und tat einen Schritt rückwärts.

»Ihr dient dem König?« fragte er mit einer Naivität, welche selbst einem schlaueren Menschen, als er war Ehre gemacht hätte.

»Nein, doch seinem Bruder dem Herzog von Anjou.«

»Ah! sehr gut, ich bin der untertänigste Diener des Herrn Herzogs.«

»Vortrefflich.«

»Aber hernach?«

»Wie, hernach?«

»Ja, was wünscht Seine Hoheit!«

»Seine Hoheit, mein Lieber«, sprach Aurilly, indem er sich ihm näherte und zum zweiten Male die Rollen seine Hand zu schieben suchte, »Seine Hoheit ist verliebt in Eure Gebieterin.«

»Monseigneur kennt sie also?«

»Er hat sie gesehen.«

»Er hat sie gesehen!« rief Rémy, der seine Hand krampfhaft an das Heft seines Messers drückte, »und wann, hat er sie gesehen?«

»Diesen Abend.«

»Unmöglich, meine Gebieterin hat ihr Zimmer nicht verlassen.«

»Das ist es gerade; der Prinz handelte wie ein echter Schüler, was zum Beweis dient, daß er wahrhaft verliebt ist.«

»Laßt hören, wie hat er gehandelt?«

»Er hat eine Leiter genommen und ist auf den Balkon geklettert.«

»Ah!« machte Rémy, die stürmischen Schläge seines Herzens zurückdrängend, »ah! so hat er gehandelt?«

»Es scheint, sie ist sehr schön?« fragte Aurilly.

»Ihr habt sie also nicht gesehen?«

»Nein, doch nach dem, was mir Monseigneur gesagt hat, brenne ich vor Verlangen, sie zu sehen, und wäre es nur, um die

Übertreibung zu beurteilen, zu der die Liebe einen vernünftigen Geist veranlaßt. Es ist also abgemacht, Ihr gehört uns?«

Und zum dritten Mal suchte Aurilly das Gold Rémy zuzustecken.

»Gewiß gehöre ich Euch«, sagte Rémy, die Hand von Aurilly zurückdrückend; »doch ich muß auch wissen, was meine Rolle bei den Ereignissen ist, die Ihr vorbereitet.«

»Antwortet mir zuerst: die Dame da oben ist die Geliebte von Herrn Du Bouchage oder von seinem Bruder?«

Rémy stieg das Blut ins Gesicht und er erwiderte:

»Weder von dem Einen, noch von dem Andern; die Dame da oben hat keinen Liebhaber.«

»Keinen Liebhaber! Dann ist es ein königlicher Bissen. Eine Frau, die keinen Liebhaber hat, alle Teufel, Monseigneur, wir haben den Stein der Weisen gefunden!«

»Seine Hoheit der Herzog von Anjou ist also in meine Gebieterin verliebt?« fuhr Rémy fort.

»Ja.«

»Und was will er?«

»Er will sie in Château-Thierry haben, wohin er sich in Eilmärschen begibt.«

»Bei meiner Seele, diese Leidenschaft ist sehr rasch gekommen.«

»So kommen die Leidenschaften bei Seiner Hoheit.«

»Ich sehe hierbei nur eine Unannehmlichkeit.«

»Welche?«

»Meine Gebieterin will sich nach England einschiffen.«

»Teufel! darin könnt Ihr mir gerade nützlich sein. Bestimmt sie.«

»Wozu?«

»Daß sie den entgegengesetzten Weg wählt.«

»Ihr kennt meine Gebieterin nicht, mein Herr; es ist, eine Frau, welche fest bei ihren Ideen verharrt; übrigens ist damit nicht Alles abgemacht, daß sie nach Frankreich geht, statt nach London zu gehen. Glaubt Ihr, einmal in Château-Thierry gebe sie den Wünschen des Prinzen nach?«

»Warum nicht?«

»Sie liebt den Herzog von Anjou nicht.«

»Bah! man liebt einen Prinzen von Geblüt immer.«

»Aber wie konnte Seine Hoheit der Herzog von Anjou, wenn er vermutete, meine Gebieterin liebe den Herrn Grafen Du Bouchage oder den Herzog von Joyeuse, den Gedanken haben, sie demjenigen, welchen sie liebt, zu entführen.«

»Guter Mann«, sprach Aurilly, »Du hast triviale Gedanken, und wir werden Mühe haben, uns zu verständigen, wie ich sehe; ich werde auch nicht streiten; ich habe die Milde der Gewalt vorgezogen, wenn Du mich nun zwingst, mein Benehmen zu ändern, nun wohl! so werde ich es ändern.«

»Was werdet Ihr tun?«

»Ich sagte Dir schon, ich habe Vollmacht vom Prinzen. Ich werde Dich in irgend einem Winkel töten, die Dame entführen.«

»Ihr glaubt an Straflosigkeit?«

»Ich glaube an Alles, was mich mein Herr glauben heißt. Sprich, wirst Du Deine Gebieterin bestimmen, nach Frankreich zu kommen?«

»Ich werde mich bemühen; doch ich kann für nichts stehen.«

»Und wann bekomme ich Antwort?«

»Ich gehe nur hinauf und frage sie.«

»Gut, gehe hinauf, ich warte auf Dich.«

»Ich gehorche, mein Herr.«

»Ein letztes Wort, guter Mann; Du weißt, daß ich Dein Glück und Dein Leben in meiner Hand habe?«

»Ich weiß es.«

»Das genügt, gehe, ich werde einstweilen die Pferde besorgen.«

»Beeilt Euch nicht zu sehr.«

»Bah! ich bin der Antwort sicher; finden die Prinzen grausame Frauen?«

»Mir schien, es komme zuweilen vor.«

»Ja«, sagte Aurilly, »doch es ist etwas Seltenes; gehe.«

Und während Rémy wieder die Treppe hinaufstieg, wandte sich Aurilly, als wäre er der Erfüllung seiner Hoffnungen sicher gewesen, wirklich nach dem Stall.

»Nun?« fragte Diana, als sie Rémy erblickte.  
»Madame, der Herzog hat Euch gesehen.«  
»Und . . . «  
»Und er liebt Euch.«  
»Der Herzog hat mich gesehen, der Herzog liebt mich!« rief Diana, »sprichst Du im Fieberwahn, Rémy?«  
»Nein, ich sage, was er mir gesagt hat.«  
»Und wer hat Dir das gesagt?«  
»Dieser Mensch! dieser Aurilly! dieser Schändliche!«  
»Doch wenn er mich gesehen hat, hat er mich auch erkannt.«  
»Glaubt Ihr, wenn der Herzog Euch erkannt hätte, würde es Aurilly wagen, vor Euch zu erscheinen und Euch im Namen des Prinzen von Liebe zu sprechen? Nein, der Herzog hat Euch nicht erkannt.«  
»Du hast Recht, tausendmal Recht, Rémy. Es sind seit sechs Jahren so viele Dinge durch seinen höllischen Geist gegangen. Folgen wir diesem Menschen, Rémy.«  
»Ja, aber dieser Mensch wird Euch erkennen.«  
»Warum soll er mehr Gedächtnis haben, als sein Herr?«  
»Oh! weil es in seinem Interesse liegt, sich zu erinnern, während es das Interesse des Prinzen ist zu vergessen; daß der Herzog vergißt, er, der unheilvolle Wüstling, der Blinde, der Übersättigte, der Mörder seiner Geliebten, das begreift sich. Wie könnte er leben, wenn er nicht vergäße? Aber Aurilly wird nicht vergessen haben; wenn er ein Gesicht sieht, wird er einen rächenden Schatten zu sehen wähnen und Euch anzeigen.«  
»Rémy, ich sagte Dir, wie ich glaube, ich habe eine Maske, und Du sagtest mir, glaube ich, Du habest ein Messer.«  
»Es ist wahr, Madame«, sprach Rémy, »und ich fange an zu glauben, daß Gott mit uns im Einverständnis ist, um die Bösen zu bestrafen.«  
Hiernach rief Rémy oben von der Treppe:  
»Mein Herr! mein Herr!«  
»Nun!« fragte Aurilly.  
»Meine Gebieterin ist dem Herrn Grafen Du Bouchage sehr erkenntlich, daß er so für ihre Sicherheit gesorgt hat, und nimmt

mit Dank Euer höfliches Anerbieten an.«

»Es ist gut, es ist gut«, sagte Aurilly, »meldet ihr, die Pferde seien bereit.«

»Kommt, Madame, kommt«, sprach Rémy, Diana Arm reichend.

Aurilly wartete unten an der Treppe mit einer Laterne in der Hand und murmelte, gierig wie er war, das Gesicht der Unbekannten zu sehen:

»Teufel, sie hat eine Maske. Oh! doch von hier bis Château-Thierry werden die seidenen Schnüre abgenutzt . . . oder abgeschnitten sein.«

---

## Neuntes Kapitel.

### *Die Reise.*

Man brach auf.

Aurilly nahm gegen Rémy den Ton völliger Gleichheit an und gegen Diana das Wesen der tiefsten Ehrfurcht.

Doch Rémy vermochte leicht zu erkennen, daß dieses ehrfurchtsvolle Wesen interessiert war. In der Tat, einer Frau den Steigbügel halten, wenn sie ein Pferd besteigt oder absteigt, über jeder ihrer Bewegungen voll Fürsorge wachen und nie eine Gelegenheit vorübergehen lassen, um ihr den Handschuh aufzuheben oder den Mantel einzuhäkeln, das ist die Rolle eines Liebhabers, eines Dieners oder eines Neugierigen.

Indem er den Handschuh berührte, sah Aurilly die Hand; indem er den Mantel einhäkelte, schaute er unter die Maske, indem er den Steigbügel hielt, suchte er einen Zufall herbeizuführen, um das Gesicht zu erschauen, das der Prinz in seinen verworrenen Erinnerungen nicht erkannt hatte, das aber er, Aurilly, mit seinem guten Gedächtnis wohl zu erkennen hoffte.

Doch der Musiker hatte es mit einer starken Gegenpartei zu tun, Rémy forderte seinen Dienst bei seiner Gefährtin und zeigte sich eifersüchtig auf die Zuvorkommenheiten von Aurilly.

Diana selbst, ohne daß sie die Ursachen dieses Wohlwollens zu erraten schien, trat auf die Seite desjenigen, welchen Aurilly als einen treuen Diener betrachtete und eines Teils seiner Mühe überheben wollte, und sie bat Aurilly, Rémy Alles allein tun zu lassen, was Rémy anging.

Aurilly war darauf angewiesen, während langer Märsche auf Schatten und Regen zu hoffen, während der Halte Mahle zu wünschen.

Doch er wurde in seiner Erwartung getäuscht, Regen oder Sonne, das war ganz gleichgültig, die Maske blieb auf dem Gesicht; was aber die Mahle betrifft, so wurden sie von der jungen Frau in einem abgesonderten Zimmer eingenommen.

Aurilly begriff, daß wenn er nicht erkannte, man, ihn erkannt

hatte; er suchte durch die Schlösser zu sehen, doch die Dame wandte beständig der Türe den Rücken zu; er suchte durch die Fenster zu schauen, doch er fand an den Fenstern dichte Vorhänge, oder in Ermangelung von Vorhängen die Mäntel der Reisenden.

Weder Fragen, noch Bestechungsversuche hatten einen glücklichen Erfolg bei Rémy; der Diener erwiderte beständig, dies sei der Wille der Gebieterin und folglich auch sein Wille.

»Aber werden diese Vorsichtsmaßregeln nur meinetwegen allein genommen?« fragte Aurilly.

»Nein, gegen Jedermann.«

»Aber der Herr Herzog von Anjou hat sie gesehen; damals verbarg sie sich also nicht.«

»Zufall, reiner Zufall«, sprach Rémy, »und grade weil meine Gebieterin gegen ihren Willen vom Herrn Herzog von Anjou gesehen worden ist, nimmt sie ihre Maßregeln, um von Niemand mehr gesehen zu werden.«

~~~~~

Die Tage vergingen indessen, man näherte sich dem Ziele, und durch die Vorsicht von Rémy und seiner Gebieterin waren die Bemühungen der Neugierde vom Aurilly vereitelt worden.

Schon erschien die Picardie vor den Blicken der Reisenden.

Aurilly der seit drei bis vier Tagen Alles versuchte, Freundlichkeit, Schmollen, kleine Aufmerksamkeiten und beinahe Gewalt, fing an die Geduld zu verlieren, und die schlimmen Instinkte seiner Natur gewannen allmählich die Oberhand.

Es war, als begriffe er, unter dem Schleier dieser Frau sei ein tödliches Geheimnis verborgen.

Eines Tags blieb er mit Rémy ein wenig zurück und erneuerte bei diesem seine Bestechungsversuche, welche Rémy wie gewöhnlich zurückwies.

»Früher oder später muß ich doch Deine Gebieterin einmal sehen«, sagte Aurilly.

»Ohne Zweifel«, erwiderte Rémy, »doch das wird geschehen, wann sie will, und nicht, wann Ihr wollt.«

»Wenn ich aber Gewalt anwenden würde?«

»Versucht es«, versetzte Rémy, und ein Blitz, den er nicht zu

unterdrücken vermochte, sprang aus seinen Augen hervor.

Aurilly sah diesen Blitz: er begriff, welche Energie in demjenigen lebte, den er für einen Greis hielt.

Er begann zu lachen.

»Welch ein Narr bin ich!« sagte er, »was liegt mir daran, wer sie ist? Nicht wahr, es ist dieselbe, die der Herr Herzog von Anjou gesehen hat?«

»Gewiß?«

»Und die er mir nach Château-Thierry zu bringen befahl?«

»Ja.«

»Wohl! mehr brauche ich nicht; ich bin nicht in sie verliebt, sondern der Herr Herzog, und wenn Ihr nicht zu fliehen, mir zu entkommen sucht . . . «

»Sehen wir danach aus?«

»Nein.«

»Wir sehen so wenig danach aus, und es ist so wenig unsere Absicht, daß wir, wenn Ihr auch nicht dabei wäret, unsere Reise nach Château-Thierry fortsetzen würden; wünscht der Herzog *uns* zu sehen, so wünschen wir ihn auch zu sehen.«

»Das trifft vortrefflich zusammen«, sagte Aurilly.

Dann, als wollte er sich versichern, daß es wirklich das Verlangen von Rémy seiner Gefährtin sei, den Weg nicht zu verändern, fragte er, auf ein Wirtshaus an der Landstraße deutend:

»Will Eure Gebieterin hier einen Augenblick anhalten?«

»Ihr wißt«, erwiderte Rémy, »daß meine Gebieterin nur in Städten anhält.«

»Ich sah es, doch ich gab nicht darauf Acht.«

»Es ist so.«

»Nun, ich, der ich kein Gelübde getan habe, halte einen Augenblick an; reitet weiter, ich hole Euch ein.«

Aurilly deutete Rémy den Weg an, stieg ab und näherte sich dem Wirt, der ihm mit großer Ehrerbietung als ob er ihn kennen würde, entgegenkam.

Rémy ritt Diana nach.

»Was sagte er Euch?« fragte die junge Frau.

»Er drückte seinen gewöhnlichen Wunsch aus.«

»Den, mich zu sehen?«

»Ja.«

Diana lächelte unter ihrer Maske.

»Nehmt Euch in Acht«, sagte Rémy, »er ist wütend.«

»Er wird mich nicht sehen. Ich will es nicht, und damit sage ich Dir, daß er nichts in dieser Hinsicht zu tun im Stande sein wird.«

»Muß er Euch aber nicht, wenn Ihr einmal in Château-Thierry seid, mit entblößtem Gesichte sehen?«

»Was ist daran gelegen, wenn die Entdeckung zu spät für sie kommt? Übrigens hat mich der Herr nicht erkannt.«

»Ja, aber der Diener wird Euch erkennen.«

»Du siehst, daß ihm bis jetzt weder meine Stimme, noch mein Gang aufgefallen sind.«

»Gleichviel, gnädige Frau, alle diese Geheimnisse, welche seit acht Tagen für Aurilly bestehen, hätten für den Prinzen nicht bestanden, hätten seine Neugierde nicht erregt, seine Erinnerungen nicht geweckt, während Aurilly seit acht Tagen sucht, berechnet, vermutet; Euer Anblick wird ein in allen Punkten waches Gedächtnis schlagend berühren, er wird Euch erkennen, wenn er Euch noch nicht erkannt hat.«

In diesem Augenblick wurden sie von Aurilly unterbrochen, der, nachdem er einen Seitenweg eingeschlagen hatte ihnen gefolgt war, ohne sie aus dem Gesicht zu verlieren, plötzlich in der Hoffnung erschien, einige Worte ihres Gespräches zu erlauern.

Das rasche Schweigen bei seiner Ankunft bewies ihm, daß er lästig war; er begnügte sich daher, ihnen von hinten zu folgen, wie er dies zuweilen tat.

Von diesem Augenblick war der Plan von Aurilly festgestellt.

Er mißtraute in der Tat irgend Etwas, wie es Rémy gesagt hatte; nur mißtraute er instinkartig; denn von Vermutungen zu Vermutungen hin und her schwankend, war sein Geist nicht einen Augenblick bei der Wirklichkeit stehen geblieben.

Er konnte sich nicht erklären, warum man ihm so hartnäckig dieses Gesicht verbarg, das er früher oder später sehen mußte.

Um seinen Plan besser zum Ziele zu führen, gab er sich von

diesem Augenblick den Anschein, als hätte er auf ihn verzichtet, und zeigte sich als der allerbequemste und lustigste Geselle den ganzen übrigen Tag.

Rémy bemerkte diese Veränderung nicht ohne eine gewisse Unruhe.

Man kam in eine Stadt und übernachtete hier wie gewöhnlich.

Am anderen Morgen reiste man unter dem Vorwand, der Weg, den man zurückzulegen habe, sei lang, bei Tagesanbruch ab.

Um die Mittagsstunde mußte man anhalten, um die Pferde ausruhen zu lassen.

Um zwei Uhr brach man wieder auf und man marschierte noch bis vier Uhr.

Ein großer Wald zeigte sich in der Ferner es war der von La Fère.

Er bot den düsterem geheimnisvollen Anblick der Wälder im Norden von Frankreich; doch dieser so ausdrucksvolle Anblick für südliche Naturen, die vor Allem das Licht des Tages die Wärme der Sonne brauchen, blieb wirkungslos bei Rémy und Diana, welche an die tiefen Waldungen von Anjou und Sologne gewöhnt waren.

Sie wechselten nur einen Blick, als hätten Beide begriffen, daß sie hier das Ereignis erwarte, das von der Stunde der Abreise über ihren Häuptern schwebte.

Man kam in den Wald.

Es mochte sechs Uhr Abends sein.

Nachdem man noch eine halbe Stunde marschiert war, neigte sich der Tag.

Ein heftiger Wind machte die Blätter wirbeln und trieb sie nach einem ungeheuren Teiche fort, der, gleichsam wie ein zweites totes Meer in der Tiefe der Bäume verloren, sich an dem Wege hinzog, welcher sich vor den Reisenden ausdehnte.

Seit zwei Stunden hatte der Regens der in Strömen herabfiel, den lehmigen Boden durchnäßt. Sorglos über ihre eigene Sicherheit ihres Pferdes ziemlich gewiß, ließ Diana dieses gehen, ohne es zu halten; Aurilly ritt rechts, Rémy links. Aurilly war am Rande des Teiches, Rémy mitten auf dem Weg.

Kein menschliches Geschöpf erschien unter den düsterem

grünen Bogen der Bäume auf der langen Krümmung des Wegs.

Man hätte glauben können, das Gehölze wäre einer von jenen bezauberten Wäldern, unter deren Schatten nichts leben kann, würde man nicht von Zeit zu Zeit das heisere Geschrei der Wölfe gehört haben, welche das Herannahen der Nacht weckte. Plötzlich fühlte Dianas daß der Sattel ihres Pferdes, das wie gewöhnlich Aurilly gesattelt hatte, wankte und sich drehte; sie rief Rémy, der von dem seinigen herabsprang sich bückte, um den Riemen festzuziehen.

In diesem Augenblick näherte sich Aurilly Diana, welche nur mit ihrem Pferde beschäftigt war, durchschnitt mit dem Ende seines Dolches die seidene Rundschnur ihrer Maske.

Ehe sie diese Bewegung bemerkt oder mit der Hand nach ihrem Gesichte gegriffen hatte, nahm ihr Aurilly die Maske ab und neigte sich gegen Diana, die sich ihrerseits gegen ihn neigte.

Die Augen dieser beiden Geschöpfe trafen in einem furchtbaren Blick zusammen; Niemand hätte sagen können, wer von ihnen bleicher drohender war.

Aurilly fühlte, wie ein kalter Schweiß seine Stirne überströmte, ließ die Maske und den Dolch fallen und rief voll Angst, die Hände zusammenschlagend:

»Himmel und Erde! . . . Die Dame von Monsoreau!!!«

»Das ist ein Name, den Du nicht wiederholen wirst!« schrie Rémy, indem er Aurilly am Gürtel packte von seinem Pferde aufhob.

Beide rollten auf den Boden.

Aurilly streckte seine Hand aus, um seinen Dolch wieder zu ergreifen. Rémy aber bückte sich über ihn, setzte ihm das Knie auf die Brust sprach:

»Nein, Aurilly, nein, Du sollst hier bleiben.«

Der letzte Schleier, der über der Erinnerung von Aurilly ausgebreitet zu sein schien, zerriß.

»Der Haudoin!« rief er, »ich bin tot!«

»Es ist noch nicht wahr, doch es wird sogleich wahr werden«, sagte Rémy.

Und er drückte seine linke Hand dem Elenden, der sich unter ihm sträubte, auf den Mund, während er mit seiner rechten sein

Messer aus der Scheide zog.

»Nun hast Du Recht«, sagte er, »nun bist Du tot, Aurilly.«

Und der Stahl verschwand in der Kehle des Lautenspielers, der ein unverständliches Geräusch ausstieß.

Die Augen starr, auf ihren Sattelknopf gestützt bebend, aber unbarmherzig, hatte Diana den Kopf nicht von diesem furchtbaren Schauspiel abgewendet.

Als sie aber das Blut an der Klinge hinspringen sah, warf sie sich zurück und fiel, steif als ob sie tot wäre, von ihrem Pferd.

Rémy beschäftigte sich in diesem Augenblick nicht mit ihr; er durchsuchte Aurilly, nahm ihm die zwei Rollen Gold, band einen Stein an den Hals des Leichnams stürzte ihn in den Teich.

Der Regen fiel fortwährend in Strömen vom Himmel herab.

»O mein Gott!« sprach er, »vertilge die Spur Deiner Gerechtigkeit, denn sie hat noch andere Schuldige zu treffen.«

Dann wusch er sich die Hände indem düsteren, stehenden Wasser, nahm die immer noch ohnmächtige Diana in seine Arme, hob sie auf ihr Pferd stieg, seine Gefährtin haltend, auf das seinige. Erschreckt durch das Geheul der Wölfe, welche herbeikamen, als ob sie diese Szene gerufen hätte, verschwand das Pferd von Aurilly im Wald.

Als Diana wieder zu sich gekommen war, setzten die zwei Reisenden ohne ein Wort auszutauschen, ihren Weg nach Château-Thierry fort.

Zehntes Kapitel.

Wie König Heinrich III. Crillon nicht zum Frühstück einlud, wie sich Chicot selbst einlud.

Am Morgen nach dem Tage, wo die von uns erzählten Ereignisse im Walde von La Fère vorgefallen waren, stieg der König von Frankreich ungefähr gegen neun Uhr aus dem Bad.

Der Kammerdiener, nachdem er ihn in eine Decke von feiner Wolle gewickelt und mit zwei Tüchern von jener dichten persischen Watte abgerieben, welche dem Vliese eines Lammes gleicht, hatte den Coiffeurs Platz gemacht, welche wiederum den Parfümeurs und den Höflingen Platz machten.

Als die letzteren weggegangen waren, ließ der König seinen Haushofmeister kommen und sagte ihm, er würde etwas Anderes als seine gewöhnliche Kraftbrühe zu sich nehmen, indem er diesen Morgen Appetit verspüre.

Sogleich im ganzen Louvre verbreitet, brachte diese frohe Kunde eine sehr legitime Freude hervor, und der Dampf der Fleischspeisen fing an aus den Küchen auszuströmen, als Crillon, der Oberste der französischen Leibwachen, dessen man sich erinnern wird, bei Seiner Majestät eintrat, um ihre Befehle einzuholen.

»Meiner Treue, mein guter Crillon«, sprach der König, »wache diesen Morgen, wie Du willst, über dem Heile meiner Person, zwinge mich aber, um Gottes willen, nicht, den König zu machen; ich bin heute ganz heiter und selig; mir scheint, ich wäge nicht eine Unze und ich werde entfliegen. Ich habe Hunger, begreifst Du das, mein Freund?«

»Ich begreife es um so mehr, Sire, als ich selbst starken Hunger habe«, erwiderte der Oberste der französischen Leibwachen.

»Ah! Du, Crillon, Du hast immer Hunger.« versetzte der König lachend.

»Nicht immer, Sire, oh! nein, Eure Majestät übertreibt, aber dreimal des Tags, — Eure Majestät?«

»Oh! ich, einmal im Jahr, und dann nur, wenn ich gute Nachrichten erhalten habe.«

»Harnibleu! es scheint, Ihr habt gute Nachrichten erhalten, Sire? desto besser, desto besser, denn sie werden, wie mir dünkt, immer seltener.«

»Nicht die geringste, Crillon; doch Du kennst das Sprichwort.«

»Ah! ja, keine Nachrichten, gute Nachrichten. Ich mißtraue den Sprichwörtern Sire, und besonders diesem; es ist Euch keine Kunde von Navarra zugekommen?«

»Nichts.«

»Nichts.«

»Allerdings, ein Beweis, daß man dort schläft.«

»Und von Flandern?«

»Nichts.«

»Nichts? ein Beweis, daß man sich dort schlägt. Und von Paris?«

»Nichts.«

»Ein Beweis, daß man dort Komplotte macht.«

»Oder Kinder zeugt, Crillon; ah! bei Gelegenheit der Kinder, Crillon, ich glaube, daß ich eines haben werde.«

»Ihr, Sire!« rief Crillon im höchsten Maße erstaunt.

»Ja, die Königin hat in dieser Nacht geträumt, sie wäre in andern Umständen.«

»Endlich, Sire!« sprach Crillon.

»Nun, was?«

»Es macht mich äußerst freudig, zu wissen, daß Eure Majestät so frühzeitig am Morgen Hunger hat. Gott befohlen, Sire.«

»Gehe, mein guter Crillon, gehe.«

»Harnibleu! Sire«, versetzte Crillon, »da Eure Majestät so gewaltigen Hunger hat, so müßte sie mich zum Frühstück einladen.«

»Warum dies, Crillon?«

»Weil man sagt, Eure Majestät lebe von der Luft, was sie abmagern mache, in Betracht, daß die Luft schlecht ist, so wäre ich entzückt gewesen, behaupten zu können: ›Harnibleu, das sind reine Verleumdungen, der König ißt wie Jedermann.««

»Nein, Crillon, nein, im Gegenteil; laß glauben, was man glaubt; es macht mich erröten, wenn ich wie ein einfacher Sterblicher vor meinen Untertanen esse. Begreife also wohl: ein König muß immer poetisch bleiben und sich stets nur erhaben zeigen. Höre ein Beispiel.«

»Ich höre, Sire.«

»Erinnere Dich an den König Alexander.«

»An welchen König Alexander?«

»An Alexander Magnus. Ah! es ist wahr, Du verstehst das Lateinische nicht. Nun wohl, Alexander liebte es, sich vor seinen Soldaten zu baden, weil Alexander schön, wohlgebaut hinreichend fleischig war, weshalb man ihn mit Apollo und sogar mit Antinous verglich.«

»Oh! oh! Sire«, versetzte Crillon, »Ihr hättet teuflermäßig Unrecht, wenn Ihre es machtet wie er und Euch vor den Eurigen badetet, denn Ihr seid sehr mager, mein armer Sire.«

»Braver Crillon, gehe«, sprach Heinrich, indem er ihm auf die Schulter klopfte, »Du bist ein vortrefflicher Grobian, Du schmeichelst mir nicht; Du bist kein Höfling, mein alter Freund.«

»Ihr ladet mich auch nicht zum Frühstück ein«, erwiderte Crillon gutmütig lachend, nahm dann vom König eher zufrieden, als unzufrieden Abschied, denn der Schlag auf die Schulter hatte das fehlende Frühstück aufgewogen.

Sobald Crillon weggegangen war, wurde die Tafel bestellt.

Der königliche Haushofmeister hatte sich selbst übertroffen; eine gewisse Bisque von jungen Rebhühnern mit einer Purée von Trüffeln und Kastanien erregte sogleich die Aufmerksamkeit des Königs, den schöne Austern schon in Versuchung geführt hatten.

Die gewöhnliche Kraftbrühe, das treue Stärkungsmittel des Monarchen, wurde auch vernachlässigt; vergebens öffnete sie ihre großen Augen in ihrer goldenen Schale, ihre bettelnden Augen erlangten durchaus nichts von Seiner Majestät.

Der König begann den Angriff mit der Bisque von jungen Rebhühnern.

Er war bei seinem vierten Mund voll, als ein leichter Tritt hinter ihm den Boden streifte, ein Stuhl auf seinen Röllchen krachte, und eine wohlbekanntere Stimme mit scharfem Tone forderte:

»Ein Gedeck.«

Der König wandte sich um und rief:

»Chicot!«

»In Person.«

Und seinen alten Gewohnheiten getreu, die ihm keine Abwesenheit raubte, streckte sich Chicot in seinem Stuhle aus, nahm einen Teller, eine Gabel, und fing an von der Platte mit Austern, sie mit Zitronensaft besprengend, ohne ein Wort beizufügen, die größten und fettesten zu erheben.

»Du hier, Du zurückgekehrt!« rief Heinrich.

»Stille!« winkte Chicot, der den Mund voll hatte mit der Hand.

Und er benutzte den Ausruf des Königs, um die Rebhühner an sich zu ziehen.

»Halt, Chicot, das ist meine Platte!« rief Heinrich und streckte die Hand aus, um die Bisque zurückzuhalten.

Chicot teilte brüderlich mit seinem Fürsten und gab ihm die Hälfte zurück.

Dann goß er sich Wein ein, ging von der Bisque zu einer Platte Thunfisch über, von dem Thunfisch zu forcierten Krebsen, verschlang in Form einer Quittung und am Schlusse von Allem die königliche Kraftbrühe, stieß einen Seufzer aus und sprach:

»Ich habe keinen Hunger mehr.«

»Bei Gottes Tod! ich hoffe wohl, Chicot.«

»Ah! guten Morgen, mein König, wie geht es Dir? Ich finde, Du siehst diesen Morgen ganz munter aus.«

»Nicht wahr, Chicot?«

»Ein reizendes Färbchen. Ist es von Dir?«

»Bei Gott!«

»Dann mache ich Dir mein Kompliment.«

»Es ist wahr, ich fühle mich diesen Morgen äußerst heiter gestimmt.«

»Desto besser, mein König, desto besser. Ah! doch Dein Frühstück ist damit nicht zu Ende, es bleiben Dir wohl noch einige kleine Leckerbissen.«

»Hier sind Kirschen von den Damen von Montmartre eingemacht.«

»Sie sind zu sehr gezuckert.«
»Nüsse, mit Korinthen gefüllt.«
»Pfui! man hat die Kerne in den Weinbeeren gelassen.«
»Du bist mit nichts zufrieden.«
»Bei meinem Ehrenwort, es artet auch Alles aus, selbst die Köche, und man lebt immer schlechter an Deinem Hof.«
»Sollte man an dem Hofe des Könige von Navarra besser leben?« fragte Heinrich lachend.
»Ei, ei! ich sage nicht nein.«
»Dann gehen dort große Veränderungen vor.«
»Ah! was das betrifft, Du kannst es gar nicht glauben, Henriquet.«
»Erzähle mir ein wenig von Deiner Reise, das wird mich zerstreuen.«
»Sehr gern, ich bin nur zu diesem Behufe gekommen. Wo soll ich anfangen?«
»Beim Anfang. Wie hast Du die Reise gemacht?«
»Oh! ein wahrer Spaziergang.«
»Du hast keine Unannehmlichkeiten auf dem Wege gehabt?«
»Ich habe eine wahre Feenreise gemacht.«
»Kein schlimmen Zusammentreffen?«
»Stille doch, würde man es wagen, einen Botschafter Seiner allerchristlichsten Majestät schief anzuschauen? Du verleumdest Deine Untertanen, mein Sohn.«
»Ich sagte das«, erwiderte der König, geschmeichelt durch die Ruhe, die in seinem Reiche herrschte, »ich sagte das, weil Du, der Du keinen offiziellen, ja nicht einmal einen scheinbaren Charakter hattest, Gefahr laufen konntest.«
»Ich sage Dir, Henriquet, Du hast das reizendste Königreich der Welt; die Reisenden werden gratis gespeist, man beherbergt sie um der Liebe Gottes willen, sie gehen nur auf Blumen, und was die Fahrgeleise betrifft, so sind sie mit goldbefranstem Sammet tapeziert; das ist in der Tat unglaublich.«
»Du bist also zufrieden, Chicot?«
»Entzückt.«
»Ja, ja, meine Polizei ist vortrefflich beschaffen.«

»Vortrefflich! man muß ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen.«
»Und die Straße ist sicher?«
»Wie die des Paradieses: man begegnet nur kleinen Engeln, welche Loblieder auf den König singend vorüberziehen.«
»Chicot, wir kehren zum Virgil zurück.«
»Zu welcher Stelle des Virgil?«
»Zu den Bukoliken. **O fortunatos nimium!**«
»Ah! sehr gut, doch wozu diese Ausnahme zu Gunsten der Landleute, mein Sohn?«
»Ach! weil es nicht dasselbe bei den Städten ist.«
»Es ist wahr, Heinrich; die Städte sind ein Mittelpunkt der Verderbnis.«
»Urteile selbst: Du hast fünfhundert Meilen gemacht, ohne auf ein Hindernis zu stoßen.«
»Ich sage Dir, es ging auf Röllchen.«
»Ich dagegen begeben mich nur nach Vincennes, was drei Viertelmeilen entfernt ist.«
»Nun?«
»Es fehlte nicht viel, daß ich ermordet worden wäre.«
»Ah bah!« machte Chicot.
»Ich werde Dir das erzählen, mein Freund; ich bin eben im Begriff, einen umständlichen Bericht darüber drucken zu lassen; ohne meine Fünf und Vierzig wäre ich tot.«
»Wahrhaftig! und wo ist das vorgefallen?«
»Du meinst, wo es hätte vorgefallen sollen?«
»Ja.«
»Bei Bel-Esbat.«
»Beim Kloster unseres Freundes Gorenflot?«
»Ganz richtig.«
»Und wie hat sich unser Freund bei dieser Sache benommen?«
»Vortrefflich, wie immer, Chicot; ich weiß nicht, ob er etwas hatte sagen hören; doch statt zu schnarchen, wie es um diese Stunde alle unsere Taugenichtse von Mönchen machen, stand er auf seinem Balkon während sein ganzes Kloster die Straße besetzt hielt.«
»Und er hat sonst nichts getan?«

»Wer?«

»Dom Modeste.«

»Er hat mich mit einer Majestät gesegnet, welche nur ihm eigentümlich ist, Chicot.«

»Und seine Mönche?«

»Haben aus vollem Halse: Es lebe der König! gerufen.«

»Und Du hast nichts Anderes bemerkt?«

»Was denn?«

»Daß sie irgend eine Waffe unter ihrem Kuraß trugen.«

»Sie waren vollkommen gerüstet, Chicot; daran erkannte ich die Vorsicht des würdigen Priors, und ich sprach zu mir: dieser Mensch wußte Alles, doch er sagte nichts, er verlangte nichts, er kam nicht am andern Tag wie Épernon und sagte zu mir: Sire, dafür daß ich dem König das Leben gerettet.«

»Oh! was das betrifft, hierzu war er unfähig; überdies können seine Hände nicht in Eure Taschen hinein.«

»Chicot, keine Scherze, über Dom Modeste, es ist einer der größten Männer, welche meine Regierung verherrlichen werden, und ich erkläre Dir, daß ich ihm bei der ersten Gelegenheit ein Bistum geben lasse.«

»Und daran wirst Du wohl tun, mein König.«

»Bemerke Eines, Chicot«, sprach der König, indem er seine tiefe Miene annahm, »die Leute der Elite, wenn sie aus den Reihen des Volkes hervorgehen, sind vollkommen; wir Edelleute, siehst Du, wir empfangen in unserem Blut gewisse Racetugenden und Racelaster, welche geschichtliche Spezialitäten aus uns machen. So sind die Valois fein, scharfsichtig, brav, aber träge; die Lothringer sind ehrsüchtig und geizig, mit Ideen der Intrige, der Bewegung; die Bourbonen sind sinnlich und vorsichtig, aber ohne Ideen, ohne Kraft; ohne Willen; sieh nur Heinrich. Wenn die Natur dagegen einen im Nichts geborenen Menschen knetet, so wendet sie nur ihren feinsten Ton an; so ist Dein Gorenflot vollkommen.«

»Findest Du?«

»Ja, gelehrt, bescheiden, schlau, mutig; man kann aus ihm Alles machen, was man will, einen Minister, einen Feldherrn, einen Papst.«

»Halt, halt, Sire«, erwiderte Chicot: »wenn Euch der brave Mann hörte, so würde er vor Hochmut bersten, denn er ist sehr hochmütig, der Prior Dom Modeste, was Ihr auch sagen möget.«

»Du bist eifersüchtig auf ihn, Chicot!«

»Ich? Gott behüte mich; die Eifersucht! pfui, Welch eine gemeine Leidenschaft!«

»Oh! ich bin gerecht, der Adel des Blutes verblendet mich nicht; **stemmata, quid faciunt?**«

»Bravo! und Du sagtest also, mein König, Du wärest beinahe ermordet worden?«

»Ja.«

»Durch wen?«

»Durch die Ligue, bei Gott.«

»Wie befindet sie sich, die Ligue?«

»Immer gleich.«

»Das heißt immer besser; sie wird fett, Henriquet, sie wird fett.«

»Oh! oh! die politischen Körper, welche zu früh fett werden, leben nicht lang, es ist wie bei den Kindern, Chicot.«

»Du bist also zufrieden, mein Sohn?«

»Allerdings.«

»Du findest Dich im Paradies?«

»Ja, Chicot, diesen Morgen, und es gewährt mir ein großen Vergnügen, Dich mitten in meiner Freude kommen zu sehen, denn ich erschaue in Dir einen Zuwachs derselben.«

»**Habemus consulem factum**, wie Cato sagte.«

»Nicht wahr, Du bringst gute Nachrichten, mein Kind?«

»Ich glaube wohl.«

»Und Du läßt mich schmachten, Du Leckermaul?«

»Wo soll ich anfangen, mein König.«

»Ich habe Dir schon gesagt, beim Anfang, aber Du schweifst immer wieder ab.«

»Soll ich von meiner Abreise ausgehen?«

»Nein, Deine Reise war vortrefflich, wie Du mir sagtest, nicht wahr?«

»Du siehst wohl, daß ich ganz zurückkehre, wie mir scheint.«

»Ja, erzähle mir also von Deiner Ankunft in Navarra.«

»Gut.«

»Was trieb Heinrich, als Du ankamst?«

»Liebe.«

»Mit Margot?«

»Oh! nein.«

»Das hätte mich gewundert; er ist also seiner Frau immer noch untreu, der Ruchlose, untreu einer Tochter von Frankreich; zum Glück gibt sie es ihm zurück. Und wer war die Nebenbuhlerin von Margot bei Deiner Ankunft.«

»Fosseuse.«

»Eine Montmorency. Ah! das ist nicht schlecht für diesen Bären von Bearn. Man sprach hier von einer Bauerndirne, von einem Gärtnermädchen, von einer Bürgerstochter.«

»Oh! das ist Alles alt.«

»Margot ist also betrogen?«

»So viel, als es eine Frau sein kann.«

»Und sie ist wütend darüber?«

»Ganz toll.«

»Und sie rächt sich?«

»Ich glaube wohl.«

Heinrich rieb sich die Hände mit unsäglicher Freude.

»Was wird sie machen?« rief er lachend: »wird sie Himmel und Erde in Bewegung setzen, Spanien auf Navarra, Artois und Flandern auf Spanien werfen? Wird sie ein wenig ihren kleinen Bruder Henriquet gegen ihren kleinen Gatten Henriot zu Hilfe rufen?«

»Es ist wohl möglich.«

»Du hast sie gesehen?«

»Ja.«

»Und was tat sie in dem Augenblick, wo Du sie verließest?«

»Oh! das würdest Du nicht erraten.«

»Sie schickte sich an, einen andern Liebhaber zu nehmen?«

»Sie schickte sich an, weise Frau zu werden.«

»Wie! was soll diese Phrase, oder vielmehr diese

antifranzösische Wortversetzung bedeuten? Es ist eine Zweideutigkeit, Chicot, hüte Dich vor Zweideutigkeiten.«

»Nein, mein König, nein. Pest! wir sind ein wenig zu sehr Grammatiker, um Zweideutigkeiten zu machen, zu zart, um ungereimtes Zeug zu schwatzen, und zu wahrheitsliebend, um dem Worte weise durch Umdrehung eine andere Bedeutung zu geben! Nein, nein, mein König, ich wollte weise Frau im gewerblichen Sinne sagen.¹⁸«

»**Obstetrix?**«

»**Obstetrix**, ja, mein König; **Juno Lucina**, wenn Du lieber willst.«

»Herr Chicot!«

»Oh! rolle Deine Augen, so lange es Dir beliebt; ich sage, daß Deine Schwester, als ich abreiste, im Begriff war, eine Entbindung vorzunehmen.«

»Für eigene Rechnung?« rief Heinrich erbleichend; »sollte Margot Kinder haben?«

»Nein, für Rechnung ihren Gemahls; Du weißt wohl, daß die letzten Valois die Tugend der Fruchtbarkeit nicht besitzen. Pest! das ist nicht wie bei den Bourbonen.«

»Margot accouchirt also im Activum?«

»Im vollständigsten Activum.«

»Wen accouchirt sie?«

»Fräulein Fosseuse.«

»Meiner Treue, das begreife ich nicht«, sagte der König.

»Ich auch nicht«, erwiderte Chicot; »doch ich habe mich nicht anheischig gemacht, Dir Licht in der Sache zu geben, ich habe mich nur anheischig gemacht, Dir zu sagen, wie die Dinge stehen.«

»Vielleicht hat sie nur ihre Person verteidigend zu dieser Demütigung eingewilligt.«

»Sicherlich hat ein Kampf stattgefunden; doch sobald ein Kampf stattfand, war der eine oder der andere Teil der unterliegende; sieh das Beispiel von Herkules mit Anteus, sieh Jacob mit dem Engel, nun! Deine Schwester war minder stark als Heinrich, das ist es nur.«

»In der Tat, das freut mich.«
»Schlechter Bruder.«
»Sie müssen sich gegenseitig verwünschen?«
»Ich glaube, daß sie sich im Grunde nicht anbeten.«
»Aber scheinbar?«
»Sind sie die besten Freunde der Welt.«
»Ja; doch an einem schönen Morgen wird sie eine neue Liebe völlig entzweien.«
»Diese neue Liebe ist gekommen, Heinrich.«
»Bah!«
»Bei meiner Ehre; doch soll ich Dir sagen, was ich befürchte?«
»Sprich.«
»Ich befürchte, diese neue Liebe wird sie versöhnen, statt sie zu entzweien.«
»Es besteht also eine neue Liebe?«
»Ei! mein Gott, ja.«
»Des Bearners?«
»Des Bearners.«
»Für wen?«
»Warte doch; nicht wahr, Du willst Alles wissend?«
»Ja, erzähle, Chicot, Du erzählst sehr gut.«
»Ich danke, mein Sohn, wenn Du Alles wissen willst, muß ich zum Anfang zurückgehen.«
»Gehe zurück, doch sprich geschwinde.«
»Du hattest einen harten Brief an den Bearer geschrieben.«
»Woher weißt Du das?«
»Bei Gott! ich habe ihn gelesen.«
»Was sagst Du dazu?«
»War er nicht zart in seinem Verfahren, so war er doch wenigstens schlau seiner Sprache nach.«
»Er sollte sie entzweien.«
»Ja, wenn Heinrich und Margot gewöhnliche Gatten, bürgerliche Eheleute gewesen wären.«
»Was willst Du damit sagen?«
»Ich will damit sagen, daß der Bearer nicht dumm war.«

»Oh!«

»Und daß er erraten hat.«

»Was erraten?«

»Du wollest ihn mit seiner Frau entzweien.«

»Das war klar.«

»Ja, aber minder klar war der Zweck, in dem Du sie entzweien wolltest.«

»Ah! Teufel, der Zweck.«

»Ja, dieser verdammte Bearer ließ sich einfallen zu glauben, Da hättest, indem Du ihn mit seiner Frau entzweitest, keinen andern Zweck als den, Deiner Schwester die Mitgift, die Du ihr schuldig bist, nicht zu bezahlen.«

»Oho!«

»Mein Gott, ja, das setzte sich dieser Teufels-Bearer in den Kopf.«

»Fahre fort, Chicot, fahre fort«, rief der König allmählich düster werdend.

»Nun wohl, kaum hatte er dies erraten, als er wurde, was Du in diesem Augenblick wirst, traurig und schwermütig.«

»Weiter Chicot, weiter.«

»Das entzog ihn dann seiner Zerstreuung, und er liebte die Fosseuse beinahe nicht mehr.«

»Bah!«

»Wie ich Dir sage; er faßte dann die andere Liebe, von der ich so eben sprach.«

»Er ist also ein Perser, dieser Mensch, ein Heide, ein Türke; er treibt die Polygamie? Und was sagte Margot?«

»Diesmal, mein Sohn, wird sie Dich in Erstaunen setzen, Margot war entzückt.«

»Über das Unglück von Fosseuse, ich begreife das.«

»Nein, nein, entzückt für ihre eigene Rechnung.«

»Sie findet also Geschmack am Stande einer Hebamme?«

»Ah! diesmal wird sie nicht Hebamme sein.«

»Was wird sie denn sein?«

»Sie wird Patin sein, ihr Gemahl hat es ihr versprochen, und zu dieser Stunde ist das Zuckerwerk schon ausgeteilt.«

»In jedem Fall hat sie dieses nicht mit ihrer Apanage gekauft.«
»Du glaubst das, mein König?«
»Allerdings, da ich ihr diese Apanage verweigerte. Doch wie heißt die neue Geliebte?«
»Oh! es ist eine schöne, starke Person; sie trägt einen herrlichen Gürtel, und ist ganz und gar im Stande, sich zu verteidigen, wenn man sie angreift.«
»Und sie hat sich verteidigt?«
»Bei Gott!«
»Somit ist Henriot mit Verlust zurückgeschlagen worden.«
»Anfangs.«
»Ah! ah! und hernach?«
»Henriot wurde hartnäckig und griff abermals an.«
»Nun?«
»Er hat sie genommen.«
»Wie dies?«
»Mit Gewalt.«
»Mit Gewalt!«
»Ja, mit Petarden.«
»Was Teufels sagst Du mir da, Chicot?«
»Die Wahrheit.«
»Petarden! und wer ist denn die Schöne, die man mit Petarden erobert?«
»Es ist Fräulein Cahors.«
»Fräulein Cahors!«
»Ja, eine schöne, große Person, die man Jungfrau nannte wie Peronne, die einen Fuß auf dem Lot, den andern auf dem Gebirge hat, und deren Vormund ein braver Edelmann, Herr von Vezins, ist oder vielmehr war.«
»Gottes Tod!« rief Heinrich wütend, »meine Stadt! er hat meine Stadt genommen!«
»Verdammt! Du begreifst, Henriquet, Du wolltest sie ihm nicht geben, nachdem Du sie ihm versprochen, und er mußte sich entschließen, sie zu nehmen. Doch halt, hier ist ein Brief, den er Dir eigenhändig zu übergeben mich beauftragt hat.«
Hierbei zog Chicot einen Brief aus seiner Tasche und übergab

ihn dem König.

Es war der von Heinrich nach der Einnahme von Cahors geschriebene Brief welcher mit folgenden Worten endigte:

Quod mihi dixisti, profuit multum; cognosco meos devotos; nosce tuos; Chicotus caetera expedit.

Was bedeutete:

»Was Du mir gesagt hast, ist mir sehr nützlich gewesen; ich kenne meine Freunde, lerne die Deinigen kennen; Chicot wird Dir das Übrige auseinandersetzen.«

Elftes Kapitel.

Wie Heinrich, nachdem er Nachricht aus dem Süden erhalten, Kunde aus dem Norden erhielt.

Ganz außer sich, vermochte der König kaum den Brief zu lesen, den ihm Chicot gegeben hatte.

Während er das Lateinische des Bearners mit Zuckungen der Ungeduld, die den Boden zittern machten, entzifferte, bewunderte Chicot vor einem großen, über einem Schenktisch von Goldschmiedsarbeit hängenden, venezianischen Spiegel seine Haltung und den unendlichen Liebreiz, den seine Person unter dem militärischen Kleide angenommen hatte.

Unendlich war das rechte Wort, denn Chicot hatte nie so großartig ausgesehen; auf seinem etwas kahlen Haupte saß eine conische Pickelhaube nach der Art jener deutschen Sturmhauben, die man auf eine so seltsame Weise in Trier und Mainz ciselirte, und er war im Augenblick damit beschäftigt, daß er auf seinem, durch das Reiben der Waffen befleckte, büffelledernen Koller, den er, um zu frühstücken, abgelegt hatte, wieder befestigte; während er seinen Panzer wieder zuschnallte, ließ er überdies auf dem Boden Sporen klirren, welche mehr geeignet waren, einem Pferde den Bauch aufzuschlitzen, als anzutreiben.

»Oh! ich bin verraten!« rief Heinrich, als er zu Ende gelesen hatte, »der Bearer hatte einen Plan, und ich ahnte nichts davon.«

»Mein Sohn«, erwiderte Chicot, »Du kennst das Sprichwort: Stille Wasser gründen tief.«

»Geh zum Teufel mit Deinen Sprichwörtern!«

Chicot ging auf die Türe zu, als wollte er gehorchen.

»Nein, bleibe.«

Chicot blieb stehen.

»Cahors genommen!« fuhr Heinrich fort.

»Und zwar auf eine ganz artige Weise.«

»Er hat also Generale, Ingenieure?«

»Keines Wegs, der Bearer ist zu arm hierzu; wie sollte er sie bezahlen? Nein, er tut Alles selbst.«

»Und . . . er schlägt sich«, sprach Heinrich mit einer gewissen Verachtung.

»Ich wage es nicht, zu sagen, er tue es ganz von Anfang an und mit einer gewissen Begeisterung; er gleicht jenen Leuten, welche das Wasser befühlen, ehe sie sich baden; er befeuchtet sich das Ende der Finger in einem kleinen Schweiß von schlimmer Vorbedeutung; er bereitet sich die Brust mit einigen: **Mea culpa**, die Stirne mit einigen philosophischen Betrachtungen; das nimmt ihm die ersten zehn Minuten weg, welche auf den ersten Kanonenschuß folgen; dann stürzt er sich köpflings in das Treffen und schwimmt im geschmolzenen Blei und im Feuer wie ein Salamander.«

»Teufel, Teufel!« machte Heinrich.

»Und ich versichere Dich, Heinrich, es wurde dort warm gestritten.«

Der König stand hastig auf und ging mit großen Schritten im Saal auf und ab.

»Das ist eine Niederlage für mich!« rief er, ganz laut seine leise begonnenen Gedanken beendigend, »man wird über mich lachen, man wird Verse über mich machen. Diese Spitzbuben von Gascognern sind kaustisch, und ich höre schon, wie sie ihre Zähne wetzen, und sehe sie über die furchtbaren Melodien ihrer Sackpfeifen lächeln. Gottes Tod! zum Glück habe ich den Gedanken gehabt, Franz die so dringend verlangte Hilfe zu schicken; Antwerpen wird mich für Cahors entschädigen, der Norden wird die Fehler im Süden tilgen.«

»Amen«, sprach Chicot, indem er auf eine zarte Weise, um seinen Nachtschisch zu vollenden, die Finger in die Confectbüchsen und Kompottschalen des Königs tauchte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe und der Huissier meldete:

»Der Herr Graf Du Bouchage!«

»Oh!« rief Heinrich, »ich sagte es Dir, Chicot, hier erhalte ich Nachricht. Tretet ein, Graf, tretet ein.«

Der Huissier hob den Vorhang auf und man sah im Rahmen der Türe den gemeldeten jungen Mann, einem Portrait von Holbein oder Tizian ähnlich.

Er schritt langsam vor und beugte das Knie mitten auf dem Teppich des Zimmers.

»Immer bleich«, rief der König, »immer traurig. Höre, mein Freund, nimm für einen Augenblick Dein Osterngesicht an und sage mir gute Dinge nicht mit einer schlimmen Miene; sprich geschwinde, Du Bouchage, denn mich dürstet nach Deiner Erzählung. Du kommst von Flandern?«

»Ja, Sire.«

»Und rasch, wie ich sehe.«

»Sire, so schnell, als ein Mensch auf Erden zu marschieren vermag.«

»Sei willkommen. Antwerpen, wie steht es mit Antwerpen?«

»Antwerpen gehört dem Prinzen von Oranien, Sire.«

»Dem Prinzen von Oranien, was soll das heißen?«

»Wilhelm, wenn Ihr lieber wollt.«

»Ah! und mein Bruder, marschierte er nicht gen Antwerpen?«

»Ja, Sire, doch nun marschiert er nicht mehr gen Antwerpen, sondern gen Château-Thierry.«

»Er hat das Heer verlassen?«

»Er hat kein Heer mehr, Sire.«

»Oh!« machte der König auf seinen Knien wankend und in seinen Lehnstuhl zurückfallend, »aber Joyeuse?«

»Sire, mein Bruder hat, nachdem er mit seinen Seeleuten Wunder der Tapferkeit verrichtet, nachdem er den ganzen Rückzug gehalten, die wenigen Leute, die dem Unglück entkamen, gesammelt und mit ihnen dem Herrn Herzog von Anjou ein Geleite gebildet.«

»Ein Niederlage«, murmelte der König.

Doch plötzlich rief er, mit einem seltsamen Blitz im Auge:

»Die Flamänder sind also für meinen Bruder verloren?«

»Durchaus, Sire.«

»Ohne Wiederkehr?«

»Ich befürchte es.«

Die Stirne des Fürsten klärte sich allmählich wie unter dem Lichte einen inneren Gedankens auf.

»Der arme Franz«, sagte er lachend, »er hat Unglück bei den Kronen. Er hat die von Navarra verfehlt; er hat die Hand nach der von England ausgestreckt; er hat die von Flandern berührt; wetten wir, Du Bouchage, daß er nie regieren wird, der arme Bruder, er, der doch so große Lust darnach trägt.«

»Ei mein Gott! es ist immer so, wenn man nach etwas Lust hat!« sprach Chicot mit feierlichem Tone.

»Und wie viel Gefangene?« fragte der König.

»Ungefähr zweitausend.«

»Wie viel Tote?«

»Wenigstens eben so viel. Herr von Saint-Aignan gehört zur Zahl derselben.«

»Wie! er ist tot, der arme Saint-Aignan?«

»Ertrunken.«

»Ertrunken! Ihr habt Euch also in die Scheide gestürzt.«

»Nein, die Schelde hat sich auf uns gestürzt.«

Der Graf gab nun dem König eine genaue Erzählung von der Schlacht und der Überschwemmung.

Heinrich hörte ihn von einem Ende zum andern mit einer Haltung, einem Stillschweigen und einer Physiognomie an, denen es nicht an Majestät gebrach.

Als er sodann seine Erzählung beendet hatte, kniete er vor seinem Betpult im Nebenzimmer nieder, verrichtete sein Gebet und kehrte einen Augenblick nachher mit einem vollkommen erheiterten Gesicht zurück.

»Ich hoffe, ich nehme die Dinge als König hin«, sprach er. »Ein vom Herrn unterstützter König ist wirklich kein Mensch mehr. Auf, Graf, ahme mich nach, und da Dein Bruder gerettet ist, wie, Gott sei Dank der meinige, nun, so entschließen wir uns ein wenig.«

»Ich bin zu Euren Befehlen, Sire.«

»Was verlangst Du als Lohn für Deine Dienste, Du Bouchage?«

»Sire«, erwiderte der junge Mann den Kopf schüttelnd, »ich habe keinen Dienst geleistet.«

»Ich bezweifle es, doch jedenfalls hat Dein Bruder Dienste

geleistet.«

»Ungeheure, Sire.«

»Er hat die Armee gerettet, sagst Du, oder vielmehr die Trümmer der Armee?«

»Bei dem, was davon übrig ist, findet sich kein Mann, der nicht sagen wird, er verdanke das Leben meinem Bruder.«

»Nun, Du Bouchage, es ist mein Wille, meine Wohltat auf Euch Beide auszudehnen, und ich ahme hierbei den Allmächtigen nach, der Euch so sichtbar begünstigt, indem er Euch Beide gleich, das heißt, reich, tapfer und schön gemacht hat; überdies werde ich jene großen, stets so gut inspirierten Politiker nachahmen, welche die Boten schlimmer Nachrichten zu belohnen pflegten.«

»Ah! schön«, sagte Chicot, »ich kenne Beispiele, daß man Boten gehenkt hat, weil sie schlimme Nachrichten überbrachten.«

»Das ist möglich«, erwiderte Heinrich majestätisch, »doch der römische Senat hat gegen Baro, seinen Dank ausgesprochen.«

»Du führst mir Republikaner an. Valois! Valois! das Unglück macht Dich demütig.«

»Sprich, Du Bouchage, was willst Du, was verlangst Du?«

»Da Eure Majestät mir die Ehre erweist, so liebevoll zu mir zu reden, so wage ich es, ihr Wohlwollen zu benützen; ich bin den Lebens müde, Sire, und dennoch widerstrebt es mir, mein Leben abzukürzen, da es Gott verbietet; alle Ausflüchte, die ein Mann von Ehre in einem solchen Falte anwendet, sind Todsünden; sich bei dem Heere töten lassen, absichtlich verhungern, das Schwimmen vergessen, wenn man über einen Fluß zieht, sind Verkleidungen des Selbstmordes, in denen Gott vollkommen klar sieht, denn Ihr wißt, Sire, unsere geheimsten Gedanken liegen offen vor Gott; ich verzichte also darauf, vor dem Ziele zu sterben, das Gott meinem Leben gesteckt hat; doch die Welt ermüdet mich, und ich werde sie verlassen.«

»Mein Freund!« rief der König.

Chicot schlug die Augen auf und schaute voll Teilnahme den so schönen, so mutigen, so reichen jungen Mann an, der in einem so verzweifelten Tone sprach.

»Sire«, fuhr der Graf mit dem Ausdruck der Entschlossenheit fort, »Alles, was mir seit einiger Zeit begegnet, bestärkt mich in

diesem meinem Verlangen, ich will mich in die Arme Gottes werfen. der der höchste Tröster der Betrübten ist, wie er zugleich auch der unumschränkte Herr der Glücklichen dieser Erde ist; habt also die Gnade, Sire, mir die Mittel zu erleichtern, alsbald in einen geistlichen Orden einzutreten, denn mein Herz ist, wie der Prophet sagt, traurig wie der Tod.«

Chicot, der Spötter, unterbrach einen Augenblick die unablässige Gymnastik seiner Arme und seiner Physiognomie, um auf diesen majestätischen Schmerz zu horchen, der so edel, so aufrichtig durch die sanfteste, überzeugendste Stimme sprach, welche Gott je der Jugend und der Schönheit gegeben.

Sein glänzenden Auge erlosch im Reflex des trostlosen Blickes von Du Bouchage, sein ganzer Körper sank zusammen durch die Sympathie dieser Entmutigung, welche jede Fiber im Körper den Grafen nicht abgespannt, sondern durchschnitten zu haben schien.

Auch der König fühlte, wie sein Herz beim Anhören dieses schmerzlichen Gesuches zerschmolz, und er sprach:

»Ah! ich verstehe, Freund, Du willst in einen geistlichen Orden eintreten, doch Du fühlst Dich noch Mensch und fürchtest Dich vor den Prüfungen.«

»Ich fürchte nicht die strengen Proben, Sire, sondern die Zeit, die sie der Unentschlossenheit lassen; nein, nein, nicht um die Prüfungen zu mildern, die man mir auferlegen wird, denn ich gedenke meinem Körper nichts von den physischen Leiden, meinem Geist nichts von den moralischen Entbehrungen vorzuenthalten, sondern um dem einen oder dem andern jeden Vorwand, zur Vergangenheit zurückzukehren, zu benehmen, mit einem Wort, um aus der Erde jenes Gitter hervorspringen zu machen, das mich für immer von der Welt trennen soll, und das nach den gewöhnlichen kirchlichen Regeln, langsam wächst wie eine Dornenhecke.«

»Armer Junge«, sagte der König, der der Rede von Du Bouchage, gleichsam jedes seiner Worte scandierend, gefolgt war, »armer Junge, ich glaube, er wird ein guter Prediger werden, nicht wahr, Chicot?«

Chicot antwortete nicht. Du Bouchage fuhr fort:

»Ihr begreift, Sire, daß sich in meiner Familie selbst der Kampf entspinnen wird, daß ich bei meinen nächsten Verwandten den heftigsten Widerstand finden werde; mein Bruder, der Cardinal, der zugleich so gut und, so weltlich ist, wird tausend Gründe suchen, um mich von meinem Willen abzubringen, und wenn es ihm nicht gelingt, mich zu überreden, wie ich dessen sicher bin, so wird er die materiellen Unmöglichkeiten zu Hilfe rufen und mir Rom anführen, das Fristen zwischen jeden Grad der Orden stellt, und hier ist Eure Majestät allmächtig, hier werde ich die Kraft des Armes erkennen, den Eure Majestät über meinem Haupte auszustrecken die Gnade hat. Ihr habt mich gefragt, was ich wünsche, Sire; Ihr habt mir versprochen, meinem Wunsche zu entsprechen; mein Wunsch, wie Ihr seht, ist ganz in Gott; erlangt von Rom, daß ich vom Noviziat dispensiert werde.«

Der König erhob sich lächelnd aus seiner Träumerei, nahm den Grafen bei der Hand und sprach:

»Ich werde tun, was Du von mir verlangst, mein Sohn, Du willst Gott gehören, und Du hast Recht, er ist ein besserer Herr als ich.«

»Du machst Dir da ein schönes Kompliment«, murmelte Chicot zwischen seinem Schnurrbart und seinen Zähnen.

»Wohl, es sei«, fuhr der König fort, »Du sollst nach Deinen Wünschen ordiniert werden, lieber Graf, ich verspreche es Dir.«

»Eure Majestät erfüllt mich mit Freude!« rief der junge Mann und küßte Heinrich die Hand mit einem Entzücken, als ob er zum Herzog, zum Pair oder zum Marschall von Frankreich ernannt worden wäre. »Es ist also abgemacht.«

»Bei meinem Königswort, bei meiner adeligen Ehre«, sprach Heinrich.

Das Antlitz von Du Bouchage verklärte sich; etwas wie ein Lächeln der Extase zog über seine Lippen hin; er verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem König und verschwand.

»Das ist ein glücklicher, ein sehr glücklicher junger Mann!« rief Heinrich.

»Gut!« versetzte Chicot, »mir scheint, Du hast ihn um nichts zu beneiden, er ist nicht kläglicher als Du, Sire.«

»Aber begreifst Du denn, Chicot, er wird Mönch werden, er wird sich dem Himmel ergeben.«

»Ei! wer des Teufeln hindert Dich denn, dasselbe zu tun? Er verlangt Dispense von seinem Bruder, dem Cardinal; doch ich kenne einen Cardinal, der Dir alle notwendigen Dispense gibt; dieser steht noch besser mit Rom als Du; Du kennst ihn nicht? Es ist der Cardinal von Guise.«

»Chicot!«

»Und wenn Dich die Tonsur beunruhigt, denn es ist im Ganzen eine zarte Operation, die der Tonsur, die schönste Schere der Rue de la Coutellerie, eine goldene Schere, meiner Treue, und die schönsten Hände der Welt werden Dir dieses kostbare Symbol geben, das dann auf die Ziffer drei die Zahl der Kronen, die Du getragen hast, bringen und den Wahlspruch: **Manet ultima caelo**, rechtfertigen wird.«

»Schöne Hände, sagst Du?«

»Nun! willst Du zufällig Schlimmes von den Händen der Frau Herzogin von Montpensier sagen, nachdem Du so von ihren Schultern gesprochen hast? Welch ein König bist Du, und wie strenge zeigst Du Dich in Beziehung auf Deine Untertan innen.«

Der König faltete die Stirne und fuhr über seine Schläfe mit einer Hand hin, die so weiß war, als diejenigen, von denen man sprach, aber sicherlich mehr zitterte.

»Gut, gut«, sagte Chicot, »lassen wir dies Alles, denn ich sehe, daß Dich dieses Gespräch langweilt, und kehren wir zu den Dingen zurück, die mich persönlich interessieren.«

Der König machte eine halb gleichgültige, halb billigende Gebärde.

Chicot schaute umher, ließ sein Fauteuil auf den Hinterfüßen marschieren und sagte mit halber Stimme:

»Sprich, antworte mir, mein Sohn, diese Herren von Joyeuse sind *nur* so nach Flandern abgegangen?«

»Sage mir vor Allem, wen soll Dein *nur* so bedeuten?«

»Es soll bedeuten, es seien Leute, der eine so sehr auf das Vergnügen, der andere auf die Traurigkeit verpicht, daß es mir auffallend vorkäme, wenn sie, ohne ein wenig Lärm zu machen, der eine, um sich zu belustigen, der andere, um sich zu betäuben, weggegangen wären.«

»Nun?«

»Nun! da Du zu ihren besten Freunden gehörst, mußt Du wissen, wie sie weggegangen sind.«

»Allerdings weiß ich es.«

»Sprich also, Henriquet, hast Du sagen hören? . . . «

Chicot hielt inne.

»Was?«

»Sie haben irgend einen Mann von Bedeutung geschlagen, zum Beispiel?«

»Ich habe das nicht sagen hören.«

»Haben Sie eine Frau mit Einbruch und Pistolenschüssen entführt?«

»Nicht, daß ich wüßte.«

»Haben Sie vielleicht etwas verbrannt?«

»Was?«

»Was weiß ich? was man verbrannt, um sich zu zerstreuen, wenn man ein vornehmer Herr ist; das Haus eines armen Teufels, zum Beispiel.«

»Bist Du verrückt, Chicot? Ein Haus in meiner Stadt Paris niederbrennen, würde man es wagen, sich dergleichen hier zu erlauben?«

»Ah! ja, man legt sich Zwang an.«

»Chicot! . . . «

»Kurz, haben sie nicht irgend etwas getan, wovon Du den Lärm gehört oder den Rauch gesehen, hast?«

»Meiner Treue, nein.«

»Desto besser«, sagte Chicot, mit einer gewissen Leichtigkeit atmend, die er während der ganzen Zeit, welche das Verhör gedauert, dem er den König unterworfen, nicht gehabt hatte.

»Weißt Du Eines, Chicot?« fragte der König.

»Nein, ich weiß es nicht.«

»Daß Du boshaft wirst.«

»Ich?«

»Ja, Du.«

»Der Aufenthalt im Grab hatte mich süß gemacht großer König, doch Deine Gegenwart macht mich sauer. **Omnia letho putrescunt.**«

»Das heißt, ich sei schimmelig«, versetzte der König.

»Ein wenig, mein Sohn, ein wenig.«

»Ihr werdet unerträglich, Chicot, und ich schreibe Euch intrigante, ehrgeizige Pläne zu, die ich fern von Eurem Charakter glaubte.«

»Ehrgeizige Pläne, Chicot ehrgeizig, Henriquet, mein Sohn, Du warst nur einfältig, nun wirst Du närrisch, und das ist ein Fortschritt. Chicot.«

»Und ich sage Euch, Herr Chicot, Ihr wollt alle meine Diener von mir entfernen, indem Ihr ihnen Absichten unterschiebt, die sie nicht haben, Verbrechen, an die sie nie dachten; ich sage Euch, daß Ihr mich ganz gar einthun wollt.«

»Dich einthun, ich!« rief Chicot, »Dich einthun, was mit Dir machen? Gott behüte mich, Du bist ein zu lästiges Wesen, abgesehen davon, daß Du teufelsmäßig schwer zu ernähren wärst.«

»Hm!« machte der König.

»Sprich, erkläre mir, wie ist Dir dieser lächerliche Gedanke gekommen?«

»Ihr, habt damit angefangen, daß Ihr ganz kalt meine Lobeserhebungen in Beziehung auf Euren alten Freund Dom Modeste anhörtet, dem Ihr viel zu danken habt.«

»Ich habe Dom Modeste viel zu danken? Gut, gut, hernach?«

»Hernach suchtet Ihr meine Joyeuse, zwei wahre Freunde, zu verleumden.«

»Ich sage nicht nein.«

»Dann grifft Ihr mit Euren Krallen die Guisen an.«

»Ah! Du liebst sie jetzt auch; es ist, wie es scheint, Dein Tag, Jedermann zu lieben!«

»Nein, ich liebe sie nicht; doch da sie sich in diesem Augenblick stille und ruhig verhalten, da sie nicht das geringste Unrecht gegen mich begehen, da ich sie nicht eine Minute aus dem Blick verliere, da Alles, was ich bei ihnen bemerke, stets dieselbe marmorne Kälte ist, und ich vor Statuen, so bedrohlich sie auch sein mögen, keine Angst zu haben pflege, so halte ich mich an diejenigen, deren Gesicht und Wesen ich kenne; siehst Du, Chicot, ein Gespenst, wenn man sich damit vertraut gemacht, ist

nur noch ein unerträglicher Geselle. Alle diese Guisen, mit ihren scheuen Blicken und ihren großen Schwertern, sind diejenigen Leute meines Reiches, die mir bis jetzt am wenigsten Schaden zugefügt haben; sie gleichen, soll ich Dir sagen, was?«

»Sprich, Henriquet, Du wirst mir ein Vergnügen machen; Du weißt wohl, daß Du voll Feinheit in Deinen Vergleichen bist.«

»Sie gleichen jenen Barschen, die man in die Teiche setzt, um auf die großen Fische Jagd zu machen sie zu verhindern, zu fett zu werden: doch nimm einen Augenblick an, die großen Fische haben keine Angst davor.«

»Nun!«

»Sie haben nicht hinreichend gute Zähne, um in ihre Schuppen einzubeißen.«

»Oh! Heinrich, mein Kind, wie fein bist Du.«

»Während Dein Bearner . . . «

»Ah! Du hast auch einen Vergleich für den Bearner?«

»Während Dein Bearner, der miaut wie eine Katze und beißt wie ein Tiger . . . «

»Bei meinem Leben«, sagte Chicot, »der Valois singt ein Loblied auf Guise. Vorwärts, mein Sohn, Du bist auf zu gutem Weg, um stille zu stehen. Lasse Dich sogleich scheiden und heirate Frau von Montpensier; Du wirst wenigstens eine Chance mit ihr haben: wenn Du kein Kind mit ihr zeugst, so wird sie Dir eines zeugen; war sie nicht zur Zeit in Dich verliebt?«

Heinrich warf sich in die Brust.

»Ja«, sagte er, »doch ich war anderweitig beschäftigt; das ist die Quelle aller ihrer Drohungen, Chicot, und Du hast den rechten Punkt getroffen, sie hegt gegen mich einen Frauengroll und greift mich von Zeit zu Zeit an; doch zum Glück bin ich ein Mann und kann darüber lachen.«

Heinrich vollendete ebendiese Worte und hob seinen auf italienische Weise zurückgeschlagenen Kragen in die Höhe, als der Huissier Nambu von der Türschwelle ausrief:

»Ein Bote des Herrn Herzog von Guise für Seine Majestät.«

»Ist es ein Courier oder ein Edelmann?« fragte der König.

»Es ist sein Kapitän, Sire.«

»Laßt ihn eintreten, er sei willkommen.«

Zu gleicher Zeit trat ein Gendarmen-Kapitän in der Felduniform ein und machte die gewöhnliche Verbeugung.

Zwölftes Kapitel.

Die zwei Gevattern.

Chicot hatte sich bei dieser Ankündigung wieder gesetzt; er wandte seiner Gewohnheit gemäß unverschämter Weise den Rücken der Türe zu, und sein halb verschleierter Blick versenkte sich in eine von jenen inneren Betrachtungen, die bei ihm so häufig stattfanden, als die ersten Worte, die der Bote der Herren von Guise sprach, ihn beben machten.

Dem zu Folge öffnete er die Augen wieder.

Zum Glück oder zum Unglück schenkte der König, mit dem Ankömmling beschäftigt, dieser bei Chicot stets erschreckenden Kundgebung keine Aufmerksamkeit.

Der Bote stand zehn Schritte von dem Lehnstuhle, in den Chicot gekauert war, da das Profil kaum über die Garnitur des Stuhles hervorragte, so sah das Auge von Chicot den Boten gänzlich, während der Bote nur, das Auge von Chicot sehen konnte.

»Ihr kommt von Lothringen?« fragte der König den Boten, dessen Wuchs ziemlich edel, dessen Miene ziemlich kriegerisch war.

»Nein, Sire, von Soissons, wo mir der Herr Herzog, der diese Stadt seit einem Monat nicht verlassen hat, den Brief übergab, den ich zu den Füßen Eurer Majestät niederzulegen die Ehre habe.«

Das Auge von Chicot funkelte verlor nicht eine Gebärde des Ankömmlings, wie seinen Ohren keines seiner Worte entging.

Der Bote öffnete sein mit silbernen Agraffen geschlossenes Koller und zog aus einer mit Seide gefütterten ledernen Tasche, welche an seinem Herzen ruhte, nicht einen, sondern zwei Briefe hervor, denn der eine zog den andern nach, an den er sich durch das Wachs seines Siegels angehängt hatte, so daß, als der Kapitän nur einen ziehen wollte, nichtsdestoweniger der zweite auf den Boden fiel.

Das Auge von Chicot folgte diesem Briefe im Flug, wie das

Auge der Katze dem Vogel im Fluge folgt.

Er sah auch, wie bei dem unerwarteten Fall dieses Briefes sich eine Röte auf den Wangen des Boten verbreitete, und wie er in Verlegenheit geriet, um den ersten dem König zu geben und den andern aufzuheben.

Doch Heinrich sah nichts. Heinrich, ein Muster des Vertrauens — es war seine Stunde — merkte auf nichts. Er öffnete nur denjenigen von den zwei Briefen, welchen man ihm bot, las denselben.

Als der Bote den König in das Lesen vertieft sah, vertiefte er sich in die Betrachtung des Königs, auf dessen Gesicht er den Nester aller Gedanken, welche die interessante Lesung in seinem Geiste entstehen machen konnte, zu suchen schien.

»Ah! Meister Borromée! Meister Borromée!« murmelte Chicot, während er seinerseits mit den Augen jeder Bewegung des Getreuen den Herrn von Guise folgte. »Ah! Du bist Kapitän, und Du gibst dem König nur einen Brief, während Du zwei in Deiner Tasche hast; warte, mein Kind, warte.«

»Es ist gut! es ist gut!« sagte der König, indem er jede Zeile des Briefes des Herrn von Guise mit sichtbarer Zufriedenheit zum zweiten Male las, »geht, Kapitän, geht und sagt dem Herzog, ich sei ihm dankbar für sein Anerbieten.«

»Eure Majestät beehrt mich nicht mit einer geschriebenen Antwort?« fragte der Bote.

»Nein, ich werde ihn in einem Monat oder in sechs Wochen sehen, und ihm folglich selbst danken, geht.«

Der Kapitän verbeugte sich und verließ das Gemach.

»Du siehst wohl, Chicot«, sagte nun der König zu seinem Gefährten, den er immer noch in seinem Lehnstuhle glaubte, »Du siehst wohl, Herr von Guise ist rein von jeder Machination. Dieser brave Herzog, er hat die Sache von Navarra erfahren: er befürchtet, die Hugenotten könnten keck werden und das Haupt erheben, denn es ist ihm zu Ohren gekommen, die Deutschen wollen schon dem König von Navarra Verstärkung schicken. Was tut er nun? Errate, was er tut.«

Chicot antwortete nicht: Heinrich glaubte, er erwarte seine Erklärung, fuhr fort:

»Er bietet mir die Armee an, die er in Lothringen angeworben hat, und meldet mir, in sechs Wochen werde diese Armee mit ihrem General ganz gar zu meiner Verfügung stehen. Was sagst Du dazu, Chicot?«

Völliges Stillschweigen von Seiten des Gascogners.

»In der Tat, mein lieber Chicot«, sprach der König, »Du hast das Alberne, daß Du halsstarrig bist wie ein spanisches Maultier, und daß Du, wenn man das Unglück hat, Dich von einem Irrtum zu überzeugen, was häufig vorkommt, schmollst, ah! ja Du schmollst wie ein Dummkopf.«

Nicht ein Hauch widersprach Heinrich in der Meinung, die er auf eine so offenherzige Weise über seinen Freund geäußert hatte.

Es gab etwas was Heinrich noch mehr mißfiel, als der Widerspruch, dies war das Stillschweigen.

»Ich glaube, dieser Bursche hat die Frechheit gehabt, einzuschlafen«, sagte er. »Chicot«, fuhr er fort, indem er auf den Lehnstuhl zuschritt, »Dein König spricht mit Dir, willst Du antworten?«

Doch Chicot konnte nicht antworten, in Betracht, daß er nicht da war. Heinrich fand den Stuhl leer.

Seine Augen durchliefen das ganze Zimmer; der Gascogner war eben so wenig im Zimmer, als im Stuhl. Seine Haube war verschwunden wie er und mit ihm.

Der König wurde von einem abergläubischen Schauer ergriffen; es kam ihm zuweilen der Gedanke, Chicot sei ein übermenschliches Wesen, eine teuflische Inkarnation, allerdings der guten Art, aber dennoch teuflisch.

Er rief Nambu.

Nambu hatte nichts mit Heinrich gemein.

Es war im Gegenteil ein starker Geist, wie es in der Regel diejenigen sind, welche die Vorzimmer der Könige hüten.

Er, der so viel gesehen, glaubte an Erscheinungen und Verschwindungen, doch an Erscheinungen und Verschwindungen von menschlichen Wesen, und nicht von Gespenstern.

Nambu versicherte Seine Majestät auf das Bestimmteste, er habe Chicot fünf Minuten vor dem Abgang des Gesandten von Monseigneur dem Herzog von Guise hinausgehen sehen. Nur sei

er mit der Leichtigkeit und Vorsicht eines Menschen hinausgegangen, der nicht wolle, daß man ihn weggehen sehe.

»Offenbar«, sprach Heinrich, während er in sein Betzimmer ging, »offenbar ärgerte sich Chicot, weil er Unrecht hatte. Mein Gott! wie erbärmlich sind doch die Menschen! Ich sage das in Beziehung auf alle, selbst auf die geistreichsten.«

Nambu hatte Recht; seine Sturmhaube auf dem Kopf und sein langes Schwert an der Seite, durchschritt Chicot geräuschlos die Vorzimmer; aber so vorsichtig er auch war, mußte er doch die Sporen auf den Stufen klirren lassen, welche von den Gemächern nach der Pforte des Louvre führten, dieses Geräusch veranlaßte viele Leute, sich umzudrehen, und trug Chicot viele Verbeugungen ein, denn man kannte die Stellung von Chicot beim König, viele verbeugten sich tiefer vor Chicot, als sie es vor dem Herzog von Anjou getan hätten.

In einer Ecke der Pforte blieb Chicot stehen, als wollte er einen Sporn befestigen.

Der Kapitän von Herrn von Guise ging, wie gesagt, kaum fünf Minuten nach Chicot weg, dem er keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Er stieg die Stufen hinab und durchschritt die Höfe stolz und entzückt zugleich; stolz, weil er im Ganzen kein Soldat von schlechtem Aussehen war, weil er sich darin gefiel, seinen Anstand vor den Schweizern und den Leibwachen Seiner allerchristlichsten Majestät paradiere zu lassen; entzückt, weil ihn der König auf eine Weise empfangen hatte, aus der hervorging, daß er keinen Verdacht gegen Herrn von Guise hegte. In dem Augenblick, wo er aus der Pforte des Louvre trat und über die Zugbrücke schritt, wurde er durch ein Geklirre von Sporen erweckt, welche das Echo der seinigen zu sein schienen.

Er wandte sich um, weil er dachte, der König schicke ihm Jemand nach, und war nicht wenig erstaunt, als er unter der Sturmhaube das leutselige Gesicht und die gleißnerisch freundliche Physiognomie des Bürgers Robert Briquet erkannte.

Man erinnert sich, daß die erste Regung dieser beiden Männer in Beziehung auf einander nicht gerade eine Regung der Sympathie gewesen war.

Borromée öffnete seinen Mund auf einen halben Quadratfuß,

wie Rabelais sagt, als er zu sehen glaubte, daß derjenige, welcher ihm folgte, mit ihm zu sprechen wünsche, hemmte er seinen Gang, so daß ihn Chicot mit zwei Schritten eingeholt hatte.

Man weiß übrigens, wie diese Schritte von Chicot beschaffen waren.

»Ah! mein Gott!« sagte Borromée.

»Alle Wetter!« rief Chicot.

»Mein sanfter Bürgersmann!«

»Mein ehrwürdiger Vater!«

»Mit dieser Sturmhaube!«

»Unter diesem Koller!«

»Es ist mir sehr lieb, daß ich Euch sehe.«

»Es gereicht mir zur Zufriedenheit, daß ich Euch treffe.«

Und die zwei Eisenfresser schauten sich ein paar Sekunden mit dem feindlichen Zögern zweier Hähne an, welche kämpfen wollen, um einander einzuschüchtern, sich auf ihren Spornen erheben.

Borromée war der erste, der vom Ernsten zum Sanften überging.

Die Muskeln seines Gesichtes spannten sich ab, und er sagte mit einer Miene kriegerischer Offenherzigkeit und lebenswürdiger Freundlichkeit:

»Gottes Leben! Ihr seid ein schlauer Gerechter, Meister Robert Briquet.«

»Ich, mein Ehrwürdiger?« erwiderte Chicot, »ich bitte, aus welcher Veranlassung sagt Ihr mir das?«

»Aus Veranlassung des Klosters der Jakobiner, wo Ihr mich glauben machtet, Ihr wäret nur ein einfacher Bürger. Ihr müßt in der Tat zehnmal verschlagener und mutiger sein, als ein Prokurator und ein Kapitän zusammen.«

Chicot fühlte, daß das Kompliment mit den Lippen und nicht mit dem Herzen gemacht war.

»Ah! ah!« erwiderte er mit gutmütigem Tone, »was sollen wir von Euch sagen, Seigneur Borromée?«

»Von mir?«

»Ja, von Euch.«

»Und warum?«

»Daß Ihr mich glauben machtet, Ihr wäret nur ein Mönch. Ihr müßt in der Tat zehnmal schlauer als der Papst selbst sein; und wenn ich dies sage, setze ich Euch nicht herab, Gevatter, denn der gegenwärtige Papst ist ein tüchtiger Luntenzieher, wie Ihr zugestehen müßt.«

»Denkt Ihr, was Ihr sagt?« fragte Borromée.

»Alle Wetter! lüge ich je?«

»Nun wohl, so nehmt sie.«

Und er reichte Chicot die Hand.

»Ah! Ihr habt mich im Kloster schlecht behandelt, Bruder Kapitän«, sagte Chicot.

»Ich hielt Euch für einen Bürgersmann, Meister, und Ihr wißt wohl, was wir Kriegsleute uns um die Bürger bekümmern.«

»Es ist wahr«, versetzte Chicot lachend, »es ist gerade wie um die Mönche, und dennoch habt Ihr mich in der Falle gefangen.«

»In der Falle?«

»Allerdings; denn unter dieser Verkleidung stelltet Ihr eine Falle. Ein braver Kapitän, wie Ihr, vertauscht nicht ohne eine wichtige Ursache seinen Panzer gegen eine Kutte.«

»Gegen einen Kriegsmann werde ich keine Geheimnisse haben«, erwiderte Borromée. »Nun wohl! ja, ich habe gewisse persönliche Interessen im Kloster der Jakobiner; doch Ihr?«

»Ich auch«, antwortete Chicot, »doch stille!«

»Plaudern wir ein wenig von dem Allem, wollt Ihr?«

»Bei meiner Seele, ich brenne vor Begierde.«

»Liebt Ihr den Wein?«

»Ja, wenn er gut ist.«

»Nun! ich kenne eine kleine Schenke, welche in Paris meiner Ansicht nach nicht ihres Gleichen hat.«

»Ei, ich kenne auch eine«, sagte Chicot, »wie heißt die Eurige?«

»Das *Füllhorn*.«

»Ah! ah!« machte Chicot bebend.

»Was ist Euch denn?«

»Nichts.«

»Habt Ihr etwas gegen diese Schenke?«

»Nein, im Gegenteil.«

»Ihr kennt sie?«

»Nicht im Geringsten, darüber wundere ich mich.«

»Ist es Euch genehm, daß wir dahin gehen, Gevatter?«

»Auf der Stelle.«

»Vorwärts!«

»Wo ist sie denn?«

»In der Gegend der Porte Bourdelle. Der Wirt ist ein alter Weinkoster, der gar wohl den Unterschied zu schätzen weiß, welcher zwischen dem Gaumen eines Mannes wie Ihr und der Gurgel eines Gastes stattfinden, den zufällig der Durst zu ihm führt.«

»Wir können dort nach unserem Gefallen plaudern?«

»Im Keller, wenn wir wollen.«

»Und ohne gestört zu werden?«

»Wir schließen die Türen.«

»Vorwärts also«, sagte Chicot, »ich sehe, Ihr seid ein Mann von Mitteln, eben so wohl gelitten in den Schenken, als in den Klöstern.«

»Solltet Ihr etwa glauben, ich stehe im Einverständnis mit dem Wirte?«

»Das sieht mir ganz so aus.«

»Meiner Treue, nein, diesmal seid Ihr in einem Irrtum begriffen; Meister Bonhomet verkauft Wein an mich, wann ich will, ich bezahle ihn, wann ich will, das ist es.«

»Bonhomet«, sagte Chicot, »bei meinem Wort das ist ein Name, der etwas verspricht.«

»Und etwas hält. Kommt, Gevatter, kommt.«

»Oh! oh!« sagte Chicot zu sich selbst, während er dem falschen Mönche folgte, »hier mußt Du eine Wahl unter Deinen besten Grimassen treffen, Freund Chicot, denn wenn Dich Bonhomet sogleich erkennt, ist es um Dich geschehen, und Du bist nur ein Dummkopf.«

Dreizehntes Kapitel.

Das Füllhorn.

Der Weg, den Borromée Chicot machen ließ, ohne, zu vermuten, daß Chicot ihn so gut als er kannte, erinnerte unsern Gascogner an seine schönen Jugendtage.

Wie oft war er in der Tat, den Kopf leer, die Beine geschmeidig, die Arme hängend oder schlenkernd, unter einem Strahle der Wintersonne oder im frischen Schatten des Sommers nach dem Wirtshaus zum *Füllhorn* gewandert, in das ihn in diesem Augenblick ein Fremder führte.

Damals machten ihn ein paar Goldstücke oder sogar Silberstücke, welche in seiner Bügeltasche klangen, glücklicher als einen König; er überließ sich der kostbaren Wonne des Nichtstuns, so viel es ihm gut dünkte, ihm, der weder eine Frau zu Hause, noch Kinder vor der Türe, noch argwöhnische, mürrische Verwandte hinter dem Fenster hatte.

Damals setzte sich Chicot sorglos auf die hölzerne Bank oder auf einen Stuhl der Schenke; er erwartete Gorenflot oder er fand ihn vielmehr pünktlich bei den ersten Dämpfen des bereiteten Mahles.

Da belebte sich Gorenflot sichtbar, und stets verständig, stets Beobachter, stets Anatomist, studierte Chicot jeden Grad seiner Trunkenheit, indem er diese seltsame Natur durch den feinen Dunst einer vernünftigen Aufregung zu erforschen suchte, unter dem Einfluß eines guten Weines, der Wärme und der Freiheit stieg die Jugend glänzend, siegreich voll Tröstungen in sein Gehirn.

Als Chicot am Carrefour Bussy vorüber kam, erhob er sich auf den Fußspitzen, um nach dem Hause zu schauen, das er der Fürsorge von Rémy empfohlen hatte, aber die Straße war gekrümmt, einen Halt machen wäre keine gute Politik gewesen; er folgte also dem Kapitän Borromée mit einem kleinen Seufzer.

Bald erschien die Rue Saint-Jacques vor seinen Augen, dann das Kloster Saint-Benoît, und beinahe dem Kloster gegenüber

das Wirtshaus zum Füllhorn, ein wenig gealtert, ein wenig fettig, ein wenig von Sprüngen und Rissen überzogen, aber immer noch außen von Platanen und Kastanienbäumen beschattet und innen mit seinen blanken zinnernen Kannen und mit seinen glänzenden Casserolen ausgestattet, was die Fiktionen von Gold und Silber der Trinker Feinschmecker sind, in der Tat jedoch das wahre Gold und das wahre Silber in der Tasche der Wirte aus sympathischen Gründen verfälschen, über die man die Natur um Rechenschaft fragen muß.

Nachdem Chicot von der Türschwelle einen Blick auf das Äußere und in das Innere geworfen hatte, machte er sich einen hohen Rücken, verlor noch sechs Zoll von seiner Gestalt, die er schon in Gegenwart des Kapitäns verkleinert hatte, fügte eine Satyrngrimasse bei, welche von seinem offenen Wesen seinen ehrlichen Augen sehr verschieden war, und bereitete sich vor, der Gegenwart seines alten Wirtes, Meister Bonhomet, Trotz zu bieten.

Borromée ging indessen voran, um ihm den Weg zu zeigen, und beim Anblick dieser zwei Sturmhauben gab sich Meister Bonhomet nur die Mühe, denjenigen zu erkennen, welcher vorausging.

Hatte die Facade des *Füllhornes* Sprünge Risse bekommen, so war die Facade des würdigen Schenkwirtes den Verheerungen der Zeit auch nicht entgangen.

Außer den Runzeln, die auf dem menschlichen Gesicht den Sprüngen entsprechen, welche die Zeit auf der Stirne der Baudenkmale erzeugt, hatte Meister Bonhomet die Manieren eines gewaltigen Mannes angenommen, die ihn für jeden Andern, als für Leute vom Kriegerstande, sehr unzugänglich machten sein Gesicht gleichsam verhärteten.

Meister Bonhomet achtete stets das Schwert; das war seine Schwäche; er hatte diese Gewohnheit in einem Quartiere angenommen, welches sehr fern von aller munizipalen Überwachung lag und unter dem Einfluß friedlicher Benediktiner stand.

Wenn sich in dieser herrlichen Schenke unglücklicher Weise ein Streit erhob, so hatte, ehe man bei der Contrescarpe die Schweizer oder die Bogenschützen der Scharwache geholt, der

Degen schon gespielt, zwar so gespielt, daß mehrere Wämmser durchlöchert waren; dieser Unfall war Meister Bonhomet sieben oder achtmal widerfahren und hatte ihn jedes Mal hundert Livres gekostet; er respektiert also den Degen nach diesem System: Furcht macht Respekt.

Was die übrigen Kunden des *Füllhornes* betrifft, — Studenten, Schreiber, Mönche und Kaufleute — so hielt sie Meister Bonhomet allein in Ordnung; er hatte eine gewisse Berühmtheit dadurch erlangt, daß er den widerspenstigen oder unredlichen Zahlern einen großen bleiernen Eimer auf den Kopf setzte, diese Exekution brachte stets auf seine Seite gewisse Stammgäste der Schenke, die er sich aus den kräftigsten Ladendienern der Nachbarschaft ausgewählt hatte.

Man kannte übrigens seinen Wein, den Jeder selbst im Keller zu holen das Recht hatte, als so gut so rein, man wußte so sehr, wie langmütig er in Beziehung auf gewisse an seinem Zahltisch akkreditierte Kunden war, daß Niemand über seine phantastischen Launen murrte.

Einige alte Stammgeiste schrieben diese Launen einem Kummer zu, den Meister Bonhomet in seiner Ehe gehabt haben sollte.

Dies waren wenigstens die Erläuterungen, welche Borromée Chicot über den Wirt, dessen Gastfreundschaft sie zu versuchen im Begriffe waren, geben zu müssen glaubte.

Die Menschenfeindlichkeit von Bonhomet hatte einen ärgerlichen Erfolg für die Ausschmückung und den Komfort des Wirtshauses gehabt. Der Wirt, der — dies war wenigstens seine Meinung — hoch über seinen Kunden stand — verwandte durchaus keine Sorgfalt auf die Verschönerung seiner Schenke, und so kam es, daß sich Chicot, als er in die gemeinschaftliche Stube eintrat, sogleich auskannte; nichts hatte sich verändert, wenn nicht die rauchige Farbe des Plafond, welche von Grau in Schwarz übergegangen war.

In jenen seligen Zeiten hatten die Wirtshäuser noch nicht den so widrigen Geruch des verbrannten Tabaks angenommen, mit dem sich heut zu Tage die Tapeten und das Täfelwerk der Säle schwängern, einen Geruch, den Alles, was porös und schwammig ist, einschluckt.

Folge hiervon war, daß der Saal des Füllhorns, trotz seiner ehrwürdigen Fettigkeit und seiner scheinbaren Traurigkeit, keines Wegs den tief in jedes Atom der Anstalt eingedrungenen weinichten Miasmen durch erotische Ausdünstungen entgegen trat, so daß ein wahrer Trinker Vergnügen fand in diesem Tempel des Gottes Bacchus, denn er atmete nur das Aroma und den Weihrauch ein, die diesem Gott am liebsten waren.

Chicot kam, wie gesagt, hinter Borromée und wurde von dem Wirt zum *Füllhorn* durchaus nicht gesehen oder vielmehr durchaus nicht erkannt.

Er kannte die dunkelste Ecke der gemeinschaftlichen Stube und wollte sich, als hätte er keine andere gekannt, darin einquartieren, als ihn Borromée zurückhielt und zu ihm sagte:

»Alles schön und gut, Freund, doch hinter diesem Verschlag ist ein kleiner Winkel, wo zwei Menschen insgeheim mit einander plaudern können, wenn sie getrunken haben, und selbst während sie trinken.«

»Gehen wir dahin«, sprach Chicot.

Borromée machte dem Wirt ein Zeichen, durch das er fragen wollte:

»Gevatter, ist das Kabinett frei?«

Bonhomet antwortete durch ein anderes Zeichen:

»Es ist frei!«

»Kommt«, sagte Borromée.

Und er führte Chicot, der sich den Anschein gab, als stieße er sich an allen Ecken der Hausflur, in den kleiner Winkel, der denjenigen von unsern Lesern, welche ihre Zeit mit der Lektüre der *Dame von Monsoreau* zu verlieren die Güte hatten, so wohl bekannt ist.

»Erwartet mich hier«, sagte Borromée, »ich will von einem Vorrecht Gebrauch machen, das den Vertrauten der Anstalt bewilligt ist, und das Ihr ebenfalls benützen werdet, wenn Ihr genauer hier bekannt seid.«

»Welches Vorrecht meint Ihr?«

»Ich will selbst in den Keller gehen und den Wein auswählen, den wir trinken werden.«

»Oh! oh!« machte Chicot, »ein schönes Vorrecht, geht.«

Borromée ging hinaus.

Chicot folgte ihm mit dem Auge; sobald die Türe sich hinter ihm geschlossen hatte, nahm er von der Wand ein Bild ab, das die Ermordung von *Kredit* darstellte, der von den schlechten Zahlern getötet wird, welches Bild in einen Rahmen von schwarzem Holz eingefügt und ein Seitenstück von einem andern war, worauf man ein Dutzend arme Tröpfe erblickte, die den Teufel am Schweif zogen.

Hinter diesem Bild war ein Loch durch dieses Loch konnte man in die große Stube sehen, ohne gesehen zu werden.

Chicot kannte dieses Loch, denn es war ein Loch von seiner Art.

»Ah! ah!« sagte er, »Du führst mich in eine Schenke, deren Stammgast Du bist; ah! Du treibst mich in einen Winkel, wo Du glaubst, ich könne nicht gesehen werden, wo Du denkst, ich könne nicht sehen, und in diesem Winkel ist ein Loch, in Folge dieses Loches machst Du nicht eine Gebärde, die ich nicht sehe. Oh! mein Kapitän, Du bist nicht zu stark!«

Und während er diese Worte mit einer Miene der Verachtung sprach, die nur ihm eigentümlich war, hielt er sein Auge an den künstlich durchbohrten Verschlag.

Durch das Loch erblickte er Borromée der zuerst vorsichtig seinen Finger auf seine Lippen legte sodann mit Bonhomet sprach, welcher in seine Wünsche durch ein olympisches Zeichen des Kopfes einwilligte.

Aus der Bewegung der Lippen des Kapitäns erriet Chicot, der in solchen Dingen sehr bewandert war, da die von ihm ausgesprochenen Worte sagen wollten:

»Bedient uns in jenem Winkel und kommt nicht herein, welches Geräusch Ihr auch hören möget.«

Hiernach nahm Borromée eine Lampe, welche ewig auf einem Schranke brannte, hob eine Falltüre auf und stieg selbst in den Keller hinab, das kostbarste Vorrecht benützend, das den Stammgästen der Anstalt bewilligt war.

Sogleich klopfte Chicot auf eine eigentümliche Weise an den Verschlag.

Als Bonhomet auf diese Art, welche eine tief in seinem Herzen

eingewurzelte Erinnerung in ihm wiedererwecken mußte, klopfen hörte, bebte er, schaute er in die Luft und horchte.

Chicot klopfte zum zweiten Male und wie ein Mensch der sich wundert, daß man einem ersten Rufe nicht gehorcht hat.

Bonhomet eilte in den Winkel und sah Chicot aufrecht mit drohendem Gesicht.

Bei diesem Anblick stieß Bonhomet einen Schrei aus; er hielt Chicot, wie Jedermann, für tot und dachte, er stehe seinem Gespenst gegenüber.

»Was soll das heißen, Meister«, sagte Chicot, »seit wann laßt Ihr Leute meines Schlages zweimal rufen?«

»Oh! teurer Herr Chicot«, erwiderte Bonhomet, »seid Ihr es, oder ist es Euer Schatten?«

»Ob ich es bin oder ob es mein Schatten ist, ich hoffe, daß Ihr mir, sobald Ihr mich erkennt, Punkt für Punkt gehorchen werdet.«

»Ah! gewiß, mein lieber Herr, befehlt nur.«

»Welches Geräusch Ihr auch in diesem Kabinett hören möget, und was auch vorgeht, Ihr werdet hoffentlich warten, bis ich Euch herbeirufe.«

»Dies wird mir um so leichter sein, Herr Chicot, als mir das, was Ihr mir befiehlt, gerade auch von Eurem Gefährten befohlen worden ist.«

»Ja, aber er wird nicht rufen, versteht Ihr mich wohl, Herr Bonhomet, sondern ich werde rufen; und wenn er ruft, hört Ihr, wird es sein, als ob er nicht rufen würde.«

»Abgemacht, Herr Chicot.«

»Gut; und nun entfernt alle Eure anderen Kunden unter irgend einem Vorwand, und in zehn Minuten müssen wir frei und eben so vereinzelt sein, als ob wir gekommen wären, um am Charfreitag hier zu fasten.«

»Ja, zehn Minuten, edler Herr Chicot, wird mit Ausnahme Eures ergebensten Dieners keine Katze mehr im ganzen Wirtshaus sein.«

»Geht, Bonhomet, geht, Ihr habt Euch meine ganze Achtung erhalten«, sprach Chicot mit einer majestätischen Gebärde.

»Oh! mein Gott! mein Gott! was wird in meinem armen Hause vorfallen?« sagte Bonhomet, während er sich entfernte.

Und da er rückwärts ging, stieß er auf Borromée der mit zwölf Flaschen aus dem Keller zurückkam.

»Du hast gehört«, sagte dieser, »in zehn Minuten keine Seele mehr im ganzen Wirtshaus.«

Bonhomet machte mit seinem, sonst so hochmütigen, Kopfe ein Zeichen des Gehorsams, begab sich in seine Küche, um über die Mittel zu träumen, wie er der doppelten Einschärfung seiner zwei furchtbaren Kunden Folge leisten sollte.

Borromée kehrte in seinen Winkel zurück und fand Chicot, der ihn, das Bein vorwärts gestreckt und ein Lächeln auf den Lippen, erwartete.

Wir wissen nicht, wie sich Bonhomet hierbei benahm, als aber die zehnte Minute abgelaufen war, trat der letzte Schüler über die Schwelle seines Hauses und sagte zum letzten Schreiber, dem er den Arm reichte:

»Ho! ho! das Wetter steht heute auf Sturm bei Meister Bonhomet; machen wir uns aus dem Staub, oder es trifft uns der Hagel.«

Vierzehntes Kapitel.

Was in dem Winkel von Meister Bonhomet vorfiel.

Als der Kapitän in den Winkel mit einem Korb von zwölf Flaschen in der Hand zurückkehrte, empfing ihn Chicot mit einer so offenen und lächelnden Miene, daß Borromée versucht war Chicot für einen Einfaltspinsel zu halten.

Borromée beeilte sich, die Flaschen zu entpfropfen, die er im Keller geholt hatte doch das war nichts im Vergleich mit der Eile von Chicot.

Die Vorbereitungen dauerten auch nicht lange. Als erfahrene Trinker forderten die zwei Genossen einige eingesalzene Eßwaaren in der lobenswerten Absicht, den Durst nicht erlöschen zu lassen. Bonhomet brachte ihnen die verlangten Speisen, wobei ihm jeder einen letzten Blick zuwarf.

Bonhomet antwortete jedem von ihnen; doch wenn Jemand diese beiden Blicke hätte beurteilen können, so würde er einen großen Unterschied zwischen demjenigen, welcher an Borromée gerichtet war, und dem an Chicot gerichteten gefunden haben.

Bonhomet ging hinaus, und die zwei Gefährten fingen an zu trinken.

Anfangs, als wäre die Beschäftigung zu wichtig, um durch irgend etwas unterbrochen werden zu dürfen, leerten die zwei Trinker eine Anzahl volle Gläser, ohne ein Wort zu sprechen.

Chicot besonders war herrlich; ohne etwas Anderes gesagt zu haben, als:

»Bei meiner Seele, das ist ein schöner Burgunder!«

Und:

»Bei meiner Seele, das ist ein vortrefflicher Schinken!«

Da hatte er zwei Flaschen geleert, das heißt eine Flasche auf jede Phrase.

»Bei Gott!« murmelte Borromée beiseit, »es ist ein seltenes Glück, daß ich es mit einem solchen Trunkenbold zu tun habe.«

Bei der dritten Flasche schlug Chicot die Augen zum Himmel auf und sprach:

»Ist der Tat, wir trinken auf eine Weise, daß wir uns betrinken werden.«

»Gut! diese Wurst ist so gesalzen«, sagte Borromée.

»Ah! das ist Euch genehm; wohl, so fahren wir fort; ich habe einen starken Kopf.«

Und jeder von ihnen leerte abermals seine Flasche.

Der Wein brachte bei den zwei Gefährten eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor: er löste die Zunge von Chicot und band die von Borromée.

»Ah!« murmelte Chicot, »Du schweigst, Freund; Du zweifelst an Dir.«

»Ah!« sagte Borromée leise zu sich selbst, »Du schwatzt, Du betrinkst Dich also.«

»Wie viel Flaschen braucht Ihr, Gevatter?« fragte Borromée.

»Wozu?«

»Um heiter zu werden?«

»Vier; ich habe meine Rechnung.«

»Und um angestochen zu werden?«

»Setzen wir sechs.«

»Und um berauscht zu sein?«

»Verdoppeln wir.«

»Gascogner«, dachte Borromée, »er stammelt und ist erst bei der vierten. Dann haben wir Muße«, sagte Borromée und zog aus dem Korb eine fünfte Flasche für sich und eine fünfte für Chicot.

Chicot bemerkte nun, daß von den fünf auf der Rechten von Borromée stehenden Flaschen die eine zur Hälfte, die anderen zu zwei Dritteln leer waren, keine aber ganz leer war.

Dies bestätigte ihn in dem Gedanken, der ihm sogleich von Anfang gekommen, daß der Kapitän Schlimmes gegen ihn im Schilde führe.

Er erhob sich um der fünften Flasche entgegen zu gehen, die ihm der Kapitän reichte, und schwankte auf seinen Beinen.

»Gut«, sagte er, »habt Ihr es gefühlt?«

»Was?«

»Ein Erdstoß.«

»Bah!«

»Ja, bei allen Teufeln! zum Glück ist das Wirtshaus zum *Füllhorn* solid, obgleich es auf einem Zapfen gebaut ist.«

»Wie, ist es auf einem Zapfen gebaut?«

»Allerdings, da es sich dreht.«

»Es ist richtig«, sprach Borromée, sein Glas bis auf den letzten Tropfen leerend, »ich fühlte wohl die Wirkung, erriet aber die Ursache nicht.«

»Weil Ihr kein Lateiner seid«, erwiderte Chicot, »weil Ihr die Abhandlung **de Natura rerum** nicht gelesen habt; wenn Ihr sie gelesen hättet, so wüßtet Ihr, daß es keine Wirkung ohne Ursache gibt.«

»Nun wohl, mein lieber Mitbruder«, sagte Borromée, »denn nicht wahr, Ihr seid Kapitän wie ich?«

»Kapitän von der Fußsohle bis zu den Haarspitzen«, antwortete Chicot.

»Ei! mein lieber Kapitän, sagt mir doch, da es keine Wirkung ohne Ursache gibt, wie Ihr behauptete was war die Ursache Eurer Verkleidung?«

»Welcher Verkleidung?«

»Derjenigen, welche Ihr trugt, als Ihr zu Dom Modeste kamt.«

»Wie war ich denn verkleidet?«

»Als Bürger.«

»Ah! es ist wahr.«

»Sagt mir das, und Ihr werdet damit meine Erziehung in der Philosophie beginnen.«

»Gern; doch nicht wahr, Ihr werdet mir dann Eurerseits sagen, warum Ihr als Mönch verkleidet wart: Vertrauen für Vertrauen.«

»Topp.«

»Schlagt ein«, sagte Chicot reichte dem Kapitän die Hand. Dieser schlug senkrecht in die Hand von Chicot.

»Nun ist es an mir«, sprach Chicot.

Und er schlug neben die Hand von Borromée.

»Ihr wollt also wissen, warum ich als Bürger verkleidet war?« fragte Chicot mit einer Zunge, welche immer schwerer wurde.

»Ja, da bin ich neugierig.«

»Und Ihr werdet mir Eurerseits Alles sagen?«

»Bei meinem Ehrenwort, so wahr ich Kapitän bin; ist dies übrigens nicht verabredet?«

»Es ist wahr, ich hatte es vergessen. Nun, das ist ganz einfach.«

»Sprecht also.«

»Mit zwei Worten seid Ihr auf dem Laufenden.«

»Ich höre.«

»Ich spionierte für den König.«

»Wie Ihr spioniertet?«

»Ja.«

»Ihr spioniert also gewerbsmäßig.«

»Nein, als Liebhaber.«

»Was habt Ihr bei Dom Modeste bespäht?«

»Alles. Ich bespähte zuerst Dom Modeste, sodann Bruder Borromée, ferner den kleinen Jacques, endlich das ganze Kloster.«

»Und was habt Ihr entdeckt, mein würdiger Freund?«

»Zuerst habe ich entdeckt, daß Dom Modeste ein großer Dummkopf ist.«

»Dazu braucht man nicht sehr geschickt zu sein.«

»Verzeiht, verzeiht, Seine Majestät Heinrich III., der kein Einfaltspinsel ist, betrachtet ihn als ein Licht der Kirche und gedenkt einen Bischof aus ihm zu machen.«

»Gut, ich habe nichts gegen diese Beförderung zu sagen, im Gegenteil; ich werde an diesem Tage lachen; was habt Ihr weiter entdeckt?«

»Ich entdeckte, daß ein gewisser Bruder Borromée kein Mönch war, sondern ein Kapitän.«

»Ah! wahrhaftig, Ihr habt das entdeckt!«

»Mit dem ersten Blick.«

»Hernach?«

»Ich entdeckte, daß sich der kleine Jacques mit dem Rappier übte, bis er mit dem Degen fechten würde, daß er sich auf eine Scheibe übte, bis er nach einem Menschen schießen würde.«

»Ah! Du hast das entdeckt«, sprach Borromée die Stirne faltend, »und was hast Du noch entdeckt?«

»Oh! gib mir zu trinken, oder ich erinnere mich nicht mehr.«

»Du wirst bemerken, daß Du die sechste Flasche angreifst«, sagte Borromée lachend.

»So bekomme ich einen Stich und behaupte nicht das Gegenteil; sind wir hierher gekommen, um Philosophie zu treiben.«

»Nein, nein, wir sind gekommen, um zu trinken.«

»Trinken wir also«, sprach Chicot und füllte sein Glas.

»Nun!« fragte Borromée, als er Chicot Bescheid getan hatte, »erinnerst Du Dich?«

»An was?«

»An das, was Du noch im Kloster gesehen hast?«

»Bei Gott!«

»Nun! was hast Du gesehen?«

»Ich habe gesehen, daß die Mönche, statt Pfaffen zu sein, Kriegsknechte waren, statt Dom Modeste zu gehorchen, Dir gehorchten. Das habe ich gesehen.«

»Ah! wahrhaftig! Aber das ist ohne Zweifel noch nicht Alles?«

»Nein; doch zu trinken, zu trinken, zu trinken, oder das Gedächtnis kommt mir abhanden.«

Und da die Flasche von Chicot leer war, reichte er sein Glas Borromée der ihm aus der seinigen einschenkte.

Chicot leerte sein Glas ohne Atem zu holen.

»Nun? erinnern wir uns?« fragte Borromée.

»Ob wir uns erinnern? Ich glaube wohl?«

»Was hast Du noch gesehen?«

»Ich habe gesehen, daß ein Komplott stattfand.«

»Ein Komplott!« versetzte Borromée erbleichend.

»Ja, ein Komplott.«

»Gegen wen?«

»Gegen den König.«

»In welcher Absicht?«

»Ihn zu entführen.«

»Und wann dies?«

»Wann er von Vincennes zurückkehren würde.«

»Donner!«

»Wie beliebt?«

»Nichts. Ah! Ihr habt das gesehen?«

»Ich habe es gesehen.«

»Und Ihr habt den König davon in Kenntnis gesetzt?«

»Bei Gott! ich war zu diesem Behufe gekommen.«

»Ihr seid also die Ursache, daß der Streich mißlungen ist?«

»Ich bin es.«

»Sturm und Wetter!« murmelte Borromée zwischen den Zähnen.

»Was sagt Ihr?« fragte Chicot.

»Ich sage, Ihr habt gute Augen, Freund.«

»Bah!« erwiderte Chicot stammelnd, »ich habe noch ganz andere Dinge gesehen. Gebt mir eine von Euren Flaschen, und Ihr sollt Euch wundern, wenn ich Euch sage, was ich gesehen habe.«

Borromée beeilte sich, dem Wunsche von Chicot zu entsprechen.

»Sprecht, macht, daß ich mich wundere«, sagte er.

»Einmal habe ich Herrn von Mayenne verwundet gesehen.«

»Bah!«

»Ein schönes Wunder, er war auf meiner Straße. Und dann habe ich die Einnahme von Cahors gesehen.«

»Wie, die Einnahme von Cahors! Ihr kommt also von Cahors?«

»Gewiß. Ah! Kapitän, das war in der Tat schön anzusehen, und ein Braver, wie Ihr, hätte ein Vergnügen an diesem Schauspiel gefunden.«

»Ich zweifle nicht daran; Ihr wart also beim König den Navarra?«

»An seiner Seite, wie wir es sind.«

»Und Ihr habt ihn verlassen?«

»Um diese Kunde dem König von Frankreich zu überbringen.«

»Und Ihr kommt vom Louvre?«

»Eine Viertelstunde vor Euch.«

»Da wir uns seit dieser Zeit nicht trennten, so frage ich Euch

nicht, was Ihr seit unserem Zusammentreffen im Louvre gesehen habt.«

»Fragt, fragt im Gegenteil, denn bei meinem Wort, das ist das Seltsamste.«

»Sprecht also.«

»Sprecht, sprecht«, machte Chicot, »es ist leicht zu sagen, sprecht.«

»Macht einen Versuch.«

»Noch ein Glas Wein, um mir die Zunge zu lösen . . . ganz voll, gut. Nun wohl, Kamerad, ich habe gesehen, daß Du, als Du den Brief Seiner Hoheit des Herzogs von Guise aus der Tasche zogst, einen andern fallen ließest.«

»Einen andern?« rief Borromée aufspringend.

»Ja, der hier ist«, sagte Chicot.

Und nachdem er drei oder viermal das Ziel verfehlt hatte, drückte er seine Fingerspitze auf das büffellederne Wamms von Borromée gerade an der Stelle, wo der Brief war.

Borromée bebte, als ob der Finger von Chicot glühendes Eisen gewesen wäre, und als ob dieses glühende Eisen seine Brust berührt hätte, statt sein Wamms zu berühren.

»Oho!« sagte er, »es würde nur noch Eines fehlen.«

»Wobei?«

»Bei Allem dem, was Ihr gesehen habt.«

»Was?«

»Daß Ihr wüßtet, an wen der Brief adressiert ist.«

»Ein schönes Wunder!« sagte Chicot und ließ seine Arme auf den Tisch fallen, »er ist an die Frau Herzogin von Montpensier adressiert.«

»Heiliges Blut Christi!« rief Borromée, »doch Ihr habt hoffentlich dem König nichts davon gesagt?«

»Nicht ein Wort, aber ich werde es ihm sagen.«

»Und wann dies?«

»Wenn ich einen Schlaf gemacht habe«, sagte Chicot.

Und er ließ seinen Kopf auf seine Arme fallen, wie er seine Arme hatte auf den Tisch fallen lassen.

»Ah! Ihr wißt, daß ich einen Brief für die Herzogin habe?« fragte

der Kapitän mit gepreßter Stimme.

»Ich weiß es ganz genau«, druckste Chicot.

»Und wenn Ihr Euch auf Euren Beinen halten könnt, werdet Ihr in den Louvre gehen?«

»Ich werde in den Louvre gehen.«

»Und mich angeben?«

»Und Euch anzeigen.«

»Es ist also kein Scherz?«

»Was?«

»Daß, sobald Euer Schlaf beendet ist . . . «

»Nun?«

»Der König Alles erfährt?«

»Aber, mein lieber Freund«, sagte Chicot, indem er den Kopf in die Höhe hob und Borromée mit matten Augen anschaute, »begreift doch! Ihr seid Verschwörer, ich bin Spion; ich habe so so viel für jedes Komplott das ich anzeige; Ihr habt ein Komplott angezettelt, ich, zeige Euch an. Wir treiben jeder sein Gewerbe. Gute Nacht, Kapitän.«

Und während er diese Worte sprach, hatte Chicot nicht nur seine erste Stellung wieder genommen, sondern sich in seinem Stuhle und auf dem Tische so eingerichtet, daß er, da das Vorderteil seines Kopfes in seinen Händen begraben, und das Hinterteil von seiner Sturmhaube bedeckt war, keine andere Oberfläche bot, als seinen Rücken.

Aber auch dieser Rücken war, vom Panzer befreit, der auf einem Stuhle lag, ganz artig gerundet.

»Ah!« sagte Borromée, ein Flammenauge auf seinen Gefährten haftend, »ah! Du willst mich anzeigen, lieber Freund?«

»Sobald ich wach sein werde, teurer Freund, das ist abgemacht.«

»Doch Du mußt wissen, ob Du auch erwachst«, rief Borromée.

Und zu gleicher Zeit führte er einen so wütenden Degenstoß auf den Rücken seines Zechgenossen, daß er ihn völlig zu durchbohren und auf den Tisch zu nageln glaubte.

Borromée hatte aber ohne das von Chicot aus dem Waffenkabinett von Dom Modeste entlehnte Panzerhemd

gerechnet.

Der Degen zerbrach wie Glas auf diesem starken Panzerhemd, dem Chicot zum zweiten Male das Leben zu verdanken hatte.

Und ehe sich der Mörder von seinem Staunen erholte, spannte sich der rechte Arm von Chicot wie eine Feder ab, beschrieb einen Halbkreis und gab einen fünf hundert Pfund schweren Faustschlag Borromée ins Gesicht, daß dieser ganz blutig und ganz gequetscht an die Wand rollte.

In einer Sekunde stand Borromée wieder; in einer zweiten hatte er seinen Degen in der Hand.

Diese zwei Sekunden waren für Chicot hinreichend gewesen, daß er sich ebenfalls wieder aufgerichtet vom Leder gezogen hatte.

Alle Weindünste waren wie durch einen Zauber verschwunden; Chicot hielt sich halb auf sein linkes Bein zurückgeworfen, das Auge starr, das Faustgelenke fest, und bereit, seinen Feind zu empfangen.

Der Tisch streckte sich wie ein Schlachtfeld, worauf die leeren Flaschen lagen, zwischen den zwei Gegnern aus und diente jedem als Verschanzung.

Doch der Anblick des Blutes, das von seiner Nase auf sein Gesicht und von seinem Gesicht auf die Erde stoß, berauschte Borromée, und er stürzte, jede Klugheit verlierend, so nahe auf seinen Feind zu, als es der Tisch erlaubte.

»Doppelter Dummkopf!« sagte Chicot, »Du siehst wohl, daß Du offenbar trunken bist, denn von der einen Seite des Tisches zur andern kannst Du mich nicht erreichen, während mein Arm sechs Zoll länger als der Deinige und mein Degen ebenfalls sechs Zoll länger als der Deinige ist. Nimm dies zum Beweis!«

Und ohne nur auszufallen streckte Chicot seinen Arm mit der Geschwindigkeit des Blitzes vor und stieß Borromée mitten auf die Stirne.

Borromée schrie laut auf, mehr jedoch aus Zorn als aus Schmerz, und da er im Ganzen ungemein mutig war, so griff er mit verdoppelter Erbitterung an.

Chicot nahm, immer auf der andern Seite des Tisches, einen Stuhls setzte sich ganz ruhig und sprach die Achseln zuckend:

»Mein Gott! wie albern doch die Soldaten sind! Sie behaupten, sie verstehen den Degen zu handhaben, und der geringste Bürger, wenn es ihm beliebt, würde sie wie Mücken töten. Gut, gut! nun will er mir ein Auge ausstoßen. Ah! Du steigst auf den Tisch; das fehlte nur noch. Doch nimm Dich in Acht, Du erzdummer Esel, die Stöße von unten nach oben sind furchtbar, und wenn ich wollte, würde ich Dich spießen wie eine Lerche.«

Und er stieß ihm in den Bauch, wie er ihn auf die Stirne gestoßen hatte.

Borromée wurde rot vor Wut und sprang vom Tische herab.

»So ist es gut«, sagte Chicot, »wir sind nun auf gleicher Höhe und können plaudern, während wir fechten. Ah! Kapitän, Kapitän, wir morden also zuweilen in unsern verlorenen Augenblicken, zwischen zwei Komplotten?«

»Ich tue für meine Sache, was Ihr für die Eurige tut«, erwiderte Borromée, zu ernsten Gedanken zurückgeführt und unwillkürlich erschrocken über das düstere Feuer, das aus den Augen von Chicot hervorsprang.

»Das heiße ich sprechen«, versetzte Chicot, »und dennoch Freund, sehe ich mit Vergnügen, daß ich mehr taue als Ihr.«

Borromée hatte einen Stoß nach Chicot geführt, der dessen Brust gestreift.

»Nicht schlecht, doch ich kenne den Stoß; es ist der, den Ihr dem kleinen Jacques gezeigt habt. Ich sagte also, ich taue mehr als Ihr, Freund, denn ich habe den Streit nicht angefangen, so große Lust ich auch dazu hatte; mehr noch, ich ließ Euch Euer Vorhaben ausführen, indem ich Euch jeden Raum dazu gönnte, und selbst in diesem Augenblick pariere ich nur; dies geschieht, weil ich Euch einen Vorschlag zu machen habe.«

»Nichts!« rief Borromée, außer sich über die Ruhe von Chicot, »nichts!«

Und er führte einen Stoß, der den Gascogner durchbohrt haben müßte, hätte dieser nicht mit seinen langen Beinen einen Schritt gemacht, der ihn aus dem Bereich seines Gegners brachte.

»Ich will Dir diesen Vorschlag immerhin nennen, damit ich mir nichts vorzuwerfen habe.«

»Schweige«, rief Borromée, »unnötig, schweige.«

»Höre«, erwiderte Chicot, »es geschieht zu Beruhigung meines Gewissens; begreifst Du? ich habe keinen Durst nach Deinem Blut, will Dich nur in der höchsten Not töten.«

»Aber töte mich doch, töte, wenn Du kannst«, schrie Borromée wütend.

»Nein, ich habe schon einmal in meinem Leben einen Eisenfresser, wie Du bist, getötet, einen Eisenfresser, der sogar stärker war als Du. Bei Gott! Du kennst ihn wohl, er gehörte auch zum Hause Guise und war ein Advokat.«

»Ah! Nikolas David«, murmelte Borromée, indem er sich erschrocken über das Vorhergehende in Verteidigungsstand setzte.

»Ganz richtig.«

»Ah! Du hast ihn, getötet?«

»Oh! mein Gott, ja, mit einem hübschen kleinen Stoß, den ich Dir zeigen, werde, wenn Du meinen Vorschlag nicht annimmst.«

»Nun, worin besteht Dein Vorschlag? Laß hören.«

»Du gehst vom Dienst des Herzogs von Guise in den des Königs über, jedoch ohne den des Herzogs von Guise zu verlassen.«

»Das heißt, ich soll Spion werden wie Du?«

»Nein, es wird ein Unterschied stattfinden; mich bezahlt man nicht, aber Dich wird man bezahlen; Du fängst damit an, daß Du mir den Brief des Herrn Herzogs von Guise an die Frau Herzogin von Montpensier zeigst; Du läßt mich eine Abschrift nehmen, und ich lasse Dich in Ruhe bis zu einer neuen Gelegenheit. Nun! bin ich nicht artig?«

»Halt«, sagte Borromée, »hier hast Du meine Antwort.«

Die Antwort von Borromée war ein Stoß über den Arm seines Gegners, den er so rasch ausführte, daß die Spitze des Degens die Schulter von Chicot streifte.

»Ah! ah!« sagte Chicot, »ich sehe wohl, daß ich Dir durchaus den Stoß von Nikolas David zeigen muß; es ist ein einfacher, schöner Stoß.«

Nun machte Chicot, der sich bis jetzt nur verteidigend gehalten hatte, einen Schritt vorwärts und griff ebenfalls an.

»Sieh den Stoß«, sagte Chicot, »ich mache eine Finte in

Tiefstquart.«

Und er machte seine Finte; Borromée parierte zurückweichend, doch nachdem er einen ersten Schritt rückwärts getan hatte, sah er sich genötigt, stehen zu bleiben, denn der Verschlag fand sich hinter ihm.

»Gut! das ist es, Du parierst den Cirkelstoß darin hast Du Unrecht, denn mein Faustgelenke ist besser als das Deinige; ich binde also den Degen, ich komme in einer Hochterz zurück, ich falle weit aus, und Du bist getroffen, oder vielmehr Du bist tot.«

Der Stoß war in der Tat so rasch auf die Auseinandersetzung gefolgt, und der feine Degen war, in die Brust von Borromée eindringend, wie eine Nadel zwischen zwei Rippen durchgeschlüpft hatte sich tief mit einem matten Ton in den tannenen Verschlag eingearbeitet.

Borromée streckte die Arme aus ließ seinen Degen fallen, seine Augen erweiterten sich blutig, sein Mund öffnete sich, ein roter Schaum erschien auf seinen Lippen, sein Kopf neigte sich auf seine Schulter mit einem Seufzer, der einem Röcheln glich, dann hörten seine Beine auf, ihn zu unterstützen, zusammensinkend erweiterte sein Körper den Einschnitt des Degens, vermochte ihn aber nicht von dem Verschlag loszumachen, an dem er von dem höllischen Faustgelenke von Chicot festgehalten wurde, so daß der Unglückliche, einem riesigen Nachtfalter ähnlich, an die Wand angenagelt blieb, an welcher seine Füße in geräuschvollen Stößen anschlugen.

Kalt und unempfindlich, wie er es unter solchen äußersten Umständen war, besonders wenn er in seinen Herzen die Überzeugung hegte, er habe Alles getan, was ihm sein Gewissen zu tun vorgeschrieben, ließ Chicot den Degen los, der horizontal stecken blieb, öffnete den, Gürtel des Kapitäns, durchsuchte sein Wamms, nahm den Brief und las die Aufschrift:

»Herzogin von Montpensier.«

Das Blut floß indessen in schäumenden Fäden aus der Munde, der Schmerz des Todeskampfes prägte sich; in den Zügen des Verwundeten aus.

»Ich sterbe, ich verscheide«, murmelte er, »mein Gott, Herr, erbarme Dich meiner!«

Diese letzte Anrufung der göttlichen Barmherzigkeit von einem Menschen, der hieran ohne Zweifel nur im äußersten Augenblick gedacht hatte, rührte Chicot.

»Wir wollen mildherzig sein«, sagte er, »und da dieser Mensch sterben muß, so sterbe er wenigstens so sanft als möglich.«

Und er näherte sich dem Verschlag, zog seinen Degen mit einer gewissen Anstrengung aus der Wand, unterstützte den Körper des Borromée und verhinderte es dadurch, daß dieser Körper schwer auf die Erde fiel.

Doch diese letztere Vorsicht war unnötig; der Tod war rasch und eisig herbeigeeilt; er hatte schon die Glieder des Besiegten gelähmt, seine Beine bogen sich, er schlüpfte in die Arme von Chicot und rollte schwerfällig auf den Boden.

Diese Erschütterung machte aus der Wunde eine Welle schwarzen Blutes hervorspringen, mit der vollends der Rest des Lebens aus Borromée entfloh.

Chicot öffnete die Verbindungstüre und rief Bonhomet.

Er brauchte nicht zweimal zu rufen; der Schenkwirt hatte an der Türe gehorcht und nach und nach das Geräusch der Stühle, das Klirren der Degen und das Fallen eines gewichtigen Körpers gehört; er besaß besonders nach dem Geständnis, das ihm gemacht worden war, zu viel Kenntnis des Charakters der Leute vom Schwert im Allgemeinen und des von Chicot insbesondere, um nicht Punkt für Punkt zu erraten, was vorgegangen.

Er wußte nur nicht, welcher von den zwei Gegnern unterlegen war.

Zum Lobe von Meister Bonhomet müssen wir sagen: sein Gesicht nahm einen Ausdruck wahrer Freude an, als er die Stimme von Chicot hörte und sah, daß es der Gascogner war, der unversehrt die Türe öffnete. Chicot, dem nichts entging, bemerkte diesen Ausdruck und wußte ihm in seinem innern Dank dafür.

Bonhomet trat zitternd in das kleine Kabinett ein.

»Ah! guter Jesus!« rief er, als er den Leib des Kapitäns in seinem Blute gebadet sah.

»Ei! mein Gott, ja, mein armer Bonhomet«, sagte Chicot, »so steht es mit uns; dieser liebe Kapitän ist sehr krank, wie Du siehst.«

»Oh! mein guter Herr Chicot, mein guter Herr Chicot!« rief Bonhomet, bereit, in Ohnmacht zu fallen.

»Nun, was denn?« fragte Chicot.

»Wie schlimm ist es von Euch, daß Ihr meine Wohnung zu dieser Exekution gewählt habt . . . ein so schöner Kapitän!«

»Würdest Du lieber Chicot auf der Erde und Borromée auf seinen Beinen sehen?«

»Nein, oh! nein«, rief der Wirt aus der tiefsten Tiefe seines Herzens.

»Nun, und dies mußte doch ohne ein Wunder der Vorsehung geschehen.«

»Wahrhaftig?«

»So wahr ich Chicot heiße; sieh ein wenig auf meinen Rücken, mein Rücken tut mir sehr wehe, lieber Freund.«

Und er bückte sich vor dem Wirt, daß seine beiden Schultern die Höhe seines Auges erreichten.

Zwischen den beiden Schultern war das Wamms durchlöchert, ein roter Blutfleck so groß wie ein Silbertaler färbte die Fransen des Loches.

»Blut!« rief Bonhomet, »Blut, ah! Ihr seid verwundet.«

»Warte, warte«, sagte Chicot. Und er legte sein Wamms und dann sein Hemd ab.

»Schaue nun.«

»Ah! Ihr hattet einen Panzer, ah! welch ein Glück, lieber Herr Chicot; und Ihr sagt, der Verruchte habe Euch ermorden wollen?«

»Bei Gott! mir scheint, ich habe mich nicht damit belustigt, daß ich mir einen Dolchstich zwischen die beiden Schultern gab; was siehst Du nun?«

»Eine zerrissene Masche.«

»Er hat tüchtig zugestoßen, der teure Kapitän; und Blut?«

»Ja, viel Blut unter den Maschen.«

»Nimm mir also das Panzerhemd ab.«

Und er zog das Panzerhemd aus entblößte einen Rumpf, der nur aus Knochen, aus Muskeln auf die Knochen geklebt und aus Haut auf die Muskeln geklebt zu bestehen schien.

»Oh! Herr Chicot«, rief Bonhomet, »das ist so breit wie ein

Teller.«

»Ja, so ist es, das Blut ist ausgetreten, es ist eine Echyomise, wie die Ärzte sagen; gib mir weiße Leinwand, gieße zu gleichen Teilen gutes Olivenöl und Weinhefe in ein Glas und wasche mir diese Wunde aus, mein Freund, wasche sie.«

»Aber dieser Leichnam, lieber Herr Chicot, was soll ich damit machen?«

»Das geht Dich nichts an.«

»Wie, das geht mich nichts an?«

»Nein. Gib mir auch Feder und Papier.«

»Auf der Stelle, Herr Chicot.«

Bonhomet eilte aus dem Winkel fort.

Chicot, der wahrscheinlich keine Zeit zu verlieren, hatte, wärmte an der Lampe die Spitze eines kleinen Messers durchschnitt mitten im Wachs die Seide des Siegels vom Brief.

Dann zog er die Depeche, welche nun nichts mehr zurückhielt, aus ihrem Umschlag und las mit Zeichen lebhafter Befriedigung.

Als er zu Ende gelesen hatte, kehrte Meister Bonhomet mit dem Öl, dem Wein, der Tinte, dem Papier und der Feder zurück.

Chicot ordnete die Feder, die Tinte das Papier vor sich, setzte sich an den Tisch, und bot Bonhomet seinen Rücken mit einem stoischen Phlegma.

Bonhomet begriff die Pantomime und begann seine Reibungen.

Doch als ob man ihn, statt eine schmerzliche Wunde zu reizen, wollüstig gekitzelt hätte, schrieb Chicot während dieser Zeit den Brief des Herzogs von Guise an seine Schwester ab und machte bei jedem Wort seine Bemerkungen.

Dieser Brief war folgendermaßen abgefaßt:

»Liebe Schwester, die Expedition nach Antwerpen ist für Jedermann gelungen, für uns aber gescheitert; man wird Euch sagen, der Herzog von Anjou sei tot, glaubt es nicht, er lebt.

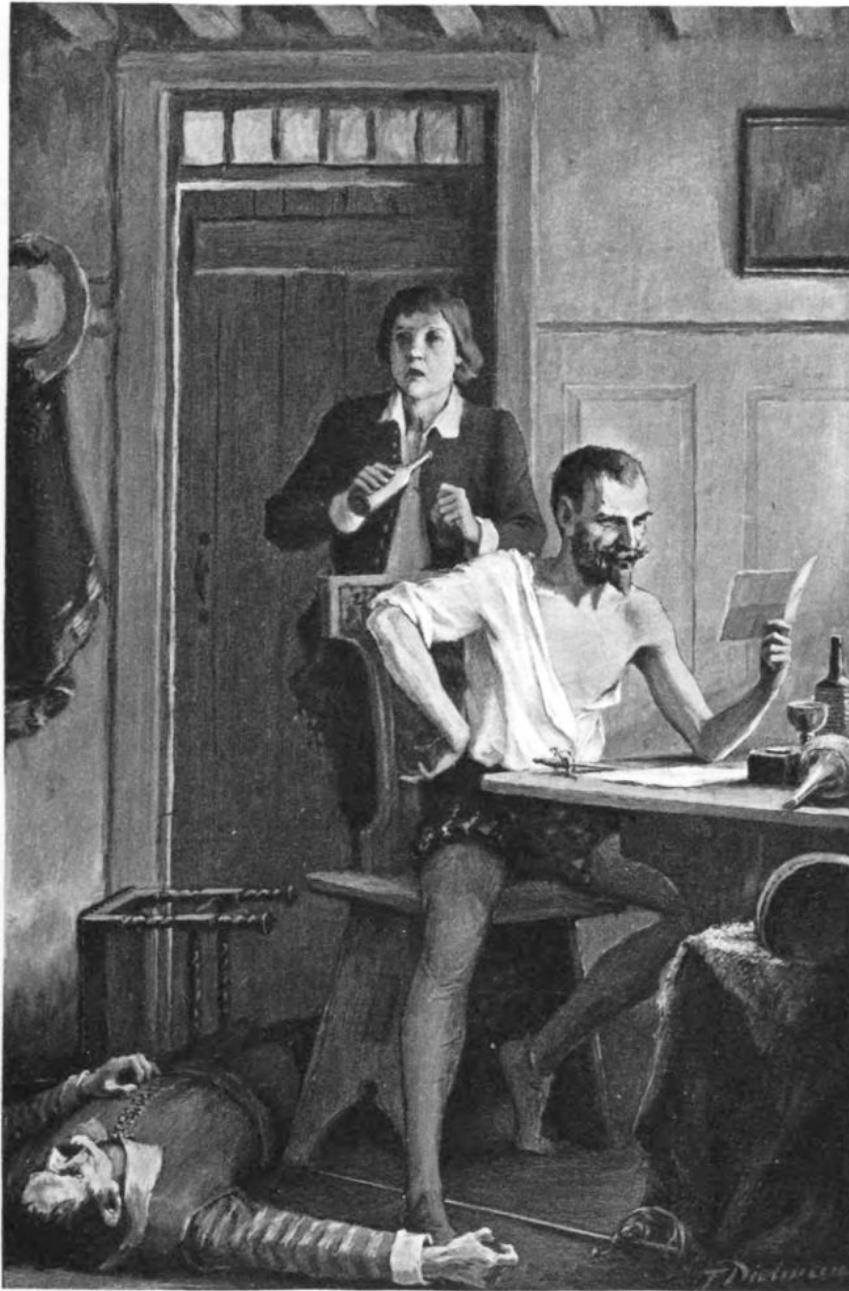
»Er lebt. Versteht Ihr? das ist die ganze Frage.

»Es liegt eine ganze Dynastie in diesen zwei Worten; diese zwei Worte trennen das Haus Lothringen vom Thron von Frankreich mehr, als es der tiefste Abgrund tun würde.

»Beunruhigt Euch indessen nicht zu sehr hierüber. Ich habe entdeckt, daß zwei Personen, welche ich gestorben glaubte, noch vorhanden sind, und es ist eine große Chance des Todes für den Prinzen in dem Leben dieser zwei Personen.

»Denkt also nur an Paris; in sechs Wochen wird es Zeit sein, daß die Ligue handelt; die Liguisten müssen also erfahren, daß der Augenblick naht, und sich bereit halten.

»Die Armee ist auf den Beinen; wir zählen zwölftausend sichere und wohl equipirte Leute; ich werde mit dieser Armee nach Frankreich ziehen unter dem Vorwand, die deutschen Hugenotten zu bekämpfen, welche Heinrich von Navarra Unterstützung bringen; ich werde die Hugenotten schlagen, und unter der Maske eines Freundes in Frankreich eingezogen, als Gebieter handeln.«



Bonhomet versteht die Pantomime und begann seine Reibungen

»Ei! ei!« machte Chicot.

»Ich tue Euch wehe, lieber Herr?« fragte Bonhomet seine Reibungen unterbrechend.

»Ja, mein Braver.«

»Ich will sanfter reiben, seid unbesorgt.«

Chicot fuhr fort:

»P.S. Ich billige vollkommen Euren Plan in Beziehung auf die Fünf und Vierzig; nur erlaubt mir, Euch zu sagen, teure

Schwester, daß Ihr diesen Burschen mehr Ehre erweist, als sie verdienen.«

»Ah! Teuffel!« murmelte Chicot, »das wird dunkel.«
Und er las noch einmal.

»Ich billige vollkommen Euren Plan in Beziehung auf die Fünf und Vierzig.«

»Welchen Plan?« fragte sich Chicot.

»Nur erlaubt mir, Euch zu sagen, liebe Schwester, daß Ihr diesen Burschen mehr Ehre erweist, als sie verdienen . . . «

»Welche Ehre? . . . «

Chicot wiederholte:

»Als sie verdienen.

»Euer wohlgewogener Bruder,

»H. von Lothringen.«

»Nun«, sagte Chicot, »das ist Alles klar, mit Ausnahme der Nachschrift. Gut, die Nachschrift werden wir überwachen.«

»Lieber Herr Chicot«, wagte Bonhomet zu fragen, als er sah, daß Chicot zu schreiben, wenn auch nicht zu denken aufgehört hatte, »lieber Herr Chicot, Ihr habt mir noch nicht gesagt, was ich mit dem Leichnam tun soll.«

»Das ist ganz einfach.«

»Ja, für Euch, der Ihr voll Einbildungskraft seid, aber nicht für mich.«

»Nun, stelle Dir zum Beispiel vor, dieser unglückliche Kapitän sei auf der Straße mit Schweizern in Streit geraten und man habe ihn verwundet hierher gebracht: hättest Du Dich geweigert, ihn aufzunehmen?«

»Gewiß nicht, wenn Ihr es mir nicht etwa verboten hättet, lieber Herr Chicot.«

»Nimm an, in diesen Winkel niedergelegt, sei er, trotz der Sorge, die Du auf ihn verwendest, in Deinen Händen vom Leben zum Tode übergegangen. Das wäre ein Unglück, nicht wahr?«

»Gewiß . . . «

»Und statt Dir Vorwürfe zuzuziehen, würdest Du Lobeserhebungen für Deine Menschenfreundlichkeit verdienen. Denke, sterbend habe dieser arme Kapitän den für Dich wohlbekannten Namen des Priors der Jakobiner von Saint-Antoine ausgesprochen.«

»Den Namen von Dom Modeste Gorenflot?« rief Bonhomet voll Erstaunen.

»Ja, von Dom Modeste Gorenflot. Nun wohl, Du wirst Dom Modeste benachrichtigen; Dom Modeste wird herbeieilen, da man in einer von den Taschen des Toten seine Börse wiederfindet, Du begreifst, es ist wichtig, daß man diese Börse findet, ich sage Dir das nur zur Nachachtung, und da man in einer von den Taschen des Toten seine Börse und in der andern diesen Brief findet, so faßt man keinen Verdacht.«

»Ich verstehe, lieber Herr Chicot.«

»Mehr noch, Du erhältst eine Belohnung, statt bestraft zu werden.«

»Ihr seid ein großer Mann, lieber Herr Chicot; ich laufe in die Priorei von Saint-Antoine.«

»Warte doch, was Teufels! ich habe gesagt die Börse und den Brief.«

»Ah! ja, und den Brief, Ihr habt ihn?«

»Ganz richtig.«

»Ich soll nicht sagen, daß er gelesen und abgeschrieben worden ist?«

»Bei Gott, gerade dafür, daß dieser Brief unberührt geblieben, wirst Du eine Belohnung erhalten.«

»Es ist also ein Geheimnis in diesem Brief?«

»In diesen Zeitläufen finden sich in Allem Geheimnisse, mein lieber Bonhomet.«

Nach dieser spruchreichen Antwort befestigte Chicot die Seide wieder unter dem Siegelwachs, wobei er dasselbe Verfahren anwandte, dann verband er das Wachs so künstlich, daß das geübteste Auge nicht den geringsten Sprung hätte sehen können.

Sobald dies geschehen war, steckte er den Brief in die Tasche des Toten, ließ sich auf seine Wunde, die in Kataplasmenform mit

Öl und Weinhefe getränkte Leinwand auflegen, zog den schützenden Panzer über seine Haut, das Hemd über seinen Panzer, sein Wamms über sein Hemd, hob seinen Degen auf, trocknete ihn ab, stieß ihn wieder in die Scheide und entfernte sich.

Doch er kehrte noch einmal um und sagte:

»Im Ganzen, wenn Dir die Fabel, die ich erfunden habe, nicht gut vorkommt, so kannst Du den Kapitän anklagen, er habe sich selbst den Degen durch den Leib gerannt.«

»Ein Selbstmord?«

»Bei Gott, Du begreifst, das gefährdet Niemand.«

»Doch man wird den Unglücklichen nicht in geweihter Erde begraben.«

»Pah!« versetzte Chicot: »macht man ihm damit ein großes Vergnügen?«

»Ich glaube wohl.«

»So tue, was Du willst, mein lieber Bonhomet, Gott befohlen.«

Dann zum zweiten Male zurückkehrend.

»Ah! ich will bezahlen, da er tot ist.«

Chicot warf hiernach drei Goldtaler aus den Tisch, legte zum Zeichen des Stillschweigens seinen Finger auf seine Lippen und ging hinaus.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Gatte und der Liebhaber.

Nicht ohne eine mächtige Gemütsbewegung sah Chicot wieder die so ruhige und so öde Rue des Augustins, die Ecke, welche die dem seinigen vorhergehenden Häuser bildeten, und endlich sein Haus selbst mit seinem dreieckigen Dach, seinem wurmstichigen Balkon und den mit Drachenköpfen verzierten Dachrinnen.

Er hatte so sehr Angst gehabt, nur eine Leere an der Stelle dieses Hauses zu finden, er hatte dergestalt die Straßen durch den Rauch eines Brandes geschwärzt zu finden befürchtet, daß ihm Straße und Haus als Wunder der Reinlichkeit, der Freundlichkeit und des Glanzes erschienen.

Chicot hatte in der Aushöhlung eines Steines, der als Base einer der Säulen seines Balkon diente, den Schlüssel seines geliebten Hauses verborgen. In jener Zeit war der Schlüssel irgend einer Kiste oder eines Schrankes an Gewicht und Umfang den größten Schlüsseln der Häuser in unseren Tagen gleich; die Schlüssel der Häuser glichen also nach den natürlichen Verhältnissen den Schlüsseln moderner Städte.

Chicot hatte berechnet, wie schwierig es für seine Tasche wäre, den ehrenwerten Hausschlüssel zu tragen, er hatte sich dem zu Folge entschlossen, ihn an der von uns genannten Stelle zu verbergen.

Es läßt sich nicht leugnen, Chicot empfand auch einen leichten Schauer, als er seinen Finger in den Stein steckte; auf diesen Schauer folgte eine unsägliche Freude, sobald er die Kälte des Eisens fühlte.

Der Schlüssel war wirklich an dem Platz, wo er ihn gelassen hatte.

Dasselbe war bei den Gerätschaften des ersten Stockes, bei dem auf den Balken genagelten Brettchen und endlich bei den tausend Talern der Fall, welche immer noch in ihrem eichenen Verstecke schlummerten.

Chicot war nicht geizig: im Gegenteil; oft hatte er das Gold mit

vollen Händen weggeworfen, wobei er die Materie dem Triumph der Idee opferte, was die Philosophie jedes Menschen von einem gewissen Werte ist; doch wenn die Idee für den Augenblick die Materie zu beherrschen aufgehört hatte, wenn nämlich kein Bedürfnis nach Geld, nach Opfer mehr vorhanden war, wenn mit einem Wort die sinnliche Intermittenz in der Seele von Chicot herrschte, und diese Seele dem Körper zu leben und zu genießen gestattete, so nahm das Geld, diese erste, diese beständige, diese ewige Quelle tierischer Genüsse, wieder seinen Wert in den Augen unseres Philosophen an. Niemand wußte besser als er, in wie viele angenehme Parzellen das unschätzbare Ganze, das man einen Taler nennt, sich abteilt.

»Alle Wetter«, murmelte Chicot, als er, seine Platte offen, sein Brettchen an seiner Seite und seinen Schatz unter seinen Augen, mitten im Zimmer gekauert war, »alle Wetter, ich habe da einen vortrefflichen Nachbar, einen würdigen Mann, der mein Geld in Respekt erhalten und selbst respektiert hat; das ist wahrhaftig eine unschätzbare Handlung in diesen Zeitläufen. Bei Gott! ich bin diesem artigen Mann einen Dank schuldig, und er soll ihn noch diesen Abend haben.«

Hiernach setzte Chicot sein Brettchen wieder auf den Balken, die Platte auf das Brettchen, trat an das Fenster schaute nach dem Hause gegenüber.

Es hatte immer noch die graue, düstere Farbe, welche die Einbildungskraft als eine natürliche Färbung den Gebäuden leiht, deren Charakter sie kennt.

»Es muß noch nicht die Stunde zum Schlafengehen sein«, sagte Chicot, »und überdies sind diese Leute, dessen bin ich sicher, keine wütende Schläfer; wir wollen also sehen.«

Er stieg hinab und klopfte, nachdem er seiner lachenden Miene allen Liebreiz zu geben bemüht gewesen, an die Türe des Nachbars.

Er bemerkte das Geräusch der Treppe, das Krachen eines behenden Schrittes, und wartete dennoch ziemlich lange, ehe er zum zweiten Male klopfen zu müssen glaubte. Bei dieser neuen Aufforderung öffnete sich die Türe und ein Mann erschien im Schatten.

»Meinen Dank und guten Abend«, sagte Chicot indem er die Hand ausstreckte, »ich bin nun zurückgekehrt, und komme, um Euch meine Erkenntlichkeit auszudrücken, lieber Nachbar.«

»Was beliebt?« machte eine Stimme, deren Ton Chicot sehr in Erstaunen setzte.

Zu gleicher Zeit tat der Mann, der die Türe geöffnet hatte, einen Schritt rückwärts.

»Ah! ich täusche mich«, sagte Chicot, »Ihr wart nicht mein Nachbar im Augenblick meiner Abreise, und Gott vergebe mir, dennoch kenne ich Euch.«

»Und ich kenne Euch auch«, erwiderte der junge Mann.

»Ihr seid der Herr Vicomte Ernauton von Carmainges.«

»Und Ihr, Ihr seid der Schatten.«

»In der Tat«, rief Chicot, »ich falle aus den Wolken.«

»Was wünscht Ihr, mein Herr?« fragte der junge Mann ein wenig ärgerlich.

»Verzeiht, ich störe Euch vielleicht, mein lieber Herr.«

»Nein, doch Ihr werdet mir wohl erlauben, Euch zu fragen, was zu Euren Diensten steht?«

»Nichts, wenn nicht, daß ich mit dem Herrn des Hauses sprechen wollte.«

»Sprecht also.«

»Wie so?«

»Der Herr des Hauses bin ich.«

»Ihr? ich bitte, seit wann?«

»Seit drei Tagen.«

»Gut! das Haus war also zu verkaufen?«

»Es scheint, da ich es gekauft habe.«

»Aber der ehemalige Eigentümer?«

»Bewohnt es nicht mehr, wie Ihr seht.«

»Wo ist er?«

»Ich weiß es nicht.«

»Verständigen wir uns, mein Herr«, sagte Chicot,

»Das ist mir ganz lieb«, erwiderte Ernauton mit sichtbarer Ungeduld, »nur wollen wir uns rasch verständigen.«

»Der ehemalige Eigentümer war ein Mann von fünf und zwanzig bis dreißig Jahren, der aber vierzig zu sein schien.«

»Nein; es war ein Mann von fünf und sechzig bis sechs und sechzig Jahren, was sein Alter zu sein schien.«

»Kahl.«

»Nein, im Gegenteil, mit einem Wald weißer Haare.«

»Nicht wahr, er hatte eine ungeheure Narbe an der linken Seite seines Kopfes?«

»Die Narbe habe ich nicht gesehen, aber eine große Anzahl von Runzeln.«

»Das begreife ich nicht«, versetzte Chicot.

»Nun, so sprecht«, sagte Ernauton, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, »was wolltet Ihr von diesen Menschen, mein lieber Herr Schatten?«

Chicot wollte zugestehen, was seine Absicht war; dort plötzlich erinnerte ihn das Geheimnis der Überraschung von Ernauton an ein diskreten Leuten teures Sprichwort, und er erwiderte:

»Ich wollte ihm einen kleinen Besuch machen, wie man dies unter Nachbarn zu tun pflegt.«

Auf diese Art log Chicot nicht und sagte er nichts.

»Mein lieber Herr«, sprach Ernauton höflich, zugleich aber beträchtlich die Öffnung der Türe vermindern, die er mit der Hand hielt, »mein lieber Herr, ich bedaure, Euch keine genaue Auskunft geben zu können.«

»Ich danke, mein Herr«, sagte Chicot, »ich werde anderswo suchen.«

»Aber«, fuhr Ernauton fort, während er die Türe immer mehr zumachte, »aber das hält mich nicht ab, mir zu dem Zufall, der mich mit Euch wieder in Berührung setzt, Glück zu wünschen.«

»Du möchtest mich gern beim Teufel sehen, nicht wahr?« dachte Chicot, während er den Gruß durch einer Gruß erwiderte.

Doch da Chicot in seiner Befangenheit, trotz dieser geistigen Antwort, sich zurückzuziehen vergaß, so sagte Ernauton, von dem nur noch das Gesicht zwischen der Türe und dem Gesimse sichtbar war:

»Auf baldiges Wiedersehen, mein Herr.«

»Nur noch einen Augenblick, Herr von Carmainges«, sprach Chicot.

»Mein Herr«, entgegnete Ernauton, »zu meinen großen Bedauern vermöchte ich nicht länger zu verweilen; ich erwarte Jemand, der gerade an diese Türe klopfen soll, und dieser Jemand würde es mir sehr verargen, wenn ich bei seinem Empfang nicht mit aller möglichen Diskretion zu Werke ginge.«

»Das genügt, mein Herr, ich begreife«, sprach Chicot; verzeiht, »daß ich Euch belästigt habe, ich entferne mich.«

»Gott befohlen, lieber Herr Schatten.«

»Gott befohlen, würdiger Herr Ernauton.«

Hiernach machte Chicot einen Schritt rückwärts und sah, wie man ihm die Türe vor der Nase schloß.

Er horchte, um wahrzunehmen, ob der junge Mann mißtrauisch seinen Abgang belauerte, doch er hörte, daß Ernauton die Treppe hinaufstieg; Chicot konnte also ohne Unruhe in sein Haus zurückkehren, dessen Türe er verriegelte, entschlossen, seinen Nachbar in seinen Gewohnheiten nicht zu stören, dabei denselben aber seiner eigenen Gewohnheit gemäß nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Chicot war in der Tat nicht der Mann, der über einem Vorfall entschlummerte, welcher ihm einigermaßen wichtig zu sein schien, ohne diesen Vorfall betastet, umgedreht und mit der Geduld eines ausgezeichneten Anatomikers secirt zu haben; unwillkürlich, und dies war ein Vorzug oder ein Fehler seiner Organisation, unwillkürlich bot sich jede in seinem Gehirn incrustirte Form zur Analyse durch ihre hervorspringenden Seiten, so daß die Gehirnwände des armen Chicot dadurch verwundet, zerrissen und zu einer unmittelbaren Prüfung aufgefordert wurden.

Chicot, den bis dahin der Satz in dem Briefe des Herzogs von Guise:

»Ich billige vollkommen Euren Plan in Beziehung auf die Fünf Vierzig.« beschäftigt hatte, gab diesen Satz auf, den er später gründlich zu untersuchen sich gelobte, um den neuen Gegenstand, der ihn beunruhigte, einer scharfen Prüfung zu unterwerfen.

Chicot bedachte, daß es sehr seltsam sei, Ernauton sich so als Herrn in dem geheimnisvollen Hause einnisten zu sehen, dessen Bewohner so plötzlich verschwunden waren. Um so mehr, als sich auf diese früheren Bewohner für Chicot ein Satz in dem Briefe des Herzogs von Guise, den Herzog von Anjou betreffend, beziehen konnte.

Das war ein bemerkenswerter Zufall, und Chicot hatte die Gewohnheit, an providenzielle Zufälle zu glauben.

Er entwickelte sogar in dieser Hinsicht, wenn man es von ihm verlangte, sehr geistreiche Theorien.

Die Grundlage dieser Theorien war eine Idee, welche unserer Ansicht nach jeder andern an Wert gleichkam.

Man vernehme diese Idee.

Der Zufall ist der Vorbehalt Gottes.

Der Allmächtige gibt seinen Vorbehalt nur unter wichtigen Umständen, besonders seitdem er gesehen hat, daß die Menschen scharfsichtig genug sind, um die Chancen nach der Natur und den regelmäßig organisierten Elementen zu studieren und vorherzusehen.

Gott liebt es und muß es lieben, die Kombination dieser Hoffärthigen zu vereiteln, deren frühere Hoffarth er dadurch bestrafte, daß er sie ertränkte, und deren zukünftige Hoffarth er dadurch bestrafen wird, daß er sie verbrennt.

Gott liebt es also, sagen wir, oder sagte vielmehr Chicot, die Kombinationen dieser Hoffärthigen mit den Elementen zu vereiteln, die ihnen unbekannt sind, und deren Dazwischentritt sie nicht vorhersehen können.

Diese Theorie enthält, wie man sieht, Scheinbeweisgründe, und kann glänzende Thesen liefern. Doch den Leser drängt es ohne Zweifel, wie Chicot, zu erfahren, was Carmainges in diesem Hause machte, und er wird uns Dank wissen, wenn wir die Entwicklung hierbei beruhen lassen.

Chicot dachte also darüber nach, daß es seltsam sei, Ernauton in diesem Hause zu sehen, wo er Rémy gesehen hatte.

Er dachte, dies sei aus zwei Gründen seltsam: einmal, wegen der vollkommenen Unkenntnis, in der diese zwei Menschen von einander lebten, was voraussetzen ließ, daß hierbei ein Chicot

unbekannter Vermittler im Spiele sein mußte.

Zweitens, weil dieses Haus an Ernauton verkauft worden war, der kein Geld besaß, um es zu kaufen.

»Es ist wahr«, sagte Chicot zu sich selbst, indem er; sich so bequem als möglich auf seiner Dachrinne, seinem gewöhnlichen Beobachtungsposten, installierte, »es ist wahr, der junge Mann behauptet, er werde einen Besuch bekommen, und dieser Besuch sei der einer Frau; heut zu Tage sind die Frauen reich und erlauben sich Phantasien, Ernauton ist schön jung, zierlich, Ernauton hat gefallen, man hat ihm Rendez-vous gegeben, man hat ihn dieses Haus zu kaufen beauftragt; er hat das Haus gekauft und das Rendez-vous angenommen. Ernauton«, fuhr Chicot fort, »lebt bei Hofe, es muß also eine Frau vom Hofe sein, mit der er es zu tun hat. Armer Junge, wird er sie lieben? Gott behüte ihn, er würde in den Schlund der Verderbnis fallen. Gut, lese ich ihm nicht Moral? – Doppelt unnütze und zehnfach alberne Moral. Unnützlich, weil er sie nicht hört, und, wenn er sie hörte, nicht darauf achten würde. Albern, weil ich besser daran täte, wenn ich zu Bette ginge und ein wenig an den armen Borromée dächte. In dieser Hinsicht«, fuhr Chicot fort, der wieder düster wurde, »in dieser Hinsicht habe ich Eines bemerkt: der Gewissensbiß besteht nicht und ist nur ein relatives Gefühl; es erfüllt mich in der Tat keine Reue, daß ich Borromée getötet habe, da mich die Unruhe, in welche mich die Lage von Carmainges versetzt, vergessen läßt, daß ich ihn getötet; und er, wenn er mich an den Tisch genagelt hätte, wie ich ihn an den Verschlag genagelt habe, würde sicherlich zu dieser Stunde nicht mehr von Gewissensbissen geplagt, als ich selbst geplagt werde.«

Chicot war so weit in seinen Betrachtungen, in seinen Schlüssen, in seiner Philosophie, die ihm im Ganzen anderthalb Stunden weggenommen hatten, als er seinem Nachsinnen durch die Ankunft einer Sänfte entzogen wurde, welche von der Seite des Gasthofes zum *Kühnen Ritter* kam.

Diese Sänfte hielt vor der Schwelle des geheimnisvollen Hauses an.

Eine verschleierte Dame stieg aus und verschwand alsbald durch die Türe, welche Ernauton halb geöffnet hielt.

»Armer Junge«, murmelte Chicot »ich täuschte mich nicht, er

erwartete eine Frau, und hierüber will ich mich schlafen legen.«

Chicot erhob sich; doch er blieb unbeweglich stehen.

»Ich täusche mich«, sprach er, »ich werde nicht schlafen; doch ich behaupte, was ich sage: wenn ich nicht schlafe, so sind es nicht Gewissensbisse, die mich am Schlafen verhindern, es wird die Neugierde sein, was ich da sage, ist so wahr, daß ich, wenn ich an meinem Beobachtungsposten bleibe, nur mit Einem beschäftigt sein werde, damit, zu erfahren, welche von den edlen Damen den schönen Ernauton mit ihrer Liebe beehrt. Es ist also besser, wenn ich auf meinem Posten bleibe, da ich, wenn ich mich niederlegte, sicherlich wieder aufstehen würde, um dahin zurückzukehren.«

Und hiernach setzte sich Chicot wieder.

Es war ungefähr eine Stunde abgelaufen, ohne daß wir sagen könnten, ob Chicot an die unbekannte Dante oder an Borromée dachte, ob er von der Neugierde in Anspruch genommen oder von Reue erfüllt war, als er am Ende der Straße den Galopp eines Pferdes zu hören glaubte.

Es erschien in der Tat bald ein Reiter in seinen Mantel gehüllt.

Der Reiter hielt mitten in der Straße an und suchte sich, wie es schien, auszukennen.

Da erblickte der Reiter die Gruppe, welche die Sänfte und ihre Träger bildeten.

Er ritt gerade auf sie zu, man hörte seinen Degen an seine Sporen schlagen, und er war somit bewaffnet.

Die Träger wollten sich ihm widersetzen; doch er sprach ein paar Worte leise zu ihnen, und sie traten nicht nur ehrfurchtsvoll auf die Seite, sondern es empfing sogar einer derselben, als er abgestiegen war, aus seinen Händen die Zügel seines Pferdes.

Der Unbekannte ging auf die Türe zu und klopfte heftig an.

»Bei Gott!« sprach Chicot zu sich selbst, »es war vernünftig von mir, daß ich geblieben bin! Meine Ahnungen, die mir verkündigten, es würde etwas Seltsames vorgehen, betrogen mich nicht. Das ist der Mann, armer Ernauton! Wir werden sogleich einer Ermordung beiwohnen. Doch wenn dies der Mann ist, so ist es sehr gut, daß er seine Ankunft durch ein so heftiges Klopfen verkündigt.«

Aber trotz der beamtenmäßigen Art und Weise, in der der

Unbekannte geklopft hatte, zögerte man, ihm zu öffnen.

»Öffnet!« rief der Klopfende.

»Öffnet! öffnet!« wiederholten die Träger.

»Unleugbar«, sagte Chicot, »ist es der Mann; er hat die Träger bedroht, sie peitschen oder hängen zu lassen, und die Träger sind für ihn. Der arme Ernauton wird bei lebendigem Leibe geschunden werden. – Oho! doch nur wenn ich es dulde«, fügte Chicot bei. »Denn im Ganzen ist er mir beigestanden, und folglich muß ich ihm eintretenden Falles auch beistehen. Der Fall ist aber eingetreten, wie mir scheint, oder er wird nie mehr eintreten.«

Chicot war entschlossen und edelmütig; überdies neugierig; er nahm seinen langen Degen von der Wand, schob ihn unter seinen Arm und stieg eiligst seine Treppe hinab.

Chicot wußte seine Türe zu öffnen, ohne daß das geringste Geräusch entstand, was eine unerläßliche Wissenschaft für Jeden ist, der mit Nutzen horchen will.

Chicot schlüpfte unter dem Balkon hinter einen Pfeiler und wartete.

Kaum stand er hier, als sich die Türe gegenüber auf ein Wort öffnete, das der Unbekannte durch das Schloß flüsterte; doch er blieb auf der Schwelle.

Einen Augenblick nachher erschien die Dame im Rahmen der Türe.

Sie nahm den Arm des Cavaliers, der sie zur Sänfte zurückführte, die Türe derselben schloß und wieder zu Pferde stieg.

»Es unterliegt keinem Zweifel, es war der Mann«, sagte Chicot, »im Ganzen ein guter Kerl von einem Mann, da er nicht ein wenig in dem Hause suchte, um meinem Freund Carmainges den Bauch aufschlitzen zu lassen.«

Die Sänfte setzte sich in Bewegung, der Cavalier ritt am Schlag.

»Bei Gott!« sagte Chicot zu sich selbst, »ich muß diesen Leuten folgen, damit ich weiß, wer sie sind und wohin sie gehen; sicherlich werde ich aus meiner Entdeckung einen soliden Rat für meinen Freund Carmainges ziehen.«

Chicot folgte ihnen in der Tat, wobei er die Vorsicht beobachtete, im Schatten der Mauern zu bleiben und seinen Tritt

in dem Geräusch der Tritte der Menschen und Pferde zu ersticken.

Das Erstaunen von Chicot war nicht gering, als er die Sänfte vor dem Gasthaus zum *Kühnen Ritter* anhalten sah.

Beinahe in demselben Augenblick, als ob Jemand gewacht hätte, öffnete sich die Türe.

Immer noch verschleiert, stieg die Dame aus, trat ein und ging in das Türmchen hinauf, dessen Fenster im ersten Stock beleuchtet waren.

Der Mann ging hinter ihr hinauf.

Dem Ganzen schritt Dame Fournichon, eine Kerze in der Hand haltend, voran.

»Das ist mir offenbar durchaus unbegreiflich«, sagte Chicot, indem er seine Arme über der Brust kreuzte.

Sechzehntes Kapitel,

Wie Chicot in dem Briefe des Herrn Herzogs von Guise klar zu sehen anfing.

Chicot glaubte irgendwo die Haltung dieses so gefälligen Cavaliers gesehen zu haben; doch sein Gedächtnis, das sich während seiner Reise nach Navarra, wo er so verschiedenartige Haltungen zu Gesicht bekommen, etwas verwirrt hatte, lieferte ihm nicht mit seiner gewöhnlichen Leichtigkeit den Namen, den er auszusprechen wünschte.

Während er im Schatten verborgen, die Augen auf das beleuchtete Fenster geheftet, sich fragte, was dieser Mann und diese Frau, nachdem sie Ernauton in dem geheimnisvollen Hause zurückgelassen, unter vier Augen im *Kühnen Ritter* machen dürften, sah unser würdiger Gascogner, wie sich die Türe des Wirtshauses öffnete und in dem Lichtstreifen, der aus der Öffnung hervordrang, Etwas wie die schwarze Silhouette eines Mönchleins erschien.

Diese Silhouette hielt einen Augenblick an, um nach demselben Fenster zu schauen, nach dem Chicot schaute.

»Oho!« murmelte er, »das scheint mir ein Jakobinerrock zu sein; läßt Meister Gorenflot in der Disziplin nach, daß er seinen Schafen zu einer solchen Stunde der Nacht und in einer solchen Entfernung von der Priorei umherzuschweifen gestattet?«

Chicot folgte mit den Augen dem Jakobiner, während er die Rue des Augustins hinabging, und ein besonderer Instinkt sagte ihm, er würde in dem Mönch den Schlüssel zu dem Rätsel finden, den er bis jetzt vergebens gesucht hatte.

Wie Chicot die Haltung des Cavaliers zu erkennen geglaubt hatte, so glaubte er bei dem Mönchlein eine gewisse Schulterbewegung, eine gewisse militärische Ungezwungenheit zu erkennen, welches nur den Stammgästen der Fechtsäle eigentümlich sind.

»Ich will verdammt sein«, sagte er, »wenn dieses Mönchsgewand nicht dem kleinen Ungläubigen angehört, den

man mir als Reisegefährten geben wollte, und der mit der Büchse dem Rappier so gut umzugehen weiß.«

Kaum war Chicot dieser Gedanke gekommen, als er, um sich von dem Werte desselben zu überzeugen, seine Beine weit ausstreckte und in zehn Schritten den kleinen Burschen einholte, der, um rascher gehen zu können, seinen Rock an seinem mageren, nervigen Bein aufgeschlagen hatte.

Dies war übrigens keine große Schwierigkeit, insofern der kleine Mönch von Zeit zu Zeit stille stand, um zurückzuschauen, als entfernte er sich nur ungern und mit tiefem Bedauern.

Sein Blick war beständig nach den glänzenden Fenstern des Wirtshauses gerichtet, Chicot hatte nicht zehn Schritte gemacht, als er sicher war, daß er sich in seinen Vermutungen nicht getäuscht hatte.

»Hollah! kleiner Bursche«, sagte er, »hollah, mein kleiner Jacques; hollah, mein kleiner Clement, Halt!«

Dieses letzte Wort sprach er auf eine so militärische Weise, daß der Mönch darüber bebte.

»Wer ruft mich?« fragte der junge Mann mit einem heftigen und mehr herausfordernden, als wohlwollenden Ton.

»Ich!« erwiderte Chicot, indem er sich vor dem Jakobiner hoch aufrichtete, »ich, erkennst Du mich nicht, mein Sohn?«

»Ah! Herr Robert Briquet.« rief das Mönchlein.

»Ich selbst, kleiner. Und wohin gehst Du so spät, liebes Kind?«

»In die Priorei, Herr Briquet.«

»Gut; doch woher kommst Du?«

»Ich?«

»Allerdings, kleiner Nachtschwärmer.«

Zitternd erwiderte der junge Mensch:

»Ich weiß nicht, was Ihr da sagt, Herr Briquet; Ich bin im Gegenteil in einem wichtigen Auftrag von Dom Modeste abgeschickt, und er selbst wird dies bei Euch zeugen, wenn es nötig ist . . . «

»Ruhig, ruhig, mein kleiner Heiliger; wir fangen Feuer wie eine Lunte, wie es scheint.«

»Ist kein Grund dazu vorhanden, wenn man sich nennen hört,

wie Ihr mich nennt?«

»Ah! siehst Du, wenn ein Gewand wie das Deinige zu einer solchen Stunde aus einer Schenke herauskommt . . . «

»Ich, aus einer Schenke!«

»Ei! gewiß, ist das Haus, aus dem Du kommst, nicht das zum *Kühnen Ritter*? Ah! Du siehst wohl, daß ich Dich ertappe.«

»Ihr habt Recht«, erwiderte Clement, »doch ich kam nicht aus einer Schenke.«

»Wie, ist das Wirtshaus zum *Kühnen Ritter* nicht eine Schenke?«

»Eine Schenke ist ein Haus wo man trinkt, und da ich in diesem Hause nichts getrunken habe, so ist dieses Haus für mich keine Schenke.«

»Teufel! die Unterscheidung ist fein, wenn mich nicht Alles täuscht, wirst Du eines Tags ein gewaltiger Theolog; doch wenn Du nicht in dieses Haus gingst, um zu trinken, warum gingst Du denn dahin?«

Clement antwortete nicht und Chicot konnte auf seinem Gesichte, trotz der Dunkelheit, den festen Willen, nicht ein einziges Wort mehr zu sagen, lesen.

Dieser Entschluß war unserem Freunde sehr ärgerlich, da er die Gewohnheit angenommen hatte, Alles in Erfahrung zu bringen.

Nicht als hätte Clement einen gewissen Trotz in sein Stillschweigen gelegt; er hatte im Gegenteil ganz entzückt geschienen, daß er auf eine so unerwartete Weise seinen gelehrten Professor der Fechtkunst, Meister Robert Briquet, wieder getroffen, und war in seinem Empfang so freundlich gegen ihn gewesen, als es sich nur immer von dieser herbem verschlossenen Natur erwarten ließ.

Das Gespräch hatte gänzlich aufgehört. Um es wieder anzuknüpfen, war Chicot auf dem Punkt, den Namen des Bruder Borromée auszusprechen; aber obgleich er keine Gewissensbisse hatte, oder keine zu haben glaubte, erstarb doch dieser Name auf seinen Lippen.

Der junge Mann, während er stumm blieb, schien etwas zu erwarten; er sah aus, als betrachtete er es als ein Glück, so lange

als möglich in der Gegend des Wirtshauses zum *Kühnen Ritter* bleiben zu können.

Robert Briquet versuchte es, mit ihm von der Reise zu sprechen, die das Kind mit ihm machen zu dürfen einen Augenblick die Hoffnung gehabt hatte.

Die Augen von Jacques Clement glänzten bei den Worten Raum und Freiheit.

Robert Briquet erzählte, in den Ländern, die er durchwandert, stehe die Fechtkunst sehr in Ehren, und er fügte nachlässig bei, er habe sogar einige vortreffliche Stöße mitgebracht.

Dies hieß Jacques auf einen brennenden Boden führen. Er verlangte die Stöße kennen zu lernen, und Chicot markierte einige auf dem Arm des kleinen Bruders.

Doch alle diese Possen von Chicot erweichten die Halsstarrigkeit des kleinen Clement nicht, und während er die unbekanntenen Stöße, die ihm sein Freund, Meister Robert Briquet zeigte, zu parieren suchte, beobachtete er ein hartnäckiges Stillschweigen in Beziehung auf das, was er im Quartiere getan.

Ärgerlich, aber Herr über sich, beschloß Chicot, es mit der Ungerechtigkeit zu versuchen. Die Ungerechtigkeit ist eine der mächtigsten Herausforderungen, die erfunden worden sind, um die Frauen, die Kinder und die Untergeordnetenem welcher Natur sie auch sein mögen, zum Sprechen zu bringen.

»Gleichviel, Kleiner«, sagte er, als ob er auf seinen ersten Gedanken zurückkäme, »gleichviel, Du bist ein ganz artiges Mönchlein; doch Du gehst in Wirtshäuser, und vollends in welche Wirtshäuser? in denjenigen, wo man schöne Frauen findet, und Du bleibst in Extase vor dem Fenster stehen, wo man ihren Schatten sehen kann; Kleiner, Kleiner, ich werde es Dom Modeste sagen.«

Der Schlag traf scharf, schärfer sogar, als es Chicot gedacht hatte, denn er vermutete Anfangs nicht, die Wunde würde so tief werden.

Jacques wandte sich um, einer Schlange ähnlich, die man mit den Füßen tritt.

»Das ist nicht wahr«, rief er rot vor Scham und Zorn, »ich schaue nicht nach den Frauen.«

»Doch, doch!« fuhr Chicot fort, »es war im Gegenteil eine sehr schöne Frau im *Kühnen Ritter*, als Du heraus kamst, und Du hast Dich umgewandt, um sie noch zu sehen, und ich weiß, daß Du im Türmchen auf sie wartetest, und ich weiß, daß Du sie gesprochen hast.«

Chicot verfuhr durch Schlüsse.

Jacques konnte nicht mehr an sich halten.

»Allerdings habe ich sie gesprochen«, rief er, »ist es eine Sünde, mit Frauen zu sprechen?«

»Nein, wenn man mit ihnen nicht aus eigenem Antrieb durch eine Versuchung Satans bewogen spricht.«

»Satan hat bei allem dem nichts zu tun, und ich mußte wohl mit dieser Dame sprechen, da ich beauftragt war, ihr einen Brief zu übergeben.«

»Beauftragt von Dom Modeste?« rief Chicot.

»Ja, klagt nun bei ihm.«

Einen Augenblick betäubt und in der Finsternis tappend, fühlte Chicot, bei diesen Worten einen Blitz die Dunkelheit seines Gehirnes durchzucken.

»Ah!« sagte er, »ich wußte das wohl.«

»Was wußtet Ihr?«

»Das, was Du mir nicht sagen wolltest.«

»Ich sage nicht einmal *meine* Geheimnisse, und noch viel weniger die von *Andern*.«

»Ja; aber mir.«

»Warum Euch?«

»Mir, der ich ein Freund von Dom Modeste bin, und dann mir . . . «

»Nun?«

»Mir, der ich zum Voraus Alles weiß, was Du mir sagen könntest.«

Der kleine Jacques schaute Chicot den Kopf schüttelnd und mit einem ungläubigen Lächeln an.

»Sol! ich Dir erzählen, was Du mir nicht erzählen willst?« fragte Chicot.

»Erzählt es mir«, erwiderte Jacques.

»Vor Allem«, sprach Chicot, »ist der arme Borromée . . . «
Das Gesicht von Jacques verdüsterte sich.
»Oh!« sagte der Knabe, »wenn ich dabei gewesen wäre . . . «
»Wenn Du dabei gewesen wärest?«
»So würde die Sache nicht so gegangen sei.«
»Du hättest ihn gegen die Schweizer verteidigt, mit denen er Streit bekommen?«
»Somit wäre er nicht getötet worden.«
»Oder ich wäre mit ihm getötet worden.«
»Nun, Du warst nicht dabei, und der arme Teufel ist in einem abscheulichen Wirtshaus gestorben, und hat sterbend den Namen von Dom Modeste ausgesprochen?«
»Ja.«
»Man hat Dom Modeste davon benachrichtigt?«
»Ein Mann erschien ganz bestürzt und machte Lärmen im Kloster.«
»Und Dom Modeste ließ seine Sänfte kommen, und eilte nach dem *Füllhorn*?«
»Woher wißt Ihr das?«
»Oh! Du kennst mich noch nicht, Kleiner; ich bin ein wenig Hexenmeister.«
Jacques wich zwei Schritte zurück.
»Das ist noch nicht Alles«, fuhr Chicot fort, der sich, während er sprach, durch das eigene Licht seiner Worte erleuchtete, »man fand einen Brief in der Tasche des Toten.«
»Einen Brief, so ist es.«
»Und Dom Modeste beauftragte seinen kleinen Jacques, diesen Brief an seine Adresse zu überbringen.«
»Ja.«
»Und der kleine Jacques lief auf der Stelle nach dem Hotel Guise.«
»Oh!«
»Wo er Niemand fand . . . «
»Guter Gott!«
»Als Herrn von Mayneville.«

»Barmherzigkeit.«

»Welcher Herr von Mayneville Jacques in das Wirtshaus zum *Kühnen Ritter* führte.«

»Herr Briquet! Herr Briquet!« rief Jacques, »wenn Ihr das wißt!«

»Alle Wetter, Du siehst wohl, daß ich es weiß«, rief Chicot, triumphierend, daß er dem für ihn so wichtigen Unbekannten die Umhüllung, die ihn Anfangs verbargen, abgestreift hatte.

»Ihr seht also wohl«, sagte Jacques, »Ihr seht, Herr Briquet, daß ich nicht schuldig bin.«

»Nein«, erwiderte Chicot, »Du bist weder durch eine Handlung, noch durch eine Unterlassung schuldig, wohl aber in Gedanken.«

»Ich?«

»Gewiß, Du findest die Herzogin sehr schön.«

»Ich!!«

»Und Du wendest Dich um, damit Du sie noch einmal durch die Scheiben siehst.«

»Ich!!!«

Das Mönchlein errötete und stammelte:

»Es ist richtig, sie gleicht einer Jungfrau Maria, die zu den Häupten meiner Mutter war.«

»Oh!« murmelte Chicot, »wie viel geht für die Leute verloren, welche nicht neugierig sind.«

Dann ließ er sich von dem kleinen Clement, der nur seiner Diskretion anheimgegeben war, Alles erzählen, was er selbst erzählt hatte, nur diesmal mit Einzelheiten, die er nicht wissen konnte.

»Siehst Du«, sagte Chicot, als er zu Ende war, »siehst Du, welch einen armseligen Fechtmeister Du an Bruder Borromée hattest!«

»Herr Briquet«, erwiderte der kleine Jacques, »man muß von den Toten nichts Schlimmes reden.«

»Doch gestehe Eines.«

»Was?«

»Daß Borromée weniger gut ficht, als derjenige, welcher ihn getötet hat.«

»Das ist wahr.«

»Wohl! das war Alles, was ich Dir zu sagen hatte . . . Gute Nacht, mein kleiner Jacques, auf baldiges Wiedersehen, und wenn Du willst . . . «

»Was, Herr Briquet?«

»Nun, so werde ich Dir in Zukunft Lektionen in der Fechtkunst geben.«

»Oh! sehr gern.«

»Vorwärts, vorwärts, Kleiner, denn man erwartet Dich voll Ungeduld in der Priorei.«

»Es ist wahr; ich danke, Herr Briquet, daß Ihr mich daran erinnert.«

Und das Mönchlein verschwand, eiligst davonlaufend.

Nicht ohne Grund hatte Chicot den kleinen Jacques entlassen. Er hatte Alles von ihm herausgelockt, was er wissen wollte, und mußte noch auf einer andern Seite etwas in Erfahrung bringen.

Mit großen Schritten kehrte er daher nach seinem Hause zurück. Die Sänfte, die Träger und das Pferd waren immer noch vor der Türe des *Kühnen Ritters*.

Geräuschlos erreichte er seine Rinne.

Das dem seinigen gegenüberliegende Haus war noch beleuchtet.

Von nun an hatte er nur Blicke für dieses Haus.

Er sah Anfangs durch den Spalt eines Vorhangs Ernauton hin und hergehen, der voll Ungeduld zu warten schien.

Dann sah er die Sänfte zurückkehren, Mayneville wegreiten und endlich die Herzogin in das Zimmer treten, wo Ernauton mehr zitterte als atmete.

Ernauton kniete vor der Herzogin nieder, die ihm ihre weiße Hand zu küssen gab.

Dann hob die Herzogin den jungen Mann auf und ließ ihn sich gegenüber an eine zierlich bestellte Tafel sitzen.

»Das ist sonderbar«, sagte Chicot, »das fing wie eine Verschwörung an und endigt wie ein Liebesrendez-vous. – Ja«, fuhr Chicot fort, »doch wer hat dieses Liebesrendez-vous gegeben? – Frau von Montpensier.«

Dann sich durch ein neues Licht erleuchtend, murmelte er:

»Hoho! – Liebe Schwester, ich billige Euren Plan in Beziehung auf die Fünf und Vierzig, nur erlaubt mir, Euch zu sagen, daß Ihr diesen Burschen viel Ehre erweist.«

»Alle Wetter!« rief Chicot, »ich komme auf meinen ersten Gedanken zurück; es ist nicht Liebe, es ist eine Verschwörung. Die Frau Herzogin von Montpensier liebt Herrn Ernauton von Carmainges; überwachen wir die Liebschaft der Frau Herzogin.«

Chicot wachte bis um halb ein Uhr, zu welcher Stunde Ernauton, den Mantel auf der Nase, weglief, während die Frau Herzogin von Montpensier wieder in ihre Sänfte stieg.

»Was ist nun«, murmelte Chicot, indem er seine Treppe hinabging, »was ist nun die Chance eines Todes, welche den Herzog von Guise von dem mutmaßlichen Thronerben befreien soll? Wer sind die Leute, die man für tot hielt, und die noch leben? – Alle Wetter! ich könnte wohl auf der Spur sein.«

Siebzehntes Kapitel.

Der Cardinal von Joyeuse.

Die Jugend hat gewisse Hartnäckigkeiten im Bösen wie im Guten, welche der Festigkeit der Entschlüsse eines reiferen Alters das Gleichgewicht halten. Zu dem Guten hingezogen, bringen solche Hartnäckigkeiten große Handlungen hervor und verleihen dem Menschen, der im Leben auftritt, eine Bewegung, die ihn auf einem natürlichen Abhang zu irgend einem Heroismus führt.

So wurden Bayard und Duguesclin große Feldherrn, nachdem sie die wunderlichsten und halsstarrigsten Kinder gewesen waren, die man je gesehen hatte; so wurde der Schweinehüter, den die Natur zum Hirten von Montalto gemacht hatte und den sein Genie zu Sixtus V. machte, ein großer Papst, weil er hartnäckig sein Geschäft als Schweinehirt schlecht betrieb.

So entwickelten sich die schlimmsten spartanischen Naturen im Sinne des Heroismus, nachdem sie durch Halsstarrigkeit im Leugnen und durch Grausamkeit begonnen hatten.

Wir haben hier nur das Portrait eines gewöhnlichen Menschen zu entwerfen; obgleich mehr als ein Biograph in Henri Du Bouchage in seinem zwanzigsten Jahre den Stoff zu einem großen Mann gefunden hatte.

Henri war hartnäckig in seiner Liebe und in seiner Weltentsagung; wie es sein Bruder von ihm verlangt, wie es der König gefordert, blieb er einige Tage allein, mit seinem ewigen Gedanken; und als sein Gedanke immer unerschütterlicher geworden war, entschloß er sich eines Morgens, seinen Bruder, den Cardinal, zu besuchen, einen wichtigen Mann, der mit sechs und zwanzig Jahren schon seit zwei Jahren Cardinal und vom Erzbistum Narbonne zum höchsten Grade kirchlicher Größe durch den Adel seines Geschlechts und durch die Macht seines Geistes übergegangen war.

Franz von Joyeuse, den wir schon in Szene gebracht haben, um den Zweifel von Heinrich von Valois in Beziehung auf Sylla aufzuklären, Franz von Joyeuse, jung und weltlich, schön und

geistreich, war einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit. Ehrgeizig von Natur, aber vorsichtig aus Berechnung und in Folge seiner Stellung, konnte Franz von Joyeuse als Wahlspruche ›*Nichts ist zu viel* annehmen und diesen seinen Wahlspruch rechtfertigen.

Allein vielleicht von allen Hofleuten, und Franz von Joyeuse war Hofmann, hatte sich Franz von Joyeuse zwei Stützen aus zwei Thronen, einem religiösen und einem weltlichen, gemacht, von denen er als französischer Edelmann und als Kirchenfürst abhing. Sixtus beschützte ihn gegen Heinrich III. und Heinrich III. beschützte ihn gegen Sixtus. Er war Italiener in Paris, Pariser in Rom, prächtig und gewandt überall.

Das Schwert von Joyeuse, dem Großadmiral, allein gab dem letzteren mehr Gewicht in der Wagschaale; doch man sah an einem gewissen Lächeln, des Cardinals, daß er, wenn ihm auch die gewichtigen weltlichen Waffen fehlten, die der Arm seines Bruders so gut handhabte, die ihm von dem obersten Haupte der Kirche anvertrauten geistlichen Waffen zu brauchen und sogar zu mißbrauchen wußte.

Der Cardinal Franz von Joyeuse war schnell reich geworden, reich durch sein eigenes Erbe zuerst und sodann durch seine verschiedenen Pfründen. In jener Zeit besaß die Kirche, und sie besaß sogar viel, und wenn ihre Schätze erschöpft waren, so kannte sie die heute vertrockneten Quellen, um sie zu erneuern.

Franz von Joyeuse führte ein prachtvolles Leben. Seinem Bruder den Stolz des militärischen Hauses überlassend, füllte er seine Vorzimmer mit Pfarrern, Bischöfen und Erzbischöfen; er hatte seine Spezialität. Einmal Cardinal, nahm er, da er Kirchenfürst war und folglich über seinem Bruder stand, Pagen nach der italienischen Mode und Leibwachen nach der französischen an. Doch diese Leibwachen und diese Pagen waren für ihn ein nur noch größeres Mittel der Freiheit. Oft umgab er mit Leibwachen und Pagen eine große Sänfte, durch deren Vorhänge sein Geheimschreiber seine behandschuhten Finger schauen ließ, während er selbst, verkleidet durch eine Perücke, einen ungeheuren Halskragen und Reiterstiefel, deren Geräusch sein Herz erquickte, in der Stadt umher ritt.

Der Cardinal genoß ein großes Ansehen, denn auf gewissen

Höhen wird das menschliche Glück zu absorbieren genötigt, als ob es nur aus hakenförmigen Atomen bestände, jedes andere Glück, sich mit ihm wie Satelliten zu verbinden, und aus diesem Grunde warfen auf ihn der reiche Namen seines Vaters, die neue und unerhörte Erhebung seines Bruders Anne ihren ganzen Glanz. Überdies war er, als ob er ängstlich die Vorschrift, sein Leben zu verbergen und seinen Geist zu verbreiten, befolgt hätte, nur von seinen schönen Seiten bekannt, und in seiner Familie sogar galt er für einen sehr großen Mann, ein Glück, das nicht viele mit Ruhm beladene und von einer ganzen Nation gekrönte Kaiser gehabt haben.

Zu diesem Prälaten flüchtete sich der Graf Du Bouchage, nach seiner Erklärung mit seinem Bruder, nach seiner Unterredung mit dem König von Frankreich. Nur ließ er, wie gesagt, einige Tage vergehen, ehe er der Ermahnung seines älteren Bruders und seines Königs gehorchte.

Franz bewohnte ein schönes Haus in der Cité. Der ungeheure Hof dieses Hauses wurde nie leer von Reitern und Sänften; doch der Prälat, dessen Garten an das Ufer des Flusses grenzte, ließ seine Höfe seine Vorzimmer sich mit Höflingen füllen; und da er eine Ausgangstüre nach dem Ufer hatte, und ein Schiff, das ihn geräuschlos so fern und so sanft, als es ihm beliebte, wegführte, so geschah es oft, daß man vergebens den Prälaten erwartete, dem eine ernste Unpäßlichkeit oder eine strenge Pönitenz zum Vorwand diente, um nicht zu empfangen. Dies war abermals Italien im Schoße der guten Stadt des Königs von Frankreich, es war Venedig zwischen den zwei Armen der Seine.

Franz war stolz, aber keines Wegs eitel; er liebte seine Freunde wie Brüder, und seine Brüder beinahe ebenso sehr als seine Freunde. Fünf Jahre älter als Du Bouchage, sparte er für diesen weder die guten, noch die schlimmen Ratschläge, weder die Börse, noch das Lächeln.

Doch da er das Cardinalsgewand vortrefflich trug, so fand ihn Du Bouchage schön, edel, beinahe furchtbar, so daß er ihn vielleicht mehr verehrte, als den älteren Bruder von Beiden. Unter seinem schönen Panzer und unter den Treffen des blühenden Militär, vertraute Henri zitternd Anne seine Liebe, die er Franz zu beichten nicht gewagt hätte.

Als er sich jedoch nach dem Hotel des Cardinal wandte, war sein Entschluß gefaßt; er wollte zuerst offenherzig zum Beichtiger, und dann zum Freund sprechen.

Er trat in den Hof, aus welchem in demselben Augenblick mehrere Edelleute, müde, sich vergebens die Gunst einer Audienz erbeten zu haben, herauskamen.

Er durchschritt die Vorzimmer, die Säle, die Wohnzimmer. Man hatte ihm wie den Andern gesagt, sein Bruder habe eine Konferenz, doch keinem Bedienten wäre der Gedanke gekommen, eine Türe vor Du Bouchage zu schließen.

Du Bouchage durchschritt also alle Wohnzimmer und gelangte in den Garten, einen wahren römischen Prälatengarten mit Schatten, Frische und Wohlgerüchen, wie man es heut zu Tage bei der Villa Pamphili oder bei dem Palazzo Borghese findet.

Henri blieb unter einer Baumgruppe stehen; in diesem Augenblick drehte sich das Gitter, das nach dem Ufern des Flusses ging, auf seinen Angeln, und ein Mann trat ein, verborgen unter einem großen braunen Mantel und gefolgt von einem Pagen. Dieser Mann erblickte Henri, der zu sehr in seinen Traum vertieft war, um an ihn zu denken, schlüpfte zwischen den Bäumen durch, und vermied es, von Du Bouchage oder von irgend Jemand gesehen zu werden.

Henri schenkte diesem geheimnisvollen Eintritt keine Aufmerksamkeit, und erst als er sich umwandte, sah er den Mann in den Wohngemächern verschwinden.

Nachdem er zehn Minuten gewartet, trat er ebenfalls hier ein, befragte einen Bedienten, um genau zu erfahren, zu welcher Stunde sein Bruder sichtbar wäre, als ein Lackei, der ihn wohl suchte, auf ihn zutrat, und ihn bat, sich in den Büchersaal begeben zu wollen, wo ihn der Cardinal erwartete.

Henri folgte langsam dieser Einladung, denn er ahnte, einen neuen Kampf: er fand seinen Bruder, den Cardinal, dem ein Kammerdiener ein vielleicht etwas weltliches, aber elegantes besonders bequemes Prälatengewand anzog.

»Guten Morgen, Graf«, sagte der Cardinal, »was für Neuigkeiten bringt Ihr mir, mein Bruder?«

»Vortreffliche Neuigkeiten, was unsere Familie betrifft«,

erwiderte Henri. »Anne hat sich, wie Ihr wißt, bei dem Rückzug von Antwerpen mit Ruhm bedeckt und lebt.«

»Und Ihr seid, Gott sei Dank, auch gesund und unversehrt, Henri.?«

»Ja, mein Bruder.«

»Ihr seht«, sprach der Cardinal, »Gott hat seine Absichten mit uns.«

»Mein Bruder, ich bin Gott so dankbar, daß ich den Entschluß gefaßt habe, mich seinem Dienste zu weihen; ich komme daher, um mit Euch ernstlich über diesen Entschluß zu sprechen, der mir reif zu sein scheint, und von dem ich Euch schon ein paar Worte gesagt habe.«

»Ihr denkt immer noch hieran, Du Bouchage?« versetzte der Cardinal, dem zugleich ein leichter Ausruf entschlüpfte, welcher andeutete, Joyeuse würde einen Kampf durchzumachen haben.

»Immer noch, mein Bruder.«

»Das ist aber unmöglich, Henri«, erwiderte der Cardinal, »hat man Euch das nicht schon gesagt?«

»Ich habe nicht auf das gehört, was man mir gesagt, weil eine stärkere Stimme, die in meinem Innern spricht, mich verhindert, irgend ein Wort zu hören, das mich Gott abspenstig machen würde.«

»Mein Bruder«, sagte der Cardinal mit dem ernstesten Tone, »Ihr seid nicht unwissend genug in weltlichen Dingen, um zu glauben, diese Stimme sei wirklich die des Herrn; es ist im Gegenteil, und ich würde es bestätigen, ein ganz weltliches Gefühl, das zu Euch spricht. Gott hat nichts mit dieser Angelegenheit zu schaffen, mißbraucht also nicht seinen heiligen Namen und vermengt besonders nicht die Stimme des Himmels mit der der Erde.«

»Ich vermenge nicht, mein Bruder, ich will nur sagen, etwas Unwiderstehliches ziehe mich zur Einsamkeit und Abgeschiedenheit hin.«

»Ah! so ist es gut, Henri, wir kehren zu dem wahren Worte zurück. Nun wohl, mein Lieber, hört, was zu tun ist, ich will das, was Ihr sagt, berücksichtigend, Euch zum glücklichen Menschen machen.«

»Dank, o Dank, mein Bruder!«

»Hört mich also, Henri Ihr müßt Geld, zwei Stallmeister nehmen und durch ganz Europa reisen, wie es sich für einen Sohn des Hauses, dem wir angehören, ziemt; Ihr werdet ferne Länder sehen, die Tartarei, Russland sogar, die Lappländer, diese fabelhaften Völker, welche die Sonne nie besucht; Ihr werdet Euch in Eure Gedanken begraben, bis der verzehrende Keim, der in Euch arbeitet, erstickt oder gesättigt ist . . . Dann werdet, Ihr zu uns zurückkehren.«

Henri, der sich gesetzt hatte, stand ernster auf, als es sein Bruder gewesen war.

»Ihr habt mich nicht verstanden, Monseigneur«, sprach er.

»Verzeiht, Henri, sagtet Ihr nicht Einsamkeit und Abgeschiedenheit?«

»Ja, ich habe das gesagt, doch unter Einsamkeit und Abgeschiedenheit verstand ich das Kloster, mein Bruder; reisen heißt immer noch das Leben genießen, und ich will beinahe den Tod erdulden und, wenn ich ihn nicht erdulde, wenigstens kosten.«

»Erlaubt mir, Euch zu sagen, Henri, daß dies ein alberner Gedanke ist, denn am Ende ist Jeder, der sich absondern will, überall allein. Doch es sei, das Kloster . . . Nun! ich begreife, daß Ihr zu mir gekommen seid, um mit mir über diesen Plan zu sprechen. Ich kenne sehr gelehrte Benediktiner, sehr geistreiche Augustiner, deren Häuser heiter, blühend, sanft bequem sind. Unter den Arbeiten der Wissenschaft oder der Künste werdet Ihr ein reizendes Jahr in guter Gesellschaft zubringen, was von Wichtigkeit ist, denn man muß in dieser Welt nicht schmutzig werden, und wenn Ihr nach Verlauf dieses Jahres auf Eurem Vorhaben beharrt, nun, mein lieber Henri, so werde ich keinen Widerstand leisten und Euch selbst die Pforte öffnen, die Euch sanft zum ewigen Heile führen soll.«

»Ihr versteht mich offenbar nicht, mein Bruder«, erwiderte Du Bouchage den Kopf schüttelnd, »oder Euer edler Geist will mich vielmehr nicht verstehen; es ist nicht ein heiterer Aufenthalt, eine liebliche Abgeschiedenheit, was ich haben will, sondern eine strenge, schwarze, tote, klösterliche Abgeschlossenheit; es ist

meine feste Absicht, mein Gelübde abzulegen, ein Gelübde, das mir als jede Zerstreung nur ein Grab zu graben, ein langes Gebet zu sprechen übrig läßt.«

Der Cardinal faltete die Stirne und stand von seinem Stuhle auf.

»Ja«, sagte er, »ich hatte Euch vollkommenen verstanden und versuchte es, durch meinen Widerstand ohne Phrasen und ohne Dialektik die Thorheit Eurer Entschlüsse zu bekämpfen; doch Ihr zwingt mich dazu, hört mich also.«

»Ah! mein Bruder«, sprach Henri niedergeschlagen, »versucht es nicht, mich zu überzeugen, das ist unmöglich.«

»Mein Bruder, ich werde zu Euch zuerst im Namen Gottes sprechen, des Gottes, welchen Ihr beleidigt, indem Ihr sagt, dieser ungestüme Entschluß komme von ihm: Gott nimmt keine unüberlegten Opfer an. Ihr seid schwach, da Ihr Euch von dem ersten Schmerz niederbeugen laßt; wie sollte Euch Gott für ein beinahe unwürdiges Opfer, das Ihr ihm bietet, Dank wissen.«

Henri machte eine Bewegung.

»Oh! ich will Euch nicht mehr länger schonen, mein Bruder, Euch, der Ihr keinen von uns schont«, sprach der Cardinal, »Euch, der Ihr den Kummer vergeßt, den Ihr unserem Vater, unserem älteren Bruder, mir bereiten werdet.«

»Verzeiht«, unterbrach ihn Henri, dessen Wangen sich mit Röte bedeckten, »verzeiht, Monseigneur, ist denn der Dienst Gottes eine so düstere, eine so entehrende Laufbahn, daß eine ganze Familie darüber Trauer anlegt? Ihr, mein Bruder, dessen Portrait ich in diesem Zimmer mit Gold, mit Diamanten, mit Purpur erblicke, seid Ihr nicht die Ehre die Freude unseres Hauses, obgleich Ihr den Dienst Gottes gewählt habt, wie mein ältester Bruder den der Könige der Erde wählte?«

»Kind! Kind!« rief der Cardinal voll Ungeduld, »Ihr werdet mich glauben machen, Euer Kopf habe sich verdreht. Wie! Ihr wollt mein Haus mit einem Kloster vergleichen; meine hundert Diener, meine Jäger, meine Edelleute und meine Leibwache mit der Zelle und dem Besen, was die einzigen Wappen und der einzige Reichtum des Klosters sind! Seid Ihr wahnsinnig? Habt Ihr nicht so eben gesagt, Ihr werft den Überfluß, der für mich eine Notwendigkeit ist, die Gemälde, die kostbaren Gefäße, das

Gepränge und das Geräusch? Habt Ihr wie ich den Wunsch und die Hoffnung, auf Eure Stirne die Tiara des heiligen Petrus zu setzen! Das ist eine Laufbahn, Henri, dabei strengt man sich an, kämpft man, lebt man; doch Ihr, Ihr wollt die Schaufel des Erdarbeiters, den Spaten des Trapisten, das Grab des Totengräbers; keine Lust, keine Freude, keine Hoffnung mehr! Und dies Alles, ich erröte für Euch, der Ihr ein Mann seid, dies Alles, weil Ihr eine Frau liebt, die Euch nicht liebt. In der Tat, Henri, Ihr tut Eurem Geschlechte Eintrag.«

»Mein Bruder!« rief der junge Mann, bleich und die Augen flammend von einem düsteren Feuer, »wollt Ihr lieber, daß ich mir den Schädel durch einen Pistolenschuß zerschmettern oder die Ehre, einen Degen zu tragen, der ich teilhaftig bin, dazu benutze, daß ich ihn mir durch das Herz stoße? Bei Gott! Monseigneur, Ihr, der Ihr Cardinal und Fürst seid, gebt mir die Absolution für diese Todsünde, und die Sache soll so schnell abgemacht sein, daß Ihr nicht einmal Zeit haben werdet, den häßlichen, unwürdigen Gedanken zu vollenden, den Gedanken, ich entehre mein Geschlecht, was, Gott sei Dank, ein Joyeuse nie tun wird.«

»Auf! auf, Henri!« sprach der Cardinal, indem er seinen Bruder an sich zog und in seinen Armen festhielt, »auf, teures, von Allen geliebtes Kind, vergiß und sei milde gegen diejenigen, welche Dich lieben. Ich bitte Dich als Selbstsüchtiger, höre, wir sind, was selten hienieden vorkommt, Alle glücklich, die einen durch den befriedigten Ehrgeiz, die anderen durch Segnungen aller Art, welche Gott in unserem Dasein erblühen läßt; wirf also nicht, ich flehe Dich an, Henri, das tödliche Gift der Abgeschlossenheit auf die Freuden Deiner Familie; bedenke, daß unser Vater weinen wird; bedenke, daß wir Alle auf der Stirne den schwarzen Fleck der Trauer tragen werden, die Du uns verursachst. Ich beschwöre Dich, Henri, laß Dich erweichen; das Kloster taugt nicht für Dich. Ich sage nicht, Du werdest dort sterben, denn Du würdest mir hierauf durch ein leider zu verständliches Lächeln antworten, Unglücklicher; nein, ich sage Dir, daß das Kloster unseliger ist als das Grab: das Grab löscht nur das Leben aus, das Kloster löscht den Geist aus; das Kloster beugt die Stirne, statt sie zum Himmel zu erheben, die Feuchtigkeit der Gewölbe geht allmählich in das Blut über und dringt bis in das Mark der Gebeine, um aus dem

Eingeschlossenen eine Granitbildsäule mehr in seinem Kloster zu machen. Mein Bruder, mein Bruder, nimm Dich in Acht, wir haben nur wenige Jahre, wir haben nur eine Jugend . . . Die Jahre der schönen Jugend werden auch vorübergehen, denn Du stehst unter der Herrschaft eines großen Schmerzes, doch mit dreißig Jahren wirst Du Mann werden, der Saft der Reife wird kommen; er wird den Rest des abgenutzten Schmerzes mit fortnehmen, und dann wirst Du wieder aufleben wollen; doch dann wird es zu spät sein, Du wirst trübselig, häßlich, schwächlich sein, Dein Herz wird keine Flamme, Dein Auge wird keine Funken mehr haben; diejenigen, welche Du suchen wirst, werden Dich fliehen wie ein übertünchtes Grab, dessen schwarze Tiefe jeder Blick fürchtet. Henri, ich spreche freundschaftlich, vernünftig mit Dir, höre mich.«

Der junge Mann blieb unbeweglich und schweigsam; der Cardinal hoffte ihn erweicht, in seinem Entschluß erschüttert zu haben.

»Versuche ein anderes Mittel, Henri«, sprach er, »trage den vergifteten Pfeil, den Du in Deinem Herzen schleppst, überallhin, in das Geräusch der Welt, zu den Festen, setze Dich mit ihm zu unsern Gelagen; ahme das verwundete Wildkalb nach, das durch Gebüsch und Gehölze zieht und es so versucht, aus seiner Seite den Pfeil zu reißen, der von den Lefzen seiner Wunde festgehalten wird; zuweilen fällt der Pfeil irgendwo.«

»Mein Bruder, hab Mitleid, dringt nicht länger in mich«, sprach Henri, »was ich mir von Euch erbitte, ist nicht die Laune eines Augenblicks, der Entschluß einer Stunde, es ist die Frucht einer langsamen, schmerzlichen Überlegung. Mein Bruder, im Namen des Himmels beschwöre ich Euch, mir die Gnade zu bewilligen, um die ich Euch bitte.«

»Nun! was verlangst Du von mir?«

»Eine Dispensation, Monseigneur?«

»Wozu?«

»Um mein Noviziat abzukürzen.«

»Ah! ich wußte es wohl, Du Bouchage, Du bist weltlich bis in Deinen Rigorismus, armer Freund, Oh! ich weiß, welchen Grund Du mir angeben wirst. Oh! ja, Du bist ein Mensch unserer Welt, Du gleichst jenen jungen Leuten, die sich zu Freiwilligen machen,

wohl Feuer, Kugeln, Schwertstreiche wollen, aber sich vor der Arbeit der Laufgräben und dem Kehren der Zelte fürchten. Da gibt es Mittel, Henri, desto besser, desto besser!«

»Die Dispensation, mein Bruder, die Dispensation, auf den Knien flehe ich Euch darum an.«

»Ich verspreche sie Dir, ich werde nach Rom schreiben. Es braucht einen Monat, bis die Antwort ankommt; doch dagegen versprich mir Eines.«

»Was?«

»Während dieses Monats des Wartens schlage keines von den Vergnügen aus, die sich Dir bieten werden; und wenn Du in einem Monat noch auf Deinem Plane beharrst, so werde ich Dir eigenhändig die Dispensation übergeben. Bist Du nun zufrieden, und hast Du nichts mehr zu verlangen?«

»Nein, mein Bruder, ich danke; doch ein Monat ist so lang, und die Fristen töten mich.«

»Mein Bruder, wäre es Euch mittlerweile, und um mit Eurer Zerstreung zu beginnen, gefällig, mit mir zu frühstücken? Ich habe gute Gesellschaft diesen Morgen.«

Und der Prälat lächelte mit einer Miene, um die ihn der weltlichste der Günstlinge von Heinrich III. beneidet hätte.

»Mein Bruder . . . « erwiderte Du Bouchage sich sträubend.

»Ich nehme keine Entschuldigung an, Ihr habt nur mich hier, da Ihr erst von Flandern kommt, und da, Euer Haus noch nicht eingerichtet sein kann.«

Bei diesen Worten stand der Cardinal auf, zog an einem Türvorhang, der ein großes, kostbar meublirtes Kabinett schloß, und rief:

»Kommt, Gräfin, und überredet mit mir den Grafen Du Bouchage, bei uns zu bleiben.«

Doch in dem Augenblick, wo der Cardinal den Türvorhang aufhob, erblickte Henri halb auf Polstern liegend den Pagen, der mit dem Edelmann durch das Gitter am Ufer des Flusses eingetreten war, und in diesem Pagen erkannte er, noch ehe der Prälat sein Geschlecht bezeichnet hatte, eine Frau . . .

Etwas wie ein plötzlicher Schrecken, eine unüberwindliche Angst erfaßte ihn, und während der weltliche Cardinal in das

Kabinett ging, um den schönen Pagen an der Hand herbeizuholen, stürzte Henri Du Bouchage hinaus, so daß das Zimmer völlig leer war, als Franz die in der Hoffnung, ein Herz zur Welt zurückzubringen, lächelnde Dame einführte.

Franz faltete die Stirne, setzte sich an einen mit Papieren und Briefen überladenen Tisch, schrieb hastig ein paar Zeilen und sagte zu dem Pagen:

»Wollt gefälligst läuten, liebe Gräfin, Ihr habt die Glocke bei der Hand.«

Der Page gehorchte.

Ein Kammerdiener erschien.

»Ein Courier steige sogleich zu Pferde und bringe diesen Brief dem Herrn Großadmiral nach Château-Thierry.«

Achtzehntes Kapitel.

Man hat Nachricht von Aurilly.

Am andern Tage arbeitete der König im Louvre mit dem Oberintendanten der Finanzen, als man ihm meldete, Herr von Joyeuse der Ältere sei von Château-Thierry angekommen und erwarte ihn mit einer Botschaft vom Herrn Herzog von Anjou im großen Audienzzimmer.

Der König verließ hastig sein Geschäft und lief zu seinem so teuren Freunde.

Viele Offiziere und Höflinge waren im Kabinett versammelt; die Königin Mutter war eingetroffen in Begleitung ihrer Ehrenfräulein, und diese so munteren Fräulein erschienen stets als Sonnen von Trabanten umgeben. Der König reichte Joyeuse seine Hand zum Kusse und ließ einen zufriedenen Blick über die Versammlung schweifen.

In der Ecke der Eingangstüre, an seinem gewöhnlichen Platz, stand Henri Du Bouchage, der seinen Dienst und seine Pflichten aufs Strengste erfüllte.

Der König dankte ihm und grüßte ihn durch ein freundliches Nicken mit dem Kopf, das Henri durch eine tiefe Verbeugung erwiderte.

Dieses gegenseitige Benehmen machte, daß Joyeuse den Kopf umwandte und seinem Bruder von fern zulächelte, ohne jedoch zu sichtbar zu grüßen, aus Furcht, er könnte die Etiquette verletzen.

»Sire«, sprach Joyeuse, »ich bin zu Eurer Majestät vom Herrn Herzog von Anjou abgesandt, der vor Kurzem von seiner Expedition nach Flandern zurückgekehrt ist.«

»Mein Bruder befindet sich wohl, Herr Admiral?« fragte der König.

»So wohl, Sire, als es der Zustand seines Geistes erlaubt; ich kann jedoch Eurer Majestät nicht verbergen, daß Monseigneur leidend zu sein scheint.«

»Er wird der Zerstreuung bedürfen nach seinem Unstern«, sagte der König, glücklich, die seinem Bruder widerfahrene

Niederlage laut auszusprechen, während er ihn zu beklagen schien.

»Ich glaube, ja, Sire.«

»Man hat uns gesagt, Herr Admiral, das Unglück sei grausam gewesen.«

»Sire . . . «

»Aber durch Euch sei ein großer Teil der Armee gerettet worden; empfangt meinen Dank, Herr Admiral. Der arme Herr von Anjou wünscht uns nicht zu sehen?«

»Sehnsüchtig, Sire . . . «

»Wir werden ihn auch besuchen. Seid Ihr nicht dieser Ansicht, Madame?« fragte Heinrich, indem er sich an Catharina wandte, deren Herz Alles das litt, was ihr Gesicht hartnäckig verbarg.

»Sire«, antwortete sie, »ich wäre meinem Sohn allein entgegengegangen, doch da Eure Majestät sich mit diesem Vorhaben guter Freundschaft zu verbinden die Gnade hat, so wird diese Reise eine Vergnügenspartie sein.«

»Ihr kommt mit uns, meine Herren«, sagte der König zu den Höflingen, »wir reisen morgen ab, und ich halte in Meaux Nachtlager.«

»Sire, ich werde also Monseigneur diese gute Kunde melden?«

»Nein! Ihr sollt mich nicht so bald verlassen, Herr Admiral, nein! Ich begreife, daß ein Joyeuse von meinem Bruder geliebt und gewünscht wird, aber wir haben deren zwei, Gott sei Dank! . . . Du Bouchage, Ihr werdet nach Château-Thierry abreisen, wenn es Euch beliebt.«

»Sire«, fragte Henri, »wird es mir gestattet sein, nach Paris zurückzukehren, nachdem ich die Ankunft Eurer Majestät Monseigneur dem Herzog von Anjou gemeldet habe?«

»Ihr könnt das machen, wie Ihr wollt«, antwortete der König.

Henri verbeugte sich und wandte sich der Türe zu. Zum Glück beobachtete ihn Joyeuse.

»Ihr erlaubt, Sire, daß ich ein Wort zu meinem Bruder sage?« fragte er.

»Tut es. Doch was gibt es?« fragte der König leise.

»Er will eilen, was die Pferde laufen können, um den Auftrag zu

besorgen, und ebenso eilen, um zurückzukehren, was wider meine Pläne, Sire, und wider die des Herrn Cardinals ist.«

»Gehe also, gehe und besänftige mir diesen wütend Verliebten.«

Anne lief seinem Bruder nach und holte ihn in den Vorzimmern ein.

»Nun!« sagte Joyeuse, »Ihr reist mit großer Eile ab, Henri?«

»Ja wohl, mein Bruder.«

»Weil Ihr schnell zurückkommen wollt?«

»Das ist wahr.«

»Ihr gedenkt also nicht einige Zeit in Château-Thierry zu verweilen?«

»So kurz als möglich.«

»Warum dies?«

»Wo man sich belustigt, mein Bruder, ist nicht mein Platz.«

»Im Gegenteil, Henri, weil der Herr Herzog von Anjou dem Hofe Feste geben wird, solltet Ihr in Château-Thierry bleiben.«

»Es ist mir unmöglich, mein Bruder.«

»Wegen Eures Wunsches, Euch zurückzuziehen, wegen Eurer Klosterpläne?«

»Ja, mein Bruder.«

»Ihr habt vom König eine Dispensation verlangt.«

»Wer hat Euch das gesagt?«

»Ich weiß es.«

»Es ist wahr, ich habe dies getan.«

»Ihr werdet sie nicht erhalten.«

»Warum, mein Bruder?«

»Weil es nicht im Interesse des Königs liegt, sich eines Dieners, wie Ihr seid, zu berauben.«

»Dann wird mein Bruder, der Cardinal tun, was Seine Majestät nicht tun will.«

»Für eine Frau dies Alles!«

»Anne, ich bitte Euch, dringt nicht weiter in mich.«

»Ah! seid unbesorgt, ich werde nicht wieder anfangen; doch kommen wir zum Ziele . . . Ihr reist nach Château-Thierry ab;

wohl! doch statt so hastig zurückzukehren, wie Ihr wolltet, wünschte ich, daß Ihr mich in meiner Wohnung erwartetet; wir haben seit langer Zeit nicht mehr mit einander gelebt, und Ihr begreift, daß es für mich ein Bedürfnis ist, mit Euch zusammen zu sein.«

»Mein Bruder, Ihr geht nach Château-Thierry, um Euch zu belustigen. Mein Bruder, wenn ich in Château-Thierry bleibe, werde ich alle Eure Vergnügungen vergiften.«

»Oh! nein, nein, ich widerstehe, denn ich habe ein, glückliches Temperament, das ganz im Stande ist, Eure Melancholien in Bresche zu schießen.«

»Mein Bruder . . . «

»Erlaubt mir, Graf«, sprach der Admiral mit gebietendem Tone, »ich vertrete hier unsern Vater und schärfe Euch ein, mich in Château-Thierry zu erwarten; Ihr findet dort meine Wohnung, welche auch die Eure sein wird. Sie ist im Erdgeschosse und geht auf den Park.«

»Wenn Ihr befiehlt, mein Bruder . . . « sprach Henri mit Resignation.

»Nennt das, wie Ihr wollt, Wunsch oder Befehl, doch erwartet mich.«

»Ich werde gehorchen, mein Bruder.«

»Und ich bin überzeugt, daß Ihr mir deshalb nicht grollen werdet«, fügte Joyeuse bei und schloß seinen Bruder in seine Arme.

Dieser entwand sich etwas erbittert der brüderlicher Umarmung, verlangte seine Pferde, und reiste sogleich nach Château-Thierry ab.

Er eilte mit dem Zorne eines aufgebrachten Menschen, das heißt, er verschlang gleichsam den Raum.

An demselben Abend ritt er vor Einbruch der Nacht den Hügel hinan, auf welchem Château-Thierry, die Marne zu seinen Füßen, liegt.

Sein Name öffnete ihm die Pforten des Schloßes, das der Prinz bewohnte. Doch er brauchte mehr als eine Stunde, um eine Audienz zu erhalten.

Der Prinz, sagten die Einen, sei in seinen Gemächern; er

schlafe, sagten die Andern; er mache Musik, vermutete der Kammerdiener. Doch keiner von den Bedienten konnte eine bestimmte Antwort geben.

Henri beharrte auf seinem Verlangen, den Prinzen zu sehen, um nicht mehr an den Dienst des Königs denken zu müssen und sich wieder seiner ganzen Traurigkeit überlassen zu können.

Auf sein Drängen, da man wußte, daß er und sein Bruder mit dem Herzog sehr vertraut waren, führte man ihn in einen der Salons des ersten Stockes, wo ihn zu empfangen der Prinz endlich einwilligte.

Es verging eine halbe Stunde, die Nacht fiel unmerklich vom Himmel herab.

Der schleppende, schwere Gang des Herzogs von Anjou erscholl in der Galerie; Henri erkannte ihn und schickte sich zu dem gewöhnlichen Zeremoniell an.

Doch der Prinz, der große Eile zu haben schien, überhob seinen Botschafter rasch dieser Förmlichkeiten, indem er ihn bei der Hand nahm umarmte.

»Guten Tag, Graf«, sagte er, »warum belästigt man Euch damit, daß man Euch zu einem armen Besiegten schickt?«

»Der König schickt mich, Monseigneur, um Euch zu melden, er hege ein großes Verlangen, Eure Hoheit zu sehen, und um sie von ihren Strapazen ausruhen zu lassen, wird sich Seine Majestät zu ihr begeben und spätestens morgen in Château-Thierry eintreffen.«

»Der König wird morgen kommen!« rief Franz mit einer Bewegung der Ungeduld.

Doch er faßte sich rasch und fügte bei:

»Morgen, morgen . . . es wird wahrhaftig nichts im Schloß, nichts in der Stadt bereit sein, um Seine Majestät zu empfangen.«

Henri verbeugte sich wie ein Mensch, der einen Befehl überbringt, aber nicht den Auftrag hat, ihn zu erläutern, und sprach:

»Die große Eile, mit der Ihre Majestäten Euch zu sehen wünschen, hat ihnen nicht etwaige Verlegenheiten zu denken erlaubt.«

»Nun, nun«, sagte rasch der Prinz, »es ist meine Sache, die

Zeit zu verdoppeln, und ich verlasse Euch daher auch, Henri; ich danke Euch für Eure Geschwindigkeit, denn Ihr seid schnell geritten, wie ich sehe, Henri; ruht aus!«

»Eure Hoheit hat mir keine anderen Befehle zu erteilen?« fragte Henri ehrfurchtsvoll.

»Keine. Legt Euch nieder! Man wird Euch in Eurer Wohnung bedienen, Graf. Ich habe diesen Abend keinen Dienst, ich bin leidend, unruhig, ich habe den Appetit und den Schlaf verloren, wodurch mein Leben, wie Ihr Euch denken könnt, sehr traurig wird. – Ah! wißt Ihr die Neuigkeit?«

»Nein, Monseigneur; welche Neuigkeit?«

»Aurilly ist von den Wölfen gefressen worden.«

»Aurilly!« rief Henri ganz erstaunt.

»Ja wohl, — gefressen! — Das ist seltsam, wie doch Alles, was mir näher steht, schlimm stirbt! Guten Abend, Graf, schlaft wohl.«

Und der Prinz entfernte sich mit raschem Schritt.

Neunzehntes Kapitel.

Zweifel.

Henri ging hinab und fand, als er die Vorzimmer durchschritt, viele ihm bekannte Offiziere, welche herbeiliefen und sich unter allerlei Freundschaftsbezeugungen erboten, ihn in die Wohnung seines Bruders zu führen, welche an einer der Ecken den Schlosses lag.

Es war die Bibliothek, die der Herzog Joyeuse während seines Aufenthalts in Château-Thierry angewiesen hatte.

Zwei meublirte Salons aus der Zeit von Franz I. standen mit einander in Verbindung und mündeten nach der Bibliothek aus: letzteres Gemach ging auf die Gärten.

In der Bibliothek hatte Joyeuse, ein träger, zugleich kultivierter Geist, sein Bett aufschlagen lassen: streckte er den Arm aus, so berührte er die Wissenschaft, öffnete er die Fenster, so genoß er die Natur; höhere Organisationen bedürfen vollständigerer Genüsse, und die Morgenluft, der Gesang der Vögel oder der Wohlgeruch der Blumen fügten einen neuen Reiz den Trioletten Clement Marots und den Oden Ronsards bei.

Henri beschloß, alle Dinge so zu lassen, wie sie waren; hierzu bestimmte ihn nicht das poetische Sybaritenwesen seines Bruders, sondern im Gegenteil die Sorglosigkeit, und weil es ihm gleichgültig war, ob er sich hier oder anderswo befand.

Doch da der Graf, in welcher Verfassung des Geistes er auch sein mochte, dazu erzogen worden war, daß er nie seine Pflichten gegen den König oder gegen die Prinzen des Hauses Frankreich vernachlässigte, so erkundigte er sich mit der größten Genauigkeit nach dem Teil des Schlosses, den der Prinz seit seiner Rückkehr bewohnte.

Der Zufall schickte in dieser Hinsicht Henri einen vortrefflichen Cicerone; dies war der junge Fähnrich, dessen Indiskretion in dem kleinen Dorfe in Flandern, wo wir unsere Personen einen Augenblick einen Halt machen ließen, dem Prinzen das Geheimnis des Grafen verriet; dieser Fähnrich hatte den Prinzen seit seiner Rückkehr nicht verlassen und konnte Henri daher

vortrefflich unterrichten.

Als der Prinz in Château-Thierry ankam, suchte er vor Allem die Zerstreung und das Geräusch; er bewohnte die großen Gemächer, empfing Morgens und Abends, hielt bei Tag Hirschjagd im Walde oder ging im Park auf die Beize; doch seit der Kunde von dem Tode von Aurilly, welche dem Prinzen zugekommen war, ohne daß man wußte, auf welchem Wege, hatte sich der Prinz in einen mitten im Parke liegenden Pavillon zurückgezogen; dieser Pavillon, ein für Jedermann, mit Ausnahme der Vertrauten des Prinzen, unzugänglicher Aufenthaltsort war gleichsam unter dem Blätterwerk verloren und erschien kaum über den riesigen Hagenbuchen und durch die dichten Hecken.

In diesen Pavillon hatte sich der Prinz seit zwei Tagen zurückgezogen; diejenigen, welche ihn nicht kannten, sagten, der Kummer, den ihm der Tod von Aurilly verursache, habe ihn bewogen, sich in eine solche Einsamkeit zu versenken; diejenigen, welche ihn kannten, behaupteten, in diesem Pavillon gehe ein schändliches, höllisches Werk vor, das eines Morgens an den Tag kommen werde.

Die eine oder die andere von diesen Annahmen war um so wahrscheinlicher, als der Prinz in Verzweiflung zu sein schien, wenn ihn ein Geschäft oder ein Besuch nach dem Schlosse rief; so daß er, sobald dieser Besuch empfangen oder dieses Geschäft abgemacht war, in seine Einsamkeit zurückkehrte, wo er nur von zwei Kammerdienern bedient wurde, die seit seiner Geburt bei ihm waren.

»Wenn der Prinz in dieser Laune ist«, sagte Henri, »so werden die Feste nicht sehr heiter sein.«

»Sicherlich nicht«, erwiderte der Fähnrich, »Jeder wird Mitleid mit dem Schmerz des Prinzen zu haben wissen, der in seinem Stolze und in seiner Zuneigung getroffen worden ist.«

Henri fuhr fort zu fragen, ohne es zu wollen, und nahm ein seltsames Interesse an diesen Fragen; der Tod von Aurilly, den er bei Hofe gekannt und in Flandern wieder gesehen hatte; die Gleichgültigkeit, mit der ihm der Prinz den Verlust, den er erlitten, mitgeteilt; die Abgeschlossenheit, in der der Prinz, wie man sagte, seit diesem Tode lebte, dies Alles stand für ihn, ohne daß er

wußte wie mit dem geheimnisvollen, düsteren Gewebe in Verbindung, mit dem seit einiger Zeit die Ereignisse seines Lebens verflochten waren.

»Und man weiß nicht«, fragte er den Fähnrich, »man weiß nicht, wie dem Prinzen die Nachricht von dem Tode von Aurilly zugekommen ist?«

»Nein.«

»Aber erzählt man sich denn etwas hierüber?«

»Oh! gewiß, Ihr wißt, wahr oder falsch, man erzählt sich immer etwas.«

»Nun, so laßt hören.«

»Der Prinz soll unter den Weiden beim Flusse gejagt und sich von den andern Jägern entfernt haben, denn er tut Alles gleichsam in Sprüngen, er erhitzt sich, läßt sich fortreißen bei der Jagd, wie beim Spiel, wie im Feuer, wie im Schmerz, als man ihn plötzlich mit bestürztem Gesichte zurückkommen sah.«

»Die Höflinge fragten, denn sie dachten, es handle sich nur um ein einfaches Jagdabenteuer.«

»Er hielt zwei Rollen Gold in der Hand.«

»Begrift Ihr das, meine Herren?« sagte er mit bebender Stimme, »Aurilly ist tot, Aurilly ist von den Wölfen gefressen worden.«

»Jeder schrie laut auf.«

»Nein,« sagte der Prinz, »es ist dem so, oder der Teufel soll mich holen; der arme Lautenspieler war immer mehr ein großer Musiker, als ein guter Reiter; es scheint, sein Pferd ist mit ihm durchgegangen, er ist so in eine Schlucht gestürzt, daß es ihm den Tod brachte; am andern Tage fanden zwei Reisende, welche, an dieser Schlucht vorüberkamen, seinen Leichnam halb von den Wölfen gefressen; zum Beweise, daß die Sache wirklich so gegangen ist, und daß nicht Räuber an dem Allem Schuld haben, dient, daß hier die zwei Rollen Gold sind, welche er bei sich trug und die man getreulich zurückgebracht hat.«

»Da man nun Niemand, diese Rollen hatte bringen sehen«, fuhr der Fähnrich fort, »so vermutete man, sie seien dem Prinzen von den zwei Reisenden zugestellt worden, die ihm, als sie ihm am Ufer des Flusses begegneten und ihn erkannten, die Kunde von

dem Tode von Aurilly eingetheilt hatten.«

»Das ist seltsam«, murmelte Henri.

»Um so seltsamer«, sprach der Fähnrich, »als man, wie man sagt, ist es wahr? ist es eine Erfindung? den Prinzen die kleine Pforte des Parks auf der Seite der Kastanienbäume öffnen und durch diese Pforte etwas wie zwei Schatten hereinkommen sah. Der Prinz hat also zwei Personen, zwei Reisende wahrscheinlich, in den Park eingelassen; seit dieser Zeit ist der Prinz in seinen Pavillon ausgewandert, und wir haben ihn nur flüchtig erblickt.«

»Und Niemand hat die zwei Reisenden gesehen?« fragte Henri.

»Ich«, erwiderte der Fähnrich: »als ich beim Prinzen die Abendparole für die Schloßwache holte, begegnete ich einem Mann, der mir dem Hause Seiner Hoheit fremd zu sein schien; doch ich konnte sein Gesicht nicht sehen, da sich dieser Mann, als er mich erblickte, abwandte die Regenkappe seinen Leibbrocks auf seine Augen niedergeschlagen hatte.«

»Die Regenkappe seines Leibrockes, sagt Ihr?«

»Ja, er schien ein flämischer Bauer zu sein, er erinnerte mich, ich weiß nicht warum, an denjenigen, welcher Euch begleitete, als wir uns dort begegneten.«

Henri bebte; diese Bemerkung knüpfte sich für ihn an das dumpfe, aber hartnäckige Interesse an, das ihm diese Geschichte einflößte; auch ihm, der Diana und ihren Gefährten Aurilly anvertraut gesehen hatte, war der Gedanke gekommen, die zwei Reisenden, welche dem Prinzen den Tod des unglücklichen Flötenspielers verkündigt hatten, seien Bekannte von ihm.

Henri schaute den Fähnrich aufmerksam an und fragte dann:

»Und welcher Gedanke kam Euch, mein Herr, als Ihr diesen Mann erkannt zu haben glaubtet?«

»Hört, was ich denke, doch will ich damit nichts bestimmt behaupten. Der Prinz hat ohne Zweifel, seinen Absichten auf Flandern nicht entsagt; er unterhält dem zu Folge Spione; der Mann mit dem wollenen Leibrock ist ein Spion, der auf seiner Reise den Unfall des Musikers erfahren und zwei Nachrichten zu gleicher Zeit überbracht haben wird.«

»Das ist wahrscheinlich«, sagte Henri träumerisch, »was machte aber dieser Mensch, als Ihr ihn saht?«

»Er ging an der Hecke hin, welche das Blumenbeet begrenzt, schritt auf die Treibhäuser zu.«

»Doch Ihr spracht von zwei Reisenden?«

»Man sagt, man habe zwei Personen herein kommen sehen; doch mir ist nur eine zu Augen gekommen, der Mann mit dem wollenen Rocke.«

»Demnach würde der Mann mit dem wollenen Rock in den Treibhäusern wohnen.«

»Das ist wahrscheinlich.«

»Und diese Treibhäuser haben einen Ausgang?«

»Gegen die Stadt, ja, Graf.«

Henri blieb einige Zeit schweigsam; sein Herz schlug gewaltig; diese für ihn, der bei diesem ganzen Geheimnis ein doppeltes Gesicht zu haben schien, scheinbar gleichgültigen Umstände hatten ein ungeheures Interesse.

Es war mittlerweile Nacht geworden, und die zwei jungen Leute sprachen mit einander ohne Licht in der Wohnung von Joyeuse.

Ermüdet durch die Reise, bedrückt durch die seltsamen Ereignisse, die man ihm erzählt hatte, ohne Kraft gegen die Gemütsbewegungen, die in ihm entstanden waren, hatte sich der Graf auf das Bett seines Bruders zurückgelegt und tauchte maschinenmäßig seine Blicke in den Azur des Himmels, der mit Diamanten bestirnt zu sein schien.

Der junge Fähnrich saß auf dem Rande des Fensters und überließ sich jener Hingebung des Geistes, jener Poesie der Jugend, jenem das ganze Wesen umschließenden Wohlbehagen, das die balsamische Frische des Abends verleiht.

Ein großen Stillschweigen lagerte sich über dem Park der Stadt; die Lichter zündeten sich allmählich an, die Hunde kläfften in der Ferne in ihren Häusern gegen die Knechte, welche am Abend die Ställe zu schließen hatten.

Plötzlich stand der Fähnrich auf, machte mit der Hand ein Zeichen, um die Aufmerksamkeit des Grafen zu erregen, neigte sich zum Fenster hinaus und rief mit leiser Stimme Henri, der auf dem Bette lag, zu:

»Kommt, kommt!«

»Was denn?« fragte Henri, plötzlich aus seinem Traume

erwachend.

»Der Mann, der Mann!«

»Welcher Mann?«

»Der Mann mit dem wollenen Rock, der Spion!«

»Oh! Oh!« machte Henri, indem er vom Bette zum Fenster sprang und sich auf die Schulter des Fähnrichs stützte.

»Seht«, fuhr der Fähnrich fort, »seht Ihr ihn dort? er geht an der Hecke hin; wartet, er wird wieder erscheinen; schaut in den vom Monde beleuchteten Raum; dort ist er, dort ist er.«

»Ja.«

»Sieht er nicht finster aus?«

»Finster, das ist das rechte Wort«, erwiderte Du Bouchage, selbst finster werdend.

»Glaubt Ihr, es sei ein Spion?«

»Ich glaube Nichts und glaube Alles.«

»Seht, er geht vom Pavillon des Prinzen nach den Treibhäusern.«

»Der Pavillon des Prinzen ist also dort?« fragte Du Bouchage, indem er mit dem Finger den Punkt bezeichnete, woher der Fremde zukommen schien.

»Seht jenes Licht, das unter dem Blätterwerk zittert.«

»Nun?«

»Das ist der Speisesaal.«

»Ah!« rief Henri, »hier erscheint er wieder.«

»Ja, er kehrt offenbar zu seinem Gefährten in die Treibhäuser zurück; hört Ihr?«

»Was!«

»Das Geräusch eines Schlüssels, der im Schlosse gedreht wird.«

»Das ist seltsam«, sprach Du Bouchage, »dies Alles kann nur als sehr gewöhnlich erscheinen, und dennoch . . . «

»Und dennoch schaudert Ihr, nicht wahr?«

»Ja«, sagte der Graf, »doch was ist das wieder?«

Man hörte den Klang einer Glocke.

»Es ist das Signal zum Abendbrot für das Haus des Prinzen; werdet Ihr mit uns zu Nacht speisen, Graf?«

»Nein, ich danke, ich fühle kein Bedürfnis, und wenn der Hunger kommt, so werde ich rufen.«

»Wartet nicht hierauf, Herr Graf, kommt ergötzt Euch in unserer Gesellschaft.«

»Nein, das ist mir unmöglich.«

»Warum?«

»Seine Hoheit hat mir beinahe eingeschärft, daß ich mich in meinem Zimmer bedienen lasse; doch ich halte Euch nicht länger auf.«

»Ich danke, Graf, guten Abend; bewacht wohl unser Gespenst.«

»Oh! ja, dafür stehe ich Euch, wenn nicht«, fügte Henri bei, der zu viel gesagt zu haben befürchtete, »wenn nicht der Schlaf sich meiner bemächtigt, was mir wahrscheinlicher und gesünder vorkommt, als das Bewachen von Spionen und Gespenstern.«

»Gewiß«, sagte der Fähnrich lachend.

Und er verabschiedete sich von Du Bouchage.

Kaum war er aus der Bibliothek weggegangen, als Henri in den Garten eilte.

»Oh!« murmelte er, »es ist Rémy, es ist Rémy! ich werde ihn in der Finsternis der Hölle erkennen.«

Und der junge Mann, der seine Kniee unter sich zittern fühlte, drückte seine feuchten Hände auf seine glühende Stirne.

»Mein Gott!« sprach er, »ist es nicht vielmehr eine Ausgeburd meines armen kranken Gehirnes, und steht es nicht geschrieben, daß ich schlafend oder wachend, bei Tag, oder bei Nacht, unablässig die zwei Gestalten wiedersehen werde, die eine so tiefe Furche in mein Leben eingegraben haben? – In der Tat«, fuhr er fort, wie ein Mensch, der ein Bedürfnis fühlt, sich selbst zu überreden, »warum sollte Rémy hier in diesem Schlosse beim Herzog von Anjou sein? Was sollte er hier machen? Welche Verbindung könnte der Herzog von Anjou mit Rémy haben? Wie sollte er Diana verlassen haben, er, ihr ewiger Gefährte? Nein, er ist es nicht.«

Dann nach einem Augenblick gewann eine innige, tiefe, instinctartige Überzeugung wieder die Oberhand, er murmelte voll Verzweiflung, während er sich an die Wand anlehnte, um nicht zu

fallen:

»Er ist es, er ist es!«

Als er diesen unbesiegbaren, alle andere beherrschenden Gedanken vollendete, vernahm er abermals das scharfe Geräusch des Schlosses, und obgleich diesen Geräusch beinahe unmerklich war, faßten es doch seine überreizten Sinne auf.

Ein unbeschreiblicher Schauer durchlief den ganzen Leib den jungen Mannes.

Er horchte abermals.

Es herrschte rings um ihn her ein solches Stillschweigen, daß er sein eigenen Herz schlagen hörte.

Es vergingen einige Minuten, ohne daß er etwas von dem, was er erwartete, erscheinen sah.

In Ermangelung der Augen sagten ihm indessen seine Ohren, daß sich Jemand nahte.

Er hörte den Sand unter Tritten knirschen.

Plötzlich kam es ihm vor, als sähe er an dem düsteren Grunde der Hagebuchen eine noch düstere Gruppe sich hinbewegen.

»Hier kommt er zurück«, flüsterte Henri, »ist er allein, ist er begleitet?«

Die Gruppe rückte nach der Gegend vor, wo der Mond einen Raum von leerem Terrain versilberte.

In dem Augenblick, wo der Mann mit dem wollenen Rocke in entgegengesetzter Richtung diesen Raum durchschritt, hatte Henri Rémy zu erkennen geglaubt.

Diesmal sah Henri zwei Schatten, die sich so deutlich unterschieden, daß man sich nicht täuschen konnte.

Eine tödliche Kälte stieg bis in sein Herz hinab und schien ihn in Marmor verwandelt zu haben.

Die zwei Schatten gingen rasch, obgleich festen Schrittes; der erste war in einen wollenen Leibrock gekleidet, und der Graf glaubte bei dieser zweiten Erscheinung, wie bei der ersten, Rémy zu erkennen.

Völlig in einen großen Männermantel gehüllt, entging der zweite jeder Analyse.

Und dennoch glaubte Henri unter diesem Mantel zu erraten,

was Niemand hätte sehen können.

Der junge Mann stieß eine Art von schmerzlichem Stöhnen aus, und sobald die zwei geheimnisvollen Personen hinter den Hagebuchen verschwunden waren, eilte er, von Gebüsch zu Gebüsch schlüpfend, denjenigen nach, welche er erkennen wollte.

»Oh!« murmelte er, während er ihnen folgte, »mein Gott, täusche ich mich nicht, ist es möglich?«

Zwanzigstes Kapitel.

Gewißheit.

Henri schlüpfte auf der dunkeln Seite an der Hecke hin, wobei er die Vorsicht gebrauchte, weder auf dem Sande, noch aus dem Blätterwerk Geräusch zu machen.

Genötigt, zu gehen und während des Gehens sich zu bewachen, konnte er nicht gut sehen. Doch an der Haltung, an den Kleidern, am Gang erkannte er hartnäckig Rémy in dem Mann mit dem wollenen Rock. Einfache Vermutungen, für ihn gräßlicher als Wirklichkeiten, erhoben sich in ihm in Beziehung auf den Gefährten dieses Mannes.

Der Weg, an dem die Hagebuchen hinliefen, mündete gegen die große Dornhecke gegen eine Wand von Pappelbäumen aus, welche vom übrigen Teil den Parks den Pavillon des Herrn Herzog von Anjou trennte und ihn mit einem grünen Vorhang umhüllte, in dessen Mitte er, wie gesagt, völlig verschwand. Es fanden sich hier schöne Bassins, düstere Gebüsche von gebogenen Alleen durchschnitten, und hundertjährige Bäume, auf deren Dom der Mond Cascaden silbernen Lichtes ergoß, während darunter der Schatten schwarz, undurchsichtig, undurchdringlich war.

Als sich Henri dieser Hecke nahte, fühlte er, daß ihm der Mut beinahe entschwand.

Auf eine so kecke Weise die Befehle den Prinzen überschreiten, sich einer so vermessenen Indiskretion überlassen, war die Sache, nicht eines loyalen, redlichen Edelmannes, sondern eines feigen oder eifersüchtigen Spions, der sich zu den ungebührlichsten äußersten Schritten entschlossen hat.

Doch da der Mann, als er die Schranke öffnete, welche den großen Park dem kleinen trennte, eine Bewegung machte, wobei sich sein Gesicht entblößte, und da dieses Gesicht wirklich das von Rémy war, so hatte der Graf keine Bedenklichkeiten mehr, er schritt entschlossen weiter, auf die Gefahr, was auch daraus entstehen möchte.

Man hatte die Türe wieder zugemacht; Henri sprang über die

Querbalken und folgte den zwei fremden Besuchen des Prinzen.

Diese beeilten sich.

Unter einer Allee von dichtbelaubten Kastanienbäumen, an deren Ende man den sanft beleuchteten Pavillon erblickte, konnte Henri nicht so leicht mehr den Leuten folgen, die ihn, wenn sie sich umgedreht hätten, sogleich bemerkt haben müßten.

Überdies erfaßte ihn ein neuer Gegenstand des Schreckens.

Bei dem Geräusch, das auf dem Sand die Tritte von Rémy und seinem Gefährten machten, kam der Herzog aus dem Pavillon heraus.

Henri warf sich hinter den dicksten von den Bäumen und wartete.

Er konnte nichts sehen, wenn nicht, daß sich Rémy sehr tief bückte, daß der Gefährte von Rémy eine weibliche Verneigung nicht einen männlichen Bückling machte, und daß der Herzog entzückt dem letzteren den Arm bot, wie er es bei einer Frau getan haben würde.

Dann wandten sich alle Drei nach dem Pavillon und verschwanden unter dem Vorhause, dessen Türe sich hinter ihnen schloß.

»Ich muß ein Ende machen«, sagte Henri, »und einen bequemeren Standpunkt wählen, von wo aus ich jedes Zeichen sehen kann, ohne selbst gesehen zu werden.«

Er entschloß sich für ein Gebüsch, das zwischen dem Pavillon und den Spalieren lag, ein Gebüsch, in dessen Mittelpunkt eine Springquelle spielte, ein undurchdringliches Asyl, denn bei der um diese Quelle verbreiteten Frische Feuchtigkeit würde es der Prinz nicht wagen, dem Wasser den Gebüsch zu trotzen.

Hinter der Statue verborgen, welche die Fontaine überragte, um die ganze Höhe den Piedestals emporgehoben, konnte Henri Alles sehen, was in dem Pavillon vorging, dessen Hauptfenster sich gerade vor ihm öffnete.

Da Niemand bis dahin dringen konnte oder vielmehr dringen durfte, so hatte man keine Vorsicht angewendet,

Eine Tafel war gedeckt, üppig bestellt und mit kostbaren, in venezianischen Gläsern eingeschlossenen Weinen beladen.

Nur zwei Sitze an dieser Tafel erwarteten zwei Gäste.

Der Herzog wandte sich nach dem einen, ließ den Arm des Gefährten von Rémy los, bezeichnete ihm den andern Sitz, und schien ihn aufzufordern, seinen Mantel abzulegen, der, sehr bequem für einen nächtlichen Gang, sehr unbequem wurde, wenn man das Ziel dieses Ganges erreicht hatte und dieses Ziel ein Abendessen war.

Die Person, an welche die Einladung gerichtet war, warf nun ihren Mantel auf einen Stuhl, und das Licht der Kerzen beleuchtete ohne irgend einen Schatten das bleiche, majestätisch schöne Antlitz einer Frau, welche die erschrockenen Augen von Henri sogleich erkannten.

Es war die Dame den geheimnisvollen Hauses der Rue den Augustins, die Reisende aus Flandern, es war jene Diana endlich, deren Blicke tödlich wirkten, wie Dolchstöße.

Diesmal trug sie die Kleider ihres Geschlechts; sie war angetan mit einem Gewande von Brokat; Diamanten glänzten an ihrem Hals, in ihren Haaren, an ihren Handgelenken.

Unter diesem Schmucke trat die Blässe ihres Gesichtes noch mehr hervor, und ohne die Flamme, welche aus ihren Augen hervorsprang, hätte man glauben können, der Herzog habe durch Anwendung eines Zaubermittels eher den Schatten dieser Frau, als die Frau selbst heraufbeschworen.

Hätte er die Stütze der Statue nicht gehabt, über der er seine Arme, welche kälter waren als der Marmor selbst, kreuzte, so wäre Henri rücklings in das Bassin der Springquelle gefallen.

Der Herzog schien trunken vor Freude; er umschloß gleichsam mit den Augen dieses wunderbare Geschöpf, das sich ihm gegenüber gesetzt hatte und die Gegenstände, welche man vor ihr aufgestellt, kaum berührte. Von Zeit zu Zeit streckte sich Franz über der Tafel aus, um eine von den Händen seiner stummen, bleichen Tischgenossin zu küssen, welche eben so unempfindlich für diese Küsse zu sein schien, als wäre ihre Hand aus dem Alabaster gemeißelt, dessen Durchsichtigkeit und Weiße sie hatte.

Immer wieder bebte Henri, fuhr mit der Hand an seine Stirne, wischte mit dieser Hand den eisigen Schweiß ab, der in Tropfen darauf stand, und fragte sich:

»Lebt sie? Ist sie tot?«

Der Herzog strengte alle seine Kräfte an und entwickelte seine ganze Beredsamkeit, um die ernste Stirne der Dame zu entrunzeln.

Rémy, der allein diese zwei Personen bediente, denn der Herzog hatte Jedermann entfernt, schien, von Zeit zu Zeit mit dem Ellenbogen seine Gebieterin streifend, wenn er hinter ihr vorbei ging, sie durch diese Berührung wieder zu ermutigen und zum Leben, oder vielmehr zu der Lage der Dinge zurückzurufen.

Dann stieg eine dunkelrote Woge auf die Stirne der jungen Frau, ihre Augen schleuderten einen Blitz, sie lächelte, als ob ein Zauberer eine unbekante Feder dieses verständigen Automaten berührt und bei dem Mechanismus der Augen den Blitz, bei dem der Wangen die Färbung, bei dem der Lippen das Lächeln bewerkstelligt hätte.

Dann versank sie wieder in ihre Unbeweglichkeit.

Der Prinz näherte sich indessen und fing an durch seine leidenschaftlichen Reden seine schöne Eroberung zu erwärmen.

Diana, welche von Zeit zu Zeit nach der prachtvollen, über dem Kopfe den Prinzen an der ihr entgegengesetzten Wand hängenden Uhr schaute, schien sich sodann gegen sich selbst anzustrengen nahm, das Lächeln auf ihren Lippen bewahrend, einen tätigeren Anteil an dem Gespräch.

Unter dem Obdache den Blätterwerks zerriß sich, Henri die Fäuste und verfluchte die ganze Schöpfung von den Frauen, welche Gott gemacht hat, bis auf Gott, der ihn selbst geschaffen hatte.

Es kam ihm ungeheuerlich, gräuelhaft vor, daß diese so reine und so strenge Frau sich auf eine so gemeine Weise dem Prinzen hingab, weil er ein Prinz war, der Liebe, weil sie in diesem Palast vergoldet war.

Sein Abscheu gegen Rémy war so groß, daß er ihm ohne Mitleid die Eingeweide geöffnet hätte, um zu sehen, ob ein solches Ungeheuer das Blut das Herz eines Menschen habe.

In diesem Paroxysmus der Wut und der Verachtung verging für Henri die Zeit dieses für den Herzog von Anjou so köstlichen Abendbrotes.

Diana läutete. – Erhitzt durch den Wein und die galanten Redensarten, stand der Prinz vom Tische auf, um Diana zu umarmen.

Alles Blut von Henri stockte in seinen Adern. Er suchte an seiner Seite, ob er einen Degen, in seiner Brust, ob er einen Dolch hätte.

Mit einem seltsamen Lächeln, das sicherlich noch nie seines Gleichen auf irgend einem Gesichte gehabt hatte, hielt Diana den Prinzen auf dem Wege zurück und sprach:

»Monseigneur, erlaubt, daß ich, ehe ich vom Tische aufstehe, mit Euch diese Frucht teile, nach der mich gelüftet.«

Bei diesen Worten streckte sie die Hand nach einem Körbchen von Goldfiligran aus, das zwanzig herrliche Pfirsiche enthielt, und nahm eine davon.

Dann machte sie von ihrem Gürtel ein Messerchen los, dessen Klinge von Silber, dessen Heft von Malachit war, zerschnitt den Pfirsich in zwei Teile bot einen davon dem Prinzen, der ihn ergriff gierig damit nach seinen Lippen fuhr, als ob er die von Diana geküßt hätte.

Diese leidenschaftliche Handlung brachte einen solchen Eindruck auf ihn selbst hervor, daß eine Wolke sein Gesicht in dem Augenblick verdunkelte, wo er in die Frucht biß.

Diana schaute ihn mit ihrem klaren Auge und ihrem unveränderlichen Lächeln zu.

Rémy, der sich an einen Pfeiler von geschnitztem Holz mit dem Rücken angelehnt hatte, schaute ebenfalls mit düsterer Miene.

Der Prinz fuhr mit einer Hand über seine Stirne, wischte einige Schweißtropfen ab, die darauf perlten, und verschlang das Stück, in das er gebissen hatte.

Dieser Schweiß war ohne Zweifel das Symptom einer plötzlichen Unpäßlichkeit; denn während Diana die andere Hälfte der Pfirsich aß, ließ der Prinz das, was ihm von der seinigen übrig blieb, auf seinen Teller fallen, stand mit einer gewissen Anstrengung auf und schien seine schöne Tischgenossin einzuladen, mit ihm freie Luft im Garten zu schöpfen Diana erhob sich und nahm, ohne ein Wort zu sprechen, den Arm, den ihr der Prinz bot. Rémy folgte ihnen mit den Augen, besonders dem

Prinzen, den die Luft völlig wiederbelebte.

Während den Gehens trocknete Diana die kleine Klinge ihres Messers an einem goldgestickten Sacktuch ab und steckte es wieder in seine saffianlederne Scheide.

So kamen sie ganz nahe zu dem Gebüsch, wo Henri verborgen war. Der Prinz drückte verliebt den Arm der jungen Frau an sein Herz und sprach:

»Ich fühle mich wieder besser, dennoch weiß ich nicht, welche Schwere mein Gehirn bedrückt; ich sehe, Madame, ich liebe zu sehr.«

Diana riß einige Blumen von einem Jasmin, einen Zweig von einer Rebwinde und zwei schöne Rosen ab, welche eine ganze Seite des Sockels der Statue bedeckten, hinter der sich Henri erschrocken kleiner zu machen suchte.

»Was macht Ihr, Madame?« fragte der Prinz.

»Gnädigster Herr«, antwortete sie, »man hat mich stets versichert, der Wohlgeruch der Blumen sei das beste Mittel gegen Betäubung. Ich pflücke einen Strauß in der Hoffnung, von mir gegeben, werde dieser Strauß den magischen Einfluß haben, den ich ihm wünsche.«

Doch während sie die Blumen des Straußes zusammenfaßte, ließ sie eine Rose fallen, die der Prinz galanter Weise aufzuheben sich beeilte.

Die Bewegung von Franz war rasch, doch nicht so rasch, daß Diana nicht Zeit gehabt hätte, auf die andere Rose einige Tropfen von einer Flüssigkeit fallen zu lassen, welche in einem goldenen Flacon enthalten war, das sie aus ihrem Busen zog.

Dann nahm sie die Rose, die der Prinz aufgehoben hatte, steckte sie an ihren Gürtel sprach:

»Diese ist für mich, tauschen wir.«

Und für die Rose, die sie aus den Händen den Prinzen empfing, reichte sie ihm den Strauß.

Der Prinz nahm ihn gierig, roch voll Entzücken daran und schlang seinen Arm um den Leib von Diana. Doch dieser wollüstige Druck brachte ohne Zweifel die Sinne von Franz vollends in Verwirrung, denn er wankte auf seinen Knien und war genötigt, sich auf eine Rasenbank zu setzen, die sich in seiner

Nähe fand.

Henri verlor diese zwei Personen nicht aus dem Gesicht, und dennoch hatte er auch einen Blick für Rémy, der im Pavillon das Ende dieser Szene abwartete oder vielmehr jeden Umstand zu verschlingen schien.

Als er sah, wie der Prinz wankte, trat er bis auf die Schwelle des Pavillon vor.

Diana aber, als sie Franz wanken fühlte, setzte sich zu ihm, auf die Bank.

Die Betäubung von Franz währte diesmal länger als das erste Mal, der Prinz hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, er schien den Faden seiner Gedanken, und beinahe das Gefühl seines Daseins verloren zu haben, dennoch deutete die krampfhaft bewegte Hand seiner Finger auf der Hand von Diana an, daß er aus Instinkt seine Liebeschimäre verfolgte.

Endlich erhob er langsam den Kopf, als sich seine Lippen in der Höhe des Gesichtes von Diana fanden, machte er eine Anstrengung, um die seiner schönen Tischgenossin zu berühren, doch die junge Frau stand auf, als hätte sie diese Bewegung nicht gesehen.

»Ihr leidet, Monseigneur?« sagte sie, »es wäre besser, wir würden zurückkehren.«

»Oh! ja, kehren wir zurück!« rief der Prinz entzückt vor Freude, »ja, kommt, ich danke.«

Und er stand ganz schwankend auf; statt daß sich Diana auf seinen Arm stützte, war er es nun, der sich auf den Arm von Diana stützte, dadurch vermochte er bequemer zu gehen, und er schien Fieber und Betäubung zu vergessen; plötzlich sich aufrichtend, drückte er gleichsam durch Überrumpelung einen Kuß auf den Hals der jungen Frau.

Diese bebte, als ob sie, statt des Eindrucks einen Kusses, die Verwundung eines glühenden Eisens gefühlt hätte.

»Rémy, ein Licht! Ein Licht!« rief sie.

Sogleich kehrte Rémy in den Speisesaal zurück, zündete an den Kerzen auf dem Tische ein einzeln stehendes Licht an, das er von einem Guéridon nahm, näherte sich rasch, dieses Licht in der Hand, dem Eingang des Pavillon und rief:

»Hier, Madame.«

»Wohin geht Eure Hoheit?« fragte Diana, indem sie das Licht ergriff und den Kopf abwandte.

»Oh! zu mir! zu mir! . . . und nicht wahr, Ihr werdet mich führen, Madame?« erwiderte der Prinz voll Trunkenheit.

»Gern, Monseigneur«, antwortete Diana; und sie hob das Licht in die Höhe und schritt dem Prinzen voran.

Rémy öffnete im Hintergrunde des Pavillon ein Fenster, durch das die Luft so gewaltig eindrang, daß die Kerze, welche Diana trug, wie wütend ihre ganze Flamme und ihren ganzen Rauch Franz, der gerade im Luftzug stand, in das Gesicht trieb.

Die zwei Liebenden, Henri hielt sie für solche, kamen so, eine Galerie durchschreitend, bis zum Zimmer des Herzogs und verschwanden hinter der Tapete mit den Lilien, welche ihm als Türvorhang diente.

Henri hatte Alles, was vorgefallen war, mit wachsender Wut gesehen, und dennoch war diese Wut so, daß sie an die Vernichtung grenzte.

Es war, als bliebe ihm nur Kraft genug, um das Schicksal zu versuchen, das ihm eine so grausame Prüfung auferlegt hatte.

Er hatte sein Versteck verlassen und schickte sich, gelähmt, die Arme hängend, die Augen blicklos, an, halb tot nach seiner Wohnung im Schloß zurückzukehren, als sich plötzlich der Türvorhang, hinter dem er Diana und den Prinzen hatte verschwinden sehen, wieder öffnete, die junge Frau in den Speisesaal stürzte und Rémy, der unbeweglich dastand und nur ihre Rückkehr abzuwarten schien, mit den Worten:

»Komm, komm, Alles ist vorbei!« mit sich fortriß.

Und Beide eilten wie betrunken, verrückt oder wahnsinnig in den Garten.

Doch bei ihrem Anblick hatte Henri seine ganze Kraft wiedererlangt, er stürzte ihnen entgegen, sie fanden ihn plötzlich mitten in der Allee, aufrecht, die Arme gekreuzt schrecklicher in seinem Stillschweigen, als es irgend Einer in seinen Drohungen gewesen wäre. Henri war in der Tat zu jenem Grad von Verzweiflung gelangt, daß er Jeden getötet hätte, dem es eingefallen wäre, zu behaupten, die Frauen seien nicht

Ungeheuer, von der Hölle abgesandt, um die Welt zu beschmutzen.

Er faßte Diana beim Arm und hielt sie kurz zurück, trotz des Angstgeschreis, das sie ausstieß, trotz des Messers, welches ihm Rémy so scharf auf die Brust setzte, daß es sein Fleisch verletzte.

»Oh! Ihr erkennt mich ohne Zweifel nicht«, sprach er mit einem furchtbaren Zähneknirschen, »ich bin jener Neuling, der Euch liebte, und dem Ihr nicht Liebe schenken wolltet, weil es für Euch keine Zukunft mehr, sondern nur eine Vergangenheit gab. Ah! schöne Heuchlerin, und Du, feiger Lügner, ich kenne Euch nun, ich kenne Euch und verfluche Euch; dem Einen sage ich: ich verachte Dich; dem Andern: ich verabscheue Dich.«

»Gebt Raum!« rief Rémy mit erstickter Stimme, »gebt Raum, junger Narr . . . wenn nicht . . . «

»Es sei«, erwiderte Henri, »töte meinen elenden Leib, da Du meine Seele getötet hast.«

»Stille!« murmelte Rémy wütend, während er seine Klinge immer mehr eindrückte, so daß man schon das Eisen in der Brust den jungen Mannen hörte.

Doch Diana stieß heftig den Arm von Rémy zurück, faßte den von Du Bouchage und stellte diesen sich gegenüber.

Sie war leichenbleich; ihre schönen Haare hingen steif auf ihre Schultern herab; als sie mit ihrer Hand das Faustgelenke von Henri berührte, durchdrang diesen eine Kälte, der einer Leiche ähnlich.

»Mein Herr«, sprach sie, »beurteilt nicht vermessen die Dinge Gottes! . . . ich bin Diana von Méridor, die Geliebte von Herrn von Bussy, den der Herzog von Anjou auf eine elende Weise töten ließ, als er ihn retten konnte. Vor acht Tagen hat Rémy Aurilly, den Schuldgenossen des Prinzen, erdolcht, und was den Prinzen betrifft, so habe ich ihn so eben mit einer Frucht, mit einem Strauß und mit einem Lichte vergiftet. Platz! mein Herr, Platz für Diana von Méridor, welche auf der Stelle in das Kloster der Hospitaliterinnen geht.«

Sie sprach es, ließ den Arm von Henri los, und nahm wieder den von Rémy, der auf sie wartete.

Henri fiel auf die Kniee und folgte, rückwärts geworfen, mit den

Augen der furchtbaren Gruppe der Mörder, welche wie eine höllische Erscheinung in der Tiefe des Gebüsches verschwanden.

Erst eine Stunde nachher gelang es dem jungen Mann, der von der Anstrengung gelähmt, vom Schrecken niedergeworfen war, während sein Kopf in Flammen stand, wieder so viel Kräfte zusammenzuraffen, um sich bis zu seiner Wohnung zu schleppen; und auch dabei mußte er wohl mehr als zehnmals von Neuem anheben, um das Fenster zu erklettern. Er machte ein paar Schritte im Zimmer, schwankte und fiel auf sein Bett.

Alles schlief im Schloß.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Verhängnis.

Am andern Tag, gegen neun Uhr, bestreute eine schöne Sonne die sandigen Alleen von Château-Thierry mit Gold.

Zahlreiche, am Tage vorher bestellte Arbeiter hatten mit Tagesanbruch die Ausschmückung des Parkes und der für den Empfang des Königs, den man erwartete, bestimmten Gemächer begonnen.

Nichts rührte sich noch in dem Pavillon, wo der Herzog ruhte, denn er hatte am Abend seinen zwei alten Dienern ihn zu wecken verboten. Sie sollten warten, bis er rief.

Gegen neun Uhr sprengten zwei Couriere mit verhängten Zügeln in die Stadt und verkündeten die nahe bevorstehende Ankunft Seiner Majestät.

Die Schöppen, der Gouverneur und die Garnison stellten sich auf, um auf dem Weg, auf dem der Zug kommen sollte, Spaliere zu machen.

Um zehn erschien der König unten am Hügel. Er ritt seit dem letzten Relai. Es war dies eine Gelegenheit, die er stets und hauptsächlich bei seinem Einzug in die Städte ergriff, da er sich mit Recht für einen schönen Reiter halten durfte.

Die Königin Mutter folgte ihm in einer Sänfte; fünfzig Edelleute bildeten, gut beritten und reich gekleidet, ihren Cortège.

Eine Compagnie Leibwachen, befehligt von Crillon selbst, hundert und zwanzig Schweizer, eben so viele Schottländer, unter der Anführung von Larchant, und das ganze Haus der Vergnügungen des Königs, Maultiere, Bedientenvolk aller Art, bildeten ein Heer, dessen Reihen den pittoresken Krümmungen der Landstraße folgten, welche vom Fluß zum Gipfel den Hügeln aufsteigt.

Endlich kam der Cortège in die Stadt unter dem Läuten der Glocken, dem Donner der Kanonen, dem Klange der Musiken aller Art.

Der Jubel der Einwohner war groß; der König war in jener Zeit

so selten, daß er, von Nahem gesehen, noch einen Reflex der Gottheit zu haben schien.

Vergebens suchte der König, während er durch die Menge ritt, seinen Bruder. Er fand nur Henri Du Bouchage am Gitter des Schlosses.

Sobald Heinrich III. im Innern war, erkundigte er sich nach der Gesundheit den Herzogs von Anjou bei dem Offizier, der es übernommen hatte, Seine Majestät zu empfangen.

»Sire«, antwortete dieser, »Seine Hoheit bewohnt seit einiger Zeit den Pavillon im Park, und wir haben sie diesen Morgen noch nicht gesehen. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß sie sich wohl befindet, da sie sich gestern wohl befunden hat.«

»Das ist ein sehr abgelegener Ort, dieser Pavillon im Park, wie es scheint, da man die Kanonen dort nicht hört?« fragte Heinrich unzufrieden.

»Sire«, wagte einer von den Dienern den Herzogs zu bemerken, »Ihre Hoheit erwartete vielleicht Eure Majestät nicht so bald.«

»Alter Narr«, brummte Heinrich, »glaubst Du denn, ein König komme nur so zu den Leuten, ohne sie zuvor zu benachrichtigen? Der Herr Herzog von Anjou weiß meine Ankunft seit gestern.«

Dann, als befürchtete er, alle diese Leute durch eine sorgliche Miene traurig zu machen, rief Heinrich, der sanft und gut auf Kosten von Franz erscheinen wollte:

»Da er uns nicht entgegen kommt, gehen wir ihm entgegen.«

»Zeigt uns den Weg«, sagte Catharina aus ihrer Sänfte heraus.

Die ganze Escorte schlug den Weg nach dem alten Parke ein.

In dem Augenblick, wo die ersten Leibwachen zu den Hagebuchen gelangten, durchdrang ein düsterer, herzerreißender Schrei die Lüfte.

»Was ist das?« fragte der König, sich gegen seine Mutter umwendend.

»Mein Gott!« flüsterte Catharina, welche auf allen Gesichtern zu lesen suchte, »das ist ein Schrei der Angst oder der Verzweiflung.«

»Mein Prinz! mein armer Herzog!« rief der andere alte Diener von Franz, der mit allen Zeichen den heftigsten Schmerzes an

einem Fenster erschien.

Alle eilten nach dem Pavillon, der König durch die Anderen fortgerissen.

Er kam in dem Augenblick dahin, wo man den Körper des Herzogs von Anjou aufhob, den sein Kammerdiener, welcher ohne Befehl eingetreten war, um die Ankunft des Könige zu melden, auf dem Boden seines Schlafzimmers liegend gefunden hatte.

Der Prinz war kalt, steif, und gab kein anderes Lebenszeichen als eine seltsame Bewegung der Augenlider und ein verzerrendes Zusammenziehen der Lippen von sich.

Der König blieb auf der Schwelle stehen und Jedermann hinter ihm.

»Das ist ein abscheuliches Vorzeichen!« murmelte er.

»Ich bitte, entfernt Euch, mein Sohn«, sagte Catharina zu ihm.

»Der arme Franz!« sprach Heinrich, glücklich, entlassen zu sein und auf dieses Art das Schauspiel dieses Todeskampfes zu vermeiden.

Alles Volk entströmte nach dem König.

»Seltsam! Seltsam!« murmelte Catharina, welche ohne eine andere Gesellschaft, als die der beiden Diener, bei dem Prinzen oder vielmehr bei dem Leichnam kniete; und während man in der ganzen Stadt umherlief, um den Arzt des Prinzen zu finden, und ein Courier nach Paris eilte, um die Ankunft der Ärzte des Königs zu beschleunigen, welche in Meaux bei der Königin geblieben waren, untersuchte sie, allerdings mit weniger Wissenschaft, aber nicht mit weniger Scharfsichtigkeit, als es Miron selbst hätte tun können, die Anzeichen dieser seltsamen Krankheit, der ihr Sohn unterlag.

Sie hatte Erfahrung, die Florentinerin; sie befragte auch vor Allem, kalt und ohne sie in Verwirrung zu bringen, die zwei Diener, die sich in ihrer Verzweiflung die Haare ausrauftten und das Gesicht zerschlugen.

Beide antworteten, der Prinz sei in der Nacht nach Hause gekommen, nachdem ihn zu sehr ungelegener Zeit Herr Henri Du Bouchage, der im Auftrag des Könige erschienen, gestört habe.

Dann fügten sie bei, nach dieser im großen Schloß erteilten

Audienz habe der Prinz ein kostbares Abendbrot bestellt, befohlen, daß sich Niemand, ohne gerufen zu werden, im Pavillon einfinden solle, endlich auf das Bestimmteste eingeschärft, daß ihn am Morgen Niemand wecken und daß Niemand bei ihm eintreten dürfe, ehe er ein Zeichen hierzu gegeben habe.

»Er erwartete ohne Zweifel irgend eine Geliebte?« fragte die Königin Mutter.

»Wir glauben das, Madame«, antworteten demütig die Diener, »doch die Diskretion hat uns abgehalten, uns Gewißheit hierüber zu verschaffen.«

»Beim Abtragen mußtet Ihr doch bemerken, ob mein Sohn allein zu Nacht gespeist hat?«

»Wir haben noch nicht abgetragen, Madame, da Monseigneur ausdrücklich befahl, daß Niemand in den Pavillon eintreten dürfe.«

»Gut«, sagte Catharina, »es ist also Niemand hierher gekommen?«

»Niemand, Madame.«

»Entfernt Euch.«

Diesmal blieb Catharina allein.

Sie ließ den Prinzen auf dem Bett, wie man ihn gelegt hatte, und begann eine ängstliche Untersuchung jedes der Symptome oder jeder der Spuren, welche sich ihren Augen als das Resultat ihren Argwohns oder ihrer Befürchtungen zeigten.

Sie sah die Stirne von Franz von einer schwarzbraunen Farbe überzogen, seine Augen blutig und blau umkreist, und erblickte auf seinen Lippen eine Furche, der ähnlich welche brennender Schwefel auf lebendigem Fleisch hervorbringt.

Sie beobachtete dasselbe Zeichen an den Nasenlöchern und auf den Nasenflügeln.

»Wir wollen doch sehen«, sagte sie, rings umherschauend.

Und das Erste, was sie erblickte, war der Leuchter, in welchem sich die ganze, am Abend vorher von Rémy angezündete Kerze verzehrt hatte.

»Diese Kerze hat lange gebrannt«, sagte sie, »Franz war also lang in diesem Zimmer. Ah! hier ist ein Strauß auf dem Boden.«

Catharina griff hastig darnach und murmelte, als sie bemerkte,

daß alle diese Blumen, mit Ausnahme einer einzigen, welche geschwärtzt vertrocknet, noch frisch waren:

»Was ist das? was hat man auf die Blätter dieser Blume gegossen! . . . Mir scheint, ich kenne eine Flüssigkeit, welche die Rosen so vertrocknen macht.«

Schauernd warf sie den Strauß von sich.

»Das würde mir die Nasenlöcher und die Auflösung den Fleisches auf der Stirne erklären; doch die Lippen?«

Catharina lief in den Speisesaal, die Bedienten hatten nicht gelogen, nichts war seit dem Ende des Mahles berührt worden.

Eine auf dem Rande der Tafel liegende Hälfte eines Pfirsich, dem ein Halbkreis von Zähnen eingedrückt war, fesselte besonders die Aufmerksamkeit von Catharina.

Diese Frucht, so frischroth im Herzen, war geschwärtzt wie die Rose und hatte im Innern marmorartig violette und braune Flecken. Die zerfressende Tätigkeit zeichnete sich besonders auf der Schnitte an der Stelle aus, wo das Messer hatte durchkommen müssen.

»Das ist für die Lippen«, sagte sie, »doch Franz hat nur einen Biß in diese Frucht getan. Er hat diesen Strauß, dessen Blumen noch frisch sind, nicht lange in seiner Hand gehalten, das Übel ist nicht ohne Gegenmittel, das Gift kann nicht tief eingedrungen sein.«

»Doch wenn es nur oberflächlich gewirkt hat, warum diese völlige Lähmung und diese so vorgerückte Arbeit der Zersetzung? Ich muß nicht Alles gesehen haben.«

Während Catharina diese Worte sprach, ließ sie ihre Augen abermals umherlaufen und sah an seinem Stabe von Rosenholz, durch seine goldene Kette gehalten, den rot und blauen Lieblingspapagei von Franz hängen.

Der Vogel war tot, steif, seine Flügel waren gesträubt.

Catharina schaute ängstlich nach dem Lichte zurück, mit dem sie sich schon einmal beschäftigt hatte, um sich durch sein gänzlich Verbrennen zu versichern, daß der Prinz frühzeitig in sein Gemach zurückgekehrt war.

»Der Rauch!« sagte Catharina zu sich selbst, »der Rauch, der Docht der Kerze war vergiftet, mein Sohn ist tot.«

Sogleich rief sie. Das Zimmer füllte sich mit Dienern und Offizieren.

»Miron! Miron!« sagten die Einen.

»Einen Priester!« sagten die Andern.

Doch während dieser Zeit hielt die Königin Mutter an die Lippen von Franz einen von den Flacons, welchen sie beständig in ihrer Tasche trug, und beobachtete die Züge ihres Sohnes, um die Wirkung des Gegengiftes zu beurteilen.

Der Herzog öffnete noch einmal die Augen den Mund, doch in seinen Augen glänzte kein Blick mehr, in seine Kehle stieg die Stimme nicht mehr empor.

Düster und stumm entfernte sich Catharina aus dem Zimmer, wobei sie den zwei Dienern ein Zeichen machte, daß sie ihr folgten, ehe sie mit irgend Jemand gesprochen hätten.

Sie führte sie sodann in einen andern Pavillon, wo sie sich, den einen und den andern unter ihrem Blicke haltend, niedersetzte.

»Der Herr Herzog von Anjou«, sagte sie, »ist in seinem Abendbrot vergiftet worden; Ihr habt ihm dieses Abendbrot serviert.«

Bei diesen Worten sah man Totenblässe das Gesicht der zwei Männer überströmen.

»Man foltere uns«, sagten sie, »man töte uns, aber man beschuldige uns nicht.«

»Ihr seid Dummköpfe; glaubt Ihr, wenn ich einen Verdacht gegen Euch hätte, die Sache wäre nicht schon abgemacht? Ich weiß wohl, Ihr habt Euren Herrn nicht ermordet, doch Andere haben es getan, und ich muß die Mörder kennen. Wer ist in den Pavillon gekommen?«

»Ein elend gekleideter alter Mann, den der Herzog seit zwei Tagen empfang.«

»Aber . . . die Frau?«

»Wir haben sie nicht gesehen . . . Welche Frau meint Eure Majestät?«

»Es ist eine Frau da gewesen, welche einen Strauß gemacht hat.«

Die zwei Diener schauten sich mit solcher Einfalt an, daß Catharina ihre Unschuld mit einem einzigen Blicke erkannte.

»Man hole mir den Gouverneur der Stadt und den Gouverneur des Schlosses,«, sagte sie.

Die zwei Diener stürzten nach der Türe.

»Wartet einen Augenblick!« rief Catharina, welche diese Leute mit diesem einzigen Wort gleichsam auf die Schwelle nagelte. »Nur Ihr allein und ich, nur wir wissen, was ich Euch gesagt habe; ich werde es nicht sagen; wenn es Jemand erfährt, so erfährt er es durch einen von Euch; an diesem Tage sterbt Ihr Beide.«

Catharina befragte die zwei Gouverneure weniger offen. Sie sagte ihm nur, der Herzog habe von einer gewissen Person eine schlimme Kunde erhalten, die ihn tief ergriffen, dies sei die Ursache seines Übels, wenn man die Personen abermals befragte, würde sich der Herzog vielleicht von seiner Erschütterung erholen.

Die Gouverneure ließen die Stadt, den Park, die Umgegend durchforschen, Niemand wußte, was aus Rémy und Diana geworden.

Henri allein kannte das Geheimnis, doch es war keine Gefahr, daß er es enthüllte.

Gedeutet, übertrieben, verstümmelt, durchlief die gräßliche Nachricht den ganzen Tag Château-Thierry und die Provinz; Jeder erklärte je nach seinem Charakter und seinem Sinn den Unfall, der dem Herzog widerfahren war.

Doch Niemand, mit Ausnahme von Catharina und Du Bouchage, gestand sich, daß der Herzog ein toter Mann war.

Der unglückliche Prinz erlangte weder mehr die Stimme, noch das Gefühl, oder vielmehr, er gab kein Zeichen des Bewußtseins von sich.

Von finsternen Eindrücken heimgesucht, was er am meisten in der Welt befürchtete, wäre der König gern nach Paris zurückgekehrt; doch die Königin Mutter widersetzte sich seiner Abreise, und der Hof war genötigt, im Schloß zu bleiben.

Die Ärzte kamen in Menge herbei; Miron allein erriet die Ursache des Übels und beurteilte seine ernste Bedeutung; doch er war zu sehr Höfling, um nicht die Wahrheit zu verschweigen, besonders nachdem er sich mit den Blicken von Catharina beraten hatte.

Man befragte ihn von allen Seiten, und er antwortete, sicherlich habe der Herzog großen Kummer und heftige Schläge erlitten.

Er kompromittierte sich also nicht, was sehr schwierig in solchen Fällen ist.

Als ihn Heinrich III. ersuchte, er möge bejahend oder verneinend die Frage beantworten: »Wird der Herzog leben?«

Da antwortete der Arzt:

»In drei Tagen werde ich es Eurer Majestät sagen.«

»Und was werdet Ihr mir sagen?« fragte Catharina mit leiser Stimme.

»Euch, Madame, das ist etwas Anderes; ich werde ohne Zögern antworten.«

»Was?«

»Eure Majestät befrage mich.«

»An welchem Tage wird mein Sohn tot sein, Miron?«

»Morgen Abend, Madame.«

»So bald!«

»Ah! Madame«, flüsterte der Arzt, »die Dosis war auch gar zu stark.«

Catharina legte einen Finger auf ihre Lippen, schaute den Sterbenden an, und wiederholte ganz leise ihr unheilvolles Wort:

»Verhängnis!«

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Hospitaliterinnen.

Der Graf hatte eine furchtbare Nacht zugebracht, eine Nacht, welche an das Delirium und den Tod grenzte.

Aber seinen Pflichten getreu erhob er sich, sobald er die Ankunft des Königs verkündigen hörte, und empfing den König am Gitter, wie wir gesehen; doch nachdem er seine Huldigung Seiner Majestät dargebracht, die Königin Mutter begrüßt und dem Admiral die Hand gedrückt hatte, schloß er sich wieder in seinem Zimmer ein, nicht mehr, um zu sterben, sondern um entschieden seinen Plan, den nichts erschüttern konnte, in Ausführung zu bringen.

Gegen elf Uhr Morgens, als nämlich in Folge der gräßlichen Nachricht, die sich verbreitet: der Herzog von Anjou sei auf den Tod getroffen, sich Alles zerstreut hatte, während der König von diesem neuen Ereignis ganz betäubt blieb, klopfte Henri an die Türe seines Bruders, der, da er einen Teil der Nacht auf der Landstraße zugebracht, sich in sein Zimmer zurückgezogen hatte.

»Ah! Du bist es«, fragte Joyeuse, halb eingeschlafen: »was gibt es?«

»Ich komme, um Abschied von Euch zu nehmen, mein Bruder«, erwiderte Henri.

»Wie, Abschied . . . Du willst fort von hier?«

»Ja, ich gehe, mein Bruder, denn ich denke, nichts hält mich hier zurück.«

»Wie, nichts?«

»Allerdings; da die Feste, denen ich Eurem Wunsche nach beiwohnen sollte, nicht stattfinden, so bin ich nun meinen Versprechens entbunden.«

»Ihr täuscht Euch, Henri«, entgegnete der Großadmiral, »ich erlaube Euch ebenso wenig heute abzureisen, als ich es Euch gestern erlaubt hätte.«

»Es sei, mein Bruder, doch dann werde ich mich zum ersten Mal in meinem Leben in die schmerzliche Notwendigkeit versetzt

sehen, Euren Befehlen ungehorsam zu sein und es an der schuldigen Ehrerbietung gegen Euch mangeln zu lassen; denn von diesem Augenblick an erkläre ich Euch, Anne, daß mich nichts mehr zurückhalten wird, in einen geistlichen Orden einzutreten.«

»Aber die Dispensation, welche von Rom kommen soll?«

»Ich werde sie in einem Kloster erwarten.«

»Wahrhaftig, Ihr seid entschieden ein Narr!« rief Joyeuse, indem er mit einem in seinem Gesichte scharf ausgeprägten Erstaunen aufstand.

»Im Gegenteil, mein teurer und geehrter Bruder, ich bin der Weiseste von Allen, denn ich allein weiß, was ich tue.«

»Henri, Ihr hattet uns einen Monat versprochen.«

»Unmöglich, mein Bruder.«

»Noch acht Tage.«

»Nicht eine Stunde.«

»Aber Du leidest sehr, armes Kind!«

»Im Gegenteil, ich leide nicht mehr, und deshalb sehe ich, daß es für mein Übel kein Mittel gibt.«

»Aber mein Freund, jene Frau ist doch nicht von Erz: man kann sie erweichen; ich will sie geschmeidig machen.«

»Ihr werdet das Unmögliche nicht tun, Anne; aber ließe sie ich auch erweichen; so würde ich doch nicht mehr einwilligen, sie zu lieben.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Es ist so, mein Bruder.«

»Wie! wenn sie Dich haben wollte, würdest Du sie nicht mehr wollen? Das ist, bei Gott! Wahnsinn!«

»Oh! nein, gewiß nicht«, rief Henri mit einer Bewegung des Abscheus, »zwischen dieser Frau und mir kann nichts mehr bestehen.«

»Was soll das heißen?« fragte Joyeuse erstaunt, »und wer ist denn diese Frau? Laß hören, sprich, Henri, Du weißt, daß wir nie Geheimnisse für einander gehabt haben.«

Henri befürchtete, zu viel gesagt und, indem er sich dem Gefühle, das er geoffenbart, hingeeben, eine Türe, offen

gelassen zu haben, durch welche das Auge seines Bruders bis zu dem furchtbaren Geheimnis dringen könnte, das er in seinem Herzen verschloß. Er verfiel daher in ein entgegengesetztes Extrem und sprach, wie es in solchen Fällen geschieht, um das unkluge Wort, das ihm entschlüpft war, wieder zurückzunehmen, ein noch unklugeres aus.

»Mein Bruder«, sagte er, »dringt nicht weiter in mich, diese Frau wird mir nicht gehören, da sie nun Gott gehört.«

»Thorheiten, Märchen; diese Frau eine Nonne, sie hat Dich belogen.«

»Nein, mein Bruder, diese Frau hat mich nicht belogen, diese Frau ist Hospitaliterin; sprechen wir also nicht mehr von ihr und ehren wir Alles, was sich in die Arme des Herrn wirft.«

Anne hatte genug Gewalt über sich, um Henri die Freude nicht kundzugeben, welche ihm diese Mitteilung verursachte.

Er fuhr fort:

»Das ist in der Tat neu, denn Du sprachst nie hiervon.«

»Das ist in der Tat neu, denn sie hat kürzlich erst den Schleier genommen; doch ich bin dessen gewiß: wie der meinige, so ist auch ihr Entschluß unwiderruflich. Haltet mich nicht zurück, mein Bruder, umarmt mich, da Ihr mich liebt, laßt mich Euch für alle Eure Güte, für alle Eure Geduld, für alle Eure unendliche Liebe für einen armen Wahnsinnigen danken, und Gott befohlen!«

Joyeuse schaute seinem Bruder ins Gesicht; er schaute ihn wie ein Gerührter an, der darauf zählt, seine Rührung werde bei dem Andern die Kraft der Überredung unterstützen.

Doch Henri blieb unerschütterlich gegen diese Rührung und antwortete mit seinem traurigen ewigen Lächeln.

Joyeuse umarmte seinen Bruder und ließ ihn gehen.

»Gehe«, sagte er zu sich selbst, »es ist noch nicht Alles vorbei, so große Eile Du auch haben magst, so werde ich Dich doch bald einholen.«

Er suchte den König auf, der, Chicot an seiner Seite, in seinem Bett frühstückte.

»Guten Morgen! guten Morgen!« sagte Heinrich zu Joyeuse, »es freut mich sehr, Dich zu sehen, Anne, denn ich befürchtete, Du würdest den ganzen Tag liegen bleiben, Träger. Wie geht es

meinem Bruder?«

»Ich weiß es nicht, ich komme, um mit Euch von dem meinigen zu sprechen.«

»Von welchem?«

»Von Henri.«

»Will er immer noch Mönch werden?«

»Mehr als je.«

»Er nimmt das Ordensgewand?«

»Ja, Sire.«

»Er hat Recht, mein Sohn.«

»Warum, Sire?«

»Ja, man kommt schnell in den Himmel auf diesem Weg.«

»Oh! Sire«, sagte Chicot zum König, »man kommt noch viel schneller dahin auf dem Weg, den Dein Bruder nimmt.«

»Sire, will mir Eure Majestät eine Frage erlauben?«

»Zwanzig, Joyeuse, ich langweile mich sehr in Château-Thierry, und Deine Fragen werden mich ein wenig zerstreuen.«

»Sire, Ihr kennt alle geistliche Orden des Königreichs?«

»Wie die Wappen, mein Lieber.«

»Wie sind die Hospitaliterinnen?«

»Das ist eine ganz kleine, sehr ausgezeichnete, sehr strenge Gemeinde, bestehend aus zwanzig Stiftsdamen von St. Joseph.«

»Legt man bei ihnen das Gelübde ab?«

»Ja, durch Begünstigung und auf Präsentation der Königin.«

»Ist es eine Unbescheidenheit, wenn ich Euch frage, Sire, wo diese Gemeinde liegt?«

»Nein, sie liegt in der Rue du Chevet-Saint-Landry in der Cité hinter dem Notre-Dame Kloster.«

»In Paris?«

»In Paris.«

»Ich danke, Sire.«

»Doch warum des Teufels fragst Du mich das? sollte Dein Bruder seinen Willen verändert haben und, statt sich zum Kapuziner zu machen, nunmehr Hospitaliterin werden wollen?«

»Nein, Sire, ich würde ihn dann nach dem, was mir Eure

Majestät zu sagen die Gnade hatte, nicht so verrückt finden, sondern ich habe den Verdacht, daß ihm von Einer dieser Gemeinde der Kopf verrückt worden ist, und ich möchte folglich diese Eine entdecken und mit ihr sprechen.«

»Bei Gott!« sagte der König mit einer geckenhaften Miene, »ich habe dort vor bald sieben Jahren eine Superiorin gekannt, welche sehr schön war.«

»Nun! Sire, es ist vielleicht noch dieselbe.«

»Ich weiß es nicht; auch ich, Joyeuse, bin seit jener Zeit gleichsam in den geistlichen Stand eingetreten.«

»Sire«, sagte Joyeuse, »ich bitte Euch, gebt mir auf jeden Fall einen Brief an diese Superiorin und einen Urlaub auf zwei Tage.«

»Du verlässest mich!« rief der König, »Du lässest mich ganz allein hier!«

»Undankbarer«, sagte Chicot, die Achseln zuckend, »bin ich nicht da?«

»Meinen Brief, Sire, wenns beliebt«, sprach Joyeuse.

Der König seufzte, schrieb aber dennoch.

»Doch Du hast nur in Paris zu tun?« sagte Heinrich, indem er Joyeuse den Brief zustellte.

»Verzeiht, Sire, ich muß meinen Bruder geleiten, oder wenigstens bewachen.«

»Das ist richtig: gehe also, und komm bald zurück.«

Joyeuse, ließ sich diese Erlaubnis nicht wiederholen; er bestellte geräuschlos seine Pferde und ritt, als er sich versichert hatte, daß Henri schon abgegangen war, im Galopp bis an den Ort seiner Bestimmung.

Ohne die Stiefel auszuziehen ließ sich der junge Mann unmittelbar nach der Rue du Chevet-Saint-Landry führen.

Diese Straße mündete nach der Rue d'Enfer und der damit parallel laufenden Rue des Marmouzets aus.

Ein schwarzes, ehrwürdiges Haus, hinter dessen Mauern man die Gipfel einiger hohen Bäume erblickte, spärliche, vergitterte Fenster, eine kleine Pforte, dies war das Äußere des Klosters der Hospitaliterinnen.

Auf den Schlußstein des Bogens über der Pforte hatte ein

plumper Handwerksmann mit dem Meißel die lateinischen Worte:
MATRONÆ HOSPITES.

eingegraben.

Die Zeit hatte die Inschrift und den Stein ganz zernagt.

Joyeuse ließ seine Pferde in die Rue des Marmouzets führen, aus Furcht, ihre Anwesenheit in der Straße könnte ein zu großes Aufsehen erregen.

Dann klopfte er an das Gitter des Turmes und sagte, als sich Jemand zeigte:

»Wollt der Frau Superiorin melden, der Herr Herzog von Joyeuse, Großadmiral von Frankreich, wünsche sie im Auftrag des Königs zu sprechen.«

Das Gesicht der Nonne, welche hinter dem Gitter erschienen war, errötete unter ihrem Schleier, und der Turm schloß sich wieder.

Fünf Minuten nachher öffnete sich eine Türe Joyeuse trat in das Sprechzimmer.

Eine schöne Frau von hoher Gestalt machte Joyeuse eine tiefe Verbeugung, welche der Admiral, ein zugleich weltlicher religiöser Mann, erwiderte.

»Madame«, sagte er, »der König weiß, daß Ihr unter die Zahl Eurer Kostgängerinnen eine Person, die ich sprechen muß, aufgenommen habt. Wollt Ihr mir eine Unterredung mit dieser Person verschaffen.«

»Mein Herr, wäre es Euch gefällig, mir den Namen dieser Dame zu sagen?«

»Ich weiß ihn nicht, Madame.«

»Wie sollte ich dann Eurem Wunsche entsprechen?«

»Nichts kann leichter sein. Wen habt Ihr seit einem Monat aufgenommen?«

»Ihr bezeichnet mir diese Person zu bestimmt oder zu wenig«, sagte die Superiorin, »und ich vermöchte Eurem Verlangen nicht Genüge zu leisten.«

»Warum nicht?«

»Weil ich seit einem Monat Niemand aufgenommen habe, außer diesen Morgen.«

»Diesen Morgen?«

»Ja, Herr Herzog, und Ihr begreift, Eure Ankunft zwei Stunden nach der ihrigen gleicht zu sehr einer Verfolgung, als daß ich Euch die Erlaubnis, mit ihr zu sprechen, gewähren könnte.«

»Madame, ich bitte Euch.«

»Unmöglich, mein Herr.«

»Zeigt mir nur diese Dame.«

»Unmöglich, sage ich Euch; Euer Name hat genügt, um Euch die Pforten meines Hauses zu öffnen, doch um mit irgend Jemand, außer mit mir, hier zu sprechen, bedürft Ihr eines Befehle des Königs.«

»Hier ist dieser Befehl, Madame«, erwiderte Joyeuse und überreichte den vom König unterzeichneten Brief.

Die Superiorin las ihn verneigte sich.

»Der Wille Seiner Majestät soll geschehen, selbst wenn er dem Willen Gottes entgegensteht«, sprach sie wandte sich nach dem Hof des Klosters.

»Ihr seht nun, Madame«, sagte Joyeuse, der sie mit aller Höflichkeit zurückhielt, »Ihr seht, daß ich das Recht habe; doch ich befürchte einen Mißbrauch oder einen Irrtum; vielleicht ist diese Dame nicht diejenige, welche ich suche, habt also die Güte, mir zu sagen, wie sie gekommen ist, warum sie gekommen ist und wer sie begleitet hat.«

»Dies Alles ist unnötig«, Herr Herzog«, entgegnete die Superiorin, »Ihr irrt Euch nicht, die Dame welche erst diesen Morgen angekommen ist, nachdem sie vierzehn Tage auf sich warten ließ, diese Dame, die mir von einer Person empfohlen worden ist, welche alles Ansehen bei mir hat, ist sicherlich diejenige, welche der Herr Herzog von Joyeuse sprechen muß.«

Bei diesen Worten machte die Superiorin dem Herzog eine neue Verbeugung und verschwand.

Nach zehn Minuten kam sie zurück mit einer Hospitaliterin, deren Schleier ganz über ihr Gesicht herabgeschlagen war.

Es war Diana, welche schon das Ordenskleid genommen hatte.

Der Herzog dankte der Superiorin, bot der fremden Dame einen Stuhl, setzte sich selbst, und die Superiorin ging hinaus, indem sie mit ihrer Hand die Türen des öden, düsteren Sprechzimmers

schloß.

»Madame«, sprach Joyeuse, »Ihr seid die Dame der Rue des Augustins, die geheimnisvolle Frau, die mein Bruder, der Herr Graf Du Bouchage, wahnsinnig liebt.«

Die Hospitaliterin neigte den Kopf, um zu antworten, sprach aber nicht.

Dieses absichtliche Benehmen erschien Joyeuse als eine Unhöflichkeit; zuvor schon nicht sehr gut gegen die Fremde gestimmt, fuhr er fort:

»Ihr konntet nicht denken, Madame, es genüge schön zu sein oder schön zu scheinen, kein Herz unter dieser Schönheit verborgen zu haben, eine beklagenswerte Leidenschaft in dem Gemüte eines jungen Mannes meines Namens entstehen zu machen, und eines Tags zu diesem jungen Mann zu sagen: ›Schlimm für Euch, wenn Ihr ein Herz habt, ich habe keines und will keines haben.««

»Das ist es nicht, was ich geantwortet habe, mein Herr, und Ihr seid schlecht unterrichtet«, sprach die Hospitaliterin mit einem so edlen und so rührenden Stimmtone, daß sich der Zorn von Joyeuse einen Augenblick dadurch milderte.

»Die Worte tun nichts zum Sinn, Madame; Ihr habt meinen Bruder zurückgestoßen und in Verzweiflung gebracht.«

»Unschuldiger Weise, mein Herr, denn ich habe stets Herrn Du Bouchage von mir zu entfernen gesucht.«

»Das nennt man den Kunstgriff der Koketterie, Madame, und der Erfolg bildet den Fehler.«

»Niemand hat das Recht, mich anzuklagen; ich habe keine Schuld; geratet Ihr gegen mich in Zorn, so werde ich Euch nicht antworten.«

»Oho!« rief Joyeuse, der sich stufenweise erhitzte, »Ihr habt meinen Bruder ins Verderben gestürzt und glaubt Euch mit dieser herausfordernden Majestät rechtfertigen zu können: Nein, nein, der Schritt, den ich tue, muß Euch Licht über meine Absichten geben; ich spreche im Ernste, das schwöre ich Euch, und an dem Zittern meiner Hände und meiner Lippen seht Ihr, daß Ihr guter Beweisgründe bedürfen werdet, um mich zu besänftigen.«

Die Hospitaliterin stand auf und sprach mit derselben

Kaltblütigkeit:

»Wenn Ihr gekommen seid, um eine Frau zu beleidigen, so beleidigt mich, mein Herr; wenn Ihr gekommen seid, um mich von meinem Willen abzubringen, so verliert Ihr Eure Zeit. Entfernt Euch.«

»Ah! Ihr seid kein menschliches Geschöpf«, rief Joyeuse außer sich, »Ihr seid ein Dämon.«

»Ich habe gesagt, ich würde nicht mehr antworten; doch das ist nicht genug, und ich gehe.«

Und die Hospitaliterin machte einen Schritt nach der Türe.

Joyeuse hielt sie zurück.

»Ah! wartet einen Augenblick, ich suche Euch schon zu lange, um Euch so entfliehen zu lassen, und da es mir endlich gelungen ist, Euch zu finden, da mich endlich Eure Unempfindlichkeit in dem Gedanken bestätigt hat, Ihr seid ein höllisches Geschöpf, abgesandt von dem Feinde der Menschen, um meinen Bruder zu verderben, so will ich dieses Gesicht sehen, auf das der Abgrund, seine schwärzesten Drohungen geschrieben hat; ich will das Feuer dieses unseligen Blickes sehen, der die Geister verwirrt. Es ist nun an uns Satan!«

Und während Joyeuse mit einer Hand das Zeichen des Kreuzes in Form einer Teufelsbeschwörung machte, riß er mit der andern den Schleier ab, der das Gesicht der Hospitaliterin bedeckte; doch stumm, unempfindlich; ohne Zorn, ohne Vorwurf, heftete diese ihren sanften reinen Blick auf denjenigen, welcher sie so grausam verletzte, und sprach:

»Oh! Herr Herzog, was Ihr da macht, ist eines Edelmanns unwürdig.«

Joyeuse war im Herzen getroffen, so viel Sanftmut beschwichtigte seinen Zorn, so viel Schönheit brachte seine Vernunft in Verwirrung.

»Es ist wahr«, sagte er nach man Stillschweigen, »Ihr seid schön, und Henri mußte Euch lieben; doch Gott hat Euch die Schönheit nur gegeben, um sie wie einen Wohlgeruch über ein an das Eure gefesseltes Dasein aufzubereiten.«

»Mein Herr, habt Ihr nicht mit Eurem Bruder gesprochen? Oder wenn Ihr mit ihm gesprochen habt, so hielt er es nicht für

geeignet, Euch zu seinem Vertrauten zu machen, denn sonst hätte er Euch erzählt, daß ich getan habe, was Ihr sagt: ich habe geliebt, ich werde nicht mehr lieben; ich habe gelebt, ich muß sterben.«

Joyeuse hatte unablässig Diana angeschaut. Die Flamme dieser allmächtigen Blicke war bis in die Tiefe seiner Seele eingedrungen, jenen vulkanischen Feuerausbrüchen ähnlich, welche das Erz der Bildsäulen schmelzen, wenn sie nur an ihnen vorüberkommen.

Dieser Strahl hatte alle Materie in dem Herzen des Admirals verzehrt, das reine Gold brodelte darin, und dieses Herz brach aus wie der Tigel unter dem Flusse des Metalls.

»Oh! ja!« sagte er noch einmal mit leiserer Stimme, indes er fortwährend einen Blick auf sie heftete, worin immer mehr das Feuer des Zornes erlosch, »oh! ja, Henri mußte Euch lieben . . . Oh! Madame, habt Mitleid, auf den Knien flehe ich Euch an, liebt meinen Bruder.«

Diana blieb kalt schweigsam.

»Treibt nicht eine Familie bis zum Todeskampf, richtet die Zukunft unseres Geschlechtes nicht zu Grunde, laßt nicht den Einen aus Verzweiflung, die Anderen aus Kummer sterben.«

Diana antwortete nicht und schaute nur fortwährend traurig diesen vor ihr gebeugten Flehenden an.

»Oh!« rief Joyeuse endlich, indem er wütend eine krampfhaft geballte Faust an sein Herz preßte, »oh! habt Mitleid mit meinem Bruder, habt Mitleid mit mir, ich brenne, dieser Blick versengt mich . . . Gott befohlen, Madame, Gott befohlen!«

Er erhob sich wie ein Wahnsinniger, riß die Riegel der Türe des Sprechzimmers auf und entfloh ganz verwirrt bis zu seinen Leuten, welche ihn an der Ecke der Rue d'Enfer erwarteten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Seine Hoheit Monseigneur der Herzog von Guise.

Am Sonntag, den 10. Juni, ungefähr um elf Uhr, war der ganze Hof in dem Zimmer versammelt, das vor dem Kabinett kam, wo seit seinem Zusammentreffen mit Diana von Méridor der Herzog von Anjou langsam und unglücklich hinstarb.

Weder die Wissenschaft der Ärzte, noch die Verzweiflung seiner Mutter, noch die vom König befohlenen Gebete hatten das unselige Ereignis zu beschwören vermocht.

Am Morgen des 10. Juni erklärte Miron dem König, es gebe kein Mittel für die Krankheit, und Franz von Anjou würde den Tag nicht überleben.

Der König stellte einen großen Schmerz zur Schau und sprach, indem er sich an die Anwesenden wandte:

»Das gibt unsern Feinden viel Hoffnung.«

Worauf die Königin Mutter erwiderte:

»Unser Schicksal liegt in den Händen Gottes, mein Sohn.«

Chicot, der ganz demütig und zerknirscht in der Nähe des Königs stand, fügte diesem ganz leise bei:

»Helfen wir Gott, wenn wir können, Sire.«

Nichtsdestoweniger verlor der Kranke gegen halb zwölf Uhr die Farbe das Gesicht; sein bis dahin offener Mund schloß sich; der Blutfluß, der seit einigen Tagen alle Anwesenden erschreckt hatte, wie einst der Blutschweiß von Carl IX. hörte plötzlich auf und alle Extremitäten wurden kalt.

Heinrich saß zu den Häupten seines Bruders.

Catharina hielt neben dem Bett sitzend eine eisige Hand des Sterbenden.

Der Bischof von Château-Thierry und der Cardinal von Joyeuse sprachen Sterbegebete, welche die Anwesenden kniend und mit gefalteten Händen wiederholten.

Gegen Mittag öffnete der Kranke die Augen; die Sonne befreite sich von einer Wolke und übergießte das Bett mit einer goldenen Glorie.

Franz, der bis dahin nicht einen Finger hatte rühren können, und dessen Geist wie die Sonne, welche wieder erschien, verschleiert gewesen war, Franz hob einen Arm mit der Gebärde eines erschrockenen Menschen zum Himmel empor.

Er schaute umher, hörte die Gebete, fühlte sein Übel und seine Schwäche, und erriet seine Lage, vielleicht, weil er schon halb jene finstere und unselige Welt erblickte, wohin gewisse Seelen gehen, nachdem sie die Erde verlassen haben.

Dann stieß er einen Schrei aus, schlug sich mit solcher Gewalt vor die Stirne, daß die ganze Versammlung darob erbebte.

Die Stirne faltend, als ob er in seinem Innere eines der Geheimnisse seines Lebens gelesen hätte, murmelte er:

»Bussy! . . . Diana!«

Dieses letzte Wort hörte Niemand als Catharina, mit so schwacher Stimme sprach es der Sterbende.

Mit der letzten Sylbe dieses Namens gab Franz seinen Geist auf.

Durch ein seltsames Zusammentreffen verschwand in denselben Augenblick die Sonne, welche das Wappenschild von Frankreich die goldenen Lilien bestrahlte; so daß diese Lilien, einen Augenblick zuvor noch glänzend, ebenso düster wurden als der Azur, den sie vorher mit einem Gestirn schmückten, das nicht minder schimmerte, als das, welches das träumerische Auge am Himmel sucht.

Catharina ließ die Hand ihres Sohnes fallen.

Heinrich III. schauerte und stützte sich zitternd auf die Schulter von Chicot, welcher ebenfalls schauerte, doch wegen der Ehrfurcht, die jeder Christ den Toten schuldig ist.

Miron hielt einen goldenen Kelchdeckel an die Lippen von Franz sprach, nachdem er ihn einige Sekunden aufmerksam betrachtet hatte:

»Monseigneur ist tot.«

Wonach sich ein langer Seufzer in den Vorzimmern als Begleitung des Psalmen erhob, den der Cardinal murmelte:

Cedant iniquitates meæ ad vocem deprecationis meæ.

»Todt!« wiederholte der König, der sich in seinem Lehnstuhl bekreuzte, »mein Bruder, mein Bruder!«

»Der einzige Erbe des Thrones von Frankreich«, murmelte Catharina, welche ihren Platz neben dem Toten verlassend, schon zu dem einzigen Sohn, der ihr blieb, zurückgekehrt war.

»Oh!« sprach Heinrich, »dieser Thron von Frankreich ist sehr weit für einen König ohne Nachkommenschaft; die Krone ist sehr weit für ein einziges Haupt . . . Keine Kinder, keine Erben, wer wird mir in der Regierung folgen.«

Als er diese Worte vollendete, erscholl ein gewaltiger Lärm auf der Treppe in den Sälen.

Nambu stürzte in das Sterbezimmer meldete:

»Seine Hoheit Monseigneur der Herzog von Guise.«

Bestürzt über diese Antwort auf die Frage, die er an sich selbst gerichtet, erbleichte der König, stand auf und schaute seine Mutter an.

Catharina war noch bleicher als ihr Sohn. Bei der Ankündigung dieses furchtbaren Unglücks, das ein Zufall seinem Geschlechte weissagte, ergriff sie die Hand des Königs und drückte sie, als wollte sie ihm sagen:

»Hier ist die Gefahr . . . doch befürchtet nichts, denn ich bin bei Euch!«

Der Sohn und die Mutter hatten sich in demselben Schrecken in derselben Drohung begriffen.

Der Herzog trat gefolgt von seinen Kapitänen ein. Er erschien, die Stirne hoch, obgleich seine Augen weder den König, oder das Sterbebett seines Bruders mit einer gewissen Verlegenheit suchten.

Mit jener erhabenen Majestät, die er allein vielleicht in gewissen Augenblicken in seiner so seltsam poetischen Natur fand, hielt Heinrich III. den Herzog durch eine fürstliche Gebärde auf, durch die er ihm den königlichen Leichnam auf dem durch den Todeskampf zerkrümpelten Bett zeigte.

Der Herzog beugte sich und fiel langsam auf die Kniee.

Alles um ihn her neigte das Haupt und bog das Knie.

Heinrich III. allein blieb aufrecht bei seiner Mutter stehen, und sein Blick glänzte zum letzten Male vor Stolz.

Chicot erschaute diesen Blick und murmelte ganz leise den andern Vers der Psalmen:

»Dejiciet potentes de sede et exaltabit humiles!«

(Er wird die Mächtigen vom Throne stürzen und die Demütigen erheben.)

Ende der ersten Abteilung der Fünf und Vierzig.

[Alexander Dumas verspricht binnen Kurzem noch einige Bände zum Schluß der Fünf und Vierzig zu veröffentlichen, welche sogleich in der Übersetzung folgen werden.]

Postscript.

Ein paar Worte zu den Hauptfiguren in "Die Fünfundvierzig" sind notwendig, um die Geschichte zu vervollständigen.

Diane de Monsoreau, die im Kloster der Hospitalieres das Gelübde abgelegt hatte, überlebte den Duc d'Anjou nur zwei Jahre. Von Rémy, ihrem treuen Begleiter, hören wir nichts mehr. Er verschwand, ohne eine Spur hinter sich zu lassen.

Die Geschichte informiert uns jedoch vollständiger über die anderen. Der Duc de Guise, der endlich zum offenen Aufstand gegen Heinrich III. aufbrach, war so erfolgreich, dass er mit Hilfe der Liga den König zur Flucht aus Paris zwang. Es kam jedoch zu einer formalen Versöhnung zwischen den beiden, wobei der Duc de Guise festlegte, dass er zum Generalleutnant des Königreichs ernannt werden sollte; aber kaum war der König in den Louvre zurückgekehrt, entschloss er sich zur Ermordung des Herzogs. Er befragte Crillon, den Anführer der Fünfundvierzig, zu diesem Thema, aber dieser edle Soldat weigerte sich, irgendetwas damit zu tun zu haben, bot aber an, den Herzog zum Einzelkampf herauszufordern. Loignac war weniger skrupellos, und wir kennen das Ergebnis: Der Duc de Guise und sein Bruder, der Kardinal, wurden beide ermordet. Zehn Tage nach diesem Ereignis starb Catherine de Médicis, die Mutter der Königin, die von niemandem bedauert wurde.

Die Pariser, verärgert über die Ermordung des Duc de Guise, erklärten seinen Bruder, den Duc de Mayenne, zum Oberhaupt der Liga und erhoben sich gegen den König, der erneut zur Flucht gezwungen war. Er bat den König von Navarra um Hilfe, der dem Ruf sofort folgte, und sie standen mit einem vereinigten Heer von Katholiken und Hugenotten kurz vor Paris. Henri III. wurde jedoch von dem unerbittlichen Hass der klugen und skrupellosen Duchesse de Montpensier verfolgt. Sie wirkte so geschickt auf den fanatischen Geist des jungen Jakobinermönchs Jacques Clement ein, dass er den Tod des Königs in Angriff nahm. Er betrat das Lager mit Briefen für Henri, den er beim Lesen erstach. Der König starb am 2. August 1589, nachdem er Henri de Navarra zu seinem Nachfolger erklärt hatte.

Über das weitere Leben und die Abenteuer von Chicot ist leider nichts Authentisches bekannt.

Anm. d. Übersetzers.

Fußnoten

- [1] Zur Erklärung dieser Worte ist zu bemerken: Robert Briquet sagt, das schlechte Französisch des Schweizers nachahmend: C'être chuste, mon camarate, très chuste, »Das ist richtig«, &c.Worauf der Schweizer in deutscher die Worte »Bei Gott u.s.w.« erwiderte.
- [2] La Mole und Coconnas uns bekannt aus »Königin Margot«, Bussy aus der »Dame von Monsoreau«, deren Fortsetzung dieser Roman bildet.
- [3] Hilariter, joyeusement, freudig.
- [4] Einkünfte
- [5] Dieses Abwechseln von Du und Ihr ist eine Eigentümlichkeit der Sprache von Heinrich III. mit seinen Günstlingen, welche Dumas auch schon in der Dame von Monsoreau bemerkbar macht.
- [6] Ein Friedhof bei Paris.
- [7] Suche und du wirst finden.
- [8] Joyeusement, freudig, vergnügt, die Devise von Henri von Joyeuse war, wie gesagt, das lateinische Wort: hilariter.
- [9] Zwiebeln
- [10] So hieß ehemals eine Provinz von Frankreich, welche gegenwärtig in den Departements der Seine, Seine und Oise, Seine und Marne und Oise begriffen ist, und wozu hauptsächlich das Stadtgebiet von Paris gehörte.
- [11] Die größte Glocke auf dem Turme von Notre-Dame, in Paris wird ihres brummenden Tones wegen Bourdon genannt.
- [12] Es ist immer von französischen Meilen, Lieues, die Rede.
- [13] Täglich Ärgernis. Wir mußten der nachstehenden Worte wegen das Französische von Heinrich wiederholen. D. Übers.
- [14] Verkleidung
- [15] Zinsertrag
- [16] Gueux in seiner ursprünglichen Bedeutung Bettler, sodann Geusen der im Jahr 1565 zur Abschaffung der Inquisition gestiftete Bund niederländischer Edelleute.
- [17] . . . Hals über Kopf. – Die Beine in die Hand genommen . . .
- [18] Das Wortspiel: sage-femme, weise Frau und zugleich Hebamme, und femme sage, vernünftige Frau, ist nicht scharf übersetzbar.